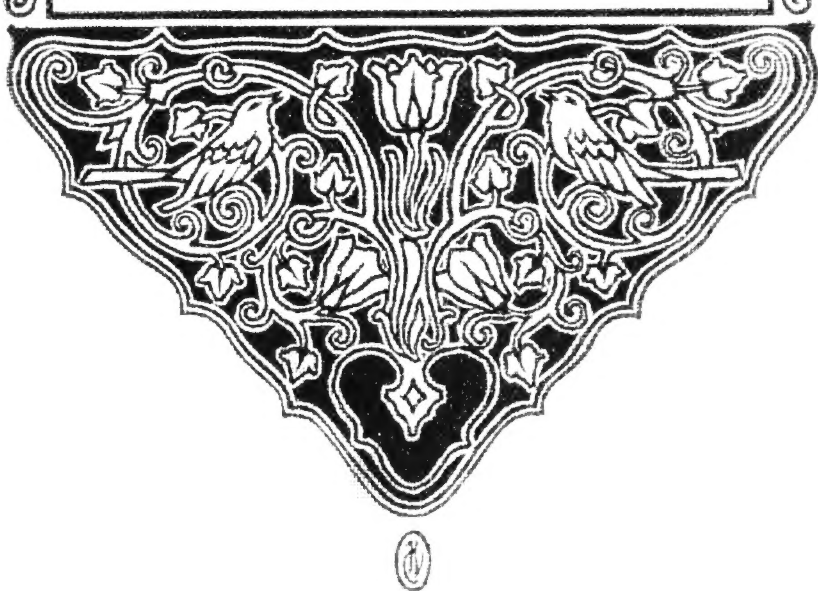
Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke





Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 1



Gesammelte Werke

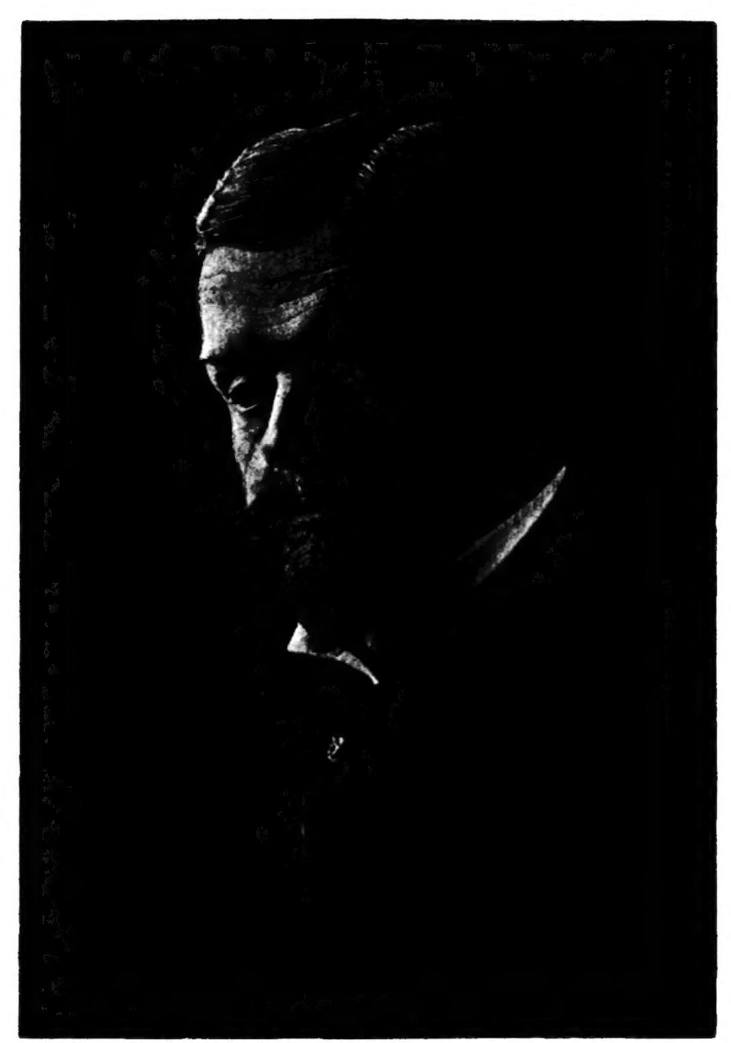
von

Wilhelm von Polenz

Band I

Der Büttnerbauer

F. Fontane & Co.
Berlin



NACH EINER PHOTOGRAPHISCHEN AUFNAHME VON E. RAUPP, DRESDEN.

Wilhelm von Polenz



Wilhelm von Polenz

Büttnerbauer







Wilhelm von Polenz

Der Büttnerbauer

Mit dem Porträt des Dichters und einem Vorwort von Prof. Adolf Bartels

Elfte Auflage

F. Fontane & Co.
Berlin

Wilhelm von Polenz.

Von

Adolf Bartels.

Das Erscheinen der Gesamtwerke Wilhelm von Polenz' auch nur mit einem Worte zu rechtfertigen, erscheint vollkommen überflüssig; seine literarische Bedeutung steht seit dem Erscheinen des „Büttnerbauer" im allgemeinen fest, und sein früher Tod erregt in uns allen, die wir ihn kennen, den Wunsch, alles, was er geschrieben, für alle Zeiten beisammen zu haben. Wohl aber dürfte es notwendig sein, im Zusammenhang mit der Gesamtausgabe die dichterische Eigenart Polenz' literaturhistorisch und ästhetisch noch etwas schärfer heraus zu arbeiten, als es bisher geschehen, und den Dichter damit dem Verständnis breiterer Kreise, die von ihm wohl das eine oder das andere Werk kennen, aber ihn noch keineswegs in seiner menschlich-dichterischen Gesamtpersönlichkeit gebührend schätzen, nach Kräften näher zu bringen. „Detlev von Liliencron, Gerhart Hauptmann und Wilhelm von Polenz," so habe ich nach Polenz' Scheiden geschrieben, „das sind für mich, von der älteren Generation natürlich abgesehen, die drei Dichter unserer Zeit, die das relativ Beste geleistet haben und zur stärksten Wirksamkeit berufen sind; Liliencron der Lyriker, Hauptmann der Dramatiker (freilich nur Milieudramatiker), Polenz der Epiker. Als Dichtern wird man Liliencron und Hauptmann einen Vorzug vor Polenz einräumen, sie waren ja auch schon durch

die Gattung der Poesie, die sie pflegten, besser daran. Denn der Roman, Polenz' Hauptgattung, muß ja nun einmal, wie man öfter gesagt hat, immer sehr viel Erde mitschleppen, richtiger Zeitballast, der sein Gewicht für spätere Geschlechter verliert. Dafür ist nun aber Polenz als Geist, als Intelligenz mehr, als seine beiden Kollegen; er hat sich in höherem Grade des geistigen Gehalts der Zeit zu bemächtigen vermocht, ist zum tieferen Verständnis ihrer Probleme und Tendenzen durchgedrungen. Ja, er sah wohl auch ein größeres Stück Leben als jene und vermochte es objektiver darzustellen, nicht immer zur höchsten Kunst gelangend, aber immer im Dienste der Wahrheit." Das ist so ungefähr die Grundanschauung über Polenz, die beim deutschen Volke durchgesetzt werden muß, nicht damit dem Dichter ein höherer Ruhm werde, sondern damit seine Werke ihren segensreichen Einfluß auf unser Volk weiter üben; denn darüber sind sich alle wirklichen Kenner Polenz' und unserer Verhältnisse einig, „ihr Tag ist noch lang".

Wilhelm Christoph Wolf von Polenz wurde am 14. Januar 1861 auf Schloß Ober-Cunewalde in der sächsischen Oberlausitz als Sohn des Kammerherrn und Klostervogts Julius von Polenz geboren. Die Polenz' sind ein sehr altes sächsisch-thüringisches Adelsgeschlecht, doch wurde der junge Polenz darum nicht „exklusiv" erzogen: er kam mit zehn Jahren in ein evangelisches Pfarrhaus, mit vierzehn Jahren auf das Vitzthumsche Gymnasium in Dresden, das er absolvierte. Über seine Gymnasialzeit wird berichtet, daß er den Unterricht verachtet, jedoch einen Lieblingslehrer gehabt, außerordentlichen Lesehunger entwickelt und bereits Dramen geschrieben habe — also seine Entwickelung war die übliche dichterisch veranlagter junger Deutscher. Als seine Lieblingsschriftsteller werden Dickens, Turgenjew, Daudet, Dahn, Ebers und Wildenbruch genannt — auch in dieser Hinsicht ist zwischen ihm und seinen Altersgenossen kein Unterschied. Nach dem Abiturientenexamen diente Polenz zunächst sein Freiwilligenjahr ab und

begann darauf das Rechtsstudium in Breslau, das er in Berlin und Leipzig fortsetzte. Stärker und stärker regten sich seine literarischen Neigungen, stießen aber natürlich auf Widerstand. So blieb Polenz nichts weiter übrig, als vorerst durch den Besuch aller möglichen Vorlesungen seine allgemeine Bildung zu vertiefen; daß dabei eine bestimmte Loslösung von allem Dogmatischen, eine neue Welt- und Lebensbetrachtung von sozialen Gesichtspunkten eintrat, lag wiederum in der Zeit und war allen begabten Jünglingen jener Tage gemeinschaftlich. Polenz bestand sein Referendarexamen und arbeitete eine Zeitlang auf einem Dresdener Gericht; dann trat aber der Bruch mit dem juristischen Berufe ein, gegen den Willen der Eltern wurde das freie Schriftstellerleben als einzig mögliche Existenz ins Auge gefaßt. Die Heirat mit einer jungen englischen Dame ermöglichte Polenz den Berufswechsel unabhängig von seiner Familie, er nahm seine Studien noch einmal auf und lebte längere Zeit in Berlin, im Verkehr mit Moritz von Egidy, der dort damals das Christentum seiner „Ernsten Gedanken" ins Leben setzen wollte, und kam auch den eigentlichen literarischen Kreisen, die noch im Banne der „Revolution der Literatur" standen, nahe. Im Jahre 1890 trat er darauf mit dem zweibändigen Roman „Sühne" hervor, der ihm gleich eine literarische Stellung schuf. Doch zeigte sich dann bald, daß Polenz' von Haus aus konservativem Geiste die in bestimmter Beziehung immer wurzellose Schriftstellerexistenz nicht genügte; er erwarb zunächst das Rittergut Lauba und übernahm später das Stammschloß Ober-Cunewalde. Dort hat er bis an seinen Tod, 13. November 1903, gelebt und geschaffen, selbstverständlich nicht ausschließlich: der Winteraufenthalt in Berlin und Reisen, von denen die letzte nach Nordamerika besondere Erwähnung verdient, haben den Landaufenthalt regelmäßig unterbrochen. Geistig-seelisch hat sich Polenz noch viel weniger isoliert als äußerlich: er hat das Leben seines Volkes bis an sein frühes Ende kräftig mitgelebt, alle Probleme desselben in der eigenen Seele durch-

gerungen und sie dann in seinen Romanen zu anschaulicher Darstellung gebracht.

Der erste Roman von Polenz, „Sühne", bei Heinrich Minden in Dresden erschienen, ist gleich die entscheidende Talentprobe, wenn auch noch weniger typische Lebensdarstellung als die späteren. Er zeigt ein junges Liebespaar, dessen weiblicher Teil verheiratet, und das also gezwungen ist, die Ehe zu brechen, dadurch oder doch durch die schrankenlose Hingabe an die sinnliche Leidenschaft nun aber auch zugrunde geht. Dem Gesamtcharakter nach schließt sich der Roman an die modern-realistische feinere Unterhaltungsliteratur an, die damals neben dem aufringenden Naturalismus in Deutschland herrschend war, von Turgenjew und Daudet, nicht von Tolstoi und Zola ausging und bald in Guy de Maupassant einen neuen Meister fand — Alexander Baron von Roberts, Karl von Perfall usw. sind ihre Hauptvertreter, und Georg von Ompteda, Polenz' Schulgenosse, ist ihr in bestimmter Beziehung bis auf diesen Tag treu geblieben. Der junge Polenz teilte im großen Ganzen die ästhetischen Anschauungen dieser „Schule", wie er denn seinen Helden, der auch von der Juristerei zur Schriftstellerei übergeht, ausdrücklich sagen läßt, daß er nicht in einer möglichst getreuen, gleichsam photographischen Wiedergabe den Zweck der Kunst erblicke, sondern nach einem idealisierten, geadelten Realismus strebe; er unterscheidet sich jedoch von seinen Genossen von vornherein dadurch, daß er nicht bloß die interessante Episode aus dem Leben herausholt, sondern, im Banne seiner sozialen Anschauungen, ein breiteres Zeit- und Lebensbild erstrebt, und ferner dadurch, daß er als konservativer Geist entschieden auf der Seite der Sitte stehen bleibt und nicht, wie die dekadenten Talente jener Tage, sophistisch ein vermeintliches Recht der Leidenschaft deduziert und sich als Schöpfer einer modernen Weltanschauung gebärdet. Aus dem sozial gerichteten Geiste Polenz' erwachsen die Schilderungen des Berliner Arbeiterlebens und später der wirtschaftlichen Zustände der Slowaken in Ungarn, die

mit der eigentlichen Romanhandlung nur wenig zu tun haben; die sittliche Tendenz zeigt ja schon der Titel des Werkes, „Sühne", an, sie ist aber auch nicht etwa nach alter schlechter Weise zum Schlusse nur sozusagen notdürftig aufgeklebt, sondern in der Handlung psychologisch durchgeführt: es wird deutlich gezeigt, wie aus dieser Leidenschaft bei diesen Menschen kein Glück hervorgehen kann, nicht eine Phase der Entwickelung (im besonderen wirkt die der Schriftstellerexistenz niederdrückend) wird uns erspart. Stilistisch, in der Form überhaupt unterscheidet sich Polenz' Erstlingsroman nicht allzuviel von den anderen besseren Unterhaltungsromanen der Zeit. Wohl ist er recht gut in der Charakteristik und führt eine große Anzahl interessanter Persönlichkeiten vor, wohl vermag er auch das Milieu und besonders noch die Naturstimmung recht hübsch zu geben, Ungewöhnliches, Geniales jedoch ist nicht in ihm. So muß man denn sagen, daß seine Bedeutung zuletzt darauf beruht, daß er den Übergang von der modernen Unterhaltungsliteratur zur wirklichen Lebensdarstellung unter sozialen Gesichtspunkten bildet, nicht mehr auf das Bloß-Interessante, sondern auf Wahrheit ausgeht. Oder, um es anders auszudrücken, es tritt mit Polenz' Auftreten die Scheidung von der Decadence ein, der die feinere Unterhaltungsliteratur jener Zeit doch im ganzen angehört. Schon der zweite Roman des Dichters bringt dann auch die neue Wendung zur Heimatkunst. Vorher liegen jedoch noch einige Werke, die der Decadence näher stehen als selbst die „Sühne" und dartun, daß Polenz auch mit den bösen Geistern der Zeit gerungen hat, ehe er sich von ihnen vollständig freimachte.

Der Roman „Sühne" wurde von der deutschen Kritik sehr günstig aufgenommen; man erkannte, daß man in Polenz „einen Realisten im besten Sinne des Wortes" gewonnen habe. So trat der junge Dichter denn schon 1891 mit drei neuen Büchern vor die Öffentlichkeit, offenbar in dem verzeihlichen Bestreben, sein Talent von den verschiedensten Seiten zu zeigen. Zwei der neuen Bücher

waren Dramen, Dramen, die jedenfalls in der Konzeption, am Ende aber auch der Ausführung nach vor der „Sühne“ liegen: „Preußische Männer“ hieß das eine, „Heinrich von Kleist“ das zweite. „Preußische Männer“ behandelt die Konvention von Tauroggen und ist kein eigentliches Drama, sondern ein festspielartiges Zustands- und Stimmungsbild, als solches wegen der im ganzen gelungenen Charakteristik nicht ohne Verdienst. „Heinrich von Kleist“ wäre etwa als psychologisches Drama zu bezeichnen, das bestrebt ist, Natur und Schicksal, vor allem den Ausgang des unglücklichen Dichters begreiflich zu machen. Man kann nicht sagen, daß Polenz, der Kleist noch einmal einem Lebensglück, der Liebe eines warm empfindenden, unverbildeten Mädchens gegenüber stellt, ihn dann aber durch fremde Schuld und die eigene rettungslose Verbitterung der an Ibsens Hedda Gabler gemahnenden Henriette Vogel verfallen läßt, seine Aufgabe vollständig gelöst habe; sie ist aber vielleicht auch gar nicht im Drama zu lösen, da die Wiedergabe komplizierter Stimmungen in diesem sehr schwer ist. Bei einer Aufführung in Dresden hatte das Stück Erfolg. — Als das dekadenteste Werk von Polenz möchte ich „Die Versuchung. Eine Studie“ betrachtet wissen. Zwar, man wird auch hier nicht das Spielen mit dem Verfänglichen, die die Sinnlichkeit aufregende Darstellung finden, die für die Mehrzahl der deutschen Decadents charakteristisch ist. Jedoch findet sich in der „Versuchung“ die Maupassantsche Antithese, die künstliche Zuspitzung eines Stoffes auf frappante oder gar pikante Wirkung — oder liegt eine innere Notwendigkeit vor, daß ein sittenreiner, ernststrebender Theologe einer Berliner Konfektioneuse, die sich vorher von einem Juden hat unterhalten lassen, in die Arme getrieben wird? Ich weiß recht wohl, dergleichen kommt im Leben vor, und ein bestimmtes Publikum pflegt es mit vergnügtem Schmunzeln auch in der Kunst zu begrüßen. Polenz' Natur war aber im Grunde zu ernst, als daß er sich öfter solche Hartlebensche Allotria hätte gestatten dürfen, so gut er sie

auch fertig brachte. Es ist denn auch bei dieser einen „Versuchung" geblieben, wenn auch der Einfluß Maupassants, dessen große Kunst, scharfe Streiflichter über das Leben zu werfen, wir nicht verkennen dürfen, noch nicht ohne weiteres überwunden ist, sondern sich noch ganz deutlich aus einer Anzahl der im Jahre 1892 veröffentlichten novellistischen Skizzen „Die Unschuld und andere Federzeichnungen" verrät. Von ihnen zeigt die im Titel genannte vor allem das Streben nach psychologischer Vertiefung, andere wie „Sachsengänger" und „Die Zielbewußten" stehen stofflich und technisch dem Naturalismus, der Zolaschen Milieukunst näher und führen auch schon in die Heimat Polenz' und aufs Land, also auf den Boden, dem dann seine beste Kunst entwachsen ist.

Sie beginnt schon mit dem nächsten Werke Polenz', mit dem zweibändigen Roman „Der Pfarrer von Breitendorf", der 1893 bei F. Fontane, Berlin, erschien, hervorzutreten. „Der Pfarrer von Breitendorf" (1893), „Der Büttnerbauer" (1895), „Der Grabenhäger" (1897) sind die drei Hauptwerke des Lausitzer Dichters, große Standes-, Heimat- (Milieu-) und Entwicklungsromane, denen kein anderer jüngerer Romancier der Zeit Gleichwertiges an die Seite zu setzen hat, mag man nun auf den stofflichen Gehalt oder auf die Treue und Energie der Darstellung sehen. Mit Theodor Fontanes Spätromanen, mit Hauptmanns wuchtigsten Dramen, wie den „Webern", mit Helene Böhlaus „Rangierbahnhof" und noch dem einen oder anderen reifen Werke dieser Zeit bilden Polenz' drei Romane die Höhe des deutschen sozialen Naturalismus, obschon sie schulmäßig naturalistisch durchaus nicht sind, recht wohl auch unter den Begriff des Realismus zu bringen wären und unter den Begriff der Heimatkunst, als deren erster Meister Polenz erscheint, unbedingt zu bringen sind. — „Der Pfarrer von Breitendorf" ist als Standesroman selbstverständlich Pastorenroman, und nie vielleicht hat der Stand der evangelischen Pastoren eine so eingehende und objektive Darstellung ge-

funden wie in diesem Werke, das sowohl aus einer Zeitbewegung wie aus persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen erwachsen ist. Ich habe schon erwähnt, daß Polenz in dem Egidyschen Kreise verkehrt hatte: hier fand er natürlich das lebhafteste Interesse, die stete Aufmerksamkeit für alle Bewegungen in der evangelischen Kirche und im religiösen Leben überhaupt vor. Dann aber hatte er selbst die Entwicklung durchgemacht, der ein selbständiger und ernst gerichteter Geist unserer Zeit nicht ausweichen kann: er war vom kirchlich-orthodoxen Christentum zu einem freieren religiösen Standpunkt gelangt, der freilich nicht ohne weiteres als liberal im Parteisinne zu bezeichnen war — dazu überwog das Positiv-Religiöse zu sehr in ihm. Alles in allem darf man wohl annehmen, daß die Entwicklung des Pfarrers Gerland, des Helden des Romans, die eigene Wilhelm von Polenz' ist, daß dieser seine persönliche Stellung kennzeichnet, wenn er zum Schlusse sagt: „Seine Stellung zu Gott hatte sich von Grund aus gewandelt. Er suchte ihn nicht mehr in weiter Ferne; er quälte sich nicht mehr damit ab, ihn sich beweisen zu lassen durch das, was andere Zeiten und Menschen über ihn erdacht; er versuchte es nicht mehr, sich ein Bild von ihm zu machen, um dann vor diesem Bilde niederzuknien. Er gab sich einfach dem Bewußtsein hin, ihn zu besitzen, überall in allem, in sich und außer der eigenen Person, in der Welt. In der Tatsache, daß er lebte und dachte, im Gefühl seiner unsterblichen Seele, in seiner Gottsehnsucht selbst war ihm Gott gegeben" und „Das eigene Ich unterdrücken, das verderbt ist von Anfang und zu nichts Gutem tauglich! riefen rings theologische Stimmen in allen Tonarten. Nein, das eigene Ich zur Geltung bringen, auf die Innenstimme lauschen, die unsterbliche Seele zu Gott entwickeln, war die neue Anschauung, die täglich in ihm Kraft gewann". Darum ist der „Pfarrer von Breitendorf" nun aber nichts weniger als ein sogenannter Bekennerroman, er hat nicht einmal die subjektive Tönung, die sich, wie beim „Werther", mit Werken, die der eigenen geistig-seelischen

Entwicklung entwachsen, so leicht verbindet. Nein, er ist durchaus sachliche Darstellung, wie sie dem geborenen Epiker natürlich ist, mag er auch, wie Polenz sicherlich, auf etwas ausgehen, eine Tendenz oder doch ein Ziel haben, ein bestimmtes Stück Leben unter bestimmten, ihm ins Bewußtsein getretenen Gesichtspunkten schildern wollen. Schon die Gestalt des Helden hat nichts Subjektives, ist vielmehr mit fester Hand ausgeführt und fest ins Leben hineingestellt. Gerland ist nicht eben ein idealer Mensch, aber eine feinere Natur mit mehr als gewöhnlicher Intelligenz und Bildung und jener Anlage zum Glauben in einem höheren Sinne, die vor dem Untergang sowohl auf den Untiefen des materiellen Lebens wie in dem luftleeren Raume unfruchtbarer Spekulation bewahrt. Wir sehen in dem Roman, wie er sich rasch in seinem Wirkungskreise einlebt, Lausitzer Natur und Lausitzer Volkstum lieben lernt, einer drohenden sittlichen Gefahr entgeht, mancherlei Gutes zustande bringt, dann aber doch Undank erntet und, nachdem er die Geliebte, die Tochter eines atheistischen Arztes, errungen, seinen Pfarrberuf aufgibt, um dafür den eines Volks- und Jugendlehrers einzutauschen. Alles das spielt sich ganz zwanglos, sozusagen aus dem Berufsmilieu heraus ab, nichts ist romanhaft, nichts aber auch bloße Zustandsschilderung, wie sie im modernen naturalistischen Roman so häufig auftritt; wir sind von der ersten bis zur letzten Zeile gefesselt. Neben Gerland treten seine Kollegen, Pfarrertypen jeder Art von dem Pfarrer-Weltmann bis zu dem idealen Dorfpfarrer alten Stils, plastisch hervor; einer von ihnen, der von Natur ungläubige Diakonus Fröschel, bildet nach Charakter und Schicksal fast etwas wie eine voll ausgeführte Kontrastfigur zu Gerland. Auch Haußner, der ungläubige Arzt, und seine Tochter Gertrud erhalten hinreichend Raum zur Entwicklung ihrer Eigenart, die bei der noch sehr jugendlichen Tochter freilich nur angedeutet werden kann. Unter den Dorftypen ist vor allem die alte Märzlieb-Hanne mit großer Liebe behandelt, deutlich werden

fast alle, wenn sie auch in der Geschichte keine solche Rolle spielen, wie die Pfarrwitwe Menke und der versoffene Kantor. Kurz, Polenz hat dem Pfarrerroman wie den Vordergrund in der persönlichen Entwicklung Wilhelm Gerlands, so auch den notwendigen Untergrund in einer Darstellung des dörflichen Lebens gegeben, er hat das Lausitzer Volkstum selbst unter Verwendung des Dialekts mit charakterisiert und ferner auch noch das Naturleben in jenen Berggegenden während der verschiedenen Jahreszeiten mit hineingezogen, so daß denn dieser Roman als ein abgeschlossenes Ganzes, ein natürliches Weltbild erscheint, wie es jeder Roman sein soll. Der Stil bedeutet der „Sühne“ gegenüber einen großen Fortschritt, hier ist nichts mehr papieren, alles eigen und besonders, wenn auch schlicht und einfach. Als die bezeichnendste Eigenschaft des „Pfarrers von Breitendorf“ ist mir immer seiner Frische erschienen, die Frische, die das Gefühl soeben eingetretener Reife dem Dichter verleiht, und eben diese Eigenschaft hat mich immer wieder einmal zu dem Roman zurückgezogen, der, wenn er auch den Beifall der ernsten Kritik gefunden und einige Auflagen erlebt hat, doch noch heute lange nicht nach Gebühr geschätzt ist. Man muß Frenssens im Kern nichtswürdiges „Hilligenlei“-Buch dagegen halten, um voll zu erkennen, was der „Pfarrer von Breitendorf“ wert ist.

Ist es beim „Pfarrer“ die unvergleichliche Frische der Darstellung, die immer wieder anzieht, so ist es beim „Büttnerbauer“, dem zweiten Hauptroman Polenz’, die Kraft. In der Tat, nur etwa Hauptmanns „Weber“ haben ihrer Zeit eine ebenso wuchtige Wirkung erzielt wie der „Büttnerbauer“, der sich die literarische, dann aber auch eine höhere Geltung sofort erzwang und ein einflußreiches Werk bis auf diesen Tag geblieben ist, wenn er natürlich auch den äußeren Erfolg des viel weniger bedeutsamen (wenn auch freilich nicht ganz zu verwerfenden) „Jörn Uhl“, mit dem er so gut verglichen werden muß wie der „Pfarrer von Breitendorf“ mit „Hilligenlei“, nicht erreicht hat. Man

hat literarische Anregungen für die Entstehung dieses Polenzschen Romans angenommen, und es wird ja allerdings nicht zu bezweifeln sein, daß sein Verfasser Zolas „La terre“ und Sudermanns „Frau Sorge“ gelesen hat. Jedoch außer einem verstärkten Einflusse des Zolaschen Naturalismus im allgemeinen finde ich im „Büttnerbauern“ nichts Fremdes, glaube vielmehr deutlich zu erkennen, wie dieses Werk mit Naturnotwendigkeit aus Polenz' eigenen ländlichen Erfahrungen und seinem starken sozialen Mitgefühl, also unmittelbar aus seinem Herzen hervorwuchs, nachdem er sich bereits im „Pfarrer von Breitendorf“ an die Darstellung heimischen Volkstums herangewagt hatte. Kein Geringerer als Leo Tolstoi, der große Russe, der gerade auf diesem Gebiete als die erste Autorität gelten muß, hat auch anerkannt, daß Polenz' „Büttnerbauer“ der Liebe entsprungen sei, nicht literarischem Streben, und er hat den Roman eine wahrhaft künstlerische Schöpfung, ein schönes Kunstwerk genannt, wie alle wirklich produktiven Naturen der festen Überzeugung, daß die wahren Kunstwerke aus dem Leben gewonnen werden und nicht aus der Literatur. Wie der „Pfarrer von Breitendorf“ der Pastoren-, so ist der „Büttnerbauer“ der Bauernroman, und er hat die gleiche, vielleicht noch eine größere nationale Bedeutung, die denn die Vergleichung mit Werken wie Sudermanns „Frau Sorge“, welche am individuellen Schicksal haften bleiben, rundweg abweist. Der Büttnerbauer, der sein Gut bei der Erbteilung stark verschuldet übernommen und es nun trotz heißester Liebe zur Scholle und unermüdlicher Arbeit nicht zu halten vermag, vielmehr in die Krallen jüdischer Ausbeuter gerät und, ohne zu begreifen, wie es geschieht, wie es das Gesetz zulassen kann, ruiniert wird, ist der typische deutsche Bauer, sein Schicksal das tausend anderer, die, wie er, von dem geltenden „liberalen“ Recht hilflos im Stich gelassen, im unzerreißbaren Spinnennetz eines gierigen Ausbeutertums zappelnd sterben müssen. Die Zeit geht über sie, die Zurückgebliebenen, hinweg, heißt es dann gewöhn-

lich, aber der Schärferblickende erkennt doch sehr wohl, daß nicht eine berechtigte Zeitströmung, sondern Gleichgültigkeit auf der einen, nackter Eigennutz auf der anderen Seite einen Sumpf fauler Verhältnisse geschaffen hat, in den nun ein Opfer nach dem anderen hinabgeschleudert wird. Nicht bloß werden die Bauern von ihrem Besitz, es werden auch ihre Kinder in die großen Städte getrieben, eine Folgeerscheinung, die Polenz im „Büttnerbauern" gleichfalls dargestellt hat. So ist auch dieser Roman wieder ein Weltbild, ein abgerundetes mächtiges Stück deutschen Lebens, weit mehr als ein Zeitroman im alten Sinne, ein wirklich sozialer Roman, der das ländliche Leben allseitig darstellt und in die Tiefe geht. Allerdings sind heute die Verhältnisse des Bauernstandes wieder etwas bessere geworden, auf alle Gegenden unseres Vaterlandes paßte Polenz' Schilderung auch von vornherein nicht — jedoch hat auch dieser Roman, so gut wie der „Pfarrer von Breitendorf", noch seine Mission, da er eben Grundverhältnisse aufzeigt. Ästhetisch halte ich ihn für Polenz' bestes, mächtigstes Werk. Zunächst ist wieder der Charakter des Titelhelden, des Büttnerbauern, eine Meisterleistung, das Größte, was dem Dichter je gelungen. Ganz vortrefflich hat er das Standesmäßige des Bauern mit individuellen Zügen, das Triebmäßige des Naturmenschen mit bewußten Antrieben durchsetzt, und so eine Bauerngestalt zustande gebracht, die von Anfang an überzeugend wirkt und zuletzt zu tragischer Größe emporwächst. Traugott Büttner ist kein Theaterbauer, weder der bäuerische Kraftmensch noch von jener Gemütsweichheit, die man dem Bauern gelegentlich unterschiebt; er hat fast alle Untugenden seines Standes, nur daß er sich sittlich rein hält, aber wir sehen in ihm gleichsam die verkörperte Arbeit, die Treue zum angeborenen Berufe, und daß dieser Treue so bös mitgespielt wird, ergreift uns so sehr und läßt uns den Ausgang, den Selbstmord des Bauern, nachdem er fast jede Demütigung über sich hat ergehen lassen, wie den Ausgang eines echten Trauerspiels empfinden. Die Schil-

derung dieses Selbstmordes an einem schönen Frühlingsmorgen zeigt freilich auch, was der Dichter Polenz kann; ich kenne kaum etwas Ergreiferendes in der modernen Literatur. Auf die übrigen Gestalten des Romans, aus denen sich des Büttnerbauern resoluter zweiter Sohn Gustav hervorhebt, will ich hier nicht eingehen: war das dörfliche Leben Polenz schon im „Pfarrer von Breitendorf" gelungen, so versteht es sich, daß es hier, wo es um seiner selbst willen dargestellt wird, erst recht herauskommt; wir sehen überall wirkliche Landmenschen, wir sehen charakteristische Verhältnisse, wir sehen plastische Situationen — nichts wird verschwiegen, nichts verschönert, aber freilich auch nichts ins Schwarze gemalt. Der „Büttnerbauer" darf Polenz' naturalistischster Roman heißen, aber mit Zolas „La terre" hat er denn doch zuletzt nichts gemein; Polenz sieht das Landleben nicht mit den karikierenden Augen des Städters, sondern mit den Augen der treuen Liebe des Landbewohners, der seinesgleichen empfindet, mag auch der soziale Unterschied noch so groß sein. Er sieht es dann auch, wie angedeutet, vom höchsten nationalen Gesichtspunkte, und dieser wie die Liebe zum Bauernstande verleihen dem Werke seine geistige Weite und seine Eindringlichkeit, die dadurch noch gesteigert wird, daß wir einmal auch über die Grenzen der Lausitz hinaus in ganz andere landwirtschaftliche Verhältnisse geführt werden. Die Komposition des „Büttnerbauern" ist trotz dieses Ausfluges geschlossen, alles Geschehen von jener Selbstverständlichkeit, die die großen Epiker von Jeremias Gotthelf bis auf Polenz auszeichnet, und ebenso erscheint der Stil zwar als kräftig, ja, wuchtig, aber einfach bleibt er immer. Tolstoi redet von Polenz' schönem Deutsch; er hatte also die Empfindung, daß Stoff und Stil zusammenstimmten. Wenn er dann auch die Bemerkung machte, daß der Roman in ganz Deutschland unbeachtet geblieben sei, so täuschte er sich, wie wir bereits gesehen haben; nur eine bestimmte Presse glitt leicht über ihn hin, die andere erkannte, daß er wie ein gellender Not-

schrei des bedrohten Landes sei, und auf kein Werk Polenz' ist man seit seinem Erscheinen häufiger zurückgekommen als auf dieses, das seinen allgemein deutschen Ruf ja auch begründet hat.

Habe ich als Charakteristikum des „Pfarrers" die Frische, als das des „Büttnerbauern" die Kraft angegeben, so möchte ich für den dritten Hauptroman Polenz', für den „Grabenhäger", die Feinheit als solches in Anspruch nehmen. So ist es auch zu verstehen, daß manche Leser, eben die ästhetisch gerichteten, gerade dieses Werk für das beste unseres Dichters erklären. Es ist in Wahrheit eine höchst vortreffliche Arbeit. Seine Entstehung geht, wie die aller Werke Polenz', auf eigene Erlebnisse und Erfahrungen und daraus erwachsene Antriebe, in der Darstellung eines bestimmten Stück Lebens einem bestimmten Stande einen Spiegel vorzuhalten und ihm seine Stellung im Arbeitsleben der Nation anzuweisen, zurück, die persönlichen Anreize sind bei diesem Gutsbesitzerroman aber noch besonders stark, da ja Polenz selber Gutsbesitzer war und seine Standesgenossen vorzuführen hatte. Ausgeprägter als der „Büttnerbauer" ist der „Grabenhäger" wiederum Entwicklungsroman, selbstverständlich, da der Held, wie der Pfarrer von Breitendorf, ein Kulturmensch ist, sein Leben nicht, wie das des Bauern, unter ganz festen Normen verläuft. Er heißt Erich von Kriebow, ist früher Offizier und selbst bei einer Gesandtschaft gewesen und läßt sich nun nach seiner Verheiratung auf dem väterlichen Gute nieder, um dann mit dem Lande vollständig zu verwachsen und dank der Arbeit und dem günstigen Einflusse seiner ausgezeichneten Frau alle tieferen Seiten seines Wesens zu entwickeln. Nichts weniger als ein hervorragender oder gar in sittlicher Beziehung ein Mustermensch, vielmehr von Haus aus in den Vorurteilen seines Standes stark befangen und nicht ohne eine Vergangenheit, die ihre Schatten auch noch in die Gegenwart wirft, hat Erich von Kriebow doch die unbeirrbare Empfindung guter Rasse für das, was wirklich vornehm ist,

und diese Empfindung hilft ihm über die Krisen seines Lebens hinweg und schafft ihm im Bunde mit der glücklicherweise erwachenden Arbeitslust die feste Stellung im Leben, das richtige Verhältnis zu seinen Standesgenossen, die Erkenntnis der von diesen zu lösenden nationalen Aufgabe. Bei dieser Entwicklung kann der stetig fortwirkende Einfluß seiner Frau Klara nicht hoch genug eingeschätzt werden, die Polenz' schönster weiblicher Charakter, eine jener stolzen und reinen Gestalten ist, die begnadet sind, ihre Pflichten auf Erden mit dem Herzen erfüllen zu können. Bei der Darstellung der Standesgenossen Erich von Kriebows hat Polenz Licht und Schatten ziemlich gleichmäßig verteilt, den Musterlandwirten Klaven auf Ragatzin und Merten auf Pröcklitz in dem Krakehler Malte von Pantin einen Adeligen, wie er nicht sein soll, gegenübergestellt und in John von Katzenberg einen sehr charakteristischen Vertreter modernen Halbblutes gegeben. Sehr vortrefflich sind auch die neben Frau Klara stehenden Frauengestalten des Romans, die Mondane Mira von Pantin und ihre kleine Schwägerin. Es ist überhaupt wohl kaum ein adeliger Typus unvertreten in dem Buche, und das Leben auf den Gutshöfen und in den benachbarten kleinen Städten wird mit Polenz' nun vollständig gereifter Milieukunst dargestellt. Wiederum, wie im „Pfarrer von Breitendorf", gibt der Dichter dann auch den Volksuntergrund, der hier, in einem nördlich der Lausitz gelegenen Teile der Mark Brandenburg, aus kernigen plattdeutschen Arbeitern besteht, die leider nicht mehr recht festgewurzelt sind. Hier setzt denn auch die Tendenz des Romans ein, die gegen das törichte Bauernlegen und die schlechte Behandlung der Arbeiter geht, also entschieden sozial ist. So weit geht Polenz in der Teilnahme an den sozialen Bestrebungen der Zeit, daß er dem Bund der Landwirte, der doch zweifellos auch eine notwendige Aufgabe erfüllt, nicht gerecht wird. Aber seinem Stande wird er gerecht, er verkennt nicht die in ihm ruhende Tüchtigkeit und glaubt an seine Zukunft: „Alle Klassen und Stände arbeiten",

läßt er seinen Herrn von Klaven sagen, „um emporzukommen; es ist ein Ringen, wie es vielleicht noch nie dagewesen ist. Es handelt sich tatsächlich um unser Erbe, ob wir das behalten sollen, oder ob es uns unwiederbringlich entrissen werden wird. Trotz all der unerhörten Verblendung und geradezu verbrecherischen Gleichgültigkeit, in der viele Standesgenossen dahinleben, kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir Junker noch eine große Zukunft haben. Ja, ich glaube daran, wie an das Evangelium, das Land ist ohne uns nun mal nicht zu denken! Zu tief sind wir in den Boden eingewurzelt, den wir seit Jahrhunderten kultiviert haben, als daß man uns so einfach herausreißen und beiseite werfen könnte. Wer, frage ich, soll denn an unsere Stelle treten? Hat man etwa Reserven zur Hand, die nach uns das Land verteidigen und verwalten könnten? Die Welt wird sich wundern, was für Kräfte trotz aller Vergeudung, die getrieben worden ist, noch in uns schlummern. Die faulen Elemente mögen zugrunde gehen! Vielleicht ist der schwere Druck, der jetzt auf uns gelegt ist, ein Segen; das reinigt. Wer etwas auf sich hält, muß sich zusammenraffen! Mit neuem Geiste müssen wir uns erfüllen! Vieles ist gut zu machen. Eines aber tut vor allem anderen not: wir müssen arbeiten!" Wer wird dem Adeligen, der so zu seinen Standesgenossen redet, seinen Respekt versagen! Wir anderen aber haben in Polenz' Buch den adeligen Gutsbesitzer, von dem wir in der Literatur jahrzehntelang nur Karikaturen erhielten, wieder, wie er leibt und lebt, gesehen, nachdem freilich Theodor Fontane Polenz schon in gewisser Weise vorangegangen. So ist die nationale Bedeutung dieses Romans unbestreitbar, und er wird wie der „Pfarrer von Breitendorf" und der „Büttnerbauer" noch lange fortwirken, zumal er, wenn nicht das mächtigste, doch das ausgeglichenste Buch Polenz' ist, ganz gleichmäßig im Stil, voll jener charakteristischen Feinheiten, die die volle Beherrschung des Lebens, die erlangte schriftstellerische Meisterschaft verleiht. Gerade, daß jeder der drei Hauptromane

Polenz' in seiner Art vollendet ist, daß sie sich nicht bloß stofflich, als Weltbilder, sondern auch ästhetisch ergänzen, ist für mich der überzeugende Beweis der hohen Bedeutung des Dichters Wilhelm von Polenz.

Zwischen den drei Romanen liegen zwei Novellensammlungen, „Karline. Novellen und Gedichte", 1894, und „Reinheit", 1896. Man kann in ihnen die Überwindung des Maupassantschen Einflusses verfolgen, die Antithese tritt mehr und mehr zurück. Die Gedichte in „Karline" sind wohl Polenz' Jugenddichtungen und für die Erkenntnis der Herausbildung seiner Weltanschauung nicht ohne Bedeutung — er hat jedes Stück, auch die Novellen, einem zeitgenössischen Dichter gewidmet, und zwar immer dem, in dessen Richtung es ungefähr liegt, so daß die Sammlung literarisch sehr interessant ist. Die bedeutendsten Novellen sind die Titelnovelle „Karline", die Geschichte einer Dienstmagd, die sich verführen und betrügen läßt, aber dann in der Mutterschaft ihr Glück findet, und „Eine Partie Skat", die ein ganzes Stück Leben in formell musterhafter Weise in eine einzige Wirtshausszene zusammendrängt, übrigens auch in der Charakteristik wertvoll ist. Die Sammlung „Reinheit" zeigt die Antithese vollkommen überwunden: jedes Stück ist unmittelbares Lebensbild. Alle neun Stücke behandeln das Verhältnis von Sittlichkeit (Religion) und Konvenienz, in zweien, die etwas phantastisch-märchenhaften Charakter tragen, nähert sich Polenz dem Symbolismus. — Unmittelbar nach den drei Romanen, 1898, gab Polenz die Tragödie in vier Akten „Andreas Bockholdt" heraus. Der Held ist nach Moritz von Egidy gezeichnet, ein schwärmerischer Idealist und Weltverbesserer, der, von Beruf Gefängnisarzt, für die Menschenrechte sozusagen der Verbrecher eintritt, aber dann erkennen muß, daß die Gesellschaft sich nicht ohne tiefste Berechtigung den Schutz vor den verbrecherischen Naturen geschaffen hat. Die Psychologie des Helden ist Polenz ausgezeichnet gelungen, sowohl die Überhebung, der Messiaswahn, dem Bockholdt mit Notwendigkeit verfällt,

wie der spätere Umschlag, in dem er sich selbst als Narren erklärt, sind vortrefflich herausgekommen, und es fehlt dem Stück so durchaus nicht an tragischen Momenten. Da dann auch das Milieu sehr gut gegeben ist, und die eigentliche Handlung, in der des Arztes Frau und Tochter, ein Jurist, ein Pfarrer und einige Verbrecher mitwirken, sich rasch und zwanglos abspielt, hat „Andreas Bockholdt" unzweifelhaft Anrecht auf Bühnendarstellung, und man kann es begreifen, daß Polenz, wie berichtet wird, das Übersehen des Stückes durch das moderne Theater, das weniger gelungene verwandte Stücke im Zeitalter des Naturalismus oft genug gebracht hat, schwer empfand. Noch in demselben Jahre 1898 erschien die Novelle „Wald", die, da sie rasch eine zweite Auflage erlebte, ein Erfolg Polenz' war, mit vollem Recht, da das Werk zu den vollendetsten Schöpfungen des Dichters gehört. Es ist wie „Sühne" eine Ehebruchgeschichte, aber der Dichter steht hier im Gegensatz zu seinem Jugendwerke eher auf seiten der Ehebrechenden, namentlich der Frau, da die Ehe, die gebrochen wird, keine wirkliche Ehe ist, sondern mit Notwendigkeit zur vollständigen Verkümmerung des weiblichen Teils führen muß, also der Ehebruch eine Auflehnung berechtigter Lebensinstinkte gegen die tötende Form darstellt. Immerhin läßt Polenz die sündigen Liebenden büßen; der am meisten schuldige Mann kommt in dem Augenblick, wo die endgültige Vereinigung wahrscheinlich wird, durch einen Zufall um. Die Geschichte, die sich in der Hauptsache zwischen einem alten Oberförster, dessen jüngerer Frau und einem Volontär, einem ehemaligen Hofherrn, in einem einsamen Forsthause abspielt, ist von größter Schlichtheit, aber auch von größter Eindringlichkeit, um so mehr, als sie zu dem Naturleben des Waldes in engste Beziehung gesetzt ist. Wir haben seit Otto Ludwigs „Erbförster" kein deutsches Werk, das so intensiv den „Waldgeruch" hätte wie dieses. Sehr interessant ist es, diese Ehebruchgeschichte mit Flauberts „Madame Bovary" zu vergleichen, zu der sie das deutsche Seitenstück, wenn auch in engeren Grenzen, ist.

Mit der Novelle „Wald“ möchte ich die erste oder, wenn man „Sühne“, „Versuchung“, den ersten Novellenband und die Jugenddramen für sich nimmt, die zweite Periode der dichterischen Wirksamkeit Polenz' abschließen: sie umfaßt acht resp. fünf Jahre und hat in den drei großen Romanen das Bedeutendste gebracht, was wir von Polenz haben, zugleich einen Gipfel deutscher Heimatkunst. In der jetzt beginnenden, bis an des Dichters Tod reichenden zweiten resp. dritten Periode verläßt Polenz den Boden seiner Heimat und sucht große Fragen der Zeit im Anschluß an rein individuelles Geschick und in allgemein deutscher Fassung und Haltung zu geben, dazu natürlich durch den Charakter dieser Fragen, unter denen die Frauenfrage voransteht, veranlaßt. Das eigene Erlebnis spielt bei den Werken dieser Periode nicht die gleiche Rolle mehr, an seine Stelle tritt die Beobachtung; aber nach wie vor erkennt man, daß Polenz sich innerlich mit den Fragen, die er behandelt, gründlich auseinandergesetzt und daß er auch jetzt noch das glühende Bestreben hat, seinem Volke den Weg zu zeigen. Auch diese Periode zeitigt drei Romane: „Thekla Lüdekind“, „Liebe ist ewig“ und „Wurzellocker“, die in den Jahren 1899 (1900), 1901 und 1902 hervortreten, vor allem Entwicklungs-, nicht so ausgeprägt Standes- und Milieuromane sind als die drei früheren, sie auch nicht gegenseitig in dem Maße ergänzen wie diese, doch aber natürlich aus deutschem Leben erwachsen, bestimmte Seiten desselben auf immerhin noch deutlich erkennbarem Boden darstellen und nationale Bedeutung gewinnen. — „Thekla Lüdekind“ ist Polenz' Frauenroman, nicht bloß ein Frauenfrageroman; denn wenn auch die moderne Frauenfrage ihn zweifellos angeregt hat und immer wieder in ihm auftaucht, Polenz hatte stetig den tieferen Hintergrund der ganzen Bewegung im Auge, wußte ganz genau, daß an der Lösung der Frage „die Menschheit gearbeitet, seit Mann und Weib einander erkannt hatten in ihrer Verschiedenheit, seit die Geschlechter einander abstießen in tausendfältigem Gegensatz und einander suchten

zur Ergänzung und Genesung", daß die extremen Frauenrechtlerinnen „gegen einen Wall kämpften, den sie Vorurteil nannten, und nicht merkten, daß sie abprallten an den Grundfesten der Welt". Darum hatte er doch das tiefste Verständnis und das wärmste Mitgefühl für das Schwere des Frauenloses, und aus ihnen wächst der Roman „Thekla Lüdekind" hervor. Es ist ein biographischer Roman, wir begleiten die Heldin, wenn auch nicht von der Geburt, doch von der Periode, in der das Kind zur Jungfrau wird, bis in das reifere Alter, und nie hat Polenz so eingehend dargestellt, so viel Detail gegeben — dieser Frauenroman ist sein umfangreichstes Werk. Thekla Lüdekind, die Heldin, ist die Tochter eines pensionierten Offiziers, die die übliche höhere Töchterschulerziehung erhält, dann aber von einer geistesstarken Tante, die ihr auch ihr Vermögen hinterläßt, in mancher Beziehung beeinflußt wird und, nicht mehr allzujung, einen höheren Regierungsbeamten und Hofherrn heiratet, mit dem sie eine scheinbar glückliche Ehe auf den Höhen der Gesellschaft führt, bis sie dann seine Unwürdigkeit erkennt und sich von ihm scheiden läßt. Ihr Sohn bleibt ihr, und sie findet den Frieden der Resignation. Bei äußerlicher Schönheit und guten natürlichen Geistesgaben ist Thekla doch keine eigentlich glänzende Erscheinung, vielmehr durchaus auf das Herz gestellt und eine äußerst schlichte Natur, so etwas wie das Ideal der deutschen Frau, und so ist ihr Schicksal in unserer Zeit, die gerade das Beste an dieser nicht zu schätzen versteht, typisch. Ihr Mann ist ein moderner Mensch, durchaus rassig, Kavalier, ehrgeizig, fast Streber, bei all seiner Formenvollendung nicht ohne einen brutalen Zug, freilich auch nicht ohne Selbsterkenntnis und Gerechtigkeitsgefühl, so daß wir die Sympathie mit ihm nicht völlig verlieren — auch er scheitert in bestimmter Hinsicht, da er eine menschlich so hochstehende Frau wie Thekla gegen eine alternde Kokette eintauscht. Außer dem Verhältnis dieser beiden Menschen sind nun noch vier, fünf andere dargestellt, alle ziemlich gründlich,

und der Volksuntergrund fehlt wie bei allen Romanen Polenz' auch hier nicht völlig, so daß das Werk denn als inhaltlich außerordentlich reich zu bezeichnen ist. Sein Schauplatz ist eine Residenzstadt, deren Milieu zwar nicht naturalistisch, aber doch in charakteristischen Zügen gegeben wird. Manche Kritiker haben den Roman zu breit gefunden, wie ihnen auch vielfach die Heldin nicht interessant genug war — mir ist das Werk, je öfter ich es gelesen, um so näher getreten, und für die Heldin, die Durchführung ihres Charakters habe ich immer größere Bewunderung gewonnen. Gewiß, die Frische des „Pfarrers", die Kraft des „Büttnerbauers" findet man hier nicht, kaum auch die Feinheit des „Grabenhägers", alles erscheint etwas konventioneller — aber es erscheint doch nur so, weil Polenz bei diesem Stoffe einen bestimmten allgemeinen Durchschnitt in der Lebensdarstellung festhalten mußte, wenn sein Werk den Charakter eindringlicher Wahrheit erhalten sollte. Dieser ist denn erreicht, und „Thekla Lüdekind" hat damit die nationale Bedeutung gewonnen: es ist wirklich etwas wie der deutsche Frauenroman, den man jeder Jungfrau, die heiratet, und auch jeder Frau, die zehn Jahre verheiratet ist, in die Hand geben möchte, von den Männern, die ihn auch nicht ohne Nutzen lesen würden, zu geschweigen. „Nicht mit dem Kopfe bauen wir unser Leben, sondern mit dem Herzen", lautet gewissermaßen der Grundgedanke des Romans, trotz der trüben Erfahrungen, die Thekla Lüdekind macht — ich glaube, daß das deutsche Volk alle Ursache hat, an dieser Maxime, die sein bisheriges Leben bestimmt hat, festzuhalten.

Die Fäden, die von „Thekla Lüdekind" zu „Liebe ist ewig" hinüberführen, sind leicht zu erkennen; auch dieser Roman ist gewissermaßen wieder ein Frauenroman: wir finden hier die junge Lehrerin, die sich für den Geliebten, einen aufstrebenden Künstler, vollkommen aufopfert, wir finden weiter eine künstlerisch-begabte weibliche Natur, die ihren Weg geht, dann aber, als die große Liebe kommt,

doch unbedenklich auf ihren künstlerischen Beruf verzichtet. Jutta Reimers ist der Name dieser Künstlerin, und sie ist gewissermaßen der Gegensatz zu Thekla Lüdekind, durchaus impulsiv, energisch, seelisch weit komplizierter als die schlichte Offizierstochter. Der Bildhauer Xaver, der zwischen den beiden Frauen steht, ist beider würdig, eine jener großen zielbewußten Begabungen aus dem Volke, die ihren Weg durch Not und Entbehrung sicher gehen, wohl auch den Egoismus des Künstlers besitzen, aber doch nicht in die Lage kommen können, alle Eigenschaften des Herzens durch diesen verzehren zu lassen. Ich brauche nicht zu sagen, daß Polenz, der Dichter, sowohl bei Jutta wie bei Xaver ein tiefes Verständnis der Künstlernatur entwickelt und die spezifischen „Vorgänge" in der Künstlerseele mit Sicherheit darstellt. Der Roman könnte, zumal noch andere Künstler in ihm auftreten, also auch ein Künstlerroman heißen; als Schauplatz hat er die Kunststadt München, die Polenz jedenfalls bei einem längeren Aufenthalt studiert hat; einmal spielt er auch nach Berlin hinüber, dessen moderner Lebensstrom bewundert und dessen Umgebung, die märkische Landschaft, charakteristisch geschildert wird. „Volk" hat dieser Roman sonst nicht viel, wohl aber sind noch zwei Familien, eine leichtlebige süddeutsche und eine streng-orthodoxe norddeutsche, eingehend charakterisiert. Mir ist „Liebe ist ewig" immer als der Roman Polenz' erschienen, der der Novelle und — der Unterhaltungsliteratur am nächsten steht, am wenigsten den starken Herzensanteil verrät, den alle anderen großen Romane Polenz' aufweisen, und der ihnen zuletzt ihre nationale Bedeutung gibt. Aber der Roman, auf den Helene Böhlaus „Rangierbahnhof" vielleicht einigen Einfluß geübt hat, ist jedenfalls sehr interessant und vielfach zeitcharakteristisch und hat immer bewundernde Leser gefunden.

Neben ihm, dem Künstlerroman, steht dann der Schriftstellerroman „Wurzellocker", dem ich wieder eine höhere Bedeutung beimesse. Wie erwähnt, hatte Polenz eine Zeitlang in den literarischen Kreisen Berlins verkehrt, und zwar

in den Tagen der Revolution der Literatur, und ein Nachklang davon ist auch in diesen Roman hinübergedrungen, der freilich nicht in Berlin, sondern in Dresden spielt und erst nach der Revolution beginnt, um zu zeigen, wie sich ein begabter Dichter aus dem Sturm und Drang und aus der rein literarischen Sphäre heraus sozusagen ins Leben hinein entwickelt. Fritz Berting ist sein Name — ein bestimmtes Modell für ihn wüßte ich nicht nachzuweisen, doch könnte man vielleicht sagen, daß er der Herkunft und Lebensstellung nach etwas an Otto Erich Hartleben, dem Wesen nach etwas an Hermann Conradi gemahnt. Von Polenz' eigenem Wesen ist kaum etwas in ihm, wohl aber läßt ihn der Dichter die eigenen schriftstellerischen Erfahrungen machen. Sie gipfeln in der Erkenntnis: „Immer wichtiger wurde ihm der lebendige Sinn alles Geschriebenen, nämlich die Persönlichkeit, die Seele, die Schöpferkraft des Autors, das, was er zu geben, was er Neues zu sagen hatte. Immer mißtrauischer dagegen wurde er gegen das, was ihm früher immer als das bei weitem Wichtigste erschienen war, das aktuell Literarische. Was war Literatur? Eine Sammlung von Schulbegriffen, die heute galten, morgen verworfen wurden. Eine Abstraktion, von klugen Köpfen aus soundso viel Beispielen zurechtgemacht und als System ausgegeben; die lebendige Dichtung sah anders aus. Was hatte ein Dichter mit den Moden der Literatur zu tun?" und „Wenn wir unter den Künstlern wieder Persönlichkeiten haben werden, dann werden wir auch eine Kunst bekommen. Zur Persönlichkeit gelangen wir aber nicht durch Willkür, sondern durch Selbstzucht." Mehr als die übrigen Romane ist natürlich dieser Schriftstellerstandesroman Polenz' Bekennerbuch; wir können die Stellung des Dichters zu den Bewegungen und den großen Persönlichkeiten der Zeit, wie Zola, Ibsen, Nietzsche, fast überall deutlich erkennen. Etwas Subjektives, Wertherisches bekommt „Wurzellocker" aber doch auch nicht, und das ist in manchem Betracht schade, da die Überlieferung der Zeitstimmungen fast wichtiger ist

als die Darstellung der tatsächlichen Entwicklung. Diese hat Polenz geben wollen, und er hat sie besser als irgendein anderer bisher gegeben: sein Roman ist geradezu geschichtlich zuverlässig und deckt sich in fast allen Hauptpunkten mit der Darstellung in meiner „Deutschen Dichtung der Gegenwart", die Polenz kannte und schätzte. Außer Berting, dem Stürmer und Dränger, der sich durcharbeitet, haben wir fast alle anderen Typen des jüngsten Deutschlands in dem Roman: in Heinrich Lehmfink den nationalen Schriftsteller, der den Jungen zwei Sünden vor allen vorwirft, „daß sie kein Verhältnis gefunden haben zur Religion, und daß sie dem Vaterlande kühl gegenüberstehen", in Siegfried Silber den jüdischen Streber, in dem Baron Chubsky den internationalen Ästhetizisten, in Markus Hiesel und Theophil Alois Hilschner die symbolistischen Jünglinge, in Hedwig von Lavan die weibliche Dekadente, in Professor Walberg den bornierten Vertreter des Alten. Es ist Polenz gelungen, in einem literarischen Salon auch einen Mittelpunkt für die meisten dieser Persönlichkeiten zu schaffen, und daß er eine im übrigen sympathisch geschilderte Jüdin aus Berlin-W. in diesem Salon Gastrollen geben läßt, erhöht noch die Lebenswahrheit. Im eigentlichen Mittelpunkt des Romans steht freilich ein menschliches Verhältnis, die wilde Ehe Fritz Bertings mit Alma, einem Mädchen aus dem Volke, die mit dessen Tod nach einer Entbindung endet. Diese Alma ist eine der schönsten Schöpfungen Polenz', absolut treu nach dem Leben und daher tief ergreifend. Treu sind auch alle Situationen dieser wilden Ehe, überhaupt das ganze Schriftstellerleben; so ähnlich wie Berting haben wir alle damals gelebt (wenn wir auch nicht alle eine Alma hatten) und uns durchgerungen. Darum hat der Roman denn auch dauernden Wert, er ist ferner auch als Dresdener Milieuroman unverächtlich. Gewiß, Bertings Gestalt könnte noch etwas lebensvoller sein, und das Zeitbild ließe sich noch etwas mächtiger denken, aber es ist bisher nichts Dichterisches über jene interessante Literaturperiode,

wo so ziemlich das ganze geistige und sittliche Leben der Deutschen in Gärung geraten war, geschrieben worden, was sich an Ernst und Übersicht überhaupt nur mit Polenz' „Wurzellocker" vergleichen ließe.

Zwischen „Liebe ist ewig" und „Wurzellocker" liegen noch ein neuer Novellenband, die sechs Dorfgeschichten „Luginsland", und ein neues Drama, die dreiaktige Dorftragödie „Junker und Fröner". Beide Veröffentlichungen sind echte Heimatkunst, die Dorfgeschichten aus der Gegenwart, die Tragödie aus der Vergangenheit der sächsischen Lausitz. Die Geschichten halte ich für die besten von Polenz überhaupt, vor allen „Mutter Maukschens Liebster" und „Zittelgusts Anna" — die Lebensdarstellung ist hier nun ganz tendenzlos und holt aus den Tiefen. „Junker und Fröner" darf man getrost an die Seite von „Andreas Bockholdt" stellen, es ist wie dieser ein wirkungsvolles Bühnenstück mit tragischen Momenten, wenn auch keine wirkliche Tragödie. Der Inhalt liegt im Titel ausgedrückt: das Drama behandelt den Kampf zwischen dem Junker (aus der Mitte des 18. Jahrhunderts) und seinem leibeigenen Bauer, und wenn es auch zum Teil ein Drama der Mißverständnisse ist, da Junker und Fröner beide tüchtige Menschen und von Jugend auf befreundet sind, es ist nicht zu leugnen, daß solche Mißverständnisse aus der Atmosphäre der Zeit erwachsen konnten. Jedenfalls vermag Polenz die Zusammenstöße und den Ausgang mächtig zu gestalten, wenn er auch den hetzenden Bösewicht nicht entbehren kann. Sehr gut ist ihm das Zeitkolorit, zu dem er auch eine etwas archaisierende Sprache verwendet, geraten.

Er stand im dreiundvierzigsten Jahre und auf der Höhe des Lebens, als ihn der Tod an den Folgen einer Operation jäh hinwegnahm. Über seine menschliche Existenz in den letzten Lebensjahren hat er im Jahre 1900 im „Literarischen Echo" selber berichtet: er war mit Leib und Seele Grundbesitzer geworden und glaubte durch das arbeitsreiche Leben auf dem Lande auch in seiner schriftstellerischen Produktion

gefördert zu werden. Allerdings hatte er von Zeit zu Zeit die Großstadt zur Anregung nötig und ging auch auf Reisen. In das zweite Halbjahr 1902 fällt jene schon erwähnte Reise nach Nordamerika, die er mit seinem Freunde Friedrich von Schwerin, Geh. Regierungsrat und vortragendem Rat im Kgl. Preuß. Ministerium des Innern, unternahm und in dem 1903 erschienenen Buche „Das Land der Zukunft" beschrieben hat. Oder eigentlich nicht beschrieben: das Buch ist nur, wie W. Bölsche sehr richtig bemerkt hat, eine große Ideenstudie über Amerika, gibt die Resultate des Nachdenkens über die daselbst empfangenen und mit denen der Alten Welt verglichenen Eindrücke. Es ist unzweifelhaft ein bedeutendes Buch, nicht so enthusiastisch wie manches andere über das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, aber immerhin vom Glauben an die Zukunft Amerikas und die Zukunft der Menschheit getragen. In diesem Sinne ist es auch Weltanschauungsbuch, und wir wollen uns die Charakteristik seines eigenen Volkes durch Polenz nicht entgehen lassen: „Die besten Deutschen sind immer Faustnaturen gewesen. Die Innenwelt gestalten, eine einmal erkannte Wahrheit mit Eigensinn, oft zum eigenen Schaden durchsetzen, auf daß das Gewissen befriedigt werde, jede Sache um ihrer selbst willen, nicht um des Erfolges willen tun, sich niemals am Erreichten genügen lassen, zeitlebens das Ideal höher und höher stecken, der eigenen Person kritisch gegenüberstehen, mit der Außenwelt in Hader leben, dabei heiß nach innerem Frieden suchen, sich sein eigener Himmel und seine eigene Hölle sein, nichts mehr fürchten als den Abfall von sich selbst, das heißt deutsch sein." Unzweifelhaft steckt darin auch ein gut Teil Selbstcharakteristik, wie in den Schlußworten des Amerika-Buches: „Wirken, solange es Tag ist! bleibt die Losung aller rüstigen Männer und tapferen Frauen, die, mögen sie ihr Vaterland diesseits oder jenseits des Ozeans haben, das Angesicht gegen die Sonne gewandt, ihre Seele nach der Ewigkeit ausschicken." Daß das nicht bloße Worte waren, daß Polenz auch danach

handelte, beweist auch der unvollendet hinterlassene Roman „Glückliche Menschen“, der, da die vollständigen Entwurfsskizzen zu ihm vorhanden waren, zuerst in der „Deutschen Rundschau“ und dann als Buch gedruckt wurde und mehr noch als irgendein anderes Werk von Polenz durch Darstellung des eigenen seelischen Erlebens dem deutschen Volke Richtlinien zu geben bestrebt ist. Es ist einem, wenn man dies Buch liest, wirklich, als ob der Dichter, sein Angesicht gegen die Sonne gewendet, seine Seele nach der Ewigkeit ausschickt: nirgends tritt der konservative und religiöse Grundzug in Polenz' Natur, der sein Gesamtwerk historisch als die Überwindung des banalen Liberalismus zugunsten eines vernünftigen, nationalen Sozialismus erscheinen läßt, so deutlich hervor wie hier, nirgends merkt man so deutlich, daß er selber den Frieden gefunden hat, nirgends sind die Stimmungen dem Leben und dem Sterben gegenüber so voll und rein. Auch dem Sterben gegenüber — „Das reinste, erhabenste Gefühl“, heißt es einmal, „blieb doch die Freude auf den Tod. Wenn man bis zu der Erkenntnis durchgedrungen war, daß das Leben nur eine Vorbereitung bedeute für das Sterben, dann erschien selbst das sinnwidrigste Unglück erträglich.“ Der Held dieses Romans, Ernst von Hindorf, hat unzweifelhaft viel von Polenz selbst, es ist das erste Mal, daß der Dichter selbst in einem seiner Werke auftaucht. Darum ist das Werk doch nicht subjektivistisch, sondern wie alle früheren objektive Darstellung. Am nächsten steht es dem „Grabenhäger“, behandelt wie dieser Gutsbesitzerleben, bringt aber in Anne Marie von Plessow einen interessanteren, komplizierteren Frauencharakter, als es Klara von Kriebow ist, und war, da er auch das politische Leben breit behandeln sollte, noch weiter angelegt als der frühere Gutsbesitzerroman. — Ein teures Vermächtnis wie dieses Romanfragment bilden auch die Gedichte „Erntezeit“, die Polenz' Bruder Benno aus dem Nachlasse 1904 herausgegeben hat. Sie tun jedem, der etwa noch zweifeln sollte, überzeugend dar, daß Wilhelm

von Polenz nicht bloß Romancier, also ein Halbbruder des Dichters nach Schillers Ansicht, sondern ein echter und voller Dichter war. Zum größten Teile im Frühjahr 1901 auf einen Schuß entstanden, tragen sie, wenigstens die unter der Überschrift „Der Liebe Totenspiegel" vereinten, zyklischen Charakter, geben die Geschichte einer Liebe in der von Ferdinand Avenarius einmal charakterisierten „großen lyrischen Form": „Jedes Stück für sich befreiendes Wort, Ausdruck eines augenblicklich seelischen Zustandes, alle zusammen aber eine sich wechselseitig ergänzende und bewegende organische Komposition." Doch stelle ich die nicht zum Zyklus gehörigen Stücke — „Mannestränen", „Die alte Buche", „Die Eltern", „Glaube", auch „Egidys Tod" mögen genannt sein — nicht tiefer: alle diese Lyrik hat den ausgeprägten Charakter der Reife, ist echte Manneslyrik schlichten, aber doch besonderen Charakters, „eine schöne Blüte, die sich noch spät über das reife Kornfeld erhob", wie ich an anderer Stelle gesagt habe.

Soll nun das Schlußurteil über Polenz in einem Worte gegeben werden, so ist zu sagen, daß er einer der ersten sozialen Dichter-Schriftsteller der Deutschen gewesen sei, der erste in unserer Zeit. Ich nenne „Dichter-Schriftsteller" den Dichter, der seine Begabung bewußt in den Dienst seines Volkes und seiner Zeit stellt, mit der dichterischen Darstellung noch bestimmte, außerhalb der Kunst liegende Aufgaben lösen will, und betrachte diese Dichterart als eine durchaus natürliche, mit der wachsenden Kultur immer notwendiger werdende. Schon Goethe ist in seinen späteren großen Romanen, in „Wilhelm Meister" und den „Wanderjahren", so etwas wie ein Dichter-Schriftsteller mit sozialen Tendenzen, auch Karl Immermann ist es in bestimmter Hinsicht, mag die Tendenz im „Münchhausen" auch noch die satirische Form gewinnen. Ausgeprägt ist es zuerst der große Schweizer Jeremias Gotthelf, dessen Romane samt und sonders bestimmte volkserzieherische Zwecke verfolgen, darum nun aber keineswegs Tendenzromane im alten Sinne

sind, sondern durch Allseitigkeit und Treue der Volks- und Lebensdarstellung sogar die meisten reinliterarischen Romane ihrer Zeit weit übertreffen. Das ist überhaupt das Kennzeichen der modernen sozialen Dichter-Schriftsteller, daß sie aus vollem Leben heraus schaffen, um wieder voll auf das Leben zurückzuwirken. Weil sie das nicht taten, weil sie mit vorgefaßten politischen Meinungen an das Leben herantraten und ihre Darstellung auf diese zuschnitten, sind so begabte Schriftsteller wie Gutzkow und Spielhagen heute in Mißkredit geraten und werden lange nicht mehr in dem Maße gelesen als früher. Eher hat sich Freytag gehalten, mit dem man Polenz sehr oft verglichen hat — die Tendenz, das Volk bei der Arbeit zu suchen, und eine gewisse mittlere Temperatur und Stimmung, die nicht gleich in die Extreme der Leidenschaft gerät, dazu die nationale Gesinnung und oft die kulturhistorischen Gesichtspunkte haben die beiden Dichter ja auch gemeinsam. Jedoch holt Polenz zuletzt tiefer heraus, ist überhaupt eine schwerere Natur als der liebenswürdige Schlesier, der noch vielfach auf humoristische Darstellung ausging und auch die „Romanhaftigkeit“ nicht völlig überwand. Das ist dann bei Theodor Fontane, dem Romancier, der Polenz zeitlich am nächsten steht, geschehen, aber Fontane fehlt wieder der soziale Sinn, der bei der Dichtung dieser Art wesentlich ist; er ist Psychologe und gesellschaftlicher Beobachter, als Darsteller Plauderer. So ist Jeremias Gotthelf der einzige Dichter-Schriftsteller, mit dem man Polenz in Wahrheit und mit Erfolg vergleichen kann, der Schweizer unbedingt die genialere Erscheinung, die elementarere Natur, aber, an sein Schweizer- und sein Pfarrertum gebannt, enger, künstlerisch ungleichmäßiger, den Dichter-Gestalter sehr oft durch den Prediger ersetzend, der Deutsche die harmonischere Erscheinung und — was freilich nicht sein Verdienst ist — vom Kulturleben der ganzen Nation getragen, dies auch immer vor Augen habend. Gleich stehen sich beide in der Treue: es wäre ihnen unmöglich gewesen, das Bild ihres Volkstums irgendeiner

Tendenz oder gar dem Erfolg zuliebe zu verfälschen; sie wußten es alle beide, daß sie gekommen seien, durch wirkliche Lebensgestaltung ihrem Volke die Wahrheit über sich selbst zu bringen, deren Erkenntnis jeder Besserung der Verhältnisse vorausgehen muß. Steckt so in Gotthelfs Werken das ganze Schweizer Leben aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (weiterhin freilich auch noch die genialste Bauern- und zuletzt Volkspsychologie, die wir überhaupt besitzen), so in Polenz' Romanen das Deutschland um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts: Gutsbesitzer, Bauern, Pastoren, Künstler und Schriftsteller, dazu nebenbei auch noch andere Stände wie die Offiziere, dann die Frauen sind in ihrem gesamten Leben und Streben von diesem Dichter-Schriftsteller mustergültig dargestellt worden, gleichsam vom kulturhistorischen Gesichtspunkte, d. h. nicht dem gelehrten, sondern dem natürlichen, der sich ergibt, wenn man die Übersicht über die ganze Breite des nationalen Lebens zu gewinnen strebt und in dem Heute immer auch das Gestern und vielleicht noch das Morgen zu erkennen trachtet. Polenz war keiner von den Dichtern, denen alles gleichsam im Traume zufliegt; er war ein Arbeiter, der möglichst viele Eindrücke in sich aufnahm, über sie nachdachte, auch andere über das, was er beobachtet, hörte und die betreffende Literatur studierte — dann freilich erwachte der Dichter, der Gestalter in ihm, die Idee, die ihm ursprünglich vorgeschwebt hatte, gewann Leben, indem seine reiche, kräftige Phantasie ihm das aufgespeicherte Material aus der Wirklichkeit gleichsam organisch zuführte, ihm Gestalten und die ihnen angemessenen Verhältnisse gab, so daß etwas Ganzes, ein wirkliches Weltbild entstand. Das sind „Der Pfarrer von Breitendorf", „Der Büttnerbauer", „Der Grabenhäger", „Thekla Lüdekind", „Wurzellocker", unbedingt, und die übrigen Werke, namentlich auch die kleineren Erzählungen ergeben eine dankenswerte Ergänzung. Poesie in engerem Sinne ist die Lebensdarstellung Polenz' nicht immer geworden; es ist nicht zu verkennen, daß ein

Element der Nüchternheit in ihr ist, das sich auch im Stil verrät — jedoch, ich behaupte, es ist auch notwendig; das Leben einer Zeit geht niemals restlos in Poesie auf; der Roman aber vor allem hat die Pflicht, ganz wahr zu sein, da es seine Aufgabe ist, die Breite und Fülle des Lebens einer Zeit vorzuführen, ein historisch-psychologisches document humain zu bilden. In dieser Hinsicht gebe ich Zola durchaus recht, und ich glaube, daß Polenz das für Deutschland geleistet hat, was Zola für Frankreich. Bewunderer des Fremden, wie wir Deutschen nun einmal sind, haben wir es bisher kaum gewagt, unsere deutschen Dichter-Schriftsteller neben die großen Ausländer zu stellen — ich trage nun aber kein Bedenken mehr, wie Jeremias Gotthelf Leo Tolstoi, so Polenz Zola ungefähr gleichzusetzen. „Zola", so habe ich schon an anderer Stelle ausgeführt, „ist kein größerer Gestalter als Polenz, und er ist weit romanhafter als dieser, auch im schlechten Sinne; er ist dann zweifellos eine beschränktere Persönlichkeit. Natürlich, wenn man ihn zuerst liest, die Wucht seines Temperaments, die Sensation seiner Erfindungen, seine brutale Psychologie auf einen losbricht, dann wird man gewissermaßen über den Haufen geworfen und staunt den Mann an. Aber man lese Zola öfter, man achte darauf, welche Rolle die Antithese bei ihm spielt, wie willkürlich er trotz seiner Versicherung, Dokumente zu bringen, verfährt, wie zufällig trotz des Strebens nach Allgemeingültigkeit und Allseitigkeit seine Erfindungen, seine Lebensbilder doch sind, wie einseitig-sinnlich seine Natur, wie eng seine radikale und materialistische Lebensanschauung zuletzt ist, und man wird doch einen großen Teil der Bewunderung, die man zunächst für ihn hegt, fallen lassen. Unser Polenz verblüfft nicht, er hat nichts Faszinierendes, er spannt nicht einmal stark, aber er hat die Dinge selbst sozusagen, er hat die Unaufdringlichkeit des vornehmen Menschen, er hat die strenge Wahrheitsliebe des wahren Patrioten, er hat die Treue des echten Dichters, er hat auch sehr viel Feinheit und Poesie im einzelnen. Ich will Zola

nicht unterschätzt wissen, er ist ein sehr starkes Talent, er ist auch ein Mann, aber die Sensation liegt ihm im Blute, und seine Technik, eine echte Romantechnik, vergewaltigt das Leben gelegentlich. Polenz ist unscheinbarer, aber zuletzt doch freier und weiter, und in seinen Lebensbildern steckt mehr innere Arbeit, Arbeit an sich selber." Diese Arbeit an sich selber und die Liebe, die Tolstoi ihm nachrühmt, die Liebe zu Volk und Heimat sind das beste an dem Menschen Polenz, und sie tragen auch den Dichter. Das deutsche Volk hat alle Ursache, sich mit dieser schlichten, vornehmen, von sozialem Gerechtigkeitsgefühl und im Kern religiöser Liebe getragenen Persönlichkeit gründlich zu befassen; es hat noch mehr Ursache, Polenz' dichterisches Lebenswerk, die Anschauung der Dinge und Menschen, die in ihm enthalten ist, zur Selbsterkenntnis und für die vielfach notwendige Neugestaltung seiner politischen und sozialen Verhältnisse zu benutzen.

Erstes Buch.

I.

Der Großbauer Traugott Büttner ging mit seinen zwei Söhnen zur Kirche.

Die drei Männer konnten sich sehen lassen. Der Büttnerbauer selbst war ein Sechziger, groß, hager, bartlos, rotbraun im Gesicht, mit graugelbem Haupthaar, das er nach altmodischer Weise lang ins Genick hinab wachsen ließ. Breitspurig und wuchtig trat er mit schwerem Stiefel auf, wie es ihm, dem Besitzer des größten Gutes im Dorfe, zukam. Seine starken, etwas eckigen Gliedmaßen, die sich ausnahmen wie knorrige Eichenäste, waren in einen Rock von dunkelblauer Farbe mit langen Schößen gezwängt. Die engen Ärmel behinderten ihn offenbar in der Freiheit der Bewegung. Dafür war das auch der nämliche Rock, in welchem der Büttnerbauer vor mehr als dreißig Jahren getraut worden war. Daß der Rock inzwischen etwas knapp geworden in den Schultern und über die Brust, störte den Alten nicht, im Gegenteil! diese Gebundenheit und enge Verschnürung des Leibes stimmte so recht zu der Weihe und feierlichen Gemessenheit, die nun einmal zum Sonntagmorgen gehört. — Auf dem langen, straffen Haar trug er einen Zylinder, den das Alter nicht glatter, sondern recht widerhaarig gemacht hatte.

Der Bauer schritt zwischen seinen beiden Söhnen: Karl und Gustav.

Karl, der ältere, war in gleicher Größe mit dem Vater, aber beleibter und fleischiger als dieser. Auch er rasierte sich, nach guter Bauernweise, den ganzen Bart. Seine großen, etwas verschlafenen Augen und die vollen, roten Wangen gaben ihm das Aussehen eines großen, gutgearteten Jungen. Aber wer sich die Fäuste des Mannes näher betrachtete, dem verging wohl die Lust, mit solchem Burschen anzubinden. Heute trug er wie der Alte ein dickleibiges Gesangbuch in der Hand. Auch er war in einen langschößigen Kirchenrock gekleidet und trug einen breitkrämpigen Zylinder auf dem runden Kopfe. Im ganzen war Karl Büttner die wohlgenährtere und um dreißig Jahre jüngere Ausgabe von Traugott Büttner.

Verschieden von den beiden zeigte sich der jüngere Sohn Gustav, Unteroffizier in einem Kürassierregiment. Vielleicht war es die schmucke Uniform, die seine Figur hob, ihm etwas Gewandtes und Nettes gab, daß er sich von den beiden plumpen Bauerngestalten vorteilhaft abhob. Er war etwas kleiner als Vater und Bruder, sehnig, gut gewachsen, mit offenem, einnehmendem Gesichtsausdruck. Gustav wiegte seinen schlanken Oberkörper ersichtlich in dem Bewußtsein, ein hübscher Kerl zu sein, auf den heute die Augen der gesamten Kirchfahrt von Halbenau gerichtet waren. Nicht selten fuhr seine behandschuhte Rechte nach dem blonden Schnurrbart, wie um sich zu vergewissern, daß diese wichtigste aller Manneszierden noch an ihrem Platze sei. Im Heimatdorfe hatte man ihn noch nicht mit den Tressen gesehen. Zum heurigen Osterurlaub zeigte er sich der Gemeinde zum ersten Male in der Unteroffizierswürde.

Gesprochen wurde so gut wie nichts während des Kirchganges. Hin und wieder grüßte mal ein Be-

kannter durch Kopfnicken. Zum Osterſonntage war ganz Halbenau auf den Beinen. In den kleinen Vorgärten rechts und links der Dorfſtraße blühten die erſten Primeln, Narziſſen und Leberblümchen.

In der Kirche nahm der Büttnerbauer mit den Söhnen die der Familie angeſtammten Kirchenplätze ein, auf der erſten Empore, nahe der Kanzel. Die Büttners gehörten zu der alteingeſeſſenen Bauernſchaft von Halbenau.

Guſtav ſah ſich während des Geſanges, der mit ſeinem ausgiebigen Zwiſchenſpiel der Beſchaulichkeit reichlichen Spielraum gab, in der kleinen Kirche um. Die Geſichter waren ihm alle bekannt. Hie und da vermißte er unter den älteren Leuten einen oder den anderen, den der Tod wohl abgerufen haben mochte.

Sein Blick ſchweifte auch gelegentlich nach dem Schiffe hinab, wo die Frauen ſaßen. Die bunten Kopftücher, Hauben und Hüte erſchwerten es, das einzelne Geſicht ſofort herauszukennen. Unter den Mädchen und jungen Frauen war manch eine, mit der er zur Schule gegangen, andere kannte er vom Tanzboden her.

Guſtav Büttner hatte es bisher gefliſſentlich vermieden, nach einer beſtimmten Stelle im Schiffe zu blicken. Er wußte, daß dort eine ſaß, die, wenn ſie überhaupt in der Kirche war, ihn jetzt ganz ſicher beobachtete. Und er wollte ſich doch um keinen Preis den Anſchein geben, als kümmere ihn das nur im geringſten. — Wenn er dorthin blicken wollte, wo ſie ihren Kirchenſtand hatte, mußte er den Kopf ſcharf nach links wenden, denn ſie ſaß ſeitlings von ihm, beinahe unter der Empore. Bis zum Kanzelvers tat er ſich Zwang an, dann aber hielt er es doch nicht länger aus, er mußte wiſſen, ob Katſchners Pauline da ſei.

Er beugte sich ein wenig vor, so unauffällig wie möglich. Richtig, dort saß sie! Und natürlich hatte sie gerade auch nach ihm hinaufblicken müssen.

Gustav war errötet. Das ärgerte ihn erst recht. Zu einfältig! Warum mußte er sich auch um das Mädel kümmern! Was ging die ihn jetzt noch an! Wenn man sich um jedes Frauenzimmer kümmern wollte, mit dem man mal was gehabt, da konnte man weit kommen. Überhaupt, Katschners Pauline! — In der Stadt konnte man sich mit so einer gar nicht sehen lassen. In der Kaserne würden sie ihn schön auslachen, wenn er mit der angezogen käme. Nicht viel besser als eine Magd war sie! wochentags womöglich barfuß und mit kurzen Röcken! —

Er nahm eine hochmütige Miene an, im Geiste die ehemalige Geliebte mit den „Fräuleins" vergleichend, deren Bekanntschaft er in den Kneipen und Promenaden der Provinzialhauptstadt gemacht hatte. In der Stadt hatte, weiß Gott, das einfachste Dienstmädel mehr Lebensart, als hier draußen auf dem Dorfe die Frauenzimmer alle zusammen. Er verachtete Katschners Pauline so recht aus Herzensgrunde.

Und einstmals war die dort unten doch sein Ein und Alles gewesen! —

Auf einmal zog durch seinen Kopf die Erinnerung an das Abschiednehmen damals, als er mit den Rekruten weggezogen in die Garnison. Da hatten sie gedacht, das Herz müsse ihnen brechen beim letzten Kusse. Und dann, als er wiederkam, zum ersten Urlaub, nach einjähriger Trennung. — Was er da angestellt hatte vor Glückseligkeit! Und das Mädel! Sie waren ja wie verrückt gewesen, beide. Was er ihr da alles versprochen und zugesagt hatte!

Er versuchte die Gedanken daran zu verscheuchen. Damals war er ja so dumm gewesen, so fürchterlich dumm! Was er da versprochen hatte, konnte gar nicht gelten. Und außerdem hatte sie ihm ja selbst auch nicht die Treue gehalten. — Was ging ihn der Junge an! Überhaupt, wer stand ihm denn dafür, daß das sein Kind sei! Er war ja so lange weggewesen.

Na, mit der war er fertig! Mochten die Leute sagen, was sie wollten! Mochte sie selbst sich beklagen und Briefe schreiben und ihm zu seinem Geburtstage und zu Neujahr Glückwunschkarten schicken — das sollte ihn alles nicht rühren. So dumm! Er hatte ganz andere Damen in der Stadt, feine Damen, die gebildet sprachen und „Hochwalzer" tanzen konnten. Was ging ihn Katschners Pauline an, deren Vater armseliger Stellenbesitzer gewesen war.

Inzwischen hatte der Pastor zu predigen begonnen. Gustav versuchte nun, seine Gedanken auf das Gotteswort zu richten. Er war in der Garnison noch nicht gänzlich verdorben worden. Immer hatte er eine rühmliche Ausnahme vor den Kameraden gemacht, welche das Kirchenkommando meist zu Schlaf oder allerhand Unfug benutzten. Er war vom Elternhause her an gute Zucht gewöhnt, auch in diesen Dingen. Der alte Bauer ging den Seinen mit gutem Beispiele voran; er fehlte kaum einen Sonntag auf seinem Platze und verpaßte kein Wort der Predigt. Auch im Singen stand er noch seinen Mann; freilich mit einer Stimme, die durch das Alter etwas krähend geworden. Karl allerdings, der etwas zur Trägheit neigte, war von einem Kirchenschläfchen nicht abzuhalten. Bald nach dem ersten der drei angekündigten Teile der Predigt sah ihn Gustav bereits sanft vor sich hin nicken.

Nachdem der Gottesdienst vorüber, stand man noch eine geraume Weile vor der Kirchtür. Der Büttnerbauer sah mit Behagen, daß sein Gustav der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit war. Alte und junge Männer umstanden den Unteroffizier. Der Anblick der Uniform erweckte die Erinnerung an die eigene Dienstzeit oder auch bei den Älteren an die Kriegsjahre. Der Büttnerbauer selbst führte die Denkmünzen der beiden letzten Feldzüge. Auch Karl Büttner hatte seine drei Jahre „weggemacht", aber bis zur „Charge" hatte es bisher noch kein Büttner gebracht.

Gustav mußte auf viele Fragen Rede und Antwort stehen. Ob er's nicht bald dicke habe, und wann er nach Halbenau zurückkehre, fragte man ihn. Der junge Mann meinte mit dem Selbstbewußtsein, das die Uniform den gewöhnlichen Leuten gibt, vorläufig gefalle es ihm noch so gut bei der Truppe, daß er nicht daran denke, den Pallasch mit der Mistgabel zu vertauschen.

Zwei Frauen kamen auf die Männer zu, eine ältere im bunten Kopftuch und eine jüngere mit einem schwarzen Hut, auf dem rosa Blumen leuchteten. Gustav hatte den Hut schon von der Empore aus wiedererkannt. Vor Jahren, als er noch mit Pauline Katschner gut war, hatte er ihr den Hut in der Garnison gekauft und, als er auf Urlaub nach Hause ging, mitgebracht. — Die ältere Frau war die Witwe Katschner, Paulinens Mutter.

„Guten Tag och, Gustav!" sagte Frau Katschner. „Guten Tag!" erwiderte er stirnrunzelnd, ohne ihr die Hand zu geben. Das Mädchen hatte den Kopf gesenkt und blickte errötend auf ihr Gesangbuch. „No, bist de och wieder mal in Halbenau, Gustav!" meinte die Witwe und lachte dabei, um ihre Verlegenheit zu

verbergen. „Ja!“ sagte Gustav kühl und fragte einen der jungen Männer irgendetwas Gleichgültiges.

Die Frauen zögerten noch eine Weile, wohl eine Anrede von ihm erwartend. Dann zog das Mädchen, dem das Weinen nahe schien, die Mutter am Rocke: „Kumm ack, Mutter, mir wollen gihn!“ — Darauf entfernten sich die beiden Frauen.

„Die kennst du wohl gar nich mehr, Gustav?“ fragte einer der jungen Leute mit spöttischem Lächeln den Unteroffizier. Der zuckte die Achseln, wiegte sich in den Hüften und gab sich Mühe, so gleichgültig auszusehen wie nur möglich.

Nun setzte man sich langsam in Bewegung, ein Trupp von zehn, zwölf jungen Männern, meist Schulkameraden Gustavs. Im Kretscham wurde ein Stehbier getrunken und die Zigarren in Brand gesetzt. Dann gings wieder auf die Dorfstraße hinaus. Einer nach dem anderen suchte nun sein Haus auf, denn die Mittagsstunde war herangekommen. Abends wollte man sich auf dem Tanzboden wieder treffen.

Das Büttnersche Bauerngut lag am obersten Ende des Dorfes. Der Bauer und Karl waren bereits vorausgegangen. Gustav wollte in einen Feldweg einbiegen, der ihn in kürzester Frist nach Haus geführt hätte, da hörte er seinen Namen rufen.

Er wandte sich. Katschners Pauline war nur wenige Schritte hinter ihm. Sie keuchte, beinahe atemlos vom schnellen Laufen.

Er nahm eine finstere Miene an und fragte in barschem Tone, was sie von ihm wolle. „Gustav!“ rief sie und streckte ihm die Hand entgegen. „Bis doch nicht so! Du tust ja gerade, als kennt'st de mich am Ende gar nich.“

„Ich hab keine Zeit!" sagte er, wandte sich und wollte an ihr vorbei.

Aber sie vertrat ihm den Weg. „Ne, Gustav! Aber, Gustav, bis doch nicht so mit mir!" Sie stand da mit fliegendem Busen und sah ihm voll in die Augen. Er hielt ihren Blick nicht aus, mußte wegsehen.

Sie griff nach seiner Hand und meinte: „Ene Hand hättst de mir immer geben kennen, Gustav!"

Das sei gar keine Manier, ihm so nachzulaufen und ihn am hellen lichten Tage anzureden, sagte er, und sie solle sich wegscheren. Er gab sich alle Mühe, entrüstet zu erscheinen.

Pauline schien keine Furcht vor ihm zu haben. Sie stand dicht vor ihm. Eine Bewegung seines Armes hätte genügt, sie beiseite zu schieben. Aber er hob die Hand nicht.

„Iber Johr und Tog is es nu schon, Gustav, daß mer uns niche gesehn haben! Und geontwortet hast du och nich, suviel ich dir och geschrieben habe. Du tust doch gerade, als wär'ch a schlechtes Madel, Gustav!" — die Augen standen ihr auf einmal ganz voll Tränen.

Heulen! das hatte gerade noch gefehlt! Weibertränen waren für ihn etwas Entsetzliches. Er war ja sowieso schon halb gewonnen durch ihren bloßen Anblick, durch den vertrauten Klang ihrer Stimme. Was für Erinnerungen rief ihm dieses Gesicht zurück! Er hatte so glücklich mit ihr gelebt wie noch mit keiner anderen. Sie war doch seine Erste gewesen. Es lag in dem Gefühle so etwas ganz Besonderes, so etwas wie Heimweh, wie Dankbarkeit für ihre Güte gegen ihn. — Daß sie jetzt weinte, war schlimm! Er kam sich schlecht vor und grausam. Das verdroß ihn.

Nun würde er das Mädel schwer wieder los werden, fürchtete er.

Sie wischte sich die Tränen mit einer Ecke ihrer schwarzen Schürze ab und fragte: „Was hast de denn egentlich gegen mich, Gustav? Sag mersch nur a enzigstes Mal, was de hast, daß de so bist! —"

Er kaute an seinem Schnurrbarte mit verdüsterter Miene. Es wäre ein leichtes gewesen, ihr auf den Kopf zuzusagen, sie habe es inzwischen mit einem anderen getrieben. Aber in diesem Augenblick, unter den Blicken ihrer treuen Augen, fühlte er mit einem Male, auf wie schwachen Füßen dieser Verdacht eigentlich stehe. Er hatte ja die ganze Geschichte, die ihm von anderen hinterbracht worden war, nie recht geglaubt. Das war ja nur ein willkommener Vorwand für ihn gewesen, auf gute Art von ihr los zu kommen.

Als sie nun jetzt so vor ihm stand, einen Kopf kleiner als er, frisch und gesund wie ein Apfel, mit ihren guten, großen Augen und den leuchtenden Zähnchen, da befand er sich wieder ganz unter ihrem Banne.

„Ich habe mich su ärgern missen über dich!" sagte sie leise und schluchzte auf einmal auf. Die Tränen saßen sehr locker bei ihr. Zwischen dem Weinen durch konnte sie so lieb und schmeichelnd dreinblicken wie eine zahme Taube. Niemand hatte dem Mädchen diese Künste gelehrt, aber die raffinierteste Kokette hatte keine wirksameren Mittel, das Herz eines Mannes zu bestricken als dieses schlichte Naturkind.

Plötzlich senkte sie den Kopf, errötend und noch leiser als vorher meinte sie: „Willst de dir nich deinen Jungen ansehn, Gustav? Er is nu bald een Jahr!"

Der junge Mann stand unschlüssig, im Innersten bestürzt. Er fühlte sehr deutlich, daß dieser Augenblick

für ihn die Entscheidung bedeute. Wenn er ihr jetzt den Willen tat, mit ihr ging und sich den Jungen ansah, dann bekannte er sich zur Vaterschaft. Bisher hatte er das Kind nicht als das seine anerkannt, sich hinter der Ausflucht verschanzend, daß man ja gar nicht wissen könne, von wem es sei.

Pauline hatte den Kopf wieder aufgerichtet und bat ihn mit den Augen. Dann mit ihrer weichen Mädchenstimme: „Ich ha dem Jungen nu schun su viel vun dir vorderzahlt. Er kann noch ne raden. Aber ‚Papa!' das kann er duch schun sagen. — Komm ack, Gustav, sieh der'n wen'gsten a mal an!" —

Sie nahm ihn an der Hand und zog ihn nach der Richtung, wohin sie ihn haben wollte. „Komm ack, Gustav, komm ack mitte!" so ermunterte sie den immer noch Zaudernden.

Er folgte ihr schließlich. Dabei ärgerte er sich über sich selbst, daß er so nachgiebig war. Er verstand sich darin selbst nicht. Es gab in der ganzen Unteroffiziersabteilung keinen schneidigeren Reiter als ihn. „Remonte dressieren", das war seine Lust. Und dabei konnte er so weich sein, daß ihn der Wachtmeister schon mal einen „nassen Waschlappen" genannt hatte. Das war damals gewesen, als seine Charge, die „Kastanie", den Spat bekommen und zum Roßschlächter gemußt. Da hatte er geweint wie ein kleines Kind.

Pauline schien sich darauf zu verstehen, ihm beizukommen. Sie konnte, wenn sie wollte, so was recht „Betuliches" haben. Sie tat, als habe es niemals eine Abkühlung zwischen ihnen gegeben. Kein weiteres Wort des Vorwurfes kam über ihre Lippen. Um keinen Preis wollte sie ihn in schlechte Laune versetzen. Ihr Bestreben war, ihn gar nicht erst zur Besinnung kommen

zu lassen. Sie erzählte von der Mutter, von ihrem Jungen, allerhand Lustiges und Gutes, brachte ihn so mit kleinen Listen, deren sie sich kaum bewußt wurde, bis vor ihre Tür.

Pauline wohnte mit ihrer Mutter, der Witfrau Katschner, in einer strohgedeckten Fachwerkhütte, einem der kleinsten und unansehnlichsten Anwesen des Ortes. Es war nur eine Gartennahrung, nicht genug zum Leben und zuviel zum Sterben. Die beiden Frauen verdienten sich etwas durch Handweberei. Früher war Pauline zur Arbeit auf das Rittergut gegangen, aber in letzter Zeit hatte sie das aufgegeben.

Pauline hatte ihr eigenes Stübchen nach hinten hinaus. In Gustav rief hier jeder Schritt, den er tat, Erinnerungen wach. Durch dieses niedere Türchen, das er nur gebückt durchschreiten konnte, war er getreten, als sie ihn in einer warmen Julinacht zum ersten Male in ihre Kammer eingelassen. Und wie oft war er seitdem hier aus und ein gegangen! Zu Tag- und Nachtzeiten, ehe er zu den Soldaten ging und auch nachher, wenn er auf Urlaub daheim gewesen war.

In dem kleinen Raume hatte sich wenig verändert während des letzten Jahres. Sauberkeit und peinlichste Ordnung herrschten hier. Er kannte genau den Platz eines jeden Stückes. Dort stand ihr Bett, da das Spind, daneben die Lade. Der Spiegel mit dem Sprung in der Ecke unten links, über den eine Neujahrskarte gesteckt war, hing auch an seinem alten Platze.

Unwillkürlich suchte Gustavs Blick das Zimmer spürend ab. Aber er fand nicht, was er suchte. Pauline folgte seinen Augen und lächelte. Sie wußte schon, wonach er sich umsah. —

Sie ging auf das Bett zu und drückte die

bauschigen Kissen etwas nieder. Ganz am oberen Ende, tief versenkt in den Betten, lag etwas Rundliches, Dunkles.

Sie gab ihm ein Zeichen mit den Augen, daß er herantreten solle. Er begriff, daß der Junge schlafe und bemühte sich infolgedessen leise aufzutreten, den Pallasch sorgsam hochhaltend. „Das is er!“ flüsterte sie und zupfte glückselig lächelnd an dem Kissen, auf dem der Kopf des Kleinen lag.

Der junge Mann stand mit verlegener Miene vor seinem Jungen. Der Anblick benahm ihn ganz; nicht einmal den Helm abzusetzen, hatte er Zeit gefunden. Hinzublicken wagte er kaum. Das sollte sein Sohn sein! Er hatte ein Kind! — Der Gedanke hatte etwas eigentümlich Bedrückendes, etwas Dumpfes und Beengendes legte sich auf ihn wie eine große, noch unübersehbare Verantwortung.

Sie half ihm, nahm ihm zunächst den Helm ab, rückte das Kind etwas aus den Betten heraus, daß er es besser sehen solle, führte selbst seine große Hand, daß er sein eigenes Fleisch und Blut betasten möchte. Dann fragte sie, sich an ihn schmiegend, wie es ihm gefalle.

Er erwiderte nichts, stand immer noch ratlos, bestürzt vor seinem Sprößling.

Jetzt ging ein Lächeln über die Züge des Kleinen, er bewegte im Schlafe ein paar Finger des winzigen Händchens. Nun erst begriff der Vater, daß es wirklich ein lebendiges Wesen sei, was da lag. Der Gedanke rührte ihn auf einmal in tiefster Seele. — So ein kleines Ding, mit solch winzigen Gliedmaßen, und das lebte doch und war ein zukünftiger Mensch, würde ein Mann sein — sein Sohn! Pauline und er hatten es hervorgebracht; aus seinem und ihrem Gebein

stammte dieses neue Wesen. Das ewige Wunder des Werdens trat vor ihn in seiner ganzen unheimlichen Größe. —

Gustav merkte, wie ihm die Tränen in die Augen traten, es würgte ihn im Halse, es kitzelte ihn an der Nase. Er biß die Zähne fest aufeinander und schluckte die Rührung hinunter; weinen wollte er um keinen Preis.

Pauline eilte derweilen geschäftig auf und ab im Zimmer. Sie hatte den schwarzen Hut mit den rosa Blumen abgelegt, die Ärmel ihres Kleides aufgeknöpft und bis an die Ellbogen zurückgeschlagen und eine weiße Schürze vorgesteckt. Ohne Hut sah sie noch hübscher aus. Ihr blondes Haar, von selten schöner Färbung, kam jetzt erst zur Geltung, sie trug es nach Art der Landmädchen, schlicht in der Mitte gescheitelt und hinten zu einem Nest von vielen kleinen Flechten verschlungen. Das schwarze Kleid war ihr Konfirmationskleid. Nur durch Auslassen und Ansetzen hatte sie es zuwege gebracht, daß es ihre frauenhaft entwickelte Fülle auch jetzt noch faßte.

Jetzt eilte sie wieder an das Bett. Sie meinte, der Junge habe nun genug geschlafen, er müsse die Flasche bekommen. Sie weckte den Kleinen, indem sie ihn sanft aus den Kissen hob und ihn auf die Stirn küßte. Das Kind schlug ein Paar große, dunkle Augen auf, sah sich verwundert um und begann sofort zu schreien. Der Vater, der an solche Töne noch nicht gewöhnt war, machte ein ziemlich verdutztes Gesicht hierzu.

Pauline meinte, das sei nicht so schlimm, das Kind habe nur Hunger. Sie nahm eine Blechkanne aus der Röhre. Das Zimmerchen hatte keinen eigenen Ofen, sondern nur eine Kachelwand mit einer Röhre, die vom Nebenzimmer aus erwärmt wurde. In der Blechkanne

befand sich ein Fläschchen Milch. Pauline, auf dem einen Arm das Kind, führte die Flasche zum Munde, kostete schnell, stülpte einen Gummizulp über den Flaschenhals. Dann legte sie den Kleinen wieder aufs Bett, dessen Blicke und Hände begierig nach der wohlbekannten Flasche strebten. Nun endlich steckte sie dem Schreihals den Zulp zwischen die Lippen. Sofort verstummte das Gezeter und machte behaglich glucksenden Lauten Platz.

Gustav atmete erleichtert auf. Der ganze Vorgang hatte etwas Beklemmendes für ihn gehabt. Während Pauline voll Wonne und Stolz war, konnte er sich einer gewissen Gedrücktheit nicht erwehren. Mit dem Ausdrucke einer Zärtlichkeit, wie sie nur eine Mutter hat, beugte sich das Mädchen über das kleine Wesen, dessen ganze Kraft und Aufmerksamkeit jetzt auf den Nahrungsquell gerichtet war, und richtete ihm die Kissen.

Erst nachdem der Kleine völlig glücklich zu sein schien, kam Gustav wieder an die Reihe für Pauline. Sie wischte ihm einen Stuhl ab mit ihrer Schürze und bat ihn, sich zu setzen. Er hatte noch immer kein Wort über den Jungen geäußert; jetzt nötigte sie ihn geradezu, sich auszusprechen.

Er meinte, das Kind sehe ja soweit ganz gesund und kräftig aus. Aber das genügte ihrem mütterlichen Stolze nicht. Sie begann ihrerseits das Lob des Jungen zu singen, wie wohlgebildet er sei und stark. Ja, sie behauptete sogar, er sei ein Wunder an Klugheit, und führte dafür einige seiner kleinen Streiche an. Groß sei er für sein Alter wie kein anderes Kind, schon bei der Geburt sei er solch ein Riese gewesen. Und sehr viel Not habe er ihr gemacht beim Kommen, setzte sie etwas leiser mit gesenktem Blicke hinzu. Dann erzählte

sie, daß sie ihn bis zum sechsten Monate selbst genährt habe.

Er hörte diesem Berichte von Dingen, die für sie von größter Bedeutung und Wichtigkeit waren, nur mit halbem Ohre zu. Er hatte seine eignen Gedanken bei alledem. Was sollte nun eigentlich werden, fragte er sich. Er hatte sich zu diesem Kinde bekannt. Als anständiger Mensch mußte er nun auch dafür sorgen. Burschen, die ein Kind in die Welt setzen und dann Mädel und Kind im Stiche ließen, hatte er immer für Lumpe gehalten. Einstmals hatte er Paulinen ja auch die Ehe versprochen. Und wenn er sie so ansah, wie sie hier schaltete und waltete, sauber und nett, geschickt, sorgsam und dabei immer freundlich und voll guten Mutes, da konnte ihm der Gedanke einer Heirat schon gefallen. Daß sie ein durch und durch braves Mädel sei, das wußte er ja.

Aber, überhaupt heiraten! Er dachte an das Elend der meisten Unteroffiziersehen. Da hätte man sich ja schütteln mögen bei dem bloßen Gedanken.

Und dann gab es da noch eins: er hätte mit verschiedenen Frauenzimmern in der Garnison brechen müssen. — Das alles machte ihm den Kopf schwer. —

Pauline fing jetzt an, von ihren eigenen Angelegenheiten zu sprechen, sie erzählte, wie einsam und traurig der letzte Winter für sie gewesen sei, die Mutter wochenlang bettlägerig, dazu kein Geld im Hause, kein Mann in der Nähe, der ihnen geholfen hätte. Sie selbst durch die Pflege des Kindes abgehalten, viel zu schaffen. Und zu alledem habe er nichts mehr von sich hören lassen. Was er denn eigentlich gehabt habe gegen sie, verlangte das Mädchen von neuem zu wissen. Er wich

der Antwort aus, fragte seinerseits, warum sie denn gar nicht mehr aufs Rittergut zur Arbeit gegangen sei.

Das habe seinen guten Grund, erklärte sie und sprach auf einmal mit gedämpfter Stimme, als fürchte sie, das Kind könne etwas verstehen. Der Eleve dort habe sich Unanständigkeiten gegen sie erlaubt, deshalb sei sie lieber aus der Arbeit fortgeblieben, obgleich sie den Verdienst schwer vermißt hätte.

Gustav horchte auf. Das war ja gerade die Geschichte, über die er gern etwas Genaueres erfahren hätte. Mit diesem Eleven nämlich hatte man ihm das Mädchen verdächtigt. Er forschte weiter: Was hatte sie mit dem Menschen gehabt, wie weit war er gegangen?

Pauline zeigte sich im Innersten erregt, als diese Dinge zur Sprache kamen. Sie sprach in den schärfsten Ausdrücken über den jungen Herrn, der seine Stellung ausgenutzt hatte, ihr in zudringlicher Weise Anträge zu machen. Mehr noch als ihre Worte sagten es ihm ihre Mienen und die ganze Art, in der sie sich äußerte, daß sie ihm treu geblieben sei.

Gustav ließ ihr seine Befriedigung durchblicken, daß nichts an dem Gerede sei. Nun erfuhr sie erst, daß er darum gewußt habe. Deshalb also hatte er mit ihr gegrollt! Wer hatte sie denn nur ihm gegenüber so angeschwärzt?

Er sagte ihr nur, daß er's gehört hätte von „den Leuten“. Daß die Verdächtigung aus seiner eigenen Familie gekommen, welche sein Verhältnis mit Pauline niemals gern gesehen hatte, verschwieg er.

Pauline nahm die Sache ernst. Daß er sie in solch einem Verdachte gehabt und noch dazu so lange und ohne ihr ein Wort davon zu sagen, das kränkte sie. Das Mädchen wurde auf einmal ganz still. Sie emp-

fand die Ungerechtigkeit und Erniedrigung, die in seiner Auffassung lag, wie Frauen solche Dinge empfinden, jäh und leidenschaftlich. Sie machte sich im Hintergrunde des Zimmers zu schaffen, ohne ihn anzusehen.

Ihm war nicht wohl dabei zumute. Er wußte zu gut, wieviel er sich ihr gegenüber vorzuwerfen hatte. — Er blickte verlegen auf seine Stiefelspitzen.

Es entstand eine Pause, während der man nur die leichten Atemzüge des Kindes, das inzwischen mit seiner Flasche fertig geworden war, vernahm.

Plötzlich ging Pauline nach dem Bette. Sie nahm den Kleinen aus dem Kissen. „Du hast den Jungen noch gar niche uf'n Arm gehat, Gustav!" sagte sie, unter Tränen lächelnd, und hielt ihm den Kleinen hin.

Er nahm das Kind in Empfang, wie man ein Paket nimmt. Der Junge blickte mit dem starren, leeren Blicke der kleinen Kinder auf die blanken Tressen am Halse des Vaters.

„Getoft is er och schon," sagte Pauline. „Ich ha dersch ja damals geschrieben, aber du hast nischt geschickt dazu. Der Paster war erscht böse und hat tichtig gebissen uf mich, daß mer sowas passiert wor."

Gustav war inzwischen ins Reine mit sich gekommen, daß er Kind und Mutter anerkennen wolle.

Der Junge streckte die kleine Hand nach dem Schnurrbart des Vaters, Pauline wehrte dem Händchen sanft. „Se sprechen alle, daß er dir su ähnlich säke, Gustav! Wie aus'n Gesichte geschnitten, sprechen de Leite." —

Der junge Vater lächelte zum ersten Male sein Ebenbild an. Pauline hatte sich bei ihm eingehängt, ihre Blicke gingen liebend von Gustav zu dem Kleinen.

Der Bengel hatte endlich den Schnurrbart des Vaters erwischt und stieß einen schrillen Freudenschrei aus.

So gewährten sie das Bild einer glücklichen Familie.

II.

Gustav Büttner kam heute viel zu spät nach Haus zum Mittagbrot. Die Familie hatte bereits vor einer Weile abgegessen. Der alte Bauer saß in Hemdsärmeln in seiner Ecke und schlummerte. Karl hielt die Tabakspfeife, die er eigentlich nur während des Essens ausgehen ließ, schon wieder im Munde. Die Frauen waren mit Abräumen und Reinigen des Geschirrs beschäftigt.

Die Bäuerin sprach ihre Verwunderung darüber aus, daß Gustav so lange ausgeblieben. In der Schenke sitzen am Sonntag Vormittag, das sei doch sonst nicht seine Art gewesen. — Gustav ließ den Vorwurf ruhig auf sich sitzen. Er wußte wohl warum; seine Leute brauchten gar nicht zu erfahren, was sich inzwischen begeben hatte.

Schweigend nahm er auf der Holzbank, am großen viereckigen Familientische Platz. Dann heftelte er seinen Waffenrock auf, wie um sich Platz zu machen für das Essen. Die Mutter brachte ihm das Aufgewärmte aus der Röhre.

Die Büttnerbäuerin war eine wohlhäbige Fünfzigerin. Ihr Gesicht mochte einstmals recht hübsch gewesen sein, jetzt war es entstellt durch Unterkinn und Zahnlücken. Sie sah freundlich und gutmütig aus. Gustav sah ihr von den Kindern am ähnlichsten. In ihren Bewegungen war sie nicht besonders flink, eher steif und schwerfällig. Der schlimmste Feind der Landleute, das Reißen, suchte sie oftmals heim.

Eine der Töchter wollte ihr behilflich sein, aber sie ließ es sich nicht nehmen, den Sohn selbst zu bedienen. Der Unteroffizier war ihr Lieblingskind. Sie setzte die Schüssel, die noch verdeckt war, vor Gustav hin und stützte die Hände auf die Hüften. „Nu paß aber mal auf, Gust!" rief sie und sah ihm schmunzelnd zu, wie er den schützenden Teller abhob. Es war Schweinefleisch mit Speckklößen und Birnen im Grunde des Topfes zu erblicken. „Gelt, dei Leibfrassen, Gust!" sagte sie und lachte den Sohn an. Sie ließ die Blicke nicht von ihm, während er zulangte und einhieb. Jeden Bissen schien die liebevolle Mutter für ihn mitzuschmecken. Gesprochen wurde nichts. Man hörte das Klappern des Blechlöffels gegen die irdene Schüssel; denn der Unteroffizier ersparte sich den Teller. — In der Ecke schnarchte der alte Bauer, sein Ältester war auf dem besten Wege, ihm nachzufolgen, trotz der Pfeife. Am Ofen, der eine ganze Ecke des Zimmers einnahm, mit seiner Hölle und der breiten Bank, hantierten die jüngeren Frauen an dem dampfendem Aufwaschfaß mit Tellern, Schüsseln und Tüchern.

Der Büttnerbauer besaß zwei Töchter. Die dritte Frauensperson war Karls, des ältesten Sohnes, Frau.

Die Büttnerschen Töchter zeigten sich sehr verschieden in der Erscheinung. Man würde sie kaum für Schwestern angesprochen haben. Toni, die ältere, war ein mittelgroßes, starkes Frauenzimmer mit breitem Rücken. Das runde Gesicht, mit roten Lippen und Wangen, erschien wohl hauptsächlich durch seine Gesundheit und Frische hübsch. Sie stellte mit ihrem drallen Busen und kräftigen Gliedmaßen das Urbild einer Bauernschönheit dar.

Erneſtine, die jüngere Schwester, war erst vor

kurzem konfirmiert worden. Sie stand noch kaum im Anfange weiblicher Entwickelung. Sie war schlank gewachsen, und ihre Glieder zeigten eine bei der ländlichen Bevölkerung seltene Feinheit. Dabei war sie sehnig und keineswegs kraftlos. Ihren geschmeidigen, flinken Bewegungen nach zu schließen mußte sie äußerst geschickt sein. Die Arbeit flog ihr weit schneller von der Hand als der älteren Schwester.

Der Schlummer des Vaters wurde respektiert; man vermied das allzu laute Klappern mit dem Geschirr. Am wenigsten besorgt um den Schlaf des Alten schien Therese, die Schwiegertochter, zu sein. Sie sprach mit tiefer, rauher, etwas gurgelnder Stimme, wie sie Leuten eigen ist, die Kropfansatz haben. Therese war eine große, hagere Person, mit langer, spitzer Nase, ziemlich blaß, aber von knochig-derbem Wuchse, mit starkem Halse.

Sie ging jetzt daran, die abgewaschenen Teller in das Tellerbrett zu stellen. Als sie an ihrem Gatten vorbeikam, dem der Kopf bereits tief auf die Brust herabgesunken war während ihm die Tabakspfeife zwischen den Schenkeln lag, stieß sie ihn unsanft an. „Ihr Mannsen braucht o ne en halben Tog zu verschlofa; weil wir Weibsen uns abrackern missen. Das wär ane verkehrte Welt. Wach uf, Karle!“ —

Karl fuhr auf, sah sich verdutzt um, nahm seine Pfeife auf, die er langsam wieder in Brand setzte, und blinzelte bald von neuem mit den Augenlidern. Seine Ehehälfte ging inzwischen brummend und murrend auf und ab.

Theresens Wut wurde gar nicht durch die Schlafsucht des Gatten erregt, an die sie schon gewöhnt war. Vielmehr ärgerte sie sich darüber, daß

Gustav von der Bäuerin mit den besten Bissen bewirtet wurde. Sie war ihrem Schwager überhaupt nicht grün. Der jüngere Sohn werde dem älteren gegenüber von den Alten bevorzugt, fand sie. Sie fühlte wohl auch, daß Gustav ihrem Gatten in vielen Stücken überlegen sei, und das mochte ihre Eifersucht erregen. Ganz erbost flüsterte sie den Schwägerinnen zu — soweit bei ihr von einem Flüstern die Rede sein konnte — „de Mutter stackt's Gustaven wieder zu, vurna und hinta!"

Endlich war Gustav fertig mit Essen. Zur Freude seiner Mutter hatte er reine Wirtschaft gemacht. Sich streckend und gähnend, meinte er, daß es in der Kaserne so was freilich nicht gäbe.

Inzwischen war der alte Bauer erwacht. „War Gustav doe?" fragte er, sich mit leeren Augen umsehend. Als er gehört hatte, daß Gustav bereits abgegessen habe, stand er auf und erklärte, mit ihm hinausgehen zu wollen auf die Felder.

Der junge Mann war gern bereit dazu. Er wußte so wie so nicht, wie er den langen Sonntagnachmittag verbringen solle.

Karl ging mit Vater und Bruder aus dem Zimmer, scheinbar, um mit auf's Feld zu gehen. Aber, er verschwand bald. Er hatte nur die Gelegenheit benutzt, herauszukommen, um auf dem Heuboden, ungestört von seiner Frau, weiter schlafen zu können.

Der Bauernhof bestand aus drei Gebäuden, die ein nach der Südseite zu offenes Viereck bildeten. Das Wohnhaus, ein geräumiger Lehmfachwerkbau, mit eingebauter Holzstube, ehemals mit Stroh gedeckt, war von dem jetzigen Besitzer mit Ziegeldach versehen worden. Mit dem schwarz gestrichenen Gebälk und den weiß

abgeputzten Lehmvierecken zwischen den Balken, den unter erhabenen Bogen wie menschliche Augen versteckten Dachfenstern, blickte es sauber, freundlich, altmodisch und gediegen drein. Die Winterverpackung aus Moos, Laub und Waldstreu war noch nicht entfernt worden. Das Haus war wohl versorgt, die Leute, die hier wohnten, das sah man, liebten und schützten ihren Herd.

Unter einem langen und hohen Dache waren Schuppen, Banse und zwei Tennen untergebracht. Ein drittes Gebäude enthielt Pferde-, Kuh- und Schweineställe. Scheune wie Stall wiesen noch die althergebrachte Strohbedachung auf.

Die Gebäude waren alt, aber gut erhalten. Man sah, daß hier Generationen von tüchtigen und fleißigen Wirten gehaust hatten. Jeder Ritz war zugemacht, jedes Loch beizeiten verstopft worden.

In der Mitte des Hofes lag die Düngerstätte mit der Jauchenpumpe daneben. Am Scheunengiebel war ein Taubenhaus eingebaut, welches eine Art von Schlößchen darstellte; die Türen und Fenster des Gebäudes bildeten die Ein- und Ausfluglöcher für die Tauben. Ein Kranz von scharfen, eisernen Stacheln wehrte dem Raubgetier den Zugang. In dem offenen Schuppen sah man Brettwagen, Leiterwagen und andere Fuhrwerke stehen, die Deichseln nach dem Hofe gerichtet. Unter dem vorspringenden Scheunendach waren die Leitern untergebracht. Im Holzstall lag gespaltenes Holz für die Küche, Reisig zum Anfeuern und Scheitholz. Das Kalkloch, der Sandhaufen und der Stein zum Dengeln der Sensen fehlten nicht.

Der Sinn für das Nützliche und Notwendige herrschte hier wie in jedem rechten Bauernhofe vor.

Aber auch der Gemütlichkeit und dem Behagen war Rechnung getragen. Ein schmales Gärtchen, von einem Holzstaket eingehegt, lief um die Süd- und Morgenseite des Wohnhauses. Hier zog die Bäuerin neben Gemüsen und nützlichen Kräutern verschiedene Blumensorten, vor allem solche, die sich durch starken Geruch und auffällige Farben auszeichneten. Und um die Pracht voll zu machen, hatte man auf bunten Stäben leuchtende Glaskugeln angebracht. In der Ecke des Gärtchens stand eine aus Brettern zusammengestellte Holzlaube, die sich im Sommer mit bunt blühenden Bohnenranken bezog. Im Grasgarten standen Obstbäume, von denen einzelne, ihrem Umfange nach zu schließen, an hundert Jahr alt sein mochten.

Die Tür des Wohnhauses war besonders schön hergestellt. Drei glatt behauene steinerne Stufen führten hinauf. Die Pfosten und der Träger waren ebenfalls von Granit. Auf einer Platte, die über der Tür angebracht war, stand folgender Spruch eingegraben:

„Wir bauen alle feste,
und sind doch fremde Gäste,
und wo wir sollen ewig sein,
da bauen wir gar wenig ein!“

Gustav und der Bauer schritten vom Hause, ohne daß einer dem anderen ein Wort gesagt oder einen Wink gegeben hätte, geraden Weges nach dem Pferdestalle; denn hier war der Gegenstand des allgemeinen Interesses untergebracht: eine zweijährige braune Stute, die der Bauer vor kurzem gekauft hatte. Zum dritten oder vierten Male schon besuchte der Unteroffizier, der erst am Abend vorher in der Heimat eingetroffen war, das neue Pferd. Er hatte sich die Stute auch schon ins Freie hinausführen lassen, um ihre Gänge zu be-

obachten; aber ein Urteil über das Pferd hatte er noch immer nicht abgegeben, obgleich er ganz genau wußte, daß der Alte darauf wartete. Gustav sagte auch jetzt noch nichts, obgleich er prüfend mit der Hand über die Sehnen und Flechsen aller vier Beine gefahren war.

Die Büttners waren darin eigentümliche Käuze. Nichts wurde ihnen schwerer, als sich gegen ihresgleichen offen auszusprechen. Oft wurden so die wichtigsten Dinge wochenlang schweigend herumgetragen. Jeder empfand das als eine Last, aber der Mund blieb versiegelt, bis endlich die eherne Notwendigkeit oder irgend ein Zufall die Zungen löste. — Es war fast, als schämten sich die Familienmitglieder, untereinander Dinge zu besprechen, die sie jedem Fremden gegenüber offener und leichteren Herzens geäußert haben würden. Vielleicht, weil jedes die innersten Regungen und Stimmungen des Blutsverwandten zu genau kannte und seine eigenen Gefühle wiederum von ihm gekannt wußte.

Vater und Sohn traten, nachdem man das Pferd genügend geklopft und gestreichelt und ihm die Streu frisch aufgeschüttelt hatte, wieder auf den Hof hinaus. Hier verweilte sich Gustav nicht erst lange. Es hatte sich in der Wirtschaft sonst nichts weiter verändert, seit er das letztemal auf Urlaub gewesen war. Die neu aufgestellten Ferkel und die angebundenen Kälber hatte er schon vor der Kirche mit der Bäuerin besehen. Man schritt nunmehr unverweilt zum Hofe hinaus.

Das Gut bestand aus einem langen, schmalen Streifen, der vom Dorfe nach dem Walde hinauslief.

Am unteren Ende lag das Gehöft. Im Walde, der zu dem Bauerngute gehörte, entsprang ein Wässerchen, das mit ziemlich starkem Gefälle zum Dorfbach hinabeilte. An diesem Bächlein lagen die Wiesen des

Büttnerschen Grundstückes. Zwischen den Feldern zog sich der breite Wirtschaftsweg des Bauerngutes, mit alten, tief eingefahrenen Gleisen, holperig und an vielen Stellen von Rasen überwachsen, vom Gehöft nach dem Walde hinauf.

Vater und Sohn gingen langsam, jeder auf einer Seite des Weges für sich. Heute konnte man sich Zeit nehmen, heute gab es keine Arbeit. Gesprochen wurde nichts, weil einer vom anderen erwartete, daß er zuerst etwas sagen solle. Bei den einzelnen Schlägen blieb der alte Bauer stehen und blickte den Sohn von der Seite an, das Urteil des jungen Mannes herausfordernd.

Gustav war nicht etwa gleichgültig gegen das, was er sah. Er war auf dem Lande geboren und aufgewachsen. Er liebte den väterlichen Besitz, von dem er jeden Fußbreit kannte. Der Bauer hatte die Hilfe des jüngeren Sohnes in der Wirtschaft all die Zeit über, wo Gustav bei der Truppe war, aufs empfindlichste vermißt.

Karl, der eigentliche Anerbe des Gutes und Hofes, war nicht halb soviel wert als Arbeiter und Landwirt wie der jüngere Sohn.

Sie hatten bereits mehrere Stücke betrachtet, da blieb der Bauer vor einem Kleeschlage stehen. Er wies auf das Stück, das mit dichtem, dunkelgrünem Rotklee bestanden war.

„Sicken Klee hat's weit und breit kenen. — Haa! — In Halbenau hoat noch kee Pauer su an Klee gebrocht. Und der hoat in Haber gestanda. — Haa! — Do kann sich in April schun der Hoase drine verstacken, in dan Klee!" —

Er stand da, breitbeinig, die Hände auf dem Rücken,

und sein altes, ehrliches, rotes Bauerngesicht strahlte vor Stolz. Der Sohn tat ihm den Gefallen, zu erklären, daß er besseren Klee zu Ostern auch noch nicht gesehen habe.

Nachdem man sich genügsam an dieser Pracht geweidet, ging's langsam auf dem Wirtschaftswege weiter. Nun war das Schweigen einmal gebrochen, und Gustav fing an zu erzählen. Im Manöver und bei Felddienstübungen war er viel herumgekommen im Lande. Er hatte die Augen offen gehalten und sich gut gemerkt, was er anderwärts gesehen und kennen gelernt von neuen Dingen. Der alte Bauer bekam von allerhand zweckmäßigen Maschinen und Einrichtungen zu hören, die ihm der Sohn zu beschreiben versuchte. „Bei Leiba, bei Leiba!" rief er ein über das andere Mal erstaunt aus. Die Berichte des Sohnes klangen ihm geradezu unglaublich. Besonders daß es jetzt eine Maschine geben solle, welche die Garben bände, das wollte ihm nicht in den Sinn. Säemaschinen, Dreschmaschinen, das konnte er ja glauben, die hatte er auch schon selbst wohl gesehen, aber eine Maschine, welche die Garben raffte und band! „Da mechte am Ende ener och a Ding erfinden, das die Apern stackt oder de Kihe von selber melken tut. Ne, das glob'ch ne! — dernoa, wenn's suweit käma, da kennten mir Pauern glei gonz eipacken. Si's su schun schlimm genuche mit a Pauern bestellt. Dar Edelmann schind uns, und dar Händler zwickt uns; wenn och noch de Maschinen, und se wullen alles besurgen, dernoa sein mir Pauern glei ganz hin!" —

Gustav lächelte dazu. Er hatte in den letzten Jahren doch manches bäurische Vorurteil abgestreift. Er versuchte es, den Vater zu überzeugen, daß das mit den neuen Erfindungen doch nicht ganz so schlimm sei; im

Gegenteil, man müsse dergleichen anwenden und nutzbar zu machen suchen. Der Alte blieb bei seiner Rede. Zwar hörte er dem Jungen ganz gern zu; Gustavs lebhafte und gewandte Art, sich auszudrücken, die er sich in der Stadt angeeignet, machte ihm, der selbst nie die Worte setzen gelernt hatte, im stillen Freude und schmeichelte seinem väterlichen Stolze, aber von seiner ursprünglichen Ansicht ging er nicht ab. Das war alles nichts für den Bauern. Solche Neuerungen waren höchstens dazu erfunden, den Landmann zu verderben.

Sie waren unter solchen Gesprächen an den Wald gelangt. Hier lief die Flur in eine sumpfige Wiese aus, die in unordentlichen Niederwald überging. Dahinter erhoben sich einzelne Kiefern, untermengt mit Wacholdersträuchern, Ginster und Brombeergestrüpp. Der Boden, durch die jährliche Streunutzung völlig entwertet, war nicht mehr imstande, einen gesunden Baumwuchs hervorzubringen. Der Büttnerbauer war, wie die meisten seines Standes, ein schlechter Waldheger.

Der alte Mann wollte nunmehr umkehren. Aber Gustav verlangte noch das „Büschelgewände“ zu sehen, da sie einmal so weit draußen seien. Diese Parzelle hatte der Vater des jetzigen Besitzers angekauft und dem Gute einverleibt.

Der Bauer zeigte wenig Lust, den Sohn dieses Stück sehen zu lassen, und mit gutem Grunde. Das Stück lag brach, allerhand Unkraut machte sich darauf breit. Der Bauer schämte sich dessen.

„Was habt Ihr denn dort stehen heuer?“ fragte Gustav völlig arglos.

„Ne viel Gescheits! Dar Busch dämmt's Feld zu siehre, und a Zehnter-Rehe san och allendchen druffe; da kann duch nischt ne gruß warn.“

Er verschwieg dabei, daß dieses Gewände seit anderthalb Jahren nicht Pflug und nicht Egge gesehen hatte.

„Will denn der Graf immer noch unseren Wald kofen?“ fragte Gustav.

Der Büttnerbauer bekam einen roten Kopf bei dieser Frage.

„Ich sullte an Buusch verkofen!“ rief er. „Ne, bei meinen Labzeiten wird suwas ne! ’s Gutt bleibt zusommde!“ Die Zornader war ihm geschwollen, er sprach heiser.

„Ich meente ock, Vater!“ sagte Gustav beschwichtigend. „Uns nutzt der Busch doch nich viel.“

Der Büttnerbauer machte Halt und wandte sich nach dem Walde zu. „Ich verkofe och nich an Fußbreit von Gutte, ich ne! Macht Ihr hernachen, wos der wullt, wenn’ch war tud sein. Vun mir kriegt dar Graf dan Buusch ne! Und wenn er mir nuch su vill läßt bietan. Meenen Buusch kriegt ar ne!“ Der Alte ballte die Fäuste, spuckte aus und wandte dem Walde den Rücken zu.

Gustav schwieg wohlweislich. Er hatte den Vater da an einer wunden Stelle berührt. Der Besitzer der benachbarten Herrschaft hatte dem alten Bauer bereits mehr als einmal nahe legen lassen, ihm seinen Wald zu verkaufen. Solche Ankäufe waren in Halbenau und Umgegend nichts Seltenes. Die Herrschaft Saland, die größte weit und breit, ursprünglich nur ein Rittergut, war durch die Regulierung und die Gemeinheitsteilung und später durch Ankauf von Bauerland zu ihrer jetzigen Größe angewachsen. Das Büttnersche Bauerngut lag bereits von drei Seiten umklammert von herrschaftlichem Besitz. Der Büttnerbauer sah mit

wachsender Besorgnis dem immer weiteren Vordringen des mächtigen Nachbars zu. Seine Ohnmacht hatte allmählich eine grimmige Wut in ihm erzeugt gegen alles, was mit der Herrschaft Saland in Zusammenhang stand. Verschärft war seine Gehässigkeit noch worden, seit er bei einem Konflikte, den er mit der Herrschaft wegen Übertritts des Damwildes auf seine Felder gehabt, in der Wildschadenersatzklage abschlägig beschieden worden war.

Man schritt den Wiesenpfad hinab, am Bache entlang. Von rechts und links, von den höher gelegenen Feldstücken, drückte das Wasser nach der Bachmulde zu. Das dunkle, allzu üppige Grün verriet die Feuchtigkeit einzelner Flecken. Es gab Stellen, wo der Boden unter dem Tritt des Fußes erzitterte und nachzugeben schien. Der ganze Wiesengrund war versumpft.

Gustav meinte, daß hier Drainage angezeigt sei.

„Wu sullt ak daderzut 's Geld rauskumma, un de Zeit!" rief der Büttnerbauer. „Mir warn a su och schunsten ne fertg! Unserens kann'ch mit su was duch ne abgahn. Drainierchen, das is ganz scheen und ganz gutt for an Rittergutsbesitzer oder anen Ökonomen; aber a Pauer . . ."

Er vollendete seine Rede nicht, verfiel in Nachdenken. Die ganze Zeit über hatte er etwas auf dem Herzen dem Sohne gegenüber, aber er scheute das unumwundene Geständnis.

„Es mechten eben a poar Fausten mehr sein für's Gutt!" sagte er schließlich. „Mir sein zu wing Mannsen, Karle und ich, mir zwee alleene. Die Weibsen täten schun zulanga; aber dos federt ne su: Weiberarbeit. Mir zwee, Karle und ich, mir wern de Arbeit ne Herre. A dritter mechte hier sein!" —

Gustav wußte nun schon, worauf der Alte hinaus wollte. Es war die alte Geschichte. Daß er dem Vater fehle bei der Arbeit, wollte er schon glauben. Denn Karl war ja doch nicht zu vergleichen mit ihm, in keiner Weise, das wußte der selbstbewußte junge Mann recht gut. — Der Vater klagte ja nicht zum ersten Male, daß die Wirtschaft zurückgehe, seit Gustav bei der Truppe sei. Aber, das konnte nichts helfen, Gustav war nicht gesonnen, die Tressen aufzugeben für die Stellung eines Knechtes auf dem väterlichen Hofe. Ja, wenn's noch für eigene Rechnung gewesen wäre! Aber für die Familie sich abschinden, für Eltern, Bruder und Schwestern. Für ihn selbst sprang ja dabei gar nichts heraus. Das Gut erbte ja einstmals nicht er, sondern Karl. —

Er erwiderte daher auf die Klage des Vaters in kühlem Tone: „Nehmt Euch doch einen Knecht an, Vater!"

Der Alte blieb stehen und rief mit heftigen Armbewegungen: „An Knacht! Ich sull mer an Knacht onnahma? Ich mecht ock wissen, wu dar rauswachsen sillte. Achzig Toler kriegt a su a Knacht jetzt im Juhre, und's Frassen obendrein. Und do mechte och noch a Weihnachten sen und a Ernteschessel. Mir hon a su schun zu vills Mäuler zu stopfa, hon mir! Wusu kann ich denne, und ich kennte mer an Knacht halen! — Ne, hier mechte ener har, dar zur Familie geherte, dan wer keenen Lohn ne brauchten zahla. So ener mechte hier sen!"

Der Unteroffizier zuckte die Achseln, und der Vater sagte nichts weiter. Der Rückweg wurde schweigend zurückgelegt. In dem Gesichte des Alten zuckte und witterte es, als führe er das Gespräch innerlich weiter.

Ehe sie das Haus betraten, hielt er den Sohn am Arme fest und sagte ihm ins Ohr: „Ich will der amal a Briefel weisen, Gustav, das'ch gekriegt ha'. Komm mit mer ei die Stube!" —

Der Büttnerbauer ging voraus in die Wohnstube. Außer der alten Bäuerin war hier nur die Schwiegertochter anwesend. Therese schaukelte ihr Jüngstes, das an einem durch zwei Stricke am Mittelbalken der Holzdecke befestigten Korbe lag, hin und her. Der Bauer begann in einem Schubfache zu kramen. „Woas suchst de denne, Büttner?" fragte die Bäuerin. „'s Briefel von Karl Leberechten."

„Dos ha'ch verstackt!" rief die alte Frau, und kam aus ihrer Ecke hervorgehumpelt. „Wart ack, wart!" Sie suchte auf der Kommode, dort lag in einem Schächtelchen ein Schlüssel, mit diesem Schlüssel ging sie zum Spind, schloß es auf und entnahm dem obersten Brett ein altes Buch mit vielen Einlagen und Buchzeichen. In dem Buche blätterte sie eine Weile, bis sie endlich auf das gesuchte Schreiben kam. „Doe is er!"

Der Büttnerbauer berührte den Brief wie alles Geschriebene mit besonderer Vorsicht, ja mit einer Art von Scheu. Dann schob er ihn dem Sohne hin: „Lase a mal dos, Gustav!"

Der Briefbogen hatte großes Quartformat und trug rechts oben eine Firma: „C. G. Büttner, Materialwarenhandlung en gros & en detail." Folgte die Ortsbezeichnung.

Gustav sah nach der Unterschrift. Sein eigener Name stand darunter: Gustav Büttner. Der Briefschreiber war demnach sein ihm gleichaltriger Vetter, Kompagnon im Geschäfte des alten Karl Leberecht Büttner. Gustav hatte Onkel und Vetter ein einziges

Mal gesehen in seinem Leben, als sie vor Jahren dem Heimatdorfe einen flüchtigen Besuch von der Stadt aus abgestattet.

Dieser Karl Leberecht war ein um wenige Jahre jüngerer Bruder des Büttnerbauern. Er hatte Halbenau frühzeitig verlassen als ein großer Tunichtgut. Jahrelang war nichts von ihm verlautet. Dann tauchte er plötzlich als verheirateter Mann und Inhaber eines Grünwarengeschäftes in einer mittelgroßen Stadt der Provinz auf. Inzwischen hatte sich sein Geschäft zur „Materialwarenhandlung en gros & en detail" ausgewachsen.

Die beiden Familien, die eine in der Stadt, die andere auf dem Dorfe, hatten so gut wie gar keine Berührungspunkte mehr. Nur bei der Erbschaftsregulierung, vor nunmehr dreißig Jahren, war man einander auf kurze Frist wieder einmal näher getreten. In den letzten Jahrzehnten hatte man nur ganz gelegentlich etwas voneinander gesehen oder gehört.

G. Büttner jun. also schrieb im Namen seines Vaters, daß man die Hypothek, welche von der Erbteilung her noch auf dem Büttnerschen Bauerngute in Halbenau stand, hiermit kündige, und daß man den Eigentümer besagten Bauerngutes ersuche, Zahlung zum Johannitermine zu leisten. Als Grund der Kündigung war Erweiterung des Geschäftes angegeben.

Der Brief war durchaus in geschäftlichem Stile gehalten und enthielt nichts, was darauf hindeutete, daß Schreiber und Empfänger in naher Blutsverwandtschaft standen.

Vater und Mutter hielten sich hinter dem Sohne, während er las, und blickten ihm über die Schulter.

„Habt Ihr schon was derzu getan, Vater?“ meinte Gustav, als er fertig war mit lesen.

„Wie meenst de?“ fragte der Alte und sah ihn verständnislos an.

„Ob Ihr schon derzu getan habt wegen an Gelde? Am ersten Juli müßt Ihr zahlen.“

„Siehst de, Moann!“ rief die Bäuerin. „Ich ho dersch immer geseut, de mechtest federn und nach an Galde sahn.“

„Ich bin o schun, und ich ha mich befrogt im a Gald. Bei Kaschelernsten bi'ch gewast; der spricht, ar wullt mersch ack gahn, wenn'ch 'n sechsdehalb Prozent versprechen täte.“

„Das sieht dem Kujon ähnlich!“ rief Gustav. Sein Onkel Kaschel war der Inhaber des Kretschams von Halbenau. Er war Witwer, ehemals mit einer Schwester des Büttnerbauern verheiratet. Er galt in Halbenau, wo Bargeld ziemlich rar war, für den ersten Kapitalisten.

„Da mechte aber bald Rat werden,“ sagte Gustav nachdenklich. „Sonst werdet Ihr verklagt, Vater!“

„Mei Heiland! Siehste's Moann!“ rief die Bäuerin. „Ich ho's schun immer geseut iber den Pauer: mir wern noch gepfändt, ho'ch ibern geseut, de werscht's derlaben, Traugott!“

„Nu, dos gleb 'ch do ne von Karl Leberechten!“ meinte der Alte; aber sein unsicherer Blick zeigte, daß ihm nicht ganz geheuer zumute sei.

„Die werden wohl nich lange fackeln!“ meinte Gustav.

„Siehste, Traugott, siehste! Gustav meent och su!“ rief die Bäuerin. „Su is er aber nu, der Vater. Er bedenkt sich, und er bedenkt sich, und er tut nischt derzu. Er werd's nuch soweit bringa, daß se 'n 's Gut wagnahmen kumma.“

Der Büttnerbauer warf seiner Ehehälfte einen finsteren Blick zu. Das Wort hatte ihn getroffen. „Halt de Fresse, Frau!“ rief er ihr zu. „Was verstiehst denn du vun a Geschäften!“

Die Bäuerin schien mehr betrübt als beleidigt über diese Worte des Gatten. Sie zog sich schweigend in ihre Ecke zurück. Gustav überlegte eine Weile, welchen Rat er seinem Vater geben solle. Einen Augenblick dachte er daran, dem Vater abermals vorzuschlagen, daß er seinen Wald an die Herrschaft verkaufen möchte. Aber, dann fiel ihm ein, wie dieser Vorschlag den Alten vorhin erbost hatte. Er kannte seinen Vater, den hatte noch niemals jemand von seiner Ansicht abgebracht.

„Ich weiß keenen andern Rat, Vater,“ sagte er schließlich. „Ihr müßt in die Stadt. Hier weit und breit is doch keen Mensch mit Gelde, außer Kaschelernsten. In der Stadt, dächt'ch, müßte doch Geld zu bekommen sein.“

„Das ho'ch och schun gedacht!“ meinte der Büttnerbauer mit nachdenklicher Miene.

Es trat ein langes Schweigen ein. Man hörte nur das leichte Knarren der Stricke in den Haken und das Knistern des Korbes, in welchem Therese den Säugling hin und her schaukelte. —

Jetzt traten die beiden Mädchen ins Zimmer. Toni war im vollen Staate. Ihre üppigen Formen waren in ein Kleid von greller, blauer Farbe gezwängt, das vorn etwas zu kurz geraten war, und so die plumpen, schwarzen Schuhe sehen ließ. An ihrem Halse blitzte eine Brosche von buntem Glase. Ihr blondes Haar hatte sie stark pomadisiert, so daß es streifenweise ganz braun aussah. Offenbar war sie sehr stolz über

den Erfolg ihrer Toilettenkünste. Steif und gezwungen, als sei sie von Holz, bewegte sie sich. Denn die Zugschuhe, der Halskragen und das Korsett waren ihr ungewohnte Dinge. Sie ging einher wie eine Puppe.

Gustav, der in der Stadt seinen Geschmack gebildet hatte, belächelte die Schwester. Heute abend sei Tanz im Kretscham, berichtete Toni dem Bruder. Sie hoffte, daß er sie dahin begleiten würde, darum hatte sie sich auch so besonders herausgeputzt, um vor seinem verwöhnten Auge zu bestehen. — Der alte Bauer, der allen Putz und unnützen Tand nicht leiden mochte, brummte etwas von „Pfingstuchse"! Aber, die Bäuerin nahm die Tochter in Schutz. Am Sonntage wolle solch ein Mädel auch einmal einen Spaß haben, wenn sie sich Wochentags abgerackert habe im Stalle, Hause und auf dem Felde.

Das Abendbrot wurde zeitiger anberaumt, damit die Kinder nichts von dem Vergnügen versäumen sollten.

Gustav begleitete die Schwester zum Kretscham. Unterwegs erzählte ihm Toni, daß Ottilie, die Tochter Kaschelernsts, des Kretschamwirtes, in den letzten Tagen wiederholt und zuletzt heute früh in der Kirche gefragt habe, ob Gustav nicht zum Tanze in den Kretscham kommen werde. Der Unteroffizier konnte sich eines Lachens nicht enthalten, sobald er nur die Cousine erwähnen hörte. Ottilie Kaschel war um einige Jahre älter als er, aber, als die Tochter Kaschelernsts, wohl die beste Partie von Halbenau. Gustav hatte sich in früheren Zeit gelegentlich sein Späßchen mit ihr erlaubt; er wußte ganz gut, daß sie ihn gern mochte, aber der Gedanke an ihre Erscheinung machte ihn lachen. Sie hatten ein Pferd bei der Schwadron, einen alten

Schimmel: die „Harmonika“, dürr, überbaut, mit Senkrücken; an den erinnerte ihn seine Cousine Ottilie.

Gustav ließ die Schwester allein in den Kretscham treten. Er sagte, er werde nachkommen. Oben im Saale glänzten schon die Fenster, das Schmettern der Blechmusik, untermischt mit dem dumpfen Stampfen und Schleifen der Tänzer, drang auf die Straße hinaus.

Gustav lockte das nicht; ihn erwarteten heute abend ganz andere Freuden.

Auf Seitenpfaden, zwischen Gärten und Häusern hin, schlich er sich durch die Nacht. Um nicht angesprochen zu werden, stieg er, als ihm ein Trupp junger Leute entgegenkam, über einen Zaun.

Bei Katschners Pauline brannte ein Lämpchen. Sie wartete auf ihn. Sie hatten nichts verabredet heute früh, und doch wußten beide, was der Abend bringen würde.

Er klopfte vorsichtig an ihr Fenster. Da wurde auch schon der Vorhang zurückgeschoben. Eine weiße Gestalt erschien für einen Augenblick hinter den Scheiben. Ein kleines Schiebefensterchen öffnete sich. „De Tiere is uff, Gustav! Mach keenen Lärm, de Mutter is derheme.“

Der Unteroffizier zog sich die Stiefeln aus und reichte sie wortlos dem Mädchen zum Fenster hinein. Dann schlich er sich, mit den Bewegungen einer Katze, durch die niedere Tür in das Häuschen. Gleich darauf verlöschte das Licht in Paulinens Zimmer.

III.

Einige Tage später fuhr der Büttnerbauer im korbgeflochtenen Kälberwägelchen durchs Dorf. Er saß ganz vorn im Wagen, so daß er den Pferdeschwanz

beinahe mit den Füßen berührte, auf einem Gebund Heu, hinter ihm lagen eine Anzahl gefüllter Säcke.

Er hatte sich rasiert, was er sonst nur am Sonnabend abend tat, er trug ein reines Hemd, den schwarzen Rock und einen flachen Filzhut — sichere Wahrzeichen, daß es nach der Stadt ging.

Als er am Kretscham von Halbenau vorbeikam, stand dort sein Schwager Ernst Kaschel in der Tür, Zipfelmütze auf dem Kopfe, die Hände unter der Schürze, in der echten Gastwirtsposiitur.

Der Bauer stellte sich, als sähe er den Gatten seiner verstorbenen Schwester nicht, blickte vielmehr steif geradeaus auf die Landstraße, während er sich dem Kretscham näherte, und gab dem Rappen die Peitschenschmitze zu fühlen, damit er sich in Trab setzen solle.

Der Büttnerbauer war seinem Schwager Kaschel niemals grün gewesen. Das gespannte Verhältnis zwischen den Verwandten stammte von der Erbauseinandersetzung her, die der Bauer nach dem Tode des Vaters mit seinen Geschwistern gehabt hatte.

Aber der Gastwirt ließ den Schwager nicht unangeredet vorüberfahren. „Gun Tag o, Traugott!“ rief er dem Bauer zu. Und als dieser auf den Gruß nicht zeichnete, sprang der kleine Mann behende die Stufen vom Kretscham auf die Straße hinab, trotz seiner Holzpantoffeln, und lief auf das Gefährt zu. „Holt a mal, Traugott! Ich ha mit dir zu raden.“ —

Der Bauer brachte das alte Tier, das, wenn einmal im Schusse, schwer zu parieren war, durch ein paarmaliges kräftiges Anziehen der Zügel endlich zum stehen und fragte mit wenig erfreuter Miene, was „zum Schwerenschock“ jener von ihm wolle.

Der Kretschamwirt lachte; es war dies eine von

Ernst Kaschels Eigentümlichkeiten, in allen Lebenslagen zu grinsen. Es gab ihm das etwas Verlegenes, ja geradezu Törichtes und Tölpelhaftes — jedenfalls hatte es der Mann trotz dieser Eigenheit in seinem Leben zu einer gewissen Macht über seine Mitmenschen gebracht.

Kaschelernst, wie er meist genannt wurde, verzog also sein kleines, bartloses Gesicht zu einem Grinsen und fragte, statt zu antworten: „Hast de 's denne so eilig, Traugott! Ich wollt ack freun, wu de su frih an Tage schun hin wolltest?"

„Ei de Stadt, Hafer verkofen," erwiderte Büttner, ärgerlich über den Aufenthalt und über das verhaßte Lächeln des Schwagers, dessen wahren Sinn er am eigenen Leibe oft genug erfahren hatte. Schon hob er die Peitsche, um den Rappen von neuem anzutreiben. Aber der Wirt hatte das Pferd inzwischen am Kehlriemen gefaßt und kraute es in den Nüstern, so daß der Bauer, wäre er jetzt losgefahren, den Schwager höchst wahrscheinlich über den Haufen gerannt hätte.

Kaschelernst war ein kleines, hiefriches Männchen, mit rötlich glänzendem, dabei magerem Gesicht. Den feuchten, schwimmenden Augen konnte man die Liebhaberei des Wirtes für die Getränke ansehen, die er selbst verschänkte. Mit dem kahlen, spitzen Kopfe, dem fliehenden Kinn und dem Rest von vorspringenden Zähnen in dem bartlosen Munde sah er einer alten Ratte nicht unähnlich. Seine Glatze deckte tagein, tagaus eine gewirkte Zipfelmütze, der Leib war in die Wirtsschürze eingeschnallt, an den Füßen trug er blaue Strümpfe, in denen die Beinkleider verschwanden.

Er ließ ein „Ho, Alter, ho!" vernehmen — was dem Pferde galt — dann wandte er sich mit blödem

Lachen an seinen Schwager: „Wo in drei Teifels Namen nimmst denn du dan Hafer her, zum verkefen, jetzt im Frühjuhre?"

„Mir hon gelt allens zusommde gekroatzt uf'n Schittboden, 's is'n immer nuch ane Handvell ibrig fir de Pferde. Ich dachte ock, und ich meente, weil er jetzt on Preis hat, dacht'ch, du verkefst'n, ehbs daß er wieder billig wird, dar Hafer."

„Ich kennte grode a Zentner a zahne gebrauchen," meinte der Gastwirt, „wenn er nich zu huch käme."

„Der Marktpreis stieht ja im Blattel."

„An Marktpreis mecht'ch nu grode ne zahlen, wenn'ch 'n vun dir nahme, den Hafer. Du wirst duch an nahen Verwandten ne iberteuern wullen, Traugott." — Kaschelernst verstand es, ungemein treuherzig dreinzublicken, wenn er wollte.

„Vun wegen der Verwandtschaft! . . ." rief der Büttnerbauer erregt. „Sechsdeholb Prozent von an nahen Verwandten furdern, wenn ersch's Geld nötig hat, das kannst du! — Gih mer aus 'n Wege, ich will furt!"

Kaschelernst ließ den Kopf des Pferdes nicht los, trotz des drohend erhobenen Peitschenstils. „Ich will der wos sagen, Traugott!" meinte er, „ich ha' mersch iberlegt seit neilich wegen der Hypothek von Karl Leberechten. Ich will dersch Geld mit finf Prozent burgen. Ich will's machen, ock weil du's bist, Traugott! Du brauchst's am Ende netig. Ich ha' mersch iberlegt; ich will dersch gahn, mit finf Prozent."

Der Bauer blickte seinen Schwager mißtrauisch an. Was hatte denn den auf einmal so umgestimmt? Neulich hatte er noch sechs und ein halb Prozent verlangt, und keinen Pfennig darunter, wenn er die Hypothek,

die dem Büttnerbauer von seinem Bruder Karl Leberecht gekündigt worden war, übernehmen solle. Daß Kaschelernst ihm nichts zuliebe tun werde, wußte der Bauer nur zu genau. Andererseits lockte das Anerbieten. Fünf Prozent für die Hypothek. — Es war immer noch Geld genug! Vielleicht bekam man's doch noch um ein halb Prozent billiger in der Stadt. Überhaupt war es vielleicht besser, sich mit Kaschelernst nicht weiter einzulassen; er besaß ja sowieso weiter oben noch eine Hypothek auf dem Bauerngute eingetragen, und leider hatte er ja auch überdies Forderungen.

„No, wie is!" mahnte Kaschelernst den Überlegenden. „Sein mir eenig? Finf Prozent!"

„Mir worsch aben racht, wenn'ch 's Geld glei kriegen kennte."

„'s Geld is da! Ich ha's huben liegen. Da kannst's glei mitnahmen, Traugott, uf de Post, wenn de Karl Leberechten auszahlen willst. Also, wie is, sein mer eenig?"

Der Bauer simulierte noch eine ganze Weile. Er mißtraute der Sache. Irgendwo war da eine Hintertür, die er noch nicht sah. Wenn Kaschelernst die Miene des Biedermanns aufsetzte, da konnte man sicher sein, daß er einen begaunern wollte. „Du soist, du hättst's Geld da liegen; soist du?"

„Tausend Taler und drüber! se liegen bei mer im feuersicheren Schranke. Willst se sahn, Traugott?"

„Also finf Prozent! Kannst de 's ne drunger macha?"

„Ne, drunger gar ne! Und ees wolt'ch der glei noch sagen, Traugott, bei der Gelegenheit: für meine eegne Hypothek, die'ch von deiner Schwester geerbt ha', dos wullt'ch der glei noch sagen: da mecht'ch von

Michaelis an och finf Prozent han, viere dos is mer zu wing, verstiehst de!"

„Du bist wuhl verrikt!"

„Finf Prozent für beide Hypotheken! hernachen sollst du's Geld han. Anderscher wird keen Geschäft ne, Traugott!"

Jetzt riß dem Büttnerbauer die Geduld.

Er hob die Peitsche und schlug auf das Pferd. Der Gastwirt, erkennend, daß es diesmal Ernst sei, hatte gerade noch Zeit, beiseite zu springen. Der Rappe bockte erst ein paarmal ob der unerwarteten Schläge, dann zog er an. Kirschrot im Gesicht wandte sich der Bauer nach seinem Schwager um und drohte unter wilden Schimpfreden. Dabei ging das Geschirr in Bogenlinien von einer Seite der Straße auf die andere und drohte in den Graben zu stürzen, weil der Bauer in seiner Wut abwechselnd an der Hotte- und an der Hüsteleine riß.

Der Kretschamwirt stand mitten auf der Straße und sah dem davoneilenden Gefährte nach, sich die Seiten vor Lachen haltend. Er sprang vor Vergnügen von einem Bein auf das andere, kicherte und schnappte nach Luft. Sein Sohn Richard, ein sechzehnjähriger Schlacks, hatte die Verhandlungen zwischen Vater und Onkel vom Gaststubenfenster aus neugierig verfolgt. Jetzt, da er den Büttnerbauer erregt abfahren sah, kam er heraus zum Vater, um zu erfahren, was eigentlich vorgegangen sei. Kaschelernst, dem die Augen übergingen, konnte seinem Sohn vor Lachen kaum etwas erzählen.

Der Büttnerbauer machte seinem Ärger noch eine geraume Weile durch Flüche Luft. Am meisten ärgerte er sich über sich selbst, daß er sich abermals hatte ver-

führen lassen, mit seinem Schwager Kaschel zu sprechen. Als ob jemals ein Mensch mit diesem „Würgebund“ etwas zu tun gehabt hätte, ohne von ihm übers Ohr gehauen worden zu sein. Der war ja so ein „gerissener Hund“ mit seinem blöden Lachen. Als ob er nicht bis drei zählen könne, so konnte dieser Lump sich anstellen, und gerade damit fing er die meisten Gimpel.

Als Kaschelernst ins Dorf gekommen war vor Jahren, hatte er nicht einen roten Heller sein eigen genannt, und jetzt war er der anerkannt reichste Mann in Halbenau. Der Kretscham, zu welchem ein nicht unbedeutendes Feldgrundstück gehörte, war sein eigen. Er hatte einen Tanzsaal mit großen Fenstern eingebaut, zwei Kegelbahnen und einen Schießstand angelegt. Außer dem Schnaps- und Bierausschank betrieb er den Kleinkram, gelegentlich auch Fleischerei und Getreidehandel. Alles gedieh ihm. Auch Landverkäufe vermittelte er. Man munkelte allerhand, daß er seine Hand im Spiele gehabt bei Güterzerschlagungen, wie sie in der letzten Zeit nicht selten in und um Halbenau stattgefunden hatten. Mit den Händlern, Mäklern und Agenten der Stadt stand er in regem Verkehr; kaum eine Woche verging, wo nicht einer von dieser Zunft im Kretscham von Halbenau abgestiegen wäre.

Und zu denken, daß dieser Mensch alles das nur dadurch erreicht hatte, daß er eine Tochter aus dem Büttnerschen Gute geheiratet! —

Der alte Bauer gab sich trüben Gedanken hin, nachdem der erste Ärger verflogen war. Wie war das alles nur so über ihn und seine Familie gekommen! — Es war doch keine Gerechtigkeit in der Welt! Der Pastor mochte von der Kanzel herab sagen, was er wollte: die schlechten Menschen fänden schon hier auf

Erden ihre Strafe und die guten ihren Lohn; für ihn und die Seinen stimmte das nicht. Da war es eher umgekehrt. — „Es gab keine Gerechtigkeit auf der Welt!"

* * *

Das Büttnersche Gut war eine der ältesten spannfähigen Stellen im Orte. Es war, wie die Kirchenbuchnachrichten auswiesen, stets mit Leuten dieses Namens besetzt gewesen. Lange vor dem großen Kriege schon hatten die Büttners dem Dorfe mehrere Schulzen geschenkt. Und unter den alten Grabsteinen auf dem Kirchhofe war mancher, der diesen Namen aufwies.

Während des Dreißigjährigen Krieges, wo Halbenau und Umgegend mehrfach arg mitgenommen wurden, war mit dem „großen Sterben" auch die Büttnersche Familie bis auf vier Augen ausgestorben. Seitdem gab es nur noch diesen einen Zweig in Halbenau. Nicht, daß es der Familie an Nachwuchs gefehlt hätte! aber, entweder heirateten die jüngeren Söhne nicht, oder wenn sie eigene Familien begründet hatten, blieben sie doch mit Frau und Kind auf dem Hofe ihrer Väter, halfen bei der Bestellung und arbeiteten die Frondienste für den Grundherrn ab. Die Kinder mußten, wie üblich, der Gutsherrschaft zum Zwangsgesindedienst angeboten werden. Man befand sich ja nicht auf eigenem Grund und Boden; der Gutsherr hatte die Obrigkeit und besaß Verfügungsrecht über Land und Leib seiner Untertanen. Aber die besondere Stellung der Büttnerschen Familie, ihre Tüchtigkeit und Nützlichkeit war auch von seiten der Gutsherrschaft respektiert worden. Niemals war einer aus diesem Gute, wie es in der Zeit der Erbuntertänigkeit den Bauern nicht selten zu geschehen pflegte, in eine geringere Stelle versetzt worden.

Man leistete durch Spanndienste und Handdienste der Herrschaft ab, was man ihr schuldig war. Großen Wohlstand hatte man dabei nicht sammeln können; dazu war auch die Kopfzahl der Familie meist zu stark gewesen und der Boden zu ärmlich. Aber man hatte nichts eingebüßt an Land und Kraft in den Zeiten der Hörigkeit, die nur zu viele Bauern herabgedrückt hat zur Unselbständigkeit und Stumpfheit des abhängigen Subjekts. Und der Hausverband, die Zusammengehörigkeit der Familie war gewahrt worden.

Unter dem Großvater des jetzigen Besitzers trat die Bauernbefreiung in Kraft. Die Erbuntertänigkeit wurde aufgehoben, alle Fronden abgelöst. Bei der Regelung verlor das Bauerngut ein volles Dritteil seiner Fläche an die Herrschaft.

In dem Vater des jetzigen Büttnerbauern erreichte die Familie einen gewissen Gipfelpunkt. Er war ein rühriger Mann, und es gelang ihm, sich durch Fleiß und Umsicht, begünstigt durch gute Jahre, zu einiger Wohlhabenheit emporzuarbeiten. Durch einen günstigen Kauf verstand er es sogar, den Umfang des Gutes wieder zu vergrößern. Vor allem aber legte er das erworbene Geld in praktischen und bleibenden Verbesserungen des Grund und Bodens an.

Es war kein kleines Stück für den Mann, sich dem Vordringen des benachbarten Rittergutes gegenüber, das sich durch Ankauf von kleineren und größeren Parzellen im Laufe der Jahre zu einer Herrschaft von stattlichem Umfange erweitert hatte, als selbständiger Bauer zu erhalten. Unter diesem Besitzer war die Familie, dem Zuge der Zeit folgend, in alle Windrichtungen auseinandergeflogen. Nur der älteste Sohn, Traugott, war als zukünftiger Erbe auf dem väterlichen Hofe

geblieben. Als der alte Mann ziemlich plötzlich durch Schlagfluß starb, fand sich kein Testament vor. Als echtem Bauern war ihm alles Schreibwesen von Grund der Seele verhaßt gewesen. Gegen Gerichte und Advokaten hatte er ein tiefeingefleischtes Mißtrauen gehegt. Zudem war der Alte einer von denen, die sich nicht gern daran erinnern ließen, daß sie dieser Welt einmal Valet sagen müssen. Auch schien jede Erbbestimmung unnötig, weil als selbstverständlich angenommen wurde, daß, wie seit Menschengedenken, auch diesmal wieder der Älteste das Gut erben werde, und daß sich die übrigen Geschwister murrlos darein finden würden.

Das kam nun doch etwas anders, als der Verstorbene angenommen hatte.

Es waren fünf Kinder vorhanden und die Witwe des Dahingeschiedenen. Traugott, der Älteste, war durch den Tod des Vaters Familienoberhaupt und Bauer geworden. Der zweite Sohn hatte vor Jahren das Dorf mit der Stadt vertauscht. Ein dritter war auf der Wanderschaft nach Österreich gekommen und dort sitzen geblieben. Außer diesen drei Söhnen waren zwei Töchter da. Die eine war mit dem Kretschamwirt von Halbenau verehelicht, die andere hatte einen Mühlknappen geheiratet, mit dem sie später von Halbenau fortgezogen war.

Im Erbe befand sich nur das Bauerngut mit Gebäuden, Vorräten und Inventar. Das bare Geld war zu Ausstattungen der Töchter und zu Meliorationen verwendet worden.

Der älteste Sohn erklärte sich bereit, das Erbe anzutreten und die übrigen Erben mit einer geringfügigen Auszahlung abzufinden, wie es der oftmals ausgesprochene Wunsch des Verstorbenen gewesen war. Aber der Alte

hatte da mit einer Gesinnung gerechnet, die wohl in seiner Jugend noch die Familie beherrscht hatte: der Gemeinsinn, der aber dem neuen Geschlechte abhanden gekommen war. Zugunsten der Einheitlichkeit des Familienbesitzes wollte keiner der Erben ein Opfer bringen.

Es wurde Taxe verlangt zum Zwecke der Erbregulierung. Als diese nach Ansicht der Pflichtteilsberechtigten zu niedrig ausfiel, focht man die Erbschaftstaxe an und forderte Versteigerung des Gutes.

Der älteste Sohn, der sein ganzes Leben auf dereinstige Übernahme des väterlichen Gutes zugeschnitten hatte, wollte den Besitz um keinen Preis fahren lassen. Er erstand schließlich das Gut zu einem von seinen Geschwistern künstlich in die Höhe geschraubten Preise.

Natürlich war er außer stande, die Erben auszuzahlen. Ihre Erbteile wurden auf das Gut eingetragen; Traugott mußte froh sein, daß man ihm das Geld zu vier Prozent stehen ließ. So saß denn der neue Büttnerbauer auf dem väterlichen Grundstücke, das mit einem Schlage aus einem unbelasteten in ein über und über verschuldetes verwandelt worden war.

Es kamen Kriege, an denen Traugott Büttner teilnahm. Die schlechten und die guten Zeiten wechselten wie Regen und Sonnenschein. Aber die guten Jahre kamen dem Braven nicht recht zu statten, da er nicht kapitalkräftig genug war, um den allgemeinen Aufschwung und die Gunst der Verhältnisse auszubeuten. Die schlechten Jahre dagegen drückten auf ihn wie ein Panzerkleid auf einen schwachen und wunden Leib.

Der Büttnerbauer war freilich nicht der Mann, der sich leicht werfen ließ.

Sein Gut war ausgedehnt, die äußersten Feldmarken lagen in beträchtlicher Entfernung von dem am untersten

Ende eines schmalen Landstreifens gelegenen Hofe. Der Boden war leicht und die Ackerkrume von geringer Mächtigkeit. Dazu waren die Witterungsverhältnisse nicht einmal günstige; denn nach Norden und Osten lag das Land offen da, vom Süden und Westen her aber wirkten Höhezüge ein, Kälte und Feuchtigkeit befördernd und die warme Jahreszeit abkürzend. Der Acker trug daher nur spärlich zu, der Emsigkeit und der rastlosen Anstrengung des Bauern zum Trotze. Die Zinsen verschlangen die Ernten. Die Schulden mehrten sich langsam aber sicher. An Meliorationen konnte man nicht mehr denken. Wenn der Bauer auch hie und da einen Anfang machte, stärker zu düngen, Abzugsgräben baute, an den Gebäuden besserte und flickte oder auch neues Gerät anschaffte, so warfen ihn unvorhergesehene Unglücksfälle: Hagelschlag, Viehseuchen, Erkrankungen, Tod und sonstiges Elend immer wieder zurück und verdarben ihm seine Arbeit.

Es war der Verzweiflungskampf eines zähen Schwimmers in den Wellen, der sich mit aller Anstrengung gerade nur über Wasser zu erhalten vermag.

In diesem Kampfe war der Büttnerbauer ein Sechziger geworden.

IV.

Der Büttnerbauer fuhr in der Kreisstadt ein. Er spannte wie immer im Gasthofe „Zum mutigen Ritter" aus. Nachdem er seinen Rappen in den Stall geführt und selbst versorgt hatte, begab er sich auf den Markt.

Es war heute der Hauptwochenmarkt. Die Stadt wimmelte daher von Fuhrwerken und Leuten, die vom Lande hereingekommen waren. Der Büttnerbauer war nicht unbekannt; vielfach wurde er von den Kleinhändlern und Handwerkern, die bei offenen Ladentüren in ihren

Geschäften standen, angerufen und gebeten, einzutreten. Aber er wollte sich heute nicht beschwatzen lassen zu irgendwelchen Einkäufen. Erst wollte er mit Profit verkaufen, dann würde man weitersehen, ob ein Groschen zu dergleichen übrig sei.

Auf dem Marktplatze gab es eine jedem Eingeweihten wohlbekannte Ecke, wo die Käufe und Verkäufe in Getreide abgeschlossen zu werden pflegten. Als sich der Bauer diesem Flecke näherte, kam ihm einer der Händler sofort mit ausgestreckter Hand entgegen und erkundigte sich nach seinen Wünschen. Dann wurde er in den Kreis der dort versammelten Männer gezogen, man klopfte ihm auf die Schulter und meinte, er habe sich recht lange nicht mehr blicken lassen.

Aber, dieses auffällige Entgegenkommen von Leuten, die er kaum kannte, machte den alten Mann stutzig. Wollte man ihn hier etwa dumm machen? Als man ihn fragte, ob er was zu verkaufen habe, antwortete er vorsichtig und zurückhaltend. Dann ging er von dieser Gruppe weg zu einer anderen. Er wollte sich die Sache scheinbar nur mit ansehen. Die Hände auf dem Rücken hörte er überall ein wenig zu. Die Kauflust war groß, besonders nach Hafer wurde stark gefragt. Es ward auch manches Geschäft abgeschlossen, nach den Handschlägen zu schließen, die zur Besiegelung jedesmal gegeben wurden.

Nachdem sich der Büttnerbauer eine Weile hier aufgehalten, verließ er den Marktplatz wieder. Es waren ihm allerhand Bedenken gekommen. Bei dieser Art zu handeln, wie sie hier in so lauter und nachlässiger Weise von den Händlern betrieben wurde, schien es ihm auf ein Betrügen des Landmannes herauszukommen.

Heute lag ihm daran, einen möglichst hohen Preis zu erzielen aus seinem Hafer; denn er hatte vor, mit dem Erlös eine Kuh anzukaufen zum Ersatz für eine, die er im Laufe des Winters hatte stechen lassen müssen.

Nun entsann er sich, daß er vorm Jahre in einem Getreidegeschäfte der inneren Stadt für Roggen einen guten Preis bezahlt erhalten hatte. Das Geschäft schickte ihm seitdem vierteljährlich seinen Katalog zu. Erst vor ein paar Tagen noch war ihm ein solcher Prospekt in die Hände gefallen. Die Zahlung der „höchstmöglichen Preise" und die „koulantesten Bedingungen" wurden darin versprochen.

Der Bauer meinte, er könne es mit Samuel Harrassowitz wieder einmal versuchen. War dort nichts zu machen, dann konnte man den Hafer ja immer noch auf dem Markte losschlagen.

Das Geschäft von Harrassowitz lag in einer ziemlich engen Gasse zu ebener Erde. Man trat zunächst in eine tonnenartige Einfahrt, die in einen gepflasterten Hof einmündete. Eine Seitentür führte von der Einfahrt aus in das Kontor.

Der Büttnerbauer trat, seinen Hut schon vor der Tür abnehmend, nachdem er angeklopft hatte, ein. Es war ein langer, schmaler Raum, in der Mitte durch einen Ladentisch geteilt, hinter dem mehrere Schreiber auf Drehschemeln an hohen Pulten saßen. Ein junger Mann mit einer Brille sprang von seinem Schemel herab, kam auf den Bauer zu und fragte, was er wünsche. Der Alte meinte, er habe etwas Hafer zu verkaufen. Wieviel es sei, fragte der junge Mensch, die Feder an seinem Ärmel auswischend.

„Sacke a Sticker zahne kennten's schun sein," gab der Büttnerbauer zurück.

Der Jüngling lächelte darauf überlegen und meinte, daß sein Haus sich mit „Detaileinkäufen“ nicht abgebe.

Für den Bauer war die Ausdrucksweise des jungen Herrn unverständlich. Es gab Frage und Antwort und abermaliges Fragen. Die Schreiber drehten sich auf ihren Sesseln um und betrachteten sich den alten Mann im altväterischen Rocke mit spöttischen Mienen.

Darüber war ein mittelgroßer, zur Korpulenz neigender Mann mit kahlem Kopfe, gebogener Nase und brandrotem Backenbart von einem Nebenraume aus ins Kontor getreten. Sofort fuhren alle Drehschemel wieder herum, und die jungen Leute steckten mit gebeugtem Rücken die Nasen eifrig in ihre Schreiberei.

Samuel Harrassowitz — denn er war es selbst — maß die Gestalt des Bauern mit spähendem Blicke. Dann trat er auf ihn zu, streckte die Hand aus, lächelte verbindlich und sagte: „Grüß Sie Gott, mein lieber Herr Büttner! Was steht zu Ihren Diensten?“

Der Bauer war völlig überrascht. Woher kannte ihn dieser Herr? Er konnte sich nicht entsinnen, dieses Gesicht jemals gesehen zu haben.

„Ich werde Sie doch wahrhaftig kennen, Herr Büttner!“ meinte der Händler. „Sie sind eine bekannte Persönlichkeit bei uns. „Besitzen Sie nicht ein schönes Gut in Halbenau — nicht wahr?“

Der Bauer stand da mit offenem Munde, starrte jenen an, der ihm die Allwissenheit in Person schien, und konnte sich von seinem Staunen gar nicht wieder erholen.

„Kenne Sie! Kenne Sie ganz gut, Herr Büttner! Also, womit können wir dienen?“

Der junge Mann raunte inzwischen seinem Chef mit halblauter Stimme etwas zu. „Nun, und ich hoffe

stark, daß Sie Herrn Büttner den Hafer abgenommen haben, Herr Bellwitz!“ rief der Händler. „Ich dachte ...“ meinte der so Angeredete.“ — „Ach was, dachte! Sie denken immer! Verscherzen mir darüber womöglich eine solche Kundschaft. — Natürlich nehmen wir den Hafer, Herr Büttner! Unbesehen nehmen wir alles, was Sie uns bringen. Haben Sie den Hafer mit in der Stadt?“

Der Büttnerbauer brachte mit Rucken und Zerren ein Säckchen von grauer Leinwand aus seiner hinteren Rocktasche hervor.

„Ach so, eine Probe! Ist eigentlich gar nicht nötig, Herr Büttner. Kennen Ihre Ware schon. Prima, natürlich!“

Er öffnete das Säckchen aber dennoch und ließ die Körner prüfend durch die Finger gleiten. „Kaufen wir! Geben den höchsten Marktpreis. Herr Bellwitz, gleich einen Mann nach dem ‚Mutigen Ritter‘ schicken! Der Hafer soll her. — Inzwischen kommen Sie mal auf ein Augenblickchen hier herein, mein guter Herr Büttner! Sie müssen mir was über den Saatenstand bei Ihnen da draußen erzählen.“

Der Bauer befand sich, ehe er sich dessen recht versehen, im Nebenzimmer, einem kleinen Gemache, dessen einziges Fenster nach dem Hofe hinausführte. Dort wurde er aufs Sofa genötigt; der rotbärtige Händler nahm ihm gegenüber am Tische Platz.

„Nun, mein Lieber, wie steht's denn, wie geht's denn in Halbenau? Ich kenne dort verschiedene Ökonomen. Mittlerer Boden — was! Liegt auch schon ein bißchen hoch — was? Sie leiden an späten Fröſten. Nachher will das Korn nicht recht schütten, wenn's vorher noch so schön gestanden hat. Kenne das, kenne

die ganze Geschichte. — Also nun erzählen Sie mir mal. Wie weit ist's mit der Sommerung?"

„Mei Suhn und de Madel stacken heite de latzten Apern. Hernachen is nur noch 's Kraut. In a Wochen a zwee noch hin, denk'ch, sein mer fertig."

„Gratuliere, gratuliere! — Sie haben wohl eine starke Familie, Herr Büttner?"

„'s langt zu, Herr Harrassowitz, 's langt Se gerade zu," meinte der Bauer und lachte in sich hinein. „Mit de Enkel sein's 'r immer a Mäuler achte, die gefittert sein wullen — ju, ju!"

„Nun, um so mehr Hände sind dann auch da zur Bestellung und in der Erntezeit — nicht wahr, Herr Büttner? Eine zahlreiche Familie ist ein Segen Gottes, besonders für den Landmann. Ich kenne die ländlichen Verhältnisse, ich kenne sie! Sie mögen mir das glauben, lieber Büttner. — Und wie steht's denn mit der Winterung?"

Der Bauer berichtete, daß der Roggen gut durch den Winter gekommen und nur wenig ausgewintert sei. „Ene wohre Pracht! Wie ene Bürschte, weeß der Hohle, wie ene Bürschte steht Sie das Korn!"

„Nun, das ist ja hocherfreulich zu hören! Da hätten wir also die schönsten Aussichten für eine gute Ernte. Da wird wieder mal schönes Geld unter die Leute kommen! Und hat der Bauer Geld, dann hat's die ganze Welt."

„Das mechte och sein — das mechte freilich sein, Herr Harrassowitz!" meinte der Büttnerbauer und kratzte sich hinter den Ohren. „'s Geld is sihre rar gewest. Ne, ach Gott, zu rare ist dos gewest in der letzten Zeit, Herr Harrassowitz!"

„Nun, Sie werden doch nicht etwa klagen wollen,

Herr Büttner! Sie, mit Ihrer schönen Besitzung! — Wie groß ist denn das Gut, wenn ich fragen darf?"

„Zweemalhundert und a paaren dreißig Morgen, alles in allen, mit an Buusche."

„Das wäre ja bald ein kleines Rittergut! Und da wollen Sie lamentieren! Ich bitte Sie, guter Herr Büttner, was sollen denn dann die kleinen Leute machen!"

„Ju, wenn ock de vielen Abgaben ne wären und de Gemeenelasten und de Schulden."

„Ich weiß, ich weiß, es lastet vielerlei auf dem Ökonomen heutzutage. Sind denn die Abgaben und Lasten so bedeutend in Halbenau?"

Der Büttnerbauer schüttete darüber sein Herz gründlich aus. Harrassowitz ließ ihn reden; nur manchmal warf er eine Bemerkung ein, die den einmal warm Gewordenen veranlaßte, mehr und mehr von seinen Verhältnissen aufzudecken.

Jetzt war der Büttnerbauer bei seinem Hauptbeschwernis angelangt: seinem mächtigen Nachbarn, der Herrschaft Saland.

„Ja, ja, das glaube ich Ihnen gerne, Herr Büttner!" rief der Händler, „solch einen Großgrundbesitzer zum Nachbarn zu haben, ist kein Spaß! Die Leute sind landgierig, die möchten die Bauern am liebsten alle legen. Das ist ein wahrer Krebsschaden für unser Volk, die Latifundienwirtschaft. Ein freier, selbständiger Bauernstand wird immer eine Grundbedingung für das Gedeihen des ganzen Staates bilden. Wer soll uns denn die Soldaten liefern — was, he? Die strammen Soldaten für unser Heer, wenn nicht der Bauernstand! — Grenzen Sie an einer oder an mehreren Seiten mit der Herrschaft Saland?"

Der Bauer erzählte, daß er so gut wie eingeschlossen

sei durch das Dominium. Dann ereiferte er sich über den Wildschaden.

„Schrecklich! aber dafür hat natürlich so ein Graf gar keinen Sinn!“ rief der Händler mit dem Ausdrucke höchster Entrüstung, „wenn sich's nur um Bauernflur handelt. Traurige Zustände sind das! Hat Ihnen der Graf denn schon mal ein Angebot machen lassen wegen Ihres Gutes?“

Der Büttnerbauer berichtete, daß der Graf schon seit Jahren um seinen Wald handle, aber daß er ihm nicht einen Fußbreit abzulassen gesonnen sei. Harassowitz horchte scharf hin auf diese Angaben. Dann nahm er auf einmal wieder eine nachdenkliche Miene an.

„Ja, das sind traurige Verhältnisse! Das zehrt am Vermögen, das will ich schon glauben. Da haben Sie doch allerhand Sorgen, mein guter Herr Büttner. Haben Sie denn etwa auch Hypothekenschulden auf Ihrem Gute?“

„O Jerum!“ rief der Bauer bei dieser Frage, die mit der unbefangensten Miene der Welt gestellt wurde. „O Jerum!“ Er fuhr empor von seinem Sitze. „Hypothekenschulden! die tun freilich zulangen, tun die! Wenn's wos winger warn, kinnt's och basser sein.“

„Nun, was haben Sie denn so ungefähr drauf stehen? Ich frage aus wirklichem Interesse.“

Der Bauer rechnete eine Weile. Dann sagte er, die Stimme dämpfend, mit bedrückter Miene: „A Märker a zweeundzwanzigtausend kennen's schu sein, die druffe stiehn, Herr Harrassowitz.“

Der Händler ließ ein leises Pfeifen ertönen, zog die Brauen in die Höhe und wiegte den Kopf hin und her. „Das ist ein bißchen stark!“

„Newuhr, 's is vill?" meinte der Alte, ganz in sich zusammensinkend und trostlos zur Erde blickend.

„Wie in aller Welt wollen Sie denn da die Zinsen herauswirtschaften, Herr Büttner?" — Harassowitz nahm ein Stück Papier zur Hand und begann zu rechnen. „Ja, mein Lieber, das ist ja ein Mißverhältnis! Und da wollen Sie auch noch davon leben, Sie und Ihre Familie! Das ist ja rein unmöglich. Da lügen Sie sich einfach in den Beutel, mein Bester!"

„Ja, 's is schwer, 's is aben schwer!" meinte der Büttnerbauer seufzend. „Man mechte manchmal salber zum Taler wern, um da Zinsen ock immer richtig zu bezahla. Ees muß sich abrackern und abschinden muß mer sich, vun frih bis abend. Ne a mal satt essen mechtn man, weil's hinten und vurne ne zulangen tut. Ne, 's is a Luderlaben, wenn ees suvills Schulden hat wie der Hund Flöhe."

„Und das ertragen Sie so ruhig? Das verdenke ich Ihnen, offen herausgesagt, sehr, daß Sie sich für Ihre Gläubiger so abquälen."

„Ju, wos soll unserees denne angohn? Ich ha's Gutt duch glei su verschuldt übernumma. Billiger wullten de Geschwister mir's duch ne iberlassen."

„Da gibt's eben nur ein Mittel, mein Lieber: schmeißen Sie den Gläubigern die ganze Geschichte hin. Sagen Sie einfach: ich tue nicht weiter mit. Mag's doch ein anderer versuchen, die Zinsen herauszuwirtschaften, ich kann's nicht, ich hab's satt! — Passen Sie mal auf, was für Gesichter die dann machen werden. Von denen übernimmt's keiner, verlassen Sie sich darauf! Die werden dann schon kommen und Sie bitten, daß Sie doch nur um Gottes willen weiter auf dem Gute bleiben möchten, damit ihre Hypotheken nicht ausfallen. Sowas

ist schon öfters mit Erfolg gemacht worden. Tragen Sie selbst auf Subhastation an wegen Überschuldung, dann wollen wir einmal sehen, was für Seiten die Gläubiger aufziehen werden. Vielleicht erstehen Sie's dann selbst oder einer Ihrer Kinder aus der Zwangsversteigerung zurück, dann sind Sie einen ganzen Posten Schulden los. Nur nicht ängstlich sein in solchen Dingen! Das ist ja nur ein Mittel, sich wieder zu rangieren, wenn man nicht reüssiert hat. Gott sei Dank, möchte ich sagen, daß so etwas möglich ist!"

Der Büttnerbauer schüttelte den Kopf. Den eigentlichen Sinn des Vorschlages hatte er wohl gar nicht erfaßt. Sein Redlichkeitsgefühl sagte ihm jedoch, daß hier etwas nicht in Ordnung sei.

Er wolle auf seinem Gute bleiben, erklärte er. Er hoffe auch durchzukommen und seine Zinsen richtig bezahlen zu können, wenn nur bessere Zeiten kämen, und wenn ihm inzwischen jemand helfend unter die Arme greifen wolle.

Inzwischen waren die Hafersäcke vom „Mutigen Ritter" herangeschafft worden und wurden im Hofe abgeladen. Der junge Mann aus dem Kontor trat ein und machte Meldung davon. „Da wollen Sie also Ihr Geld gefälligst in Empfang nehmen, Herr Büttner," sagte der Händler. „Vorn an der Kasse. Ich komme mit Ihnen."

Der Bauer empfing am Kassenpult das Geld und mußte über den Empfang quittieren. Das nahm einige Zeit in Anspruch, da seiner Hand das Schreiben nicht mehr recht geläufig war. Endlich war er mit der schwierigen Prozedur zustande gekommen. Trotzdem er sein Geld längst durchgezählt und eingesackt hatte, blieb

er noch stehen, zaudernd, seinen Hut in den Händen drehend, als habe er noch etwas auf dem Herzen.

Dem scharfen Auge des Händlers war das auffällige Benehmen des Alten nicht entgangen. Er kam hinter dem Ladentische vor, wo er mit einem der Kontoristen verhandelt hatte. „Nun, Herr Büttner, kann ich Ihnen vielleicht noch mit etwas dienen? Wir haben auch künstlichen Dünger, ein reichhaltiges Lager. Haben Sie da keinen Bedarf?“

„Ne, ne!“ meinte der Bauer. „Da mag'ch nischt darvon. Aber was andres wollt'ch Se noch derzahlen; wenn Se da vielleicht an Rat wißten. — Mir is ane Hipetheke gekindgt wurden. Uf Gohanni muß'ch zahlen.“

„Sehen Sie einmal an!“ rief der Händler und stellte sich erstaunt. „Da werde ich Ihnen wohl nicht helfen können. Hypotheken, das gehört nicht in meine Branche.“ — Aber, er nahm den Bauern doch wieder mit in das Hinterzimmer.

„Also eine Hypothek ist Ihnen gekündigt auf den Johannistermin. An welcher Stelle steht sie? wie ist der Zinsfuß? wie läuft sie aus?“

Harrassowitz stellte die verschiedensten Kreuz- und Querfragen. Dann rechnete er für sich. Der alte Bauer beobachtete währenddessen das Mienenspiel des Händlers sorgenvoll. Er sah mit Schrecken, daß Harrassowitz in einem fort bedenklich den Kopf schüttelte und die Brauen in die Höhe zog.

Endlich erhob sich der Mann und trat dicht vor den Bauern hin, ihm in die Augen blickend mit ernster Miene. Er könne das Geld nicht beschaffen, erklärte er. Er sei Kaufmann und nichts als Kaufmann, und es gehöre nicht zu seinen Gepflogenheiten, Güter zu beleihen. Aber da er gemerkt habe, daß der Büttner-

bauer ein redlicher und solider Mann sei, wolle er ihm helfen. Er habe einen Geschäftsfreund, einen durchaus feinen Mann, zu dem wolle er den Bauern führen, der werde ihm die Hypothek möglicherweise decken. Aber nur dem Bauern zu Gefallen wolle er es tun, rein zum Gefallen. Denn er bemenge sich sonst nicht mit dergleichen. —

Darauf ging Samuel Harrassowitz ans Telephon und klingelte an. „Guten Morgen! Ist Herr Schönberger im Kontor? — Möchte ihn auf einen Augenblick sprechen . . . Danke!"

Der Bauer sah mit Staunen dem Beginnen des anderen zu. In seinem Leben hatte er noch nichts von einem Fernsprecher gehört, geschweige denn eine solche Vorrichtung gesehen.

Harrassowitz stand neben dem Apparate und lachte über den komischen Schrecken des Alten. „Nehmen Sie mal das andere Ding ans Ohr, Herr Büttner!" rief er und hielt ihm den Hörer hin. „Machen Sie nur! Es beißt nicht." Der Bauer war nicht zu bewegen, den Hörer anzufassen.

Inzwischen kam Antwort.

„Hier Harrassowitz! . . . Ja! . . . 'n Morgen, Schönberger! Herr Gutsbesitzer Büttner aus Halbenau ist hier bei mir, wünscht gekündigte Hypothek belegt zu haben. Kann ich mit ihm zu Ihnen kommen?"

Eine längere Pause entstand, während der Harrassowitz gespannt horchte. Dann lachte er auf einmal laut auf, und den Bauern höhnisch von der Seite anblickend, immer den Hörer am Ohr, rief er in den Fernsprecher:

„Der Kaffer braucht ehn, dringend. Feines Massematten. . . . Ach was! Bist meschuke! — Wie? . . .

Is besoll. Wir machen's in Kippe, natürlich. . . . Versteh nicht! Der Kaffer ist halb mechulleh. Geb dir Rebussim. . . Schön! Bringe ihn. Auf Wiedersehen. Schluß!"

„Das nennt man Telephon oder Fernsprecher, mein Lieber!" sagte Harrassowitz und klopfte dem Alten mit spöttischem Grinsen auf den Rücken. „Sehen Sie, da haben Sie wieder was Neues kennen gelernt und können Ihren Leuten da draußen was erzählen."

Man wolle nun zu Herrn Schönberger gehn, meinte er und nötigte den Bauern zur Tür.

Das Kredit- und Vermittelungsbureau von Isidor Schönberger lag am anderen Ende der Stadt, ebenfalls in einem engen Winkelgäßchen. Harrassowitz trat aber nicht in das Kontor, führte den Bauern vielmehr durch den Hausgang in eine Hinterstube.

Hier saß in einem abgeschabten Lederfauteuil vor seinem Schreibtische ein fetter Mann, kahlköpfig, mit dunklen, großen Augen, die ihm, aus tiefen Höhlen über die gebogene Nase hinwegspähend, etwas von einer großen Eule gaben.

„Morgen, Schönberger!"

„Morgen, Sam!" Der fette Mann rührte sich nicht auf seinem Stuhle, mit dem er verwachsen zu sein schien. Harrassowitz, unter dem Namen „Sam" weit und breit in der Handelswelt bekannt, schien die Gewohnheiten seines Freundes zu kennen. Er rückte selbst Stühle heran, forderte den Bauern auf, Platz zu nehmen und setzte sich.

„Hier bringe ich Ihnen also meinen Geschäftsfreund, den Herrn Gutsbesitzer Büttner. Ich kenne den Mann. Er ist gut. Sie können ihm unbedenklich Kredit eröffnen."

Schönberger zuckte die Achseln mit verdrießlicher

Miene. Dann begann er mit belegter Stimme, etwas anstoßend sprechend: In gegenwärtiger Zeit auf Grund und Boden Geld zu borgen, sei bedenklich. Jetzt wo Subhastationen an der Tagesordnung seien, und die Bauern noch öfter pleite machten als die Industriellen.

„Für den hier garantiere ich!" rief Harrassowitz. „Das ist einer vom alten Schrot und Korn. Der ist durch und durch solid!" Dabei tätschelte er den Bauern. „Was? der macht uns nicht bankerott, nicht wahr?"

Aber Isidor Schönberger blieb bei seiner Ablehnung. Er habe zu viele schlechte Erfahrungen gemacht in der letzten Zeit. Habe seine Zinsen nicht erhalten, sei bei Zwangsversteigerungen ausgefallen und um sein Geld betrogen worden.

„Wenn ich Ihnen sage, daß der Mann Ihnen sicher ist! wenn ich mich mit meinem Ehrenwort für Herrn Büttner verbürge! Sehen Sie sich den Herrn doch bloß mal an, Schönberger! sieht der aus, als ob er uns Schaden machen wollte? Wenn ich sage, er ist gut, dann ist er gut!"

„Wo steht die Hypothek?" fragte Schönberger, der im Gegensatz zum lebhaften Wesen seines Geschäftsfreundes eine gleichgültige, apathische Ruhe zur Schau trug.

„Darauf kommt's hier gar nicht an!" rief Harrassowitz. „Bei einem Gute von über zweihundert Morgen besten Bodens! Die Hypothek ist todsicher."

„Weshalb ist sie gekündigt?" fragte Schönberger.

„Der Bruder hatte sie," erklärte Harrassowitz. „Der hat sie gekündigt, weil er das Geld im Geschäft braucht. Muß auch verrückt sein, der Herr, daß er so 'ne Hypothek weggibt! — Seien Sie vernünftig, Schönberger, geben Sie das Geld!"

Der fette Mann nahm ein Notizbuch zur Hand, befeuchtete die Bleistiftspitze, dann forderte er den Bauern auf, ihm die einzelnen Posten der Reihe nach zu nennen.

Es bedurfte einiger Zeit, ehe der alte Mann die Zahlen in seinem Gedächtnis gefunden hatte. Aber schließlich brachte er doch alles richtig zusammen.

Da war zuerst die Landschaft mit viertausend Mark, dann kamen die Geschwister: Karl Leberecht und Gottlieb, die verstorbene Schwester Karoline, an deren Stelle jetzt ihre Erben: Ernst Kaschel und seine Kinder, ferner die Schwester Ernestine. Sämtliche zu gleichen Teilen und mit gleichem Vorrecht. Dahinter kamen immer noch neue Schuldposten, unter diesen Ernst Kaschel mit siebzehnhundert Mark.

Der Mann im Lehnstuhle saß da mit der ihm eigenen verdrossenen Miene und notierte jede Ziffer, die sich von den zagenden Lippen des Alten losrang, mit kühler Ruhe. Weder Staunen noch Erregung schien sich in den Fleischmassen dieses gedunsenen Gesichtes ausdrücken zu können. „Ist das alles?" fragte er, als der Bauer endlich schwieg. Der Büttnerbauer bejahte.

„Sie sollen das Geld haben!" war alles, was die belegte Stimme darauf sagte.

Harrassowitz sprang von seinem Sitze auf. „Was habe ich Ihnen gesagt, Büttner! Mein Freund Schönberger ist ein edler Mann! Sehen Sie, er gibt das Geld!"

„Wieviel hat Ihr Bruder Prozent gegeben?" fragte Schönberger.

„Vier Prozent," erwiderte der Bauer.

„Mein Satz ist fünf, bei vierteljähriger Kündigung," meinte Schönberger.

Dem Büttnerbauer fiel ein Stein vom Herzen bei diesen Worten. Er hatte gefürchtet, man werde ganz andere Prozente von ihm fordern.

„Sehen Sie, was ich gesagt habe!“ rief Harrassowitz, „was für ein Mann Schönberger ist! Fünf Prozent nimmt er bloß. Sie haben ein glänzendes Geschäft gemacht, Büttner!“

Der Bauer fing an, das selbst zu glauben. In seinem schlichten Gemüte regte sich Dankbarkeit für den Mann, der ihm in so großer Not geholfen hatte. Er schritt unbeholfen auf Herrn Isidor Schönberger zu und pflanzte sich vor ihn hin. Dann ergriff er die weiße, welke, mit vielen Ringen geschmückte Hand des Mannes und drückte sie mit seiner derben, roten Bauernfaust. „Ich bedank' mich och, Herr Schönberger, ich sog meinen schiensten Dank! Und bezahl' Sie's der liebe Gott! Sie hon mir ane gruße Surge abgenumma.“

Isidor Schönberger betrachtete ihn mit demselben mißmutig verächtlichen Ausdruck, den er für alles auf der Welt hatte, was sich nicht in Zahlen ausdrücken ließ, und entließ ihn dann mit kaum merklichem Nicken seines schweren Kopfes.

„Wir gehen jetzt zum Notar und dann zum Grundbuchführer, Herr Büttner!“ sagte Harrassowitz, als sie in dem Hausflur standen. „Gehen Sie nur immer hinaus auf die Straße. Mir fällt eben ein, daß ich in einer anderen Sache noch ein paar Worte mit Schönberger zu sprechen habe. Ich komme in einer Minute zu Ihnen.“

Aus der Minute wurden ihrer mindestens zehn. Dann erschien der Händler und nahm den Bauern unter den Arm. „Nun kommen Sie, mein Lieber! Jetzt machen wir die Geschichte schriftlich, damit Sie

Ihre Sicherheit haben und einen Beleg in Händen halten. Ich führe Sie zu meinem Notar, der macht's Ihnen billig."

* * *

Nachdem man beim Advokaten und auf dem Gerichte gewesen war — wo Harrassowitz, der in diesen Dingen äußerst bewandert zu sein schien, alles veranlaßt hatte, so daß der Büttnerbauer nur zu unterschreiben brauchte — ging man zum „Mutigen Ritter". Denn die Mittagszeit wer inzwischen herangekommen, und der Bauer wollte heimfahren.

Harrassowitz versicherte dem Alten, daß er ihn nächstens einmal in Halbenau besuchen werde. Es interessiere ihn, das Gut und die Wirtschaft mal in Augenschein zu nehmen.

„Kimma Se ack, Herr Harrassowitz! Kimma Se ack!" rief der alte Bauer. „'s full mir ane Freide sein!"

Damit drückte er dem Händler treuherzig beide Hände zum Abschiede.

Der Büttnerbauer verließ die Stadt in bester Laune. Er hatte die Tasche voll Geld, das er für seinen Hafer eingenommen. Und was noch weit mehr bedeuten wollte, seine Hypothek hatte er untergebracht. Nun hing ihm auf einmal der Himmel voller Geigen. Es schien keine Sorgen und Nöte mehr zu geben auf der Welt, die Zukunft lag vor ihm im heitersten Lichte. Nun würde er sich die neue Kuh anschaffen können! so recht eine nach seinem Herzen, mit langem Rücken und starkem Euter, womöglich schwarz und weiß gefleckt. Das waren seiner Erfahrung nach die besten Milchkühe. Und dann liebäugelte er über seinen Plan hinaus mit einem anderen, noch kühneren: die Scheune umdecken! das

Strohdach kostete zuviel Reparaturen! Noch vor ein paar Tagen hatte er zu seinem Sohne Gustav gesagt, daß das eine Ausgabe sei, die er in seinem Leben nicht mehr werde auf sich nehmen können. Heute stellte er im Geiste schnell einen Kostenanschlag auf, der erstaunlich günstig ausfiel. Es würde schon gehen! es mußte ja alles gut werden. —

Der Bauer schmunzelte in einem fort und pfiff auch gelegentlich still vergnügt vor sich hin. Etwas wie ein langverhaltener Jugendübermut kam über den alten Mann. Hätte er einen Bummler überholt, er würde ihn aufgefordert haben, zu ihm in den leeren Kälberwagen zu springen, nur um jemanden bei sich zu haben, dem er seine gute Laune mitteilen könne. Als er an einem Gasthofe vorüberfuhr, kam ihm der Gedanke, zu halten und einen Branntwein zu fordern; das war ein Genuß, den sich der Büttnerbauer nur alle Jubeljahre einmal leistete.

Er wollte schon das Pferd zum Stehen bringen, da fiel ihm ein, daß er den Schnaps ja auch im Kretscham von Halbenau trinken könne. Nicht etwa, daß er seinem Schwager, dem Kretschamwirt, den Verdienst hätte zuwenden wollen! Nein! Er hatte bei sich beschlossen, den Halunken zu ärgern. Wie würde sich Kaschelernst erbosten, wenn er vernahm, daß der Schwager das Geld doch noch bekommen hatte und daß ihm, Kaschelernst, die fünf Prozent auf diese Weise entgingen. —

Der Bauer trieb den Rappen an. Schadenfroh lachte er in sich hinein. Endlich konnte er den Menschen, der ihm schon so manchen Tort angetan hatte, doch auch einmal ärgern! —

Er hielt vor dem Kretscham an und machte sich

durch Peitschenknallen bemerkbar. Sein Neffe Richard Kaschel kam heraus. Der junge Mensch sah seinem Vater bedenklich ähnlich. Nur etwas länger war er geraten und zeigte noch nicht die rote Nase und die schwimmenden Augen des Alten. Aber dasselbe Rattengesicht war's und auch dasselbe Lächeln und Kichern, das bei dem jungen Menschen noch flegelhafter und zudringlicher herauskam.

Der Büttnerbauer fragte den Neffen, ob der Wirt zu Haus sei. Der sei gerade aufs Feld hinausgegangen, erwiderte der Bursche und grinste dazu.

Der Bauer bestellte einen Kornschnaps.

„En guten?" fragte der Neffe, mit unverschämten Lächeln den Onkel anzwinkernd.

„Verstieht sich, an guten! Was Schlecht's mog ich ne! Wennt'r und er hat schlechten, den kennt'r salber saufen. Verstiehst de!" rief der Alte dem Neffen zu.

Der junge Mann, gleich seinem Vater in Strümpfen und Holzpantoffeln, verschwand im Gasthofe, um gleich darauf mit einer Flasche und einem Gläschen wieder zu erscheinen.

Der Bauer goß den Schnaps hinter, machte „brrr!" und schüttelte sich. „Wos kost' dos?" rief er und zog den Geldsack.

Der Neffe meinte mit gönnerhafter Miene, das sei umsonst.

„Was macht's?" schrie ihn da der Alte an mit zorniger Miene. „Ich wer dich glei umsonsten! Ich will keenen Menschen nischt ne schuld'g bleiba, zu allerletzten eich! Dei Vater mechte mich am Ende glei verklogen! Dei Vater, wegen dan paar Pfengen. — Wos macht der Schnaps?"

Der Neffe nannte den Preis. Mit wichtiger

Miene öffnete der Bauer den Geldsack, suchte eine ganze Weile unter den Münzen herum, immer beobachtend, welche Wirkung das Geld auf den Neffen hervorbringen würde, und ließ ein Goldstück wechseln.

Nachdem er kleine Münzen zurückerhalten und den Beutel wieder an seinen Ort gebracht hatte, sagte er scheinbar beiläufig: „De kannst deinem Alten och derzahlen, ich hätte menen Hafer gut verkoft, und de Hipetheke hätt' 'ch och ungergebracht. Vun ihn braucht 'ch nu nischt mih, und an Puckel kennt' ar mir rungerrutscha, kennt' ar mir!" —

Damit trieb er den Rappen an und fuhr nach Hause, sehr mit sich zufrieden. Seinem Schwager würde das brühwarm berichtet werden; dafür war gesorgt. Dem Kaschelernst hatte er's mal gründlich heimgegeben.

V.

Ein Reiter ritt in den Hof des Büttnerschen Bauerngutes ein. Das Pferd war ein alter englischer Vollblutgaul, der bessere Tage gesehen haben mochte. Sattel und Zäumung waren armeemäßig. Der Reiter verleugnete in Haltung und Erscheinung den ehemaligen Offizier nicht. Er war ein hagerer Fünfziger. Seinem wettergebräunten Gesichte gab ein langer, graublonder Vollbart eine wirksame Umrahmung.

Die Töchter des Büttnerbauern waren im Hofe mit Mistaufladen beschäftigt. Hochaufgeschürzt, mit bloßen Füßen, die Gabeln in den geröteten Händen, standen sie auf der Düngerstätte, neben der ein halbbeladener Wagen unbespannt hielt.

„Bin ich hier im Büttnerschen Bauerngute?" fragte der Reiter.

„Hier is Büttners!" antwortete Toni, die Ältere.

„Ist der Bauer zu Haus?“

„Der Vater is uf’n Felde mit Karlen. Se tun de Apern igeln.“

„Ich möchte mit Ihrem Vater sprechen in einer Angelegenheit. Am liebsten allerdings im Hause. Könnten Sie ihn holen?“

Toni stand da mit offenem Munde und gaffte den Fremden an. Sein großer Bart, die roten Lederhandschuhe, die Reitgerte mit dem Silberknauf, alles an ihm kam ihr ungewöhnlich vor. Sie empfand eigentlich Lust, zu lachen. Darüber vergaß sie ganz, zu antworten.

An ihrer Stelle übernahm die jüngere Schwester die Vermittelung dem Fremden gegenüber. Ernestine war die Geweckterere und Lebhaftere von den beiden. Mit einigen kaum merklichen Griffen hatte sie es verstanden, ihren allzu hoch aufgeschürzten Rock herabzulassen, so daß wenigstens die vom Mist beschmutzten Waden den Blicken des fremden Herrn entzogen waren. Sie sagte — und gab sich dabei Mühe, Hochdeutsch zu sprechen:

„Wenn Sie den Vater sprechen wollen, wir können ihn rufen; sie sein nicht sehre weit.“

Damit sprang sie behende von der Düngerstätte hinab und lief zum oberen Tore. Dort blieb sie stehen, bildete mit beiden Händen ein Schallrohr und rief: „Karle, gieh, sag’s ack den Vater, er mechte glei amal rei kimma. ’s wäre ener dohie, der mit’n raden wullte. . . . Ich kann ne verstiehn! . . . Ju, ju! A Reiter. Mit an Pauer wullt ar raden, soit ar.“

Das Mädchen kam von ihrem Posten zurück. „Der Bruder wird’s ’n Pauern sagen,“ erklärte sie, „daß er reinkommen soll.“ Darauf nahm sie die Mistgabel wieder zur Hand.

Der Fremde dankte ihr. Er war inzwischen abgestiegen, hatte dem Pferde die Zügel über den Kopf genommen, die Bügel in die Steigriemen hinaufgezogen und locker gegurtet, mit Handgriffen, denen man die alte Übung und die Liebe für das Tier ansehen konnte. Nun fragte er, ob er irgendwo einstellen könne. Die Mädchen sahen sich eine Weile unschlüssig an, dann erklärte Ernestine, im Kuhstalle sei noch ein Stand frei. Sie lief auch sofort zum Stallgebäude und öffnete die Tür.

Der Fremde folgte ihr, das Pferd am Zügel. Jetzt, wo er sich auf ebener Erde bewegte, kam erst die Größe und Schlankheit seiner Figur zur Geltung.

Der Vollblüter scheute vor der niederen Tür und dem Geruche, der aus dem Kuhstall drang. Mit fliegenden Nüstern und gespitzten Ohren stand der Gaul da und schniefte in tiefen, langgezogenen Tönen. Durch Klopfen und Zureden brachte sein Herr ihn endlich dazu, die verdächtige Schwelle zu überschreiten. „Das übrige besorge ich mir schon selbst; danke Ihnen!“ rief er dann und verschwand, seinem Tiere folgend, in dem engen Pförtchen.

Bald darauf trat der alte Bauer in den Hof. Seine Miene verriet Ärger. Er war schlechter Laune, daß man ihn von der Arbeit abgerufen hatte. Ernestine erklärte ihm, daß ein Herr zu Pferde da sei. Er sähe aus wie einer vom Rittergute, meinte das Mädchen, welches, wie es schien, seine Augen zu gebrauchen verstand. Die Laune des Alten verbesserte sich durch diese Vermutung nicht. Er fluchte und rief den Töchtern zu, ein andermal sollten sie solche Leute wegschicken.

Inzwischen kam der Fremde aus dem Stalle heraus, in gebückter Haltung, um nicht an den Deckstein anzustoßen. Er begrüßte den Bauern, der die Hände

nicht aus den Taschen nahm, mit Hutabnehmen und erklärte, er sei der neue Güterdirektor des Grafen, Hauptmann Schroff.

Der Büttnerbauer sah den Mann mit wenig freundlichem Ausdruck an. Einer von der Herrschaft! Von der Seite war ihm bisher niemals was Gutes gekommen.

Da der Bauer sich, wie es schien, nicht dazu herbeilassen wollte, zu sprechen, fragte Hauptmann Schroff, ob er ins Haus treten dürfe, er habe mit Herrn Büttner ein Wort unter vier Augen zu reden.

Der alte Mann ging, statt zu antworten, auf sein Haus zu. Der Hauptmann folgte.

Im Zimmer trafen sie die Bäuerin. „Frau, gieh naus!“ rief ihr der Bauer kurz angebunden zu. Der Fremde unterließ es nicht, sich bei der Frau zu entschuldigen, er habe Wichtiges mit ihrem Eheherrn zu bereden.

Der Büttnerbauer hatte sich in seine Ecke gesetzt und sah von diesem Verließ aus mit mürrischer Miene den Dingen entgegen, die da kommen würden. Der Hauptmann holte sich einen Stuhl herbei und setzte sich dem Alten gegenüber. Er schien das ablehnende Wesen des anderen absichtlich übersehen zu wollen.

„Also, Herr Büttner!“ begann Hauptmann Schroff, und schlug dabei mit der Reitgerte gegen seine gespornten und gestiefelten Beine, die er lang ausgestreckt hatte, „die Sache ist nämlich folgende: Mein Chef, der Graf, möchte gern Ihren Wald kaufen. Es ist ja darüber bereits früher zwischen Ihnen und meinem Vorgänger verhandelt worden, aber ohne Resultat. Der Herr Graf wünscht nun aber dringend, daß die Sache endlich einmal vorwärts rückt. Der Erwerb Ihrer Waldparzelle ist uns von ziemlicher Wichtigkeit;

ich sage Ihnen das ganz offen heraus. Das kleine Stück liegt gerade wie ein Keil zwischen zwei von unseren Hauptrevieren. Eine Verbindung der beiden Reviere ist aus wirtschaftlichen Gründen dringend erwünscht. Uns bedeutet dieser schmale Streifen die Möglichkeit, bei den Holzfuhren viele Kilometer zu ersparen. Ihnen dagegen nützen diese fünfzig bis sechzig Morgen so gut wie gar nichts. Im Gegenteil, der Wald kostet Ihnen höchstens etwas. Das bißchen Holz, was darauf steht, ist kaum der Rede wert. Der Boden ist entwertet durch die Streunutzung. Und dabei liegen doch Abgaben darauf. Wenn wir es in unsere Regie bekommen, würden wir sofort Kahlschlag machen lassen und neu aufforsten. Dabei werden die Arbeitslöhne natürlich nicht einmal herauskommen, so schlecht ist der jetzige Stand. Sie sehen demnach, Herr Büttner, das Interesse ist eigentlich auf beiden Seiten. Für uns, die Parzelle zu erwerben, für Sie, das Ding loszuwerden. — Also werden wir wohl handelseinig werden, denke ich, diesmal."

„Ich denk's ne!" sagte der Bauer aus seiner Ecke heraus.

„Aber, ich bitte Sie, bester Herr Büttner!" rief der Hauptmann und kam dem Alten näher auf den Leib, sich mit Hilfe seiner langen Beine auf die Ecke zurückend. „Der Graf will Sie natürlich gut bezahlen, jedenfalls weit über den eigentlichen Wert des Grund und Bodens. Ich habe Vollmacht, Ihnen einen Preis zu bieten, der in dieser Gegend für Waldboden noch nicht bezahlt worden ist."

„Ich ha's an Vater vun Grofen schunstens zweemal soin lassen, ich verkefe meenen Busch ne; und dos gilt a heite noch!"

„Aber, bedenken Sie doch nur, Lieber, Sie bekommen dadurch Kapital in die Hand. Ich glaube, Ihre Verhältnisse sind derart, daß Sie das ganz gut gebrauchen können."

„Wie's mir ergieht oder ne ergieht, das gieht niemanden uf der Welt nischt ne an!" rief der Alte; das Zittern seiner Stimme ließ die innere Erregung ahnen.

„Herr Gott! Mißverstehen Sie mich nur nicht! Fällt mir im Traume nicht ein, mich in Ihre Verhältnisse zu mischen. Ich habe nur soviel sagen wollen, daß Sie, wenn Sie erst mal Ihren Wald los sind, alle Kraft auf die Verbesserung der Felder und der Wiesen verwenden können. Ich glaube, da ließe sich noch manches tun. Ich bin neulich mal über ihre Grundstück geritten. Da draußen am Waldesrande liegt ein ganzer Schlag, auf dem nichts wächst als Unkraut."

Der Bauer rückte in seiner Ecke unruhig hin und her, da jener ihn, ohne es zu ahnen, an der verwundbarsten Stelle traf. Da war ja sein ärgster Kummer, daß er das Büschelgewende schon zum zweiten Male mußte als Brache liegen lassen, weil es ihm an Arbeitskräften fehlte.

Hauptmann Schroff fuhr unbeirrt fort: „Da ließe sich sicher noch vieles bessern. Und vor allem! intensivere Wirtschaft, mein Lieber, intensiveres Düngen. Aber dazu ist Bargeld nötig. Ich meine, Sie sollten mit beiden Händen zugreifen, wenn Ihnen ein solches Gebot gemacht wird." Der Sprecher merkte in seinem Eifer gar nicht, wie es in dem Gesichte des Alten wetterte und zuckte. Das waren ja alles Dinge, die er nur zu gut wußte, die er sich selbst wie oft gesagt, die aber im Munde des Fremden als beleidigende Vorwürfe wirkten.

„Und nun noch eins!“ fuhr der Hauptmann fort, „etwas, das auch wieder das gemeinsame Interesse illustriert, welches Sie wie der Graf an dem Handel haben. Aus dem gräflichen Forste tritt nicht selten das Wild auf die Fluren hinaus, wahrscheinlich auch auf Ihre Felder . . .“

Jetzt riß dem Alten die Geduld. Die Erwähnung des Wildes, das ihm seine Saaten zertrampelte und sein Getreide abäste, wirkte wie ein Peitschenhieb auf sein bereits hinlänglich gereiztes Gemüt. Hochrot im Gesicht fuhr er auf und schrie los: „Wullen Se mich etwan zum Narren halen! Kummen Sie und derzahlen mer von a Wilde! Dos Ungeziefer frißt unsereenen bale ganz uf. Geklogt ha'ch schun, aber hob 'ch denn a recht gekriegt? Fir uns Pauern gibt's ja keene Gerechtigkeit ne gegen de Grußen.“

Grollend setzte er sich wieder auf seinen Platz, verschränkte die Arme und sah den Fremden mit feindlichen Blicken an.

Der gräfliche Güterdirektor schien mit bäuerlichen Sitten so weit vertraut zu sein, um zu diesem Zornesausbruch lächeln zu können. Er meinte in beschwichtigendem Tone: „Nur nicht gleich so hitzig, mein guter Büttner! Lassen Sie mich Ihnen das mal in Ruhe erklären. Mein Graf will einen Wildzaun anlegen längs der bäuerlichen Grenze, so an zwanzig Kilometer lang und mehr. Dadurch soll das Übertreten des Wildes ganz verhindert werden. Aber dazu brauchen wir Ihren Wald, weil sonst eine Lücke entstehen würde in dem Zaun, verstehen Sie? — Also wie steht's, sind wir handelseinig?“ Der Hauptmann streckte bei diesen Worten dem Alten die Hand hin. „Wenn es hierbei

einen Vorteil gibt, so liegt er ganz unbedingt auf Ihrer Seite, sollte ich denken." —

Der Büttnerbauer preßte die Lippen aufeinander, runzelte die Stirn und blickte starr geradeaus, er vermied den Blick des anderen, wie einer, der sich durch Überredungskünste nicht irre machen lassen will. Gänzlich konnte er sich der Einsicht ja nicht verschließen, daß ihm hier ein günstiges Angebot gemacht wurde; aber das alt eingewurzelte, bei den meisten Bauern tief eingefleischte Mißtrauen gegen alles, was von seiten der Herrschaft kommt, verhinderte ihn, nüchtern und vorurteilsfrei zu erwägen.

„Sie sollten Ihren Frieden machen mit der Herrschaft," sagte Hauptmann Schroff, als ahne er, was in der Seele des Alten vorgehe. „Vor allem, da Sie es jetzt mit dem jungen Grafen zu tun haben. Der Zwist, den Sie mit dem alten Herrn gehabt, könnte doch füglich mit ihm begraben sein. Ich glaube, es wäre kein Schade für Sie, wenn Sie sich mit uns stellten. Die Interessen von Bauer und Ritterschaft gehen vielfach Hand in Hand. Schließlich sind es doch verwandte Stände: Grundbesitzer. Die Größe des Besitzes bedeutet keinen so enormen Unterschied."

Dieser Versuch, ihn mit der Gemeinsamkeit der Interessen zu fangen, machte den Bauer nur aufstützig. Der Mann da entwickelte ihm viel zu viel Eifer. Nein, so beschwatzen ließ er sich nicht! Daß der Graf nicht aus Liebe für die Bauern den Wildzaun errichten wollte, war klar. Wozu das Gerede! Nur um so fester wurde der Alte in seiner Ansicht, daß er hier wieder einmal betrogen werden solle.

„Nahmen Se sich ack keene Mihe wetter!" sagte

er in mürrischem Tone. „Ich verkefe nischt vom Gutte weg. Een fir allemal, nu ho'ch Se's gesoit!"

Der Hauptmann hatte die ausgestreckte Hand wieder zurückgezogen. Die Sache ging doch nicht so schnell, wie er sich's gedacht hatte, mit diesem starrköpfigen Alten. „Sie werden sich's noch überlegen, Herr Büttner!" meinte er. „Ich kann's ja begreifen, daß Sie an Ihrem Eigentum hängen. Vollständig vermag ich's zu verstehen, glauben Sie mir das nur! Man hängt an der eigenen Scholle, ich weiß das aus eigener Erfahrung. Und das Herz blutet einem, lieber möchte man sich einen Finger von der Hand hacken lassen, als einen Acker weggeben vom ererbten Grund und Boden." Hauptmann Schroff hielt einen Augenblick inne. Dem trüben Ausdrucke nach zu schließen, den urplötzlich seine sonst heiteren und offenen Züge annahmen, schien eine düstere Erinnerung durch seine Seele zu ziehen. Er schnipste mit den Fingern, wie um das zu vertreiben, und fuhr fort: „Sehen Sie, man kann darin aber auch zu weit gehen, ich meine, in jenem Festhalten. Dann wird eben Starrköpfigkeit und Vernarrtheit daraus. Lieber ein kleines Gut als ein großes, das man nicht voll bewirtschaften kann. Ich kenne Ihre Lage, Büttner! Ich sage Ihnen so viel aus meiner eigenen Erfahrung heraus; wenn Sie sich auf Ihren Willen versteifen, wenn Sie auf diesen Vorschlag hier nicht eingehen, werden Sie sich nicht halten können auf Ihrem Gute."

Jetzt hielt sich der Bauer nicht länger. „Ich ho mich gehalen dreißig Juhre lang, dar Herrschaft zum Trotze! Mich wardt er ne uffrassen, wiet'r ringsrim alles ufgefrassen hoat, mich ne! Wenn der Pauer alle wird, wer is 'n dran schuld, wenn ne die Rittergitter? Auf uns Pauern hackt a alles ei, de Beamten wie der

Edelmann. Nu solln mer och noch 's latzte Bissel hergahn, dos mer hoan. Vun Haus und Hof mechten se uns rungertreiba, alles mechten se schlucken, bis mir gar an Bettelstabe sein. Dazumal, als se teelten — regulieren taten se's heeßen — 's is nu schun a Hardel Jahre har, mei Vater selch hot mer's derzahlt — do hat mei Grußvater an dritten Teel vun Gutte hergahn missen ans Rittergut. Und hernachen wor's immer no nich genug. Do mußte mei Vater selch no ane Rente abzahlen, wie viele Juhre durch! — Nu sollt ees denka, mer wär' frei gewurn, weil mer an Hofedienst und a Fronde los sen. Aber ne! nu kimmt a Edelmann su vun hinten rim und mechte unsereenem 's Gut abluchsen. Aber, da gibt's nischt! Mir Pauern sein och nich mehr so tumm. Mir sein a nimmer de Untertanen mih vun an gnädigen Herrn. Wenn mir ne wullen, do brauchen mer ne! Zun verkefen kann mich keener ne zwingen, och der Graf ne!"

Der Hauptmann hatte diesen Ausbruch bäuerlichen Selbstbewußtseins mit Verständnis und Teilnahme angehört. Sowie ihn der alte Mann zu Worte kommen ließ, sagte er: „Ich kann das alles mit Ihnen fühlen, Büttner! Ich habe auch einmal ein Gut besessen, ein schönes, großes, vom Vater ererbtes Rittergut. Ich habe den Grund und Boden, auf dem ich geboren war, lieb gehabt, so gut wie Sie Ihr Gut lieben. Genau wie Sie dachte ich damals. Aber die Verhältnisse sind oft stärker als unser Wille. Was will man machen! Ein paar Mißernten und dann die Hypotheken, mein Lieber! die Hypotheken! Das ist der zehrende Fraß, der den Grundbesitzer vernichtet. Das ist schlimmer als Feuersbrunst, Hagel und alle Ungewitter zusammen. Auf überschuldetem Grunde sitzen, das ist, als ob dir

einer eine Schlinge um den Hals geworfen hätte, und wenn du die Füße losläßt, hängst du drinnen. Da gibt es keine Rettung. Der größte Fleiß, die größte Sparsamkeit nützen da nichts, du bist kein freier Mann mehr, du hängst von etwas ab, das du nicht kontrollieren kannst, und das lähmt dich. — Mit blutendem Herzen habe ich meinen Besitz fahren lassen müssen. Sequestration, Zwangsversteigerung, alles habe ich durchgemacht! Sie sehen, mein guter Büttner, ich kann hier mitreden."

Der Hauptmann schwieg und strich sich mehrmals erregt den Bart, ihn von oben nach unten durch die hohle Hand gleiten lassend. Er seufzte. „Gott schütze Sie, mein Lieber, vor alledem!"

Der alte Bauer war stille geworden in seiner Ecke. Die Worte des anderen hatten Eindruck auf ihn gemacht.

Hauptmann Schroff fuhr fort: „Es ist nicht leicht als älterer Mann, ein Stück hergeben von dem, was man durch ein ganzes Leben sich gewöhnt hat, als sein Eigentum zu betrachten. Sitzt da irgendwo in der Stadt ein Kerl, der hat eine Hypothek auf deinem Gute erworben. Und dieser Mensch, der mit dem Grund und Boden nicht das geringste zu tun hat, der nicht ackert, pflügt oder säet, der hat nun Gewalt über dein Gut. Der kann dich runtertreiben, wenn es ihm paßt. Wie eine Ware kommt dein Eigentum unter den Hammer. Und das, was Generationen gepflegt und kultiviert und gehütet haben wie ihren Augapfel, wird nun zerschlagen und zerschlachtet von Fremden. Und draußen sitzen wir! Als älterer Mann mit Familie muß man sich nach Brot umsehen. Das ist nicht leicht, mein Lieber, das ist nicht leicht!"

Der Hauptmann schwieg und blickte gesenkten

Hauptes zu Boden, als sei dort irgendetwas Interessantes zwischen seinen Stiefelspitzen zu erblicken.

Auch der Büttnerbauer sagte kein Wort. Der Mann hatte recht! so war es, genau so! Wie oft hatte er nicht ebenso empfunden, wenn er mit Angstschweiß die Zinsen für seine Gläubiger aufzubringen sich mühte. Der Mann wußte wie es zuging, wahrhaftig, der durfte mitreden.

Der Hauptmann riß sich aus seinem Nachdenken. „Nun wollen wir aber mal von unserer Sache reden, Büttner! Ich weiß, wie's mit Ihnen steht. Ich gebe Ihnen den wohlgemeinten Rat: verkaufen Sie Ihren Wald! Das ist das einzige Mittel, das Sie noch retten kann. Zahlen Sie von dem Erlös einen Teil der Grundschulden ab, sonst bricht Ihnen eines Tages die Geschichte über dem Kopfe zusammen. Es geht Ihnen dann wie mir, Sie kommen um alles. Das Angebot, welches Ihnen der Graf machen läßt, ist kein schlechtes. Nehmen Sie's an! Ich spreche nicht etwa nur im Interesse meines Brotherrn, ich spreche zu Ihnen geradezu als ein Leidensgefährte."

Der Bauer schwieg eine Weile. In seinem Gesichte arbeitete es, als bewegten ihn die widersprechendsten Gefühle. Aber die Feindseligkeit war aus seiner Miene gewichen. Schließlich erklärte er mit gedämpfter Stimme, wenn er auch wolle, die Hypothekengläubiger würden es gar nicht zulassen, daß er das Gut verkleinere.

Auf diesen Einwand war der Hauptmann gefaßt. „Natürlich würden die Gläubiger Einspruch erheben, wenn Sie das Pfandobjekt vermindern wollten ohne ihre Genehmigung. Mit den Leuten muß selbstverständlich verhandelt werden. Ich denke, wenn man ihnen eine entsprechende Abzahlung zusichert, werden sie sich

bereit finden, die Einwilligung zur Dismembration zu erteilen. Es sind ja wohl lauter nahe Verwandte von Ihnen, die Gläubiger? Die werden doch so viel Interesse für die Erhaltung des Gutes beweisen, daß sie sich in diese notwendigen Maßregeln finden." —

Der Bauer schüttelte mit bitterem Lachen den Kopf. „Han Se ne das Sprichwurt gehert: Blutsverwandte tut mer heeßen, die dich am erschten werden beeßen."

„Steht es so bei Ihnen? Ich kenne das Wort! es liegt was Wahres darin. Aber in Ihrem Falle, dächte ich, müßten die Verwandten ein Einsehen haben, wenn nicht aus Familiensinn, so vielleicht aus Egoismus. Die sind doch schließlich auch daran interessiert, daß das Gut in Ihren Händen bleibt. Denn können Sie sich nicht darauf halten, dann sind auch die Hypotheken gefährdet. Auf überschuldetem Besitz arbeitet der Eigentümer tatsächlich nur für die Gläubiger. Sie schinden und plagen sich, damit Ihre Verwandten den Zinsgenuß ungestört haben. So liegt die Sache doch in Wahrheit, mein Bester! Habe ich recht?"

„Recht han Se! Aber soin Se mal suwos zu an Gleibiger. Die gahn mer de Einwilligung ne, ich glob's ne!"

„Ich will Ihnen mal was sagen, Büttner!" rief der Hauptmann, rückte dem Alten ganz nahe und legte ihm eine Hand aufs Knie. „Überlassen Sie die ganze Sache mir! Ich will mit den Leuten verhandeln. Erfahrung habe ich mir ja gekauft in dieser Art Sachen. Ich glaube, ich werde die Gesellschaft so weit bringen, daß sie Konsens erteilen. Es ist ja tatsächlich nur eine Formensache. Nennen Sie mir mal Namen und Adresse der sämtlichen Hypothekengläubiger."

Der Alte kraute sich den Kopf; er wollte sichtlich

nicht mit der Sprache heraus. Schließlich gab er aber doch dem Drängen des Hauptmanns nach.

Als der Bauer den Namen „Schönberger“ nannte, stutzte der Hauptmann. „Mann! Wie kommen Sie zu so einem?“

Der Büttnerbauer berichtete in umständlicher Weise die ganze Angelegenheit. Die Kündigung der Hypothek von seiten des Bruders, wie er sich dann umsonst nach Geld umgetan, bis er schließlich in der Stadt das notwendige erhalten habe.

Hauptmann Schroff nahm eine bedenkliche Miene an und schüttelte unwillig den Kopf. „Die Sache will mir nicht gefallen, mein guter Büttner! — Schönberger! — Was mag das für ein Menschenfreund sein?“

Der Büttnerbauer meinte, es habe ihm ja kein anderer Mensch das Geld borgen wollen. Herr Schönberger sei gleich bereit dazu gewesen, und allzu hohe Zinsen habe er auch nicht gefordert. —

„Trotzdem! trotzdem!“ meinte der andere. „Oder vielmehr, gerade deshalb! Aus Menschenliebe tut's diese Art gewöhnlich nicht. — Na, das ist nun nicht mehr zu ändern. — Also, mal die übrigen Gläubiger!“

Der Bauer berichtete, was sonst noch auf dem Gute an Schulden stehe.

„Der Hauptgläubiger ist demnach Ihr Schwager Kaschel. Mit einer Hypothek steht er zudem an letzter Stelle. Was denken Sie, wenn ich mit dem Manne zuerst Rücksprache nähme? Er wohnt ja hier am Orte; ist Kretschamwirt, wie Sie sagen.“

„Da mechte aber eener Haare uf'n Zähnen han,“ meinte der Bauer mit vielsagendem Lächeln, „wer Kaschelernsten kirren wollte. Dos is a Dreimalgenähter.

Und a bieser Hund is a Lammel gegen den, das sag'ch Se glei!"

Der Hauptmann meinte, er sei nicht furchtsam von Natur, und er wolle es auf den Versuch ankommen lassen. Er werde gleich einmal nach dem Kretscham hinüberreiten.

Der Büttnerbauer sagte nichts weiter dagegen.

Sie verließen die Stube. Der Hauptmann zog sich selbst sein Pferd aus dem Stalle, brachte die Sattelung in Ordnung und stieg auf.

„Ich bringe Ihnen Nachricht über den Erfolg, Büttner!" rief er im Abreiten.

* * *

Der Büttnerbauer sah dem Reiter eine Weile nach, bis er die Dorfstraße erreicht hatte und dort hinter Häuser seinen Blicken entschwand. Es hatte etwas Tröstliches für den alten Mann, daß dieser vornehme Herr alles das durchgemacht hatte, wovon er soeben erzählt. Er war ihm dadurch näher getreten.

Der Bauer stand da mitten in seinem Hofe, die Hand am Kinn, und simulierte. Was das für eine Welt war! man fand sich bald nicht mehr ein noch aus.

Ein Hufnagel lag am Boden. Er beugte seinen alten, steifen Rücken und hob das verrostete Ding auf. Man durfte nichts umkommen lassen. — Er sah sich im Hofe um. Die Holzverschalung am Westgiebel der Scheune war an verschiedenen Stellen brüchig, an einem anderen Flecke fiel der Putz von der Wand. Kostete wieder Geld, das herstellen zu lassen! Die neue Kuh war noch nicht voll bezahlt. Zu alledem rückte der Halbjahrstermin heran, wo wiedermal die Zinsen fällig waren. Woher das Geld dazu nehmen! Hafer, Roggen,

Stroh, das vorjährige Heu, alles war schon verkauft, Schüttboden und Banse waren leer.

Auf den Feldern standen ja schöne Früchte. Wenn das Wetter weiterhin günstig war, würde er sogar eine ausgezeichnete Ernte machen. — Der Bauer wandte seine Schritte unwillkürlich dem oberen Hoftore zu, von wo aus man die Felder des Gutes in ihrer ganzen Ausdehnung überblicken konnte.

Er deckte die Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen. Im klaren Mittagslichte lagen die Fluren vor ihm. Das Kornfeld wogte wie ein grünlicher See mit silbernen Wogenkämmen. Unabsehbar schien die Menge der Ährenhäupter, die sich da im Winde beugten und hoben in langgezogenen schwellenden und sinkenden Wellen. Und der Hafer, der eben die Schoßhalme treiben wollte, stand in dichten Beeten, eine dunkelgrüne, lebendige Matte, von ungezählten schlanken, spitzen Hälmchen. Und die Kartoffeln mit saftigem Kraut, kraftstrotzend, in langen, geraden Reihen, sorgsam gejätet und angehäufelt, daß es eine wahre Lust war für das Auge des Landmanns.

Das war doch sein Eigentum! Hundertfach hatte er es dazu gemacht durch die Arbeit! Da war nicht ein Fußbreit Land, den er nicht gepflegt hätte mit seinen Händen. Sein Acker war ihm vertraut wie ein Freund. Er kannte alle seine Eigenarten, seine Schwächen wie Vorzüge, bis ins kleinste hinein. Er stand zu diesem Boden, dessen Sohn er war, doch auch wieder wie die Mutter zum Kinde; er hatte ihm von dem seinen gegeben: seine Sorge, seine Liebe, seinen Schweiß.

Und nun drohten sich zwischen ihn und dieses Stück Erde, aus dem er und die Seinen Kraft und Nahrung zogen, nun drohten sich Fremde zwischen ihn und sein

Eigentum zu drängen. Seinem schlichten, ungeschulten Verstande stellte sich die Gefahr dar wie eine Verschwörung teuflischer Mächte gegen ihn und sein gutes Recht. Von der Macht und Bedeutung des mobilen Kapitals, von jenen ehernen Gesetzen, nach denen ganze Stände und Geschlechter dem Untergange verfallen, andere emporhebend durch ihren Sturz, ahnte er nichts. Eines nur hatte er am eigenen Leibe erfahren: er kämpfte und rang durch ein langes Leben gegen eine Last, die auf ihn gelegt war, er wußte nicht von wem. Und je verzweifelter er sich aufbäumte gegen das unsichtbare Joch, desto schwerer und drückender wurde seine Wucht.

Konnte ein Mensch das ahnen, der diese lachenden Fluren ansah?

Gottes Segen schien auf ihnen zu ruhen. Der Acker wollte seinem Pfleger so gerne zurückerstatten mit Zinsen, was er an Liebe auf ihn verwendet. Der Boden wollte dem die Treue halten, der ihm treu gewesen war.

Halm an Halm drängte sich. Konnte der, dem solche Ernte in die Scheuer lachte, nicht guten Mutes sein? Durfte es denn wirklich eine Macht geben auf der Welt, die ihm diesen Erntesegen, den der liebe Gott doch für ihn hatte wachsen lassen, streitig machte?

Es kam wie ein großes, dunkles Gespenst über die Felder gehuscht, ohne Beine und doch schnellfüßig — der Schatten einer treibenden Wolke. Es löschte allen Glanz von den Ährenwellen, es wischte die Farbenpracht der bunten Fluren aus, es legte sich wie ein düsterer Ton über alles. Der Schatten eilte über Haus und Hof, über die Feldmark in ihrer ganzen Breite, dem Walde zu.

Der Bauer ließ die Hand von der Stirn sinken;

jetzt brauchte er sie vor den Sonnenstrahlen nicht mehr zu schützen. Er wischte mit dem Ärmel über die Augen hin und schneuzte sich.

Toni kam aus dem Hause und meldete dem Vater, das Essen stehe auf dem Tische. Vom Felde her zog Karl mit den Pferden herein. Der alte Bauer meinte, sie sollten mit dem Essen immer anfangen, ohne ihn, er habe noch mit dem fremden Herrn zu sprechen.

Hauptmann Schroff erschien nach einiger Zeit, er blickte mißmutig darein. „Es war nichts damit!“ rief er dem Alten schon vom Hoftore entgegen. „Sie haben recht behalten, Büttner. Ihr Schwager Kaschel — nun, ich will nichts weiter sagen. Ich bedaure Sie, Mann! — Aus dem Dismembrationsplane kann nun nichts werden. Da bleibt nur noch eins übrig: mein Graf kauft Ihnen das ganze Gut ab, zahlt die Gläubiger aus, behält sich den Wald und läßt Sie als Pächter zeitlebens auf Hof und Felder sitzen. Einen anderen Weg sehe ich nicht!“

Da verfärbte sich das Gesicht des Alten. Er richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf, und seinen knochigen Arm ausstreckend, rief er zornig:

„Sahn Se den Misthaufen durte? Lieber durt druffe verrecken, aber ’s Gutt gah ich nich har!“

VI.

Frau Katschner und ihre Tochter Pauline hatten Scheuerfest. Frau Katschner hielt auf Sauberkeit und Ordnung in ihrem kleinen Hause. Sie war viele Jahre lang als Küchenmagd auf dem Rittergute gewesen. Von daher stammten ihre Manieren oder, wie man in Halbenau sagte, die „Benehmiche“, durch die sie sich von den anderen Dorfleuten günstig abhob. Eine Photo-

graphie der Gräfin, ihrer ehemaligen Herrin, hing an der Wand, an besonders sichtbarer Stelle.

Ihre feinere Lebensart hinderte die Witwe jedoch nicht, gewöhnliche Arbeit zu verrichten wie jede andere brave Halbenauerin. Es war Sonnabend, der Tag, an welchem in einem ordentlichen Haushalte gereinigt wird. Frau Katschner hatte gleich ihrer Tochter die Röcke hoch aufgebunden, sie schweifte mit einem Hader die Diele. Pauline handhabte am Boden knieend die Scheuerbürste. In der Mitte des Zimmers stand ein Holzfaß, dessen Inhalt bereits eine graubraune Färbung angenommen hatte. Pauline wollte eben eine neue Fahrt warmes Wasser aus der Pfanne herbeiholen, als ihr Blick, der sich zufällig durchs Fenster in den Garten gewandt hatte, dort durch etwas Ungewöhnliches gefesselt wurde.

„Mutter! Ne, sahn Se ack! Zu uns kimmt a Gescherre nuf, gerade ibern Garten. Ja, Himmel, ich glebe, das sein de Kontessen, Mutter!“

Frau Katschner sprang ans Fenster. „De Kontessen, Herr Jedelt! — Nu feder aber, Madel!“ Sie ließ sofort ihre Röcke herab, fuhr in die Holzpantoffeln, trieb das Wasser, das in einer großen Pfütze auf der Diele stand, mit einem Borstwisch in die Ecke und schaffte das Waschfaß hinter den Ofen. Das alles war das Werk von kaum einer Minute.

Schon klopfte es ans Fenster. Draußen hielt ein niedriger Korbwagen, darin zwei junge Damen. Die eine hatte soeben mit dem Peitschenstiel gegen die Fensterscheibe gepocht. „Ist wer zu Hause hier?“ hörte man eine helle Stimme rufen.

„Ich wer' naus gihn, Pauline!“ sagte die Witwe. „Mach du dich derweilen a bissel zurechte, hierst de!

Zieh der Strimpe an und a frisches Halstichel, verstiehst de! Ich wer se schun su lange hinhalen — gieh, feder ack!"

Pauline, die sich merkwürdig befangen und unschlüssig gezeigt hatte, von dem Augenblicke an, wo die Komtessen in Sicht gekommen, folgte dem Winke der Mutter und verschwand in ihrer Kammer. Frau Katschner schob das Schiebefenster zurück, das nach dem Garten hinausführte. Sie brach in freudige Rufe des Staunens aus: „Ne aber! Ne sowas! De gnädigen Kontessen selber! Ich werde sogleich herauskommen."

Die Damen waren aus dem Wägelchen gestiegen. Eine von ihnen hatte die Zügel geführt, jetzt warf sie die Leine dem Groom zu, der hinter ihnen auf der Pritsche gesessen hatte.

Die Komtessen waren gleich gekleidet, in hellen Stoff, und trugen breite Strohhüte mit bunten Bändern. Wanda, die jüngere und größere von beiden, war brünett, mit rassigem Gesicht, in dem adeliges Selbstbewußtsein lag. Ida, die ältere, ein Mädchen von schmächtiger Gestalt, mit durchsichtiger Hautfarbe und hellem Haar, zeigte weichere Züge. Ihre stillen, großen Augen und der feine Mund klangen zu eigenartig melancholischer Wirkung zusammen.

Frau Katschner erschien in der Tür und machte ihren schönsten Knix, wie sie ihn sich ehemals auf dem Schlosse abgesehen hatte.

„Wir wollten Sie mal besuchen, Bertha!" rief Komtesse Wanda, welche eben darüber war, mit Hilfe des Grooms den Pony auszusträngen. „Ist übrigens ein eklig schlechter Weg hier herauf. Bei einem Haare hätten wir umgeschmissen. — Kann der Pony hier grasen, Bertha?"

Frau Katschner beteuerte unter fortgesetztem Knixen, daß hier alles den gnädigen Komtessen gehöre, und daß es ihr eine Ehre sei, wenn der Pony in ihrem Garten Futter annehme. Nun trat sie an die jungen Damen heran und versuchte, ihnen die Hand zu küssen, was jene aber zu verhindern wußten.

„Ist Pauline zu Haus?" fragte die ältere Komtesse.

„Jawohl, Kontesse Ida! Wenn die Damen so gnädig sein wollen und eintreten . . . es sieht freilich ein wenig unordentlich aus bei uns."

„Kennen wir schon, Bertha! Faule Ausreden!" rief die Jüngere. „Sie behaupten immer, daß es unordentlich aussieht bei Ihnen; dabei ist es das reine Schmuckkästchen. Ich wünschte bloß, bei uns wäre es immer so ordentlich — was, Ida?" —

„Ach, du großer Gott, Kontesse Wanda! Die gnädigen Damen müssen nur verzeihen, wenn man eben arm ist! — Ordnung und Reinlichkeit, das kostet kein Geld, sage ich immer. Auf dem Schlosse, bei der gnädigen Herrschaft, da hatte ich's freilich besser als jetzt. Das war ein ander Ding — dazumal!"

„Ja, sehen Sie, Bertha! Das kommt alles nur vom Heiraten!" meinte Wanda, die unter ihresgleichen berüchtigt war für ihre kräftigen Bemerkungen, und die sich etwas zugute tat darauf, daß sie alles heraussagte, was ihr gerade in den Sinn kam.

„Ja, ja! die gnädige Kontesse können schon recht haben, mit dem Heiraten is es manchmal nich immer was Gescheits. Obgleich ich mich nicht beklagen kann. Mein Mann is eben tot, Gott hab' ihn selig! Aber man hat viel Sorge davon und Ärger noch obendrein. Ne, ne! Wer gescheit is, gnädige Kontesse, da haben Se sehr recht, der heirat' sich keenen Mann!"

Unter solchen Reden war man ins Haus getreten. Hier sprangen ein paar Kaninchen hinter einen Bretterverschlag. Wanda wollte eines der Tiere erhaschen, aber das Tierchen war flinker als sie. Frau Katschner, die Paulinens wegen jetzt noch nicht das Zimmer betreten wollte, fand hierin eine günstige Gelegenheit, die jungen Damen noch länger im Hausflur zu halten.

Sie öffnete das Ställchen. In einer dunklen Ecke unter einer Heubucht erblickte man eine ganze Kaninchenhecke. Wanda rief: „Pfui Deibel, wie stinkt's hier!" lief aber nichtsdestoweniger in den Verschlag hinein und zog einzelne Tiere an den Löffeln heraus. Frau Katschner mußte ihr sagen, welches Männchen und welches Weibchen seien.

Als das Interesse hierfür erschöpft schien, hielt es Frau Katschner für angezeigt, die Damen in das Wohnzimmer zu führen. Pauline kam jetzt zum Vorschein aus ihrer Kammer, mit gesenkten Augen, über und über errötend. Ihre Befangenheit war womöglich noch größer als zuvor.

Pauline war in früheren Zeiten ein gelegentlicher Gast auf dem Schlosse gewesen, als Spielgefährte für Komtesse Ida, mit der sie ungefähr in gleichem Alter stand. Damals war man vertraut gewesen miteinander, nach Weise von Kindern, bei denen sich der Standesunterschied nicht so stark bemerkbar macht. Frau Katschner hatte der Tochter zwar immer die größte Devotion gegen die herrschaftlichen Kinder eingeschärft, aber beim Spiele war die künstliche Schranke der Etikette oft genug überschritten worden. Inzwischen hatten die beiden Komtessen eine Pension für freiadelige junge Mädchen besucht, aus der sie vor einem Jahre als fertige junge Damen entlassen worden waren. Sie

hatten ihren ersten Winter in der Berliner Gesellschaft hinter sich. Seit Jahren hatten sich also die ehemaligen Spielgefährten nicht mehr gesehen.

Auch Ida errötete bis unter das blonde Haar, als sie Pauline jetzt die Hand reichte. Einen Augenblick hatte sie erwogen, ob sie das Mädchen umarmen solle. Aber dann fürchtete sie, es könne gemacht aussehen und wie Herablassung wirken, und so ließ sie es lieber bei einem Händedruck bewenden.

Wanda hingegen stellte sich vor Pauline hin und musterte sie von oben bis unten. „Diese Pauline!" rief sie. „Was das für ein Weib geworden ist. Wie eine Frau sieht sie aus, wie die reine Frau! Gar nichts vom Mädel mehr!"

Paulinens Hals, Wangen und Stirn färbten sich purpurn. Die Komtesse ahnte nicht, welchen Sinn jene ihrer Bemerkung unterlegen mußte.

Frau Katschners Vermittlertalent half über diesen kritischen Moment hinweg. Sie sprach und fragte, machte auf dieses und jenes aufmerksam, forderte die Damen zum Sitzen auf. Sie erzählte aus jetziger und früherer Zeit, wußte ihre devote Gesinnung gegen die Herrschaft in das rechte Licht zu rücken. Mit ihrer Bewunderung für die Erscheinung der Komtessen hielt sie nicht zurück. Sie war eine Meisterin in der Dienstbotenschmeichelei. Durch gelegentlich eingeworfene Fragen verstand sie es übrigens auch, die jungen Damen zur Aussprache zu bringen, so daß sie bald allerhand für sie Wissenswertes in Erfahrung gebracht hatte.

Pauline saß stumm dabei und rührte sich kaum. Auf dem Mädchen schien irgendetwas zu lasten.

„Famos ist es hier!" rief eben Wanda. „Überhaupt, die sogenannten armen Leute haben es doch gar

nicht schlecht!“ Da erhob sich in der Kammer nebenan ein jämmerliches Quiecken. Pauline wurde sehr unruhig, und selbst Frau Katschner warf einen besorgten Blick nach jener Tür.

„Was haben Sie denn da drinne? Junge Katzen?“ fragte Wanda. Sie schien große Lust zu verspüren, dem Grunde des Lärmens sofort nachzuforschen.

„Ach, das ist ja das Kind!“ rief Frau Katschner. „Gnädige Kontessen müssen entschuldigen!“

„Was! Habt ihr hier kleine Kinder?“

Pauline saß wie mit Blut übergossen, die Augen in den Schoß gerichtet.

„Wir wissen eigentlich selbst nicht recht, wie wir zu dem Kinde kommen,“ sagte Frau Katschner. „Da habe ich eine Schwester, von der is der Mann gestorben, und da is eine Tochter, die hat geheiratet, und sehen Sie, der is der Mann davongelaufen. So ein Lump! nicht wahr? Na, ich hab's ja vorher gesagt! Aber, wer nicht hören wollte . . . Also, von der is das Kind. — Das arme Ding haben wir derweilen hier bei uns aufgenommen, weil die sich einen Dienst sucht. Das is der ihr Kind, ja!“ —

Pauline sah ihre Mutter erschrocken an ob der Lüge. Das Mädchen war auf einmal ganz bleich geworden. Gut, daß Wanda das Gespräch sofort an sich riß und über durchgebrannte Männer und kleine Kinder mit Kennermiene zu sprechen begann. Pauline schlich sich derweilen aus dem Zimmer. Gleich darauf hörte man sie in der Kammer das schreiende Kind beruhigen.

„Na, und sehen Se!“ fuhr die Witwe voll Eifer fort, „was meine Pauline is, die hat Sie das Kind doch nu so lieb gewonnen, als wäre 's ihr eigenes.

Wie eine zweite Mutter, mechte man sprechen, is das Mädel zu dem Kinde."

„Darf man das Kleine einmal sehen?" fragte Ida.

Frau Katschner lief ins Nebenzimmer und sprach dort halblaut ein paar Worte mit ihrer Tochter. Bald darauf kamen beide Frauen ins Zimmer zurück. Pauline trug den Jungen auf dem Arme.

Das Kind saß da, einen Finger im Munde, nur mit dem Hemdchen bekleidet, das Ärmchen um den Nacken der Mutter gelegt und blickte die fremden Gesichter fragend und neugierig an. Es war ein dicker, gesunder Junge mit schönen Farben und kernigem Fleisch. Wer Gustav Büttner kannte, mußte dessen Augen wiedererkennen; im übrigen sah das Kind Paulinen unverkennbar ähnlich.

Die Komtessen verhielten sich sehr verschiedenartig dem Kleinen gegenüber. Wanda war äußerst wortreich, lobte und kritisierte und gab ihrem Mißfallen Ausdruck, daß der Junge keine geraden Beine habe. Das sei ein sicheres Zeichen für „Englische Krankheit", erklärte sie kategorisch. Frau Katschner hatte zwar noch nie in ihrem Leben von diesem Leiden gehört, der Komtesse zu Gefallen aber tat sie, als halte sie das für sehr wahrscheinlich und erkundigte sich, was man dagegen anwenden müsse. Wanda war offenbar nicht ganz vorbereitet auf diese Frage; nach einigem Überlegen entschied sie: „Moorbäder sind das beste!"

Ida betrachtete inzwischen das Kind aufmerksam mit nachdenklichen Augen. Sie lächelte es an, ergriff eines seiner Händchen und versuchte auf diese Weise, Freundschaft mit dem Kleinen zu schließen. Während sich Wanda und Frau Katschner weiter über die Englische Krankheit unterhielten, erkundigte sie sich nach dem

Leben und Treiben des Kindes. Pauline taute dabei ganz auf. Jetzt, wo sie von dem Wichtigsten sprechen konnte, was es für sie auf der Welt gab, fand sie ihre gewöhnliche Lebhaftigkeit und Offenheit wieder. Das Eis war gebrochen. Nicht mehr die Komtesse stand vor ihr, sondern eine Frau wie sie, der sie ihr Herz rückhaltlos ausschütten durfte. Bald wußte Ida alles über das Kind, seine Angewohnheiten und Liebhabereien. Der kleine Gustav wurde aufgefordert, die paar Worte, welche er angeblich sprechen konnte, aufzusagen; wohl aus Ängstlichkeit vor den Fremden versagte er jedoch völlig mit seinen Sprechkünsten.

Nach einiger Zeit wurde Wanda ungeduldig, sie zog die Schwester an der Hand; man müsse nun fort. Sie hätten ja noch ein paar „andere Armenbesuche“ im Dorfe zu machen.

Ida bat Pauline beim Abschiednehmen, sie bald einmal auf dem Schlosse zu besuchen. Dem Kleinen küßte sie die Händchen mit einem innigen Ausdruck in ihren stillen Zügen, wie er nur kinderliebenden Frauen eigen ist.

Der Pony hatte sich inzwischen das Gras des Katschnerschen Gartens schmecken lassen. Wanda legte selbst mit Hand an beim Anschirren. Die Komtessen nahmen im Wägelchen Platz. Wanda ergriff Peitsche und Zügel, der Groom saß hinten auf, und fort ging's, den schmalen Weg zur Dorfstraße hinab.

Pauline brachte das Kind in die Kammer zurück, dann schürzte sie ihr Kleid wieder auf und machte sich schweigend ans Scheuern. Frau Katschner nahm die Arbeit nicht wieder auf, sie beschäftigte sich vielmehr mit dem Zurechtmachen der Vesper. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick nach der Tochter, forschend, ob die

nicht endlich was sagen würde. Pauline bürstete und rieb, als ob ihre Seligkeit davon abhinge, daß die Diele rein würde.

Es schwebte etwas Ungelöstes, Schwüles, ein Vorwurf zwischen Mutter und Tochter.

„Willst de ne vaspern, Pauline?“ fragte die Mutter endlich. „Ich ha' der dohie wos zurechte gemacht.“

„Laßt ack, Mutter! Ich ho' keenen Hunger nee!“ sagte das Mädchen und vermied es noch immer, die Mutter anzusehen.

Frau Katschner, die am Tische saß, hatte sich ihr Brot mit Quark gestrichen, von Zeit zu Zeit führte sie mit dem Messer ein Stück zum Munde. Pauline war inzwischen aufgestanden, sie stand jetzt am Ofen, den Zuber vor sich auf der Ofenbank.

„Was meenst de wohl, Pauline!“ begann Frau Katschner von neuem das Gespräch; „wenn mer's, und mir hätten's den Kontessen derzahlt von deinem Kleenen, daß der von dir is, wos meenst de wohl, wos die fir a Gesichte derzut gemacht haben mechten — haa?“

„Ich weeß nich, Mutter!“ sagte Pauline nur. Sie wandte der Mutter den Rücken zu und rang mit Aufbietung aller Kraft den Hader aus.

„Mit suwas darf man der Art gar ne kimma. Das vertrogen se ne. Do is glei alle. Das kenn' ich. Die Gräfin, su ne hibsche Frau wie das war, aber wenn a Madel, und se tat sich vergassen . . . ne! Da flog se glei naus. Do gab's nischt uf'n Schlosse. Suwos darf man denen gar nich merken lassen.“

„De Kontesse Ida is immer su gutt gewast — gegen mich . . .“ meinte Pauline mit stockender Stimme. Das Weinen war ihr nahe. „Nu hon Sie er suwas vurgeradt, Mutter! Ich ho' mich su schamen missen.

Su ane Liege! Ne, ich muß mich su siehre schamen, muß ich mich! Grade der Ida, die su gutt is! — Ne, Mutter, das war ne recht vun Sie!"

Pauline ließ ihren Tränen freien Lauf. Sie hatte sich auf die Ofenbank gesetzt, die Ellbogen auf die Knie gestützt und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

Frau Katschner war ärgerlich geworden. Sie sei wohl verrückt, warf sie der Tochter vor; sie hätt's wohl den Komtessen gleich auf die Nase binden sollen, das mit den Jungen? Das sei das richtige Mittel, um sich bei solchen Damen beliebt zu machen! Komtesse Ida mit ihrer Zimperlichkeit sähe gerade danach aus, als ob sie dem Jungen dann noch was schenken würde. Und wenn Pauline nächster Tage aufs Schloß gehe, dann solle sie sich nur ja in acht nehmen mit ihren Reden, daß sie sich nicht etwa verplappere.

Pauline hörte kaum mehr auf die Vermahnungen, die ihr die Mutter mit keifender Stimme erteilte. Schließlich wurde es dem Mädchen zuviel. Sie lief in ihre Kammer, schloß hinter sich zu, nahm den Jungen aus dem Korbe und herzte und küßte ihn ab unter Tränen.

VII.

Vor dem Kretscham in Halbenau hielt ein Einspänner. Die Kleidung des Kutschers ließ darauf schließen, daß das Fuhrwerk aus der Stadt komme. Ein rotbärtiger Mann im grauen Überzieher und karrierten Hosen stieg aus und befahl, auszuspannen. Dann begab sich der Fremde in den Gasthof.

In der Schenkstube befand sich nur Ottilie, die Tochter des Gastwirts. Harrassowitz betrachtete das Mädchen mit jenem spürenden Blicke, den er für alle

Frauen hatte, mochten sie hübsch sein oder häßlich. „Ist der Herr Papa zu Haus?“ fragte er. „Denn Sie sind doch das Fräulein Tochter. Ich bin Samuel Harrassowitz aus der Stadt, Ihr Herr Vater kennt mich.“

Ottilie zog einen schiefen Mund, was sie immer tat, wenn sie verlegen war, und meinte, sie werde nach dem Vater schicken. Sie begab sich ins nebenan gelegene Schnapsgewölbe, wo ihr Bruder Richard mit Umfüllen von Likören beschäftigt war, und sagte ihm, wer da sei. „Ach, Sam!“ meinte Richard. „Wer ist denn das?“ fragte Ottilie neugierig. „Sam is Sam!“ erklärte Richard. „Geh, sag mir's doch!“ „Tu'n doch selber fragen, dumme Gans!“ meinte der liebenswürdige Bruder, streckte dem Mädchen die Zunge heraus und ging, den Vater zu rufen.

Ottilie kehrte ins Gastzimmer zurück. Sie war nun doppelt neugierig geworden, wer der fremde Herr sei. Das Mädchen hatte nicht viel Besseres vor auf der Welt, als sich um anderer Angelegenheiten zu kümmern. Sie war meist unbeschäftigt und hatte Zeit, allerhand Gedanken nachzuhängen, von denen die meisten töricht waren.

Ottilie war groß und mager, mit unverhältnismäßig langem Oberkörper, flacher Brust und herausstehenden Hüftknochen. Weibliche Fülle und Rundung war ihr versagt. Aber aus ihrer Art, verlegen zu lächeln, den Kopf beiseite zu legen und dabei vielsagend dreinzublicken, sprach Gefallsucht, die ihrem reizlosen Körper zum Trotze die Blicke auf sich zu lenken trachtete. Sie hatte wenig vom Büttnerschen Blute in sich. Mit ihrer unreinen Hautfarbe, der birnenförmigen Kopfform und dem fliehenden Kinn war sie eine echte Kaschel.

Ottilie machte sich hinter dem Schenktisch zu

schaffen. Vielleicht würde der Fremde sie doch noch einmal anreden.

Harrassowitz tat ihr auch wirklich den Gefallen. „Fräulein, wollen Sie sich nicht ein bißchen zu mir setzen, ich bin hier so alleine.“

Linkisch, mit ihrem scheuen Lächeln, kam Ottilie hinter dem Schenktische vor. „Ich bin so frei!“ Damit setzte sie sich an den Tisch.

Sam ließ seine Blicke in unverfrorener Weise auf ihrer Gestalt herumkreuzen, während sie mit scheinbar niedergeschlagenen Augen, ihn dabei von der Seite anschielend, dasaß. „Darf ich mir wohl die Frage erlauben,“ sagte er, ihr vertraulich zulächelnd: „Ihre Hand ist noch nicht vergeben?“

„Aber ich bitte sehr, mein Herr!“ rief sie, von ihm wegrückend, mit einer Miene, der man deutlich absehen konnte, daß ihr die Frage im Grunde gar nicht unangenehm war.

Das ist mir eigentlich erstaunlich!“ meinte er. „Ein solches Fräulein: ledig! Die Tochter von Herrn Ernst Kaschel! Da wüßte ich manchen jungen Herrn ...“

Zu Ottiliens großem Leidwesen trat hier der Vater ein, und die Unterhaltung wurde an der interessantesten Stelle unterbrochen.

„Guten Tag, Herr Harrassowitz!“

„Guten Tag, mein lieber Herr Kaschel!“

Die beiden Männer lachten sich an wie zwei, die einander genau kennen, und schüttelten sich kräftig die Hände.

„Recht lange nicht mehr bei uns gewesen, Herr Harrassowitz!“

Der Händler blickte dem Gastwirt in die schlauen Augen und meinte, er wolle sich hier draußen nur mal

ein bißchen nach den „Ernteaussichten“ umsehen. — Kaschelernst lachte über diese Bemerkung, als sei das der beste Witz, den er seit langem gehört habe.

Der Wirt schickte Ottilie nach Gläsern, er selbst holte eine Flasche herbei. Den Getreidekümmel müsse Harrassowitz mal kosten, das sei was Extrafeines. Er schenkte ein.

Man sprach über die Feldfrüchte, über Wetter und Viehseuche. Aber das waren alles nur Plänkeleien. Die beiden kannten und würdigten sich. Kaschelernst wußte ganz genau, daß der Händler nicht um Schnickschnacks willen nach Halbenau gekommen sei. Einstweilen gefiel es aber beiden, sich mit solchem Versteckenspiel zu unterhalten.

Sam begann endlich ernsthaft zu sprechen, was er dadurch andeutete, daß er näher an den Gastwirt heranrückte und die Stimme senkte. Kaschelernst schickte die Tochter, die sich hinter den Schenktisch zurückgezogen hatte, hinaus; nun konnte ein „vernünftiges Wort“ unter Männern gesprochen werden.

Der Händler erkundigte sich nach den Verhältnissen der verschiedensten Personen: Bauern, Gutsbesitzer, Handwerker. Kaschelernst kramte seine Kenntnisse aus mit der Miene eines schadenfrohen Menschen. Man konnte ihm den Hochgenuß ansehen, mit dem ihn Unglück, Fehltritte und Dummheit seiner Mitmenschen erfüllten.

Wenn er von einem Bauern erzählte, der vor dem Bankerotte stand, lächelte er. Er lächelte auch, als er berichtete, daß ein anderer Feuer an seine Scheune gelegt habe. Und ausschütten wollte er sich geradezu vor Lachen, als er dem Händler hinterbringen konnte, ein Stellenbesitzer habe sich neulich aufgehängt, weil ihm

die Gläubiger die Kuh aus dem Stalle weggepfändet hatten.

Kaschelernst schien alle Leute in der Runde zu kennen und über die Verhältnisse von allen Bescheid zu wissen. Harrassowitz lauschte mit größtem Interesse, ja mit einer gewissen Andacht, als verkünde jener ein Evangelium, wenn er erklärte: der Bauer Soundso werde sich nicht länger als höchstens noch zwei Jahre halten, oder der und der sei durchaus kreditfähig, da er einer sicheren Erbschaft entgegensehe.

Man hatte bereits mehrere Glas von dem Kümmel vertilgt, welcher dem Händler zu schmecken schien.

Endlich schien Harrassowitz genug Weisheit eingesogen zu haben, er erhob sich. Er habe noch einen kleinen Gang ins Dorf vor, erklärte er.

„So, so!" meinte Kaschelernst. „Hier in Halbenau is doch jetzt nischt zu machen für Sie."

„Ach, doch! — Ich will mir mal 'n Bauerngut ansehen."

Kaschelernst spitzte die Ohren. Aber beileibe wollte er sich keine Neugier anmerken lassen. „Welches denne?" fragte er scheinbar nebenhin.

Sam tat, als habe er die Frage überhört. „Es soll ein schönes Gut sein," meinte er. „Felder, Wiesen, alles prima! Auch die Gebäude im Stande. Natürlich sind tüchtige Schulden drauf. Die Bauern sind ja alle verschuldet. Ich will mir's mal besehen," damit wollte er gehen.

„Daß Sie sich nur nicht verlaufen in Halbenau, Harrassowitz!" sagte Kaschel, ihm folgend. „Hier gibt's viele Güter, große und kleene. Zu wem wollen Se denne?"

„Auf das Büttnersche!"

Kaschelernst zuckte mit keiner Wimper, als er den Namen seines Schwagers hörte. Harrassowitz fixierte ihn scharf. „Kennen Sie das Gut? Ich interessiere mich dafür."

Der Wirt zuckte die Achseln und nahm eine geheimnisvolle Miene an. Er dürfe nichts sagen, meinte er, der Besitzer sei sein Schwager.

„Ihr Schwager, Herr Kaschel!" rief der Händler mit gut geheucheltem Erstaunen. „Das ist mir ja hochinteressant zu hören! Ich habe dem Manne nämlich Geld verschafft. Das ist mir sehr lieb, daß Sie mit ihm verwandt sind; sehr lieb ist mir das! Nun ist mir der Bauer noch einmal so viel wert, denn Sie werden Ihren Schwager doch nicht sitzen lassen in der Patsche — was?"

Kaschelernst machte ein ganz dummes Gesicht. Es war so dumm, daß man die Pfiffigkeit, die sich dahinter verbarg, leicht merkte. Der Händler lachte hell heraus, und der Wirt stimmte ein. Sie hatten einander wieder mal erkannt, die beiden Biedermänner.

„Na, ich will mir's mal ansehen, das Gut Ihres Herrn Schwagers," sagte Harrassowitz, ließ sich den Weg beschreiben und schritt dann die Dorfstraße hinab.

* * *

Sam näherte sich dem Büttnerschen Hofe. Mit prüfendem Blicke musterte er zunächst die Baulichkeiten. Wohnhaus: Fachwerkbau mit Ziegeldach, konstatierte er. Ställe und Scheune: nur Strohbedachung. Übrigens schien alles recht gut in Schuß und wohlgepflegt. Ganz heruntergekommen war der Bauer also noch nicht.

Der Händler trat durch die offene Tür in den Hausflur und klopfte an die Wohnstubentür. Er traf

nur die Bäuerin an, die am Wiegekorbe stand und ihr jüngstes Enkelchen in den Schlaf wiegte.

Die alte Frau sah den Fremden mit offenstehendem Munde an. Sam trat mit leutseliger Miene auf sie zu und erklärte ihr, er sei ein Geschäftsfreund des Herrn Gutsbesitzers Büttner, und er habe sich immer schon die Besitzung einmal ansehen wollen.

Der Bäuerin imponierte der Aufzug des Fremden, vor allem eine blitzende Nadel in der Kravatte stach ihr in die Augen — von Similibrillanten ahnte die gute Frau freilich nichts. — Was ihr Mann doch für vornehme Bekannte hatte in der Stadt! Sie lief nach einem Stuhle, trotz ihrer rheumatischen Lähme. Aber der Händler kam ihr zuvor. Sie solle sich nur um Gottes willen nicht bemühen um seinetwillen, wenn der Bauer auf dem Felde sei, wolle er ihn dort aufsuchen, hier im Hause möchte er um keinen Preis Störung verursachen. Es sei alles draußen, erklärte die Bäuerin, die Weibsen in den Runkeln, Karl beim Kartoffelanfahren und der Bauer ganz draußen am Walde beim Säen.

Der Fremde sah sich im Zimmer um. Er meinte, sie hätten es recht hübsch und gemütlich hier. Dann untersuchte er die Holzverkleidung der Wand, indem er daran klopfte. Holztäfelung liebe er, das gäbe im Winter ein hübsch warmes Zimmer. Auch den Wandschrank mit den bunten Tellern bewunderte er, von denen er einzelne herabnahm, um sie näher zu betrachten. Es gab nichts, wofür Sam nicht Interesse gezeigt hätte.

„Sehr nett, ganz riesig nett hier!" sagte er und lachte die Bäuerin freundlich an. „So richtig ehrwürdige, patriarchalische Verhältnisse. Ich liebe das! So was hat man in der Stadt nicht."

Die Bäuerin war von solchem Lobe aufs angenehmste berührt. Sie hielt es aber für nötig, die Beschämte zu spielen. Es sei durchaus nicht schön bei ihnen, behauptete sie, und der Herr sei es gewiß ganz anders gewohnt. Harrassowitz beteuerte dagegen, daß es für ihn nichts Idealeres gäbe als eine gemütliche Bauernstube, das gehe ihm weit über sein Kontor.

Dann näherte er sich dem Kinde im Korbe, schäkerte mit dem Kleinen, indem er es unter dem Kinn kitzelte und „Kss, Kss!" dazu machte, bis das Würmchen vor Vergnügen lachte und das dicke Oberbett von sich strampelte. Er lobte das gesunde Aussehen des Kindes und erzählte, daß er kürzlich eine Tochter verheiratet habe.

Die Bäuerin war völlig gefangen genommen durch das vertrauliche Wesen des Fremden. Daß man so vornehm und gleichzeitig so liebenswürdig sein könne, war ihr unfaßlich.

Als Sam schließlich erklärte, nunmehr aufs Feld hinaus zu wollen, bat sie ihn, doch ja wieder zu kommen, und geleitete ihn humpelnd bis vors Hoftor, um ihn den Weg zu weisen.

Er traf zunächst auf die Frauen in den Rüben. Sie standen in der Furche und behackten die Pflanzen. Die Hacken flogen nur so in den fleißigen Händen. Von hinten sah man die drei gebückten Rücken und unter den kurzen Röcken die sechs bloßen Waden. So standen sie in einer Reihe, wie ausgerichtet, nebeneinander.

Sam war auf weichem Wiesenpfade ungehört bis dicht an die Frauen herangekommen. Jetzt blieb er stehen und versenkte sich in den Anblick. Er nahm alles mit. —

Endlich räusperte er sich. Sofort standen die drei Hacken still, die drei Köpfe wandten sich nach ihm um.

Sam stand lächelnd vor den Frauen, breitbeinig, mit vorgestrecktem Leibe, auf seinen kurzen, krummen Beinen. „Guten Tag, meine Damen!" sagte er. Es sei heute recht warm und sie sollten sich nur nicht überanstrengen.

Therese, die älteste und redefertigste von den Dreien, meinte, er solle lieber selber die Hacke zur Hand nehmen, dann würde er vielleicht etwas von seinem Fette kommen; aber von ordentlicher Arbeit verstehe er wahrscheinlich nichts. —

Die beiden Mädchen, Toni und Ernestine, kicherten zu der schlagfertigen Rede der Schwägerin. Sam nahm die Bemerkung scheinbar nicht krumm; lächelnd erwiderte er, er habe einen anderen Beruf als Rübenhacken erwählt. Dann fragte er nach dem Büttnerbauer.

Die Frauen musterten den Aufzug des Fremden mit beobachtenden Blicken. Im hellen Tageslichte besehen zeigte es sich, daß sein Hemdkragen nicht vom reinsten und daß auf seiner hellen Weste verschiedene Fettflecke seien. Toni war ein harmloses Geschöpf und viel zu phlegmatisch, um sich mit Kritisieren abzugeben. Aber Therese und die kleine Ernestine waren um so scharfäugiger. Kaum war er außer Hörweite, so hielten sie sich über seinen häßlichen Mund, den der rote Bart nicht genügend deckte, auf, über seine Dachsbeine, ja selbst die versteckte Lüsternheit seines Wesens war ihrem weiblichen Scharfblicke nicht entgangen.

Inzwischen kam Karl Büttner, der nebenan die Kartoffeln anfuhr, herbeigelaufen. Der Vater sei draußen am Büschelgewende, erklärte er dem Fremden, und wies mit dem Peitschenstiele in die Richtung nach dem Walde. Sam betrachtete sich den hochgewachsenen jungen Mann, fragte, ob er der Sohn sei, und verlangte schließlich, über die Felder geführt zu werden.

Karl rief seiner Frau zu, sie solle auf die Pferde aufpassen, dann folgte er dem Händler.

Sam umschritt die einzelnen Schläge, hie und da untersuchte er den Boden mit seinem Stocke, an dessen Ende sich eine lange metallene Zwinge befand. Zwischendurch richtete er Fragen an seinen Begleiter über die Grenzen des Gutes, über benachbarte Grundstücke, Wege, Fruchtfolge, Bewässerung, Aussaat und Erträge. Auch die Verhältnisse in der Familie schienen ihn zu interessieren. Karl wunderte sich zwar über die vielen Fragen des Fremden, aber auf den Gedanken, etwas zurückzuhalten, kam er nicht. Treuherzig gab er auf alle Fragen Antwort, so gut er es eben wußte.

So kam man in die Nähe des Waldes. Schon von weitem konnte man den alten Bauern erblicken, auf lehnan gelegenem Feldstücke, wie er, einen grauen, bauschigen Sack vorgebunden, den Samen mit gemessenem Wurfe ausstreute, den Acker hinab oder hinauf schreitend.

Der verwilderte Zustand dieses Schlages, der Nähe des Waldes wegen, das Büschelgewende benamst, das zwei Jahre lang brach gelegen, hatte dem alten Manne keine Ruhe mehr gelassen. Sowie die Bestellung des übrigen Gutes beendet, war er daran gegangen, dieses Stück wieder urbar zu machen. Eigenhändig hatte er es umgepflügt und einen Teil davon für die Aussaat vorbereitet. Da es zu spät war im Jahre, um hier noch etwas anderes zu erbauen, säete er jetzt wenigstens noch Gemenge aus.

Im ersten Augenblicke erkannte der Büttnerbauer den Händler gar nicht. Harrassowitz mußte sich ihm ins Gedächtnis rufen. Nun dämmerte es in den verdutzten Mienen des Alten. Er schüttelte dem Händler kräftig die Hand. „Herr Harrassowitz, ich hätt' Se,

weeß der Hole, bale ne derkennt. Das is schene vun Sie, daß Sie och mal zu uns nauskumma — das is racht!"

In der Freude des Bauern lag nichts Erheucheltes. Er rechnete es dem Städter hoch an, daß er ihn auf dem Dorfe aufsuchte, und war sogar bis zu einem gewissen Grade stolz auf diesen Besuch.

Der Bauer band sich den Sack ab und gab ihn Karl zum Tragen. Dann schritt man zu Dreien langsam auf dem Wiesenpfade dem Gehöfte zu. Karl ging in respektvoller Entfernung hinter dem Vater und dem fremden Herrn drein.

Harrassowitz lobte alles, was er sah. Nach seinem Urteil war der Boden ausgezeichnet, die Wiesen in bester Kultur, und der Stand der Feldfrüchte ließ nichts zu wünschen übrig. Dem alten Bauern mundeten die Lobeserhebungen des Händlers wie Honigseim. Er schmunzelte vergnügt in sich hinein.

„Sie werden eine glänzende Ernte machen, mein guter Herr Büttner!" sagte Harrassowitz. „Ich gönne es Ihnen von Herzen, denn hier in dem Boden steckt Arbeit, das sieht man."

„Gab's Gott! Gab's dar liebe Gott!" erwiderte der Alte und bekreuzigte sich dabei. Es war ihm eigentlich nicht recht, daß der andere eine solche Prophezeiung ausgesprochen hatte. Man durfte nichts berufen. „Gebraucha kennten mer schun ane gute Ernte. Aber, da kann Sie nuch mancherlei für sich giehn bis dohie." Er seufzte.

Der Büttnerbauer hatte gerade in den letzten Tagen wieder schwere Sorgen durchzumachen gehabt.

Sein Schwager Kaschel hatte ihm durch eingeschriebenen Brief seine Hypothek von siebzehnhundert

Mark gekündigt. Das hatte wie ein Blitz aus heiterem Himmel gewirkt. Woher das Geld herbeischaffen für diese an letzter Stelle eingetragene Hypothek! Mehr noch aber als die Kündigung hatte den Büttnerbauern ihre Form geärgert, ja geradezu in helle Wut versetzt. Ein eingeschriebener Brief! War so etwas erhört! Darin erblickte er eine ganz besondere Niederträchtigkeit von seiten seines Schwagers. Ein eingeschriebener Brief! Er hatte da dem Postboten sogar noch etwas unterschreiben müssen. Und dabei wohnte sein Schwager einige hundert Schritte von ihm. Man konnte sich vom Büttnerschen Gute zum Kretscham mit einigermaßen lauter Stimme etwas zurufen.

Wäre Kaschelernst an jenem Tage dem Schwager in den Wurf gekommen, es hätte wohl ein Unglück gegeben.

Und das war noch nicht einmal alles. An verschiedenen Stellen drückte den Bauern der Schuh. Der Viehhändler, dem die Kuh immer noch nicht ganz bezahlt war, hatte gemahnt. Die Gemeindeanlagen waren fällig für mehrere Termine. Der Büttnerbauer hatte sein Bargeld immer und immer wieder überzählt und seinen Kopf angestrengt. Er wußte keine Hilfsquellen mehr. Er würde schuldig bleiben müssen, und in der Ferne drohte das Schreckgespenst der Pfändung.

„Ist es nicht ein wahrer Segen Gottes!“ rief Sam und blieb vor dem großen Kornfelde stehen, dicht am Hofe. „Hier wächst doch wirklich das reine Gold aus dem Boden!“

Das Wort löste dem Büttnerbauer die Zunge. Natürlich fiel er nicht mit der Tür ins Haus. Nach seiner bäuerisch verschlossenen, mißtrauischen Art fing

er an ganz entlegener Stelle an und kam dann allmählich seinem Gegenstande vorsichtig näher.

Der Händler ließ sich erzählen. Mit teilnahmsvollem Gesichte hörte er zu. Als der Bauer schließlich so weit war, daß er ihm rückhaltlos seine mißliche Lage eröffnete, nahm Sam eine ernstlich betrübte Miene an. Das tue ihm von Herzen leid, sagte er. „Ja, was wird denn da werden, mein guter Büttner? Die Gläubiger werden sich mit bloßen Versprechungen wohl nicht beruhigen. Was wird denn da werden?"

„Ja, wißten Sie nich an Rat, Herr Harrassowitz?"

„Ich! — Ich bitte Sie, mein Bester, wie könnte ich Ihnen da einen Rat geben; ich bin Kaufmann. In diesen ländlichen Dingen weiß ich gar keinen Bescheid."

„Ich meente — ob Se nich vielleicht — wegen an Gelde . . ."

„Aber mein verehrter Freund! Wofür halten Sie mich denn?"

„Ich dachte ack — weil Sie mer duch schun eemal, und Se han mir dunnemals su freindlich gehulfa."

„Ach, Sie meinen damals mit Schönberger! Ja, sehen Sie, da lag die Sache günstiger. Da war einfach eine todsichere Hypothek zu besetzen — aber hier . . . nein, das sind Sachen, mit denen sich ein reeller Geschäftsmann nicht gern abgibt."

Man ging fortan schweigend nebeneinander her. Der alte Bauer in stummer Verzweiflung. Er hatte bei all den Sorgen der letzten Tage im stillen immer auf Harrassowitz gehofft. Wenn alle Stränge rissen, wollte er sich an den wenden, der würde schon einspringen. Nun war es damit auch nichts!

Schon war man an das Gehöfte herangekommen

und ging an der hinteren Wand der Scheune entlang, da machte der Händler plötzlich Halt. „Büttner!“ sagte er, „ich habe mir die Sache überlegt: Ihnen muß geholfen werden. Einen Mann wie Sie, der sich so redlich müht, in der Klemme sitzen zu lassen, das bringe ein anderer übers Herz, ich nicht! Ich werde Ihnen das Geld verschaffen, obgleich ich selbst noch nicht weiß, wo hernehmen. Denn ich habe alles im Geschäfte festgelegt. Unsereiner kann auch nicht immer so, wie er gern möchte. Aber geschafft muß es werden. Erst mal Ihre laufenden Schulden! die müssen Ihnen zunächst vom Halse geschafft werden. Später wird dann auch für die Hypothek Rat werden. Sagen Sie mir, wie viel die Läpperschulden ausmachen.“

Dem alten Manne zitterten die Hände vor freudigem Schreck. Das Glück kam so überraschend, daß es ihm für Augenblicke das Denkvermögen völlig benahm. Er rechnete, nannte einige Zahlen, widersprach gleich darauf, faselte unsicher zwischen seinen eigenen Angaben hin und her.

Sam klopfte ihm beschwichtigend auf den Rücken. „Nun, nun, mein Guter! Nur keine Aufregung! Wir werden uns das nachher in aller Ruhe berechnen. Jetzt will ich mir mal Ihre Gebäude von innen ansehen.“

Man trat in die Ställe. Mit Kennerblick prüfte der Händler den Viehstand. Eine Kuh hatte die Trommelsucht. Sam gab gute Ratschläge für ihre Behandlung. Auch die Scheune besah er sich, prüfte das Gebälk. Selbst in den Schuppen warf er einen Blick. Er untersuchte, ob die Düngerstätte auch die Jauche halte. Dann betrat er den Garten, pflückte sich im Vorbeigehen eine Narzisse, die er ins Knopfloch steckte, ließ sich einen Augenblick auf der Holzbank nieder, die um den alten

großen Apfelbaum gegenüber dem Westgiebel des Wohnhauses angebracht war.

Nichts gehe ihm über die Traulichkeit des Landlebens, erklärte er und musterte das alte, freundliche Haus mit empfindsamen Blicken; am liebsten gäbe er sein Geschäft auf und würde selbst ein Bauer.

Inzwischen hatte die Bäuerin drinnen einen Kaffee zurecht gemacht, wie er im Büttnerschen Hause noch nicht getrunken worden war. Die wohlbeleibte Frau erschien dann selbst im Garten und bat mit ihrem schönsten Knix den Herrn zum Vesper.

Es gab Butter, Quark und Honig zum Schwarzbrot. Sam kostete von allem. Er schmeichelte sich dadurch, daß er so gar nicht wählerisch war, nur noch mehr im Herzen der Wirtin ein.

Nachdem er sich satt gegessen und getrunken, lehnte er sich zurück und entnahm seiner Brusttasche ein Zigarrenetui. „Es ist doch gestattet, zu rauchen?" fragte er lächelnd. „Nach einer guten Tasse Kaffee gehört sich eine Zigarre!" Dann holte er aus seinem Rocke eine gewichtige Brieftasche hervor, die er vor sich auf den Tisch legte.

„Nun vielleicht zum Geschäftlichen, Herr Büttner, wenn's recht ist?"

Der Bauer hatte inzwischen in einer Ecke des Zimmers sein Wesen für sich gehabt. Mit Hilfe eines Stückes Kreide schrieb er dort Zahlen an die braune Wand. Jetzt wischte er die Zahlenreihe mit dem Rockärmel aus und trat zu dem Händler. „A Märker dreihundert wer'ch brauchen," sagte er mit gedämpfter Stimme, „was blußig de Handschulden sen."

Der Händler klappte die Brieftasche auf und blätterte darin.

„De Weibsen megen a mal nausgihn!“ sagte der Bauer, als er bemerkte, daß Ernestine und Therese lange Hälse machten und die Köpfe zusammensteckten. „Mutter, du kannst bleiba und Karle och!“ Die drei jüngeren Frauen entfernten sich darauf schleunigst.

Sam hatte der Tasche ein Paket blauer Scheine entnommen. „Ein glücklicher Zufall!“ sagte er, „daß ich gerade heute Geld einkassiert habe. Für gewöhnlich pflege ich nicht so viel bei mir zu tragen.“ Er legte drei Hundertmarkscheine nebeneinander auf den Tisch und behielt die übrigen in der Hand. „Hier wäre das Gewünschte, lieber Büttner! Soll ich Ihnen vielleicht noch hundert Mark darüber geben, da ich's einmal hier habe?“

Der Bauer starrte mit großen Augen auf das Geld, rührte aber keinen Finger und sagte auch nichts.

„Ihnen gebe ich Kredit, so viel Sie wollen, Büttner. Ein so tüchtiger Wirt wie Sie, mit solch einer Ernte auf dem Felde! Ihre Unterschrift ist mir so gut wie bar Geld.“

Dem alten Manne drehte sich alles vor den Augen. Er sah bald den Händler, bald seine Frau an, die neben ihm stand. Durfte er denn seinen Augen trauen! war das nicht etwa ein Spuk! Hier lag das Geld, das er brauchte und noch mehr, auf der Tischplatte, so viel, um ihn aus allen seinen Nöten zu reißen. Hier saß einer, der ihm die Hilfe geradezu aufnötigte. Was sollte man davon denken?

In seiner Ratlosigkeit wollte er schon den ältesten Sohn um seine Meinung befragen. Aber Karl sah dem ganzen Vorgange mit einer so völlig verständnisleeren Miene zu, daß der Alte diesen Gedanken schnell wieder fallen ließ. Er blickte fragend nach seiner Lebensgefährtin hinüber.

Die Bäuerin nickte ihm zu, ermutigte ihn: „Nimm's ack, Mann! nimm's ack an! Der Herr meent's gut mit uns — ne wohr?"

Der Bauer streckte die Hand aus und wollte nach dem Gelde greifen.

„Halt! Noch eine kleine Formalität!" meinte Harrassowitz lächelnd und legte schnell sein Taschenbuch auf die Scheine. „Nur der Ordnung wegen! Wir stehen allezeit in Gottes Hand und wissen nicht, wie schnell wir abgerufen werden können. Dann fehlt es nachher an einem Belege. Das wollen wir doch nicht! Nicht wahr?"

Er hatte dem Taschenbuche einen schmalen, bedruckten Zettel entnommen. „Tinte und Feder ist wohl im Hause?" Karl wurde beauftragt, das Gewünschte zu schaffen. „Ordnung muß sein in allem. Das ist man sich als reeller Geschäftsmann schuldig." Sam füllte das Formular mit einigen Federzügen aus. „Also, ich schreibe Mark vierhundert. Es ist doch recht so?" Niemand antwortete; der Bauer atmete so schwer, daß man es durch das ganze Zimmer vernahm. „Dann bitte ich nur, hier zu unterschreiben," sagte der Händler, stand auf und reichte dem Alten die Feder.

Der Büttnerbauer stand eine Weile da, den Zettel drehend und wendend; mit hilflosen Blicken sah er Frau, Sohn und den Händler an. „Lesen Sie nur erst, Herr Büttner!" mahnte Harrassowitz. „Ungelesen soll man nichts unterschreiben." Der Bauer hielt das Papier mit zitternden Händen weit von sich ab und studierte lange. „Nur keine Sorge, mein Guter; es ist alles drin, was drin sein muß," witzelte Sam. „Die ganze Geschichte ist in bester Ordnung. Bequemer kann ich's Ihnen nicht machen. Hier, das Geld! Sie be-

kennen: Wert in bar empfangen zu haben und mir die Summe am ersten Oktober dieses Jahres zurückerstatten zu wollen. Da fällt die Ernte dazwischen, bedenken Sie das! Kulantere Bedingungen kann ich nicht stellen. Das Papier hier brauche ich zu meiner Sicherung. Eine leere Formalität, weiter nichts, aber sie ist nun mal nötig. Also, bitte!" Der Alte überlegte noch immer. Seine arbeitenden Züge ließen auf den schwersten Seelenkampf schließen.

Sam nahm eine finstere Miene an. „Ich glaube gar, Herr Büttner traut mir nicht!" sagte er zu der Bäuerin. „In diesem Falle nehme ich mein Geld lieber zurück! Aufdrängen will ich mich nicht, nein! Ich dachte nur, ich könnte dem Herrn eine Gefälligkeit erweisen. Aber, wenn er nicht will . . ." Mit seiner rotbehaarten Hand griff er bereits nach den Scheinen.

„Traugott!" rief die Bäuerin und stieß ihren Mann in die Seite. „Bis ne verrickt! Unterschreib ack das Briefel!" Dann zog sie ihn am Ärmel und raunte ihm zu: „Ar wird glei biese warn, wenn de no lange machst."

Sie reichte ihm selbst die Feder.

„Hier, bitte, an dieser Stelle, Herr Büttner! — Weiter rechts! . . . Hier! . . . Bloß den Namen." Der Händler wies mit dem Finger genau auf den Fleck.

Und so unterschrieb der Büttnerbauer den Wechsel.

VIII.

Pauline ließ volle vierzehn Tage ins Land gehen, ehe sie der Aufforderung von Komtesse Ida, sie im Schlosse aufzusuchen, nachkam. Sie wäre möglicher-

weise überhaupt nicht dorthin gegangen, wenn nicht ihre Mutter sie unausgesetzt dazu angetrieben hätte.

Eines Nachmittags also zog sie ihr Kirchenkleid an und setzte den neuen Hut auf, den sie sich von Gustavs Gelde angeschafft hatte. So ging sie in ihrem Feiertagsstaat nach dem Schlosse.

Die Herrschaft Saland lag ungefähr eine halbe Stunde Wegs von Halbenau entfernt. Ein eigentliches Dorf war nicht vorhanden; aber das Schloß mit seinen Nebengebäuden bildete an sich einen stattlichen Häuserkomplex. Ein ausgedehnter Park mit Rasenplätzen, Teichen, Gebüschen und Baumgruppen umgab das Herrenhaus. Die eigentlichen Grenzen dieses Parkes waren kaum festzustellen, da er sich in die ausgedehnten Wälder der Herrschaft verlief.

Pauline ging auf der großen Heerstraße, die unfern vom Schlosse vorüberführte, hin. Sie bog nicht in den breiten Fahrweg ein, der sich in Schlangenlinien durch den Park zog und schließlich über einen jetzt trocken gelegten Wallgraben vor dem Portal des Schlosses führte. Sie wählte vielmehr einen schmalen Seitenpfad. Das Mädchen war mit den Gebräuchen und Sitten des gräflichen Haushaltes bekannt. Sie wußte, daß gewöhnliche Leute vom Kastellan gar nicht erst zum vorderen Portal eingelassen wurden. Für ihresgleichen gab es einen besonderen Eingang durch das Hinterportal. Sie wollte auch zunächst nur die gräfliche Wirtschafterin besuchen, Mamsell Bumille, die mit ihrer Mutter gut bekannt war, und die sie selbst auch kannte von jener Zeit her, wo sie auf dem Hofe gearbeitet hatte. Mit Mamsell Bumille wollte sie erst Rücksprache nehmen und hören, ob Komtesse Ida überhaupt anwesend und ob sie allein sei. Das Mädchen war sich noch gar nicht

im reinen darüber, ob sie den Besuch bei der Komtesse nicht schließlich doch unterbleiben lassen solle.

So näherte sie sich auf Seitenpfaden dem Schlosse, einem mächtigen Steinviereck mit hohen, kahlen Wänden, kleinen, weißeingerahmten Fenstern und einem klobigen Turm, der jäh aus einer Ecke aufsprang wie ein schützender Riese. Von geschmackvoller Gliederung war an diesem Bau nichts zu spüren, aber das Ganze wirkte durch seine Masse und Wucht imponierend.

Dem Mädchen klopfte das Herz gewaltig. Der Anblick des Schlosses hatte immer etwas Erdrückendes für sie gehabt. Daß es auch nur ein Bau sei, von Menschen aufgeführt, zur Behausung für Menschen bestimmt, nur größer und fester als ihre armselige Hütte, ein solcher Gedanke war ihr noch nie gekommen. Das Schloß war eben das Schloß für sie. Seinesgleichen gab es nicht auf der Welt, und seine Bewohner waren höhere Wesen, die mit gewöhnlichen Sterblichen zu vergleichen, ihr nicht im Traume eingefallen wäre.

Der hintere Torweg war offen. Pauline gelangte durch eine gewölbte Einfahrt in den viereckigen Schloßhof, der mit großen Steinplatten ausgelegt war. Die Innenwände des Schlosses waren von hundertjährigem Efeu bis zum dritten Stockwerk dicht überzogen. Nur die Fenster wurden freigelassen von dem dunkelgrünen Geranke. Dicht am Erdboden zeigten diese Efeustöcke einen Durchmesser von Armesstärke. Über Türen und Fenstern waren Hirschgeweihe von beträchtlicher Endenzahl angebracht. Ein Paar dorische Säulen, die das Portal flankierten, trugen einen steinernen Löwen, der in aufrechter Haltung dräuend das gräfliche Wappen in seinen Vorderpranken hielt.

Pauline kreuzte diesen Hof. Sie wagte nicht links noch rechts zu blicken, ihr war zumute, als sei sie auf verbotenen Wegen. — Gott sei Dank, niemand begegnete ihr! Dann schlüpfte sie durch eine kleine Pforte in einer Ecke des Hofes, die, wie sie wußte, auf den Küchengang führte. Hier stand sie nun klopfenden Herzens und wartete, bis jemand von dem Gesinde sie bemerken würde.

Ein Mädchen, das aus der Küche kam, sah sie stehen und forschte, was sie hier wolle. Pauline fragte in schüchternem Tone nach Fräulein Bumille. Die Bedienstete klopfte an die nächste Tür. „Mamsell, hier is jemand, der zu Sie will!“ Die Wirtschafterin erschien in der Tür, die Öffnung mit ihrer stattlichen Figur nahezu ausfüllend.

„Katschners Pauline!“ rief sie. „Sieh' eins an! Na, Mädel, läßt du dich auch mal wieder blicken. Ich sagte noch gestern — oder war's vorgestern — sagte ich: was nur mit der Pauline sein mag. Und Komtesse Ida hat auch schon befohlen, wenn Pauline Katschner kommt, soll sie gleich zu ihr geführt werden, nämlich zur gnädigen Komtesse. Na, da komm mal rein zu mir, Mädel!“

Die Dame faßte Pauline ohne weiteres an der Schulter und schob sie in das Zimmer, dessen sich Pauline von früher her recht gut entsann; es war die „Mamsellstube“. Pauline mußte sich setzen und erzählen. Für die Bumille war der Klatsch Lebensbedürfnis. Sie interessierte sich mit seltener Weitherzigkeit für die intimen Verhältnisse von jedermann; am liebsten freilich hörte sie Liebesgeschichten.

In der herrschaftlichen Küche stand tagein, tagaus eine Kaffeekanne am Feuer. Die Mamsell wußte nur

zu gut, welch zungenlösende Wirkung dieser Trank besonders auf ihr Geschlecht ausübt. Auch vor Pauline wurde heute eine Kanne aufgesetzt nebst Kuchen, der ebenfalls für solche Gelegenheiten stets vorrätig war.

Nun wurde das Mädchen ausgefragt. Vor allem mußte sie über ihren Gustav berichten, ihren „Bräutigam", wie die Mamsell sich gewählt ausdrückte. Was er treibe und ob er viel an sie schreibe. Die Bumille ging in ihrer Teilnahme so weit, zu forschen, ob Pauline etwa Briefe von ihm bei sich habe, und schien zu bedauern, als Pauline das verneinte. Ob sie denn auch sicher sei, daß er sie heiraten werde, fragte sie schließlich. Pauline errötete und meinte mit gesenkter Stimme, sie glaube es.

Die Bumille war eine große, wohlbeleibte Frauensperson. Ihren grauen Scheitel deckte eine weiße Haube mit lila Bändern. Das meiste an ihr und um sie, von diesen Bändern anzufangen, trug das Gepräge des Hängenden. Die Säcke unter den runden Augen, die schlaffen Lippen zwischen bauschigen Wangen, das Unterkinn, der Busen — kurz, alles an dieser Person zeigte das Bestreben, sich in schlaffer Fülle bodenwärts zu senken.

Übrigens wiesen ihre Züge den Ausdruck ungemachter Gutmütigkeit auf. Sie sprach mit etwas schwerer Zunge, was ihren Redeeifer aber keineswegs beeinträchtigte. Mit erstaunlicher Gedächtnisstärke, besonders für unwichtige Dinge, schien sie begabt und von ungewöhnlichem Interesse für die Geheimnisse anderer erfüllt.

Nachdem sie aus Pauline alles Wissenswerte herausbekommen, rief sie das Küchenmädchen herbei. „Von dem Dessert einpacken! Mandeln und Rosinen, Schokolade kann auch dabei sein!" befahl sie. „Für den kleinen

Gustav was zum knabbern," fügte sie in leutseligem Tone hinzu.

Die Bumille war bekannt durch ihre Freigebigkeit. Für Bettler und Landstreicher war Schloß Saland ein wahres Eldorado, oder wie es in der Vagabundensprache heißt: eine „dufte Winde", wo anständig „gestochen" wurde. Es war bei Mamsell Bumille Gesetz, niemanden unbeschenkt von dannen ziehen zu lassen, so erforderte es die Ehre eines herrschaftlichen Haushaltes. „Almosengeben armet nicht!" war ihr Lieblingswort. Und da sie die Freigebigkeit nur auf Kosten ihrer Herrschaft ausübte, traf das Sprichwort bei ihr auch wörtlich ein.

Pauline wurde mit einer großen Tüte, angefüllt mit Süßigkeiten, die sie in ihre Rocktasche versenken mußte — damit „die Herrschaften nichts merkten" — entlassen. Sie bekam auch Grüße für ihre Mutter mit, die sollte die Wirtschafterin doch bald einmal besuchen. Eine Zofe, von denen es in diesem Hause eine Menge zu geben schien, wurde angewiesen, Pauline zu der Komtesse zu führen, deren Zimmer sich im ersten Stockwerke befand.

Pauline folgte dem Mädchen. Zunächst ging es durch die geräumige Haushalle. Ein Raum, der mit Waffen, Jagdtrophäen und allerhand fremdartigen bunten und blinkenden Gegenständen ausgestattet war. Dann die Treppe hinauf! Pauline fühlte ihren Fuß in weichen Teppichen versinken. Das rief ihr mit einem Male ihre früheren Besuche mit wunderbarer Deutlichkeit ins Gedächtnis zurück: dieses leichte, wohlige Gefühl, das der unter den Füßen nachgebende Pfühl gibt, das sie seit der Kinderzeit nicht wieder gehabt hatte.

Sie stand schließlich im Zimmer der Komtesse, ohne recht zu wissen, wie sie dahin gekommen.

Ida hatte an ihrem Schreibtisch gesessen. Sowie Pauline eintrat, erhob sie sich und kam auf das Mädchen zu. Heute, wo sie in ihrem eigenen Heim war, ohne Zeugen, umarmte die Komtesse die ehemalige Spielgefährtin. Dann rückte Ida einen Rohrsessel heran, auf den sich Pauline setzen mußte, sie selbst nahm neben ihr Platz.

Pauline blieb scheu und fühlte sich befangen, vielleicht gerade wegen des freundlichen Entgegenkommens der Komtesse.

Früher, als sie beide noch kleine Dinger gewesen waren, die miteinander getollt und in den Büschen des Parkes Verstecken gespielt hatten, war Pauline der anderen entschieden überlegen gewesen, nicht bloß durch Körperkraft und Geschicklichkeit, auch durch Findigkeit und Mutterwitz. Das Dorfkind, vor dessen Augen kein Geheimnis der Natur künstlich verborgen gehalten worden, war in tausend Dinge eingeweiht, die der Komtesse rätselhaft waren. Das hatte ihr jene natürliche Schärfe der Sinne und der Instinkte gegeben, wie sie etwa der Wilde vor dem zivilisierten Menschen voraus hat.

Dieses Verhältnis hatte sich nun freilich in den letzten Jahren verschoben.

Wer die beiden Mädchen jetzt nebeneinander sah, Pauline, in ihr Konfirmationskleid gezwängt, mit plumpen Schuhen, unter ihrem neuen Hute, dessen aufdringlicher Blütenschmuck ihre bräunliche Hautfarbe schändete, dazu die schlechte Haltung des Oberkörpers, der an das wahrscheinlich viel zu enge Korsett nicht gewöhnt war, die Haltung der Arme, die wohl zur Arbeit kräftig waren, die sich aber hier im Boudoir ihrer eigenen Kraft zu schämen schienen — und dieser ländlichen Schönheit gegenüber nun die andere, mit

ihrem stolzen Gesichtsschnitt, der edlen Kopfform, den verfeinerten wie gemeißelten Zügen, den unbewußten Ausdruck von Überlegenheit in Blick und Lächeln, mit durchsichtigem Teint und schlanken, weißen Händen, alles gepflegt und gleichsam von Vornehmheit duftend, wie sie sich leicht und sicher bewegte, — wer diese beiden Gestalten verglich, mußte die Überlegenheit erkennen, welche alte Kultur dem edel Geborenen von Geburtswegen über den Menschen der großen Masse gibt.

Die Umgebung paßte zu Komtesse Ida. Dieses Zimmer mit seiner diskreten Besonderheit schien ein Abdruck ihres Wesens zu sein. Da war nichts Prunkhaftes, Kokettes oder Flatterhaftes; und doch war es das Zimmer eines jungen Mädchens. Dem Blumentische, den Wandbildern, den Photographien auf dem Schreibtische sah man den gewählten Geschmack und die wertende Liebe an, mit der die Besitzerin alles verschönte, was zu ihr in Beziehung stand.

Allmählich wirkte auch auf Pauline der beruhigende, erwärmende Einfluß dieser Persönlichkeit. Die teilnahmsvolle Erkundigung der Komtesse nach ihren Schicksalen löste ihr die Zunge. Ida schien mit ihren Worten, die durchaus einfach und ohne jede Feierlichkeit waren, viel mehr zu sagen als andere Menschen, weil ihre ernsten, milden Blicke jedem Worte noch eine besondere Bedeutung gaben. Pauline war es zumute, als säße sie vor dem alten Geistlichen, der sie konfirmiert hatte. Dem hatte man auch alles sagen müssen, man hatte wollen mögen oder nicht.

Sie hatten von der Kinderzeit gesprochen, von gemeinsamen Erlebnissen, von den anderen Gespielen. Ida hatte niemanden vergessen. Sie fragte eingehend nach den alten Spielgefährten aus dem Dorfe. Fast

alle diese Mädchen hatten, wie es sich herausstellte, schon geheiratet, waren Mütter.

Dann sprang die Unterhaltung wieder zurück auf Paulinens eigenste Lebensweise. Ida meinte, es sei doch solch ein Glück für Pauline, daß sie jetzt das kleine Kind ihrer Base zur Pflege da habe. Ein Glück, erklärte die Komtesse, um das sie Paulinen beneiden könne. Kleine Kinder zu pflegen, das müsse doch das schönste sein auf der Welt. Freilich, fügte sie mit dem Schatten eines melancholischen Zuges um die Augen hinzu, dazu käme ein Mädchen selten.

Der anderen war das Herz schwer geworden, sobald Ida von dem Kinde zu sprechen begann. Sie kam sich auf einmal so schlecht vor. Die Komtesse ahnte ja nicht, wen sie vor sich hatte. Würde sie nicht aufspringen und sie aus dem Zimmer jagen, wenn sie erfuhr, was aus ihrer Freundin inzwischen geworden sei. Denn diese reine, feine Persönlichkeit konnte doch kaum etwas ahnen von all diesen Dingen und wie es in der Welt da draußen zuging.

Und das Geheimnis brannte dem Mädchen doch auf der Seele. War es denn nicht noch viel schlechter, vor jener, die so gut zu ihr war, eine solche Lüge aufrecht zu erhalten. Und schließlich war es doch das einfachste Ding von der Welt! Der Junge war ihr Kind, war denn darin ein Unrecht? Konnte denn das, was aus Liebe geschehen war, schlecht sein? Etwas, das so glücklich machte, durfte nicht böse sein! Und die Komtesse war eine Frau wie sie. Trotz aller Vornehmheit mußte sie das verstehen! Sie hatte so liebe Augen und eine so freundliche Stimme. Daß sie böse werden oder gar zanken könne, war ganz unmöglich, sich vorzustellen.

Aber es war so furchtbar schwer, den Anfang zu finden. Es klang so entsetzlich, ein solches Geständnis. Pauline dachte wie oft: jetzt wirst du's sagen! sobald Ida einen Satz zu Ende gesprochen. Und sie verschob es doch wieder. So ging es eine ganze Weile fort, das Mädchen begriff immer deutlicher, daß sie fortgehen würde von hier, ohne ihr Herz erleichtert zu haben.

Ida begann davon zu sprechen, daß sie es nicht zu begreifen vermöge, wie eine Mutter ihr Kind von sich lassen und einer Fremden zur Pflege übergeben könne. Sie fragte Pauline, was denn die Mutter dieses Kindes für eine Frau sei, daß sie so etwas übers Herz gebracht habe.

Da fühlte Pauline, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, zu sprechen. Mit kaum vernehmlicher Stimme kamen die paar Worte heraus, die der anderen alles sagten.

Ida verlor für einen Augenblick die Fassung. Da merkte man auf einmal, was für leidenschaftlich jähes Frauengefühl unter dieser Decke von guter Erziehung und jahrelanger Gewöhnung verborgen lag. Sie war aufgesprungen von ihrem Sitze, stand da bis in die Lippen erblaßt, die Hand aufgestemmt auf die Tischkante mit den Knöcheln, atmete schwer und hastig, und die weiße Hand zitterte.

Keines sprach ein Wort. Pauline saß vor Ida, gesenkten Hauptes und blickte in den Schoß. Ida betrachtete diese Gestalt mit eigenartig leuchtenden Augen. Einen Augenblick kam es wie ein herber, selbstgerechter Zug in ihr Gesicht. Ihre Nasenflügel flogen, die Lippen schürzten sich verächtlich. Jetzt war sie das hochfahrende Edelfräulein, das die verworfene Bauernmagd richten wollte.

Aber das war schnell verschwunden. Tränen traten ihr auf einmal in die Augen, um die Mundwinkel zuckte es. Mitleid war es nun, was aus jedem Zuge sprach, Mitleid mit Pauline, Mitleid mit sich selbst, mit ihrem ganzen Geschlecht.

Ida stand noch eine Weile schweigend mit wogendem Busen. Allmählich aber fand sie ihre Gemessenheit wieder. Sie setzte sich, legte ihre schlanke Hand auf Paulinens braunrote derbe. „Da hast du wohl rechte Freude an deinem Jungen, Pauline?“

Pauline konnte nichts sagen, sie nickte stumm.

* * *

Ein Brief von Gustav Büttner aus der Garnison war bei Pauline Katschner eingetroffen. Der Unteroffizier schrieb, daß er die Absicht habe, nicht weiter zu kapitulieren; so sehr ihm seine Vorgesetzten auch zuredeten, bei der Truppe zu bleiben. Die ganze Soldatenspielerei hänge ihm zum Halse heraus. Nach dem Manöver werde er abgehen und nach Halbenau kommen. Pauline möchte zu seinen Eltern gehen und ihnen seinen Entschluß mitteilen.

Pauline war überglücklich. Wie gut Gustav war!

Das Mädchen trug den Brief Tag und Nacht bei sich. In unbewachten Augenblicken nahm sie ihn vor und las darin. Jedes seiner Worte war ihr teuer.

Sie hatte sich doch nicht in Gustav getäuscht. Wie oft hatte ihr die eigene Mutter abgeredet, sich weiter mit ihm abzugeben, er sei ein Leichtfuß und werde sie ganz sicher sitzen lassen. Auch andere hatten sie gewarnt.

Gustavs eigenes Benehmen schien eine Zeitlang jenen Warnern recht zu geben. Die häßlichsten Dinge waren ihr von Gustav Büttner hinterbracht worden.

Sie hatte an ihm festgehalten. Sie konnte ja nicht von ihm lassen. Er war ja der Vater ihres Kindes!

Nun war ihr Vertrauen doch nicht umsonst gewesen.

In diesem Briefe war es ausgesprochen, zwar nicht mit Worten — das Heiraten war mit keiner Silbe erwähnt — aber zwischen den Zeilen lag es. Und Pauline wußte in den Briefen ihres Geliebten zu lesen. Das einfache Mädchen hatte von Natur jene weibliche Gabe mitbekommen, dort ahnend zu wissen, wo ihr Verstehen aufhörte.

Gustav verließ im Herbst die Truppe, kam nach Halbenau zurück. Das hieß so viel wie: sie wurde seine Frau. Sie wußte es. Alles Nachdenken darüber war unnötig. Es war so!

Und sie sollte zu den alten Büttners gehen und ihnen seinen Entschluß mitteilen. Sie hatte er zu seinem Boten ausersehen für diese Botschaft. Darin allein schon lag alles ausgesprochen. Die Familie sollte erkennen, daß sie ihm die Wichtigste sei, der er, zuerst von allen, seine Pläne mitteilte. —

Am nächsten Sonntagnachmittag begab sich Pauline auf das Büttnersche Bauerngut.

Sie traf die Frauen allein. Der Bauer und Karl waren ausgegangen. Die Bäuerin hatte die Gelegenheit benutzt, wo ihr Eheherr abwesend war, um für sich und die Töchter einen Sonntagsnachmittagskaffee zu brauen. Der Büttnerbauer sah nämlich den Kaffeegenuß als Verschwendung an und hatte ein für allemal ein Verbot gegen solchen Aufwand ergehen lassen. Selbst zum Frühstück gestattete er nur Milch und Mehlsuppe, wie sie seit Urgedenken seine Vorfahren genossen hatten.

Die Frauen waren im Bewußtsein des verbotenen

Tuns auf dem Lugaus. Pauline wurde daher schon von weitem erkannt. Vier Köpfe waren hinter den Fenstern des Wohnzimmers, als sie das Gehöft betrat. „Katschners Pauline!“ hörte sie rufen und darauf ein Getuschel von weiblichen Stimmen.

Jetzt wurde sie auf einmal zaghaft beim Anblick dieser neugierigen Frauengesichter. Bis dahin hatte sie sich tragen lassen von der Begeisterung ihres Entschlusses. Erst in diesem Augenblicke fiel es ihr aufs Herz, daß sie hier ja mit Feinden und Nebenbuhlern zu tun haben werde.

Trotzdem pochte sie an, wenn auch zaghaft; denn jetzt war an eine Umkehr nicht mehr zu denken.

Therese öffnete ihr. Mit bloßen Armen und Halse stand die unschöne, hagere Frau auf der Schwelle und musterte Pauline mit mißgünstigen Blicken. „Willst de zu uns?“ fragte sie in barschem Tone. Pauline erklärte schüchtern, daß sie zur Bäuerin wolle. „Se spricht, se wollte zu Sie, Mutter!“ erklärte Therese, ihren kropfigen Hals nach rückwärts ins Zimmer drehend.

„Nu kimm ack rei, Pauline, kimm ack rei!“ rief die Bäuerin, bei der die Gutmütigkeit die weibliche Ränkesucht um ein Gutes überwog!

Pauline trat mit niedergeschlagenen Augen und unsicheren Bewegungen ein. Daß auch gerade Therese sie hatte einlassen müssen! Die beiden waren ungefähr gleichalterig und hatten derselben Klasse angehört. Katschners Pauline hatte immer eine besondere Stellung gehabt, schon in der Schule, ihrer Geschicklichkeit und ihres sauberen Aussehens wegen. Vor allem aber war sie beneidet worden von den anderen um ihren vertrauten Umgang mit der Komtesse. Therese aber, die mit Hilfe anderer Eigenschaften, durch: Härte, Kraft und ein

frühzeitig entwickeltes scharfes Mundwerk, eine Rolle unter den Gleichaltrigen gespielt hatte, war stets Paulinens ärgste Widersacherin gewesen. Das Verhältnis zwischen den beiden hatte sich eher verschlechtert als gebessert, seit Therese den ältesten Sohn aus dem Büttnerschen Bauerngut geheiratet und Pauline die Geliebte des jüngeren Sohnes geworden war. Therese hatte nicht wenig dazu beigetragen, die übrige Familie gegen diese Liebschaft einzunehmen und Paulinen jede Annäherung an Gustavs Verwandte bisher unmöglich zu machen.

Das Mädchen schritt zunächst auf die Bäuerin zu, die vor ihrer Tasse am Tische saß, und reichte ihr die Hand. „Gun Tag, Bäuern!“

„Gun Tag, Pauline, gun Tag!“

Darauf ging Pauline zu den beiden Mädchen, denen sie gleichfalls die Hand reichte. „Gun Tag, Toni! — Gun Tag, Ernstinel!“ Die beiden sahen sie befremdet an, ohne etwas zu sagen. Toni war ohne Arg. Das schwerfällige, harmlose Geschöpf hatte keinerlei Stellung zu dieser Familienangelegenheit genommen. Die kleine Ernestine dagegen betrachtete die Geliebte des Bruders halb mit Spott, halb mit frühreifer Neugier.

Trotz ihrer Befangenheit hatte Pauline, mit dem jeder wissenden Frau in solchen Dingen eigenen schnellen Begriffsvermögen sofort festgestellt, daß das Dorfgerücht wahr sei, welches behauptete, Büttners Älteste sei guter Hoffnung. Pauline kümmerte sich eigentlich wenig um den Dorfklatsch — sie ging nicht mehr zum Tanz, seit sie den Jungen hatte — aber Nachbarn und Freunde hinterbrachten ihr doch dieses und jenes. So war schließlich auch diese Neuigkeit zu ihr gedrungen.

Da niemand sie aufforderte, sich zu setzen, blieb Pauline stehen. Man wartete darauf, daß sie etwas sagen solle, denn, daß sie ohne bestimmten Zweck hierher gekommen sei, wurde nicht angenommen.

Das Mädchen hatte die ganze Zeit über die linke Hand unter der Schürze gehalten. Sie hatte dort Gustavs Brief, den sie vorlegen wollte, falls man ihr nicht glauben sollte. Schließlich mußte sie sich entschließen, zu sprechen. Sie begann mit gedämpfter Stimme, ohne jemanden dabei anzusehen: „Ich komme, und ich soll och einen schönen Gruß ausrichten von Gustaven an euch alle.“

Die Einleitung wurde mit Kühle aufgenommen von den anderen Frauen.

„Und er würde och bald nach Hause kommen,“ fuhr Pauline fort.

„Uf de Kirmeß! Wenn se'n Urlaub gahn!“ meinte die Bäuerin.

„Ne, ne! Er wird ganz nach Halbenau kommen.“

„Gustav! derhemde?“

„Er schreibt mir's dohie!“ Damit zog sie die Hand unter der Schürze vor und hielt triumphierend den Brief in die Höhe. „Er hat mer's geschrieben.“

„Dos wäre. Gustav vun Suldaten wag!“

„Er hat sich zu sehre ärgern missen mit seinem Wachtmeister. Er will nischt nich mehr wissen vom Soldatenleben. Nach'n Manöver will 'r nach Halbenau kommen.“

Die Nachricht verfehlte ihre Wirkung nicht. Die Bäuerin vergaß auf einmal ganz, daß Pauline eigentlich als eine Verfehmte betrachtet wurde in der Familie. Sie holte das Mädchen heran und räumte ihr einen Platz neben sich ein. Gustav, ihr Lieblingssohn, würde

nach Hause zurückkehren! Sie wollte darüber Näheres hören. Pauline mußte erzählen, was sie wußte.

Therese stand inzwischen bei den Schwägerinnen in einer anderen Ecke. Sie betrachtete Pauline mit wenig freundlichen Blicken und murrte. Die Aussicht, daß Gustav auf den väterlichen Hof zurückkehren werde, war gar nicht nach ihrem Geschmacke. Sie war diesem Schwager niemals grün gewesen. Sie konnte ihm seine Überlegenheit über ihren Karl nicht verzeihen.

Pauline war jetzt darüber, der Bäuerin eine Stelle aus dem Gustavschen Briefe vorzulesen. Der Unteroffizier schrieb, daß es dem Vater wohl auch recht sein würde, wenn er zur Herbstbestellung ein paar Hände mehr auf dem Gute habe.

Da hielt sich Therese nicht länger. „Woas!“ schrie sie dazwischen und trat an den Tisch, „Gustav soit und er will hier bei uns nei! dan grußen Herrn spiel'n, hier uf'n Gutte rimkummandieren! das mir anderen uns glei verkriechen mechten! das kennte uns grade passen! Da mechten mir am Ende glei ganz verziehn, Karle und ich. — Und hier sei Mensch . . .“ damit wandte sie sich gegen Pauline, der sie mit den Fäusten vor dem Gesicht herumfuchtelte, „die denkt am Ende, weil se a Kind vun'n hat, daß se schunsten zur Familie zahlte. Su schnell gieht das ne! Wenn mer dan sene Frauenzimmer alle ufnahmen wollten, dohie, da langte s Haus am Ende ne zu. Froit ack in der Stadt a mal nach, mit woas für welchen dar Imgang hoat. Oder denkst de etwan, daß der d'ch heiraten werd. Bis ack ne su tumm! Der wird a Madel mit an Kinde nahmen. Lehr du mich Gustaven kennen! — Ihr zwee kimmt ne hier nei, so vill sag'ch . . . vor mir ne!“ . . .

Der wütenden Person ging vor Erregung der

Atem aus. Das letzte war nur noch heiseres Gegurgel gewesen.

Pauline saß da, gänzlich erblaßt, mit weit offenen Augen starrte sie Therese an. Zu erwidern wußte sie nichts. Sie war immer so gewesen. Der Roheit und Ungerechtigkeit stand sie waffenlos gegenüber.

Übrigens sollte ihr von anderer Seite Hilfe kommen. Der Bäuerin war die Geduld gerissen; besonders, daß Therese es gewagt, Gustav schlecht zu machen, hatte ihren mütterlichen Stolz gekränkt. Sowie die Schwiegertochter sie zu Worte kommen ließ, wetterte sie los: Therese solle sich nur ja nicht einbilden, daß sie hier etwas zu sagen habe. Dem Bauern gehöre Gut und Haus und nicht den Kindern. Sie sollten gefälligst warten, bis die Alten gestorben wären oder sich aufs Ausgedinge zurückgezogen hätten, ehe sie zu kommandieren anfingen.

Therese ließ sich den Mund nicht verbieten und redete dagegen. Die Bäuerin war, wenn einmal aus ihrer gewöhnlichen Ruhseligkeit aufgereizt, auch nicht die Sanfteste. So gab es denn ein Keifen und Zetern zwischen der alten und der zukünftigen Büttnerbäuerin, daß man es bis weit über das Gehöft hinaus hören konnte. Dabei hatte man ganz die Vorsicht außer acht gelassen, Ausschau nach dem Vater zu halten. Auf einmal ertönten schwere Fußtritte vom Hausflur her. Mit erschreckten Gesichtern sahen sich die Frauen an. Es war zu spät, das Kaffeezeug noch zu beseitigen; schon erschien der Bauer in der Tür, gefolgt von Karl.

Der Büttnerbauer war so wie so nicht in der besten Laune. Es hatte ärgerliche Verhandlungen gegeben mit dem Gemeindevorsteher wegen eines Geländers, das der Bauer an seiner Kiesgrube anbringen

sollte. Heute war ihm nun von seiten der Behörde Strafe angedroht worden, wenn er den Bau noch länger unterlasse. Das hatte den Alten in seiner Ansicht bestärkt, daß die Behörden nur dazu da seien, den Bauern das Leben sauer zu machen. In hellem Zorn war er zum Ortsvorsteher gelaufen und hatte dort eine halbe Stunde lang gewettert und getobt. Sein Groll war noch keineswegs verraucht, als er jetzt bei seinen Leuten eintrat.

Nach einigen Schritten ins Zimmer erblickte er die Kaffeekanne auf dem Tische. In den betretenen Mienen der Frauen las er das übrige.

Dann fiel sein Blick auf Pauline Katschner. Er stutzte. Was wollte das Frauenzimmer hier? Er zog die Augenbrauen zusammen. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, an die Liebschaft seines Sohnes erinnert zu werden!

Die Bäuerin sah, daß die Lage bedenklich wurde. Erst wenige Tage war es her, da hatte der Bauer erfahren, daß seine älteste Tochter ein Kind erwarte. Der Auftritt, den es darüber gegeben hatte, lag den Frauen noch allen in den Gliedern. Die Bäuerin kannte ihren Eheherrn. Die Adern an der Stirn schwollen ihm; ein schwerer Sturm war im Anzuge. Es galt, den Ausbruch zu verhindern.

Sie kam zu ihm herangehumpelt und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Traugott!" sagte sie und gab ihrer Stimme den sanftesten Klang, der ihr zu Gebote stand. „Mir han'ch ane Neege Kaffee gekucht; bis ack ne biese! Zu aner Tasse Kaffee an Suntch Namittage langt's schun noche!"

Der Bauer räusperte sich. Sie kannte seine Gewohnheiten genau. Das war eine Art von Ausholen;

wenn man ihn erst einmal losbrechen ließ, dann wurde es furchtbar. Die erfahrene Frau sah ein, daß sie jetzt einen Trumpf ausspielen müsse.

„Vater!“ sagte sie. „Mir han och ene gutte Nachricht fir dich, ane sihre gutte Nachricht von Gustaven. Denk der ack, ar hat geschrieben, und ar will vun de Suldaten furt. Schun uf'n kinft'gen Herbst will er nach Halbenau zuricke kimma, dar Gustav! Was sagst de denn anu, Mann! Freist de dich ne! Nu warn mer unsern Jung'n bale wieder ganz in Hause han.“

Die Bäuerin hatte sich nicht verrechnet. Diese Nachricht wirkte bei dem Alten wie ein Tropfen Öl auf erregte Wogen. Gustav nach Halbenau zurück! Die Hoffnung, die er so lange im stillen gehegt hatte und die sich doch nicht erfüllen wollte bisher, weil der Junge zu sehr am bunten Rocke hing — und nun wurde es doch endlich! Einen solchen Arbeiter auf das Gut und einen so anschlägigen Kopf obendrein, wie sein Gustav war, da mußte doch alles wieder gut werden! Die tief gesunkenen Hoffnungen des alten Mannes stiegen mit einem Male lustig in die Höhe, als er diese Kunde vernahm.

Der Büttnerbauer machte zwar ein mißmutiges Gesicht und brummte etwas, was gar nicht nach Freude klang. Aber das war nur zum Scheine. Vor der Familie wollte er sich seine Gefühle nicht anmerken lassen. Darum blieb er auch nicht lange im Zimmer. Nur zum Vorwande stöberte er in einer Ecke, als habe er dort etwas zu suchen, dann ging er zur Stube und zum Hause hinaus. Unter Gottes freiem Himmel, wo niemand ihn beobachtete, wollte er sich seiner Freude hingeben.

IX.

Der Sommer hatte nicht gehalten, was das Frühjahr versprochen. Die Herbstsaaten waren zwar gut durch den Winter gekommen und hatten sich während eines milden Frühlings kräftig bestockt. Auch die Sommerung war prächtig aufgegangen, daß es im Mai eine Lust war, über die Haferfelder und die Kartoffelbeete hinwegzublicken. Regen und Sonnenschein folgten sich in gedeihlicher Abwechslung. Das Korn trieb zeitig seine Schoßhalme. Anfang Juni sah es aus, als ob es eine ausgezeichnete Ernte geben müsse.

In der Seele manches Landwirtes, der über die schlechten Erträge der letzten Jahre schier hatte verzweifeln wollen, stieg die tiefgesunkene Hoffnung aufs neue. Kein Stand ist ja so auf das Hoffen angewiesen wie dieser. Von dem Auswerfen des Samens bis zum Bergen der Frucht schwebt der Landmann zwischen Furcht und Hoffnung; jeder Tag ist von Bedeutung für das Gedeihen, und jede Stunde kann alles zerstören.

Auf das vielversprechende Frühjahr folgte im Sommer Kälte und anhaltende Nässe. Die schnell aufgeschossenen Halme stockten plötzlich im Wachstum. An vielen Stellen lagerte sich das Getreide. Die Kornfelder sahen aus, als sei eine Riesenwalze über sie dahingefahren. Licht und Luft fehlte der Ähre, eine mangelhafte Bestäubung fand statt, von unten wuchsen Disteln und allerhand Unkraut durch das Getreide hindurch. Nur hier und da richtete der Wind die Geknickten wieder auf. Die Ähren standen nicht in freier Luft aufrecht, dem Lichte zugekehrt, wie es nötig ist für die Entwicklung jeglicher Kreatur und jeglicher Pflanze; sie senkten sich dem dunklen, feuchten Erdreiche

zu, das ihren Wurzeln wohl Nahrung zum Sprießen, ihren Häuptern aber nicht Wärme, Licht und Bewegung zu gewähren vermochte. So kränkelten die Körner, das Wachstum war ohne Saft und Kern. Da gab es viele leere Hülsen und leichte Früchte, und schädlicher Rost fraß die welken Körner an.

Auf den Wiesen hatte prächtiges Gras gestanden. Selbst auf den feuchten und sumpfigen Flecken wuchsen heuer, begünstigt durch das trockene Frühjahr, bessere Kräuter als sonst; die sauren Gräser hatten nicht die Oberhand gewinnen können. Infolge der häufigen Regenschauer war überall ein dichtes Bodengras gewachsen. Zu Beginn der Heuernte regnete es anhaltend. Nach alt bewährter Bauernregel ließ man sich jedoch durch den Regen nicht vom Hauen abhalten. Einmal mußte es ja doch mit Gießen aufhören; der liebe Gott konnte doch unmöglich wollen, daß der Segen, den er hatte wachsen lassen, so in Grund und Boden verdürbe.

Aber die himmlischen Schleusen schlossen sich nicht. In der Kirche wurde eifrig für gutes Erntewetter gebetet — es regnete unbekümmert weiter. Sieben Wochen lang mußte schlechte Witterung bleiben; es hatte ja am Siebenschläfer geregnet.

Als es endlich doch aufhörte, da war es gerade um acht Tage zu spät. Das Heu war zwar aus weiser Vorsicht in große Schober gesetzt worden, aber die Nässe war doch durchgedrungen. Als man die Haufen öffnete, dampfte und stank es. Dumpfe Gärung hatte sich darin entwickelt. Manches Heu war wie verbrannt. Kein Vieh wollte das verdorbene Futter mehr anrühren. Statt auf den Heuboden, wanderte es auf die Düngerstätte oder in den Stall zum Einstreuen.

Nun schien die Sonne durch volle vierzehn Tage

herrlich. „Der alte Gott lebt noch!“ sagte der Pfarrer von der Kanzel, „seht, wie hat Er es so herrlich hinausgeführet!“ Die Bauern hörten sich das mit an; dem Herrn Pastor durfte man ja nicht widersprechen. Aber in ihren geheimsten Gedanken war nicht viel von Ergebenheit in die Ratschlüsse des Höchsten zu finden. „Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten“ und „Wer Gott dem Allerhöchsten traut, der hat auf keinen Sand gebaut“. Das waren ja alles sehr schöne Sprüche, aber manchmal sah es wirklich danach aus, als ob man im himmlischen Rate — ebenso wie bei der irdischen Obrigkeit — recht wenig Verständnis für das besäße, was dem Landmanne frommt. Wie konnte es sonst geschehen, daß jetzt ununterbrochen schönes Wetter war, wo ein solcher Tag, vierzehn Tage früher, alles gerettet hätte. Nun war das schöne Heu zu Mist geworden. Mancher schüttelte den Kopf; wirklich, es ging zu verkehrt zu in der Welt! Man wußte nicht mehr, was man denken sollte.

Die Kornernte begann. Stroh war viel da, soviel stand fest. Und wo kein Lager gewesen, konnte man auch mit den Ähren leidlich zufrieden sein. Aber wo sich das Getreide zeitig gelegt hatte und nicht wieder aufgestanden war, da sah es trostlos aus. Jetzt erst beim Mähen merkte man, was das für ein Fitz und Filz geworden war. Kaum daß die Sense durchdringen konnte. Noch einmal so viel Zeit als sonst brauchten die Schnitter. Allerhand Übelstände zeigten sich. An manchen Stellen war das Getreide zweiwüchsig geworden durch die anhaltende Nässe. An den Ähren fand sich reichliches Mutterkorn. Der Rost und andere Krankheiten hatten vieles verdorben.

Den August hindurch blieb trockene, milde Witte-

rung. So viel Einsehen hatte der liebe Gott doch, daß er die Roggenernte wenigstens nicht auch noch verregnen ließ. Den Lästerzungen und Nörglern war dadurch einigermaßen der Mund gestopft, und mancher, der durch die frühere Heimsuchung vor den Kopf gestoßen worden, machte wieder seinen Frieden mit dem lieben Gott. Ja, der Herr Pastor durfte von der Kanzel herab sagen: so viel der Güte und Treue hätten wir gar nicht verdient. —

Es war nicht alles verloren. Die Grummeternte stand noch aus, vielleicht mochte sie ein wenig die Lücke ausfüllen, welche das Verderben des Heues in die Futtervorräte gerissen hatte. Der Hafer stand nicht schlecht. Streifenweise hatte ihn freilich die Zwergzikade arg mitgenommen. Die Kartoffel stand üppig, die Knollen waren zahlreich und gut entwickelt. Wenn der September sie nicht verdarb, mußte es eine gute Kartoffelernte geben.

* * *

Der Büttnerbauer hatte angefangen, sein Korn zu schneiden. In diesem Jahre bildete Roggen seine Hauptfrucht. Ein Schlag, wo er besonders dick gesät hatte, war ihm gänzlich durch Lager verdorben; an anderen Stellen, wo das Getreide weniger dicht gestanden, hatte es der Wind zum Teil wieder aufgerichtet.

Es war eine große Sache darum, wenn der erste Sensenhieb ins Korn getan wurde. Schon mehrfach in den letzten Tagen hatte der Büttnerbauer die Felder umgangen oder war auch in der Wasserfurche ein Stück hineingeschritten, um die Ähren auf ihre Reife hin zu prüfen. Farbe des Strohes und Löslichkeit der Körner wollte ihm noch immer nicht gefallen. Endlich, eines

Abends, gab der Alte die Losung: Morgen beginnt die Kornernte!

Karl dengelte die Sensen bis in die sinkende Nacht hinein. Am nächsten Morgen bei Tagesgrauen ging es hinaus. Das große Stück dicht am Hofe, welches seiner geschützten Lage wegen zuerst gereift war, kam zunächst daran.

In einer Reihe traten sie an, ohne besonderen Befehl. Ein jedes kannte seinen Platz von früheren Jahren her. Der Vater an erster Stelle, hinter ihm zum Abraffen der Ähren Toni. Darauf Karl, dem seine Frau beigegeben war. Ernestine hatte die Strohseile zu drehen für die Garben. Die Bäuerin blieb ihres Leidens wegen im Hause.

Die Sensen sirrten. Bald lag eine ganze Ecke des Feldes in Schwaden. Als arbeite eine Maschine, so regelmäßig flog die Sense in der Hand des alten Bauern in weitem Bogen. Ganz unten am Boden faßte sein kräftiger Hieb das Korn und legte es in breiten Schwaden hinter die Sense. Karl konnte es nicht besser als der Alte, trotz der dreißig Jahre, die er weniger auf dem Rücken hatte. Der Abstand zwischen den beiden Männern blieb der gleiche. Der Sohn trat dem Vater nicht auf die Absätze, wie es wohl sonst geschieht, wenn ein junger und kräftiger Schnitter einem alten folgt. Die Frauen hatten genug zu tun, die Ähren hinter den Sensen abzuraffen und auf Schwad zu legen.

So hatte man bereits eine halbe Stunde gearbeitet, und der alte Mann hatte noch nicht den Wink zu einer Ruhepause gegeben. Toni fing an, Zeichen von Müdigkeit an den Tag zu legen. Die Arbeit war dem Mädchen nie besonders von der Hand geflogen; in

rung. So viel Einsehen hatte der liebe Gott doch, daß er die Roggenernte wenigstens nicht auch noch verregnen ließ. Den Lästerzungen und Nörglern war dadurch einigermaßen der Mund gestopft, und mancher, der durch die frühere Heimsuchung vor den Kopf gestoßen worden, machte wieder seinen Frieden mit dem lieben Gott. Ja, der Herr Pastor durfte von der Kanzel herab sagen: so viel der Güte und Treue hätten wir gar nicht verdient. —

Es war nicht alles verloren. Die Grummeternte stand noch aus, vielleicht mochte sie ein wenig die Lücke ausfüllen, welche das Verderben des Heues in die Futtervorräte gerissen hatte. Der Hafer stand nicht schlecht. Streifenweise hatte ihn freilich die Zwergzikade arg mitgenommen. Die Kartoffel stand üppig, die Knollen waren zahlreich und gut entwickelt. Wenn der September sie nicht verdarb, mußte es eine gute Kartoffelernte geben.

* * *

Der Büttnerbauer hatte angefangen, sein Korn zu schneiden. In diesem Jahre bildete Roggen seine Hauptfrucht. Ein Schlag, wo er besonders dick gesät hatte, war ihm gänzlich durch Lager verdorben; an anderen Stellen, wo das Getreide weniger dicht gestanden, hatte es der Wind zum Teil wieder aufgerichtet.

Es war eine große Sache darum, wenn der erste Sensenhieb ins Korn getan wurde. Schon mehrfach in den letzten Tagen hatte der Büttnerbauer die Felder umgangen oder war auch in der Wasserfurche ein Stück hineingeschritten, um die Ähren auf ihre Reife hin zu prüfen. Farbe des Strohes und Löslichkeit der Körner wollte ihm noch immer nicht gefallen. Endlich, eines

Abends, gab der Alte die Losung: Morgen beginnt die Kornernte!

Karl dengelte die Sensen bis in die sinkende Nacht hinein. Am nächsten Morgen bei Tagesgrauen ging es hinaus. Das große Stück dicht am Hofe, welches seiner geschützten Lage wegen zuerst gereift war, kam zunächst daran.

In einer Reihe traten sie an, ohne besonderen Befehl. Ein jedes kannte seinen Platz von früheren Jahren her. Der Vater an erster Stelle, hinter ihm zum Abraffen der Ähren Toni. Darauf Karl, dem seine Frau beigegeben war. Ernestine hatte die Strohseile zu drehen für die Garben. Die Bäuerin blieb ihres Leidens wegen im Hause.

Die Sensen sirrten. Bald lag eine ganze Ecke des Feldes in Schwaden. Als arbeite eine Maschine, so regelmäßig flog die Sense in der Hand des alten Bauern in weitem Bogen. Ganz unten am Boden faßte sein kräftiger Hieb das Korn und legte es in breiten Schwaden hinter die Sense. Karl konnte es nicht besser als der Alte, trotz der dreißig Jahre, die er weniger auf dem Rücken hatte. Der Abstand zwischen den beiden Männern blieb der gleiche. Der Sohn trat dem Vater nicht auf die Absätze, wie es wohl sonst geschieht, wenn ein junger und kräftiger Schnitter einem alten folgt. Die Frauen hatten genug zu tun, die Ähren hinter den Sensen abzuraffen und auf Schwad zu legen.

So hatte man bereits eine halbe Stunde gearbeitet, und der alte Mann hatte noch nicht den Wink zu einer Ruhepause gegeben. Toni fing an, Zeichen von Müdigkeit an den Tag zu legen. Die Arbeit war dem Mädchen nie besonders von der Hand geflogen; in

ihrem jetzigen Zustande wurde ihr jede Anstrengung doppelt schwer. „Tritt ack aus, Toni!“ raunte ihr der Bruder zu, „ich wer's Ernestinel ruffen. Mach du ack Strohseele.“ Toni hielt inne. Es war die höchste Zeit; sie war in Schweiß gebadet, blaurot im Gesicht. Karl winkte Ernestine heran, die an Stelle der Schwester eintrat. Die Reihe hatte sich geschlossen, ohne daß der alte Bauer, der mit allem Sinnen und Denken bei der Arbeit war, etwas von dem Wechsel gemerkt hätte. Ernestine war eine rührige Arbeiterin. Man sah es den schlanken Gliedern der Sechzehnjährigen nicht an, was für Zähigkeit und ausdauernde Kraft darin steckte.

Als der Büttnerbauer Halt machte im Hauen, weil seine Sense gegen einen Stein geschlagen und er die Scharte auswetzen mußte, bemerkte er, daß seine älteste Tochter nicht mehr in der Linie war. Sie saß im Hintergrunde und drehte an Ernestinens Stelle Strohseile. Das Gesicht des Alten verfinsterte sich; er begriff sofort den Grund ihrer Entfernung — aber er sagte nichts. Die anderen benutzten die Gelegenheit, um sich zu verpusten, während der Vater die Sense schärfte. Dann ging's von neuem ans Werk.

Noch war es nicht acht Uhr des Morgens, und schon brannte die Sonne versengend auf die Schnitter nieder. Die Bäuerin kam vom Gute her, sich mühsam mit einem Korbe schleppend. Sie brachte einen Krug dünnes Bier und Butterschnitten. Bald saß die Familie auf dem Feldraine zum Frühstück vereinigt. —

Nicht immer in neuester Zeit bot die Büttnersche Familie einen so friedlichen Anblick. Öfters gab es jetzt Zwist und Streit. Mit Sammetpfötchen hatte der Bauer die Seinen niemals angefaßt. Er war stets Herr in seinen vier Pfählen gewesen und hatte von

den Rechten des Familienoberhauptes nach der Väter Sitte Gebrauch gemacht. Wenn seine Art auch rauh und schroff war, ein willkürlicher und grausamer Herrscher war er nie gewesen. Schlichte Gerechtigkeit hatte er walten lassen in allem. Neuerdings war das anders geworden.

Nie hätte er sich's früher beikommen lassen, seiner Ehehälfte aus ihrem Leiden einen Vorwurf zu machen, jetzt hielt er ihr gelegentlich ihre Gebrechlichkeit vor wie eine Schuld. Er zeigte sich hart und ungerecht gegen die Kinder. Die Bäuerin hatte bereits einer Nachbarin geklagt, daß man ihr den Bauer ausgetauscht habe, daß am Ende gar ein Feind ihn besprochen haben müsse.

Mit seinem Ältesten konnte der Büttnerbauer gar nicht mehr auskommen. Karl war langsam im Denken wie im Zugreifen. Das war immer offenkundig gewesen; aber der Alte schien es jetzt erst zu bemerken. Er fluchte und verschwor sich, die Wirtschaft gehe rückwärts, und daran sei Karl mit seiner Faulheit schuld. Er drohte, ihn zu enterben, wenn das nicht anders werde. Karl ließ dergleichen ruhig über sich ergehen; Ehrgefühl und Stolz waren nicht gerade stark bei ihm entwickelt. Aber Therese nahm die Sache des Gatten um so eifriger auf, verfocht sie mit der Leidenschaft des gekränkten Weibes. Es gab Szenen, wie sie das Haus noch nicht gesehen hatte. Eines Tages kam die Bäuerin bleich und an allen Gliedern zitternd zu Karl aufs Feld hinausgehumpelt, er solle sogleich hereinkommen, der Bauer und Therese rauften in der Familienstube.

Auch dem Gange der Wirtschaft war anzumerken, daß verhängnisvolle Wandlungen vor sich gegangen waren.

Ein unstetes Wesen machte sich in allem geltend.

Über Gebühr zeitig mußte aufgestanden werden, so daß die überanstrengten Menschen des Abends todmüde waren und ohne Lust und Liebe am nächsten Tage sich zur Arbeit erhoben. Am unrechten Flecke wurde gespart. Der Bäuerin warf der Bauer Verschwendung vor, wenn sie reichlich und gut kochte; die Folge war, daß fortan mageres Essen auf den Tisch kam, und daß sich die Seinen hinter seinem Rücken satt aßen. Auch dem Vieh wollte er vom Futter abknapsen. Die Pferde, welche Hafer kaum mehr zu sehen bekamen, sollten doch doppelte Arbeit leisten. Er, der früher bekannt gewesen war als Heger und Pfleger seines Viehes, mußte es erleben, daß ihm, als er mit den abgetriebenen Mähren durchs Dorf fuhr, das verfängliche Wort: „Pferdeschinder!“ nachgerufen wurde.

Dabei gönnte er sich selbst am wenigsten Ruhe von allen, plagte und schand sich in gottserbärmlicher Weise. Hohläugig und ausgemergelt lief er umher, daß es ein Jammer war, anzusehen. Manchmal überfiel ihn, besonders bei der Mahlzeit, eine Schlafsucht, der er nachgeben mußte, er mochte wollen oder nicht. In der Kirche, wo er früher stets zu den Aufmerksamsten gehört hatte, schlief er jetzt schon im ersten Teile der Predigt ein. Des Nachts dagegen wachte er oft, erschreckte die Bäuerin durch Selbstgespräche und wildes Aufschreien.

Je mehr er seine Kräfte nachgeben fühlte, desto verzweifelter versteifte er sich darauf, seinen Willen durchzusetzen. Plötzlich überkam ihn eine Art von Zwangsvorstellung. Da warf er sich mit allen Arbeitskräften, die ihm zur Verfügung standen, auf die Urbarmachung einer Halde, die von einem eingegangenen Steinbruch zurückgeblieben war. Die Seinigen hielten

ihm vor, daß man ja genug Ackerland besitze, und daß die Arbeit zurzeit an anderen Stellen brennend notwendig sei. Aber mit solchen Einwänden durfte man ihm nicht kommen. Wutentbrannt wies er jede Widerrede zurück. Eine ganze wichtige Woche im September wurde so auf das Wegräumen von Schutt und Sprengen von Steinen verschwendet. Und erreicht war damit nichts weiter, als daß ein Stück Land mehr da war, das unbrauchbar blieb für die Bestellung.

Mit aller Welt geriet der Büttnerbauer neuerdings in Zwist. Ein einziges Wort konnte ihn derartig aufbringen, daß er alle Besinnung verlor und den Streit vom Zaune brach. Eines Tages ritt Hauptmann Schroff über das Büttnersche Gut. Er traf den Bauern bei der Feldarbeit, hielt sein Pferd an und redete den Alten in freundschaftlicher Weise an. Der Alte tat, als habe er den Mann noch nie in seinem Leben gesehen, geschweige denn in vertraulicher Weise mit ihm verkehrt. Als der Hauptmann sich nach der Lage des Bauern erkundigte, ihn dabei an das Gespräch erinnernd, das sie im Frühjahr gehabt, da brach gänzlich unerwartet und unvermittelt aus dem Munde des Alten ein Schimpfen und Wettern los, Verwünschungen und Beschuldigungen gegen die Herrschaft, die ihm den Garaus machen wolle, so beleidigend und verletzend, daß der gräfliche Güterdirektor seinem Renner die Sporen gab, machend, daß er von dem alten Isegrim wegkam.

Mit Gemeinde und Behörde war der Büttnerbauer neuerdings ebenfalls zusammengeraten und auch nicht zu seinem Vorteil. Der Dorfweg führte ein Stück entlang der Büttnerschen Grenze. Der Bauer hatte nahe am Wege eine Kiesgrube angelegt, aus der er

seinen Bedarf an Sand zu Bauten und Wegebesserungen entnahm. Im Laufe der Zeit hatte sich durch Sandholen und Nachstürzen vom Rande das Loch vergrößert. Es drohte Gefahr, daß Fußgänger und Geschirre, namentlich bei Dunkelheit oder Schneeverwehung, in die Grube stürzen und Schaden nehmen möchten. Die Gemeinde hatte daher das sehr begreifliche Verlangen an den Besitzer der Kiesgrube gestellt, er möge zwischen Weg und Grube ein Geländer errichten. Der Büttnerbauer kehrte sich überhaupt nicht an dieses Ansinnen, das er als einen Eingriff in sein gutes Recht auffaßte. Darauf Beschwerde von seiten der Gemeinde beim Landrat. Das Amt dekretierte, der Bauer habe das Geländer bis zu einem bestimmten Zeitpunkte herzustellen. Der Bauer ließ den Zeitraum verstreichen, ohne einen Finger zu rühren. Hierauf Strafverfügung von seiten der Behörde. Der Bauer schimpfte und tobte; aber hier half all sein Sperren nichts. Er hatte sich selbst ins Unrecht gesetzt. Das Anbefohlene mußte schließlich ausgeführt werden, und Strafe hatte er obendrein zu zahlen.

So tat er in allem gerade das, was ihn am meisten schädigen mußte. Es war, als ob der Teufel den alten Mann geblendet hätte. Die Bäuerin hatte nicht so ganz unrecht mit ihrer Klage, daß ihr Bauer behext worden sein müsse.

Es gab in der Tat ein Schreckgespenst, das dem Bauern im Rücken saß, ein Werwolf, der ihn ritt, daß er, halb wahnsinnig, nicht mehr wußte, wo ein und aus.

Seit er dem Händler den Wechsel unterschrieben, hatte der Büttnerbauer keine ruhige Stunde mehr gehabt. Kaum war Harrassowitz zum Hause hinaus gewesen, hätte er ihn zurückrufen mögen, ihm sein Geld zurückzugeben.

Dabei hegte er keinerlei bestimmten Verdacht gegen Harrassowitz. Er hatte den Händler nicht anders als freundlich und zuvorkommend kennen gelernt. Aber das Bewußtsein, daß es einen Menschen auf der Welt gab, von dem er abhängig war, der einen Zettel besaß, auf dem sein Name stand, und der durch diesen Fetzen sein Schicksal in Händen hielt, das war der Alp, der auf dem Manne lastete, das war das unheimliche Gespenst, das des Tages plötzlich vor ihm auftauchte, ihn besaß, wo er ging und stand und ihn des Nachts vom Lager aufscheuchte.

In der ersten Zeit, als der Verfallstermin noch in weitem Felde stand, hatte er sich der Hoffnung auf einen guten Ausgang nicht verschlossen. Wenn die Ernte gut ausfiel, wenn hohe Preise wurden! Er hatte doch in anderen Jahren manchmal aus dem Roggen allein an zweitausend Mark erzielt. Warum sollte denn das nicht auch in diesem Jahre eintreten, wo Korn seine Hauptfrucht war. Stroh konnte auch verkauft werden und vielleicht auch einige Fuder Heu. Auf die Weise konnte hübsches Geld zusammenkommen, allein aus der Winterung. Und die Sommerfrüchte behielt er dann zur Deckung des Winterbedarfes und zum späteren Verkauf.

So rechnete der Bauer im Frühjahre. Dann kam der erste Rückschlag durch die verregnete Heuernte. Mit dem Heuverkauf war also nichts; man mußte ja das wenige, was man gerettet hatte vor dem Verderben, aufheben für den Winter. Die Kornernte war inzwischen beendet. Der Büttnerbauer hatte eine Menge Puppen setzen können; sein Feld hatte voll ausgesehen. Das Getreide war trocken in die Scheune gekommen.

Der Bauer besaß eine kleine Dreschmaschine und

einen Göpel auf seinem Hofe. Das meiste ließ er freilich im Winter mit dem Handflegel ausdreschen nach alter Sitte; das Stroh blieb beim Handdrusch besser, und dann liebte er auch nicht die Neuerungen. — Maschine blieb Maschine, wenn es auch nur ein einfaches Göpelwerk war. In diesem Jahre aber ließ er gleich mehrere Tage hintereinander mit dem Göpel dreschen. Er mußte ja Korn haben zum schleunigen Verkauf.

Der alte Bauer stand am Siebe, während Karl die Garben hineinschob und Therese draußen das Pferd antrieb. Der Bauer nahm selbst das Getreide ab und maß es nach.

Seine Miene wurde düsterer und düsterer. „'s schüttet ne, 's will ne schütten!" erklang sein verzweifelter Ruf. Was nutzte ihm das viele Stroh, wenn der Körnerertrag so gering war! Und dabei hatte er das Hauptkorn in diesem Jahre auf vorjährigem Kartoffellande gebaut, das noch reich an Dünger gewesen. Er hatte es an Sorge und Fleiß nicht fehlen lassen, und trotzdem kein Erfolg! Es waren die kalten Tage und Nächte im Anfange des Sommers gewesen, die den Landwirt um den Ertrag seiner Mühen betrogen hatten.

Schließlich lag das gesamte Ergebnis der Kornernte in einem stattlichen Körnerhaufen, durchgesiebt und durchgeworfen, von Spreu und Unkrautsamen sorgfältig befreit, auf dem Schüttboden.

„Wenn's nu ack an Preis hätte!" sagte der Büttnerbauer und schickte den Sohn in den Kretscham. Karl sollte dort ein Glas Bier trinken und bei der Gelegenheit im Kreisblatte nachsehen, was der Roggen jetzt gelte.

Karl kam mit der Nachricht zurück, daß Roggen pro erste Septemberwoche neunzig stehe. Kaschelernst

habe gemeint, der Preis werde in nächster Zeit noch viel tiefer sinken an der Börse, „von wegen der ausländischen Einfuhr“, so berichtete Karl wörtlich, ohne zu verstehen, was das eigentlich heiße. „Wer klug handeln wolle, der hielte sein Korn bis zum Frühjahr, da werde es schon Preis bekommen,“ habe Kaschelernst gesagt.

Der Büttnerbauer konnte sich schon denken, mit welch treuherziger Miene sein Schwager das gesagt haben mochte. „Halten bis zum Frühjahr!“ Der Schuft! Als ob der nicht ganz genau wisse, daß der Bauer verkaufen mußte, unter allen Umständen und zu jedem Preise. Und derselbe Mann, der ihm hier so freundlichen Rat erteilen ließ, war es, der ihm die letzte Hypothek Knall und Fall gekündigt hatte. Der alte Bauer griff sich an den Hals und schluckte, als säße da etwas, was nicht hinunter wollte.

Der Büttnerbauer machte sich darauf ans Rechnen. Das war stets als eine geheimnisvolle Sache von ihm behandelt worden. Eine eigentliche Buchführung kannte er nicht. Das Wichtigste behielt er im Gedächtnis. Er wußte Ausgaben und Einnahmen, die er gemacht, von vielen Jahren her auf Heller und Pfennig anzugeben. Aber obgleich er für gewöhnlich nichts buchte, so machte er von Zeit zu Zeit doch einmal einen Abschluß. Dann gab es ein höchst umständliches Rechnen mit Kreide auf einer Tischplatte oder einer Tür. Die Sache nahm Stunden in Anspruch. Lange Zahlenreihen wurden aufgeschrieben, alle vier Spezies bemüht. Den eigentlichen Sinn aber dieser ganzen Rechnerei verstand nur der Büttnerbauer allein. Es war ein Vorgang, der auch äußerlich wie ein Geheimnis behandelt wurde, denn er duldete nicht, daß jemand während der Zeit sich

im Zimmer aufhielt. Die Seinen wußten das. Wenn es hieß: „Der Vater rechnet!" hielt man sich wohlweislich fern, denn dann war nicht gut Kirschen essen mit dem Alten.

Auch diesmal hatte er eine verzwickte Rechnung angestellt. Das Ergebnis war ein sehr einfaches und in seiner Einfachheit bestürzendes: Achthundert Mark! Auf mehr kam er nicht! Das war nicht annähernd genug zur Deckung des Wechsels und zur Bezahlung der Michaeliszinsen.

Der alte Mann ballte die Faust. Er wußte selbst nicht, gegen wen. Wer war es denn, der die Schuld daran trug, daß ihm nicht der Lohn seiner Arbeit wurde? Sollte er den lieben Gott dafür verantwortlich machen, oder sollte er die Menschen bei dem lieben Gott verklagen? Wer war der Feind, wo die Macht, die ihn um das Seine gebracht hatte? —

Der Bauer drohte in die leere Luft hinaus. Das war nicht zu fassen, für seinen Arm nicht zu erreichen: die Mächte, die Einrichtungen, die Menschen, welche Schuld hatten, daß sein Schweiß umsonst geflossen war. Irgendwo da draußen, unfaßlich für seinen ungelehrten Verstand, gab es ungeschriebene Gesetze, die mit eherner Notwendigkeit auf ihn und seinesgleichen lasteten, ihn in unsichtbaren Ketten hielten, unter deren Druck er sich wand und zu Tode quälte.

Das Exempel stimmte mit fürchterlicher Genauigkeit. Wenn er den Wechsel bezahlte, langte es nicht zu den Zinsen, bezahlte er die Zinsen, langte es nicht zum Wechsel.

Die einzige Hoffnung blieb jetzt, daß Harrassowitz Stundung gewährte. —

Noch ehe der Verfalltag eintrat, fuhr der Büttnerbauer in die Stadt, er wollte mit dem Händler sprechen.

Als der Bauer das Produktengeschäft von Samuel Harrassowitz betrat, wurde ihm gesagt, der Chef sei noch nicht im Kontor. Er ging daher fort und kam nach Verlauf von einigen Stunden wieder. Diesmal wurde ihm mitgeteilt, Herr Harrassowitz sei zu sehr beschäftigt, um ihn anzunehmen. Der Büttnerbauer ließ sich diesmal nicht so leicht abweisen. Es sei etwas sehr Wichtiges, „ane gruße Sache", wie er sich ausdrückte, wegen der er mit Herrn Harrassowitz zu sprechen habe. Der Kontorist, mit dem er bis dahin verhandelt hatte, rief einen anderen herbei, den er „Herr Schmeiß" benannte.

Der junge Schmeiß schien bereits eingeweiht in die Angelegenheit, denn er fragte den Bauern, sowie er dessen Namen gehört, ob er etwa wegen Stundung seines Akzepts komme. Der alte Mann bejahte, etwas verwundert über die hochfahrende Art dieses Jünglings. Man solle doch ein paar Monate Geduld haben, bat er, bis er seinen Hafer rein habe und sein Korn vorteilhaft verkauft haben werde.

„Harrassowitz wird sich schwer hüten," meinte Schmeiß darauf. „Nicht wahr! damit Sie inzwischen Zeit gewinnen, die einzigen pfändbaren Objekte zu Geld zu machen, daß er dann das Nachsehen hat. Wir kennen das! Stundung gibt's nicht. Wenn Sie nicht rechtzeitig zahlen, müssen Sie die Konsequenzen auf sich nehmen, mein Lieber!" —

Mit diesem Bescheide ließ er den verdutzten Alten stehen.

Der Büttnerbauer blieb den ganzen Rest des Tages in der Stadt. Er hoffte, Harrassowitz noch persönlich zu treffen. Er konnte nicht glauben, daß diese Antwort

von dem Händler ausgehe, auf dessen gutes Herz er baute. Aber Sam blieb heute unsichtbar für ihn.

Dann kam er auf den Gedanken, zu dem Bankier zu gehen, der ihm neulich das Geld für die Hypothek gegeben hatte. Aber auch Herr Isidor Schönberger ließ bedauern, ihn nicht annehmen zu können.

Unverrichteter Sache, schwerer denn je mit Sorgen belastet, fuhr der Büttnerbauer am Abend nach Halbenau zurück.

X.

Ein paar Tage darauf erschien derselbe Herr Schmeiß, welcher den alten Bauern im Kontor von Harrassowitz abgefertigt hatte, in Halbenau. Er kam mit Lohngeschirr. Neben ihm auf dem Rücksitz saß eine junge Dame. Während er sich in das Büttnersche Gehöft begab, schwänzelte die auffällig gekleidete Person im Dorfe umher zum Gaudium der Dorfjugend und der Frauenwelt von Halbenau, die so hohe Absätze, eine solche Taille und derartig weite Puffärmel noch nicht gesehen hatten.

Edmund Schmeiß, ein mittelgroßer, junger Mann mit flottem Schnurrbärtchen und Lockenfrisur, rümpfte die Nase über den Misthaufen, den er im Büttnerschen Hofe vorfand. „Echte Bauernwirtschaft!" sagte er zu sich selbst mit verächtlichster Miene. Sein tadellos gearbeiteter Anzug von hechtgrauer Farbe, sein ganzes Auftreten, waren „prima", um seinen eigenen Lieblingsausdruck zu gebrauchen. Kenner hätten vielleicht finden können, daß nicht einmal die äußere Etikette der Ware besonders fein sei. Seine Manieren waren irgendwo her, wahrscheinlich vom Offiziers- oder jüngeren Beamtenstande erborgt und nicht immer glücklich kopiert.

Die Lebensstellung des jungen Schmeiß genauer zu umschreiben, war nicht leicht. Harrassowitz bezeichnete ihn, wenn er von ihm sprach, als einen „mir ergebenen jungen Mann". Aber auch für Isidor Schönberger „arbeitete" er, ohne daß man genau feststellen konnte, worin seine „Arbeit" eigentlich bestand. Man pflegte ihn bei Häuser- und Güterankäufen als Strohmann zu verwenden, bei Zwangsversteigerungen trat er als Bieter auf. Wenn ein Kleinkaufmann oder Handwerker in „momentaner Verlegenheit" war, erschien er als Helfer in der Not. Er war jederzeit bereit, Wechsel zu diskontieren und Geldsuchenden Darlehen von Dritten zu verschaffen, vorausgesetzt, daß der Darlehnssuchende etwas „opferte", womit er seine Provision meinte, die niemals gering bemessen war. Er reiste für allerhand Häuser, deren Firma nicht eingetragen war, und trat als Generalbevollmächtigter von Konsortien auf, die nicht genannt werden durften, weil sie sich noch im „Entwicklungsstadium" befanden. Er hatte jederzeit mindestens ein halbes Dutzend „feiner Geschäfte" an der Hand; kurz, er war alles in allem ein äußerst brauchbarer, praktischer, „smarter", junger Mann, in vielen Sätteln gerecht, mit den Gesetzen und der Gerichtspraxis vertraut. Mit Vorliebe legte er sich den Titel „Kommissionär" bei.

Edmund Schmeiß also trat um die Mittagsstunde in die Büttnersche Wohnstube. Er fand die Familie bei Tisch. Er meinte im Eintreten, man möge um seinetwillen keine Umstände machen. Er selbst machte allerdings auch keine, das mußte man sagen! Ohne Umschweife auf sein Ziel losgehend, fragte er den alten Bauern in Gegenwart der Seinen, ob er gewillt sei, das heute fällig gewordene Akzept zu decken.

Sie waren alle aufgestanden. Erstaunt und bestürzt blickten sie auf den fremden Eindringling, der sich so unbefangen geberdete. Der alte Mann brauchte einige Zeit, ehe er die Antwort fand: er habe in dieser Sache doch nur mit Herrn Harrassowitz zu tun.

„Ach was, Harrassowitz!" rief Edmund Schmeiß. „Ich bin jetzt derjenige, welcher! An mich haben Sie zu zahlen. Bitte sich überzeugen zu wollen! Hier das Indossement!"

Der junge Mann hielt dem Bauern das Papier hin und hieß ihn, die Rückseite beachten.

Der Bauer sah, daß dort was geschrieben stand, ein Name, wie es schien. Aber was sollte ihm das! Wie kam dieser junge Mensch, der ihm niemals einen Pfennig gegeben hatte, auf einmal dazu, sein Gläubiger zu sein?

Er schüttelte den Kopf und erklärte, nur an Harrassowitz zu schulden.

Edmund Schmeiß wurde ungeduldig. „Herr Gott! kapieren Sie denn nicht!" rief er. „Sie haben akzeptiert. Hier ist Ihre Unterschrift, nicht wahr?"

Der Bauer bejahte, nicht ohne sich seine Unterschrift noch einmal sorgfältig betrachtet zu haben.

„Bekennen Sie, Valuta richtig empfangen zu haben? — Ich meine, ob Sie zugeben, das Geld, vierhundert Mark, seinerzeit von Harrassowitz per Kassa bekommen zu haben?"

„Ju, ju! 's Geld ha'ch richt'g erhalen vun Herrn Harrassowitz, dohie an diesem salbgen Tische. — Du weeßt's duch noch, Frau?" Die Bäuerin nickte. „Ju, ju, lieber Herr!"

„Nun, sehen Sie also! Harrassowitz hat Ihr Akzept diskontiert. — Man nennt das ein Dreimonats-

akzept. — Dann hat Harrassowitz remittiert an mich. Folglich bin ich jetzt der Inhaber des Wechsels. Die Sache ist so klar wie etwas! Sie müßten denn behaupten wollen, daß ich auf ungesetzliche Weise in Besitz des Akzepts gekommen wäre. Wollen Sie das behaupten?"

Der Bauer stand da mit äußerst verdutzter Miene. Er verstand kein Wort von der ganzen Sache. Da aber der andere so sicher auftrat und so beleidigt dreinblickte, ließ er schließlich ein zauderndes „Nein" hören.

„Darum möchte ich allerdings gebeten haben!" sagte Edmund Schmeiß, machte große Augen und runzelte die Stirn. „Hiermit präsentiere ich Ihnen also den Wechsel. Heute ist Verfalltag. Ich frage Sie, ob Sie annehmen?"

Der Bauer blickte noch unverständiger drein als zuvor. Auf den Gesichtern der Seinen malten sich sehr verschiedenartige Gefühle; aber Schreck und Furcht herrschten vor, diesem Fremden gegenüber, der durch jenes Stück Papier Gewalt über den Vater und über sie alle erhalten zu haben schien.

„Ob Sie mich auszahlen wollen, Herr Büttner? Ich dächte, die Sache wäre doch nicht so schwer zu verstehen!"

Der alte Mann bat sich den Wechsel noch einmal aus. Er drehte ihn um und um in den zitternden Händen und blickte ratlos drein, die Buchstaben verschwammen ihm vor den Augen. Er mußte sich setzen.

Die Bäuerin trieb jetzt die Kinder aus der Stube, sie sollten den Vater nicht in seiner Schwäche sehen. Nun trat sie zu ihrem Gatten. „Bis ack ruh'g, Alter, bis ack ruh'g!" redete sie ihrem Eheherrn zu.

„Jo, du mei Heiland!" rief der Bauer in heller

Verzweiflung mit hoher, weinerlich klingender Stimme. Wos sull ich denne! Wos wullen Se denne von mir, dohie!"

„Zahlung! Weiter gar nichts! Zahlen Sie mich aus, Herr Büttner, dann ist alles in Ordnung," erklang die trockene Antwort.

„Und 's Gald! Wu sull ich denns Gald harnahmen? Ich ho's do ne!"

Edmund Schmeiß zuckte die Achseln. Den neuesten Berliner Gassenhauer vor sich hin pfeifend und mit dem Fuß den Takt dazu tretend, sah er sich im Zimmer um.

Die beiden Alten berieten sich inzwischen halblaut. Einen Rest Geld hatte der Bauer noch im Kasten liegen. Es stammte von dem Korn, das er nun doch vor ein paar Tagen verkauft. Da er aber die Michaeliszinsen und Abgaben davon bezahlt hatte, war nicht viel übrig geblieben. Es langte in keinem Falle zur Deckung des Wechsels.

Kalter Schweiß stand dem alten Manne auf der Stirn. Starren Blickes, mit bebendem Unterkiefer, auf dem Stuhle zusammengebrochen hockend, bot er einen kläglichen Anblick.

Die Bäuerin redete ihm zu. „No, Alter, no! ha ak Karrasche! Dar Herr werd schun, und ar werd a Brinkel Geduld han."

Dann wandte sie sich an den jungen Mann. Mit schmeichlerisch untertänigen Blicken und Mienen streichelte sie ihm ehrfurchtsvoll die Hand: „Newohr, lieber Herr, Se wern meenen Mann a Brinkel Zeit lan. Mir versprachen och, und wir wern uns Mihe gahn, wir wern alles abzahlen — mit dar Zeet."

Edmund Schmeiß erwiderte in kühlem Tone: Das kenne er schon. Darauf könne er sich nicht einlassen.

Er habe den Wechsel als einen „feinen“ gekauft. Harassowitz habe ihm gesagt, Herr Büttner sei ein solider Mann. Er habe sicher darauf gerechnet, heute sein Geld zu erhalten; habe sich mit anderen Geschäften schon darauf eingerichtet. Er müsse daher Deckung verlangen. Falls er sie nicht erlange, sehe er sich genötigt, den Rechtsweg zu beschreiten.

„Se wern uns doch ne verklag'n wulln?“ rief die Bäuerin entsetzt aus.

Das sei sein gutes Recht, erwiderte der junge Mann.

„Herr Gutt, in deinen Himmel droben!“ rief die Frau. Sie griff sich an den Mund mit zitternden Fingern, jammerte, leise vor sich hin weinend: „Moan, Moan, was sull denne anu aus uns warn!“ Der Bauer stöhnte.

Eine namenlose Angst hatte sich der beiden alten Leute bemächtigt. Ihre Begriffe vom Rechte waren äußerst verwirrte. Hinter jeder Klage drohte ihnen gleich das Gefängnis. Dem Richter wie dem Advokaten stand man gleichmäßig schutzlos gegenüber. Sie sahen bereits im Geiste den Gerichtsvollzieher ihre letzte Kuh aus dem Stalle führen. Wenn jener es zur Klage trieb, dann war alles verloren.

Der wackere Büttnerbauer, der in zwei Feldzügen manche Probe von Beherztheit abgelegt hatte, zitterte wie Espenlaub. Aller Witz schien den sonst besonnenen Mann verlassen zu haben. Mit angstvergrößerten Augen, haltlos, jeder Würde vergessend, hing er, der Sechziger, an den Mienen und Blicken dieses jungen Menschen, in dessen Wohlgefallen er sein Geschick beschlossen glaubte.

Edmund Schmeiß zog eine umfangreiche goldene Zylinderuhr, deren Deckel er aufspringen ließ. „Ich

muß fort!“ rief er, „draußen wartet eine Dame auf mich. Adieu, Herrschaften!“

Er wollte zur Tür. Die Bäuerin lief ihm nach, hielt ihn, beschwor ihn, flehte, er möge bleiben.

„Aber bitte, dann etwas plötzlich! Wenn Sie noch was wollen. Zeit ist Geld.“

Das Ehepaar beriet von neuem. Der alte Mann erschien wie schwachsinnig. Er sagte zu allem, was ihm die Frau vorschlug, ein klägliches „Ich weeß nischt, ich weeß nischt!“

„Ich will Ihnen mal was vorschlagen!“ meinte der junge Schmeiß, „damit wir mit dieser Sache endlich zu einem Resultate kommen; denn es fängt nachgerade an, mich zu ennuyieren! — Geben Sie mir, was Sie an barem Gelde im Hause haben. Für den Rest schreiben Sie mir ein neues Akzept, verstehen Sie. Der Wechsel mag laufen bis Ultimo Dezember. Dafür nehme ich natürlich Zinsen. Zehn Prozent ist mein Satz bei Dreimonatsakzepten und drei Prozent Provision. Das ist noch sehr kulant in Anbetracht dessen, daß Ihre Bonität zweifelhaft ist. — Also einverstanden?“

Der Bauer hatte nichts begriffen; nur so viel glaubte er zu verstehen, daß er von der Gefahr einer Klage befreit werden sollte. Er eilte nach seinem geheimen Kasten, schloß auf und zählte mit zitternden Händen auf den Tisch, was er an Geld dort vorgefunden hatte. Es kam um eine Kleinigkeit mehr als hundertundzwanzig Mark zusammen. Edmund Schmeiß zählte die Reihen blanker Taler noch einmal durch. Den Rest von kleinerer Münze schob er dem Bauern hin. „Nickel nehme ich nicht!“ Dann nahm er einen goldenen Bleistift zur Hand, der an seiner Uhrkette befestigt war, und begann Zahlen niederzuschreiben. „Also hundertundzwanzig

Mark per Kassa erhalten. Bleiben zweihundertundachtzig Mark in Schuld. Nicht wahr, Herr Büttner?" Der Bauer bejahte nach einigem Überlegen. „Mit Zinsen und Kosten, Sie verstehen: Provision und Depotzinsen für Harassowitz und mich, alles in allem dreihundertundsechzig Mark. So viel sind Sie mir also nach Zahlung der hundertundzwanzig noch schuldig. Dreihundertundsechzig. Bitte, sich die Zahl zu merken! Nunmehr geben Sie mir ein neues Akzept über die eben genannte Summe — verstanden! Den alten Wechsel vernichte ich dann vor Ihren Augen. So, das ist ein klares Geschäft."

Er entnahm seinem Taschenbuche ein Formular. „Übrigens," sagte er, sich scheinbar unterbrechend, „dreihundertundsechzig Mark ist gar keine Summe. Mir fällt da gerade etwas ein. Künstlichen Dünger können Sie ja in der Landwirtschaft immer gebrauchen. Auch Kraftfutter könnte ich Ihnen preiswert besorgen; bei der schlechten Heuernte in diesem Jahre werden Sie das ja sowieso nötig haben. Ich kann Ihnen gerade noch etwas Erdnußkuchen abgeben. — Schreiben wir sechshundert Mark, also! Für die restierenden Mark zweihundertundzwanzig — nicht wahr — liefere ich Ihnen künstlichen Dünger und Kraftfutter. Dann ist die Affäre glatt — nicht wahr?"

Der Bauer sah den jungen Menschen mit leeren Augen an.

„Verstehen Sie nicht, Herr Büttner? Die Sache ist nämlich furchtbar einfach." Er rechnete dem Alten das Ganze noch einmal vor. „Einverstanden?"

Der Bauer bedachte sich eine Weile, dann meinte er kleinlaut, von künstlichem Dünger habe er in seinem Leben nie etwas wissen mögen, und Kraftfutter könne

er auch nicht brauchen, da er sich mit Hilfe des Grummets durch den Winter zu schlagen hoffe. Er bäte, ihn mit solchen fremden Sachen zu verschonen.

„Schön!“ sagte Edmund Schmeiß. „Wie Sie wollen, Herr Büttner!“ Er erhob sich und knöpfte seinen Rock zu. „Ich glaubte, Ihnen sehr weit entgegengekommen zu sein. Aber, wenn Sie freilich nicht wollen . . .“

Von neuem schritt er zum Ausgang, wieder holte ihn die Bäuerin ein und erreichte mit ihren Bitten, daß er blieb. „Moan, Pauer, bis ak verninft'g!“ redete sie dem Gatten zu. „Wenn der Herr, und ar kimmt der su entgegen. Nimm ak Verstand an und greif zu, was er der gahn werd.“

Der Büttenbauer saß mit gesenktem Haupte da, keine Widerrede kam mehr von seinen Lippen. Die Bäuerin eilte geschäftig, das Tintenfaß herbeizuholen. „Werd Sie och die Feder racht sein,“ fragte sie in einschmeichelndem Tone den jungen Mann, um seine Gunst und Huld mit dem Lächeln ihres alten, zahnlosen Mundes buhlend. „Se missen entschuld'gen, bei uns werd ne ofte wos geschrieb'n.“

Edmund Schmeiß füllte eines der Formulare aus. Sowie der Büttnerbauer seinen Namen darauf geschrieben hatte, zerriß er das alte Akzept und reichte dem Bauern die Stücken; das sei nunmehr erledigt.

Dann ging er. In der Tür noch rief er: „Die Waren erhalten Sie in der nächsten Zeit in natura geliefert, Herr Büttner. Natürlich prima! — Empfehle mich.“

Draußen auf der Dorfstraße erwartete ihn seine Freundin mit Sehnsucht. Sie hatte inzwischen die Sehenswürdigkeiten von Halbenau in Augenschein ge-

nommen: Kirche, Pfarre, Schule, das Armenhaus, das Spritzenhaus. Weiter gab es nichts zu sehen hier draußen. Die Gemeindepfütze war schmutzig von den Gänsen, die dort tagein, tagaus ihr Wesen trieben, die Häuser meist klein und ärmlich, die meisten nur mit Stroh gedeckt. Und die Kinder, welche dort im Straßenstaube spielten, ungekämmt und ungewaschen, mit laufenden Nasen, waren nach Ansicht der Dame höchstens ekelhaft zu nennen.

Ein paar Frauen kamen vom Felde herein. Breithacken auf den Schultern, Henkelkörbe darüber. Junge Burschen folgten. Schon von weitem faßte man die fremdartige Erscheinung auf der Dorfstraße ins Auge. Die Mädchen steckten tuschelnd die Köpfe zusammen, die Burschen lachten und stießen jene an.

Die Städterin war entrüstet über die dörfische Zudringlichkeit und ließ den Schleier herab.

Nun kam der Trupp heran. Die jungen Männer blickten der Fremden ins Gesicht, die Mädchen gingen mit unterdrücktem Kichern vorbei. „Saht ack! Die hat a Mikennetze!" rief jemand. Darauf allgemeines Gelächter.

Als Edmund Schmeiß die Freundin einholte, fand er sie außer sich vor Empörung über die Roheit des Dorfpacks.

XI.

Gustav Büttner hatte zum letzten Male Dienst getan. Ein schwermütiges Gefühl überfiel den jungen Mann, als er seine „Kastanie", die braune Stute, die er als Remonte zugeritten hatte, in ihren Stand zurückführte. Er wies den Stalldienst zurück, der dem Herrn Unteroffizier das Pferd abnehmen wollte, sattelte und zäumte

die Stute selbst ab und legte ihr die Stalldecke mit besonderer Sorgfalt auf. Während er das Pferd versorgte, suchte das Tier an seinen Rocktaschen schnuppernd nach dem Zucker, den er ihr jeden Morgen aus der Kantine mitzubringen pflegte. Sie stieß ihn ordentlich an mit dem Maule, als wolle sie ihn mahnen, daß er ihr die fälligen drei Stückchen Zucker endlich herausgeben solle. Heute war es eine ganze Tüte voll. Er verfütterte den Zucker langsam, Stück für Stück. Die Braune schniefte vor Wonne in langgezogenen tiefen Tönen, blähte die Nüstern und trat vor Vergnügen und gieriger Wonne von einem Beine auf das andere, während er daneben stand und ihr den Hals klopfte, mannhaft gegen die Tränen ankämpfend.

Der Abschied von dem Pferde war das Schwerste. Auch von einzelnen Kameraden trennte sich Gustav ungern. Aber, im großen und ganzen — das merkte der junge Mann zu seinem eigenen Befremden beim Abschiednehmen — waren die Bande doch sehr lockere und leichte gewesen, die ihn an die Truppe und das Soldatenleben geknüpft hatten.

Der Herr Rittmeister war auf Urlaub. Das tat dem Unteroffizier von Herzen leid. Vor diesem Manne, der für ihn das Ideal eines Vorgesetzten gewesen war, für den er willig sein Leben gelassen hätte, würde Gustav gern noch einmal stramm gestanden haben. Der würde auch sicher zu Herzen gehendere Worte beim Abschied gefunden haben als der Premierleutnant, welcher erst vor kurzem zur Eskadron gekommen und ohne jene vertrautere Beziehung war, wie sie bei längerem gemeinsamen Dienen sich wohl auch zwischen Vorgesetzten und Untergebenen entwickeln.

Seine Extrauniform hatte Gustav an einen neu-

gebackenen Unteroffizier verkauft; er behielt sich nichts zurück als die Mütze, ein paar Knöpfe und einen Faustriemen zur Erinnerung an die Dienstzeit.

„Mit dem Reservistenstocke", wie es im Liede heißt, trat er „die Heimatreise an". Die Nacht durch lag er auf den verschiedenen kleinen Bahnstrecken, die er benutzen mußte, um von der Provinzialhauptstadt in diesen entlegenen Winkel zu gelangen. Dann wanderte er ein Stück zu Fuß und traf am Morgen in Halbenau ein.

Das Dorf trat ihm allmählich aus den Herbstnebeln entgegen, welche die Flur umfangen hielten: Dach um Dach, Zaun um Zaun, Baum um Baum. Er kannte sie alle. Ein wunderliches, ihm selbst unbekanntes, wehmütiges Behagen überkam den jungen Menschen. Fünf Jahre hatte er in der Kaserne gelebt, hatte ein Heim nicht mehr gekannt. Freilich, mit der Stadt ließ sich das hier ja nicht vergleichen! aber diese Strohdächer, diese Lehmwände, die bretterverschlagenen Giebel hatten doch etwas in sich, das keine Pracht städtischer Häuserfronten zu ersetzen vermochte: es war die Heimat!

Nun bog er in den Weg ein, der nach dem väterlichen Gute führte. Schon von weitem blickten ihn die Dachfenster des Wohnhauses wie große schwermütige Augen an. Aus der Küchenesse wirbelte gelblicher Rauch in den grauen Herbsthimmel hinaus. Die Mutter kochte also bereits das Mittagsbrot, womöglich sein Lieblingsgericht ihm zu Ehren. Hier kannte er nun jedes Steinchen, jedes Ästchen, jeden Riß und Fleck im Mauerwerk. Eine geringfügige Reparatur, die der Vater am Dachfirsten hatte vornehmen lassen, fiel ihm sofort als eine Veränderung auf. Je näher er kam,

desto mehr beschleunigte er seine Schritte, bis er schließlich fast im Trabe in das Gehöft einlief.

Er fand die Frauen im Hause. Vater und Bruder wurden aus dem Schuppen herbeigeholt. Übertriebene Zärtlichkeit herrschte nicht beim Wiedersehen. Nur die Mutter ließ sich etwas von der Freude anmerken, welche sie empfand, ihren Liebling wieder ganz im Hause zu haben.

Gustav frühstückte, zog seine guten Kleider aus und machte sich dann trotz der überstandenen Reise gemeinsam mit Vater und Bruder an die Arbeit.

Gesprochen wurde dabei nichts zwischen den Männern. Gustav hatte zwar manche Frage auf dem Herzen über den Stand der Guts- und Geldangelegenheiten, über die er seit seinem letzten Urlaub zu Ostern nichts wieder vernommen hatte — denn Briefeschreiben war nicht gebräuchlich unter den Büttners —, aber er bezähmte seine Neugier einstweilen. Er kannte den Vater zu genau, der das Gefragtwerden nicht liebte. Wenn sich etwas Wichtiges inzwischen ereignet hatte, würde er es schon noch erfahren.

Beim Mittagsessen fiel dem eben Zurückgekehrten die gedrückte Stimmung der Seinen auf. Kaum daß gesprochen wurde über Tisch. Halblaut flüsternd, mit scheuen Blicken nach dem Vater hinüber, der finster und wortkarg in seiner Ecke saß, langten die Kinder von den Speisen zu. Die Mutter sah bekümmert drein. Karl machte sein dümmstes Gesicht, ließ es sich aber wie gewöhnlich ausgezeichnet schmecken. Therese sah noch gelber und verärgerter aus als früher. Bei ihr konnte Gustav es darauf schieben, daß er zurückgekommen war. Er kannte die Gesinnung der Schwägerin nur zu gut. — Toni gefiel dem Bruder gar nicht. Es fiel

ihm auf, daß sie ihm nicht gerade in die Augen blicken konnte. Ernestine allein schien nicht angesteckt von der allgemeinen Niedergeschlagenheit. Das Mädel blickte dreist und keck darein mit ihrem spitzen Näschen und den pfiffigen Augen.

Irgendetwas war hier nicht in Ordnung, das mußte sich Gustav sagen. Nach dem Essen erklärte er dem Vater, er wolle sich Stall und Scheune besehen. Er meinte im stillen, dem Alten würde es Freude machen, ihm die Tiere und Vorräte persönlich zu zeigen, wie er es bisher nur zu gern getan hatte, wenn der Sohn aus der Fremde zurückkam. Aber der alte Mann brummte etwas Unverständliches zur Antwort und blieb in seiner Ecke sitzen. Gustav ging also allein.

Späterhin kam ihm Karl nach. Gustav fragte den Bruder, was eigentlich los sei mit dem Alten. Karl machte den Mund zwar ziemlich weit auf, brachte aber nicht viel Gescheites heraus. Gustav verstand nur so viel aus den unzusammenhängenden Reden des Bruders, daß in der letzten Zeit Herren aus der Stadt beim Vater gewesen seien, von denen er viel Geld bekommen habe, und über Kaschelernsten habe der Bauer gesagt, er solle sich nur in acht nehmen, wenn er ihn mal unter die Fäuste bekäme. —

Gustav nahm die erste Gelegenheit wahr, wo er sich mit seiner Mutter unter vier Augen sah, um sie zu befragen. Da erfuhr er denn das Unglück in seiner ganzen Größe.

Ihm war im ersten Augenblicke zumute wie einem, der einen Schlag vor den Kopf bekommen hat. Daß die Vermögenslage des Vaters eine mißliche sei, hatte Gustav ja gewußt, aber daß er geradezu vor dem Zu-

sammenbruche stehe, das war eine Nachricht, die ihn wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel traf.

Auch daß ein Unglück selten allein kommt, mußte der junge Mann an sich erfahren. Die Mutter verhehlte ihm nicht, in welchem Zustande sich Toni befinde. Gustav geriet außer sich vor Zorn. Was ihn am meisten ergrimmte, war, daß die Seinen es verabsäumt hatten, den Menschen, von dem sie das Kind unter dem Herzen trug, zur Rechenschaft zu ziehen. Nun war der Lump nicht mehr im Dorfe. Man wußte nicht einmal genau, wohin er gezogen sei. Die Aussicht, ihn zu belangen, war gering.

Und in solche Verhältnisse hinein sollte er eine junge Frau bringen! Er hatte ja in der letzten Zeit von nichts anderem geträumt als von dem Plane, seine Jugendliebe, Pauline Katschner, heimzuführen. Er hatte sich gedacht, für's erste könnten sie auf dem väterlichen Hofe wohnen, bis sich für ihn ein selbständiger Lebenserwerb gefunden haben würde. Und nun drohte hier alles, was eben noch so sicher geschienen, zusammenzubrechen.

* * *

Pauline erwartete Gustav. Er hatte ihr geschrieben, daß er in den ersten Tagen des Oktober in Halbenau eintreffen werde.

Das Mädchen ließ sich nicht anmerken, daß sie vor Sehnsucht nach ihm vergehen wollte. Sie verrichtete ihre Geschäfte und Arbeiten mit der gewohnten Sauberkeit; aber während sie die Nadel führte, am Scheuerfasse stand oder am Webstuhle saß, schwärmten ihre Gedanken hinaus in die Zukunft. In der Phantasie hatte sie sich bereits ein trauliches Heim zurecht gemacht,

für sich und Gustav, den Jungen, und — wer weiß, was mit der Zeit noch dazu kommen mochte.

Sie war nicht mehr das unbedacht liebende Mädchen, das sich kopflos mit starken Trieben dem Geliebten in die Arme geworfen hatte; die Mutter hatte in ihr die Oberhand gewonnen. Sie liebte Gustav, den Vater ihres Sohnes, den zukünftigen Gatten und Beschützer ihres Kindes, mit tiefeingewurzelter, warmer, gleichmäßiger Innigkeit.

Sie war so glücklich, daß sie ihn nun ganz wieder haben sollte. Die letzten Jahre waren schrecklich gewesen mit ihren einsamen Nächten, den Zweifeln an seiner Treue und der quälenden Sorge, daß sie ihn ganz verlieren möchte.

Nun kam er! da mußte ja alles gut werden. Allerdings waren sie beide arm, und Gustav hatte noch keinen Beruf. Man würde einen schweren Kampf zu kämpfen haben; aber für Pauline bedeutete das nichts. Ihr lag die Zukunft im rosigen Lichte. Wenn sie nur ihn hatte, den Vater ihres Jungen. Darin war für sie das Wohl und Wehe des Daseins beschlossen.

Daß sie ihn halten würde für immer, als den Ihren, ihr allein Gehörigen, bezweifelte sie keinen Augenblick. Sie war sich des Schatzes von anziehenden Reizen und erwärmender Liebenswürdigkeit, womit die Natur sie ausgestattet hatte, in naiver Weise bewußt. Ganz umstricken wollte sie den Geliebten mit ihrer großen Weibesliebe, daß er gar nie auf den Gedanken kommen könnte, sich ein besseres Los zu wünschen oder je wieder nach einer anderen Frau zu blicken.

Der Mutter hatte sie erst ganz zuletzt und nur mit einer kurzen Bemerkung angedeutet, daß sie Gustav erwarte. Das Mädchen ließ die Mutter überhaupt

nicht viel von ihren Gefühlen blicken. Frau Katschner hatte der Tochter in jener Zeit, wo Gustav nichts von sich hören ließ und das Verhältnis so gut wie aufgehoben schien, zugeredet, von dieser Liebschaft zu lassen; ja, sie hatte es Paulinen nahegelegt, sich nach einem anderen Manne umzusehen. Das hatte Pauline der Mutter nie vergessen. Diese Zumutung hatte sie an der Stelle verletzt, wo sie am tiefsten und zartesten empfand. Jedem anderen Menschen hätte sie das vielleicht vergeben, nur nicht der Mutter; denn die hätte es verstehen müssen, daß es für sie nur eine Liebe gab, in der sie lebte, mit der sie sterben würde.

Seitdem war eine Entfremdung eingetreten zwischen Mutter und Tochter. Die beiden Frauen lebten zwar äußerlich in Frieden; es gab keine Zankerei und keinen Hader. Mit Pauline sich zu streiten, war überhaupt schwer, da sie alles innerlich abmachte und nur mit Blicken Widerspruch zu erheben pflegte. Aber die Tochter verschloß sich in ihren wichtigsten Regungen und Gefühlen der Mutter gegenüber, mit der sie doch scheinbar im vertrautesten Umgang lebte. —

Gegen Vormittag kam Frau Katschner aus dem Dorfe zurück. Sie hatte eine Leinewand zum Faktor geschafft und brachte Garn zu neuer Verarbeitung zurück. Sie verkündete die Nachricht, Büttners Gustav sei heute früh in Halbenau eingetroffen. Pauline erzitterten die Knie; der Mutter gegenüber stellte sie sich jedoch an, als ob die Nachricht ihr ziemlich gleichgültig sei. „So!“ meinte sie, „da wird er wohl och hierruf kommen in den nächsten Tagen.“

Mit dieser äußeren Kühle stimmte der Eifer nicht ganz überein, mit welchem sie Vorbereitungen traf für den Empfang des Gastes. Da wurde gekocht und ge-

schmort. Frau Katschner, welche von der herrschaftlichen Küche her allerhand besondere Künste mitgebracht hatte, mußte auf Bitten der Tochter einen Kuchen backen, zu welchem Pauline selbst die Zutaten beim Krämer holte. Dann kam das Kind an die Reihe. Es wurde mit dem wollenen Kleidchen angeputzt, das Komtesse Ida der jungen Mutter kürzlich zugeschickt hatte. Schließlich machte auch Pauline sich selbst zurecht, ordnete ihr Haar und steckte die Granatbrosche an, die Gustav ihr früher einmal vom Jahrmarkt mitgebracht hatte.

Der Nachmittag zog sich hin in Erwartung des Bräutigams. Zum Kaffee wird er wohl kommen, dachte Pauline bei sich; daß er zu Hause bei seiner Mutter essen würde, war anzunehmen. Die Vesperzeit verging, er war noch nicht gekommen. Frau Katschner hatte den Kaffee selbst getrunken, damit er nicht umkomme, und den Kuchen weggeschlossen. Es wurde dunkel in der kleinen Stube.

Pauline, die sich den ganzen Tag über lebhafter gezeigt hatte als gewöhnlich, war still geworden. Sie entkleidete den kleinen Gustav seiner Festsachen und brachte ihn zur Ruhe in die Kammer. Frau Katschner hatte die Lampe bereits angezündet, als Pauline wieder ins Wohnzimmer trat. „Nu war ar duch ne gekummen, Pauline!" sagte die Mutter, halb mitleidig, halb neugierig, was die Tochter nun anstellen werde; jedenfalls war sie nicht ganz frei von Schadenfreude. Pauline erwiderte nichts; in ihrer gespannten, trostlosen Miene lag alles ausgesprochen. Jetzt hielt sie es nicht mehr der Mühe für wert, der Mutter gegenüber den Schein der Gleichgültigkeit aufrecht zu halten.

Nichtsdestoweniger besorgte sie alles, schaffte und

ordnete, wie sie es jeden Abend zu tun gewohnt war. Aber als sie allein war in der Kammer bei dem schlafenden Kinde, brach der zurückgehaltene Jammer aus.

Sie saß auf der Kante ihres Bettes. Die Tränen liefen ihr über die Wangen, unaufhörlich. Daß er ihr das antun konnte! Er war im Dorfe! Seit dem frühen Morgen schon war er da, und zu ihr hatte er den Weg noch nicht gefunden. So wenig hielt er auf sie, so wenig bedeutete sie für ihn. Das hatte sie nicht verdient um ihn! —

So saß sie stundenlang. Das Kind störte sie nicht. Ruhig lag der Junge in seinem Korbe, mit den gleichmäßig leichten Atemzügen des gesunden Kinderschlummers. Die Kälte, welche von allen Seiten eindrang in die Kammer, seit im Nebenraum das Feuer ausgegangen war, fühlte sie kaum. Ihr Blick war durch die kleinen Scheiben des Schiebefensterchens hinaus gerichtet in den Garten, der in hellem Mondschein lag wie ein Tuch. Die alten Obstbäume zeichneten mit ihren krüppeligen Ästen verzwickte Schattenbilder darauf. Wie oft in früheren Zeiten hatte sie hier so gesessen, klopfenden Herzens in die Nacht hinein wartend, ob er wohl kommen werde. Sie dachte an jenes erste Mal, wo er vor ihrem Fenster gestanden. In einer warmen Juninacht war es gewesen; nur seinen Kuß hatte sie bis dahin gekannt. Wie er sie da um Einlaß gebeten! welche Worte er da gehabt hatte! welche Gebete und Schwüre! —

Und jetzt, nachdem sie ihm alles gestattet, alles gegeben, was sie hatte, nachdem sie ihm ein Kind geboren und ihm durch schwere Zeiten hindurch die Treue gehalten, jetzt brachte er es über sich, nach langer Tren-

nung einen ganzen Tag im Dorfe zu sein und nicht zu ihr zu kommen.

Die Uhr schlug zehn Uhr vom Kirchturme. Sie starrte noch immer in den Garten. Ihre Tränen waren versiegt. Eine Art von Kälte war auch über ihre Seele gekommen. Mochte es sein, wie es war; es war gerade recht so! Sie wollte den bitteren, feindlichen Gefühlen nicht wehren. Es lag ein Genuß darin, das Unrecht, das einem widerfuhr, auszukosten und den in Gedanken schlecht zu machen, der es einem zugefügt.

So also hielt er seine Schwüre! Das war wahrscheinlich die Art, wie er sie von jetzt ab behandeln wollte. Jetzt, wo sie das Kind von ihm hatte, wo sie ihm sicher war, hielt er's wohl nicht mehr für nötig, lieb mit ihr zu sein.

Oder ob er seine Pläne inzwischen geändert hatte? — Vielleicht dachte er daran, eine ganz andere heimzuführen. Er plante wohl gar eine reiche Heirat! — Da war Ottilie Kaschel, die Tochter aus dem Kretscham, seine Cousine. Die hätte ihn nur gar zu gern gehabt. Diese alte widerliche Person! — Aber hieran glaubte Pauline selber nicht recht. So schlecht konnte Gustav nicht sein! Und außerdem war sie sich ihrer eigenen Vorzüge doch zu sehr bewußt, die im Wettstreite mit der häßlichen Kretschamtochter den Sieg davontragen mußten.

Ob sie ihm etwa zu Haus abgeredet hatten. Mit den alten Büttners stand sie sich ja neuerdings besser; aber da war diese böse Sieben: Therese. Vielleicht hatte die irgendeine Verleumdung ersonnen, der Gustav Glauben geschenkt.

Er war ja überhaupt so mißtrauisch! Alles glaubte er, was ihm von bösen Menschen Schlechtes von ihr

gesagt wurde. „Übelnehmsch“ war er auch. Tagelang konnte er wegen einer Kleinigkeit „mukschen“. Und seine Eifersucht! Wenn ein anderer sie nur mit einem Blicke ansah, war er sofort außer dem Häuschen. Pauline mußte lächeln, als sie an einen Vorgang dachte beim Kirchweihfest vor einigen Jahren. Da hatte er sie einem Tänzer aus den Armen gerissen und sie vom Tanzsaale weggeführt, weil er gefunden, daß ihr Partner den Arm zu fest um sie gelegt hatte.

Wie töricht er sich bei so etwas anstellen konnte! Aber ein lieber Kerl war er doch! Sie hatte gut, ihn mit ihren Gedanken anklagen und sich einreden, daß sie ihn hasse und daß sie nichts mehr von ihm wissen wolle; das glaubte sie ja alles selber nicht. Er war und blieb ihr Gustav, ihr Einziger, ihr Herzallerliebster. Morgen würde sie sich aufmachen, ihn aufzusuchen und ihn zur Rede stellen, sei es wo es sei. So scheu und zurückhaltend das Mädchen sonst war, davor hatte sie keine Angst. Es war nicht das erste Mal, daß sie ihn zu sich zurückgeführt hatte.

Nachdem dieser Entschluß in ihr gereift war, fühlte sie sich sehr ruhig, glücklich geradezu. Sie erhob sich, nahm das Kind aus dem Korbe, hielt es ab und machte sich dann ans Auskleiden. Schnell in die Federn! Die Glieder waren ihr steif geworden vom langen Aufsitzen in der Kälte.

Sie hatte sich das Deckbett bis an den Hals gezogen und die Augen geschlossen zum Schlummer, als ein leichtes Geräusch an ihr Ohr schlug, draußen von der Hauswand kam es her. Sie fuhr im Bette in die Höhe; den Ton kannte sie. Alles Blut war ihr in einer starken Welle zum Herzen gedrungen. Noch einmal dasselbe Klopfen an der Lehmwand! Sie war

schon am Fenster und schob den Schieber beiseite. Richtig! da draußen stand eine dunkle Gestalt. „Gustav?“ — „Ja!“ — „Ich kumme!“ Schnell ein Tuch über die bloßen Arme geworfen! etwas an die Füße zu ziehen, nahm sie sich nicht erst die Zeit. Dann die Kammertür nach dem Hausgang geöffnet! so leise wie möglich die hintere Haustür aufgeriegelt und aufgeklinkt!

Im Rahmen des Türstocks erschien jetzt seine Gestalt. Sie griff nach Gustavs Hand, leitete ihn, damit er in der Dunkelheit nicht zu Falle komme. Erst als sie ihn drinnen hatte bei sich in der Kammer, den Geliebten, warf sie sich ihm um den Hals, wie sie war, nichtachtend der Kälte und Nässe, die er aus der Nacht mit hereinbrachte.

XII.

Die von Edmund Schmeiß versprochenen Dünge- und Kraftfuttermittel trafen in einem großen Brettwagen auf dem Büttnerschen Gehöfte ein. Der Fuhrmann übergab einen Lieferschein, der am Kopfe die Firma Samuel Harrassowitz trug. Der Büttnerbauer begriff nicht, was das heißen solle. Er hatte doch mit Edmund Schmeiß gehandelt und nicht mit Harassowitz. Der Kutscher, den der Bauer darüber ausfragen wollte, wußte auch keinen Bescheid zu geben. Er sei von der Firma S. Harrassowitz beauftragt, seine Fracht hier abzuladen. Es waren Säcke mit Chilisalpeter und Knochenmehl und ein Haufen Erdnußkuchen. Der Fuhrmann ließ sich Empfangnahme vom Bauern quittieren und übergab dann einen Brief. Darin bekannte Samuel Harrassowitz, Bezahlung für gelieferte Dünge- und Kraftfuttermittel durch ein von Herrn Edmund Schmeiß an seine Order remittiertes Akzept des Bauernguts-

besitzers Traugott Büttner in Halbenau empfangen zu haben.

Der Büttnerbauer stand ratlos vor dem Papiere. Was bedeutete nun das wieder! Wieviel schuldete er nun eigentlich und für was? Und wessen Schuldner war er?

Der künstliche Dünger wurde vom Wagen genommen und in einer Ecke des Schuppens untergebracht. Der alte Bauer empfand nichts als Verachtung diesen Säcken gegenüber mit ihrem salzartigen Inhalte. Was sollte dieses Zeug seinen Feldern nützen? Das war ja auch nur so neumodischer Unsinn. Wie konnten einige Handvoll solchen Pulvers ein Fuder Mist ersetzen, wie neuerdings gelehrte Leute aus der Stadt behaupteten. Mit Ingrimm betrachtete er sich diese Säcke, in denen sein gutes Geld steckte.

Gustav dachte anders darüber als der Vater. Er war während seiner Dienstzeit in vorgeschrittenere Wirtschaften gekommen, als die väterliche war, und hatte die Vorzüge der künstlichen Düngung mit eigenen Augen wahrgenommen. Er wußte auch, zu welcher Jahreszeit und auf welche Böden man die verschiedenen Düngerarten anzuwenden hatte. Der Vater überließ es ihm, mit dem „Zeugs“ anzufangen, was er wollte. Über dreißig Jahre hatte er gewirtschaftet ohne dergleichen. Er war zu alt, um darin noch umzulernen.

Auch in anderer Beziehung machte sich Gustavs Einfluß geltend. Die Kartoffelernte hatte inzwischen ihren Anfang genommen. Der Büttnerbauer wollte, wie in den Jahren bisher, das Ausmachen der „Apern“ mit den Seinigen bezwingen. Gustav redete ihm zu, er solle Tagelöhner aus dem Dorfe annehmen, wie die anderen Bauern es taten. Aber der Alte sträubte sich

dagegen, er scheute die Ausgabe; außerdem, behauptete er, würden ihm Kartoffeln gestohlen. Die Ernte zog sich dadurch endlos in die Länge, denn außer dem Alten, der die Furchen anfuhr, standen nur acht Hände für das Lesen der Früchte zur Verfügung. Dabei konnte man Toni, die nicht mehr allzuweit von der Entbindung stand, kaum mehr als volle Arbeitskraft rechnen. Der alte Bauer zankte und wetterte, daß es nicht vorwärts rücke. Nächstens werde es frieren, und die Hälfte der Kartoffeln stecke noch im Acker. Dabei war doch sein eigener kurzsichtiger Geiz und Starrsinn der Hauptgrund der Verzögerung.

Da kam Gustav auf einen Gedanken; er schlug vor, Kinder von armen Leuten, Häuslern, Einliegern, Handwerkern, die selbst kein Land hatten, zum Kartoffellesen anzunehmen und sie mit einem bestimmten Maß von Kartoffeln zu bezahlen.

Der Gedanke leuchtete dem Alten ein. Auf diese Weise brauchte kein bar Geld ausgegeben zu werden, mit dem er in letzter Zeit karger umging denn je zuvor. Die paar „Apern", welche die Kinder mit fortnahmen, fehlten kaum am Ertrage, und am Stehlen wurden die Kinder auch verhindert, denn sie hatten genug zu schleppen an dem ihnen Zuerteilten. Gustavs Plan kam zur Ausführung. Eine ganze Rotte von Kindern armer Leute wurde angenommen, und in wenigen Tagen war die Ernte beendigt.

Der Büttnerbauer konnte mit dem Ertrage zufrieden sein. Die Nässe im frühen Sommer hatte das Wachstum des Kräutichs befördert, und die Wärme und Trockenheit des späteren Sommers war der Entwicklung der Knollen zugute gekommen. Die Früchte waren zahlreich, groß und gesund. Ein wahrer Segen für

die Armen, deren Hauptnahrung für den Winter gesichert war. Der Keller unter der Büttnerschen Scheune reichte in diesem Jahre nicht annähernd, um die Hackfrüchte sämtlich aufzunehmen. Gustav gab daher seinem Vater den Rat, nur Kraut und Rüben in den Keller zu nehmen und an Kartoffeln so viel, wie man für Haus- und Viehstand im Winter voraussichtlich brauchen würde, das übrige aber auf freiem Felde einzumieten. Der Bauer folgte auch darin dem Rate des Sohnes. Der plötzliche Preissturz, den die Kartoffel gleich darauf erlitt — welcher mit der allgemein gut ausgefallenen Ernte zusammenhing — konnte ihn belehren, daß er recht daran getan habe. Für das Frühjahr durfte man mit Wahrscheinlichkeit auf ein Anziehen des Preises rechnen.

Die Herbstbestellung verlief unter günstiger Witterung. Zeitig deckten sich die Felder mit dem zarten Grün des aufkeimenden Winterkorns. Ein milder Spätherbst gestattete es, bis tief in den November hinein zu pflügen. Als die ersten Flocken niedergingen, konnte der Landmann dem mit Ruhe zusehen; es war Zeit für den Schnee. Die Ernte war geborgen, der Acker vorbereitet für die Frühjahrsbestellung und die Winterung gut aufgegangen.

Mit dem Büttnerbauer war eine Wandlung vor sich gegangen in der letzten Zeit. Er war milder geworden und friedfertiger gegen die Seinen. Die wilde Hast hatte aufgehört, mit der er während des Sommers die Arbeiten betrieben hatte. Er ließ Frau und Kindern größere Freiheit, die Weiber durften im Hauswesen wieder schalten. Bis auf das Vieh herab erstreckte sich seine freundliche Stimmung. Die Pferde erhielten wieder das ihnen gebührende Maß Hafer und dankten

ihrem Herrn bald dafür durch besseres Aussehen. Sich selbst gönnte der Bauer jetzt auch wieder Schlaf und Nahrung. Die guten Folgen davon bekam zunächst die Bäuerin zu spüren; er erschreckte sie nachts nicht mehr durch Selbstgespräche und unheimliches Umgehen. In der Kirche war er bald wieder der Aufmerksamsten einer, und der Pastor bekam ein freundlicheres Gesicht zu sehen als den Sommer über.

Das waren die segensreichen Folgen von Gustavs Rückkehr ins Vaterhaus. Seit er seinen zweiten Sohn wieder bei sich hatte, schien der Büttnerbauer wie umgetauscht. Dabei ließ er es dem Jungen gar nicht mal merken, wie große Stücke er auf ihn hielt und was sein Rat und seine Hilfe in der Wirtschaft ihm bedeuteten. Über den Kopf wollte er sich den jungen Menschen auch nicht wachsen lassen. Die natürliche Eifersucht des Alters, das sich von der Jugend überflügelt sieht, spielte dem Vater mit. Außerdem war Gustav nicht der Älteste. Karl blieb auch in den geheimsten Gedanken und Plänen des alten Mannes der Anerbe des Hofes. An dem in seiner Gegend und seiner Familie eingebürgerten Gebrauche, dem ältesten Sohne das Gut zu überlassen, hätte er nie und nimmer rütteln mögen. Karl sollte der zukünftige Büttnerbauer sein und bleiben, wenn ihn auch Gustav jetzt häufig wie einen Knecht anstellte und behandelte.

Gustav hatte auch die Ordnung der Geldverhältnisse in die Hand genommen. Davon verstand er nur so viel, wie der gesunde Menschenverstand einem lehrt. Denn Erfahrung in dieser Art Dingen zu sammeln, hatte er bei der Truppe kaum Gelegenheit gehabt.

Er tat, vom richtigen Naturtrieb geleitet, das Vernünftigste, was bei der Lage seines Vaters getan werden

konnte, er zählte zunächst einmal die sämtlichen Schulden zusammen und stellte ihnen gegenüber die Einnahmen auf, die man als sicher erwarten durfte. Dann entwarf er eine Art von Schuldentilgungsplan. Die Weihnachtszinsen hoffte er mit Hilfe des noch unverkauften Hafers zu decken, für den Ostertermin sollten die Kartoffeln bleiben. Wenn Hafer und Kartoffeln nur einigermaßen Preis bekamen, hoffte er auf Überschüsse. Freilich, so viel, wie nötig war, um den Wechsel bei Samuel Harassowitz zu decken, würde auf keinen Fall übrig bleiben. Da mußten eben noch andere Quellen aufgetan werden. Vielleicht ließ sich in diesem Winter etwas mehr aus dem Walde nehmen als sonst. Dann allerdings mußten die letzten Bäume, die dort noch standen, dran glauben. Auch daran dachte er, die zwei Schweine, welche die Bäuerin gewöhnlich um Weihnachten herum schlachtete, die Speck und Schinken für das ganze Jahr hergeben mußten, zu verkaufen, statt sie ins Haus zu schlachten. Sowie die Schweine nicht mehr im Stalle wären, würde ja auch Milch übrig sein, und dann konnte mehr gebuttert werden. Das Stroh, welches von der Kornernte her reichlich vorhanden war, mußte auch in Rechnung gezogen werden. So gab es schließlich eine ganze Anzahl Dinge, die, wenn richtig verwertet, eine Einnahme abwerfen konnten.

Bei dieser Aufstellung war allerdings nicht in Rechnung gezogen die gekündigte und in naher Zeit fällige Hypothek von Gustavs Onkel, Kaschelernst. Woher das Geld zur Deckung dieser Forderung beschafft werden sollte, wußte Gustav ebensowenig wie der alte Bauer selbst. Als der junge Mann zum Haferverkauf nach der Stadt gefahren war, hatte er sich dort unter der Hand erkundigt, ob und unter welchen Be-

dingungen die Hypothek unterzubringen sei. Dabei hatte er sich überzeugen müssen, daß solide Geschäftsleute mit Hypotheken an so gefährdeter Stelle nichts zu tun haben wollten. Von einer Seite zwar wurde ihm das Geld geboten, aber unter so übertriebenen Zinsbedingungen, daß er Halsabschneiderei witterte und von dem Geschäfte absah.

Gustav gab sich jedoch dieser Forderung wegen nicht allzu schweren Besorgnissen hin. Er konnte sich nicht denken, daß sein Onkel Ernst machen würde mit dem Ausklagen. Nicht etwa, daß er Kaschelernst eine solche Härte gegen den eigenen Schwager nicht zugetraut hätte; er kannte den Kretschamwirt nur zu gut. Nein, er glaubte, daß der es nicht wagen würde, den Bauern zum äußersten zu treiben. Er mußte doch am besten wissen, daß bei dem Schwager nichts zu holen war. Klagte er, so kam es zum Zusammenbruch, und Kaschelernst verlor dann seine Hypothek, für die er bisher die Zinsen stets richtig erhalten hatte. Daß der Kretschamwirt daran denken könne, auf Erwerb des Bauerngutes selbst zu spekulieren, nahm Gustav nicht an. Weder Kaschelernst noch der Sohn waren Landwirte, und sein schlauer Onkel würde sich wohl hüten, zu dem, was er schon hatte, sich noch die Last eines größeren Besitzes aufzubürden.

Er nahm daher die Kündigung der Kaschelschen Hypothek, die dem alten Bauern so schweres Ärgernis bereitet hatte, gar nicht ernst. Das war wohl nur ein Schreckschuß oder ein schlechter Witz, den sich der schadenfrohe Kretschamwirt zu seinem besonderen Ergötzen gemacht hatte.

Gustav ging hin und wieder in den Kretscham, um die Stimmung dort zu ergründen. Der Onkel behandelte

ihn stets mit ausgesuchter Zuvorkommenheit. Er lächelte und zwinkerte, sobald er des Neffen ansichtig wurde, in seiner närrischen Weise. Aber aus ihm herauszubekommen war nichts. Sowie Gustav ernsthaft von Geschäften zu sprechen anfing, begann er zu lachen, daß ihm manchmal die wirklichen Tränen aus den Augen liefen; so verstand er es, die Sache ins Lächerliche zu ziehen und den Neffen hinzuhalten.

Wenn nicht die stete Sorge um die Vermögenslage seiner Familie gewesen wäre, hätte Gustav in jener Zeit ein glückliches und gemächliches Leben führen können.

Wintersanfang ist eine der ruhigsten Zeiten für den Landmann. Sobald die weiße Decke die Fluren bedeckt, kann er von seinen Werken ausruhen und dem lieben Gott die Sorge um die Saaten überlassen. In dieser Zeit, wo die ganze Natur auszuruhen scheint vom Schaffen und Hervorbringen, wo alle jene treibenden, nährenden, in Saft und Frucht schießenden Triebe gleichsam eingefroren sind, hält auch der Bauer eine Art von Winterschlaf. Mehr als andere ist er ja verwandt mit der Erde, die er bebaut. Er hängt mit ihr zusammen wie das Kind mit der Mutter vor der Trennung. Er empfängt von ihr geheimnisvolle Lebenskräfte, und ihre Wärme ist auch die seine.

Ohne Arbeit war freilich auch der Winter nicht. Da gab es Schnee auszuwerfen auf den Wegen. Dann war die Holzarbeit. Der Büttnerbauer machte sich mit Hilfe seiner beiden Söhne daran, die einzelnen übergehaltenen Kiefern und Fichten zu fällen, die gefällten zu Klötzern zu schneiden, die Wipfel und Äste zu Reisighaufen aufzuschichten. Was an verkrüppeltem Holze da war, das nicht zu Nutzzwecken verwertet werden

konnte, wurde in den Schuppen gebracht und dort in Scheite gespalten und zu Brennholz zerkleinert.

Es gab einen harten Winter. Das Feuer im Kochherde, der gleichzeitig Ofen für die Wohnstube war, durfte nicht ausgehen. Kohlen zu verwenden, betrachtete der Bauer als Verschwendung; wozu wuchsen denn auch die Bäume im Walde! So wurde denn tüchtig Holz verkachelt. Zu lüften hütete man sich wohl, damit ja nicht etwas von der kostbaren Wärme entfliehe. Gegen Öffnen durch vermessene Hände waren die Fenster übrigens wohl verwahrt. Im Herbst schon hatte man die Fensterstöcke und -rahmen mit Moos, Laub, Stroh und Nadelzweigen sorgsam versetzt. So war das ganze Haus in einen schützenden Mantel gekleidet, welcher der Winterkälte den Zugang verwehrte, zugleich aber auch die frische Luft ausschloß.

Der Tag begann spät, erst gegen sieben Uhr dämmerte es ja, und der Büttnerbauer drückte jetzt ein Auge zu wegen des späteren Aufstehens. Wenn das Vieh um sechs Uhr früh sein erstes Futter hatte, war er zufrieden. Um vier Uhr nachmittags fing der Abend schon an. Lampen wurden nicht gebrannt, der Ersparnis halber, nur Laternen und Unschlittkerzen. Wozu brauchte man auch Helligkeit! Das Kochen, Aufwaschen und Buttern konnte in den paar Tagesstunden vorgenommen werden. Zum Essen sah man auch im Halbdunkel genug. Gelesen oder geschrieben wurde nicht. Andere Bedürfnisse kannte man kaum. Mit den Hühnern wurde zu Bett gegangen. Man dämmerte so dahin, schläfrig und schweigsam.

Therese war die einzige, die manchmal mit ihrem scharfen Mundwerke, das auch im Winter nicht eingefroren zu sein schien, etwas Erregung in dieses

dämmerige Dasein brachte. Vor allem an ihrem Gatten zankte sie herum, der meist mit der Tabakspfeife im Munde hinter dem Ofen zu finden war. Karl war im Winter schlimm daran, da konnte er sich der Kälte wegen nicht auf den Heuboden oder ins Freie retten. Die Ofenhölle war nur eine schlechte Zufluchtsstätte vor der Galle seiner Ehehälfte.

Gustav wohnte zwar daheim, war aber auch viel in der Behausung der Witwe Katschner zu finden. Für diesen Haushalt mußte er den fehlenden Mann ersetzen. Holzhacken, Wasserholen, all die schweren Arbeiten nahm er auf sich. Pauline hatte für den Winter wieder das Weben aufgenommen. Sie ging mit geheimer Freude an die Arbeit; sie wußte ja, wem das zugute kam, was sie jetzt webte.

So teilte Gustav seine Zeit und seine Kräfte zwischen den beiden Familien. Die Seinigen hatten sich darein gefunden, in Katschners Pauline Gustavs Auserwählte zu erblicken. Trotzdem fand ein Verkehr zwischen den Bauersleuten und dem Mädchen nicht statt. Man fragte nicht danach, wann Hochzeit sein sollte. Das war Sache der beiden; nicht einmal mit den eigenen Eltern sprach Gustav darüber.

* * *

Der Büttnerbauer war kein Träumer. Seine Interessen waren der strengen und nüchternen Wirklichkeit zugewandt, und zum Spintisieren und Phantasieren ließ ihm sein angestrengtes Tagewerk keine Zeit übrig. Aber eins steckte tief in seinem Wesen: er lebte viel mit seinen Gedanken in der Vergangenheit, sie war ihm ein steter Begleiter der Gegenwart, der mit beredtem Munde zu ihm sprach. Dieser Hang zum Rückwärts-

blicken und Beschauen des Vergangenen wurde in ihm bestärkt durch die Vereinsamung, in der er sich befand. Denn obgleich er eine zahlreiche Familie um sich heranwachsen sah, war dieser Mann doch allein, wollte es sein. Er scheute jede Mitteilung seines Innersten anderen gegenüber, auch wenn sie von seinem Fleisch und Blute waren. Aber mit den Dahingeschiedenen stand er in lebendiger Beziehung.

Sein erstaunlich frisches Gedächtnis unterstützte ihn darin. Er vermochte sich Erlebnisse und Personen aus der frühesten Jugend vor die Seele zu stellen, als seien sie gestern gewesen. Aussprüche der Eltern, ja selbst des Großvaters, konnte er mit wörtlicher Treue wiedergeben, obgleich der Alte vor nahezu fünfzig Jahren das Zeitliche gesegnet hatte. Er war imstande, mit untrüglicher Gewißheit anzugeben, an welchem Tage in einem bestimmten Jahre man das erste Heu eingefahren hatte, oder was ihm damals für eine Kuh bezahlt worden war, oder auch, wieviel der Roggen in dem und dem Monate gegolten hatte.

Die Vergangenheit bildete aber nicht bloß den vielbetrachteten Hintergrund seines Daseins, sie wirkte geradezu entscheidend auf seine Entschließungen ein. Er war gebunden in seinem Willen an Taten und Absichten seiner Vorfahren. Ohne sich dessen selbst recht bewußt zu werden, ließ er sich leiten von frommer Rücksicht auf Wunsch und Willen jener Entschlafenen, die für ihn eben Gegenwärtige waren.

Dabei sprach er fast nie von der Vergangenheit. Das Sprechen, soweit es nicht einem bestimmten praktischen Zwecke diente, erschien ihm überhaupt müßig. Das Reden um der Aussprache willen, die süße Erleichterung

des Gemütes durch Mitteilung erachtete er als weibisch.

Am ehesten ließ er noch etwas von seinen Gefühlen seinem Sohne Gustav durchblicken, der von der ganzen Familie seinem Herzen am nächsten stand. Das hatte seinen besonderen Grund. Der alte Mann glaubte in diesem Sohne etwas von dem Wesen des eigenen Vaters wieder lebendig werden zu sehen. Die Ähnlichkeit bestand in der Tat zwischen Enkel und Großvater. Aber auch sonst gab es verwandte Züge zwischen den beiden. Wenn der Bauer diesen Sohn auf Feld und Hof schalten und walten sah, mit energischen Befehlen die Geschwister anstellend, überall selbst mit Hand anlegend, voll Eifer und Lust an der Arbeit, dann wurde der alte Mann an den Vater erinnert, der für ihn noch jetzt das Muster eines tüchtigen Wirtes bedeutete. Und so verband sich mit dem Gefühle des Vaterstolzes für den Büttnerbauer die geheime Hoffnung, daß durch diesen Sohn der Familie wieder eingebracht werden möchte, was sie durch schlechte Jahre und Unglücksfälle mancherlei Art in letzter Zeit eingebüßt hatte an Vermögen und Bedeutung.

Jetzt im Winter, wo die Arbeit nicht auf die Nägel brannte, war mehr Zeit als sonst, seinen Gedanken nachzuhängen. Was für Erinnerungen wurden da in der Seele des Alten wach! was für Gestalten standen da vor seinem rückschauenden Blicke auf und gewannen Leben! —

Da war sein Vater: mittelgroß, breitschulterig, bartlos, wie alle Büttners vordem, blondhaarig. Er gedachte des Vaters immer, wie er ihn aus der frühesten Kindheit in Erinnerung hatte, als eines im besten Lebensalter stehenden blühenden Mannes. Was war das für

ein Arbeiter gewesen! Mit einem Finger hatte der den Pflug ausgehoben und umgewendet. Und dabei war er ein Grundgescheiter gewesen. Dem hatte niemand ein X für ein U machen dürfen. Deshalb war es ihm auch gelungen, das Seine zusammenzuhalten und zu mehren.

Der Großvater des jetzigen Büttnerbauern hatte diesem Sohne das Gut noch bei Lebzeiten überlassen und sich auf das Altenteil zurückgezogen. Der alte Mann fand sich in der neuen Ordnung der Dinge, welche durch die Bauernbefreiung und die Gemeinheitsteilung in den bäuerlichen Verhältnissen entstanden war, nicht mehr zurecht. Er hatte die Zeiten der Erbuntertänigkeit unter der Gutsherrschaft und die Fronden durchgemacht. Als junger Mensch hatte er drei Jahre lang im Zwangsgesindedienst auf dem Gutshofe gescharwerkt. Später waren von ihm die fälligen Spanndienste für die Herrschaft abgeleistet worden. Er lebte ganz und gar in den Anschauungen der Hörigkeit. Der Hofedienst ging allem anderen voraus. Der Graf, sein gnädiger Herr, konnte ihm sein Gut wegnehmen, wenn er wollte, und einen anderen an seine Stelle setzen, wie es ihm gerade paßte. Der Herr hatte die oberste Polizei- und Strafgewalt und verfügte über Leib und Vermögen seines Untertanen.

Das wurde nun mit einem Male alles anders. Der Bauer sollte fortan ein freier Herr sein auf eigenem Grund und Boden. Dabei fiel mit den Pflichten auch der Schutz weg, den die Gutsherrschaft den Untertanen gewährt hatte. Viele Leute, besonders die alten, in der Erbuntertänigkeit groß gewordenen, konnten sich in diese Änderung der Dinge nicht finden. Sie hatten gar kein Bedürfnis nach Freiheit empfunden. Seit Menschen-

gedenken hatten ihre Familien Hofedienste getan, hatten unter Obhut und Leitung des Edelmannes ihr Leben zugebracht; Selbständigkeit und Freiheit waren für sie Worte ohne Sinn. Sie wollten es nicht anders haben, als ihre Väter es gehabt. Der Gutsherr hatte ihre Kräfte benutzt, hatte sie vielleicht über Gebühr angestrengt, aber er hatte auch für sie gedacht und sie in schlimmen Zeiten geschützt. Das gebot ihm das eigenste Interesse; sie gehörten ihm ja, waren seine Leute, ohne deren kräftige Hände sein Besitz wertlos war. Nun sollten sie auf einmal für sich selber denken und sorgen. Sie standen auf eigene Füße gestellt, verantwortlich für ihre Taten. Gar manchen fröstelte da in der neugeschenkten Freiheit, und er wünschte sich in das Joch der Hörigkeit zurück.

So ging es auch dem alten Büttner. Schwere Zeiten hatte der Mann gesehen. Zweimal waren die Franzosen durch Halbenau gekommen und hatten geplündert. Was sie übrig gelassen, nahmen die Kosaken mit, die als Verbündete kamen, aber ärger hausten als die Feinde. Von dieser Einquartierung sollte man sich noch lange in der Gegend erzählen. Dann kam gleich nach dem Feinde ein furchtbares Notjahr mit Mißernte und Hungersnot im Gefolge. Mancher Bauer verließ in jenen Tagen seinen Hof und ging auf das Rittergut oder in die Stadt, um Anstellung zu finden, da er als eigener Wirt dem sicheren Verhungern entgegensah. Da wurde vielfach lediges Bauernland von der Herrschaft eingezogen. Der damalige Büttnerbauer sah es daher als eine Erleichterung an, als bei der Regulierung ein Dritteil seines Gutes der Herrschaft Saland zugeschlagen wurde. Ja, er hätte sich vielleicht von dem mächtigen Nachbarn, der sich aus einem Be-

schützer über Nacht in einen Nebenbuhler verwandelt hatte, ganz aus seinem Besitze verdrängen lassen, wenn nicht sein Sohn gewesen wäre.

Leberecht Büttner war im Gegensatze zu seinem Vater ein Sohn der neuen Zeit. Er hatte die Freiheitskriege mitgemacht als Grenadier. Zweimal war er in Frankreich gewesen, war mit Erfahrungen und voll Selbstbewußtsein aus der weiten Welt in das Heimatsdorf zurückgekehrt.

Zu Hause nahm er sehr bald das Heft in die Hand. Der Vater besaß so viel Vernunft, um einzusehen, daß er nichts Besseres tun könne, als der jüngeren Kraft Platz zu machen; er ging ins Ausgedinge und lebte noch manches Jahr. Aus alter Gewohnheit nahm er an der Feldarbeit teil und ward eine Art von Tagelöhner bei dem eigenen Sohne. Der jetzige Büttnerbauer konnte sich noch ganz gut auf ihn besinnen. Ein kleines, gebücktes Männchen mit schiefer Nase und rotgeränderten Augen war er gewesen. Sein gelbgraues Haar hatte ihm in langen Strähnen um den Kopf gestanden. Sonntags pflegte er einen blauen Rock zu tragen, der ihm bis an die Knöchel reichte und eine braun- und grüngewürfelte Weste mit blanken Perlmutterknöpfen. Er wußte den Enkeln mit hoher, dünner Greisenstimme schauerliche Geschichten zu erzählen von der Franzosenzeit und der Kosakeneinquartierung.

Leberecht Büttner verstand es, die neugewonnene Unabhängigkeit, mit der sein Vater nichts anzufangen gewußt hatte, vortrefflich auszunutzen. Der Aufschwung, den die Landwirtschaft zu Anfang des Jahrhunderts genommen, die Erkenntnis der Bodenpflege, die veränderte Fruchtfolge, die Bekanntschaft mit neuen Kulturgewächsen begann langsam durchzusickern und verdrängte

allmählich auch in diesem entlegenen Winkel die veraltete Wirtschaftsweise der Väter. Durch die Aufteilung der Gemeindeweide und die Einschränkung des Viehtreibens und der Streunutzung im Walde wurde der Bauer, selbst wenn er widerwillig war, zu vernünftigerem Wirtschaften gezwungen.

An Stelle der Weide trat der Stall, dadurch wurde der bisher verschleppte Mist für die Felddüngung gewonnen. Man mußte Futterkräuter anbauen und mit der Brachenwirtschaft brechen. Hand in Hand damit ging die bessere Wiesenpflege und die Tiefkultur.

Leberecht Büttner war der erste Bauer in Halbenau, welcher mit der Dreifelderwirtschaft brach. Er baute eine massive Düngergrube auf seinem Hofe und führte regelmäßige Stallfütterung ein für das Vieh; trotzdem konnte man ihm nicht vorwerfen, daß er neuerungssüchtig sei. Von dem zäh-konservativen Bauernsinne hatte er sich den besten Teil bewahrt: wohlüberlegtes Maßhalten. Er überstürzte nichts, auch nicht das Gute. Seine Bauernschlauheit riet ihm, zu beobachten und abzuwarten, andere die Kastanien aus dem Feuer holen zu lassen, nichts bei sich einzuführen, was nicht bereits erprobt war, vorsichtig ein Stück hinter der Reihe der Pioniere zu marschieren. Behutsam und mit Vorbedacht ging dieser Neuerer zu Werke. Er begnügte sich mit dem Sperling in der Hand und überließ es anderen, nach der Taube auf dem Dache Jagd zu machen.

Dabei war ihm das Glück günstig. Die jahrzehntelang gedrückten Getreidepreise begannen auf einmal zu steigen. Der Absatz erleichterte sich durch die neugefundenen Verkehrsmittel. Von dem ansteigenden Strome wachsender Lebenskraft und gesteigerten Selbst-

bewußtseins im ganzen Volke wurde auch der kleine Mann emporgetragen. Leberecht Büttner war im rechten Augenblicke geboren, das war sein Glück; daß er den Augenblick zu nützen verstand, war sein Verdienst. Er durfte zu einer Zeit wirken und schaffen, wo der Landmann, wenn er seinen Beruf verstand, Gold im Acker finden konnte.

So arbeitete sich dieser Mann im Laufe der Jahre aus der Verarmung zu einer gewissen Wohlhabenheit empor. Es gelang ihm, einen günstigen Landkauf zu machen, bei welchem er der benachbarten Herrschaft, die ihr Areal nach Möglichkeit durch Auskaufen kleiner Leute zu vermehren trachtete, zuvorzukommen verstand. Durch diesen Ankauf brachte er das Gut auf den nämlichen Umfang, wie es vor der Ablösung gewesen war. Aber während das Bauerngut zur Zeit der Hörigkeit nicht viel besser als eine Wüstenei gewesen war, hatte er es durch Fleiß und Einsicht in eines der bestgepflegtesten Grundstücke weit und breit verwandelt.

Leberecht Büttner starb an der Schwelle des Greisenalters eines plötzlichen Todes. Leute, deren ganzes Sinnen und Trachten aufs Schaffen gerichtet ist, denken meist nicht gern ans Sterben. Beim Tode dieses sorgsamen, vorbedachten Mannes fand sich ein letzter Wille nicht.

Traugott Büttner, sein ältester Sohn, war in vieler Beziehung nach dem Vater geraten. Vor allen Dingen hatte er dessen Zähigkeit, Tatkraft und Emsigkeit geerbt. Aber das Geschick solcher Söhne, welche eigenartige Väter haben, traf auch ihn: durch die ausgeprägte Persönlichkeit des Vaters hatte die des Sohnes gelitten. Jener hatte sich voll ausgelebt und im Egoismus der starken Natur nie daran gedacht, daß in dem Schatten,

welchen er verbreite, ein kräftiges Gedeihen für den Nachwuchs nicht möglich sei. Er war in seinem Bereiche alles in allem gewesen. Seine Umgebung hatte sich daran gewöhnt, bei allen wichtigen Entscheidungen auf den Vater zu blicken, ihn denken und sorgen zu lassen. Leberecht führte das Regiment im Hause, zunächst über den eigenen Vater, der freiwillig vor ihm zurückgetreten war, später über die Söhne, auch nachdem sie längst zu Jahren gekommen. Unter solchem Drucke hatte sich Traugotts Charakter nicht frei und nicht glücklich entwickelt. Er hatte von den Tugenden seines Vaters die Fehler. Was bei Leberecht Vorsicht war, erschien bei Traugott als Mißtrauen; während jener sparsam war und haushälterisch, war dieser zum Geize geneigt und kleinlich. Der konservative Sinn des Alten war bei dem Sohne in Engigkeit, die Energie in Trotz und Eigensinn ausgeartet.

Und eines war vom Vater auf den Sohn nicht übergegangen: das Glück.

Leberecht Büttner war ein echtes Glückskind gewesen. Er trat als junger Mensch zur rechten Zeit auf den Schauplatz, um das väterliche Gut vor Annexion durch Fremde zu retten, er kam als reifer Mann in Zeiten, wo Tatkraft und Fleiß nicht umsonst vergeudet wurden. Sein Sohn war in anderer Zeit und in veränderter Lage geboren. Er übernahm zwar ein großes Anwesen im besten Stande, aber unter erschwerten Bedingungen. Die Vermögenslage, in welche Traugott Büttner durch die Erbauseinandersetzung mit seinen Geschwistern gekommen, trug den Keim einer großen Gefahr in sich. Alles kam jetzt auf den neuen Wirt an und auf sein Glück. Es kamen schwere Zeiten, denen er sich nicht gewachsen zeigte. Fallende Getreide-

preise, sinkende Grundrente, dazu steigende Löhne und wachsende Ausgaben. Ein schnelleres Getriebe im Geschäftsleben und erschwerte Kreditbedingungen. Alles verwickelte und verschob sich. Mit dem schlichten Verstande allein kam man da nicht mehr durch. Die Ansprüche waren gesteigert auf allen Gebieten. Die alte Wirtschaftsweise, wo man seine Erzeugnisse auf den Markt brachte, mit dem Erlös die Zinsen und Abgaben deckte, und was übrig blieb, mit seiner Familie verzehrte; diese einfache Art, aus der Hand in den Mund zu leben, war gänzlich aus der Mode gekommen. Der neumodische Bauer hielt sich womöglich Zeitungen, las Bücher über Landwirtschaft, studierte die Börsenkurse und die Wetterberichte. Solche Leute nannten sich dann freilich auch nicht mehr Bauern, sondern „Ökonomen", und ließen ihre Söhne freiwillig dienen.

Traugott Büttner hielt am Alten fest, wie es sein Vater bis zu gewissem Grade auch getan hatte. Leberecht Büttner aber hatte sich dem, was gut und nützlich im Neuen war, nie verschlossen, und das tat Traugott. Er verstand seine Zeit nicht, wollte sie nicht verstehen. Er haßte jede Neuerung von Grund der Seele und brachte es darum niemals zu einer Verbesserung. Er glaubte, die neue Zeit mit Verachtung zu strafen und merkte nicht, daß sie achtlos über ihn hinwegschritt und ihm den Rücken wandte. Mürrisch hatte er sich auf sich selbst zurückgezogen, zehrte von seinem Trotze und lebte ein glückliches Leben nur in der Erinnerung an die „gute alte Zeit", die doch ihrerzeit auch mal neu gewesen war.

Manchmal freilich sah er sich doch gezwungen, in das Licht, von dem er sich grollend abgewandt hatte, zu blicken. Um so schmerzhafter blendete ihn dann die

grelle Tageshelle der Wirklichkeit. Dann fuhr er auf aus seiner weltentfremdeten Zurückgezogenheit und beging in heftiger Übereilung verhängnisvolle Irrtümer. Sah er dann durch den Erfolg seines Tuns, daß er verfehlt gehandelt hatte, so versteifte er sich gegen besseres Wissen auf sein gutes Recht. Aber im Innern war ihm nicht wohl dabei zumute, und leicht focht ihn dann Unsicherheit und Verzagen an. Denn wenn er auch nach außen hin nicht um eines Haares Breite nachgab und lieber einen Finger eingebüßt hätte, als ein Zugeständnis zu machen, so stand er doch vor dem Richter in der eigenen Brust häufig als ein Fehlender da. Reue und Zerknirschung war es nicht, was er da empfand. Zum Beugen war sein Bauernnacken zu steif. Weder vor Menschen noch vor Gott liebte er es, sich als Sünder hinzustellen.

Des Büttnerbauern Christentum war ein eigenartig Gemächte, das vor den Augen orthodoxer Theologen wohl als eine Art von Heidentum befunden worden wäre. Sein Verhältnis zu Gott bestand in einem nüchternen Vertrage, der auf Nützlichkeit gegründet war. Der himmlische Vater hatte nach Ansicht des Bauern für gute Ordnung in der Welt, für regelmäßige Wiederkehr der Jahreszeiten, gut Wetter und Gedeihen der Feldfrüchte zu sorgen. Kirchgang, Abendmahl, Kollekte, Gebet und Gesang, das waren Opfer, die der Mensch Gott darbrachte, ihn günstig zu stimmen. War das Wetter andauernd schlecht oder die Ernte war mißraten, dann grollte der Bauer seinem Schöpfer, bis wieder bessere Zeit kam. Von der Buße hielt er nicht viel. Um das Fortleben nach dem Tode kümmerte er sich wenig, sein Denken und Sorgen war ganz auf das Diesseits gerichtet. Was der Herr Pastor sonst noch

sagte: von der Aneignung der göttlichen Gnade, dem stellvertretenden Opfertode Christi und der Wiedergeburt im Geiste, das hörte er sich wohl mit an, aber es lief an seinem Gewissen ab, ohne Eindruck zu hinterlassen. Dergleichen war ihm viel zu weit hergeholt und verwickelt. Das hatten sich wahrscheinlich die Gelehrten ausgedacht: die Studenten und die Professoren, oder wie sie sonst hießen. Er trug ein deutliches, höchst persönliches Bild von seinem Gotte in der Seele. Er wußte ganz genau, wie er zu dem da oben stand; es bedurfte keines Vermittlers, um ihn zu Gott zu führen. Manchmal in früher Morgenstunde, wenn er auf dem Felde stand, allein, und die Welt erstrahlte plötzlich in überirdischem Glanze, dann fühlte er Gottes Nähe, da nahm er die Mütze vom Haupte und sammelte sich zu kurzem Gebet. Oder ein Wetter brauste daher über sein Haus und Land mit Blitzschlag und Donnergrollen, dann spürte er Gottes Allmacht. Oder nach langer Dürre ging ein befruchtender Regen nieder, dann kam der Allmächtige selbst hernieder auf seine Erde. In solchen Augenblicken ließ der Alte etwas wie eine Weihestimmung in sich aufkommen. Sonst liebte er das Hingeben an Gefühle nicht. Er war kein Beter. Des Abends beim Abendläuten nahm er aus alter Gewohnheit die Mütze ab, sobald die Glocke anschlug, und sprach sein Vaterunser; das war aber auch alles. Im übrigen mußte der sonntägliche Gottesdienst für die Woche aushalten.

Je älter der Bauer wurde, desto mehr zog er sich auf sich selbst zurück, umgab sich mit einem Mantel von Welthaß und Menschenverachtung. Und je einsamer er sich so machte, desto stärker wurde doch in ihm das Bedürfnis, welches tief in der Brust eines jeden Menschen lebt: sein Leben über den Tod hinaus fort-

zusetzen, seine Persönlichkeit nicht untergehen zu sehen, seinen Werken die Fortdauer zu sichern, daß er nicht der Vergessenheit anheimfalle, die Erinnerung an ihn nicht ausgelöscht werde wie die Fußspur im Sande. Wäre er eine mystisch angelegte Natur gewesen, so hätte er sein Heil in der Gläubigkeit gesucht. Aber er war derb und nüchtern, ein Bauer; alle seine Triebe waren der lebendigen Wirklichkeit zugewandt. Darum konnte ihm die Seligkeit, wie sie das Christentum versprach, wenig Trost gewähren. Ein Himmel mit rein geistigen Freuden bot ihm keine Anziehung. Er wollte nicht Verklärung, er wollte Fortsetzung der Wirklichkeit, an der sein Ich mit allen Fasern hing. Er war ein Sohn der Erde. Was er hier gewesen, was er auf dieser Welt geschaffen und gewollt, sollte ewigen Bestand haben.

Es konnte darum keine bitterere Erfahrung für den alten Mann geben, als mit ansehen zu müssen, wie sein Lebenswerk mehr und mehr dem Untergange entgegensteuerte. Von allen Seiten sah er feindliche Mächte vordringen, die ihm das entreißen wollten, was er aus der Hand seines Vaters als das köstlichste Erbteil empfangen hatte: sein Gut. Und in seinem Kummer war ein Stachel verborgen; ein Tropfen gab dem Kelche den bittersten Beigeschmack: der Selbstvorwurf. Er wollte es sich nicht eingestehen, aber er mußte es doch fühlen, das wurmende und brennende Bewußtsein, daß er selbst die Schuld trug. Solche Erkenntnis kam nur blitzartig über ihn. Er wußte die selbstklägerische Stimmung wohl zu verscheuchen. Andere waren schuld, nicht er! die schlechten Zeiten, die Verhältnisse. Haß gegen die Welt, das war der beste Trost, Ingrimm das beste Schutzmittel des Trotzigen gegen die gefürchtete Reue.

Einen wirklichen Trost hatte er, und an diesen klammerte er sich mehr und mehr mit der verzweiflungsvollen Kraft des Sinkenden: seinen Sohn Gustav. Wenn jemand ihn retten konnte, so war er es. Das Zeug hatte der Junge dazu. In Gustav sah er ein Stück vom Großvater, Leberecht, wieder lebendig werden.

Zweites Buch.

I.

Eines Tages wurde dem Büttnerbauer ein Schreiben vom Amtsgericht zugestellt. Es war ein Zahlungsbefehl. Das Gesuch dazu war von Ernst Kaschel gestellt, welcher Zahlung seiner siebzehnhundert Mark nebst Zinsen und Kosten verlangte, widrigenfalls er mit Zwangsvollstreckung drohte.

Die Nachricht schlug wie ein Blitzstrahl ein. Trotz seiner mangelhaften Kenntnis von der Rechtspflege begriff der alte Mann doch sofort, was das zu bedeuten habe. Nun stand es fest, daß Kaschelernst seinen Untergang wollte; dies hier war die Waffe, mit der er ihm auf den Leib rückte. Zwangsvollstreckung und in letzter Linie Zwangsversteigerung des Gutes, darauf hatte der Kretschamwirt es abgesehen.

Der Büttnerbauer hatte in seinem Leben mehr als ein Gut der Nachbarschaft unter dem Hammer weggehen sehen. Manchen Bauern hatte er gekannt, der als wohlhabender Mann angefangen und schließlich mit dem weißen Stabe in der Hand aus dem Hofe geschritten war. Zwangsversteigerung! Der Gedanke daran konnte einem das Blut in den Adern gerinnen machen. Das war das Ende von allem! Der Bauer, dem das geschah, war gestrichen aus der Liste der

Lebenden, losgerissen von seinem Gute, ausgerodet, hinausgeworfen auf die Landstraße, wie man ein Unkraut aus dem Acker rauft und über den Zaun wirft. —

Gustav war der einzige von der ganzen Familie, mit dem der Bauer von diesem neuesten Unglück sprach. Gustav sah sofort die Gefährlichkeit der Lage ein. Er sagte sich, daß etwas geschehen müsse, um die angedrohte Maßregel zu verhindern. Zunächst schien es immer noch das vernünftigste, mit Kaschelernst selbst Rücksprache zu nehmen. Am Ende ließ er sich doch dazu bringen, Stundung zu gewähren, vor allem, wenn man ihm vorstellte, daß er sein Geld bei einer Zwangsvollstreckung kaum herausbekommen und im Falle der Versteigerung sogar gänzlich einbüßen werde. Dadurch gewann man Frist, und währenddessen gelang es vielleicht, von anderer Seite Hilfe zu schaffen.

Gustav ging also noch am selben Morgen, als die Urkunde vom Gericht eingetroffen war, nach dem Kretscham. Leicht wurde ihm der Gang nicht. Er würde bitten müssen, auf alle Fälle sich demütigen vor den Verwandten. Dabei war ihm die ganze Familie widerlich. Seinen Onkel Kaschel hatte er nie ausstehen mögen. Wenn er an seine Cousine Ottilie dachte, hätte ihm übel werden können. Und auch mit seinem Vetter Richard stand er auf gespanntem Fuße, seit er ihn als Jungen einmal windelweich geprügelt. Gustav hatte den Vetter nämlich dabei überrascht, wie er mit dem Pustrohre nach einem Huhn schoß, das er an einen Baum angebunden hatte als lebendige Zielscheibe. Diese Züchtigung hatte Richard Kaschel wohl nicht so leicht vergessen.

Gustav traf in der Schenkstube seine Cousine Ottilie. Er fragte sie ohne Umschweife nach dem Vater. Der

sei im Keller mit Richard und ziehe Bier ab, erklärte das Mädchen, verlegen kichernd. Dann bat sie den Vetter, doch ins gute Zimmer zu treten. Dieser Raum lag neben der großen Gaststube und unterschied sich von ihr in seiner Ausstattung eigentlich nur durch ein Paar schlechte Öldrucke, welche den Kaiser und die Kaiserin darstellten.

Hier mußte Gustav Platz nehmen. Ottilie war übergeschäftig um ihn bemüht, ihm einen Stuhl zurechtzurücken und den Tisch vor ihm mit einem Tuche abzuwischen. Dabei blinzelte sie den Vetter mit vielsagendem Lächeln von der Seite an. Er sei von der Stadt her verwöhnt, zirpte sie mit erkünstelt hoher Stimme, aber er müsse eben hier vorlieb nehmen mit dem, was er vorfände. Es sei doch recht langweilig in Halbenau. Warum sich denn der Vetter nicht öfter mal blicken lasse. Und zum Tanze sei er noch gar nicht gesehen worden im Kretscham. Die Mädchen hier seien ihm wohl nicht fein genug? —

Gustav antwortete kaum auf ihre Bemerkungen. Er witterte etwas von Eifersucht in dem Wesen der Cousine. Hübsch war sie nicht mit ihrem Kropfansatz, der langen, überbauten Figur und dem schiefen Munde, der neuerdings eine Zahnlücke aufwies. Doch dafür konnte sie schließlich nichts. Aber was für eine Schlampe sie war! So herumzulaufen! Mit zerrissenen Strümpfen, zerschlissener Taille und ungemachtem Haar. Und so was wollte die reichste Erbin in Halbenau sein! Gustav stellte unwillkürlich Vergleiche an zwischen ihrer Schmuddelei und der Sauberkeit, die stets um Pauline herrschte.

Ottilie lief plötzlich hinaus. Er glaubte, es sei, um den Vater herbeizuholen. Eine ganze Weile hatte er zu warten. Dann kam das Mädchen zurück, aber

ohne den Wirt. Sie brachte vielmehr ein Brett mit Frühstück darauf. Da waren verschiedene Flaschen und Schüsseln. Freundlich lächelnd setzte sie das vor den Vetter hin.

Gustav war ärgerlich. Zwar ein Kostverächter war er nie gewesen, und bei den Eltern ging es neuerdings schmal genug her; ein Frühstück nahm er immer gern an. Aber von der hier bewirtet zu werden, das paßte ihm ganz und gar nicht. Ihr Anblick konnte ihm jeden Appetit verderben.

Ottilie schien den Widerwillen nicht zu bemerken, den sie einflößte. Sie schenkte ein, zunächst ein Glas Bier, neben das sie noch zur Auswahl ein kleineres Glas mit rötlichem Inhalt stellte. Dann setzte sie sich ihm gegenüber an den Tisch und sah ihm zu, wie er aß und trank, mit dem Ausdrucke innigster Befriedigung in ihren Zügen.

Es entging ihm nicht, daß sie sich inzwischen eine andere Taille angezogen hatte. Er mußte unwillkürlich lächeln über so viel verlorene Mühe. Schöner sah sie in dem rot und gelb gemusterten Zeuge auch nicht aus mit ihrer flachen Brust und der gelblichen Hautfarbe. Das Mädchen tat sein Möglichstes, um den Vetter zum Zulangen zu bringen. Nach jedem Schlucke, den er nahm, schenkte sie nach, so daß der Inhalt des Glases niemals abnahm.

Gustavs gesunder Appetit hatte bald den anfänglichen Widerwillen überwunden. Zudem fragte er sich, warum er die Torheit des Frauenzimmers nicht ausnutzen solle. Er ließ sich seines Onkels Bier, Schnaps und Schinken gut schmecken.

Als er sich soweit gesättigt hatte, daß er nicht mehr imstande war, noch einen Bissen herunterzubringen, schob

er den Teller von sich. Ottilie sprang auf, holte Zigarren und brannte ihm eigenhändig eine an.

Er bat sie, daß sie nun den Vater aus dem Keller holen möge. Sie meinte darauf, das habe ja noch Zeit. Man habe sich doch so mancherlei zu erzählen, wenn man sich so lange nicht gesehen. Dabei wechselte sie den Platz, setzte sich an seine Seite. Das wurde ihm doch zu viel des Guten. Es bedurfte einer sehr energischen Aufforderung von seiner Seite, daß sie sich bewogen fühlte, endlich den Vater herbeizurufen.

Der Wirt erschien, wie gewöhnlich, in Pantoffeln, die Zipfelmütze auf dem Kopfe, die Hände unter der blauen Schürze. Hinter ihm sein Sohn wußte die Haltung des Vaters vortrefflich nachzuahmen. Nach Kaschelscher Art begrüßten sie Gustav mit Kichern und Grinsen, das sich bei jedem Worte, das gesprochen wurde, erneuerte.

„Ottilie! Ich nahm o eenen!“ rief der Wirt. „Vun an Bierabziehn kann eens schon warm warn. Newohr, Richard?“

Der Sohn feixte dummdreist und schielte falsch verlegen nach dem Vetter hin. Er mochte an die Lektion denken, die er von dem einstmals empfangen hatte.

Gustav, um etwas zu sagen, fragte, ob Richard nicht bald zu den Soldaten müsse. Da erhellten sich die Gesichter von Vater und Sohn gleichzeitig. Der Alte meinte schmunzelnd: „Ar is frei gekummen. Ju, ju! Richard is militärfrei!“ Gustav sprach seine Verwunderung darüber aus, Richard habe doch seines Wissens kein Gebrechen. „Nu, mir wußten och nischt dervon sulange. Aber der Herr Oberstabsarzt meente, er hätte Krampfadern an linken Beene. Ju, ju! Krampfadern taten se's heeßen. Newohr, Richard?

Und da wurd' 'r zuricke gestellt. Nu, ich ha' natirlich nischt ne dadergegen, und der Junge erscht recht ne. Newohr, Richard?" Der alte Kaschel schüttelte sich vor Lachen. Er schien es für einen besonders genialen Streich seines Sohnes anzusehen, daß er infolge seiner Krampfadern militäruntüchtig war. Gustav hätte gern offen heraus gesagt, was ihm auf der Zunge lag, daß dem Bengel die militärische Zucht gewiß recht gut getan haben würde, aber er unterdrückte die Bemerkung. Er hütete sich, in diesem Augenblicke etwas zu äußern, was den Onkel hätte verdrießen können. Er war ja als Bittsteller hierher gekommen.

Er begann nunmehr mit seinem Anliegen herauszurücken. Sobald der Onkel merkte, daß von Geschäften gesprochen werden solle, schickte er Ottilien aus dem Zimmer. Zu Gustavs Verdrusse blieb aber Richard anwesend. Gustav saß an der breiten Seite des Tisches, die beiden Kaschels ihm gegenüber. In den Angesichtern von Vater und Sohn, deren Ähnlichkeit hier, wo sie so dicht beieinander waren, in unangenehmster Weise sich aufdrängte, lauerte die nämliche, unter blöder Miene verborgene dreiste Schlauheit.

Sie ließen den Vetter reden. Lächelnd, hin und wieder mit den Augen zwinkernd, hörten sie sich seinen Bericht mit an. Gustav sprach mit Offenheit. Die mißliche Lage seines Vaters war ja doch nicht mehr zu verbergen. Er erklärte, daß, bestünde der Onkel auf seiner Forderung, der Bankrott des Bauern sicher wäre. Dann bat er den Onkel, sich noch zu gedulden. Die Zinsen seiner Forderung sollten pünktlich gezahlt werden, dafür wolle er sich persönlich verbürgen. Mit der Zeit würde man auch an ein Abzahlen des Kapitals gehen. Wenn der Onkel es aber zum äußersten treibe,

dann sei das Gut verloren und damit auch seine Forderung.

Gustav hatte sich das, was er sagen wollte, vorher wohl überlegt. Aber, wie das so geht, er sagte schließlich ganz andere Dinge und brauchte ganz andere Wendung, als er beabsichtigt. Die Ruhe der beiden, die ihn nicht mit einem Worte unterbrachen, warf ihm seinen ganzen Entwurf über den Haufen. Er hatte sich vorgenommen, mit Begeisterung zu sprechen, hatte den Onkel mit warmen Worten an das Familieninteresse mahnen wollen. Sollte denn dieses Gut, das so lange im Besitze der Familie gewesen, unter dem Hammer weggehen? Sollte der Bauer als alter Mann von Haus und Hof getrieben werden und mit seinem grauen Haar auf das Almosen der Gemeinde angewiesen sein? Das könne doch der Onkel nie und nimmer verantworten! Das werde er doch nicht mit ansehen wollen! Das sei man doch der Familie schuldig, solche Schmach zu verhindern! er habe ja doch eine Tochter aus dem Büttnerschen Gute zur Frau gehabt; um des Andenkens der Verstorbenen willen möge er doch seine Hilfe nicht versagen! — So etwa hatte der junge Mann zu seinem Verwandten sprechen wollen.

Aber er fühlte es, diesen Rattengesichtern gegenüber mit ihrer lauernden Bosheit war jede Begeisterung weggeworfen. Durch jedes wärmere Wort mußte er sich lächerlich machen. Er merkte, wie er immer unsicherer wurde und wie der Widerwille gegen das, was er sagte, ihm zum Halse stieg. Was hatten denn diese beiden da in einem fort zu nicken, zu winken und mit den Augen zu zwinkern. Einer genau wie der andere, als bestände eine geheime Verbindung zwischen Vater und Sohn, als verständen sie ihre Gedanken, ohne ein-

ander anzusehen. Sie belustigten sich wohl gar über ihn? Alles was er hier vorbrachte, diente am Ende nur ihrer anmaßenden Schadenfreude zur willkommenen Nahrung!

Ziemlich unvermittelt fragte Gustav auf einmal: Was der Onkel eigentlich bezwecke mit seiner Kündigung? Ob er es etwa zur Subhastation des Bauerngutes treiben wolle, um das Gut dann selbst zu erstehen?

Kaschelernst wich dieser Frage aus, sich nach seiner Art hinter ein Lachen versteckend. Aber der Neffe ließ diesmal nicht locker. Weshalb er das Geld gekündigt und den Zahlungsbefehl veranlaßt habe, wolle er wissen. Das müsse seinen ganz besonderen Grund haben, denn der Onkel wisse recht gut, daß der Bauer im gegenwärtigen Augenblick nicht imstande sei, ihn zu befriedigen.

Der Onkel fragte dagegen: Ob das nicht sein gutes Recht sei? Kaschelernst war jetzt selbst etwas aus seinem gewohnten Gleichmut gekommen. Gustav sah ihn zum ersten Male aus der Rolle des harmlosen Biedermannes fallen.

Man war inzwischen auf beiden Seiten aufgestanden. Der Tisch befand sich noch immer zwischen Gustav und den Kaschels.

Gustav wiederholte noch einmal seine Frage, ob der Onkel den Zahlungsantrag zurückziehen wolle.

„Ich war an Teifel tun!" rief Kaschelernst protzig. Der Sohn kicherte dazu.

Gustav fühlte, daß er seine Wut nicht länger bändigen könne. Er mußte irgendetwas tun, sich Luft zu verschaffen: die beiden beleidigen, die Kränkung vergelten.

Er preßte die Stuhllehne vor sich zwischen seinen Fäusten. Jetzt hatte es keinen Sinn mehr, diesen hier

seinen Haß zu verbergen. Mit bleichen Wangen und der keuchenden Stimme des aufsteigenden Zornes sagte er: „'s is schon gut so! Ich hätt' mer's eegentlich denken können. Nu weeß ich's aber, wie's steht! Ihr steckt mit dem Harrassowitz unter eener Decke. Na, Ihr seid eene schöne Sorte Verwandte. Ich komme über Eure Schwelle nich mehr, davor seid 'r sicher! Pfui Luder über solches Pack. — Schamt eich!" — Damit ging er, auf seinem Wege durch das Zimmer an verschiedene Stühle und Tischkanten anrennend.

Der Kretschamwirt lief dem Neffen nach. Von der Tür aus rief er hinter ihm drein: „Warte mal! Wart ack, Kleener! Ich ha' noch a Wörtel mit d'r. Wenn d'r und 'r denkt, ihr kennt mich lapp'g machen, da seit 'r an Falschen geraten. Dei Vater is immer a Achse gewast, ar hat keenen größern in seinem eegnen Stalle stiehn. Sicke dumme Karlen, die brauchen gar kee Pauerngutt. Ob sei Gutt ungern Hammer kimmt, ob's d' ihr alle zusammde betteln gihn mißt, das is mir ganz egal! Verreckt Ihr meintswegen! Mit eich ha'ch kee Mitleed — ich ne!"

Gustav war schon außer Hörweite und vernahm die weiteren Schimpfreden nicht, die ihm der Onkel noch auf die Gasse nachrief.

* * *

Gustav wollte, da er bei dem Kretschamwirt nichts ausgerichtet hatte, seinen Onkel Karl Leberecht Büttner aufsuchen und dessen Hilfe anrufen. Freilich war dazu eine Eisenbahnfahrt von mehreren Stunden nötig. Aber er meinte, diese Ausgabe nicht scheuen zu dürfen, denn es blieb tatsächlich die letzte Hoffnung. Der Onkel

war wohlhabend; vielleicht konnte man ihn dazu bringen, etwas für seinen leiblichen Bruder zu tun.

Ehe Gustav die Garnison verlassen, hatte er sich noch einen Anzug von dunkelblauem Stoff anfertigen lassen. Pauline fand, daß ihm die neuen Kleider ausgezeichnet stünden. Auch einen ziemlich neuen Hut besaß er und ein paar Stiefeln, die noch nirgends geflickt waren. So konnte er denn die Reise guten Mutes wagen. Er wollte bei den Verwandten in der Stadt nicht den Eindruck eines Bettlers machen. Sie sollten sehen, daß sie sich der in der Heimat zurückgebliebenen Familienglieder nicht zu schämen brauchten.

So trat er die Fahrt an. Angemeldet hatte er sich nicht bei den Verwandten, damit sie ihm nicht abschreiben konnten. Denn Gustav war sich dessen wohl bewußt, daß man ihm und den Seinen nicht allzu günstig gesinnt sei von jener Seite. Das hatte sich ja auch in der plötzlichen Kündigung der Hypothek im Frühjahre ausgesprochen.

Der alte Bauer hegte nicht die geringste Hoffnung, daß die Reise seines Sohnes irgendwelchen Erfolg haben könne. Er hielt nicht viel von Karl Leberecht. Der Bruder war ihm im Alter am nächsten gewesen von den Geschwistern. Sie hatten sich als Jungen stets in den Haaren gelegen. Karl Leberecht war lebhaft gewesen und geweckt, zu allerhand Streichen aufgelegt, ein „Sausewind und Würgebund“, wie ihn der Bauer noch jetzt zu bezeichnen pflegte, wenn er von dem jüngeren Bruder sprach. Gustav ließ sich jedoch durch das Abreden des Vaters nicht irre machen. Karl Leberecht mochte in der Jugend gewesen sein wie er wollte, er hatte es jedenfalls zu etwas gebracht im Leben. Und er war und blieb auf alle Fälle der Bruder des Vaters.

Vielleicht schlummerte der Familiensinn doch noch in ihm, und es bedurfte nur der richtigen Ansprache, um ihn zu wecken.

Aus dem Briefe, welchen damals der Vetter — der wie er den Namen Gustav trug — geschrieben hatte, ersah er, daß das Materialwarengeschäft von Karl Leberecht Büttner und Sohn am Marktplatze gelegen war. Dorthin richtete Gustav also seine Schritte. Nach einigem Suchen fand er die Firma, die in goldenen Lettern auf schwarzem Untergrunde weithin leuchtend prangte.

Es war ein eigenes Gefühl für den jungen Menschen, seinen eigenen Namen auf dem prächtigen Schilde zu lesen. Gustav ging nicht sofort in den Laden hinein, eine geraume Weile betrachtete er sich erst das Geschäft von außen mit ehrfurchtsvoller Scheu. Das war ja viel größer und glänzender, als er sich's vorgestellt hatte.

Das Büttnersche Geschäft bestand aus einem geräumigen Eckladen, der mit zwei Schaufenstern nach dem Markte hinaus blickte und außerdem noch mehrere kleinere Fenster nach einer Seitengasse hatte. Eine reiche Auswahl von Verkaufsartikeln lag da ausgestellt: Kaffee und Tee in Glasbüchsen, Seifen, Biskuits in Kästen, Lichte in Paketen, Südfrüchte, Tabak, Viktualien aller Art, Spezereien, Droguen. In dem einen der vorderen Schaufenster saß ein Chinese, der mit dem Kopfe wackelte. Auf einem Plakate, welches Karawanentee anpries, war ein Kamel abgebildet, von einem Araber geführt, auf dem Rücken einen mächtigen Berg von Ballen tragend.

Gustav stand da, staunend. Obgleich er als Soldat mehrere Jahre in einer größeren Stadt kaserniert gewesen, war doch das Landkind lebendig in ihm geblieben.

Alles Fremde, besonders wenn es unverständlich war, imponierte ihm gewaltig. Die Schaufenster mit den vielen fremdartigen Dingen bestärkten ihn in der Vermutung, daß der Onkel doch sehr reich sein müsse. Und wenn man bedachte: der Mann stammte aus Halbenau! Hatte das Vieh gehütet und Mist aufgeladen wie jeder andere Bauernjunge. Dann war er davongelaufen, weil's er daheim nicht mehr ausgehalten; wohl hauptsächlich, weil sein Vater, der alte Leberecht, ihn nicht aufkommen lassen wollte neben dem älteren Bruder und Erben des Hofes. So war er denn in die Fremde gegangen, hatte alles Mögliche erlebt und erfahren, hatte die verschiedensten Lebensstellungen innegehabt. Markthelfer war er unter anderem gewesen. Als solcher hatte er in ein Grünwarengeschäft geheiratet und damit den Grund zu seinem Vermögen gelegt.

Ja, in der Stadt da konnte man es noch zu etwas bringen! In Gustav stieg ein bitteres Gefühl auf, als er sich hier umsah und das Leben und Treiben ringsum betrachtete: den Marktverkehr, die Häuserreihen, die glänzenden Läden. — Wenn man damit die Öde der dörfischen Heimat verglich! Er fühlte sich etwas herabgestimmt in seinem Selbstbewußtsein und seiner Zuversicht, trotz des neuen Anzugs. Die Verwandten würden ihn doch am Ende nicht als voll ansehen. — Nachdem er eine Weile vor dem Laden auf und ab gegangen, entschloß er sich schließlich doch, hineinzugehen.

Eine ganze Anzahl junger Leute war dort tätig. Der eine von ihnen, ein langer schmächtiger, mit einer Brille, fragte den Eintretenden, was zu Diensten stünde. Gustav nannte seinen Namen und sagte, daß er mit dem Onkel zu sprechen wünsche. Der junge Herr sah sich den Fremden daraufhin genauer mit forschenden

Blicken durch seine Brillengläser an. Der Vater sei leider nicht im Laden, erklärte er.

Also, das war der Vetter! Gustav maß den Mann, der seinen Namen trug, mit neugierigen Blicken. Ein ziemlich großer, hagerer Mensch von gebückter Haltung stand vor ihm. Dem Manne sah man es nicht an, daß sein Vater auf dem Lande geboren, daß alle seine Vatersvorfahren durch Jahrhunderte hinter dem Pfluge hergeschritten waren. Und doch war in dieser Schulmeistererscheinung eine gewisse Ähnlichkeit mit den Verwandten nicht zu verkennen. Die Kopfform, die großen Hände und Füße, der Haarwuchs erinnerte an die Büttners von Halbenau.

Zwischen den beiden Vettern gab es eine Verlegenheitspause. Sie waren durch das Gefühl bedrückt, in naher Blutsverbindung zu stehen und einander doch unendlich fremd zu sein. Man maß sich mit spähenden, mißtrauischen Blicken und wußte einander nichts zu sagen. Gustav, der Bauernsohn, verachtete im geheimen diesen dürren Bläßling, der tagein, tagaus hinter dem Ladentisch stehen und die Kunden bedienen mußte. Aber seine Verachtung war dabei nicht ganz frei von einem gewissen Neid, den das Landkind der Überlegenheit des Städters gegenüber selten verwindet. Und Gustav, der Mitinhaber der Firma Karl Leberecht Büttner und Sohn, belächelte seinen Vetter vom Dorfe mit den unbeholfenen Manieren.

Ein paar Leute vom Markt kamen herein, die bedient sein wollten. Nachdem die Kunden abgefertigt waren, schlug der Kaufmann seinem Vetter vor, in die Wohnung des Vaters zu gehen; der „Alte" werde wohl zu Haus sein. Er gab ihm einen Lehrling mit, damit er den Weg finde. Unter Führung eines halb-

wüchsigen Bürschchens gelangte Gustav so zur Wohnung der Verwandten.

Mit dem Onkel fand sich Gustav schneller zurecht als mit dem Vetter. Der Mann war wirklich sein Blutsverwandter. Der grobe, derbknochige Alte mit bartlosem, gerötetem Gesicht und buschigem, grauem Haar sah dem Büttnerbauer nicht unähnlich. Wäre nicht das gestickte Käppchen auf dem Kopfe, die Saffian-pantoffeln und die Kleider von städtischem Schnitt gewesen, hätte man Karl Leberecht Büttner wohl für einer Halbenauer ansprechen können. In seinem Augenblinzeln und dem verschmitzten Lächeln kam die Bauernpfiffigkeit zum Ausdruck. Auch in seiner Aussprache waren noch heimatliche Anklänge zu finden. Mit derber Herzlichkeit empfing er den Sohn seines Bruders.

Der Neffe wurde zum Niedersetzen aufgefordert, bekam ein Glas Wein vorgesetzt und mußte erzählen, zunächst über die Familie, sodann von anderen Leuten aus Halbenau, auf die sich der alte Mann noch besann. Freilich, über viele, nach denen der Onkel fragte, vermochte Gustav keine Auskunft zu geben; sie waren gestorben, weggezogen, verschollen.

Die Teilnahme, welche der Alte an den Tag legte für diese Dinge, stärkte Gustavs Zuversicht. Der Onkel hatte noch nicht allen Sinn verloren für die Heimat; soviel stand fest! Als der alte Mann sich nach der Lage des Gutes und der Wirtschaft erkundigte, benutzte Gustav die Gelegenheit, ihm die Not zu eröffnen, in welcher sich sein Vater befand.

Karl Leberecht Büttner war sichtlich überrascht. Er schüttelte wiederholt den Kopf. „Na so was! Na solche Sachen!“ war seine Rede. Daß es mit seinem Bruder nicht glänzend stehe, hatte er sich ja gedacht, aber daß

es so schlimm sei! . . . Er seufzte; sein Gesicht nahm einen trüben Ausdruck an.

Durch diese Anzeichen ermutigt, rückte Gustav mit seinem Ansinnen heraus: der Onkel solle die eingeklagten siebzehnhundert Mark an Kaschelernst auszahlen und dafür dessen Hypothek übernehmen.

Karl Leberecht runzelte die Stirn, zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte starr vor sich hin, die Backen aufblasend — genau wie es der Büttnerbauer machte, wenn ihm etwas überraschend kam — dann rückte er sich auf seinem Sitze zurecht, meinte, die Sache sei bös; ließ sich Gustavs Plan aber doch noch einmal auseinandersetzen.

Gustav sprach mit Lebhaftigkeit und Wärme. Er redete alles, was er auf dem Herzen hatte, herunter. Dem Onkel gegenüber wurde es ihm leicht, da stockte ihm nicht das Wort auf der Zunge wie neulich vor den Kaschels. Er bestürmte den alten Mann, er stellte ihm die Sache im günstigsten Lichte dar und wunderte sich beim Sprechen selbst über die eindringlichen Worte, die er fand.

Der Alte kratzte sich hinter dem Ohre, sprach von den schlechten Zeiten und meinte, er habe alles Geld im Geschäfte stecken; aber er lehnte nicht völlig ab. Seine Einwendungen wurden immer schwächer. Halb und halb schien er der Sache gewonnen.

Gustav frohlockte in seinem Innern; nun glaubte er gewonnenes Spiel zu haben. Er beschloß, die Gunst der Lage auszunutzen und bat den Onkel, auch die Zinsen und Kosten mit zu belegen.

Der Alte sagte nicht ja und nicht nein. Die Sache schien ihm Unruhe zu bereiten. Er lief im Zimmer umher, kraute sich den Kopf, rieb die großen Bauern-

fäuste gegeneinander, fiel beim Sprechen unwillkürlich in den Dialekt seiner Jugend zurück; der deutlichste Beweis, daß er innerlich erregt war. „Ne ne! Su schnell gieht das ne! Ihr denkt wohl uff'n Dorfe, wir hier in der Stadt, wir hätten's Geld wie Hei. Wenn's eich schlacht gieht, mit uns stieht's erscht racht schlacht mit'n Geschäften. Wenn de Bauern, und se kommen nich in de Stadt zum Einkaufen, das merken mir gar sehre im Handel. Geld is gar keens da. Und nu gar ich! Wenn ich auch gerne mechte, und ich wollte Traugotten helfen, kann ich denn, wie ich mechte! Unser Geschäft! — Nu ja, die Firma Büttner und Sohn kann sich sehen lassen."

Hier machte er in seinem Rundgange Halt und fragte den Neffen, ob er sich den Laden angesehen habe. Gustav bejahte und gab seiner Bewunderung unverhohlenen Ausdruck. Dem Alten tat das sichtlich wohl, er schmunzelte über das ganze Gesicht. „Und da sollt'st de erscht mal unser Lager sahn!" rief er. „Hernachen da wird'st de Maul und Nase ufreißen. Na, Gustav mag dr's mal zeigen 's Lager. So was gibt's in Halbenau freilich nich!" —

Karl Leberecht hegte noch die naive Freude des Emporkömmlings an seinem Glücke. Es war ihm ein Genuß, sich dem armen Verwandten gegenüber in seinem Wohlstande und Überflusse zu zeigen. Er sprach von dem Umsatze, den er jährlich habe, von den Leuten, die er beschäftige und den Löhnen, welche er zahle, er brüstete sich mit seinen Geschäftsverbindungen. Dann erzählte er wie er von ganz klein angefangen, mit nichts. Er rühmte sich seiner armseligen Herkunft und kargte nicht mit Selbstlob. Seiner Tüchtigkeit allein verdanke er es, daß er jetzt so dastehe. Er wolle dem Neffen

mal auseinandersetzen, warum der Büttnerbauer und der ganze in Halbenau zurückgebliebene Teil der Familie es zu nichts gebracht habe. Dabei stellte er sich protzig vor Gustav hin, und legte ihm die Hände auf die Schultern: „Siehste! Ihr Pauern megt noch so sehr schuften und würgen, ihr megt frih uffstehn und den ganzen Tag uf'n Flecke sein, ihr megt sparen und jeden Pfeng umdrehn, wie dei Vater 's macht, das nutzt eich alles nischt! Ihr bringt's doch zu nischt, ihr Pauern! Vorwärts kommt ihr im Leben nich, eher rückwärts! Und das will ich dir sagen, woran das liegt: das liegt daran, daß ihr nich rechnen kennt. Was a richtiger Pauer is, der kann nich rechnen. Und wer nicht rechnen kann, der versteht och von Gelde nischt, und zu'n Geschäfte taugt er dann schon gar nischt. Heitzutage muß eener rechnen kennen; das is die Hauptsache. Sieh mich amal an! Ich bin in Halbenau uf de Schule gegangen. Ich ha och nich mehr gelernt als dei Vater. Ich war a rechter Nichtsnutz als Junge, das kannst de globen! Aber, siehst de, rechnen hab ich immer gekunnt. Da war ich immer a Lumich! Siehst de! Und dadermit ha ich's gemacht. Damit ha' ich mich durch de Welt gefunden. Und wer bin ich jetzt, und was seid ihr! — Darum werd't ihr Pauern 's och nie nich zu was bringen, weil, daß ihr nicht ordentlich rechnen kennt."

Gustav, für den diese Auseinandersetzung nicht gerade schmeichelhaft war, fühlte doch keine Veranlassung, dem Onkel zu widersprechen. Er kannte nur einen Wunsch, die Zusage von dem Alten zu erlangen; darum mußte man ihn bei guter Laune zu erhalten suchen. Er kam wieder auf sein Verlangen zurück.

Der Onkel klopfte ihm auf die Schulter und lächelte ihn freundlich an. Er wolle sehen, was sich tun lasse,

meinte er, und er sei nicht so einer, der seine Blutsverwandten im Stiche lasse; aber eine bindende Zusage gab er nicht. Er könne nichts Bestimmtes versprechen, erklärte er schließlich, von Gustav gedrängt; da hätten noch andere ein Wort mitzusprechen.

Im Nebenzimmer hatte Gustav zwischendurch Stimmen gehört, wie es ihm klang: weibliche Stimmen. Und zwar schien sich eine ältere mit einer jüngeren Frauensperson zu unterhalten. Schließlich tat sich die Tür auf, und ins Zimmer trat eine alte Frau: die Tante, wie Gustav richtig vermutete.

Sie war um einige Jahre älter als ihr Gatte. Die grauen Haare trug sie unter einer Morgenhaube mit lila Bändern. Sie musterte den fremden jungen Mann, aus kleinen Maulwurfsaugen neugierig spähend. Ihr altes, verwelktes Gesicht nahm sofort einen beleidigten Ausdruck an, als sie vernahm, daß er ein Büttner aus Halbenau sei. Mit diesen Bauersleuten hatte sie nie etwas zu tun haben wollen. Sie würdigte den Neffen keiner Anrede, nahm den Gatten beiseite und redete in ihn hinein, wispernd und hastig, mit einer Stimme, welche durch die Zahnlosigkeit so gut wie unverständlich wurde. Gustav konnte nicht verstehen, was sie sagte, er merkte nur an ihrem ganzen Benehmen, daß die Tante wenig zufrieden mit seiner Anwesenheit sei. Der Onkel schien sich vor ihr zu entschuldigen. Sein Wesen machte nicht mehr den zuversichtlichen Eindruck wie zuvor. In ihrer Gegenwart erschien er minder selbstbewußt, ja geradezu kleinlaut.

„Pfeift der Wind aus der Ecke!“ dachte Gustav bei sich. Also der Onkel war nicht Herr im eigenen Hause! Da mußte er freilich für das Gelingen seiner Pläne zittern.

Bald kamen auch noch die anderen Mitglieder der Familie herbei: der Vetter, welchen Gustav vom Laden her kannte, und eine Cousine. Eine Anzahl anderer Kinder hatte geheiratet und befand sich außer dem Hause. Die Cousine war das jüngste Kind der Ehe und stand im Anfang der zwanzig. Sie hätte können hübsch sein, wenn sie nicht die kleinen, versteckten Augen der Mutter geerbt hätte. Auch sie hatte kaum einen Gruß für den Vetter übrig. Das war die richtige Stadtdame! Mit ihrer engen Taille, der hohen Frisur und den wohlgepflegten Händen. Wenn Gustav damit seine Schwester verglich — und das war doch Geschwisterkind!

Es wurde ihm plötzlich sehr unbehaglich zumute. Mit diesen Leuten hatte er kaum etwas mehr gemein als den Namen. Die ganze Umgebung mutete ihn fremd an: die polierten Tische, die Spiegel, die Samtpolster. Überall Decken und Teppiche, als schäme man sich des einfachen Holzes. Dort stand sogar ein Piano, und auf einem Tischchen lagen Bücher in bunten Einbänden. Wie konnten sich die Leute nur wohlfühlen, umgeben von solchem Krimskrams! Man mußte sich ja fürchten, hier einen Schritt zu tun oder sich zu setzen, aus Angst, etwas dabei zu verderben. Das war doch ganz etwas anderes daheim in der Familienstube. Da hatte jedes Ding seinen Zweck. Und auch mit den Leuten war man da besser daran, so wollte es Gustav scheinen; weniger fein waren sie allerdings als diese, aber sie waren offen und einfach und nicht geziert und heimlich wie die Sippe hier!

Es wurde zu Tisch gegangen. Gustav saß neben dem Onkel. Das war sein Glück; denn der hatte doch hin und wieder ein freundliches Wort für ihn. Die

Tante ließ es bei mißgünstigen Blicken bewenden. Vetter und Cousine unterhielten sich die meiste Zeit über mit einem Eifer, als bekämen sie sich sonst niemals zu sehen. Dem Tone ihrer Unterhaltung merkte man die Schadenfreude an, darüber, daß der dumme Bauer doch nichts von dem verstehen könne, wovon sie sprachen.

Gustav dachte im stillen, daß die Teller wohl nicht so oft gewechselt zu werden brauchten, aber, daß es dafür lieber etwas Handfesteres zu beißen geben möchte. Ein Mädchen ging herum mit weißen Zwirnhandschuhen und einer Schürze angetan. Sie trug die Speisen vor sich auf einem Brette. So oft sie anbot, sagte sie: „Bitte schön!" Gustav fand alles das äußerst sinnlos. Von der Kaserne und dem Elternhause her war er gewöhnt, daß man, ohne viel Umstände zu machen, aus einem Napfe aß und sich setzte und aufstand nach Belieben. Aber hier war man an seinen Stuhl gebannt, mußte warten und schließlich mit kleinen, zugemessenen Portionen seinen Hunger stillen. Die Cousine rümpfte überlegen die Nase, als er während des Essens um ein Stück Brot bat, und zwar um ein großes, weil das seine schon alle geworden sei.

Nach Tisch, als man beim „Stippkaffee" beisammen saß, kam noch ein junger Mann hinzu, der Bräutigam der Cousine. Ein geschniegeltes Herrchen, um einen Kopf kleiner als die Braut, welcher die Büttnersche Körperlänge eigen war. Der wohlpomadisierte junge Mann, mit einer bunten Weste über dem Schmerbauche, riß äußerst verwunderte Augen auf, als er einen Fremden in der Familie vorfand. Er beruhigte sich jedoch, nachdem er in einer Fensternische von seiner Braut genügende Aufklärung über Gustavs Persönlichkeit erhalten hatte.

Später zogen sich die Frauen zurück, damit die Männer von Geschäften sprechen könnten. Frau Büttner hatte zuvor noch ihrem Gatten mit wispernder Stimme Verhaltungsmaßregeln gegeben.

Gustav befand sich allein mit Onkel, Vetter und dem korpulenten Bräutigam. Man schien zu erwarten, daß er sprechen solle. Er merkte sehr bald, daß es ganz etwas anderes sei, vor diesen hier sein Anliegen vorzutragen, als am Morgen, wo er den Onkel allein hatte. Er fing einen Blick auf, den sich Vetter und Bräutigam zuwarfen.

Nachdem Gustav eine Weile gesprochen, nahm der Vetter das Wort. Gustav möge sich nur nicht weiter bemühen, sagte er, man werde auf seinen Plan nicht eingehen. Dann setzte er auseinander, warum das Geld nicht gegeben werden könne, ja, daß es ein „sträflicher Leichtsinn" sein würde, wenn man es geben wolle. Er sprach in Ausdrücken, die der Bauernsohn kaum verstehen konnte. Das Geld würde „a fond perdu" gegeben sein; von „non valeurs" und „Damnen Hypotheken" sprach er; man dürfe nicht „Lebendiges auf Totes legen", erklärte er mit wichtiger Miene.

Der fette Bräutigam nickte Beistimmung, und Karl Leberecht lauschte mit einer gewissen Bewunderung den Auseinandersetzungen seines Sohnes. Er war stolz auf den Jungen, der so gelehrt sprechen konnte. Der war freilich auch auf der Handelsschule gewesen; von dort stammten seine schlechten Augen und die fremden Ausdrücke.

Das Ende war, daß Gustavs Anliegen im Familienrate abgeschlagen wurde. „Wir können es nicht verantworten, so viel Geld aus dem Geschäfte zu ziehen

und in einer verlorenen Sache anzulegen," so redete Karl Leberecht schließlich seinem Sohne nach.

Gustav zog unverrichteter Sache ab. Im letzten Augenblicke, als er sich schon verabschiedet hatte, im Halbdunkel des Flurs, steckte ihm der Onkel noch hastig etwas zu, ohne daß es die anderen bemerkt hätten. Es war, wie sich später bei näherer Besichtigung ergab, ein Kistchen extrafeiner Havannazigarren.

* * *

Nach solchen Erfahrungen sagte sich Gustav, daß an eine Erhaltung des Bauerngutes nicht mehr zu denken sei. Er war auf den väterlichen Hof zurückgekehrt und half dem alten Manne nach wie vor in der Wirtschaft, aber im stillen war er mit sich selbst ins reine gekommen, daß er sein Geschick von dem der Familie trennen müsse. Er stand nicht allein da, es gab Personen, die ihm noch näher standen als Eltern, Bruder und Schwestern; er mußte vor allen Dingen für die sorgen, die auf ihn als ihren alleinigen Ernährer blicken durften: für Pauline und den Jungen. Er war bereits beim Standesbeamten und beim Pastor gewesen und hatte gemeldet, daß er im Frühjahr seine Braut zu ehelichen beabsichtige.

Aber als Eheleute brauchten sie ein Heim. Auf dem Bauerngute konnte er mit Frau und Kind nicht leben, das war klar. Der Versorger einer Familie mußte einen festen Beruf haben. Das Gefühl wachsender Verantwortung lastete schwer auf dem jungen Mann, machte ihn unsicher in seinen Gefühlen und unstät in seinen Handlungen. Er ging viel in der Nachbarschaft umher, fragte, horchte hierhin und dahin, blickte auch in

die Zeitungen, immer in der Erwartung, daß er etwas finden möchte, was ihm zusagte. Er wollte einen Dienst annehmen; welcher Art, das wußte er nicht einmal bestimmt. Mit allerhand abenteuerlichen Plänen trug er sich; sogar ans Auswandern dachte er.

Pauline hörte ihm ruhig zu, wenn er seine Zukunftspläne entwickelte. Sie wußte ihn zu trösten und aufzuheitern durch die nie versiegende Güte ihres Wesens. Das Mädchen ließ sich von seinen Sorgen nicht anstecken. Seit sie seiner sicher geworden, war große Ruhe über ihr Gemüt gekommen. Als echte Frau vergaß sie in unsicherer Zeit nicht die Besorgung des Nächstliegenden. Jetzt galt ihr ganzes Sinnen und Trachten der Beschaffung ihrer Ausstattung. Wo sie wohnen und leben würde, das wußte noch niemand; aber das war auch beinahe nebensächlich! Das eine stand fest — das war das große Ereignis ihres Lebens, der köstliche Preis ihrer Liebe und Treue durch so viele Jahre —, daß sie ein Paar wurden. Sie war ihm von ganzem Herzen dankbar dafür, daß er ihr doch die Treue gehalten. Wenn er jetzt auch manchmal unwirsch war und schlechte Laune zeigte, das beachtete sie kaum; dergleichen konnte sie nicht einen Augenblick an ihm irre machen. Sie liebte nicht mehr mit jener jungen, heiß aufwallenden und leicht gekränkten ersten Leidenschaft; ihre Liebe war die gesättigte, bewährte des befriedigten Weibes, das nur noch eine Sorge kennt, den Vater ihres Kindes dauernd als ihr Eigentum zu halten. Sie hatte ihren geheimen Ehrgeiz. Sie wollte nicht, daß Gustav sie ganz ohne Aussteuer nehmen solle. Wenn bei ihrer Armut das Brautfuder auch nur klein sein konnte, ganz mit leeren Händen wollte sie nicht kommen. Man sah sie in jener Zeit viel mit Schere, Zwirn und

Elle beschäftigt, und Leinwand und bunte Stoffe lagen in ihrer bescheidenen Kammer ausgebreitet. —

Die Kunde war zu Gustav gedrungen, daß auf dem Rittergute die Stelle eines ersten Kutschers frei geworden sei. Er ging sofort hinüber, um sich darum zu bewerben. Die Nachricht erwies sich als ein falsches Gerücht. Der jetzige Kutscher dachte nicht daran, seinen gut bezahlten Posten aufzugeben. Bei dieser Gelegenheit lernte Gustav den gräflichen Güterdirektor, Hauptmann Schroff, kennen.

Gustav hatte den Namen dieses Mannes mehr als einmal nennen hören. Der alte Bauer pflegte seine grimmigste Miene aufzusetzen, wenn er von ihm sprach. Der treibe seinem Herrn die kleinen Leute vors Gewehr wie die Hasen, behauptete er. Von anderer Seite wieder hatte Gustav günstigere Urteile gehört. Er sei menschenfreundlich und vertrete seine Arbeiter der Herrschaft gegenüber, hieß es. Eine Anzahl neuer Arbeiterwohnungen, die erst kürzlich an Stelle der bisherigen elenden Baracken errichtet worden waren, redeten das Lob des Güterdirektors.

„Sind Sie etwa ein Sohn des alten Büttnerbauern?“ fragte der Hauptmann.

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Gibt es denn auf dem Gute Ihres Vaters nichts für Sie zu tun?“

Das läge so in den Familienverhältnissen, gab Gustav ausweichend zur Antwort. Er schämte sich nämlich, daß er, der Sohn des Büttnerbauern, sich um einen Dienst bewerben mußte.

Hauptmann Schroff betrachtete sich den jungen Menschen genauer. Seine geweckten Züge und die stramme Haltung bestachen den ehemaligen Offizier.

„Von Ihnen könnte man am Ende mal was Genaueres erfahren, wie es mit der Büttnerschen Sache eigentlich steht — was?“

Gustav meinte: Mit seinem Vater stehe es schlecht, und wenn ihm niemand zu Hilfe käme, würde er sich wohl nicht halten können.

„Genau, was ich Ihrem Vater vor einem halben Jahre gesagt habe! Aber, wer nicht hören wollte, war er,“ rief der Hauptmann.

Die Unterhaltung hatte bis dahin auf dem Wirtschaftshofe des Rittergutes stattgefunden. Der Hauptmann hatte zwischendurch einige jüngere Gutsbeamte abgefertigt. Jetzt meinte er, Gustav möge ihn in seine Wohnung begleiten, es liege ihm daran, näheres über die Angelegenheit zu erfahren.

Man ging auf einem gepflasterten Gange am Stalle entlang. Der Hof bestand aus einem länglichen Viereck. Auf der einen Langseite standen die Stallungen für Kühe und Zugvieh, gegenüber waren Schweine und Schafe untergebracht. Quer vor stand die mächtige Scheune mit vielen Tennen. In der Mitte des Hofes lag die Düngerstätte, von einem Ziegelwall umgeben, eine Schwemme für das Vieh daneben. Ein eingezäunter Raum war zum Fohlengarten bestimmt. Das geräumige Viereck wurde abgeschlossen durch ein stattliches Haus mit Walmdach, die Meierei, in welcher sich das gräfliche Rentamt befand. Hier wohnte auch der Güterdirektor. Die neuen Arbeiterwohnungen bildeten eine Kolonie für sich, umgeben von Deputatland, das durch den Fleiß der angesetzten Leute bereits in freundliche Gärten umgewandelt worden war. Vom Schlosse sah man von hier aus so gut wie gar nichts. Das lag hinter den

dichten Kronen seines Parkes verborgen, als wolle es von dieser Stätte der Arbeit nichts sehen.

Hauptmann Schroff bewohnte im ersten Stockwerk des Meiereigebäudes zwei Zimmer. Die Einrichtung war einfach: lederbezogene Möbel, einige Rohrstühle, ein Bücherbrett, ein Sekretär. Die Luft schon verriet, daß hier ein leidenschaftlicher Raucher sein Quartier aufgeschlagen habe. An den Wänden waren militärische Embleme zwischen Jagdtrophäen zu erblicken. Über dem Schreibtisch hing das einzige Bild, welches das Zimmer schmückte. Es war ein sorgfältig gemaltes Ölbild und stellte einen Landsitz dar. Ein wohnliches Haus mit einer Veranda davor. In dem bärtigen Manne, der dort inmitten seiner Familie saß, war der Hauptmann leicht wieder zu erkennen. Eine Frau in hellem Sommerkleide schien die Mutter der drei Blondköpfe zu sein. Das Bild hing wohl nicht ohne Grund an dieser Stelle. Vom Sofa aus, vom Sorgenstuhl, vom Schreibsessel — wo immer der Bewohner dieses Zimmers sitzen mochte der Ruhe pflegend, oder bei der Arbeit, wenn er den Blick erhob, mußte er auf dieses Bild fallen.

Hauptmann Schroff war Witwer schon seit einigen Jahren. Die Blondköpfe des Bildes waren jetzt erwachsene Menschen und mußten gleich ihm die Füße unter fremder Leute Tischen wärmen.

Der Hauptmann bot Gustav Platz an. Dann holte er sich eine Pfeife aus der Ecke, die bereits gestopft war und auf ihn dort gewartet zu haben schien. Mit Hilfe von Streichholz und Fidibus zündete er sie an und begann mächtige Dampfwolken zu entwickeln. Darauf warf er seine lange Gestalt in den Sorgenstuhl schlug die Beine übereinander und meinte: „Na, nu erzählen Sie mir mal, Büttner! Ihr Vater ist ein alter

Brummbär. Wenn man dem Manne was Gutes tun will, schnappt er womöglich noch nach einem. Sie sehen mir aus, als ob Sie vernünftiger wären — he!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!"

Der Mann hatte sofort Gustavs ganzes Herz gewonnen. Er nahm kein Blatt vor den Mund, berichtete das Familienunglück, wie es gekommen war, von Anfang an, soviel er davon wußte: die Erbteilungsangelegenheit, die Überschuldung des Gutes, der Kampf des Vaters mit der Ungunst der Verhältnisse, Unglücksfälle, notwendige Anschaffungen, wachsende Ausgaben, schließlich völlige Verstrickung in die Netze der Gläubiger.

Hauptmann Schroff strich sich mit der Hand über den Bart, rückte unruhig in seinem Stuhle hin und her, wechselte die Beine und stieß Wolke auf Wolke in die Luft, zwischendurch seufzte er; es schien, als ob ihn der Bericht keineswegs gleichgültig lasse.

Schließlich warf er die Pfeife weg und sprang auf. Fluchend lief er im Zimmer auf und ab. „Hatte ich mir's doch gedacht! Heiliges Kreuzdonner ...... Einem ehrlichen Menschen, der ihm helfen will, traut der Bauer ja niemals! Aber, wenn die Sorte kommt: Haräßowitz, Samuel Harraßowitz! Wo hat denn Ihr Vater seinen Verstand gelassen, als er dem Teufel den kleinen Finger gab! Weiß denn Ihr Alter nicht, daß dieser Jude drüben in Wörmsbach das halbe Dorf besitzt. Alles aufgekauft und in Parzellen zerschlachtet! Nun haben wir den Blutegel glücklich auch in Halbenau! der Marder im Hühnerstall ist nichts dagegen! Binnen Jahresfrist ist so einem alles tributpflichtig. Es ist um ..... Was soll denn nun werden, was soll geschehen?" Er blieb vor Gustav stehen; der zuckte mit trüber Miene die Achseln.

„Da seht Ihr's mal, Ihr Bauern, daß Ihr an Eurem Elend allein schuld seid! Euch ist nicht zu helfen! Wie die Schafe rennen sie ins Feuer hinein. — Ihr Vater ist nun ein Graukopf; man sollte denken, er hätte sich Weisheit kaufen können, bei allem, was er erlebt hat. Und so einer geht hin auf seine alten Tage und unterschreibt einen Wechsel beim Juden. Es ist um toll zu werden! Immer wieder die alte Geschichte! Bei Großen wie bei Kleinen. Daß einer mal vom Unglücke des anderen lernte — nein! Jeder muß die Erfahrung von vorn an wieder durchmachen, ehe er klug wird. Dann, wenn's zu spät ist, kommen die Tränen — die Selbstanklagen — wenn's zu spät ist."

Der Hauptmann war während der letzten Worte stehen geblieben, seinem Schreibtische gegenüber. Sein Blick war auf das Bild darüber gerichtet. Die verwitterten Züge des Mannes nahmen für einen Augenblick einen tief schmerzlichen Ausdruck an. Mit einer Handbewegung schien er das alles von sich schleudern zu wollen. Dann setzte er seinen Rundgang fort.

„Ja, was soll denn nun werden, Büttner?"

„Wenn der Herr Hauptmann keinen Rat wissen" ...

„Wenn Ihr Vater damals vernünftig gewesen wäre, als ich ihn aufsuchte; damals war er noch frei, da hätten wir einen Handel abschließen können. Aber jetzt, wo ihn der Jude bereits im Sacke hat! — Mein Graf würde mich schön auslachen, wenn ich ihm mit dem Ansinnen käme, das Büttnersche Gut freihändig zu erstehen. Es ist ja nicht die Schulden wert, die drauf sind. Wir brauchen ja nur die Subhastation abzuwarten; denn dazu kommt's ja doch schließlich. Wollen wir's haben, dann bieten wir eben mit. Ihr Vater hat unter allen Umständen das Nachsehen. Wir wollen

nur den Wald, das sagte ich ihm schon damals. Uns mit einem Bauernhofe belasten, dazu liegt gar kein Anlaß vor. So steht die Sache. Sie sehen, Büttner, ich kann Ihnen nicht helfen."

„Ich habe gehört, daß Harrassowitz eine Dampfziegelei anlegen will auf unserem Gute," sagte Gustav. „So eine gute Gelegenheit, hat Harrassowitz gesagt, zu einer Ziegelei, wie bei uns, gäbe es bald gar keine wieder."

Gustav hatte das ohne Hintergedanken gesagt. Der Hauptmann stutzte bei dieser Bemerkung. „Eine Ziegelei!" rief er. „Habt Ihr denn Lehm?"

„Freilich, is Lehm da! Das haben die Leute schon oft über meinen Vater gesagt, er wäre ein Esel, daß er keine Ziegel brennen täte."

„Und das hat mein Harrassowitz natürlich sofort herausgefunden!" rief der Hauptmann in unverkennbarem Ärger über die Entdeckung. „Setzt uns da womöglich eine Dampfziegelei direkt vor die Nase hin. Das fehlte wirklich noch zu allem!"

Jetzt fiel es Gustav auf einmal ein, daß die Herrschaft vor kurzem eine Ziegelei angelegt hatte. Nun begriff er den Ärger des Hauptmanns. Er war klug genug, zu erfassen, daß dieser Umstand günstig sei, und daß man ihn ausnützen könne. Plötzlich leuchteten neue Möglichkeiten vor ihm auf, an die er nie zuvor gedacht hatte.

Die Laune des gräflichen Güterdirektors hatte sich in den letzten Minuten wesentlich verschlechtert. Er versetzte einem Stuhle, der ihm in den Weg kam, einen Fußtritt, daß er in die äußerste Ecke flog. „Nun haben wir die Bescherung! Alles wittert so einer aus! alles unterbietet so ein Schuft! verdirbt uns die Preise, zieht uns die Leute ab und macht uns die Kunden ab-

spenstig — verdirbt die ganze Bevölkerung! Mit der Ziegelei fängt es an, dann kommt eine Stärkemühle oder chemische Bleiche — was weiß ich! Schließlich ist die Fabrik am Orte. Und dann, Prosit Mahlzeit! Dann können wir mit der Landwirtschaft einpacken. Wie ist's denn drüben in Heigelsdorf! Esse an Esse! Die Wässer verdorben, kein Mensch mehr als Feldarbeiter zu haben; alles läuft in die Fabrik. So wird's hier auch noch kommen. Ich sehe schon die infamen Industriespargel am Horizonte. Alles Rauch und Kohlendunst dann! Na, da kann sich der Graf ja gratulieren, dann hat er einen Landsitz gehabt!" —

Gustav sagte zu alledem nichts. Im stillen war er nicht unzufrieden mit dem Gange der Dinge. Besser konnte es ja gar nicht kommen. Wenn Herrschaft und Händler sich schließlich noch um das Bauerngut rissen, dann konnte ja nur sein Vater dabei gewinnen.

Der Hauptmann blieb abermals vor dem jungen Menschen stehen, legte ihm vertraulich eine Hand auf die Schulter. „Nun, sagen Sie mal, Büttner! Sie sind doch Unteroffizier gewesen und wie mir scheint, ein anständiger Kerl. Soll denn nun wirklich Ihr alter Vater vom Gute runter und der Jude rein?" —

Gustav meinte, mit seinem Willen geschehe das gewiß nicht. Er fing an, jenen zu durchschauen. Ganz so selbstlos und großmütig, wie der Herr sich anstellte, war er wohl auch nicht. Es war schon so, wie der alte Bauer neulich in seinem Ärger gesagt hatte: den Bauern liebten die Großen wie die Katze die Maus. —

„Das darf nicht zugelassen werden!" rief der Hauptmann. „Das Gut ist schon lange in den Händen Ihrer Familie, wie ich höre — nicht wahr? — Was soll denn werden, wenn so unter dem alten bäuerlichen

Grundbesitze aufgeräumt wird! Und wenn erst so einer, wie Harrassowitz, einen Fuß drinnen hat, dann ist er bald Alleinherrscher. — Was Sie mir da von der Ziegelei erzählt haben, Büttner, gefällt mir gar nicht."

Gustav hatte bei sich beschlossen, den Mann, der so eifrige Besorgnis für seinen Vater an den Tag legte, beim Worte zu nehmen. Er erklärte, mit einigen tausend Mark sei alles gut zu machen. Dann setzte er denselben Plan auseinander, den er neulich seinem Onkel, Karl Leberecht, vorgetragen hatte. Der Herr Hauptmann möge doch die vom Kretschamwirt, Ernst Kaschel, eingeklagte Hypothek übernehmen, bat er schließlich.

„Ich, mein Lieber!" rief Hauptmann Schroff. „Ich bin ein armer Teufel wie Sie. Nur noch schlimmer dran, weil ich bessere Tage gesehen habe. — Na, lassen wir das! . . . Jeder hat so sein Teil zu tragen. Nein, von mir erwarten Sie um Gottes willen nichts! Ich bin nur der Vertreter meiner Herrschaft; darf nichts anderes sein."

Aber vielleicht könnte sich der Hauptmann beim Herrn Grafen verwenden, meinte Gustav. Hauptmann Schroff runzelte die Stirn und strich sich mißmutig den Bart. „Der Graf! Der ist in Berlin. Der nimmt auch lieber bar Geld ein, als daß er es ausleiht. Wir haben's auch nicht zum Wegwerfen, wie Ihr Leute Euch einbilden mögt. Die Ansprüche an so einen Herrn wachsen jährlich, und die Einnahmen verringern sich. In jetziger Zeit eine schlechte Hypothek übernehmen . . . Ich kann meinem Herrn mit gutem Gewissen nicht zureden."

Er hatte sich wieder in seinen Stuhl geworfen und sann.

„Ihr Vater hängt wohl sehr an seinem Besitze — was?" fragte er nach einiger Zeit.

Gustav meinte, der Alte würde den Verlust schwerlich überleben.

„Ja, ja, das kann ich begreifen!“ sagte der Hauptmann.

Schließlich sprang er auf von seinem Sitze. „Ich will Ihnen mal was sagen, Büttner! Ich werde die Sache machen! Ich will dem Grafen schreiben. Versprechen kann ich nichts, aber ich kann wohl sagen, der Graf tut im allgemeinen, was ich ihm empfehle. Die Verantwortung ist nicht klein, die ich auf mich nehme; aber ich will's tun, weil . . . Um der Sache willen will ich's tun.“

Gustav ging vom Rittergutshofe mit viel leichterem Herzen, als er gekommen.

II.

Samuel Harrassowitz saß in seinem halbverdeckten Wägelchen, in welchem er über Land zu fahren pflegte. Auf dem Bocke der Kutscher, mit einer goldbetreßten Livree angetan, die Sam bei irgendeiner Zwangsversteigerung billig erstanden hatte. Er war auf der Fahrt nach Wörmsbach begriffen, ein Dorf, in dem er verschiedene Häuser und Landparzellen besaß. Sein Weg führte ihn über Halbenau. Eigentlich hatte es nicht in seinem Plane gelegen, sich hier aufzuhalten, aber als er von weitem den Giebel des Büttnerschen Hauses winken sah, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, einen Abstecher dorthin zu unternehmen. 'mal sehen, wie die Dinge dort standen. Auf ein Stündchen kam es ja nicht an. Und „stets auf dem Platze sein“, das war eines von Sams Geschäftsgeheimnissen.

Außerdem hatte er den Bauernhof und seine Be-

wohner nicht ungern. Harrassowitz war einer gewissen Gutmütigkeit fähig. Er haßte die nicht, welche er schädigte. Auch besaß er Sinn für die Gemütlichkeit. Er vertilgte nicht gierig; das war nicht klug, und man verdarb sich den Genuß. Er nahm sich Zeit und machte sich öfters das Vergnügen, um seinen Baum herumzugehen, mit den Früchten zu liebäugeln, ehe er sie schüttelte.

Er gab dem Kutscher Weisung, von der großen Straße abzubiegen und hielt bald darauf im Büttnerschen Hofe.

Die alte Bäuerin erschien in der Haustür. Sie erschrak, als sie den Händler erkannte, und vergaß darüber ganz, ihn zu begrüßen.

„Ist denn mein braver Büttner zu Haus?" fragte Sam.

Die Bäuerin erklärte, er sei mit Karl im Walde, und Gustav sei aufs Rittergut gegangen. „Ich bin ack ganz alleene mit den Madeln," meinte sie schüchtern.

„Recht so, Frau Büttner, recht so!" sagte der Händler im Aussteigen. „Ihr Mann ist ein fleißiger Mann, immer bei der Arbeit, trotz seiner Jahre. Das ist brav! Mein Kutscher kann wohl etwas Hafer bekommen für das Pferd — nicht wahr?"

Die Bäuerin beeilte sich, zu versichern, daß hier alles zu seinen Diensten stünde. Sie schickte sofort Ernestinen in den Stall, um Hafer und Heu für das Pferd des Herrn Harrassowitz zu besorgen.

„Leg die Decke auf!" befahl der Händler. „Und laß dir überschlagenes Wasser geben — hörst du! daß er mir nicht etwa Husten kriegt!"

Nachdem er so für das Wohlergehen seines Tieres gesorgt hatte, wandte sich Sam wieder an die Bäuerin.

„Und mir machen Sie wohl eine kleine Tasse Kaffee zurecht, beste Frau Büttner! Ich bin ganz ausgekältet von der Fahrt, und Sie kochen ja solch ausgezeichneten Kaffee; das weiß ich von neulich.“ Damit trat er ins Haus und klopfte der alten Frau wohlwollend auf den Rücken.

Die Bäuerin war nur zu froh, Herrn Harrassowitz eine Aufmerksamkeit erweisen zu dürfen. Der Mann spielte keine geringe Rolle in den Hoffnungen und Befürchtungen der Familie. Sein Name wurde nur mit gedämpfter Stimme ausgesprochen. Die alte Frau wußte, daß ihrer aller Wohl und Wehe in dieser Hand lag. Nach Weiberart glaubte sie, daß man einen Feind dadurch entwaffnen könne, wenn man ihm schmeichle. Trotz ihrer Lähme, die sich im Laufe des Winters verschlimmert hatte, lief sie auf und ab, rief den Töchtern zu, sie sollten sich sputen, ließ das Feuer schüren, setzte selbst das Wasser an und schaffte heran, was nur irgend im Hause an Leckerbissen aufzutreiben war.

Sam entledigte sich inzwischen seines Nerzpelzes, der nach seiner Angabe von den Mädchen breit am Kachelofen aufgehangen wurde, damit er nicht auskühle. Dann ließ er sich selbst in der Nähe des Ofens nieder. „Ein hübsches, warmes Zimmer haben Sie hier, Mama Büttnern!“ sagte er in gemütlich scherzendem Tone. „Es geht nichts über die Temperatur in den Bauernstuben. Ich wollte eigentlich erst durchfahren durch Halbenau; dann dachte ich: mußt doch mal sehen, was Büttners machen.“

Die Bäuerin wußte kaum, wie sie ihren Dank für so viel Ehre in Worte kleiden sollte.

„Jetzt im Winter ist ruhige Zeit auf dem Lande,“ fuhr er fort. „Keine Arbeit auf dem Felde, was?

Im Frühjahre da geht's dann wieder ordentlich los mit allen Kräften. Sie haben ja jetzt auch Ihren zweiten Sohn hier, wie ich höre."

„Se meenen Gustaven?"

„Der bei den Soldaten war bis vor kurzem; der wird dem Vater nun wohl tüchtig in der Wirtschaft helfen?"

„Freil'ch! Das mechte aben sein! Aber er tutt sich sei Madel heiraten. Und hernachen da will er furt von uns. Ar spricht, er wullte sei eegner Herre sein. 's gefällt 'n ni mih zu Hause. Ar gieht, und ar sieht s'ch nach an Dienste im. Vurden gerade, eh Se kamen is er uf'n Huf geganga wegen aner Kutscherstelle. Ar spricht, er mechte als Kutscher giehn beim Grafen, spricht 'r."

„So, so! Zum Grafen will er. Sagen Sie Ihrem Sohn mal von mir, das soll er lieber bleiben lassen. Herrschaftlicher Dienst, das ist schlimmer als Sklaverei. Er mag lieber zu mir kommen. Ich werde ihm schon was verschaffen. Drüben im Wörmsbach zum Beispiel, da habe ich gerade eine Stelle, die wäre für einen tüchtigen jungen Landwirt wie geschaffen. Haus, Garten, einige zwanzig Morgen Feld dazu. Ich würde ihm die Pacht billig lassen. Dort könnte er sein Glück machen. Sagen Sie ihm das von mir!"

Die Bäuerin beknixte jeden seiner Sätze. Inzwischen hatte sich der Tisch vor dem Fremden mit allerhand Eßbarem bedeckt. Die alte Frau trat zu ihm: „Entschuld'gen Se ack, Herr Harrassowitz, mir han's emal ne basser. Was mer han, das gahn mer Se gerne. Nu war'ch den Kutscher ane Bemme schmieren giehn. Und an Branntwein wird er wuhl och annehmen. Oder sull'ch 'n ane Neege Kaffee gahn, dem Kutscher?"

„Tun Sie das, Frau Büttner," sagte Harrassowitz lachend und kniff dabei die alte Frau in den bloßen Arm. „Man wird bei Ihnen wirklich verwöhnt." Dann hieb er ein und ließ es sich schmecken.

Toni brachte die Kaffeekanne herbei und setzte sie auf den Tisch. Ernestine mußte die beste Tasse aus dem Glasschranke holen. Die Bäuerin schenkte selbst ein. Es war alles um den Gast bemüht. Dem schien es offenbar Freude zu machen, sich so aufmerksam bedient zu sehen. Er schlürfte seinen Kaffee, blickte die Frauen vergnügt schmunzelnd durch seinen goldenen Zwicker an und richtete hin und wieder eine Frage an sie. Die Frauen wagten kaum zu antworten, verlegen standen sie im Hintergrunde und sahen ihm mit ehrfurchtsvollem Schweigen zu, wie er aß und trank.

Sam betrachtete sich die Tasse, aus der er trank. „Dem Jubelpaare!" stand darauf in Goldschrift. Die Bäuerin erklärte, das sei ein Geschenk gewesen zur silbernen Hochzeit, die sie vor etwa fünf Jahren gefeiert hätten. „Dreißig Jahre verheiratet!" rief Sam. „Eine schöne Zeit!" Und je glücklicher man gewesen, je kürzer kommt es einem vor. — Nicht wahr? — Ich werde nun auch bald meine silberne feiern. Mein Ältester ist schon auf Universität. Er studiert Jurisprudenz, verstehen Sie. Zu Ostern wird er fertig. Ein feiner Kopf, sage ich Ihnen! Habe mir's aber auch was kosten lassen. Dem Jungen ist nichts abgegangen."

Sams Gesicht strahlte, als er von seinem begabten Sprößlinge sprach. Er sah sich selbstzufrieden im Kreise um und weidete sich an der stummen Bewunderung, die hier jedem seiner Worte entgegengebracht wurde. Sein Blick fiel auch auf Toni. Seine zudringlichen, alles Zweideutige ausspürenden und aufstöbernden Blicke

ruhten so lange auf der Figur des Mädchens, bis Toni sich errötend abwandte, um sich in einer dunkleren Ecke etwas zu schaffen zu machen.

Der Händler winkte sich die alte Bäuerin heran. „Wie steht denn das mit Ihrer Tochter dort, Frau Büttner?“ fragte er und gab sich kaum die Mühe, seine Stimme zu dämpfen. „Verheiratet ist sie meines Wissens doch nicht — he!“ Mit schnüffelnder Miene spähte er dabei immer nach dem Mädchen hinüber.

„Ach, Se meenen und Se denken, weil, daß se...“ Und nun folgte eine lange Auseinandersetzung von Tonis Liebesgeschichte. Es war weniger Entrüstung oder Trauer, was in den Worten der Mutter zum Ausdruck kam, als Ärger, daß dem Mädchen eine solche Dummheit passiert war. Beide Töchter waren im Zimmer und hörten jedes Wort, das die Bäuerin über den Fall sagte.

Harrassowitz hörte mit einem gewissen Behagen zu und nickte hin und wieder mit dem Kopfe. „Ja, ja, so geht's! Die jungen Dinger sind immer nicht vorsichtig genug. Und ehe man sich's versieht, ist ein neuer Weltbürger da. Na, man muß immer noch das Beste daraus zu machen suchen. Haben Sie denn noch gar nicht daran gedacht, Ihre Tochter als Amme gehen zu lassen, Mama Büttnern?“

Die Bäuerin verstand nicht, was er damit meinte.

„Nun ja, als Amme! Verstehen Sie nicht? Da kann sich so ein Mädchen heutzutage ein schönes Stück Geld mit verdienen. Wenn ein Mädel gesund ist und stark, — verstehen Sie. In den Städten wird das sehr gesucht. Lassen Sie Ihre Tochter mal dort aus der Ecke herauskommen.“

Das Mädchen zögerte, dem Ansinnen des Händlers

Folge zu leisten. „Toni!“ rief die willfährige Mutter, „de sollst kommen, herst de ne! Zu Herrn Harrassowitz. Er will d'ch sahn.“ Toni kam schließlich zum Vorschein; sie wußte nicht, wohin sie blicken sollte vor Verlegenheit. Sie lachte krampfhaft, hielt sich den Arm vors Gesicht und war dem Weinen nahe.

„So stellen Sie sich doch nur nicht so schrecklich an!“ meinte er und musterte das Mädchen, wie etwa der Viehhändler sich ein Stück betrachtet. „Das sieht ja famos aus! In bester Ordnung alles, wie's scheint. Spreewälderkostüm wird Ihrer Tochter ausgezeichnet stehen, Frau Büttner. Das tragen diese Art Mädchen nämlich meist in Berlin. Weiße Hauben, kurze, grüne oder rote Röcke, Samtmieder, schwarze Strümpfe. Alles hochpatent! Wird dem Fräulein ausgezeichnet kleiden. — Na, wie steht's, Mama Büttnern?“

Die Bäuerin war in großer Bestürzung über den Vorschlag des Händlers. Erzürnen wollte sie den Mann um keinen Preis durch eine abschlägige Antwort; dazu war ihre Furcht vor ihm zu groß. Auf der anderen Seite hatte sie das sichere Gefühl, daß das, was er da vorschlug, nicht recht und schicklich sein könne. Sie hätte auch ihr Kind nur schweren Herzens von sich gelassen.

Harrassowitz verfolgte seinen Plan weiter. „Ich wüßte eine ausgezeichnete Stelle,“ sagte er. „Meine eigene Tochter, die in Berlin verheiratet ist, erwartet im zeitigen Sommer. Die Sache ist eigentlich wie gegeben. Da käme Ihre Tochter in ein hochherrschaftliches Haus, Berlin W., Tiergartenviertel, das Feinste, was es gibt! Na, kurz, das Mädel könnte sich gratulieren, wenn sie dorthin käme. — Wie steht's, Frau Büttner, wollen wir die Sache abmachen?“

Der Händler hielt die Hand ausgestreckt zum Zuschlag. Da die Bäuerin zögerte, griff er in seine Tasche. „Ich will auch gleich ein Aufgeld geben, damit Sie sehen, daß mir der Handel ernst ist." — Er ließ ein Geldstück blicken.

Die Bäuerin hatte sich die Sache inzwischen überlegen können. Die Mutter in ihr war rege geworden. „Nee, nee! Herr Harrassowitz!" rief sie. „Su gieht das ne! Su jählings! Das muß sich eens duch erscht urdentlich mit seine Leite beraden. Und das Madel salber mechte duch och gehert wern, ob se und se mechte."

„Nu ja! Beredt euch untereinander!" meinte Sam und steckte sein Geldstück wieder ein. „Ich werde gelegentlich mal wieder nachfragen dieserhalb."

In diesem Augenblicke hörte man kräftige Tritte draußen am Türpfosten, wie von einem, der sich den Schnee von den Füßen tritt. Die Tür öffnete sich, und Gustav trat ein.

Er kam vom Rittergutshofe, wo er mit Hauptmann Schroff gesprochen hatte. Vor der Tür sah er das Gefährt des Händlers stehen und erfuhr vom Kutscher, wer zu Hause sei. Sofort schoß ihm das Blut in den Kopf. Erregt trat er ins Zimmer, er hatte den Feind noch nie von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Seine Überraschung war groß, als er den Händler erblickte. Den Burschen hatte er sich ganz anders vorgestellt. Unwillkürlich wollte er etwas von der teuflischen Bosheit, die er dem Menschen zutraute, auch in seiner Erscheinung wiederfinden. Dort, dieser kleine, fette Mann, kahlköpfig, mit rotem Kotelettenbart, das sollte der berüchtigte Samuel Harrassowitz sein, von

dem man erzählte, daß er viele Menschen zugrunde gerichtet habe! —

Gustav fühlte auf einmal das Bedürfnis, dem Manne seine ganze Verachtung zu zeigen. Der sollte sich um keinen Preis einbilden, daß er sich vor ihm fürchte. Er wußte selbst nicht, woher ihm der Übermut kam. Als ob der Fremde gar nicht im Zimmer sei, feuerte er seinen Hut in die Ecke und rief: „Wo ist der Vater?"

Harrassowitz betrachtete sich den jungen Menschen. „Das ist also Nummero zwei, der gewesene Unteroffizier. Gratuliere, Mama Büttnern, Sie haben einer gesunden Rasse das Leben geschenkt. Solche Leute können wir brauchen."

Die Bäuerin war auf ihren Sohn zugeschritten und machte ihm verstohlene Zeichen, daß er den Gast begrüßen solle. Als Gustav das nicht zu verstehen schien, sagte sie ihm halblaut, wer es sei.

„Wie alt sind Sie denn, junger Mann — he?" fragte Sam.

Gustav hielt es nicht der Mühe für wert, zu antworten. Jetzt erkannte die Mutter, daß mit Gustav nicht alles in Ordnung sei. Sie glaubte, er sei angetrunken. Außerdem wußte sie, daß Gustav dem Händler nicht grün sei. Sie fürchtete das Schlimmste. In der Wut war er unberechenbar, gerade wie der Vater.

Sie trat daher zu dem Händler und antwortete statt des Sohnes: „Siebenundzwanzig is er, Herr Harrassowitz — ju ju, siebenundzwanzig. A strammer Kerle, nich wahr, Herr Harrassowitz?" Dazu lachte sie gänzlich sinnlos, aus Angst. „Und su a gutter Sohn wie der is, Herr Harrassowitz!" fuhr sie fort. Abwechselnd

lächelte sie den Händler an, um ihn bei guter Laune zu erhalten, und warf dann wieder dem Sohne flehende Blicke zu, daß er nichts Unbesonnenes unternehmen möge.

Gustav hatte inzwischen an den Speisen auf dem Tisch, dem kriechenden Wesen der Mutter und den verängstigten Mienen der Schwestern erkannt, wie tief sich die Seinen vor dem Fremden gedemütigt hatten. Eine dumpfe Wut erfaßte ihn plötzlich gegen dieses fette Gesicht. Wie der Bursche dasaß, protzig und sicher, sich die guten Sachen seiner Mutter schmecken ließ! Den würde er mal auf den Trab bringen. Auf Unterhandlungen wollte er sich gar nicht erst einlassen; denn mit der Zunge war einem so einer ja natürlich über. Hier konnte nur „ungebrannte Asche" helfen.

„Ich höre, Sie sind auf dem Rittergute gewesen," sagte Harrassowitz, sich im Kauen nicht unterbrechend, „um sich nach einer Kutscherstelle beim Grafen umzutun — war denn da was?"

„Gustav! Herr Harrassowitz fragt dich, ob's de ... Was suchste de denn, Junge?"

„Ich suche meinen Stock, Mutter!" sagte Gustav mit bedeutungsvollem Blicke nach dem Fremden hinüber. „Wo habe ich denn meinen Stock gleich ... Ach, hier is 'r!"

Sam war während des letzten rege geworden. Er hatte ein schnelles Begriffsvermögen. Gustavs Mienen- und Gebärdenspiel war auch äußerst sprechend in diesem Augenblicke. Der Händler sprang auf die Füße, riß seinen Pelz vom Ofen und suchte die Tür zu gewinnen, so schnell wie möglich. Die Mutter war dem Sohne in den Arm gefallen, der holte aus, konnte aber nicht zuschlagen, weil er sonst unfehlbar die alte Frau getroffen hätte.

So gelang es Sam, unversehrt ins Freie zu gelangen.

Die Frauen standen jetzt um Gustav und beschworen ihn, Vernunft anzunehmen. Er ließ den Stock sinken. Seine Wut hatte sich schnell gelegt, sowie er den Feind in seiner ganzen Erbärmlichkeit gesehen. Der Anblick dieses Männchens, wie es mit erhobenen Händen, kläglich schreiend, sich ein paarmal um sich selbst gedreht hatte, war zu drollig gewesen. Gustav brach noch nachträglich in ein unbändiges Gelächter aus. Er mußte sich die Seiten halten vor Lachen. Und ansteckend, wie die Lustigkeit nun einmal wirkt, lachten die Mädchen schließlich auch mit.

Die Bäuerin humpelte hinaus, um des Händlers womöglich noch habhaft zu werden und ihn um Verzeihung für die Untat des Sohnes zu bitten. Aber es war zu spät; der Wagen fuhr bereits in schneller Gangart aus dem Hofe.

III.

Kaschelernst war in die Stadt gefahren. Der Hauptzweck seiner Fahrt war, Besorgungen und Bestellungen für die Gastwirtschaft zu machen. Da er bei dieser Gelegenheit hauptsächlich mit Bierbrauern, Zigarren-, Wein- und Likörhändlern zu tun hatte, die bei Geschäftsabschlüssen gern etwas springen lassen, befand er sich bereits am frühen Nachmittage in stark angeheiterter Stimmung. Kaschelernst pflegte sich jedoch nie bis zu voller Besinnungslosigkeit zu betrinken. Auch heute schwankte er zwar bedenklich auf seinen kurzen Beinen, und sein Rattengesicht hatte eine bläuliche Färbung angenommen, aber im übrigen hatte er seine fünf Sinne völlig beisammen, und vor allem war seine Durchtriebenheit nicht im geringsten geschwächt durch die selige Stimmung.

In solcher Laune machte er sich auf, seinem Geschäftsfreunde Sam einen Besuch abzustatten.

Herr Kaschel aus Halbenau war ein gern gesehener Gast in der Getreidehandlung von Samuel Harrassowitz. Wenn er angemeldet wurde, ließ ihn Sam stets ohne weiteres in das kleine Hinterzimmer. Der Kretschamwirt pflegte meist wichtige Nachrichten vom Lande zu bringen.

Auch hier wieder bekam Kaschelernst sein Gläschen vorgesetzt. Man sprach von diesem und jenem. Der Kretschamwirt hatte schon mancherlei Interessantes ausgekramt. In seiner Stellung als Wirt eines vielbesuchten Gasthauses erfuhr er vielerlei, was anderen verborgen blieb. Heute hatte er sich etwas Besonderes bis zuletzt aufgespart. Eine Nachricht, die, wie er mit verschmitzten Augenzwinkern sagte, sie beide angehe: der Saländer Graf wolle dem Büttnerbauer auf die Beine helfen.

Der Händler schnellte von seinem Sitze empor. „Das wäre doch ein starkes Stück!"

„Es is genau su, wie ich's sage!" meinte Kaschelernst. „Der Graf will mich auszahlen. Büttnertraugott soll drinne bleiben im Gute. Su is es!"

Harrassowitz stieß eine Verwünschung aus. Dann fragte er, ob Kaschel das genau wisse; es beruhe vielleicht auf einem falschen Gerüchte. Der Gastwirt erklärte dagegen, der Graf lasse mit ihm unterhandeln wegen Übernahme seiner Hypothek. „Mir kann's ja schließlich recht sein," meinte Kaschelernst mit pfiffiger Miene. „Mir kann's schon ganz recht sein, wenn der Graf mich auszahlt; auf diese Weise komme ich doch zu Gelde."

„Sie wären auch ohnedem zu Ihrem Gelde gekommen, wenn wir das Geschäft zusammen gemacht

hätten!" rief der Händler wütend. „Und was Schönes zu verdienen hätte ich Ihnen außerdem gegeben, Kaschel! Das wissen Sie ganz gut! Das hier ist vollständig gegen die Verabredung. Nun kommt der Bauer wieder auf die Füße. Verfluchte Gauner, die Aristokraten. Überall müssen sie sich einmischen. Wie kommt der Graf dazu, sich um dergleichen zu bekümmern! Verdirbt ehrlichen Leuten die Preise!"

Harrassowitz war in diesem Augenblicke ehrlich entrüstet. Er empfand die Hilfe, die der Graf leisten wollte, als ein persönliches Unrecht, als unerlaubtes Eingreifen eines Unbefugten in seine Domäne.

Kaschelernst lächelte stillvergnügt und rieb sich die Hände. Er freute sich an Sams Ärger. Dann trank er sein Glas aus und meinte: „Ja, da wird's am Ende diesmal doch nischt werden." Damit erhob er sich zum Gehen.

Sam blieb in ärgerlichster Stimmung zurück. Der Gedanke, daß ihm das Büttnersche Bauerngut entgehen sollte, war äußerst schmerzlich. Er hatte im Geiste bereits über dieses Gut verfügt, als sei es sein Eigentum. Unter anderem waren Unterhandlungen angeknüpft wegen einer Dampfziegelei, welche er auf dem neuen Besitz anzulegen gedachte. Ferner hatte er sich überlegt, welche Stücke er abtrennen und veräußern und welche er behalten wolle. Das Hauptgeschäft aber hatte er mit dem Walde vor. Den sollte ihm die Herrschaft Saland für teueres Geld abnehmen. Alle diese bereits eingefädelten Pläne drohten nun in nichts zu zerfallen durch das, was er soeben von Kaschelernst erfahren hatte. Denn wenn der Graf wirklich für die Schulden des Bauern eintrat, dann wurde nichts mit der Subhastation, auf die es der Händler in erster Linie ab-

gesehen hatte. Er hatte schon eine Menge Arbeit in diese Sache gesteckt, und nun sollte alles das auf einmal verloren sein. Das war sehr ärgerlich!

Aber Sam pflegte sich niemals lange zu ärgern. Ärger kostete Zeit, und „Zeit ist Geld". Er schätzte das Geld viel zu hoch, um es auf etwas Verlorenes zu setzen. Lieber strengte er seinen Verstand an, überlegte, ob sich hier nicht doch noch etwas machen lasse, und bald hatte er das Richtige gefunden.

Wozu war denn Edmund Schmeiß da! Von der Gewandtheit und dem Schneid des jungen Mannes hatte er mehr als eine Probe erhalten. Edmund Schmeiß war auch hierfür der richtige Mann.

Der Plan des Händlers war folgender: Der Besitzer der Herrschaft Saland war Rittmeister und stand in Berlin. Sam kannte den jungen Grafen zwar nicht persönlich, aber er wußte, daß er ein vornehmer Herr sei, der sich nicht sonderlich viel um die Gutsangelegenheiten kümmerte. Im Sommer und Herbst lebte der Graf ein paar Wochen mit seiner jungen Frau auf der Herrschaft, die übrige Zeit hielten ihn Dienst und Geselligkeit in der Reichshauptstadt fest. Mit den Einzelheiten der Landwirtschaft seines großen Besitzes konnte der junge Herr sich wohl kaum befassen; dazu waren die Beamten da. Ihm war jedenfalls die Rente die Hauptsache, und er war schon zufrieden, wenn er nur möglichst wenig Arbeit und Sorgen durch den Besitz hatte. Es war ferner anzunehmen, daß der Graf über die Verhältnisse bei den kleinen Leuten und Bauern, mit denen er grenzte, nur sehr unvollkommen unterrichtet sei. Was er etwa darüber wußte, wurde ihm jedenfalls durch seine Leute zugetragen. Überhaupt sah er alle Verhältnisse wahrscheinlich durch die Augen der Angestellten. Was konnte er eigentlich

für ein Interesse an dem Büttnerbauer haben? Dem Grafen irgendwelche Teilnahme an der Erhaltung eines kräftigen Bauernstandes zuzutrauen, so naiv war Samuel Harrassowitz nicht. Er kannte doch die Kavaliere! Wahrscheinlich spekulierte der Graf auf den Wald des Bauerngutes der Jagd wegen. Jedenfalls war hier irgendein ganz realer, egoistischer Zweck im Hintergrunde, welcher diesen großen Herrn veranlaßte, dem Bauern anscheinend hilfreich unter die Arme zu greifen.

Wie nun den Grafen daran verhindern? Die Sache war äußerst brenzlich und mußte mit größter Vorsicht angefaßt werden.

Solche Aristokraten waren hochfahrend, stark von sich eingenommen und liebten nicht, daß man sich ihnen aufdränge. Auf der anderen Seite waren sie leichtlebig und rasch in ihren Entschließungen, ließen sich leicht bereden und fortreißen. Vor allem aber kam es ihnen bei jedem Geschäfte darauf an, daß es sich in netter, gefälliger Form darbot, daß die Etikette gewahrt wurde.

Sam besaß so viel Selbsterkenntnis, um sich zu sagen, daß, wenn er selbst nach Berlin führe, um mit dem Grafen zu verhandeln, dabei schwerlich etwas herauskommen werde. Er hielt sich zwar durchaus nicht für unfein; aber er wußte, daß Leute, wie der Graf, besonders wenn sie Offiziere sind, einen schwierigen Geschmack haben; kurz und gut, es schien ihm besser, seine Person im Hintergrunde zu halten. Edmund Schmeiß — des war etwas ganz anderes! Das war ein „proper" aussehender junger Mann, immer „patent" angezogen und mit „noblen" Manieren, überhaupt „prima!" Sam hatte immer seine geheime Freude gehabt an dem forschen Auftreten seines Günstlings. Er zweifelte keinen Augenblick daran, daß der Kommissionär auch das Wohl-

gefallen des Grafen, schon durch seine Erscheinung, gewinnen werde.

Edmund Schmeiß wurde also ausersehen, nach Berlin zu reisen. Zuvor natürlich einigte man sich über die Provision, wie das unter vorsichtigen Geschäftsleuten üblich ist.

Sam vereinigte immer gern mehrere Geschäfte, wenn es sich machen ließ. Da er sich nun einmal in die Kosten gestürzt hatte, seinen Kommissionär nach Berlin zu schicken, gab er diesem gleich noch ein paar andere Aufträge mit. Man hatte Geschäftsverbindungen mit Berlin. Schmeiß bekam Order, verschiedene Freunde von der Produktenbörse aufzusuchen und ein wenig auszuhorchen über dieses und jenes. Überhaupt hätte Sam gern etwas über die Stimmung im Kreise der Eingeweihten erfahren. Besonders für Weizen interessierte sich der Händler gegenwärtig lebhaft. Die Berliner Berichte lauteten seit etwa acht Tagen stehend: „Weizen ruhig bei ziemlich behauptetem Preise.“ Aber Sam traute nicht. Das war wohl nur die Stille vor dem Sturm. Der Markt litt nicht unter starkem Angebot, und trotzdem kein Anziehen der Preise! Roggen litt unter Glattstellungen, Gerste war still. Wahrscheinlich dachte eine Anzahl großer Firmen, im trüben fischen zu können; etwa die niedrigen Notierungen zu benutzen, um im stillen Deckungen auszuführen und dann mit einem Male, wenn sie genug hatten, die Preise zu schnellen. Es wäre recht interessant gewesen, hinter die eigentlichen Absichten der maßgebenden Leute im Weizengeschäft zu kommen. Wenn man das Ziel des Manövers rechtzeitig erfuhr, konnte man sich in seinen Manipulationen danach richten.

* * *

Edmund Schmeiß reiste also nach Berlin ab.

Zunächst versah er sich in einem Modemagazin mit einem neuen Zylinder, rotbraunen Handschuhen und einer Kravatte von prächtiger Farbe. Er meldete sich nicht an; denn da riskierte man eine Ablehnung. Er wollte überraschen, wenn es sein mußte, überrumpeln! Die Mittagsstunde schien ihm die beste Zeit für seinen Besuch. Er nahm eine Droschke erster Klasse, der Kutscher sollte vor der Tür auf ihn warten — man durfte nichts versäumen, was guten Eindruck machen konnte — und fuhr nach „den Zelten", wo, wie er durch das Adreßbuch ersehen hatte, der Graf seine Wohnung hatte.

Fast gleichzeitig mit ihm fuhr ein Coupé vor. Der Diener sprang vom Bock und öffnete den Schlag. Ein Ulanenoffizier stieg aus und eine Dame. Der Herr gab dem Kutscher noch Weisungen und schritt dann der Dame nach ins Haus.

Edmund Schmeiß hatte die Szene mit Neugier verfolgt und sich die Physiognomien genau eingeprägt. Er trat an den Wagen heran, nahm den Hut ab und fragte den Kutscher, wer das gewesen sei. Der Kutscher nannte den Namen seiner Herrschaft.

Der Kommissionär war zufrieden, nun wußte er doch, daß der Graf zu Haus sei. Er sah sich noch einmal Wagen und Pferde an. Die Geschirre, die Livreen, bis herab auf die Bockdecke und die Handschuhe von Kutscher und Diener, alles vom Besten, geschmackvoll und gediegen.

Edmund Schmeiß ließ ein paar Minuten verstreichen, während der er auf dem Trottoir auf und ab ging, und begab sich dann ins Haus. Ein Kammerdiener öffnete auf sein Klingeln. Der Kommissionär hatte eine gleich-

gültig überlegene Miene vorbereitet, von der er annahm, sie müsse auf einen Bediensteten Eindruck machen. Der Diener, ein großer, bartloser Graukopf, mit der gemessenen Haltung eines Lords, warf einen einzigen prüfenden Blick auf den Fremden und erklärte darauf, der Herr Graf seien nicht zu Haus. Damit wollte er die Tür schließen, aber der Kommissionär, fix im Auffassen wie im Handeln, hatte sich zwischen Tür und Angel gestellt, so daß jener nicht zumachen konnte. „Sagen Sie dem Herrn Grafen," rief er mit einer Stimme, die berechnet war, auch in den Zimmern gehört zu werden, „ich hätte dem Herrn Grafen wichtige Nachrichten von der Herrschaft Saland zu bringen. Hier ist meine Karte."

Der Kammerdiener las die Karte, betrachtete sich den Mann noch einmal, zuckte die Achseln und verschwand darauf.

Nachdem man den Agenten eine geraume Zeit hatte warten lassen, erschien der alte Diener wieder. Sein Benehmen hatte an Geringschätzung zugenommen. Die Herrschaften wären jetzt beim Luncheon, erklärte er, der Graf ließe dem Herrn aber sagen, wenn er mit ihm sprechen wolle, möchte er in einiger Zeit wiederkommen.

Edmund Schmeiß überlegte. Sollte er gehn und in einer Stunde wiederkommen? Vielleicht war man da wieder nicht zu Haus für ihn. Das war wohl nur eine Finte, um ihn auf gute Manier los zu werden! Nein, er blieb! Nun hatte er sich einmal den Eintritt erzwungen in das Quartier; diesen Vorteil wollte er nicht wieder fahren lassen.

Er erklärte dem Kammerdiener, daß er hier warten wolle, bis das Luncheon vorüber sei. Der Diener maß ihn mit einem verächtlichen Blicke. „Wenn Sie wollen —

hier, bitte!" Er öffnete eine Tür. „Hier können Sie warten."

Der Kommissionär sah sich in einem schmalen, einfenstrigen Zimmer, einer Art Garderobe. Es hingen Pelzmäntel und andere Kleidungsstücke an einem Rechen, unter einem Regal stand Schuhwerk. Ein Schlafsofa war aufgestellt, an den Wänden hingen Bilder und Photographien, die offenbar ausgemustert waren. Geheizt war der Raum nicht.

Obgleich das Ehrgefühl bei Schmeiß nicht sonderlich entwickelt war, fühlte er sich doch für den Augenblick nicht angenehm berührt, als er bemerkte, wohin man ihn gewiesen hatte. Seine Eitelkeit war gekränkt. Trotz des neuen Zylinders und des pikfeinen Aufzuges hatte ihn dieser großbrodige Schuft von einem Kammerdiener nicht für voll angesehen. Er besah sich in einem Stehspiegel, der in einer Ecke des Zimmers stand und wohl eines Sprunges wegen hierher verbannt worden war. Seiner Ansicht nach war alles „prima" an ihm. Er hätte ebensogut ein Offizier in Zivil, ein Baron, ein Graf sein können. Was solche Lakaien doch für eine Witterung haben mußten! —

Aber Schmeiß war nicht der Mann, der sich durch peinliche Empfindungen für längere Zeit niederdrücken ließ. Die Behandlung, die ihm zuteil geworden, war sicher nicht freundlich zu nennen, aber das mußte man schließlich aufs Geschäft schlagen; er sah auf das Resultat, und da war der unzweifelhafte Erfolg zu verzeichnen, daß es ihm gelungen war, in die Nähe des Grafen zu gelangen, der ihn nun doch nicht mehr abweisen lassen konnte. Den Leuten auf den Leib rücken, das war beim Geschäfte immer das Schwierigste und das Wichtigste.

Nun er einmal hier war, schien ihm der Erfolg so gut wie sicher.

Er hatte sich auf das Schlafsofa gesetzt und sah sich im Zimmer um. Dort auf dem Tische standen verschiedene Lampen von Bronze, Majolika, ein paar von Berliner Porzellan, Prachtstücke aus der Königlichen Manufaktur. So ein Winter in Berlin mußte dem Grafen eine Menge Geld kosten mit Familie, Dienerschaft, Equipage und dazu erste Etage in „den Zelten". Schmeiß machte einen Überschlag.

Seine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt durch Geräusche aus dem Nebenzimmer. Er hörte Tellerklappern und Stimmendurcheinander. Aha, das Eßzimmer! Er konnte weibliche Stimmen unterscheiden. Man schien sich gut zu unterhalten, es wurde viel gelacht. Der Kommissionär wechselte den Platz, um besser zu hören. Mit Grafen und Komtessen hatte er noch niemals zu Tische gesessen; es interessierte ihn doch, etwas davon aufzuschnappen, wie diese Art sich eigentlich unterhalten mochte, wenn sie unter sich war.

Schmeiß hatte ein scharfes Gehör, trotzdem konnte er anfangs kaum mehr verstehen als einzelne Worte und Sätze, die aus dem Zusammenhange gerissen keinen Sinn ergaben. Man schien abgespeist zu haben, er hörte wenigstens kein Tellerklappern mehr. Die Unterhaltung wurde in lebhaftester Weise geführt. Er konnte jetzt einzelnes verstehen, weil er inzwischen gelernt hatte, die Stimmen zu unterscheiden.

Es schienen recht gleichgültige Dinge, von denen sie sprachen. Ein paar Namen hatte der Lauscher auch schon herausgehört. Eine „Wanda" schien da zu sein und eine „Ida"; jedenfalls also der Graf mit seinen nächsten Angehörigen.

Jetzt rückte man mit den Stühlen, man erhob sich. Es klang dem Kommissionär fast, als würde ein Tischgebet gesprochen, worüber er sich nicht wenig wunderte. Gleich darauf hörte er eine männliche Stimme sagen: „Herr Graf, der Herr ist auch noch da!" — „Welcher Herr?" fragte jemand. Darauf hörte der Kommissionär seinen eigenen Namen nennen. „Was will der Mensch nur!" hieß es. Gleichzeitig ertönte übermütiges Frauenlachen. „Schmeiß! hast du gehört? Schmeiß heißt der Mensch!" Ein Kichern und dann: „Möchtest du Frau Schmeiß heißen, Ida?" — Das übrige verlor sich in Gelächter.

Edmund Schmeiß war errötet, was ihm selten begegnete. Die Kränkung hatte gesessen. Er knirschte mit den Zähnen. Wer ihn jetzt gesehen hätte, würde haben ahnen können, wessen dieser Mensch fähig war, wenn er beleidigt war.

Die Tür vom Korridor wurde gleich darauf geöffnet, der grauköpfige Kammerdiener trat ein und teilte mit, der Herr Graf wolle Herrn Schmeiß jetzt annehmen. Der Kommissionär fuhr sich schnell noch einmal mit der Hand über den Schnurrbart, zog die Manschetten unter den Ärmeln vor und folgte dem Diener.

Der Graf empfing ihn in seinem Zimmer. Er war ein großer, schlanker Herr. Sein Kopf schien älter als seine Figur. Das blonde Haar lichtete sich bereits stark. Die Nase war lang und etwas zu spitz, um schön zu sein. Die Augen leuchteten groß und freundlich; sie waren das einzig Lebhafte in dem bleichen, etwas verlebten Gesichte, dem auch der Schnurrbart nichts Martialisches gab. Der Graf trug den Interimsrock.

Edmund Schmeiß hatte zunächst das unangenehme,

ihn bedrückende Gefühl niederzukämpfen, einem vornehmen Manne gegenüber zu stehen. Aber das war nur vorübergehend, er beschloß, sich durch nichts imponieren zu lassen. Vornehmheit, gut! die wollte er jenem lassen; aber ob der Mann so klug sei wie er, das würde sich erst noch ausweisen.

Der Graf erwiderte die tiefe Verbeugung des Fremden mit einem Kopfnicken, wies auf einen Stuhl, zum Zeichen, daß er Platz nehmen möge, und setzte sich selbst. „Nun, also Herr" . . . . . . Der Graf dehnte das „Herr", nach dem Namen suchend. „Schmeiß ist mein Name," ergänzte der Kommissionär. „Ganz recht, Herr Schmeiß! also was führt Sie zu mir?"

Edmund Schmeiß hatte einen Fuß vorgesetzt und stemmte den Zylinder auf das Knie. Dann begann er mit Manieren, die zwischen Unterwürfigkeit, schnüffelnder Neugier und dreister Zudringlichkeit unausgesetzt wechselten, den Zweck seines Kommens in seichter, dabei glatt fließender Rede, wie sie den Handlungsreisenden eigen ist, auseinanderzusetzen.

Der Graf hörte ihm eine Weile mit gelangweilter Miene zu; er feilte inzwischen an seinen Fingernägeln. Als er mit allen zehn Fingern durch war, blickte er auf und meinte in leicht näselndem Tone: „Ja, mein Bester — ich weiß nicht — Sie haben behauptet, Sie brächten mir Nachrichten von Saland — unter dieser Voraussetzung allein habe ich Sie angenommen. Ich sehe wirklich nicht ein, was das hier eigentlich soll!"

„Doch, Herr Graf! der Herr Graf wollen mir nur gütigst gestatten, auszureden. Ich meine nämlich, daß die Interessen der Herrschaft Saland mit meinem Vorschlage sehr eng verknüpft sind. Der Wald des Büttnerschen Bauerngutes grenzt mit dem der Herrschaft,

liegt wie ein Keil in dem Forst des Herrn Grafen eingesprengt . . ."

„Das weiß ich selbst, wahrscheinlich genauer als Sie!" meinte der Graf, welcher ungeduldig zu werden anfing. „Um diesen Wald handle ich schon seit Jahren. Ich werde wohl nun endlich mal dazu kommen. Um lumpige fünfzig oder sechzig Morgen handelt es sich, glaube ich."

„Der Herr Graf werden aber viel zu hoch bezahlen. Wir würden dem Herrn Grafen den Wald billiger verschaffen."

Der Graf musterte den Sprecher mit erstaunter Miene. Erst jetzt sah er sich den Menschen richtig an, der sich mit solcher Unverfrorenheit an ihn herandrängte. Das schien ja ein possierlicher Bursche zu sein! Der Graf lachte. „Wer sind Sie denn eigentlich, Verehrter! Ich wollte Ihnen bloß bemerken, daß ich keine Zwischenhändler brauche, wenn ich mit einem meiner Bauern handeln will."

„Herr Graf! Ich komme nicht im eignen Namen, das würde ich mir nicht erlauben. Ich bin Kommissionär. Ich komme im Auftrage der Firma Samuel Harrassowitz. Der Name ist Ihnen gewiß bekannt, Herr Graf. Eine große Getreidehandlung, der Inhaber ist ein feiner und durch und durch reeller Geschäftsmann."

Bei Nennung des Namens „Harrassowitz" stutzte der Graf. Er war aufgestanden und suchte etwas auf der Schreibtischplatte. „Mir schreibt hier mein Güterdirektor" ... Er wühlte in einem Berge von Papieren, die einen etwas ungeordneten Eindruck machten. „Ich kann den Brief gerade nicht finden." Den Späheraugen des Kommissionärs entging die Nachlässigkeit, mit der der Graf in den Papieren stöberte, nicht. „Na, egal!

Hauptmann Schroff schreibt mir, daß dieser — dieser ... den Sie eben nannten . . ."

„Harrassowitz!" beeilte sich Schmeiß zu ergänzen, der schon bemerkt hatte, daß das Namensgedächtnis des Grafen ziemlich mangelhaft war.

„Ganz recht! Dieser Harrassowitz soll sich ja mit Güterschlächterei befassen."

Jetzt hielt es Edmund Schmeiß für zeitgemäß, einen Trumpf auszuspielen. Er erhob sich mit gekränkter Miene und sagte: „Ich bedaure, daß der Herr Graf so falsch berichtet sind. Harrassowitz ist ein Ehrenmann durch und durch. Er ist mein Freund!" Er knöpfte seinen Rock zu, wie er es auf dem Theater von beleidigten Helden gesehen hatte, und machte ernsthaft Miene zu gehen.

Menschenkenntnis war gerade nicht die starke Seite des Grafen. Er war arglos und gutmütig von Natur. Der Gedanke, jemanden gekränkt zu haben, war ihm peinlich. Er meinte in beschwichtigendem Tone: „Na, bleiben Sie nur, bleiben Sie! Die Sache wird wohl nicht so gefährlich sein."

„Ja, aber ‚Güterschlächterei' ist ein schwerwiegendes Wort, Herr Graf! Wenn ich mir meinen Freund Harrassowitz dazu denke. — Ich will ihm die Bemerkung des Herrn Grafen lieber nicht hinterbringen."

Der Graf merkte die versteckte Drohung nicht, die in diesen Worten liegen sollte. Völlig arglos sagte er: „Die Sache ist nun gut! Setzen Sie sich wieder und echauffieren Sie sich nicht unnötig!"

„Wollen der Herr Graf mich weiter anhören?" fragte Schmeiß mit gut geheuchelter Miene eines Verletzten, der sich zur Versöhnung bereit finden lassen will. Im Innern triumphierte er.

„Ja, bitte, fahren Sie fort! Was wollen Sie denn eigentlich, oder was will Ihr Harrassowitz von mir? Das verstehe ich immer noch nicht. Da ist dieser Bauer, dieser . . . dieser . . . in Halbenau."

„Büttner! meinen der Herr Graf jedenfalls."

„Jawohl, Büttner! Ein alter, ehrlicher Kerl, wie mir scheint, dem die Zwangsversteigerung droht, wie Hauptmann Schroff schreibt. Der Mann soll mit ein paar tausend Mark zu retten sein."

„Gestatten der Herr Graf, daß ich hier unterbreche! Die Erfahrungen, die wir mit dem alten Büttner gemacht haben, sind etwas anders geartet. Wir sind der Ansicht, daß der Herr Graf verlockt werden sollen, einen Unwürdigen zu unterstützen. Der Herr Graf sollen Ihr gutes Geld hergeben für eine Sache, die, gelinde ausgedrückt, sehr zweifelhaft ist. Das ist der Plan, hinter den wir gekommen sind. Und um das zu verhindern, Herr Graf, bin ich nach Berlin gereist."

Schmeiß beobachtete, während er mit der Miene des moralisch entrüsteten Biedermanns sprach, die Züge des Grafen mit einer Aufmerksamkeit, der nichts entging. Wenn dem Herrn das hier glatt einging, dann konnte er noch eine ganze Portion mehr vertragen. Der Graf ließ seine Augen mit dem Ausdrucke höchster Überraschung auf dem Sprecher ruhen, er hatte den Mund halb offen und sah in diesem Augenblicke nicht besonders geistreich aus. „Kennen Sie denn diesen — diesen Büttner so genau?" fragte er nach einigem Besinnen.

„Wir haben genügende Erfahrung mit dem Manne, ich kann sagen, mit der ganzen Familie gemacht, um erklären zu dürfen, wir kennen die Sippschaft gründlich."

„Mein Güterdirektor lobt mir die Leute in seinem Briefe."

„Das Urteil des Herrn Hauptmann Schroff scheint mir — nun, ich will nichts gesagt haben, weil der Herr Graf etwas auf den Herrn zu halten scheinen. Aber nachdem er über meinen Freund Harrassowitz derartig geurteilt hat, kann mir sein Urteil nichts mehr gelten! Der Herr Graf werden das verstehen!"

„Der alte Bauer soll durch Familienunglück in Bedrängnis geraten sein, glaube ich."

„Durch schlechte Wirtschaft und weiter nichts, Herr Graf! Der alte Mann ist ein liederlicher Wirt und leider auch ein Trinker. Die Söhne sind noch schlimmer, und bei den Töchtern jagt ein uneheliches Kind das andere. Wollen sich der Herr Graf nur erkundigen, dann werden Sie schon erfahren, daß ich nicht übertreibe. Ich bin selbst in dem Hause gewesen, ich kenne die Leute. Auf diese Weise ist die Wirtschaft natürlich immer tiefer heruntergekommen. Jetzt sitzt der Mann in Schulden bis über die Ohren. Harrassowitz ist er Geld schuldig, auch ich habe an ihn verloren. Wir sind mit dem Manne gründlich betrogen worden, weil wir ihn für reell hielten. Wir werden unser Geld einbüßen. Und so geht es verschiedenen ehrlichen Geschäftsleuten. Auch mit seiner eigenen Familie hat er sich überworfen. Der eigene Schwager hat ihn ausgeklagt. Der Herr Graf wollen nur mal nachfragen lassen. Die ganze Sache ist oberfaul!"

Der Graf schüttelte den Kopf. „Wenn das so ist — dann läge die Sache ja in der Tat etwas anders. Aber warum ist mir denn das so dargestellt worden?"

„Die bekannte Großmut des Herrn Grafen soll ausgenutzt werden. Man denkt vielleicht: Der Herr Graf

ist weit weg, in Berlin, und auf ein paar tausend Mark kommt's ihm nicht an. Man rechnet mit der Menschenfreundlichkeit des Herrn Grafen. Aber hier wäre Generosität, so schön sie auch sonst ist, nicht am Platze. Gesetzt der Fall, der Herr Graf reißen den Mann jetzt heraus — übrigens ist das mit ein paar tausend Mark keineswegs getan; ich weiß, daß der alte Büttner namhafte Posten schuldet, bei Leuten, die sich noch gar nicht gemeldet haben — also, wenn der Herr Graf jetzt auch bezahlen, werden immer noch Forderungen nachkommen. Das ist wie ein Sieb, wo das Wasser, das man hineingießt, durchläuft. Und wenn der Bauer jetzt auch noch so viel verspricht, in Jahresfrist ist doch wieder alles beim Alten. Dann ist neuer Bankerott da. Der Herr Graf werden nichts als Ärger und Verdruß gehabt haben und Ihr Geld einbüßen."

„Das ist doch wirklich traurig!" sagte der Graf, und dem Tone, in welchem er das sagte, war anzuhören, daß es ihm von Herzen kam.

„Ja, es ist tieftraurig!" echote Schmeiß.

„Solchen Menschen ist dann allerdings nicht zu helfen."

„Ganz sicher ist solchen Leuten nicht zu helfen, Herr Graf," sagte Edmund Schmeiß mit wichtiger Miene und ernsten Blicken. „Ganz sicher nicht! Da wird so viel geschrieben in den Blättern über die traurige Lage des Bauernstandes. Besonders die Blätter einer freieren Richtung, die demokratischen Organe, sind da immer schnell bereit, dem Großgrundbesitz die Schuld in die Schuhe zu schieben. Die Magnaten werden angeklagt, den Bauern zu ruinieren, ‚aufsaugen', wie es da heißt. Von ‚Bauernlegen' wird gesprochen. Aber daß die Bauern meistens selbst an ihrem Untergange

schuld sind, das sagt niemand. Die Leute treiben's danach! Der Bauernstand geht an sich selbst zugrunde, Herr Graf, nicht durch den Großgrundbesitz. Hier an dem alten Büttnerbauern haben wir einen schlagenden Beleg dafür!"

Edmund Schmeiß hatte die letzten Sätze mit einer gewissen Feierlichkeit in Ton und Gebärde gesprochen, als decke er seine innerste Gesinnung auf. Bei dem Grafen waren solche Worte nicht verloren. Auch an ihn waren Klagen und Forderungen, welche die Neuzeit gegen den Großgrundbesitz erhebt, herangeklungen und hatten ihn verdrossen. Diese Verteidigung der Magnaten klang ihm angenehm in den Ohren.

„Was diese demokratischen Blätter sagen, ist alles Gewäsch!" erklärte er. „Was verstehen denn diese Leute von der Bauernfrage! Die mögen nur erst mal aufs Land hinausgehen und sehen, wie's dort zugeht, ehe sie ihre roten Artikel schreiben. Ja, wirklich solche Leute, Redakteure und überhaupt Zeitungsschreiber, die müßten alle mal zur Strafe ein paar Wochen das Feld bestellen — was? Die Art Leute hinter dem Pfluge oder beim Düngerladen, wie denken Sie sich das?"

Der Graf geruhte zu lachen über seine eigene Bemerkung, und Edmund Schmeiß verfehlte nicht, mitzulachen; auch er fand den Gedanken hochkomisch. Die Unterhaltung hatte entschieden einen wärmeren Ton angenommen, und der Graf war nicht mehr so unnahbar und von oben herab wie zu Anfang.

„Nicht wahr? Da kann einem doch niemand einen Vorwurf daraus machen, wenn man solch einen Mann seinem wohlverdienten Schicksale überläßt?" fragte der Graf schließlich.

„Im Gegenteil, Herr Graf!" rief der Kommissionär.

„Ich meine, es wäre unverantwortlich, wenn man hier einen Finger zur Hilfe rühren wollte. Diesen Leuten ist eben nicht zu helfen, und kein vernünftiger Mensch wird wagen, dies von dem Herrn Grafen zu verlangen."

Schmeiß hatte nun keine große Mühe weiter, den Grafen zu überreden. Leute von geringem Urteil und großer Gutmütigkeit, wie der Graf, sind leicht zur Härte zu verführen. Der Graf ärgerte sich bereits, daß seine Güte wieder mal hatte mißbraucht werden sollen, und er gedachte, seinem Güterdirektor diesen Versuch nicht zu vergessen.

Der Kommissionär ging von ihm mit dem Bewußtsein, seine Aufgabe in glänzender Weise gelöst zu haben. Und außerdem kam noch die angenehme Genugtuung befriedigter Eitelkeit hinzu. Der Graf hatte ihn schließlich gar nicht mehr schlecht behandelt. Sogar eine Zigarre war ihm vor dem Weggehen angeboten worden.

Mit gehobenem Selbstgefühl verließ Edmund Schmeiß das Haus, und dem prickelnden Gedanken, daß diese Aristokraten zwar äußerlich recht vornehm, im Grunde aber doch fürchterlich dumm seien.

IV.

Eines Tages, als Gustav die Dorfgasse hinabging, begegnete ihm Hauptmann Schroff zu Pferde.

„Gut, daß ich Sie treffe, Büttner!" sagte der Hauptmann. „Ich wollte eben zu Ihnen. Ich habe Nachrichten in unserer Sache. Leider keine guten! Kommen Sie ein paar Schritte mit mir. Die Stute steht nicht gerne."

Gustav schritt neben dem Reiten her, welcher weiter berichtete:

„Der Graf will nicht! Rundweg abgelehnt meinen Vorschlag, nachdem er erst Lust gezeigt, und ich infolgedessen unserem Rechtsanwalt schon Auftrag gegeben hatte, mit dem Kretschamwirt zu verhandeln. Nun ist auf einmal Kontreordre gekommen von Berlin, sogar auf telegraphischem Wege. Was da vorgegangen sein mag, soll der Teufel wissen! Auf lumpige zweitausend Mark kommt's dem Grafen doch sonst nicht an! Können Sie sich denn denken, was passiert sein kann, Büttner?"

Gustav vermochte auch keine Erklärung zu geben.

„Ich habe sofort noch einmal an den Grafen geschrieben, weil mir die Sache am Herzen lag. Er hat mir äußerst kurz geantwortet und mich bedeutet, daß, wenn er ‚nein' sage, das nicht ‚ja' heiße. Dadurch ist die Sache für mich natürlich erledigt. Ich habe mich zu fügen. Traurig ist das allerdings, tieftraurig!"

Der Hauptmann blickte mit düsterem Gesicht in die Ferne, seine Miene war voll Gram. „Der Teufel verblendet den großen Herren die Augen!" sagte er, mehr für sich, und biß die Zähne aufeinander.

Die Stute begann unter ihm nervös hin und her zu tänzeln; er hatte sie in Gedanken zu fest gehalten. Er ließ, als er den Grund erkannte, ganz mechanisch die Kandarenzügel locker und zog die Trense etwas an. „Hoo, hoo!" rief er, dem Pferde zuredend, und klopfte es am Widerrist. „Ja, da ist nun nichts weiter zu machen, mein guter Büttner!" sagte er nach längerem Schweigen. „Ich wenigstens kann nichts mehr tun, mir sind die Hände gebunden. Nahe geht mir die Sache, das kann ich wohl sagen! Auf dem Laufenden können Sie mich immerhin erhalten, verstehen Sie, Büttner!" — Nun, Gott befohlen!"

Damit gab er der Stute einen unmerklichen Schenkel-

druck. Die krümmte den Hals, schob das Hinterteil unter und trug den Reiter in gleichmäßig wiegenden Galoppsprüngen die Dorfstraße hinab.

Gustav blickte ihm mit Wehmut nach. Er war so sehr Kavallerist geblieben, daß er selbst in diesem Augenblicke, wo ganz andere Sorgen und Kümmernisse ihm näher lagen, doch noch Raum fand für das Gefühl des Neides dem Manne gegenüber, der ein solches Pferd reiten durfte. Er verfolgte den Reiter mit seinen Blicken, bis er ihm hinter den Häusern verschwunden war. Dann wandte er sich seufzend, um nach Hause zu gehen und dem Vater die schlechten Nachrichten zu überbringen.

Der junge Mann fühlte sich sehr niedergedrückt. Die Aussicht, die ihm Hauptmann Schroff eröffnet, war so wunderbar gewesen, daß er wirklich geglaubt hatte, es werde nun alles gut werden. Er hatte seine Pläne für die Zukunft ganz auf das Gelingen dieses Planes gestellt, und nun war in elfter Stunde alles gescheitert!

Auf den alten Bauern machte die Nachricht keinen tieferen Eindruck. Er hatte ja nicht an eine Wendung zum Besseren geglaubt.

Der alte Mann hatte sich wieder ganz in sich selbst zurückgezogen. Niemand, selbst Gustav nicht, wußte, ob er überhaupt noch etwas hoffe. Scheinbar ließ er die Dinge gehen, wie sie gehen wollten. Selbst die Nachricht vom Gericht, daß Termin zur Zwangsversteigerung angesetzt sei, schien ihn nicht merklich zu erregen.

In der Wirtschaft ging alles seinen gewohnten Gang weiter. Hier merkte man gar nicht, welches Verhängnis drohend über dem Gute hing. Die Frühjahrsbestellung wurde wie alljährlich vorbereitet. Karl fuhr

Dünger auf den Kartoffelacker und Jauche auf die Wiesen. Die Frage, wer die Früchte ernten werde, stellte man nicht. Man tat seine Arbeit und schwieg. Die Maschine schnurrte weiter, weil sie einmal im Gange war. Wenn nun plötzlich eine fremde Hand eingriff und sie zum Stillstand brachte, was dann? —

Der alte Bauer schien mit einem gewissen Trotz dieser Frage aus dem Wege zu gehen. Reden ließ er auch nicht mit sich darüber. Gustav bekam zu hören, daß er ein „grüner Junge" sei, als er einmal davon zu sprechen anfing, was eigentlich nach der Subhastation werden solle.

Und dabei lag die Notwendigkeit, daran zu denken, so nahe. Wer konnte denn wissen, wer der Ersteher des Gutes sei und was er mit Haus und Hof anfangen werde. Sie mußten gewärtig sein, ihr Heim auf dem Flecke zu verlassen; dann würden sie obdachlos auf der Straße liegen, wohl gar der Armenfürsorge anheimfallen.

Gustav geriet auch in anderem mit dem Alten in Widerspruch. Der Büttnerbauer steckte noch immer Geld in das Gut, obgleich es bereits an allen Ecken und Enden zu mangeln begann. Der junge Mann war der Ansicht, daß jetzt keine Verbesserungen mehr vorgenommen werden dürften, da es doch feststand, daß der Besitz nicht mehr der Familie erhalten werden könne. Aber der Bauer schien es sich in den Kopf gesetzt zu haben, der verlorenen Sache noch möglichst viel nachzuwerfen. Er schaffte einen neuen Pflug an, besserte an den Wegen, stopfte Löcher im Fachwerk des Scheunengiebels und sprach sogar davon, den Kuhstall umdecken zu lassen. Darüber kam es zwischen Vater und Sohn zu einem heftigen Auftritt.

Die Folge war, daß der junge Mann sich mehr denn je von zu Hause wegsehnte. Jeder Tag vermehrte seine Einsicht, daß hier alles unhaltbar geworden sei. Wozu sein Geschick noch länger an das seines Vaters knüpfen, der zu alt zu sein schien, um noch Vernunft anzunehmen. Im Elternhause wurde es immer öder und trauriger. Der alte Bauer lebte ein Leben völlig für sich. Wie ein böser Hund fuhr er aus seiner Hütte, bereit, jeden zu beißen, der ihn in seiner Verdrcssenheit störte. Die Bäuerin weinte viel und hatte an ihrem Leiden zu tragen. Therese zankte mit Karl. Toni sah in schwüler Gleichgültigkeit ihrer Entbindung entgegen. Bei Ernestine begannen sich unter dem Einflusse all des Widrigen, dessen das junge Ding Zeuge geworden, Eigensucht und Vorwitz in nicht gewöhnlichem Grade zu entwickeln.

Gustav hielt sich infolgedessen dem Elternhause, das ihm die Hölle auf Erden zu werden drohte, so viel als möglich fern. Um so mehr war er bei Pauline Katschner zu finden. Sie und der Junge mußten ihm jetzt Eltern und Geschwister ersetzen.

Der Termin der Hochzeit rückte näher und näher, und Gustav hatte noch immer keine Stellung gefunden. Er dachte manchmal daran, ob es nicht das beste sei, auszuwandern. Man sah es ja: die Verwandten alle, die von Halbenau weggegangen waren, hatten es zu Vermögen und Ansehen gebracht. Im Dorfe konnte man nie und nimmer zu etwas kommen. Die Heimat war ihm vergällt und verekelt durch so viel traurige Erlebnisse. Also, nur fort! Den Staub von Halbenau von den Füßen geschüttelt und anderwärts sein Glück versucht! Aber das war leichter gedacht als ausgeführt. Zunächst einmal: wo sollte er hingehen? In die Stadt!

Wer stand ihm dafür, daß er dort Arbeit fand. Und dann mit Weib und Kind wanderte es sich nicht so leicht, als wenn einer nur den Ranzen zu schnüren und den Stab in die Hand zu nehmen brauchte. Und schließlich war Gustav auch ein zu guter Sohn, um trotz seines augenblicklichen Zerwürfnisses mit dem Vater seine alten Eltern leichten Herzens im Stiche zu lassen. Die kränkelnde Mutter, den alten Mann, der bei seinen Jahren vom Großbauern zum obdachlosen Bettler herabsteigen sollte! Es war ein Jammer! Und Gustav erschien es oft wie Feigheit, daß er gerade jetzt die Seinen verlassen wollte.

In dieser Zeit taten sich plötzlich für den jungen Mann ganz neue Aussichten auf.

* * *

Schon seit einiger Zeit hatte Gustav, der die Zeitungen jetzt eifrig nach Stellenangeboten durchforschte, gelesen, daß ein gewisser Zittwitz, der sich „Aufseheragent“ nannte, seine Vermittlung anbot für junge Leute, welche nach dem Westen auf Sommerarbeit gehen wollten. Durch Bekannte hatte er weiter gehört, daß derselbe Agent eine Art Arbeitsvermittlungsbureau in der Stadt aufgetan habe, daß er auch die Dörfer in der Runde besuche, um Mädchen und junge Männer zu mieten.

In dieser Gegend war die Sachsengängerei noch unbekannt. Es war das erste Mal, daß ein Agent aus den westlichen Zuckerrübendistrikten hier gesehen wurde. Die fabelhaftesten Gerüchte gingen dem Manne voraus. Man versprach sich goldene Berge. Die Leute, welche nach Sachsen zur Rübenarbeit gingen, hieß es, könnten sich im Laufe eines Sommers dort ein Vermögen erwerben. Andere wieder sagten, diese Agenten seien nicht

besser als Sklavenhändler, und die Mädchen und Burschen welche ihrem Lockrufe folgten, sähen einem schrecklichen Lose entgegen.

Gustav hatte, als er noch bei der Truppe war, die Sachsengänger alljährlich im Frühjahr durch die Stadt ziehen sehen, von einem Bahnhof zum anderen auf Möbelwagen: Weiber und Männer zusammengepfercht mit ihren Ballen und Laden, oder auch herdenweise durch die Straßen getrieben wie Vieh. Fremdartige Gestalten waren das gewesen, Polacken, schmutzig, zerlumpt. Er hatte die Gesellschaft aus tiefster Seele verachtet, und nie bisher war ihm der Gedanke gekommen sich diesen zuzugesellen.

Eines Tages nun fand er am Spritzenhause in Halbenau einen Anschlag, auf welchem der Aufseheragent Zittwitz mitteilte, daß er im Kretscham angekommen sei und Anmeldungen von Mädchen sowohl wie jungen Männern zur Sommerarbeit in Sachsen annehme.

Gustav, der eigentlich auf dem Wege zu seiner Braut begriffen war, las den Anschlag ein paarmal aufmerksam durch. Sich anbieten! Nein, das wollte er nicht. Er hätte den schön geführt, der ihm, dem gewesenen Unteroffizier, hätte zumuten wollen, unter die Runkelweiber zu gehen. Aber anhören konnte man sich schließlich doch mal, was der Agent zu sagen hatte; das verpflichtete ja zu nichts.

Vor dem Kretscham schon merkte man, daß hier etwas Besonderes heute vor sich gehe. Leute gingen und kamen. An der Tür stand ein Haufe junger Burschen, Hände in den Taschen, Zigarren im Munde, welche die Mädchen, die zahlreich in den Gasthof strömten, bekrittelten und verhöhnten. Gustav schloß sich dieser Gruppe an. Jetzt hineinzugehen, schämte er sich doch.

Er stellte sich also zu den Burschen. Es wurde viel gespuckt, bramarabasiert und geflucht. Der Kerl da drinnen mache die Mädel ganz verrückt, hieß es. Das Blaue vom Himmel löge er herunter, und einige habe er auch schon bald so weit, daß sie unterschreiben wollten. Er suche sich die jungen und hübschen aus. Verheiratete wolle er gar nicht haben. Da könne man sich ja ungefähr vorstellen, was er im Schilde führe. Es folgten düstere Andeutungen. Einer wollte in der Zeitung gelesen haben, wohin derartige Mädchen verschwänden.

Gustav hörte sich das Gerede eine Weile mit an, dann meinte er, man sollte doch lieber hineingehen und dem Burschen auf die Finger sehen bei seinem Geschäfte. Sie würde wohl noch Mannes genug sein, ihn, falls er im trüben fische, aus dem Orte hinaus zu besorgen.

Einige von den jungen Leuten folgten ihm in den Kretscham.

Die große Gaststube war gedrängt voll Menschen. Dem Eingange gegenüber saß der Agent an seinem Tische mit Schreibzeug und Papieren. Um ihn her standen und saßen alte und junge Männer. Die Mädchen hielten sich mehr an der Wand, sie schienen verschüchtert und wollten sich nicht recht herantrauen.

Der Aufseheragent war ein Mann von behäbigem Äußeren, mit braunem Vollbart, in einem Anzug von brauner „Jäger"wolle, die ihn wie ein Sack einschloß und nichts von weißer Wäsche sehen ließ. Auffällig an ihm waren die großen, lebhaften, schwarzen Augen.

Er war soeben im Wortwechsel mit ein paar jungen Männern begriffen, welche Soldatenmützen trugen, und die, wie Gustav schnell erkannte, nicht aus Halbenau waren. Die jungen Leute behaupteten, das seien Schundlöhne, die jener anböte, dafür brauche niemand die weite

Reise zu machen. Verhungern könne man hier so gut wie anderwärts umsonst.

Der Agent ließ die beiden eine Weile reden Er saß an seinem Tische mit gelassener Miene, er schien seiner Sache sehr sicher zu sein. Er gebrauchte seine Augen, indem er die einzelnen Gesichter um sich her scharf beobachtete.

Jetzt schlossen sich auch Einheimische den beiden Schimpfern an. Für solche Löhne könne man kaum sein Leben fristen, hieß es, geschweige denn etwas verdienen oder zurücklegen. Da wolle man doch lieber daheim bleiben bei sicherem Brot.

Nun erhob sich der Agent von seinem Platze, er ging unter die Leute. Vor einem der Hauptklugredner blieb er stehen. Er solle ihm doch einmal erzählen, was er verdiene, sagte er in vertraulichem Tone. Der junge Mensch war etwas verblüfft und wollte nicht recht mit der Sprache heraus, dann nannte er einen Satz; andere widersprachen, so viel verdiene der nicht, hieß es. Es gab darüber ein Hin und Her. Der Agent ließ die Leute ausreden und blickte mit überlegenem Lächeln drein. Dann griff er wieder ein, den Widerspruch, in den sich der junge Mann verwickelt hatte, geschickt benutzend, machte er ihn lächerlich, so daß er bald die Lacher auf seiner Seite hatte.

Eine ernstere Miene aufsetzend, hielt er darauf eine kleine Ansprache. Die Leute sollten nur Vertrauen zu ihm fassen, sagte er. Er sei als Freund zu ihnen gekommen. Er wisse, wie es dem kleinen Manne ums Herz sei in diesen schweren Zeiten. Sei er doch selbst aus dem Arbeiterstande hervorgegangen, habe sich durch seiner Hände Werk emporgearbeitet. Aber stolz sei er nicht geworden.

Der Mann besaß eine gewisse breite Gemütlichkeit, etwas volkstümlich Biedermännisches in Worten und Gebärden, das zum Herzen des kleinen Mannes sprach und ihm auch hier schnell die Gemüter eroberte.

Unter den Anwesenden waren viele Tagelöhner, Dienstleute, kleine Stellenbesitzer, lauter armes Volk, das um seine Existenz rang. Auch ein paar Armenhäusler waren zur Stelle. Die meisten hatten sich wohl nur des Zeitvertreibs wegen hierher begeben, um mal zu sehen, was ein „Aufseheragent" eigentlich für ein Ding sei, und „ob der Karle wos lus hatte".

Getrunken wurde viel. Hinter dem Schenktisch stand Kaschelernst, der die Pfennige ebenso gern von den Armen nahm wie von den Reichen. „Kleinvieh macht och Mist," pflegte er philosophisch zu sagen. Richard ging umher an den Tischen und nahm die leeren Gläser in Empfang, setzte volle auf und kassierte. An den erhitzten Gesichtern und den lauten Stimmen konnte man merken, daß einzelne schon zu viel des Guten getan hatten.

Agent Zittwitz hatte sich inzwischen in eine abgelegenere Ecke des Raumes begeben, wo mehrere Mädchen beisammen saßen, ängstlich und ratlos wie ein Völkchen junger Hühner. Der Aufseheragent pflanzte sich vor sie hin und suchte sie durch freundlichere Blicke und Worte zu kirren. Er pries ihnen die Vorzüge seines Kontraktes. Seine Anpreisung war geschickt auf den weiblichen Sparsamkeits- und Ordnungssinn berechnet. Sie könnten ihren ganzen Lohn zurücklegen, da sie alles geliefert bekämen und keinerlei Ausgaben hätten. Die meisten Mädchen brächten im Herbst ihre dreihundert Mark zurück, er kenne auch welche, die es bis zu fünfhundert gebracht hätten. Viele Mädchen verdienten sich auf diese Weise ihre Ausstattung.

Die Mädchen sagten nicht viel, aber ihren Mienen war es leicht anzusehen, daß sie große Lust hatten, der Lockpfeife des Fremden zu folgen.

Gustav hatte sich anfangs nicht viel darum gekümmert, was in jener Ecke vorgehe. Er war darüber, den Kontrakt durchzulesen, welchen der Agent ausgelegt hatte. Es befanden sich noch keine Unterschriften darunter. Als er dann nach der Mädchenecke hinüberblickte, erkannte er zu seiner nicht geringen Verwunderung seine eigene Schwester Ernestine, die sich in der Gruppe befand. Sie saß unter den Vordersten und folgte den Reden des Werbers mit gespannter Aufmerksamkeit. Wollte die sich etwa gar verdingen? Er trat hinter den Agenten; er wollte doch einmal genauer feststellen, was der den Mädeln eigentlich vorschwatzte.

Der Werber war gerade dabei, auseinanderzusetzen, welche Lebensweise ihrer in Sachsen harre. Sie wohnten gemeinsam in besonderen Häusern, auch Kasernen genannt. Ihre Betten und Kleider könnten sie sich mitbringen, für alles andere sei gesorgt. Die Lebensmittel bekämen sie geliefert. Früh, ehe es zur Arbeit ging, setze man sich seinen Topf an. Ein Mädchen bleibe zurück, um nach dem Feuer zu sehen und die Töpfe zu rücken. Den Abend hätten sie ganz für sich, ebenso den Sonntag.

Der Mann verstand es, das Leben der Sommerarbeiter in der angenehmsten Weise zu schildern. — Dann begann er von der Arbeit zu sprechen, für die sie gemietet würden. Er meinte, die sei so leicht, jedenfalls ein Kinderspiel im Vergleich zu dem, was man in dieser Gegend von den Frauen verlange. Rüben hacken und verziehen, zur Erntezeit Getreide abraffen und binden und im Herbste Kartoffeln und Rüben roden.

All die schweren und unappetitlichen Verrichtungen, die sie zu Haus tun müßten, wie: misten, jauchen, graben, dreschen, melken, karren und die Egge ziehen, fielen da weg. Auch würde da meist in Akkord gearbeitet, ohne Aufsicht von seiten der Dienstherrschaft. Ganz frei sei man und ungebunden. Könne es etwas Schöneres geben! Und im Herbste kehre man dann mit dem ganzen reichen Lohne des Sommers frohen Mutes in die Heimat zurück.

Der Werber machte eine Pause. Er hatte die Stimmung so gut vorzubereiten verstanden, daß er nur noch die Hand auszustrecken brauchte, und er hatte die Mädchen alle.

Da trat Gustav vor und sagte, er wolle mal ein paar Fragen stellen. „Bitte schön!" meinte der Agent. „Dazu bin ich hier, um Rede und Antwort zu stehen. Je mehr Sie fragen, desto angenehmer ist es mir." Er sagte das mit größter Zuvorkommenheit, betrachtete sich den jungen Mann jedoch gleichzeitig mit forschenden Blicken, die nicht frei von Argwohn waren.

„Wir haben ja hier alle gehört," begann Gustav und wandte sich mehr an die anwesenden Männer als an die Frauen, „wie schön dort alles ist, wo der Herr uns hinbringen möchte, und wie dort alles gut ist, viel besser als hier bei uns. Er stockte. Das freie Sprechen war ihm etwas völlig Ungewohntes. Einen Augenblick lang gingen ihm die Gedanken aus. „Du bleibst stecken!" dachte er bei sich. Dann nahm er alle Willenskraft zusammen und fand das verlorene Gedankenende wieder. „Solch ein Land möchten wir wohl alle kennen lernen, wie es der Herr da beschreibt. Aber ehe ich den Kontrakt unterschreibe und mit dem Herrn Aufseheragenten dorthin gehe, da möchte ich doch vorher von ihm noch eins

wissen: nämlich warum die Leute dort, die Burschen und die Mädel aus dem Lande, von dem uns der Herr erzählt, warum denn die nicht auf Arbeit gehen wollen und sich das Verdienst mitnehmen? Oder gibt's dort etwa keine Arbeiter nicht? Das glaub' ich doch nicht!" —

Die Anwesenden waren diesen Worten mit Spannung gefolgt. Die Männer gaben ihren Beifall zu erkennen. Das war einleuchtend! Büttner hatte recht! Es war doch auffällig, daß die Leute in jener Gegend sich den Vorteil entgehen lassen sollten, der ihnen hier angepriesen wurde. Man war neugierig, was der Agent hierauf zu antworten haben würde.

Der zuckte die Achseln und lachte. Er schien der Sache einen harmlosen Anstrich geben zu wollen, indem er sie auf die leichte Schulter nahm. „Ihr Leute!" rief er, „ihr müßt euch das nicht so vorstellen wie hier! Bei uns im Westen, das ist eben eine ganz andere Sache." . . . Dann erzählte er von der Fruchtbarkeit des Bodens und der intensiveren Wirtschaftsweise in jenen Distrikten, welche eine große Menge von Menschenkräften erfordere, mehr als meist zur Hand seien.

Die Erklärung verfing nicht bei den Leuten. Der Mann mochte noch so schön und gelehrt sprechen, die klare Frage, welche ihm vorgelegt worden war, hatte er nicht beantworten können. Irgendeinen Haken hatte die Geschichte also doch!

Gustav gab dieser Stimmung Ausdruck, indem er fragte, ob etwa die jungen Leute sich dort zu fein dünkten zur Feldarbeit, daß man so weit hinausschicken müsse bis zu ihnen nach Arbeitern. —

Der Agent erklärte, die Leute dort seien durchschnittlich wohlhabender als hier im Osten. Viele gingen

auch in die Städte und widmeten sich anderen Berufen als gerade der Landwirtschaft.

„Da haben wir's!“ rief Gustav, welcher den Mann nicht ausreden ließ. „Da hört ihr's! Wie ich gesagt habe! Die Sache ist genau so: wir sollen eben das machen, was denen dort nicht paßt. Wozu die sich zu gut vorkommen, dazu werden wir geholt. Ne, das paßt uns auch nich — nich wahr? Wir sind nich schlechter hier als irgendwer andersch!“

Gustav sah sich fragend im Kreise um. Die Männer riefen ihm zu, daß er recht habe. Der Werber, welcher merkte, daß die Dinge eine ungünstige Wendung für ihn zu nehmen begannen, rief mit erhobener Stimme: Man solle ihn nur anhören, er werde alles haarklein erklären. Aber schon hatte er die Aufmerksamkeit verloren. Man schwatzte laut durcheinander und murrte. Für dumm solle man die Halbenauer nicht halten, hieß es. Im Sacke wollten sie die Katze nicht kaufen. Das sei der reine Menschenfang, der hier getrieben würde, rief einer von den jungen Leuten mit Militärmütze.

So flogen die Redensarten hin und her. Jetzt redete mancher von der Leber weg, der sich's zuvor nicht getraut hatte. Der Agent gab das Spiel noch nicht verloren, er trat an einzelne heran, setzte ihnen zu, eiferte, widersprach, wollte berichtigen. Er hatte gut sich abmühen, er fand keinen Glauben mehr. In diesen einfachen Köpfen war das Mißtrauen rege geworden, und mit Engelszungen ließ sich ihnen der Argwohn nicht wieder ausreden.

Wer jetzt noch Lust hatte, den Kontrakt zu unterschreiben, wagte es nicht mehr aus Angst, sich vor den Dorfgenossen lächerlich zu machen. Die Mädchen gingen

einer nach dem anderen hinaus, besorgend, es möge hier wohl noch gar zur Rauferei kommen.

Agent Zittwitz packte schließlich mit ärgerlicher Miene seine Papiere zusammen und verschwand.

* * *

Die Männer blieben noch beisammen. Gustav Büttner war der Held des Tages. Das war etwas ganz Neues für ihn. Das Bewußtsein, von seinesgleichen anerkannt zu werden, hob sein Selbstgefühl. Er war so ganz unvorbedacht dazu gekommen; er wußte selbst nicht, wie ihm geschehen. Der blaue Dunst, den dieser Agent den Leuten vorgemacht, hatte ihn verdrossen, und da hatte er frei herausgesagt, was er für recht hielt, ohne Haschen nach Bewunderung. Der Erfolg, den er gehabt, setzte ihn selbst in Erstaunen. Die Aufmerksamkeit, deren Gegenstand er gegen seinen Willen geworden, tat ihm aber doch wohl, bekam schließlich etwas Prickelndes, Berauschendes für seine wenig verwöhnte Eitelkeit.

Und die Umgebung sorgte dafür, daß dieses Gefühl sich steigerte. Man feierte den Sieg, brüstete sich damit, dem Aufseheragenten das Geschäft gründlich gelegt zu haben. „Ja, wir Halbenauer!" . . . hieß es. Die Begebenheit wurde noch einmal durcherlebt, breitgetreten, ausgeschmückt. Die Schnapsflasche machte die Runde. Bier wurde bestellt; bald gab dieser, bald jener eine neue Auflage zum besten.

Auch Gustav durfte sich nicht lumpen lassen, er ließ anfahren. Dabei machte er sich's zum besonderen Scherz, jedes Glas einzeln heranbringen zu lassen, nur um das Vergnügen zu haben, seinen Vetter Richard Kaschel auf seinen Wink springen zu sehen. Hinter dem Schenktisch erschien jetzt auch Ottilie. Sie schielte nach dem

Vetter hinüber und lächelte ihm mit schiefem Munde zu. Er hob das Glas, und ihr zutrinkend rief er: „Auf deine Schönheit!“ Ein schallendes Gelächter der Burschen antwortete. Ottilie zog sich, scheinbar gekränkt, von der Bierausgabe zurück.

Während man noch den schlechten Witz bejubelte, trat ein Fremder ins Zimmer. Seinem Aufzuge nach war er ein wandernder Handwerksbursche, auf dem Rücken den „Berliner“, den „Stenz“ in der Hand.

„Kenn Kunde!“ begrüßte ihn einer von den jungen Leuten, der auch einmal auf der Walze gewesen war und die Kundensprache beherrschte.

„Kenn Kunde!“ kam es aus dem Munde des Wandersmanns zurück.

„Na, Kunde, wie ist der Talf gewesen?“

„Denkst de, ich wer Klinken putzen! Ne, dazu is meinen Ollen sei Sohn zu nobel.“

„Na, Kunde, nobel siehst de grade nich aus. Du wirst wohl schmal gemacht han! Oder bist de gar verschütt gegangen?“

„Ich und verschütt gehn! Nich mal Knast gemacht ha' ch. Mein Lebtag nich! Ich hab' freilich meine Flebben in Ordnung. Willst se sehn?“

„Ich bin keen Teckel nich! Laß deine Flebben, wo se sind. Willst en Soruff, Kunde?“

„Freilich mecht'ch ä Nordlicht putzen. Hier is aber, weeß der Hole, ene dufte Winde.“

„Hast wohl lange Leg' um kauen müssen?“

„Pikus machen kann mer nich alle Tage auf der Walze. Meine Kluft is och mieß, die Trittchen hier sind ganz verrissen, und ne reine Staude hab' ich vor drei Wochen angehabt.“

„Na, laß dich vom Bruder schmieren, Kunde!“

„Wenn ich man Messume hätte.“

„Hier, trink mal!“

„Prost, edler Menschenfreund!“

Gustav hatte sich den Mann, der eben das Glas zum Munde führte, inzwischen mit Aufmerksamkeit betrachtet. Den mußte er doch kennen. Himmeldonnerwetter! war das nicht . . . Wenn das nicht Häschke war, wollte er sich hängen lassen! Häschke, mit dem er zusammen eingetreten war bei der zweiten Schwadron. Freilich, der Vollbart veränderte ihn und die Vagabundenkleidung. Aber an den lebhaften Augen, der Stimme und den Bewegungen erkannte er den ehemaligen Kameraden wieder.

„Häschkekorl!“ rief Gustav und unterbrach damit die Unterhaltung der beiden Kunden.

Der Handwerksbursche fuhr herum. „Büttner Hol mich der Teufel. Büttnergust!“

„Gleich noch ein Bier für meinen Kameraden!“ rief Gustav nach dem Schenktisch hinüber.

Nun ging ein eifriges Fragen los von beiden Seiten. Drei Jahre und ein halbes war es jetzt her, daß sie einander nicht gesehen hatten. Denn Häschke war nach beendeter Dienstzeit herausgegangen, während Büttner kapituliert hatte.

Häschke hatte sich neben Gustav setzen müssen. Nun mußte er von seinen Erlebnissen berichten. Er war von der Truppe aus zunächst in seine Heimat, das Königreich Sachsen, zurückgekehrt. Von Profession war er Schlosser und hatte fürs erste bei einem Meister seines Handwerks Arbeit genommen. Dort war seines Bleibens aber nicht lange gewesen. Er hatte Krach bekommen mit dem Meister. Nun war er gewandert, hatte dabei einen guten Teil Deutschlands gesehen.

Im Westfälischen war er hängen geblieben, eines Mädels wegen, sagte er. Dort hatte er sich in eine Maschinenwerkzeugfabrik verdungen. Bald darauf war Streik ausgebrochen, und er hatte seinen Stab weitersetzen müssen. Einige Monate lang hatte er beim Nordostseekanalbau Arbeit gefunden. Nachdem er den Winter über in einer posenschen Zuckerfabrik als Heizer Verwendung und Unterschlupf gefunden, lag er jetzt wieder auf der Landstraße.

Gustav Büttner war mit diesem Häschke besonders befreundet gewesen. Sie hatten zusammen die Leiden der Rekrutenzeit durchgemacht. Waren auf derselben Stube und in dem nämlichen Beritt gewesen. Daß Büttner bald zum Gefreiten befördert wurde, während Häschke Gemeiner blieb, hatte keine eigentliche Scheidewand zwischen ihnen aufgerichtet. Häschke war und blieb einer der beliebtesten und angesehensten Kameraden, obgleich ihm die Vorgesetzten nicht wohl wollten, seines losen Maules und seiner Leichtfertigkeit wegen. Mutterwitz und Gewandtheit brachten ihn bei seinesgleichen desto mehr zur Geltung.

Jetzt wurden alle diese Erinnerungen wieder aufgefrischt. Vom schnauzigen Wachtmeister und vom schneidigen Herrn Rittmeister erzählte man sich, und mancher lustige Streich aus dem Manöver und dem Garnisonleben wurde ans Tageslicht gezogen.

Häschke war natürlich Gustavs Gast. Als er erfahren hatte, daß der Weitgereiste heute noch nichts Ordentliches in den Magen bekommen, bestellte Gustav Butterbrot und Wurst für ihn.

Auf diese Weise war der Nachmittag vergangen. Die hereinbrechende Dunkelheit mahnte zum Aufbruch. Gustav dachte mit geheimer Besorgnis an die hohe

Zeche, die er gemacht hatte. Aber er hütete sich wohl, davon etwas merken zu lassen. Im Gegenteil! Den Kaschels wollte er gerade mal zeigen, daß es ihm auf ein paar Mark nicht ankomme. Und er bestellte für die ganze Gesellschaft noch einen Korn zum „Rachenputzen!"

Als man den Kretscham verließ, schloß Häschke sich Gustav an. Sobald sie ohne Zeugen waren, begann der Handwerksbursche zu klagen, wie schlecht es ihm gehe. Seit vierzehn Tagen sei er in kein vernünftiges Bett gekommen. Die letzten Sparpfennige waren in den Pennen draufgegangen. Die Kleider fingen an zu zerreißen, und die Füße schmerzten in dem elenden Schuhwerk. Er sah in der Tat abgerissen genug aus. Er fragte Gustav, ob er ihm nicht aus alter Kameradschaft etwas vorschießen könne. Dann wolle er die Eisenbahn benutzen oder — wie er sich in der Kundensprache ausdrückte — „mit dem Feurigen walzen" und ihm von seiner Heimat aus das Erborgte zurückerstatten.

Gustav hatte das Gewissen bereits gepeinigt wegen der heutigen Zeche. Das war von den Ersparnissen gegangen, die er für die Hochzeit bestimmt hatte. Es wurde ihm schwer, dem alten Kameraden die Bitte abzuschlagen, aber es ging nicht anders! Er war nicht mehr ganz nüchtern, wie er jetzt erst merkte, wo er sich in freier Luft befand, aber er fand noch so viel Überlegung, dem anderen zu erklären, daß er nichts ausleihen könne, er sei selbst nicht in der besten Lage und wolle nächstens heiraten.

Häschke bat, daß er ihm dann wenigstens Unterkunft für ein paar Tage verschaffen möge. Er wolle sich seine Sachen instandsetzen und seine Füße ausheilen lassen. Wenn er sich wieder etwas herausgemacht haben würde, werde er seine Straße weiterziehen.

Diese Bitte konnte Gustav unmöglich abschlagen. Er überlegte: bei den Eltern war ja Platz. Häschke behauptete, mit jedem Fleckchen, und sei es auf dem Boden oder im Schuppen, zufrieden zu sein, und wenn es nur eine Bucht von Heu wäre. Gustav erklärte, es werde sich wohl noch ein Bett für ihn finden.

Er brachte also den Fremden mit nach Haus. Dort saß die Familie bereits beim Abendbrot. Die Angetrunkenheit löste Gustavs Zunge. Mit größerem Wortreichtum als man sonst an ihm gewohnt war, stellte er den Fremdling als einen ehemaligen Kameraden und Freund vor, dem man Obdach gewähren müsse.

Die Frauen blickten verdutzt auf den bärtigen Wanderburschen, der in der trüben Beleuchtung des schwachen Öllämpchens nicht gerade vertrauenerweckend sich ausnahm. Der alte Bauer sagte nichts; ihn brachte jetzt nicht so leicht mehr etwas aus seiner verstockten Gelassenheit. In früheren Zeiten würde er dem schön gekommen sein, der ihm solch einen Strolch ins Haus gebracht hätte. Aber jetzt nahm er auch das mit in den Kauf zu dem übrigen. Die Bäuerin war gewiß nicht erbaut über den Gast; doch wagte sie nichts zu äußern, aus Furcht, Gustav zu reizen. Therese war die erste, welche Worte fand. Als Gustav fragte, wo ein Lager für den Fremden zu finden sei, meinte sie trocken, drüben bei den Schweinen stehe noch ein Koben leer. Eine Bemerkung, welche ihr Gatte Karl, nachdem er den Sinn erst begriffen, so ausgezeichnet fand, daß er in ein Gelächter ausbrach, welches an diesem Abende nicht mehr enden zu wollen schien.

Gustav erbleichte vor Zorn. „Dann wird Häschke eben in meinem Bette schlafen!" sagte er. „Mir soll

keiner nachsagen, daß ich einen Kameraden auf der Straße hätte liegen lassen. Komm, mei Häschke!"

„Und wu wirst du denne schlafen alsdann, Gustav?" fragte die Mutter besorgt, da sie sah, daß der Sohn Ernst machen wollte mit seinem Vorhaben.

„Mutter, ich weeß schon an Fleck für mich!" sagte Gustav.

Und in der Tat, es gab in Halbenau einen Platz für ihn, wo er freudige Aufnahme fand, zur Tages- und Nachtzeit.

V.

Obgleich gerade Gustav es gewesen war, der dem Aufseheragenten das Geschäft in Halbenau gelegt hatte, ließ ihm doch der Gedanke an den Mann und was er gesagt hatte, keine Ruhe. Er hatte neulich die ganze Sache als Schwindel und Menschenfang bezeichnet, aber im stillen gedachte er jetzt mit heimlich zehrender Sehnsucht der goldenen Berge, die jener in Aussicht gestellt hatte. Wenn nun doch etwas an der Sache war! — Gänzlich aus der Luft gegriffen konnte das alles unmöglich sein. Gustav entsann sich der gedruckten Formulare, die der Mann vorgezeigt hatte; sogar Stempel von Behörden waren darauf zu sehen gewesen.

Der junge Mann befand sich in eigentümlicher Lage. Seine Seelenstimmung war geteilt. Die Anerbietungen des Agenten lockten; auf der anderen Seite scheute er sich, wieder in den Bannkreis des Mannes zu geraten, den er soeben mit Erfolg bekämpft hatte. Und schließlich schämte er sich auch vor den Dorfgenossen, die sein Auftreten im Kretscham mit erlebt und Beifall geklatscht hatten.

Er hielt sich dem Werber vorläufig ferne, aber in

den Blättern verfolgte er die weiteren Schritte des Mannes mit Spannung.

In allen Ortschaften ringsum rührte Zittwitz die Werbetrommel und, wie es den Anschein hatte, mit großem Erfolge. Seine Kontrakte bedeckten sich allmählich mit Hunderten von Unterschriften.

Es lag etwas Ansteckendes in dieser Bewegung. Man wollte sich einmal verändern, wollte sein Glück in der Ferne versuchen. Der Agent schilderte die Verhältnisse da draußen im Westen in verlockenden Farben. Und wenn der Mann vielleicht auch Schönfärberei trieb seines Geschäftes wegen, schließlich schlimmer als daheim konnte es dort wohl auch nicht sein. Und der Gedanke, zu wandern, ein Stück Welt zu sehen, packte die Gemüter mächtig. Die Fremde lockte mit ihren unklaren, dem Auge im bläulichen Dunst der Ferne verschwimmenden Dingen. Das Frühjahr stand vor der Tür; da sind die Hoffnungen leicht erregbar in der Menschenbrust. Da wachsen und quellen heimliche Wünsche, ein unverständlicher Drang treibt, ein süßes und beunruhigendes Gefühl quält den jungen Menschen und reizt ihn zu Neuem, Unentdecktem. Der tief in die Menschennatur gesenkte Trieb, sich zu verändern, der Wandertrieb, regte sich.

Wie die Zugvögel kamen sie zusammen. Einer sagte es dem anderen; überall in den Schenkstuben, des Sonntags vor der Kirche, bei gemeinsamer Arbeit, wo immer Menschen zusammenkamen, wurde das Für und Wider eifrig besprochen. Die Hoffnungsfreudigen steckten die Verzagten an; wer bereits unterschrieben hatte, suchte Gefährten zu werben. Wie der Schneeball im Rollen wuchs die Bewegung.

Schon reute es manchen jungen Mann und manches

Mädchen in Halbenau, daß sie neulich die Anträge des Aufseheragenten abgelehnt hatten. Heimlich gingen sie dorthin, wo er neuerdings sein Quartier aufgeschlagen hatte, um sich seine Worte doch noch einmal mit anzuhören.

Eines Abends befand sich denn auch Gustav Büttner auf dem Wege nach dem benachbarten Wörmsbach, wo, wie er aus den Zeitungen ersehen hatte, Zittwitz heute sprechen wollte. Gustav hatte daheim keinem Menschen etwas gesagt von seinem Vorhaben. Niemand in Halbenau sollte etwas davon wissen, er wollte sich gänzlich im Hintergrunde halten; wenn irgend möglich wollte er vermeiden, von dem Agenten selbst gesehen zu werden.

Im Gasthof zu Wörmsbach bot sich dem Eintretenden ein ganz anderes Bild dar als neulich in Halbenau. Der Aufseheragent saß auf einem erhöhten Podium, neben ihm ein junger Mann, welcher schrieb. Seinen Vortrag schien Zittwitz bereits gehalten zu haben. Hin und wieder richtete er noch ein Wort der Erläuterung an die Menge oder beantwortete Fragen einzelner, die an ihn herantraten. Er schien von Männern aus der Versammlung unterstützt zu werden, die von Tisch zu Tisch und von Gruppe zu Gruppe mit Zetteln gingen und den Leuten zusetzten, sie sollten unterschreiben. Besonders rührig darin zeigte sich ein gewisser Wenzelsgust, der für gewöhnlich als arbeitsscheues Individuum bekannt war. Dieser Mensch lief hier mit wichtiger Miene geschäftig umher und redete den Leuten zu, sie dürften sich eine solche Gelegenheit zur Arbeit um keinen Preis entgehen lassen.

Hin und wieder trat ein Bursche oder ein Mädchen an das Podium und sprach mit dem Agenten. Waren

sie handelseinig geworden, dann ließ sich der Schreiber die Personalien angeben, füllte ein Formular aus, und der Neugeworbene setzte seinen Namen unter den Kontrakt. Von Zeit zu Zeit verlas der Agent dann mit lauter Stimme die Namen und knüpfte daran Worte der Ermunterung an die, welche noch zauderten.

Doch spielte sich nicht alles so ruhig und geschäftsmäßig ab. Starke Gefühle, Leidenschaften und Triebe arbeiteten versteckt unter anscheinender Ruhe und Stumpfheit in dieser Menge.

In Gustavs Nähe stand eine alte Frau und ein junges Mädchen. Wie aus ihren Worten zu merken, war die Greisin die Großmutter des kaum sechzehnjährigen bildhübschen Dinges. Die Alte hatte Tränen in den Augen und redete voll Eifer auf die Enkelin ein. Die blieb stumm und blickte mit einem gewissen verinnerlichten Trotz in ihren kindlichen Zügen nach dem Podium hinüber, wo eben neue Sachsengänger sich meldeten.

„Ne, Guste!" sagte die alte Frau mit zitternder Stimme, das Mädchen mit ihrer runzeligen Hand liebevoll tätschelnd, „de werst uns duch su was ne oantun wellen. Was sillte denn aus dan kleenen Kingern warn, dernoa! Gieh! Bleib ack bei uns, Guste! Weeß mer denne, wie's da draußen sen mag."

Dann sah sich die Greisin hilfesuchend im Kreise um: „'s is ane Sinde und ane Schande, su a Madel mitnahmen!" Und sich dem Mädchen wieder zuwendend: „Gleb mirsch, Guste, dir wird's ei der Fremde bange wern nach der Heemde."

In geschwätziger Greisenart erzählte sie jedem, der es hören wollte, von ihrer Not. Ihre Tochter, die Mutter des Mädchens, lag schon im siebenten Monat

ans Bett gefesselt. Der Schwiegersohn war als Steinmetzger im Gebirge, hatte einen Haufen kleiner Kinder. Und nun wollte die Guste auch noch fort, welche bisher die Stütze des ganzen Haushalts gewesen war. „Raden Sie er ack zu!“ bat sie die Umstehenden. „Uf mich Altes tut se ne hieren. Se soit, se will sich a Sticke Geld verdiene mit a Riebenhacka. Ich ha’ gesoit, iber se gesoit ha’ ich: Guste, ’s is duch ane Sinde un ane Schande, su a Madel, su a jung’s Madel alleene ei de Fremde losa. Was sull denne aus uns warn hernach’n.“

Die Greisin blickte in hilfloser Verzweiflung von einem zum anderen. Während sie noch ihr Leid klagte, war die Enkelin unvermerkt von ihrer Seite gewichen. Bald darauf sah man ihr rotes Kopftuch in der Nähe des Podiums, und nach einiger Zeit verlas der Agent ihren Namen unter den Angeworbenen.

Gustav erlebte mit Staunen, wie flott hier das Geschäft des Werbers ging. Freilich in Wörmsbach lagen die Verhältnisse auch anders als in Halbenau. Wörmsbach und seine Bewohner genossen nicht gerade den besten Ruf in der Nachbarschaft. Hier hatte es ursprünglich viele wohlhabende und selbständige Bauern gegeben. Eine Zeitlang nahm der Ort einen Aufschwung, der die Nachbardörfer in Schatten stellte. Aber die junge Generation hatte angefangen, auf dem ererbten Wohlstande auszuruhen. Das Spiel, der ärgste Verderber des Bauern, war aufgekommen, und der Trunk hatte sich dazu gesellt. An Stelle des Reichtums trat die Überschuldung. Die Güter der Bankrottierer kamen unter den Hammer und wurden zerkleinert. In keinem Orte der ganzen Umgegend spielte die Güterschlächterei und der Bodenschacher eine solche Rolle wie in Wörms-

bach. Samuel Harrassowitz aus der Kreisstadt war hier kein Unbekannter.

An einem Tische für sich saß eine Anzahl Männer, die sich durch ihre Kleidung von den Dorfleuten abhoben. Der Gendarm mit einem geraden schwarzen Schnurrbart, neben ihm ein dicker Mann mit rotem Vollbart im braunen Lodenrock — in dem Gustav einen der Inspektoren der Herrschaft Saland wiedererkannte — dazu zwei Leute in Jägertracht, gräfliche Revierförster.

Gustav erfuhr von einem neben ihm stehenden jungen Manne, weshalb die Beamten hier seien. „Zum Uffpassen!“ Neulich habe es bereits einen großen „Spektakel“ gegeben, da seien ein paar Mägde und ein Holzarbeiter von der Herrschaft davongelaufen und hätten sich dem Agenten verdungen.

Die Augen des Berichterstatters leuchteten vor Schadenfreude, als er erzählte: „Da soll nu der Schandarm, und er sull helfen uffpassen. In hellen Haufen lofen se weg vun der Herrschaft und och von den Pauern. Is denen schun recht, sag 'ch, was zahlt 'r sicke Hungerlöhne, daß unserener ne laben kann dermitte und ne starben.“

Gustav sah sich den kleinen verwachsenen Burschen etwas näher an. Das war wohl ein „Sozialer“, wie es hier auch schon welche gab. Er fragte jenen, wer er sei, und was er hier wolle. Er sei Ochsenknecht auf dem Rittergute, sagte der Kleine. „Ich ginge och glei. Ich ha' das Luderlaben satt. Glei macht 'ch mitte nach Sachsen. Wenn 'ch ack ne verheirat' wäre! Und Zittwitz spricht: Frau und Kinder dirfte ees ne mitnahmen, spricht er.“

Inzwischen schien sich die Zahl der Arbeitsuchenden erschöpft zu haben. Der Aufseheragent erhob sich und

fragte, ob sich weiter niemand melde, sonst werde er für heute abend die Liste schließen. Dann verließ er das Podium und mischte sich unter die Menge. Hier und da blieb er stehen an den Tischen, redete einzelne Leute an: Er habe gerade noch eine Stelle frei auf einem ausgezeichneten Gute, sie sollten sich nur dazu halten, jetzt noch vor Toresschluß ihr Glück zu machen. So schritt er von Tisch zu Tisch.

Als er Gustavs ansichtig wurde, stutzte er. Einen Augenblick schien er zu überlegen, wo er dieses Gesicht wohl schon gesehen hätte. Er warf dem jungen Manne einen mißtrauischen Blick aus seinen dunklen Augen zu. Dann aber, als habe er sich eines anderen besonnen, hellten sich seine Züge plötzlich auf. Wohlwollend reichte er dem erstaunten Gustav die Hand und meinte in vertraulichem Tone, wie zu einem alten Bekannten: „Recht so, daß Sie auch hier sind! Haben sich's also doch überlegt! Kommen Sie nur mit mir nach vorn, mein Bester! Von Ihrer Art kann ich gerade noch einen gebrauchen."

Gustav erwiderte dem Agenten, daß er sich irre, wenn er ihn für einen Arbeitsuchenden halte.

„Wer spricht denn von Arbeit! Leute Ihres Schlages stellt man doch nicht zum Rübenhacken an. Für Sie habe ich ganz was anderes in petto. Sie sind Unteroffizier gewesen — nicht wahr?"

Gustav bejahte verdutzt. Woher wußte der Mensch das bereits?

„Ihnen würde ich einen meiner Kontrakte verkaufen, verstehen Sie!" sagte der Agent, näher an den jungen Mann herantretend mit gesenkter Stimme, andeutend, daß die anderen das nicht mit anzuhören brauchten. „Das heißt soviel: Ich übergebe Ihnen einen Auftrag,

den ich von einem kleineren Gute erhalten habe, in eigene Entreprise, verstehen Sie wohl! Sie besorgen sich die Leute selbst und gehen dann als Vorarbeiter oder Aufseher mit ihnen hinaus."

Gustav schüttelte den Kopf. Er verstand durchaus nicht, was jener meinte.

„Die ganze Sache bedeutet nämlich für Sie ein glänzendes Geschäft, mein Lieber! Sie verdienen pro Kopf drei bis vier Mark Provision, je nachdem! Außerdem bekommen Sie Ihren Vorarbeiterlohn und im Herbst eine schöne Gratifikation, wenn die Arbeit zur Zufriedenheit ausgeführt ist. Ich dächte, so etwas sollte man nicht ohne weiteres von der Hand weisen. Also wie steht's, sind wir einig?"

Der Händler hielt die Hand ausgestreckt. Gustav sah ihn nur verwundert an. Da kam alles so Hals über Kopf! —

„Hier! lesen Sie sich mal das Ding hier durch! Das ist ein Vorarbeiterkontrakt. Die Wirtschaft, für die Sie Leute zu engagieren haben würden, ist ein Vorwerk. Vier bis fünf Männer und eine Mandel Mädchen etwa würden genügen. Lesen Sie sich das mal durch! Ich komme nachher wieder zu Ihnen. Dann wollen wir weiter sprechen. Wir werden schon handelseinig werden. — Sie sind ja ein heller Kopf! Das habe ich neulich in Halbenau gemerkt." Damit klopfte er Gustav auf die Schulter, blickte ihn verschmitzt lächelnd von der Seite an, als wolle er sagen „wir verstehen uns!" und ging dann zu anderen.

Gustav blickte in das Papier, welches er ihm gelassen hatte. Darin stand, daß der Vorarbeiter N. N. sich verpflichte, mit einer Anzahl kräftiger Männer und Mädchen auf das Gut X. zu kommen, um dort gewisse

Arbeiten auszuführen. Es folgten die einzelnen Arbeiten und die Lohnbedingungen. Gustav las die lange Reihe von Paragraphen nicht durch. Sollte er sich mit dieser Sache auch nur von ferne einlassen? Er und Leute anwerben im Auftrage eines Fremden, für ein Gut, das er gar nicht einmal kannte, ja noch schlimmer, für Verhältnisse, die ihm gänzlich neu waren.

Und wenn der Gewinn noch so hoch sein mochte, der dabei heraussprang, mit solchen unsicheren Dingen wollte er sich nicht bemengen. Es war etwas in ihm, eine warnende Stimme — mit Worten hätte er dem gar nicht Ausdruck geben können — ihm war es, als müsse dem Handel etwas Unrechtes zugrunde liegen, und als begehe er eine Leichtfertigkeit, wenn er sich dazu hergebe.

Als der Agent zu ihm zurückkam, gab Gustav ihm den Kontrakt zurück, sagte, er habe sich überzeugt, daß das nichts für ihn sei, und wollte gehen.

Zittwitz faßte den jungen Mann am Ärmel, um sein Forteilen zu verhindern. „Sie haben die Sache noch nicht richtig verstanden; daran liegt's, mein Guter! Setzen wir uns dorthin, ich werde Ihnen die Geschichte mal beim Glase Bier haarklein auseinandersetzen. Und wenn Sie dann nicht mit beiden Händen zugreifen, dann soll Sie und mich der Teufel frikassieren!" Er führte Gustav in eine ruhige Ecke. Dort setzte er sich und bestellte zwei Glas Bier.

„Also, was wollen Sie! Was gefällt Ihnen nicht an dem Kontrakt?" fragte der Agent in seiner eindringlichen Weise. Er hatte sich dicht vor Gustav hingesetzt, dessen Aufmerksamkeit gewissermaßen durch seine Körpernähe erzwingend. „Was haben Sie auszusetzen? Welche Punkte wünschen Sie anders?"

Gustav, welcher sich schämte, einzugestehen, daß er den Kontrakt gar nicht durchgelesen hatte, gab als Entschuldigung an, daß er heiraten wolle.

„Das paßt ja ausgezeichnet!" rief der Agent, „dann bringen wir die junge Frau mit!" und als errate er Gustavs nähere Verhältnisse: „und auch die Kinder, wenn schon Familie da ist. Das läßt sich alles einrichten, beim Aufseher heißt das! Bei dem gewöhnlichen Arbeiter, versteht sich, wird dergleichen nicht geduldet. — Sehen Sie, mein Lieber, Sie haben ja keine Ahnung, wie schön und angenehm Sie dort alles vorfinden. Ein Haus ganz für sich, für Sie und die Arbeiter. Sie führen die Oberaufsicht. Kein Mensch hat Ihnen da was 'reinzureden in Ihren Kram. Natürlich auf Ordnung müssen Sie halten. Nun, das sind Sie ja vom Militär her gewöhnt. Ihre Frau versorgt den Herd, während die Mädel auf Arbeit gehen. Ist das nicht ein herrliches Leben? Kann man sich was Selbständigeres, Freieres denken für einen unternehmenden, strebsamen, jungen Mann wie Sie, — he!"

Dabei klopfte er Gustav freundschaftlich auf die Schenkel. Der wandte ein, daß er die Arbeiten vielleicht gar nicht verstehe, zu denen er die Leute anstellen solle.

„Verstehen Sie das Mähen?"

„Ja!"

„Verstehen Sie das Binden?"

„Ja!"

„Und das Setzen?"

Abermals „ja!"

„Nun, und das bißchen Rüben verhacken, verziehen und roden ist ja ein Kinderspiel. Außerdem ist dort natürlich auch ein Inspektor, der Sie in dem Not-

wendigsten unterweisen wird. Ihre Pflicht ist vor allem das Zusammenhalten und Beaufsichtigen der Leute, verstehen Sie! Sie sind gewissermaßen der Korporalschaftsführer."

Die Worte des Agenten verfehlten nicht, einen gewissen Eindruck auf Gustav hervorzubringen. Was der da sagte, berührte sich mit seinen eigenen geheimsten Wünschen. Schon wußte er nicht mehr, was für Einwände er jenem noch entgegensetzen sollte.

„Die Sache ist Ihnen noch fremd, mein Lieber!" fuhr der Agent fort. „Ich will Ihnen mal was im Vertrauen sagen: Diese Art des Arbeitskontraktes und der Arbeiteranwerbung überhaupt, das ist die moderne Wirtschaftsweise. So wird's in Amerika gemacht auf den Plantagen und Farmen. Und in Zukunft wird's bei uns überall so werden. Das ist die moderne rationelle Wirtschaftsweise." — Der Mann schien besonders stolz auf diesen Ausdruck zu sein, denn er wiederholte ihn noch einige Male. — „Das ist überhaupt das einzige Rationelle so! Beide Teile kommen dabei auf ihre Rechnung. Der Arbeitgeber macht sich seinen Anschlag, bestellt sich dann, was er braucht an Arbeitskräften; der Agent besorgt ihm die Leute, so viel wie er braucht, auf den Kopf. Und der Arbeiter — nun, der fährt auch nicht schlechter dabei. Der bekommt seine Leistungen auf Heller und Pfennig in bar ausbezahlt. Beide Teile wissen ganz genau, was sie voneinander zu fordern haben; dafür ist der Kontrakt da. Der eine gibt das Geld, der andere seine Kräfte. Das Geschäft ist klipp und klar wie ein Rechenexempel. Alles wird auf Geld zurückgeführt, gerade wie in Amerika! Ist das nicht viel praktischer und rationeller so? Früher da bekam das Gesinde Geld überhaupt nicht zu sehen. Da gab's

freie Wohnung und Verpflegung und höchstens noch Deputat. Das waren die sogenannten patriarchalischen Zustände. Unter uns gesagt, die reine Sklaverei! Jetzt gibt's das nicht mehr. Jetzt wird alles nach amerikanischem Muster gemacht. Das nennt man das moderne Wirtschaftssystem, verstehen Sie! Aber alles das sage ich Ihnen nur ganz im Vertrauen." —

Dem jungen Mann brummte der Kopf von dem, was er gehört hatte. Ihm wurde bange zumute diesem Menschen gegenüber mit seiner aufdringlichen Beredsamkeit.

Zittwitz hatte sich, nachdem er diesen Trumpf ausgespielt, erhoben. Er habe noch mit jemandem zu sprechen, sagte er, wolle aber bald zurückkommen.

Gustav wartete nur, bis er den Agenten in eifrigem Gespräch mit ein paar jungen Leuten am anderen Ende des Saales vertieft sah, dann entfernte er sich so schnell wie möglich. Den Kontrakt des Agenten hatte er aber doch zu sich gesteckt.

* * *

Inzwischen waren aus den zwei bis drei Tagen, die Häschke hatte auf dem Bauerngute bleiben wollen, um seine Sachen instandzusetzen und seine Füße auszuheilen, volle vierzehn Tage geworden. Der Wanderbursche hatte es ausgezeichnet verstanden, sich bei den Bauersleuten wohlgelitten zu machen. Selbst die Gunst des alten Bauern hatte er sich zu erobern gewußt, indem er sich unentbehrlich machte. „Wozu bin ich denn Flammer von Religion?" sagte er, womit er meinte, daß er sich auf Schmiedearbeit verstehe, und er müsse doch abarbeiten, daß er hier „treife wohne". —

Und so machte er sich über die Ackergerätschaften,

die Pflüge, Eggen und die Handwerkszeuge, sah nach den Schrauben, hämmerte, nietete und schärfte. Kurz, er brachte alles in Schuß für die nahe Frühjahrsbestellung.

Die Herzen der Frauen gewann Häschke durch seine gute Laune und seine schnodderigen Witze. Im Büttnerschen Hause war die Fröhlichkeit lange Zeit ein unbekannter Gast gewesen. Jetzt wurde sogar gesungen — allerdings nur, wenn der Bauer außer Hörweite war. Es stellte sich heraus, daß Häschke sangeskundig war, und Ernestine hatte eine hübsche Stimme. Da sangen sie manchmal zweistimmig allerhand neue und lustige Lieder, die der Wandersmann von der Walze mitgebracht hatte. Am schönsten aber war es, wenn er von seinen Reiseerlebnissen erzählte. Vielleicht nahm er es mit der Wahrheit nicht immer genau. Er wußte von wunderlichen Fahrten, Glücksfällen und Abenteuern zu berichten. Jedenfalls verstand er, spannend zu erzählen und seine Lügen geschickt auszuschmücken. Die Frauen glaubten ihm aufs Wort; mit offenem Munde und leuchtenden Augen hörte ihm Ernestine zu, wenn er von den Wundern der Fremde berichtete. Häschkekarl hatte wohl schwerlich etwas vom „Mohren von Venedig" vernommen. Aber auch er wußte, daß man das Wohlgefallen der Frau durch Erwecken ihrer Teilnahme an Gefahren und außerordentlichen Erlebnissen am sichersten erregt.

Erstaunlich schnell hatte Häschke es auch verstanden, sich aus einem zerlumpten Bummler in einen schmucken und leidlich anständig aussehenden Menschen zu verwandeln. Viel trug er zu dieser Mauserung bei, daß er sich seinen struppigen Vagabundenbart hatte abnehmen lassen. Faden, Nadel und Schere borgte er

sich, und für ihn fand sich auch unter den Vorräten der Frauen dieses und jenes Stück Zeug. Karl Büttner mußte eine „Staude“ hergeben, wie Häschke das dem Leibe zunächst gelegene Kleidungsstück benannte, der Schuster mußte ihm die „Trittchen“ neu besetzen; den „Wallmusch“, die „Kreuzspanne“ und die „Weitchen“ flickte er selbst mit den Tuchresten, welche er von den Frauen erhalten hatte. Der Erfolg war, daß er mit einer etwas scheckigen, aber nach seiner eigenen Auffassung „duften Kluft“ umherging.

Als der Büttnerbauer zum ersten Male mit der Egge aufs Feld hinausfuhr, ging Häschke mit. An einzelnen Stellen war der Frost noch im Boden und erschwerte die Arbeit. Der zugereiste Handwerksbursche wußte sich auch hier nützlich zu machen. „Nehmt mich als Knecht an, Vater Büttner!“ meinte Häschke in dem vertrauten Tone, dessen er sich seinem Wirt gegenüber zu bedienen pflegte. Und der alte Bauer sagte nicht „nein!“

Gustav kam in dieser Zeit nicht mehr auf den väterlichen Hof. Er ging dem Alten aus dem Wege. Neuerdings brauchten Vater und Sohn nur drei Worte zu wechseln, und der Streit war fertig. Gustav meinte, das könne er sich ersparen; ändern würde er ja zu Haus doch nichts mehr an dem Gange der Dinge.

Er hatte ganz genug mit seinen eigenen Angelegenheiten zu schaffen. Die Trauung war nunmehr festgesetzt auf den nächsten Sonntag. Das Paar selbst wollte von jeder Feierlichkeit, mit Ausnahme der kirchlichen, absehen. Aber Paulinens Mutter blieb darauf bestehen, daß man den Hochzeitsgästen etwas vorsetzen müsse. Frau Katschner verstand, von ihrer Dienstzeit in der herrschaftlichen Küche her, einiges vom feineren

Braten und Kochen. Sie wollte sich die Gelegenheit, ihre Künste einmal im hellsten Lichte zu zeigen, nicht entgehen lassen. Nach der Trauung in der Kirche sollte es also einen Schmaus bei ihr im Hause geben.

Am Morgen, nachdem Gustav in Wörmsbach gewesen war, kam Ernestine zu ihm. Sie wolle mit nach Sachsen auf Rübenarbeit gehen, erklärte sie dem Bruder ohne viele Umschweife.

Gustav lachte die kleine Schwester aus, sie sei wohl närrisch geworden, meinte er; der Vater werde sie jetzt gerade fortlassen, wo er alle Hände nötig brauche.

Das Mädchen erklärte dagegen mit einer Redefertigkeit, die man ihrer Jugend schwerlich zugetraut hätte: Die Eltern hätten kein Recht, sie zurückzuhalten, wenn sie gehen wolle. Hier halte sie es nicht mehr aus! Sie wolle sich selbst etwas verdienen. Sich nur immer für andere abquälen, ohne je einen Pfennig Verdienst zu besehen, habe sie satt. Sie sei nun erwachsen und wolle sich nicht länger als Schulkind behandeln lassen. Kurz, sie werde mit den anderen fort auf Sommerarbeit gehen.

Gustav sah sich das kleine schmächtige Persönchen mit Staunen an. Man hatte sich in der Büttnerschen Familie daran gewöhnt, Ernestine immer noch als ein halbes Kind anzusehen, weil sie eben ein Nesthäkchen war. Aber heute merkte er, daß sie den Kinderschuhen in der Tat entwachsen sei.

Er hielt es trotzdem für seine Pflicht, ihr abzureden. Sie könne doch gar nicht wissen, wie es da draußen sei und was ihrer dort warte, sagte er. Aber da lachte das Mädchen den großen Bruder einfach aus. Das dürfe er doch zu allerletzt sagen, meinte sie mit altklug-schnippischer Miene. Er habe sich ja selber dem Agenten

verpflichtet, und er wolle ihm ja sogar Arbeiter verschaffen.

Der Bruder faßte das Mädchen am Arme. Woher sie das habe, wollte er wissen. Einige Freundinnen von ihr waren am Abend zuvor in Wörmsbach gewesen, die hatten die Nachricht mitgebracht: Büttnergustav habe sich dem Agenten Zittwitz verpflichtet und wolle mit Arbeitern nach Sachsen gehen.

Gustav war im höchsten Grade aufgebracht. Er schimpfte auf den Agenten und verschwor sich, die ganze Sache sei dummes Gerede. Ernestine schrie er an, sie solle sich auf der Stelle packen, er werde den Teufel tun! Überhaupt wolle er mit der ganzen Geschichte nichts zu schaffen haben.

Ernestine schien gerade keine allzu große Angst vor dem Zorne des Bruders zu haben. Sie war von zu Hause her gegen das Wüten der Männer abgebrüht. Sie ließ ihn austoben. Dann meinte sie mit ruhiger Miene, sie wisse auch noch im Dorfe eine Anzahl anderer Mädchen, die gern mitgehen würden, besonders wenn sie wüßten, daß sie unter Gustavs Aufsicht kämen. Der Bruder erwiderte ihr, es falle ihm gar nicht ein, mit einer Herde Gänse ins Land zu ziehen; da möchten sie sich einen anderen dazu aussuchen.

Aber die kleine Ernestine ließ sich nicht so leicht werfen. Ein Plan, der sich einmal in diesem Köpfchen festgesetzt hatte, wurde auch zu Ende geführt. Der Bruder möge ihr nur den Kontrakt geben, den er von dem Agenten bekommen habe, das übrige solle er ihre Sache sein lassen. Sie werde schon für die Unterschriften sorgen.

Gustav hatte sich die Sache in der vorigen Nacht hin und her überlegt. Pauline hörte sein Seufzen und

unruhiges Wälzen neben sich. Der Agent hatte ihn mit seinem Vorschlage einen wahren Feuerbrand in die Seele geworfen. Vielleicht war hier eine Gelegenheit, sein Glück zu machen! Und auf der anderen Seite: war nicht die Verantwortung eine allzu große? Würde er sich der Aufgabe gewachsen zeigen? — Das waren Fragen, die er allein nur entscheiden durfte; er konnte Pauline keine Erklärung geben.

Als seine junge Schwester jetzt vor ihn trat mit ihrer unbefangenen Sicherheit, da kam es ihm vor, als sei das der Anstoß, auf den er nur gewartet habe, um sich über seine eigene Verzagtheit hinwegzusetzen. Es war vielleicht das beste so! Er übergab dem Mädchen den Kontrakt des Agenten. Mochte die Sache nun gehen, wie sie gehen wollte! —

Schon am Tage darauf erschien Ernestine wieder vor dem Bruder. Sie hatte nicht weniger als elf Mädchen gewonnen. Und wenn man ihr ein paar Tage Zeit lasse, meinte sie, mache sie sich anheischig, noch ein halbes Dutzend anzuwerben.

Gustav wußte anfangs nicht recht, ob er sich über diesen Erfolg freuen solle. Jedenfalls stand jetzt fest, daß er das begonnene Unternehmen weiterführen mußte. Er befand sich, ohne sich des Sprunges recht versehen zu haben, auf einmal jenseits des Grabens.

Die Mädchen waren ihm also sicher. Es galt nun, die Männer, welche der Kontrakt verlangte, zu schaffen. Es sollten, den Vorarbeiter eingeschlossen, ihrer vier bis fünf sein. Gustav sann hin und her. Er überschlug alles, was er von jungen Leuten im Dorfe kannte. Kaum einer war da, dem er Lust und Befähigung für seine Zwecke zutraute.

Aber es war merkwürdig! Als ob sich so etwas

durch die Luft wie ein Ansteckungsstoff mitteilen könne! Kaum zeigte sich Gustav heute auf der Gasse, da redeten ihn die Leute auch schon auf sein Unternehmen an. Das Gerücht hatte sich bereits vergrößert. Er suche dreißig Mädchen — einer sprach sogar von fünfzig — mit denen er nach Sachsen gehen wolle.

Auch einzelne spöttische Mienen bekam er zu sehen. Es war noch in zu frischem Gedächtnis, wie er neulich dem Agenten entgegengetreten war. Und nun war er zu einem Helfer eben dieses Mannes geworden! Das mußte man mit in den Kauf nehmen! Aber es wurmte ihn im geheimen, daß mancher ihn nun für wankelmütig oder doppelzüngig halten mochte.

Nun boten sich ihm auch ganz ohne sein Dazutun, zwei junge Leute an. Der eine war auf einem der benachbarten Rittergüter Stallbursche gewesen und jetzt ohne Stellung, der andere wies sich als gewesener Schmiedegeselle aus, ebenfalls arbeitslos. Bei dem Stallburschen war Gustav zweifelhaft, ob er ihn mieten solle. Der junge, kaum siebzehnjährige Mensch mit seinen langen, knabenhaft mageren Gliedmaßen sah nicht gerade wie ein strammer Feldarbeiter aus. Aber er bat so inständig, angenommen zu werden, versprach, sein Möglichstes an Fleiß zu leisten, daß Gustav ihm schließlich den Willen tat. Der Schmiedegeselle machte den Eindruck eines kräftigen, handfesten Burschen.

Zu Gustavs nicht geringer Überraschung trat auch Häschke an ihn heran und wollte angeworben sein. Seit jenem Abende, wo er den ehemaligen Kameraden auf den Bauernhof gebracht, hatte Gustav nicht mehr viel von ihm gesehen. Er hatte sich schon gewundert, daß dieser Sausewind so viel Seßhaftigkeit an den Tag legte; denn über zwei Wochen war er jetzt schon in

Halbenau. Und als er Häschkes Fleiß und Betriebsamkeit von den Seinen rühmen hörte, wollte er seinen Ohren kaum trauen. Was war denn auf einmal in diesen Menschen gefahren, daß er so gänzlich umgetauscht erschien!

Als Häschke jetzt mit diesem Ansinnen kam, lachte ihn Gustav anfangs aus. Das war wohl gar ein schlechter Witz dieses Tausendsasas! Aber Häschke drang allen Ernstes darauf, angeworben zu werden. Gustav hielt ihm vor, daß Feldarbeit gar nicht sein Beruf sei. Häschke erwiderte, er verändere seine „Religion“ gar gerne einmal, und er wollte mit Gustav „mang die Zuckerrüben“ gehen.

Gustav wollte den ehemaligen Kameraden nicht abweisen. Schließlich war Häschke ein fixer Kerl und offener Kopf. Er hatte schon mancherlei gesehen von der Welt und mochte sich in schwierigen Verhältnissen wertvoll erweisen.

Gustav begab sich mit dem Kontrakte, unter dem nun schon eine ganz stattliche Anzahl von Unterschriften prangte, zu dem Agenten, der jetzt, nachdem er die Dörfer der Umgegend zur Genüge bereist, sein Hauptquartier wieder in der Kreisstadt aufgeschlagen hatte.

Als er das Bureau betrat, empfing ihn Zittwitz mit dem Ausrufe: „Sehen Sie, ich habe es Ihnen ja gesagt, daß wir handelseinig werden würden. Nun zeigen Sie mal her!“ Damit ließ er sich den Kontrakt reichen.

Der Agent nickte zufrieden. Daß ein paar Mädchen mehr darauf standen, als verlangt — durch Ernestinens eifriges Werben — war ihm nicht unlieb; denn, meinte der erfahrene Mann: ein oder das andere Frauenzimmer bleibe im letzten Augenblicke doch noch weg,

oder laufe auch während des Sommers aus der Arbeit. Da sei es vorsichtiger gehandelt, wenn man von Anfang an ein paar mehr mitbringe, als unbedingt verlangt seien.

„Jetzt wollen wir mal die Reiseroute feststellen!“ sagte Zittwitz und nahm das Kursbuch zur Hand. „Sie reisen am Montag früh. Die Gutsverwaltung hat schon geschrieben, daß sie sehnlichst auf die Leute warte. Natürlich mit dem ersten Zuge! Da können Sie abends bereits in Welzleben sein. Ich werde Sie anmelden, dann finden Sie jedenfalls Geschirr vom Vorwerke auf dem Bahnhof. Sorgen Sie dafür, daß die Mädel nicht zu viel Gepäck mitschleppen. Die möchten womöglich am liebsten das ganze Bett, Töpfe, Stühle, was weiß ich alles, mitnehmen. Eine Lade und ein Federbett, das ist das Äußerste, was gestattet wird. Überhaupt, den Frauenzimmern halten Sie den Daumen aufs Auge, den Rat gebe ich Ihnen. Ich bin früher selbst als Vorarbeiter gegangen. Da muß man ein eisernes Regiment führen, am besten mit dem Stocke, sonst hat man verspielt mit der Gesellschaft. Lumpenpack ist es ja doch meistens, was so von zu Hause wegläuft!“

Was der Mann heute sagte, klang ganz anders, als was Gustav bisher aus diesem Munde vernommen hatte. Überhaupt schien er an Freundlichkeit und Entgegenkommen bedeutend nachgelassen zu haben, seit er den Kontrakt mit den Unterschriften in Händen hielt.

Gustav hatte kaum Zeit, über die Wandlung in dem Wesen des Agenten nachzudenken, ihm ging im Kopfe herum, was jener über den Termin der Abreise gesagt. So kurz hatte er sich die Frist nicht gedacht. Auf den Sonntag war seine Hochzeit angesetzt, am Tage darauf schon sollte es also fortgehen! Das schien

sehr kurz anberaumt, aber es war vielleicht das beste so. Ein rascher Abschied hatte auch sein Gutes. Wozu das lange Hängen und Haften an den alten Verhältnissen, die doch einmal aufgegeben werden mußten! —

Der Agent zeigte ihm die Reiselinie auf der Karte. Gustav bat um Angabe der Zugverbindungen, die er sich aufschreiben wollte.

„Und nun wollen wir mal das Reisegeld berechnen. Hin- und Rückfahrt haben Sie nämlich frei mit Ihren Leuten, natürlich vierter Klasse! Das ist ein weiteres gutes Geschäft, das Sie machen.“ Gustav dachte bei sich, daß das eigentlich selbstverständlich sei; sagte aber nichts. — Der Agent berechnete die Billettpreise und händigte Gustav das Geld gegen Quittung aus.

„Nun wären wir eigentlich fertig!“ sagte der Mann. „Halt! noch eins! Was haben Sie sich denn an Bindegeld von den Leuten geben lassen?“

Gustav erwiderte mit einigem Befremden, daß er sich nichts habe geben lassen; die Leute, die er angeworben hätte, besäßen ja nichts oder so gut wie nichts.

Es sei üblich, meinte Zittwitz mit überlegenem Lächeln, sich für das Anwerben ein Handgeld geben zu lassen. Umsonst sei auf der Welt nichts, und für seine Bemühungen wolle man doch auch einen Lohn haben. Dann sagte er — und beobachtete dabei Gustavs Mienenspiel scharf — das Kaufgeld für den Kontrakt wolle er ihm bis zum nächsten Monate stunden, wo er es ihm von seinem Vorarbeitergehalte abzahlen möge.

Gustav sah den Agenten verdutzt an ob dieser Rede. Der erwiderte den Blick des jungen Mannes mit Kälte. Er verstehe wohl nicht recht, meinte Gustav; von irgend-

einer Bezahlung, die er zu leisten habe, sei doch vorher nicht die Rede gewesen.

„Weil das ganz selbstverständlich ist, mein Lieber!" rief Zittwitz mit einer ungeduldigen Bewegung. „Denken Sie denn, ich schinde mich für nichts und wieder nichts ab! fahre auf den Dörfern herum! lasse mich von den Leuten ärgern und stecke alle mögliche dummen Redensarten ein." Dabei warf er Gustav einen feindlichen, nicht mißzuverstehenden Seitenblick zu. Er hatte den Vorfall im Kretscham von Halbenau also doch nicht vergessen, viel weniger vergeben. — „Nein, mein Lieber! Ich verlange meine Provision. Das ist Geschäftsusance; so nennt man das. Daran ist gebunden, wer mit uns handeln will. Da muß man sich eben vorher erkundigen. Ins Maul schmieren können wir's nicht jedem einzeln. Da hätte man viel zu tun! — Oder dachten Sie vielleicht, daß ich Ihnen so einen Kontrakt, wie den hier, umsonst ablassen würde? Schenken, vielleicht aus Freundschaft? — he! Dann sind Sie sehr naiv, mein Bester! Heutzutage ist alles Geldgeschäft. Pro Kopf des Arbeiters — ob Mädel oder Kerl ist eins — bekomme ich von Ihnen fünf Mark. Das ist die Taxe. Davon zahlen Sie mir die Hälfte zu Johanni, die andere zum Schluß der Arbeitsperiode. Sie werden schon wissen, wie Sie den Leuten gegenüber auf Ihre Kosten kommen."

Gustav begriff nun endlich, daß er übers Ohr gehauen sei. Im ersten Augenblicke überkam ihn das Gelüste, diesem Spitzbuben die ganze Geschichte vor die Füße zu werfen. Zittwitz hatte sich auf seinem Stuhle umgedreht und war in irgendwelche Schriftlichkeiten vertieft. Gustav sah nur seinen breiten Rücken. Wenn der Mann ihm nur wenigstens offen als Feind ent-

gegengetreten wäre! Aber dieser kalten Geringschätzung, diesem überlegenen Hohn gegenüber fühlte er sich gänzlich ohnmächtig.

Der junge Mann würgte und schluckte an seinem Ärger. Dann bat er um Gehör. „Ach Gott, Sie sind noch hier!“ sagte der andere und wandte sich um mit gut geheucheltem Staunen. „Also, was wollen Sie noch? Aber bitte, schnell! ich habe nicht viel Zeit, wie Sie sehen.“

Gustav begann mit einer von Ärger und innerer Erregung rauhen Stimme in abgehackten Sätzen auseinanderzusetzen, er habe nichts davon gewußt, daß er den Kontrakt bezahlen müsse; man habe ihm die ganze Sache gegen seinen Willen aufgenötigt, und er wolle von dem Geschäfte absehen.

Der Agent unterbrach ihn. „Das dürfte Ihnen wohl übel bekommen, mein Lieber!“ sagte er in trockenstem Tone. „Hier steht Ihre Unterschrift. An die halte ich mich. Wer etwas unterschreibt, was er nicht kennt, ist ein Narr! Außerdem haben Sie eine ganze Anzahl Leute zum Unterschreiben veranlaßt; an die sind Sie ebenfalls gebunden. Man wird sich an Sie halten von beiden Seiten. Es gibt in unserem Gesetz ein Wörtchen, das heißt ‚Kontraktbruch‘; das wird bekanntlich streng geahndet.“

Gustav war nicht imstande, diese Behauptung zu widerlegen. Er fühlte, ohne es beweisen zu können, daß er im Recht und jener im Unrecht sei. Aber bei dem, was in letzter Zeit seinem eigenen Vater widerfahren, lag das Recht so deutlich auf Seite des Unterliegenden und das Unrecht auf Seite des Siegers — und trotzdem nahmen Samuel Harrassowitz und Ernst Kaschel das Gesetz für sich in Anspruch, während es

den Bauern im Stiche zu lassen schien — daß sich bei dem jungen Manne alle Begriffe von Gesetzlichkeit und Gerechtigkeit zu verwirren drohten. Das Recht war wohl nur denen etwas nütze, die es zu verdrehen verstanden!

Der Agent hatte sich wieder seiner Arbeit zugewandt. Er ließ Gustav in den bittersten Gedanken stehen und warten. Sollte er's darauf ankommen lassen, ob jener es wirklich so weit treiben würde, ihn wegen Kontraktbruchs zu belangen? Die Sorge, sich vor dem Gesetze schuldig zu machen, war es weniger, die ihn bedrückte, als das Gefühl der Verpflichtung denen gegenüber, die sich ihm verdungen hatten. Wie sollte er vor diesen bestehen? Was wäre das für eine Schande gewesen vor dem ganzen Dorfe, wenn er jetzt die Flinte ins Korn warf. Und zu alledem, war er denn dann nicht wieder brotlos, ohne Stellung und Beschäftigung. Traurig genug! Aber, es war so! es blieb ihm keine Wahl; er mußte sich den Bedingungen fügen, die ihm der Agent vorschrieb.

„Wie steht's, Büttner?“ fragte Zittwitz, gelegentlich von seiner Korrespondenz aufblickend, nicht ohne Spott im Ton. „Sind Sie noch nicht im reinen mit sich? Die Sache wird durchs Überlegen nicht anders.“

Gustav drehte seine Mütze in der Hand und blickte vor sich zu Boden.

„Fünf Mark pro Kopf! Die Hälfte zu Johanni, die andere zu Martini. Billiger kann ich's nicht machen. Also, wie steht's? Soll ich den Kontrakt mitsamt den Unterschriften an einen anderen verkaufen? — he! Das kann ich nämlich auch, wenn mir's Spaß macht. Oder, wollen Sie Vernunft annehmen?“

Gustav nagte die Lippen gesenkten Blickes und

druckste noch ein wenig. Dann sagte er mit einer verlorenen Handbewegung, ohne aufzublicken: „Wenn's sein muß! Aber recht is es nich!"

VI.

Der Sonntag war herangekommen, an welchem Gustavs und Paulinens Hochzeit begangen werden sollte.

Es war eine kleine und einfache Hochzeitsgesellschaft, die sich in der Kirche zu Halbenau um den Altar versammelt hatte. Die Eltern des Bräutigams fehlten. Es war ein schwerer Tag für die Büttnersche Familie. Tonis Stündlein war da. Die Wehen hatten bereits eingesetzt. Die Bäuerin wollte ihr Kind in schwerer Stunde nicht allein lassen. Der alte Bauer war, ohne ein Wort zu sagen, in früher Stunde aus dem Hof gegangen, dem Walde zu. Sein Feststaat, den ihm die Frauen für die Trauung zurechtgelegt hatten, war unberührt liegen geblieben. Aber Karl, Therese und Ernestine waren zur Stelle.

Unter den Freunden des Bräutigams fiel Häschkekarl auf. Er war wie ein feiner Herr angezogen, in schwarzen Sachen, mit weißem Vorhemdchen und Manschetten. Sogar einen schwarzen Hut, wenn auch nicht den neuesten, hielt er in der Hand. Woher der Vagabund sich diese Pracht verschafft hatte, wußte nur er allein.

Die Braut war in weißen Mull gekleidet. Das Kleid hatte sie sich mit Hilfe einer Freundin, die in der Stadt das Zuschneiden erlernt hatte, selbst angefertigt. Städtische Blasiertheit würde vielleicht die Nase gerümpft haben über den Staat dieser ländlichen Braut. Von Zierlichkeit und Anmut war da keine Rede. Das helle Kleid verstärkte noch die Derbheit ihrer entwickelten Gestalt. Und doch war es eine Freude,

dieses Paar zu sehen. Gesund waren sie und schlicht; echte Bauernkinder!

Pauline trug keinen Brautkranz im Haar. Der alte Pfarrer hielt streng darauf, daß kein Mädchen, der es nicht zukam, mit dieser Auszeichnung vor den Altar trete. Die kranzlosen Bräute waren nicht selten in Halbenau, denn der Leichtsinn der jungen Leute war groß. Der Pastor pflegte an die Paare, welche die Freuden der ehelichen Verbindung vorausgenossen hatten, ernste Worte des Tadels zu richten. Aber heute unterließ er das, zur Verwunderung vieler, denen diese Art der öffentlichen Vermahnung immer einen angenehmen Kitzel bereitete. Der Geistliche kannte Pauline gut. Sie war einst sein Liebling gewesen unter den Konfirmanden. Er wußte, daß sie nicht leichtfertig war. Auch kannte er ihre Verschämtheit und ersparte ihr darum die öffentliche Bloßstellung ihres Fehltritts.

Frau Katschner hatte auf ihre Erscheinung so viel Putz verwendet, als es ihr bei ihren ärmlichen Verhältnissen möglich war. Sie hatte heute ganz besonderen Grund, stolz und voll Befriedigung dreinzublicken. Befand sich doch in der Hochzeitsgesellschaft niemand Geringeres als Fräulein Bumille, die Wirtschaftsmamsell vom Schloß.

Die Bumille glich mit ihrem hochgeröteten Gesicht, dem bauschigen Seidenkleide und dem hängenden Unterkinn einem aufgeblähten Puter. Bei jeder ihrer schwerfälligen Bewegungen krachte und knitterte die umfangreiche Maschine ihrer Toilette. Auf dem wogenden Felde ihres Busens hatte eine Goldbrosche in Form eines Rades Platz gefunden. Zwischen den hellen Handschuhen und den allzu eng anschließenden Ärmeln drängte sich eine Wulst rosalichen, gepreßten Fleisches hervor.

So saß diese prächtige Dame als ein rechtes Renommierstück unter den einfachen Dorfleuten. Durch Blicke, Haltung und jene eigenartigen Geräusche, die von ihr ausgingen, schien sie jedermann einschärfen zu wollen, daß sie Fräulein Bumille, die Mamsell vom Schlosse sei, und daß der ganzen Gesellschaft durch ihre Nähe eine nicht geringe Ehre widerfahre.

Es wurde viel geweint von seiten der Frauen, wie meist bei Trauungen. Der alte Pfarrer machte es aber heute auch ganz besonders schön. Auf das Schneuztuch, welches Pauline über dem Gebetbuch gebreitet hielt, fiel manche Träne. Auch Gustav war ergriffen und, weil er diese weiche Stimmung eigentlich verächtlich fand, schließlich mehr ärgerlich als erhoben.

Nach der Trauung ging man zu Fuße nach Frau Katschners kleinem Hause. Wie immer auf dem Lande, wurde viel Zeit vertrödelt mit Herumstehen und Schwatzen. Einzelne junge Leute gingen wohl auch noch in den Kretscham, ehe sie sich in das Hochzeitshaus begaben.

Dort gab es den ganzen Nachmittag über zu essen und zu trinken für die Hochzeitsgäste, die Freunde und Nachbarn, welche aus Neugier und auch um der guten Bissen willen auf ein Stündchen eintraten.

Da das Häuschen die Fülle der Gevattern nicht zu fassen vermochte, traten viele hinaus in den Garten. Die bevorzugten Gäste saßen drinnen im Zimmer um den runden Tisch.

Hier war es, wo Fräulein Bumille den andachtsvoll lauschenden Dorfweibern von dem neuesten freudigen Ereignisse im gräflichen Hause berichtete: Komtesse Wanda hatte sich in Berlin verlobt, im Sommer sollte die Hochzeit sein. Da würde die Gegend etwas zu

sehen bekommen! Denn der Graf wollte der Schwester die Hochzeit ausrichten. Der Bräutigam sei Offizier und Prinz und noch dazu ein schwer reicher. „Ja, unsere Wanda!" sagte Fräulein Bumille und ließ ihre geheimnisvolle Maschinerie krachen und knistern, „unsere Wanda! die hat's inwendig! Die macht's gar nich unter'n Prinzen, habe ich immer gesagt. Die Wanda, die war schon als Kind was ganz Appart's. Wie sie noch ganz klein war, da kam sie immer zu mir in die Küche gelaufen. ‚Mamdell', sagte sie, ‚Mamdell!' so sprach sie nämlich, ‚gib mir ein Stückchen Kuchen; aber groß muß es sein.' Das sagte sie, und da war sie noch ein kleines Ding. Paßt ä mal auf, habe ich da gleich gesagt, die macht's nich unter'n Prinzen."

Frau Katschner bestätigte jedes Wort durch ein Kopfnicken, und die Frauen von Halbenau lauschten offenen Mundes den mancherlei Heimlichkeiten, welche die Mamsell aus dem Leben ihrer Herrschaft mitzuteilen, sich herabließ.

Gegen Abend ging Fräulein Bumille. Damit verlor das Fest seine eigentliche Weihestimmung. Die Lustigkeit trat ungehindert in ihre Rechte.

Häschkekarl hatte nun freies Feld. Wo er auftrat, gab es Ausgelassenheit und Gelächter. Er hatte sich bereits den ganzen Nachmittag über mit einem Schwarm Burschen und Mädchen in Haus und Garten umhergetrieben. Jetzt saß er draußen im Apfelbaume, eine alte Militärmütze schief auf dem Kopfe, mit einer falschen Nase im Gesichte, sang Lieder und gab Schnurren zum besten. Mancher derbe Witz mochte da mit unterlaufen, nach dem Wiehern und Gröhlen der Burschen und dem unterdrückten Gekicher der Mädchen zu schließen.

Bei anbrechender Dunkelheit hatte sich Pauline

aus der Hochzeitsgesellschaft zurückgezogen. Flink ward in der Kammer das Kleid gewechselt und nach dem Jungen gesehen. Dann lief sie, ohne jemandem ein Wort davon zu sagen, nach dem Büttnerschen Hofe.

Die Alten waren nicht zur Hochzeit gekommen, darum wollte sich die junge Frau ihnen selbst vorstellen als ihre Tochter.

Sie trat in die große Stube. Niemand schien zu Haus zu sein, alles war dunkel. Schon wollte sie wieder hinausgehen, als sie gegen das lichte Fenster einen Kopf und ein paar Schultern erblickte. Sie erkannte an den Umrissen den alten Bauern.

Pauline war heute in erregter und gerührter Stimmung, darum wagte sie etwas für ihre sonstige Scheu Außerordentliches. Sie ging auf den alten Mann zu und sagte ihm, daß sie nun mit Gustav getraut sei. Dabei umarmte und küßte sie ihn. Im Augenblicke selbst, wo sie das tat, erschrak sie über ihre Kühnheit.

Als sie die Wange des Alten berührt, hatte sie dort ganz deutlich etwas Feuchtes gefühlt. Der Büttnerbauer weinte! —

Pauline fühlte es wie einen Stich in der Brust. Hier saß der alte Mann, von allen verlassen, in seinem Kummer. Wie lange mochte er schon dagesessen haben!

Sie hätte ihm so gern etwas Liebes gesagt; denn sie liebte und verehrte ihn wirklich, wenn auch bisher nur aus der Ferne. Aber es fiel ihr nichts ein, womit sie sein Herz hätte erfreuen können.

Schließlich fragte sie mit stockender Stimme nach der Bäuerin. Im rauhen Tone erwiderte ihr der Bauer, das Weibsvolk sei oben in der Kammer.

Pauline zündete erst noch die Lampe an, damit er doch wenigstens nicht im Dunklen sitzen solle, und lief

dann die Treppe hinauf zum zweiten Stock, um die Bäuerin und Toni zu begrüßen.

Auf der obersten Stufe der Holzstiege angelangt, hörte sie Töne, die der jungen Frau alles Blut zum Herzen trieben. Sie blieb mit zitternden Knien stehen und lauschte atemlos: dünnes, quäkendes Geschrei.

Tonis Kind war angekommen.

* * *

Es war ein feuchtwarmer Aprilmorgen, an welchem die Sachsengänger aus Halbenau aufbrachen, zur Reise nach dem Westen. Ein Himmel wie Wolle. Hin und wieder matte Sonnenblicke wie verschlafen durch grämliche Nebel.

Auf einem Leiterwagen kauerten sie beieinander, Männer und Weiber mit ihren Habseligkeiten. Die Mädchen saßen auf Laden und Federbetten, die Burschen hatten leichtere Bündel zwischen den Knien. Vorn beim Kutscher auf einem bevorzugten Platze saß Pauline, ihren Jungen im Schoße, neben ihr Ernestine.

Gustav ging umher, die Uhr in der Hand und hielt besorgt Umschau. Drei von seinen Mädchen fehlten ihm; sie waren in ihren Wohnungen nicht aufzufinden, wahrscheinlich hielten sie sich versteckt. Der Entschluß, in die Fremde zu gehen, mochte sie nachträglich gereut haben. Von einer hieß es, daß sie sich einem anderen Trupp angeschlossen habe, der bereits zeitiger die Fahrt nach den Rübengütern angetreten hatte. Der Aufseheragent hatte also recht behalten: es brannten immer einige durch.

Gut, daß Gustav noch den fünften Mann gefunden hatte in der Person eines polnischen Arbeiters. Rogalla, so hieß er, saß jetzt mit unzufriedener Polenmiene, in

einen Schafpelz gehüllt, mit langem, schwarzem Haupthaar und Schnurrbart, wie ein fremder Vogel unter den blonden Halbenauerinnen und kaute Tabak.

Der frühen Stunde zum Trotze, hatte sich doch eine ganze Anzahl Leute aus dem Dorfe zusammengefunden, um Abschied von den Wanderern zu nehmen. Da wurde im letzten Augenblicke noch alles mögliche herbeigeschleppt: Kleidungsstücke, Bettzeug, Eßwaren. Auch einige junge Burschen hatten sich eingefunden, wohl ihrer Mädchen wegen, die in die Fremde gingen.

Den meisten wurde der Abschied schwerer, als sie es sich anmerken lassen wollten. Wer konnte wissen, was ihrer da draußen wartete! Und auch den Zurückbleibenden war das Herz schwer. Mancher junge Mann zagte, daß ihm die Geliebte, die er widerwillig ziehen ließ, in der Fremde die Treue brechen möchte. Manche Mahnung und Warnung wurde da noch durch Blick und Händedruck mit auf die Reise gegeben, ohne Worte, zu denen es keine Zeit mehr gab.

Der einzige von der ganzen Gesellschaft, dem es leicht ums Herz zu sein schien, war Häschkekarl. Heute hatte er wieder seinen buntscheckigen Vagabundenanzug angelegt. Den Hut verwegen auf einem Ohre, ein rotes Halstuch statt eines Kragens, sah er einem Stromer verzweifelt ähnlich. Jetzt, wo es auf die Reise ging, fühlte er sich erst wieder wohl und behaglich. Und diesmal sollte er noch dazu in guter Gesellschaft walzen. Eine ganze Mandel „Schicksen“ waren mit — so nannte er die Mädchen — da würde sich's schon leben lassen. Er summte ein Wanderlied vor sich hin. Als der kleine Gustav auf Paulinens Schoß unruhig wurde und zu schreien anfing, brachte er die „Quarre“ durch eine seiner drolligen Grimassen schnell wieder zur Ruhe.

Die Büttnerbäuerin war auch herausgehumpelt, ihrer Lähme zum Trotze. Zwei von ihren Kindern gingen ja mit hinaus in die Fremde. Gustav, ihr bester Sohn, und Ernstinel, ihre Jüngstgeborene.

Die alte Frau hatte es bisher gar nicht recht glauben wollen, daß aus diesem abenteuerlichen Plane etwas werden solle. Zu so vielen Sorgen und Kümmernissen der letzten Zeit kam nun auch noch die Zersplitterung der Familie! Das war zu viel! Als sie den Wagen sah mit den Wanderern und dem Gepäck, drohten sie die Kräfte zu verlassen. Zum Abschied hatte sie nur ein sinnloses Gestammel: „Ne, ach Gutt! Gustav! Ne, ach Gutt, Pauline! Paßt ack aufs Ernstinel uff. Ne, ach Gutt — ach, du lieber Herr Gutt! — Ne, ne — was wern mer ack alles noch derlaben!"

Gustav mußte es den Frauen überlassen, von der Mutter zärtlichen Abschied zu nehmen. Er war ganz von der neuen Pflicht in Anspruch genommen, die schon wie eine schwere Verantwortung auf ihm lastete und ihn hart und ungesellig erscheinen ließ.

Er glaubte, daß sie nun nicht länger warten dürften, wenn sie den Zug nicht versäumen wollten. Er schwang sich auf den Wagen und gab den Befehl zur Abfahrt.

Die Peitsche des Kutschers hob sich, die Pferde zogen an. Noch ein Händedruck, ein Schluchzen, ein Winken, ein Mützeschwenken. Im Trabe ging's durchs Dorf. Vor den Häusern standen Leute, welche den Wanderern ein freundliches Wort zuriefen. Dann zeigte das letzte Gehöft des Dorfes, der Büttnersche Hof, seine Giebelseite. Gustav blickte noch einmal dort hinüber. Er hatte den Vater nicht gesehen vor der Abreise. Ganz in der Frühe heute wollte er noch zu

ihm gehen; aber dann hatte er's doch gelassen. Als Vorwand war ihm die Geburt von Tonis Kind gerade recht.

Er trieb den Kutscher zur Eile an. Jetzt auf einmal war es ihm, als könne er nicht schnell genug von der Heimat wegkommen.

An bekannten Feldern ging's vorbei, an Bäumen, Steinen und Wasserläufen. Nun zog sich der Weg ein Stück durch den gräflichen Wald. Dann hatte man die Halbenauer Flur verlassen.

Eine Stunde darauf saßen sie eng zusammengepfercht in einem Wagen vierter Klasse, mit fremdem Volk, Sachsengänger gleich ihnen, die schon weither kamen aus dem Osten. Unheimliches Gesindel mit braunen Gesichtern, das untereinander eine unverständliche Sprache redete.

Als Pauline mit einem dieser schmutzstarrenden, kraushaarigen Frauenzimmer den schmalen Sitz teilen mußte, verlor sie alle Fassung, nachdem sie vorher tapfer mit dem Heimweh gekämpft hatte. Sie nahm ihren Jungen dicht an sich und haschte nach Gustavs Hand.

Das war fürwahr ein traurige Nachfeier ihrer Hochzeit!

VII.

Der Termin zur Zwangsversteigerung war herangekommen. Subhastationen waren im Bezirke dieses Amtsgerichts nichts Seltenes gewesen in der letzten Zeit. „In diesen Zeitläufen fallen die Bauern wie Fliegen von der Decke, wenn es Winter wird," hatte erst kürzlich ein Kenner geäußert. Man war im allgemeinen ziemlich abgestumpft gegen bäuerlichen Bankerott.

Immerhin machte es einiges Aufsehen, als bekannt wurde, daß das Büttnersche Bauerngut unter den Hammer kommen solle. Einmal, weil es ein großes Grundstück war, das nicht, wie die meisten anderen seiner Art, heruntergewirtschaftet und ausgeraubt war. Dann gab es aber auch noch Nebenumstände, die den Fall interessant machten. Man wußte, daß die Herrschaft Saland um das Bauerngut gehandelt hatte und nachdem der Handel so gut wie abgeschlossen gewesen, davon zurückgetreten war. Das gab zu allerhand Vermutungen Anlaß. Die Herrschaft hatte sich bisher noch nie einen Bauern, der „wackelig" wurde, entgehen lassen und hatte, nach der Behauptung kleinerer Güterhändler, die Preise des Grund und Bodens auf diese Weise nicht wenig in die Höhe geschraubt. Es war auffällig, daß sich die Herrschaft bei diesem Bauerngute, welches ihr geradezu vor der Nase lag, so zurückhaltend benahm. — Ungewöhnlich wurde der Fall auch dadurch, daß der betreibende Gläubiger kein anderer war als der eigene Schwager des bankerotten Bauern. Was konnte der Mann für ein Interesse an dem Untergange seines Schwagers haben? fragte man sich unwillkürlich. Wollte er das Gut aus der Subhastation billig erstehen? Und wozu sollte er, als Besitzer einer großen Gastwirtschaft, sich mit so bedeutendem Grundbesitz belasten?

In der Gerichtsstube begannen sich von früh neun Uhr ab einzelne Leute einzufinden. Meist waren es Neugierige, Gerichtsbummler, die selten bei solchen Anlässen fehlen.

Die eigentlichen Interessenten saßen drüben im Löwen. Der Gasthof lebte geradezu von den Gerichtsverhandlungen. Denn dort pflegten vor und nach den Terminen Freund und Feind einzukehren. Dort stärkten

sich die Parteien zu schwerem Gange. Dort tranken Richter, Staatsanwalt, Verteidiger, Zeugen und Schöffen ihren Schoppen in derselben Stube und vom nämlichen Fasse, nachdem sie sich drüben vielleicht im Rechtsstreite bis aufs Messer befehdet hatten.

Auch Samuel Harrassowitz trank hier sein Bier. Er saß wie gewöhnlich auf seinem Platze am Fenster, von dem aus er den schmalen Platz zwischen Gasthof und Gerichtsgebäude überblicken konnte.

Edmund Schmeiß saß neben dem Händler. Er trug einen neuen Anzug von hauptstädtischem Schnitt zur Schau, den er sich bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin hatte anfertigen lassen. Er bestellte sich einen Kognak, „aber fine champagne, garçon!" fügte er näselnd hinzu.

Jetzt traten zwei Herren ein. Der Bankier Isidor Schönberger, fett, mit weißem Gesicht und um so schwärzerem Haar. Bei ihm war Bruno Riesenthal, der junge Advokat, der sich kürzlich in dem Städtchen niedergelassen und seiner Fixigkeit wegen hier bereits eine namhafte Praxis gefunden hatte. Die Herren schienen einander sämtlich gut zu kennen. Zum Gruße zwinkerten sie einander nur mit den schlauen Augen zu. Schönberger setzte sich mit verdrossenem Gesicht. Riesenthal kramte in seiner Advokatenmappe. Die Unterhaltung wurde halblaut geführt, denn an den Nebentischen saßen Leute, deren man nicht sicher war.

„Heute is der Kaphroh dran!" sagte Schönberger.

Harrassowitz nickte.

„Machst du de Massematten?"

„Kairousche!"

„Bis jetzt ist keine Konkurrenz da," damit mischte sich Edmund Schmeiß in das Zwiegespräch.

„Konkurrenz!“ meinte Sam und nahm eine verächtliche Miene. „Konkurrenz gibt's nich!“

„Wird der Graf sich ganz fern halten?“ fragte der Advokat halblaut.

„Der Graf ist besorgt!“ flüsterte Schmeiß. „Dafür steh' ich! Und das andere sind alles Schnorrer!“

In diesem Augenblicke ertönte vom Pflaster draußen Pferdegeklapper und Wagenrasseln. Ein offener Jagdwagen mit zwei guten Pferden davor hielt vor dem „Löwen“. Die vier Männer machten lange Hälse. Sam stieß einen Fluch aus. Er erkannte in dem langen bärtigen Manne, der selbst die Zügel geführt hatte, den Güterdirektor des Grafen, Hauptmann Schroff. Der kleine Grauhaarige war wohl ebenfalls ein Beamter der Herrschaft Saland.

Die „Konkurrenz“ war also dennoch gekommen!

Sam stand auf, ohne sein Glas geleert zu haben. Jetzt galt's, die Ohren steifhalten! So leichten Kaufes, wie er spekuliert hatte, würde er nun doch nicht zu dem Gute kommen. Aber Sam gab noch nichts verloren. Wann wäre er jemals in schwieriger Lage verzagt oder um Mittel und Wege verloren gewesen! Er besaß den ganzen rücksichtslosen, katzenzähen Optimismus seiner Rasse.

Er hatte den Kretschamwirt von Halbenau vor einiger Zeit mit seinem Wägelchen einfahren sehen; den suchte er jetzt auf.

Kaschelernst und Harrassowitz hatten ein längeres Gespräch im Flur des Gerichtsgebäudes. Die Unterhaltung endete damit, daß Sam die Hand ausstreckte und Kaschelernst grinsend einschlug und „abgemacht!“ sagte.

Die Gerichtsuhr hatte zehn geschlagen. Wer sich bis dahin noch im „Löwen“ aufgehalten hatte, kam nun-

mehr herüber, nicht allzu eilig, falls er mit dem Gerichtsgebrauche vertraut war.

Aus Halbenau waren eine Anzahl Leute eingetroffen, Freunde der Büttnerschen Familie. Der alte Bauer selbst hatte sich fern gehalten, aber Karl Büttner war gekommen. Er blickte unverständig drein wie gewöhnlich. Die Bedeutung dieses Tages für ihn und seine Familie war dem Denkfaulen schwerlich klar geworden.

Hinter den Schranken erschien jetzt der Amtsrichter mit dem Kalkulator. Sie nahmen am grünen Tische Platz.

Nun nahm der Termin seinen üblichen Verlauf. Zunächst wurden die Interessenten festgestellt. Harrassowitz, der in diesen Dingen zu Hause war wie der Fisch im Wasser, verlangte Vorweisen der Kaution. Da würde man ja gleich sehen, wer als ernsthafter Bieter in Betracht komme. Vor allem interessierte es den Schlaukopf zu wissen, ob jene beiden, der Güterdirektor und der Rendant des Grafen, mit Geldmitteln versehen seien. Er hatte bereits seinen Geschäftsfreund, den Kommissionär Schmeiß, vorgeschickt, der sollte sich den Herren in möglichst harmloser Form nähern und sie zum Lüften ihrer Maske bringen. Aber die beiden hatten sich zugeknöpft und den diplomatischen Künsten des jungen Schmeiß gegenüber unzugänglich verhalten. Sam paßte genau auf, was der Hauptmann zeigen würde, als er daran kam, Kaution vorzulegen. Staatspapiere, ein ganzes Paket! Der Mann war also gewappnet und nicht etwa aus bloßer Neugier hier erschienen.

Nachdem Namen und Personalien der Interessenten mit gerichtsüblicher Umständlichkeit erfragt und aufgeschrieben waren, wurde zur Feststellung des geringsten

Gebotes übergegangen. Dann forderte der Richter zur Abgabe von Geboten auf. Er hatte eine zweistündige Pause angesetzt, innerhalb deren geboten werden konnte.

Der Gerichtssaal leerte sich wieder; nur einige wenige Leute blieben zurück, die hier ebensogut wie anderwärts ihre Zeit mit Nichtstun verbringen zu können meinten. Der Richter arbeitete an seinen Akten. Der Kalkulator schrieb das Protokoll aus, in der Ecke nickte der Gerichtsdiener. Der Geist der Langeweile und der Schläfrigkeit hatte sich über den Raum gesenkt.

Der Richter war ein älterer Beamter. Wie viele Grundstücke waren nicht schon im Laufe der langen Praxis unter seinem Hammer weggegangen! Die Verhandlung pflegte unter seinem Vorsitz glatt, ohne Stocken, wie eine gutgeölte Maschine, zu laufen. Nüchtern, geschäftsmäßig und trocken erklangen seine Fragen.

Was kümmerte es ihn, wer schließlich der Ersteher wurde! Sache des Juristen war es nicht, Mitgefühl zu empfinden; das hätte ja höchstens seine „strikte Objektivität" trüben können. Für ihn existierte das Stück Erde, welches zufälligerweise einem gewissen Traugott Büttner gehörte, nur insofern, als es durch ein in „legaler Weise" herbeigeführtes Zwangsversteigerungsverfahren in „forensischen Konnex" getreten war zum Gesetz und damit zu ihm, dem Diener des Gesetzes. Dadurch war für den Juristen ein Zaun abgesteckt, innerhalb dessen er sich von Rechts wegen bewegen durfte. Wenn er sich's hätte einfallen lassen, den Zaun zu überschreiten, tiefer zu blicken, als seines Amtes war, dann würde er vielleicht entdeckt haben, daß dieses Stück Erde, welches heute unter den Hammer kam, doch noch etwas mehr als ein bloßes Subhastationsaktenstück sei. Er würde gefunden haben, wenn er das

„legale" Gewand der Sache zu lüften sich die Mühe gegeben hätte, daß er nichts Geringeres als das Wohl und Wehe einer Familie, daß er Menschenschweiß und Menschenblut zu „meistbietender Versteigerung" brachte. Und daß so das „von Rechts wegen" eine eigentümliche Bedeutung gewann.

Der Saal füllte sich allmählich wieder, als die zweistündige Pause sich ihrem Ende zuzuneigen begann, und das Bieten nahm seinen Anfang. Zunächst erfolgten einzelne Gebote, gleichsam tropfenweise; denn keiner der Interessenten wollte dem anderen seinen Eifer merken lassen. Bankier Schönberger hatte angeboten mit einer Summe, welche gerade die Höhe seiner Hypothek erreichte. Dann überbot ihn Harrassowitz.

Jetzt begann sich der gräfliche Rendant an der Bietung zu beteiligen. Zuerst langsam, dann in immer schnellerer Folge überboten sich Sam und der Rendant mit Beträgen von geringem Umfang. Der Händler legte kühlste Ruhe an den Tag; die Hände in den Taschen, wiegte er sich auf den Absätzen und suchte den Gegner durch seine überlegen spöttische Miene in Verwirrung zu setzen. Der gräfliche Beamte, ein Graukopf mit glattrasiertem Gesicht, war unruhig. Die Gebote kamen zaghaft und hastig von seinen Lippen. Mehrfach sah er sich nach Hauptmann Schroff um, der weiter hinten unter den Zuschauern mit sichtlicher Spannung dem Gange der Versteigerung folgte.

Auf diese Weise hatten sich die beiden bis an die letzte Hypothek herangetrieben, welche Ernst Kaschel gehörte. Der Gastwirt war im Saale anwesend, bot aber nicht mit. Harrassowitz hatte soeben geboten. Der Rendant bat um eine kurze Hinausschiebung des Zuschlags, lief nach hinten und besprach sich mit dem

Güterdirektor. „Bis zur Höhe der Schulden, nicht wahr, ging der Limit?“ fragte er. Der Hauptmann stand mit gerunzelter Stirn und überlegte. „Hundert Mark darüber,“ sagte er dann. „So viel will ich noch zulegen; mehr kann ich nicht!“

Der Rendant ging wieder an die Schranken und machte sein Gebot. Sam überbot ihn lächelnd.

Die Spannung unter den Zuschauern hatte einen hohen Grad erreicht. Die Sympathien der meisten waren auf seiten der gräflichen Beamten. Der Rendant bot noch einmal mit zitternder Stimme. Die Schulden waren mit seinem Gebote um hundert Mark überschritten.

„Noch Fünfzig!“ rief Harrassowitz und sah den Gegner herausfordernd an.

Es entstand eine Pause. Der Richter sah nach der Uhr. „Wenn keine weiteren Gebote abgegeben werden, schließe ich die Subhastation.“

Kein weiteres Gebot erfolgte.

„Demnach ist Herr Samuel Harrassowitz Meistbietender geblieben. Ich frage, ob Einwendungen gegen Erteilung des Zuschlages an Harrassowitz erhoben werden? — Einwendungen werden nicht erhoben! — Die Erteilung des Zuschlages wird morgen um elf Uhr verkündet werden.“

VIII.

Während in der Stadt sein Gut versteigert wurde, pflügte der Büttnerbauer seinen Acker. Schon bei früheſtem Morgengrauen hatte er die Ochsen aus dem Stalle gezogen, hatte sie vor den Pflug gespannt und war hinausgefahren bis dorthin, wo Wald und Felder grenzten.

Die Bäuerin war seit einer Woche bettlägerig.

Toni hatte mit dem Säugling zu tun. Auf Theresens Schultern lastete, seitdem die Sachsengänger das Dorf verlassen hatten, ganz allein die Sorge um das Hauswesen.

Der Bauer wollte heute das Büschelgewende beackern. Dem verwilderten Schlage — gleichsam das Stiefkind des Gutes — galt doch im Grunde seine eifrigste Sorge. Der Gedanke, daß ein Teil seines Besitzes vernachlässigt und unbenutzt daliege, ließ ihm keine Ruhe, quälte ihn wie einen Kranken die offene Wunde. Den Schlag mußte er wieder urbar machen, noch in diesem Sommer. Hafer wollte er darauf säen, als die wenigst anspruchsvolle Frucht. Vor der Aussaat aber sollte der Boden noch einige Male mit Pflug und Egge um und um gewendet werden.

Es wollte ein wundervoller Frühjahrstag werden. Der Boden dampfte von dem warmen Regen, der in der Nacht niedergegangen war. Laue Fruchtbarkeit schwebte greifbar über der Scholle. Überall drängte und sproßte junges Leben zum Tage empor. Die Wiesen waren bereits mit dem ersten verschämten Grün beschlagen. Die Wintersaaten standen dicht und üppig, in vielverheißendem, saftigem Dunkelgrün.

Mit dem Pflügen ging es langsam genug vorwärts in dem zähen Lehm, der seit Jahren keine Pflugschar gefühlt hatte. Brombeerranken und andere Schmarotzer des verwilderten Landes bedeckten die magere Ackerkrume und wichen nur ungern dem Pfluge. Kiesel und Feldsteine stemmten sich gegen die Schar. Und dazu ein Paar träge Ochsen vorgespannt! Die Zeiten, wo er Pferde im Stalle gehabt, waren für den Büttnerbauer vorbei.

Der alte Mann fluchte nicht, trotz der Langsamkeit der Tiere. Sein Trotz war stumm. Mit zusammen-

gebissenen Zähnen blickte er starr geradeaus über die Rücken der Ochsen. Die Hand am Sterz, in der Linken Leine und Peitsche, so schritt er hinter dem Pfluge. Wenn er die Lippen öffnete, dann war es höchstens zu einem „Hüü" oder „Hoo". An der Anewand angelangt, hielt er die Ochsen durch einen Ruck der Leine an, hob den Pflug aus, wendete ihn und fuhr eine neue Furche an, genaue Richtung haltend. Er pflügte noch wie ein Jüngling, mit starker Hand und scharfem Augenmaße.

Die Sonne rückte höher. Der Dampf über den Auen hatte sich verflüchtigt. Klar lag jetzt Halbenau unter ihm, das er von seinem erhöhten Stande überblicken konnte, Haus für Haus, bis hinab zur Kirche. Schon begannen sich die Fruchtbäume hie und da zu schmücken mit weißen Perücken. In langen, schmalen Streifen zogen sich die Güter der Bauern, Halbhufner und Gärtner vom Dorfe nach dem Walde zu, vielfach durch Raine und Gräben in viereckige Stücken und Streifen zerlegt, in vielen Farben leuchtend, bald braun, bald grün, bald gelblich oder gräulich, je nach der Frucht und der Bodenart. Ein scheckiges Bild, wie ein Stück Zeug mit vielen Flicken darauf. Und am Feldrande ein Kranz von Niederwald, der lichtgrün und lila schimmerte, mit seinen hellen Stämmchen von Birke und Erle. Dahinter der Kiefernwald, im männlichen Ernste seines dunklen Nadelkleides. Und darüber hin der Frühjahrshimmel, mit einzelnen schwimmenden Wolken von milchweißer Farbe.

Der Büttnerbauer sah nichts von der Schönheit, die sich rings um ihn breitete. Sechzigmal war er Zeuge geworden des Frühjahrswunders. Sechzigmal hatte sich für ihn die Flur geschmückt mit gleicher Pracht. Er war kein empfindlicher Naturschwärmer;

dafür gab es in seiner trocknen Bauernnatur keinen Raum.

Frühjahr, das bedeutete für ihn: Erwachen aus der kalten, finsteren, öden Winterszeit, zum sonnigen, klaren, milden Sommer; wo man nicht länger gezwungen war, mit müßigen Händen im Zimmer zu hocken, wo man hinaus durfte auf den geliebten Acker, die Zeit, da man die Glieder in emsiger Arbeit rührte, wo man aber auch die Früchte seiner Arbeit sehen durfte, wie sie heranwuchsen und gediehen, der Ernte entgegen.

Auch in diesem Frühjahr schien die Sonne warm und belebend. Sie wärmte auch die Glieder des Alten und brachte sein Blut in schnellere Strömung. Das Neuwerden in der Natur rief selbst in seinem verbrauchten Körper eine Steigerung aller Kräfte, eine unbewußte Spannung der Lebensenergie hervor. Aber es war diesmal anders als sonst. Etwas war erstorben in dem alten Manne, lag wie mit Eis und Schnee des Winters zugedeckt, war nicht grün geworden mit dem Erwachen des Frühlings ringsum: die Hoffnung.

Es hatte seinen guten Grund, warum er die Zähne so fest zusammengepreßt hatte, und die Augen so starr geradeaus gerichtet hielt zwischen die Köpfe seiner Tiere. Hätte er die Blicke hinabschweifen lassen über Felder und Wiesen, hinab nach seinem Hause und Hofe, sie wären wohl übergegangen von salzigen Tränen. Und der Trotz, der Grimm, die Menschenverachtung, die allein ihm die Kraft gaben, diesen Tag zu ertragen, möchte dahingeschmolzen sein vor der Übergewalt des Schmerzes, den ihm der Anblick seines Eigentums heute bereiten mußte.

Sein Eigentum!

In diesen Stunden entschied es sich, wer künftighin

Herr dieser Wiesen und Felder, dieses Hauses und Hofes sein würde. Drüben in der Stadt, vor Gericht, unter Leuten, die seinen Acker nicht kannten, von Fremden, kalten, gleichgültigen Juristen, wurde der Würfel über sein Eigentum geworfen. Heute noch war er hier Herr, und morgen konnte einer kommen, der ihn hinaustrieb aus seinem Hofe, ihn auf die Straße setzte mitsamt den Seinen, und das alles kraft eines Stückes Papier.

Das war also der Erfolg seines Lebens! Jetzt, wo er sich dem Greisenalter näherte, wo man sich nach Ausruhen auf vollendetem Lebenswerk sehnte, wo man Recht und Besitz und Gewalt gern hätte übergehen sehen in die Hände der Nachkommen, wo man als Lohn und Dank für sorgliche Verwaltung des Familiengutes nichts weiter verlangte als Pflege und Achtung und ein ruhiges Eckchen im Heim, von dem aus man das Weiterblühen und Wachsen noch ein Weilchen mit ansehen konnte — jetzt mußte der Büttnerbauer, statt dieses wohlverdiente Altenteil zu erwerben, erleben, daß alles, was er von den Vätern übernommen, was er verwaltet, woran er an seinem Teile geschaffen hatte, ihm aus den Händen gerissen, unwiderbringlich an Fremde dahingegeben wurde.

Wenn der Vater das geahnt hätte! Er, der recht eigentlich den Besitz zu dem gemacht hatte, was er war, zu einem selbständigen, freien Bauerngute. Wenn Leberecht Büttner hätte ahnen können, was jetzt, dreißig Jahre nach seinem Tode, aus seinem Werke werden sollte! Dieser Mann, der den Familienbesitz in schwerer Zeit angetreten, der die Nachwehen der Kriegszeiten und der jüngst überwundenen Hörigkeit durchzukosten hatte, der Zeit seines Lebens mit einem mächtigen und beutelustigen Nachbar zu ringen gehabt, und der, all

diesen Gefahren und Nöten zum Trotze, sich selbst zu einem wohlhabenden, unabhängigen Wirte emporgearbeitet und sein Gut zum bestgepflegtesten der ganzen Gegend gemacht hatte; wenn der Mann hätte voraussehen können, was aus der Erbschaft, die er den Seinen hinterließ, sich für Unsegen entwickeln würde! —

Traf den Büttnerbauern die Schuld, daß alles so gekommen, wie es gekommen war?

Traugott Büttner hatte sicher viele Versehen begangen, mancherlei verdorben durch Eigensinn und beschränkten Trotz. Viel Schaden hätte abgewendet werden können, wenn ihm Beweglichkeit des Geistes, höhere Bildung und besseres Verstehen der Zeit und ihrer Bedürfnisse eigen gewesen wäre. Aber größere Fehler, als die seinem Stande eigentümlichen, durften ihm mit Recht nicht vorgeworfen werden.

Er war Zeit seines Lebens ein nüchterner, ordentlicher Mensch gewesen, ein tätiger Wirt und sorgsamer Haushalter. Sein Benehmen war bäuerlich derb, oft bis zur Rauheit derb, aber seine Sitten waren rein geblieben. Was hatte er sich vorzuwerfen! War er etwa ein Trinker gewesen? — Hatte er Haus und Hof verspielt, wie so mancher Bauer es tat? Hatte er durch liederliche Wirtschaft oder durch Zank und Streit mit den Nachbarn, durch Prozesse das Seine vergeudet? — Dem Staate, der Gemeinde, der Kirche hatte er geleistet, was er ihnen schuldig war. Seine Knochen hatte er in zwei Kriegen für das Vaterland zu Markte getragen. Sonntäglich war er zur Predigt gegangen, und viermal im Jahre hatte er den Tisch des Herrn aufgesucht. Die schlechten Jahre waren von ihm hingenommen worden, und für die guten hatte er Gott gedankt. Mit seiner Ehefrau hatte er sich vertragen;

nie war es zu mehr als zu Scheltworten gekommen zwischen ihnen, was bei Bauersleuten etwas heißen will. Die Kinder hatten sie schlicht und recht aufgezogen nach dem Worte: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es.“

Überhaupt, das war die Summe dieses Lebens: der Bauer hatte das Seine getan, so gut oder so schlecht er es vermochte, in den Grenzen seines Standes, gemäß der Weltanschauung, mit der er geboren und in der er aufgewachsen war.

Und nun war es wie ein Strafgericht, wie eine Vergeltung furchtbaren Unrechts über ihn und die Seinen gekommen, ohne daß er doch gewußt hätte, von wannen und wodurch. Wofür büßte er, welche Sünde hatte er zu sühnen, mit so viel Elend? Wo lag der Anfang des Unglücks? Wann und wo hatte er den Schritt getan, der unvermeidlich das Verderben nach sich ziehen mußte? War es nicht vielmehr eine Kette von tausend winzigen Gliedern, ein ganzes Netz von unsichtbaren Maschen, an dem er Zeit seines Lebens unbewußt gearbeitet, und das ihn jetzt verstrickte zu unrettbarem Untergange?

Oder lag die Schuld nicht tiefer und ferner? Reichte sie nicht zurück über die sechzig Jahre dieses Lebens in die Zeiten der Väter und Vorväter?

Hatte Traugott Büttner nicht das Gut aus dem väterlichen Erbe erstanden unter Bedingungen, die für ihn den Erfolg von vornherein unterbanden! War das nicht der anfangs kaum beachtete Riß, welcher am Ende zum Zusammenbruch des Gebäudes führte; der scheinbar unbedeutende Rechenfehler, der, von Jahr zu Jahr weiter geführt, schließlich das Ergebnis der ganzen Rechnung falsch ausfallen ließ! Oder hatte Leberecht Büttner, dieser vorsichtige Wirt und Mehrer des Ver-

mögens, etwa selbst den Grund zum Untergange des Familiengutes gelegt, als er dessen Grenzen erweiterte, neues Land zum ererbten hinzuerwarb? Hatte er damit vielleicht dem ganzen eine ungesunde Entwicklung, einen allzu großartigen Zuschnitt gegeben; hätte er nicht, statt auf Erweiterung des Besitzes zu sinnen, lieber das einmal Besessene so ertragreich wie möglich gestalten sollen? Hatte er nicht durch diese Verrückung der Verhältnisse seinem Nachfolger eine gefahrvolle Erbschaft hinterlassen, doppelt gefahrvoll, wenn dieser Nachfolger ihm nicht gleichkam an Einsicht und Rührigkeit?!

Oder lag das Versehen nicht außerhalb der Familiengeschichte überhaupt! Waren es nicht vielmehr die Verhältnisse, die Entwicklung, der Gang der Weltereignisse, die auch auf dieses winzige Zweiglein am großen Baum des Volkes gewirkt hatten? Stand nicht auch dieser kleine Ausschnitt aus dem Menschheitsganzen unter den Gesetzen des Prozesses von Werden und Vergehen, dem das Völkerleben wie die Geschichte der Familien und des einzelnen unterworfen sind! —

War vielleicht jenes große Ereignis der Bauernbefreiung im Anfange des Jahrhunderts, dessen Zeuge noch Leberecht Büttner als junger Mensch gewesen, zu spät eingetreten? War dieser mächtige Ruck nach vorwärts nicht mehr imstande gewesen, das Bauernvolk aus der Jahrhunderte alten Gewöhnung an Unselbständigkeit und Knechtsseligkeit herauszureißen? Oder war die Aufhebung der Frone zu schnell, zu unmittelbar gekommen? Hatte sie den Bauern nur äußerlich selbständig gemacht, ohne ihm die zum Genusse der Freiheit nötige Erleuchtung und Vernunft gleichzeitig geben zu können? Waren die durch viele Geschlechter großgezogenen Laster: des Mißtrauens, der Stumpfheit,

der Beschränktheit und der tierischen Roheit, doch so tief in Fleisch und Blut der Kaste übergegangen, daß sie unausrottbar immer von neuem durchbrechen mußten und so den Untergang des ganzen Standes herbeiführen würden? —

Oder spannen sich die Fäden jenes Gewebes von Unrecht, Irrtum und Unglück, die den einzelnen mit dem Ganzen ebensogut verweben, wie Rüstigkeit, Aufschwung und Gedeihen eines Volkes segensreich das Einzelgeschick befruchten und fördern — reichten diese unsichtbaren Wurzeln, die uns mit dem tiefstem Grunde der Vergangenheit unseres Geschlechts verbinden, nicht noch viel viel tiefer hinab in die Vorzeit? War der große Krieg daran schuld, der das deutsche Volk zum Bettelmann gemacht und seinen Boden zu einer Einöde? Aber war nicht schon vor dem großen Kriege schweres Unrecht am deutschen Bauern begangen worden? Drangsal und Vergewaltigung, die ihm zu Luthers Zeiten den Kolben und den Dreschflegel in die Hand nehmen ließen, zum Aufruhr gegen die Großen der Welt, in denen er die Macht verkörpert sah, die ihn am meisten bedrückte: der Feudalismus.

Und lag der letzte und tiefste Grund der Unbilden, die dem Bauern durch alle Stände widerfahren, mochten sie sich Fürsten, Ritterschaft, Geistlichkeit, Kaufmanns-, Richter- und Gelehrtenstand nennen, nicht noch viel weiter zurück in der Entwicklung? War da nicht in unser Volksleben ein Feind eingedrungen, der für Kolben und Flegel unerreichbar war, der mit noch so derben Fäusten nicht aus dem Vaterlande getrieben werden konnte, weil er körperlos war, ein Prinzip, eine Lehre, ein System, aus der Fremde eingeschleppt, einer Seuche gleich: der Romanismus.

War denn nicht der deutsche Bauer frei gewesen ehemals? Frei wie der Baum, der Halm, ein Gewächs des freien Grund und Bodens, verantwortlich nur vor seinesgleichen, gebunden nur durch die Gesetze der Markgenossenschaft. Nur die Gemeinde und ihre Rechte hatte er über sich, deren Lehnsmann er war, die ihm ein Stück der freien Wildnis zuwies, damit er es urbar mache und sich darauf ernähre.

In jenen natürlichen, urwüchsigen Zeiten, die noch nichts von den kniffliche Definitionen der Gelehrten, vom pedantischen Schreibwerk der Juristen ahnten, war Besitz und Eigentum noch eins; Tatsache und Recht fielen da zusammen. Wer den Boden dem Urwalde abrang, der erwarb ihn, machte ihn zu seinem Eigen. Die Ernte gehörte dem, der den Acker bestellt und die Aussaat gemacht. Arbeit war der einzige Rechtstitel, welcher galt. Jeder Nachfolger mußte sich die Hufe und die Frucht von neuem erwerben durch seiner Hände Werk.

Und nun drang ein fremder Geist von jenseits der Alpen ein und verwirrte und verkehrte diese einfachen erdgewachsenen Verhältnisse. Abgezogene Begriffe, aus einer toten Kultur gesogen, wurden an Stelle des selbstgeschaffenen, gut erprobten deutschen Rechtes gesetzt.

Dieser fremde römische Geist war der Verderber. Überall drang er ein wie eine Krankheit. Bald beherrschte er Staat, Kirche, Schule und Gerichte. Formalismus und Scholastik waren seine übelgeratenen Kinder.

Am schwersten aber sollte unter dem fremden Produkt der leiden, welcher von allen am wenigsten davon wußte und verstand: der Bauer.

Alle anderen Stände verstanden es, sich das fremde

System zunutze zu machen. Ritter und Kaufmann wußten seine Maximen zu verwerten, sich nur zu gut dem praktischen Egoismus anzupassen, der das Grundprinzip des römischen Rechtes ist. Und seit den Zeiten der Scholastik ward Haarspalterei und wirklichkeitsfremdes Definieren und Konstruieren die Lieblingsbeschäftigung der deutschen Gelehrtenzunft.

Dem freien deutschen Bauernstande aber grub das fremde Recht die Lebenswurzeln ab.

Denn der Begriff des römischen Eigentums lief dem schnurstracks zuwider, was für den deutschen Ansiedler gegolten hatte. Nun wurden in trocken formalistischer Weise Recht und Tatsache getrennt. Fortan konnte einem ein Stück Land gehören, der nie seinen Fuß darauf gesetzt, geschweige denn, eine Hand gerührt, um es durch Arbeit zu seinem Eigen zu machen. Jetzt gab es gar viele Rechtstitel mit fremdklingenden Namen, kraft deren einer Eigentum erwerben und veräußern konnte. Den Ausschlag gab nicht mehr die lebendige Kraft des Armes, sondern erklügelte, in Büchern niedergeschriebene, tote Satzung. Am Grund und Boden konnte fortan Eigentum entstehen durch Eintragung in Bücher. Es konnte ernten, wer nie geackert und gesäet hatte. Es gab Rechte an fremden Sachen, Einschränkungen des Eigentumsrechtes durch Dritte, die sich so drehen, deuten, nutzen und ausdehnen ließen, daß der Eigentümer bald wie ein Mann war, der sein Feld auf der öffentlichen Landstraße liegen hat. Das Verpfänden und Belasten des Grund und Bodens ward in ein System gebracht, das den Urgrund aller menschlichen Verhältnisse, die Scholle, einem Handelsartikel gleichstellte. Es wurde möglich, daß einer durch Beleihung stiller Mitbesitzer eines Stück Landes ward.

Dann mußte ihm der Eigentümer einen Teil der Erträge abgeben, die er durch seine Arbeit dem Boden abgerungen hatte, und jener genoß in der Ferne ohne Mühe die Früchte fremden Bodens und fremden Schaffens.

So hatte sich das undeutsche Recht mit seinem egoistisch-kalten, verstandesmäßigen Formalismus wie ein Lavastrom über die heimischen Einrichtungen ergossen, alles mit starrer Kruste überdeckend, und auch die grünende Freiheit des bäuerlichen Ansiedlers auf Nimmerwiederkehr vernichtend.

Der Büttnerbauer wußte von der Geschichte und Entwicklung seines Standes nichts. Kenntnis und Interesse für das Vergangene sind gering beim Bauern; auch hat er wenig Standesbewußtsein, keinen Zusammenhalt mit seinesgleichen. Ihn kümmern nur die Nöte und Bedürfnisse, die ihn gerade im Augenblicke auf den Nägeln brennen. Er weiß von der Welt und ihrem Gange meist nur das Notdürftige, was er in der Schule erlernt, was er selbst erlebt und erfahren hat, und zur Not das Wenige von der Vergangenheit, was ihm die Eltern mitgeteilt haben.

Traugott Büttner hatte nur ein dumpfes Gefühl, eine dunkle Ahnung, daß ihm großes Unrecht widerfahre. Aber wer wußte denn zu sagen: wie und von wem! Wen sollte er anklagen? Das war ja gerade das Unheimliche, daß es eine Erklärung nicht gab. Das Verderben war gekommen über Nacht, er wußte nicht von wannen. Menschen hatten Rechte über ihn und sein Eigentum gewonnen, Fremde, die ihm vor zwei Jahren noch nicht einmal dem Namen nach bekannt waren. Er hatte diesen Leuten nichts Böses angetan, nur ihre Hülfe, die sie ihm aufgenötigt hatten, in An-

spruch genommen. Und daraus waren durch Vorgänge und Wendungen, die er nicht verstand, Rechte erwachsen, durch die er diesen Menschen hilflos in die Hände gegeben war. Er mochte sich den Kopf zermartern, er konnte das Ganze nicht begreifen.

Eines blieb als Untergrund aller seiner Gedanken und Gefühle: ein dumpfer, schwelender Ingrimm. Ihm war unsagbares Unrecht geschehen. Sein Mund verstummte; hätte er ihn aufgetan, es wäre eine Klage erschollen, die kein Richter dieser Welt angenommen hätte.

Drittes Buch.

I.

Die Sachsengänger waren an ihrem Bestimmungsorte eingetroffen. Leiterwagen vom Rittergute Welzleben hatten sie an der Station abgeholt und nach dem Vorwerke Habeldamm gebracht. Hier waren sie vom Inspektor in ihre Kaserne angewiesen worden.

Am nächsten Morgen bereits ging's mit der Feldarbeit los.

Die Rüben waren eben erst aufgegangen; an ihnen gab es also noch keine Arbeit. Die Mädchen wurden daher mit Behacken des Wintergetreides beschäftigt, während die Männer bei der Frühjahrsbestellung zu helfen hatten.

Es waren völlig neue Verhältnisse hier im Westen, in welche diese Ostländer ganz unvermittelt versetzt wurden. Weit und breit fruchttragende ebene Fluren. Feld an Feld, Schlag an Schlag, die das Auge kaum zu übersehen vermochte, durchquert von geradlinigen Kunststraßen und Obstalleen. Jede Handbreit Land war hier ausgenutzt. So kostbar schien dieser Boden, daß man keinem wilden Baum, keinem Strauch in der Feldmark das Leben gönnte. Nirgends fiel der Blick auf Unkraut. Sorgfältig waren die Steine aus dem Acker entfernt. Am Horizonte fehlte der Kiefernbusch,

der im Osten fast überall das landschaftliche Bild einrahmt. Kein Wald, kein Gebüsch, keine Hutung zu erblicken. Wenig Wiese; die Ackerscholle beherrschte hier alles. An Stelle des buntscheckigen Planes von winzigen Fleckchen und Streifchen, wie es die Sachsengänger von ihrer Heimat her gewöhnt waren, breitete sich hier das Zuckerrübenfeld mit den endlosen Reihen der gedrillten Rübenpflänzchen; giftgrüne Streifen auf dunkelbraunem Untergrunde.

Und nun erst die Bestellung! Spatenarbeit kannte man hier nicht, der Handpflug war an vielen Stellen vom Dampfpfluge verdrängt. Das Getreide wurde mit der Dampfmaschine ausgedroschen, die Saaten mit der Drillmaschine bestellt. Und in der Wirtschaft war auch alles nach neuestem Zuschnitt. Das Rindvieh bekam Rübenschnitzel als Futter. Trotz der vielen Kühe und großartigen Ställe war die Milchwirtschaft doch nur unbedeutend. Das Vieh kam von auswärts in großen Transporten herein und stand nur zur Mast da. Kälber wurden nicht angebunden. Nur des Düngers wegen schien man Rindvieh zu halten.

Und die Dörfer! Da kam man sich vor wie in der Stadt. Die Häuser eng beieinander, den Nachbarn gleichend wie ein Ei dem anderen, weißgetüncht, kahl, mit Ziegeln abgedeckt. Kein Fachwerk, keine Holzgalerie, kein Strohdach. Hin und wieder war einmal der Ansatz zu einem Gärtchen zu erblicken, hinter steifem Staketenzaune. Der Grasgarten, die Obstbäume, die der ärmste Häusler des Ostens gern um sein Anwesen hat, fehlten ganz. Und wo waren die Düngerstätten, das Göpelwerk, der Taubenschlag, die Entenpfütze? Diese Menschen hier nannten keine Kuh, kein Schwein, kein Federvieh ihr eigen.

Dabei schien es hier eigentliche Armut nicht zu geben. Die Leute ließen sich nichts abgehen. Sie gingen einher in städtischer Kleidung. Bloße Waden gab's hier freilich nicht zu sehen; selbst die Kinder liefen nicht barfuß.

Die wenigen Bauern waren große Herren. Sie ritten und fuhren einher wie die Rittergutsbesitzer, wohnten in großen stattlichen Häusern und schickten ihre Kinder in die Stadt zur Schule. Wenn sie untereinander waren, redeten sie sich mit „Sie" an, und an einem Tische mit seinem Gesinde wollte von diesen großen Herren auch keiner mehr zum Essen niedersitzen.

Da es keine Berge hierzulande gab, die Bäume in der Landschaft selten und die Kirchtürme klein und unansehnlich waren, so hätte es eigentlich nichts in die Augen Fallendes gegeben, wären nicht die Essen gewesen, die sich allerorten neugierig und gleichsam waghalsig emporreckten. Hier eine von einer Zuckerfabrik, dort von einer Ziegelei oder Brennerei.

Auch auf dem Vorwerke Habeldamm gab es solch eine Esse, die zur Brennerei gehörte. Der Wirtschaftshof wurde von lauter neuen einstöckigen Gebäuden gebildet. Wie auf dem Präsentierbrett lag das ganze da, mit seinen blitzblanken, gekalkten Wänden, hellroten Ziegeldächern, mitten in den grünen Rübenfeldern, die sich bis dicht an die Gebäude zogen. Eine Feldbahn verband das Vorwerk mit dem Hauptgute Welzleben. Eine größere Bahn ging in weiter Kurve über andere Rübengüter nach der Zuckerfabrik. Diese Fabrik war ein Aktienunternehmen der umliegenden Grundbesitzer.

Etwas abseits vom eigentlichen Wirtschaftshofe lag die Wohnung der Wanderarbeiter, die „Kaserne", wie sie kurzweg bezeichnet wurde. Es war ein mäßig großes,

einstöckiges Haus, „genau nach der polizeilichen Vorschrift erbaut", wie der Inspektor nicht zu bemerken verfehlte, als er Gustav mit seinen Leuten einwies. Zu ebener Erde befanden sich zwei saalartige Räume, der größere für die Mädchen zum Wohnen und Speisen, der andere für die Männer bestimmt, ferner eine Küche mit neumodischem Herd und eine Wasch- und Spüleinrichtung. Im ersten Stock waren die Schlafräume untergebracht, die Mädchenkammer getrennt von der der Männer durch die Wohnung des „Aufsehers", wie Gustav jetzt tituliert wurde.

Der Inspektor, ein jüngerer Herr, dessen Schnurrbart und schneidiger Ton keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er Reserveoffizier sei, führte Gustav in sämtlichen Räumen umher, übergab ihm den Hauptschlüssel und machte den Aufseher darauf aufmerksam, daß man sich von seiten der Gutsverwaltung für jede „Schweinerei", die hier etwa vorkommen würde, an ihn halten werde.

Gustav fand die Einrichtung, in der sie fortan hausen sollten, weit besser, als er's erwartet hatte. Die kasernenartige Einteilung des Hauses heimelte ihn wie eine Erinnerung an die Soldatenzeit an. Pauline hätte sich freilich mehr Traulichkeit gewünscht in ihrer Stube, die außer Bett, Schrank, Tisch und Stühlen nichts enthielt. Aber man mußte schließlich froh sein! Hatte man doch ein Dach über sich und eine Diele unter den Füßen. —

Mit dem Küchenherde konnte sie auch zufrieden sein. Gut, daß ihr die neumodischen Kochvorrichtungen vom Rittergute daheim einigermaßen bekannt waren. Der Inspektor hatte sie darauf hingewiesen, daß hier das zukünftige Feld ihrer Tätigkeit sein werde. Die

Kartoffeln werde sie wöchentlich zugemessen erhalten für die „ganze Gesellschaft". Was sie damit anfange, sei ihre Sache. „Darum können wir uns nicht auch noch scheren; da hätten wir viel zu tun!" hieß es in kurzer, schneidiger Ansprache.

Von den Arbeitern fanden sich nicht alle sofort in die neuen Verhältnisse.

Der Pole Rogalla räsonierte laut, allerdings auf polnisch, was niemandem etwas tat, weil niemand es verstand. Bedenklicher war, daß er sich weigerte, in dem gemeinsamen Männerschlafsaale zu übernachten. Häschke sprach die Vermutung aus, daß dem Polacken die gewohnte „Bucht mit den Reichskäfern" fehle. Gustav redete ein Wörtlein deutsch mit dem Polen. Rogalla suchte daraufhin zwar die gemeinsame Bettstatt auf, in der Nacht aber stahl er sich hinweg. Er mußte irgendwo eine seinem Geschmacke mehr zusagende Schlafstätte ausfindig gemacht haben.

Auch einige von den Mädchen stellten sich äußerst gefährlich an. Vor allem ein Schwesternpaar Helfner. Sie stammten aus dem Armenhause. Helfners waren eine berüchtigte Familie in Halbenau. Gustav hatte sich daher längere Zeit bedacht, ob er das Schwesternpaar mitnehmen solle. Aber sie hatten die heiligsten Versprechungen gegeben, sich gut aufführen zu wollen. Jetzt fanden sie alles schlecht: die Wohnung, das Essen. Die Arbeit war ihnen zuviel. Als Gustav sie etwas scharf 'rannahm, verschwanden sie in eine Kammer und schlossen die Tür hinter sich zu. Da blieben sie und kamen nicht zur Arbeit. Gustav war ratlos. Männer zu kommandieren, das hatte er als Unteroffizier gelernt, aber mit widerspenstigen Frauenzimmern fertig werden, das war noch ein ander Ding. Pauline konnte ihm dabei nicht

helfen, sie war zu weich, um ihresgleichen zu beherrschen.

Da fand der Aufseher unerwartete Hilfe und Unterstützung in seiner kleinen Schwester. Schon auf der Reise hatte es sich gezeigt, daß Ernestine unter den Mädchen die Führerrolle an sich gerissen habe, obgleich sie eine der jüngsten war. Die anderen, unter denen manches bärenstarke Frauenzimmer sich befand, beugten sich doch der Energie und Klugheit dieser kleinen Person. Jetzt war Ernestine die einzige, die sich Eingang zu dem aufsässigen Schwesternpaare zu verschaffen wußte, ja, die Helfners schließlich dazu bewog, die Arbeit aufzunehmen.

Eine äußerst brauchbare Zugabe für den Aufseher bildete auch Häschke. Das war ein hartgesottener Sünder, der schon durch manches enge Loch in seinem Leben hindurchgekrochen sein mochte, der mit allen Hunden gehetzt war. So einen konnte man hier gegebrauchen. Dabei war Häschkekarl ein grundgutmütiger Geselle und seinesgleichen gegenüber stets zur Hilfe bereit. Aber Häschkes freundschaftliche Gesinnung verwandelte sich sofort ins Gegenteil, wenn er es mit einem Höhergestellten zu tun hatte. Da wurde aus diesem lustigen Bruder ein mißtrauisch hämischer Geselle.

Auf den Inspektor hatte Häschkekarl sofort seinen ganzen Haß geworfen. Er lag Gustav in den Ohren, daß er sich von dem „Affen" ja nichts gefallen lasse. „Der großschnäuzige Kerl" werde sie noch lange nicht „dumm machen".

Sehr schnell hatte es Häschke hingegen verstanden, sich drüben im Vorwerk beim Gesinde gute Freunde zu machen. Von dort brachte er allerhand interessante Nachrichten mit: Herr Hallstädt, der Besitzer von Welz-

leben, sei mehrfacher Millionär. Sein Vermögen habe er durch Rübenwirtschaft und Zuckerfabrikation gemacht. Er selbst sei ein Geizhalz, aber seine Söhne, die Offiziere waren, sorgten dafür, daß das Geld ihres Alten unter die Leute komme. —

Auch über den Herrn Inspektor wußte Häschkekarl allerhand zu berichten. Den Knechten gegenüber sei der ein Wüterich, gegen die Mägde hingegen oftmals nur allzu freundlich. Im vorigen Jahre sei der Mann aber mal an den Richtigen gekommen. Ein Knecht, der nicht mit sich hatte spaßen lassen, habe hinter dem Pferdestalle eine Unterredung unter vier Augen mit dem Inspektor gehabt. Danach hätte der junge Herr acht Tage lang das Zimmer gehütet, während der Knecht auf Nimmerwiedersehen vom Hofe verschwunden sei. Die Großmagd aber, die den Inspektor gepflegt, habe ganz eigenartige Dinge über den Körperzustand des Kranken zu berichten gehabt.

Die Wanderarbeiter kamen übrigens nur wenig mit dem Beamten in Berührung, mit Ausnahme von Gustav, der sich täglich bei ihm den Dienst zu holen hatte. Die Arbeiten wurden meist in Akkord gegeben. Der Stücklohn spornte selbst die Trägeren an, soviel wie möglich zu leisten. Besonders die Mädchen waren groß in ihrer Emsigkeit. Selbst das Schwesternpaar Helfner wußten die Mitarbeiterinnen, welche aus der Trägheit einzelner Mitglieder keine Einbuße erleiden wollten, zur Tätigkeit anzuhalten. Von den Männern drückte sich nur der Pole Rogalla soviel wie möglich um die Arbeit herum.

Eines Tages kam ein offener Wagen von Welzleben her auf das Vorwerk zu gefahren. Das sei Herr Hallstädt, hieß es. Gustav gab gerade mit seinen Leuten

auf einem großen Rübenschlage den jungen Pflanzen die erste Hacke. Herr Hallstädt ließ auf dem Wege halten und betrachtete sich das Arbeiten eine Weile. Soviel man auf die Entfernung erkennen konnte, war er ein älterer Herr mit grauem Backenbart, der eine Brille trug. Das war also der reiche Herr Hallstädt-Welzleben, ihr Brotherr!

Gustav erwartete bestimmt, der Herr werde ihn rufen lassen oder werde selbst zu ihm und den Leuten herankommen. Sie standen doch bei ihm in Brot und Arbeit, sie bestellten doch seinen Grund und Boden. Auf sein Geheiß waren sie so viele Meilen weit hierher gekommen. —

Aber Herr Hallstädt-Welzleben ließ nach einer Weile weiterfahren, ohne Gruß, ohne ein Wort mit seinen Arbeitern gewechselt zu haben.

Häschkekarl spuckte aus. Das war Wasser auf seine Mühle. Die Großen taugten alle nichts; überall war es dieselbe Geschichte! Und Gustav mußte an die Worte des Agenten Zittwitz denken: „Der eine gibt die Goldstücke, der andere seine Kräfte. Das ist ein Geschäft, klar und einfach. Alles wird auf Geld zurückgeführt. Das nennt man das moderne Wirtschaftssystem.“ So ungefähr hatte der sich geäußert, und er schien recht behalten zu sollen.

Jeden Sonnabend erhielt Gustav den Lohn für die Arbeit der Woche ausgezahlt. Ein Bruchteil des Geldes wurde zurückgehalten als Deckung für den Fall, daß ein Arbeiter den Dienst vorzeitig verließ. Auch Strafgelder waren vorgesehen, und im Kontrakte fehlte die Klausel nicht, daß jeder Arbeiter ohne weiteres entlassen werden könne, ohne Anspruch auf Lohn, falls er sich den Anordnungen des Arbeitgebers und seiner Beamten nicht

füge. Kurz, man war, wie Häschke sich ausdrückte, „in seinem Felle lebendig verkauft".

Mit der Ernährung der Leute gab es im Anfange Schwierigkeiten. Die Feuerung war frei, Kartoffeln lieferte das Gut. Um alles übrige sollten sich die Wanderarbeiter selbst kümmern. Auf dem Vorwerke war ein Wächter angestellt, der gleichzeitig Kramhandel betrieb. Von diesem Manne hätten die fremden Arbeiter von jeher genommen, hieß es. Die Waren dieses Kleinhändlers waren schlecht, seine Preise aber um so höher. Der Mann wußte nur zu gut, daß er weit und breit keinen Konkurrenten hatte. Auf diese Weise gingen die Sparpfennige der Sachsengänger für Nahrungsmittel drauf. Gustav sah das voll Verdruß, aber was wollte man denn machen!

Da war es Häschkekarl, der Vielerfahrene, welcher Rat zu schaffen wußte. Eines Nachmittags bat er sich ein paar Stunden Urlaub aus, borgte etwas Geld von Gustav und erklärte, er wolle sich mal ein bißchen in der Gegend umsehen. Spät Abend erschien er wieder in der Kaserne, einen vollgepackten Sack auf dem Rücken schleppend.

Er hatte Einkäufe gemacht. Nun legte er eine Vorratskammer an und verkaufte den Arbeitsgenossen die Waren zum Einkaufspreise. Für seine Mühe nahm er keinen Verdienst; er erklärte, der Ärger jenes gaunerischen Krämers sei ihm Lohnes genug.

Das Kochen besorgte Pauline, die nicht mit aufs Feld ging. Sie hatte Arbeit genug. Den Jungen, der jetzt ins dritte Jahr ging und schon ganz hübsch laufen konnte, hatte sie stets um sich. Das Kind mußte ihr viel ersetzen.

Die junge Frau sah trübe Tage. Ein wirkliches

Heim fehlte ihr. Die Arbeit zwar war nicht schlimm, daran war sie gewohnt; aber das Zusammenleben mit so vielen Fremden störte das Glück der jungen Ehe. Von Gustav hatte sie so gut wie nichts. Früh um vier Uhr stand er auf und trieb die Leute hinaus. Den Tag über war man getrennt, er auf dem Felde, sie in der Kaserne. Oftmals kamen sie nicht einmal zum Mittagessen herein, ließen sich's hinaustragen aufs Feld. Abends kam er dann nach Haus, abgehetzt, sorgenvoll, mürrisch. Frau und Kind sah er nicht an, riß sich die Kleider vom Leibe, warf sich ins Bett und schlief wie ein Toter. Es gab Tage, wo man kaum ein Wort miteinander wechselte.

Ganz anders hatte sie sich das Leben an seiner Seite gedacht in der Ehe. Denn wenn sie auch vorher einander nicht fremd gewesen waren, so legte Pauline als echtes Landkind, am Althergebrachten, Frommen und Ehrwürdigen festhaltend, der kirchlichen Trauung doch noch ganz besondere Wirkungen bei. Das Ehegelübde vor dem Altare, meinte sie, mache den begangenen Fehltritt gut, beglaubige ihren Bund, trage die Gewähr eines ganz besonderen Segens in sich. Nun durften sie sich mit gutem Gewissen lieb haben; während der Genuß bisher, so süß er auch gewesen, doch immer den Nachgeschmack eines Vorwurfs gehabt hatte.

In diesen Erwartungen schien sich die gute Seele getäuscht zu haben. Gustav war ihr fremder geworden, als er ihr zuvor gewesen. Wann wäre es früher jemals vorgekommen, daß er für ihre liebevolle Annäherung nur eine kurze unfreundliche Abfertigung gehabt hätte!

Sie weinte oft heimlich, auch zur Nachtzeit, wenn

er mit einer selbst noch im Schlafe düster verdrossenen Miene in seinem Bette lag. Zu wecken wagte sie ihn nicht. Durch ihren Kummer wäre sie ihm nur lästig gefallen. Er war ja selbst nicht glücklich. Daß er so häßlich gegen sie war, kam nur davon her, daß er so viel Sorgen hatte. Ihm zuliebe wollte sie ja alles ertragen, selbst die Entfremdung von ihm.

Pauline verschloß ihren Kummer ganz in sich, versteckte ihre Tränen vor ihm und war darauf bedacht, ihm nur ein lächelndes Angesicht zu zeigen. Aber er, in jenem Egoismus, den die Vielgeschäftigkeit und Arbeitsüberbürdung großzieht, sah weder ihr Lächeln noch die Tränen, die darunter verborgen waren.

Sie sorgte dafür, daß er alles so gut finden möchte, wie sie es herzurichten imstande war: das Bett, die Kleider, das Essen. All ihre große zurückgewiesene Frauenliebe wandte sie, in Ermangelung eines besseren, den Dingen zu, die ihn umgaben.

So vergingen die ersten Wochen in der Fremde.

Eines Tages gab es eine unangenehme Überraschung für den Aufseher: Rogalla, der Pole, war verschwunden. Seinen Arbeitsgenossen fehlten verschiedene Kleidungsstücke, und Häschke machte die Entdeckung, daß seine Vorratskammer um eine Wurst und zwei Speckseiten ärmer war.

Wo mochte der Vogel hin sein? Das Gerücht behauptete, er habe auf einem anderen Rübengute, wo nur polnische Arbeiter in Sold waren, Arbeit angenommen. Man stellte keine Nachforschungen nach ihm an, denn er war ein liederlicher, lästiger und fauler Bursche gewesen. Mochte er bei seinesgleichen bleiben!

II.

Zwei Monate waren vergangen, seit das Büttnersche Gut unter den Hammer gekommen war. Samuel Harrassowitz schaltete und waltete jetzt hier als unumschränkter Herr und Gebieter. Er hatte den alten Bauern vorläufig auf seinem ehemaligen Hofe gelassen. Er nahm auch keine Miete von den Leuten, aus dem einfachen Grunde, weil sie nichts mehr hatten, wovon sie ihm hätten Quartiergeld zahlen können. Außerdem waren die Büttners, wie er es selbst zugab, „alte brave Leute“, denen er das „Almosen gern gönnte“. — Er ließ die Felder von dem alten Manne bestellen; auf diese Weise konnte der etwas von dem Gelde, was er noch auf Wechsel schuldete, abarbeiten.

Mancherlei Veränderungen nahm der Händler in der Wirtschaft vor. Zunächst führte er die Ochsen weg; die konnte er gerade an einer anderen Stelle gut gebrauchen. „Sie kommen schließlich auch mit Kühen aus; was, mein guter Büttner?“ sagte er in seiner biedermännisch aufgeknöpften Weise zu dem Alten.

Der Büttnerbauer erwiderte nichts hierauf. Er nahm überhaupt jeden Befehl des neuen Herrn schweigend und mit undurchdringlicher Miene hin.

Nun war er also so weit gekommen, daß er mit Kühen aufs Feld fahren mußte wie die Kleingärtner und Stellenbesitzer. Als Knecht eines Fremden bestellte er jetzt den Acker, der einstmals sein gewesen. Wenn man Grimm und höllische Schmerzen aussäen könnte, was wäre da für eine Saat aufgegangen auf diesen Fluren! —

Im Obstgarten, der das Haus umgab, ließ Sam tüchtig aufräumen. Die alten Krüppel von Apfel-

bäumen machten zu viel Schatten und trügen ja doch nur saures Zeug, das man nicht los würde, hieß es. Die Bäume hatte der Großvater zu Anfang des Jahrhunderts gepflanzt, er war ein Obstheger gewesen, und die späteren Generationen hatten den Segen seiner Fürsorge geerntet. Jahrein, jahraus pflegten die „alten Krüppel" zu tragen, ihre harten kernigen Sorten, wie sie dem Klima angepaßt waren. Die Bäuerin hatte davon abzubacken gepflegt; Weihnachtsäpfel hatte man gehabt, und mancher späte Apfel hielt sich bis tief ins Frühjahr hinein als angenehme Beigabe zur Alltagskost.

Nun sollten die alt en treuen Stämme dran glauben. Der Bauer und Karl mußten selbst Hand anlegen, die Bäume umzusägen und die Stöcke zu roden. Der Büttnerbauer verrichtete auch dieses Werk schweigend, aber in seiner Hand schien die Säge zu knirschen, als sie sich in das spröde Holz einfraß.

Toni hatte inzwischen das väterliche Haus verlassen müssen, denn Sam erklärte: So viel Mäuler dürften auf seine Kosten nicht gefüttert werden. Zudem paßte es jetzt mit der Ammenstelle. Frau Achenheim, seine Tochter in Berlin, hatte Sam zum Großvater gemacht. Toni sollte den Sprößling ernähren und wurde zu diesem Behufe eines Tages nach Berlin befördert. Und diesmal war kein Gustav zur Stelle, die Schwester zu schützen. Tonis eigenes Kind wurde Theresen übergeben, welche diesen Familienzuwachs mit geringer Freude begrüßte.

Man mußte es Sam lassen, es hatte alles Art, was er unternahm. Er verstand es, im großen Stile zu verfügen. Das Kleinste, was er anordnete, schien von langer Hand vorbereitet und ordnete sich vortrefflich in das Gefüge seiner Operationen ein.

Auch mit Karl Büttner hatte er seine besonderen Absichten. Zunächst ließ er es zu, daß der junge, kräftige Mann dem Vater bei der Frühjahrsbestellung half. Sobald diese besorgt war, erklärte der Händler dem Bauernsohne, daß er seine Dienste nunmehr entbehren könne, und daß er mitsamt seiner Familie auszuziehen habe.

Karl war also vom väterlichen Hause und Hofe vertrieben! Was nun beginnen? Karl Büttner stand der Zukunft ratlos gegenüber. Er hatte nichts gelernt; nur in der Soldatenzeit war er von der Heimat weggekommen. Einen anderen Beruf als den bäuerlichen zu betreiben, daran hatte er, als des Büttnerbauern Ältester, nie gedacht.

Der Ärmste hatte es schwer. Er war um das väterliche Erbe gekommen, er wußte nicht wie! Seine Frau machte ihm das Leben auch nicht leichter, seit er ein Bettler geworden war. Täglich bekam er jetzt von ihr zu hören, daß sie betrogen sei mit ihm. Daß er ein „dummer Karle" sei, das habe sie freilich immer gewußt, aber sie habe doch wenigstens geglaubt, einmal Bäuerin zu werden durch ihn. Nun mußte der Unglückliche ihr für diese Enttäuschung herhalten.

Karl suchte eine Zeitlang nach einer Tätigkeit. Sein Suchen bestand darin, daß er ratlos umherlief und sich als Kutscher anbot. Aber man stieß sich meist an seiner starken Familie, und sein ungeschicktes Auftreten hatte auch wenig Bestechendes. Bald gab er das jedoch auf und saß nur noch, unter dem Vorgeben, in den Blättern zu suchen, in den Schenken umher. Therese, die ihm alsbald anmerkte, daß er Bier und Schnaps genieße, wurde durch diese Entdeckung auch nicht freundlicher gestimmt.

In dieser Not trat wiederum Sam als Helfer auf. Er wolle ihm eine von seinen Wirtschaften in Wörmsbach verpachten, sagte er zu Karl.

Karl Büttner ging nach Wörmsbach, um sich die Stelle anzusehen. Es war ein kleines Anwesen, ein elendes Überbleibsel von einem Bauerngute, welches Harrassowitz bis auf diesen Rest vereinzelt hatte. Die Gebäude waren gänzlich verfallen und drohten jeden Augenblick Einsturz. Nur noch die kahlen Lehmwände standen da, und durch diese blickte an manchen Stellen schon das Tageslicht hindurch. Was an Möbelstücken und Gerätschaften früher etwa da gewesen sein mochte, war längst herausgeschleppt. Fast ebenso schlimm wie auf dem Hofe sah es auf den Feldern aus. Das meiste war Schwarzbrache. Jahrelang hatte niemand hier bestellt.

„Ein schönes Feld der Tätigkeit für einen jungen Mann,“ sagte Sam. „Sie werden das schon in die Höhe bringen, Büttner, da sind Sie ganz der Mann dazu!“ — Den Pachtschilling für den ersten Termin wollte Sam gütigst stunden und zur Anschaffung von Vieh, Saatgut und Inventar Geld vorschießen.

Karl Büttner war leicht zu bereden, besonders von einem wie Samuel Harrassowitz, der schon Klügere seinem Willen untertan gemacht hatte; so wurden die beiden handelseinig.

Karl siedelte also mit Weib und Kind und den wenigen Habseligkeiten, die er sein nannte, nach Wörmsbach über. Therese, die sonst nicht zu weichen Stimmungen neigte, weinte, als sie das neue Heim erblickte. Der windschiefe Giebel, die zerbrochenen, hie und da mit Papier verklebten Scheiben, das Strohdach, welches aussah wie ein struppiger Pelz, in dem die Motten

sich niedergelassen! Und erst drinnen in den Stuben: die verschimmelten Wände, die morschen Dielen, ein Herd, zwischen dessen Kacheln das Feuer durchleuchtete!

So sahen die Räume aus, in denen sie in Zukunft hausen sollten! —

* * *

Eines Tages kam ein kleiner Herr nach Halbenau, begleitet von einem halbwüchsigen Bürschchen. Sie trugen sich mit Rollen, Holzkästchen, Mappen und einer langen Kette. Wo das „ehemalig Büttnersche Bauerngut" gelegen sei, fragten sie. Man wies ihnen den Weg. Sie begannen die Felder zu umschreiten, der Knabe mußte kleine Pflöckchen einschlagen und hatte die Maßkette zu ziehen. Drei Tage lang arbeiteten sie in dieser Weise, schrieben Zahlen an die Pflöckchen und machten Einzeichnungen in eine Karte.

Der Mann verschwand wieder, aber seine Pfähle blieben stehen.

Am Sonntag nachmittag gab es dann eine wahre Völkerwanderung nach dem Bauerngute. Die Halbenauer kamen, sich das abgesteckte Land zu besehen. Einzeln und in Gruppen schritten sie auf den Rainen und Feldwegen auf und ab.

Der Büttnerbauer sah das vom Hofe aus. Die Zornader schwoll ihm. Was wollte das Volk denn hier! Die zertrampelten das Gras und liefen womöglich über die Saaten. Er ging vor den Hof und rief den ersten besten, der ihm in den Wurf kam, an, was er hier zu suchen habe.

„Ich will a Morgen a zweee kefen, morne!" sagte der und ging seines Weges weiter.

Hier sei kein öffentlicher Weg, schrie ihn der alte Mann an.

„Nu, Traugott, stell d'ch doch ne su an!" meinte der andere, einer seiner Nachbarn. „Morne wollen se duch deine Felder eenzeln versteigern. 's hat ja im Blattel gestanda!"

Also das war es: Vereinzelung des Gutes! — Der alte Mann stand eine ganze Weile wie erstarrt. Dann setzte er sich langsam in Bewegung, mit schleppenden Schritten, als ziehe er eine schwere, unsichtbare Bürde hinter sich drein.

Ein Trupp Dorfleute kam ihm entgegen vom Felde. Sie sprachen laut; offenbar unterhielten sie sich über die bevorstehende Landauktion. Als sie des Alten ansichtig wurden, verstummte ihr Lärmen; schweigend, mit verlegenen Mienen eilten sie an ihm vorüber.

Dann kamen wieder zwei, ein alter und ein junger: Kaschelernst und Richard.

Der Kretschamwirt blieb stehen, als er in gleicher Höhe mit seinem Schwager war. „Gu'n Tag, Traugott!" Kein Gegengruß erfolgte. „Du, Traugott!" meinte Kaschelernst, scheinbar harmlos plaudernd, „dei Korn stieht aber heuer gutt. Kreiterwetter! das is a Staatskorn, da warn a hibsch paar Schock uf'n Morgen kimma. Was meenst de? nich!"

Der Büttnerbauer sagte nichts, warf aber dem Schwager einen so sprechenden Blick zu, daß der ihm unwillkürlich den Weg freimachte und ihn weitergehen ließ. Dann rief er dem Alten nach: „Du, Traugott! zur Ernte kannst de mir helfen kimma. Ich will d'ch och bezahl'n. Ich mechte 's Korn finsten am Ende ne Herre warn, suviel stieht's 'n druffe. Willst de uf Erntearbeit kimma — hee?"

Der Bauer ging weiter, ohne sich umzusehen.

„Nu ja, ich meene ock, Traugott! Du weeßt am Ende noch gar niche, daß 'ch das Kornsticke dahie von Harrassowitzen gekeft ha'. 's is a hibsches Sticke, a Schaffel a zehne gruß. Ju, ju, das ha' ich mer genumm'n! Na, dacht'ch, wenn se's Büttnersche Gut eemal versteigern tun, da wirscht de dir och e Sticke nahmen kennen — warum denn ne! Da bleibt's duch wenigstens in der Familie."

Nun war der Alte doch stehen geblieben, mitten auf dem Wege, starr und steif, mit offenem Munde. Kaschelernst hatte das Kornstück gekauft! — Kaschelernst im Besitze seines besten Ackers! —

„Ju ju, Traugott, das Korn is meine!" sagte der Kretschamwirt, näher zu seinem Schwager herankommend. „Ich bedank' mich och schienstens bei dir, daß du den Acker so schiene bestellt hast. Schienes Korn, sehr schienes Korn!"

Richard, der sich bis dahin die Hand vor den Mund gehalten hatte, platzte jetzt auf einmal heraus.

Der Bauer stand da, steif wie ein Stock.

Kaschelernst im Besitze dieses Kornstückes! — Das erschien von allem, was ihm bisher widerfahren, das Ungeheuerlichste. Sein Gesicht begann sich zu verändern. Die Augen leuchteten in dunklen Lichtern, die Nüstern blähten sich auf, die Lippen hoben sich wie bei einem wilden Tiere, das sich auf den Feind stürzen will. Aus seinem Munde kam ein knurrender Laut: „Hund — Huund . . . ."

Das Lachen des Neffen verstummte vor der Miene des Alten, der mit geballten Fäusten auf sie zukam.

„Huund — Hunde! Ich zerschlag' eich de Knuchen — Ich zerschlag' . . . . ."

Der Sohn suchte Deckung hinter dem Rücken des Vaters. Da aber Kaschelernst es vorzog, sich in schnellster Gangart vor seinem Schwager zurückzuziehen, so war bald ein Zwischenraum zwischen Traugott Büttner und den Kaschels entstanden. Nach einiger Zeit wagten es die Braven wieder, Halt zu machen.

Büttner war gleichfalls stehen geblieben und drohte keuchend mit der Faust nach jenen hinüber. „Wenn 'ch, und ich find' d'ch Kaschel! De Knuchen zerschlag' 'ch d'r. Hund du!"

Der Kretschamwirt rief eine höhnische Bemerkung dagegen. Der Bauer kam ihnen von neuem nach, worauf sich das tapfere Paar abermals zurückzuziehen begann.

Da bückte sich der Alte und hob Steine auf, lief ein paar Schritte, ausholend, schleuderte nach jenen. Er traf nicht, denn er war viel zu erregt, um zu zielen. Kaschelernst und Richard machten sich aus dem Staube und waren bald hinter den ersten Dorfhäusern verschwunden.

Inzwischen waren die Leute auf den Vorgang aufmerksam geworden, kamen von allen Seiten herbei, um sich an dem interessanten Streit zwischen den Verwandten zu weiden. Man umstand den alten Mann.

Traugott Büttner stand da mit dunkelrotem Kopfe, wirrem Haar, ohne Mütze, die er beim Laufen eingebüßt hatte, am ganzen Leibe bebend vor Wut. Er schüttelte die Fäuste noch immer nach jener Richtung, wo die Kaschels verschwunden waren. Allmählich löste sich seine Zunge. Zwischen rauhen und schrillen Tönen wechselnd, dumpf knurrend und sich überschreiend, brachte er wilde Flüche und Verwünschungen vor.

Einige jüngere wollten sich schlechte Scherze erlauben mit dem alten Manne, der ganz außer Rand

und Band geraten schien. Aber ein paar von seinen Altersgenossen besaßen Anstandsgefühl genug, das nicht zuzulassen. Sie suchten den Tobenden zu beruhigen, der sich inzwischen schon ganz heiser geschrien hatte, und den nur noch die Wut vor dem Zusammenbrechen bewahrte. Er wiederholte dieselben Schimpfworte immer und immer wieder, schien kaum mehr zu wissen, was er schrie. Die älteren Leute nahmen sich seiner an, führten ihn nach seinem Hause. —

Die Bäuerin, die noch immer das Bett hütete, merkte wohl, daß der Bauer unwirsch und einsilbig sei, noch mehr als sonst. Aber das Unglück der letzten Zeiten war so groß gewesen, ein Schicksalsschlag hatte den anderen übertroffen, daß sie schon gar nicht mehr nach Neuem fragte.

Die alte Frau war schwer mit Elend geschlagen. Ihr Mann hatte doch wenigstens seine Arbeit; er konnte den Kummer da draußen im Acker vergraben. Aber sie lag hier oben allein, ohne ein Glied rühren zu können. Die Kinder waren nun alle aus dem Hause, in der Fremde. Keine Menschenseele hatte sie zur Pflege. Hin und wieder kam einmal eine mitleidige Nachbarsfrau, nach ihr zu sehen. Dann hatte sie wenigstens für kurze Zeit jemanden, mit dem sie weinen konnte; das war ihr einziges Labsal. Zu ihrer Gicht war noch Wassersucht getreten, die sie gänzlich bewegungslos machte. Sie sehnte sich aufrichtig nach dem Tode.

Die Bäuerin, welche des Nachts nur wenig schlief, traute ihren Sinnen kaum, als sie in der auf diesen Sonntag folgenden Nacht plötzlich den Bauern aufstehen und sich ankleiden sah. Wo er zu dieser Stunde hin wolle, fragte sie ihn. Eine Kuh sei krank, erwiderte er und ging.

Sie verfolgte seine Schritte und vernahm mit ihrem durch das lange Stilleliegen geschärften Gehör in der tiefen Nachtstille, daß er sich unten mit den Geschirren zu schaffen machte. Und nach einiger Zeit war es ihr, als höre sie ihn mit einem Gespanne den Hof verlassen.

Was sollte alles das vorstellen? Mitten in der Nacht aufzustehen und zur Feldarbeit zu gehen! War der Bauer am Ende gar übergeschnappt?

Früh beim Morgengrauen erst kam er zurück, schmutzbedeckt und erhitzt, wie von angestrengter Arbeit. Er kleidete sich aus, legte sich noch einmal zu Bett und schlief bis tief in den Tag hinein. Die Bäuerin konnte sich nicht entsinnen, je zuvor etwas Ähnliches an ihrem Eheherrn erlebt zu haben. —

Im Kretscham sammelten sich inzwischen die Bieter. Heute sollte ja laut Zeitungsanzeige die Vereinzelung des ehemalig Büttnerschen Bauerngutes stattfinden. Halbenau machte Feiertag an diesem Montage. Denn wenn auch nicht jeder bieten konnte, so wollte doch jeder zum mindesten dabei gewesen sein.

Es kamen etwa sechzig Morgen in kleineren Parzellen zur Versteigerung. Der Bauernhof mit einem Areal von etwa vierzig Morgen nahm der Besitzer von der Auktion aus, ebenso den Wald. Ein Stück von zehn Morgen hatte der Kretschamwirt bereits vorher erstanden zu einem auffällig niedrigen Preise, wie gemunkelt wurde. Nun, er war ja gut Freund mit Samuel Harrassowitz! —

Die Stimmung war eine angeregte, es schien Kauflust vorhanden. Der Händler kannte seine Leute, wußte, womit man den kleinen Mann ködert. Der Landhunger war auch bei den Halbenauern ausgeprägt. Die ärmsten Schlucker, die sich das Geld womöglich hatten zusammen-

borgen müssen zur Anzahlung, wollten diese Gelegenheit, zu eigenem Grund und Boden zu gelangen, nicht ungenützt vorübergehen lassen; die Erwägung, ob sie jemals imstande sein würden, nur die Zinsen des Kaufgeldes herauszuwirtschaften, bewegte diese Köpfe nicht. Kaufmännisch zu verfahren oder auch nur ihren Vorteil im voraus zu bedenken, war nicht die Sache von Leuten, die aus der Hand in den Mund lebten und nichts zu verlieren hatten.

Mit Spannung sah man der Ankunft des Händlers entgegen, ohne den die Auktion nicht beginnen konnte. Endlich kam das Wägelchen, auf dem Bocke der Kutscher, mit dem blauen Rocke und der silbernen Tresse am Hute, die in Halbenau nicht mehr unbekannt waren. Harrassowitz hatte den jungen Advokaten Riesenthal mitgebracht, der ihm die Kontrakte mit den Käufern gleich fix und fertig machen sollte.

Mit freudigem Blicke überschaute Sam die Schar der Kauflustigen. „Die Kerle sein wie verrickt!" raunte ihm Kaschelernst zu, als er den Geschäftsfreund am Wagen begrüßte.

„Recht so!" meinte Sam. „Wir wollen ja auch nichts verschleudern." —

Nach einiger Zeit begab man sich hinaus aufs Bauerngut. Die Versteigerung sollte an Ort und Stelle vorgenommen werden. Der Anblick des Feldes und der Früchte, die darauf standen, würde die Kauflust noch erhöhen, taxierte Sam. Der Händler und der Gastwirt gingen etwas hinter dem allgemeinen Troß drein.

Auf einmal gab es ein Recken der Hälse und Zusammenstecken der Köpfe, Rufe des Staunens, untermischt mit Gelächter! „Was gibt's denn?" fragte

Harrassowitz. Die Leute wiesen auf ein Stück frisch gepflügten Ackerlandes.

Kaschelernst stieß einen Ruf des Schreckens aus, lief ein paar Schritte vorwärts, blieb dann stehen mit rotem Kopfe und weitgeöffnetem Munde, ähnlich wie am Tage zuvor sein Schwager Traugott Büttner. Von dem pfiffigen Lächeln, das er sonst zur Schau zu tragen pflegte, war in diesem Augenblicke keine Spur zu entdecken.

Die Leute kicherten und nickten einander schadenfroh zu. Das war Kaschelernsten einmal gesund!

Wo gestern abend noch eine dunkelgrüne Kornsaat geprangt hatte, lag jetzt braune Stürze.

Das hatte der alte Büttner in einer Nacht mit dem Pfluge umgeackert.

III.

Die Sachsengänger waren mit ihren Arbeiten rüstig vorwärts geschritten. Den Rüben war bereits die dritte Handhacke gegeben worden. Der trockene Sommer hatte die Reife des Getreides stark gefördert; bereits Ende Juni verkündete die weißgelbe Farbe der Kornähren die herannahende Ernte.

Die Erntezeit bedeutete für die Wanderarbeiter eine Änderung ihrer ganzen Arbeitsweise. Bis dahin hatten sie hauptsächlich in Stücklohn gearbeitet. Es war ihnen überlassen worden, sich Beginn und Dauer der Arbeitszeit selbst zu legen. Erwerbsbeflissen, wie sie waren, hatten sie bei grauendem Tage die Arbeit aufgenommen und niemals vor sinkender Nacht aufgehört, nur mit kurzen Unterbrechungen für Frühstück, Mittagbrot und Vesper. So hatten sie durch große Emsigkeit schöne Einnahmen erzielt. Und die Güte der Arbeit hatte doch nicht unter dem Eifer, möglichst viel

vor sich zu bringen, zu leiden gehabt, denn Gustav Büttner stand als strenger Aufseher hinter ihnen. Gustav setzte seinen Ehrgeiz darein, daß bei seiner Gruppe nicht über Schleuderarbeit geklagt werden durfte. Das Auge des schneidigen Herrn Inspektors schien oft genug nach einer Gelegenheit zu Tadel oder gar zu Lohnabzügen zu suchen, wenn er plötzlich an die rübenhackenden Leute herangesprengt kam; aber bis dahin hatte er keine Möglichkeit gefunden, seine wohlwollende Absicht auszuführen.

Anders gestaltete sich die Sache, als die Erntezeit herankam. An Stelle des Stücklohnes sollte nun laut Kontrakt Tagelohn treten. Die Arbeiter, die sich ausgerechnet hatten, daß sie nun nicht mehr den guten Verdienst haben würden, den sie bei der Akkordarbeit erzielen konnten, sahen der Änderung des Lohnsatzes mit Unlust entgegen. Es war darüber schon viel hin und her gesprochen worden unter den Leuten. Man hatte es dem Aufseher nahe gelegt, wegen Aufhebung dieses Vertragspunktes mit dem Arbeitgeber zu verhandeln. Aber Gustav hatte erklärt, was geschrieben sei, sei geschrieben, und an dem Kontrakte dürfe nicht gerüttelt werden. Darüber erhob sich Murren unter den Leuten; einzelne erklärten, im Tagelohn würden sie faulenzen.

Häschke gab das Gelegenheit, seinem Herzen gründlich Luft zu machen. Er schimpfte auf den Arbeitsherrn und seine Beamten, gebrauchte Worte, wie „Lohnsklaverei“ und „Ausbeutung des Arbeiters“. — Gustav warf ihm daraufhin vor, er sei ein „Roter“. Häschke nahm den Vorwurf pfiffig lächelnd hin; die „Roten“ seien noch nicht so schlimm wie die „Goldnen“, meinte er.

Eines Tages kam der Inspektor an die Arbeiter-

gruppe herangeritten und teilte ihnen in protzig barschem Tone mit, daß morgen mit beginnender Roggenernte der Tagelohn in Kraft trete. Er erwarte pünktlichsten Beginn der Arbeit bei Sonnenaufgang und größten Fleiß; Bummelei werde er nicht dulden. Schließlich drohte er mit Lohnabzügen und Fortjagen auf der Stelle. Damit sprengte er an der Reihe entlang, daß den Leuten Sand und Erdklöße ins Gesicht flogen.

Häschke blickte dem jungen Beamten mit einem eigentümlichen Lächeln nach. „Daß de dich nur nich geschnitten hast, Kleener!“ meinte er. „Wenn wir früh vor fünfen antreten, so is das freiwillig. Sollen wir Überstunden machen, dann megt Ihr hübsch drum bitten. So steht die Sache, Freundchen!“

Am nächsten Morgen war ein Teil der Arbeiter nicht dazu zu bewegen, vor fünf Uhr zur Arbeit zu gehen trotz Gustavs bald drohendem, bald gütlichem Zureden. Der Stimmführer dieser Aufsässigen war Häschkekarl. Im Kontrakte stehe nichts davon, daß sie zu Überstunden verpflichtet seien. Der Arbeitstag laufe von fünf Uhr früh bis sieben Uhr abends. Ungebeten würden sie nicht eine Minute länger arbeiten, als sie es nötig hätten.

Gustav war in übler Lage. Er konnte Häschke nicht widerlegen, und wiederum durfte er als Aufseher eine Auflehnung gegen die Brotherrschaft nicht dulden. Was aus alledem entstehen konnte, war nicht abzusehen. Schwerer denn je drückte die Verantwortung, die er für so viele Köpfe übernommen, auf ihn. Er versprach schließlich, die Wünsche der Leute dem Inspektor vortragen zu wollen. Dadurch beruhigten sich die erregten Gemüter etwas.

Während der Mittagspause ging er aufs Vor-

werk zum Inspektor. Der Beamte riß erstaunt die Augen auf, als er den Aufseher zu ungewohnter Zeit bei sich eintreten sah. Als er vernommen hatte, um was es sich handle, geriet er in maßlose Wut.

„Was! Ihr wollt Forderungen stellen? Das ist Betrügerei! Was steht im Kontrakte? Ich kann euch allezusammen entlassen — ohne weiteres! Überstunden! Nicht einen Pfennig zahle ich mehr. Wer Morgen früh nicht Punkt vier Uhr auf dem Posten ist, dem ziehe ich drei Mark ab. Rasselbande! Mit euch wird man wohl noch fertig werden! —"

Gustav hörte sich das Schimpfen des erbosten Menschen nicht bis zum Ende an, machte kurz Kehrt und verließ das Zimmer.

Gustav war anfangs im Zweifel gewesen, ob die Forderungen, welche er im Namen seiner Leute gestellt, auch wirklich berechtigt seien; nunmehr war er fest entschlossen, der Überhebung des Beamten seinen Trotz entgegenzusetzen. Als er zu den Arbeitern zurückkehrte und ihnen brühwarm berichtete, wie er behandelt worden sei, brach das Gefühl langverhaltener Erbitterung bei allen durch. Häschke sprach die Ansicht der Mehrzahl aus, als er erklärte, daß die gebührende Antwort hierauf nur Niederlegen der Arbeit sein könne.

Obgleich Gustav die ihm und seinen Leuten widerfahrene Ungerechtigkeit tief empfand, erschien ihm der Gedanke einer Arbeitseinstellung doch bedenklich. Häschke hatte nicht unrecht, wenn er ihm hohnlachend vorwarf, ihm säße noch die „Vorgesetztenangst" vom Militär her in den Gliedern. Der Plan, die Arbeit niederzulegen, kam Gustav ungeheuerlich vor; das grenzte an Desertieren, an Meuterei. Er wollte und konnte so etwas nicht gutheißen.

Aber Häschke stellte ihm die Sache mit beredtem Munde noch einmal vor: man war in seinem guten Rechte. Der Inspektor war es, welcher den Kontrakt brechen wollte, nicht sie. Wenn sie sich hierin nachgiebig zeigten, würden bald noch andere Übergriffe von seiten des Arbeitgebers und seiner Beamtenschaft erfolgen. Es handele sich hier nicht bloß um die paar Groschen, um deretwillen der Streit entbrannt war, sondern um die Sache. Sie dürften der Ehre halber nicht klein beigeben, denn das könnte aussehen, als hätten sie Furcht. Der Aufseher aber müßte in erster Linie für seine Leute und ihre Rechte eintreten, denn nur in diesem Vertrauen wären sie ihm hierher gefolgt. Im Stiche dürfe er sie nicht lassen. —

Mit solchen, auf Gustavs Ehrgefühl berechneten Gründen kam Häschke zu seinem Ziele. Im Stiche lassen wolle er sie nimmermehr, erklärte der Aufseher. Und Ungerechtigkeit würde er nicht dulden.

„Hurra, jetzt machen wir ‚Strikke‘!“ rief Häschkekarl.

Er wisse genau, wie dergleichen gemacht werden müsse, behauptete er. Wenn die Arbeiter nur wüßten, was sie wollten und untereinander festhielten, dann könne es gar nicht fehlen, dann müßten schließlich die Aussauger, die Brotherren, klein beigeben. Dann diktiere der Arbeitnehmer seine Forderungen. Häschke nannte das mit geheimnisvoller Miene „Boykott“!

Er hielt eine Art von Ansprache an die Leute, die gespickt war mit hochtrabenden Redensarten aus unverdauten Zeitungsartikeln. Seiner Zuhörerschaft imponierte er mit diesen dunklen Wendungen gewaltig. Je weniger sie verstanden, desto stärker fühlten sie sich überzeugt. Die Mädchen hatte er so wie so auf seiner Seite, denn die waren dem Schwerennöter alle zugetan. Selbst die

nüchterne, überlegte Ernestine zeigte sich für den Plan, die Arbeit niederzulegen begeistert.

Das Ende war, daß die Sachsengänger vom Felde abzogen und das bereits gemähte Getreide unaufgestellt liegen ließen. Sie begaben sich in die Kaserne.

Es herrschte jene gehobene Stimmung unter ihnen, wie sie in der Schule nach einem gelungenen Streiche zu folgen pflegt.

Die Männer legten sich ins Gras vor das Haus und zündeten ihre Zigarren an. Die Mädchen hatten sich in ihren Schlafsaal im ersten Stock zurückgezogen, zu Näh- und Flickarbeit. Bald ertönte Gesang von hellen Frauenstimmen durch die geöffneten Fenster. Ernestine war die Chorführerin. Nach einiger Zeit antworteten unten vom Rasen her tiefere Töne; Häschkekarl leitete den Männergesang. Und so löste ein Lied das andere ab; die Mädchen stimmten an, die Burschen fielen ein.

Auf einmal erschienen Köpfe von außen an den Fenstern des Schlafsaales. Die Burschen waren es, die mit Hilfe der Dachrinne und eines Simses da hinauf geklettert waren. Die Mädchen stoben schreiend auseinander. Nur Ernestine fand Geistesgegenwart genug, die Fenster schnell zu schließen und zu verriegeln. Häschke und seine Kumpanen stiegen, nachdem sie genugsam Grimassen geschnitten und sich an den Schrecken, den sie eingejagt, geweidet hatten, wieder zum Erdboden hinab.

Nach dieser Heldentat legten sie sich von neuem auf den Rasen, rauchten ihre Pfeifen, die Hände unter dem Kopf, die Beine übereinander geschlagen und ließen sich von der Sonne bescheinen, deren Strahlen an der kalkgetünchten Wand abprallten. Auf einmal wurden

die Faulenzer von wohlgezielten Wasserstrahlen getroffen. Schreiend und sprudelnd sprangen sie auf und konnten über sich gerade noch die lachenden Mädchen verschwinden sehen.

So gab es noch mancherlei Kurzweil und Schabernack an diesem Nachmittage. Man hatte sich nun einmal in ein Unternehmen eingelassen, dessen Ausgang zweifelhaft war; und in verwegenem Galgenhumor meinte man, daß es auf ein paar Dummheiten mehr oder weniger nicht ankomme.

Einer war, dem sehr wenig nach Lachen und Scherzen zumute war: Gustav. Das junge Volk hatte nichts zu verlieren; die waren ohne Verantwortung. Was bedeutete es ihnen, wenn sie brotlos wurden? Aber er, der für Weib und Kind zu denken und zu sorgen hatte! —

Gegen Abend ließ der Inspektor sagen, er wünsche mit dem Aufseher zu sprechen. Gustav begab sich hinüber. Häschke legte ihm noch ans Herz, er solle „die Ohren steif halten" und „auf keinen Fall klein beigeben".

Der Inspektor empfing den Aufseher auf ganz andere Weise als zu Mittag. Von der hochfahrenden Miene war nichts mehr zu sehen, sein Ton war wesentlich freundlicher, er bot Gustav sogar einen Stuhl an, was noch nie bisher vorgekommen war.

Kein Zweifel, der Ausstand der Wanderarbeiter kam ihm äußerst ungelegen. Man hatte auf den ausgedehnten Besitzungen des Herrn Hallstädt noch mehrere Abteilungen von Sachsengängern in Lohn; wenn nun der Ausstand zu den anderen Gruppen übersprang! Jetzt, wo gerade die Ernte auf dem Felde stand und geborgen sein wollte! Wo sollte er denn jetzt andere Leute herbekommen? Ringsum herrschte Arbeiternot.

Der Inspektor verlangte von Gustav, er möge noch einmal auseinandersetzen, was die Leute eigentlich wollten; mittags habe er es nicht ganz verstanden.

Der Aufseher wiederholte seine Forderungen.

Der Inspektor kratzte sich hinter dem Ohr. Wenn's nach ihm gehe, sagte er, würden die Arbeiter alles bewilligt bekommen, was sie verlangten; aber Herr Hallstädt habe sehr bestimmte Ansichten und auf eine Bezahlung der Überstunden im Tagelohn werde er niemals eingehen.

Gustav meinte, dann könne er ja mal zu Herrn Hallstädt nach Welzleben gehen.

Aber davon wollte der Beamte durchaus nichts wissen. Er riet dringend davon ab, ja er warnte davor. Der Aufseher würde damit gar nichts erreichen. Herr Hallstädt sei völlig unzugänglich und habe ein für allemal verboten, daß die Arbeiter direkt mit ihm verhandelten.

„Sie sind ja ein vernünftiger Mann, Büttner!" sagte der Inspektor. „Treiben Sie die Sache nicht auf die Spitze! Reden Sie mal mit Ihren Leuten. Sie haben ja auch noch andere Mittel in der Hand. — Ich meine, als Aufseher haben Sie ja schließlich großen Einfluß. — Ich denke, wenn wir zweie einig sind, werden wir mit der Gesellschaft schon fertig werden. Herrn Hallstädt wollen wir lieber nicht erst einmischen, das hätte keinen Zweck. — Also ich denke, wir sind einig! — Ich werde auch dafür Sorge tragen, daß Sie am Schlusse der Arbeitszeit eine anständige Gratifikation erhalten, Büttner!" —

Aber Gustav ließ sich nicht so leicht kirren. Wenn er auch nicht so viel Scharfblick besaß, um sofort herauszufinden, wie schwach in Wahrheit die Position des

Gegners war, so bewahrte ihn doch seine Redlichkeit davor, auf Vorschläge einzugehen, die ihm nützten, aber seine Leute schädigten.

Mit trotziger Zähigkeit, ein Erbteil seines Vaters, hielt er, ohne sich auf die Redensarten des anderen einzulassen, an seiner Forderung fest. Alle Ungeduld nutzte dem Inspektor nichts, seine Vorstellungen drangen in diesen harten Bauernschädel nicht ein.

So ging man auseinander, ohne daß es zu einer Einigung gekommen wäre.

Am nächsten Morgen schliefen die Streikenden aus. Während die Gespanne des Vorwerks an der Kaserne vorüberratterten, legten sie sich noch einmal gemütlich aufs andere Ohr.

Häschkekarl war in übermütigster Laune. Die Sache ging ausgezeichnet. Drüben auf dem Hofe hatte er in Erfahrung gebracht, daß der Inspektor in größter Schwulität sei. Wer sollte ihm die Ernte einbringen? Das Getreide mußte ja auf dem Halme faulen, wenn die Hände der Sachsengänger feierten. Häschke hätte am liebsten die Gelegenheit benutzt, um noch ganz andere Forderungen zu stellen. Nur um Gottes willen nicht bescheiden sein! Den Arbeitgebern seine Bedingungen diktieren! Der großbrodigen Gesellschaft mal zeigen, daß der Arbeiter am Ende des neunzehnten Jahrhunderts kein Fronknecht mehr sei. Es war Zeit, daß der kleine Mann seinen Vorteil wahrnahm; bisher hatten die Großen, die „Lerchenfresser", nur immer von allem das Fett abgeschöpft.

Aber derartige Ansinnen scheiterten an Gustavs maßvollem Sinn. Er wollte nichts haben, als was sie mit gutem Rechte fordern durften. Die politischen Prinzipien, die sein Freund Häschke bei dieser Gelegen-

heit durchsetzen wollte, ließen ihn kalt. Das waren gefährliche Ideen, die jener auf der Landstraße aufgelesen; von denen hielt man sich besser fern. Ohne es zu wissen, vertrat der Bauernsohn die angeborene konservative Gesinnung des Landmannes dem vagierenden Kinde der Straße gegenüber, das in Pennen, Fabriksälen und Versammlungen sich mit einer auf Umsturz gerichteten Anschauung erfüllt hatte. —

Noch im Laufe des Morgens erschien der Inspektor persönlich in der Kaserne. Er verlangte den Aufseher nochmals zu sprechen.

Die Verhandlung währte diesmal nur kurze Zeit. Die Forderungen der Arbeiter wurden bewilligt. Eine Stunde darauf schon hatten die Leute ihre Arbeit wieder aufgenommen.

IV.

Die Wanderarbeiter waren in der Weizenernte beschäftigt. Das Feldstück gehörte zu den Außenschlägen des Vorwerks und lag ziemlich weit von der Kaserne entfernt. Der Aufseher hatte daher angeordnet, daß mittags nicht heimgegangen werde. Um das Essen für die Leute aufs Feld zu bringen, wurde meist eines der Mädchen entsandt. Heute war Ernestine daran.

Als die Turmuhren der Nachbarschaft ihre zwölf Schläge taten, warf man die Sensen hin. Jeder suchte sich ein Fleckchen im Straßengraben. Dort ruhten sie, die Männer mit den Jacken unter dem Kopfe, die Mützen über dem Gesichte, zum Schutze gegen die Augustsonne. Die Frauen mit bloßen Armen und Füßen, in ihren bunten Kopftüchern. So lagen sie im grellen Mittagslicht und warteten auf das Mittagsbrot.

Zum Reden hatte niemand Lust. Bleierne Schläfrig-

keit lastete auf den Ermatteten. Es war nichts Kleines, von früh um vier Uhr bis mittags, mit einer Unterbrechung von nur einer halben Stunde, Getreide mähen, abraffen, binden und aufstellen.

Häschke hatte sich nicht mit in den Graben gelegt zu den anderen; unbemerkt war er beiseite getreten. Erst langsamer, solange er im Gesichtsfelde der Genossen war, dann mit weitausgreifenden Schritten, wie einer, der mit Eifer einem ersehnten Ziele zustrebt, eilte er in der Richtung nach der Kaserne hinab.

Nach einiger Zeit erblickte er die Gestalt, nach der er schon lange ausgeschaut hatte: Ernestine, die in zwei Henkelkörben das Essen herantrug.

Häschkekarl stieß einen Freudenschrei aus und eilte ihr in langen Sätzen auf dem Feldwege entgegen.

Sie hatte die Körbe niedergesetzt, sobald sie den bärtigen Burschen auf sich zukommen sah, erwartete ihn, die Hände auf die Hüften gestemmt. Erschreckt schien sie nicht. Im Gegenteil! Sie lachte über das ganze Gesichte, zeigte ihre Perlenzähnchen. Er umfaßte sie, hob sie ein paarmal um und um und raubte ihr einen Kuß, ohne daß sie, wie es den Anschein hatte, in solchem Verfahren etwas Ungewohntes erblickt hätte. Sie zupfte sich das rote Kopftuch zurecht, das ihr zurückgerutscht war, und meinte dann, er solle ihr die Körbe tragen, sie habe sich nun genug damit geschleppt. Häschkekarl war der letzte, um solch eine Bitte zu verweigern; aber eigentlich hätte er die Hände lieber frei behalten.

Sie setzten sich in Bewegung. Das Mädchen ging mit leichten Schritten vor ihm her.

Seine Augen verschlangen ihre Gestalt. Was machte es ihm, daß ihre Füße bestaubt waren, daß ihr

einfaches Kleid die Spuren der Feldarbeit an sich trug. Sein Blick durchdrang die Hüllen, erkannte das Weib, das er begehrte, so wie sie war.

Häschke, der Leichtfertige, hatte seine Meisterin gefunden.

Um Ernestines willen war er in Halbenau geblieben, um ihretwillen hatte er sich den Sachsengängern angeschlossen; nur um dieses Mädchens willen hatte er es solange bei einer Beschäftigung ausgehalten.

Die kleine Ernestine war sich der Macht vollkommen bewußt, die sie über den Mann ausübte. Trotz ihrer siebzehn verstand sie es, seine Wünsche im Zügel zu halten. Er hatte das Ziel seines Verlangens noch nicht erreicht.

Ernestine hatte stets ihren Kopf für sich gehabt. Eine gewisse Selbstachtung war ihr eigen, die sonst nicht ein hervorstechender Zug bei Landmädchen ist. So, wie Toni, sich wegwerfen an den ersten besten, das sollte ihr nicht passieren! — Sie hatte ihn gern, ganz gewiß! Aber das äußerte sich nur in einer Art munteren Kameradschaftlichkeit. Auch in ihr steckte ein jungenhafter Zug wie in vielen Mädchen, ehe die Frau zur Entfaltung gelangt ist. — Sie hatte bisher seinen Anträgen gegenüber die Besonnenheit nicht verloren.

So gingen die beiden auf dem Feldwege hin. Sie kehrte sich gelegentlich lachend nach ihm um. Es machte ihr Spaß, ihn unter der unwillkommenen Last der Körbe einherschreiten zu sehen.

Ernestine hatte eine Gerstenähre aus dem Felde gerauft und kitzelte ihn damit an der Nase, bis er niesen mußte. Ehe er die Körbe niedergesetzt, war sie schon zehn Schritte und mehr von ihm entfernt. Die Hitze

war groß; er verspürte keine Lust zu einem Wettlaufe mit der Leichtfüßigen.

Häschke machte gute Miene zum bösen Spiel und versuchte, während sie so dahinschritten, ein Gespräch im Gange zu halten. Aber sie lachte nur zu allem, was er sagte.

So war sie nun! Wie ein Fisch: wenn er sie zu halten glaubte, entschlüpfte sie ihm glatt und geschmeidig. Eine harte Probe für den Erfolggewöhnten! —

Schon einigemal hatte er sie eingeladen, Sonntags mit ihm nach Haderbaum hinüberzugehen zum Tanze. Ein Tänzchen in Ehren, was war da weiter dabei! Er hatte den Vorschlag so harmlos wie nur möglich vorgebracht. Doch Ernestine war nicht auf den Kopf gefallen. Sie tanzte für ihr Leben gern; aber man wußte schon, daß sich das Mannsvolk damit nicht begnügte.

Auch heute war all die Beredsamkeit, mit der Häschke ihr das Parkett, die Militärmusik, die Getränke und die sonstigen Genüsse des Festes schilderte, an sie verschwendet. Sie sagte nicht ja und nicht nein, kicherte nur und summte sich ein Liedchen.

Der Bursche kochte vor Wut. Er hätte das Frauenzimmer auffressen mögen. Wenn sie nur nicht so verdammt niedlich ausgesehen hätte!

Nicht weit vom Wege standen ein paar große Roggenstrohfeimen, weit und breit in der baumlosen Gegend sichtbar. In Häschkes Kopfe blitzte beim Anblick der mächtigen Strohhaufen ein Gedanke auf.

Stehen bleibend, meinte er, hier könne man sich ein wenig im Schatten verschnaufen. Mit dem Mittagsbrot habe es keine solche Eile, die anderen würden ihnen nicht davonlaufen.

Sie traten in den Schatten der Feimen. Er stellte

die Körbe beiseite und sagte: „Hier is gut sein, Mädel!" Damit umfaßte und küßte er sie nach Herzenslust.

Sie ließ sich das eine Weile lachend gefallen, dann aber setzte sie sich zur Wehr. Er sollte sich mal seinen kratzigen Bart abnehmen lassen, meinte sie.

„Ich tu's glei, Ernstinel!" sagte er, sie immer noch festhaltend und ihr verliebt in die Augen blickend. „Aber du mußt mir och was zu Gefallen tun!" —

„Was denne?"

„Du weeßt schon!"

„Du bist ein schlechter Kerl!"

„'s is nich schlecht, wenn man sich lieb hat."

„Laß mich!"

„'s sieht uns ja keen Mensch hier — Ernstinel!"

Sie wehrte ihn mehr mit ihrem kühlen Blicke ab als mit ihren Händen. Der starke Bursche konnte nichts gegen das Mädchen ausrichten. Sie hatte keine Spur von Furcht vor ihm. Er mußte die Hände von ihr lassen.

Sie lachte ihn aus. Wie ein Strahl Wasser in eine heiß lodernde Flamme wirkte das auf seine Leidenschaft.

Er warf sich ins Stroh, verzweifelnd, das Gesicht gegen den Boden, als wolle er nichts mehr sehen.

Das Mädchen stand neben dem Liegenden. Er sollte keine Faxen machen, meinte sie; die anderen würden sich wundern, wo sie blieben.

Er sagte, zu den anderen werde er nicht mehr zurückkehren; er wollte fortlaufen, sie sei zu schlecht gegen ihn. Er fand Töne echter Verzweiflung.

Sie kniete neben ihn nieder und streichelte ihm den struppigen Kopf. Er drehte ihr sein rotes Gesicht halb zu und schlang die Arme um sie.

Er werde sich ein Leid antun, schwor er, wenn sie ihn nicht erhöre.

„Was willst de denne?“ fragte sie, während er sie mit starkem Arme schon halb zu sich herabgezogen hatte.

„Red' nich so dumm, Ernstinel!“ flüsterte er ihr ins Ohr.

Und damit lag sie nur noch halb widerstrebend neben ihm im Schatten der Strohfeime.

* * *

Es gab unter den Wanderarbeitern mancherlei Streitigkeiten und Ränke, aber auch Zuneigung und Eifersucht.

Gustav, in seiner Stellung als Aufseher, bekam davon wenig zu merken. Die Liebeleien, die es etwa unter den jungen Leuten geben mochte, wurden vor ihm nach Möglichkeit verborgen.

Die drei männlichen Arbeiter, die nach der Flucht des Polen noch da waren, vertrugen sich untereinander leidlich. Häschke hatte durch Anlagen und Erfahrung so sehr die Oberhand, daß ein Aufkommen gegen ihn ausgeschlossen war. Welke, der gewesene Stallbursche, war eine harmlos ehrliche Haut. Von den Mädchen wurde er vielfach gehänselt. Er tat ihnen den Gefallen, verlegen zu werden und sich zu ärgern, was man bei seiner hellen Hautfarbe leicht am Rotwerden erkennen konnte. Fumfack, der ehemalige Schmiedegeselle, war ein großer ungeschlachter Geselle, stark wie ein Bär, schwerfällig, wortkarg. Er war imstande, einen geschlagenen Tag zuzubringen, ohne seinen Mund zu öffnen, außer zum Essen und Gähnen. Des Nachts wußte er sich um so entschiedener durch furchtbares Schnarchen Gehör zu verschaffen. Fumfack hatte eine Liebschaft. Die Sache war schon älteren Datums. Wahrscheinlich hatte er sich den Sachsengängern nur

angeschlossen, um die Geliebte zu bewachen. Eine Vorsicht, die in Anbetracht der außergewöhnlichen Häßlichkeit seines Schatzes beinahe überflüssig erscheinen konnte. Übrigens machte sich dieses Verhältnis sehr wenig bemerkbar. Sie flickte ihm seine Sachen und hob die Hälfte ihrer Lebensmittel für den starken Esser auf. Darauf schienen sich in der Woche die Beziehungen dieses Liebespaares zu beschränken. Am Sonntage führte er sie aus. Aber auch da schien der Verkehr nicht besonders lebhaft. Man sah die beiden, wie sie hintereinander, er voran, dann sie auf seiner Spur, langsam und wortlos durch die Getreidefelder zogen.

Sonst schien es weiter keine Liebespaare zu geben. Welke hatte wohl hie und da einen Versuch gemacht, sich ein Herz zu erobern. Aber er war nur ausgelacht worden. Den Mädchen erschien er zu jung; noch keine Spur von Bart war bei diesem Kieckindiewelt zu entdecken.

Der weitaus Beliebteste und Begehrteste bei den Mädchen war Häschke. Aber er ließ sie zappeln, schien keiner seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen.

Der Aufseher war damit sehr zufrieden. Er kannte Häschken von der Garnison her. Wenn einer Glück bei den Frauenzimmern gehabt, so war es dieser Schwerenöter gewesen. Daß ihm die Rübenmädel nicht gut genug waren, wie es schien, war ein Glück; man hätte sonst nur Abenteuer erlebt.

Übriges schien sich Häschkekarl anderwärts schadlos zu halten. Der Aufseher fand eines Nachts beim Revidieren des Männerschlafsaales Häschkes Bett leer. Er tat, als habe er nichts gesehen. Recht gut, daß dieser glänzende Kater außer dem Hause auf Liebespfaden schweifte! —

Gustav Büttner, der sich für gewöhnlich eines ge-

sunden und festen Schlafes erfreute, lag während einer hellen Mondnacht ausnahmsweise wach im Bette. Der Junge war laut gewesen, und der Vater hatte Paulinen helfen müssen, das Kind zu beruhigen; darüber hatte er nicht wieder einschlafen können.

Während er so dalag, vernahm er an der Hauswand ein Geräusch, das ihn stutzen machte. Er setzte sich im Bette auf und lauschte hinaus. Es klang wie ein Hinabschürfen an der Mauer, dann ein Stapfen auf dem Erdboden; aber alles nur gedämpft, kaum vernehmbar.

Gustav dachte sofort an Häschke. Der Vagabund stieg wohl aus! Dann war es vielleicht besser, man untersuchte die Sache gar nicht erst, um nicht eingreifen zu müssen.

Jetzt neues undeutliches Geräusch! Leichtes Rütteln und Knarren! Aber diesmal kam es von einer anderen Stelle, mehr aus der Richtung, wo die Mädchen schliefen.

Die Wohnung des Aufsehers war so gelegen, daß sie die Schlafzimmer der Burschen und Mädchen trennte. Eine Verbindung mit dem übrigen Hause fand für die Mädchen nur durch die Aufseherwohnung statt. Das war alles von dem Erbauer sehr klug erdacht. —

Gustav erhob sich, schlich in gebückter Haltung ans Fenster. Draußen lag die Landschaft wie am Tage, im Vollmondlicht. Trotzdem konnte er zunächst nichts Verdächtiges erkennen. Erst als er sich so weit aufgerichtet hatte, daß er durch das Fenster den Streifen Rasen dicht am Hause zu überblicken vermochte, sah er dort eine männliche Gestalt. Der Bursche arbeitete mit gebeugtem Rücken, wuchtete, schien etwas im Boden zu befestigen. Dann erhob er sich plötzlich und blickte am Hause in die Höhe.

Jetzt, wo das Mondlicht hell auf seinem Gesichte lag, erkannte ihn Gustav deutlich: es war Häschke.

Er schien mit jemandem im ersten Stock in Unterhandlung zu stehen; denn er machte Zeichen mit der Hand nach aufwärts.

Der Aufseher war im höchsten Grade gespannt, was nun weiter erfolgen werde. Er drückte sein Gesicht ganz an die Scheiben. Jetzt erkannte er, an der Mauer hängend, einen Gegenstand wie einen Strick, dessen unteres Ende Häschke in der Hand hielt.

Eine Strickleiter! Der Halunke wollte einsteigen! — Dem Aufseher schoß das Blut zu Kopfe. Das waren Streiche, wie man sie wohl im Manöver ausgeführt hatte. Bei Nacht in die Mägdekammer, wenn der Bauer am Abend zuvor den Schlüssel dazu abgezogen hatte. Gustav hatte mal mit Häschke zusammen auf einem Gutshofe gelegen, wo der Inspektor besonders streng war. Wie zu den Mägden kommen? Da hatte Häschke, der nie um ein Mittel verlegen war, die Kühe im Stall losgebunden, daß mitten in der Nacht alles brüllend im Hofe herumlief. Der Inspektor in seiner Not holte selbst die Mägde herbei zum Anbinden des Viehes. Währenddessen waren Häschke und Gustav in die Kammer gelangt, hatten sich da gut versteckt. Nun waren sie da, wo sie sein wollten. —

Während Gustav an diesen wohlgelungenen Streich aus einer vergangenen Zeit zurückdachte, stieg ihm gleichzeitig der Ärger auf, daß Häschke es nun versuchte, ihn zu hintergehen. Das ging doch wirklich zu weit! Der Aufseher beschloß, dem Burschen einmal gründlich aufs Dach zu steigen.

Er wollte nur warten und zusehen, was jener noch weiter angeben werde. Bei der Gelegenheit würde man

vielleicht auch herausbekommen, wer die eigentlich sei, der seine Zeichen galten.

Da auf einmal erschien in Gustavs Gesichtsfelde eine neue Gestalt. Gegen die helle Hauswand hob sich ein schmaler Schattenriß ab. Erst sah es aus, als schwebe die Gestalt in der Luft, dann erkannte man, daß sie sich vorsichtig an den Stricken zum Boden hinabließ.

Der Aufseher wollte seinen Augen nicht trauen. Das war . . . ja, wahrhaftiger Gott! das war seine eigene Schwester! —

Gustav war so bestürzt, daß er zunächst gar nichts tat. Wie festgebannt harrte er auf seinem Platze aus. Ernestine und Häschke! — War denn das zu glauben! Ernestine, die er kaum als etwas anderes angesehen als ein Kind. — Und Häschke! —

Er sah sie behende an der Strickleiter hinabklettern. Jetzt schwebte sie frei über dem Boden, ließ los, der Mann fing sie auf in seine ausgebreiteten Arme, trug sie ein paar Schritte fort, ehe er sie frei gab. Gustav konnte deutlich ein Kichern von unten vernehmen.

Der Bruder starrte regungslos auf die beiden. Daß er das nicht zeitiger gemerkt hatte! Merkwürdigerweise bildete das zunächst sein größtes Ärgernis. Höchstwahrscheinlich war es eine alte Geschichte, stammte womöglich schon von Halbenau her. Die beiden trieben es schon lange hinter seinem Rücken. Und er hatte nichts gemerkt! Das erboste ihn geradezu. — Denen wollte er den Spaß versalzen, und das gehörig!

Und nun mußte er sehen, wie sie sich im Mondschein umarmten und küßten. Ernestine warf dem bärtigen Häschke die Arme um den Nacken und drückte sich an ihn. Das kleine Ding schien sich auf die Kunst

zu verstehen! Wie sie schnäbelten. — Hol' sie der Teufel! —

Gustavs Gefühle waren äußerst geteilte und verwirrte. So etwas wie Eifersucht regte sich bei ihm. Dann stiegen aus der Ferne Erinnerungen an verbotenes Liebesglück auf. Was die da unten taten, war ja so begreiflich!

Aber auch der Bruder regte sich in Gustav. Hatte er nicht für seine Schwester einzustehen? — Sie war kaum siebzehn Jahre alt, und Häschke war ein alter Sünder! Hol' sie der Teufel alle beide! Sie hatten ihn schön an der Nase herumgeführt! Lachten wohl gar da unten über seine Dummheit und machten ihm lange Nasen womöglich!

Er sah die beiden jetzt Arm in Arm den Weg nach den Feldern einschlagen.

Jetzt war es höchste Zeit, etwas zu tun! Gustav erwachte aus seiner Erstarrung. Er warf sich schnell ein paar Sachen über und fuhr in die Stiefeln. Darüber erwachte Pauline.

Sie fragte ihn, wohin er wolle, jetzt mitten in der Nacht? Gustav antwortete ihr in barschem Tone, daß jemand ausgestiegen sei. Mit erschreckter Miene fragte sie: wer?

Er wollte ihr nicht sagen, daß es Ernestine sei, aus einer Art von Schamgefühl für seine Schwester. Er habe das Mädchen nicht genau erkennen können, sagte er, aber Häschke sei dabei gewesen.

Pauline hatte Licht gemacht. Sie stand vor ihm. In ihren Zügen spiegelten sich Bestürzung und Angst. Sie bat ihn zu bleiben, versuchte es sogar, ihn zu halten. Er stieß sie von sich. Es sei seine Pflicht als Aufseher, so etwas nicht durchzulassen, sagte er rauh. Da-

mit ging er. Sie lief ihm nach bis zur Tür. „Tu ock 'n Ernstinel nischt ne!“ das waren die letzten Worte, die er hörte.

Er lief die Treppe hinab. Die Haustür war nur angelehnt. Dabei war der Aufseher der einzige, der einen Hausschlüssel führte, und er hatte am Abend abgeschlossen. Aber natürlich, Häschke hatte da mit dem Nachschlüssel gearbeitet! Alle hintergingen ihn. Seine eigene Frau wußte von der Liebschaft. —

Namenlose Wut überkam ihn. Wenn er die beiden jetzt traf! . . . Er stürmte blindlings in der Richtung vorwärts, wo er sie hatte verschwinden sehen. Aber er hatte zuviel Zeit vertrödelt; sie waren bereits verschwunden. Trotz der tageshellen Beleuchtung konnte er das Paar nirgends entdecken. Er nahm auf gut Glück einen Feldweg an, auf dem er sie vermutete.

Er hätte es sehen müssen, längst! Sogar Pauline wußte ja darum, schien sogar unter einer Decke mit den beiden zu stecken; das wurmte ihn am meisten. Wer weiß, wer da alles noch eingeweiht war! Er war der einzige, der nichts gemerkt hatte, er war der Dumme! — Ein schöner Aufseher war er! — Wo hatte er denn seine Augen gehabt?

Er stürmte auf dem Feldwege immer weiter. Bei einer Wegekreuzung wurde er zum Stillstehen und Überlegen gezwungen. Er mußte sich sagen, daß er der beiden auf diese Weise schwerlich habhaft werden würde. Wo konnten sie hin sein? Er sann nach. Wo gab es denn in dieser Gegend ein passendes Versteck? — Halt, das war's: der Schuppen! — Dort waren sie und nirgends anders! Daß ihm das nicht gleich eingefallen war!

Der Schuppen war ein alter, baufälliger Kasten,

mitten im Felde gelegen. Er diente dazu, allerhand Ackergeräte zu bergen und den Feldarbeitern, wenn sie plötzlich vom Unwetter überrascht wurden, Obdach zu gewähren.

Gustav war seiner Sache sicher. Er glaubte bestimmt, die beiden dort anzutreffen und spornte seine Schritte zur größten Eile an. Bald lag der Schuppen vor ihm, hell vom Mondlicht beleuchtet; ungesehen heranzukommen, war unmöglich.

Er war nur noch wenige Schritte von dem Gebäude entfernt, als sich die Tür öffnete. Ein bärtiger Kopf erschien für einen Augenblick und fuhr blitzschnell zurück.

Mit einem Satze war der Aufseher an der Tür und wollte sie aufreißen. Er stieß auf Widerstand. Von drinnen wurde zugehalten. Gustav legte sich gegen die Tür. Umsonst! Er rief: Man solle ihm aufmachen. Drinnen wurde geflüstert, aber eine Antwort kam nicht, und geöffnet wurde auch nicht.

Da überkam ihn der Zorn. Er trat einige Schritte zurück, nahm Anlauf, warf sich mit der ganzen Wucht seines Körpers gegen die Tür. Die Haspen sprangen aus dem dünnen Mauerwerk, das morsche Holz barst, die ganze Tür fiel in Stücken zusammen. Der Aufseher war im Schuppen.

Die drei Menschen standen einander gegenüber, keuchend, die Männer kampfbereit, jeder den Angriff des anderen erwartend, das Mädchen erschrocken sich an den Geliebten klammernd.

Es kam auf eine Kleinigkeit an, und hier wäre Blut geflossen. Gustav befand sich in wilder Erregung. Eine drohende Bewegung des Gegners, ein Wort des Widerspruchs, und er hätte zugeschlagen.

Aber Häschke, der die Lage schnell erkannte, hütete sich wohl, den anderen zu reizen. Mit Ernestinens Bruder in Frieden auszukommen, war jedenfalls rätlicher, als es auf einen Kampf ankommen zu lassen. Er ließ Kopf und Arme sinken, stand vor dem Aufseher mit der Miene des ertappten Sünders.

Der Schlaukopf hatte richtig gerechnet; Gustav war durch die nachgiebige Haltung entwaffnet.

Aber irgendetwas mußte geschehen, das fühlte Gustav deutlich. Er fing an zu fluchen; die beiden standen wie unter einem Hagel. Der Geist seines Vaters war über den jungen Menschen gekommen; er stieß Schimpfreden und Flüche aus, die er als Kind wie oft aus dem Munde des Alten vernommen hatte.

Das Mädchen fand zuerst Worte der Erwiderung. Sie wären nicht schlecht, und sie hätten nichts Böses getan; sie seien „ordentliche Liebesleute". — Die Worte flossen dem kleinen Dinge auf einmal äußerst beredt von den Lippen. Häschke brauchte gar nichts zu sagen; er hörte mit Staunen, wie sie seine eigenen Gründe, die sie noch vor kurzem bestritten, jetzt mit Eifer gegen den Bruder ins Feld führte. Wie schnell diese Frauenzimmer lernten! —

Gustav rief ihr zu, sie sei ein dummes Mädel! und die Liebesgedanken werde er ihr schon austreiben.

Die Schwester lachte ihm ins Gesicht. Kein Mensch könne ihnen verbieten, sich lieb zu haben; am wenigsten er; er habe es ihnen ja vorgemacht.

Gustav war starr über die Unverfrorenheit des siebzehnjährigen Dinges. Er fühlte, daß er mit solchem Mundwerke schwerlich fertig werden würde. Ohne sich auf eine Widerlegung einzulassen, schrie er sie an: „Jetzt kommst du mit mir! Marsch! Ich wer' dich . . ."

Damit nahm er sie am Arme und führte sie zur Tür wie eine Gefangene. Häschke folgte. So schlugen sie den Heimweg an.

„Laß mich ack gihn, Gustav!" sagte Ernestine nach einiger Zeit; der Bruder hielt ihr Handgelenk in seine Faust gepreßt wie in einem Schraubstock. „Ich lof' der nich dervon. Ich ha' ja nischt Unrechts nich getan!"

Er ließ ihren Arm fahren. Sie schritten weiter nebeneinander her. Gesprochen wurde lange Zeit nichts zwischen den dreien.

Gustavs Zorn war längst verraucht. Die natürliche Gutmütigkeit hatte die Oberhand gewonnen. War es denn wirklich so schlimm, was die beiden getan hatten?

Häschke mochte etwas von der Wandlung ahnen, die in dem Sinne des anderen vor sich gegangen. Er nahm das Wort, erklärte, daß er Ernestinens Bräutigam sei, und daß sie sich heiraten wollten.

Gustav meinte darauf nur: Das kenne er schon! Wer weiß, wie vielen Mädeln Häschke bereits die Ehe versprochen habe. Er müsse doch verrückt sein, wenn er seine Schwester einem solchen Vagabunden zum Weibe gebe.

Man war inzwischen in die Nähe der Kaserne gekommen. Möglichst geräuschlos stiegen sie die Treppe hinauf. Häschke schlich sich in die Männerkammer. Gustav nahm die Schwester mit sich in die Aufseherwohnung. Dort wartete ihrer Pauline mit besorgter Miene.

Der Aufseher war unwirsch, er gab seiner Frau keine Antwort auf ihre Fragen.

Die beiden Frauen wechselten einen Blick des Einverständnisses, den der Mann nicht bemerkte.

* * *

Die Verstimmung dauerte ein paar Tage; Gustav sprach nicht mit Häschke, die Schwester behandelte er wie die schlechteste seiner Arbeiterinnen. Des Nachts stand er zwei-, dreimal auf, untersuchte den Männerschlafsaal, horchte an der Tür der Mädchen.

Am meisten hatte Pauline unter seiner Laune zu leiden. Sie sei mit den beiden im Bunde, behauptete er. Von irgendwelchen Erklärungen und Entschuldigungen wollte er nichts wissen. Wenn man ihm sagte, Häschke meine es ehrlich und werde Ernestinen heiraten, bekam er einen roten Kopf und schrie die Leute an: Er kenne Häschkekarln, er habe drei Jahre mit ihm gedient; auf weiteres ließ er sich nicht ein.

Mitten in diese Erregung fiel ein Brief aus der Heimat von Frau Katschner an Pauline.

Die Witwe schrieb:

„Liebe Tochter!

Ich ergreife die Feder, um Dir zu schreiben. Hier ist es jetzt sehr einsam ohne Euch und gehen allerhand Dinge vor sich. Die gnädige Herrschaft aus Berlin sind wieder auf dem Schlosse mit den gnädigen Kontessen und Fräulein Bumille habe ich auch besucht und läßt Dich schön grüßen. Kontesse Wanda ist nun richtig versprochen mit ihrem Bräutigam neulich ist er auch schon in Saland gewesen bei ihr. Er ist ein kleiner Mann der Bräutigam, die Wanda ist nicht hübsch mit ihm, sagt Fräulein Bumille, wir freuen uns aber sehr daß es ein Prinz ist. Die Hochzeit soll allerdings großartig und sehr fein werden, sagt Fräulein Bumille, mit Essen und Trinken natürlich da soll nichts abgehen und Herrschaften aus Berlin und die hohen prinzlichen Ver-

wandten und Freundschaft. Wir werden da etwas zu sehen bekommen und das ganze Dorf wartet schon darauf im Herbst soll es sein. Nun muß ich Dir noch etwas anderes sagen, nämlich dem Traugott Büttner haben sie doch den Hof weggenommen und das ganze Gut, was die Gläubiger sind. Und die alten Leute sind nun ganz alleine, weil daß doch die Toni weg is, nach Berlin sagen sie, aber kein Mensch weiß was von der Toni schreiben thut se nich. Die Leute reden alles Mögliche! Ihren kleinen Jungen hat sie zur Therese gegeben was auch nich schön is die Leute haben sich alle gewundert. Karl und Therese sind nämlich jetzt in Wörmsbach, die haben's doch auch nicht dazu. Den alten Leuten natürlich geht es gar nich gut Traugott Büttner is so stille und simeliert in einer Dur die Leute sagen es wäre nicht richtig mit ihm, sprechen sie. Allerdings hat er viel Kummer und Herzeleid erlebt und ärgern hat er sich auch sehr müssen. Die Bäuerin ist sehr geringe geworden, so geringe, wie die Frau is! Ich sagte über Buschlobeln am Sonntag sagte ich: Die löscht aus wie ein Licht, habe ich gesagt. Sie hat schon das Wasser in den Beinen und zu beißen und zu brechen haben sie allerdings auch nichts auf dem Bauerngute, weil ihnen doch Herr Harrassowitz alles weggepfändt hat. Überhaupt die Ochsen hat der auch weggenommen, das kannst Du Gustaven sagen. Die Not ist groß wenn nicht gute Menschen helfen, wissen wir nicht was der liebe Gott noch verhängen mag über die armen Menschenkinder. Die Büttners was die alten Leute sind waren doch immer so fleißige und ordentliche Leute, das sagt ein jeds und nu sowas zu erleben! Die Leute sagen auch hier im Dorfe, daß sich

Kaschelernst schämen müßte denn der soll doch bloß den Bauern reingebracht haben und kein anderer. Ich schließe hiermit und wünsche daß es Euch immerdar gut gehen möge und alle gesund bleiben wie es mir auch geht

Deine liebe Mutter
Clementine Katschner."

Der Brief machte Eindruck auf alle, die ihn lasen. Die Nachrichten aus der Heimat waren spärlich geflossen. Der Büttnerbauer nahm die Feder ungern zur Hand, zu allerletzt gewiß zu einem Briefe.

So hatte man denn von den wichtigen Ereignissen der letzten Zeit höchstens von weitem etwas vernommen durch Briefe, die an andere Sachsengänger aus der gemeinsamen Heimat kamen.

Gustav hatte sich viel mit geheimen Sorgen um den Vater und seine Angelegenheiten getragen. Die letzten Ereignisse waren von ihm ja vorausgesehen worden. Aber nun kam die schwere Erkrankung der Mutter noch zu allem Jammer hinzu.

Der Vater um Haus und Hof gebracht! Die alten Leute gänzlich allein in ihrer Not! — Es war ein Elend, wie es größer nicht sein konnte!

Frau Katschners beredter Brief machte die Runde bei den Familienmitgliedern. Man sprach über die Vorgänge in der Heimat und beriet, was geschehen solle. So wurden die Zwistigkeiten, die eben noch geherrscht hatten, in den Hintergrund gerückt.

Man kam zu dem Schlusse, daß es das beste sei, den Eltern eine Summe Geldes zu schicken. Sie legten zusammen von ihren Ersparnissen. Auch Häschkekarl bat, beisteuern zu dürfen. Sein Geldstück wurde nicht abgewiesen.

Gustav erlebte noch eine besondere Genugtuung: Als unter den Mädchen bekannt geworden war, wie schlecht es den Eltern ihres Aufsehers gehe, sammelten auch sie, ganz im stillen, unter sich und brachten ihm eines Tages ein ganz stattliches Sümmchen, das er mit nach Halbenau an die alten Leute schicken möge.

Eine Versöhnung fand nicht statt zwischen Gustav und Häschke. Aber mit der Zeit sprach der Aufseher doch wieder mit dem Geliebten seiner Schwester.

V.

Die Büttnerbäuerin war gestorben. In den letzten Tagen hatte sie über unerträglichen Frost geklagt; der Bauer mußte des Nachts bei ihr liegen, um die Erkaltende zu wärmen.

Eines Mittags, als der Bauer vom Felde zurückkehrte, fand er sie auf dem Gesichte liegend, mit ausgebreiteten Armen. Er faßte sie an; sie war kalt. Mehrere Stunden mochte sie wohl schon so gelegen haben. Keine Spur von Lebenswärme war mehr an dem steifen Körper zu entdecken. Die eine Gesichtsseite hatte sich bläulich verfärbt.

Der alte Mann stand wie erstarrt vor der Leiche seiner Lebensgefährtin. Er warf sich nicht über die Tote, liebkoste nicht die leblose Hülle. Und doch hatte er sie geliebt mit echter, starker Liebe. Wie im Leben, hielt sie auch dem Tode gegenüber sein Gefühl fern von Überschwang. Es hatte Tage gegeben, wo die Gatten kaum ein Wort miteinander gewechselt. Wochen und Monde waren vergangen ohne Kuß und Umarmung. Harte Worte von seiten des Mannes, Tränen auf seiten der Frau waren nichts Seltenes gewesen. Und doch hatte innige Treue die beiden Menschen ver-

bunden wie ein unsichtbares Band. Unter rauhen Formen wurde diese Liebe gewahrt, als etwas Stilles und Keusches, von dem man nicht viel Aufhebens macht, weil es so selbstverständlich war.

Der Bauer blieb sich treu in seiner schlichten Gesinnung für die Lebensgefährtin bis zum letzten. Keine Klage, kein Haarausraufen, als er jetzt vor ihrer Leiche stand. Ein tiefer Seufzer und ein paar Tränen, die ihm über die Wangen liefen, ohne daß er es recht wußte; das war alles.

Dann machte er sich daran, für die Entschlafene zu tun, was noch für sie getan werden konnte. Er drückte ihr die Augenlider herab, hob den schweren Körper aus dem Bette, reinigte die Leiche und kleidete sie in ein frisches Hemd. Alles, ohne eine Spur von Grauen vor der greifbaren Nähe des Todes zu empfinden. Dann ging er ins Dorf, meldete den Tod beim Standesbeamten an, bestellte den Sarg und besprach im Pfarrhaus den Tag der Beerdigung mit dem Geistlichen.

Der Leichenzug fiel über Erwarten stattlich aus, jung und alt beteiligte sich, Kränze waren gespendet worden, aus freien Stücken trug ein Gesangverein eine Arie am offenen Grabe vor.

Es zeigte sich, daß die Büttnersche Familie doch noch manchen Freund besaß in Halbenau. Es kam in dieser auffälligen Teilnahme etwas wie Demonstration zum Ausdruck. Das Schicksal des Büttnerschen Bauerngutes hatte Aufsehen erregt und manchen, der auf überschuldetem Grund und Boden saß, mit Bangen erfüllt, daß es ihm früher oder später auch so ergehen möge. Am Bieten hatte man sich zwar eifrig beteiligt, als das Bauerngut zerkleinert wurde; aber es gab doch nur wenig Leute in Halbenau, die nicht in ihrem Herzen

für den bankerotten Bauern gewesen wären, gegen seine Ausbeuter. Dieses Gefühl, das sich offen nicht hervorwagte, machte sich in Ehrenerweisungen für die verstorbene Bäuerin Luft.

Man war gespannt, ob Kaschelernst zur Beerdigung erscheinen werde. Aber der schlaue Kretschamwirt mochte etwas von der Stimmung, welche im Dorfe herrschte, gewittert haben; er kam nicht. Er hatte Ottilie entsendet, die einen Kranz auf den Sarg legen mußte.

Hinter dem Sarge schritt der Witwer, neben ihm Therese und Karl. Das war alles, was von der ehemals zahlreichen und angesehenen Büttnerschen Familie jetzt noch in dieser Gegend übrig war.

Der Pfarrer ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Herzen zu rühren. Er war ein alter Praktikus, und wußte, daß außergewöhnliche Unglücksfälle nahezu die einzige Gelegenheit sind, wo man den harten Bauerngemütern beikommen kann.

Karl Büttner schluchzte wie ein kleines Kind. Bei dem alten Manne schien der Tränenquell versiegt zu sein. Der Geistliche sprach von ihm als von einem, mit dem Gott der Herr besondere Dinge vorhaben müsse, da er ihm so harte Prüfung auferlege, wie einstmals dem Hiob. Wenn er aber dem unerforschlichen Ratschlusse des Herrn stille halte, werde er auch wieder zu Ehren gebracht werden wie dieser Knecht Gottes. —

Die letzten Tage der Bäuerin waren nicht ohne jeden Sonnenblick gewesen; von den Kindern aus der Fremde war Geld gekommen und Briefe. Fast zur nämlichen Zeit hatte auch Toni, die bisher wie verschollen gewesen, wieder einmal geschrieben und gleichfalls Geld geschickt.

Was Toni schrieb, war zum Teil nicht recht ver-

ständlich; die Schreibkunst war nie dieses Mädchens starke Seite gewesen. Sie wäre nicht mehr Amme, teilte sie mit. Welcher Art ihre Lebensstellung sei, war nicht gesagt. Aber sie mußte doch wohl ihr Auskommen haben, sonst würde sie nicht haben so viel abgeben können. Für ihr Kind, das bei Theresen untergebracht war, schickte sie auch etwas mit.

Nachdem das Begräbnis vorüber war, kehrte alles schnell in die alten Gleise zurück. Äußerlich merkte man kaum, daß eine Lücke entstanden war.

Der Bauer ging Tag für Tag seiner gewohnten Arbeit nach. Er mußte alles in allem sein; zur Feldbestellung kam jetzt auch noch die häusliche Arbeit. Der Ersparnisse halber machte er nur noch einmal am Tage Feuer. Er nährte sich schlechter als das Vieh, lebte von altem Brot, das er trocken verzehrte, und kalten Kartoffeln. Fast nie kam ein herzhafter Bissen auf seinen Tisch.

Dabei arbeitete der alte Mann angestrengter denn je. Es war, als ob er irgendetwas in sich betäuben wolle durch die Anstrengung.

Mitten in der Nacht stand er manchmal auf, wenn man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte, zog sich an, nahm Hacke, Sense oder ein anderes Werkzeug auf die Schulter und ging damit aufs Feld hinaus.

Es litt ihn nicht daheim; ohne Menschen war das Haus wie eine Totenkammer. Er war gewiß nicht furchtsam von Natur, hatte sich niemals vor Gespenstern gefürchtet; aber jetzt überkam es ihn manchmal wie Grauen. Die Erinnerung an vergangene bessere Zeiten sprach aus jedem Winkel. Die Gedanken an das, was gewesen, was nie wiederkehren konnte, waren die Gespenster, die hier umgingen. Vor dem, was sein eigenes

Hirn ausbrütete: den Vorwürfen, den betrogenen Hoffnungen, den Selbstanklagen, floh der alte Mann. Er rannte hinaus auf den Acker wie ein Besessener, hackte, wühlte dort, als wolle er etwas einscharren, etwas, das er verbergen mußte vor den eigenen Augen.

Bei solchem Hundeleben verfiel der Körper des Greises mehr und mehr; er war nur noch ein Skelett. Das Haar stand ihm in langen, grauen Strähnen um den Kopf. Sich den Bart abzunehmen, lohnte nicht mehr. Die nächste Folge davon war, daß er Sonntags nicht mehr in die Kirche kam. Denn unrasiert sich in der Kirchfahrt blicken lassen, war für einen Halbenauer undenkbar.

Bald führte er ein vollständiges Einsiedlerleben. Die einzigen lebenden Wesen, mit denen er noch etwas zu tun hatte, waren die beiden Kühe, die Harrassowitz auf dem Hofe gelassen hatte. Menschliche Gesichter wollte er so wenig wie möglich sehen. Er hatte wohl das dumpfe Gefühl, hervorgewachsen aus der eigensten Erfahrung, daß die größte Unbill, das schwerste Unrecht dem Menschen nur vom Menschen zugefügt wird. — Er haßte seinesgleichen und hielt sich von jeder Berührung mit dem feindlichen Geschlechte fern. Bot ihm jemand einen Gruß, dann stellte er sich taub. Und wer ihn etwa anredete, konnte erleben, daß er, statt Antwort zu erhalten, den Rücken des Alten zu sehen bekam.

Was eigentlich in der Seele dieses Mannes vorgehe, wußte niemand. Der Pastor machte ihm einige Zeit nach dem Begräbnis der Bäuerin seinen Besuch, an einem Sonntagnachmittag. Er fand den Bauern im Werkeltagskleide im Hofe mit einer Arbeit beschäftigt. Das wäre in früheren Zeiten auch nicht passiert! — Der Pfarrer drückte ein Auge zu über die

Sonntagsarbeit und betrat mit dem Alten die Wohnstube.

Der Hirt verstand es, das Gespräch gar bald auf geistliches Gebiet hinüberzuleiten. Das Elend, in dem sich der ehemalige Gutsbesitzer jetzt befand, gab dem Seelsorger Anlaß, auf die Nichtigkeit alles Irdischen hinzuweisen und den Sinn auf die ewigen Güter zu richten. Der Geistliche erinnerte den Bauern auch an sein Alter, und daß er vielleicht bald vor einem Höheren werde Rechnung ablegen müssen. Er fand bewegliche Worte, der Herr Pastor. —

Der alte Mann sagte nicht ja und nicht nein dazu. Mit verdrossener Miene saß er in seiner Ecke. Er schien das seelsorgerische Bemühen des Pfarrers als eine Belästigung zu empfinden, in die man sich wohl oder übel schicken mußte.

Seine Religiosität war niemals über eine äußerliche Kirchlichkeit hinausgekommen. Nun er nicht mehr zur Kirche ging, kam das Heidentum zum Vorschein, das tief in der Natur des deutschen Bauern steckt. Was kümmerten ihn die überirdischen Dinge; von denen wußte man nichts! Der Boden, auf dem er stand, die Pflanzen, die er hervorbrachte, die Tiere, die er nährte, der Himmel über ihm mit seinen Gestirnen, Wolken und Winden, das waren seine Götter. Jene anderen, morgenländischen, hatten doch etwas mehr oder weniger Fremdartiges für ihn.

Als der Geistliche schließlich von dem Bauern wegging, wußte er nicht, ob er Eindruck auf das Gemüt des Mannes gemacht habe oder nicht.

Einer anderen Persönlichkeit, die sich dem Alten nähern wollte, um ihn in seiner Verlassenheit zu trösten, ging es nicht viel besser. Frau Katschner erschien eines

Tages auf dem Büttnerschen Hofe, ging ins Haus und guckte in alle Zimmer. Da sie niemanden antraf, tat sie sich ein Gütchen im Durchschnüffeln der verwaisten Räumlichkeiten. Dann begab sie sich hinaus aufs Feld, wo sie den Bauern alsbald beim Kleehauen traf.

Er schien völlig vertieft in seine Arbeit. Ehe sie an ihn herantrat, betrachtete sie ihn sich eine Weile voll Mitgefühl, das nicht frei war von selbstischem Behagen. — Der Ärmste! man sah ihm den Witwer recht an. In seinen Beinkleidern war ein Loch, das man auf zwanzig Schritt leuchten sah. Er war gewiß recht unglücklich! Keine sorgende Pflege! Nun erfuhr er, was es hieß: ledig sein. —

Die Witwe räusperte sich und suchte in ihr „Guntagoch, Büttnerbauer!" so viel Freundlichkeit und Teilnahmegefühl zu legen, wie nur möglich. Kein Gegengruß kam, er sah nicht einmal auf von seiner Arbeit. Aber die Witwe Katschner war nicht so leicht abzuschrecken — sie war sich ja ihres guten Zweckes bewußt — daher tat sie, als bemerke sie seine abweisende Haltung gar nicht.

Sie begann damit, zu berichten, daß sie kürzlich einen Brief von Paulinen bekommen habe. Der Alte handhabte die Sense in gleichmäßig abgerundetem Schwunge, als gäbe es auf der Welt nichts als den Klee und ihn. Die Witwe, die sich zu diesem Gange eine gute Schürze vorgebunden und ein neues Kopftuch angelegt hatte, sah ihm zu. Das mußte man sagen, er war immer noch ein kräftiger Mann trotz seiner Sechzig, aber fürchterlich anzusehen mit seinem langen Haar und den zollangen Stoppeln um den Mund. Ganz abgemagert war er und hohläugig. Er härmte sich gewiß, sehnte sich nach einer mitleidigen Seele.

Wahrscheinlich hatte er nichts Ordentliches zu essen und keine Abwartung. Wahrlich, hier war es die höchste Zeit, daß eine Frau eingriff! —

Sie entfaltete den Brief und fragte, ob er nichts von seinen Kindern in der Fremde wissen wolle. Darauf hielt der Bauer im Hauen inne. Frau Katschner entnahm daraus die Erlaubnis, vorzulesen.

Der Brief enthielt Nachrichten über das Ergehen der Sachsengänger. Am Schlusse schrieb Pauline, daß sie im Herbst alle nach Halbenau zurückkehren wollten.

Die Witwe faltete den Brief sorgfältig zusammen und steckte ihn ein. Dann seufzte sie und wischte sich die Augen mit einem Zipfel ihrer blau und weiß gedruckten Schürze. „Ju ju!" sagte sie, „'s is och gutt su! Wenn se ack bale zuricke kimma wellten! 's is ne schiene uf der Welt so alleene — nee 's is och ne schiene!" Hier ließ sie eine Pause eintreten, wohl für jenen zum Überlegen des Gehörten. Dann mit besonderem Blicke auf den Mann: „Ich ha' schon manch a lieb's Mal bei mer gedacht, der Büttnerpauer muß es duch firchterlich eensam han, ha'ch gedacht. Den muß duch ordentlich bange sen, ha'ch gedacht! — So alleene, wie der is uf der Welt. — Is ne a su, Pauer?"

Statt der Antwort nahm der Alle die Sense wieder auf und fuhr fort, Klee zu hauen, als sei niemand da.

Frau Katschner mußte endlich abziehen.

Sie war ziemlich kleinlaut und im Innersten gekränkt, daß ihre gute Absicht, den Einsamen zu trösten, auf so undankbaren Boden gefallen war.

* * *

Inzwischen neigte sich der Sommer seinem Ende zu. Die Ernte war eine ungewöhnlich reiche gewesen.

Der Roggen hatte volle Ähren mit vielen und schweren Körnern getragen, das Stroh war lang und reichlich, auch Hafer und Kartoffeln versprachen guten Ertrag.

Bittere Gefühle waren es, mit denen der alte Mann in diesem Jahre den Erntesegen betrachtete. Wo er bestellt und gesäet hatte, ernteten andere. Täglich fuhren jetzt die Wagen der kleinen Leute, die sich ein paar Morgen vom Büttnerschen Gute erstanden hatten, durch den Bauernhof. Für die vielen Parzellen, die bei der Vereinzelung entstanden, war dies der einzige Abfuhrweg.

Auch auf den Feldern, die sich Harrassowitz für sich selbst zurückbehalten hatte, standen schöne Früchte. Es war von vornherein klar, daß der ehemalige Büttnerbauer die Ernte allein nicht werde bewältigen können. Eines Tages erschienen denn auch Helfer.

Sam hatte Leute aus dem Dorfe angenommen als Erntearbeiter. Darauf kamen Leiterwagen, in denen die Garben abgefahren wurden, nach Wörmsbach, hieß es, wo der Händler ja noch mehr Land besaß. Dort stand eine Dreschmaschine, die ihm das Korn ausdrasch. Das gedroschene Getreide wurde nach der Stadt gefahren in die Speicher des Händlers, das Stroh auf dem Felde in Feimen gesetzt.

Das Haferhauen gab Sam in Akkord. Aber den Hafer ließ er nicht wegschaffen, der wurde in die Scheune gebanst. Der alte Büttner sollte ihn mit dem Göpel ausdreschen; da war gleich für eine Winterarbeit gesorgt.

Mit den Hackfrüchten verfuhr der Händler noch einfacher. Das Hacken, Lesen und Einmieten machte ihm viel zu viel Umstände. Er verkaufte die einzelnen Furchen meistbietend an die Dorfleute. Nur so viel

Kraut, Rüben und Kartoffeln behielt er, wie für das Vieh während des Winters unentbehrlich war.

Diesem Manne schien jedes Unternehmen zu glücken. So etwas hätte nur ein Bauer versuchen sollen, der wäre sicher zu Schaden und darüber noch zu Spott gekommen.

Wenn Samuel Harrassowitz im Gasthof bekanntmachen ließ, daß Auktion sei, da kamen alle gelaufen. Die bloße Tatsache, daß Sam im Orte war, schien das Geld in den Taschen locker zu machen.

Er machte es den Leuten aber auch leicht; er war wirklich ein „kulanter" Geschäftsmann. Jede Art von Bezahlung nahm er an. War es nicht in Geld, dann in Naturalien oder auch durch Abarbeiten. Unter Umständen fand er sich auch bereit, ein Stück Vieh an Zahlungs Statt anzunehmen. Das gab er dann womöglich wieder einem anderen, mit dem er in Geschäftsverbindung stand, in den Stall. Und Kredit gewährte er auch jederzeit. Diese Eigenschaft wurde von den Landleuten besonders an ihm geschätzt. Nur im äußersten Notfalle klagte er einen Schuldner aus und dann sicher nur einen, bei dem noch etwas zu holen war. Die Leute, die nichts mehr besaßen, ließ er mit Zwangsvollstreckungen in Frieden. Die mußten ihre Schuld abarbeiten, und er sorgte dafür, daß der Posten niemals gänzlich getilgt wurde.

Auch den alten Büttner behandelte der Händler jetzt ganz wie seinen Arbeiter. Er schalt ihn gelegentlich, nannte ihn faul und dumm, ein andermal wieder lobte er ihn, je nachdem seine Herrenlaune gerade war.

Der alte Mann nahm das mit jener mürrischen Gelassenheit hin, die ihm neuerdings zur zweiten Natur geworden zu sein schien. In seinem Wesen war etwas

geknickt, ausgelöscht für immer; es war, als habe er kein Ehrgefühl mehr im Leibe.

Dergleichen Behandlung hätte ihm früher einmal jemand bieten sollen! Heiler Haut wäre der nicht vom Hofe gekommen. Und jetzt ließ er sich schmähen von dem Fremdling! --

In sein Dasein, in sein ganzes Treiben und Tun war etwas Zweckloses, Widersinniges gekommen: er arbeitete für seinen Peiniger, ernährte mit seiner Händewerk nur das starke Raubtier, das ihm das Blut aussaugte.

Es gab kein Entrinnen! Harrassowitz hielt ihn an vielen Ketten. Er war der Schuldner des Händlers geblieben, auch nachdem er sein Gut an ihn verloren. Es war ein Akt der Gnade, wenn der neue Herr den Alten im Hause ließ. Fiel es dem Besitzer ein, ihn hinauszuwerfen, dann brauchte er nicht einmal zu kündigen. Gelegentlich damit zu drohen, verfehlte Sam nicht. Er war in seiner Art ein Kenner des deutschen Bauern. Er wußte, wie zähe diese Sorte an der Scholle klebt, wie ihr zur Erde gewandter Blick sie dumpf und blöde macht, unfähig, Vorteil von Nachteil zu unterscheiden.

Sam wußte nur zu gut, daß der alte Büttner sich lieber das Herz aus dem Leibe würde reißen lassen, als daß er die Stelle verlassen hätte, die seine Vorfahren besessen, die er selbst durch ein Leben innegehabt. Die Angst, vom Hofe getrieben zu werden, band den Alten wie ein ungeschriebener, aber darum nicht minder wirksamer Kontrakt an den neuen Besitzer des Bauerngutes.

Es war eine Art von Leibeigenschaft. Und gegen dieses Joch waren die alten Fronden, der Zwangsgesindedienst, die Hofegängerei und alle Spann- und

Handdienste der Hörigkeit, unter denen die Vorfahren des Büttnerbauern geseufzt hatten, federleicht gewesen. Damals sorgte der gnädige Herr immerhin für seine Untertanen mit jener Liebe, die ein kluger Haushalter für jedes Geschöpf hat, das ihm Nutzen schafft, und es gab manches Band gemeinsamen Interesses, das den Hörigen mit der Herrschaft verband. Bei dieser modernen Form der Hörigkeit aber fehlte der ausgleichende und versöhnende Kitt der Tradition. Hier herrschte die parvenuhafte Macht von gestern protzig und frivol, die herzlose Unterjochung unter die kalte Hand des Kapitals. —

Man mußte dem Händler eins lassen, er arbeitete geschickt, mit „Diskretion", ja, mit einer gewissen Eleganz. Sam besaß das Talent seiner Rasse in hohem Maße, anderer Arbeit zu verwerten, sich in Nestern, welche fleißige Vögel mit emsiger Sorgfalt zusammengetragen, wohnlich einzurichten. Und die Natur hatte ihm eine Gemütsverfassung verliehen, die es ihm leicht machte, sich um das Geschick der fremden Eier nicht sonderlich zu grämen.

Man rechnete Sam nach, daß er bereits jetzt durch den Verkauf einzelner Parzellen für den Preis gedeckt sei, den er bei der Subhastation geboten hatte.

Eines Tages im Frühsommer waren eine Anzahl fremder Arbeiter und ein Geometer nach Halbenau gekommen. Sie hatten sich auf die große Wiese, die zwischen dem Büttnerschen Hofe und dem Walde ungefähr in der Mitte des Grundstückes lag, begeben. Hier, an der dachartig abfallenden Lehne, fingen sie an, abzustecken. Dann wurde der Rasen abgeschält, der Humus, der zunächst unter der Grasnarbe lag, auf besondere Haufen geworfen, und schließlich in der tiefer-

gelegenen zähen Tonerde ein umfangreiches Viereck von Metertiefe ausgegraben.

Hier sollte die Dampfziegelei hin, die Harrassowitz zu gründen gedachte.

Es sei ein allgemeines Bedürfnis für die Gegend, hatte Sam erklärt; weit und breit bekäme man keine vernünftigen Ziegeln zu kaufen. Er halte es für seine Pflicht, etwas für die Hebung des Ortes zu tun durch Einführung der Industrie. Nun sollten die Halbenauer einmal sehen, was jetzt für Geld unter die Leute kommen werde! —

Die Grundmauern zum Ringofen schossen schnell aus dem Boden empor, das Gebälk zum Trockenschuppen wurde gerüstet, die Schlämmbassins angelegt und schließlich die einzelnen Teile der weitläufigen Anlage mittelst schmaler Schienenstränge verbunden. Über dem Ganzen reckte sich bald die Ziegeleiesse höher und höher empor; ein ungewohnter Anblick, der die Halbenauer staunen machte. Nun bekamen sie doch auch eine Dampfesse in den Ort.

Täglich gab es jetzt Veränderungen auf dem Grundstücke. Eines Tages, im Herbst, erschien ein gräflicher Revierförster mit seinen Leuten auf der zum Büttnerschen Gute gehörigen Waldparzelle. In wenigen Tagen ward mit den verkrüppelten Kiefern, Wacholderbüschen und Stockausschlägen aufgeräumt und Kahlschlag hergestellt.

Die Herrschaft Saland hatte nun doch den Wald des Bauerngutes angekauft für ein Geld, das dem Bauern, hätte er es zur rechten Zeit gehabt, über alle Nöte hinweggeholfen haben würde. Gleichzeitig war auch das „Büschelgewende“, dessen Urbarmachung dem alten Manne so viel sauren Schweiß gekostet hatte, an

den mächtigen Nachbarn gekommen. Nun war das Loch zugemacht, das bisher die beiden gräflichen Reviere: Halbenau und Saland, getrennt hatte. Im Frühjahr sollte die ganze Fläche zugepflanzt werden.

Traugott Büttner sah alle diese Dinge. Keine Klage kam über seine Lippen. Es war, als habe er sich selbst Schweigen auferlegt. Was in seinem Inneren vor sich ging, erfuhr kein Mensch.

Er glich einer Pflanze, die man schlecht versetzt hat, und die nun in verwahrlostem Zustande dahinsiecht; sie vegitiert noch, aber in ihren Säften geht sie zurück. Er glich auch einer Maschine, die ohne treibende Kraft doch weiter arbeitet, weil der Schwung von früher her noch ein Weilchen vorhält, ehe sie aussetzt.

Für Schmerz war er scheinbar unempfindlich geworden, abgestumpft durch das Zuviel, gleich dem Boden, der allzustark getränkt, keine Nässe mehr in sich aufnimmt.

Die da meinten, er sei gefühllos, irrten sich. Er fühlte gar wohl das Unrecht, das ihm widerfuhr. Die Demut und Schmerzensseligkeit eines Hiob war seiner halsstarrigen Bauernnatur nicht eigen. Weit davon entfernt war er, mit dem Knechte Gottes aus dem Alten Testamente zu sagen:

„Ich bin nackend von meiner Mutter Leibe gekommen, nackend werde ich wieder dahinfahren. Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobet!“

Wenn er auch scheinbar zum stumpfen Lasttier herabgesunken war, das die Schläge gleichgültig hinnimmt, so blieb sein innerer Trotz doch ungebrochen. Menschenhaß und Verachtung waren seine Tröster, Groll seine Nahrung; die einzige, die ihn noch in Kraft erhielt. Aber die Qualen, die er ertrug, waren um so

brennender, weil er nicht den Schrei der Wut fand, sich von ihnen zu entlasten.

VI.

Nachdem das Manöver vorüber, hatte der Graf Urlaub genommen, um die Hochzeit seiner Schwester Wanda auszurichten. Große Vorbereitungen wurden in Schloß Saland zu diesem Feste getroffen. Der Adel der Nachbarschaft, die Magnaten der Provinz waren geladen. Aus Berlin waren Freunde des Bräutigams und Kameraden des Wirtes eingetroffen, und immer noch erschienen neue Gäste.

Es war ein Fest für die ganze Gegend. Die kleinen Leute nahmen die Gelegenheit wahr, einmal gründlich blauen Montag zu machen. Täglich gab es in Saland jetzt etwas zu sehen. Einmal hieß es, ein Wagen sei angekommen, mit sechs Pferden davor, Kutscher und Diener dazu mit feuerroten Röcken. Natürlich lief man da von der Arbeit fort, um das Wunder zu begaffen. Dann wieder gab es ein Feuerwerk. Leute in einem entfernten Dorfe sahen davon den Schein gegen den nächtlichen Himmel und glaubten, es müsse ein Schadenfeuer sein. Die Sturmglocke wurde angeschlagen, die Feuerwehr alarmiert. Die Feuerwehren der Ortschaften, durch die man kam, schlossen sich an. Und so erschien schließlich eine ganze Anzahl Spritzen vor Schloß Saland. Als man wahrnahm, daß es gar kein Feuer gab, schimpfte man weidlich.

Der Graf erfuhr von dem falschen Alarm und ließ den Leuten Bier geben aus der Schloßbrauerei, damit sie statt des Feuers wenigstens ihren Durst löschen möchten. —

Die fabelhaftesten Gerüchte durchschwirrten die Luft; es hieß: am Hochzeitstage solle Geld unter die Menge geworfen werden, im Schloßhofe werde am Vorabend der Trauung ein gebratener Ochse und ganze Schweine und Kälber zur allgemeinen Speisung ausgelegt werden, und dazu würde aus einem Riesenfasse Wein fließen.

Eine Art von Fieber hatte sich der Bevölkerung bemächtigt. Die Arbeit schmeckte den Entnüchterten nicht mehr; man erwartete voll Spannung außergewöhnliche Dinge.

Auch Karl Büttner war von Wörmsbach herübergelaufen, um sich das Feuerwerk mit anzusehen. Er kannte einige von der Feuerwehrmannschaft von der Truppe her. Man nahm ihn mit, als es zur Bierverteilung kam. So gelangte er zu Bier und Zigarren, er wußte nicht wie! —

Das hatte ihm gefallen! Am nächsten Vormittag lief er schon wieder nach Saland, gegen Theresens Willen. Er hoffte im stillen auf einen ähnlich glücklichen Zufall, wie ihn der vorige Abend gebracht.

Diesmal fiel zwar nichts für ihn ab, aber er wurde Zeuge eines merkwürdigen Schauspiels.

Im gräflichen Park befand sich eine Wiese, beschattet von prächtigen Eichen und Linden. Hier auf ebener Rasenfläche überraschte Karl eine wunderliche Gesellschaft. Eine Anzahl Burschen sprang da herum, wie die Müller anzusehen, von oben bis unten weiß. Auf den Köpfen trugen sie bunte Mützen, um die Hüften farbige Gürtel. Sie hielten in ihren Händen Dinger, großen Fliegenklatschen nicht unähnlich, damit warfen sie sich kleine Bälle zu, über ein Netz weg, das quer über den Rasenplatz gespannt war. Dazu schrien

sie unverständliche Worte, gestikulierten eifrig und liefen manchmal wie besessen hin und her.

Das war sehr possierlich mit anzusehen. Die Burschen selber aber schienen die Sache mit großem Ernst und Eifer zu betreiben.

Karl hatte die Spielenden von weitem für Knaben gehalten, die sich mit dergleichen Narreteien die Zeit vertrieben. Als er näher kam, erkannte er jedoch, daß es erwachsene Männer seien. Er schloß sich einer Gruppe von Dorfleuten an, die, hinter einem Boskett stehend, dem Treiben der Vornehmen zusahen.

Auf der Parkwiese war eine größere Gesellschaft versammelt: Herren und Damen. Man saß und lag umher auf Korbstühlen und Bastmatten. Zwischen den Bäumen waren Hängematten gespannt. Eine Dame, die sich in einer solchen hin und her schaukelte, nahm sich wie ein roter Farbenklecks aus gegen das Grün des Rasens. Man trank, rauchte, nahm Erfrischungen zu sich, stand in Gruppen beieinander, lachte und schwatzte in nachlässiger Weise. Ein Konzert fremdartiger Formen und Farben, die Damen in hellen Toiletten wie exotische Blumen! Ein üppiges, farbenschillerndes Bild von niegesehener Eigenart entrollte sich vor den Augen des Landvolkes. Karl stand da und riß große unverständige Augen auf.

Eine Frau, die gelegentlich auf Scheuerarbeit ins Schloß kam, machte die Erklärerin. Sie wußte, welcher der Bräutigam sei: dort der kleine mit dem schwarzen Schnurrbärtchen. — Karl hatte sich einen Prinzen bis dahin auch ganz anders vorgestellt.

Jetzt hörten sie auf zu spielen. Großes Durcheinander herrschte auf dem Platze. „Nu hat eene Parte gewunnen! Desderwegen tun se su brillen,“

erklärte die Frau, sichtlich stolz, daß sie so gut über die Sitten der Großen unterrichtet sei. „Itze wern de Frauensmenscher och glei losmachen, paßt a mal uff!"

Richtig! es traten zwei Damen mit auf den Plan. „Saht ack, das is se! das is unse Wanda — das is de Braut!"

Nun sah man auch die Damen voll Eifer auf dem Rasen hüpfen. Es wurde viel gelacht und gejubelt. Das Brautpaar spielte auf einer Seite; sie verloren. Wanda tadelte den prinzlichen Partner oft genug und ließ ihn nach den verlorenen Bällen springen.

Ein kleiner Alter, mit einem Leinwandsack auf den Rücken, hatte lange wortlos dem Spiele zugesehen aus matten rotumränderten Augen. Dann sagte er plötzlich: „Die sein verrickt im Koppe!" Damit ging er kopfschüttelnd von dannen.

„Racht hat 'r!" sagte ein anderer. „De Grußen sen alle verrickt, alle mitenander sen die verrickt, de Grußen! Hot ees suwas gesahn! Die mechten wos Gescheitres macha, als dohie su rimkalbern un an lieben Herrngutt de Zeet stahlen."

Die Frau, welche vorher Erklärungen gemacht hatte, widersprach. „Nu is 's etwan nich asu?" hieß es da. „Gabt der Art eene urndtliche Arbeet ei de Hand und 'r sollt sahn, wie se sich daderzut astellen wern!"

Karl blieb noch eine ganze Weile dort stehen. Das Treiben gefiel ihm, wenn er den Sinn auch nicht verstand.

Auf dem Rückwege kehrte er ein. Bei dieser Gelegenheit traf er einen Bekannten, der ihm erzählte: morgen sei Jagd auf dem Herrschaftlichen, da gebe es gute Bezahlung und gewöhnlich auch Anteil am Jagdfrühstück für die Treiber; es würden noch Treiber

gesucht. Karl, den besonders das Jagdfrühstück lockte, ging auf die nahe Oberförsterei und meldete sich als Treiber.

Am nächsten Morgen fand bei klarem Frühherbstwetter die Jagd statt. Es galt vor allem den Fasanen, aber auch Birkwild, Rebhühner, Rehböcke und Hasen sollten zum Abschluß kommen.

Karl Büttner ging in einer langen Reihe von Treibern, mit einem Stocke bewaffnet. Der Fasane wegen, die sich gern übergehen lassen, gingen die Treiber so eng, daß sie sich fast die Hände reichen konnten. Sie waren angewiesen, ganz langsam, schrittweise, vorzugehen, wenig Lärm zu machen und mit ihren Stöcken auf die Büsche und jungen Bäumchen zu klopfen, um das Wild locker zu machen. Von Zeit zu Zeit ertönten, von einem am Flügel marschierenden Forstbeamten geblasen, Signale; dann machte die ganze Kette Halt, um auf ein neues Signal wieder loszuschreiten.

Die Fasanen waren zahlreich, da im Herbst zuvor wenig abgeschossen worden war. Bei dem warmen Wetter lagen die Vögel fest, oft flogen sie den Treibern unter den Füßen auf. In einem fort ertönte das Gackern der Hähne; dann, sobald die Vögel über die Schützenkette strichen, Schüsse, oft ganze Kanonaden! Es war ein herzerquickendes Schauspiel für das Auge des Weidmanns, wenn der Fasanhahn in die Luft stieg, dann in gerader Linie abstrich im Glanze seines prächtigen Gefieders, mit dem langen Stoße. Darauf ein wohlgezielter Schuß, gut vorgehalten; der königliche Vogel klappte zusammen, die ganze Pracht hatte ein jähes Ende gefunden! —

Auch der Treiber bemächtigte sich gar bald das Jagdfieber. Aller Mahnungen des Forstpersonals, sich

stille zu verhalten, ungeachtet, schrien sie laut, jeden Treffschuß bejubelnd.

Nach dem fünften Treiben fand Frühstückspause statt. Tische und Bänke waren herbeigefahren worden. Am Feuer, das auf einem Waldwege angezündet worden war, wurden große eiserne Töpfe und kupferne Kessel mit Speisen und Getränken gewärmt. Die Schützen ließen sich nieder, einige Diener vom Schlosse bedienten.

Karl hatte unter den Jagdgästen einen ehemaligen Vorgesetzten wiedererkannt, der sein Rekrutenoffizier gewesen war. Inzwischen war der damalige Leutnant zum Major vorgerückt und nach Berlin zur Garde versetzt worden.

Karl konnte den Entschluß nicht recht finden, den Herrn anzureden. Wer weiß, ob der ihn kennen würde? Und dann wurde er womöglich ausgelacht! — Aber nach dem Frühstück wuchs sein Mut. Die Speisereste waren unter die Treiber verteilt worden; Karl hatte gierig geschlungen. Auf irgendeine Weise war auch eine Flasche starken Likörs vom Tische der Schützen unter die Treiber geraten. Karl hatte einige Schlucke von dem ungewohnten Getränk genossen; er befand sich infolgedessen in gehobener Stimmung.

Mit mehr Freimut, als ihm für gewöhnlich eigen war, trat er vor seinen ehemaligen Vorgesetzten hin, schlug die Hacken zusammen, legte die Hand an die Kopfbedeckung, sagte seinen Namen und erzählte, daß er Rekrut beim Herrn Major gewesen sei.

Der Offizier betrachtete sich den großen ungeschlachten Burschen eine Weile, dann schien ihm die Erinnerung zu kommen.

„Waren Sie nicht anfangs rechter Flügelmann der Abteilung?“ fragte er. Karl bejahte. „Aber nachher mußte ich Sie ins zweite Glied stecken, weil Sie mir die ganze Gesellschaft umschmissen. Denn Sie waren doch der Rekrut, der immer rechts und links verwechselte — nicht wahr?“ Karl antwortete durch ein verlegenes Grinsen auf diese verfängliche Frage.

Der Major erzählte nun den anderen Schützen allerhand Streiche von dem Rekruten Büttner. Er tat sich auf sein ausgezeichnetes Gedächtnis etwas zugute. Dann erkundigte er sich nach Karls jetziger Beschäftigung, ob er verheiratet sei, Kinder habe und so weiter.

Während des nächsten Treibens hatte Hauptmann Schroff, welcher Zeuge der Unterhaltung gewesen war, dem Major die Geschichte der Büttnerschen Familie berichtet. Andere Herren traten hinzu, der Fall wurde hin und her besprochen. Über den ländlichen Wucher ward manch kräftiges Wörtlein gesagt. Karl Büttner, als der älteste Sohn des ausgewucherten Bauern, wurde, ohne es zu wissen, zum Märtyrer gestempelt; auf einmal stand er im Mittelpunkte des Mitleids und der Sympathie.

Der Major veranstaltete schließlich eine Geldsammlung für seinen ehemaligen Rekruten. Es gingen ebenso viele Goldstücke ein, wie Herren da waren. Der Major drückte dem erstaunten Karl die Summe von hundertundvierzig Mark in die Hand mit dem Wunsche, daß er sich damit ein wenig „aufrappeln“ solle.

Karl vergaß das Danken, so überrascht war er.

Die anderen Treiber steckten die Köpfe zusammen. Schon regte sich der Neid. So viel Geld verdiente man auf rechtmäßige Weise ja nicht in vielen Monaten.

Hauptmann Schroff war ungehalten, daß man dem

Manne das Geld so ohne weiteres ausgehändigt hatte; doch konnte er nichts mehr daran ändern. Er ermahnte Karl wenigstens, er möge keinen Unfug damit anstellen.

Aber der hörte und sah nichts mehr, starrte nur immer die Goldstücke in seiner Hand an. — War das ein Glück! Er vermochte es kaum zu fassen.

Die Jagd ging weiter. Karl Büttner wurde jetzt auch von den Treibern ganz besonders beachtet. Er hatte selbst keine Schnapsflasche mitgebracht; dafür beeilten sich die anderen, ihm ihre „Neegen" anzubieten. Es war gut für Karl, daß die Dämmerung herankam und damit das Ende der Jagd, denn er war so berauscht, daß er sich kaum noch auf den Füßen zu erhalten vermochte.

Es gehörte nicht viel dazu, um Karl betrunken zu machen. Heute hatte das ungewöhnliche Glück, das ihm so unversehens in den Schoß gefallen war, dazu beigetragen, ihn zu berauschen. In der seligsten Laune trat er mit den anderen Treibern den Heimweg an.

Als man an einem Gasthof vorüber kam, hieß es: Büttnerkarl müsse etwas zum besten geben. Karl zögerte. Eine Stimme warnte ihn, die Gaststube zu betreten. Er sehnte sich eigentlich nach Haus, um seiner Frau das Geld auf den Tisch zu legen. Was die für Augen machen würde!

Therese hatte ihn zwar in der letzten Zeit schlechter denn je behandelt; dumm und faul und einen Freßsack hatte sie ihn genannt, der nichts weiter könne als fressen, saufen und sie belästigen. — Nun wollte er ihr's mal zeigen! Er konnte doch noch was anderes! So viel Geld, wie er heute mitbrachte, hatte sie wahrscheinlich noch niemals beisammen gesehen. Es drängte ihn, zu

Theresen zurückzukehren, an deren Überraschung er sich weiden wollte.

Aber die anderen setzten ihm zu. Da waren verschiedene lustige Brüder darunter, die er gut leiden mochte. Man warf ihm vor, er sei ein Geizkragen. Mit einer ganzen Tasche voll Gold wolle er nicht mal ein paar Groschen für Branntwein springen lassen, das sei einfach ruppig. Karl glaubte, diesen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen zu dürfen; er trat in die Schenkstube, schlug auf den Tisch und verlangte Korn für die ganze Gesellschaft.

Als er nach einigen Stunden die Schenke verließ, war Karl zwölf Mark losgeworden. Er war schwer betrunken, lallte und heulte wie ein Kind. Von zwei Leuten mußte er geführt werden, die ihn bis nach Wörmsbach vor sein Haus brachten. Die beiden Führer klopften an die Haustür, bis Therese den Kopf zum Fenster hinaussteckte und ärgerlich fragte: wer da sei. Die Männer setzten den Besinnungslosen auf die Türschwelle und entfernten sich schnell. Sie verspürten nicht die geringste Lust nach einem Zusammentreffen mit der bösen Sieben.

Therese schleifte den Betrunkenen ins Zimmer. Sie war außer sich. Nun fing Karl noch an, zu saufen. Das hatte wirklich gefehlt zu allem Unglück!

Sie entkleidete ihn, um ihn ins Bett zu schaffen. Als sie ihm die Beinkleider herunterzog, hörte sie ein Klirren und Klappern. Sie untersuchte die Taschen. Dabei fiel ihr das Geld in die Hände. Sie suchte alles zusammen, legte es auf den Tisch und zählte hundertundachtundzwanzig Mark.

Zunächst war Therese erschrocken. Wie kam Karl zu dem Gelde? —

Sie schrie ihn an, er solle ihr antworten. Er hatte nur ein unverständliches Grunzen. Noch einmal zählte sie das Geld durch; es blieb dabei.

Einstweilen mußte sie sich damit beruhigen, bis er nüchtern sein würde.

Ob er's gefunden hatte? — Daß er es verdient habe, war nicht anzunehmen. Oder war es geschenkt? — geborgt? — oder ... Nein! Das war undenkbar! Anders als ehrlich hatte sie ihn nie gekannt.

Auf alle Fälle mußte so viel Geld gut aufgehoben werden! Therese dachte lange nach über einen sicheren Ort. Dann fiel ihr etwas ein: am Ofen war eine Kachel locker geworden, man konnte sie herausnehmen und wieder hineinsetzen; das hatte sie neulich entdeckt. Dort würde schwerlich jemand suchen. — Sie stieg auf einen Stuhl, hob die Kachel aus, legte das Geld sorgfältig eingewickelt in das Loch und setzte die Kachel wieder an ihre Stelle.

Karl erwachte erst im Laufe des Vormittags von seinem schweren Rausche. Noch länger als gewöhnlich brauchte er heute zum Überlegen. Wo war er gestern gewesen? was war ihm zugestoßen? wie war er nach Haus gekommen? — Er sann und sann. Die letzte feststehende Tatsache, die aus dem Nebel auftauchte, war die Jagd. Nach und nach kamen ihm einzelne Momente ins Gedächtnis zurück: das Frühstück, als ein besonderer Lichtpunkt, der Major und damit das Geldgeschenk.

Hatte er das alles etwa geträumt? — Aber er glaubte sich noch ganz genau der einzelnen Geldstücke zu entsinnen; er hatte sie ja in seiner Hand gefühlt. Es fiel ihm auch ein, daß er sie in seinen Tabaksbeutel getan und in die Tasche gesteckt habe.

Er griff nach seinen Hosen, sie lagen mit seinen übrigen Sachen am Bette. Der Beutel war da, auch ein Rest von Tabak darin, aber das Geld fehlte!

Therese war inzwischen in Haus und Stall tätig gewesen. Sie tat die Arbeit für zweie. Erst hatte sie Karls Kleider gereinigt, die Kinder versorgt und schließlich das Vieh gefüttert.

Sie besaßen zwei Ziegen, außerdem standen ein paar Kühe im Stalle. Harrassowitz hatte sie eingestellt, damit sie für den Fleischer fett gemacht werden sollten. Wahrscheinlich hatte Sam die Tiere zum Pfande für eine Schuld angenommen; nun ließ er sie hier mästen.

Nachdem Therese noch eine Karre mit Krautblättern für das Vieh hereingebracht, wollte sie daran gehen, das Mittagbrot anzusetzen. Als sie in das große Zimmer trat, hörte sie nebenan in der Kammer schluchzen. Sie riß die Tür auf; da saß Karl auf seinem Bette, halb angezogen, und heulte.

Therese stemmte die Hände auf die Hüften und wollte eben anfangen, loszuwettern. War der Mensch denn verrückt geworden? Da saß er und plärrte wie ein kleiner Junge! —

Auf einmal aber mußte sie lachen. Er sah zu dumm aus mit seinem roten Kopfe, dem offenen Hemde, aus dem die haarige Brust hervorsah, wie er so auf der Bettkante saß, der große Kerl, und mit schief verzogenem Munde die Tränen laufen ließ. Dazu barmte er: „Mei Geld! mei Geld! Se han mersch gestohlen!"

Therese trat an ihn heran, stieß ihn nicht gerade sanft gegen die Schulter. „Dummer Kerl! her uff, zu natschen!"

Karl sah sie unverständig an. „Ich hatt' se dohie in Tabaksbeitel, ane ganze Hanfel Goldsticke. Nu sen

se weg! Die schlachten Karlen han's genummen!" Er wollte von neuem aufheulen.

„Halt's Maul! Dei Geld is gutt uffgehoben."

„Soi mer ack, wu's is?"

Therese antwortete nicht auf seine Frage. Nach einiger Zeit meinte sie: „Soi du mer lieber, wie's du zu suvills Geld gekummen bist?"

Karl erzählte ihr darauf mit vielen Wiederholungen und Unterbrechungen den Verlauf des gestrigen Tages. Von dem Augenblicke an freilich, wo er zum zweiten Male Schnaps für die ganze Gesellschaft bestellt hatte, konnte er sich auf nichts mehr besinnen.

Therese ärgerte sich, daß so viel von der Summe bereits draufgegangen war. Nun war sie erst recht entschlossen, ihn nicht wissen zu lassen, wo das übrige sich befinde; sonst würde das am Ende auch desselben Weges gehen.

Sie war längst mit sich im reinen, was von dem Gelde angeschafft werden solle: ein paar Ferkel zur Mast, für die Kinder neue Kleider; die liefen in Lumpen herum, daß es eine Schande war. Dieser Geldsegen kam ihr wie gerufen ins Haus.

Als Karl in Erfahrung gebracht hatte, daß sie das Geld an sich genommen, verlangte er Herausgabe. Sie fuhr ihn an, er sollte aufstehen und machen, daß er zur Arbeit komme, alles andere werde sich später finden.

Karl war zu schwach, um seinem Willen Geltung zu verschaffen. Hände und Knie zitterten ihm. Er mußte froh sein, daß Therese ihm etwas zu essen vorsetzte. Nachdem er gegessen, saß er am Tische und brütete. Sein Geld wollte er wieder haben! Ihm war es geschenkt, folglich war es sein, und sie hatte kein Recht darauf! —

Sie veranlaßte ihn aufzustehen, drückte ihm eine Hacke in die Hand und gab ihm einen Schubkarren mit; er solle Kartoffeln graben gehen auf dem Felde. Karl gehorchte stumm.

Er begann zu hacken, aber bald wurde ihm die Arbeit sauer. Der Rücken schmerzte. Seine Gliedmaßen waren schwer von der nächtlichen Schlemmerei. Ihm war gar nicht wie arbeiten zumute heute. An dem Bummelleben der letzten Tage hatte er Gefallen gefunden; er wollte heute nochmal blaumachen. Wozu nutzte das schlechte Leben! Besaß er denn nicht außerdem jetzt einen ganzen Haufen Geld, wenn Therese 's ihm auch nicht herausrücken wollte. Sein war's doch! Mochte die sich ihre Kartoffeln selber ausmachen!

Er warf die Hacke in den Karren, wandte dem Felde den Rücken und ging querfeldein auf Saland zu. Dort war heute gewiß wieder was Extraes los.

Als er an den herrschaftlichen Parke kam, traf er eine Anzahl Leute, die gleich ihm das Hochzeitsfest der Komtesse zum Vorwande nahmen, nichts zu tun und, auf Außergewöhnliches erpicht, in der Nähe des Schlosses umherlungerten. Auch einige von Karls Saufbrüdern von der vorigen Nacht waren darunter. Sie begrüßten ihn mit Hallo, schlossen sich ihm an in der Annahme, daß er Geld bei sich habe.

Dann traten Männer mit Soldatenmützen und Denkmünzen auf. Einer von ihnen fragte Karl Büttner, ob er sich nicht am Fackelzuge beteiligen werde. Karl hatte davon noch nichts gehört. Man erklärte ihm, die Militärvereine der Umgegend würden dem Brautpaare abends einen Fackelzug bringen. Karl, aufgefordert mitzumachen, sagte nicht nein!

Die Fackelträger stellten sich in einer entlegenen

Ecke des Parkes auf. Der Ehrenvorsitzende des Kriegerbundes, Hauptmann Schroff, ordnete den Zug. Karl bekam eine Fackel in die Hand gedrückt. Es solle am Schlosse vorübergezogen werden, hieß es.

Der ganze Bau war bis zum dritten Stockwerk hinauf taghell erleuchtet. Mächtige Holzstöße brannten zu beiden Seiten. In Pfannen und Becken loderte Pech. Die mächtige Fassade, der klobige Eckturm, die Fensterreihen und Erker lagen in rote Glut getaucht. Das Ganze schien eine große Feuersbrunst und war doch nur ein Freudenspiel. Nun brach der Fackelzug aus den Gebüschen und Baumgruppen des Parkes hervor; wie eine feurige Schlange näherte sich's dem Schlosse.

Von der breiten steinernen Freitreppe, die vom erhöhten Parterre des Schlosses in den Park hinabführte, sah die Hochzeitsgesellschaft dem Schauspiele zu: Herren mit Epauletten und Ordenssternen, Damen mit Spitzen, Brillanten, weißen Pelzkragen und Mantillen. Greise Häupter, liebliche Mädchengesichter! Ein Flor von hellen, duftigen Toiletten! Dazwischen der Ernst des Frackes und das Blitzen der Uniformen. —

Karl war es, als träumte er. Wie eine Erscheinung aus anderer Welt, ein Wunder, nie gesehen, von ungeahntem, unbegreiflichem Glanz, stand dieses Bild auf einmal vor den erstaunten Augen des Dorfkindes. Als wär ein Vorhang weggerissen, und er dürfe einen Blick tun in den Himmel, war ihm zumute. Er konnte nur starren und starren. Das Bild stand da, lebendig, in taghellen Beleuchtung; ringsherum war Nacht.

Der Zug machte Halt. Jemand sprach. Der Bräutigam verneigte sich und schüttelte einigen Deputierten die Hände. Die Braut winkte mit ihrem

weißen Arme. Dann schrie eine Stimme: „Hoch!“ Hunderte fielen ein und schwenkten die Hüte. Karl schrie aus Leibeskräften mit. Ihn hatte es auf einmal wie Begeisterung erfaßt. Feierlich war ihm zumute; er mußte gegen das Weinen ankämpfen. Kommandoruf! Die Spitze setzte sich in Bewegung. Die einzelnen Rotten marschierten im Gleichtritt vorüber, den Kopf stramm nach rechts gewandt wie bei der Parade. Noch einmal sah Karl das Bild, jetzt zum Greifen nahe. Die einzelnen Gesichter ganz deutlich, den bloßen Arm einer Dame, die Bärte der Männer. Wie sie dastanden, lächelten, sich unterhielten, kaum zu ihnen hinabblickten.

Dann war der Traum vorüber, der Vorhang wieder gefallen. —

Der Zug marschierte um das Schloß herum, über die steinerne Brücke, bog von hinten in den Schloßhof ein. Die Fackeln wurden in den Wallgraben zusammengeworfen.

Auch in dem steingepflasterten Schloßhofe brannten Pechpfannen und Holzstöße. Tische und Bänke waren hier in langen Reihen aufgestellt. Der Graf ließ die Fackelträger bewirten.

Karl war bereits berauscht, nur vom Sehen. Nun hätten die größten Wunder geschehen können, es hätte ihn nicht sonderlich in Erstaunen gesetzt.

Sie bekamen zu essen: Braten, dazu wurde Wein kredenzt. Karl dachte bei sich, so ungefähr müsse es im Himmel zugehen. —

Ein Mann mit einem Jägerhute auf dem Kopfe und einer breiten, farbigen Schärpe um den Leib hielt eine Ansprache an die „Kameraden“. Andere Reden, Hochs und Hurras folgten. Später erschien der Graf, gefolgt von Offizieren und Herren mit Ordenssternen.

Der Schloßherr sprach einige Worte des Dankes. Wiederum Hochs und Hurras und noch mehr Wein.

Karl hatte nur noch das Gefühl unaussprechlich seligen Wohlbehagens. So etwas hatte er noch nie erlebt und würde er nie wieder erleben.

Von da ab kam er nur noch augenblicksweise zum Bewußtsein. Auf einmal stand er mit anderen Leuten zusammen im Parke vor der steinernen Freitreppe, die jetzt leer war. Die hohen Fenster des ersten Stockes waren erleuchtet. Man hörte Musik von drinnen. An den Fenstern vorüber huschten Schatten; sie tanzten.

Nun saß er auf einmal in einem rauchigen Zimmer. Vor Tabaksqualm vermochte er seinen Nachbarn kaum zu erkennen. Auf dem Holztische vor ihm stand ein Schnapsglas, daneben ein Fläschchen. Rings um ihn her Gesichter, und vor jedem eben solch ein Gläschen und Fläschchen. „Büttner bezahlt de Zeche, der hat's gruße Gald," hieß es. „Ich — ich — ha nischt ne mih, de Frau hat's!" Ein lautes Gelächter erscholl.

Karl stand auf, schlug auf den Tisch und wollte den Freunden erzählen, wie ihn Therese um sein Geld gebracht hätte; da schwanden ihm die Sinne, er stürzte hin.

Als er erwachte, lag er im Straßengraben, über und über mit Tau bedeckt. Am Himmel zeigten sich rötliche Streifen. War es Abend oder Morgen? Er befühlte seine Glieder. Der Kopf schmerzte ihm.

Einige Zeit darauf befand sich Karl Büttner auf dem Weg nach Haus. Die Mütze fehlte ihm, er hinkte, über die Backe lief ihm eine blutunterlaufene Strieme. So humpelte er weiter, die Zähne aufeinandergebissen, die Fäuste geballt. Sein Hirn war noch umnebelt; kaum daß er begriff, wo er sei.

Aber er hatte einen Gedanken, der sich seines ge-

samten Sinnens und Denkens bemächtigt hatte, ein Ziel, auf das er mit der stieren Wut des Betrunkenen losging: sein Geld!

Er wollte das Geld zurückhaben. Seine Frau hatte es ihm weggenommen. Es gehörte ihm. Heraus damit!

So kam er mit blutunterlaufenen Augen heran. Er schwankte und turkelte, aber er näherte sich seinem Ziele.

Es war bereits heller Tag, als er vor das Haus kam. Die Tür war verschlossen. Er donnerte mit schwerer Faust dagegen. Therese steckte den Kopf zum Fenster hinaus. „Bist de's? — Schwein!" Damit warf sie den Flügel wieder zu. Er lehnte da eine ganze Weile, rüttelte an der Tür, brüllte um Einlaß.

Endlich öffnete sie. Er stürzte ihr halb in die Arme. Sie fing seine schwere Last auf, bewahrte ihn so vor sicherem Sturze. „Wo hast de gesteckt de ganze Nacht? — De stinkst nach Schnapse!" Damit stieß sie ihn durch den Gang vor sich her. Er strebte, die Tür zum großen Zimmer zu gewinnen. „Nich hiernei giehst de! Daß d'ch de Kinder sahn, besuffen, wie's de bist!"

Sie wollte ihn in die Kammer stoßen, aber er stemmte sich zwischen die Türpfosten. Es entstand ein Ringen zwischen den Ehegatten. Sie glaubte, seiner leicht Herr werden zu können wie bereits manch liebes Mal in früherer Zeit; sich zur Wehr zu setzen, hatte er noch nie gewagt.

Aber sie fand einen ganz anderen in ihm heute. Er drang auf sie ein. Den wuchtigen Hieben seiner schweren Fäuste vermochte sie nicht standzuhalten. Sie versuchte loszukommen von ihm, er hielt sie wie in eiserner Umklammerung. Sie schrie und wehrte sich wie eine Verzweifelte. Aber es gab kein Entkommen. Er hielt sie mit einer Hand und gebrauchte die andere

wie einen Hammer. „Mei Geld!“ gröhlte er zwischen den einzelnen Schlägen: „Mei Geld! Gib mei Geld raus?“

„'s Geld kriegst de ne!“ sagte sie mit weißem Gesicht.

Der Kampf ging weiter. Therese war keine schwächliche Frau; sie brachte ihn mehrfach zum Wanken. Aber gegen seine ungeschlachten Kräfte konnte sie auf die Dauer doch nichts ausrichten.

Karl Büttner glich einem wilden Tiere in seiner Wut. Niemand hatte ihn je so gesehen: das Gesicht gänzlich verzerrt, mit geiferndem Mund und funkelnden Augen. Das war nicht mehr der vom Vater ererbte trotzige Bauerngrimm — zum Tiere war der alte Traugott Büttner nie geworden, auch im Zorne nicht. — Das mußte von weiterher kommen. Zurückgedämmte Wildheit brach hier durch, niedere Triebe stiegen aus einem dunklen, langverdeckten Abgrunde ursprünglicher Verwilderung auf. —

Therese hielt sich tapfer. Bleich wie Leinewand, stöhnte sie mit versagender Stimme: „'s Geld kriegst de ne! Und wenn de mich tutschlägst!“

Er raufte ihr das Haar, riß ihr die Kleider in Stücke. Dann faßte er sie plötzlich mit beiden Armen um den Leib, hob sie aus und warf sie zu Boden wie ein Bündel. Er stolperte dabei, fiel über sie hin, lag auf ihr und schrie ihr ins Ohr: „Mei Geld! gibst de mei Geld raus?“

Sie lag da mit geschlossenen Augen. Schon griff er nach ihrem Hals, um die Ohnmächtige zu würgen, als er sah, daß Blut unter dem Haar hervordrang: ein dünner, roter Faden, der über die Stirn, an der Nase hin, nach dem Munde zueilte.

Da hielt er inne; hiervor erschrak selbst die bestia-

lische Wut. Er erhob sich, betrachtete sie. Die Frau sah schrecklich aus mit ihrem zerfetzten Haar und dem entblößten Busen.

Er zog sich unwillkürlich vor dem zurück, was er angerichtet hatte. Ihm ward schwül; die Beine versagten ihm plötzlich den Dienst. Er schlug auf das Bett hin. In wenigen Minuten schnarchte er, die Glieder weit von sich streckend.

Nach einer Weile fing Therese an, sich zu regen. Sie öffnete die Augen, bewegte die Arme, richtete sich mühsam auf. Nach dem Kopfe tastend, entdeckte sie das Blut. Sie wischte es ab, so gut sie konnte.

Dann erhob sie sich ganz, befühlte ihre Gliedmaßen. Sie konnte noch stehen und gehen, wenn auch mit argen Schmerzen.

Nebenan heulten die Kinder. Therese öffnete die Tür zur Hälfte und rief ihnen zu: Sie sollten stille sein, gleich würde sie kommen.

Dann fiel ihr Blick auf den schlafenden Karl. Der Kopf war ihm über die Bettlehne gesunken. Sein Gesicht war bereits blaurot. Er röchelte.

Sie betrachtete ihn einen Augenblick, dann griff sie unwillkürlich zu, um ihn aus der gefährlichen Lage zu befreien. Sie hob seinen schweren Kopf und schob ihm ein Kissen unter. Nicht gerade mit zarter Hand, aber doch in sorgender Frauenweise tat sie das.

Dann untersuchte sie ihren Leib und ihre Kleidung. Beschunden war sie und zerfetzt, ein ganzes Büschel Haare hatte er ihr ausgerauft, aber totgeschlagen hatte er sie doch nicht.

Und das Geld hatte er auch nicht und sollte es auch nicht bekommen; nun erst recht nicht!

Ein Lächeln des Triumphes flog über das Gesicht des tapferen Weibes.

VII.

Die Herbstarbeiten hatten für die Sachsengänger angefangen: Kartoffelhacken und Rübenroden. Der Oktober war feucht gewesen. Der schwere Boden hatte sich vollgesogen mit Nässe, die Ackerscholle war zäh und klebrig.

Rübenroden ist schwere Arbeit. Sie hatten sich dazu in Gruppen geteilt. Ein Mann ging an der Spitze, um die Erde mit dem Spaten zu lockern. Das ihm zunächst folgende Mädchen zog mit jeder Hand eine Rübe und klopfte sie gegeneinander, bis sie von Erde befreit waren. Die nachfolgenden Mädchen schlugen dann den Rüben mit dem Hackmesser die Blätter ab.

Diese Arbeit mußte äußerst sauber geliefert werden. Der Inspektor kam häufig und kontrollierte. Gustav hatte seine liebe Not mit den Mädchen, die oft genug Erdreste an den Runkeln sitzen ließen und zu viel oder auch zu wenig von dem grünen Kopfe der Rübe abschlugen.

Im Hintergrunde drohte die Fabrik, die nur allzu schnell mit der Klage über mangelhafte Lieferung da war. Der Besitzer machte dann dem Inspektor Vorwürfe, der nahm den Aufseher vor, der Aufseher schließlich schalt die Arbeiter. Und so kam das Ungewitter im Instanzenwege endlich bis zu den armen Runkelmädchen, über deren Häuptern es sich grollend entlud.

Abends kehrte man todmüde von der anstrengenden Arbeit in die Kasernen zurück, durchnäßt, mit beschmutzten Kleidern. An den Stiefeln und Röcken klebte das Erd-

reich. Selbst die ordentlichsten Mädchen konnten jetzt nicht mehr reinlich zur Arbeit antreten.

Es hatte sich der geplagten Menschenkinder eine große Sehnsucht nach der Heimat bemächtigt. Man setzte dem Aufseher zu, daß er um baldige Entlassung aus dem Dienst einkommen solle.

Im Kontrakte war ein Termin nicht genannt; es stand darin nur, daß die Wanderarbeiter bis zur Beendigung der Rübenernte zu bleiben hätten.

Die Ausbeute war in diesem Jahre reichlich gewesen: die Köpfe groß und schwer; die Pflanzen hatten nur wenig durch Auswachsen und Faulwerden gelitten. Das Gut mußte laut Kontrakt ein bestimmtes Quantum Rüben an die Fabrik liefern. Diese Bedingung war erfüllt. Der Rest der Rübenernte sollte eingemietet werden. Hierzu waren die Weiber nicht nötig; das Bewerfen der Rübenmieten mit Erde besorgten besser starke Männerhände.

Der Inspektor erklärte auf Gustavs Ansuchen, sie zu entlassen: Herr Hallstädt gestatte den Mädchen heimzukehren, die Männer jedoch müßten bleiben, bis die letzte Rübe eingemietet sei.

Gleichzeitig wurde von seiten der Gutsverwaltung der Versuch gemacht, Gustav mit seinen Leuten für den nächsten Sommer anzuwerben. Der Inspektor ließ sich zu leutseligem Wesen herab, als er mit diesem Ansinnen kam. Statt des hochfahrenden Vorgesetztentones, den er bisher den Wanderarbeitern gegenüber gehabt, schlug er auf einmal mildere Weisen an, suchte sich dem Aufseher gegenüber als Kamerad aufzuspielen.

Aber bei Gustav verfingen diese Künste nicht. Er hatte das zweideutige Verhalten des Mannes, der sich jetzt als Arbeiterfreund gab, von der Ausstandszeit her

noch zu gut im Gedächtnis; auch wünschte er sich keinen zweiten Sommer wie diesen. Er lehnte daher das Anerbieten rundweg ab.

So reisten denn die Mädchen in ihre Heimat zurück. Gustav ließ seine Frau und den Jungen mit ihnen fahren. Pauline hatte sich in der letzten Zeit todunglücklich gefühlt. Die Häuslichkeit fehlte ihrem Ordnung und Ruhe bedürftigen Sinn. Sie sehnte sich nach der Mutter und ihrem kleinen Häuschen in Halbenau zurück. Manche Träne hatte sie heimlich verschluckt, um Gustav nicht durch ihr Leid noch trüber zu stimmen.

Ernestine war leichten Herzens. Unter allen Mädchen hatte sie am meisten zurückgelegt vom Verdienst. Was sie mit Häschke verabredet habe, erfuhr niemand; aber es war anzunehmen, daß sie einig seien. Er hatte ihr seine Ersparnisse übergeben als eine Art von Unterpfand, daß er sie nicht sitzen lassen werde. Man munkelte, er wolle zunächst in seine Heimat zurückkehren, um sich dort nach festem Erwerb umzusehen, dann würde er Ernestinen nachholen und Hochzeit mit ihr machen.

Das andere Liebespaar machte es ähnlich. Fumfack wollte nach beendeter Rübenarbeit wieder zu seinem Schmiedegewerbe zurückkehren. Mit dem von ihm und seiner Braut verdienten Gelde hatte er vor, sich selbständig zu machen. Dann sollte geheiratet werden.

Von der ganzen Gesellschaft blieb nur einer im Westen zurück, das war Welke, der ehemalige Stallbursche. Der hatte eine Stelle als Kutscher bei einem Fabrikanten der Nachbarschaft angenommen.

Die vier Männer arbeiteten noch ihre Aufgabe ab. Endlich war die letzte Schaufel Erde auf die große Rübenmiete geworfen. Nun konnten auch sie reisen.

Gustav hatte zum Schluß noch eine häßliche Aus-

einandersetzung mit dem Inspektor. Die Gratifikation, welche ihm im Frühjahr in Aussicht gestellt worden war, sollte ihm jetzt vorenthalten werden. Und in seinem Kontrakte stand doch, er solle eine Extravergütung erhalten, falls man mit den Leistungen seiner Leute zufrieden sein würde! — Nun war es außer allem Zweifel, daß diese Gruppe mehr und besser gearbeitet hatte als irgendeine andere. Aber jetzt, wo Gustav erklärt hatte, daß er im nächsten Jahre nicht wiederkommen würde, gab man ihm zu verstehen: man habe keinen Anlaß, ihm die Gratifikation auszuzahlen.

Gustav war empört über diese Ungerechtigkeit. Er verlangte, mit Herrn Hallstädt persönlich zu sprechen. Aber auch jetzt noch wurde der Gutsherr wie ein Gott hinter Wolken gehalten; Herr Hallstädt sei nach dem Süden verreist, hieß es.

Das war Wasser auf Häschkes Mühle. Längst hatte er gewarnt, Gustav solle sich vorsehen. Aber der war natürlich wieder der Dumme gewesen in seinem Vertrauen auf die Großen. Nun hatten sie ihn doch übers Ohr gehauen. So waren die Reichen ja alle! Wenn sie einem armen Luder das Fell über die Ohren ziehen konnten, das war ihnen ein wahrer Hochgenuß!

Gustav hatte früher auf Häschkes Brandreden nichts gegeben. Wenn er ihn dergleichen in Gegenwart der anderen äußern hörte, hatte er ihm wohl das Maul verboten. Jetzt sagte er nichts. Der Gedanke kam ihm, daß Häschkekarl vielleicht nicht so unrecht habe.

* * *

Häschke hatte schon immer auf Gustav eingeredet, er müsse ihn auf der Heimatreise begleiten. Vielleicht gefalle es ihm dort, und sie fänden ein gemeinsames

Unterkommen für die Zukunft. Häschke hatte sich, seit Gustav um sein Verhältnis zu Ernestine wußte, unwillkürlich vertraulicher zu ihm gestellt; er nannte Gustav neuerdings „Schwager", und der hatte sich nicht dagegen gesträubt.

Gustav ging schließlich auf Häschkes Plan ein. Warum sollte er den Umweg nicht machen? Er bekam auf diese Weise ein Stück Welt zu sehen, vielleicht fand er sein Glück dabei. Die Zukunft war ja immer noch ungewiß für ihn.

Er schickte sein Geld und die überflüssigen Kleidungsstücke an Pauline nach Halbenau, behielt sich nur so viel, daß er ungefähr vierzehn Tage lang damit auskommen konnte. Dann verschafften sich die beiden ihre Arbeitszeugnisse und ließen sich ihre sonstigen Papiere von der Behörde abstempeln. Denn die Hauptsache beim Reisen sei, daß man die „Flebben" in Ordnung habe, erklärte der in solchen Dingen erfahrene Häschke.

So machten sie sich eines Tages im Anfang November auf die Reise, den „Berliner" auf dem Rücken und den „Stenz" in der Hand, als echte und rechte Wanderburschen. Ein paar Tage marschierten sie auf der großen Landstraße. Des Nachts schliefen sie in der „Katschemne", die Häschke, der diese Fahrt schon einmal „abgetippelt" hatte, genau kannte. Da sie „Asche" hatten, gab der „Penne-Boos" auch gerne eine „Hulke", daß sie nicht „Bankarbeit machen" mußten, wie die Kunden das Schlafen auf der Diele bezeichnen. Die Herbergen zur Heimat vermied Häschke, denn dort war es langweilig, da wurde des Morgens und Abends gebetet, und „Soruff" bekam man nicht einmal, wenn man ihn bezahlte. Da zog er sich die Katschemnen oder wilden Pennen vor, dort gab es immer was

zu sehen und zu hören und Schnaps so viel man wollte.

Dann trat schlechtes Wetter ein. Häschke schlug daher vor, „mit dem Feurigen zu walzen“, um seine Kleider zu schonen. Sie wandten sich der nächsten Eisenbahnstation zu und lösten sich Billetts dritter Klasse auf Häschkes Rat. In der vierten reiste jetzt wieder allerhand Gesindel, Polacken und Russen, nach der Heimat zurück, und da konnte man am Ende gar „Barach“ auflesen.

Häschkekarl war in prächtiger Laune. Die Erinnerung an die alte Stromerherrlichkeit war neu in ihm erwacht. „Fremd machen“, wie er das Feiern von der Arbeit nannte, und so dritter Güte durch die Welt kutschieren, das war etwas für seinen leichten Sinn. Und dazu noch das Bewußtsein, einen ganzen Sommer durch bei einer Arbeit und bei einem Mädel ausgehalten zu haben, das hob sein Selbstbewußtsein mächtig. Sie waren ein Paar rechte Kerle, er und Gustav. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie zusammen sich nicht durch die Welt finden sollten!

Das nächste Ziel ihrer Reise war eine große Handels- und Industriestadt im Königreich Sachsen. Mit einer gewissen Wichtigtuerei deutete Häschke seinem Wandergenossen an, daß er dort Freunde habe. Gustav irrte nicht in der Annahme, daß er damit Parteigenossen meine.

Häschkes politische Gesinnung war Gustav schon lange verdächtig gewesen. Einmal hatte er ihn direkt zur Rede gestellt: er sei doch nicht etwa ein „Roter“? Häschkekarl hatte darauf vielsagend gelächelt und vor sich hingepfiffen. Die Roten seien gar nicht so schlecht, war seine endliche Erklärung, die wollten nur das Beste

der Menschen. Und gelegentlich hatte er versucht, dem Freunde ein kleines gelbes Büchlein in die Hand zu drücken; da werde er alles drinnen finden, was man wissen müsse, meinte er, das sei besser als der Katechismus.

Aber Gustav hatte diesen Versuch, seine Gesinnung zu verderben, mit Entrüstung zurückgewiesen. Von der Kanzel herab und von den Vorgesetzten war ihm eingeprägt worden, daß es nichts Gefährlicheres gebe auf der Welt und nichts Verabscheuungswürdigeres als jene Partei, die alle göttliche und menschliche Ordnung umstürzen wolle. Vom Elternhause her brachte er zudem einen Abscheu mit gegen alles, was Politik hieß. Der alte Büttnerbauer hielt keine Zeitung und war nie in seinem Leben zur Wahlurne gegangen. Gustav war darin echter Bauer geblieben, daß er alles Parteiwesen verachtete und verabscheute.

Seit er im vorigen Frühjahr die Heimat verlassen, hatte sich seine Anschauung auch hierin verändert.

Im Westen hatte er eine gänzlich neue Wirtschaftsweise kennen gelernt, leichtere, bequemere Lebensführung, ganz andere Arbeitsbedingungen als daheim in dem abgelegenen Dörfchen. Das Verhältnis des Gesindes zur Herrschaft, des Arbeiters zum Arbeitgeber, war hier ein viel loseres. Die Arbeitskraft schien eine Ware. Das Geld bildete die einzige Beziehung zwischen Herr und Knecht. Die Maschine besorgte vieles, wozu man daheim viele Hände brauchte. Der Grundbesitzer stand kaum noch in einem persönlichen Verhältnis zu seinem Boden; Landmann konnte man ihn nicht mehr nennen. Er war mehr mit einem Kaufmann oder Unternehmer zu vergleichen; vom wirklichen Ackerbau verstand er vielleicht gar nichts. Die Bodenarbeit überließ er den fremden Arbeitern, die von Beamten be-

wacht wurden. Der Grundbesitzer schien hier kaum noch eine Person; hinter ihm standen andere Mächte: die Fabrik, die Aktie, das Kapital, die zwischen den Besitzer und sein Stück Erde traten.

Und in eine ganz andere Welt wiederum hatte Gustav Einblick gewonnen während der Tage, die er mit Häschke auf der Walze gewesen. Da hatte er den fünften Stand kennen gelernt, das unheimliche Heer der Obdachlosen, der Ausgestoßenen, der Verkommenen, die hinter der bürgerlichen Gesellschaft als ein neuer Stand heranrücken. In eine eigenartige Welt hatte er da geblickt. Diese Menschenklasse, auf die der Bauernsohn als auf Landstreicher und Verbrecher herabgeblickt hatte, waren eine Zunft für sich, besaßen ihre eigene Sprache, ihre Gebräuche, ihre Standesehre sogar.

Und wo stammten die meisten von ihnen her? Von bäuerlichen Vorfahren. Das Land war ihre Wiege gewesen. Die Männer, die im Anfange des Jahrhunderts dem deutschen Bauern die Freiheit schenkten, hatten wohl nicht gedacht, daß die Enkel des seßhaftesten Standes nach wenigen Generationen die Landstraße bevölkern würden. Die Gabe der Freizügigkeit waren für viele das gewesen, was ein starker Luftzug für einen schwächlichen Körper ist. Freiheit hatten diese Unglücklichen nur allzuviel; sie waren vogelfrei. Losgerissenen Blättern glichen sie, die verloren umhergewirbelt werden. Trümmerstücke der modernen Gesellschaft! Treibendes Holz auf den Wogen des Wirtschaftslebens! Entwurzelt, ausgerodet aus dem Heimatsboden und nun unfähig, irgendwo neue Wurzeln zu treiben.

Nicht alle waren verdorbene Landleute. Jeder Stand hatte seinen Tribut an die Landstraße gezahlt.

Brotlose Fabrikarbeiter, heruntergekommene Kaufleute, stellenlose Beamte, entlassene Sträflinge, Bettler von Profession, Arbeitsscheue, Invaliden, fahrende Künstler. — Die wenigsten waren zünftige Handwerksburschen, wie sie in früherer Zeit durch das Land reisten von Meister zu Meister, um ein Stück Welt zu sehen und ihre Fertigkeit zu vermehren. Nicht die Arbeitslust, die Not hatte diese hier auf die Straße getrieben.

Allen war das eine gemeinsam: die Heimatlosigkeit. Von der Scholle waren sie getrennt, deren mütterlich nährende Kraft nichts ersetzen kann. Das waren die wirklich Enterbten, denn sie hatten nicht, worauf jeder von Geburts wegen Anspruch hat, ein Stück Erde, darauf er seine Füße ausruhen, auf dem er leben und sterben darf. —

In den Pennen hatte Gustav Reden mit angehört und Dinge gesehen, die ihm die Haut erschaudern machten, obgleich er vom Dorfe und der Kaserne her doch nicht gerade verwöhnt war.

Unter diesen hier galt kein Gesetz als das der Gaunerei, keine Ehre außer der Vagabundenpfiffigkeit, Genuß und Vorteil waren die einzigen Autoritäten, die anerkannt wurden, Rechtlichkeit und Frömmigkeit wurden verlacht. Wie konnte der auch rechtlich sein, der nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren hatte, wie konnte fromm und gut sein, der, dem Tiere gleich, ohne Gerechtigkeit, ohne Achtung, ohne Liebe war. Die Begriffe von Gut und Böse, von Eigentum, Recht und Ordnung mußten sich verschieben und in ihr Gegenteil verkehren für Existenzen, die in der Luft schwebten, die den Zusammenhang mit ihresgleichen, den Boden unter den Füßen, den Untergrund aller Gesellschaft verloren hatten.

In Gustavs Gemüt hatten die Erlebnisse der letzten Zeit einen unklaren Bodensatz zurückgelassen. Es ging doch ganz anders zu in der Welt, als er sich's früher vorgestellt hatte, ganz anders, als es ihm seine Lehrer und Instruktoren gesagt. Viel Ungerechtigkeit gab es, von der man sich nichts hatte träumen lassen. Die Güter waren sehr ungleich verteilt unter den Menschen.

Wenn sie auf ihrer Wanderung an prächtigen Rittergütern, stattlichen Kirchen, prunkhaften Fabrikantenvillen vorüberkamen, da hatte Häschke wohl mit der Faust hinübergedroht nach jenen stolzen Gebäuden, einen Fluch hervorgestoßen und ausgespuckt.

Gustav hatte ihm darin nicht nachgeahmt. So schnell wollte er nicht den Glauben an jene Autoritäten aufgeben, die sein ganzes bisheriges Leben beherrscht hatten. Aber der Kinderglaube an die weise Einteilung und gerechte Ordnung aller Dinge hatte einen Stoß erlitten. In sein Blut war ein Stoff getragen worden, der, wenn einmal aufgenommen, nicht mehr zu tilgen ist.

Die neuen Ideen hatten noch keine feste Gestalt angenommen bei ihm; er fürchtete sich vor dieser Weltanschauung. Aber er konnte es nicht verhindern, daß sich ihm die Dinge in die Augen drängten, und daß er sich selbst neuerdings auf Gedanken ertappte, die ihm noch vor kurzem verbrecherisch erschienen wären.

* *
*

Gustav und Häschke fuhren in die Stadt ein. Schon lange hatte man an den vereinzelten Häusern mitten im Felde, den Bauplätzen und halbfertigen Straßenreihen, den Feuermauern, Essen und Etablissements aller Art die Stadt gemerkt. Aus dem Kohlendunst, der, einer düsteren Wolke gleich, am Horizonte

stand, konnte man schließen, daß es ein industrielles Zentrum sei. Sobald man in den mächtigen Bahnhof mit seiner glasbedachten Halle eingefahren war, übernahm Häschke die Führung; er war auf diesem Pflaster wohlbekannt.

Das erste, was er tat, war, sich an einer Straßenecke eine Zeitung mit Wohnungsanzeiger zu kaufen; darin hatte er bald gefunden, was er suchte: „Schlafstellen für Handwerksburschen und Zugereiste noch zu haben bei Müller auf der Feldstraße".

Häschke kannte die Feldstraße nicht. Aber es war erstaunlich, wie er sich durch die große Stadt zum Ziele fand. Ein-, zweimal wurde gefragt — nicht der Polizist, „denn der wird dir bloß grob, wenn du keinen guten Rock anhast!" — erläuterte Häschkekarl.

Bei Müller auf der Feldstraße mußten sie vier Treppen steigen. Der Mann war in der Fabrik, die Frau zeigte die Schlafstellen.

In einer Dachkammer, deren Decke schräg abfiel, standen fünf Betten so eng nebeneinander, daß die hinteren Schlafburschen über die Betten der vorderen steigen mußten. Zwei Betten waren besetzt, „an junge Leute, die auch Arbeit suchen", wie die Frau mit einem Blicke auf die Berliner der beiden sagte; sie hatte die Fremden mit Kennerblick sofort richtig eingeschätzt.

Man mußte, um zu der Dachkammer zu gelangen, durch das Familienzimmer der Vermieter gehen. Zwei nicht gerade saubere Kinder krochen auf der Diele umher, ein anderes lag im Schlafkorb. Die Frau sah leidend aus und abgehärmt.

Häschke fragte nach dem Preis des Bettes. „Zwei Mark die Woche!" lautete die zaghafte Antwort. Häschke meinte, das sei viel, handelte aber nicht. Den

gutmütigen Gesellen dauerte die Frau. Man wurde handelseinig.

Die Wanderburschen legten die „Berliner“ ab und suchten sich fein zu machen; man war ja in der Stadt! Die Wirtin gab dazu ihr eigenes Waschbecken her; auch ein Stück Seife und ein Handtuch fand sich herzu. Man war schnell in gutes Einvernehmen mit der Frau gekommen. Häschke hatte das Wohlgefallen der Mutter durch kleine Späßchen mit den Kindern zu erobern verstanden.

Die beiden verspürten Hunger. Häschke entsann sich einer Kneipe, in der er früher, als er hier als Schlosserlehrling gearbeitet, oft verkehrt hatte. Dort würde man auch allerhand erfahren, was in der Welt vorgehe.

Man befand sich im Fabrik- und Arbeiterviertel der Stadt. Auch jene Kneipe entsprach der Umgebung: nüchtern, einfach, für die Verhältnisse des kleinen Mannes berechnet. Häschke rekognoszierte, ehe man eintrat, das Schild. Es war noch der alte Name; also würde wohl auch der alte Geist hier walten.

Man betrat das Lokal. Häschke gab sich als ein alter Kunde der Wirtschaft zu erkennen. Der Wirt schmunzelte verständnisvoll und erklärte, sich seiner noch ganz gut zu entsinnen.

Während der bestellte Imbiß für die beiden zubereitet wurde, setzte sich der Wirt zu ihnen an den Tisch. Er schien ein geistig reger, gut unterrichteter Mann zu sein. Häschke erfuhr von ihm im Laufe einer Viertelstunde alles, was er wissen wollte.

Die Lage des Arbeitsmarktes war zurzeit eine gedrückte. Für Zugereiste gab es so gut wie gar keine Anstellungsaussichten. Besonders in der Maschinen-

branche, nach der sich Häschke erkundigt hatte, gingen die Geschäfte ganz flau. Die Fabriken arbeiteten nur, um nicht schließen zu müssen. Die großen Unternehmer wollten die Krisis benutzen, sich einer Anzahl Arbeiter zu entledigen und dann die Löhne der übrigen zu drücken. Dazu gab es eine Menge Arbeitsloser, die sich von Tag zu Tag durch Zuzug aus den Kohlenrevieren vermehrten, wo seit einem Monat Streik herrschte. Große Demonstrationen der Arbeitslosen hatten bereits stattgefunden, fast jeden Abend gab es Volksversammlungen; die Polizei hatte zu tun.

Kurz, es ging allerhand Interessantes vor! Der Wirt schmunzelte wiederholt bei seinem Berichte. Ihn erregten diese Dinge durchaus nicht; er fuhr unter allen Umständen gut. Je mehr Unzufriedene, desto stärker der Besuch seines Lokales. —

Alles war hier darauf berechnet, dem Proletarier zu schmeicheln; kein Bourgeoisblatt war zu erblicken, nur Zeitungen einer bestimmten politischen Richtung. Hier bekam Gustav zum ersten Male in seinem Leben Blätter in die Hand, welche er nur aus Verwarnungen der Vorgesetzten dem Namen nach kannte, die er nie anders als mit Abscheu und Entrüstung hatte nennen hören. In einem Kasten unter Glas lagen Parteischriften.

Der Wirt war vertraulicher geworden, sobald er gemerkt, daß er in Häschke einen sicheren Genossen vor sich habe. Gustav hörte mit Staunen der Unterhaltung zu. Noch niemals hatte er so freie Reden gehört. Die urteilten über Personen, Behörden, Einrichtungen, die er für unantastbar gehalten hatte, mit einer Geringschätzung, daß ihm eine Gänsehaut nach der anderen über den Rücken lief. Er verstand nicht alles, was sie

sagten, denn sie brauchten Ausdrücke und Wendungen, die ihm nicht geläufig waren. Noch war ihm alles das neu und unheimlich, und doch zog es ihn an.

Abends ging es in eine Volksversammlung. Gustav hatte noch nie einen so mächtigen Saal gesehen. Der war höchstens zu vergleichen mit der verdeckten Reitbahn in der Kaserne. Der Raum wurde erleuchtet durch einzelne runde Lampen, die, in der Höhe schwebend, das Ganze mit mildem weißlichen Licht übergossen, so hell, daß man jedes einzelne Gesicht bis in die entfernteste Ecke des riesenhaften Raumes erkennen konnte. Tausende waren da versammelt. Man saß an Tischen, hatte sein Glas Bier vor sich stehen. Viele, die keinen Platz zum Sitzen gefunden hatten, stauten sich unter den Galerien, die ebenfalls bis zur dritten Empore mit Menschen gefüllt waren.

Und am unteren Ende des Saales, auf einem erhöhten Platze, wie auf einer freien Bühne, saßen einige Männer, die Einberufer der Versammlung, neben ihnen ein Polizist; die einzige Uniform in der großen, schwarzen Menge.

Gustav verstand nichts von den Vorgängen. Häschke erklärte ihm, daß sie „ein Komitee bildeten“. — Es schienen alles Männer aus dem Volke zu sein, ihrer Sprache und Kleidung nach zu urteilen. Auch der Mann, der jetzt sich zum Worte meldete, war ein Arbeiter, ein „Entlassener und Arbeitsloser“, wie er selbst sagte. Er sprach wohl eine Stunde lang. Die Tausende lauschten seinen Worten mit atemloser Spannung; man konnte nicht andächtiger einer Predigt zuhören. Gustav ward es zumute, als befände er sich in der Kirche.

Da brach die Menge auf einmal in ein Gelächter

aus über eine Bemerkung des Redners; darauf Beifallsrufe aus Hunderten von Kehlen. Von da ab wurde der Vortrag häufig unterbrochen durch Zustimmung. Hin und wieder hörte man auch ein Zischen, aber das wurde sogleich durch verstärktes Bravorufen, Trampeln und Händeklatschen übertäubt. Als der Redner endlich geschlossen hatte, brach ein solcher Lärm los, daß Gustav Schlimmes zu fürchten begann.

Das Tosen legte sich im Nu, als der Vorsitzende sich erhob zu ein paar Worten. „Jetzt hat er die Diskussion eröffnet," erklärte Häschke dem Neuling.

Verschiedene aus der Versammlung traten auf das Podium. Wieder waren es nur ganz einfache Leute. Mancher unter ihnen sah ärmlich aus und herabgekommen. Die meisten erklärten sich als „arbeitslos".

Und wie sprachen diese Männer! — Gustav konnte es gar nicht begreifen. Bettler und Stromer schienen es zu sein, wie er manchen von seines Vaters Tür gewiesen hatte. Und nun mußte er mit Beschämung erkennen, wie ihm diese einfachen Männer überlegen waren. Wie wußten sie die Worte zu setzen, ihren Gedanken Ausdruck zu verleihen!

Sie schilderten ihr Elend, berichteten von den Erfahrungen, die sie in der Fabrik, im Bergwerk, auf der Straße gesammelt hatten. Von der Unbarmherzigkeit der Reichen sprachen sie und der Härte der Arbeitgeber. Dann schilderten sie den Jammer in ihren Familien. Und von diesem düsteren Hintergrund hob sich um so leuchtender ab das Bild der Zukunft: ihre Forderungen, die kühnen Hoffnungen und Erwartungen dessen, was da kommen sollte, der Ausgleich, die Vergeltung, das Glück, das irdische Paradies, welches ihnen prophezeit

worden war von ihren Lehrern, dessen Glanz sich in ihren glühenden Augen spiegelte.

Die Worte dieser Männer griffen Gustav ans Herz. Er fühlte die Not, die sie schilderten, als sei es seine eigene. Er war ganz auf ihrer Seite. Eine Ahnung ging ihm auf von dem, was sie beseelte.

Es war die gemeinsame Sache. Ein Geist, eine Hoffnung, eine Idee sprach aus ihren Blicken, beherrschte ihre Mienen, Bewegungen und Zungen. Eine Idee erfüllte sie, stärkte ihren Mut, entflammte ihre Begeisterung, ihr Hoffen, erhob sie über sich selbst, ließ jeden einzelnen mehr erscheinen, als er war.

Es lag etwas Ansteckendes in dem gleichen Fühlen so vieler; als habe sich der Luft etwas mitgeteilt von dem Empfinden eines jeden Kopfes, das vereinigt wieder zurückwirkte auf den einzelnen. Auch Gustav verspürte diese geheimnisvolle Wirkung des Massengeistes auf sich. Es lebte Großes und Erhebendes in dem Bewußtsein, sich eins zu wissen in Hoffen und Wollen mit Tausenden.

Auch ihn erfaßte die Sehnsucht nach dem, was jene erstrebten, das sich mit Worten kaum ausdrücken ließ, und das doch unausgesprochen aus jedem Auge hier leuchtete. Sie tappten unsicher umher, ihre Worte widersprachen sich; sie widersprachen auch einander gegenseitig in ihren Reden, stammelnd suchten sie nach Ausdrücken, um das zu sagen, was in ihrem Herzen lebte, unklar und verworren, was in jedem dieser Köpfe eine andere Gestalt angenommen. Und doch war etwas Gemeinsames da, das in der Tiefe der Gemüter schlummerte: die Sehnsucht nach dem Glück.

Elend waren sie und verkommen. Die Gegenwart war für sie eine dunkle Höhle, weit abgelegen von aller

Schönheit der Oberwelt. Ihre Augen waren starr auf jenes kleine ferne Loch in der Höhe gerichtet, durch welches Licht und Sonnenwärme zu ihnen drang; dort hinauf wollten sie. —

Gustav übersah die Versammlung. So viel ernste Männerköpfe! Die meisten bleich, sorgenvoll, schmerzgeprüft. Konnte man sich vorstellen, daß diesen nicht ihr Recht werden sollte? —

Eines war ihm an diesem Abende klar geworden: schlecht waren diese Menschen nicht. Nicht Bosheit und Niedertracht beherrschte sie; sie trieb ein Streben, das auch ihn beseelte wie jeden anderen Sterblichen: das Verlangen nach Besserung.

Inzwischen hatte ein neuer Redner das Wort erhalten. Es war ein kleiner, kränklich aussehender Mann. Er sprach mit heiserer Stimme, die dort, wo Gustav saß, kaum zu vernehmen war. Er schien erregt und leidenschaftlich; mit ein und derselben immer wiederholten hämmernden Handbewegung stieß er seine abgerissene rauhe Rede hervor. Etwas von „Kapitalismus" und „Bourgeoisregierung" drang an Gustavs Ohr.

An den hinteren Tischen wurde man unruhig. „Lauter!" rief jemand dem Redner zu. Der Mann erhob die Stimme und sagte nunmehr deutlich vernehmbar: „Wie kann man von Behörden oder Regierung Abstellung unseres Notstandes erwarten, wenn die aufs engste verbunden sind mit der blutsaugerischen Unternehmerclique, ja, wenn die nur die Handlanger sind des Kapitalismus . . ."

Während er diese Worte in die Versammlung rief, hatte sich der Polizeioffizier erhoben. Er setzte den Helm auf und erklärte die Versammlung für aufgelöst.

Die meisten Anwesenden waren gleichzeitig von

ihren Plätzen aufgesprungen. Das Rufen von tausend entrüsteten Männern ertönte wie ein einziger Schrei des Zornes. Ein Sturm, ein Tosen erhob sich, in dem die einzelne Stimme verschlungen wurde wie die kleinen Wellen von der zur Flutwelle aufgepeitschen Brandung.

Gustav erbebte. Was würde jetzt werden! In den Gesichtern umher las er Ingrimm und trotzige Entschlossenheit. Was konnte der entfesselten Wut dieser Tausende widerstehen?

Der Polizeioffizier stand unbeweglich vorn auf dem, Podium, er musterte das tobende Meer zu seinen Füßen scheinbar unerschrocken. Der Vorsitzende verschaffte sich durch Winke und Zeichen so viel Ruhe, daß seine Aufforderung, ruhig auseinanderzugehen, gehört ward.

Zwar wurden Fäuste geschüttelt, manch haßerfüllter Blick traf den Vertreter des Gesetzes da oben, manch halbunterdrücktes giftiges Wort erklang; aber dabei blieb es. Allmählich, in größerer Ruhe und Ordnung, als man es bei einer solchen Menschenfülle für möglich gehalten hatte, setzte sich die Menge in Bewegung und räumte den Saal.

Draußen auf der Straße freilich war erst zu erkennen, wie gut die Versammlung all die Zeit über bewacht gewesen war. Im Lichte der Gaslaternen blitzten Pickelhauben. Einzelne Berittene sprengten auf und ab und hielten den abströmenden Zug in steter Bewegung.

Gustav hatte das Bewußtsein, etwas Großes erlebt zu haben. Eine Ahnung war ihm aufgegangen, daß es Kämpfe gab in der Welt, von denen er daheim, wenn er hinter den Pferden einhergeschritten war, sich nichts hatte träumen lassen. Ein Vorhang war weggerissen

worden vor seinen Augen, der ihm eine ganze Welt verborgen gehalten hatte.

Die nächsten Tage brachten neue Erlebnisse.

Er ging mit Häschke in die Arbeitsnachweisbureaus und in die Fabriken. Da sah er in langen Reihen die Arbeitsuchenden stehen: Männer, die ihre Fertigkeiten, ihre Kräfte anboten wie eine Ware. Er hörte die geschäftsmäßigen kalten Fragen der Bureauchefs, er sah die verzweifelten Mienen der Abgewiesenen, vernahm unterdrückte Seufzer und wilde Flüche.

Dann wohnte er noch anderen Volksversammlungen bei. Er hörte die Rede eines berühmten Reichstagsabgeordneten der Arbeiterpartei. Durch Häschke lernte er einzelne Genossen kennen. Er bekam einen Begriff von dem Dasein einer weitverzweigten mächtigen Verbindung, einer Macht, die weit hineinreichte in alle Verhältnisse.

Und je mehr er sah, je mehr zog ihn an, was er kennen lernte. Es war, als sei er an den Rand eines Strudels geraten. Er fühlte, daß er da hinabgerissen werden sollte, widerstrebte und wurde doch in den verfänglichen Kreis hineingetrieben.

Als Soldat hatte er mehr als vier Jahre in der Stadt zugebracht; aber wo hatte er seine Augen damals gehabt! Jetzt erst, schien es ihm, wisse er, wozu er überhaupt lebe. Bis dahin hatte er hingedämmert ohne Sinn und Verstand. Er sah auf einmal die Welt mit ganz anderen Augen an. Hier allein in der großen Stadt war das Leben des Lebens wert, wo jeder Augenblick neue Erlebnisse, neue Erfahrungen brachte.

Aber dieses schöne Leben fand sein Ende. Eines Tages beim Überzählen seiner Barschaft entdeckte Gustav, daß er kaum noch so viel habe, um nach Hause reisen zu

können. Die letzten Tage hatten viel gekostet. Da war mancher Groschen für die arbeitslosen Genossen draufgegangen.

Häschke hatte auch nichts mehr, aber er nahm Vorschuß und konnte so Gustav aushelfen.

Eines Tages trennten sie sich. „Mach's gut, Schwager!" sagte Häschkekarl zum Abschiede. „Und wenn dir's in Halbenau nich gefallen will, dann denk' an Häschken. Ich wer' dir 'n Platz hier warmhalten."

VIII.

Auch nachdem er seinen schweren Rausch ausgeschlafen, verlangte Karl Büttner mit hartnäckigem Eigensinn von Therese, sie solle ihm sein Geld herausgeben. Die Behandlung, die ihr von seiner Seite widerfahren, hatte die standhafte Frau so wenig entmutigt, daß sie sich nach wie vor weigerte, ihm zu sagen, wo sie das Geld versteckt halte.

Unter der Hand erkundigte sich Therese nach ein paar Ziegen. Neuerdings hatte sie beschlossen, Ziegen von dem Gelde zu kaufen. Jetzt noch Schweine aufzustellen, war zu spät im Jahre, damit wollte sie bis zum nächsten Frühjahr warten.

Karl war wie umgewandelt. Ein neuer Zug schien in sein Wesen gekommen zu sein, der ihm früher gänzlich fremd gewesen: Tücke. Man wollte ihm sein Geld vorenthalten — gut! Seine Antwort darauf war, daß er sich auf die faule Haut legte.

Ein Freund von angestrengtem Arbeiten war er niemals gewesen, aber jetzt stellte er sich an wie ein stätischer Gaul. Bis in den Vormittag hinein wälzte er sich im Bette, dann verlangte er zu essen. Wenn das Gewünschte nicht gleich kam oder nicht nach seinem

Sinne war, fluchte und schimpfte er. Therese war nur noch seine Magd.

Früher, wo Karl die Gutmütigkeit in Person gewesen, hatte Therese ihn oft geplagt mit ihrer Streitsucht; immer hatte sie den Ruhseligen unter ihren energischen Willen zu ducken verstanden. Jetzt wendete sich das Blättchen. Jetzt wollte er ihr zeigen, daß es auch umgekehrt gehe; er hatte Wohlgefallen am Schlechtsein gefunden.

In Karl hatte all die Zeit über etwas geschlummert, etwas wie die versteckte Wildheit des Stieres, die nur ausbricht, wenn die Gelegenheit sie hervorlockt. In diesem Bauernsohne lag eine Summe von tierischer Kraft angesammelt, wie sie seine Vorfahren im harten Ringen mit der Natur wohl gebraucht; aber ihm waren alle jene edleren und feineren Gaben versagt geblieben, die den Landmann zu einem guten Wirt und Hausvater, zu einem Pfleger und damit in höherem Sinne zu einem Überwinder der Natur machen. Solange er in guter Obhut gewesen unter der strengen Fuchtel des alten Bauern, auf dem väterlichen Gute wie ein Knecht gehalten, waren die wilden Seiten seines Wesens nicht hervorgebrochen; aber jetzt, wo er, losgerissen von der Heimat, den Boden unter den Füßen verloren hatte, in Verhältnisse geworfen war, denen er mit seiner gering entwickelten Intelligenz nicht gewachsen, fiel er mit Notwendigkeit in jene angeborene Roheit zurück.

Geschlagen hatte er seine Frau noch nicht wieder seit dem Zweikampfe an jenem Morgen. Er hatte sich, als er die Folgen seiner Tat gewahr geworden, doch vor sich selbst entsetzt. Dann kamen wieder Augenblicke, wo sie ihn durch ihre spitzen Redensarten, denen seine plumpe Zunge nicht gewachsen war, zum Grimm reizte.

Da juckte es ihm in den Fingern, loszuschlagen. Aber das Bewußtsein, daß er neulich haarscharf daran vorbeigegangen war, zum Gattenmörder zu werden, hielt ihn immer wieder zurück.

Es ging wenig erquicklich zu in dem Haushalte der beiden; zum häuslichen Unfrieden kam auch noch Krankheit. Die Kinder legten sich der Reihe nach. Das Achtmonatskind, welches Therese von Toni zur Pflege überkommen hatte, siechte von dem Augenblicke an, wo die Mutter es verlassen hatte. Therese sagte wie oft: „Wenn ack der Racker blußig starben wullte, daß Ruhe wirde!“ — Aber ihre Taten waren besser als ihre Worte. Manchmal trug sie das elende Würmchen eine halbe Nacht lang im Zimmer umher und suchte es in Schlaf zu wiegen.

Karl fing jetzt an, des Abends regelmäßig auszugehen. Es hatte sich herumgeredet, daß Büttnerkarl im Besitze einer größeren Summe Geldes sei. Wie immer hatte das Gerücht vergrößert. Karl fand daher in den Schenken Kredit.

Therese war außer sich. Sie lief bei den Leuten umher und verbreitete, Karl besitze von dem Gelde keinen Pfennig mehr. Aber der Eifer, mit dem sie das erzählte, machte ihre Behauptung unglaubwürdig. Ihr Mann bekam nach wie vor Schnaps geschenkt, soviel er nur wollte.

Auch den Kretscham von Halbenau besuchte Karl öfters. Kaschelernst kicherte vergnügt, sobald er des Neffen ansichtig wurde. Mit der Miene des teilnehmenden Verwandten erzählte er ihm auch gelegentlich, was „der Alte“ mache. Seinen Vater hatte Karl noch nicht wieder gesehen, seit er im Frühjahr nach Wörmsbach gezogen war.

Natürlich war Kaschelernst äußerst neugierig, zu

erfahren, wie es mit des Neffen Gelde stehe. Bald hatte er auch herausbekommen, daß Karl da nicht 'ran dürfe. Die Geschichte ergötzte den alten Gauner aufs höchste; dergleichen Angelegenheiten waren ganz nach seinem Sinne.

Eines Tages kam er mit geheimnisvoller Miene an Karl heran, tuschelte ihm ins Ohr: Wenn er noch etwas von seinem Gelde sehen wolle, möge er sich dazuhalten; Therese sei drauf und dran, ein paar Ziegen davon zu kaufen.

Karl lief spornstreichs nach Haus. Diese Nachricht hatte den Trägen in Aufruhr gebracht. Therese Ziegen kaufen, von seinem Gelde! — Jetzt wollte er's heraushaben von ihr!

Aber auf dem Wege von Halbenau nach Wörmsbach hatte er Zeit, sich die Sache zu überlegen. — Wenn er was sagte, würde sie's merken, und er hatte wieder das Nachsehen. Diesmal wollte er's schlauer anfangen. Sie hielt ihn zwar für dumm; zehnmal am Tage bekam er einen „Uchsen" an den Kopf geworfen, aber nun wollte er sie gerade mal überlisten. Er beschloß, zunächst den Mund zu halten und zu warten.

Am nächsten Morgen zog Therese die Sonntagskleider an, band eine frische Schürze darüber und legte ein buntes Kopftuch an. Sie wollte mal zum „Duchter" gehn wegen der Kinder, erklärte sie. Er möchte die Töpfe auf dem Herde beobachten und gelegentlich rücken, damit's nicht überkoche. Der freundliche Ton, in dem sie das sagte, war verdächtig.

Er paßte genau auf jede ihrer Bewegungen auf. Ob sie das Geld schon bei sich hatte? — Sie ging in die Kammer nebenan. Er lauschte. Fast klang es, als steige sie auf einen Stuhl. Sie rückte etwas. Dann

konnte er ein schwaches Klimpern vernehmen. Das war das Geld!

Nach einiger Zeit kam sie wieder ins Zimmer. Nun wolle sie aber gehen, sagte sie, sie habe sich nur noch ihr Sacktuch geholt.

Er ließ sie durch die Türe schreiten; aber dann war er auch sofort hinter ihr drein. Noch ehe sie ins Freie gelangt, hielt er sie am Arme. Auf der anderen Seite des Hausflurs war ein leerer Stall; eben der Ort, den sich Therese für ihre Ziegen ausersehen hatte. Dahinein riß er sie, schob den hölzernen Riegel vor, sobald er sie drin hatte.

„Gibst de's Geld raus!" knurrte er. „De hast's ei der Tasche stacken. Ich weeß 's!"

Sie leugnete ihm ins Gesicht.

„Mach kee Gefitze nich! Ich ha's gehiert, wie de's eigesteckt hast."

Sie wollte an ihm vorbei, dem Ausgange zu. Aber er umfaßte sie rechtzeitig, schleppte sie nach dem Hintergrund des Stalles.

„Gibst de's har!"

„Ne, dir ne!"

Er suchte ihr mit einer Hand die Arme festzuhalten und mit der anderen in ihre Kleidtasche zu gelangen. Sie setzte sich zur Wehr, biß und kratzte. In der Dunkelheit des Stalles funkelten ihre Augen wie die einer Katze. Karl brüllte auf, ihre Nägel in seinem Halse brannten wie Feuer. Er schüttelte sie ab. Dann warf er sich mit der ganzen Wucht seines schweren Körpers auf sie, daß sie stöhnend zusammenbrach.

„Gibst de's raus?"

„Ne, im Leben ne!"

Nun kniete er auf ihr, ihren Leib mit dem Knie

niederstemmend. Ihre Hände drückte er mit seiner Riesenfaust zusammen, daß sie gänzlich wehrlos dalag. Mit der freien Hand suchte er in ihren Kleidern. Aber Therese lag auf dem Geldtäschchen; noch in dieser verzweifelten Lage wußte sie den Schatz mit ihrem Leibe zu decken. Er konnte nicht dazu gelangen, so sehr er sich auch mühte.

Darüber wurde er toll vor Wut. Blindlings griff er in die Kleider, zerfetzte alles, was ihm zwischen die Finger kam. Therese wand und bäumte sich, aber was vermochte sie gegen die entfesselte Raserei dieses Wilden!

„Gibst de's nu?"

Sie konnte nicht mehr sprechen, spuckte ihm statt der Antwort ihren Geifer ins Gesicht.

Da griff er mit einer Tatze zu, vor der alles wich. Ein Ratz — das Sonntagskleid in Fetzen!

Jetzt fühlte er's; hier im Futter saß es. Die Nähte sprangen. Das Ledertäschchen mit dem Stahlbügel kam zum Vorschein. Nun hielt er's in Händen. Er stand auf.

Aus der Ecke kam eine Jammergestalt hervor: halb nackt, blutend, mit hängendem, zerfetztem Haar. Seine Frau! —

Er schob das Geldtäschchen schnell in die Tasche, sprang nach der Tür und lief aus dem Hause.

Eine Stunde darauf saß er im Kretscham von Halbenau.

* * *

Inzwischen waren die Frauen von der Wanderarbeit im Rübenlande nach der Heimat zurückgekehrt. Pauline war mit ihrem Jungen zur Mutter gezogen, wartete hier auf Gustavs Rückkehr. Ernestine wohnte wieder auf dem Bauernhofe beim alten Vater.

Ernestine war sehr verändert zurückgekehrt aus der Fremde. Sie hatte sich im Laufe des Sommers ein gewisses hochnäsiges Herabblicken auf ihre Umgebung angewöhnt. Den heimischen Verhältnissen brachte sie ganz unverhohlene Verachtung entgegen. Sie sagte es auch jedermann, der es hören wollte, daß sie es in Halbenau nicht lange aushalten werde.

Sie war im Besitz größerer Geldmittel als irgendein anderes Mitglied ihrer Familie. Und sie hielt gut Haus damit. Die anderen Rübenmädchen brachten ihr Erspartes schnell unter die Leute: Kleider, Schmuck und allerhand unnützer Tand wurde gekauft. Manch eine ließ sich auch ihre mühsam erworbenen Groschen von einem Burschen abschwatzen, oder man verjubelte die Ersparnisse gemeinsam. Die Tanzereien und Gelage gingen in diesem Winter besonders flott im Kretscham von Halbenau; die „Runkelweiber“ hatten Geld ins Dorf gebracht.

Ernestine Büttner war viel zu vernünftig und zu berechnend, um sich an solchem Treiben zu beteiligen. Sie machte sich daran, mit ihrem und Häschkekarls Gelde eine Ausstattung zu besorgen. Das Mädchen kaufte Stoffe ein und Leinwand. Mit Pauline saß sie oft bis spät in die Nächte hinein in Frau Katschners Behausung über die Nadel gebückt. Schwerlich ahnte ihr Bräutigam Häschke, wie energisch, praktisch und sparsam das Regiment sein würde, unter das er kommen sollte.

Auch dem Vater gegenüber wollte Ernestine ihre Selbständigkeit zur Geltung bringen. Der alte Bauer hatte sich noch nicht darein gefunden, in ihr etwas anderes zu sehen als das jüngste Kind. Sie sollte sich seinem Willen in allen Stücken fügen, wie er es von

jeher von seinen Kindern, ganz besonders aber von den Töchtern verlangt hatte.

Er nahm als selbstverständlich an, daß Ernestine die häuslichen Arbeiten übernehmen würde, welche seit dem Tode der Mutter arg vernachlässigt waren.

Aber Ernestine, die von ihrem Bräutigam gelernt hatte, daß Kinder den Eltern nicht mehr zu gehorchen brauchen, tat nur, was ihr paßte. Den Befehlen des Vaters antwortete sie mit Achselzucken, spitzen Worten oder auch Vorwürfen. Der alte Mann bekam von der Tochter zu hören: Er sei ja selbst daran schuld, daß sie nichts mehr hätten, nicht einmal so viel, um sich eine Magd zu halten. Er habe ja das Vermögen durchgebracht mit liederlicher Wirtschaft. Nun sei Haus und Hof in fremde Hände geraten und sie, die Kinder, könnten betteln gehen.

Der Büttnerbauer mußte das mit anhören und seinen Kummer in sich hineinschlucken. Jetzt warf ihm sein eigenes Kind das schwere Unglück, das ihn getroffen hatte, auch noch als Vorwurf ins Gesicht.

Ernestine wußte nicht, was sie tat! — Jene naive Grausamkeit der Jugend war ihr eigen, die in dem alten Menschen etwas Unangenehmes, Unnützes, Lästiges sieht. Was wußte sie denn von dem, was in der Seele des Vaters vorging, der am Abende des Lebens sein ganzes Lebenswerk: Arbeit, Sorge, Hoffnung in nichts zerrinnen sah! —

Sie setzte den väterlichen Befehlen ihr schnippisches Besserwissen entgegen. Wiederholt betonte sie, es sei nur ihr guter Wille, nicht ihre Pflicht, wenn sie für den Vater etwas besorge; seine Magd sei sie nicht! Sie habe es in der Fremde besser kennen gelernt. Und wenn er sie etwa zwingen wolle, dann werde sie auf

der Stelle geben; sie habe keine Pflicht, ihm zu gehorchen, da er ihr das Erbteil vertan habe.

Der Büttnerbauer hatte in den letzten Monaten gelernt, vieles zu ertragen. Es schien fast, als wolle er auch den Rutenstreichen, die ihm seine Jüngstgeborene erteilte, geduldig den Rücken hinhalten.

Eines Tages aber besann er sich auf seine Mannes- und Vaterwürde. Ernestine hatte sich geweigert, die Grube hinter dem Hause auszuschöpfen; diese Art Beschäftigung sei unter ihrer Würde, erklärte sie. Das brachte bei dem Alten das Maß zum Überlaufen. Seit Menschengedenken hatten im Büttnerschen Hause die Frauen diese Arbeit versehen. Nun wollte das junge Ding hier sich auf einmal gegen die althergebrachte gute Sitte auflehnen! — Diesmal machte der Bauer von seinem hausväterlichen Rechte Gebrauch. Er holte den Haselstock aus der Ecke hervor, den Ernestine aus der Jugendzeit gar wohl kannte; der hatte auf ihrem und der Geschwister Rücken gar manchen Tanz aufgeführt. Das Mädchen war klug genug, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen. Sie kannte den Vater in der Wut. Schleunigst machte sie sich an die ekelhafte Arbeit; der Alte stand mit dem Stocke daneben als Wache, bis sie die ganze Grube ausgetragen hatte.

Ernestinens Antwort auf diese Demütigung war, daß sie, ohne ein Wort zu sagen, aus dem väterlichen Hause wegzog; ihre sieben Sachen nahm sie mit sich. Sie wohnte fortan im Dorfe zur Miete. Der Vater dürfe sie nicht zwingen, bei ihm zu leben, erklärte sie, da er ihr nichts zum Leben gebe. —

So fand Gustav die Verhältnisse, als er nach Halbenau zurückkehrte.

Er wohnte einstweilen mit bei Frau Katschner.

Sein erster Gang, nachdem er Frau und Kind begrüßt hatte, galt dem Bauerngute.

Was hatte sich da alles verändert seit dem Frühjahre, wo er in die Fremde gegangen war: das Gut in fremde Hände übergegangen, zerstückelt, ausgeraubt! Scheune, Keller, Stall leer! Im Hause alles verwahrlost und verwildert! Die Mutter gestorben! Dazu die Kinder alle fortgezogen! Karl mit seiner Familie in ein anderes Dorf, Toni in die Stadt. Und nun zum letzten noch Ernestinens Auflehnung!

Gustav, der den Vater seit einem halben Jahr nicht gesehen, fand ihn furchtbar verändert. Der Alte war teilnahmslos und stumpf geworden. Selbst die Rückkehr seines Lieblingssohnes riß ihn nicht aus seinem dumpfen Hinbrüten.

Sein Leben war schlechter als das eines Hundes. Seit Ernestine das Haus verlassen, war nicht mehr gekocht worden. Kohlenvorräte und Holz fehlten. An Eßwaren gab es nur halberfrorene Kartoffeln und faulendes Kraut im Keller. Der alte Mann lebte von Milch, in die er sich etwas Brot schnitt. Sein Bart war ihm langgewachsen, umgab als gelbgraue, struppige Krause das ausgemergelte Gesicht. Die Augen lagen in tiefen dunklen Höhlen. Seine Kleider starrten von Schmutz. Er ging nicht mehr aus dem Hofe. In der Kirche hatte man ihn seit Monaten nicht gesehen. Wenn er Menschen auf den Hof zukommen sah, rannte er hinauf in die Dachkammer, schloß sich dort ein und gab auf noch so lautes Klopfen und Rufen keine Antwort.

Dem Sohne fiel das Herz vor die Füße, als er diese Dinge wahrnahm. Viel zu helfen war hier nicht! Das Gut konnte er dem Vater ja doch nicht zurückerobern.

Gustav sorgte dafür, daß wenigstens Vorräte ins Haus kamen. Dann machte er einen Versuch, Ernestine zum Vater zurückzuführen; aber der scheiterte an dem Eigensinn des Mädchens.

Gustav veranlaßte infolgedessen Paulinen, täglich einige Stunden auf das Bauerngut zu gehen, dem Vater das Essen zu bereiten und auch sonst für seine Notdurft zu sorgen.

* * *

Weihnachten war herangekommen. Eine Woche vor dem Christfeste kam ein Brief an mit dem Poststempel Berlin. Toni schrieb an Ernestine, sie werde zum Heiligenchrist nach Halbenau kommen. Ihr „Chef" habe ihr Urlaub gegeben, damit sie sich zu Hause auskurieren solle. Sie habe nämlich vom vielen Stehen geschwollene Beine bekommen, daß sie kaum noch Schuhe über die Füße ziehen könne.

Ernestine ließ Tonis Brief unter den Freunden und Verwandten herumgehen. Er war auf feinstem rosa Papier geschrieben und duftete süß; der Inhalt war Kauderwelsch. Schreiben schien Toni auch in Berlin nicht gelernt zu haben.

Niemand freute sich sonderlich auf Tonis Kommen. Die Geschwister hatten sie schon so gut wie vergessen. Man wunderte sich höchstens, wo sie das Geld zu der weiten Reise hernehme.

Eines Tages, in der letzten Woche vor dem Feste, kam Therese von Wörmsbach nach Halbenau herüber. Sie suchte Gustav und Pauline auf und erzählte, Tonis Kind sei am Tage zuvor gestorben. Sie war hauptsächlich nach Halbenau gekommen, um bei den Familienmitgliedern eine Beisteuer für das Begräbnis zu erbitten.

Man empfand es allgemein als Segen, daß das Würmchen gestorben.

Ernestine und Pauline gingen mit zum Begräbnis. Sie waren beide noch nicht bei den Geschwistern in Wörmsbach gewesen. Als sie zurückkamen, konnten sie nicht genug davon erzählen, wie traurig es dort sei. Das Haus, eine Hütte, die jeden Augenblick einzustürzen drohte, die Kinder elend und zerlumpt, Karl dem Trunke ergeben und schlecht gegen seine Frau, Therese völlig herunter von dem Jammerleben!

Die Schwägerin war nie beliebt gewesen bei den Büttners, ihres streitbar zufahrenden Wesens wegen. Aber jetzt beklagte man sie allgemein. Was war aus der rüstigen, tatkräftigen Frau geworden! —

Toni kam kurz vor dem Feste mit dem Postwagen an. Sie begab sich ohne weiteres nach dem Elternhause.

Aber der alte Bauer, der eine Frauensperson in städtischer Kleidung, gefolgt von einem Burschen, welcher den Koffer trug, auf den Hof zuschreiten sah, schloß die Haustür ab und zog sich in die Dachkammer zurück, aus der er so bald nicht wieder zum Vorschein kam. Er hatte in dem „Fräulein“ die Tochter nicht wieder erkannt.

Toni war darauf zu Frau Katschner gegangen, wo sie Pauline und Ernestine traf.

Das Erstaunen der beiden über Tonis Aufzug war nicht gering. Wenn jemand bäuerisch ausgesehen hatte, so war es Toni gewesen; jetzt kam sie als Stadtdame wieder.

Dick schien sie immer noch zu sein, aber die rotbraune Farbe war von ihren Wangen gewichen. Das Haar war gepflegt und zu einer hohen Frisur aufgesteckt, über die Stirne fiel es in vereinzelten Fransen fast bis

auf die Augenbrauen herab. Ihr Mieder mußte ziemlich eng sein, nach der Art zu schließen, wie sie sich steif bewegte. Sie hatte den mit Seide gefütterten Mantel, den Hut mit Straußenfeder, Muff, Handschuhe und Schirm abgelegt und ließ diese Pracht nun von den Frauen bewundern. Von jedem Stücke nannte sie bereitwilligst den Preis.

Frau Katschner war auch hinzugekommen. Es wurde Kaffee gekocht. Toni bildete den Mittelpunkt des Interesses.

Man erzählte ihr, daß ihr Kindchen gestorben sei. Zeichen allzu großer Bestürzung gab sie nicht zu erkennen. Einige Tränen hatte sie wohl dafür übrig. Dann meinte sie: Die Kinderkleidchen, die sie aus Berlin mitgebracht für das Kleine, wollte sie nun Paulinen schenken.

Die Witwe Katschner wollte dafür, daß sie den Kaffee schenkte, auch etwas zu hören bekommen. Toni wurde aufgefordert, von ihren Erlebnissen zu erzählen. Sie tat es in der Weise beschränkter Menschen, die sich einbilden, daß gerade ihnen Dinge passiert seien, die keinem anderen Menschen widerfahren könnten. Halb und halb sprach sie noch den heimischen Dialekt; in der altgewohnten Umgebung legte sie schnell ab, was sie sich etwa an großstädtischen Redewendungen angewöhnt hatte. Sie schwatzte alles durcheinander.

Zuerst war sie Amme gewesen in jener von Samuel Harrassowitz ihr verschafften Stelle. Das wäre wunderschön gewesen, erzählte Toni. Sie machte eine Beschreibung von ihrem Spreewälder Kostüm. Täglich sei sie mit dem Kinde im Tiergarten gewesen, bei gutem Wetter zu Fuß, bei schlechten im Wagen.

Ernestine fragte, warum sie denn nicht in der Stellung geblieben sei, wenn sie es da so gut gehabt.

Toni meinte, sie hätte da nicht essen und trinken dürfen, was sie gewollt; vom Arzte hätte sie sich auch in einem fort untersuchen lassen müssen, und als das Kind eines Tages Brechdurchfall bekommen habe, sei die Herrschaft sehr böse geworden und habe sie entlassen.

Dann sei sie eine Zeitlang ohne Stellung gewesen, habe „als privat" gelebt, wie sie sich ausdrückte, bis ihr Freund ihr endlich die jetzige Stellung verschafft habe.

Was denn das für eine Art Verdienst sei, forschte die wißbegierige Frau Katschner.

Toni wußte Wunderdinge darüber zu berichten. Sie sei in einem sehr „feinen Lokale". In der Mitte des Lokales befinde sich ein Ding, ganz aus Glas, wie ein Häuschen — sie gab sich vergebliche Mühe, einen Kiosk zu beschreiben — da drinnen stehe sie und verkaufe Würstchen an die Gäste; das Paar koste zwanzig Pfennige. An einem Abende verkaufe sie manchmal tausend und mehr. Dazu habe sie ein Kostüm an; sie beschrieb es: Sammetmieder, roten Rock, bloße Arme und eine dreifache Kette von silbernen Münzen um den Hals. Sie sei auch schon so photographiert worden; die Photographie habe sie im Koffer mit.

Ernestine, die schon lange mit verhaltenem Spotte den Erzählungen der älteren Schwester zugehört hatte, meinte jetzt in wegwerfenden Tone: Würstchen verkaufen, das sei was Rechtes, dazu brauche man nicht nach Berlin zu gehen!

Aber Toni erklärte voll Eifer, ihre Stellung sei eine sehr feine, sie bekomme viel Trinkgelder, die Herren unterhielten sich oft mit ihr und machten viel Spaß. Zweimal in der Woche habe sie Ausgehtag. Dann erzählte sie von Zirkus, Theater, Bierkonzerten, Bällen.

Die Wunder der Großstadt hatten außergewöhnliche

Bilder in die Phantasie dieses Landkindes geworfen. Der neuen Eindrücke waren zu viel gewesen; alles hatte sich in dem Kopfe der Törin verzerrt und verschoben. Nun, wo sie versuchte, eine Beschreibung von ihren Eindrücken und Erlebnissen zu geben, wußte sie nicht, wo anfangen, fand keine Ausdrücke für Dinge, die sie niemals begriffen, nur wie der Wilde die Wunder der Zivilisation erstaunt angestarrt hatte.

Dann fing sie an von ihren Kleidern zu erzählen. Drei hatte sie zum Ausgehen, dazu zwei Hüte, und Strümpfe und Hemden dutzendweise.

Ernestine rückte unruhig auf ihrem Platze hin und her; daß Toni, der sie sich stets überlegen gefühlt hatte, jetzt als große Dame auftrat, verdroß sie. Wovon Toni denn all den Aufwand bestreite, verlangte sie zu wissen.

Ihr Freund bezahlte ihr alles, erklärte Toni mit Selbstgefühl.

„Mag 'n schener Freind sen, das!" höhnte Ernestine.

Voll Eifer setzte Toni auseinander: „Er is sehre gutt mit mer. 's Reisegeld hat er mer och geschenkt. Weil 'ch und de Fisse taten mer duch su schwellen; da is 'r selber zum Chef und hat 'n um Urlaub gebaten für mich. Su gutt is dar mit mer."

Sie blieb bis über das Neujahr in Halbenau. Wohnung hatte sie schließlich doch beim Vater genommen.

Mit jedem Tage, den sie in der Heimat zubrachte, fiel von dem großstädtischen Wesen, das sie anfangs aufrecht zu erhalten versuchte, etwas mehr ab. Der Putz war nur oberflächlich aufgeworfen, wollte nicht recht haften bei diesem echten Bauernkinde. Ein paar Tage lang lief sie völlig scheckig umher: halb Bauern-magd, halb Stadtfräulein. Ihr modisches Kleid hoch

aufgebunden, daß man die schwarzen Strümpfe sah, war sie im Stalle anzutreffen, saß sie auf dem Melkschemel, die Milchgelte zwischen den Knieen.

Dann fand sie in einer Lade auf dem Boden einige ihrer alten Kleider, die dort geblieben waren aus früherer Zeit; die legte sie an. Nun war sie wieder ganz die alte Toni. Höchstens, daß ihre Wangen und Arme noch nicht die ehemalige braunrote Färbung angenommen hatten.

Jetzt fühlte sich Toni wieder ganz in ihrem Elemente. Längst war es ihr ein Dorn im Auge gewesen, zu sehen, wie die Kühe bis an den Euter im Miste standen; da mußte mal ordentlich ausgeräumt werden! — Eines schönen Vormittags machte sie sich daran, mistete den Stall, karrte den Mist auf die Düngerstätte, und streute dem Vieh neu ein.

Des Sonntags ging sie in den Kretscham zum Tanze. Dort war sie mit ihrem Seidenkleide und durch den Ruf des außergewöhnlichen Glückes, das sie gemacht die gefeiertste und begehrteste Tänzerin. Und Toni war harmlos genug geblieben, sich über den Erfolg von Herzen zu freuen.

Ernestine rümpfte die Nase über die Aufführung ihrer Schwester. Auch für Gustav war das Wiedersehen mit Toni peinlich. Er hatte genug vom Leben kennen gelernt, um zu wissen, daß sich ein Mädchen auf anständige Weise nicht so viel Geld verdient, wie Toni vertat.

Toni selbst begriff nicht, warum die Geschwister ihr so kühl begegneten. Sie hatte erwartet, daß die Ihrigen sie mit Jubel aufnehmen und sich an ihrem Glücke freuen würden, und war nun erstaunt, als sie

auf Zurückhaltung stieß. Aber sie war nicht dazu veranlagt, sich Skrupel zu machen.

Aus Berlin kam ein Geldbrief an Toni an. Sie lief damit bei den Verwandten umher, zeigte ihnen in naiver Freude, wie ihr Freund sie bedacht habe. Sie beschenkte Theresen für ihre Mühe um das verstorbene Kind und sprach davon, dem Vater etwas zuwenden zu wollen. Kurz, sie gefiel sich der Familie gegenüber in der Rolle einer Gönnerin.

Am Morgen vor Tonis Abreise rief der alte Bauer seinen Sohn Gustav beiseite; er hatte offenbar etwas auf dem Herzen. Nach einigem Drucksen, wie es seine Art war, fing er an, den Sohn auszuforschen: Woher Toni die schönen Kleider habe, und wie sie zu so viel Geld käme.

Gustav merkte bald, worauf der Vater hinauswollte. Er hielt mit seiner Ansicht über Tonis Erwerbsquellen nicht hinter dem Berge.

Der alte Mann griff in die Tasche, holte etwas in Papier Gewickeltes hervor, packte es sorgfältig aus; es waren zwei blanke Goldstücke.

„Dos hoat se mer gegahn, de Toni. Iche mog's ne behalten, ich ne! Gib's du's er zuricke! Ich mog sickes Gald ne!“

Damit ging er von dannen.

Toni weinte, als Gustav ihr das Geld zurückgab; sie hatte es doch so gut gemeint! —

IX.

Karl kam neuerdings nur noch nach Haus, um seine Räusche auszuschlafen.

Therese hoffte anfangs, es werde ihr gelingen, ihm im bewußtlosen Zustande das Geld abermals abzunehmen.

Aber Karl war durch die früheren Erfahrungen gewitzigt. So oft sie auch seine Taschen durchstöberte, sie fand nichts darin. Jedenfalls hielt er das Geld außerhalb des Hauses verborgen.

Wenn der Trunkenbold erwachte, schwankte er zwischen Stumpfsinn und Tobsucht hin und her. Sobald er seinen Anfall bekam, mußte Therese die Kinder vor ihm verbergen, für deren Leben sie zitterte.

Im Kretscham zu Halbenau war Karl jetzt ein häufiger Gast. Richard Kaschel, sein Vetter, war neuerdings Karls Vertrauter geworden.

Richard übertraf seinen Vater wohl noch an boshafter Verschlagenheit. Den Büttners den Garaus zu machen, das war, ohne daß sie sich dazu verabredet hätten, die geheime Wollust dieser beiden.

Der alte Kaschel hatte, obgleich er eine Büttner geheiratet, ja, obgleich er seinen Wohlstand Büttnerschem Gelde verdankte, doch immer einen tiefeingewurzelten Haß gegen diese Familie gehegt. In seiner guten Zeit war Traugott Büttner dem Schwager durch jene Kraft und Würde überlegen gewesen, die den ehrlichen Mann vor dem Ränkeschmied auszeichnet.

Inzwischen war der ehemalige Büttnerbauer ruiniert worden. Nur noch eine Frage der Zeit schien es, wann der Erbe des größten Bauerngutes im Orte der Armenversorgung anheimfallen werde. An ihm noch ein Mütchen zu kühlen, war unmöglich. Ihm konnte ja nichts mehr genommen werden; er war von allem entblößt, was einem Menschen Ansehen und Bedeutung verleiht auf der Welt.

Aber auch das gute Gedeihen der Büttnerschen Kinder war stets ein Stachel in der Seele des Kretschamwirts gewesen. Er haßte vor allem Gustav. Der

Mensch schien sich, allem Unglück zum Trotze, das seine Familie betroffen, wacker durch die Welt zu schlagen.

Gustav bildete auch den Gegenstand stummer Wut für Richard Kaschel. Die Prügel, die er einstmals von dem Vetter erhalten, waren unvergessen.

Aber an Gustav konnte man nicht heran; der verkehrte nicht im Kretscham. Auch von Ernestine bekam man nicht viel zu sehen; es hieß, sie habe einen Bräutigam in der Fremde und werde bald heiraten. Toni war wieder nach Berlin zurückgekehrt, nachdem sie den Ort durch ihr Auftreten in Aufregung versetzt hatte.

Nun blieb noch Karl. Der schien allerdings die schiefe Ebene ganz von selbst hinabzugleiten. An den reißenden Fortschritten, die Karls Verlotterung machte, hatte das edle Paar, Vater und Sohn Kaschel, seine helle Freude.

Richard Kaschel hatte außerdem noch einen besonderen Grund, sich für Karl zu interessieren.

In Halbenau wurde trotz der Armut seiner Bewohner viel und verhältnismäßig hoch gespielt. Ein nach dem Hofe hinaus gelegenes Hinterzimmer im Kretscham bot willkommene Gelegenheit zu jeder Art lichtscheuem Treiben. Dort flogen die bunten Blätter oft ganze Nächte hindurch. Es war bekannt, daß ein Halbenauer Bauer dort Haus und Hof und alles Hab und Gut im Laufe weniger Jahre verspielt hatte.

Richard Kaschel gehörte zu der Spielerzunft. Der Vater wußte um das Treiben des Sohnes Bescheid. Er hatte versucht, ihn abzuhalten vom Spiel. Aber das Bürschchen, das dem Alten längst über den Kopf gewachsen war, hatte geantwortet: Der Vater habe ja seine Kümmelpulle; da möge er ihm gefälligst die Karten lassen.

Eines Abends, als Karl in den Kretscham kam, setzte sich Richard wie gewöhnlich zu dem Vetter an den Tisch. Nachdem Karl bereits sein zweites Fläschchen Korn geleert, fragte ihn Richard, ob er Lust habe, ein Viertel Schwein zu gewinnen.

Karl begriff zunächst nicht, was jener damit meine. Der Vetter erklärte ihm, im Hinterzimmer säßen zwei fremde Herren, die Lust hätten, ein Spielchen zu machen. Der eine habe eine Gans mitgebracht, der andere ein Paar Magenwürste, er selbst, Richard, wolle ein Viertel von dem eben geschlachteten Schweine setzen; es fehle ihnen aber der vierte Mann. Wenn Karl nichts anderes bei sich habe, könne er auch Geld setzen; die Herren würden das schon erlauben. Dann schilderte er die Herrlichkeiten, die man gewinnen könne, ließ Speckseiten und Würste vor den Sinnen des bereits Halbberauschten aufmarschieren.

Karl hatte beim Militär hin und wieder Karten in Händen gehabt, seitdem nicht mehr. Aber Richard versprach zu helfen; sie zwei wollten die beiden anderen tüchtig ausnehmen, raunte er dem Vetter ins Ohr.

Der Gedanke an den fetten Einsatz erschien verlockend. Karl taumelte ins Hinterzimmer. Die beiden Fremden saßen bereits da. Über dem ganzen Zimmer, das von einer Hängelampe beleuchtet wurde, schwebte es wie bläulicher Dunst.

Karl wußte, daß er betrunken sei. Aber er befand sich in jenem Stadium des Rausches, wo alles selbstverständlich erscheint, wo alle Bedenken leicht wie Rauch verfliegen. „Du wirst diesen Kerlen mal zeigen! Du wirst ihnen mal zeigen . . .“ dachte er bei sich.

Dann saß er am Tisch, die Faust voll Karten; das war der Schellenkönig und das die rote Zehne! —

O, er kannte sie noch ganz genau, die Karten, wußte auch ihre Namen! —

Ihm gegenüber der Fremde hatte einen schwarzen Bart, in den sich auf der einen Gesichtsseite ein dunkelrotes Muttermal verlief. Karl wurde ganz zerstreut durch dieses Abzeichen; er mußte unausgesetzt darauf starren.

„Karle, du bist am Ausspielen!" mahnte der Vetter.

„Gegen solche Karten ist nicht aufzukommen," sagte der andere Fremde, ein kleiner, bartloser Mann, dessen Kopf wie mit Mehlstaub bestreut erschien. „Das ist also ein Müller!" dachte Karl. Aber als der Mann seinen Kopf ins Licht vorbeugte, sah man, daß sein Haar von Natur so grau sei.

„Herr Büttner hat die Partie gewonnen," hieß es.

Richard zeigte eine Magenwurst vor, die hatte Karl gewonnen. Der lachte vor Vergnügen über das ganze Gesicht. Er hatte es ja gleich gesagt, daß er die Kerle reinlegen würde.

„Jetzt woll'n mer um de Knöppe spielen!" rief Richard.

Der mit dem Muttermale griff in die Tasche und legte eine Handvoll Silber auf den Tisch. Ein gleiches tat der Graukopf. „Ich bin auch versehen," erklärte Richard Kaschel und klopfte protzig auf seine Tasche.

Karl brachte das Ledertäschchen mit dem Stahlbügel hervor. Er lächelte verächtlich. Jetzt sollten die Fremden mal sehen, was er für ein Kerl war! Mit ungeschickten Fingern holte er die einzelnen Goldstücke heraus. Es waren noch fünfzig Mark; das übrige war vergeudet.

„Noch 'nen Nordhäuser vorher!" sagte Richard, „den gebe ich." Er holte aus dem Wandschranke eine

Flasche hervor; schenkte die Gläser voll und stellte die Flasche auf den Tisch.

Das Spiel begann von neuem. „Der guckt durch a Astloch!“ sagte jemand. Karl lachte über die Bemerkung, weil er die anderen lachen sah. Diesmal hatte er verloren.

„Immer glei bezahlen! Da gibt's nich lange Qualen!“ meinte der Gewinner. Fünf Mark, hieß es, habe Karl auszuzahlen. Richard wechselte ihm ein Goldstück gegen Silbergeld ein.

Nachdem Karl mehrere Male hintereinander verloren hatte, kam eine Art Besinnung über ihn. Er erhob sich, wollte nichts von weiterem Spielen wissen. Aber Richard ließ ihn nicht fort. „Die lachen iber dich, wenn de weglefft. Bleib ack hier, Karle! Ich werd' d'r schon helfen. Diesmal schmier'n mer se an; paß a mal uff!“

Karl ließ sich bereden und blieb. „Noch einen Nordhäuser, meine Herren?“ fragte Richard. „Auf einem Beine steht nur der Storch!“ Karl wollte zeigen, daß er sich nicht lumpen lasse und rief dem Vetter zu: „Schenk ei! Eemal rim! Den gab' ich!“ —

„Aber richtig bedienen müssen Sie, Herr Büttner! Sonst is es keen Spiel nich!“ meinte der Graukopf.

„Ihr wart mich wuhl 's Kartenspielen lahren, Rotzleffel, die d' 'r seid!“ rief Karl den Mitspielern zu.

Die beiden Fremden wollten etwas erwidern, aber Richard winkte ihnen mit den Augen ab.

Wiederum hatte Karl verloren. Da schlug er auf den Tisch und brüllte: „Betrogne Karlen seid 'r, daß d' 'r 's wißt! Betrogen hat 'r mich! Gaht mer mei Gald raus, Hunde!“

Die Fremden waren aufgestanden. Karl fuhr fort,

auf den Tisch zu hämmern und sein Geld zu fordern. Sein Vetter trat auf ihn zu. „Halt's Maul! Schrei nich su laut! Se hieren's sunst vorne.“

„Du hast mer an Dreck zu befehlen!“ Damit hatte Richard auch schon einen Schlag von Karls Riesenhand ins Gesicht, daß er sich aufheulend die Backe hielt.

Die beiden anderen Männer sprangen auf Karl zu, ihm in den Arm zu fallen. Er schleuderte sie gegen die Wand, ergriff einen Stuhl und schlug blindlings drauf los. Die Hängelampe, von einem Stuhlbeine getroffen, riß vom Flaschenzuge ab, fiel auf den Tisch, wo sie zerbrach.

Inzwischen waren Leute, durch den Lärm herbeigerufen, ins Zimmer gedrungen: der Hausknecht, Gäste, der alte Kaschel. Man umringte Karl, der noch immer um sich schlug wie ein Wilder.

Die neu Hinzugekommenen hatten keine Ahnung, um was es sich eigentlich handle. Man sah nur, daß es eine Rauferei gab; das erweckte sofort die Lust, mitzutun. Richard hatte sich aus Karls gefährlicher Nähe zu retten gewußt und spornte nun die anderen vom Hintergrunde aus an, zuzugreifen und es „dem Hunde“ mal ordentlich zu geben.

Es wurde gerungen. Der Tisch fiel um, Gläser zerbrachen. Plötzlich dröhnte und krachte es. Karl hatte sich Platz geschafft, drang durch den schmalen Gang in die Hausflur. Dort standen auch schon Leute, die sich ihm entgegenwarfen. So von allen Seiten umringt, an Armen und Beinen von einem Dutzend Fäusten gepackt, ward er endlich wehrlos gemacht.

Man wußte nicht recht, was mit ihm anfangen! Die meisten ahnten nicht, was eigentlich der Anlaß zu dem Krakeel gewesen sei. Jemand riet, ihn vor die

Tür zu schaffen. Der Vorschlag fand Beifall. Karl wurde zur vorderen Tür geschleppt. Hier gelang es ihm, ein Bein freizubekommen, das er gegen den Türflügel einstemmte. Man drängte und drückte, aber der große Körper war nicht freizubekommen.

Richard Kaschel wußte Rat. Der Türflügel wurde durch eine eiserne Stange abgehalten, die hob Richard aus; sofort gab die Tür nach. Karl stürzte mitsamt seinen Angreifern die Stufen hinab auf die Straße.

In dem allgemeinen Durcheinander, das nun in der Dunkelheit entstand, wurde ein Schlag und der Fall eines schweren Körpers so gut wie überhört.

Man lief ins Gastzimmer zurück, erzählte sich gegenseitig unter Geschrei und Gelächter die Heldentat, die man verübt. Kaschelernst lief umher, zeternd und klagend über den Schaden, der ihm am Mobiliar angerichtet worden sei. Um das Schicksal des Hinausgeworfenen kümmerte sich niemand.

Nach einiger Zeit brannte einer der Gäste seine Laterne an und machte sich auf den Heimweg. Gleich darauf kam er mit verstörtem Gesichte wieder ins Zimmer zurück. Draußen liege einer in einer Pfütze Blut, berichtete der Mann.

Man eilte hinaus. Karl Büttner lag da einige Schritte von den Stufen. Der Schnee um ihn her war dunkel gefärbt.

Man untersuchte ihn; er war bewußtlos. Das Blut floß aus einer Wunde am Kopfe.

Ein Messerstich war es nicht. Es sah mehr aus, als habe ihn ein Hieb mit einem stumpfen Instrumente über den Schädel getroffen.

X.

Eines Tages im Februar erschien Harrassowitz auf dem ehemaligen Büttnerschen Bauernhofe. Er war in Gesellschaft eines städtisch gekleideten jungen Mannes.

Der Händler fand die vordere Haustür verschlossen. Er ging daher um das Haus herum, durch den Schnee, nach dem hinteren Eingang, aber auch dort war die Tür verriegelt. Harrassowitz pochte und rüttelte an Tür und Fensterladen; als das nichts nützte, legte er sich aufs Pfeifen und Rufen. Jemand mußte doch im Gehöft sein; es führte ja keine Spur in dem frisch gefallenen Schnee zum Hoftor hinaus. —

Endlich erschien der graue Bart des alten Büttner oben in der Dachluke. Er hatte sich seiner Gewohnheit gemäß eingeschlossen. Jetzt freilich, wo er den Eigentümer des Hauses und Gutes selbst vor der Tür sah, mußte er wohl oder übel aufmachen.

Sam war wütend über das lange Warten. Bei ihm sei es wohl nicht ganz richtig im Kopfe, schrie er den alten Mann an, als er barhäuptig in der Tür erschien. Er solle mal gefälligst sofort alles öffnen; hier sei jemand, der sich das Haus ansehen wolle.

Nun ging es an eine eingehende Besichtigung des Ganzen. Vom Keller bis hinauf auf den Boden wurde jeder einzelne Raum beschritten und besehen.

Der Fremde nahm es sehr genau. Er klopfte an die Wände, untersuchte das Holzwerk, blickte in die Essen und Öfen. Vielerlei fand er auszusetzen.

Im Keller stand Wasser. Sam, der selbst niemals drin gewesen war, erklärte unverfroren: Den Keller habe er immer trocken gefunden bisher; das müsse zufällig eingedrungenes Schneewasser sein. Er wandte sich an

den alten Büttner mit der Aufforderung, ihm das zu bestätigen. Traugott Büttner erklärte in mürrischem Tone: Solange er lebe, habe in diesem Keller im Frühjahre stets Wasser gestanden. — Der Händler biß sich auf die Lippen und warf dem Alten gerade keinen freundlichen Blick zu.

Auch sonst wurde mancherlei mangelhaft befunden. Die Öfen taugten nach Ansicht des fremden Herrn nichts, während Harrassowitz beschwor, sie heizten ausgezeichnet. Die Dielen sollten an vielen Stellen schadhaft sein. Das Dach sei reparaturbedürftig, die Treppe wackelig. Von der Holzstube wollte der Herr gar nichts wissen, die müsse er herausreißen lassen und durch Ziegelwände ersetzen.

Kurz, das Haus war, wenn man den Worten des Mannes trauen durfte, „ein Loch“, in das man eine junge Frau unmöglich führen konnte.

Harrassowitz meinte, mit einigen hundert Mark mache er sich anheischig, aus diesem Hause ein wahres Eldorado zu schaffen, „komfortabel und hochherrschaftlich“.

„Eine Hundehütte ist das Ding!“ rief der Fremde, der die starken Ausdrücke zu bevorzugen schien. „Fünftausend Mark muß ich hier gleich reinschmeißen; bloß was das Ausmisten kostet. Natürlich geht das vom Kaufpreise ab!“

Der Händler schwor dagegen, beide Hände zur Beteuerung erhebend, dann könne kein Handel zustande kommen; er dürfe nicht eine Mark vom Preise ablassen.

So wurde hin und her gefeilscht zwischen den beiden. Auf den alten Büttner, der gesenkten Hauptes dabeistand, Rücksicht zu nehmen, schien man für überflüssig zu halten.

Nachdem man Haus und Hof gründlich besichtigt,

wobei der Fremde alles so schlecht wie möglich machte, während Harrassowitz seinen Besitz nach Möglichkeit herausstrich, ging es hinaus zur neu angelegten Ziegelei. Büttner wurde nicht aufgefordert, mit dorthin zu kommen.

Nach Verlauf von einer Stunde etwa kamen die Herren in das Gehöft zurück. Sie begaben sich in die ehemalige Wohnstube der Büttnerschen Familie. Sam verlangte Tinte und Papier und schimpfte, als das nicht zu haben war.

„Sie können derweilen rausgehen!" sagte er zu dem alten Manne. „Aber halten Sie sich in der Nähe auf, bis ich Sie rufen werde."

Traugott Büttner ging in den Stall. Die Gesellschaft der Tiere war ihm lieber als die der Menschen. Die Tiere waren unverständig, stumpf und gutmütig. Die kaltblütig-grausame Art, seinesgleichen zu martern, hatte der Mensch vor der Kreatur voraus. —

Der alte Mann saß bei den Kühen auf einem Melkschemel. Er hatte den Tieren neues Futter vorgeworfen. Gemächlich kauend standen sie da, blickten ihn während des Fressens hin und wieder an, furchtlos; sie kannten ihn ja.

Durch die offene Stalltür konnte man über den Hof her vernehmen, wie jene drüben in der Stube sprachen. Sie schienen noch nicht einig. Es ging lebhaft zu beim Handeln.

Der Bauer versank tiefer und tiefer in Brüten. Eine „Hundehütte" hatte der Herr sein Haus genannt! Daß der Mensch nicht stumm geworden war für solche Lästerung!

Er, der Büttnerbauer, mußte doch wohl sein Haus kennen und wissen, was es wert war; es gab kein besseres im ganzen Dorfe.

Die Grundmauern mußten uralt sein. Der Vater hatte einmal gehört von einem, der es verstand: die Mauern stammten aus Zeiten, die noch lange, lange vor dem großen Kriege lagen. Die Holzstube, welche der Fremde herausreißen wollte, war von Traugotts Großvater aus starken, trockenen Tannenbrettern und lärchenen Pfosten eingebaut worden, und mochte noch manches liebe Jahr überdauern. Den Dachstuhl hatte Leberecht Büttner neu zimmern lassen; da war kein Balken, der sich gesenkt oder gebogen hätte.

Er selbst, Traugott Büttner, hatte viel Arbeit, Sorge und Kosten auf das Wohnhaus verwendet. Es war stets sein Stolz gewesen, daß es so stattlich sei; er hatte seinen Ehrgeiz darein gesetzt, das von den Vätern überkommene Heim in Ordnung und Stand zu halten.

Er hatte dieses Haus lieb, wie man ein lebendes Wesen liebt. Wenn er vom Felde hereinkam, blickte es ihn schon von weitem an, freundlich und vertraut, wie eine Mutter. — Es war ja auch die Mutter von vielen Generationen, die in ihm geboren und groß geworden, denen es Obdach und Behausung gewährt hatte.

Er kannte dieses Haus, wie er seine Ehefrau gekannt hatte. Er liebte es nicht nur in seinen Vorzügen und guten Seiten, er liebte es in allen seinen Eigenheiten und Heimlichkeiten, die nur ihm offenbar waren. Er liebte es nicht zum mindesten der schweren und bangen Stunden wegen, die er unter seinem Dache durchlebt hatte.

Und nun kam da einer her, ein Fremder, und nannte es eine „Hundehütte“!

Es war nicht Zorn, was der Alte empfand, auch nicht Ärger. All die jäh aufwallenden heißen Gefühle waren ausgelöscht in ihm. Mehr ein Staunen war es,

ein Verwundern über das, was ihm widerfuhr. Der Geist der streitbaren Auflehnung, der ihn früher oft zu seinem Schaden beseelt, hatte einer dumpfen Verdrossenheit Platz gemacht.

Er war still und nachdenklich geworden. Den Leuten im Dorfe wurde er dadurch unheimlich. Wenn er in seinem Kummer gerast oder zur Schnapsflasche gegriffen hätte, würden sie sich weniger gewundert haben, als über dieses stille „Simelieren" des Bauern.

Er konnte neuerdings über einem Worte, einem Erlebnisse stundenlang grübeln. Es war, als ginge er im Kreise wie ein Tier, das den Göpel drehen muß. Sein Geist klebte fest und zäh an den Dingen, konnte sich nicht aufschwingen zu Gedanken, sein Wille sich nicht mehr aufraffen zu Taten. Der ehemals so tätige Mann war imstande, halbe Tage in völligem Nichtstun zu verbringen.

Dann hielt er Selbstgespräche. Zu starkem Fluchen und Schimpfen, wie ehemals, brachte er es nicht mehr. Aber er bekam es fertig, ein und denselben Satz zehnmal und mehr vor sich hin zu sagen, immer schneller, immer lauter, bis er über sein eigenes Sprechen erschrak, sich scheu umsah, ob jemand da sei, und nach einiger Zeit in seine gewöhnliche Stumpfheit zurückversank.

Auch jetzt wieder hatte er sich in einen Gedanken verbissen: jener fremde Herr, dessen Namen er nicht einmal kannte, hatte sein Haus eine Hundehütte genannt. Und nun sagte er das Wort vor sich hin mit rauher Stimme: „Hundehütte, Hundehütte, Hundehütte . . .", daß die Kühe im Fressen innehielten und sich umsahen nach dem närrischen Alten.

Vom Hause her ertönte jetzt lautes erregtes Sprechen, als ob sie sich dort stritten. In der Haustür erschien

der Fremde. Er war im Begriffe, seinen Pelz anzuziehen; hinter ihm kam Sam, suchte den Mann festzuhalten.

„Zwanzigtausend Mark für so eine Hitsche ist Unverschämtheit!“ schrie der Fremde. „Ich weiß ganz genau, was Sie in der Subhastation dafür gegeben haben.“

„Aber was ich inzwischen hineingesteckt habe, Herr Berger! Wollen Sie das bitte nicht vergessen.“

Der Fremde stand noch immer in der Tür, er hatte inzwischen den Ärmel gefunden, schien auf dem Sprunge, fortzugehen.

„Schön: reingesteckt! Rausgenommen haben Sie, dreimal so viel, als Sie gegeben haben! Und nun soll ich Ihnen für den Hof und das bißchen Ziegelei zwanzigtausend Mark geben! — Verrückt müßte ich sein! Viertausend Taler gebe ich! Nicht einen Pfennig mehr!“

„Kommen Sie nur ins Haus, Herr Berger!“ mahnte der Händler und suchte den erregten Mann hereinzuziehen. „Wir werden schon handelseinig werden!“ Dabei klopfte er ihm auf die Schulter.

„Sie sind ein Halsabschneider!“ schrie Berger, folgte aber dem Händler doch ins Haus.

Es dauerte wiederum eine ganze Weile, dann erschien Harrassowitz in der Haustür und rief den Bauern herein.

Er stellte ihn dem Fremden vor. „Das ist hier der alte Büttner, der frühere Besitzer. Ein braver Mann! Ich kann ihn nur empfehlen. Wir sind stets gut miteinander ausgekommen, nicht wahr, Büttner?“ Dabei stieß er den alten Mann vertraulich an.

Büttner sagte nichts. Er stand da gesenkten Hauptes und blickte auf die Diele.

„Ich habe nämlich an diesen Herrn hier soeben verkauft,“ fuhr Harrassowitz fort; er schien in bester Laune, rieb sich vergnügt schmunzelnd die Hände. „Das ist also hier Ihr neuer Herr, Büttner! Herr Berger wird die Ziegelei in Betrieb nehmen und gedenkt, hier zu wohnen. — Es wird gut sein für Sie, Büttner, wenn Sie sich mit ihm stellen.“

„Das Haus entspricht durchaus nicht meinen Ansprüchen,“ meinte der neue Herr, sich mißmutig umblickend. „Meine Frau kommt von der Stadt und ist's ganz anders gewöhnt.“

„Es wird der jungen Frau mit der Zeit ganz gut hier gefallen in Halbenau; passen Sie mal auf, Herr Berger! Hier ist's ganz nett, man versteht hier auch zu leben. Und gesund ist's! Die Leute werden alt hier zu Lande! Wie zum Beispiel Herr Büttner hier!“

Der Fremde zuckte die Achseln, dann meinte er, sich an den Alten wendend: „Ich würde Sie unter gewissen Bedingungen im Hause behalten. Eine Kammer können Sie meintswegen haben, obgleich eigentlich viel zu wenig Platz ist.“

„Büttner nimmt mit allem vorlieb,“ sagte Harrassowitz, sich einmischend. „Sie müssen nur wissen, der Mann hat Zeit seines Lebens hier gewirtschaftet, da wäre es immerhin hart, wenn er Knall und Fall fort müßte. Ich habe auch Erbarmen gehabt mit ihm, obgleich ich's nicht eigentlich nötig hatte. Das ist eben schließlich eine Art von Anstandspflicht — gewissermaßen.“

Der neue Besitzer machte eine ungeduldige Bewegung. „Zwingen kann Sie dazu ja niemand!“ rief der Händler. „Wenn Sie den Alten drin lassen, so ist das eben ein Akt der Barmherzigkeit und Herr Büttner

muß Ihnen zeitlebens dafür dankbar sein — nicht wahr, Büttner?“

„Meintswegen!“ sagte Berger und erhob sich. „Ich will gestatten, daß der Mensch hier wohnen bleibt in einer Dachkammer. — In die Hausordnung haben Sie sich natürlich zu fügen, Büttner! Und ich darf erwarten, daß Sie keinerlei Störung verursachen. Die Wohnung sollen Sie frei haben; ich verlange als Entgelt, daß er den Garten versorgt und die häuslichen Arbeiten übernimmt: Holzspalten, Austragen der Grube, Kohlenklopfen und so weiter. Eventuell werde ich ihn auch in der Ziegelei beschäftigen, wenn er dazu nicht schon zu alt ist. Natürlich ist dieses Verhältnis meinerseits jederzeit kündbar.“

„Das scheint mir nur billig und gerecht!“ rief Harrassowitz. „Sie können lachen, Büttner! Machen Sie nur nicht ein so finsteres Gesicht, Mann! So trifft's nicht jeder!“

„Das scheint ein alter verstockter Bursche zu sein!“ sagte Berger zu dem Händler, als sie das Haus verließen.

„Was wollen Sie,“ meinte Sam. „Er ist halt 'n Bauer!“

XI.

Ernestine überbrachte eines Tages ihrem Bruder Gustav einen Brief von Häschke. Dabei erzählte sie, daß sie in der nächsten Zeit Halbenau verlassen werde, ihr Bräutigam habe eine Wohnung gemietet und wolle sie nun heiraten.

Eigentlich hatte Ernestine gewünscht, daß die Hochzeit in Halbenau stattfinden solle; aber Häschke hatte gemeint, da müsse man sich womöglich kirchlich einsegnen lassen, und „den Mumpitz“ mache er nicht mit. Ernestine fand sich schließlich darein. Sie war schon so weit von

der fortgeschrittenen Weltanschauung ihres Bräutigams angesteckt, daß sie sich aus solchen altmodischen Gebräuchen, wie kirchliche Trauung und Taufe, nichts mehr machte. Da sie außerdem praktisch war, sagte sie sich, daß man durch Weglassen dieser Zeremonien Geld ersparen könne, welches anderweit besser zu verwenden sei.

Häschke berichtete in seinem Briefe an Gustav, daß er in einer Maschinenfabrik Anstellung als Schlosser gefunden habe. Er setzte dem Freunde zu, daß er's ihm nachmachen solle. In der Stadt sei doch ein ganz anderes Leben, als in dem langweiligen Dorfe. Auf einen grünen Zweig werde er in Halbenau doch niemals kommen. Wenn Gustav ihm Auftrag gebe, wolle er sich für ihn um einen Dienst bemühen. Gustav solle ihm sofort seine Papiere einsenden. Er werde ihm schon etwas Passendes ausfindig machen. Gediente Unteroffiziere hätten immer Aussicht, genommen zu werden.

In Gustav rief dieser Brief geradezu eine Gärung hervor.

Seit er neulich auf dem Rückwege aus der Rübengegend das Leben der großen Stadt wieder einmal gekostet hatte, war ihm die geheime Sehnsucht danach nicht wieder aus der Seele gewichen.

Es bedurfte nicht viel Zuredens von seiten Häschkekarls, um diese Träume und Wünsche, beunruhigend und verführerisch, wie sie nun einmal für das Landkind waren, lebendig zu machen.

Der Abend vor allem, wo er in Häschkes Gesellschaft jener großen Volksversammlung beigewohnt, hatte sich unauslöschlich in seinem Gedächtnisse eingeprägt. Die Tausende, welche in atemloser Spannung den Worten ihrer Führer gelauscht, die eindringlichen

Worte, welche die schlichten Arbeiter gesprochen, der mächtige, sinnberauschende Applaus, wenn einer das rechte Wort gefunden, die Disziplin, die Opferwilligkeit, der Korpsgeist — nichts von den tiefen Eindrücken, die er in jenen Tagen in sich aufgenommen, war dem jungen Manne abhanden gekommen.

Was er da gesammelt hatte an neuen Erfahrungen und Gedanken, was er damals, weil es zu viel auf einmal gewesen, nicht hatte verarbeiten können, war doch in ihm geblieben, hatte sich gesetzt und verdichtet zu einer neuen Weltanschauung. So wie er gewesen war, konnte er nie wieder werden; er hatte in geistigem Sinne seine Unschuld verloren. Er fühlte es selbst bei den unbedeutendsten Anlässen, daß er mit anderen Augen in die Welt sehe.

Vor allem aber war eine tiefe Sehnsucht in ihn gekommen, die ihm keine Ruhe mehr ließ, die Sehnsucht, heraus zu gelangen aus der Enge seiner bisherigen Umgebung, Neues zu sehen und zu erleben, seinen Gesichtskreis zu erweitern, teilzunehmen an dem Leben der großen Welt.

Diese Sehnsucht trieb ihn aus seiner Heimat weg, in die Stadt. Dort war das wahrhaftige Leben allein! In der Stadt fand man Anregung und Gesellschaft. Dort erfuhr man, was in der weiten Welt vorging. Da ging einem eine Ahnung auf von dem, was man selbst wollte und sollte. Da war man unter Tausenden und Abertausenden, und doch ein selbständiger, freier Mensch.

Auf dem Lande glichen die Arbeiter dem Lasttiere, das seine Arbeit verrichtet, sein Futter vertilgt und nur erwacht, um von neuem zur Arbeit getrieben zu werden. So dämmerten die meisten Leute auf dem Dorfe dahin,

stumpf und gelangweilt, ohne viel mehr nachzudenken als das liebe Vieh.

Nein! solch ein Leben wollte er nicht weiter führen! Wenn man einmal starb, wollte man doch wenigstens sich sagen können, daß man gelebt habe.

Er hatte ja früher die Heimat geliebt — er liebte sie noch — aber es war zu vieles vorgefallen in den letzten Jahren, was ihm die Freude an dem Heim vergällt hatte.

Ja, wenn er's so hätte haben können wie sein Großvater Leberecht — dem er, wie die Menschen behaupteten, in vielen Stücken ähnelte — wenn er auf freiem Gute hätte selbständig schalten und walten dürfen als sein eigener Herr, da hätte er wohl jede Arbeit auf sich nehmen wollen, wäre sicher gewesen, etwas Rechtes vor sich zu bringen. Aber so, wo das Glück der Familie vernichtet war! Wo einer hätte wieder ganz von vorn anfangen müssen! wo ihm, dem Bauernsohne, nichts übrig blieb, als sich als Tagelöhner oder Knecht zu verdingen! —

Nein! da wollte er doch lieber ganz von dem Orte weggehen, wo er und seine Vorfahren einstmals bessere Tage gesehen hatten. In der Stadt kannte ihn wenigstens keiner! Da konnte ihn niemand verhöhnen, daß er hatte herabsteigen müssen, daß er, der einstmals kommandiert hatte, nun selbst dienen mußte.

Was er früher nicht für möglich gehalten haben würde, der Abschied von der Heimat wurde ihm jetzt nicht einmal schwer. Die Wurzeln, die ihn einstmals so fest mit diesem Boden verbunden hatten, waren eben eine nach der anderen durchschnitten worden; er war jetzt auch so ein loser Baum, den man leicht ausheben und verpflanzen kann.

Mehr und mehr fing er an, seiner dörfischen Umgebung überdrüssig zu werden, ja, sie im Grunde seines Herzens zu verachten. Auf dem Dorfe war man wie in einem dunklen, engen, dumpfen Zimmer, in welches das Licht höchstens durch Ritzen und Klinzen eindringt. Da draußen in der Welt, in der Stadt, da winkte das große, rauschende Glück, das Vergnügen, die Freiheit, die Selbständigkeit! —

So gab er denn seiner Schwester Ernestine, als sie Halbenau verließ, seine Papiere mit, die sie Häschke übergeben sollte.

Das Mädchen ging der Zukunft leichten Herzens entgegen. Sie hatte bereits der vorige Sommer der Heimat entfremdet. Sie lebte längst mit ihren Gedanken und Plänen in einer neuen Welt, die mit dem ländlichen Heim wenig gemein hatte. Ein Vaterhaus, von dem sie hätten Abschied nehmen müssen, gab es ja für die Büttnerschen Kinder nicht mehr.

Um die Zukunft machte sich die leichtfertige Ernestine wenig Sorge. Häschke verdiente jetzt zwanzig Mark in der Woche. Mit der Zeit hatte er Aussicht, Monteur zu werden, so schrieb er selbst. Außerdem konnte man zur Verbesserung des Einkommens ja auch Kostgänger und Schlafburschen aufnehmen. Ein größeres Quartier war drauflos schon gemietet worden.

Das Mädchen würde vielleicht nicht einmal vom Vater Abschied genommen haben, wenn nicht Gustav es ausdrücklich von ihr verlangt hätte.

Der Abschied war kühl und steif. Ernestine, die doch sonst nicht gerade auf den Mund gefallen war, wußte dem Vater kein liebes Wort zu sagen.

Der alte Mann brachte es auch zu keiner herz-

lichen Äußerung dem letzten Kinde gegenüber, das nun von ihm ging.

* * *

Karl war, nachdem man seine Wunde im Kretscham notdürftig gewaschen und verbunden hatte, in seine Behausung nach Wörmsbach geschafft worden.

Nachdem ihm der Arzt das dichte Haar rings um die Wunde abgeschnitten hatte, fand sich, daß die Schädeldecke stark verletzt war. Es mußte geradezu ein Wunder genannt werden, daß er mit dem Leben davon gekommen war. Die Heilung ging langsam vonstatten.

Seine Frau leistete in dieser Zeit Übermenschliches. Der Kranke war trotz seiner Schwäche nicht leicht zu pflegen, er delirierte stark. Die Nahrung mußte ihm auf künstlichem Wege zugeführt werden.

Therese hatte sich bis dahin nie sonderlich um die Krankenpflege gekümmert; jetzt ließ die Not sie auch diese Dienste erlernen.

Sie mußte dazu die Kinder versorgen, das Hauswesen im Gange erhalten, dabei kein Geld im Hause! Denn Karl hatte in der Periode seiner Liederlichkeit alles bis auf einen kleinen Rest vertan.

Und nun kam das Frühjahr heran; da hätte das Feld bestellt werden mögen. Wovon sollte man denn die Pacht an Harrassowitz bezahlen?

Sam war schon einmal dagewesen. Er zeigte sich sehr ungehalten. Wenn es nicht besser werde, müsse er sie heraussetzen. Säufer und Nichtstuer könne er nicht gebrauchen.

Was blieb für Therese da anderes übrig, als selbst das Feld zu bestellen! Die Kühe hatte Harrassowitz inzwischen weggenommen. Sie spannte sich also vor

die Egge. Der älteste Junge, kaum sechs Jahre alt, mußte mit Hacke und Schaufel hantieren.

Es galt die größten Anstrengungen, denn wenn Harrassowitz sein Wort wahrmachte, dann blieb ihnen nichts als das Armenhaus.

Daß Karl jemals wieder zu vollen Kräften kommen werde, war unwahrscheinlich. Auch nachdem die Kopfwunde verheilt war und das Fieber nachgelassen hatte, blieb ein allgemeiner Schwächezustand zurück. Die Sprache hatte gelitten; bestimmte Laute vermochte die Zunge überhaupt nicht mehr zu bilden. Das Gedächtnis war geschwächt. Karl, der sich niemals durch besondere Geistesgaben ausgezeichnet hatte, war völlig zum Trottel geworden.

Eines Tages, als Therese vom Felde heimkehrte, fand sie den Kretschamwirt von Halbenau bei Karl sitzen. Kaschelernst schien bereits eine ganze Weile mit ihm gewesen zu sein. Was die beiden zusammen gesprochen, erfuhr Therese nicht.

Der alte Kaschel machte einen durchaus vergnügten Eindruck.

Er spielte sich ganz auf den Unbefangenen; meinte, er sei nur im Vorübergehen mal eingetreten, um zu sehen, wie sie eigentlich lebten. Was zu essen hatte er mitgebracht — auch ganz zufällig, wie er behauptete — einige Würste und einen Schinken. Die ließ er da, damit Karl davon esse und wieder zu Kräften kommen möge.

„Er is wie a bissel dumm im Koppe!" sagte Kaschelernst zu Theresen, als er in sein Korbwägelchen gestiegen war. „Er meent, er kann sich uf nischt nich mehr besinnen, meent er." Dabei beobachtete er, durch sein verschmitztes Lächeln hindurch, Theresens Miene genau.

„Weeß er denne gar nischt mehr, wie er damals hingefallen is, in der Besoffenheet und sich das Luch in Kupp geschlagen hat? — he!“

„Ar is ne gefallen!“ erwiderte Therese. „Ibern Kupp ha'n se'n gehaun.“

„Soit Karl su?“

„Ne! ar soit's ne, weil daß er vun nischt ne mih was weeß.“

„Wer soit's denne?“

„Nu, was de Leite sen, die soin's alle, 's hätt' 'n eener ibern Kupp gehaun.“

Kaschelernst schnalzte mit der Zunge. „De Leute raden vill, was ne wahr is. — Desderwegen . . .“ Vergnügt schmunzelnd fuhr er von dannen.

Wenige Tage darauf erschienen zwei Herren vom Gericht bei Karl Büttner. Es handelte sich um die Voruntersuchung gegen Richard Kaschel.

Karl wurde aufs eingehendste vernommen. Viel war freilich nicht aus ihm herauszubekommen. Er wußte nur noch wenig von jenem für ihn so verhängnisvollen Abend im Kretscham zu Halbenau. Darüber, wie er zu der Wunde am Kopfe gekommen, vermochte er nichts Stichhaltiges anzugeben.

Immerhin belasteten die Aussagen anderer Zeugen den jungen Kaschel so weit, daß es zur Verhandlung kam.

Es ward festgestellt, daß es Streit gegeben habe zwischen Karl und seinem Vetter. Ferner wurde ausgesagt, daß Richard Kaschel es gewesen, der die Leute aufgefordert habe, den Betrunkenen hinauszuwerfen. Das Gravierendste aber war, daß mehrere Zeugen sich besinnen konnten, die eiserne Stange, die zum Festhalten der Tür diente, in der Hand des Angeklagten gesehen zu haben. Daß aber Richard den Schlag geführt

habe, der Karl verletzt haben sollte, wollte niemand beschwören.

Der Angeklagte selbst behauptete, er sei nicht mit draußen gewesen vor dem Kretscham, habe vielmehr die eiserne Stange, auf Befehl seines Vaters sofort wieder eingelegt.

Der alte Kaschel, der unbeeidigt vernommen wurde, bestätigte die Aussagen seines Sohnes.

Der Angeklagte wurde freigesprochen.

Die öffentliche Meinung schrieb trotzdem dem Gastwirtssohne die Tat zu.

Man schimpfte weidlich auf die Kaschels und verwünschte sie. Erst hatten sie den alten Büttner ruiniert, ihn von Haus und Hof gebracht, und nun hatten sie ihm auch noch den Sohn für Lebzeiten elend gemacht.

Aber solche Worte fielen nur hinter dem Rücken der Kaschels. Ihnen etwas ins Gesicht zu sagen, wagte niemand; sie waren zu gefährlich.

Richard Kaschel zeigte sich, nachdem er hier mit einem blauen Auge davon gekommen, anmaßender und übermütiger denn je. Das Spielen setzte er fort. Er ging oft weit über Land oder fuhr in die Stadt, um seiner Leidenschaft zu frönen.

Dem alten Kaschel wurde unheimlich zumute dabei. Mehr als einmal schon hatte er ein Loch zustopfen müssen für den hoffnungsvollen Sprößling.

XII.

Nun begannen große Umwälzungen im Bauernhofe. Baumeister und Zimmermann erschienen. Im Wohnzimmer wurden die Dielen aufgerissen, die alten erblindeten Fensterscheiben durch neue große und glänzende ersetzt. Dann kamen die Ofensetzer. Der alte Kachel-

herd mit Backröhre und Pfanne, der zwei Zimmer geheizt hatte, auf dem die verstorbene Bäuerin das Essen für die Familie zugleich mit dem Angemenge für das Vieh zubereitet hatte, wurde weggerissen und an seine Stelle ein städtischer Porzellanofen gesetzt. Die Küche kam in den Nebenraum. Maler und Tapezierer erschienen. Die Holzverkleidung ward von den Wänden gerissen, gemalt und geweißt wurde, und in die Zimmer für die zukünftige junge Frau kamen sogar Tapeten.

Der neue Herr kam öfters von der Stadt heraus und trieb die Handwerksleute zur Eile an; er wollte bald einziehen.

Der Büttnerbauer wurde von einem Winkel in den anderen getrieben. Er war wie ein altes Tier, dem aus Gnade das Leben gelassen wird.

Überall im Hause herrschten die Handwerker. Schließlich zog sich der Alte mit einem Bündel Sachen in einen Bretterverschlag auf dem Boden zurück, um dort zu hausen.

Auf dem Felde war's ein Gleiches. Überall Neuerungen! —

Die Ziegelei wuchs und dehnte sich aus. Jetzt hatten sie ein neues Lehmlager entdeckt, das noch besseres Material enthalten sollte als das erste. Dort wurde abgegraben. Herr Berger, der neue Besitzer, ließ einen Schienenstrang von der Grube nach der Ziegelei legen.

Das ganze Gut ward verbitzelt. Die großen Schläge, einstmals des alten Bauern Stolz und Freude, waren in lauter schmale Streifen zerteilt, auf denen kleine Wirte ihre vier, fünf verschiedenen Früchte bauten.

Auch im Walde gab es Veränderungen. Schon im Herbste hatte der gräfliche Oberförster Kahlschlag machen und Hügel zur Kultur auswerfen lassen. Kaum

war der Schnee gewichen, wurde mit der Anpflanzung begonnen.

Der alte Mann haßte all das Neue, das vor seinen Augen entstand. Es lag so etwas Aufdringliches, Vorwitziges in dem, was diese jungen Leute anstellten.

Vierzig Jahre hatte er nach der Väter Weise gewirtschaftet, und nun über Nacht, plötzlich, ward alles umgestürzt, das Oberste zu unterst gekehrt, seine Arbeit verwüstet, als sei sie nichts wert.

Sein Lebenswerk wurde für nichts geachtet. Die Spuren seiner Tätigkeit waren ausgewischt. Das, was jeder Mensch als mächtigsten Trieb und Sporn zum Handeln in sich trägt, der eigentliche Erreger alles menschlichen Strebens und Schaffens, das Verlangen nach irdischer Unsterblichkeit, der Wunsch, in seinen Werken das ewige Leben zu haben — dieses Denkmal, das jeder Tüchtige sich zu errichten strebt, damit Kinder und Kindeskinder seiner gedenken, auf daß sein Wesen und Wollen nicht von der Vergessenheit Nacht verschlungen werde — dieser Abdruck seiner Persönlichkeit, der in diesem Grundstück: Haus, Hof, Feldern, Wiesen und Wald, eingeschlossen lag, war zerstört; fremde Hände hatten in wenigen Monaten das zur Unkenntlichkeit verändert, was er und seine Vorfahren im Laufe eines Zeitraumes, der nach Generationen gerechnet werden mußte, in Treue und Liebe und Frömmigkeit aufgerichtet hatten.

Die Zeit war über ihn hinweggeschritten.

Nun wurde er in die Ecke gestellt, ein verbrauchtes, altmodisches Gerät. Er war ein Baumstumpf, der mitsamt den Wurzeln ausgerodet ist; so lag er auf dem Boden, dem er, als er in voller Kraft und Blüte gestanden, seinen Schatten gespendet hatte. Die tausend-

fältigen Beziehungen, die jeden mit der Mitwelt verbinden, die unzähligen Würzelchen, mit denen wir jeden Augenblick Kräfte saugen und Kräfte zurückgeben, waren durchschnitten. Er war unnütz geworden für sich und die anderen. Er konnte aus der Welt gehen, und nirgends würde eine Lücke klaffen.

Zweck- und ziellos ging er umher, im Dorfe, über die Felder, durch den Wald. Wann wäre das früher jemals vorgekommen! Da hatte jeder Gang sein Ziel, da wurde er, außer Feiertags, niemals unbeschäftigt angetroffen. Aber was sollte er jetzt anfangen? wofür seine Hände rühren?

Die Leute redeten ihn an, einzelne aus Mitleid, die meisten aus Neugier; sein Wesen war allen ein Rätsel.

Aber, da man fast nie eine Antwort von ihm erhielt, unterblieb das Anreden mit der Zeit. Die Kinder lachten wohl über die struppige Erscheinung des Alten, liefen ihm nach; auch Erwachsene wagten hie und da eine Spottrede hinter seinem Rücken. Aber ins Gesicht ihn zu höhnen, wagte niemand; das Elend hatte noch nicht ganz die Ehrfurcht gebietende Würde aus der Erscheinung des Greises gelöscht.

Der Pfarrer stellte den alten Mann auf der Straße und ging eine Strecke mit ihm. Da gab es zarte Vorwürfe zu hören, daß Büttner nicht mehr zur Predigt und zum Tische des Herrn komme. Der Bauer zuckte verdrossen die Achseln, blieb dem Seelsorger die Antwort schuldig.

Ein andermal traf Büttner mit dem Güterdirektor des Grafen zusammen. Hauptmann Schroff hielt sein Pferd an und begrüßte den alten Mann. Der Hauptmann beklagte, daß alles so gekommen wäre. Nun das Bauerngut nicht mehr für ihn zu haben sei, habe

der Graf seinen Sinn geändert. Er bereue jetzt, den Juden hineingelassen zu haben. Die neue Nachbarschaft sei dem Herrn Grafen ein Greuel. —

Der Hauptmann sah wohl selbst ein, daß solche Reden zu spät kamen und niemandem etwas nützen konnten. Er drückte dem Alten die Hand, überließ ihn seiner Einsamkeit.

Was wollten die Leute von ihm? Der Alte verachtete sie im Grunde seiner Seele alle. Alles Reden war sinnlos, alles Mitleid verschwendet! Jedes Wort der Teilnahme bedeutete eine Erniedrigung für ihn. Nur in Ruhe sollten sie ihn lassen, das war das einzige, was er noch von ihnen verlangte.

* * *

Auch dem Sohne eröffnete sich der alte Mann nicht. Der gehörte ja auch zu den Jungen, zu dieser neuen Generation, die keck über ihn hinweggewachsen war.

Gustav war ja auch diesem Boden entstammt, aber er war nicht so fest mit ihm verwachsen, daß er das Verpflanztwerden nicht überstanden hätte. Er stand jetzt im Begriffe, sich in neuen Verhältnissen ein neues Heim aufzurichten für sich und die Seinen.

Soeben war von Häschke eine Antwort eingetroffen. Er hatte eine Stelle für den Freund gefunden. Gustav sollte in einem großen Hause der inneren Stadt die Vizewirtsstelle übernehmen.

Es war ein verantwortungsreicher Posten. Im Hinterhause befand sich eine Kartonagenfabrik, die über hundert Leute beschäftigte. Im Parterre des Vorderhauses war ein Bankgeschäft, im ersten Stock eine Versicherungsgesellschaft; alles in allem wohnten in dem

weitläufigen Gebäude einige zwanzig verschiedene Parteien.

Gustavs ausgezeichnete Militärpapiere hatten den Ausschlag gegeben, als er zu dieser Stellung gewählt wurde. Häschke riet, daß er sofort annehmen sollte; es gäbe eine ganze Anzahl anderer Bewerber für den Posten.

Für Gustav war es nichts Kleines, sich hier zu entscheiden. Vieles daran war verlockend: die feste Anstellung, das auskömmliche Gehalt; übergroße Anstrengung war mit einem solchen Posten auch nicht verbunden und man behielt Zeit übrig für sich und die Seinen.

Auf der anderen Seite gab es mancherlei Unerquickliches an einer solchen Stellung. Man brachte mit seiner Arbeit nichts Bleibendes vor sich, woran man seine Freude hätte haben können. Die Aussicht, Höheres zu erreichen, sich selbst vorwärts zu bringen, war ausgeschlossen. Man war der Diener von tausend beliebigen Leuten. Und was Gustav als das schwerste erschien: er wurde herausgerissen aus dem von Jugend auf gewohnten Leben. Vom Acker weg wurde er in ein städtisches Souterrain verpflanzt, in das vielleicht die Sonne nicht einmal am Tage drang. Wie würde er, wie würde Pauline das ertragen?

Erst jetzt, wo er vor die Entscheidung gestellt war, merkte er, was er vorhatte: daß er einen Strich mache unter seine eigene Vergangenheit, daß er mit der vielhundertjährigen Überlieferung seiner Familie breche, daß er im Begriffe stehe, aus einem Landmann ein Städter zu werden.

Er besprach die Sache mit Pauline. Sie überließ ihm, wie in allen wichtigen Fragen, auch diesmal die Entscheidung. Ihr genügte, bei ihm bleiben zu dürfen, alles andere solle ihr recht sein.

Schließlich erkannte Gustav, daß es eine Wahl für ihn gar nicht mehr gebe; er mußte annehmen. Der Winter hatte die Ersparnisse des vorigen Sommers verschlungen. Als Aufseher wieder in die Rübengegend zu gehen, hatte er verschworen. In der Heimat gab es keine Beschäftigung für ihn, wenn er nicht tagelöhnern wollte. Er mußte also nach dem greifen, was sich ihm bot, um sich und die Seinen vor Mangel zu bewahren.

Die Stelle war durch Todesfall erledigt, und Häschke hatte geschrieben, daß Gustav sobald wie möglich antreten müsse. Es hieß also, in wenigen Tagen packen und Abschied nehmen.

Ein Plan war in Gustav gereift: er wollte den Vater auffordern, mit ihnen in die Stadt zu ziehen.

Gustav war sich nicht im unklaren, was er damit auf sich nehme. Es würde nichts Leichtes sein für alle drei Teile; der alte Mann war schwierig, würde kein bequemer Hausgast sein. Besonders in der Stadt war das nichts Kleines, wo man enge aufeinander saß, wo alle die mannigfaltigen Abziehungen des ländlichen Berufes fehlten.

Aber es mußte sein! Pauline sowohl wie Gustav waren sich klar darüber, daß sie den Vater nicht in seinem Elend allein lassen durften. Was sollte aus ihm werden in Halbenau, wenn sie nun auch fortgingen? Wenn es niemanden mehr gab, der sich um die Notdurft des Alten kümmerte! Das Armenhaus war der wahrscheinliche Abschluß.

Eine solche Schande wollte man nicht auf sich laden. Der Familiensinn, der bei Gustav nicht völlig untergegangen war, sprach mit. So weit war es mit den Büttners doch noch nicht gekommen, daß man das Familienoberhaupt hätte in Schmutz und Armut ver-

kommen lassen mögen, ohne eine Hand zu rühren. Die Leute würden mit Fingern auf solch unnatürliche Kinder gewiesen haben. Diese Schmach wollte Gustav seinem Namen nicht antun.

Als sie jedoch mit dem Vater davon sprachen, stießen sie auf Widerstand. Er wolle nicht in die Stadt, erklärte er.

Sie hielten ihm vor, was seiner in Zukunft in Halbenau warte: das Einliegerelend, die Abhängigkeit von wildfremden Menschen, die ihn als ihren Knecht behandeln und ihm, wenn es ihnen paßte, den Stuhl vor die Tür setzen würden. Und was, wenn er krank würde! Wer würde ihn pflegen?

All das hielten sie ihm vor. Ob es Eindruck auf ihn mache oder nicht, war nicht zu ersehen. Er sagte nicht ja und nicht nein, trug seine gewöhnliche mürrisch-verschlossene Miene zur Schau.

Gustav machte einen Versuch, ihn beim Ehrgefühl zu packen. Sollte er sich bei seinen Jahren noch als Tagelöhner verdingen? Wollte er wirklich in die Ziegelei gehen auf Arbeit? Er, der ehemalige Großbauer: Ziegelstreicher! Oder wollte er gar der Gemeinde zur Last fallen? —

Aber auch hierauf zeichnete er nicht. Er schüttelte nur den Kopf und murmelte etwas Unverständliches vor sich hin. Es schien fast, als hege er einen wohlüberlegten Plan, einen Entschluß in seinem Innern, den er niemandem verraten wollte.

Seine Kinder drangen noch einmal in ihn. Sie stellten ihm dar, wie schön er es bei ihnen haben werde. Man wolle ihm ein Stübchen ganz für sich lassen. Häschke habe von einem Gärtchen geschrieben, das Gustav mit im Stande zu halten hätte; diese Arbeit

solle er übernehmen, damit er doch seine Beschäftigung habe. — Es verschlug alles nichts. Man konnte zweifelhaft werden, ob er überhaupt die Worte höre; seine Züge waren leer, seine Augen schienen auf etwas gerichtet: weit, weit in der Ferne, das nur er sah.

Gustav gab es schließlich auf, dem Vater noch länger zuzureden. Wenn der nicht wollte, dann brachten ihn zehn Pferde nicht von der Stelle. Er war eben ein Büttner! —

Aber Pauline ließ die Hoffnung noch nicht fahren, den alten Mann zu überreden. Sie war, seit sie Gustav geheiratet, der besondere Liebling des Alten geworden. Ihr gegenüber hatte er hier und da sogar etwas von seinem Kummer blicken lassen.

Die junge Frau sprach den Schwiegervater noch einmal unter vier Augen, mit jener innigen, schlichten Herzlichkeit, die ihr zu Gebote stand, meinte sie: Sie wollten's ihm auch so gut machen, als er sich's nur denken könne.

Sie hoffte, ihn vielleicht mit der Kost locken zu können. Sie wolle ihm so kochen, wie er's gewohnt sei von der Mutter her, und wie sie wisse, daß er's gern habe.

Da traten dem Alten plötzlich die Tränen in die Augen; mit einer Weichheit, die man sonst nicht an ihm gewohnt war, sagte er: „Ne, ne! Pauline, laß ack! Du bist gutt! — Ich weeß, Ihr meent's gutt mit mir alen Manne. Aber, laß ack!" . . .

Dann versank er in Nachdenken.

Sie wagte es, seine Hände zu ergreifen und sie zu streicheln. Noch einmal stellte sie ihm dann vor, wieviel besser er's haben könne, wenn er bei seinen eigenen Leuten bliebe als unter Fremden.

„'s is alles eens, Pauline!" war seine Antwort.

„Mit mir is eemal nischt nich! Mir nutzt nischt nich mih! Ich were bale ganz alle sen!“

Sie meinte dagegen: Er werde noch manches Jahr erleben; er sei ja rüstig und nehme es noch mit manchem Jungen auf.

„Ne, ne! Ich ha's 'n dicke! Ich ha's 'n schun ganz dicke! — De Mutter is nu och tut. 's is ne schiene su alleene ei der Welt.“

Er schnäuzte sich und wischte die Augen; beides mit der Hand. Dann fuhr er fort: „Sieht Ihr ack! und laßt mich Alles in Frieden. Ihr sed jung! Ihr wißt ne, wie's unsereenem zumute is. Ihr kennt's ne wissen. Das kann niemand nich verstiehn, wie's unsereenem ums Harze is. — Su manchmal, Nächtens — su alleene — und an Tage och, su verlassen! Mer mechte sich winschen, daß de Sunne gar ne nich scheinen tate. Alles is eenem zuwider! Ne, ne! Das verstieht niemand ne, der's ne derlabt hat! — Laßt mich ack! Ich wer' schun a Platzel finden; is ne ei der Welt, dann is am Ende, kann sen, haußen.“

Pauline schluchzte laut auf, als sie den alten Mann so sprechen hörte.

„Ju, ju! Su is! Ich glob', ich wer mich ne lange mih zu schinden han. — Ich will der och noch was mitgahn, Pauline, zum Adenken, eh' daß 'r gieht.“

Damit ging er nach seinem Bretterverschlag auf dem Boden und kam nach einiger Zeit, den Arm voll Kleidungsstücke, zurück.

Da war eine wattierte Puffjacke der Bäuerin, eine seidene Schürze, die er mal seiner Braut zum Geschenk gemacht hatte, etwas Leibwäsche der Verstorbenen und noch Kleinigkeiten aus dem Nachlasse der Bäuerin, mit denen er Paulinen beschenkte.

Auch Gustav sollte bedacht werden. Der Alte schleppte seinen Schafwollpelz herbei, den er seit dreißig und mehr Jahren führte.

Pauline weigerte sich, den Pelz für ihren Mann anzunehmen; den müsse der Vater behalten, damit er im Winter was Warmes habe.

„Ich wer' keenen Winter mer sahn!" sagte der Bauer.

Da er böse zu werden drohte über ihre Weigerung, nahm sie den Pelz schließlich an, zum Schein. Sie wollte ihn der eigenen Mutter übergeben, die ihn einstweilen aufbewahren und dem Alten bei beginnender Winterszeit zurückstellen sollte. —

An einem Sonntagmorgen in der Frühe nahmen Gustav und Pauline Abschied von Halbenau. Ihre Abreise hatte manchen Freund und manche Freundin herbeigelockt. Frau Katschner schwamm in Tränen. Sie mußte der Tochter heilig versprechen, daß sie nach dem alten Büttner sehen werde.

Die Witwe hatte im stillen noch nicht alle Hoffnung aufgegeben, daß ihr noch ein zweites Mal die Freuden des Ehestandes zuteil werden möchten. Im geheimsten Kämmerchen ihres Herzens regierte kein anderer als Traugott Büttner allein.

Der alte Mann war nicht erschienen, um von seinen Kindern Abschied zu nehmen. Die Leute sagten, er sei auf dem Wege nach der Kirche gesehen worden.

XIII.

Am Sonnabendabend war der alte Büttner zum Dorfbader gegangen und hatte sich seinen Bart abnehmen lassen. Sonntags beim Morgengrauen nahm er seine Feiertagskleider aus der Lade, den langschößigen

Tuchrock, der zur Hochzeit neu gewesen war, die Weste mit den Perlmutterknöpfen, den Zylinder, der ihm nun auch schon an dreißig Jahre Dienste getan hatte, und der trotz alles Streichens mit dem Rockärmel nur immer widerhaariger wurde.

Traugott Büttner ging zum Tisch des Herrn.

In seinem Feiertagsstaat, das Gesangbuch in der Hand, schritt er die Dorfstraße hinab. Er blickte nicht rechts noch links, nur auf seinen Weg.

Andere Altarleute, die ihn überholten, blickten ihm erstaunt ins Gesicht.

Ja, war denn das wirklich der Büttnerbauer! Oder war es sein Geist? Die bleichen Wangen, nicht mehr vom Bart versteckt, zeigten jetzt erst ihre ganze hohle Magerkeit.

Er erwiderte keinen der vielen Morgengrüße, die ihm von allen Seiten geboten wurden. Sein Gang war langsam aber fest, die Blicke hielt er starr geradeaus gerichtet.

Man steckte die Köpfe zusammen. „Saht ack! Büttnertraugott gieht beichten!" — Er war eine ungewohnte Erscheinung geworden in der Kirchfahrt.

Beim Hauptgottesdienste, der der Kommunion folgt, nahm Büttner seinen altgewohnten Kirchenplatz ein. Vieler Augen waren auf ihn gerichtet; es war, als ob nach langem Krankenlager einer wiederum unter Menschen geht. Selbst der Geistliche schien unter dem Eindrucke zu stehen, daß heute ein besonderer Gast in ihrer Mitte weile; er sprach einige Male mit Betonung nach jener Richtung hin, wo der alte Mann saß.

Der hörte der Predigt vom ersten bis zum letzten Worte mit Aufmerksamkeit zu. Beim Schlusse des

Gottesdienstes opferte er seinen Groschen, wie er es von jeher getan, so oft er das Abendmahl genossen.

Man wollte ihn anreden, als er aus der Kirche trat. Alte Freunde drängten sich an ihn heran. „Nu Traugott!“ hieß es, „wu hast denn du su lange gestackt?“

Er schien für die Frager keine Zeit zu haben. Mit eigenartig ernstem Blicke sah er die Leute an, schüttelte den Kopf, wandte sich und ging. — Mancher, der jetzt kaum darauf geachtet, sollte sich später daran erinnern. — „Grade als ob 'r d'ch durch und durch buhren wollte; und duch als ob 'r ganz wu andersch hin säke,“ schilderte ein Zeuge nachmals diesen Blick. Dann sei er auf einmal verschwunden aus der Menge der Kirchgänger; keiner wollte wissen, wie das geschehen.

Traugott Büttner schritt auf seinen ehemaligen Hof zu. Heute war das Haus menschenleer; des Feiertags wegen arbeiteten die Handwerker nicht.

Er ging in die Kammer, legte die Feiertagskleidung ab und zog die Werkeltagskleider wieder an. Dann legte er die guten Sachen sorgfältig zusammengefaltet auf einen Stuhl, das Gesangbuch zu oberst auf das Bündel.

Nachdem er das besorgt, begab er sich in den Stall. Er steckte den Kühen Futter auf, reichlich, für zwei Mahlzeiten. Den Schweinen schüttete er Trebern vor und goß einen Rest von Milch darüber zu einer rechten Feiertagsmahlzeit. Darauf sah er sich noch einmal um, wie um sich zu überzeugen, daß alles beschickt und in Ordnung sei. Dann machte er die Türe hinter sich zu und schritt zum Hofe hinaus auf dem Wege hin, der nach dem Walde führt.

Nach einer Weile machte er Halt, wandte sich um. Hatte er etwas vergessen? — Er wollte nur das Dach

noch einmal sehen, unter dem er Zeit seines Lebens gehaust hatte. Dort ragte der freundliche Giebel über die Scheune hinweg.

Der alte Mann hielt die Hand über die Augen, um sie vor den blendenden Strahlen der Frühjahrssonne zu schützen. Er stand da eine Zeitlang, betrachtete alles noch einmal ganz genau; das würde er nicht wieder sehen!

Dort auf den Scheunenfirsten war schon wieder mal das Stroh lose geworden; es sträubte sich wie unordentliches Haar nach allen Richtungen. Daß er das bisher gar nicht bemerkt hatte! — Nun, der Neue würde das schon in Ordnung bringen!

Ihn fröstelte auf einmal.

Warum stand er denn hier eigentlich? Was wollte er denn? — Ja, richtig! Nur schnell! Je eher, je besser! Wozu hier stehen und gaffen? Das nützte ja doch nichts! Aber das Strohdach . . . Er hätte gar nicht gedacht, daß der Wind neulich so stark gewesen wäre! — Er war selten hier heraus gekommen in der letzten Zeit, weil ihn die Ziegelei ärgerte! Ach, diese Ziegelei! Das ganze Gut war schimpfiert. Dort blickte die Esse vor; er mochte gar nicht hinblicken!

In weitem Bogen umging er das Bauwerk; bis er hinter der Ziegelei wieder auf den Hauptweg des Gutes kam.

Wieviel tausend und abertausendmal in seinem Leben war er diesen Weg hinausgeschritten! Zu allen Jahreszeiten, ledig und mit Bürde, allein oder in Gesellschaft der Frau, der Kinder, mit den Gespannen. Vom Büttnerschen Hofe kam der Weg, führte durch Büttnersche Felder und Wiesen, lief in den Büttnerschen Wald aus. Eine halbe Stunde und mehr konnte der

Bauer geradeaus schreiten, ohne von seinem Grund und Boden herunterzukommen.

Hier war er umgeben von den Zeugen seines Lebens und Wirkens. Jener klobige Steinblock erinnerte ihn an die tagelange schwere Arbeit, mittelst der er ihn aus dem Acker gehoben. An dieser Ecke war er in früher Jugend bewahrt worden vor Unfall wie durch ein Wunder; die Pferde waren scheu geworden, hatten den Knaben geschleift; als der Vater desselben Weges kam, sich den Tieren entgegenwarf und so des Kindes Leben rettete. Dort jenen wilden Rosenstrauch hatte er stehen lassen, während rings alles Gebüsch gerodet wurde, der Hagebutten wegen, aus denen die Bäuerin ein schmackhaftes Mus zu bereiten verstand. — Hier hatte jeder Fußbreit Landes Bedeutung für ihn, jedes Hälmchen erzählte ihm eine Geschichte.

Jetzt verließ er den Hauptweg, schlug einen schmalen Gang zwischen zwei Feldern ein. Dabei stieß er auf einen frisch gesetzten Grenzstein. Das war die neue Einteilung! — Alles hatten sie ihm durcheinander geworfen: die Grenzen, die Schläge, die Fruchtfolge.

Da war ein Stück mit junger grüner Saat. Hafer konnte das nicht sein. Ja, zum Teufel, was war denn das? — Der Bauer blieb stehen, bückte sich, betrachtete sich die Hälmchen genau. Das war ja Gerste! — War der Mensch verrückt, hier Gerste zu bauen, auf diesem nassen Zipfel! Der würde sich mal wundern im Herbst, was er hiervon ernten mochte! Er mußte doch seinen Acker kennen. Hier gerade war undurchlässiger Tonboden und immer Nässe. Da wollte solch ein Esel Gerste bauen! — Der Alte lachte grimmig in sich hinein.

Aber er hatte ja noch was vor heute. Richtig! —

Ein kleiner Schauer lief ihm den Rücken hinab.

Nur die Furcht nicht Herr werden lassen! Die Sache war schnell vorüber, wenn man's richtig anfing. Er überzeugte sich durch einen Griff in die Brusttasche, daß das, was er brauchte, auch da sei.

Was sie wohl sagen würden, wenn sie ihn erst gefunden haben würden! — Was seine Peiniger da sagen würden! — Kaschelernst, der Hund! Dort lag sein Feld. Sein Korn schien gut zu stehen heuer. Wie er ihm im vorigen Jahre die Saat umgestürzt hatte, das war doch mal ein gelungener Streich gewesen! — Der Schimmer eines Lächelns flog über die verbissenen Züge des alten Mannes.

Jetzt mußte er Halt machen; er war zu schnell gegangen. Nur Ruhe! Er kam noch zeitig genug! Er warf einen Blick auf das Dorf, das man von hier aus in seiner ganzen Länge übersehen konnte, bis zur Kirche hinab. Eben begannen sie dort zu läuten; es war wohl zum zweiten Gottesdienste. Büttner nahm unwillkürlich die Mütze vom Kopfe, faltete die Hände, betete ein Vaterunser. Dann seufzte er tief und wandte sich wieder zum Gehen.

Ob sie ihm wohl ein christliches Begräbnis gestatten würden?

Daß er als Christ gestorben und nicht wie ein Heidenmensch, das mußten sie doch einsehen! Die ganze Gemeinde und der Pastor hatten ihn ja in der Kirche und am Altar gesehen. Das mußte doch gelten!

Es war ja am Ende nicht recht in den Augen der Menschen, was er tat, und eine Sünde vor Gott dem Herrn war es auch. Aber konnte er denn anders? Tausendmal hatte er's erwogen. Wie viele schlaflose Nächte waren darüber hingegangen seit jener, wo ihm der Gedanke zum ersten Male gekommen! Es war

damals gewesen, als seine Frau unbeerdigt im Hause lag. Er selbst hatte die Tote gewaschen und angekleidet. Still hatte sie dagelegen und zufrieden, im Leichenhemde. Da war ihm beim Anblicke des friedlichen Angesichts seiner Lebensgefährtin zum ersten Male der Gedanke gekommen, wieviel besser es doch die Toten hätten als die Lebenden. Gar nicht schrecklich war der Tod; er hatte etwas so Natürliches und Gutes. Seitdem ließ ihn die geheime Sehnsucht nach der Ruhe nicht wieder los.

Anfangs hatte ihn oft gegraust bei dem Gedanken, wie doch ein solches Ende wider Natur und Sitte sei. Allmählich aber hatte er sich an die Vorstellung des Grauenhaften so gewöhnt, daß seine Pulse kaum schneller gingen, so oft er daran dachte.

Es gab ja keinen anderen Weg! Sie hatten ihm alles zerstört, was den Menschen ans Leben fesselt. Richtig hinausgedrängt war er worden aus seinem Besitz, aus allen seinen Rechten. Den Boden hatten sie ihm unter den Füßen weggerissen. Wenn sie's gekonnt hätten, sie hätten ihm gewiß auch Licht und Luft genommen.

Ein Bettler war er. Aber ins Armenhaus sollten sie ihn doch nicht bekommen. Die Freude wollte er ihnen nicht machen, den ehemaligen Büttnerbauer im Armenhause zu sehen. Nun würde er's ihnen gerade mal zeigen, daß er seinen Kopf für sich hatte. Mit guten Lehren und Ratschlägen waren sie immer schnell bei der Hand gewesen, aber ihn zu retten, hatte keiner den Finger gerührt. Er verachtete sie alle, die ganze Sippe! Daß er nun endlich keine Gesichter mehr zu sehen brauchte, war ihm ein langersehntes Glück. Sie ließen einen ja doch nicht in Frieden, wie tief man sich auch verkroch, sie kamen einem nach, überallhin, die

geschwätzige, neugierige Art. Man mußte schon ganz aus der Welt gehen, um Ruhe zu haben. Und nach seinem Tode würden sie wahrscheinlich erst recht klug reden. Das hätte er nicht tun sollen, würden sie sagen. Ein großes Gezeter würden sie anheben. Er kannte sie ja, wie sie waren, kaltherzig und gleichgültig, solange einer zappelt, und dann, wenn ihm der Atem ausgegangen, wenn er verröchelt war, dann kamen sie herbeigelaufen, umstanden das Opfer mit Tränen und Seufzern und Redensarten.

Aber das sollte ihn nicht bekümmern, das hörte er ja alles nicht mehr! — Er tat, was er für recht hielt. Hier durfte ihm keiner mehr was 'rein reden. Mit sich selber konnte man anfangen, was man wollte. Wer einem nichts gab, hatte einem auch nichts zu befehlen!

Jetzt war er seinem Ziele schon ganz nahe. Dort am äußersten Feldrande stand der Baum; ein wilder Kirschbaum, schlank gewachsen. Ein Haufen Steine, aus dem Felde zusammengelesen, lag darunter. Die Krone stand in voller Blütenpracht, leuchtete weithin wie eine weiße Haube. Dahinter lag das Büschelgewende.

Der Alte macht Halt. Was war denn hier vorgegangen? Erdhäufchen an Erdhäufchen in langen, schnurgerade ausgerichteten Reihen! Und die grünen Quirle, die aus den Haufen hervorlugten: junge Fichtenpflanzen!

Hatten sie ihm das Büschelgewende also doch zugepflanzt! — Wie viele Tage und Stunden mühevoller Arbeit mit Pflug und Egge steckten in dem Boden! Und diese Arbeit war für nichts und wieder nichts gewesen. Was er im Laufe eines Lebens der Wildnis entrissen, hatte die gräfliche Forstverwaltung in wenigen Tagen zupflanzen lassen.

Also auch dieses Zeugnis seines Schaffens war vernichtet; so hatten sie ihm denn alle Maschen seines Lebenswerkes aufgelöst.

Er stand und starrte die grünen Spitzen der Fichtenpflänzchen an. Eine dumpfe Wut stieg in ihm auf.

Da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, wie sinnlos sein Ärger sei; er brauchte sich ja nicht mehr zu ärgern. Nichts auf der Welt ging ihm mehr was an, wie er keinem mehr was anging.

Noch einmal empfand er die ganze Wonne des wirklich Einsamen, den Stolz, die Verachtung des Bedürfnislosen, der im Begriffe ist, das letzte abgetragene Gewand von sich zu werfen.

Er war mit hastigen Schritten an sein Ziel gelangt. Hier stand der Kirschbaum, mit dunklem, glänzendem, wie poliertem Schafte, bis ins kleinste Ästchen von zierlichen Blütenkelchen bedeckt. Die ersten Bienen schwärmten bereits in der Krone.

Traugott Büttner achtete nicht auf das Summen und den Duft. Er maß den Baum mit prüfendem Blicke. Hier der unterste Ast war stark genug. Wenn er auf den Steinhaufen stieg, konnte er ihn erreichen. Eine Schlinge — dann die Füße loslassen, und dann ....

Wieder lief ihm ein Frösteln durch alle Glieder. Ein Druck am Halse, als würde er ihm zugeschnürt, ein würgendes Gefühl im Unterleibe; die Beine drohten ihm den Dienst zu versagen.

Er mußte sich, von Schwäche übermannt, an den Stamm lehnen. Vor den Augen flimmerte es ihm. Er stand da mit offenem Munde stieren Blickes. Es war zu fürchterlich, was er tun wollte: Hand an sich selbst legen! Fürchterlich! — Wenn ihm das einer in der Jugend gesagt hätte, daß er so enden werde!

Er betete ein Vaterunser, das erleichterte ihn. Dann richtete er sich auf; der Furchtanfall war vorüber.

Er wollte sterben; tausendmal hatte er sich's überlegt. Es war nicht das erstemal, daß er mit dem Stricke in der Tasche hier draußen stand. Bisher hatte ihn immer noch der Gedanke an seine Kinder abgehalten, das letzte zu tun. Sie sollten ihn nicht so hängen sehen.

Nun waren sie fort. Was die anderen sagen würden, die Fremden, war ihm gleichgültig.

Heute wollte er's mal zu Ende führen. Er war ja gut zum Sterben vorbereitet: war zur Beichte gewesen, hatte das heilige Abendmahl genossen; Gott mußte ihm seine Sünde vergeben. —

Jetzt stand er auf dem Steinhaufen, der Strick saß fest am Aste, er brauchte nur den Kopf durch die Schlinge zu stecken. —

Noch einmal hielt er inne. Sein Blick flog über die Felder und Wiesen zu seinen Füßen. Das war sein Land, er starb auf seinem Grund und Boden. Sein Auge suchte das Vaterhaus; da unten lag es, winkte zu ihm herüber aus blühenden Baumkronen.

Fast unbewußt streifte er die Schlinge über den Kopf. Wenn er sich nun mit den Füßen abstieß, war's geschehen.

Noch ein Vaterunser!

Der Strick würgte ihn schon am Halse. Er fühlte die Steine unter sich rollen. Unwillkürlich suchte er eine Stütze mit den Füßen. Umsonst! Er hatte den Grund verloren, sein Körper wurde lang.

Was war denn das an seinem Halse. Ein Band mit eisernen Stacheln! — Sie rissen ihm den Körper in Stücke! Hing er denn? Er sah ja noch alles, ganz deutlich: dort, die beiden Leute, zehn Schritt von ihm.

So helft mir doch! Schneidet mich ab! Seht ihr's denn nicht! —

Nichts! Sie rühren sich nicht.

Der Wind spielt mit ihren Haaren, sie haben große, stille Augen. Der eine ist sein Vater, er erkennt ihn ganz genau, der Vater mit dem langen, gelben Haar, bartlos. Und das kleine, gebückte Männchen daneben ist der Großvater. Ein uralter Mann, mit schiefer Nase und rotumränderten Augen. So stehen sie da und sehen ihm ernst und schweigend zu.

Er will mit ihnen reden. Wenn nur das Band am Halse nicht wäre. — Hilfe! Helft mir! —

Jetzt kommt der Vater heran. Vater! — So, jetzt wird's leichter. — Was sind das für große, schwarze Vögel . . . .

Der Wind schaukelt den Körper hin und her. Die Bienen im Kirschbaum lassen sich deshalb in ihrem Geschäfte nicht stören. Der Kopf mit dem grauen Haar hängt tief auf die Brust herab. Die weit aus ihren Höhlen hervorquellenden Augen starren die Scholle an, die Scholle, der sein Leben gegolten, der er Leib und Seele verschrieben hatte.

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke



Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band II

Der

Grabenhäger

F. Fontane & Co.
Berlin


Wilhelm von Polenz
Der
Grabenhäger
Siebente Auflage
F.F.&C.
F. Fontane & Co.
Berlin

I.

Für Grabenhagen war heute ein wichtiger Tag; der Einzug der Herrschaft wurde erwartet. Herr von Kriebow war seit einem Vierteljahr verheiratet. Die Flitterwochen hatte das junge Paar in der Schweiz und in Oberitalien zugebracht. Schon seit Wochen erwartete Grabenhagen seinen Herrn, aber immer wieder war ein Brief gekommen, der die Ankunft hinausschob. Nun endlich, wo der größte Teil der Ernte schon eingebracht war, wollte er kommen, um die Zügel der Regierung selbst in die Hand zu nehmen.

Der Inspektor hatte den Kopf voll; es galt ja nicht nur Herrn von Kriebow würdig zu empfangen, der seit dem Tode seines Vaters, also nun schon seit fünf Jahren, Besitzer von Grabenhagen war, es galt heute vor allem auch, die junge Frau zu feiern, die ihren Fuß überhaupt noch nicht auf Grabenhäger Boden gesetzt hatte.

Das Wetter war so günstig wie nur möglich: ein klarer, warmer Augustnachmittag. Inspektor Heilmann hatte schon seit Tagen Vorbereitungen treffen lassen: zwei Ehrenpforten waren errichtet, eine am Eingang des Gutshofes, eine zweite dort, wo der Fahrweg eine scharfe Ecke macht, kurz ehe er auf dem breiten Platz vor dem Herrenhause ausmündet. Der Kies war sauber geharkt, die Rasenplätze frisch gemäht, die Prellsteine mit Kalk-

farbe gestrichen. Grabenhagen wollte sich an einem solchen Tage im besten Lichte zeigen.

Am Hause entlang waren die Dienstleute aufgestellt, eine stattliche Zahl: die Pferdeknechte und Ochsenknechte, die Kuh- und Schweinefütterer, die Mägde und Außenmädchen, der Statthalter, der Schäfermeister, der Schirrmeister und der Gärtner. Dann die Katenleute und die Hofegänger. Frauen mit Kindern auf dem Arme. Die Schuljugend, die vom Lehrer zu Ehren des Tages einen freien Nachmittag erhalten hatte. Sogar die fremden Schnitter, die der Inspektor gar nicht bestellt hatte, waren aus ihrer Akkordarbeit weggelaufen, um das große Ereignis mitzuerleben; die Neugier war doch zu groß gewesen!

Inspektor Heilmann hatte bisher völlig selbständig gewirtschaftet. Der Herr war nur selten und dann meist in Gesellschaft von Regimentskameraden von Berlin aus nach Grabenhagen gekommen. Bei solchen Gelegenheiten hatte Herr von Kriebow sich auch mehr dem Sport gewidmet als der Landwirtschaft. Der Beamte hatte nicht zu klagen gehabt. Einen liebenswürdigeren Herrn als den jungen Erich von Kriebow konnte man sich nicht wünschen: in den Gang der Wirtschaft hatte er niemals eingegriffen; ganz offen gestand er ein, daß ihn das langweile und daß er davon zu wenig verstehe.

Nach Ansicht des alten Beamten hatte Herr von Kriebow den Abschied viel zu zeitig genommen. Wäre es nach Heilmanns Wunsch gegangen, dann hätte sein Herr bis zum Eskadronschef, ja noch besser bis zum Regimentskommandeur weiterdienen können.

Es war doch alles so schön glatt abgegangen bisher! Die Hauptsache war immer gewesen, daß die Einkünfte des Gutes möglichst prompt eingingen Das Geld

wurde an ein Berliner Bankhaus eingezahlt auf das Konto des Leutnants von Kriebow. Gelegentlich hatte der Herr auch außer der Zeit größere oder kleinere Summen verlangt, und auch das war beschafft worden. Halbjährlich schickte der Beamte die Bücher und Rechnungen ein an Herrn von Kriebow zur Prüfung. Ob der Herr sie überhaupt ansehe, wußte der Beamte nicht; jedenfalls hatte Kriebow nie Gelegenheit genommen, eine Ausstellung zu machen.

Warum also, wo alles so am Schnürchen ging, auf einmal diese Umwälzung!

Auch andere gab es noch auf dem Grabenhäger Hofe, die nicht zufrieden waren, daß Erich von Kriebow jetzt mit seiner jungen Frau nach Grabenhagen kommen und hier haushalten wollte.

Da war das Ehepaar Kruke. Sie hatten gute Tage gesehen, während der Herr in Berlin war. Ihr Amt bestand darin, das Haus in Ordnung zu halten während seiner Abwesenheit. Sie hatten es sich bei schönem Gehalt und guter Verpflegung wohl sein lassen. Ob das so weiter gehen würde wie bisher, wer konnte das wissen! Von dem Charakter der jungen Frau wußte man nichts; sie stammte nicht aus der Gegend; von weither hatte er sich die Braut geholt. Wes Geistes Kind mochte sie sein? —

Einmal hatte sich das Gerücht verbreitet, sie sei so arm, daß sie sich nicht einmal das Hochzeitskleid habe anschaffen können; aber dann erschienen einige Möbelwagen in Grabenhagen, die die Ausstattung der jungen Frau enthielten; die mächtigen Fahrzeuge machten gewaltiges Aufsehen und brachten dieses Gerücht zum Schweigen.

Man war wirklich sehr gespannt auf Erich von Krie-

bows Gattin, nicht bloß in Grabenhagen selbst, nein, in der ganzen Gegend; es lag dieser Wißbegierde vielleicht etwas Verdruß zugrunde: es gab doch in der näheren Umgebung wirklich genug mannbare Töchter, daß ein junger, wohlsituierter Mann es nicht nötig hatte, eine Dame von auswärts zu freien, die niemand hier kannte. Und nun tat das junge Paar den neugierigen Gemütern auch noch den Kummer an, eine Hochzeitsreise von drei Monaten zu unternehmen! —

Eines Tages kam eine alte Dame in Grabenhagen an: Frau von Lenkstädt, die Mutter der jungen Frau von Kriebow. Sie wollte das Haus für das junge Paar einrichten, erklärte sie. Frau Kruke machte anfangs den Versuch, sich dem zu widersetzen; aber sie mußte die schmerzliche Erfahrung machen, daß sie hier an einen überlegenen Willen geraten sei. Das waren keine guten Aussichten, wenn die künftige Herrin der Mutter nur einigermaßen ähnelte; dann würde es wohl mit der bisherigen Behaglichkeit im Grabenhäger Hause vorbei sein.

Frau von Lenkstädt hatte sich einen Tischler und einen Tapezier mitgebracht; und das war gut, denn auf Grabenhagen gab es außer dem Schmied und dem Schirrmeister keine Handwerker. Mit Hilfe ihrer Leute hatte die alte Dame dann das in der Abwesenheit des Besitzers stark vernachlässigte Wohnhaus von unten bis oben neu aufgefrischt und hergestellt. — —

Jetzt wurde das Nahen des Wagens, der das junge Paar von der Bahnstation bringen sollte, gemeldet. Inspektor Heilmann hatte nämlich einen Tagelöhner auf den Oberboden geschickt. Von dort war ein meilenweiter Rundblick über dieses flache Gelände ermöglicht. Der Mann im Auslug hatte soeben von seinem Posten

herabgerufen, der Wagen sei in der Wegekrümmung an der Langendammer Grenze zu sehen.

Der Grabenhäger war also bereits auf eigenem Grund und Boden; aber es konnte noch eine geraume Weile dauern, ehe er auf seinem Hofe eintraf.

Der Schullehrer, ein alter Krieger, der drei Feldzüge mitgemacht hatte, ging immer wieder die Front ab, die Richtung korrigierend. Da war ein Knecht zu klein für das erste Glied; er wurde hintergesteckt und ein größerer vorgeholt. Dort paßte dem wählerischen Geschmacke des Dorfschulmeisters die Physiognomie einer Magd nicht; sie wurde durch eine gefälligere ersetzt. Ein Regimentskommandeur am Paradetage konnte nicht kritischer sein, als hier Küster Klinguth verfuhr. Wie der hagere Alte so einherstorchte, im engen, abgeschabten, ehemals schwarzen Rocke, mit verwilderter Perücke, die nach allen Richtungen sträubend unter der Angströhre von vorsintflutlicher Form hervorguckte, glich er einem gravitätischen Vogel mit dürren Beinen und aufgeblähtem Gefieder. Der Mann sah ein wenig verstaubt aus; dreißig Jahre in Grabenhagen Schulmeister mit tausend Mark jährlich, das war auch nicht danach, um stets im neuen Rock und blanken Zylinder einherzugehen. Seine jetzige Gewandung hatte er sich zur Hochzeit neu angeschafft, und das war nun auch schon so manch liebes Jahr her. Aber wenn der Rock auch verschossen war, es hingen einige blanke Denkmünzen daran: Ehrenzeichen, die Klinguth sich im Felde verdient hatte.

Jetzt kam auch auf einem Seitenwege durch den Park der Herr Pastor herbei mit seiner Ehehälfte. Ein kleiner, schmächtiger Mann, der Pfarrherr, von bleicher Gesichtsfarbe, unscheinbar wie sein Kirchlein, dessen schindelgedeckter Turm mit dem stumpfen Helm von den

Bäumen der herrschaftlichen Anlagen völlig in Schatten gestellt wurde. Aber dafür hatte die Frau Pastorin alles, was ihrem Gatten an Liebreiz und Stattlichkeit abging, in ihrem rosig frischen Gesicht und ihrer rundlichen, von Gesundheit strotzenden Gestalt vereinigt.

Im Herrenhaus öffnete sich im ersten Stockwerk ein Fenster; das würdige Gesicht einer älteren Dame erschien dort; Herr und Frau Pastor möchten doch heraufkommen. Der Geistliche grüßte mit dem Hute, und die Frau Pastorin knickste ihren schönsten Knicks, der trotz ihrer Fülle äußerst zierlich ausfiel. Frau von Lenkstädts Aufforderung lehnten sie jedoch ab; der Pastor meinte, er wolle bei den Leuten bleiben zum Empfange des Patrons.

Und nun kam der Wagen endlich, davor die bekannten Füchse, die Leutnant von Kriebow schon in Berlin gefahren hatte. Franz, sein ehemaliger Bursche und nunmehriger Leibkutscher, auf dem Bocke.

Aller Blicke waren gespannt; vor allem, wie die junge Frau aussehe, wollte ein jeder wissen, natürlich. Wie die Füchse in schlankem Trabe an der Reihe der Harrenden vorbeisausten, erblickte man im Rücksitze des Wagens etwas Lichtes, Duftiges, unter einem Strohhut mit flatterndem Schleier ein schmales, feines Gesicht.

Der Wagen hielt noch kaum vor der Haustür, als Kriebow auch schon herausgesprungen war, um seiner Gattin beim Aussteigen zu helfen. Dann sah man neben der kräftigen Gestalt des Grabenhägers die schlanke und schmiegsame seiner jungen Frau.

Das also war die neue Herrin! — Krischan Wurten, der alte Schmied, der am Flügel stand, und der so der jungen Frau aus nächster Nähe ins Gesicht blicken konnte, sagte zu sich: „De Fru de is wat! dor is hei nich mit bedragen.“ Und Krischan Wurten war ein Kenner. Er

hatte als so eine Art von Viehdoktor geheime Kunde vom Zusammenhange des Leibes und der Seele. Er gab viel auf den ersten Eindruck, den eine Physiognomie machte, sei es, daß es sich um Tier oder Mensch handelte. Wenn Krischan von einem Fohlen sagte: „Dat is 'n Fahlen, dor kann en gaud Pird ut warden“ — dann konnte man sich darauf verlassen, dann war es so.

Kriebow war überrascht durch den Empfang; das hatte er nicht erwartet. Er hieß Franz beiseite fahren, dann sagte er seiner Frau halblaut etwas ins Ohr und schritt mit ihr auf den Inspektor zu, der mit entblößtem Haupte vor der Front stand.

„Guten Tag, Heilmann! Was macht Ihr denn für großartige Geschichten! Das ist ja, als ob ein Fürst Einzug hielte!“

Heilmann murmelte: die Leute hätten sich's nun mal nicht nehmen lassen. —

„Der Herr Pastor, und die Frau Pastorin sogar!“ rief Kriebow.

Die rosige Frau Pastorin wußte einen ihrer appetitlichen Knickse anzubringen.

„Kläre! Hier ist unser Herr Lehrer Klinguth. Kann mich auf seinen Rohrstock noch ganz gut besinnen! Was alter Krieger! Wissen Sie noch?“

Der Angeredete stand stramm in militärischer Haltung, er verzog das verwitterte, graubärtige Angesicht zu einem erfreuten Grinsen, sichtlich geehrt, daß Herr von Kriebow seine erzieherische Einwirkung auf ihn nachträglich so günstig beurteilte.

„Und hier ist unser Statthalter! Na, Kraug, wo geiht dat? Und oller Panse, wat maakt dat Swintüg? — Das ist nämlich der Schweinefütterer, ein wichtiger Posten!“ — fügte er erläuternd hinzu.

So ging es weiter mit Händedrücken und Anreden. Alle Leute, auf deren Namen und Beschäftigung er sich nur irgend besinnen konnte, stellte Kriebow der jungen Frau vor.

Als sie die Reihe durch waren und dem Hause zuschritten, kommandierte der Schulmeister ein Hoch auf die Herrschaft, in das alle laut und kräftig einfielen.

In der Tür kehrte die junge Frau noch einmal um, als sei ihr etwas eingefallen. Sie trat zu der Pastorin: ob sie nicht mit dem Herrn Pastor hereinkommen wolle? Die Frau Pastorin errötete und versicherte unter zahlreichen Knicksen: man wolle die Herrschaften heute nicht stören, ein andermal aber werde man sich erlauben. —

Nachdem der Empfang glücklich überstanden war, eilte Klara ins Haus, an ihrem Manne vorbei, die Treppe hinauf. „Warte nur, Klärchen! Warte doch auf mich!" rief ihr Kriebow nach. „Du kennst ja den Weg noch gar nicht!" Aber da gab es kein Halten; „Mamachen!" — Sie hatte bei der Anfahrt die Mutter oben am Fenster erkannt, die Mutter, die sie seit dem Abend des Hochzeitstages nicht mehr gesehen hatte.

Frau von Lenkstädt war ihr zur Treppe entgegengegangen. Von oben aus hatte sie die Tochter längst mit Auge und Hand begrüßt.

„Mamachen! ach, Mamachen!" . . . . . . Das übrige erstickte die Umarmung.

„Komm, Kind! Wir wollen ins Zimmer gehen. Hier ist's so dunkel; ich kann gar nicht mal erkennen, wie du eigentlich aussiehst."

Die alte Dame öffnete die nächste Tür. „Nu will ich nur mal" . . . . . .

Aber Klara ließ die Mutter nicht dazu kommen,

sie in Ruhe zu betrachten. Sie hatte ungezählte Fragen: nach dem Vater, nach den Brüdern, wie alles gehe und stehe in Burgwerda.

Die Mutter gab lächelnd Antwort: „Wir sind in Grabenhagen. Sieh dich doch nur mal erst hier um, Klärchen!“

Die junge Frau warf einen Blick auf das Zimmer: alles glänzte vor Neuheit. „Ach Gott, meine Ausstattung! Wie sich das hier ganz anders ausnimmt!“ — Damit schien Klaras Interesse hieran erschöpft. Wieder ging es ans Fragen: wie die Eltern ihre Zeit zugebracht hätten seit der Hochzeit. Wie es mit der Gesundheit des Vaters stehe, ob ihn in diesem Herbst der Rheumatismus heimgesucht habe. Und dann die Freunde in Burgwerda selbst und der Nachbarschaft. Wie ging es Elise, und was machten die Radenhausens? —

Frau von Lenkstädt berichtete in Kürze, was sie wußte. Daß Klärchen nach allen diesen Dingen jetzt fragte! — Sie hätte lieber über ganz anderes mit der jungen Frau gesprochen. Jetzt wo sie verheiratet war, konnte man doch endlich ein offenes Wort mit ihr reden. Klärchen hatte ihr doch gewiß etwas zu berichten, mußte doch Neuigkeiten für sie haben. —

An dem forschenden Blicke, der auf ihr ruhte, erkannte Klara mit einem Male, was die Mutter eigentlich von ihr wissen wolle. Sie verstummte mit verlegener Miene, war auf einmal wie verschlossen.

Frau von Lenkstädt erkannte darin ihre Klara wieder. Also, das hatte sich nicht geändert!

Daß die Ehe damit nicht aufgeräumt hatte! Närrisches Kind! Deshalb sich so anzustellen! — Es war so natürlich für Frau von Lenkstädt, eine Mutter von sechs

Kindern, daran in erster Linie, als an das Wissenswerteste von allem, zu denken.

Jetzt kam Erich. Seine Begrüßung mit der alten Dame war herzlich. Er hatte schnell einen Rundgang durch das Haus gemacht und war entzückt.

„Das müßtest du nur alles mal vorher gesehen haben, wie das aussah. Ich hab's gar nicht gewagt, dich hierher zu bringen; du würdest dich wahrscheinlich geweigert haben, einen Menschen mit solch einer Behausung zu nehmen. Die Tapeten verschossen und in Fetzen, die Scheiben blind, keine Tür richtig schließend, kalt und modrig die ganze Geschichte — so war's bei mir. Und jetzt alles so schick und komfortabel. Man traut seinen Augen kaum! — Mama, gestatte, daß ich dir die Hand küsse."

Frau von Lenkstädt wußte das zu verhindern, küßte ihren Schwiegersohn aber anstatt dessen herzhaft auf die Wange.

„Kinder, ich hoffe, ich habe das Richtige getroffen! — Aber, nun will ich was von euch wissen, nun erzählt mir mal! — Und überhaupt, wenn man so vier Wochen ganz allein gehaust hat, da wird man neugierig!"

Erich ließ sich das nicht zweimal sagen. Er war voll von neuen Eindrücken und Erlebnissen. Er begann zu berichten: von den Städten, die sie gesehen, den Menschen, den kleinen Reiseabenteuern. Einzelne Hotels hob er lobend hervor, in anderen war das Essen schlecht, oder die Betten miserabel, oder die Bedienung ließ zu wünschen übrig. Das Wetter war gut gewesen bis auf einige Tage, wo es geregnet; da hatten sie meist Briefe geschrieben. Schließlich, als Kriebow gar nichts mehr wußte, begann er von Kirchen zu erzählen, in denen sie gewesen, und von Kunstwerken, die sie betrachtet hatten.

Frau von Lenkstädt hörte ihm lächelnd zu, wie er voll Lebhaftigkeit erzählte und von Zeit zu Zeit Klärchen zum Zeugen anrief, daß es so richtig sei. Seine liebenswürdige Art nahm auch jetzt wieder die Schwiegermutter völlig gefangen.

Aber, was sie so gern gewußt hätte, erfuhr sie auch von ihm nicht.

* * *

Als die junge Frau am nächsten Morgen erwachte, sah sie sich erstaunt um; es bedurfte einiger Überlegung, bis sie sich klar geworden, wo sie sich eigentlich befinde: in der neuen Heimat! —

Ein freudiger Schreck durchfuhr sie.

Sie sah sich im Zimmer um. Durch die Fenstervorhänge fiel ein rötlicher Schimmer: die Frühsonne! auf dem weißen Linnen des Bettüberzuges lagen zitternde Streifen und Vierecke, der Widerschein des Lichtes von draußen.

Die seidenen Vorhänge des Himmelbettes, die Malerei an der Decke, das großblumige Muster der Tapete, alles neu und interessant. Dann fiel ihr Blick auf bekanntere Gegenstände; sie erkannte ihre Ausstattung wieder. Welch ein sonderbares Gefühl, diese Sachen jetzt alle hier zu sehen. Dort auf dem Toilettentisch der silberumrahmte Spiegel, das Erbstück von einer Pate, das sie Zeit ihres Lebens begleitet hatte. Auf dem Kaminsims die kleine Figur, einen zierlichen Hirsch darstellend, aus mattem Glas auf einem Untersatz von schwarzem Ebenholz. Hieran knüpfte sich in ihrer Erinnerung eine ganze Geschichte: den Hirsch hatte ihr der Vater geschenkt, als sie siebenjährig zum ersten Male in ihrem Leben in die Stadt gekommen war. Der

Vater hatte sie auf dem Rückwege gefragt, was in der Stadt ihr am besten gefallen habe; ihre Antwort war gewesen: jenes gläserne Hirschlein, das sie in einem Schaufenster gesehen. Nie hatte das Kind es für möglich gehalten, daß man einen solchen Schatz erwerben könne, denn die Leute, die etwas so Entzückendes besaßen, würden es doch sicherlich niemals hergeben. Darauf fand sie am nächsten Morgen, beim Erwachen, das Figürchen vor sich auf dem Bette. Unvergeßlich war ihr durch all die Jahre hindurch die Freude geblieben, die sie damals empfunden. Ihr Herz jubelte auch heute wieder, als sie diesen Freund aus ihrer Kinderzeit wiedererkannte. Ihr guter Vater! — Diese Überraschung war so charakteristisch für seine freundliche Art. Daß sie sich von dem Vater hatte trennen müssen, das war doch das Schwerste gewesen von allem.

Ein Vierteljahr lag zwischen heute und dem Hochzeitstage. Wie wenig war das, wenn man nach dem Kalender rechnete: ein Sommer, weiter nichts! Und wieviel bedeutete der Abschnitt für ihr Leben! — zwischen damals und jetzt lag eine Kluft, in der vieles versunken, was ihr kostbar gewesen war und teuer. Viel, viel mehr hatte sie aufgegeben, als bloß ihren Namen. Eines war unwiederbringlich für sie verloren: ihr Mädchentum.

Nie war sie sich dessen so bewußt geworden wie an diesem Morgen, wo die altvertrauten Zeugen ihrer Kindheit sie so fremd ansahen im neuen Heim.

Es war Klara einen Augenblick, als solle sie trauern; aber sie überwand diese Regung. Wenn es auch schmerzlich gewesen, aufzugeben, was man bis dahin als sein eigenstes und kostbarstes Heiligtum bewahrt hatte, so war es doch geschehen um der Liebe willen. Sie hatte gewußt, was sie tat. Jedes Glück

will mit Schmerz bezahlt sein. Und sie hatte ein Glück gewonnen.

Ihr war zu Sinn an diesem Morgen wie einem Menschen, der eine Weile rüstig vor sich hin geschritten ist und der nun, wo er für einen Augenblick Halt macht und sich umschaut, erst sieht, wieviel Luft sich zwischen ihn und seinen Ausgang geschoben. Ganz da unten in der Ruhe weiter Fernen lag die Heimat, die Kindheit, die Jungfrauschaft; als könne sie es mit der Hand greifen, und doch so unendlich weit entrückt. Sie sagte sich, ohne zu frösteln, daß sie alles das gehabt habe, und daß sie nie wieder, als dieselbe, denselben Weg betreten könne.

Es war nur ein kurzes Verweilen, ein Fazit, wie wir es manchmal in einer nachdenklichen Minute vom ganzen Leben ziehen; dann erhob sie sich auch schon wieder von der Rast, gesonnen, mutig weiterzuschreiten.

Jetzt vernahm man allerhand Töne und Stimmen von draußen, die den anbrechenden Arbeitstag verkündeten: das Rasseln der Hofeklapper, welche die Arbeiter zusammenrief, menschliche Stimmen, dazwischen das Blöken des Viehs, Hufklappern und Wagengeratter.

Wie mochte es da draußen aussehen? Klara richtete sich in den Kissen auf, durch einen Blick überzeugte sie sich, daß Erich noch fest schlafe. Sie erhob sich, wohl darauf bedacht, ihn nicht zu wecken. Am Abend zuvor hatten sie die Fenster offen gelassen hinter den Rollvorhängen. Sie zog den einen in die Höhe und blickte hinaus.

Also das war Grabenhagen!

Vor ihr lag das Dorf: einige dreißig meist strohgedeckter Katen. Hinter den bescheidenen Häuschen mit ihren Holzställchen und eingezäuntem Gemüseland be-

gann sogleich das Feld. Nichts Großes war in dieser Landschaft ohne Hintergrund, der Horizont flach, keine Abwechslung von Berg und Tal.

Wie verschieden dieser Anblick von dem, was sie von der Heimat her gewohnt war. Wenn sie in Burgwerda zum Fenster hinausblickte, sah sie tief unten am Fuße des Burgfelsens das Städtchen liegen — das mit dem väterlichen Schlosse gleichen Namen hatte —, Häuser und Gassenplätze eng zusammengedrängt in das schmale Tal eines Flüßchens. Und wenn ihr Blick weiter hinausschweifte, dann versank er in dem dunklen Grün herrlicher Waldungen, welche die Abhänge der heimischen Bergketten bedeckten.

Und dagegen hier die Kahlheit der Ackerebene!

Und doch war auch in diesem Bilde Schönheit, wenn sie sich auch nicht aufdrängte. Wogende Ährenfelder und saftig grüne Wiesen, daneben schon die Leichenfarbe der Ackerscholle. Hie und da ein einzelner Baum wie ein Riesenpilz mit seiner breiten Krone. Dort ein kecker Pinselstrich: ein safrangelbes Lupinenfeld. Und weiter draußen der duftige Übergang der einzelnen Töne in den Dunst der Ferne. Darüber der wolkenlose Augusthimmel.

Im Dorfe war Leben. Da marschierte eine Abteilung Schnitter, die Sensen wohlverwahrt im Schuh, über der Schulter, auf der staubigen Straße hinaus. Dann kamen Erntewagen, mit Vieren bespannt; spielend zogen die starken Pferde die leeren Wagen, querfeldein über den Stoppel, daß Burschen und Mädchen, die darin saßen, sich an den Stricken festhalten mußten. Hell leuchteten die weißen Hemdsärmel und die bunten Tücher im grellen Sonnenschein. Langsam zogen Schafe auf die Brache hinaus, an jedem Hälmchen unterwegs

zupfend in unruhigem Gewimmel, eine weißliche Wolke Staubes auftreibend; gemächlich schritt der alte Schäfer hinterdrein, dem Hunde die Leitung der Herde überlassend.

Aus den Essen der Katen wirbelte der Rauch auf; die Hausfrauen waren also tätig. Wer mochte in diesen Hütten wohnen?

Das waren ihre Katen! Erich hatte es ihr ja mit Stolz wiederholt gesagt: kein Fuß breit Land war in Grabenhagen, der nicht ihm gehörte; das Dorf, mit allem was darinnen, eingerechnet. Er hatte ihr begeisterte Schilderungen gegeben von dem Charakter seiner Leute: wie treu sie seien, wie ehrlich und wie anhänglich an die Herrschaft. Ganz anders müsse sie sich das Leben hier vorstellen als in ihrer Heimat, wo von wirklich „patriarchalischen Zuständen" keine Rede mehr sei.

Und hier war sie nun die Herrin! Dies sollte in Zukunft ihr Bereich sein, ihr Wirkungskreis. Denn das hatte ihr Erich auch schon erklärt: so wie es die Damen in anderen Gegenden vielfach machten, auf dem Lande leben wie die Städterinnen, um nichts sich kümmernd, alles den Dienstboten überlassend, das war hier unmöglich. Er hatte ihr den weitläufigen Apparat der Gutswirtschaft auseinanderzusetzen versucht: das Hauswesen, die Außenwirtschaft und wie das alles ineinandergriff. Er hatte sie auch darauf vorbereitet, wie schwer sie sich in das Getriebe finden werde. Aber sie hatte sich nicht bange machen lassen. Wenn man mit Liebe heranging an Menschen und Dinge, dann mußten sie sich fügen! Und sie liebte dieses Grabenhagen ja schon: das Dorf da unten, die Katen, die Menschen darinnen, ohne sie zu kennen. Denn diese da waren ihr anvertraut, mit allen ihren Sorgen und Nöten; sie sollten ihr ja

auch einen Ersatz bieten für die Armen, die sie daheim in Burgwerda hatte verlassen müssen.

Jetzt öffnete sich hier und da eine Tür. Kinder traten hinaus und eilten am Herrenhause vorbei alle in einer Richtung von dannen. Dort hinten müsse wohl also die Schule liegen, folgerte Klara. Das war ein Zwitschern wie von einem Flug Stare. Sie neckten und haschten sich, den Schulweg zum Spielen benutzend, eines guckte noch schnell ins Buch, wohl im Bewußtsein, daß die Lektion nicht ganz fest sitze.

Jetzt trat aus der Tür der nächstgelegenen Kate eine Frau, an der Hand einen Knaben führend. Es war ein winziges Kerlchen, schleppte sich aber schon mit Büchern, Tafel und Heften.

Klara konnte die Züge von Mutter und Kind genau erkennen. Die Frau war sauber gekleidet und hatte ein angenehmes Gesicht. Sie ging ein Stückchen Wegs mit dem Kinde, dann beugte sie sich nieder und sagte ihm etwas. Die Worte waren für Klara unverständlich, aber aus jeder Bewegung war Zärtlichkeit zu lesen. Der Junge, der die ganze Zeit über schon den anderen Kindern nachgeblickt hatte, nickte nur mit dem Kopfe und sprang, sobald ihn die Mutter freigelassen, ausgelassen wie ein Böckchen den Kameraden nach.

Die Frau blieb noch eine Weile auf ihrem Platze, die Hand über die Augen haltend zum Schutz gegen die Sonne. Wie sie so stand, war zu erkennen, daß sie erwarte.

Es war ein durchaus einfacher Vorgang, aber Klara war ihm mit atemloser Spannung gefolgt. Was sie daran so ergreifend fand, daß es ihr die Tränen zu den Augen trieb, wußte sie selbst nicht.

* * *

Währenddessen saß einen Stock tiefer im Eßzimmer Frau von Lenkstädt am Frühstückstisch. Sie hatte längst ihren Tee getrunken und wartete nun auf die Kinder.

Daß Klärchen sich so gar nicht verändert hatte! Nur den Namen hatte sie gewechselt, sonst schien alles beim alten geblieben zu sein. Sie war ja eben schon als Mädchen so fertig gewesen; man hätte sich das eigentlich denken können.

Als Kind schon war sie ein kleiner Starrkopf, schwer zu verstehen in ihren Bedürfnissen und schwer zu behandeln. Nur der Vater mit seiner Milde hatte etwas bei der Kleinen durchzusetzen vermocht. Und was sich im frühen Kindesalter wie Laune ausgenommen, entwickelte sich bei der Jungfrau zu einem ungewöhnlich starken Selbstbewußtsein. Was hatte es für Kämpfe gegeben mit den Brüdern! Eigentlich waren die wilden Jungens ja alle verliebt in die einzige Schwester, unendlich stolz fühlten sie sich auf ihre Kläre; aber natürlich versuchten sie auch an ihr zu erziehen, und das war bei Klara schlecht angebracht.

Eigentümlich war es, daß Klara niemals Hilfe bei der Mutter suchte; alle ihre Kämpfe wurden von ihr allein durchgefochten. Nie, seit die Kleine den Unarten der Kinderstube entwachsen, hatte Frau von Lenkstädt Grund zu Klagen gehabt über Klara; sie war voll Respekt gegen die Mutter, aber das Vertrauen, die rückhaltlose Hingabe ihres Kindes, hatte Frau von Lenkstädt niemals besessen.

Viel inniger war das Verhältnis zwischen Tochter und Vater. Das Mitleid hatte das Gemüt des Kindes zu dem gichtischen, häufig an den Krankenstuhl gefesselten Mann gezogen. Vielleicht sprach da auch das Gerechtigkeitsgefühl mit, das frühzeitig bei dem jungen Mädchen

entwickelt war: Sie sah, daß der zarte, kränkelnde Vater nicht zu voller Geltung kam der kerngesunden, lebhaften energischen Mutter gegenüber. Unwillkürlich nahm da das Kind Partei; der Vater aber brauchte den Umgang mit dem Kinde wie das tägliche Brot. Mit dem Egoismus des Kranken nahm er das junge Leben ganz für sich in Anspruch. In einem Alter, wo andere junge Mädchen dem Vergnügen nachgehen, oder wo sie im Ballsaale von den Eltern auf die Suche nach dem Manne geführt werden, blieb Klara in dem einsamen Burgwerda, ganz dem Samariterdienste gewidmet.

Außer dem Vater gab es da noch viele andere, die ihre Hilfe in Anspruch nahmen. Helfen, das war die natürliche Betätigung, in der sie sich wohl fühlte. Sie suchte nicht nach dem Elend, aber wo es ihr in den Weg trat, griff sie zu. Es war mit der Zeit in Burgwerda ganz selbstverständlich geworden für die Hilfsbedürftigen, sich mit seinen Anliegen an Kläre von Lenkstädt zu wenden.

Die Lücke war groß, die hier durch Klaras Weggang gerissen wurde. Der Vater erschien mit einem Male um Jahre gealtert, sank vollends in sich zusammen. Die Brüder zeigten sich, wenn sie fortan ins väterliche Haus kamen, lauter und ungenierter als früher. Jetzt erst kam zutage, was dieses Mädchen seiner Umgebung bedeutet hatte. Alles schien nüchterner und gewöhnlicher geworden; als ob ein feiner Duft durch ihr Scheiden von den Dingen genommen wäre. Daß sich Klara zum Heiraten entschlossen, war für alle Welt eine große Überraschung gewesen, nicht am wenigsten für ihre eigene Mutter.

Sie hatten sich in Wildbad kennen gelernt. Klara war mit ihrem Vater dort, dem das Baden zur

Kräftigung verordnet worden war, und Erich, bei dem sich hin und wieder die Folgen einer beim Sturz auf der Rennbahn erlittenen Verletzung fühlbar machten, brauchte ebenfalls die Heilquellen.

Die Aufmerksamkeit des jungen Mannes war bei Klaras erstem Anblick rege geworden. Ihre liebliche Erscheinung, ihr einfaches und dabei vornehmes Auftreten, die das wohlerzogene Mädchen aus guter Familie verrieten, die reizende Art und Weise, wie sie den alten Herrn unterhielt und stützte, hatten ihm das Herz gefangen genommen. Es war ein Vergnügen, dem von fern zuzusehen; aber bald regte sich bei Erich der Wunsch, die liebenswürdige Krankenpflegerin auch persönlich kennen zu lernen. Dazu bedurfte es einiger Zeit; denn Vater und Tochter lebten zurückgezogen von der übrigen Badegesellschaft. Aber schließlich glückte es doch.

Bald gab es für ihn nur noch einen Wunsch: wie es ihm gelingen möchte, sich dieses Mädchen zu gewinnen. Er sah, daß er mit den Künsten, die er anderen jungen Damen gegenüber erfolgreich angewendet hatte, bei ihr nichts erreichen werde. Beim leichten Flirt, als Courmacher junger Frauen, in Liaisons, die nicht salonfähig waren, hatte Erich von Kriebow sich ein verächtliches Gehenlassen, eine absichtliche Arroganz des Tones in der Unterhaltung angewöhnt.

Er hatte das Unglück gehabt, die Mutter zeitig zu verlieren; die edelste und reinste Beeinflussung also des Mannes durch das Weib war ihm versagt geblieben.

Die Bekanntschaft mit Fräulein von Lenkstädt brachte ihm eine völlig neue Erfahrung: ein Mädchen, das sein Selbstgefühl behauptete ihm gegenüber, eine weibliche Person, die gerade die Eigenschaften an ihm, welche alle anderen bewunderten, kalt ablehnte, ja, die

ihm deutlich zu verstehen gab, daß er erst mal die Unarten des verhätschelten Löwen der Salons beiseite lassen müsse, ehe sie sich überhaupt mit ihm abgeben könne; eine solche Frau mußte ihm schon durch das Ungewohnte imponieren. Er beugte sich unwillkürlich vor der sittlichen Überlegenheit dieses jungen Dinges. Ihr klarer Blick, die unbestechliche Sicherheit ihres Urteils verwirrten und beschämten ihn. Und dabei hatte Klara nichts gesehen, nichts mitgemacht, jede Routine fehlte ihr; sie hatte seiner Lebemannserfahrung nichts entgegenzustellen als ihren natürlichen Takt. Da blieb gar nichts anderes für ihn übrig, als sich ganz einfach zu zeigen wie er war, nicht besser und nicht schlechter. Ihr gegenüber ließ er die Maske gesellschaftlicher Blasiertheit, als nutzlos, einmal völlig fallen.

Er gab sich dieser ersten reinen Neigung, die er empfinden durfte, mit rückhaltlosem Entzücken hin; wie Männer, die lange getändelt haben und genascht, wenn sie endlich auf den Geschmack der echten Liebe kommen, sich meist völlig an sie verlieren.

Aber irgendein Geständnis wagte er ihr nicht zu machen, aus Furcht, sie sich für immer zu verscherzen. Erst nachdem Herr von Lenkstädt mit Klara das Wildbad verlassen hatte, schrieb Kriebow einen Brief an den Vater, in dem er um die Hand der Tochter anhielt.

Er selbst war seiner Sache durchaus unsicher; kaum für möglich hielt er es, daß sie einwilligen werde. Aber die Antwort lautete glückverheißend; er wurde aufgefordert, nach Burgwerda zu kommen und sich der Familie vorzustellen.

Frau von Lenkstädt war von vornherein für die Verbindung eingenommen. Erich von Kriebow war ganz der Mann dazu, der alten Dame mit dem jungen

Herzen zu gefallen. Und dann: welche Mutter sähe ihre Tochter nicht gern unter der Haube! Sie vor allem, die mit sechzig Jahren noch nicht das Glück genossen hatte, ein Enkelkind in den Armen zu wiegen.

Auch vom Standpunkte der Versorgung bedeutete Klaras Verheiratung ein Glück. In der Lenkstädtschen Familie waren fünf Söhne; da blieb wenig übrig, die Zukunft der Tochter sicherzustellen. Klara machte für ein Mädchen, dem die Eltern nur die Ausstattung mitgeben konnten, eine gute Partie. Freilich hütete sich Frau von Lenkstädt, ihre Befriedigung darüber der Tochter merken zu lassen. Darin kannte sie Klara; das wäre das letzte gewesen, was diese zu ertragen vermocht hätte.

Das einzige, was die Mutter hätte bedenklich machen können, wenn sie sich Klara als Gattin dachte, war jenes Selbstbewußtsein, das diesem Kinde nun einmal angeboren war. Würde sie sich schicken wollen? würde sie sich fügen können? Wie würde ein Mann ihre herbe Eigenart ertragen? —

Frau von Lenkstädt hatte genug vom Leben und von den Menschen gesehen, um zu wissen, daß ein guter Teil der männlichen Neigung darauf beruht, sich als Beschützer und Erzieher fühlen zu wollen der schwachen Frau gegenüber. Sollte Kriebow darin anders sein als die anderen? Wenn er etwa auf den Einfall kam, Erziehungsversuche zu machen an Klara, dann war das Spiel verloren. Und auf der anderen Seite, sollte man von einem jungen, lebhaften, vom Geschick und der Gesellschaft stark verwöhnten Manne soviel Mäßigung erwarten, daß er auf das Recht, die angetraute Frau nach seinem Willen zu ziehen, gänzlich verzichtete? — War es nicht als sicher vorauszusehen, daß es hier zu starken Reibungen kommen mußte? —

Das, was die alte Dame allein bei solchen Befürchtungen zu trösten vermochte, war die Erkenntnis, daß Klara ihren Bräutigam wirklich liebte. Wer hätte diesem bis zur Sprödigkeit zurückhaltenden Mädchen jemals solche Zärtlichkeit und Hingebung zugetraut, wie sie Klara als Braut ganz offen an den Tag legte! Durch eine seltene Fügung, für die sie Gott nicht genug danken konnte, schien wirklich ihr Kind den rechten Mann gefunden zu haben.

Und vollends beruhigt hatten die alte Dame die Briefe, welche das junge Paar von der Hochzeitsreise geschickt. Sie pflegten gemeinsam zu schreiben. Erich, der keine Eltern mehr besaß, nannte die alten Lenkstädts jetzt „Vater“ und „Mutter“. — Diese Briefe hatten nur von Glück zu erzählen gewußt.

Nun hatte die Mutter also das Nest für die Jungen vorbereitet. Sie war darüber selbst wieder ganz jung geworden. Während die alte Dame die Möbel stellen, die Bilder aufhängen und die Teppiche legen ließ, Küche und Kammern mit Vorräten versah und die Wäsche in die Schränke räumte, hatte die Erinnerung an den eigenen glücklichen Brautstand immer als freundliches Bild vor ihrem inneren Gesicht gestanden.

Das Grabenhäger Haus war ein altes, großes Familienhaus, an dem jede Generation etwas verändert hatte, so daß von dem ursprünglichen Bau nicht mehr viel übrig sein mochte. Es gab da eine Menge Gewölbe, Gänge, Winkel, Treppen und Treppchen, daß man als Fremder einige Zeit brauchte, sich zurechtzufinden. Kaum ein Zimmer hatte gleiche Ebene mit dem anderen. Auf Luxus und große Bequemlichkeit hatten die biederen Landedelleute, die hier gehaust, nicht viel gehalten, aber um so mehr auf Festigkeit und auf Raum. Daß hier

ehemals kampflustige Rittersleute gesessen hatten, davon gaben noch heute die kugelfesten Gewölbe im Grundstock, die vergitterten Schießscharten und manch anderer Überrest aus kriegerischer Zeit Kunde.

Frau von Lenkstädt mußte sehr bald einsehen, daß sie höchstens die Hälfte des geräumigen Hauses einrichten könne mit Klaras Ausstattung. Es waren zwar auch alte Möbel da, die zum Fideikommiß der Kriebowschen Familie gehörten; aber das war solch altes abgenutztes Gerümpel, daß man es besser in den Dachkammern aufgehoben ließ.

Die Zimmer, die jetzt noch leerstehen blieben, würden sich schon noch füllen mit der Zeit! — Mit innigem Vergnügen dachte die alte Dame an diese Aussichten. Eine Wiege hatte sie auf dem Boden auch gefunden; also da war vorgesehen! Ob man die schon aufstellen durfte? Es konnte der Mutter gar nicht schnell genug gehen. Aber schließlich ließ sie auch dieses Möbel wo es war; es schien am Ende doch besser mit solchen Vorkehrungen zu warten, bis man Näheres wissen würde.

Und dann war das junge Paar endlich gekommen. Frau von Lenkstädt war enttäuscht; eine bestimmte Annahme hatte sich so bei ihr festgesetzt, daß sie sie nur ärgerlich aufgab.

Wie lange sie heute ausblieben! Aber war es ihnen denn nicht zu gönnen: die erste Nacht im neuen Heim! Die alte Dame mußte unwillkürlich lächeln; wie gern wollte sie noch länger warten, da sie wußte, daß die Kinder ihr Glück genossen.

Endlich kamen sie: beide aufgeräumt, heiter und frisch, daß sich die Mutter wie angestrahlt fühlte von solchem Sonnenschein. Nun schwand der letzte Rest

ihrer Bedenklichkeit. Die beiden gehörten zusammen; für alles weitere wollte sie den lieben Gott sorgen lassen und die jungen Leute. —

Erich entwickelte während des Frühstücks einen Plan für den Tag. Die Mutter sollte Klara im Hause herumführen, sie in alle Geheimnisse ihrer Einrichtung einweihen. Er wollte unterdessen ausreiten, um sich die Außenwirtschaft zu besehen.

„Du mußt nämlich wissen, Mudding, ich muß jetzt enorm praktisch werden. Ich will jeden Morgen um fünf Uhr aufstehen."

„Den Anfang hast du ja heute schon gemacht, Erich!" warf ihm die alte Dame ein, der der Schalk gelegentlich im Nacken saß.

„Ach heute! Das gilt noch nicht. Nach solcher Strapaze will man ausruhen, weißt du. — Aber von morgen ab — du wirst schon sehen — Mudding! Ich werde ein sehr genauer Herr sein, habe ich mir vorgenommen." —

* * *

Kriebow ging, nachdem er sich im Hausflur unter dem dort aufbewahrten halben Dutzend Reitstöcken und Peitschen etwas Passendes ausgesucht hatte, nach dem Wirtschaftshof. Im Vorübergehen rief er Franzen zu, der, den gestern gebrauchten Wagen waschend, vor der Wagenremise stand, er möge ihm die „Zigeunerin" fertig machen.

Auf dem Hofe wurde der Herr längst erwartet. Der Inspektor hatte bereits seit einigen Tagen alles in besten Stand setzen lassen. Der gepflasterte Gang war gekehrt, in allen Ecken und Winkeln aufgeräumt, in den Ställen frische Streu aufgeschüttet. Die Wagen-

burg stand tadellos ausgerichtet, jede Deichsel, wie es sich gehört, durch einen Pfahl gestützt. Im Schauer hatte der Schirrmeister Ordnung machen müssen unter den mannigfachen Geräten und Maschinen, die für gewöhnlich dort etwas kunterbunt durcheinander standen. Nichts war unterlassen worden, dem Ganzen einen sauberen und wohlgefälligen Anstrich zu geben, um das Auge des Herrn zu erfreuen.

Heilmann war seit etwa dreißig Jahren in Grabenhagen angestellt. Erichs Vater, Landesdirektor von Kriebow, hatte Heilmanns Begabung entdeckt und sich ihn herangezogen. Der alte Herr, der eine ganze Anzahl wichtiger Ämter in Kreis und Provinz innehatte, brauchte zur Vertretung auf seinem ausgedehnten Besitz einen durchaus zuverlässigen Mann, zumal seine Interessen mehr auf dem Gebiete der Politik lagen als auf dem der Landwirtschaft. Während eines großen Teils des Jahres hielt sich der Landesdirektor in Berlin auf, wo es ihm besser gefiel als in dem einsamen Grabenhagen; da er Abgeordneter für den Kreis war, hatte er auch stets einen passenden Vorwand, in der Hauptstadt zu leben. Als seine Gattin gestorben, und als schließlich Erich, sein einziges Kind, in Berlin eingetreten war, zog der alte Herr dann ganz in die Stadt.

Ohne einen Beamten wie Heilmann, dem er volles Vertrauen schenken durfte, wäre ihm das Fernleben von seinen Gütern kaum möglich gewesen. Und Erich, der sich, als sein Vater starb, noch nicht vom bunten Rocke trennen wollte, erblickte in dem alten Inspektor ein Juwel, dessen Wert man nicht hoch genug anschlagen konnte.

Mit abgezogenem Hute näherte sich Inspektor Heilmann seinem Herrn. „Bedecken, bitte bedecken!" rief

ihm Kriebow zu und reichte dem Alten die Hand. „Wie geht's denn mit dem Asthma, dies Jahr?“

„Es mahnt mich manchmal, gnädiger Herr! Aber ein paar Jahr, denke ich, mache ich trotzdem noch mit.“

„Das will ich mir ausgebeten haben, Heilmann! Jetzt kriegen Sie noch keinen Urlaub zu der Reise, mein Alter! Was sollte ich denn ohne Sie anfangen!“

„Sehr gnädig!“ murmelte der Alte. „Sehr gnädig!“

Man war in den Kuhstall getreten. Reihe an Reihe standen hier die schönen Tiere, mit langen, geraden Rücken und kleinen Köpfen, von großer Gleichmäßigkeit in der Figur, das Produkt einer durch Jahrzehnte mit Sorgfalt getriebenen Züchtung. Der Viehstand war die starke Seite der Wirtschaft; durch seine fette Weide eignete sich Grabenhagen auch besonders zur Rindviehhaltung. Seine schwarzweiße Herde war Inspektor Heilmanns ganzer Stolz. Er machte den Herrn auf einzelne Tiere aufmerksam, rühmte ihre Vorzüge, nannte die Eltern. So ging es von einem Stand zum anderen, durch den ganzen weitläufigen Stall.

Dem jungen Gutsherrn wurde die Zeit schließlich lang. Merken konnte man sich das ja doch nicht, selbst wenn man sich Mühe gegeben hätte, wieviel die „Lark“ täglich Milchertrag gab, ob die „Lisch“ kürzlich gekalbt habe oder daß die „Im'm“ altmelk sei. Aber, man mußte schließlich dem alten Manne zu Liebe Aufmerksamkeit an den Tag legen, um ihn nicht vor den Kopf zu stoßen.

Durch den Zugviehstall ging's in schnellerem Tempo, denn die Gespanne waren zum größeren Teil auf dem Acker. Auch die Schafe waren nicht zu Haus. Den Schweinen wurde noch ein Besuch abgestattet.

Heilmann klagte, daß es in diesem Jahre mit der

Schweinezucht nicht gut gegangen sei. Er habe starke Verluste durch die Rotlaufseuche gehabt. Überhaupt der Sommer sei schlecht gewesen, erklärte er: eine geringe Weizenernte, Gerste und Raps auch nicht glänzend; die Erträge aus der Holländerei zwar wie immer gute, aber dafür der Ausfall bei den Schweinen, und jetzt die niedrigen Fleischpreise, auch die Wollschafe sei er in anderen Jahren besser losgeworden. Nun stehe die ganze Hoffnung nur noch auf den Rüben. — Er müsse den Herrn darauf vorbereiten, daß der Jahresabschluß kein günstiger sein werde.

Kriebow nahm das nicht allzu ernst. Er kannte die Eigentümlichkeit des Alten: der malte gern etwas schwarz. Vielleicht war das sogar ein Kniff von ihm, um durch günstigere Resultate dann um so angenehmer zu überraschen. Wenn er auch noch so gefährlich getan, bis jetzt hatte der Inspektor das Geld, soviel von ihm verlangt worden war, doch noch immer zur rechten Zeit abgeliefert.

„Können Sie einen Ritt vertragen, Heilmann?“ fragte Kriebow. „Ich wäre gern mal mit Ihnen über die Felder geritten.“

„Mit dem Reiten macht sich's noch so halbwegs. Der gnädige Herr müssen freilich Nachsicht haben; Carriere geht der alte ‚Jacob‘ nicht mehr.“

Er bestellte sich bei einem der Knechte, der eben mit dem Viergespann vom Acker heimkehrte, seinen Schimmel. „Jacob“ war ein ausrangiertes Soldatenpferd von der nahen Kavalleriegarnison. Seiner kräftigen Statur wegen war das Tier von Heilmann erstanden worden, der gut seine zwei Zentner in den Sattel brachte.

Man ritt auf dem Wege nach Langendamm zu, zuerst im Schritt; als aber Kriebow sah, daß sich der

alte Mann im Sattel ganz wohl zu fühlen schien, ließ er die „Zigeunerin", eine Halbblutstute, die unter ihm manche Steeplechase mitgemacht, in Trab fallen.

In einiger Entfernung tauchten jetzt die Gespanne des Gutes auf. Kriebow litt es da nicht länger auf der Landstraße. Er rief dem Inspektor zu, er solle auf dem Wege weiterreiten; er selbst ließ die Braune über den Graben springen und sauste im Galopp über den Acker auf die Gespanne zu. Er ritt an jeden einzelnen der aus dem Sattel lenkenden Knechte heran, fragte nach den Pferden, ob sie gut fräßen und wie lange der Mann sie schon fahre. Dabei suchte er sich die Physiognomien der Leute einzuprägen. Das war ihm immer so schwer gefallen; für sein Pferdegedächtnis hingegen war er bei der Truppe bekannt gewesen. Nachdem er so die acht Gespanne, die hier arbeiteten, durchgesehen hatte, sprengte er zu seinem Inspektor zurück.

Man ritt weiter. Der junge Gutsherr hob sich wiederholt im Sattel, Umschau haltend. Was er von hier aus mit dem Blick umspannte, war sein Eigentum: Felder, Wiesen, Weiden, Koppeln, Gewässer, Wald. Nur ganz fern am Horizont eine langgestreckte blaue Linie, das waren die Pröklitzer Tannen, die seinem Nachbar, Herrn Merten, dem Besitzer von Pröklitz, gehörten.

Welch ein Gefühl, sich so auf eigenem Grund und Boden zu wissen! Kriebow hatte dieses stolze Herrscherbewußtsein noch nie so stark empfunden wie an diesem Herbstmorgen.

Früher hatte er sich das gar nicht so klar gemacht, was es bedeute, ein Stück Erde ganz zu eigen zu haben, darauf schalten und walten zu dürfen, daraus machen zu können, was man für recht hielt. Als sein Vater unerwartet starb, war Erich von Kriebow kaum

vorbereitet, einen so umfangreichen und wertvollen Besitz zu übernehmen. Fast wie eine Last erschien ihm dieses Familienfideikommiß, das ihm, dem einzigen Nachkommen der ältesten Linie, zufiel. Mit bewußter Blasiertheit pflegte er im Kasino oder Klub von seiner „Hitsche dahinten" zu sprechen. Im Alter, meinte er, wolle er sich dahin zurückziehen, um seinen Kohl zu bauen und Kartoffelfurchen auszurichten.

Damals war er noch mit Passion Offizier. Stets hatte er bevorzugte Kommandos. Er war auf Kriegsakademie gewesen und wurde für zwei Jahre als Militärattaché nach Wien kommandiert. Die große Geselligkeit, der er durch Geburt, Haltung und durch sein Vermögen angehörte, hatte ihm einige Jahre lang volle Befriedigung gewährt. Dann trat Ermüdung ein. Die Premierleutnantsmelancholie machte sich bei Erich von Kriebow besonders stark geltend. Seit er etwas von der Welt gesehen und seit er angefangen hatte, nachdenklich zu werden, wollte es ihm nicht in den Kopf, daß es sein Lebensberuf sein solle, Rekruten auszubilden und Pferde zu dressieren. Ebensowenig sagten ihm aber jetzt noch Ballgespräche zu mit jungen Gänschen, steife Diners und der elegante Zeittotschlag des Klublebens.

In diesem Stadium seiner Entwicklung trat Grabenhagen wieder mehr in den Vordergrund seiner Interessen. Grabenhagen, das er nur seiner Revenuen wegen geschätzt, und das er außerdem nur gelegentlich als Absteigequartier zu Hühnerjagd oder Schnepfenstrich benutzt hatte.

Die Erinnerungen der Kindheit wurden wach. Kriebow hatte seine Knabenzeit größtenteils in Grabenhagen verlebt. Der Dorfschulmeister war mit dem ehrenvollen, aber schwierigen Amte betraut worden, den zu-

künftigen gnädigen Herrn in die Geheimnisse der Lese-, Schreib- und Rechenkunst einzuweihen. Allzuschwer hatte es der alte Klinguth dem Junker allerdings nicht gemacht. Zeit zum Schießen, Reiten, Botfahren, Krebsen und Angeln war reichlich geblieben. Dann, als Klinguths sämtliche Kenntnisse auf den Schüler übergegangen, war der angehende Jüngling auf das Gymnasium der Kreisstadt geschickt worden. Für freie Nachmittage, Feiertage und für die Ferienzeit blieb die väterliche Besitzung der nur zu gern aufgesuchte Tummelplatz.

Erst mit dem Eintritt bei der Truppe begann sich der junge Mann der Heimat zu entfremden. Und jetzt, nachdem er das Leben der Großstadt in jeder Form kennengelernt hatte, und da er schon seinen schalen Bodensatz zu schmecken begann, zog es den angehenden Dreißiger wieder zu dem Fleck Erde zurück, dem er entsprossen war.

Daß er seinen Beruf als Landwirt auch nicht ganz unvorbereitet antreten könne, hatte sich Kriebow nicht verhehlt. Er schaffte sich Bücher an; man sah ihn versenkt in landwirtschaftliche Fachblätter und Broschüren.

Im Grabenhäger Hause war eine Bibliothek. Jeder Besitzer hatte da die Bücher eingebracht, die seiner Laune und seinem besonderen Geschmacke entsprachen. So hatte die Bücherei ein recht buntscheckiges Ansehen bekommen. Erichs Großvater war passionierter Landwirt gewesen. Er hatte in der Zeit des großen Aufschwunges gelebt, den die landwirtschaftliche Wissenschaft und Technik während der ersten Hälfte des Jahrhunderts nahm. Von Thaer bis Liebig waren da alle wichtigeren Werke aus jener Periode vertreten. Jahrzehntelang hatten sie verstaubt in der Grabenhäger Bibliothek gestanden, bis der Enkel, der höchstens einmal an den schönen

Einbänden seine Freude gehabt hatte, sich diese dickleibigen Bücher in plötzlich erwachtem Interesse nach Berlin in seine Leutnantswohnung kommen ließ.

Kriebow, der, seit er die Kriegsakademie besucht hatte, geneigt war, sich auf seine Kenntnisse etwas zugute zu tun, mußte einsehen, daß es hier weite Gebiete des Wissens gab, von denen er bisher keine Ahnung gehabt hatte.

In seiner Umgebung lächelte man über den Eifer, den er nun zu entwickeln begann; die Kameraden schüttelten den Kopf und spöttelten: „Kriebow will mit Dampf Agrarier lernen."

Erichs Verlobung brachte seinen Plan, mit dem er sich schon seit einiger Zeit getragen hatte: den Abschied zu nehmen, zu schnellerer Ausführung. Klara wünschte sich gar nichts Besseres, als auf dem Lande zu wohnen. Sie würde sich ihm zu Liebe ja auch in das Garnisonsleben gefunden haben; aber es war doch etwas anderes, im eigenem Hause auf eigenem Grund und Boden zu sitzen. Klara hatte zudem mit dem Instinkte der Liebe erkannt, daß es Erichs Pflicht sei, das ererbte Gut zu bewirtschaften, und daß er allein in diesem Berufe Befriedigung finden könne. Sie war die erste Frau, die das Tüchtige in seiner Natur herausfand. Sie begriff, daß Tätigkeit, ein Auswirken seiner Gaben und Kräfte, für ihn notwendig sei. Darin schlummerte für die Zukunft sein und ihr Glück.

Es war von vornherein klar, daß Erich von Kriebow mit den lückenhaften Kenntnissen, die er sich von der Landwirtschaft hie und da aufgelesen, nicht an die Bewirtschaftung eines großen Besitzes wie Grabenhagen herangehen konnte, selbst wenn er einen noch so guten Inspektor hatte. Denn ein Herr, der gar nichts von der

Sache verstand, war einfach in die Hand seines Beamten gegeben. Auf die Oberleitung aber gänzlich zu verzichten, wie es sein Vater getan hatte, war er nicht gesonnen.

Er besuchte also eine landwirtschaftliche Akademie, setzte sich als älterer Premier noch einmal auf die Schulbank. Er hatte eine Landwirtschaftsschule in Mitteldeutschland gewählt, um doch nicht allzuweit von seiner Braut entfernt zu sein.

Ein Jahr lang dauerte das Studium; dann brachte er ein paar Monate in einer Musterwirtschaft zu, um einige praktische Übung des Erlernten und Einblick in die Buchführung zu gewinnen. Nach Grabenhagen war er in dieser Periode überhaupt nicht gekommen; was er an freier Zeit erübrigen konnte, verbrachte er natürlich in Burgwerda. — —

Der junge Grabenhäger machte das Sprichwort wahr: „Neue Besen kehren gut!" Er schien seine Augen überall zu haben. Der Beamte neben ihm hatte keine Zeit, alle seine Fragen zu beantworten. Gelegentlich kritisierte er auch oder sprach einen Tadel aus; er wollte doch das, was er an Kenntnissen angesammelt hatte, an den Mann bringen. Der alte Heilmann sollte sich nicht einbilden, daß er es mit einem Neuling zu tun habe! Er hielt dem Inspektor einen kleinen Vortrag aus dem Stegreif über die Vorzüge der Gründüngung. Dann ordnete er an, daß im nächsten Jahre mehr Lupinen gebaut werden sollten. Dem Inspektor paßte das zwar gar nicht mit der Fruchtfolge, er antwortete jedoch: „Zu Befehl!" im stillen darauf rechnend, daß bis zum nächsten Jahre diese Anordnung in Vergessenheit geraten sein dürfte.

Nun kamen sie an den großen Weizenschlag. Während an einem Ende die Schnitter noch damit beschäftigt

waren, auf Schwad zu mähen, standen in der Mitte des ausgedehnten Schlages die Hocken in langen Parallelreihen ausgerichtet wie die Soldaten. An einer Ecke wurde mit Einfahren angefangen, und einige Pflüger waren bereits daran, der Stoppel die erste Furche zu geben.

Kriebow erkundigte sich nach der Vorfrucht, wie weit der Weizen gedrillt sei, wie oft man die Pferdehacke gegeben, ob er Kopfdüngung erhalten habe, kurz, stellte eine Anzahl Fragen, die wohl geeignet waren, zu beweisen, daß er sein Lehrgeld als Landwirt nicht umsonst gezahlt habe.

Und um zu zeigen, daß er die Sache auch praktisch verstehe, stieg er ab, rief sich einen der Mäher heran, das Pferd zu halten, dann trat er an eine Hocke, untersuchte, ob die Garben ordentlich steil gesetzt seien und ob sich im Innern etwa Nässe fühlen lasse. Auch auf das Auswachsen des Getreides, das Ausfallen der Körner und das Mutterkorn lenkte er seine Aufmerksamkeit.

Dann begab er sich zu den Mähern. Es war eine Lust, den Leuten zuzuschauen, wie die sehnigen, sonnengebräunten Arme flogen, voll geschmeidiger Kraft. Da war ein Schwung wie der andere. Dicht am Boden faßte die Sense das Stroh und legte es in schönem, glattem Schwad hinter sich. Da blieb kein einzelner Halm stehen, da gab es keine Treppen und keine Mulden in der Stoppel; denn das waren die besten Leute vom Gute, alte, erfahrene Mäher. Keiner drängte den anderen, indem er ihm auf die Hacken kam; der Abstand blieb immer der gleiche. Eine Maschine hätte nicht akkurater arbeiten können als dieses Dutzend menschlicher Arme.

Der Gutsherr lobte, was er gesehen hatte, bestieg

sein Pferd wieder und ritt im Schritt weiter. Auf demselben Schlage, abgesondert von den anderen, traf man eine zweite, größere Abteilung beim Mähen. Kriebow fragte nicht, um seine Unkenntnis vor dem Beamten nicht zu offenbaren; aber im stillen wunderte er sich: hatte er denn so viele Tagelöhner auf Grabenhagen? — „Das sind die Schnitter!" kam ihm Heilmann zur Hilfe. Richtig! er beschäftigte ja Wanderarbeiter!

Er fragte den Inspektor, warum er denn nicht, statt so viele Fremde kommen zu lassen, lieber mehr Gutsarbeiter angenommen hätte? Der Beamte erklärte: man müsse froh sein, daß man die Fremden hätte; Tagelöhner seien jetzt zu schwer zu bekommen; die Einheimischen würden immer unverschämter in ihren Forderungen. Sagen wollten sie sich absolut nichts mehr lassen, und wenn man sich's mal beikommen ließe, einen solchen Faulpelz etwas anzufrischen — er machte dazu die erklärende Handbewegung —, dann setzte er einem gleich den Stuhl vor die Tür. Die Fremden seien da weit bescheidener und anspruchsloser; sie hätten überdies den Vorzug, daß man sie den Winter über nicht durchzufüttern habe. Dem jungen Gutsherrn leuchteten diese Gründe ein; er nickte befriedigt mit dem Kopfe.

Man besichtigte noch die Schafe auf der Stoppelweide, nahm im Vorbeireiten die Koppel mit den jungen Pferden in Augenschein; dann schlug Kriebow den Rückweg ein. Der junge Ehemann wollte sich heute, wo er zum ersten Male am eigenen Tische speisen sollte, um keinen Preis verspäten. Um abzuschneiden, ritt er querfeldein.

Bis dahin war der Grabenhäger nicht von seinem Grund und Boden heruntergekommen; jetzt aber kam ein Strich, wo sein Bereich aufhörte. Ein einzelner

Hof lag hier: das Tuleveitsche Bauerngut. Im übrigen war längst der bäuerliche Grundbesitz weit und breit im ritterschaftlichen aufgegangen.

Erich von Kriebow war in früheren Zeiten hier viel aus- und eingegangen; jetzt freilich hatte ihn das „Schulzengut" seit Jahren nicht mehr zu sehen bekommen — unter diesem Namen war der einzeln gelegene Hof weit und breit bekannt. Seine Besitzer hatten ehemals das Erbschulzenamt innegehabt.

Wie alte gute Bekannte, die ihm mancherlei zu erzählen wußten, blickten ihn die Fenster des weißgetünchten Bauernhauses an, unter dem hohen, rohrgedeckten Dache hervor. Früher wäre er hier sicherlich nicht so vorbeigehastet; da wäre er herangeritten, hätte den alten Jochen Tuleveit begrüßt, hätte ein freundnachbarliches Gespräch mit ihm angeknüpft über das Wetter und dergleichen.

Aber zwischen damals und heute lag mancherlei. —

Inspektor Heilmann, der bis dahin immer respektvoll die Anrede seines Herrn abgewartet hatte, ehe er eine Meinung äußerte, trieb jetzt seinen alten Gaul näher an die Zigeunerin heran und berichtete, obgleich weit und breit kein Hörer war, halblaut: mit der Gesundheit des alten Tuleveit stehe es neuerdings wackelig. Vielleicht sei das eine günstige Gelegenheit — — Ob er einen Versuch machen solle . . . .

Kriebow hatte sich verfärbt. Er solle ihn mit der Angelegenheit ungeschoren lassen, bedeutete er in ungewohnt barschem Tone dem Beamten. Dann gab er der Zigeunerin den Galoppsporn, um möglichst schnell von hier weg auf eigenen Grund und Boden zu gelangen.

II.

Am Sonntag ging Kriebow mit Gattin und Schwiegermutter zur Kirche. Vom Herrenhause aus war es nur ein kurzer Weg durch den Park, dann lag auch schon das kleine, aus Feldsteinen erbaute Kirchlein mit dem niederen schindelgedeckten Turme vor einem.

Der Gottesdienst ging heute etwas später als gewöhnlich an. Der Geistliche hatte bereits in Groß-Poder, wo eine Filialkirche von Grabenhagen stand, gepredigt.

Die Kirche war schwach besucht; einige alte Leute saßen verstreut im Schiff, die jungen Gesichter fehlten so gut wie ganz. Wären nicht die Dienstboten vom Herrenhause in stattlicher Zahl vertreten gewesen, dann hätte der Pastor kaum zu einem Dutzend Leuten gesprochen. Aber darauf hielt Frau Kruke, die Wirtschafterin, Sonntags mußte ihr ganzer Stab zur Kirche; sie liebte es, mit voller Leutebank zu paradieren.

Kriebow nahm mit seinen Leuten Platz. Über dem herrschaftlichen Kirchenstuhle war das Familienwappen angebracht. An verschiedenen Stellen konnte man alte Grabsteine eingemauert finden: heimgegangene Patrone der Kirche oder auch deren Gemahlinnen darstellend; hier ein bärtiger Rittersmann in plumper Rüstung, knieend, den Helm neben sich, dort eine Frau mit steifem Kleide und Radkrause, die Hände mit den dünnen Fingern zum Gebet zusammengelegt.

Neueren Ursprungs als diese Überbleibsel aus feudaler Zeit waren die Gedenktafeln, die man zu Ehren von Erich von Kriebows Großvater und Vater angebracht hatte.

Der junge Grabenhäger sah sich hier umgeben von

Erinnerungen an seine Vorfahren. Es war begreiflich, daß er dieses Gotteshaus, wenn er davon sprach, „meine Kirche“ zu nennen pflegte.

Vor der Orgel saß der Küster mit der Schuljugend und mühte sich ehrlich ab, dem altersschwachen Instrumente etwas wie eine Melodie zu entlocken. Als das erste Lied beendet war, erhob sich der alte Klinguth und machte der Herrschaft seinen schuldigen Kratzfuß.

Unter der kleinen Zahl der Andächtigen fiel ein altes Paar in die Augen — Kriebow hatte sie auch sofort bemerkt —: Tuleveits vom Schulzengute. Des Grabenhägers Blick wurde unwillkürlich dorthin gezogen, wo der Alte mit seiner Ehehälfte saß. Ein wenig kahler noch und hagerer war Jochen Tuleveit geworden; sonst war er ganz der alte geblieben mit seinem kernhaften Schädel, dem schmalen Mund und der mächtigen Bartkrause unter dem trotzigen Kinn.

Jochen blickte mit seinen blanken, weißüberbuschten Augen starr geradeaus nach dem Altar, wo jetzt der Geistliche das Apostolikum sprach. Seinen wetterharten Zügen war keine Erregung anzusehen. Aber die alte Frau neben ihm mit dem blassen, für eine Bäuerin auffällig feinen Gesichte war unruhig geworden seit dem Eintritt der Herrschaft. Ihre Augen wanderten unstet umher in dem Kirchlein und blickten schließlich doch dorthin, wohin zu sehen sie hatte vermeiden wollen: nach dem herrschaftlichen Stuhle und seinen Insassen.

„Erich, wer ist der schöne, alte Mann dort drüben?“ fragte Klara, als der Geistliche den Altar verlassen hatte. Kriebow schüttelte nur unwillig den Kopf, als verbiete ihm die Andacht in diesem Augenblicke jede Äußerung.

Pastor Grützinger trat auf die Kanzel. Sie lag dem Kriebowschen Stuhle gerade gegenüber.

Erich von Kriebow war in den letzten Jahren nicht allzuoft in seine Kirche gekommen. Höchstens wenn er mal mit Freunden während der Jagdsaison in Grabenhagen gewesen war, hatte man sich's des Sonntags, wo sich der Sport ja sowieso verbot, zum Zeitvertreib gemacht, den Gottesdienst zu besuchen. Die Kirche mit ihren Antiquitäten, zu denen auch die quietschende Orgel gerechnet wurde, war nun einmal eine der Sehenswürdigkeiten von Grabenhagen. Nachmittags hatte man dann den Pastor und den Lehrer eingeladen, und je nachdem man gelaunt war, sich in Scherz oder Ernst mit ihnen unterhalten.

Das war in des Grabenhägers „toller Zeit" gewesen. Inzwischen hatte sich sein Geschmack verändert; er bildete sich selbst etwas darauf ein, daß er gesetzter geworden, und daß er sich der Pflichten eines Hausvaters bewußt sei. Zu diesen Pflichten gehörte auch, daß man das Ansehen der Kirche und ihrer Diener unterstützte.

Nun war seit etwa zwei Jahren ein neuer Pfarrer da. Erich war, als die Grabenhäger Stelle durch den Tod des früheren Geistlichen erledigt und neu ausgeschrieben worden, gerade in Wien bei der Legation gewesen. Es war mitten im Karneval, und die Pfarrwahl in der fernen Heimat erschien dem gesellschaftlich stark in Anspruch genommenen jungen Offizier als eine Angelegenheit von ziemlich nebensächlicher Bedeutung. Er glaubte seiner Pflicht als Patron vollauf Genüge getan zu haben, als er einen Bericht des Grabenhäger Gemeindekirchenrates über die Probepredigten und die Wünsche der Gemeinde durchgelesen hatte. Da der Bericht — von der Hand des alten Klinguth geschrieben — einen gewissen Pastor Grützinger lobte und dem Patron anheimstellte, diesem seine Stimme zuzuwenden, zögerte

Kriebow keinen Augenblick, sein Votum für Grützinger in die Wagschale zu werfen.

Erichs günstige Ansicht über seinen Kandidaten sollte aber bald darauf erschüttert werden, als er in Berlin Graf Wieten traf, einen Freund und Altersgenossen seines Vaters, den angesehensten Mann des Kreises. Graf Wieten, der neben vielen anderen Ämtern auch das eines Mitgliedes der Provinzialsynode innehatte, rief eines Tages im Klub den jungen Grabenhäger zu einer vertraulichen Unterredung beiseite und teilte ihm da über Pastor Grützinger Dinge mit, die Kriebow aufs unangenehmste überraschten. Danach war der neue Pfarrer ein Mann von „unsicherer Gesinnung“, der in seiner vorigen Stelle bereits von der Kirchenbehörde eine Verwarnung wegen „propagandistischer Tätigkeit“ erhalten habe, kurz, eine „kompromittierte Persönlichkeit“.

Kriebow bedauerte natürlich aufs lebhafteste, daß er sich nicht genauer unterrichtet hatte, ehe er dem Manne die Stelle zuwandte. Aber nun war es zu spät; jetzt war Pastor Grützinger einmal eingeführt. Indessen den Rat des alten Grafen Wieten: „dem Pastor auf die Finger zu sehen“ und ihn bei der geringsten Unbotmäßigkeit anzuzeigen, hatte sich Kriebow wohl hinter die Ohren geschrieben. Bisher jedoch hatte er nichts Unrechtes an ihm entdecken können; allerdings war der Grabenhäger in der letzten Zeit auch so gut wie gar nicht dazu gekommen, sich um die kirchlichen Dinge in Grabenhagen zu kümmern. Aber auch damit sollte es jetzt, wo er die Zügel der Regierung selbst in die Hand genommen, besser werden. Er sah der Predigt des Geistlichen daher mit einiger Spannung entgegen.

Alles sprach und sprühte an dem kleinen, blassen

Manne: das bewegliche Mienenspiel, die durchdringenden Augen, die kurzen, abgehackten Gesten, die sich wie Hammerschläge ausnahmen, mit denen er seine Worte hart machen wollte.

Kriebow war den salbungsvollen Ton des Amtsvorgängers gewöhnt, der weder sich selbst noch seine Zuhörer aufzuregen liebte. Zwischen ihm und dem herrschaftlichen Kirchenstuhle hatte immer ein äußerst freundschaftliches Verhältnis bestanden. Das ging soweit, daß der Geistliche, wenn er auf die Kanzel trat, zunächst dem Patron seine Verbeugung machte. Wenn aber der selige Landesdirektor, der das lange Predigen nicht liebte, ein bestimmtes Zeichen machte, dann schloß der Prediger seinen Sermon.

Der neue Pastor schien weit entfernt von solcher Zuvorkommenheit. Sein Auftreten hatte durchaus nichts Respektvolles an sich.

Kriebow war nicht imstande, der Predigt große Aufmerksamkeit zu schenken. Zu vieles ging ihm im Kopfe herum. Daß diese Tuleveits auch gerade da sein mußten, wo er das erstemal mit seiner Frau zur Kirche ging! Würde Klärchen sich bei der einen Frage begnügen, die sie vorhin nach Jochen Tuleveit gestellt hatte? Und wenn nicht, was sollte man ihr sagen? Lügen mußte man. Die Wahrheit durfte sie nicht erfahren. Und es war so schwer, sie zu belügen; sie hatte so klare Augen. —

Es verdroß ihn, zu sehen, daß seine Damen diesem Pastor offenbar große Aufmerksamkeit schenkten. Klara saß da mit geröteten Wangen und leuchtenden Augen, ließ sich kein Wort von der Predigt entgehen. Und Frau von Lenkstädt gab durch Kopfnicken an besonderen Kraftstellen ihren Beifall zu erkennen.

Kriebow wurde, als er dies wahrnahm, erst recht ungehalten; hatte der Mensch etwa gar die Damen auf seiner Seite? — Das fehlt auch noch!

Mit Ungeduld sah er dem Ende des Gottesdienstes entgegen. Kaum hörte er, wie im Schlußgebet auch seiner, des Patronatsherrn, Rückkehr auf den ererbten Besitz gedacht wurde, mit der Fürbitte um göttlichen Schutz für ihn und sein ganzes Haus.

Nachdem die lungenschwache Orgel ihren letzten Ton ausgehaucht hatte, fragte Erich beim Herausgehen aus der Kirche in ironischem Tone die Damen: „Nun sagt mir mal, was sagt ihr zu der Predigt?" —

Frau von Lenkstädt war sofort mit einem: „herrlich!" zur Hand. „Was hat der Mann für einen Vortrag!" Und Klara meinte nach einigem Nachdenken, indem sie erst die richtigen Worte für einen starken Eindruck zu suchen schien: „Er ergreift so, weil er selbst so ganz ergriffen ist."

Da hatte man's! Die Damen waren richtig eingegangen. Keine Ahnung hatten sie von dem gefährlichen Gift, das in der Beredsamkeit dieses Pfaffen steckte.

Klara fragte jetzt: „Wir wollten Pastors besuchen; du kommst doch mit, Erich?"

Kriebow erklärte unwirsch, er denke gar nicht daran, nicht die geringste Lust verspüre er, mit Pastors intim zu werden.

Aber dadurch rief er Frau von Lenkstädts Widerspruch hervor. Pastors seien ausgezeichnete Menschen. Außerdem sei die Frau der gegebene Umgang für Klara, und Erich werde sich noch freuen, an einsamen Winterabenden einen solchen Mann zur Hand zu haben.

Das brachte Kriebow erst recht in Harnisch. Er hatte den Pastor nicht nötig. Er war der Patron und

brauchte überhaupt keinen Umgang, wenigstens keinen, der ihm nicht zusagte. —

Es war zum ersten Male, daß Kriebow sich unhöflich gegen seine Schwiegermutter zeigte. Die Damen möchten nur allein ins Pfarrhaus gehen, wenn sie durchaus müßten. Er werde sich nach Haus begeben.

Klara legte ihm die Hand auf den Arm und hielt ihn zurück.

„Ich habe keine Lust, tut ihr, was ihr wollt!" rief Kriebow.

„Wir haben kein Recht, sie zu beleidigen, Erich!" erwiderte Klara.

„Ach was! Seit wann wird denn auf derartige Leute Rücksicht genommen? Auf Besuchsfuß haben wir uns hier nie mit Pastors gestellt. Fehlte auch noch, die Art zu verwöhnen! Dem Menschen ist der Kamm sowieso schon genug geschwollen."

„Du sprichst sehr wenig nett von unserem Pastor," sagte Klara mit leicht erregter Stimme.

„Dir scheint der Mann allerdings sehr imponiert zu haben," erwiderte Erich mit spöttischer Miene.

Hier mischte sich Frau von Lenkstädt in das Gespräch, die einen Streit zwischen den jungen Leuten heraufkommen sah. Kirche und Gutsherrschaft gehörten nun einmal zusammen, meinte sie, und man müsse zeigen, daß man eins sei; das sei schon der Gemeinde wegen nötig. Erich solle nur gut sein und in das Pfarrhaus kommen.

„Sie haben reizende Kinder, die mußt du wirklich sehen, Erich; ich habe sie gestern vom Park aus beobachtet," fügte Klara etwas weicher hinzu mit einem jener Blicke, die ihm noch immer ein leichtes Erschauern der Haut verursachten. Dabei ergriff sie seine Hand.

Kriebow setzte seine finsterste Miene auf, öffnete aber den Damen das kleine Pförtchen, das in den Pfarrgarten führte und folgte selbst schweigend nach.

Die Pastorin kam ihnen in den Garten entgegen; sie mochte wohl schon vom Fenster aus die Herrschaft kommen gesehen haben. Rosiger denn je war die appetitliche kleine Frau anzuschauen — sie schien immer über die Tatsache zu erröten, daß sie gar so rote Backen habe — und erklärte, ihr Pastor sei noch im Studierzimmer, er habe dort einige Leute abzufertigen; die Herrschaften müßten daher einstweilen mit ihr vorlieb nehmen. Dann führte sie den Besuch unter fortwährendem Stehenbleiben, Erzählen und Knicksen nach dem ersten Stockwerk hinauf. Der Aufstieg wurde einmal durch die Engigkeit der Holzstiege, noch mehr aber durch die Kinder erschwert, die von oben her den Gästen entgegengepurzelt kamen. Ihnen folgte ein kleiner schwarz und weißer Spitz, der die Fremden mit durchdringendem Bellen anfuhr. Die Pastorin schalt, entschuldigte, strich den Kindern das Haar glatt, schlug nach dem Hunde, erleichterte aber durch alles dies ihren Gästen das Fortkommen auch nicht wesentlich. Frau von Lenkstädt und Klara begrüßten die Kinder; Erich sollte die Gören reizend finden. Ihm war die kleine Brut mit den braunroten Backen, dem gelben, strubbeligen Haar und den großen, neugierigen Augen nur unheimlich. Als man sich endlich durch diese Begrüßung hindurchgearbeitet hatte und vor einer Tür stand, hinter der Kriebow mit Recht die „gute Stube" vermutete, gab es von neuem ein kleines, unerwünschtes Handgemenge. Die runde Frau Pastorin, im Eifer, ihren Gästen die Tür zu öffnen, stieß an Kriebows hohen Hut, daß es einen Knax gab. Über dieses Unglück nun

war die gute Frau schwer zu beruhigen; der Spitz keifte dazwischen; er schien der Ansicht zu sein, daß es sich hier um einen feindlichen Überfall handle, gegen den er seine Herrin zu verteidigen habe. In der Bestürzung über das Ereignis mit dem Hute wollte die Wirtin den Gutsherrn veranlassen, vor ihr ins Zimmer zu gehen, wogegen sich Kriebow, als wohlerzogener Mann, sträubte — kurz, es gab noch immer einige Hindernisse zu überwinden, bis man endlich in richtiger Reihenfolge um den runden Tisch saß, Klara und Frau von Lenkstädt, wie sich's gehörte, auf dem Plüschsofa, Kriebow auf einem Stuhle mit einer Lehne so steif, daß sie wie ein Verbot gegen das Anlehnen wirkte.

Die Frau Pastorin aber kam noch keineswegs zum Sitzen. Nach und nach holte sie, jedes Stück einzeln: Flasche, Brett, Gläser und einen Teller mit Zwiebäcken, herbei. Der Spitz aber, der mit ins Zimmer gekommen war, wurde auf einmal sehr freundlich; er sprang an den Gästen in die Höhe und legte ihnen die Vorderpfoten zutraulich auf die Knie.

Kriebow hielt es für das beste, unter diesen Verhältnissen zu resignieren. Hier konnte man sich wirklich auf alles gefaßt machen. Er nahm sogar einen Zwieback, den ihm die Pastorin mit einem „Bitte schön!" präsentierte und trank mit Todesverachtung einen Schluck von der rötlichen Flüssigkeit, die er in dem Glase vor sich entdeckte. Er machte auch einen Versuch, sich mit der Frau Pastorin zu unterhalten; aber das war insofern erschwert, als die gute Frau ihre Augen in einem fort umhergehen ließ, ob jemand ihrer Gäste etwa ausgetrunken habe oder eines neuen Zwiebacks bedürftig sei. Als sie aufgesprungen war, um Frau von Lenkstädt zu bedienen, benutzte Kriebow die Gunst des

Augenblickes, wo sie ihm den Rücken zuwandte, um seinen Zwieback dem bettelnden Hündchen hinzuhalten, das den Bissen schleunigst verschwinden ließ. Klara hatte das Manöver gesehen und schickte ihrem Gatten einen strafenden Blick zu, und der Frau Pastorin gegenüber hatte er nun erst recht schweren Stand; die war über den vermeintlichen Appetit ihres Gastes hocherfreut und verlangte, er solle noch weiter von ihren Leckerbissen zulangen.

Jetzt kam der Pastor. Er hieß seine Gäste willkommen. Grützinger hatte die Angewohnheit, die Person, mit welcher er sprach, scharf anzublicken; eine Antwort wartete er meist nicht ab, als habe er sich die mit den Augen schon selbst geholt. Nachdem er Kriebow auf diese Weise angesprochen, begab er sich zu Klara, zog sich einen Stuhl heran und redete sofort mit dem ihm eigenen eindringlichen Eifer auf sie ein.

Wenn es etwas gab, das Kriebow zuwider war, dann war es Formlosigkeit. Das Wesen dieses Pastors ging ihm geradezu gegen den Strich. Der Mensch war ein Plebejer.

Verdrossen an seinem Schnurrbart kauend, saß der Grabenhäger da und sagte nichts. Daß Klärchen dem Manne solche Beachtung schenken konnte! Sie, die sonst so feinfühlig war in Sachen des Benehmens. — Da saß sie und hörte dem Menschen mit sichtlichem Interesse zu, wie er von Volksbibliotheken sprach und dergleichen.

Ja, noch mehr: Klara wurde auf einmal ganz lebhaft und begann ihrerseits zu erzählen von Erfahrungen, die sie daheim in Burgwerda mit einer Nähschule für Mädchen gemacht hatte. Ein Kleinkindergarten hatte gerade eingerichtet werden sollen, als sie fortgegangen war von zu Haus.

Frau von Lenkstädt ergriff auch das Wort zu diesem Thema. Auf einmal war eine Unterhaltung im Gange über Dinge, an denen Kriebow nicht das geringste Interesse hatte. Wie eifrig Klärchen sprach und erzählte! Wie angeregt sie war! Er, ihr Mann, konnte ihr freilich mit dergleichen nicht aufwarten. In diesem Augenblicke war Kriebow wirklich eifersüchtig.

Der Geistliche äußerte jetzt: das sei eben der Vorteil „lebendiger Gemeinden", daß dort der „Gemeinsinn" geweckt sei. Da fände man Persönlichkeiten, mit deren Hilfe man nützliche Unternehmungen ins Leben rufen könne. So habe er es in seiner alten Gemeinde gehabt, wo selbst bei den Ärmsten noch eine Art von Selbständigkeitssinn geherrscht habe, weil sie unabhängige Leute gewesen wären; hier aber in dieser Gegend sei von alledem nichts zu finden.

Da ergriff der Grabenhäger das Wort. Mochten die letzten Worte auf ihn gemünzt gewesen sein oder nicht, jedenfalls glaubte er, sie nicht unerwidert lassen zu dürfen; auch reizte es ihm, den Pastor für all den Verdruß, den er ihm schon verursacht hatte, endlich auch sein Teil abzugeben.

Nach jener „Selbständigkeit", von der der Herr Pastor spreche, sehne man sich hier gar nicht, meinte Kriebow von oben herab. Was für eine Gesinnung daraus resultiere und was für Früchte solche Selbständigkeit erzeugte, wisse man ja zur Genüge. Die patriarchalischen Zustände seiner Heimat solle ihm niemand schlecht machen. Und das eine wolle er nur noch bemerken: seiner Ansicht nach und auch nach der Ansicht vieler erfahrener und hochgestellter Männer sei es nicht gut, am Alten und Bewährten zu rütteln.

Grützinger senkte den Kopf, dann warf er ihn ins

Genick, wie einer, der sich zu etwas entschlossen hat; dabei blickte er dem Gutsherrn und Patron frank in die Augen. Gewiß, am „Bewährten“ dürfe man nicht rütteln, aber dem „Verrotteten“ müsse man zu Leibe gehen, wo immer man es fände, sonst sei man ein Feigling.

Kriebow sagte: er möchte doch bitten, ihm zu sagen, ob der Herr Pastor etwa hier dergleichen gefunden zu haben glaube, das ihn zu solchen Ausdrücken berechtige.

Der Geistliche zog die Brauen zusammen. Nur eines wolle er anführen, da es gerade Sonntag sei, ob es etwa in der Ordnung, wenn die Tagelöhner gezwungen seien, am Sonntage zu arbeiten, statt in die Kirche gehen zu können? —

Kriebow meinte, er glaube nicht, daß dies der Grund, warum die Kirche leer sei.

„Dann gehen Sie doch bitte jetzt gleich mal hinaus auf Ihre Felder, Herr von Kriebow, dorthin, wo die Leutekartoffeln sind,“ rief Grützinger mit plötzlich funkelnden Augen. „Sie werden dort all die Tagelöhner finden, die heute beim Gottesdienste fehlten. Vielleicht finden Sie sie auch beim Torfstechen oder sonst wo, nur nicht da, wo sie am Tage des Herrn hingehören. Und wenn Sie Ihren Herrn Inspektor mal fragen wollten, was er heute während der Kirchzeit vorgehabt hat, dann wird er Ihnen sagen — falls er der Wahrheit die Ehre gibt —, daß er die Löhnung ausgezahlt hat, weil ihm dazu die Zeit am Werkeltage zu kostbar ist.“

Hierauf war nun allerdings nicht viel zu erwidern. Kriebow erklärte, er werde das der strengsten Untersuchung unterziehen.

„Und dann noch eins, Herr von Kriebow!“ fuhr der Geistliche fort, und wieder leuchtete jene starke Flamme in seinen Augen. „Da wir einmal bei dem Thema sind:

fragen Sie doch Ihren Inspektor, was das bewährteste Mittel ist, um Leute, die in der Ernte früh um vier Uhr mit der Arbeit angefangen haben, abends, wenn sie zu Tode abgespannt sind, noch zur Leistung von Überstunden zu bewegen — ein Mittel, das Herr Heilmann, ach wie oft, angewendet hat! Und wenn er es nicht vorzieht zu schweigen, wird er das Zauberwörtchen sagen müssen; es lautet: Branntwein!"

Der Grabenhäger sagte nichts darauf; sein roter Kopf redete auch eine Sprache. Er blickte nach seiner Frau hinüber; Klara sah ihn mit großen, erschreckten Augen an.

Das Furchtbarste war für ihn, daß Klärchen das mit angehört hatte.

* * *

Kriebow schickte, sowie er vom Kirchgang auf sein Zimmer gekommen war, zu Heilmann: der Inspektor möge sofort zu ihm herüberkommen.

Er wollte es dem Alten anstreichen, daß er um seinetwillen eine solche Demütigung hatte einstecken müssen.

Als Heilmann der ungewohnten Beorderung halber hastig und mit fragender Miene beim Herrn eingetreten war, überschüttete der ihn sofort mit Vorwürfen. Der Beamte ließ den Herrn ruhig ausreden, dann meinte er mit Gelassenheit: daß ihn der Herr Pastor beim gnädigen Herrn anschwärzen würde, habe er längst erwartet.

Kriebow stutzte über die Ruhe, mit der sein Inspektor so scharfen Tadel aufnahm. Daß der Geistliche Unwahres berichtet haben könne, war doch kaum anzunehmen. Er verlangte daher zu wissen, was Heilmann auf die einzelnen Behauptungen Pastor Grützingers, die er ihm vorhielt, zu erwidern habe.

Der Inspektor erklärte, daß er hin und wieder mal, und so auch heute, die Lohnzahlung am Sonntagvormittag abgehalten habe; aber das sei nur immer dann geschehen, wenn in der Woche absolut keine Zeit zu erübrigen gewesen wäre. Daß die Leute während der Kirchzeit allerhand Arbeiten in Feld und Haus verrichteten, sei richtig; aber dafür könne er nichts. Das habe er schon so vorgefunden, als er vor nun bald dreißig Jahren hierhergekommen sei. Herr von Kriebow wisse ja auch selbst, daß es so auf allen Gütern weit und breit hergebracht sei. Die Leute würden sich's ja auch nicht nehmen lassen, während der Kirche zu arbeiten, selbst wenn man's ihnen verbieten wollte. Der Herr Pastor würde daran wahrscheinlich auch nichts ändern können. Was schließlich die Verabreichung von Schnaps an die Leute anbelange, so sei dies nur ganz selten mal vorgekommen, in der Erntezeit, um die Lebensgeister etwas anzufrischen, und da auch meist nur an die Fremden. Das gehe den Herrn Pastor erst recht nichts an; denn die Schnitter gehörten als Katholiken noch viel weniger unter seine Kontrolle als die Gutstagelöhner.

Das klang ja nun allerdings wesentlich anders, als Pastor Grützinger es dargestellt hatte.

Der Beamte fuhr fort: Der neue Pfarrer halte es überhaupt für seine Aufgabe, die Leute aufsässig zu machen und der Herrschaft soviel wie möglich Schwierigkeiten zu bereiten.

Kriebow war hellhörig geworden; der Rat des alten Grafen Wieten, dem Pastor auf die Finger zu sehen, fiel ihm ein. Er fragte den Inspektor, ob er ihm für die agitatorische Tätigkeit des Geistlichen stichhaltige Beweise beibringen könne.

Heilmann überlegte einige Augenblicke, dann sagte er: „Selbst geradezu mit angehört habe ich's ja nicht, gnädiger Herr! Ich habe überhaupt den Verkehr mit dem Pastor aufgegeben. Wir gehen uns aus dem Wege. Aber man hört ja so mancherlei von den Leuten. Er geht zum Beispiel in die Katen und sieht nach, wie die Familien untergebracht sind. Einige Wohnungen sollen feucht sein und gesundheitsschädlich. In alles steckt er seine Nase; es ist geradezu lächerlich zu sagen: Erwachsene und Kinder sollen nicht mehr zusammenschlafen dürfen in einem Raum, wegen des ‚Anstands'. Nun frage ich einen Menschen: was hat so ein Tagelöhner jemals in seinem Leben von ‚Anstand' gehört oder gesehen! Da hat zum Beispiel eine von den Hofegängerinnen des Nachts manchmal ihren Bräutigam empfangen, und die kleine Schwester schlief mit in der Kammer; du lieber Gott! was hat der Mann da für einen Aufstand gemacht darüber. ‚Herr Pastor!' habe ich gesagt — wir sprachen damals noch miteinander —, ‚das ist nun einmal nicht anders, das werden Sie nicht abschaffen; junge Leute wollen nun mal ihr Vergnügen haben.' Da hat mir der Mann Redensarten gemacht über die Herrschaft, die so etwas zuließe — dem gnädigen Herrn kann ich das gar nicht alles wiedersagen. Damals habe ich Krach mit ihm gekriegt."

Kriebow ging unruhig im Zimmer auf und ab.

„Überall macht uns der Mann Stänkereien," fuhr Heilmann fort. „Früher haben wir im Sommer zum Gänsehüten Kinder gehabt, soviel wir nur wollten. Jetzt heißt's auf einmal: das geht nicht, die Kinder gehören in die Schule. Wird das solchen Gören was schaden, wenn sie ein paar Wochen im Jahre weniger zur Schule laufen. Der alte Klinguth würde ja gar nichts dagegen

haben; denn der hält zur Herrschaft und ist überhaupt ein vernünftiger Mann, aber der Pastor ist ihm aufsässig. Nun muß ich womöglich ein Erwachsenes zu den Gänsen stellen. Und so geht's in allem. Überall findet der Pastor was raus, was nicht recht sein soll; natürlich immer bloß der Herrschaft zum Possen. Ich hab' ihm ja auch merken lassen, das wir uns nicht alles von ihm bieten zu lassen brauchen. Früher haben wir doch immer den Pfarracker bestellt, vom Gute aus; der Pastor hat ja keine Tiere und kein Gerät dazu und versteht wohl am Ende auch nichts davon. Wir haben's darum immer mit besorgt und nicht einmal was dafür genommen; nur die Düngung hat er bezahlen müssen. Das Korn haben wir ihm zum Marktpreise abgenommen. Dafür war uns der selige Herr Pastor auch immer sehr dankbar. Dem neuen habe ich das nun gesagt: wenn er so wenig für die Herrschaft tut, dann danken wir dafür, dann kann er in Zukunft sehen, wer ihm seine Tüften stecken und den Weizen mähen und ausdreschen mag. Was hat der Herr Pastor darauf getan? Zum alten Jochen Tuleveit ist er gegangen; der hat ihm das Feld ja auch natürlich abgepachtet. Der Bauer bestellt jetzt den Pfarracker. Ist das nun nicht eine Gemeinheit? Daraus sieht man doch, wie der Mann in allem gegen die Herrschaft und für die anderen ist. — Überhaupt, das wollte ich dem gnädigen Herrn noch sagen: zwischen Tuleveits und Pastors ist dicke Freundschaft."

Auch das noch! Von allem, was er bisher erfahren, war dies das peinlichste für Kriebow. Wie schnell sich doch die Leute zusammenfanden, die einem feindlich gesinnt waren! —

„Ja, auf dem Schulzengut geht der Pastor aus

und ein; und der alte Tuleveit soll ja auch jeden Sonntag zur Kirche gehen. Die Frauensleute stecken auch immer beisammen; daß sie da allerhand gegen die Herrschaft aushecken mögen, läßt sich schon denken."

Kriebow hatte genug gehört. Es war wirklich, als solle ihm der heutige Tag alles, was es für ihn Widerwärtiges und Beschämendes gab, vor das Gedächtnis rücken.

Heilmann wurde entlassen. Der junge Gutsherr blieb in äußerst schlechter Laune zurück. In diesem Pastor war ihm ja geradezu ein Kreuz auferlegt worden.

III.

Es war beschlossen worden, nach Tisch auszufahren. Die Nachbarschaft erwartete den Besuch des jungen Paares. Mit Pantins in Langendamm, als den besten Bekannten, wollte Kriebow den Anfang machen. Frau von Lenkstädt hatte erklärt, nicht mitfahren zu wollen; sie habe in ihrem Leben genug Menschen kennengelernt und verlange nicht nach weiteren Bekanntschaften.

Als Kriebow die Zügel in der Hand hatte und das gleichmäßige Treten seiner Pferde auf der Landstraße hörte, besserte sich seine Laune allmählich. Dazu ein angenehmer Luftzug. Klärchen neben sich auf dem Bock, die Sonne, die sich in den neuen Geschirren spiegelte — wer hätte da noch verdrießlich sein können!

Die Füchse hatte er einem jugendlichen Kameraden abgekauft, der nicht mit ihnen fertig wurde. Kriebow fuhr sie selbst ein. Selten hatten ihm ein Paar Pferde so viel Freude gemacht. Als er seinen Abschied nahm, verminderte er seinen Stall, aber die „Zigeunerin" behielt

er und die Füchse. Er schickte Franz mit ihnen nach Grabenhagen; der Herr wußte, wem er die Tiere anvertraue. Franz, in mancher Beziehung ein Leichtfuß, hatte als Pferdewärter nicht seinesgleichen. Als Erich nach Grabenhagen zurückkehrend auf der Station angelangt war, galt sein erster Blick den Füchsen. Mit kritischem Blick umschritt er das Gespann. Franz auf dem Bock, steif wie sein Peitschenstock, verzog keine Miene; aber die schlauen Augen in dem glattrasierten Kutschergesicht drückten selbstbewußte Sicherheit aus, daß an seinen Pferden kein Tadel zu finden sei.

Langendamm, das Pantinsche Gut, lag eine knappe Stunde Wegs von Grabenhagen entfernt. Erst ging die Fahrt eine Strecke durch Grabenhäger Flur. Kriebow machte mit Stolz seine junge Frau auf die Größe seiner Schläge aufmerksam. Auch wie reinlich das Feld bestellt sei und wie gut die Früchte stünden. Die Stoppel, über die sich der Altweibersommer mit seinen spinnefeinen, silbernen Fäden spann, lag in behaglicher Sonntagnachmittagsruhe gebreitet. Über ihnen in unendlicher Höhe zogen Kraniche im Dreiecksfluge, hin und wieder übertönte ihr Ruf das Hufgeklapper. Dort lag ein Weiher mitten im Felde, das „Poggensoll“, an dessen Rande der „Adeubor“ nach Fröschen Umschau haltend gravitätisch hinstelzte.

Kriebow wies mit der Peitsche nach einer mit Birken und Wacholdergestrüpp bewachsenen Erhöhung, die aus einer sumpfigen Wiese aufstieg; das sei ein verwunschener Fleck, nachts gingen dort Geister um. Die Anhöhe sei ehemals befestigt gewesen; man sähe noch die Wälle eines ehemaligen Raubnestes. Man tue den Kriebows die Ehre an, zu behaupten, sie hätten hier einen Warttum stehen gehabt, von dem man weit

ins Land blicken konnte. Sobald nun der Mann im Auslug von weitem einen Zug Kaufleute mit ihren Waren erblickt hatte, habe er ein verabredetes Zeichen gegeben, worauf sich die in Grabenhagen bereit gemacht, die Pfeffersäcke zu überfallen. Des Nachts aber sei über die Straße eine Kette gespannt worden, die mit einer Glocke im Turm in Verbindung gestanden; sobald nun ein Wagen an die Kette angefahren, habe sich das Läutewerk in Bewegung gesetzt, worauf die Besatzung aus ihrem Versteck hervorgestürzt sei, um die Handelsleute auszuplündern.

Kriebow setzte der Erzählung erläuternd hinzu, sie werde zwar von den Leuten ringsum fest geglaubt, doch habe hier wahrscheinlich gar kein Turm gestanden; die Wälle stammten vielmehr von einer Schwedenschanze.

Und weiter drüben, wo jetzt der Erlenbruch, da habe ehemals ein Dorf gestanden; deutliche Spuren, wo die einzelnen Feuerstellen gewesen, seien noch jetzt zu erkennen. Wahrscheinlich sei es von den Schweden eingeäschert worden und liege nun schon über zwei Jahrhunderte als wüster Ort.

Und dort der blinkende Wasserspiegel in der Ferne, das war der Prietzensee. Der lag schon außerhalb der Grabenhäger Feldmarken in Ragatziner Flur. An den See knüpfte sich eine merkwürdige Sage: Ein Klaven auf Ragatzin hatte gelobt, wenn ihm sein einziger, eben geborener Sohn am Leben erhalten bleibe, dann wolle er eine Kirche erbauen. Das Kind, von Geburt an schwächlich, war gestorben, aber die Geistlichkeit hatte ein falsches untergeschoben. Darauf baute der Ritter die Kirche, im Glauben, daß ihm durch sein Gelübde das Kind am Leben geblieben sei. Die Kirche wurde auch fertig; in der Nacht aber vor der Einweihung

versank sie lautlos nebst Turm, Altar, Glocken und allem. An der Stelle aber, wo sie versunken, bildete sich der Prietzensee. In hellen Mondscheinnächten kann man manchmal ein wunderliches Tier auf dem Wasser erblicken; das ist der Hahn von der Turmspitze, der an die Oberfläche kommt und Rundschau hält. —

Erich von Kriebow kam nicht aus dem Zeigen und Berichten heraus; allerorten gab es etwas Neues, auf das er Klärchen aufmerksam machen mußte. Wie stolz fühlte er sich auf die Schönheit seiner Heimat; jetzt, da er sie seiner jungen Frau zeigen durfte, wurde er selbst ihrer Eigenart recht inne.

Inzwischen war man an die Grenze des Grabenhäger Besitzes gekommen. Erich machte seine Frau darauf aufmerksam, wie die Langendammer Scholle von der seinen absteche. Major von Pantin, der Besitzer von Langendamm, hielt an der extensiven Wirtschaftsweise fest. Das Tiefackern erklärte er für Unsinn, vom Rübenbau wollte er gar nichts wissen, mit dem Anbau von Handelsgewächsen lüge man sich nur in den Beutel. Künstlichen Dünger schaffte er so wenig wie möglich an. Sein Ideal war die Koppelwirtschaft. Er trieb Pferdezucht und legte mehr Wert auf Wollschafe als auf den Kuhstall und die Holländerei. Versagte ihm der Acker, der bei dieser Wirtschaftsweise nur wenig Stalldünger zu sehen bekam, dann legte er ihn für einige Jahre zur Brache nieder und vermehrte so die Weide. So wenig wie möglich Gebäude und so wenig wie möglich Menschen, aber um so mehr Tiere sollten auf einem Gute sein! Er lachte über seine Nachbarn, die so viel für Gebäudereparaturen ausgaben und sich von ihren Tagelöhnern auffressen ließen. Güter sollten etwas bringen, und dazu gehöre, daß man möglichst

wenig hineinstecke und möglichst viel herausnehme, war sein Leitsatz.

Dieses Geheimnis schien Herr von Pantin auch wirklich zu verstehen. „Malte“ — wie er allgemein von seinen Bekannten genannt wurde — hatte, nachdem er die Ulanenstiefeln ausgezogen, Langendamm übernommen. Man wunderte sich allgemein, daß er imstande gewesen war, das Gut zu halten, welches äußerst heruntergewirtschaftet war, als er es übernahm. Und jetzt stand sein Ältester in Berlin, bei einem Gardekavallerieregiment, ein jüngerer Sohn war Fähnrich bei den in der Nähe garnisonierten Dragonern, an einen Offizier eben dieses Regiments war eine seiner Töchter verheiratet; nur die jüngste war noch im Haus, Kari, die an Stelle der verstorbenen Mutter der Wirtschaft vorstand. Und dazu hatte auch noch der älteste Sohn ein elegantes, völlig vermögensloses Mädchen geheiratet. Das alles lebte von dem einen Langendamm. Wahrlich, man sah es der schlichten, grauen Scholle nicht an, was für Gold der Besitzer aus ihr zu gewinnen verstand! —

Kriebow hatte von früh auf in regem Verkehr mit dieser Familie gestanden; der älteste Pantin war sein Altersgenosse. Mit Ulrich hatte er im Gymnasium der Kreisstadt auf derselben Bank gesessen, dann waren sie wieder in Berlin zusammengetroffen, als Offiziere, wenn auch nicht bei demselben Regiment. Zwischen ihnen bestand eine jener Freundschaften, die mehr auf Gewohnheit beruhte, weil man, aus gleichen Verhältnissen hervorgewachsen, sich immer wieder begegnet war, als auf tiefergehender Neigung. Nachdem Ulrich von Pantin eine der gefeiertsten Damen der Berliner Gesellschaft heimführte, war Erich von Kriebow, der zu ihren

Tänzern gehört hatte, viel im Hause des jungen Paares aus und ein gegangen.

Klärchen hatte bereits viel Günstiges über Pantins zu hören bekommen durch Erich. Er hoffte auf regen Verkehr mit Langendamm. Die Pantins waren gleich den Kriebows seit Urzeiten in der Gegend angesessen; verschiedenfach hatten in alten Zeiten Heiraten stattgefunden zwischen den Häusern Grabenhagen und Langendamm, und auch in neuerer Zeit waren die Beziehungen immer freundnachbarschaftlich gewesen.

Kriebow meinte, die Damen dieser Familie seien ein gegebener Umgang für Klärchen. Da war Wanda, die einen Major von Rentell geheiratet hatte, dann Kari, die Erich allerdings nur als Backfisch in Erinnerung hatte, die aber inzwischen auch in ein umgängliches Alter hineingewachsen war, und vor allem Mira, die Gattin von Ulrich Pantin, die öfter von Berlin nach Langendamm kam — auf „Grasung", wie sie es selbst zu nennen pflegte —, um ihrer Kasse von den Ansprüchen der hauptstädtischen Ball- und Dinersaison in der ländlichen Stille etwas Erholung zu gönnen und um selbst für die neue Winterkampagne Kräfte zu sammeln.

Auch jetzt war Mira wieder mal in Langendamm, wie Kriebow in Erfahrung gebracht hatte. Klara war von ihm darauf vorbereitet worden, daß sie eine der apartesten Damen kennenlernen werde, die ihm jemals begegnet seien. Es war Kriebows ganz besonderer Wunsch, daß sie mit Mira Pantin sich anfreunde. Er hatte, ehe sie von Grabenhagen abfuhren, die Toilette seiner Frau noch einer peinlichen Musterung unterworfen, denn, meinte er, Mira verstehe viel davon und ziehe sich selbst hervorragend an. —

Man näherte sich dem Gutshofe. Die Lage von

Langendamm war wenig schön; platt, auf freiem Felde, ohne Baumschutz. Früher waren wohl Anlagen dagewesen, aber der jetzige Besitzer hatte den Park abgeschafft, als unwirtschaftlich. Dergleichen hielt Malte Pantin für Luxus, den sich ein Landwirt nicht gewähren dürfe.

Das Dorf war um einen flachen Wassertümpel gelegen; zwischen diesem Pfuhle und den Gebäuden lief der sandige Fahrweg hin, ohne Pflaster und Graben. Die schmutzigen Rinnsale, die von den einzelnen Katen nach dem Dorfteich führten, legten die Vermutung nahe, daß der Abfluß des Unrates aus den Gruben auf diese primitive Weise bewerkstelligt werde. Zwischen Enten und Gänsen, welche in dem stagnierenden Gewässer eifrig nach Nahrung tauchten, erblickte man die munter darin herumplantschende Dorfjugend. Die niederen Lehmhäuschen mit tief zur Erde herabreichenden Strohdächern sahen recht zerfallen aus, in der „Wurth" dahinter war keine Blume, kein Obstbaum zu erblicken. Über den halbgeöffneten Hecktüren lehnte hie und da ein Mann, die Pfeife im Munde. Ein Mädchen, das in schlumpigem Aufzug des Wegs kam, blickte mit dreister Miene in den vorbeirollenden Wagen und lachte hinterdrein. Das Ganze hatte etwas Zigeunerhaftes und sah wenig nach einem herrschaftlichen Sitze aus.

Kriebow trieb die Füchse an, damit sie ihn und Klara möglichst bald aus diesen unschönen Regionen in bessere bringen sollten.

Als der Wagen vor dem Herrenhause vorfuhr, öffnete sich die Haustür unter scharfem Klingeln; in der Türöffnung erschien die riesenhafte Figur eines Alten in blauer Livree und gelben Gamaschen: der alte Hanning, Faktotum in Langendamm, für gewöhnlich

Gärtner, in der Jagdsaison Jäger und, wenn Gäste kamen, Kammerdiener. Sein blauer Rock hatte verzweifelte Ähnlichkeit mit der Uniform, die sein Herr ehemals getragen, nur daß er jetzt mit silbernen Livreeknöpfen verziert war, die das Pantinsche Wappen zeigten. Wie oft war Erich von Kriebow mit seinem Freunde Ulrich in Begleitung des alten Hanning auf die Jagd gegangen! Die Begrüßung war denn auch herzlich. Der Alte grinste über das ganze Gesicht vor Stolz und Freude, als ihn der Grabenhäger Herr seiner Gattin vorstellte.

Der Herr Major war zu Haus, wie Hanning versicherte, und auch die junge Herrschaft.

Während man beim Ablegen war, erschien der Herr des Hauses. Noch ehe er heran war, vernahm Kriebow bereits die ihm so wohlbekannte knatterige Stimme Maltes. Es sei die höchste Zeit, daß Erich komme, rief der Langendammer, er habe schon feste geschimpft; was ihm Kriebow aufs Wort glaubte.

Nun ließ er sich vorstellen, machte seinen Bückling, küßte Klara die Hand und bot ihr den Arm; alles mit einer Flinkheit, die für einen Sechziger erstaunlich war. Kriebow schritt hinterdrein und bewunderte die gute Figur des Langendammers, der schlank war wie eine Gerte. Er trug ein kurzes, schwarzes Röckchen, dazu großkarrierte helle Beinkleider: Offizierszivil von vor dreißig Jahren. Das weiße, borstige Haar strafte die roten Backen des alten Herrn Lügen. Sehr viel Wert hatte Malte von jeher auf seinen Schnurrbart gelegt; des Feiertags, wo er sich Zeit zur Toilette nehmen konnte, wichste er ihn, Wochentags, wo Malte an andere Dinge zu denken hatte als an diese männliche Zierde, hingen die Schnurrbartenden schlaff hernieder. Kriebow

wußte das von früher her und amüsierte sich im stillen über die ausgedrehten Spitzen, die von hinten zu beiden Seiten des Kopfes sichtbar wurden.

Major von Pantin riß eine Tür auf, ließ das Paar eintreten und schrie in seiner lauten Manier, die ihm den Namen „Schreimalte" eingetragen hatte, über Kriebows Schulter weg ins Zimmer: „Kinder, die Grabenhäger! Ich hab's ja gesagt, heute kommen sie!"

„Sie finden die ganze Familie beisammen, meine Gnädige!" rief er dann Klara zu.

Nachdem das Vorstellen überstanden war, setzte man sich. Auf dem Tisch stand das silberne Kaffeezeug und Likörflaschen in reicher Auswahl; geraucht war stark worden.

Klara bekam einen nicht allzu günstigen Eindruck: gerötete Gesichter, laute Unterhaltung, Damen, die wohl nur der Neugekommenen wegen die Zigarette weggelegt hatten.

Unter den Frauen fiel ihr jedoch eine auf, die in Haltung, Gesichtszügen und Toilette etwas Besonderes hatte und nicht zu dieser Umgebung zu passen schien. Das mußte Mira sein! Klara fühlte sich durch die Erscheinung gefesselt. In diesem feinen Kopf und der stolzen Haltung lag etwas, das die Frage herausforderte: wer bist du? und die Hoffnung wurde wachgerufen, Herz und Geist dieser Frau möchten nicht hinter ihrem Äußeren zurückstehen.

Für die beiden Pantinschen Töchter konnte man sich allerdings keine ungünstigere Folie denken als diese Schwägerin. Mit ihrer Figur hätte Mira auch noch ganz andere Frauen in Schatten gestellt als Frau von Rentell, die wohl den Ehrgeiz, eine Taille zu besitzen, längst aufgegeben hatte, und Kari, die noch keine führte.

Alles, was den beiden Schwestern an Schick abging, schien in dem Raffinement vereinigt, mit dem Mira angezogen war.

Kari kochte von neuem Kaffee. Der alte Hanning hatte frische Tassen und Likörgläschen herangebracht; der Hausherr erkundigte sich bei Klara, ob sie rauche, und da sie verneinte, bat er für die übrige Gesellschaft um Erlaubnis, weiterrauchen zu dürfen.

Der Fähnrich hatte sich neben Klara gesetzt und versuchte, sie mit seiner grünen Weisheit über Pferdezucht zu unterhalten, bis sein älterer Bruder ihn veranlaßte, ihm den Platz einzuräumen.

Ulrich von Pantin hatte Figur und Gesichtsschnitt seines Vaters geerbt; er war unzweifelhaft eine gute Erscheinung und konnte sich neben seiner Frau sehen lassen. Aber die Straffheit der Haltung und die Frische des alten Malte gingen ihm ab. In seinen matten, verschleierten Augen lag etwas Müdes, Abgelebtes. Mit leicht näselnder Stimme führte er die Unterhaltung. Klara hatte zwar das Gefühl, daß er sich Mühe gebe, liebenswürdig gegen die Frau seines Freundes zu sein, aber er kam dabei über eine gewisse blasierte Höflichkeit nicht hinaus. Es wurden verschiedene Themata angeschlagen; man quälte sich ab und konnte doch nicht warm dabei werden.

Leichter floß die Unterhaltung in einer anderen Ecke des Zimmers, zwischen Kriebow und Mira. Sie saß auf dem Fensterbrette, schlug Bein über Bein — wobei man ihren tadellos sitzenden Schuh sah — und zündete eine Zigarette an der anderen an.

Kriebow hatte es im stillen vor diesem Wiedersehen mit Mira Pantin gebangt. Daß die Intimität, in der er ehemals zu Ulrichs Gattin gestanden, jetzt

nicht wieder aufleben konnte, war ja klar. Wie er sein eigenes Benehmen einzurichten habe, konnte ihm nicht zweifelhaft sein — er war nur nicht sicher, wie sich Mira ihm gegenüber stellen werde. Er kannte sie: ihre Begriffe über das Schickliche waren ziemlich weitherzige. Sie war berühmt für die Offenheit ihrer Ausdrucksweise. Gerade dieser völlige Mangel an Prüderie hatte Kriebow angezogen; man konnte mit ihr verkehren wie mit einem Kameraden, ohne sich irgendwelchen Zwang auferlegen zu müssen.

Eine andere Frage war, wie Klärchen das aufnehmen werde. Mira gefiel im allgemeinen den Herren besser als den Damen. Die Frauen nahmen Anstoß an ihrem Wesen, konnten ihr vor allem die Rücksichtslosigkeit ihrer Sprache, die Ungeniertheit ihres Auftretens nicht verzeihen. Dabei war sie wirklich nicht so schlimm, wie sie sich gab. Man durfte doch nicht vergessen, wie verwöhnt diese Frau war, und vieles mußte man ihrem Temperament zugute halten.

Ob Klärchen das verstehen würde, oder ob sie in den Chor der Entrüsteten einstimmen werde? —

Mira eröffnete die Unterhaltung mit ihrem ehemaligen Verehrer, indem sie ihm Nettes über seine Frau sagte. Es lag durchaus nichts Boshaftes in der Art, wie sie das tat. Für ihn war das eine Beruhigung; man konnte nie im voraus sicher sein, wie Frauen es auffassen mochten, wenn ein Bewunderer heiratete. Aber Mira war nicht gekränkt. Gott sei Dank! Ihr Lob tat ihm wohl. Was sie sagte, meinte sie auch; denn alles konnte man ihr vorwerfen, nur nicht Schmeichelsucht. —

Dann erkundigte sie sich, wann er mit seiner Frau nach Berlin kommen werde. Sie nahm es als selbstverständlich an, daß sie den Karneval dort mitmachen

würden. Als er erklärte, sie wollten den ganzen Winter nicht von Grabenhagen weggehen, rief Mira ehrlich verwundert: „Sie sind nicht bei Troste, Kriebow!“ Er lachte und meinte, es sei sein voller Ernst.

„Und Ihre Frau tut da mit?“

„Ja, Klärchen freut sich schon. Da werden wir's uns recht gemütlich einrichten zu Haus.“

„Was wollt ihr denn machen den ganzen Tag? Zärtlich sein! — Wie lange seid ihr denn schon verheiratet?“

„Gestern waren's vier Monate.“

„Um Gottes willen, und dabei noch solche Illusionen!“

Er wünschte sie abzubringen von diesem Thema; man wußte ja bei ihr nie, wie weit sie gehen würde. Über seine Ehe mit Mira zu reden, das erschien ihm denn doch wie eine Entweihung. Er begann also von seinen Plänen zu sprechen, daß er sich selbst mehr um die Wirtschaft kümmern wolle. Dann habe er ja auch die Jagd. Schlitten werde er fahren, Zeitungen lesen. Auch Bücher habe er angeschafft.

„Und Ihre Frau?“ rief Mira. „Oder halten Sie sich für so interessant, daß sie um Ihretwillen auf alles Amüsement verzichten soll?“

„Meine Frau ist, Gott sei Dank, sehr häuslich,“ erklärte er, absichtlich eine reservierte Miene annehmend.

„Na, dann gratuliere ich. Ich kann Ihnen versichern, wenn mir Ulrich so etwas zumuten wollte, ich ließe mich scheiden. Ich fürchte, Kriebow, Sie sind auf dem Wege zum Krautjunker. Es wäre schade, denn Sie hatten Anlage zu was besserem — waren wirklich ein fescher Kerl — schade, wenn Sie verbauerten!“ —

„Das wäre noch nicht das Schlimmste, was einem

passieren könnte. Übrigens, wenn Ulrich mal Langendamm übernimmt, dann werden Sie sich auch mausern müssen . . .“

„Das werden Sie bei mir niemals erleben! Zur Landpomeranze bin ich verdorben. Ohne große Geselligkeit kann ich nicht existieren. Ulrich weiß das. ‚Wenn ich mich einpökeln lassen soll, dann nicht!‘ habe ich ihm gesagt. Er weiß, woran er mit mir ist. So wie ich bin, bin ich nun mal. — Sehen Sie sich mal hier die gute Wanda an“ — sie wies dabei auf ihre Schwägerin, Frau von Rentell —, „so werden — nein! Lieber tot als malchic!“

In diesem Augenblicke sah man einen Wagen um die Ecke am Dorfteich biegen. „Wer kommt denn dort mit Schimmeln?“ fragte Kriebow.

„Schimmel! Das könnte nur der kleine Katzenberg sein,“ erwiderte Mira, sich auf ihrem Sitze umwendend. „Ist es auch! John Katzenberg!“

„Was ist denn das für eine Größe!“ fragte Kriebow.

„Der neue Regierungsassessor!“

„Und wie soll er heißen?“

„Herr von Katzenberg.“

„Auch noch ‚von‘! Den Namen hat man doch nie gehört hier zu Lande! — Schicke Equipage übrigens, die der Mann vorführt,“ sagte Kriebow, der den Wagen vorfahren sah, einen Herrn auf dem Bock, den Kutscher in grüner Livree hinter ihm.

Die Jugend stürzte an die Fenster. „Wer kommt denn da noch?“ fragte der Hausherr.

„John Katzenberg!“ rief der Fähnrich. „Schon wieder neue Fahrhandschuhe, Papa!“

„Donnerwetter, das ist famos!“ schrie Malte. „Kennen Sie den schon, Kriebow?“

„Nein, Herr Major, heute höre ich das erstemal von ihm."

„Unser Assessor! Ein großartig schneidiges Kerlchen! Hat Geld wie Heu. Übrigens ein anständiger Mensch. Mira hat die ganze Familie im Seebade kennen gelernt. Durchaus achtbare Leute! — Nicht wahr, Mira?"

Mira hörte nicht; sie hatte das Fenster geöffnet und unterhielt sich mit dem eben Angekommenen. Der alte Hanning war inzwischen eingetreten und meldete: „Regierungsassessor von Katzenberg!"

„Bring ihn rauf!" rief Malte.

„Ich dächte, der käme recht häufig!" sagte Wanda, bekannt durch ihre gelegentlich nicht besonders klugen Bemerkungen. „Ja, wirklich, ich glaube, ein dutzendmal ist der nun schon hier gewesen."

„Laß ihn doch, in drei Teufels Namen, kommen, so oft er will!" schrie ihr Vater sie an. „Das wird uns nichts schaden und ihm auch nicht. Ich freue mich, daß der junge Mensch sich so zu den guten Häusern der Gegend hält. Er hat überhaupt anständige Sentiments!"

„Kari hat vorige Nacht geträumt ...." sagte Mira vom Fenster her.

„Mira, du schweigst!" rief Kari und stürzte auf ihre Schwägerin zu, ihr den Mund zuzuhalten.

„Was hat Kari geträumt?" riefen die Brüder. „Erzählen!"

„Kari hat heut nacht geträumt, daß Herr von Katzenberg ..."

„Mira, du bist schrecklich!"

„Pst! jetzt kommt er. Ich erzähl's nachher."

„Kari, deine Backen sind feuerrot," sagte der Fähnrich, während der Angemeldete bereits eintrat.

Assessor von Katzenberg zeigte sich als ein junger Mann von mittelgroßer, geschmeidiger Figur. Sein wohlgezogenes, braunes Schnurrbärtchen stand von den Mundwinkeln breit aufgebürstet, wie's die Mode, zu ein Paar auffällig dunklen und glänzenden Augen empor. Erich von Kriebow, der auch bei Männern großes Gewicht auf die Toilette legte, stellte fest, daß dieser Assessor tadellos angezogen sei. — Herr von Katzenberg schien überhaupt ein Mann von Welt zu sein; die Art, wie er den Hausherrn ehrerbietig begrüßte, wie er den verheirateten Frauen mit Grazie die Hand küßte, Kari mit vielsagendem Blicke einige Blumen überreichte, dem Fähnrich kameradschaftlich auf die Schulter klopfte, Ulrich und Major von Rentell freundschaftlich begrüßte und sich schließlich bei der Vorstellung dem Ehepaar Kriebow gegenüber zurückhaltend verneigte, sprach für seine gesellschaftliche Erziehung und Sicherheit. —

Kriebow, der wieder neben Mira stand, sagte halblaut zu ihr: „An Schüchternheit scheint mir der neue Assessor gerade nicht zu leiden."

„Sagen Sie mir nichts gegen den Kleinen!" rief Mira. „Der ist mein ganz besonderer Protégé."

„Ja, wie kommen Sie eigentlich zu dem?" fragte Kriebow, dessen Neugier rege geworden war; er glaubte doch alle bisherigen Freundschaften und Beziehungen Miras einigermaßen zu kennen.

„Wie man sich so im Leben trifft!" sagte Mira in nachlässigem Tone, von Kriebow weggehend; es lag ihr offenbar nichts daran, ihn weiter aufzuklären.

Kriebow sah Mira zu seiner Frau gehen, neben der sie sich niederließ. Das war ihm lieb, er wünschte ja, daß die beiden sich kennen lernen sollten.

„Haben Ihnen die Ohren nicht oft geklungen in der

letzten Zeit?" fragte Mira, die Unterhaltung mit Erich von Kriebows Gattin eröffnend. „Seit ich hier bin, habe ich Ihren Namen schon unzählige Male gehört."

„Den meinen!" sagte Klara erstaunt.

„Ja, man spricht in dieser Gegend mit Vorliebe von Leuten, die man nicht kennt. ‚Neugier' ist eine sehr gelinde Bezeichnung für die Gemütsverfassung, in der sich die meisten Damen hier befinden. Ich bin auch bereits angesteckt davon. Es interessiert einen doch aber auch zu sehr, Erich Kriebows Frau nun einmal leibhaftig vor sich zu sehen. Wir sind nämlich sehr gute Freunde, Erich und ich. Er ist auch wirklich ein zu netter Kerl! Sie können lachen. Aber, um Gottes willen, Sie nehmen mir das doch nicht übel! — Ich bin nämlich so, ich sage alles ehrlich heraus, sich genieren kommt mir so dumm vor; das tun nur noch die kleinen Bürgersfrauen. Ist gar nicht mehr Mode."

Dann fing Mira an, zu fragen, wo sie ausgegangen sei, was sie an Geselligkeit mitgemacht habe. Als Klara erzählte, sie sei bis zu ihrer Verheiratung zu Haus gewesen, und was man so „ausgehen" nenne, kenne sie aus eigener Erfahrung gar nicht, wollte Mira die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. War denn so etwas möglich? Dann hatte sie ja noch gar nichts gesehen von der Welt, und dazu wollte sie Kriebow auch noch in Grabenhagen „einpökeln". —

Darauf sagte sie zu Klara ungefähr dasselbe, was sie vorher Erich gegenüber schon auseinandergesetzt hatte: sie müßten nach Berlin kommen im Winter, in Grabenhagen würden sie „versauern".

Klara wurde immer schweigsamer, zog sich ganz in sich zurück. Die Nasenflügel vibrierten ein wenig in

dem weißen Gesicht, sonst merkte man ihr nichts an von der tiefen Erregung, in der sie sich befand.

Mira gab es schließlich auf, etwas aus Klara herauszubekommen. Auf was bildete sich die Kleine hier denn eigentlich soviel ein? Um Gottes willen, sie war doch nicht etwa moralisch entrüstet, die gute Frau! Natürlich, das war es auch! Rührend! Ein verächtliches Lächeln zuckte um ihren Mund. „Einfältiges Ding", das war das Urteil, das in ihren Zügen zu lesen stand, als sie sich jetzt erhob, um bei den Herren bessere Unterhaltung zu suchen. —

Erich von Kriebow hatte der Begegnung zwischen Mira und Klara von weitem zugesehen; das Gespräch konnte er nicht hören, aber er schloß aus dem Mienenspiel der beiden Frauen, daß die Unterhaltung auf Hindernisse gestoßen sei. Wenn Klärchen diesen harten Zug um den Mund bekam, dann war sie unzugänglich, er kannte das. Und Mira sah aus, als sei sie beleidigt worden. Schade! Warum wollte sich Klara nicht etwas Mühe geben, liebenswürdig zu sein, sie, die so entzückend sein konnte; und nun, wo es mal darauf ankam, saß sie da wie ein Stock? — Was würde Mira mit ihrem Schandmaul in Berlin verbreiten für boshafte Beschreibungen über seine Frau. Es war zu ärgerlich! —

Herr von Katzenberg bekam seinen Kaffee von Kari eingeschenkt. Dann zogen sich die beiden in eine Ecke zurück. Man sah Katzenbergs glänzende Augen, die in unausgesetzter Wanderung begriffen waren von Karis goldblondem Haar nach ihren rosigen Wangen und dem kaum angedeuteten Busen der Siebzehnjährigen, und hörte gedämpftes Tuscheln, gelegentlich auch das herzliche Auflachen des jungen Mädchens. Die übrige Gesellschaft stellte sich an, als sähe sie die beiden nicht.

„Netter Kerl, der John Katzenberg!“ sagte Ulrich zu seinem Freunde Kriebow. „Hält sich Pferde, ist Reserveoffizier bei einem guten Regiment. Für den Kreis jedenfalls eine sehr nette Akquisition!“

„Deine Frau hat ihn kennen gelernt im Seebade, höre ich,“ sagte Kriebow.

„Ja! das heißt, Mira lernte erst die Eltern kennen, den Sohn nachher.“

„Wie ist er eigentlich in unsere Gegend gekommen?“

„Der alte Landrat von Ruhbeck wünschte sich einen tüchtigen Assessor. Und Katzenberg soll ja eine Kraft erster Klasse sein. Die Vermittlung hat Mira übernommen. So hat sich die Sache arrangiert.“

Sobald Herr von Katzenberg auch mit Kognak und Zigarre versorgt war, schlug Major von Pantin vor, ins Freie zu gehen, da der „Wachtmeister“ nachgerade zu toll geworden sei im Zimmer.

„Wo soll's denn hingehen?“ fragte jemand.

„Na, natürlich zu den Gäulern!“ hieß es.

Mira nahm die Tete, ihr gesellte sich der Assessor zu.

„Das wäre so ein Landrat für uns,“ sagte Malte zu Kriebow, auf den Assessor weisend. „Wenn mal der alte Ruhbeck ausgedient hat.“

„Dazu ist aber vorläufig wohl geringe Aussicht,“ meinte der Grabenhäger. „Ruhbeck ist doch noch rüstig und durchaus nicht amtsmüde.“

„Ja, aber mit Groß-Podar soll's wackelig stehn. Ruhbeck wird sich wohl nicht mehr lange drauf halten können. Den Mann haben die vielen Kinder aufgefressen.“

„Sollte mir sehr leid tun, wenn wir Ruhbecks verlören aus der Gegend,“ erwiderte Kriebow, den die Sache etwas anging, da Groß-Podar, das Familiengut der Ruhbecks, nächste Nachbarschaft war von Grabenhagen.

An Klara hatten sich Wanda und Kari angeschlossen. Sie gingen gerade vor Erich her, und er konnte sehen, wie lebhaft sich seine Frau, die eben noch Mira gegenüber so steif gewesen, mit den beiden Schwestern unterhielt.

Inzwischen war man zu den Koppeln gekommen. Der Langendammer zog ein schnittiges Halbblut. Seine Zuchtprodukte erfreuten sich eines gewissen Rufes. Als Händler aber war Malte berüchtigt; er liebte es besonders, jüngere, unerfahrene Offiziere „aufzurichten". Auch Kriebow, der sich vor Jahren einmal mit Malte in einen Handel eingelassen, wußte davon ein Lied zu singen.

Mira hatte Zucker eingesteckt und lockte ein Paar Zweijährige heran. Malte machte auf die Formen seiner Pferde aufmerksam, nannte ihre Abstammung und pries ihre Eigenschaften. Assessor von Katzenberg tat dem alten Herrn den Gefallen, sich einen längeren Vortrag von ihm anzuhören.

„Das wäre eigentlich so ein Pferdchen für Sie, Herr von Katzenberg!" sagte Malte mit der unschuldigsten Miene der Welt und wies auf einen Braunen mit weißem Stern. „Ein angehender Landrat muß auch beritten sein. Bis Sie soweit sind, könnte ich Ihnen den Braunen da zureiten lassen."

„Gib dir keine Mühe!" sagte Mira zu ihrem Schwiegervater. „Herr von Katzenberg ist versorgt. Weißt du, was für einen Gaul er gekauft hat? Ich darf's doch sagen?"

Der Assessor verbeugte sich.

„Obergigerl."

„Hm, dann freilich!" sagte der Langendammer. Es war ihm nicht fremd, daß der Träger dieses Namens,

ein edelgezogenes, englisches Pferd, im großen Berliner Jagdrennen Erster gewesen war.

„Ja, Herr von Katzenberg hat mir auch versprochen, daß er Obergigerl nächster Tage herbringen und uns vorreiten wird."

„Und gnädige Frau vergessen Ihre Zusage nicht," sagte Katzenberg mit besonderem Blicke zu Mira.

„Erinnere mich mal dran, Ulrich, daß ich heute noch nach Berlin schreibe," rief Mira ihrem Gatten zu, „sie sollen mir meine Reitsachen hierher schicken."

„Ich denke, du willst diesen Herbst nicht reiten, Mira?"

„Nun, ich habe mir's eben anders überlegt, mein Schatz!"

* * *

Auf dem Nachhausewege saß der Grabenhäger eine ganze Weile schweigend neben seiner jungen Frau. Er hatte das deutliche Gefühl, daß Klärchen durch das in Langendamm Gesehene enttäuscht sei. Merkwürdig! Ihm hatten seine Freunde heute auch weniger gefallen als sonst. Hatten sich die Leute so verändert; oder stellte er neuerdings höhere Anforderungen? — Es war ihm, als müsse er sich darüber rechtfertigen vor Klara.

„Spaßhafte Leute diese Pantins, was?" sagte er.

Klara erwiderte nichts.

„Es hat dir wohl nicht gefallen in Langendamm?" fragte er nach einiger Zeit.

„Nein, Erich!" erwiderte sie mit einem erleichternden Seufzer. „Ich bin so froh, daß wir jetzt nach Haus fahren! Ich glaube, länger hätte ich's nicht ertragen."

„Ach, sie sind nicht so schlimm! Schade, daß dieser Herr von Katzenberg gerade kommen mußte, der verdarb alles. Malte ist im Grunde ein ganz famoser, alter Knabe, wenn er auch mit seinem Schreien etwas

auf die Nerven geht. — Was sagst du eigentlich zu den Damen, Klärchen?"

„Eine einzige ist darunter, die mir gefällt," sagte Klara nach kurzer Pause.

„Wer denn?" fragte er voll Spannung.

„Die jüngste, Kari heißt sie wohl."

„Kari — du spaßest! — dieses ungelenke, halbentwickelte Ding, die mit ihren Gliedern nicht weiß, wo sie hin soll. Die kann dir doch unmöglich imponieren, Klärchen?"

„Sie hat so etwas Ehrliches; das rührt mich so. Sie möchte so gern gut bleiben, und das wird ihr so furchtbar schwer gemacht."

„Begreife ich einfach nicht!"

„Man weiß doch, wie es so einem jungen, unberatenen Dinge ums Herz ist in dem Alter. Und keine Mutter zu haben!" —

„Ich weiß nicht, ich kann mich für Kari nicht begeistern. Total uninteressant, und hübsch auch nicht besonders. Eine richtige Tramplagunda! Na, vielleicht formiert sie sich noch. Aber neben Mira darf man sie nicht sehen. — Wie gefällt dir denn übrigens Mira?" fragte er in erzwungen gleichgültigem Tone.

„Frage mich nicht so viel!"

Kriebow bemerkte einen Ausdruck von Unwillen in ihren Zügen.

Sie war also doch entrüstet! Er hätte sich's ja denken können! — Übrigens er selbst hatte sich heute auch über Mira geärgert. Die Art, wie die ehemals Bewunderte diesem Herrn von Katzenberg entgegenkam, war doch entschieden ihrer nicht würdig. Hatte sich denn ihr Geschmack so verschlechtert? — Und Klärchen war Miras Benehmen natürlich auch nicht entgangen;

Frauen urteilen in solchen Dingen noch viel schärfer. Oder war sie etwa gar ...., wäre es denkbar, daß Klärchen eifersüchtig sei? —

Kriebow überlegte: er hatte sich ja eine ganze Weile mit Mira allein unterhalten. Klärchen hatte das von ferne gesehen, hatte nicht verstehen können, was sie miteinander gesprochen. — Natürlich war es das: daher auch ihre Bemerkung, daß sie's in Langendamm nicht länger ausgehalten haben würde. — Da hatte man die Bescherung: Klärchen war eifersüchtig. —

Es war ein eigentümlich gemischtes Gefühl für ihn. Im Grunde tat sie ihm ja leid; aber dann kitzelte das Bewußtsein, der Gegenstand solcher Besorgnis zu sein, doch auch wieder sein Selbstgefühl. Nachdem er sich genugsam daran geweidet hatte, überlegte er sich, daß er Klärchen doch aufklären wolle. Sie sollte sehen, wie unnötig ihre Sorge gewesen sei, daß er ihr keinerlei Anlaß gegeben zu irgendeinem Vorwurfe; im Gegenteil, daß er sich musterhaft aufgeführt habe.

Er berichtete ihr also sein Gespräch mit Mira: die als selbstverständlich angenommen habe, daß er mit seiner Frau nach Berlin kommen werde für den Karneval; dabei machte er sich lächerlich über Mira, diese einseitige Weltdame, die sich einbildete, man könne den Winter nirgendwo anders zubringen als in der Stadt.

„Sie hält es einfach nicht für möglich, daß man sich nicht tödlich langweilt, zu Zweien, auf dem Dorfe. Sie hat nämlich selbst gar keine Interessen, weder häusliche noch irgendwelche anderen. Geselligkeit, das ist ihr ein und alles. Für den ersten Augenblick hat Mira ja entschieden etwas Anziehendes, das läßt sich nicht leugnen; aber auf die Dauer kommt man doch dahinter, daß sie eigentlich recht leer ist. Elegant ist sie immer

noch, das muß man sagen. Übrigens fand ich sie heute recht passiert."

„Ich fand, daß sie entzückend aussah," sagte Klärchen.

„Das Tageslicht ist unvorteilhaft für Mira; man sieht zu sehr, was echt an ihr und was nicht."

„Du willst doch nicht behaupten, Erich . . . ."

Kriebow lachte in sich hinein. „Ich kenne die gute Mira nun schon seit acht Jahren. Als sie damals als Debütantin auftrat — bildhübsch, lebenslustig, keinen Pfennig Geld —, hatte sie große Aspirancen. Unter 'nem Prinzen wollte sie es damals überhaupt nicht tun. Seitdem hat sie manches durchgemacht. So ein halb Dutzend Faschings ohne Resultat, das zehrt; der Teint wird nicht frischer und das Renommee auch nicht. Es war die höchste Zeit für Mira, daß einer kam, sie zu erlösen; eine wenig angenehme alte Jungfer, fürchte ich, wäre aus ihr geworden."

Hier brach er ab; er hatte bemerkt, daß in Klaras Augen Tränen standen. „Was hast du?" fragte er befremdet. Jetzt konnte sie doch wirklich nicht mehr eifersüchtig sein, nachdem er so von Mira gesprochen hatte. — „Was hast du? sag's doch, Klärchen!"

„Die arme Frau!"

„Du bedauerst Mira?"

„Sie tut mir namenlos leid."

„Weshalb denn? Sie hat ja erreicht, was sie wollte. Sie kann ja nun tun und lassen, was ihr gefällt, als verheiratete Frau; und davon macht sie den ausgiebigsten Gebrauch."

„Ich glaube, daß an ihr viel gesündigt worden ist."

„Von wem denn nur?"

„Von all den Menschen, die sie zu dem gemacht haben, was sie jetzt ist, und am meisten von ihrem Manne."

Kriebow war betroffen. Eigentlich hatte sie ja recht: Ulrich war viel mit schuld daran, daß Mira so extravagierte. Obgleich er selbst zu den Verehrern dieser Frau gehört, hatte er im stillen dem Ehemann die Langmut oftmals verdacht. Mir sollte so etwas nicht passieren! hatte er dann wohl zu sich gesagt. Erstaunlich blieb es aber doch, wie schnell Klärchen das herausgefunden.

Beide schwiegen eine ganze Weile, jedes mit den eigenen Gedanken beschäftigt.

Die Füchse wußten, daß es nach Hause gehe, und traten so leicht und sicher, daß Kriebow kaum mehr zu tun hatte, als die Zügel zu halten. Die untergehende Sonne verschönte mit satten Farben die Landschaft, von der sie Abschied nahm.

Alles, woran sie vor einigen Stunden im klaren Tageslicht vorbeigefahren waren, trat wieder auf, aber vergrößert und vielsagender gleichsam. Allmählich verwischte die Dämmerung die scharfen Konturen der Dinge. Die Ferne verschwamm hinter stumpfgrauen Schleiern. Von jenem See, in welchem die Kirche versunken, war nichts mehr zu erkennen als ein weißes, scharf abgegrenztes Nebeltuch auf dunklem Untergrunde. Auf dem nahen Hügel mit der Schwedenschanze aber die alten Wachholder standen da wie steife Schildwachen, unbeweglich und düster nach der Straße hinüberspähend. In den Wiesen, dem Auge unsichtbar, lief der Wachtelkönig, den Fahrenden mit schnarrender Stimme ein bald nahes, bald fernes Konzert gebend.

Haus und Hof waren nicht mehr fern; da drüben, eingehuschelt in dunklen Baumkronen, lagen sie. Die Füchse, den nahen Stall witternd, griffen unaufgefordert noch stärker aus. Klara schmiegte sich, ohne ein Wort

zu sagen, dichter an Erich an. Ein Gefühl wohligen Glückes bemächtigte sich seiner. Da vor ihm die Heimat, und hier eine, die ihn liebte. Die Dunkelheit benutzend beugte er sich zu ihr hinab und küßte sie.

Schon leuchtete aus den Katen hie und da ein Lichtchen. Der melancholische Ton einer Ziehharmonika zitterte durch den Abend. Und nun stieg die massige Form des Herrenhauses vor ihnen auf. Im Eßzimmer war Licht.

„Mamachen wartet mit dem Abendbrot auf uns," sagte Klara.

Dann fuhr der Wagen in schlankem Trabe vor; man war zu Haus.

IV.

Frau von Lenkstädt hatte Grabenhagen verlassen. Sie kehrte nach Burgwerda zurück, da sie sich überzeugt hatte, daß ihre Tochter sie nicht mehr nötig habe. Kriebow redete ihr zwar zum Bleiben zu; die alte Dame war ihm für diese wohlgemeinte Höflichkeit dankbar, aber sie war welterfahren genug, zu wissen, was sie davon zu halten habe.

So schwer der Mutter das Scheiden von der einzigen Tochter wurde, so reiste sie doch beruhigten Herzens in die Heimat zurück; die Sorge, die sie einen Augenblick für Klärchens Glück gehabt, war zerstreut.

Die junge Frau begann nun, sich ganz dem Hauswesen zu widmen und die Wirtschaft nach ihrem Sinne einzurichten. Die Mutter hatte ihr ja vorgearbeitet.

Die schwierigste Frage für Klara war, wie sie sich dem Ehepaar Kruke gegenüber verhalten solle. Bei

Erichs Vater waren diese Leute alles in allem gewesen. Erich selbst war, als er den Besitz von Grabenhagen antrat, natürlich herzlich froh, einen zuverlässigen Kastellan und eine erfahrene Wirtschafterin zu haben, denen er, während er in Berlin war, daheim alles mit Seelenruhe überlassen konnte. Und auch jetzt noch, nachdem er in Grabenhagen eingezogen war, sah er es für ein Glück an, in diesen beiden bewährte Dienstboten zu besitzen, die in alle Verhältnisse der Häuslichkeit eingeweiht waren.

Kruke wußte, wo im Keller der beste Platz war für den Rotwein, er verstand sich darauf, ein Faß Essig sachgemäß abzuziehen, er kannte sich aus mit dem Heizungswesen, er stand in persönlichem Verhältnis zu jedem einzelnen Stück des Familiensilbers. Im Behandeln der Herrengarderobe war er Meister. Im Tafeldecken und Servieren hatte er nicht seinesgleichen. Kurz, Erich von Kriebow hatte alle Veranlassung, seinen Kruke ein Faktotum zu nennen und ihn der jungen Frau bereits im voraus als ein Juwel anzupreisen.

Frau Kruke war in ihrer Art mindestens ebenso vielseitig wie ihr Mann. Sie hatte, als Küchenmädchen anfangend, nahezu alle Posten, die der Weiblichkeit zugänglich waren, im Grabenhäger Hause einmal bekleidet. In Küche und Vorratskammer, beim Backofen, auf dem Boden, in der Milchkammer, auf dem Teichplan, in Waschstube und Hühnerhof, überall war sie zu Haus; überall war sie aber auch gewohnt, unumschränkt zu gebieten.

Sie mochte wohl im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit gerechnet haben, daß sich darin auch unter der neuen Herrin nicht allzuviel ändern würde. Als Klara beim Empfange ins Haus getreten war, hatte ein zufriedenes Schmunzeln Frau Krukes faltiges Gesicht er-

hellt. Die sah nicht danach aus, als werde sie selbst regieren wollen.

Aber dieser Triumph sollte gar bald dem Gefühle des Schreckens Platz machen über das energische Wesen, das sich bei der jungen Frau hinter so zarter Außenseite verbarg.

Frau Kruke war empört, daß die neue Herrin den Schlüssel an sich nahm. Das war anmaßend von ihr, aber im Grunde änderte es nichts; denn die Wirtschafterin hatte wohlweislich einen für sich behalten, der alle Schlösser öffnete.

Weniger angenehm erschien es, daß die junge Frau sich's in den Kopf gesetzt hatte, selbst herauszugeben, und daß sie Rechnungslegung verlangte, wobei sie jeden Fehler sofort herausfand. Man war nie vor ihr sicher; überall kontrollierte sie, alles sah sie, und was das merkwürdigste war: auf alles schien sie sich zu verstehen.

So etwas war unerhört! Das wollte eine Dame sein! — Frau Kruke war wirklich entrüstet. Wie sollte man denn bei einer solchen Kontrolle bestehen können Sie war nun über dreißig Jahre in diesem Hause im Dienst, aber das war ihr noch nicht vorgekommen, daß sie wegen Butterverschwendung getadelt worden wäre, oder daß man sie über den Verbleib der Eier zur Rechenschaft gezogen hätte.

Frau Kruke prophezeite, das werde kein gutes Ende nehmen. Der gnädige Herr sei sehr zu beklagen; ein so guter und freundlicher Herr, und nun habe er sich so beheiratet! —

Klara ahnte, welcher Haß in der Seele der alten Person gegen sie lodern mochte, aber sie nahm das nicht allzu schwer. Sie hatte die Wirtschafterin sehr bald durchschaut; sie sah, daß unter ihrer Tyrannei das

ganze Hauswesen litt, sie sah vor allem, daß durch ihre Unlauterkeit die anderen Dienstboten zum Teil auch schon angesteckt waren. Die junge Frau erwog bei sich, ob es nicht geraten sei, hier reinen Tisch zu machen. Das räudige Schaf auszumerzen, wäre ja das einfachste gewesen. Aber Klara sagte sich, daß sie es ihrem Manne nicht zumuten könne, sich von einem ihm so bequemen Diener zu trennen, wie Kruke war; daß der seiner Frau gefolgt wäre, war ja klar. — Und auch an der Wirtschafterin hing Erich. Sie war für ihn eine Erinnerung an die Eltern. Sollte man ihn nun jetzt, wo er ins Regiment gekommen, in die unangenehme Lage bringen, Leute wegzuschicken, welche er als „gute, alte Familienstücke" zu bezeichnen pflegte?

Das sollte ihm erspart bleiben; da wollte sie lieber den für sie selbst schwierigeren Ausweg wählen: die alte Person behalten, aber sie unter die schärfste Kontrolle nehmen.

Es gehörte zu den schwachen Seiten von Frau Krukes Wirtschaftsweise, daß sie eine große Anzahl Hände brauchte zu ihrer Unterstützung. Da war eine Leuteköchin, ein Küchenmädchen, eine Hausmagd, ein paar Stubenmädchen und dazu noch mehrere Außenmädchen. Früh bei der Hausandacht war die Gelegenheit, wo Herrschaft und Dienstboten zusammenkamen. Man sang da ein Lied, das Klara auf dem Harmonium begleitete, der Herr las die Losung vor, dann wurde gemeinsam das Vaterunser gebetet. Kriebow hatte sich bereits mehr als einmal lustig gemacht über den Schwarm von Frauenzimmern, an deren Spitze Frau Kruke bei dieser Gelegenheit anzutreten pflegte; er behauptete, wenn er nicht Kruke und Franz hätte zur Verteidigung in Notfällen, würde ihm bei so viel Weiblichkeit bange werden.

Klara kündigte bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, einigen von diesen, und zwar den Lieblingskreaturen der Wirtschafterin. Dafür mußte Ersatz geschafft werden, denn eine bestimmte Anzahl von dienstbaren Geistern brauchte das große Haus ja natürlich.

Sie hatte beschlossen, sich selbst ein Mädchen heranzuziehen. Unter den Kindern der Tagelöhner gab es doch gewiß eine oder die andere, die sich eignen würde. Ihre Mutter hatte sich daheim stets die Mädchen selbst herangebildet; das wurden dann die tüchtigsten und anhänglichsten.

Erich, mit dem sie darüber sprach, gab ihr den Rat, sich an den Inspektor zu wenden; der würde ihr verschaffen, was sie brauchte. Aber Klara verschmähte das. Selber wollte sie in die Katen gehen und sich umsehen.

Der Gedanke gefiel ihrem Manne nicht. Es gab in den Arbeiterwohnungen doch so mancherlei, wovon eine junge Frau nichts zu wissen brauchte. Ihm waren diese Dinge ja von Jugend auf bekannt; er nahm sie als etwas Selbstverständliches hin. Die Art Leute hatten nun einmal andere Begriffe über Anstand und Sitte, das hing so mit dem Landleben zusammen: ländlich, sittlich! — Aber seine Frau sollte nicht mit dem Schmutze in Berührung kommen. Der Gedanke, Klärchen könne ein rohes Wort hören, etwas Unanständiges sehen, war ihm unerträglich. Diese Art Erfahrungen waren gar nicht nötig für eine Frau; die hatte er ja für sie. Er wollte, daß sie sich den zarten Duft der Unschuld und Unerfahrenheit wahren sollte, so lange als möglich.

Er redete ihr darum ab. Seine Gründe konnte er ihr freilich dabei gar nicht einmal sagen.

Klara lachte ihn aus: was? sie werde die Sprache der Leute nicht verstehen! — nun, dann würde sie sie

eben lernen. Oder sie werde sich anstecken mit irgendeiner Krankheit! — dann lohnte sich das Leben überhaupt nicht, wenn man so ängstlich sein wollte.

Eines Tages erzählte sie ihrem Manne, als er von der Hühnerjagd zurückkam, mit freudestrahlendem Gesichte, sie sei heute bei mehreren Tagelöhnerfamilien gewesen, morgen wolle sie zu anderen gehen und so alle durch. Es sei ausgezeichnet gegangen. Der Dialekt habe ihr nur wenig Schwierigkeiten gemacht, und in Zukunft hoffe sie ganz gut mit den Leuten auszukommen.

Jeden Tag erzählte sie ihm jetzt von ihren Umgängen im Dorfe. Er bangte immer, das werde ein unerfreuliches Ende finden, wenn ihr erst mal die Augen aufgehen würden, über mancherlei, was sie jetzt noch nicht sah. Aber es schien ein guter Engel über ihrer Arglosigkeit die Wacht zu halten. Da war eine Familie, die hatte so reizende Kinder. In dem einen Katen wohnte eine Hausfrau, die das Muster war von Ordnung und Sauberkeit. Eine andere wieder zeichnete sich durch die gute Pflege aus, die sie ihrem Vieh angedeihen ließ. Einmal hatte ihr ein alter Mann eine merkwürdige Geschichte erzählt. Ein andermal kam sie tief ergriffen von ihrem Gange zurück; sie hatte eine Mutter gefunden, die schwindsuchtskrank darniederlag und die, den sicheren Tod vor Augen, ihr grausames Geschick mit christlicher Ergebung trug. So gab es in jedem Hause und in jeder Familie etwas Besonderes, das ihr Mitgefühl wachrief.

Die Besuche in den Tagelöhnerkaten wurden für Klara eine Beschäftigung, an der sie stets wachsendes Interesse nahm. Gegen die Gutsarbeiter ihrer Heimat fielen ihr die Grabenhäger Leute auf durch Gelassenheit und selbstbewußte Haltung; selbst in der äußersten

Armut büßte diese Art eine gewisse Würde nicht ein. Daheim in Burgwerda hatte sie sich häufig unangenehm berührt gefühlt durch die wichtigtuerische Geschwätzigkeit, mit der die Armen ihre Not an die große Glocke hingen. Die hier waren wortkarg und zurückhaltend; sie klagten nicht, und gegen mitleidiges Fragen schlossen sie sich ab, als habe niemand ein Recht, sich um ihre Sorgen zu kümmern.

Besonders bei den Männern begegnete Klara dieser Verschlossenheit, die häufig nicht weit entfernt war von Trotz. Irgendein Mißtrauen schien sie zu beseelen. Sie glauben wohl gar, die Frau des Gutsherrn suche ihre Wohnungen auf, um bei ihnen zu spionieren. Ein Hausvater versicherte ihr geradezu, bei ihm sei nichts Gestohlenes zu finden.

Noch eine andere Erscheinung war für Klara auffällig: es gab unter den Tagelöhnern nur ganz wenige, die in Grabenhagen geboren waren. Die meisten stammten von anderen Gütern, hatten schon eine ganze Anzahl Dienste gehabt. Manche Familien waren erst ein oder zwei Jahre im Dorfe und wollten womöglich schon wieder weiterziehen.

In ihrer Heimat war das ganz anders. Da waren die Dorfleute angesessen; jeder hatte da sein Häuschen und sein Stück Land, von dem aus er auf Arbeit ging. Ein Umherziehen von Gut zu Gut, wie hier, gab es da nicht.

Es war schwer für Klara, sich in diese Verhältnisse zu finden. Sie fragte gelegentlich einen oder den anderen, der gerade „trecken" wollte, weshalb sie fortgingen. War es etwa in Grabenhagen schlechter als anderwärts? war der Lohn geringer als auf den Nachbargütern? Keiner wollte das behaupten. Was war es

denn also? — Die Leute wußten entweder keine Antwort oder wollten keine geben.

Wirklich schlecht schien es den Arbeitern nicht zu gehen. Ihre Nahrung war reichlicher und besser, als Klara sie bei den armen Familien der Heimat kannte. Der ganze Menschenschlag hier war ein starker und kräftiger. Die ordentlichen Familien schienen ihr gutes Auskommen zu haben. Woher also diese Veränderungslust?

Sie sprach darüber mit ihrem Manne. Kriebow meinte: die Leute seien undankbar und unzufrieden, das sei die ganze Geschichte. Wenn sie eine Zeitlang auf einem Gute gewesen seien, dann würde es ihnen langweilig, dann wollten sie es mal wieder wo anders probieren.

Der Bescheid genügte Klara nicht; irgend etwas mußte hierbei sein, das Erich selbst nicht sah. Der Gedanke beschäftigte sie im stillen weiter. —

Klara hatte bei solchen Besuchen den Plan nicht aus den Augen verloren, ein Mädchen für ihren Dienst ausfindig zu machen. Die Auswahl wurde ihr schwer; denn es gab unter den jungen konfirmierten Dingern mehr als eine, die aussah, als ob sich etwas aus ihr machen lassen könne. Eine aber fiel ihr ganz besonders auf, ein Mädchen von sechzehn Jahren, semmelblond, schlank, mit feineren Gesichtszügen, als die meisten ihresgleichen sonst aufwiesen: Dürten Kaubeuke. Sie war als Hofgängerin bei den Eltern im Hause. Die Familie Kaubeuke gehörte zu den ordentlichsten im Dorfe. Die Mutter hatte trotz zahlreicher Familie ihr Hauswesen im besten Schusse. Am meisten aber gefiel Klara das nette und bescheidene Wesen des Mädchens selbst. Dürten wurde ihr ausgesprochener Liebling. Sie schlug ihr

also eines Tages vor, bei ihr in Dienst zu treten. Das Mädchen wollte nur zu gern. Die Mutter war auch sofort einverstanden; sie betrachtete es als ein hohes Glück und eine große Auszeichnung für die Tochter Weniger erbaut schien Vater Kaubeuke zu sein. Aber Klara konnte aus dem wortkargen Manne nicht herausbekommen, was er eigentlich dagegen habe, daß sein Dürt', statt in der Wirtschaft zu scharwerken, die feineren Arbeiten des herrschaftlichen Hausstandes erlerne. Kaubeuke brummte etwas in den Bart: dem Göhr sei der Kopf sowieso schon zur Genüge verdreht — aber seine Ehehälfte beschwichtigte ihn.

Am Tage darauf berichtete Frau Kaubeuke dann, ihr Mann habe sich die Sache inzwischen überlegt und sei glücklich über die Ehre, die der Tochter widerfahre

Dürten zog also aus der elterlichen Kate in das Herrenhaus hinüber. Frau Kruke rümpfte zwar die Nase: wie sollte aus einem Frauenzimmer, das direkt aus dem Kuhstall geholt war, jemals eine herrschaftliche Zofe werden?

Aber die Prophezeiung der Wirtschafterin, daß die Hofgängerin binnen vierzehn Tagen dahin zurückkehren werde, woher sie gekommen, bewahrheitete sich nicht. Klara nahm den Neuling unter ihre besondere Obhut. Dürten erwies sich anstelliger und gewandter, als man von einem Tagelöhnerkinde erwarten konnte.

Bei einem Besuche, den Klara jener schwindsuchtskranken Frau abstattete, traf sie mit Pastor Grützinger zusammen. Die Gutsherrin war in der letzten Zeit einigemal bei der Pastorin im Pfarrhause gewesen, aber den Pfarrherrn selbst hatte sie bei diesen Gelegenheiten niemals zu Gesicht bekommen; ob dies Zufall sei, wußte sie nicht.

Klara konnte dem ungünstigen Urteil ihres Mannes über Pastor Grützinger nicht beipflichten. Mochte dem Manne auch feinerer, gesellschaftlicher Schliff abgehen, er war ein eifriger Seelsorger, der es ernst nahm mit seinen Pflichten. Überall in den Katen war Klara auf Spuren seiner Tätigkeit gestoßen. Seine Schroffheit wurde reichlich aufgewogen durch seine Pflichttreue.

Auch ein anderer Vorwurf, den Erich dem Geistlichen gemacht hatte: daß er ein verkappter Freigeist sei, wurde für sie widerlegt, als sie ihn jetzt am Lager der Sterbenden sah. Solche Worte über die Erlösung konnte nur einer finden, dem es heiliger Ernst war mit dem Glauben; so zu trösten vermochte nur ein Christ, der selbst von diesem Troste überzeugt war.

Der Ehemann der Sterbenden war mit seinem Gespanne auf dem Acker. Die Kinder umstanden das Lager; sie waren noch zu klein, um zu verstehen, was mit der Mutter vorgehe. Die unglückliche Frau rang schwer mit der Sorge, was nach ihrem Tode aus den Hinterlassenen werden solle.

Klara war tief erschüttert. Sie fühlte das Bedürfnis, hier helfend einzugreifen; mit dem bloßen Hinweis auf Gottes Güte konnte man diese Mutter nicht dahinfahren lassen. Die Sorge um die Hinterbliebenen solle ihre Sache sein, versprach sie der Sterbenden.

Pastor Grützinger hatte damals kein Wort der Anerkennung geäußert; aber Klara fühlte es in Zukunft aus seinem Verhalten, daß sie an jenem Sterbelager sein Vertrauen gewonnen habe.

Sie traf den Geistlichen jetzt öfter; die Beratung über das, was für die Waisen zu geschehen habe, führte sie zusammen. Bei solchen Gelegenheiten ließ

sich Klara wohl mit ihm in ein Gespräch ein über Dinge, die ihr gerade am Herzen lagen.

* * *

Man befand sich im Grabenhäger Parke nicht weit von der Kirche, die mit Pfarrhaus und Gottesacker von den herrschaftlichen Anlagen eingeschlossen lag wie ein kleines Eiland.

Klara war mit dem Geistlichen eben bei Leuten gewesen, die im Auszuge begriffen waren. Sie hatten Verwandte in Amerika — aus Grabenhagen war vor etwa zwanzig Jahren ein ganzer Trupp übers Wasser gegangen, und Jahr um Jahr zogen diese Auswanderer neue Nachzügler aus der alten Heimat hinüber. — Es war ein trauriger Anblick gewesen: vor dem Katen ein städtischer Möbelwagen. Die Familie war zahlreich, einige halberwachsene Kinder dabei; das kleine Volk schrie und weinte, die Erwachsenen liefen kopflos durcheinander. Einige Nachbarn halfen beim Aufpacken der Siebensachen. Wie meist in solchen Fällen, wollten die Leute eine Menge mitnehmen, was sie auf der Fahrt nur belästigen mußte und das ihnen drüben nichts nützen konnte.

Auf die teilnehmenden Fragen der jungen Gutsherrin, was sie in der Fremde beginnen wollten, waren nur einsilbige Antworten erfolgt. Die Leute schienen verstockt und widerwillig. Vielleicht argwöhnten sie, daß ihnen zum Bleiben zugeredet werden sollte.

Klara lenkte in eine mit alten Kastanienbäumen bestandene Allee ein; durch die Öffnung, welche die gewölbten Baumschirme bildeten, leuchtete der Giebel des Herrenhauses mit seiner stattlichen Fensterzahl; am jenseitigen Ausgange lag das bescheidene Pfarrhaus.

„Warum fühlen sich die Menschen hier nicht glücklich?" fragte Klara, gewissermaßen ihre Gedanken laut zu Ende denkend.

Grützinger blickte die Gutsherrin prüfend an, bei sich erwägend, ob sie die Person sei dazu, die volle Wahrheit zu ertragen.

„Ich werde etwas sagen, das Sie höchstwahrscheinlich verdrießen wird, Frau von Kriebow!" meinte er nach kurzer Pause.

Klara zuckte nur die Achseln. „Gut denn! Wenn Sie meine Ansicht in dieser Frage wissen wollen: die Schuld an der jetzigen traurigen Verfassung der Gemüter ist nicht von gestern und heute; die Sünden der Väter kommen eben über die Nachgeborenen. Die historische Entwicklung der Dinge Ihnen darzulegen, ist nicht meine Sache: wie die Leute in die Hörigkeit gekommen sind, und wie sie angeblich daraus befreit wurden, nur um einem mindestens ebenso schlimmen Geschick zu verfallen, dem der völligen Schutzlosigkeit. Denn was anderes ist denn der jetzige Zustand als Vogelfreiheit! Sie haben kein Land, sie haben kein Haus, nur ihre Fäuste haben sie und die Mäuler ihrer Kinder, die gesättigt sein wollen. Aber sie haben die Freizügigkeit und den freien Arbeitskontrakt; schollenpflichtig ist niemand mehr. Und von diesen Rechten wird denn auch reichlich Gebrauch gemacht. Sie haben noch keinen Ziehtag hier erlebt, Frau von Kriebow; gehen Sie dann einmal hinaus auf die Landstraße; es ist ein trauriger Anblick, aber er ist lehrreicher als hundert Bände wissenschaftlicher Abhandlungen. Wagen an Wagen umziehender Gutstagelöhner, die mit ihrem bißchen Hausrat und Vieh und mit ihren Kindern auf der Straße dahinfahren, den Zigeunern gleich. Woher soll

denn auch dem Katenmann Liebe zur Heimat kommen, wenn er nichts von dem Boden besitzt, den er bebaut, wenn er nur ein Mietling ist! Alles, was er hat, was er ist, womit er sich kleidet, seine Wohnung, sein Garten, ist doch eben nur Bezahlung, Abfall von dem Tische eines anderen. Wo soll den Leuten Anhänglichkeit und Liebe zur Herrschaft herkommen, wenn sie fühlen, daß sie nur als zweihändige Maschinen verwendet werden!"

Hier widersprach Klara: das könne sie nicht glauben, daß es Gutsherrn gäbe, die so an ihren Leuten handelten.

„Ich habe mancherlei gesehen, Frau von Kriebow, während ich hier in dieser Gegend bin; es braucht ja nicht immer der Gutsherr selbst zu sein, es können auch Beamte so handeln. Und es ist auch nicht gesagt, daß es immer Härte und Bosheit sein muß, auch durch Unterlassung kann man Unrecht begehen; das tun die Herren, die in der Stadt sitzen und in Ruhe genießen, was andere für sie erwerben. Die Hauptsache bleibt doch immer der Geist, von dem Einrichtungen erfüllt sind. Wo ist denn der patriarchalische Sinn, von dem wir soviel lesen, der zwischen Gutsherren und Arbeitern walten soll? Oder wo ist die christliche Gesinnung, mit der man sich so gern brüstet? Zwischen Herr und Knecht hat sich etwas eingeschlichen, was das gerade Gegenteil ist von hausväterisch christlichem Sinn: der Geschäftsegoismus, die Erwerbsgier. Eine Kluft hat sich aufgetan zwischen zwei Ständen, die ihrem Berufe nach zusammengehören. Wer ist denn die notwendige Ergänzung zum Stande der Gutsbesitzer? doch der Arbeiter, der ihm sein Land bebaut! Aber wo ist denn da noch eine Gemeinsamkeit? Wo ist gegenseitiges Verstehen, Lieben, Achten und Helfen? Wo ist der Brotherr, dem das Wohlergehen seiner Leute ebenso

hoch stünde wie sein eigener Vorteil, wie es doch dem Evangelium gemäß wäre. Anstatt dessen: kalte Interessenwirtschaft, Ausbeutung ...."

Von neuem unterbrach Klara seinen Redefluß. Die Leute hätten doch ihr Auskommen: in manchen Katen habe sie sogar eine gewisse Behaglichkeit gefunden. Die Arbeiter lebten hier, was die Nahrung anbelange, besser als in ihrer Heimat.

„Vom Essen und Trinken rede ich auch nicht, Frau von Kriebow!" rief Grützinger erregt. „Um einen seelischen Notstand handelt es sich hier. Ich weiß ganz gut, daß bei der Mehrzahl der Tagelöhnerfamilien der Mittagstisch besser bestellt ist als bei mir und manchem anderen aus dem Geistlichen- und Lehrerstande. Und wäre die körperliche Verpflegung der Leute noch so gut, ihre Not wird dennoch zum Himmel schreien, wenn man sie in geistlicher und gemütlicher Verwahrlosung dahinleben läßt. Gehen Sie unter dieses Volk, wie ich es getan habe, beobachten Sie sie bei ihren Vergnügungen, bei der Arbeit, im häuslichen Tun und Treiben, in der Öffentlichkeit, in Kirche, Schule, auf der Landstraße, auf dem Felde, im Kruge auf dem Tanzboden, überall gähnt Ihnen die Stumpfheit entgegen, die Roheit, der Mangel an Bildung des Kopfes und des Herzens. Das, sehen Sie, ist der geistige Tod! — Es liegt eine Art von Gefängnisstimmung über den Gemütern. Die Leute wissen es, sie können nicht empor; es ist alles nutzlos, was sie auch anfangen, wie sehr sie sich auch anstrengen, sie können doch nie etwas anderes werden, als was sie sind; sie haben keine Aussicht, die Füße jemals unter eigenem Tische wärmen zu können, Selbständigkeit und Besitz ist ihnen verschlossen, und noch schlimmer! nicht einmal die Hoffnung haben sie, daß

es ihre Kinder einmal anders haben werden als sie. Das ist das Gefängnis, in dem sie leben, obgleich sie äußerlich frei und ungefesselt umhergehen, scheinbar mit sich anfangen dürfen, was sie wollen. Aber aus ihrem Stande und seinen Fesseln können sie nicht heraus. Daher ihre dumpfe Resignation! — Aber bei alledem lebt in ihnen eine Sehnsucht, ein Drang nach Höherem und Besserem. Denn glauben Sie nur nicht, daß diese Menschenklasse nicht auch ihre Ideale hat! Deshalb, weil sie äußerlich träge sind und verschlossen, lebt doch in ihrem Innersten verborgen ein tiefes, heißes Verlangen nach geistiger Unabhängigkeit, nach besserem Erkennen und Verstehen, nach einer veredelten Lebensführung. Das ist nun einmal tief in die Menschenbrust gesenkt und nicht der schlechteste Teil der Menschennatur. Man muß das nur zu erkennen verstehen. Manchmal sagt es einem ein Blick, ein Seufzer oder eine Geste; denn der Mund dieser Art ist verschlossen, sie sind wohl auch zu stolz, diese schwerste Not, unter der sie leiden, jedermann zu offenbaren. Aber irgendwo muß das hinaus, dieser Drang, das Sehnen, über das sie sich selbst nicht klar sind. Sie tappen im Finstern, niemand ist da, der sie beriete. Da folgen sie denn allerhand Lockrufen, die aus der Ferne ertönen, Vorspiegelungen, daß es anderswo besser sei als hier. Eine Heimat besitzen sie nicht — denn die hat man ihnen nicht gelassen —, und so ziehen sie denn fort, in die Stadt, oder noch weiter, übers Meer, in ein ungewisses Los."

Sie gingen immer noch in der Kastanienallee auf und ab. Die großen handartig geformten Blätter lagen bereits in einer dichten, braunen Schicht am Boden und raschelten unter ihren Tritten. Die anderen Bäume:

Eiche, Birke und Buche, hielten ihre Blätter fest. Die Rasenplätze prangten noch in saftigem Grün. Nur hie und da streute der Herbst seine roten, gelben und braunen Todesfarben in die frischen Laubmassen ein.

Obgleich Klara mit gespanntem Interesse auf das hörte, was Grützinger sagte, entging ihr nichts von den kleinen Zügen ihrer Umgebung; sie sah vielmehr alles mit verdoppelter Deutlichkeit. Sie befand sich in einem eigenartigen Zustande der Anspannung aller Sinne. Ein Hellsehen, das fast wie ein körperlicher Schmerz wirkte.

Das Licht, das so plötzlich auf sie eindrang, tat ihr weh. Eine schöne Frucht, die ihrem Auge bisher makellos erschienen war, sah sie von einem Wurme angebohrt. Das, was sie in ruhigem Genießen so angenehm befunden: die Schönheit dieses Heims, der Stolz auf ihren Besitz, die Zufriedenheit mit ihrem Lose, alles das erschien auf einmal unterhöhlt. Es war, als ob durch Wegziehen eines Vorhangs die Beleuchtung verändert wäre. Die Dinge um sie her hatten einen heimlichen Zauber eingebüßt, an traulicher Harmlosigkeit verloren. Viel nüchterner, härter und grausamer sah sich in Wirklichkeit doch alles an, als es ihrer Einbildung vorgeschwebt. Sie war plötzlich voll Trauer; als hätte auch in ihr Dasein, das sich eben noch so frühlingsschön anließ, der Herbst seine Vorboten geschickt. —

Sie waren beim Herrenhause umkehrend den Gang noch einmal hinabgeschritten, schweigend. Grützinger ahnte wohl kaum, welche Empfindungen er bei Klara durch seine Worte hervorgerufen hatte. Als man sich dem Pfarrhause näherte, blieb er stehen, in seinen Mienen arbeitete die Erregung; das Glück, sich endlich einmal aussprechen zu dürfen, strahlte aus seinen dunklen Augen. Der ganze Mann war erfüllt von seiner Sache.

„Ja, und wer hat denn diesen Stand geistig so verkommen lassen? wer trägt denn die Schuld an der Verwahrlosung der Tagelöhnerschaft?“ rief er. „Ich weiß es, und ich will nicht hinter dem Berge halten, wenn's auch hart klingen mag — der Junker! — Der Junker, denn er war der geborene Herr auf dem platten Lande, er hatte die Macht in Händen, seine Untertanen zu erziehen, wenn er nur gewollt hätte! Wer hat denn immer am stärksten von allen Ständen auf seine Geburtsrechte gepocht? Wo Rechte, da Pflichten! Gott hat einen großen Beruf diesem Stande in den Schoß gelegt, als er ihm das Land gab. Der Edelmann hatte eine Kulturmission, eine Mission am Volke. Was hat er davon erfüllt? Die Großgrundbesitzer haben sich ganz andere Dinge am Herzen gelegen sein lassen, als die Wohlfahrt ihrer Gutsleute. Gehorchen sollen die Leute, fleißig arbeiten, möglichst wenig lernen, fromm sein und konservativ stimmen. Das nennt man patriarchalisches Regime. So lautet auch jetzt noch der Katechismus für den Landarbeiter. Und wie steht es denn mit dem Lebenswandel der Herren selbst? Geben sie, die Edlen, ein Beispiel, das zur Nachahmung für die Geringen empfohlen werden kann? — Man huldigt doppelter Moral: die Leute sollen fromm sein! gut, das ist auch unser Wunsch, jedes aufrichtigen Christen Wunsch. Aber ob der Arbeiter in Verhältnissen lebt, die ihm überhaupt erlauben, einen christlich-sittlichen Lebenswandel zu führen, darum ist die Sorge gering. Ich frage: wie soll in einer engen, unzureichenden Wohnung, wo die Familie nicht einmal unter sich ist, Anstand und Sitte gewahrt werden? Oder wie soll bei Frauen und Mädchen die Schamhaftigkeit vor schwerem Schaden bewahrt bleiben, wenn zu ihren Hütern Männer gesetzt

sind, die selber an der Schamlosigkeit Gefallen finden? Und was bekommen selbst die Kinder zu hören und zu sehen? — So sickern die laxen Anschauungen, die oben herrschen, durch; was bei den Herren Raffinement, blasierte Frivolität ist, das artet unten aus in bestialische Roheit, Unzucht, Wollust der niedrigsten Art. Und noch schlimmer: es gibt Fälle von . . . . ."

Hier hielt er inne, denn Klara hatte ein kurzes, erschrecktes, abwehrendes „Nein!" ausgestoßen. Er sah sie an und bemerkte einen Ausdruck solcher Bestürzung in ihren Zügen, daß ihm der Mund wie versiegelt war. Er begriff mit einem Male, was er angerichtet. Es tat ihm leid. Er hätte sich sagen müssen, daß er mit ihr über dieses Thema nicht sprechen dürfe.

Er bat um Verzeihung; er habe vergessen, wen er vor sich habe. Aber er sei so überwältigt von den Eindrücken, daß ihn der Mund übergeflossen, und widerrufen könne er nichts von dem, was er gesagt habe.

Klara nahm kurzen Abschied von ihm. Sie war tief verletzt. Ihre Stimmung war verzweifelt; schreien hätte sie mögen vor innerer Empörung. Sie fühlte sich wie zerrissen, herabgewürdigt.

Nie zuvor hatte sie solche Worte vernommen. Wie besudelt kam ihr hier alles vor, was sie liebte und achtete. Ihre intimsten Gefühle waren von harten plebejischen Händen verwundet, ihre zartesten Instinkte vergewaltigt. Empört lehnte sich ihr Stolz auf gegen die Anschauungen, die der Mann ihr hatte aufnötigen wollen. Er hatte übertrieben, er hatte alles verzerrt! Es durfte nicht so sein, wie er sagte; zu häßlich und zu schlecht wäre ja dann alles gewesen, was ihr gut und rein erschienen war. Zu schuldig hätte sie sich fühlen müssen, daß sie in solcher Umgebung sich glücklich ge-

fühlt, auf einen solchen verfaulten Untergrund sich in Ruhe niedergelassen hatte. Nein! er war ungerecht, ein Fanatiker! Erich hatte recht: es war etwas Proletarisches in ihm. Nur wer gewöhnlich war von Natur, wem Takt und Zartgefühl abgingen, konnte so mit Behagen das Häßliche ans Tageslicht ziehen.

Zum Weinen betrübt ging sie nach Haus zurück. Einen Augenblick dachte sie wohl daran, mit Erich zu sprechen über ihr Erlebnis; aber sie gab den Gedanken ebenso schnell auf, wie er ihr gekommen. Die Frage, ob möglich sei, was sie gehört, wäre ihr ja doch niemals über die Lippen gekommen, selbst ihrem Manne gegenüber nicht.

Besser also, sie schwieg und trug die schmerzliche Erfahrung für sich allein.

* * *

Inspektor Heilmann hatte eine schwierige Herbstbestellung in diesem Jahre. Von seinem Herrn war ihm der strikte Befehl geworden, Sonntags und Feiertags dürfe niemand Hand an Hacke, Karst, Sense oder Pflug legen; überhaupt weder auf Feld und Wiese noch im Hofe habe jemand eine Arbeit vorzunehmen. Ausgenommen solle allein das Füttern und Melken, das Kochen und Waschen sein. Wen er etwa diesem Verbote zuwider bei der Arbeit antreffe, den habe er auf dem Flecke wegzujagen. „Meine Leute sollen ihren Sonntag haben!“ hatte der junge Gutsherr erklärt. Auf die Vorstellungen Heilmanns, daß sich das nicht durchführen lassen werde, erwiderte Kriebow: er wünsche, daß die Leute Zeit haben sollten, in die Kirche zu gehen. Der Beamte bezweifelte, ob die Dienstleute von der Gelegenheit Gebrauch machen würden. „Nun, dann

hat man das Seine wenigstens getan," rief der Grabenhäger ziemlich unwirsch. „Man wird nun einmal für seine Leute verantwortlich gemacht. Daß sie frömmer dadurch werden, glaube ich auch nicht; aber der Pastor soll mir nicht wieder vorwerfen können, daß wir daran schuld wären, wenn die Kirche leer ist." — Als der Inspektor noch weitere Einwände hatte, bedeutete ihn der Gutsherr in einem Tone, der nicht mißzuverstehen war, er wünsche, daß man seinem Willen nachkomme.

Mit grimmiger Miene verkündete Heilmann diese neue Einrichtung den Statthaltern. Die machten große Augen. Das sei wohl Spaß vom Herrn Inspektor. Keine Sonntagsarbeit mehr für ganz Grabenhagen! — Ja, du lieber Gott, wann sollten denn die Dienstleute ihre „Tüften" ausmachen und einfahren? Wann sollten sie Gras und Grummet mähen? Wann sollten sie düngen, wann Torf stechen und Holz kleinmachen? —

Heilmann hatte auf diese Fragen nur die Antwort: der Herr wolle es so. Auch die Löhnung werde in Zukunft statt Sonntags früh bereits am Sonnabend ausgezahlt werden.

„Dormit dat de Kirls et nah de Stadt dragen dohn!" meinte der alte Krauger.

„Oder tom Großpodarschen Kraug!" fiel Kagel ein, der stets mit dem Munde vornweg war: „Hett he ook dat supen verbaden an' Sünndag?"

Der Inspektor zuckte die Achseln. Der vorwitzige Kagel wollte weiter wissen, ob ihnen die Herrschaft in Zukunft die Tüften behacken und graben werde; würde sie ihnen den Stall ausmisten? Würde sie ihnen im Haus und im Garten alle Arbeit verrichten? —

Darüber wisse er nichts, erklärte der Inspektor. Am Sonntage werde von jetzt ab gefeiert; wer dawider

handle, habe sich des Weggeschicktwerdens gewärtig zu halten. Die Arbeiter sollten sehen, wie sie damit fertig würden; sie wüßten jetzt den Befehl des Herrn. — Kopfschüttelnd gingen die Männer von dannen.

Heilmann erwartete im stillen, daß sich auch hier das Sprichwort bewahrheiten werde: „Es wird keine Speise so heiß gegessen, wie sie gekocht ist". Aber der Beamte täuschte sich diesmal. Am nächsten Sonntag, noch während des ersten Läutens, ließ der Grabenhäger satteln und ritt über die Felder; im Laufe des Nachmittags machte er einen Rundgang durchs Dorf, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen, ob seinem Befehle nachgekommen werde. Und so werde er es jetzt jeden Sonntag machen, stellte der Gutsherr in Aussicht.

Die Arbeiter ließen durch ihren Statthalter beim Inspektor nachsuchen: sie wollten einen Tag in der Woche frei haben, für eigene Arbeiten, da ihnen der Sonntag weggenommen worden sei. Natürlich fanden sie bei dem Beamten taube Ohren. Das fehlte noch! Er wußte sowieso nicht, wie mit der Arbeit fertig werden. Die Tage wurden kürzer und kürzer. Das beliebte Manöver, früh die Gutsuhr vorstellen zu lassen, nützte nur wenig. Den fremden Arbeitern Branntwein zu verabreichen, um sie willig zu machen zu Überstunden, war ja von oben herab auch untersagt worden. Der Sonnabendnachmittag wurde verkürzt durch die Löhnung. Alles das zehrte von der Arbeitszeit. Schon kamen Tage, an denen es die Witterung unmöglich machte, aufs Feld zu kommen mit den Geschirren. Und dabei war die Winterung noch nicht zur Hälfte im Felde, die Kartoffeln zum großen Teil noch zu graben, von den Rüben ganz zu schweigen.

Wahrlich, unter solchen Verhältnissen den Leuten

auch noch die Sonntagsarbeit verbieten, hieße doch jedes rationelle Wirtschaften geradezu unmöglich machen. Pah! — Heilmann konnte sich noch der Zeit entsinnen, wo die Dienstleute mit Stockprügeln regaliert wurden. Und jetzt — wenn's so fort ging — würde man jeden Katenmann noch mit „Herr" titulieren müssen und jede Kuhmagd mit „Fräulein".

Aber er tröstete sich: lange konnte es ja nicht währen; das war wohl nur so zu Anfang. Wenn man mit der Herbstbestellung nicht fertig werden würde, wenn im nächsten Frühjahr so und so viel Arbeitskräfte mehr gehalten werden mußten, vor allem, wenn's der Herr erst an den Einnahmen verspürte, dann würde sich das schon ganz von selbst geben. —

Der Inspektor hatte bei all seinem Ingrimm und Ärger doch auch sein Vergnügen. Mochte der junge Mann sich zunächst nur mal blamieren; für sein, des Inspektors, Ansehen konnte das ja nur günstig sein. —

Inzwischen war wieder ein Sonntag herangekommen. Klara erkannte an dem Umstand, daß Erich sich wieder zum Reiten ankleidete, daß sie wieder allein zur Kirche zu gehen haben würde. Sie hütete sich wohl, etwas gegen diese sonntäglichen Ritte zu sagen. Im stillen freute sie sich ja so über seinen Eifer.

Freilich, daß die Kirche voller geworden wäre, hatte auch sie nicht entdecken können. Aber was kam darauf an, ob sein Tun sofort Erfolg hatte! Der frische Impuls, der gute Wille, zu bessern, der Entschluß, selbst dafür zu wirken, das war doch schließlich das Wertvolle! So ließ sie ihren Gatten denn in Gottes Namen reiten, während sie selbst dem Rufe der Glocken in das nahe Kirchlein folgte.

Dem Grabenhäger war es nicht entgangen, daß

am Sonntage zuvor eine Anzahl Leute auf dem Felde gearbeitet hatten; als er sich von weitem zeigte, hatten sie sich den Anschein zu geben gewußt, als seien sie nur draußen, um sich die Feldfrüchte zu besehen. Er vermutete, daß man, sobald er den Rücken gekehrt haben würde, die Arbeit wieder aufnehmen werde. Er hatte ihnen nichts sagen können; denn schließlich, es war ihr gutes Recht, mit den Händen in den Hosentaschen auf den Feldrainen spazieren zu gehen. Sie in die Kirche zu treiben, dazu reichte seine Macht leider nicht aus.

Heute nun war er entschlossen, den Leuten zu beweisen, daß er ihre Finten durchschaue; für dumm brauchten sie ihn nicht zu halten! Dann wollte er sie auch in aller Güte belehren, warum die Sonntagsarbeit verwerflich sei. Man hatte doch schließlich als Gutsherr das Recht und die Pflicht, seine Leute auf gute Sitte und Betätigung christlicher Gesinnung hinzuweisen.

Auf den großen Schlägen des Gutes war alles wie ausgestorben. Als er sich aber, eine Senkung im Gelände benutzend, jenen Flurteilen näherte, wo die Kartoffeln der Dienstleute ausgepflanzt waren, sah er, daß dort wiederum einige Männer beim Hacken beschäftigt waren. Kriebow sprengte querfeldein auf die Gruppe zu; diesmal sollten ihm die Übeltäter nicht entgehen.

Die Leute ließen sich, obgleich sie den Gutsherrn herankommen sahen, nicht in ihrer Arbeit stören, hackten und gruben ruhig weiter. Das war wirklich stark! Kriebow hatte erwartet, daß sie die Flucht ergreifen oder doch wenigstens ihr Arbeitszeug verstecken würden.

Der Grabenhäger hielt die Stute an. Mehrere Tragkörbe waren bereits mit Kartoffeln gefüllt.

„Wißt ihr, was heute für ein Tag ist?“ schrie der erzürnte Gutsherr.

„Dat weeten wi woll, Herr von Kriebow? wo sälen wi dat nich weeten," antwortete ein grauhaariger Tagelöhner für die anderen.

„Und ihr wißt, daß ich am Sonntag die Feldarbeit verboten habe; wißt ihr das?"

„Ja, dat weeten wi ook."

„Und ich habe gesagt, daß ich jeden wegschicken würde, den ich bei der Arbeit treffe am Feiertag. — Ich muß euch also entlassen."

Eine Pause entstand. Die Leute blickten auf den Graukopf, der vorher das Wort ergriffen hatte; er sollte ihre Sache weiterführen. Der Alte stand da, die Hacke vor sich eingestützt, die Hände über dem Stielende gefaltet, langsam und bedächtig sprechend nicht ohne Würde: die Tüften kämen den Tagelöhnern zu, sie seien ein Teil ihres Lohnes. Aber sie könnten ihnen gar nichts nützen, wenn sie im Erdboden blieben; deshalb sei es ihr gutes Recht, sie auszumachen.

„Ja, aber nicht am Sonntage!" rief Kriebow dazwischen.

Wann sie denn ihre Tüften ausmachen sollten, fragte Pagelow, ein jüngerer Mann mit semmelblondem Haar, großen, hellblauen Augen, von aufgeweckten Zügen, oder ob ihnen das die Herrschaft selbst besorgen werde? —

„Frag nich so naseweis!" fuhr ihn der Gutsherr an.

Der Alte schüttelte mißbilligend den Kopf; er bedeutete seine Leute, sie sollten sich ruhig verhalten, das werde er schon zu Ende führen. „Lat 't man Lüd, lat 't man! De Herr meent dat gaud, he versteid dat man nich. Ick warr em dat all vertellen." Wieder ergriff er das Wort und setzte mit Bedächtigkeit auseinander: wenn sie wochentags von früh bis abends der Gutsherrschaft arbeiteten, dann bliebe ihnen für ihre

eigenen Geschäfte nur die Nacht. Und des Nachts aufs Feld gehen und Tüften ausmachen, das wollten sie nicht, das täten nur die Diebe. Ebenso sei es mit allen anderen Arbeiten, wie Torfgraben und Holzmachen. Das gehöre doch auch zu ihrem Deputat. Wenn man ihnen verböte, zu bergen, was ihnen gehöre, dann verkürze man sie am täglichen Brot. Das könne der Herr doch nicht wollen! Und wegschicken werde er sie auch nicht, denn sie seien alle ordentliche Leute und hätten nichts Unrechtes getan. —

Der Grabenhäger konnte sich der Logik dieser Ausführungen nicht entziehen. Recht hatten die Leute ja im Grunde. So, wie es jetzt war, konnte es nicht bleiben.

Die Leute standen vor ihm, einen Bescheid erwartend.

„Nehmt jetzt euer Zeug zusammen und geht nach Haus!" befahl Kriebow.

Die Männer griffen einer nach dem anderen nach den Körben, hingen sie über die Handhacken und nahmen sie dann über die Schulter. Pagelow war der letzte; er hatte erst gezaudert, aber dann fügte auch er sich dem Befehl.

„Und für eure eigenen Geschäfte sollt ihr Zeit bekommen," sagte der Grabenhäger, als er die Kolonne marschbereit dastehen sah. „Ich werde euch bis auf weiteres den Mittwochnachmittag dazu freigeben. Seid ihr nun zufrieden?"

Die Leute sahen einander an; dann nickte der, dann jener zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe. Der Alte trat noch einmal vor die Reihe: ob das wirklich so sei, und ob es auch dabei bleiben werde. Und ob ihnen dafür was am Lohne verkürzt werden solle, etwa? —

Was er gesagt habe, habe er gesagt! antwortete Kriebow, und am Lohne solle ihnen nichts abgezogen werden.

„Wat heff ick seggt, Lüd! Uns Herr is en gauden Herr!" rief der Alte. „Aberst," fügte er hinzu und kraute sich mit bedenklicher Miene hinter dem Ohre. „Ob Enspektor Heilmann dat ok liden wadd?" —

Kriebow mußte lachen; das war charakteristisch! Dieser Dampf vor dem Inspektor! Es war wirklich die höchste Zeit, daß er nach Grabenhagen gekommen war und die Zügel selbst in die Hand genommen hatte.

* * *

Einer der wenigen in Grabenhagen geborenen Dienstleute war Krischan Wurten, der alte Schmied. Die Schmiede lag in der Wegekreuzung am Ausgange des Dorfes. Der Grabenhäger hatte als Knabe dort manche Stunde zugebracht.

Des Meisters Jüngstgeborener, Fritz, war einer der wildesten Jungen des Dorfes gewesen, dabei ein anschlägiger Kopf und findiger Geselle. Darum hatte sich ihn der junge Erich von Kriebow sehr bald zum Spießgesellen und Gefährten zu seinen Fahrten ausersehen. Der dritte im Bunde war Otto Tuleveit vom Schulzengut. In der Schmiede war dieses Kleeblatt oftmals zu finden gewesen; dort lockte das große Feuer, der Blasebalg und der starke Verkehr. Immer gab's da was zu sehen: bald kam ein Knecht, der ein Pferd zu beschlagen hatte, oder ein Radreifen war neu zu schweißen, leichte Schlosserarbeit wurde dort auch gefertigt. Die Knaben konnten es nicht leicht satt bekommen, zuzusehen, wie die Eisen geglüht und gehämmert, wie die Hufe ausgeschnitten und geraspelt wurden. Und gar wenn

ein Pferd nicht stehen wollte beim Beschlagen, das gab dann allemal einen Hauptjux. Zeitig war das Pferdeinteresse bei dem Junker wach gewesen, und manchen Huf hatte er dort aufgehalten.

Seitdem waren nun bald zwei Jahrzehnte vergangen. Der Meister war inzwischen grau und runzelig geworden, soweit man das unter der Decke von Ruß und Eisenstaub, die auf ihm lag, erkennen konnte. Aber er handhabte Hammer und Feile noch wie ein Jüngling.

Der alte Wurten zog die Mütze tief zum Gruße, als der Gutsherr bei ihm eintrat. Ehemals hatte er den Junker behandelt, wie man eben ein heranwachsendes Bürschchen behandelt, nicht mit übertriebener Höflichkeit; und wenn ihm die Jungens etwa Unfug trieben mit dem Blasebalg, oder wenn sie mit den Pferden alberten, dann war er mit jener Grobheit dazwischen gefahren, die ein Wahrzeichen seines Standes ist. Ob er bei solcher Gelegenheit seiner eigenen Range eins versetzte, oder ob er den jungen Tuleveit oder den Junker Erich am Ohre zu fassen kriegte mit seinen Schmiedsfäusten, das war dann bei dem Meister ein Aufwaschen gewesen,

Kriebow mußte an alles das unwillkürlich denken. als der Alte heute vor ihm stand und kaum zu bewegen war, seine Mütze wieder auf den grauen Kopf zu setzen. Scherzend erinnerte er den Meister an die vergangenen Zeiten und fragte ihn nach den Jungens. Die beiden älteren waren schon vor Jahren nach Amerika gegangen. Von ihnen hatte der alte Mann lange nichts mehr gehört. Aber Fritz, der Jüngste, war noch im Lande, wenn auch nicht in Grabenhagen. Er hatte vierjährig bei der Kavallerie gedient, war zum Unteroffizier befördert worden; dann war er als Schlosser eine Zeitlang gewandert, um schließlich in die Heimat zurück-

zukehren. Nun war er wieder auf und davon. Der Grabenhäger bedauerte das; er hätte den ehemaligen Spielkameraden gern wiedergesehen. Wo er denn hin sei? „Nach Berlin!" erklärte der Alte.

„Fritz nach Berlin! — Was Teufel will er denn dort?"

„Er arbeitet in einer Fabrik," war die Antwort.

„Schade! Ich hatte ihm immer die Schmiede zugedacht. Schade! — Fabrikarbeiter! Ich hätte Fritzen auch mehr Vernunft zugetraut. Weshalb ist er denn gegangen, Meister?"

Der Alte hantierte an seinem Amboß herum, ohne den Gutsherrn anzusehen. Es war klar, er wollte nicht recht mit der Sprache heraus. — Ob er sich etwa nicht mit dem Vater vertragen habe? fragte Kriebow. Ach Gott, nein! Sie seien immer ganz gut ausgekommen soweit, erwiderte der Meister; Fritz habe Tagelöhnerdienste geleistet und, wenn viel Arbeit gewesen sei, in der Schmiede geholfen. Na, dann sei's am Ende gar eine Liebesgeschichte gewesen, die ihn weggetrieben habe? — Auch nicht! Fritz hatte ein Mädchen aus dem Dorfe geheiratet, die Tochter vom alten Krauger und Vater war er auch schon. Also mit Weib und Kind fortgegangen! Da sei ihm wohl der Verdienst in Grabenhagen zu gering gewesen? — Nein! er habe sein Auskommen gehabt. Nun, was es denn gewesen sei, erkundigte sich Kriebow ungeduldig.

Der Alte zauderte ein wenig, dann meinte er: es sei eine sonderbare Geschichte; dem Jungen habe es eben nicht mehr in Grabenhagen gefallen wollen. Schon vom Militär komme das her. Klug sei er ja höllisch geworden, das müsse man sagen; eine Schrift schreibe er, und er könne reden, daß man sich wundern müsse.

Gesehen hatte er auf der Wanderschaft auch eine Masse, und von allem verstand er was. Oft sei er des Abends nach der Arbeit bis in die Stadt gelaufen, nur um mal wieder eine Zeitung in die Hand zu kriegen; was in der Welt vorgehe, habe er wissen müssen. Und das sei's wahrscheinlich gewesen: das Lesen, das war schuld!

„Ja ja, mit dat Lesen!“ meinte der Alte seufzend. „Dat Lesen ist dor all schuld an. Gegen dat Schrieben, dor heff ick nicks nich dorwedder, äwerst dat Lesen! Dor warden de besten Lüd rappelköppsch von.“

„Geht's ihm denn gut in Berlin?“ fragte Kriebow.

Der Meister lief, statt Antwort zu geben, nach der Tür, die zur Wohnung führte. Mit einem Briefe kam er zurück, den er seiner Rußhände wegen am äußersten Ende mit zwei Fingerspitzen angefaßt hatte. Er wollte dem gnädigen Herrn mal was zeigen, hier sei ein Brief von Fritz.

Kriebow entfaltete das Schreiben. Die Handschrift war in der Tat recht sauber und leserlich.

„Lieber Vater! Ich danke für das Geld. Nötig hatte ich's, aber ich hoffe, wir werden nun nichts mehr von Euch brauchen. Das Leben ist sehr teuer hier, man hat da viele und große Ausgaben, an die man gar nicht denkt, aber man hat auch etwas davon, das muß man wieder sagen! Was Ihr da schreibt, hat seine Richtigkeit, aber zurückkehren will ich doch nicht, man muß sich ja plagen, das ist richtig, und so wie wir wohnen, vier Treppen, das ist auch nicht schön, viel schlechte Menschen sind überall in der Welt, das haben wir uns sagen müssen, der Frau fehlt die Kuh, hier müssen wir die Wäsche sogar im Zimmer aufhängen zum trocknen, und die Lütte bangt sich mächtig, aber das war nur zu Anfang, jetzt haben wir uns all schon drein gefunden.

Wir mögen nicht wieder nach Grabenhagen. Hier ist doch eine ganz andere Sache. Man sieht alle Augenblicke was Neues und hört interessante Dinge, kurzum, man weiß, wozu man in der Welt da ist. Bei Euch da erfährt man gar nicht einmal, um was es sich eigentlich im Staat und in der Gesellschaft handelt. Die Leute auf dem Dorfe leben so in den Tag hinein wie das liebe Vieh. Ich möchte Dich wirklich mal hier auf die Straßen führen, was es da zu sehen gibt, Du würdest Dich wundern. Das Licht und die Wagen und die Läden! Hier wohnen in einem Hause mehr Menschen als in Eurem ganzen Grabenhagen zusammen nicht. Und erst in den Versammlungen! Das würdet Ihr überhaupt gar nicht verstehen.

Ihr sagt, Vater, eine auskömmliche Stelle ist das beste, was der Mensch haben kann. Das ist ja richtig! Aber, seht Ihr, man will doch vorwärts kommen, das Leben ist ja so kurz, vielleicht wenn man Glück hat, dann bringt man's auch noch weiter, und ist's nicht für unsereinen selbst, dann ist's für die Kinder. Und das kann man eben da draußen nicht, es gibt ja keinen Platz, weil alles dem gnädigen Herrn gehört. Der Mensch ist eben kein Stück Vieh, man will höher hinaus, der Mensch will zur Freiheit.

Darum, lieber Vater, wollen wir hier bleiben. Fiken und Lütting lassen grüßen. Dein treuer Sohn Fritz."

Der Grabenhäger konnte sich eines gewissen Unbehagens nicht erwehren beim Lesen dieses Briefes. Das war wirklich stark! So schnell vergaßen diese Leute Wohltaten, so wenig anhänglich, so undankbar und pietätlos waren sie. Mit diesem Fritz Wurten hatte er gespielt wie mit seinesgleichen. Aber alles war verschwendet, alle Güte, alle Fürsorge. „Man will höher

hinaus, der Mensch will zur Freiheit!" — Er konnte sich ja denken, woher solche Phrasen stammten.

Kriebow gab seinen Verdruß unzweideutig zu erkennen. Es sei traurig, daß sich Fritz auch habe verführen lassen; nun sei er wohl allerdings als verloren zu betrachten.

Der Meister faltete seinen Brief sorgfältig zusammen. Bei aller schuldigen Ehrfurcht vor dem gnädigen Herrn wollte er seinen Jungen doch nicht unverteidigt lassen. Fritz sei nicht schlecht. Ein Arbeiter sei er, wie er im Buche stehe, fleißig und strebsam. Aber deshalb habe es ihm wohl eben nicht mehr gefallen wollen daheim im Dorfe.

Den Gutsherrn ärgerte diese Verteidigung erst recht. Ob der Meister etwa behaupten wolle, in Grabenhagen sei nicht Platz für tüchtige Menschen? Hier sei es so gut und vielleicht besser als anderwärts. — Aber sein Sohn sei ein unruhiger Kopf! Nun, man werde es ja erleben, wie weit er's in Berlin bringen würde. — Damit ging er zur Schmiede hinaus.

Der Meister stand da mit äußerst bestürzter Miene. Es reute ihn jetzt, daß er den Brief gezeigt hatte. Aber wer konnte denn denken, daß der Herr das so aufnehmen werde!

V.

Es war Klara gelungen, in geräuschloser Tätigkeit dem Grabenhäger Hause eine neue Physiognomie zu geben. Dabei war eigentlich nicht viel von seinem Platze gerückt worden. Die Dienstboten waren williger und zufriedener, es ging geordneter zu und anmutiger.

Etwas von dem Wesen der neuen Herrin schien sich unvermerkt Dingen und Menschen mitgeteilt zu haben.

Kriebow fand, die Wirtschaft gehe wie am Schnürchen. Er habe ja gar nicht geahnt, meinte er, was für ein praktisches Frauchen er besitze. Wie schnell sie sich eingerichtet hatte! Hier oben sei doch eine ganz andere Art Haushalten Mode als in ihrer Heimat. Wo sie das her habe? er begreife es nicht!

Die junge Frau lächelte nur; zu erklären vermochte sie ihm das nicht. Als Mann konnte er das natürlich schwer begreifen. Einem Haushalte vorstehen, das ließ sich freilich nicht erlernen, wie eine Wissenschaft oder ein Handwerk. Dazu mußte man Beruf haben in sich; besaß man den aber, dann konnte man ihn ausüben, überall.

Trotzdem es jetzt anfing im Hause behaglich zu werden, mußte man viel auswärts sein. Mit den Antrittsbesuchen in der Nachbarschaft war man fertig; die Gegenbesuche waren auch bereits erfolgt. Nun kamen die Einladungen ins Haus geregnet. Man war so ziemlich durch mit diesen Anfeierungen, von denen eine der anderen sehr ähnlich war: dieselben Menschen, dieselben Gerichte, dieselben Toaste und auch Gespräche.

Nun galt es, die genossene Gastfreundschaft erwidern. Da war mancherlei zu erwägen und zu beraten, vor allem, wen man zusammen einladen solle; denn jeder paßte nicht zu jedem. Da waren zum Beispiel die Hagentiner Selows, die vertrugen sich nicht mit den Ernsthöfer Tichows, weil sich die Männer wegen der Jagd verfeindet hatten. Sodann war die wichtige Frage des Menus. Die ersten Diners, die man gäbe, erklärte Kriebow seiner Frau, seien von größter Wichtigkeit, denn nach ihnen werde ein neuer Hausstand eingeschätzt. Er wünsche, daß das alte gute

Renommee der Grabenhäger Gastfreundschaft auf keinen Fall Schaden leide.

Während man noch mitten in solchen Erwägungen stand, kam ein Brief aus Berlin, der den Grabenhäger in einige Aufregung versetzte. Ein Graf Ingelsbrunn meldete seinen Besuch in Grabenhagen an. Ludwig Graf von Ingelsbrunn war ein Neffe des alten Grafen Wieten. Er würde nach seines Onkels Tode voraussichtlich einmal die großen Wietenschen Besitzungen erben.

Graf Ingelsbrunn war um einige Jahre älter als Erich von Kriebow. Er hatte als Diplomat ein gut Stück Welt gesehen. Jetzt war er übrigens in Berlin beim Auswärtigen Amt beschäftigt. Sein Onkel Wieten hatte das veranlaßt, weil er den Neffen wiedermal etwas unter Kontrolle nehmen wollte; der hatte ihm im Auslande zu viel Geld verbraucht.

Des Grabenhägers nähere Bekanntschaft mit Graf Ingelsbrunn stammte von Wien her, wo beide — Ingelsbrunn als Botschaftssekretär, Kriebow als Militärattaché — der deutschen Botschaft angehört hatten. Dann hatte man sich wieder in Berlin getroffen. Der Graf war einer der elegantesten jungen Lebemänner, die Kriebow kannte. Feinschmecker der Kunst und des Lebens.

In seiner Abkunft war der Graf ein wenig international. In Paris hatte er seine Erziehung genossen. Dem Reichsdienst hatte er sich gewidmet auf Wunsch des Grafen Wieten, von dem seine Existenz abhing, und weil er später einmal durch die Wietenschen Besitzungen dem preußischen Herrenhause angehören sollte. Das Deutsch sprach er mit leicht österreichischer Färbung, seine Mutter war Ungarin; und Japan sei eigentlich

das einzige Land, in dem man leben könne, pflegte er zu behaupten.

Erich von Kriebow hatte in seiner Wiener Zeit eine unleugbare Bewunderung für diesen Mann gehegt, der für ihn in Sachen des Schicks geradezu Orakel war.

Als Kriebow, von der Hochzeitsreise zurückkehrend, mit seiner jungen Frau einige Tage in der Reichshauptstadt Aufenthalt nahm, gehörte auch Graf Ingelsbrunn zu den wenigen Auserwählten aus seinem Bekanntenkreise, die er mit Klara zusammenführte. Man hatte gemeinsam die Ausstellung besucht und dann soupiert. Bei dieser Gelegenheit war auch davon gesprochen worden, Graf Ingelsbrunn solle einmal nach Grabenhagen kommen; aber allzu ernst hatte der Grabenhäger selbst diese Einladung nicht genommen. Und als der Graf sich jetzt anmeldete, erschrak Kriebow ein wenig.

Ludwig Ingelsbrunn war ja einer der liebenswürdigsten Gesellschafter, die man sich denken konnte; aber man durfte sich doch auch nicht verheimlichen, wie verwöhnt er war. Womit solch einen Mann beschäftigen? — Vielleicht konnte man ihm etwas Jagd anbieten. Hühner waren noch genug übrig, und die Fasanenjagd war ja inzwischen aufgegangen. Auf den Rehbock konnte er auch gehen, falls er dazu Lust verspürte. Und schließlich, wenn man Malte Pantin ein gutes Wort gab, ließ der es zu, daß sie eine Pürschfahrt in den Langendammer Tannen unternahmen, wo es Damwild und Schwarzwild gab und sogar Edelwild wechselte. Unangenehm war es, daß zur Hühnersuche der Vorstehhund fehlte; denn der alte Hektor konnte nicht mehr als voll angesehen werden. Kriebow erkundigte sich und erfuhr, daß in einer nicht allzu entfernt gelegenen Oberförsterei ein rassiger Hund im zweiten

Felde ausgeboten wurde. Obgleich der Preis hoch war, griff er zu. Dann gab's ja auch noch das Jagdreiten; neulich hatte der Hetzklub seine erste Schnitzeljagd in dieser Saison geritten, und es war davon gesprochen worden, nächstens einen Fuchs aufzuspüren. Freilich war da die schwierige Frage: wie sollte er seinen Gast beritten machen? Bei Malte in Langendamm einen Schinder kaufen? Da war man sicher, betrogen zu werden. Schließlich entschied sich Kriebow für folgendes: er wollte seinem Gast die „Zigeunerin" lassen — obgleich er sich nur ungern von seinem Leibpferde trennte —, er selbst wollte sich auf ein altes Tier setzen, „Ralf", ein ehemaliger Renngaul, der jetzt in Grabenhagen das Gnadenbrot hatte. Der Gaul sah noch gut aus, und wenn man seine Schwächen kannte, mochte man immer noch eine Parforcejagd auf ihm wagen; allerdings würde das möglicherweise Ralfs Ende sein, aber jedenfalls das eines alten Renners würdige Ende.

Das waren die Vorbereitungen auf das Kommen des Besuches nach außen hin; aber auch im Hause fand der junge Gutsherr es für nötig, mancherlei neu zu ordnen. Er verlangte auf einmal von Klara zu wissen, was für Vorräte da wären, ob es etwa nötig sei, noch einiges Besondere aus Berlin kommen zu lassen. Er ging selbst in das Zimmer, das der Graf bewohnen sollte, und ließ noch dies und das hineinstellen und ändern. Klaras gelegentliche Bemerkung, daß der Besuch doch mit dem vorlieb zu nehmen habe, was da sei, fand taube Ohren bei Erich. Es schien, als sei ihm auf einmal nichts mehr gut und elegant genug im eigenen Heim, seit sich dieser Freund angesagt hatte.

Und nun kam der Erwartete. Kriebow holte ihn mit den Füchsen an der Bahn ab. Er war erstaunt,

zu finden, daß der Graf keinen Gewehrkasten mitbrachte; er hatte ihm doch geschrieben, man wolle jagen. Graf Ingelsbrunn meinte: „Lieber Freund, die Schießerei ist ein fades Geschäft. Ich wollte Sie halt mal in Ihrer Häuslichkeit sehen. Wie geht's der Frau Gemahlin?"

Er war ganz der alte liebenswürdige Schwerenöter, wie ihn Kriebow von früher her kannte, zwanglos im Wesen, von jenem selbstverständlichen Anstand, dem ein gelegentliches Gehenlassen keinen Eintrag zu tun vermag. Er schickte sich in alles. Durch sein eigenes Wohlbehagen gab er den Wirten das angenehme Gefühl, daß bei ihnen alles prächtig sei.

Bei Tisch war die Unterhaltung lebhaft. Graf Ingelsbrunn zeigte sich als guter Anekdotenerzähler. Man war in bester Laune; bald war jene diskrete Stimmung zwischen den dreien hergestellt, wie sie nur möglich zwischen Menschen, die derselben gesellschaftlichen Sphäre angehören. Leicht fand sich Intimität ein zwischen Leuten, die durch keine schwerer wiegenden Banden aneinander gefesselt waren, als eine leichtgeknüpfte Freundschaft. Der Graf richtete in angeborener Galanterie seine Worte ausschließlich an die Dame des Hauses, und Klara, von seinem Wesen angeregt, ging mehr aus sich heraus, als es für gewöhnlich ihre Art war. Kriebow aber fühlte sich in dem Bewußtsein, daß sich alles so nett anließ, Klara gegenüber stolz auf den Gast und dem Gaste gegenüber stolz auf seine Frau.

Kriebow entsann sich, daß der Graf musikalisch sei; er bat ihn daher, sich ans Klavier zu setzen. Der Graf spielte Tänze und Märsche, einiges aus Opern, alles bunt durcheinander; schließlich gab er auch einige

Lieder zum besten. Seine Kunst würde vielleicht vor einer anspruchsvolleren Kritik nicht bestanden haben, aber sie trat ohne Prätensionen auf und erfüllte ihren Zweck, zu unterhalten.

Am nächsten Tage sollte es auf die Jagd gehen. Der Graf deprezierte zwar, aber der Hausherr hatte nun einmal über ihn verfügt; er bekam ein Gewehr in die Hand gedrückt, und bei wundervollem Wetter ging's hinaus. Graf Ingelsbrunn hatte behauptet, er sei auf Flugwild ein sehr mäßiger Schütze; es zeigte sich jedoch, daß er ausgezeichnet schoß. Der neue Hund machte sich nicht übel, die Strecke war gut; der Grabenhäger hatte allen Grund, zufrieden zu sein.

Am nächsten Morgen beim Frühstück, als der Hausherr von neuen Jagdplänen für den Tag sprach, erklärte der Graf, er habe sich gestern den Fuß wundgelaufen, im Strumpfe müsse eine Falte gewesen sein; er könne gar nicht daran denken, wieder hinauszugehen.

Die Sache war fatal! Was nun den ganzen Tag mit dem Menschen anfangen? Der Graf bat: „Lieber Freund, lassen Sie sich um Himmelswillen durch mein Malheur von nichts abhalten. Ich wäre untröstlich. Gehen Sie auf die Jagd! Ich bitte Sie darum. Geben Sie mir eine Zeitung, dann ist für mich gesorgt."

Kriebow ging natürlich nicht auf die Jagd. Anstandshalber leistete er dem Gaste noch eine Stunde Gesellschaft, dann ließ er satteln und ritt aufs Feld hinaus.

Der Grabenhäger war verstimmt. Nicht nur, daß ihm sein Programm verdorben war, er glaubte dem Grafen die Geschichte mit der Falte im Strumpf nicht recht, das hätte er schließlich gestern schon merken müssen. Nein, das war eine Finte! entweder war der Brave

zu faul zum Rausgehen oder blasiert; die Jagd hier lohnte ihm wohl nicht!

Oder — — dem jungen Manne schoß alles Blut zum Kopfe, als ihm dieser Gedanke kam. Warum hatte ihn denn sein Gast so inständig gebeten, er möge hinausgehen? Wie, wenn alles das nur ein Vorwand war! — Unwillig verwarf er den Gedanken als seines Freundes und Klaras unwürdig. Aber die unsinnige Vorstellung kam wieder, wollte sich nicht abweisen lassen, wurde zur fixen Idee.

Graf Ingelsbrunns Vorleben, was er davon selbst gesehen und von anderen gehört hatte, fiel ihm mit einem Male ein. Des Grafen Abenteuer waren ganz ungewöhnlicher Art gewesen. Aus Alltagserfolgen, die einem Manne wie ihm leicht zugefallen wären, machte er sich nichts. Das Auserlesenste, ja das scheinbar Unmögliche nur reizte ihn.

Ein Gespräch tauchte in Kriebows Erinnerung auf, es war in Wien gewesen, unter Junggesellen; da hatte Ingelsbrunn die Behauptung aufgestellt und verfochten: die interessanteste Frau sei die verheiratete Frau, und zwar die sogenannte glücklich verheiratete Frau. Jungen Mädchen den Kopf zu verdrehen, das sei fad; der schwerste und darum lohnendste Erfolg winkte nur bei der Frau, der die Untreue eine ungekostete Frucht sei. —

Ganz deutlich fielen ihm jetzt diese Paradoxen ein. Damals hatte er eine gewisse Bewunderung empfunden für einen Mann, der sich eines so raffinierten Geschmackes rühmen durfte. Aber heute! —

Es überlief ihn siedend heiß. Wie hatte er sich nur einen solchen Roué zu Gaste bitten können! In ganz anderem Lichte erschien ihm jetzt die Liebenswürdigkeit seines Freundes, seine Anekdoten, seine Schnada-

hüpfeln. Das war ja weiter nichts als der Versuch, Wohlgefallen zu erregen. Er wußte doch nur zu gut aus eigener Erfahrung, wie es gemacht wurde. Mit Harmlosigkeiten fing's immer an. Wenn er sich's recht überlegte, datierte Ingelsbrunns Interesse für Klara schon von Berlin her. Wo hatte er seine Augen gehabt! Schon damals hatte der Graf Klara den Hof gemacht. Und jetzt dieser Besuch in Grabenhagen war weiter nichts als die Verfolgung eines wohlvorbereiteten perfiden Anschlages.

Aber, wenn er an Klara dachte, erschienen ihm seine Besorgnisse geradezu lächerlich. Ja, es war frevelhafter Wahnsinn, sie überhaupt mit solchen Vermutungen nur von ferne in Verbindung zu bringen. Es war widerlich, es war abscheulich; er hätte sich selbst anspeien können dafür.

Und wieder, wenn er an den Grafen dachte und seine Theorien. — Mußte nicht ihre Reinheit einen solchen Menschen reizen? Und ihr mochte die Unerfahrenheit und Arglosigkeit in diesen Dingen zum Nachteil werden. Man konnte ja nie wissen! In Liebessachen war das Unwahrscheinlichste möglich.

Und mochte sein Verdacht noch so unbegründet sein, er wollte keinen Zweifel haben, keine Unruhe leiden müssen. Die Rolle seines Freundes Ulrich zu spielen, dazu war er doch nicht der Kerl! —

So ritt er denn spornstreichs nach Haus zurück.

Er fand den Gast genau so, wie er ihn verlassen, nämlich bequem im Lehnsessel zurückgelehnt, den wunden Fuß auf einem Stuhle liegend, seine Zigarette rauchend und in einem Buche lesend.

„Ihre Frau Gemahlin hat mir da was ganz Süßes gebracht, lieber Freund!" rief er dem Hausherrn ent-

gegen. „Gottfried Keller heißt der Mensch, die Leute von Seldwyla, prächtig, meiner Treu! das ist besser als die Zeitung, hat die Baronin gesagt. Scharmant von ihr, so an mich zu denken — was?“ —

Er versenkte sich darauf wieder in die Lektüre, lachte gelegentlich laut auf, schlug sich aufs Knie und jodelte vor Vergnügen.

Kriebow blickte zum Fenster hinaus. Also Klärchen war bei ihm gewesen in seiner Abwesenheit, hatte sich mit ihm unterhalten, hatte für ihn gesorgt. Er zitterte und bebte und mußte an sich halten, daß seine Hände nicht Griffe machten, irgend etwas zu vernichten.

Bei Tisch wurde die ganze Zeit von dem Buche gesprochen. Der Graf schwärmte davon, und die junge Frau wußte auch mancherlei über ihren Lieblingsdichter zu sagen, während Erich, dem Keller fremd war, und den jedes Wort, das zwischen den beiden fiel, verdroß, stumm und mit düsterer Miene dabei saß. Graf Ingelsbrunn ließ sich das nicht anfechten, er tat, als merke er gar nichts, blieb in seiner jovialen Laune. Nichts war geeigneter, den Eifersüchtigen noch mehr in Verzweiflung zu bringen, als diese Unbefangenheit des Gastes, die er ihm als höhnende Impertinenz auslegte.

Klara war Erichs eigentümliches Wesen nicht entgangen; sie befragte ihn darüber, als sie abends mit ihm allein war.

Er schämte sich, ihr die Wahrheit zu sagen. Den klaren Augen seiner Frau gegenüber wollte sich der Verdacht nicht auf die Zunge wagen. Nein, es war wirklich zu ungeheuerlich; sie würde das gar nicht verstehen. Er durfte ihr damit nicht kommen. — Und so murmelte er etwas von Ärger, den er in der Wirtschaft gehabt habe.

Tags darauf das nämliche: Der Gast im Lehnstuhl mit seinem Buche, bei dem er sich köstlich zu unterhalten schien, der Hausherr ihm gegenüber Grillen fangend. Klärchen, die wie gewöhnlich ihren Hausfrauengeschäften nachging, kam hin und wieder mal, nach den Herren zu sehen. Dann empfing sie der Graf mit einem: „das ist halt zu prächtig, Gnädige! Das muß ich Ihnen vorlesen!" — und dann las er.

Kriebow sah in alledem nur Komödie. Auf diese Weise sollte er sicher gemacht werden. Aber der Herr Graf sollte sich doch getäuscht haben wenn er ihn etwa für harmlos hielt. Er blieb auf seinem Posten. Man würde ja sehen, wer es länger aushielt.

Als der Graf mit dem Buche fertig war, dehnte und streckte er sich voll Behagen, und meinte dann: „Wissen's, lieber Freund, es ist reizend bei Ihnen. Ausgezeichnet unterhalten habe ich mich, meiner Seelen! Aber ich habe eine große Bitte, lieber Freund, ich möchte Sie bitten, nehmen Sie mir's halt nicht übel, ich möchte Sie bitten: lassen Sie mich reisen. Sehen's, alles auf der Welt muß a End' haben und wenn's noch so schön wär'. Lassen Sie mich reisen, lieber Freund!"

Der Grabenhäger hatte eine dunkle Ahnung, daß die Worte des Grafen nicht frei seien von Ironie; aber in diesem Augenblicke war ihm das äußerst gleichgültig. Der Mensch wollte reisen; ihm fiel ein Stein vom Herzen.

Von dem Momente an war seine schlechte Laune wie weggeblasen; er war der liebenswürdige Wirt von zuvor. Auch dem Grafen schien sein Fuß jetzt keine großen Schmerzen mehr zu bereiten; er konnte wieder gehen und stehen. Man verlebte noch einen gemütlichen Abend.

Der Zug, mit dem Graf Ingelsbrunn nach Berlin zurück wollte, ging am Vormittag. Vorher wolle er noch einige Aufnahmen machen, erklärte der Graf, er habe seinen Apparat mitgebracht. Er bat Klara, Haube und Schürze anzulegen, so und nicht anders wünschte er sie festzuhalten.

Kriebow brachte ihn zur Bahn. Er ließ Franzen fahren, um sich mit dem Scheidenden besser unterhalten zu können. Man hatte von alten Geschichten gesprochen, gemeinsame Erlebnisse waren aufgewärmt worden. Zwischendurch schwieg Graf Ingelsbrunn, er war auf einmal nachdenklich geworden. „Werden Sie mir's glauben, lieber Freund," sagte er, „manchmal kommt mir der Flirt schon höllisch fad vor."

„Nanu!" rief Kriebow, „das sagen Sie!"

„Ja! Ich weiß nicht, was es ist, ob's das Alter ist? Früher kannte ich das nicht; aber jetzt habe ich manchmal geradezu moralischen Katzenjammer. Man hat nicht mehr die Unbefangenheit in Liebesdingen wie ehemals, und da ist's halt aus mit den Erfolgen, mein Lieber."

Auf dem Bahnhofe, als der Zug schon in Sicht war, drückte der Graf den Arm seines Wirtes. „Grüßen Sie mir Ihre Frau Gemahlin, lieber Freund! Und richten Sie ihr so viel Scharmantes aus von mir, als Sie können und wollen; es wird immer noch nicht heranreichen an meine Bewunderung. Sie sind zu beneiden, mein Lieber! Nun, bewachen Sie diesen Schatz gut — aber, das braucht man Ihnen eigentlich nicht erst anzuraten."

Ein fast unmerkliches Lächeln umspielte seine Lippen; dabei sagten seine Augen, daß er es im Grunde verzweifelt ernst meine.

„Schicken Sie uns doch ein paar Abzüge von den Photographien!“ sagte Kriebow zum Grafen, welcher zum Coupéfenster hinausblickte.

„Nein, lieber Freund!“ rief der ihm zu, während der Zug schon anrückte, „die kriegen Sie nicht. Etwas will ich doch wenigstens ganz für mich haben.“

VI.

Der Spätherbst war nun da. Die Körnerfrüchte waren sämtlich eingebracht. Der Acker lag als Stürze oder Brache. Der betriebsame Landwirt hatte sein Teil bereits für das kommende Jahr bestellt. Nun konnte das Parforcereiten beginnen. Nur frische Saat, Zuckerrüben, soweit sie noch im Felde, Raps und Kleebrache waren zu schonen, das übrige war von den Grundbesitzern, die zum größten Teile dem Hetzklub angehörten, für den Sport freigegeben worden.

Der Klub hatte seinen Sitz in der Kreis- und Garnisonsstadt. Drei Kavallerieregimenter der Gegend hatten sich zusammengetan zum Halten der Meute; der Brigadekommandeur war Master. Die Meute hatte man auf einem Rittergutsvorwerk untergebracht, wo sie von einem Hundsman, Engländer von Geburt, abgeführt wurde.

Man ritt eigentlich nur im Herbst hinter den Hunden, da die wachsende Kultur des Landes, vor allem der Zuckerrübenbau, das Jagdgelände immer mehr einengte und die Flurschäden ins Unerschwingliche wachsen ließ.

Langendamm mit seinen ausgedehnten Brachen und Koppeln bildete einen beliebten Tummelplatz für die

Rotröcke. Major von Pantin war einer der eifrigsten Förderer der Hetzjagd. Bei Malte gingen hierbei sportliche und geschäftliche Interessen Hand in Hand. Bei der Jagd brachte man leicht einen oder den anderen Gaul an den Mann.

In Langendamm war es von altersher Sitte, daß sich auch die Damen am Jagdreiten beteiligten, und zwar aktiv, nicht als müßige Zuschauerinnen allein. Die verstorbene Frau von Pantin war bis ins Alter hinein passionierte Reiterin gewesen; ihre Töchter schlugen ihr nach. Magda war allerdings in den letzten Jahren zu stark geworden, um in den Sattel zu kommen, aber dafür ritt Kari mit angeborenem Geschick und neuerdings auch Mira, die als Amazone ihresgleichen suchte.

Das Jagdreiten war eine willkommene Gelegenheit, die Garnisonen und die Nachbarschaft in zwangloser Weise zusammenzuführen. Das Rendezvous wurde einmal für dieses, dann wieder für jenes Gut verabredet. Hase oder Fuchs wurden gehetzt, gelegentlich ein Keiler oder ein Stück Wild ausgesetzt, zur Abwechslung auch einmal eine Schleppjagd eingelegt. Vom Halali ritt man dann, wie man war, zum nächsten Gutshof, wo geluncht ward.

Der Grabenhäger beteiligte sich eifrig an den Jagden. In seiner „Zigeunerin" besaß er ein sicheres, geschicktes und flottes Tier, das im Terrain außerordentlich willig vorwärts ging.

Nur einen bitteren Beigeschmack hatte das Vergnügen für Kriebow: Klara ritt nicht mit. Sie hatte das Reiten niemals erlernt; in ihrer gebirgigen Heimat setzten sich diesem Sport natürliche Hindernisse entgegen. Erich hatte es sie lehren wollen, aber sie erklärte, nicht die geringste Lust und Anlage dazu zu verspüren. Das

wurmte ihn, besonders wenn er Miras elegante Gestalt im Sattel erblickte.

Einer der flottesten Reiter unter den Zivilisten und das bestberittenste Klubmitglied überhaupt war der Regierungsassessor. Mehr als einmal gelang es Herrn von Katzenberg, als Erster am Platz zu sein, während das Wild von den Hunden gedeckt wurde, und glücklich auszuheben.

John Katzenberg hatte sich schnell eingebürgert in der Gegend. Er war zu allem zu gebrauchen, er ritt, fuhr, schoß, tanzte, machte den Hof und erfüllte somit nach vieler Leute Meinung die Obliegenheiten eines Regierungsassessors zu vollster Zufriedenheit. In der letzten Zeit hatte man Assessoren beim Landratsamt gehabt, die gesellschaftlich ungenießbar waren; um so angenehmer stach dieser flotte, junge Mann gegen seine Vorgänger ab. Es war Mode geworden in der Gegend, ihn nett zu finden.

Erich von Kriebow gehörte nicht zu seinen Bewunderern. Wie kam solch ein Assessor dazu, ein Pferd wie „Obergigerl“ zu besitzen, das in der ganzen Rennwelt Renommee hatte! Vor allem, daß er den Gaul reiten konnte, verdroß Kriebow. Aber auch noch anderen Grund zu Mißfallen gab es. Offenbar bewarb Katzenberg sich um Karis Gunst, und das wurde anscheinend von Mira protegiert. Eigentlich ging ihm die Sache ja gar nichts an; warum sollte nicht Mira Pantin der Leidenschaft, Partien zusammenzubringen, ebensogut fröhnen wie andere Damen? Aber Erich von Kriebow entging es nicht, daß sich Ulrichs Frau, während sie scheinbar nur Karis Glück im Auge hatte, von dem jungen Menschen gehörig selbst den Hof machen ließ. Das verdachte er ihr, gerade weil er ihr einstmals ge-

huldigt hatte; denn das war doch ganz etwas anderes gewesen. Nein, sich so wegzuwerfen hatte sie nicht nötig! Das hier war unverzeihliche Geschmacklosigkeit!

Ulrich von Pantin hatte nach dem Manöver Urlaub genommen, den er bei seinem Vater in Langendamm zubrachte; auch er beteiligte sich an dem Jagdreiten.

Kriebow kannte die Gewohnheiten dieses Ehepaares von Berlin her zur Genüge. Man sah sie selten beieinander, und wenn sie notgedrungen sich doch einmal etwas mitteilen mußten, dann geschah es mit einer Miene, welche Langeweile und Überdruß nicht verbarg. Irgendwelche Gene sich aufzuerlegen, weil ihr Mann zugegen war, hätte Mira für den Gipfel der Lächerlichkeit erklärt. Im Gegenteil, die Gegenwart des Gatten schien nur ein Sporn für sie zu sein, ihrem Übermut voll die Zügel schießen zu lassen.

Wenn sie die Absicht hatte, Erich von Kriebow damit zu ärgern, daß sie ganz offenkundig mit dem Assessor kokettierte, so erreichte sie ihren Zweck. Er kochte, wenn er sah, wie sie diesen jungen, nach seiner Ansicht bereits reichlich aufgeblasenen und stark von sich eingenommenen Menschen verwöhnte. Die Gleichgültigkeit seines Freundes Ulrich empörte ihn. Eine solche Schlappheit war doch geradezu unerhört! Mit Ulrich sprechen, ihm vorstellen, daß seine Frau ihn kompromittiere, und daß er eingreifen müsse, wäre ja vielleicht Freundespflicht gewesen; aber schließlich mußte sich Kriebow sagen, daß es ihm schlecht stehen würde, hier den Angeber zu spielen.

Aber wenn Ulrich nun einmal als Gatte unbegreifliche Duldung übte, als Bruder hatte er doch vielleicht eine strengere Auffassung. Konnte er es zulassen, daß seine Schwester Kari, dieses arglose, eben erst flügge

gewordene Ding, Herrn von Katzenberg an den Hals geworfen wurde, bloß weil er Millionärssohn war? Darüber mit seinem Freunde zu sprechen, hatte sich Erich von Kriebow vorgenommen.

Das Halali war diesmal auf Ernsthöfer Flur gewesen. Herr von Tichow, der Besitzer von Ernsthof, hatte die Jagdteilnehmer zu sich eingeladen. Man befand sich auf dem Ritt dorthin.

Der Grabenhäger trieb die „Zigeunerin" an Ulrichs Pferd heran. John Katzenberg, der eben mit Mira und Kari an ihnen vorbeitrabte, gab ihm passende Gelegenheit, das Gespräch auf das erwünschte Thema zu bringen.

Ulrich meinte, als Kriebow seine Glossen machte über Katzenbergs Aufmerksamkeit für Kari: was weiter Schlimmes dabei sei! ein bißchen Courmacherei! man solle doch nicht so rigorös sein.

„Aber deine Schwester läßt sich vielleicht was in den Kopf setzen," meinte Kriebow. „Ich würde das nicht so leicht nehmen, als Bruder."

„Man kann ja übrigens gar nicht wissen, ob er nicht ernste Absichten hat," sagte Ulrich und lachte. Aber seine Heiterkeit hatte einen falschen Ton. „Die Familie ist ja nicht gerade erstklassig; aber schließlich sie sind doch wenigstens in zweiter Generation geadelt. Ankaufen will sich der alte Katzenberg nun auch, womöglich hier in der Gegend. Sie haben das offenbare Bestreben, sich zu heben; das ist doch ganz berechtigt! Ich weiß nicht, wie man den Leuten daraus einen Vorwurf machen kann."

„Aber was hat denn deine Schwester mit alledem zu tun?"

„Ja, siehst du, Erich, Kari muß aus dem Hause Die ganze Zeit in Langendamm sitzen, so ein junges

Mädel — du kennst doch unsern alten Herrn —, das geht nicht so weiter. Und uns anderen Geschwistern kann man's doch auch am Ende nicht zumuten, daß wir sie aufnehmen. Es ist eben nicht leicht, das kannst du mir glauben, Erich!"

Er schwieg. So ritten sie eine Weile nebeneinander her; Kriebow vermutete, daß ihm Ulrich etwas verberge, hielt es aber nicht für korrekt, ihn auszufragen.

Plötzlich begann Ulrich ganz von selbst: „Höre mal, mein Alter, ich will dir reinen Wein einschenken: Kari muß heiraten! Die Katzenbergs sind ihre dreißig Millionen wert und mehr. Mira hat so ein bißchen Einblick gekriegt in die Verhältnisse. Von dem Vermögen eines solchen Mannes, wie der alte Kommerzienrat, macht man sich ja gar keinen Begriff. Da sind wir alle hier in der Gegend zusammenaddiert einfach nichts dagegen."

„Und wenn er so reich wäre, daß er den ganzen Kreis auskaufen könnte," rief Kriebow erregt, „ich möchte nichts mit ihm zu tun haben. Der Junge da, äußeren Schick hat er ja, meintswegen! Aber Parvenu bleibt eben Parvenu! So einen in die Familie aufzunehmen! — — Deine Schwester mesalliert sich, das ist meine Ansicht!"

Ulrich war gänzlich aus seiner sonstigen blasierten Gleichgültigkeit herausgekommen. Er riß heftig an den Zügeln, daß die Braune unter ihm zu tanzen begann. In seinen verlebten Zügen arbeitete es stark. Kriebows Worte mußten tief gegriffen haben.

„Ich will dir mal was erzählen, Kriebow! aber im strengsten Vertrauen und nur zu dir!" Damit sah er sich um, ob sie nicht etwa von jemandem belauscht werden könnten. „Unsere Verhältnisse sind miserabel!

Kein Mensch ahnt, wie schlecht sie sind. Auf Langendamm will niemand mehr etwas borgen. Mein alter Herr hat außerdem noch Schulden; ich mag gar nicht wissen, wie viel und bei wem. Schon wiederholt ist er nicht imstande gewesen, mir meinen Zuschuß auszuzahlen. Was soll man da machen! Ich habe ja sowieso nie damit gelangt. Es ist schon soweit mit uns in Berlin, daß die Kaufleute meiner Frau beim Kreditieren Schwierigkeiten machen. Soll ich immer wieder zum Juden gehen? Ich weiß nicht mehr wo aus und ein!" —

Er schwieg mit einem tiefen Seufzer. Kriebow war über das Vernommene so betroffen, daß er zunächst gar nichts zu sagen vermochte. Also das war das Geheimnis der Pantins! — Man hatte ja immer so etwas munkeln hören, daß es mit ihren Finanzen schlecht stehe, aber so schlimm hatte er sich die Sache doch nicht im entferntesten gedacht.

„Und merken darf man die Welt nichts lassen," sagte Ulrich, „sonst ist der Krach fertig. Der alte Herr gibt sich ja die größte Mühe; aber was soll werden, wenn ihm die Gläubiger nicht mehr stunden? — Dann kommt Langendamm unter den Hammer, und wir alle zusammen sitzen da, ohne den roten Heller."

Kriebow überlegte. Hier war guter Rat teuer! Er sagte zu Ulrich, daß sie sich dann eben entschließen müßten, sich einzuschränken.

„Was würde das nützen!" meinte der. „Bei den Beträgen, um die es sich hier handelt, was bedeutet es da, wenn man ein paar Tausend weniger ausgibt im Jahr. Damit ist das Loch nicht gestopft."

„Laß mal sehen!" rief Kriebow, den der Eifer gepackt hatte, guten Rat zu erteilen. „Das, was am meisten

Geld verschlingt, ist doch jedenfalls euer Hausstand in Berlin. Also ihr müßtet den Anfang machen!"

„Das können wir nicht, nein, das wäre unerträglich! Außerdem kann ich das Mira nicht zumuten. Du kennst Berlin. Wenn wir auf einmal anfangen wollten, uns von allem zurückzuziehen — nein, das ginge nicht! Die Leute würden sich den Mund zu den Ohren reden. Du weißt doch auch, wie's beim Regiment ist; einen Pauvren würden sie gar nicht dulden. Man hat eben Verpflichtungen!"

„Nun, dann bleibt nur eins: daß du dich versetzen läßt."

„Ich, in die Provinz! — Das geht erst recht nicht!"

„Ja, lieber Freund, da hast du gar keine Wahl, wie mir's scheint!"

Es entstand eine Pause. Dann sagte Ulrich kaum vernehmbar: „Ich habe daran ja auch schon gedacht. Aber wenn ich auch wollte, Mira geht nicht weg von Berlin. Ich glaube, wenn ich zur Linie versetzt würde, dann verließe sie mich."

Er hatte das halblaut gesagt, mit gedrückter Miene. — Darauf war freilich nichts zu erwidern, wenn es so stand, wenn ein Mann selbst das traurige Geständnis machen mußte, daß er seiner Frau in schwerer Lebenslage nicht sicher sei. Ulrich hatte recht: dann konnte er die Flinte ins Korn werfen. — Kriebow mußte unwillkürlich vergleichen: wie viel glücklicher war er doch! — Wohin war Ulrich gekommen!

„Eines möchte ich nur noch von dir wissen," sagte Kriebow schließlich, „was euch bei alledem diese Katzenbergs nützen sollen? Gesetzt den Fall, deine Schwester heiratet den Assessor, dann ist sie ja versorgt; aber was ist euch anderen damit geholfen?"

„Einen wohlhabenden Mann in der Familie zu haben, ist immer nützlich. Der alte Kommerzienrat soll ja ein großer Finanzier sein, vielleicht weiß der Mittel und Wege, meinem Vater aus dem Dilemma zu helfen. Irgendwie müssen wir uns doch rangieren, das mußt du doch zugeben!“

Was Ulrich meinte, war ja ziemlich durchsichtig. Was hätte Erich in diesem Augenblicke darum gegeben, ein reicher Mann zu sein, um einspringen zu können. Zu denken, daß hier ein Kommerzienrat von Katzenberg der Retter aus der Not sein sollte, und um welchen Preis!! — Der Gedanke war abscheulich!

„Mißverstehe mich aber nur nicht etwa!“ schaltete Ulrich hier ein, „schenken wollen wir uns natürlich nichts lassen; das kannst du mir glauben.“

* * *

„Wissen der gnädige Herr schon? Groß-Podar ist verkauft!“ Damit überraschte Inspektor Heilmann seinen Herrn eines Morgens.

„An wen denn!“

„Ein Herr Kommerzienrat von Katzenberg aus Berlin soll der Käufer sein,“ teilte Heilmann mit. „Eben hat mir's der Groß-Podarsche Gemeindevorsteher erzählt. Gestern ist der Kauf unterzeichnet worden.“

Der Grabenhäger schüttelte mißbilligend den Kopf. So war also doch perfekt geworden, was man seit einiger Zeit schon kommen sah. Der Vater des Regierungsassessors hatte sich ja bereits mehr als ein Gut in der Nachbarschaft angesehen, unter Führung des Langendammers, der, wie ein Spottvogel bemerkt hatte, unter die Güteragenten gehen zu wollen schien.

Es war ja an sich schon keine erfreuliche Aussicht,

solch einen Geldmenschen in den Kreis zu bekommen; aber daß er sich von allen Gütern auch gerade noch Proß-Podar kaufen mußte, welches die längste Grenze mit Grabenhagen hatte, dessen Herrenhaus man von Kriebows Hausschwelle in zwanzig Minuten erreichen konnte, und dessen Kirche eine Filiale war der Grabenhäger Mutterkirche! Einen Mann mit so großem Geldbeutel zum nächsten Nachbar zu bekommen, war auf einen Fall angenehm. Und wenn die übrige Familie dem Herrn Sohn nur einigermaßen glich, dann konnten sie ihm erst recht gestohlen bleiben.

Heilmann verbreitete sich dann noch des weiteren über den Kauf. Eine der Kaufsbedingungen war, daß Landrat von Ruhbeck, der bisherige Besitzer, sofort ausziehen mußte, weil der Käufer große Veränderungen an Haus und Hof plante und noch vor Beginn des Winters mit Umbauen anfangen wollte.

Dem Grabenhäger tat es leid, daß man die Ruhbecks als Nachbarn einbüßen sollte. Herr von Ruhbeck war ein Zeitgenosse seines Vaters gewesen und war nun wohl schon an die dreißig Jahre Landrat im Kreise. Er hatte nicht weniger als acht unvergebene Töchter. Es waren brave und liebenswürdige Mädchen, und nur ihre Unbemitteltheit konnte es begreiflich machen, daß sie nicht begehrt worden waren.

Klara hatte erklärt, daß ihr von allen Familien weit und breit die Ruhbecks am angenehmsten wären. Kriebow wußte, wie schwer sich Klara anschloß, und doch wünschte er brennend, daß sie einen passenden Verkehr finden möchte. Die Ruhbeckschen Damen wären vielleicht etwas gewesen für die Zukunft. — Nun machte der Verkauf des Gutes auch diese Aussicht zunichte.

Der alte Ruhbeck gehörte zu den unstudierten Land-

räten. Zum Politiker fehlten ihm alle Gaben und auch der Ehrgeiz. Er hatte nie etwas anderes sein wollen als Landwirt.

Seine Erfahrung langte gerade zu für die Verwaltung eines rein ländlichen Kreises, in welchem es keine größeren Städte und auch keine Industrie gab. Weder politische, noch religiöse, noch nationale Kämpfe hatte der Kreis bisher gesehen.

Das Übergewicht lag hier seit langer Zeit bei den Rittergütern. Was es sonst noch, eingestreut zwischen dem Großgrundbesitz, an Bauern und kleinen Leuten gab, spielte eine geringe Rolle, erschien mehr wie geduldet. Ein solcher Kreis war leicht zu regieren für einen, der selbst dem dominierenden Stande angehörte.

Herr von Ruhbeck hatte den Kreis in altgewohnter, patriarchalischer Weise verwaltet und sich sein Amt nicht allzu sauer werden lassen. Er wohnte in Groß-Podar und fuhr nur einigemal in der Woche nach der Kreisstadt, um die notwendigsten Bureaugeschäfte zu erledigen. Infolgedessen spielten der Kreissekretär und der Assessor eine große Rolle bei ihm. Das Schreiben war nie seine starke Seite gewesen. Ruhbeck hatte schon mehrfach gebeten, ihn seines Amtes zu entbinden; aber man hatte ihn nicht gehen lassen. Er genoß nun einmal das Vertrauen des Kreises.

Außerdem war niemand da, der hätte an seine Stelle treten können. Den Grundbesitzern im Kreise fehlte entweder die Qualifikation, oder sie waren wohl auch zu bequem, die Arbeit und Verantwortung des Landratpostens auf sich zu nehmen. Die beiden einzigen, die sich geeignet hätten, wollte man um keinen Preis haben. Den einen: Herrn Merten auf Pröklitz, darum nicht, weil er bürgerlich war und weil man ihm auch

politisch nicht recht traute, den anderen: Herrn von Klaven auf Ragatzin, nicht, weil er bei den Standesgenossen als ein Sonderling und schwer zu berechnender Mensch galt.

Man war also tatsächlich in Verlegenheit, wen man an Herrn von Ruhbecks Stelle hätte zum Landrat machen sollen. Und so suchte man denn die Änderung möglichst hinauszuschieben.

Der vorige Assessor, der mehrere Jahre hindurch das mangelhafte Schreibvermögen des Herrn von Ruhbeck ersetzt hatte, war dann versetzt worden.

Und nun tauchte auf einmal zu aller Welt Erstaunen ein Regierungsassessor von Katzenberg auf, der vom fernen Westen kam. Niemand kannte ihn oder seine Familie, mit Ausnahme der Pantins von Langendamm, mit denen er Verbindungen zu haben schien.

Diese Bekanntschaft war auf folgende Weise entstanden: Mira hatte im zeitigen Sommer, wie alljährlich, ein Seebad besucht, um sich im Meerwasser frische Haut und Nerven zu holen, die beide unter den Strapazen des Berliner Karnevals stark gelitten hatten. Sie pflegte zu diesem Zwecke ein Ostseebad aufzusuchen, das nicht zu den fashionabelsten gehörte. Sie wollte niemanden ihresgleichen treffen, wünschte ungestört der Leibespflege zu leben; dazu brauchte sie keine Beobachter.

Nun hatte sie in dem Fischerdorfe, bei irgendeiner Gelegenheit, eine Frau von Katzenberg kennen gelernt, die sich mit ihren beiden Töchtern ebenfalls der Gesundheit wegen dort aufhielt. Zum Zeitvertreib, weil man doch mit irgend jemandem umgehen mußte, wenn man nicht umkommen wollte vor Langeweile, hatte sie sich mit den Damen eingelassen. Frau von Katzenberg sowohl wie ihre Töchter sahen recht anständig aus, die

Mädchen, eben dem Backfischalter entwachsen, hatten in der Schweiz eine gute Erziehung genossen, sie traten ohne Prätensionen auf, zogen sich gut an; kurz, es war nichts gegen sie einzuwenden.

Es schmeichelte Mira, Mutter und Töchter durch ihre Liebenswürdigkeit gänzlich zu umstricken; das war ein außerordentlich billiges Vergnügen. Bald schwärmten die Damen Katzenberg für die vornehme, schöne, junge Frau, mit der sie ein glücklicher Zufall hier zusammengeführt hatte.

Als dann allerdings der Gatte und Vater dieser Damen auf der Bildfläche erschien, war Mira weniger erbaut über die neue Bekanntschaft. Denn während Frau von Katzenberg eine stattliche Blondine war, die ihrer Erscheinung nach dem besten Hause hätte entstammt sein können, stellte sich der Gatte als ein Mann dar, dem man den Kommerzienrat doch allzusehr ansah. Für Mira war es eine neue Erfahrung, solch einen Herrn zum Tischnachbar zu haben. Aber sie fand sich schließlich auch darein. Die Sache hatte ja keine Konsequenzen; weit und breit war kein Bekannter, der sie hätte beobachten können, und in Berlin würde sie die Beziehungen zu den Leuten natürlich schleunigst abbrechen.

Zunächst behandelte sie den Kommerzienrat absichtlich schlecht, aber der vielerfahrene alte Mann schien sich daraus nichts zu machen; mit Zähigkeit klammerte er sich an die wertvolle Freundin, welche seine Damen da gefunden hatten.

Herrn von Katzenberg kam diese Bekanntschaft aus mehr als einem Grunde äußerst gelegen. Er war von dem Ehrgeize besessen, weiter emporzukommen auf der gesellschaftlichen Stufenleiter. Manches hatte er bereits erreicht: sein „von“ war vom Vater ererbt, seine Frau

stammte aus angesehener Familie, seinem Sohne war es gelungen, Korpsstudent und Reserveoffizier zu werden und in der Verwaltungskarriere anzukommen.

Kommerzienrat von Katzenberg besaß aber damit noch lange nicht alles, was er für sich und die Seinen erstrebte. Viel Mühe hatte es ihm gekostet, an die erste Gesellschaft heranzukommen; aber der Erfolg war bisher kein voller gewesen. Man ließ sich's ja gern gefallen, daß er zu milden Zwecken Tausende zahlte, bei Subskriptionsbällen wurde er geduldet — wie man da schließlich jeden duldete, der das Entree zahlte —, bei einem Bazar im vorigen Frühjahr hatten seine Frau und seine Töchter neben Komtessen und Fürstinnen von Geblüt verkauft; aber zu irgendeiner wirklichen Intimität mit der Aristokratie war es nicht gekommen.

In Frau von Pantin nun glaubte der Kommerzienrat die Persönlichkeit gefunden zu haben, welche ihm die Tür, vor der er mit den Seinen schon eine ganze Weile antichambrierte, öffnen würde. Denn daß Mira Pantin durch Geburt, Beziehungen, Schick, Schönheit und durch ihr gefürchtetes Mundwerk zu den einflußreichen Damen der Gesellschaft gehöre, war ihm wohl bekannt.

Sehr bald merkte Herr von Katzenberg, daß Frau von Pantin eine Dame sei, mit der man ein offenes Wort sprechen konnte, und davon machte er denn reichlich Gebrauch.

Und auch Mira fand schließlich Gefallen an der Unterhaltung mit dem alten erfahrenen Herrn. Es belustigte sie, zu sehen, wie dieser im übrigen kluge und praktische Mann in der gesellschaftlichen Eitelkeit seine schwache Seite hatte.

Inzwischen hatten Katzenbergs noch ihren Sohn nachkommen lassen, um auch ihn Frau von Pantin vorzustellen.

Der Kommerzienrat war sehr stolz auf den Jungen, der alles besaß, was sich der väterliche Ehrgeiz nur wünschen konnte. John Katzenberg stellte die Entwicklung dar über seinen Vater hinaus. Schon in der äußeren Erscheinung war er eine glückliche Verbindung der elterlichen Typen. Vom Vater hatte er den lebhaften Glanz des Auges und den Lüster des schwarzen Haupthaares, von der Mutter den Wuchs und die helle Hautfarbe. Die etwas gewöhnliche Mundpartie wurde durch den wohlgepflegten Schnurrbart geschickt verdeckt. Dazu war sein geschmeidiger Körper gestählt durch Waffenübung und Sport. Er war gereist, hatte die Welt gesehen; sein Auftreten war selbstbewußt und sicher.

John von Katzenberg fand denn auch, wie der Kommerzienrat erwartet hatte, Gnade in Miras Augen. Eine solche Persönlichkeit war wie dazu gemacht, ihr Wohlgefallen zu erregen. Die beiden hatten bei aller Verschiedenheit doch etwas Verwandtes in der Skrupellosigkeit, mit der sie sich selbst durchsetzten. Schnell hatte man sich gefunden. John löste jetzt seinen Vater ab in den Spaziergängen mit der schönen Frau. Der Kommerzienrat fügte sich gern darein, und Mira fand den jungen schließlich doch noch amüsanter als den alten Katzenberg; mit John konnte man segeln und Tennis spielen. Die Beziehungen zu den Damen, welche den Anfang gemacht hatten, traten gänzlich in den Hintergrund vor dieser neuen Freundschaft.

Was beide verabredet haben mochten auf ihren gemeinsamen Fahrten, erfuhr selbst der Kommerzienrat nicht. Mira begab sich, nachdem ihre Kur beendet war, in die Provinzialhauptstadt, wo sie bei der Regierung einen Verwandten besaß. Sie hatte den Vetter Regierungsrat zwar bisher sehr vernachlässigt, aber jetzt,

wo sie erfahren, daß er auf die Personalfrage Einfluß habe, holte sie den Mann, einen alten Junggesellen, auf einmal hervor, umstrickte ihn völlig mit ihrer Liebenswürdigkeit und trug ihm ihre Wünsche vor. Dann ging es nach Berlin; dort hatte sie wieder im Ministerium einflußreiche Freunde. Mehr als einen Hebel wußte die junge Frau so in Bewegung zu setzen.

Das Resultat ihrer Bemühungen war, daß Assessor von Katzenberg vom Rheinland weg dorthin versetzt wurde, wohin sie ihn haben wollte, in den Kreis, dem Langendamm angehörte.

Natürlich war das Pantinsche Haus das erste, das der neuernannte Regierungsassessor aufsuchte. Mira war dort bereits zum Herbstaufenthalt eingetroffen. Sie übernahm die Einführung des jungen Menschen in die Nachbarschaft.

VII.

Kriebows gaben ihr erstes Diner. Die Speisenfolge hatte Erich seiner Frau überlassen; sein Amt war es, für den Wein zu sorgen. Auch die Tischordnung hatte er sich vorbehalten und das Einladen der Gäste; Klara kannte die Leute doch noch zu wenig, um ihm darin raten zu können.

Zwölf Personen, das war eine nette Zahl; so paßte es auch am besten mit Porzellan und Silber. Die meisten hatten zugesagt. Leid tat es Kriebow, daß Graf Wieten abschrieb; er hätte gern den anerkannt vornehmsten Mann der Gegend bei sich zu Tisch gesehen; aber der Graf schrieb, er habe eine wichtige Sitzung im Herrenhause, die ihn nach Berlin rufe.

Als sich der junge Hausherr die Mischung seiner Gäste im Geiste überschlug, erschien sie ihm gut. Am stärksten waren Pantins von Langendamm vertreten. Major von Pantin, als ältester der Geladenen, sollte Klärchen zu Tisch führen. Mira Pantin war seine Dame. Die Rentells und die Tichows konnten sich übers Kreuz führen. Für Kari hatte er den unvermeidlichen Regierungsassessor.

Das Diner ging von statten. Der Hausherr war anfangs etwas nervös, um so ruhiger zeigte sich Klara; und es klappte schließlich auch alles vorzüglich.

Beim Braten klopfte Major von Pantin ans Glas. Er sprach erst von den alten guten Zeiten und von den heimgegangenen Eltern des jetzigen Grabenhägers. Dann legte er seinem jungen Freunde, der nun den Familienbesitz angetreten hatte, ans Herz, die „Tradition" aufrecht zu erhalten, zu der außer christlich konservativer Gesinnung und Ritterlichkeit auch die Freundschaft mit den Nachbarn gehöre. Als Beweis dafür nehme er dieses Fest. Damit fand er den Übergang zur jungen Frau, die, aus einer anderen Gegend stammend, sich so schnell in die hiesigen Verhältnisse eingelebt habe.

Kriebow war ernstlich erschrocken, als er den Langendammer zu einer Rede aufstehen sah; denn Malte war berüchtigt für seine Toaste. Aber heute schien er mal einen glücklichen Tag zu haben. Mira sagte zu Kriebow: sie könne sich nicht entsinnen, je eine so „taktvolle Rede" von ihrem Schwiegervater gehört zu haben.

Nach Tisch unternahmen die Herren den üblichen Spaziergang ins Freie.

Kriebow kannte Major von Pantins Angewohnheiten; nach einem guten Diner pflegte er mehr oder weniger animiert zu sein, durch Wein und Reden; dann

wollte er raisonnieren und schwadronieren. Da war es besser, man trennte ihn von den Damen.

Einzig der Regierungsassessor blieb im Salon zurück. Man sah ihn mit Kari und Mira in eifriger Unterhaltung begriffen.

Der Ernsthöfer Tichow meinte beim Hinausgehen: „Sehen Sie mal den verfluchten Kerl, den Katzenberg! Jetzt wirbt er bei den Damen um den Landrat!“ — Der Regierungsassessor fungierte nämlich, seit Herr von Ruhbeck sich zurückgezogen hatte, als Landratsamtsverweser, und es war kein Geheimnis mehr, daß er starke Absichten auf den vakanten Posten habe.

Sowie die Herren unter sich waren, kam das Gespräch sofort auf das Thema, welches die Gemüter in der Gegend augenblicklich am meisten beschäftigte: der Verkauf von Groß-Podar.

Herr von Tichow, der spottlustige Neigungen hatte und der vor allem gern mit seinem Nachbar Malte häkelte, ließ fallen, er habe von fern gehört: die Katzenbergs seien nicht ganz „rasseecht“. —

Major von Pantin nahm den Handschuh sofort auf. Das sei eine infame Verleumdung, schrie er. Die Katzenbergs seien junger Adel, aber durch und durch „honorig und von christlicher Herkunft“; dafür bürge er!

„Na, hören Sie, die Sache ist verdächtig!“ meinte Tichow. „Der Name und dazu Kommerzienrat, und das viele Geld . . . .“

„Ach Unsinn!“ rief Malte ärgerlich. „Ich schwärme sonst auch nicht für die Geldmagnaten; das kann mir niemand vorwerfen! Aber der Mann ist kein gewöhnlicher Industrieller. Ich habe ihn kennen gelernt beim Verkauf von Groß-Podar. Tadelloser Gentleman!

wirklich Kavaliers-Allüren! — Wir können bloß froh sein, ihn zum Nachbar zu bekommen."

„Ruhbeck war mir lieber!" warf Kriebow dazwischen.

„Ruhbeck kann lachen, der ist schön raus!" fuhr Malte fort. „Nun ist er die Sorge mit dem Gute los, zieht nach Berlin mit seinen acht Mädels. Vielleicht wird er gar eine oder die andere los. In Groß-Podar wäre ihm schließlich die Puste noch ausgegangen. Auf die Weise hat er doch wenigstens einen anständigen Abgang. Der Kommerzienrat verstand die Situation sofort, bezahlte alles bar, ohne zu muckſen. Ein klotziges Geld muß er haben. Und ein kluger Mann ist er, ein mordskluger Mann!"

„Aber, was will er bei uns? das soll mir bloß einer mal sagen!" meinte Kriebow. „Mit Grund und Boden ist doch heute kein Geschäft mehr zu machen."

„Pantin hat ganz recht!" erklärte Tichow. „Der alte Katzenberg ist klug, unangenehm klug sogar! Der weiß ganz gut, daß Grundbesitz Ansehen verschafft."

„Großartiger Kerl, ein ganz großartiger Kerl!" rief Malte ordentlich begeistert. „In Groß-Podar wird er eine Masse Veränderungen vornehmen: umbauen, dazukaufen — elektrisches Licht — alles in großem Stile. Was der Mann anfängt, hat Art!" —

„Ganz ähnlich wie der Herr Sohn wahrscheinlich! Kann mir's schon denken!" meinte Kriebow.

„Und später!" rief Malte und rieb sich dabei vergnügt die Hände, „und später will er dem Jungen das Gut übergeben, wenn der einen Hausstand begründet haben wird."

Der Ernsthöfer stieß Kriebow heimlich an. „Na ja!" sagte er, „und wenn der Kleine erst Landrat geworden ist, dann kann es ihm ja gar nicht fehlen, ein

junges Mädchen aus guter Familie heimzuführen — nicht wahr?"

„Ja, natürlich!" erwiderte Malte, der die Spitze gar nicht merkte. „Warum sollte er nicht? Ein Mädel, das eine solche Partie ausschlüge, müßte einfach verrückt sein!"

* * *

„Wir müssen uns doch en bissel anfreunden, Frau von Kriebow!" mit diesen Worten ließ sich Mira Pantin neben Klara nieder.

Dann fing sie gleich an, von Erich zu erzählen, wie beliebt er gewesen sei in der Berliner Gesellschaft, was für Eroberungen er gemacht habe. Es war klar, sie wollte das Gaudium haben, Klara eifersüchtig zu sehen. „Er war ein berüchtigter mangeur de cœur, den einen Tag hier, den andern da, der reine Schmetterling!"

Aber Klara tat ihr nicht den Gefallen, auch nur das geringste Zeichen von Erregung blicken zu lassen. Sie meinte mit gelassener Miene, daß sie das von Erich selbst wisse.

„Alles? Wirklich, sollte er Ihnen alles erzählt haben?" rief Mira.

Klara antwortete darauf nur mit einem unbeschreiblich erhabenen Blicke, so daß Mira zauderte, dieses Thema weiter zu verfolgen.

„Wo ist denn Ihr Herr Gemahl jetzt, Frau von Pantin?" mischte sich Frau von Tichow in das Gespräch.

„Ach Gott, mein Mann! — Im Westen irgendwo, auf Kavallerieübungsreise. — Wanda, hast du dir vielleicht gemerkt, wo Ulrich ist?"

Frau von Rentell nannte den Ort, wo sich ihr Bruder augenblicklich befand. „Das ist ein merkwürdiges

Paar!" fügte sie hinzu, „die wissen nie etwas voneinander. Ulrich kann wer weiß was passieren, Mira hat keine Ahnung davon. Wie er damals in Hannover gestürzt war, das erfuhr sie erst durch den Bericht in der Zeitung."

„Ja, Gott sei Dank! Das Schreiben schenken wir uns; darüber sind wir erhaben. Was kommt denn dabei heraus? Dieses süßliche Wesen wie bei Brautleuten — widerlich! Wanda bekommt auch noch immer solche Liebesbriefe."

„Ja, eine Karte täglich muß mir Otto mindestens schreiben, wenn er fort ist."

„Und der Stil! ‚Mein herziger Schatz und mein süßes Liebchen! Du fehlst mir so!' — usw. Und dazu sehen Sie sich mal die Frau an!" Damit wies sie höhnisch auf Wanda, die mit ihrer auseinandergegangenen Figur allerdings nicht den Eindruck einer Braut machte. Wanda errötete und wußte nichts Besseres zu tun, als zu den Worten ihrer Schwägerin gezwungen zu lachen.

John Katzenberg, der von seiner Ecke her, wo er bei Kari saß, längst die Ohren gespitzt hatte nach der Unterhaltung der verheirateten Frauen hinüber, stand plötzlich neben Mira. Sie wandte sich nach ihm um: „Was wollen Sie, John?"

„Zuhören nur."

„Gehen Sie auf Ihren Posten! Sie haben Kari den Hof zu machen. Dazu sind Sie eingeladen, das wissen Sie!"

Er beugte sich zu ihr hinab und sagte halblaut: „Auf die Dauer bekommt das seine Längen. Ich wollte mich mal verpusten. Wie wär's, wenn wir eine rauchen gingen?" —

Klara, die Kari allein sitzen sah, war aufgestanden und hatte sich zu ihr begeben. Gespannt war sie, ob der gute Eindruck, den ihr die treuherzigen Augen und das frische Gesicht des jungen Dinges gemacht, die Probe aushalten würden.

Auch Mira stand auf. „Ach, Frau von Kriebow, Sie nehmen mir's wohl nicht übel, wenn ich jetzt eine Zigarette anstecke. Ohne dem kann ich nicht leben. Aber Ihre neuen Vorhänge wollen wir Ihnen um Himmels willen nicht verräuchern. Haben Sie keine Angst! — Wo ist denn das Herrenzimmer?"

Sie ging, von dem Assessor begleitet, nach Erichs Zimmer.

„Unglaublich ist sie!" sagte Wanda hinter ihr drein zu Frau von Tichow. Jetzt, wo die Schwägerin außer Hörweite war, fand sie den Mut, ihrem Ärger Luft zu machen. „So etwas mag in Berlin Mode sein, aber bei uns ist es doch bis jetzt noch nicht dagewesen, Gott sei Dank!"

Es fiel Klara nicht allzu schwer, zu erforschen, wes Geistes Kind Kari sei. Das junge Mädchen hatte eben die ersten Schritte in die Geselligkeit getan; neulich bei einer kleinen Tanzerei, die in der Kreisstadt stattgefunden, war sie unter dem Schutze ihrer Schwester Wanda herausgekommen. Der Himmel hing ihr voller Geigen. Sie kannte nichts weiter von der Welt als Langendamm und die nächste Nachbarschaft. Ein Ball, der den Winter im Kasino stattfinden sollte, bedeutete für sie ein Weltereignis. Ihren Kopf, der durch Kenntnisse nicht überanstrengt war, erfüllten gegenwärtig ganz und gar Gedanken an Jagdreiten, Besuche, Diners und Tanzengagements. Klara mußte unwillkürlich lächeln. Wie nett und liebenswürdig war diese Harmlosigkeit

doch, dieser Rausch, die ungewohnte Wonne: etwas zu bedeuten, eine Dame zu sein, endlich sich aus der Halbheit des Backfischtums befreit zu sehen. Aber einen Ton hörte Klara mit feinem Ohre aus dem Kunterbunt von Karis Erzählungen heraus, der ihr wehtat; es war doch so: John Katzenberg hatte Eindruck auf dieses arglose Gemüt gemacht. „Der Regierungsassessor", das war der Refrain von allem, was sie zu sagen wußte. —

Nach einiger Zeit kehrten die Herren von ihrem Gang ins Freie zurück. Kriebow führte sie zu den Damen und begab sich selbst nach seinem Zimmer, um seine Zigarrentasche von neuem zu füllen.

Zu seinem Befremden fand er dort Mira und den Regierungsassessor. Mira saß auf der Kante der Schreibtischplatte, rauchend. Sie gab sich keine Mühe, zu verbergen, daß sie in den Schriften, die dort lagen, geblättert hatte.

„Entschuldigen Sie nur, Kriebow!" rief sie dem Hausherrn zu, „ich habe hier en bißchen Ihre Lektüre kontrolliert. Fürchterlich langweiliges Zeug! Alles über Landwirtschaft."

Kriebow holte Zigarren herbei, bot Katzenberg an und steckte selbst eine in Brand. „Es ist zwar eine ungewöhnliche Ehre für meinen Schreibtisch, gnädige Frau," sagte er, „aber ich habe bequemere Möbel." Damit schob er einen Faulenzerstuhl heran.

„Wissen Sie, wovon wir eben sprachen, Kriebow?" fragte Mira.

„Tut mir leid! so weit geht meine Divinationsgabe denn doch nicht."

„Na, von was anderem kann man denn jetzt sprechen, als: wer nun eigentlich Landrat wird bei euch?"

Sie blickte Kriebow forschend an. Dem war es peinlich, daß sie ihn das in Katzenbergs Gegenwart fragte. Fast wie eine abgekartete Sache schien es, als wolle sie auf den Strauch schlagen. „Ich weiß nichts darüber, gnädige Frau. Ende der Woche ist Kreistag, das werden wir ja hören, wer vorgeschlagen wird!"

„Ja, aber wem werden Sie denn Ihre Stimme geben, Kriebow?"

Der Grabenhäger nahm eine zurückhaltende Miene an. Er könne darüber nichts sagen, erklärte er.

„Mensch! Um Gottes willen nur nicht so feierlich!" rief Mira. „Sie wissen doch ganz genau, was ich meine."

„Nein, das weiß ich in der Tat nicht, gnädige Frau."

„Nun, dann hören Sie's!" rief Mira ärgerlich. „Ich will, daß dieser Herr hier", dabei wies sie auf Katzenberg, „Landrat im Kreise wird. Ist das nun deutlich genug?"

Kriebow blickte unwillkürlich auf den Assessor, welche Miene der wohl dazu machen würde. John Katzenberg zuckte mit keiner Wimper, saß lächelnd da und nickte Mira zu.

„Trocken ist der Bursche zum mindesten!" dachte Kriebow bei sich.

„Herr von Katzenberg ist mein Kandidat, ich mache überall für ihn Propaganda," fuhr Mira in demselben Tone naivster Unverfrorenheit fort. „Ein Landrat muß Schick haben und abermals Schick, das ist die Hauptsache. Und hier die Gegend kann wirklich mal eine Auffrischung vertragen nach dieser Richtung hin. Nicht wahr, John, dafür werden Sie Sorge tragen?" —

Der Gefragte neigte den Kopf zustimmend und hob zwei Finger empor zum Schwur.

„Wissen Sie denn, daß Katzenberg neulich ein

Junggesellendiner gegeben hat? Sie sehen doch, er gibt sich Mühe, tut was für den Kreis. Und Süßholz raspeln kann er auch, wie ich bemerkt habe ...."

„Mit Ihnen, gnädige Frau, habe ich doch noch nie geraspelt," fiel der Assessor mit affektiert gedehnter Sprache ein.

„Würde ich Ihnen auch gesteckt haben! Aber mit Kari um so mehr. Das gute, dumme Tier! Ich will nichts sagen, um Sie nicht noch eingebildeter zu machen, als Sie schon sind."

Kriebow war von Natur kein Spielverderber; aber der Ton, den die beiden hier anschlugen, verletzte ihn. Auch war es eine Rücksichtslosigkeit von ihr, sich gerade sein Haus zum Flirten auszusuchen.

„Wollen wir uns nicht nach dem vorderen Zimmer begeben?" fragte Kriebow, sich erhebend.

„Wozu? Ich liege hier sehr bequem," gab Mira spöttisch lächelnd zurück. „Außerdem sind dort die verheirateten Frauen; deren Gesellschaft habe ich bereits vorhin zur Genüge genossen.

Darauf etwas zu sagen, war für den Wirt allerdings schwer. Kriebow verabschiedete sich mit einer steifen Verbeugung.

„Dieser Kriebow ist recht langweilig geworden!" sagte Mira ihm nachblickend und klopfte die Asche von ihrer Zigarette ab.

„Das macht die Ehe!" sagte Katzenberg.

„Ja, das macht die Ehe!" wiederholte Mira.

VIII.

Der Kreistag war auf einen Freitag angesetzt. Kriebow fuhr bereits am Tage zuvor nach der Stadt; denn Graf Wieten hatte ihm von Berlin aus geschrieben: er werde am Donnerstag in der Kreisstadt eintreffen und habe den Wunsch, Erich und einige andere Herren vertraulich zu sprechen. Der Grabenhäger betrachtete diesen Wink seines alten Gönners als Befehl.

Graf Wieten besaß nicht weniger als sechs große Güter im Kreise; trotzdem er nur selten auf seinen Besitzungen weilte, konnte er als der einflußreichste Mann der Gegend gelten.

Kriebow war gespannt, wie sich Graf Wieten zu der wichtigen Frage der Landratswahl, die jetzt alle Gemüter beschäftigte und die am Freitag entschieden werden sollte, stellen werde. In seinem Schreiben ließ er nichts davon durchblicken, Diplomat, wie er nun einmal war. Kriebow konnte sich eigentlich kaum denken, daß John Katzenberg sein Kandidat sein könne. Aber für wen würde er sein gewichtiges Wort in die Wagschale werfen? Für Merten oder für Klaven? die ja nächst Katzenberg am meisten genannt wurden. —

Er selbst war sich völlig unschlüssig, wem er seine Stimme geben solle. Er war in die Kreisversammlung aufgenommen worden durch Protektion des alten Wieten, aber von den Geschäften verstand er gar nichts, wie er sich selbst offen eingestand. Er nahm sich also vor, sich in dieser Frage ganz nach dem zu richten, was Graf Wieten vorschlagen würde. Wenn ein Mann die Verhältnisse übersah, so war es der Graf; seinem Rate konnte man blindlings Folge leisten.

Der Grabenhäger fuhr im frühen Nachmittag zur

Stadt. Die Wahl des Hotels war ihm leicht gemacht; es gab dort ein einziges für ihn mögliches: „Der Elefant". Die übrigen Gasthöfe waren Fuhrmannskneipen. Trotzdem er nicht um Quartier geschrieben hatte, war das „Kriebowsche Zimmer" im Elefanten für ihn reserviert worden, das vor ihm schon sein Vater und sein Großvater innegehabt hatten, wenn sie zur Stadt kamen in Geschäfts- oder politischen Angelegenheiten.

So ein Kreistag war eine wichtige Sache für das Städtchen. Es entstand dann in den sonst öden Gassen und Gäßchen des Ortes ein Leben und Treiben, das an frühere bessere Zeiten erinnerte.

Obgleich im Hinterlande gelegen, weit von der Wasserkante, nur durch eine schmale Ader mit der See verbunden, hatte der Ort doch Anschluß gehabt an den Bund der seegewaltigen Hansen. Von Reichtum, Unternehmungslust und Geschmack jener Zeit sprach noch die altertümliche Kirche mit ihrem weithin sichtbaren, mächtigen Dache, legten noch Zeugnis ab die alten Gildehäuser, redete noch hie und da ein verzierter Giebel oder eine gewölbte Einfahrt. Sonst waren alle Zeichen ehemaligen Bürgerstolzes ausgewischt, verschüttet in Jahrhunderten schwerer Drangsal, durch Kriegsbrand, Teuerung und Fremdherrschaft.

Dann waren noch einmal bessere Tage für den Ort gekommen, als sich Handel und Wandel in gesegneten Friedenszeiten, im zweiten Dritteil des Jahrhunderts zu heben begann. Da strömte vom platten Lande reicher Zufuhr herein. Der Landwirt, der hier sein Vieh und sein Getreide mit Vorteil losschlug, ließ manchen harten Taler sitzen bei Kaufmann und Handwerker. Neubefruchtet richteten sich Handel und Gewerbe auf. Aber es war nur eine kurze Blüte, kaum

eine Generation durfte sich ihres Segens erfreuen. Draußen in der großen Welt waren inzwischen mächtige Umwälzungen vor sich gegangen: neue Märkte emporgekommen, neue Länder aufgeschlossen, neue Verbindungswege entstanden. An dem abgelegenen Winkel vorbei sauste der Weltverkehr nach entfernten Zentren. Und nach kurzer Periode einer flüchtigen Wichtigkeit sank das Nestchen wieder in öde Unbedeutendheit zurück. Jetzt führte der Ort eigentlich nur noch ein Scheinleben; ohne die Garnison und das Gymnasium wäre er vollends tot gewesen. —

Erich von Kriebow hatte als Sekundaner und Primaner hier einige Jahre zugebracht. Beim Herrn Stadtpfarrer war er in Pension gegeben worden. Glückliche Zeiten waren das gewesen; die Heimat war Feiertags und an freien Nachmittagen leicht zu Fuß oder auf dem Pony zu erreichen. Als Sohn seines Vaters hatte er eine gewisse Rolle gespielt in Stadt und Schule. Dazu das Dragonerregiment, wo er schon damals gute Bekannte gehabt hatte; kurz, der Junker war auch hier ziemlich verwöhnt worden.

Der Grabenhäger kannte eigentlich jeden Pflasterstein in dem Neste. Er konnte feststellen, daß sich nichts hier geändert habe während der letzten zehn Jahre. Dieselben Firmenschilder, ja es schien fast, als sei von den Waren, die schon damals hinter den bescheidenen Fensterscheiben gelegen, nichts weggekommen. Auch in dem Pflaster, das mit seinen heimtückischen Kanten, Spitzen und unvermuteten Löchern Pferde- und Menschenfüßen noch ebenso gefährlich war wie damals, äußerte sich der konservative Sinn des Städtchens. Hie und da fehlte eines der alten Gesichter; aber da waren andere da, die den verschwundenen so

ähnlich sahen, daß man auch hier eine Lücke kaum wahrnahm. —

Auf dem Marktplatze hatte das Gras etwas zugenommen, so wollte es Kriebow bedünken, als er jetzt vom „Elefanten" hinüberschritt nach dem Pastorat, um seinem alten Lehrer und Pensionsvater, Stadtpfarrer Mälhorn, einen Besuch abzustatten. An der Ecke dort, dem Rathause gegenüber, hatte sich was verändert: der Bäckerladen war weg, den er nur zu gut in Erinnerung behalten, seiner Näschereien wegen, die der Herr Gymnasiast gelegentlich auch nicht verschmäht hatte. Jetzt war dort ein Kontor entstanden. Hinter der breiten Glasscheibe, auch eine neue Errungenschaft — früher hatte hier nur das kleine Fensterchen des Zuckerbäckers mit seinen verstaubten Auslagen bestanden —, war jetzt in Perlmutter auf schwarzem Untergrunde zu lesen: „Wechselstube und Agentur". Der neueste Berliner Kurszettel hing da aus. In einer japanischen Lackschale lagen verschiedene Münzsorten durcheinander, Banknoten waren reichlich daneben ausgestreut.

Den Grabenhäger machte der ungewohnte Anblick unwillkürlich stutzen, er blieb stehen, las die Firma: „Isidor Feige."

Er konnte sich noch recht gut des alten Handelsmannes Abraham Feige entsinnen, der in einer Nebengasse sein Lager von Wolle und Fellen gehabt hatte. Mit seinem schmutzstarrenden Kaftan, den langen graugelben Locken, den tiefliegenden Eulenaugen und der Habichtsnase hatte er dem Knaben einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Abraham war also wohl gestorben, und dies hier war Feige junior. Seiner entsann sich Kriebow erst recht vom Gymnasium her; das war dieser schmächtige Jüngling gewesen, mit dem ewig

lächelnden gilblichen Gesichte, den die Mitschüler seiner abstehenden Ohren und krummen Beine wegen unausgesetzt gehänselt und malträtiert hatten.

Was aus den Leuten werden konnte! Also, der kleine Isidor war jetzt Besitzer all dieser Goldstücke und Banknoten, die hier wie nichts Gutes herumlagen! —

Die meisten Ladeninhaber waren, da sie den Grabenhäger Herrn über den Marktplatz schreiten sahen, in ihre Türen getreten; es war doch zu interessant zu wissen, wo er hingehen würde. Als er jetzt bei Isidor Feiges „Wechselstube und Agentur" Halt machte, trat hier ein Mann mit spitzem, schwarzem Bart aus der halbgeöffneten Kontortür. Isidor Feige war trotz seines kurzgehaltenen Haares und seiner modernen Kleidung die verjüngte Ausgabe des alten Abraham. Kriebow erkannte sofort das Lächeln wieder, und die Ohren — wie oft hatte er die in seinen Fäusten gehabt! — Feige begrüßte ihn mit einem tiefen Diener. „Habe die Ehre, Herr Baron von Kriebow!" Der Grabenhäger schnitt jedoch die Unterhaltung mit dem ehemaligen Schulkameraden von vornherein ab, indem er nachlässig grüßend weiterschritt.

Auch bei Pastors hatte sich wenig verändert. Derselbe bimmelnde Klang der rührenden alten Klingel, als Kriebow an dem abgegriffenen Glockenzuge riß. Derselbe fade Küchengeruch im Korridor. Pastor Mälhorn war ein wenig weißer geworden, aber die Frau Pastorin schien sich verjüngt zu haben; Kriebow kannte sie nur zahnlos, und jetzt hatte sie eine ganz stattliche Reihe von Beißerchen im Munde. —

Der Gast wurde von dem alten Paare mit hoher Freude aufgenommen. Er mußte Kaffee trinken. Mit Rührung sah Erich, der sich um die alten Leute gar

nicht mehr gekümmert hatte, seit er ihrer Obhut entwachsen war, daß sie seinen Lebenslauf aufs genaueste verfolgt hatten. Er mußte erzählen; dann wurde von früheren Zeiten gesprochen, was aus dem und aus jenem Mitschüler geworden sei.

Nach einem Stündchen verabschiedete sich Kriebow, um sich nach dem „Elefanten" zurückzubegeben. Er vermutete, daß Graf Wieten inzwischen dort eingetroffen sei, und den wollte er auf keinen Fall warten lassen.

Als er wieder vor Isidor Feiges Wechselstube angelangt war, trat dort der Langendammer heraus, geleitet vom Inhaber. Feige verabschiedete sich mit Bücklingen und Handschlag von Herrn von Pantin, dabei nach dem herankommenden Grabenhäger schielend, ob der auch sähe, daß ihm der Herr Major die Hand gab.

„Was haben Sie mit dem Juden zu tun, Herr Major?" fragte Kriebow, als sie außer Hörweite waren, den Langendammer.

„Geschäfte! — Kann Ihnen den Mann empfehlen, ist außerordentlich kulant," erwiderte Malte. „Isidor ist der einzige, bei dem man jederzeit bar Geld findet. Drehen Sie hier sämtlichen anderen Leuten die Taschen um, nicht dreitausend Taler fallen heraus. Aber Feige wirtschaftet aus dem vollen; der Alte hat höllisches Geld zusammengeschachert. Der Sohn arbeitet nun in größerem Stile. Der Kerl macht alles! Güterkäufe, Hypothekengeschäfte, oder wenn Sie mal Auskunft brauchen in einer heiklen Sache, besorgt Ihnen Feige auch. Kann Ihnen den Mann wirklich empfehlen."

Der Grabenhäger meinte: er sei einmal als junger Leutnant von einem Juden hereingelegt worden; seitdem hüte er sich vor solchen Geschäftsverbindungen.

„Ich bin ja natürlich auch Antisemit!" rief Malte,

„als anständiger Mensch kann man gar nicht anders! — Aber das muß man sagen: geschickt ist die Rasse nun doch einmal; es geht einfach nicht ohne sie! Alle Welt macht Geschäfte mit Isidor Feige; er hat mit den meisten Gütern zu tun, hier ringsum."

Man trat in den Gasthof. Es gab im „Elefanten" ein sogenanntes „Ritterzimmer". Hier pflegte sich bei besonderen Gelegenheiten der Adel der Nachbarschaft zu versammeln. Keinem bürgerlichen Grundbesitzer wäre es eingefallen, sich da hinein zu begeben. Für nichtadelige Honoratioren vom Lande gab es wieder ein anderes Zimmer, das, ohne ausdrücklich reserviert zu sein, durch Herkommen für sie bestimmt war. So wurde es seit Menschengedenken geübt.

Der Wirt berichtete den Herren, als sie in das Ritterzimmer traten, Graf Wieten sei angekommen, aber gleich nach seiner Ankunft wieder ausgefahren; der Graf lasse sagen: er werde in anderthalb Stunden wieder da sein.

„Das sieht Wieten ähnlich!" rief Malte mit hochrotem Kopfe. „Bestellt uns großartigst herein und ist dann nicht da. So machen's diese Grandseigneurs. Ich werd's ihm aber diesmal stecken! Denkt wahrscheinlich, weil er Graf ist und im Herrenhause sitzt! — Infames Offiziellttun! Aber das gewöhnen sich die Leute in Berlin an. So im Ministerstile! Wenn der Herr Graf zu kommen geruhen, dann soll womöglich gleich am Bahnhofe eine Deputation stehen in Fräcken zum Empfang. Werden ihm was pusten! Ich fahre nach Langendamm zurück!"

Aber es blieb bei der Drohung. Herr von Pantin wartete mit den anderen, die inzwischen gekommen waren, die Rückkehr des Grafen ab, allerdings

nicht ohne die Gelegenheit wahrzunehmen, tüchtig zu schimpfen.

Der Langendammer hatte schon zu verschiedenen Malen versucht, eine politische Rolle im Kreise zu spielen; aber Wieten, der hier Wind und Wetter machte, hatte ihn nicht aufkommen lassen. Daher Maltes Ingrimm gegen den Grafen. Im übrigen waren sie gute Freunde von der Ritterakademie her und nannten einander „du“.

Endlich erschien der Graf. Er schnitt Malte, der seinem Zorn ihm ins Gesicht Luft machen wollte, das Wort ab, indem er dem Altersgenossen auf die Schulter klopfte: „Beruhige dich nur, mein Alter! Ich weiß schon, du hast tüchtig auf mich raisonniert.“ Dann bat er die Herren um Entschuldigung, daß er habe warten lassen, aber er habe noch Wichtiges zu erledigen gehabt. Der Graf hielt eine Art von Cercle ab, hatte für jeden eine passende Bemerkung; seine Begrüßung mit Kriebow war besonders kordial.

Wieten war ein stattlicher Mann mit weißem Vollbart, hoher Stirn und klugen Augen. Er hätte schön genannt werden können, wäre nicht sein Embonpoint gewesen und die allzu lebhafte Gesichtsfarbe, welche verrieten, daß der alte Herr den Freuden der Tafel nicht abhold war.

„Wißt ihr denn, wo ich eben gewesen bin?“ rief der Graf mit schelmischem Lächeln. Niemand konnte es erraten. „Na, ich will's nur sagen: in Pröklitz!“

„Bei Merten?“

„Ja, bei Merten!“

„Da haben wir's!“ rief Major von Pantin, schon wieder wie ein Puter aufgebracht, „Herr Merten wird natürlich vor allen anderen um seine hohe Meinung

befragt. So'n Kerl, so'n Parvenu! Und der spielt nun ne Rolle im Kreisausschuß. In der Landwirtschaftskammer ist er ja glücklich auch. Fehlt bloß noch, daß wir ihn zum Landrat machen."

„Merten hat Chancen," erklärte der Ernsthöfer Tichow. „Städter und Bauern sind auf seiner Seite. Sein Einfluß ist nicht zu unterschätzen."

„Natürlich, weil der Mensch Pächter gewesen ist; und jetzt sitzt er auf einem der schönsten Güter."

„Na, und Merten versteht auch seinen Kram — alles, was recht ist! Pröklitz hat er in die Höhe gebracht."

„Unsinn! versteht en Dreck!" schrie Malte dazwischen — nichts konnte ihn mehr erbosen, als wenn einem anderen nachgesagt wurde, er sei ein tüchtiger Landwirt. — „Aus 'ner ganz anderen Ecke pfeift der Wind. Das verfluchte Liebäugeln mit den volksfreundlichen Tendenzen ist das wiedermal! Weil Merten so ne Geschichten wie Arbeiterwohlfahrt betreibt, deshalb ist er der große Mann. Und von oben her wird ja so einer womöglich noch unterstützt. ‚Innere Kolonisation' nennen sie das. So'n Blödsinn! — Der Unfug liegt geradezu in der Luft heutzutage. Wie ist's denn drüben im Welziner Kreise? Da haben sie jetzt auch einen neuen Landrat — einen bürgerlichen natürlich —, was macht der Mensch! Unterstützt die Kleinen gegen die Ritterschaft. Neulich haben sie dort ein Rittergut parzelliert in lauter Stellen. Ich traue nicht, daß wir mit der Zeit nicht auch noch so was kriegen. Und Merten — der Mensch verteilt jetzt schon Land an seine Arbeiter als Prämie, und Katen baut er ihnen wie Paläste. Ich sage so viel, wenn der Landrat wird, wandre ich aus!"

„Pantin hat recht!" rief der Purgaster Merrwitz.

„Gegen Merten müssen wir uns zusammentun, der ist gefährlich!“

„Merten um keinen Preis!“ stimmten verschiedene andere zu.

„Meine Herren, Sie regen sich ganz unnütz auf!“ sagte Graf Wieten, der ihnen lächelnd zugehört hatte. „Ich bin bei Merten gewesen; die Sache ist längst erledigt.“

„Wieso erledigt?“

Der Graf rieb sich vergnügt die Hände. „Ich konnte mir's schon nicht recht denken, daß es Merten ernst sein könne mit seiner Kandidatur. Der Mann hat ja gar keine Zeit, auch noch Landrat zu sein.“

„Na — und ....“

„Ich fuhr also nach Pröklitz, traf den Löwen in seiner Höhle, war nicht länger als zehn Minuten da; und die Sache ist abgemacht. Merten verzichtet.“

„Donnerwetter, großartig! — Famos gemacht, Herr Graf!“ ging es durcheinander.

„Merten hofft, daß wir seinen Freund Herrn von Klaven zum Landrat machen würden,“ sagte der Graf. „Wie ist denn die Stimmung für den im Kreise? Ich kenne ihn fast gar nicht. Studiert hat er ja und ist sogar Beamter gewesen. Angesessen im Kreise ist er auch. Die Bedingungen wären bei ihm also eigentlich sämtlich vorhanden. Dazu hat der Name guten Klang. — Wie wird über Herrn von Klaven gedacht?“

Der Ernsthöfer Tichow ergriff das Wort: „Klaven, der Ragatziner Klaven, das ist 'ne sonderbare Sache. Er gehört zu uns, und er gehört auch wieder nicht zu uns. Kein Mensch kennt ihn so recht. Man sieht ihn nicht — neulich bezweifelte mal jemand allen Ernstes, daß er überhaupt einen Frack besitze.“

Verschiedene lachten. „Ein Landrat, der keinen Frack hat — ne, das geht nich!"

„Macht mir den Ragatziner nicht schlecht!" fiel Kammerherr von Witzing ein. „Das ist en hochachtbarer Kerl! Wenn einer sich so durchschinden muß wie der und dabei anständig bleibt! Ein Gut verschuldet übernehmen aus dem Bankerott und dann die Geschwister auszahlen, das mache mal einer nach! Hut ab vor dem Manne!"

„Ich habe auch gar nichts gegen Klaven," erwiderte der Purgaster Merrwitz. „Nur gerade zum Landrat paßt er mir nicht. Er hat so Mucken! Zum Beispiel raisonniert er auf den Johanniter, das wäre ne erkaufte Dekoration! Habe ich selbst von ihm gehört."

„Da mögen ihm die Trauben zu sauer sein, wegen der Einzahlung!" rief jemand.

„'s ist doch aber kein gutes Zeichen für die Gesinnung, wenn man so was aussprechen kann," fuhr Merrwitz fort. „Außerdem ist Klaven ein Herz und eine Seele mit dem Pröklitzer Merten; damit ist er für mich ein für allemal unmöglich. Meine Stimme bekommt er nicht!"

„Bravo!" rief Major von Pantin. „Nun bleibt uns nur noch eine Möglichkeit: der Regierungsassessor! Herr von Katzenberg, das ist gerade der Mann, den wir brauchen in der jetzigen Lage; der hat Charakter und Schneid. Hättet ihn neulich mal sprechen hören sollen nach der letzten Hetzjagd — Tichow, Sie waren ja auch dabei . . . . ."

„Entsinne mich dunkel," erwiderte der Ernsthöfer, „wir waren, glaube ich, meistens etwas entnüchtert."

„Keine Spur!" rief Malte ärgerlich. „Das war viel später. Wir unterhielten uns über Politik, ganz

seriös. Da hat uns der Regierungsassessor mal sein Programm entwickelt. Tadellos, sage ich euch! Der wird nicht an unsere Rechte tippen lassen; da gibt's nichts mit Arbeiterverhätschelung, wie sie jetzt Mode wird, und mit Hebung des Kleingrundbesitzes, diesen Unsinn, den sich die liberalen Professoren auf den Universitäten ausgeheckt haben, da lacht er nur darüber. Und die ganze soziale Gesetzgebung! ‚Das kommt mir vor wie ein Wagen mit jungen Pferden,' hat er zu uns gesagt, ‚wo der Kutscher nicht fahren kann; lassen Sie die Karre mal erst ruhig im Sumpfe festefahren, nachher kriegen wir wieder die Zügel in die Hand.' Der ist nicht auf den Kopf gefallen, der versteht, was uns nottut, trotz seiner Jugend! ‚Zunächst muß dem Großgrundbesitz geholfen werden,' hat er gesagt, ‚denn der leidet in unserer Zeit am meisten, und er ist die wichtigste Säule des Staates.' Was, Tichow, hat er das nicht gesagt? — Nein, Katzenberg ist ein hervorragend anständiger Mann, Korpsstudent gewesen, Reserveoffizier in einem guten Regimente, überall dabei: im Hetzklub, beim Wildschutzverein, bei allen anständigen Sachen, wird zu repräsentieren verstehen. Also, was wollen wir mehr? Einen geeigneteren Landrat für unsern Kreis können wir einfach nicht auftreiben!"

Verschiedene stimmten dem Langendammer zu. Der eine lobte die Tüchtigkeit, die der Assessor im Amte an den Tag gelegt, ein anderer wußte seine Manieren zu rühmen und sein bescheidenes Auftreten.

Dem widersprach allerdings der Grabenhäger. „Bescheidenheit" sei das letzte, was er Herrn von Katzenberg nachsagen könne.

„Haben Sie etwas Gravierendes gegen ihn anzuführen, Kriebow?" fragte Malte.

Erich zuckte die Achseln.

„Hurra! Katzenberg ist Favorit!" rief Malte siegesgewiß. „Da hat sich allerdings Herr Merten Pröklitz gründlich geschnitten mit seinem Verzicht. Das freut mich bei der ganzen Geschichte am meisten!"

„Na, sieh mal, Malte," meinte der Graf in jovialem Tone, „und erst warst du drauf und dran, mich zu fordern! — Die Situation scheint mir nunmehr klar: die maßgebenden Leute im Kreise wünschen den Regierungsassessor zum Nachfolger im Landratsamt. Und ich kann Ihnen mitteilen, daß man oben keinerlei Bedenken tragen wird, falls Katzenberg vorgeschlagen werden sollte, ihn zu bestätigen."

„Halt, noch eins ist zu bedenken!" meinte der Ernsthöfer Tichow. „Wir müssen sicher gehen! Halbblut bleibt doch nun mal Halbblut! Jetzt natürlich, wo Katzenberg sich noch bewirbt, tut er wie ein Ohrwürmchen, spielt sich auf den Agrarier, verspricht das Blaue vom Himmel herunter. Aber wer steht uns denn dafür, daß er Wort halten wird, wenn er im Amte ist? Gerade in jetziger Zeit, wo der Wind einmal so weht und einmal so, da muß man seiner Leute sicher sein. Gewisse Garantien müßte man sich doch von ihm geben lassen, meine ich."

„Beruhigen Sie sich, Tichow!" erwiderte ihm Graf Wieten schmunzelnd, „ist längst besorgt!"

„Wieso — was?" — riefen mehrere durcheinander.

„Werde doch die Katze nicht im Sacke kaufen!" meinte der Graf selbstbewußt lächelnd. „Der kleine Katzenberg hat mich neulich in Berlin aufgesucht. Na, was er wollte, wußte ich ja! — Da habe ich ihn mir gekauft, ihn zunächst mal auf den Zahn gefühlt, dem Kerlchen. Ist en ganz geschickter, anstelliger Mensch,

brauchbar, sehr brauchbar! Ich habe natürlich ganz offen mit ihm gesprochen, und er hat mich verstanden, denn auf den Kopf gefallen ist er nicht. Er weiß ganz genau, was geschieht, wenn er sich's etwa beikommen ließe, nicht artig zu sein. Er hat gebundene Marschroute, meine Herren!"

„Ja, unser Graf versteht's!" rief Tichow. „Kommt von Berlin, ist kaum zwei Stunden da, und die ganze Chose ist im Gange."

* * *

Am nächsten Morgen fuhr in der gewölbten Durchfahrt des „Elefanten" ein Wagen nach dem anderen vor: Bauern, Pächter, Inspektoren, Gemeindevorsteher. Das Land kam herein. Wer nicht in der Kreisversammlung saß, der war vielleicht an der Zuckerfabrik interessiert oder an der Molkereigenossenschaft, die beide am Nachmittage ihre Generalversammlungen abhielten. Oder er kam wohl schließlich auch aus bloßer Neugier zur Stadt, um zu erfahren, was heute entschieden werden würde.

Im Ritterzimmer war reges Leben. Vom Großgrundbesitz fehlte kaum einer. Wer an der gestrigen Vorberatung nicht teilgenommen hatte, wurde jetzt in das Beschlossene eingeweiht. Die Zigarren glimmten bereits, vereinzelt tauchte auch schon eine Flasche auf. Man stärkte sich für den Tag, der noch manches Aufregende bringen würde; denn für den Abend hatten die Dragoner die Mitglieder des Hetzklubs ins Kasino eingeladen, zum Schlußdiner für diese Saison.

Die bevorstehende Landratswahl bildete das Hauptthema. „Ist denn Klaven überhaupt gekommen?" fragte jemand.

„Ich sah ihn eben draußen mit ein paar Pächtern

konferieren," war die Antwort. „Er scheint die Hoffnung also doch noch nicht aufgegeben zu haben."

Der Ragatziner Klaven war einer der wenigen Nachbarn, die Erich von Kriebow nicht kannte. Dabei war er entfernt verwandt mit der Familie: Erichs Großmutter väterlicherseits war eine Klaven gewesen. Früher hatte auch zwischen Ragatzin und Grabenhagen ein freundnachbarschaftlicher Verkehr stattgefunden; aber das änderte sich, als der alte Kammerherr von Klaven Bankerott machte. Damals war die zahlreiche Familie in alle Winde zerstreut worden. Der jetzige Ragatziner war in der Verwaltungskarriere gewesen und hatte, als die Katastrophe über seine Familie hereinbrach, den Staatsdienst quittiert. Verlobt mit einem Mädchen aus vornehmer aber armer Familie, konnte er erst nach zehnjähriger Wartezeit heiraten. So lange hatte er gebraucht, um die zerrütteten Verhältnisse des Familiengutes wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Die Stimmung für den Ragatziner war bei seinen Standesgenossen keine günstige. Vorzuwerfen wußte man ihm zwar nichts; ja man mußte sogar anerkennen, daß er als Gutsherr und Landwirt Tüchtiges leiste; trotzdem war er nicht beliebt. Er schloß sich ab, ging seine eigenen Wege. Klaven hatte in den Augen der meisten einen Fehler, der schwer verziehen wird: er konnte nicht klassifiziert werden, man wußte nicht, was man aus ihm machen sollte; kurzum, er war den Leuten unheimlich.

In diesem Augenblicke trat ein bärtiger Herr ins Zimmer, den Kriebow nicht kannte. An der frostigen Stimmung, die sich plötzlich über die Unterhaltung legte, merkte er, daß der breitschulterige, robuste Mann, den man für einen Pächter oder Inspektor hätte halten

können, kein anderer sei als Herr von Klaven. Mit dieser bärenhaften Erscheinung stimmte auch die Beschreibung überein, die Kriebow bereits von ihm gehört hatte.

Klaven begrüßte die Gesellschaft und ließ sich dann auf dem ersten besten Stuhle nieder. Der Grabenhäger, der in seiner Nähe saß, erhob sich und nannte seinen Namen, dabei erwähnend, daß sie als Vettern zweiten Grades ja eigentlich verwandt seien. Klaven schüttelte ihm kräftig die Hand. Bald war ein Gespräch über Familie und Familienbeziehungen im Gange.

Der Grabenhäger fand, daß der Mann gar nicht so übel sei. Man hatte ihm ein ganz falsches Bild gegeben von dem Ragatziner. Klavens Art zu sprechen war ruhig, bestimmt und selbstbewußt. Wenn er auch kein Elegant war in seiner Erscheinung, so hatte doch sein Wesen etwas Vornehmes. Wie stach dagegen Malte Pantin ab, der bereits einigen Flaschen den Hals gebrochen hatte und sich jetzt mit dem Purgaster Merrwitz herumzankte. Kaum, daß man sein eigenes Wort noch verstehen konnte über dem Schreien dieser beiden Krakeeler.

Inzwischen war auch Graf Wieten eingetreten. Kriebow erhob sich mit verschiedenen anderen, ihn zu begrüßen.

Der alte Herr übersah die Versammlung. „Ach, da haben wir ja auch den Ragatziner!“ sagte er, Klaven erblickend. „Ein Wort zu Ihnen, mein lieber Klaven. Bleiben Sie nur, Kriebow! — Das können alle hören. Ich hasse die Heimlichkeiten unter Kavalieren.“

Der Grabenhäger war gespannt, was nun erfolgen werde. Klaven war aufgestanden und vor den Grafen hingetreten, den er fragend anblickte.

„Man sagt mir, Herr von Klaven, daß Sie den Wunsch hätten, von der Kreisversammlung für den Landratsposten vorgeschlagen zu werden. Ist das an dem?"

„Allerdings, Herr Graf! Und ich glaube, das ist mein gutes Recht!" erwiderte Klaven, den Kopf zurückwerfend wie einer, der sich auf einen Angriff vorbereitet.

„Gewiß, gewiß!" sagte der Graf, seine verbindliche Miene nicht aufgebend, und legte ihm die Hand auf den Arm. „Gewiß ist das Ihr gutes Recht! Aber ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen — in Ihrem eigenen Interesse tue ich das —, Sie haben wenig Chancen. Ich sage es Ihnen ganz offen heraus: Sämtliche Herren, die Sie hier sehen, haben einen anderen Kandidaten."

„Das weiß ich, Herr Graf!"

„Und daß Sie bei den Vertretern der Stadt- und Landgemeinden einen nennenswerten Anhang finden werden, bezweifle ich."

„Ich sehe voraus, daß ich nur eine ganz schwache Minorität auf mich vereinigen werde."

„Dann würde ich Ihnen doch raten, Herr von Klaven, davon abzusehen, daß Ihr Name überhaupt genannt wird. Jetzt ist Ihnen noch ein ehrenvoller Rückzug möglich. Andernfalls ist es doch eine Art von Blamage für Sie; das gebe ich Ihnen zu bedenken. Es würde auch nach außen hin einen besseren Eindruck machen, wenn bei einer solchen Gelegenheit unter den Vertretern des Großgrundbesitzes volle Einigkeit herrschte. Also seien Sie vernünftig, verzichten Sie! Wir meinen es gut mit Ihnen."

Klaven schüttelte den Kopf. „Der Eindruck, den eine etwaige Uneinigkeit innerhalb des Großgrundbesitzes machen kann, scheint mir viel weniger bedenklich, als der

schlechte Eindruck, den die einmütige Aufstellung Ihres Kandidaten, und gerade dieses Kandidaten, machen muß."

„Nanu!" riefen mehrere.

„Malte, er schimpft auf Ihren Protegé," flüsterte der Ernsthöfer Tichow dem Langendammer zu.

„Wie — was!" schrie Malte los. „Wer sagt etwas gegen Katzenberg? — Was will der Kerl überhaupt?"

„Ruhig, Malte!" beschwichtigte Graf Wieten. „Laßt mal erst den Klaven ausreden."

„Ich will kein Hehl daraus machen, daß ich mich habe aufstellen lassen, um des Prinzips willen," sagte Klaven und sah sich herausfordernd um nach seinen Standesgenossen, die ihn in geschlossenem Kreise umstanden. „Ich halte es für meine Pflicht, mich aufzulehnen gegen das, was ich für einen verhängnisvollen Fehler ansehe. Bisher haben wir stets darauf gehalten — und so haben es unsere Väter getan —, daß nur Leute aus unserer Mitte Landrat sein dürfen. Leute, die, wenn möglich, dem alten befestigten Grundbesitz entstammten, auf alle Fälle Männer, die mit unserem Kreise innig verwachsen, die mit unseren Bedürfnissen vertraut waren. Und auch auf den Charakter des Kandidaten ist bisher immer, Gott sei Dank, Gewicht gelegt worden. Jetzt kommt da solch ein junger Mensch her, der mit dem Kreise absolut nichts zu tun hat . . . ."

„Bitte, der Vater hat sich angekauft im Kreise!" rief jemand.

„Nun, der Anlaß dazu ist allerdings ziemlich durchsichtig!" meinte Klaven höhnisch. „Eine Million konnte der Herr Kommerzienrat von Katzenberg leicht entbehren, als es darauf ankam, dem Söhnchen eine Position damit zu erkaufen. Soviel ist der Landratstitel dem Herrn eben wert gewesen."

Eine starke Erregung entstand. „Der Neid spricht aus ihm, weiter nichts! weil er nicht Landrat wird,“ sagte der Purgaster Merrwitz zu Malte; der fluchte und wurde nur mit Mühe zurückgehalten, Klaven zu stellen.

Der Ragaziner blickte mit verächtlicher Miene um sich. „Ich weiß ja ganz gut, daß ich absolut nichts erreiche! Assessor von Katzenberg wird Landrat werden auf Ihren Vorschlag. Leider kann ich's nicht ändern! Es ist ja nur ein Zeichen der Zeit. Das mobile Kapital beherrscht alles; jetzt hält es nun auch seinen Einzug bei uns. Sie ahnen ja gar nicht, was Sie tun! Sie schlagen damit den Traditionen unseres Standes einfach ins Gesicht. Es ist eine Inkonsequenz, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Heute nehmen Sie einen Emporkömmling in unsere Mitte auf, geben ihm das wichtigste Amt, das wir zu vergeben haben. Aber rächen wird sich das früher oder später ganz sicher.“

Einige lachten, nannten Klaven verrückt. Andere wurden ärgerlich und murrten. Auf einzelne hatten seine Worte aber doch einen gewissen Eindruck gemacht.

Den Grabenhäger hatte es warm und kalt überlaufen bei Klavens Worten; wie es einem geht, wenn man unerwartet Zeuge einer mutigen Tat wird. Das Herz schien der auf dem rechten Flecke zu haben, das mußte man sagen, wenn er auch sonst vielleicht ein Hinterwäldler war. —

Was würde Wieten tun?

Der Graf ließ erst den Sturm sich legen, dann meinte er ironisch lächelnd: „Mein lieber Herr von Klaven, Sie sind ein Heißsporn, und das sind immer schlechte Politiker. Was Sie da gesagt haben, enthält einiges Wahre; vor fünfzig Jahren wäre es sogar ganz richtig

gewesen. Aber Sie vergessen, daß wir am Ende des neunzehnten Jahrhunderts leben. Seien wir etwas Realpolitiker. Daß Katzenbergs Vater viel Geld hat, läßt sich ja nicht leugnen; aber das ist vielleicht kein so großes Malheur, wie Sie es dargestellt haben. Katzenberg ist mit einem Worte der Mann der Situation, und Sie täten gut, sich damit abzufinden. — Übrigens ist es jetzt die höchste Zeit, daß wir aufs Landratsamt gehen."

„Ja, zum Teufel! Es ist schon nach elf Uhr!" rief jemand.

„Ehe wir nicht da sind, wird doch nicht angefangen," meinte der Ernsthöfer.

„Ja, aber vorher sollten doch noch die Gemeindeochsen bearbeitet werden."

„Beruhigt euch! Das hat der kleine Katzenberg selber längst aufs beste besorgt."

Man lachte, griff zu Hut und Mantel und eilte aufs Landratsamt.

Im Sitzungszimmer war bereits die größere Zahl der Kreistagsabgeordneten versammelt. Man stand in Gruppen beisammen; eine Viertelstunde wurde noch in scheinbar ungezwungener Unterhaltung verbracht. Kenner wußten, daß diese Frist benutzt wurde zu unauffälliger Arbeit: Die Parteien suchten für ihren Mann in aller Eile noch Stimmung zu machen.

Kriebow, der zum ersten Male in diesem Kreise war, bat den Ernsthöfer Tichow, ihn mit den Leuten bekannt zu machen.

Da waren die Vertreter der ländlichen Gemeinden: kräftige Gestalten mit einfachen Gesichtern und derben Arbeitsfäusten. Der Sonntagsstaat, den sie zu dieser Gelegenheit angelegt hatten, vermehrte noch die Steifheit ihres Behabens. Bei aller Biederkeit der Mienen

lag eine gewisse zurückhaltende Vorsicht in ihrem Wesen ausgeprägt. Sie sahen sich ihre Leute an; allen Respekt vor dem Junker, aber wenn der Edelmann höflich war, dann wollte er etwas von dem kleinen Manne, und da hieß es auf der Hut sein.

Vor einem Alten mit bedächtiger Bauernmiene stand der Langendammer und redete eifrig in ihn hinein. Der hörte mit vorgestrecktem Kopfe aufmerksam zu und sagte, als Malte schließlich in ihn drang, seinem Schützling die Stimme zu versprechen: „Dat 's so'n Sak! Ick will noch en Beten täuwen, ick warr mi de Sak man irst anseihn, Herr Majur!" — Malte fuhr ihn ärgerlich an, zum Überlegen sei jetzt keine Zeit; er müsse nunmehr wissen, was er wolle. Aber der Alte blieb dabei: „Ick warr mi de Sak man irst anseihn, Herr Majur!"

Dort stand einer wie eine Festung, umfangreich und unbeweglich: der alte Amtsrat Staberow von Domäne Kalsin, mit rotem Kopf und weißgelber Haarmähne. Die Hände auf dem Rücken, schimpfte er mit dröhnendem Organe über die niedrigen Getreidepreise, die auch in diesem Jahre wieder den Landwirt um sein sauer Erworbenes brächten. Neben ihm sah man einen jüngeren Mann mit scharfgeschnittener Physiognomie, dessen unruhig theatralische Gestikulationen stark gegen die eherne Ruhe des alten Staberow abstachen. Als der Grabenhäger herantrat, um sich durch Herrn von Tichow mit dem Amtsrat bekannt machen zu lassen, fuhr Isidor Feige dazwischen: „Ah, Herr Baron! Freue mich, Sie hier zu sehen! Darf ich die Herren bekannt machen: Herr von Kriebow auf Grabenhagen, Herr Amtsrat Staberow von Domäne Kalsin, der hervorragendste Landwirt des Kreises."

„Muß der auch hier sein?“ sagte der Grabenhäger im Weitergehen.

„Ich bitte Sie, wo wäre die Rasse heutzutage nicht! Mann bei der Stadt, unser Feige! Der hat hier manchen in der Tasche, von dem man's nicht denkt.“

„Zeigen Sie mir doch mal den Pröklitzer Merten!“ sagte Kriebow zu seinem Führer. „Der Mann interessiert mich; man hört so viel von ihm.“

„Sehen Sie den großen Dicken dort, mit dem grauen Bart; Wieten redet ihn eben an.“

„Das ist der Pröklitzer?“ —

Der Assessor rührte die Glocke und bat die Anwesenden, sich auf ihre Plätze zu verfügen. „Kommen Sie, Kriebow! Wir setzen uns möglichst zusammen,“ sagte der Ernsthöfer.

Auf der Tagesordnung standen einige Punkte von geringer Bedeutung, die bald erledigt waren. Man war ungeduldig, möglichst schnell zu dem eigentlichen Zwecke der Tagung zu gelangen.

Als es soweit war, bat Assessor von Katzenberg die Versammlung, ihn vom Vorsitz zu entbinden, er sei bei dem nächsten Punkte persönlich interessiert und halte es daher nicht für schicklich, weiter als Vorsitzender zu fungieren; er ersuche den ältesten Kreisdeputierten, Herrn Kammerherrn von Witzing, statt seiner die Leitung zu übernehmen.

„Sehen Sie mal an!“ flüsterte der Ernsthöfer seinem Nachbar zu. „Wie bescheiden der Kleine tut! Jetzt bin ich nur gespannt, wer ihn eigentlich vorschlagen wird.“

Ein kleiner, kahlköpfiger Mann erhob sich und bat ums Wort. „Der Gemeindevorsteher von Groß-Podar!“ erläuterte Tichow.

Der Redner sprach wie einer, der eine Lektion aus-

wendig gelernt hat, gelegentlich aus dem Zusammenhange fallend und Sinnfehler machend. Er schlug vor: es möge auf Wahl verzichtet werden, da die Anwesenden den bisherigen Landratamtsverweser, den Herrn Regierungsassessor von Katzenberg, ja alle kennten. Der Herr Assessor sei ein ausgezeichneter Mann und meine es gut mit dem Kreise und vor allem mit den Bauern und dem kleinen Manne. Er sei leutselig und herablassend, ebenso wie sein Vater, der Herr Kommerzienrat, den sie jetzt in seinem Dorfe die Ehre hätten als Gutsherrn zu haben. Einen besseren Mann könne sich der Kreis nicht wünschen; in der kurzen Zeit seiner Amtsverwesung habe er sich die Herzen aller Kreiseingesessenen in Stadt und Land gewonnen. Er beantrage daher: einmütig den Herrn Regierungsassessor zur Ernennung vorzuschlagen. —

„Von Katzenberg selbst eingefuchst!" tuschelte der Ernsthöfer dem Grabenhäger ins Ohr.

„Ich fange wirklich an, Klaven recht zu geben," erwiderte der Grabenhäger.

„Sie werden doch nicht etwa abtrünnig werden, Kriebow?"

Inzwischen hatte der Bürgermeister das Wort ergriffen; auch er sprach für den Regierungsassessor. Er schlug Akklamation vor, da ja, wie's scheine, erfreuliche Einmütigkeit der Wünsche herrsche.

„Akklamation ist beantragt!" — rief der Vorsitzende. „Hat jemand dagegen etwas einzuwenden?"

„Ich bin dagegen!" ertönte eine sonore Stimme, und der Pröklitzer Merten erhob sich. „Ich beantrage, Herrn von Klaven auf Ragatzin vorzuschlagen." Dann fuhr er fort: es widerstrebe ihm, Herrn von Klaven ähnliche Lobsprüche anzuhängen, wie es die Vorredner

bei ihrem Kandidaten getan hätten. Er wolle nur eines sagen: der Ragatziner sei ein Kind des Kreises. Die Klavens seien eine der ältesten Familien der Gegend. Er wisse kein besseres Lob für seinen Freund, Herrn von Klaven, als daß er ein Edelmann sei vom Scheitel bis zur Sohle. Er halte es einfach für einen Akt der Gerechtigkeit, dem Ragatziner das Landratsamt zu übertragen.

Dem Grabenhäger schlug das Herz höher bei Mertens kurzer Rede. Er sah sich nach seinen Standesgenossen um; empfanden sie denn nicht auch, daß die Auffassung dieses Mannes hier die vornehmere sei? War es denn nicht eine Schmach, daß ein Bürgerlicher aufstehen mußte, ihnen das zu sagen? —

Aber die saßen da mit feindlichen Mienen: eisiges Schweigen hatte Mertens Worte begleitet. „Nun erst recht wird's Klaven nicht!" sagte der Purgaster Merrwitz so laut, daß es die Nachbarn verstehen konnten, „einen Landrat von Herrn Mertens Gnaden mögen wir nicht."

Nie in seinem Leben hatte der Grabenhäger lebhafter bedauert, daß ihm die Gabe versagt war, öffentlich zu sprechen. Er hätte in diesem Augenblicke aufspringen mögen und seinen Leuten eine donnernde Rede halten. Aber er kannte sich darin nur zu gut: je stärker man so etwas fühlte, desto fester schnürte es einem die Kehle zu; das in wohlgesetzte Worte zu fassen, war unmöglich! Aus seiner Rede wäre doch weiter nichts geworden als unklares, hilfloses Gestammel.

Der Vorsitzende fragte, ob noch weiter das Wort erbeten werde. Da sich niemand meldete, ließ er abstimmen. Für Klaven erhob sich Merten und einige wenige Abgeordnete der ländlichen Gemeinden. Ihnen gesellte sich der Grabenhäger zu.

„Setzen, Kriebow!“ riefen ihm die Nachbarn zu. „Mißverständnis! Wer für Klaven ist, soll aufstehen.“

Der Grabenhäger blieb stehen. „Ich bin für Klaven!“ sagte er.

„Kriebow verrückt geworden!“ — hörte man Maltes knatterndes Organ durch alles durch.

„Also abgelehnt gegen eins, zwei, drei, vier — fünf Stimmen,“ zählte der Vorsitzende aus.

Man wartete kaum den Schluß der Sitzung ab; noch während das Protokoll beendet wurde, lief alles zu Katzenberg, um ihn zu beglückwünschen.

Der Grabenhäger hatte einen schweren Stand gegen seine Freunde. Sie warfen ihm „Fahnenflucht“ vor.

„Kriebow, Sie möchten mal zum Grafen kommen!“ richtete ihm der Ernsthöfer aus. „Passen Sie auf, jetzt kriegen Sie Ihren Schuß!“

„Was machen Sie denn für Geschichten?“ rief ihm Graf Wieten entgegen, den Kriebow zum ersten Male in seinen Leben ungnädig sah. „Order parieren, mein Lieber! — Abgemachte Sachen gelten!“

„Ja, ich weiß nicht, Herr Graf, es ging mir einfach gegen den Strich . . . .“

„Ach was! — Wenn jeder seinem Kopfe folgen will, dann kommen wir zur Anarchie. Glücklich hatten wir hier die kleinen Leute so weit, daß sie nicht muckſten, und da kommen Sie und geben solch ein Beispiel. Schämen Sie sich was, Kriebow! Das hätte ich vom Sohne Ihres Vaters nicht erwartet.“

In noch gröberer Tonart gab ihm Malte seine Unzufriedenheit zu erkennen: ob ihn der Teufel reite? Mit Merten Pröklitz zu stimmen! — Dazu hätten sie ihn nicht in die Kreisversammlung gewählt, daß er solche Eseleien losschieße. —

Kriebow vermochte solche Vorwürfe nicht allzu tragisch zu nehmen. Das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, half ihm über alle Unlust hinweg. Gern hätte er noch Klaven die Hand gedrückt und ihm sein Beileid ausgesprochen über das, was ihm heute widerfahren war. Aber als er im „Elefanten" nach dem Ragatziner fragte, erfuhr er, daß der soeben mit dem Pröklitzer von dannen gefahren sei.

IX.

Der Grabenhäger war eingeladen, im Regimentskasino zu speisen. Er war eben dabei, sich dafür anzukleiden, als an die Tür geklopft wurde. Er glaubte, es sei der Kellner oder sonst ein Bediensteter; anstatt dessen trat Isidor Feige ins Zimmer.

Kriebow sagte, so gut er sich unter der Bartbinde überhaupt verständlich machen konnte: er sei jetzt nicht in der Lage, zu empfangen, und wies auf seine mangelhafte Toilette hin. Feige lächelte mit jenem zudringlichen Grinsen, dessen sich Kriebow noch von der Schule her erinnerte und meinte: ihn geniere das keineswegs, er befürchte nicht, blind zu werden. —

Der Grabenhäger fühlte ein Zucken in den Fingern nach jenen Ohren hin, die ihm so wohlbekannt vorkamen; aber so, wie vor fünfzehn Jahren, ging das leider doch nicht mehr. Was er von ihm wolle? fragte er den Bankier; zu kaufen wünsche er nichts, und zu verkaufen habe er nichts.

Feige tat, als merke er die beabsichtigte Malice gar nicht, erklärte vielmehr im harmlosesten Tone: er sei nicht in Geschäften gekommen, er habe ganz privatim dem Herrn Baron eine Mitteilung zu machen, von der

er glaube, daß sie interessieren werde. Dann fragte er, ob er sich setzen dürfe.

Kriebow brummte unter seiner Bartbinde etwas, das ebensogut ein „Hol dich der Teufel!" wie ein „Jawohl!" bedeuten konnte. Feige sah es aber für eine Aufforderung an, Platz zu nehmen. Während nun der Grabenhäger in Hemdsärmeln vor dem Spiegel stehend sein Haar mit ärgerlichen Bürstenstrichen behandelte, saß der Bankier da und redete in jenem burschikos plappernden Tone, dessen sich die Handlungsreisenden zu bedienen pflegen. Er paradierte zunächst mit Geschäftsverbindungen, ließ seine vornehme Kundschaft Revue passieren; dabei nannte er die ersten Namen der Gegend.

Dann begann er von seinen eigenen Angelegenheiten zu plaudern. Von seinem Vater erzählte er, auf den sich der Herr Baron gewiß auch noch besinne. Feige ließ durchblicken, daß sein Vater als der reichste Mann der Stadt gestorben sei. Nun sei er alleiniger Inhaber des väterlichen Geschäfts geworden. Da er nun das Bedürfnis nach einem Kreditinstitut als ein schreiendes erkannt für die Gegend, habe er ein Bankgeschäft etabliert, ohne dabei die Branche des Vaters, den Wollhandel, ganz aufzugeben. Seine Bank sei hauptsächlich für die Landbevölkerung gegründet, weil erfahrungsgemäß diese Leute nicht viel Routine in Geldsachen hätten und nur allzuleicht gewissenlosen Händlern in die Hände fielen. Für ihn aber gebe es kein höheres Ideal als das Interesse seiner Kundschaft, insbesondere das des Landmannes.

Er fuhr fort: „Es wird Ihnen bekannt sein, Herr Baron, daß mein verstorbener Vater für Ihren verewigten Herrn Papa, den Herrn Landesdirektor, gearbeitet hat. Gott habe sie beide selig! Leider ist es meinem guten

Vater damals nicht geglückt, dem Wunsche des Herrn Landesdirektors gerecht zu werden. Der alte Jochen Tuleveit war nicht zu haben, trotzdem mein Vater damals keine Mühe gespart hat und keine Kosten, dem Herrn Landesdirektor den Schulzenhof zu verschaffen."

Kriebow fing an, aufmerksamer hinzuhören, seit der Name „Tuleveit" gefallen war.

„Aber es fällt ja kein Baum auf den ersten Hieb, Herr Baron! Wenn jetzt mal wieder ein Versuch gemacht würde; ich glaube, die Chancen sind augenblicklich günstiger."

Kriebow machte eine abwehrende Bewegung. Alles, was mit dem Schulzengut und der Familie Tuleveit zusammenhing, war ihm peinlich.

Feige fuhr unbeirrt fort: „Herr Tuleveit ist inzwischen auch älter geworden, vielleicht läßt sich jetzt eher mit ihm reden. Wie ich erfahre, ist die Frau dafür eingenommen, und der Herr Baron wissen doch, wer die erste Großmacht ist in der Welt. Die Verhältnisse des Herrn Tuleveit sollen auch nicht mehr so glänzende sein. Ich stehe nämlich in Geschäftsverbindung mit dem ältesten Sohne, daher weiß ich einiges darüber. Die Kinder haben ihm viel Geld gekostet. Am Ende ist der Alte nunmehr mürbe geworden. Unglück hat er genug gehabt in der Familie. Der Herr Baron wissen ja wohl davon?"

Der Grabenhäger machte sich noch eifriger als zuvor mit dem Glätten seines Haares zu schaffen. Es war gut, daß er dem Händler den Rücken zukehrte. Wußte Feige etwas? —

„Die Vorteile, die es für Sie haben würde, Herr Baron, das Tuleveitsche Gut zu erwerben, sind ja klar. Wie wundervoll arrondiert wäre Ihr Besitz, wenn Sie

den einen Hof noch hätten! Es ist doch ein Unding, mittendrin in der Rittergutsflur so ein vereinzeltes Stück Bauernland. Und was ist das wirtschaftlich für ein Nachteil! Sie können nicht Ihr Drainagesystem ausbauen, ein paar schöne Schläge sind Ihnen völlig abgeschnitten vom Wirtschaftszentrum, Ihre Geschirre müssen einen Umweg von einer Viertelstunde machen, um dorthin zu gelangen. Das sind jährlich ein paar Hunderte, die Ihnen auf diese Weise verloren gehen. Berechnen Sie das, Herr Baron — und der Landwirt muß alles berechnen —; kapitalisiert gibt das schon einen ganz hübschen Teil der Summe, die Sie etwa beim Kaufe anlegen wollen." —

Kriebow war inzwischen mit dem Ankleiden fertig geworden. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Die Worte des Händlers hatten eine schwache Seite bei ihm getroffen.

Wenn der junge Gutsherr von seinem Fenster aus das Tuleveitsche Gehöft durch eine Lücke in den Baumkronen erblickte, dann war's, als berühre ihn eine kalte Hand. Dort sollten darum im nächsten Frühjahr Bäume angepflanzt werden. Aber wenn sich mit einer solchen Maßregel nur hätte die Erinnerung vernichten lassen! — Wenn er an der Tuleveitschen Flurgrenze entlang ritt, wo inmitten seiner Felder der stattliche Bauernhof lag, breit sich ins Auge drängend, man mochte hinsehen wollen oder nicht, dann setzte sich etwas Unsichtbares ihm in den Nacken, ein drückender Alp, ein brennendes Unbehagen überfiel ihn wie von ungefähr und verfolgte ihn hinein, bis in sein eigenes rein erhaltenes Heim.

Und hier bot sich eine Gelegenheit, das, was er im geheimen ersehnte, nun endlich zu erreichen: Befreiung von dieser Nachbarschaft. War das Schulzengut erst

in seinen Händen und die Familie ausgezogen, dann brauchte er nicht mehr Klärchens Frage zu fürchten: warum man sich mit diesen Leuten niemals grüße. Waren sie erst fort, dann würde er seine Ruhe haben, und bei denen, die etwa Mitwisser waren dieser heiklen Angelegenheit, würde die Erinnerung verblassen und allmählich ganz verschwinden.

Isidor Feige, dem es nicht entgangen war, daß seine Worte bei Kriebow gefangen hatten, nahm jetzt ein Stück Papier vor und begann Zahlen niederzuschreiben, laut dabei rechnend. Die Größe des Gutes, wie viel man dafür geben könne, die Verzinsung, die man erwarten könne usw.

Kriebow ließ ihn rechnen. Die Höhe des Kaufgeldes erschien ihm unerheblich im Vergleich mit dem anderen, was hier für ihn zu gewinnen war.

„Unter welchen Bedingungen würden Sie die Vermittelung des Kaufes übernehmen, Herr Feige?“ fragte er.

„Herr Baron!“ sagte der Händler, „wenn Sie die Sache vertrauensvoll in meine Hände legen, dann würde ich die ganze Angelegenheit als eine Gefälligkeit ansehen.“

Der Grabenhäger erklärte: davon könne gar keine Rede sein. Feige solle nur seinen Preis nennen.

Isidor nahm eine beleidigte Miene an; das gehöre nicht zu seinen Usancen. Er habe dem Herrn Baron nur einen persönlichen Gefallen erweisen wollen, weil er doch den Vorzug gehabt habe, mit Herrn von Kriebow auf ein und demselben Gymnasium seine Jugendbildung zu genießen. Er werde sich eine Freude daraus machen, Herrn von Kriebow zu bedienen; aber in einer solchen Sache Bezahlung anzunehmen, das dulde seine Kauf-

mannsehre nicht. Wenn aber der Herr Baron ihm in Zukunft seine Kundschaft zuwenden wolle, dann werde er sich freuen. Für Wolle zahle er die höchsten Preise. Und wenn Herr von Kriebow diskreten Rat brauche in Geldangelegenheiten, so könne er bei ihm reellster Bedienung gewiß sein.

Kriebow überlegte: sollte er darauf eingehen? Eine Stimme in seinem Inneren warnte ihn. Mit Isidor Feige sich einlassen, der sich ihm eben noch in seiner ganzen schmierigen Aufdringlichkeit offenbart hatte? —

Aber auf der anderen Seite lockte unwiderstehlich der Wunsch, das Schulzengut zu erwerben. Und Feige war der einzige Mensch weit und breit, der den Handel zustande bringen konnte; Malte Pantin hatte ihn ja gestern noch gerühmt als geschickten Agenten, dessen er sich gelegentlich bediene. War es nicht lächerliche Bedenklichkeit, wenn er sich scheute zu tun, was er andere unbedenklich tun sah! —

Bezahlen würde er den Juden natürlich! Daß der jetzt jeden Profit mit Entrüstung zurückwies, war ja nur Getue. Wenn es erst soweit wäre, würde Isidor Feige seine Tantieme schon mit Vergnügen einstreichen.

Und Kriebow willigte ein, daß Feige den Versuch mache, ihm das Schulzengut zu verschaffen.

X.

Der erste Schnee war gefallen.

Inspektor Heilmann schaute noch sauertöpfischer drein als gewöhnlich, als er heute beim Morgenrapport beim Gutsherrn eintrat. Nun winterte es sich ein, und die Herbstbestellung war noch nicht fertig. Die Rüben, die noch nicht gerodet, mußten erfrieren. Erfrorene

Rüben! so was war ihm noch niemals passiert. Es war ein Elend! — Der Beamte tat, als müsse darüber gleich die ganze Wirtschaft zugrunde gehen.

Der Gutsherr meinte: es würde wohl nicht so schlimm werden; vielleicht bekam man noch einmal Tauwetter, und der Frost verzog sich wieder. Die Herbstbestellung lasse sich wohl zum Teil noch im Frühjahr nachholen; er sei sowieso für den Anbau von Sommergetreide, schließlich könne auch etwas mehr zu Brache liegen bleiben als bisher. Man müsse eben aus der Not eine Tugend zu machen suchen.

Kriebow hatte gehofft, mit solchen Ratschlägen seinen Inspektor zu trösten, aber Heilmann geriet erst recht in Verzweiflung. Der Wirtschaftsplan sei durch die Witterung sowieso verpfuscht, nun wolle der gnädige Herr noch die Fruchtfolge umstoßen; dann könne er lieber gleich seiner Wege gehen.

Der Gutsherr mußte dem alten Manne schließlich noch gute Worte geben, um ihn nur zu beschwichtigen.

Der Schwarzmalerei Heilmanns lag ein wenig Schadenfreude zugrunde. Er hatte ja vorausgesagt, daß es so kommen werde. Wenn die Sonntagsarbeit verboten würde, wenn die Leute einen ganzen Nachmittag in der Woche frei bekamen und was noch mehr solcher unvernünftiger Neuerungen waren, da mußte natürlich alles schief gehen! Für das zeitige Einwintern konnte der Herr ja eigentlich nicht verantwortlich gemacht werden — aber früher, als Heilmann noch Alleinherrscher gewesen in Grabenhagen, war das auch nicht vorgekommen, daß man Mitte November schon Frost und Schnee bekam.

So philosophierte Heilmann in galliger Inspektorenlaune, während der Grabenhäger die Sache auf die

leichte Schulter nahm. Malte Pantin, der doch etwas von der Sache verstand, hatte ihm neulich gesagt: „Ihr Heilmann wirtschaftet viel zu intensiv, das kostet Geld. Extensive Kultur, mein Lieber, ist das einzig Praktische und Rationelle. Flach ackern, viel brachen, kleinen Stall, möglichst wenig Arbeiter! Habe ich keinen Stalldünger, dann fange ich mir welchen aus der Luft mit Lupine. Wenn der Weizen nicht mehr wachsen will, dann baue ich eben Hafer. Und will's mit dem Körnerbau überhaupt nicht mehr gehen, dann mache ich lauter Koppeln und treibe nur noch Pferdezucht. Meinetwegen Prärie wie in Amerika! Da erspare ich mir wenigstens die Arbeitskräfte. Nennen Sie das Raubbau — das ist mir ganz egal! Für wenn arbeite ich denn, wenn ich intensiv wirtschafte? Doch nur für die Getreidebörse. Den Menschen, der zwanzig Mark zum Wechseln hingibt und läßt sich nur fünfzehn zurückgeben, den nennen wir doch für gewöhnlich dumm. Macht's denn der Landwirt heutzutage anders, wenn er eine Menge Leute hält, Maschinen anschafft, künstlichen Dünger kauft und auf diese Weise Tausende und Tausende in den Boden pfeffert. Die Herren Professoren auf den Universitäten lehren: das bleibt im Boden, das kommt später mal wieder raus. Jawohl, später! Und wovon lebe ich inzwischen? Ich brauche Geld! Was kriege ich denn, wenn ich mein Produkt zu Markte bringe? Nicht das, was es mich gekostet hat. — Nur keinen Luxus in der Landwirtschaft! Wer die Sache freilich als Sport betreiben will, der kann ein Vermögen zusetzen." —

Bei Kriebow war einiges von Maltes Lehren sitzen geblieben; er hatte sich vorgenommen, sich in Zukunft auch mehr nach der Decke strecken zu wollen.

Bald trat noch stärkerer Frost ein. Mit der Feldarbeit war Schluß für dieses Jahr. Die fremden Schnitter wurden in ihre Heimat entlassen. Der Winter war dem Landmanne über den Hals gekommen, er wußte nicht wie.

Der Grabenhäger erfreute sich an der Jagd bei frischem Spurschnee und wartete mit Ungeduld auf Schlittenbahn. Seit der Knabenzeit hatte er keinen Winter mehr auf dem Lande zugebracht.

Das alte, große Grabenhäger Haus zog sein Winterkleid an. Doppelfenster wurden eingesetzt und Doppeltüren. Die Fugen und Spalten verstopfte man mit Moos und Stroh. Jede Öffnung vom Kellerloch bis zur Dachluke wurde sorgsam verwahrt gegen Sturm und Nässe. Im Garten war schon vorher alles, was nicht gegen die Winterkälte gefeit war, sorgfältig umhüllt worden mit Decken, Laub und Strohseilen; die Rosenstöcke niedergelegt, das Spalierobst mit Nadelreisern verhangen. Jetzt hatten Menschen und Tiere Zeit, Holz und Torf hereinzuholen. So konnte man einigermaßen zuversichtlich den kalten Monaten entgegensehen.

Die kleinen Vögel flüchteten sich in Scharen vor dem Wüten des harten Petrus in die Nähe der Wohnungen. Klara hatte erwirkt, daß Schwarten und Knochen ausgehängt wurden, damit die Sänger etwas zum Picken hätten. Sie war eine Freundin dieser Kleinen; auch daheim in Burgwerda hatte sie für die Tierchen gesorgt. Vor ihrem Fenster in der Schlafstube ließ sie ein Brettchen anbringen, wo sie täglich Brosamen ausbreitete. Bald hatte sie einige von ihnen so weit gekirrt, daß sie zur bestimmten Stunde kamen und nicht einmal wegzufliegen für nötig hielten, wenn man ihnen Futter hinstreute.

Die winterliche Langeweile, welche Mira dem jungen Paare prophezeit hatte, kam nicht. Beide hatten vollauf Beschäftigung. Des Morgens ging der Gutsherr durch die Ställe. Er hatte es sich zur Pflicht gemacht, jeden Tag mindestens einmal das Vieh zu inspizieren. Und er hielt daran fest, obgleich ihm der Inspektor durch die Blume zu verstehen gab, daß die Mühe, die sich der gnädige Herr damit mache, völlig verschwendet sei. Wenn er vielleicht auch nicht allzuviel sah auf seinen Rundgängen, man lernte doch dabei, und vor allem: man gab ein aufmunterndes Beispiel; die Leute sahen, daß der Herr Interesse hege für das Detail. Auch beim Dreschen trat Kriebow hin und wieder unerwartet auf und kontrollierte das Messen und Abwiegen des Getreides. Die Dreschmaschine feierte; man hatte wieder zum Handflegel zurückgegriffen, damit die Dienstleute doch eine Beschäftigung hatten in dieser Zeit, wo im Freien alles ruhte.

Die wichtigste Arbeit ging jetzt hinter den Mauern vor sich. Im Inspektorat saß Heilmann bis tief in die Nächte bei den Büchern; er zog das Fazit des verflossenen Wirtschaftsjahres.

Kriebow war froh, wenn er den Alten nicht zu sehen bekam; denn der machte ihm mit seinem ewigen Lamentieren nur den Kopf warm, und der junge Gutsherr war gar nicht gewillt, sich die Laune verderben zu lassen.

Reizend waren die Abende. Nachmittags um vier Uhr schon meldete sich die Dämmerung. Da ließ auch Klara die Hände vom häuslichen Werke ruhen. Das Bestellen der Lampe wurde hinausgeschoben. In solcher Dämmerstunde wurden die jungen Eheleute wieder zum Liebespaare. Und hörte man dann Krukes knarrenden

Schritt auf der Treppe, dann strich sich Klärchen das Haar glatt. Der alte Diener, dessen verwittertes Gesicht in Gegenwart der Herrschaft gleichgültig dreinblickte wie ein Feldstein, stellte, nicht rechts, nicht links blickend, die Lampe auf den Tisch und ging schweigsam wie er gekommen. Dann griff Klärchen zur Handarbeit und Erich zur Zeitung.

Es war eine neue Errungenschaft, daß der Grabenhäger sich mit Politik abgab. Verschuldet hatte das Graf Wieten. Er hatte Kriebow klar gemacht, daß man nicht neutral bleiben könne in öffentlichen Angelegenheiten. Für einen Großgrundbesitzer war es geradezu Pflicht, mitwirkend und beeinflussend einzugreifen in den Gang der Dinge.

Auch Klärchen sollte das neue Interesse ihres Gatten teilen, so wünschte er es wenigstens. Nicht selten las er ihr einen ganzen Leitartikel vor. Sie ließ ihn gewähren; aber im Grunde langweilte es sie. Für das öffentliche Leben ging ihr jeder Sinn ab. Das verdroß ihn. Zum Teufel, man lebte in einer außerordentlichen Zeit! Man hatte doch die heilige Pflicht, zu wissen, was in der Welt vorging. Man mußte doch ein Wort mitreden können über diese Dinge! Er konnte sich ordentlich ereifern über Klärchens Interesselosigkeit, ganz vergessend, daß ihm selbst alles das vor einem Jahre noch völlig gleichgültig gewesen war.

Seine Zeitung! Die gehörte jetzt zum täglichen Brot des jungen Mannes. Er sah ihrem Kommen mit Sehnsucht entgegen. Der Montag war ihm ungemütlich, weil sie fehlte. Er stand in einem persönlich freundschaftlichen Verhältnis zu ihr und schwor auf die Wahrheit ihres Inhalts. Er entrüstete sich über das, was sie als verabscheuenswert brand-

markte, er bewunderte das, was sie als lobenswert hinstellte.

Auch sprach er neuerdings gern über Politik. Da er wenig unter Menschen kam in dieser Zeit, mußte ihm Klärchen herhalten, seine Weisheit, die ziemlich wörtlich mit dem übereinstimmte, was er eben in seinem Leiborgane gelesen, mit anzuhören. Sie gab sich geduldig dazu her; zu seinem Leidwesen widersprach sie ihm niemals. Mit der Zeit, als er einsehen mußte, daß ihr das Interesse für Politik nun mal nicht anzuerziehen war, gab er diese Versuche auf mit dem Bemerken: den Frauen gingen die Organe für alles Höhere ab. — Klärchen wußte sich gutgelaunt mit diesem Vorwurf abzufinden.

Und wenn er mit der Zeitung fertig war, griff er wohl auch zu einem Buche.

Die Hausbibliothek war keineswegs eine Mustersammlung zu nennen. Zu den Bücherwürmern hatten die Kriebows niemals gehört, die schöngeistige Ader fehlte ihnen, ihr Sinn war mehr auf das Reale und Praktische gerichtet gewesen: Kriegsdienst, Weidwerk und Landbau. Gelahrtheit und Belletristik hatten sie gern anders gearteten Naturen überlassen.

Die fromme Literatur war gut vertreten, dafür hatten die Hausfrauen gesorgt. Manch ein gesticktes Buchzeichen, gepreßtes Blatt oder Blümchen lag zwischen den vergilbten Blättern dieser Erbauungsbücher. Auch der Rationalismus war eingedrungen in dieses Haus, die pietistische Richtung ablösend; aber, wie es schien, nur auf kurze Zeit. Bald waren seine nüchternen Predigtsammlungen auch hier verdrängt worden durch die Gebets- und Andachtsbücher der zu neuem Leben erstandenen orthodox-positiven Richtung.

Vor allem reich aber war die Bibliothek an Werken praktischer Natur. Über Landwirtschaft, Forstwesen, Gärtnerei, Pferdezucht und Viehstand hatten sich offenbar alle diese Landjunker zu unterrichten gesucht, seit über diese Fächer überhaupt geschrieben ward.

Sodann gab es ein buntes Durcheinander von Heften, Büchern und Broschüren über Fahr- und Reitkunst, Militärisches, Modejournale, Memoiren, galante Geschichten, Reisebeschreibungen, Schulbücher, Adelslexika, Hofkalender, ein veraltetes Konversationslexikon, Modejournale, illustrierte Zeitungen, die man eingebunden hatte, Atlanten und Schulbücher. Verstaubt und zerlesen, mehr den Einbänden als dem Sinne nach geordnet; ein buntes Durcheinander, wie es Bedürfnis oder Laune ins Haus geweht hatten.

Aus der Zeit von Erichs Großvater stammte eine einigermaßen methodisch geordnete Sammlung von landwirtschaftlichen Büchern. Hier hatte der Enkel, bei dem dieses Interesse des Großvaters neu erwacht war, noch manches moderne Werk hinzugefügt. Den wertvollsten Teil aber bildeten jene Bücher, die Erichs Vater gesammelt hatte. Sein Steckenpferd war Politik gewesen. In Nationalökonomie und Geschichte war alles, was in den fünfziger bis achtziger Jahren des Jahrhunderts Aufsehen erregt hatte, hier vertreten.

Erich von Kriebow konnte sich noch sehr gut entsinnen, seinen Vater Abend für Abend in Broschüren und Zeitschriften vertieft gesehen zu haben. Auch die endlosen Gespräche über Politik, die der alte Herr zu führen pflegte, wenn ihm irgendein Opfer für seine Leidenschaft in die Hände fiel, waren ihm noch sehr gut erinnerlich.

Und jetzt fing der Sohn an, selbst den Spuren des

Verstorbenen nachzugehen. Zuerst las er ziellos, nur nach den Titeln sich richtend, soweit sie ihm Interessantes versprachen; allmählich aber brachte er einiges System in sein Lesen.

Sein Vater hatte die Eigentümlichkeit gehabt, viel in die Bücher, die er las, hineinzuschreiben. Da fand man Ausrufungs- und Fragezeichen am Rande der Seiten oder auch kritisierende Bemerkungen; gelegentlich hatte er sogar Briefbogen mit Kommentaren beigelegt. Diese Glossen waren häufig sehr scharf und freimütig.

Erich konnte sich nicht genug über den Ton wundern, den sein Vater hier anschlug, der in seinem unbefangenen Freisinn stark von dem zugeknöpften, streng konservativen Wesen abstach, das der alte Herr im übrigen an den Tag gelegt hatte.

* * *

Es war Erich von Kriebow von älteren Leuten gesagt worden, er sei seinem Großvater ähnlicher als seinem Vater. Vom Rittmeister von Kriebow war ein altes Pastellbildchen erhalten, kein großes Kunstwerk, aber liebenswürdig in der Intimität seiner Auffassung. Er war da als Jüngling in der Uniform der Freiheitskriege dargestellt. Aus der altväterischen Tracht mit langer Taille und endlos hohem Kragen blickte ein Milchgesichtchen, mit einigen kurzen Haaren unter der Nase, die in ihrer Spärlichkeit so getreu wiedergegeben waren, daß man sie zählen zu können vermeinte. Der Familientypus war unverkennbar: hellblond, blaue Augen, gerade Nase.

Von Erichs Vater hing über diesem schlichten Pastell eine große Photographie, nach seinem Tode nach einer älteren Aufnahme vergrößert. Trotz seines breiten

Metallrahmens war es ein nüchtern langweiliges Bild mit der steifen Befangenheit des Photographiergesichts. Der Landesdirektor hatte sich aufnehmen lassen im Gesellschaftsanzug mit sämtlichen Orden.

Eine ganz andere Art von Mann war das als jener junge Krieger aus dem Anfange des Jahrhunderts. Spärliches Haar vom Wirbel über das Ohr weg gekämmt, steif in der Haltung, würdevoller, aber auch abgeschliffener und zahmer, nichts von kecker Frische, mehr Bureaukrat als Junker.

An Erichs Großvater waren durch das Aussterben von Seitenlinien mehrere Güter gefallen. Blutjung mit hinausgenommen in den Krieg, an dessen Ungebundenheit er Gefallen gefunden, hatte er in den darauffolgenden Zeiten des Friedens nicht recht gewußt, was in der kleinen Garnison mit seinen überschüssigen Kräften anfangen. Seine Leidenschaft fürs Spiel, seine Liebesabenteuer und Ehrenhändel hatten ihm den Beinamen „der wüste Kriebow" eingetragen. Die Finanzen gewannen nicht bei dieser Art Leben; er brachte allmählich die ererbten Güter durch, bis auf das eine, Grabenhagen, und auch dieses würde wahrscheinlich verschlungen worden sein, wäre es nicht als Fideikommiß an den Besitzer gekettet gewesen. Ein Dreißiger, zog sich Rittmeister von Kriebow auf den Stammsitz seiner Familie zurück. Das Gut war furchtbar herunter durch Kriegsstürme und die nachfolgenden Zeiten schwerer Teuerung und allgemeiner Geldnot.

Hätte Rittmeister von Kriebow einen gutgepflegten, wohlgeordneten Besitz vorgefunden, er wäre wahrscheinlich in seiner Verlotterung steckengeblieben; aber so wurde er vor eine Aufgabe gestellt, die seine Unternehmungslust reizte und seine noch ungebrochene Kraft zur Be-

tätigung aufrüttelte. Das Glück war ihm günstig; die Zeiten, vor kurzem noch elend, nahmen einen ungeahnten Aufschwung. Für den Landwirt, der sich regte, lag das Gold im Acker nicht so tief verborgen, daß sich das Graben nicht gelohnt hätte. Die berüchtigte Liederlichkeit des „wüsten" Kriebow hatte sich im Laufe der Jahre in ihr gerades Gegenteil umgewandelt; er war praktisch geworden und sparsam. Mit der Freude an dem Gedeihen seines Besitzes hatte sich auch das Verlangen entwickelt, ihn zu vergrößern.

Rittmeister von Kriebow, der in jungen Jahren den ererbten Grund und Boden nichtachtend verschleudert hatte, wurde jetzt vom Landhunger gepackt. Das meiste bäuerliche Land ringsum war bereits von seinen Vorfahren zum Rittergute eingezogen worden. Aber es gab da immer noch eine Anzahl kleiner Besitzer, die in ihrem Winkel, übersehen von den großen Herren, übrig geblieben waren: ärmliche Kossäten, welche ihr Dasein kümmerlich fristeten. Dem Grundherrn aber war nun einmal jedes fremde Element in seinem Bereich ein Dorn im Auge. Es war ja so leicht, das abzuschaffen, die Gesetze erlaubten es; auf diese Kleinen hatte sich die große Befreiung nicht erstreckt. Wer konnte es Herrn von Kriebow verdenken, daß er von dem Rechte Gebrauch machte, Land und Leute beinahe umsonst zu gewinnen; denn beides wurde für den Großgrundbesitzer immer wertvoller. —

Diese kleinen Anwesen also verschwanden eines nach dem anderen. Die Gebäude wurden niedergerissen und die Hofstätten in Feld umgewandelt, einige günstig gelegene zu einem Vorwerk vereinigt. Die Familien, der Herrschaft bis dahin zu Handdiensten verpflichtet, rückten von ihren alten Feuerstätten weg in die Katen,

die der Gutsherr ihnen nahe seinem Wirtschaftshofe errichten ließ.

Nicht so leicht ging die Sache mit den Bauernhöfen, die noch da waren. Der spannfähige Bauer war durch die Regulierung sein eigener Herr geworden; man konnte ihn nicht wie ehemals des Hofes entsetzen und das Land einfach einziehen. Hier also mußte sich der Herr wohl oder übel zum Handeln bequemen. Es gelang dem Rittmeister auch allmählich, einen nach dem anderen dieser bäuerlichen Grundbesitzer auszukaufen; denn so zähe diese Art auch an der Scholle klebte, zäher noch war der Erwerbssinn des Gutsherrn und zielbewußter sein Vorgehen.

Ein einziger Hof blieb bestehen. Hier saß die Familie Tuleveit. Früher hatten sie das Erbschulzenamt innegehabt. Mit dem Schwinden des Dorfes und der Gemeinde war auch dieses Amt erledigt. Aber im Bewußtsein des Volkes, das sich nicht so leicht mit der Neuordnung der Dinge zurechtfindet, war der Tuleveitsche Hof noch immer das „Schulzengut". Die Besitzer waren als Erbschulzen ehemals befreit gewesen von den Fronden. Sie hatten sich stets als etwas Besonderes betrachtet, und auch die Junker hatten ihre verbrieften Freiheiten respektieren müssen. Nun, wo im Wandel der Zeiten die gesamte bäuerliche Hufe aufgegangen war im Herrschaftlichen, lag das alte Schulzengut wie ein Eiland im Meere der umschlingenden Rittergutsflur. An den Grenzen dieses Besitztums mußte auch jetzt die Kauflust Halt machen. Mit Geld war bei diesen Leuten nichts auszurichten. Selbst wohlhabend, wußten sie ganz genau, was sie an ihrem Besitztum hatten. Das Bewußtsein, die einzigen in ihrer Art zu sein weit und breit, hatte in ihnen ein starkes

Selbstgefühl erzeugt; die angeborene Bauernschlauheit lehrte ihnen, wohl auf der Hut zu sein gegen alle Anträge, die ihnen von seiten der Herrschaft kamen. An dem starren Sinn dieses Nachbarn also scheiterten Herrn von Kriebows Landgelüste.

Im übrigen hatte er eine glückliche Hand; was er anfaßte, gedieh. Er hatte seine Finanzen geordnet und Grabenhagen auf eine hohe Stufe wirtschaftlicher Kultur gebracht. Das Gut wäre nach seinem Tode an einen Vetter gefallen; unwillkürlich aber erwuchs in seinem Besitzer der Wunsch: den schönen Besitz, für den er soviel getan, einem Leibeserben hinterlassen zu können. Er sah sich also, obgleich nicht mehr im Freiersalter, nach einer Gattin um, heiratete eine Klaven aus der Ragatziner Linie und erreichte das, was er sich gewünscht hatte: einen männlichen Nachkommen.

Bald nachdem er dies Glück genossen hatte, starb der alte Herr. Sein Tod war eines eingefleischten Weidmanns, der er zeitlebens gewesen, würdig: Eines Abends kam er nicht vom Anstand zurück; man machte sich auf, ihn zu suchen, und fand ihn unter einem Baume sitzend, bereits kalt, die Büchse im Arm, vor sich den erlegten Rehbock.

Die Witwe zog in die Stadt, um die Erziehung ihres Jungen leichter zu haben. Grabenhagen wurde verpachtet. Die Jünglingsjahre von Erichs Vater fielen in die schwüle, von allerhand unausgegorenen Fragen erfüllte Zeit vor Ausbruch der achtundvierziger Bewegung. Damals hatte der junge Mann aus Versammlungen, Zeitung und Kathederreden etwas vom doktrinären Liberalismus, wie er in den besseren Ständen Mode ward, in sich aufgenommen. Er war kein Mann von Initiative. Der frische Wagemut, der mehr als

einen seiner Vorfahren ausgezeichnet hatte, war bei ihm verblaßt und verkümmert; vielleicht war seine Erziehung daran schuld, die ihn von der ländlichen Heimat weggerissen, in die engen Mauern einer Provinzialstadt versetzt hatte. Während der Reaktionsperiode der fünfziger Jahre lernte er seine liberalen Anschauungen der gouvernementalen Auffassung anpassen. Dann heiratete er. Zu seinem Berufe als Staatsdiener nahm er noch Ehrenämter an in der landschaftlichen Selbstverwaltung, die seinen Ehrgeiz befriedigten. Auch der parlamentarischen Tätigkeit widmete er sich. Bei seiner schwachen rednerischen Begabung aber brachte er es hier nicht zu öffentlichen Erfolgen; hinter den Kulissen jedoch der Fraktion wurde seine Mitarbeit geschätzt. —

Seine Frau beschenkte ihn mit zwei Töchtern, die jung starben; das dritte Kind endlich, ein Knabe, blieb am Leben. Herr von Kriebow hatte sich niemals für Landwirtschaft interessiert, Reiten und Jagen und anderer Sport waren ihm fremd; wenn er auf seiner Besitzung weilte, lebte er da wie ein Städter in der Villeggiatur.

Inzwischen vollzogen sich auf dem Lande mit großer Schnelle außerordentliche Veränderungen. Der alte Rittmeister von Kriebow hatte mit billigen Löhnen gewirtschaftet und bei hohen Getreidepreisen sein Schäfchen ins trockene gebracht. Wo waren die Zeiten hin? Wo die Gemächlichkeit und Stetigkeit hin, mit der sich das landwirtschaftliche Gewerbe früher abgewickelt hatte! Der glückliche Zustand war einem bangen und zerfahrenen Hasten und Treiben gewichen. Bei den Grundbesitzern: das Verlangen nach überschnellem Gewinn, bei den Arbeitern: Unzufriedenheit und Unbotmäßigkeit. Ein Fieber, das durch alle Schichten drang, bis in die Adern des kleinsten Katenmannes, ihn mit Unrast er-

füllend, daß er leichtfertig seinen Dienst verließ, forteilte mit Weib und Kind, in die Stadt, übers Meer, einer unsicheren Zukunft entgegen. Wo war der große, unsichtbare Magnetberg, der die Nägel lockerte in dem Fahrzeug, daß es in allen Fugen zu krachen begann? — Was jagte die Leute auf aus ihrer jahrhundertealten Stumpfheit und Ergebung? Ein ferner Lichtschimmer, den in der Dunkelheit der umgebenden Nacht vieler Augen gleichzeitig zu sehen geglaubt; aber es war ein Irrlicht gewesen. Der Wirbelwind der neuen Zeit hatte sie erfaßt, wie Triebsand wurden sie dahingeweht, bald hier- bald dorthin getragen, um schließlich, wie ein Haufen alter Blätter in irgendeine tote Ecke geworfen, elend zu verkommen. —

Auch das stille Grabenhagen sollte etwas von den wirtschaftlichen Krisen zu spüren bekommen, die in den siebziger Jahren über das Land hereinbrachen. Der bewährte alte Pächter, der durch Jahrzehnte das Gut bewirtschaftet hatte, machte urplötzlich Bankerott. Er hatte seine ganze Wirtschaft auf das Fortbestehen guter Zeiten zugeschnitten und sich in weitschauende Unternehmungen eingelassen, als auch ihm der allgemeine Zusammenbruch über den Hals kam und ihn mit sich hinabriß.

Landesdirektor von Kriebow verlor dabei selbst eine nicht unbedeutende Summe. Ein Pächter, der auch nur annähernd das gezahlt hätte, was der alte gegeben, war nicht zu finden bei der allgemeinen Entmutigung. So mußte er sich denn, um keine allzu große Einbuße an Rente zu erleiden, zum Selbstübernehmen des Gutes entschließen. Er quittierte den Staatsdienst und zog nach Grabenhagen. In dem neuen Inspektor Heilmann hatte er einen glücklichen Griff getan. Bald trat allerdings ein, was vorauszusehen gewesen: der Beamte

eignete sich bei einem Herrn, der weder Neigung noch Verständnis für den Landbau hatte, das Regiment in der Wirtschaft an. Der Landesdirektor fühlte nicht das Bedürfnis, zu kommandieren, er war nur zu froh, daß ihm jemand die Last abnahm; im übrigen ging er seinen Interessen nach, die ihn vom Lande wegzogen.

Seine Frau starb früh und ließ dem Witwer nur das eine Kind: Erich. Der Knabe verlebte die denkbar freieste Jugend. Auf der Besitzung des Vaters wuchs er auf, früh mit allerhand ländlichem Sport: Reiten, Schießen, Angeln vertraut. In der nahen Kreisstadt, deren Gymnasium er besuchte, wurde ihm von den Lehrern das Leben nicht allzu schwer gemacht. Als Sohn seines Vaters und zukünftiger Grabenhäger Herr wurde er überall ein wenig verwöhnt.

Zwischen Vater und Sohn war das Verhältnis nicht gerade schlecht, aber auch nicht herzlich. Dem alten Herrn von Kriebow fehlte jene Elastizität gänzlich, die es manchem Greise gibt, in seinem Sohne noch einmal die Jugend zu erleben. Alles, was ihn interessierte, war dem Jungen fremd, und die Passionen des Knaben wieder vermochte er nicht zu verstehen.

So lebte man nebeneinander her in äußerlich korrekter Form und gutem Einvernehmen; aber der Vater war dem Sohne nicht Führer und der Sohn bedeutete dem Vater keine Stütze. Hier hätte nur eine Frau vermitteln können; die Liebe der Gattin und Mutter fehlte.

Als schließlich der alte Herr plötzlich starb, betrauerte ihn Erich wohl; aber es war kein Schmerz, der den ganzen Menschen in der Tiefe erschüttert hätte.

Mit jungen Jahren war er ein unabhängiger Mann geworden. In einem Alter, wo manch anderer mühselig Stein um Stein heranschleppt, sich eine Hütte

zum Unterkriechen zu errichten, saß er auf ererbtem Grund und Boden, unter Dach und Fach, in geachteter Stellung, niemandem verantwortlich, in der Lage, sein Leben selbst zu bestimmen. Was Sorgen seien, hatte er noch nicht kennen gelernt.

Und auch darin war er auserlesen unter vielen: er hatte jung und aus Neigung freien dürfen.

Die Bilder von Vater und Großvater hingen über seinem Schreibtische und blickten auf den Sohn und Enkel hinab, in dessen Jugend noch alle Möglichkeiten der Entwicklung eingeschlossen lagen.

* * *

Des Abends nach dem Abendbrot pflegte Klara mit der Haushälterin den Küchenzettel für den nächsten Tag durchzusprechen. Frau Kruke kam dazu herauf in das Zimmer der Hausfrau. Auf Klaras niedlichem Nußbaumschreibtisch lag ein Häuflein dünnleibiger Hefte: ihre Haushaltungsbücher, in denen sie mit sauberer Schrift ihre Einträge zu machen pflegte.

Während diese häuslichen Beratungen vor sich gingen, saß Kriebow im Nebenzimmer am Kamin, rauchend und von Zeit zu Zeit einen Kloben in die Flamme werfend. Von Klaras Zimmer, zu dem die Tür nur angelehnt war, erklang dann Rede und Gegenrede zu ihm herüber. Frau Krukes unschön schrilles Organ und zwischendurch die Musik von Klärchens Stimme.

Nichts Schöneres konnte er sich denken, als Klärchen so zu belauschen; bei ihr zu sein, ohne daß sie es wußte. Der Tonfall der Stimme zauberte ihm dann das Gesicht und die ganze geliebte Person vor die Seele. Da wurde er sich aus der Ferne ganz des Glückes bewußt, das er besaß.

Klara pflegte im Rechnungswesen sehr genau zu sein; Frau Kruke hatte keinen leichten Stand. Über den Verbleib eines jeden Restes mußte sie Rede und Antwort stehen; die Preise wurden aufs genaueste erwogen und die Bestellungen sorgsam festgestellt.

Was Frauen über solchen Dingen für Zeit verbringen konnten, was für peinliche Sorgfalt sie in diese Kleinigkeiten zu legen imstande waren. Erich belustigte sich manchmal im stillen darüber. Er hatte Klara schon oft damit geneckt, daß sie eine geizige Ader habe, oder er fragte sie, was sie sich für Papiere kaufen wolle aus den Ersparnissen der Wirtschaft. —

Die lodernde Flamme, die ein Stück nach dem anderen des buchenen Holzes aufzehrte, wie ihre bläulichen Spitzen in dem rauchgeschwärzten Schlote verschwanden, trug seine Gedanken weit hinaus. Und wenn er in die Glut der langsam verfallenden Kohle blickte, dann war es, als erstünden daraus allerhand Gestalten und Gebilde der Vergangenheit.

Ein Bild tauchte vor ihm auf, ein Erlebnis aus der Zeit, wo er mit Klärchen verlobt gewesen war. In ihrer Heimat, in Burgwerda hatte sich's abgespielt. Er war eben angekommen; sie erwartete ihn erst am Tage darauf. Es war ihm gelungen, unter dem Schutze der Dämmerstunde sich unbemerkt einzuschleichen. Das Glück war günstig; Kläre war allein und saß an ihrer Ausstattung nähend, ihm den Rücken zuwendend. Auf Zehen über den weichen Teppich schleichend, kam er unbemerkt an sie heran, stand hinter ihr, bis sie sich umwandte und seiner gewahr wurde. Er hörte noch jetzt den Ruf des Entzückens, sah noch jetzt das Mädchen sich aufrichten, wie sie ihm um den Hals fiel. Ganz deutlich stand ihm der unvergleichliche Augenblick vor

den Sinnen; der Druck ihrer Lippen, der Duft ihres Haares, das Leuchten des trunkenen Auges.

Und dann plötzlich, in einer jener jähen Gedankenverbindungen, wie sie die ungezügelt schweifende Träumerei liebt, sah er sich im Geiste versetzt in eine ganz andere Welt: eine stille Seitenstraße von Berlin NW. Dort hatte er während seiner Leutnantszeit ein Quartier gemietet zum Absteigen, während er selbst in der Kaserne wohnte. Die eigentliche Bewohnerin dieser Räume war eine stattliche Blondine, die man auf zwanzig Schritt Entfernung leicht für eine wirkliche Dame halten konnte. Ebenso hätte man diese Mietsräume mit ihrer behaglichen Ausstattung bei oberflächlicher Betrachtung vielleicht für die Wohnung eines jungen Ehepaares angesprochen. Es fehlte da nichts, vom Teppich im Wohnzimmer angefangen bis zum Büfett der Eßstube und dem Spiegelschrank im Schlafzimmer. Es war ja auch alles mit dem Scheine einer gewissen Anständigkeit zugegangen. Nie war es zu einem Skandale gekommen, nie hatte sie den Versuch gemacht, ihn zu kompromittieren, und als es schließlich zum Auseinandergehen kam, hatte sie ihn geradezu beschämt durch ihre Bereitwilligkeit, Briefe und alles, was er sich zurückerbat, herauszugeben.

Und dennoch dachte er jetzt mit brennendem Unbehagen daran zurück. Es erschien ihm wie eine Entweihung, wie eine Parodie seines jetzigen Glückes. Erst jetzt verstand er, was jenem Verhältnis, das ihm damals als etwas ganz Natürliches und Gutes erschienen war, im Grunde gefehlt hatte. Er hatte eben Besseres nicht kennen gelernt.

Der Gedanke, daß es zwischen ihm und Klärchen einen Schatten gebe, daß sie von einem ganzen Teile

seines Lebens nichts wisse, hatte ihn schon als Bräutigam gequält, und je vertrauter er mit der Geliebten wurde, je schwerer drückte ihn dieses Bewußtsein. Aber er beschloß bei sich, warten zu wollen, bis sie verheiratet seien, ihr dann aber auch alles zu beichten. Ein Mädchen, so sagte er sich, kann in diesen Dingen eine vernünftige Ansicht kaum haben, nein, sie darf nicht; denn sie muß so erzogen sein, daß sie dergleichen überhaupt nicht versteht.

Eines Abends auf der Hochzeitsreise — man schritt am Meeresstrande hin in wunderbarer Abendbeleuchtung — kam ihm der Gedanke, die Gunst der Stimmung zu benutzen und zu beichten.

Aber sobald Klara merkte, worauf er hinaus wollte, erbebte ihre ganze Natur, sie sträubte sich entsetzt.

Er vermochte nicht zu verstehen, was in ihr vorging. Was er tat, war doch nur korrekt! Ja, eigentlich war es eine Art von Großmut von ihm, sie über sein Vorleben aufklären zu wollen; wie mancher andere hätte das verschwiegen! — Und sie war gekränkt? Er sah es als eine Marotte an, einen Rest von Zimperlichkeit. Seitdem hatte er nie wieder versucht, über dergleichen mit Klärchen zu sprechen.

Frauen mußten doch wohl ganz anders fühlen als Männer, waren zarter besaitet, man mußte ihre Schwäche schonen. Und das war gut so von der Natur eingerichtet.

So lange es irgend ging, wollte er ihr jede häßliche Erfahrung ersparen. Gott sei Dank, ihr Bewußtsein war ja so rein wie frischgefallener Schnee. Bei aller ihrer Klugheit hatte sie sich die Arglosigkeit eines Kindes gewahrt. Mit offenen Augen schien sie nicht zu sehen, was um sie her vorging.

Er hatte dafür ein lebendes Beispiel: da war diese Dürten Kaubeuke, die Klara aus der Kate geholt und zum Stubenmädchen herangebildet hatte. Klärchen war zufrieden mit ihr, ja, sie hatte eine Vorliebe für die flinke und anstellige Person. Sie machte auch mit ihrem bescheidenen Wesen, der sauberen Erscheinung und den züchtig niedergeschlagenen Blicken den Eindruck eines braven Mädchens, das etwas auf sich hielt. Und neulich, als Kriebow durch den dunklen Hausflur schritt, in der Dämmerstunde, sah er zweie auseinanderfahren. Dürten hatte er an der weißen Haube, die Klara sie tragen ließ, erkannt; die Mannsperson war schleunigst verschwunden, ohne daß er den Burschen festgestellt hätte.

Kriebow hütete sich wohl, Klärchen davon etwas zu sagen. Die würde ja ganz außer sich geraten sein! Und dabei war das doch etwas ganz Alltägliches; ohne Liebschaften taten es die Dienstboten nun einmal nicht.

XI.

Der Pastor hatte zur Kirchenratssitzung eingeladen. Es handelte sich um Reparatur der Orgel. Sie war alt und ausgedient und begann den Dienst zu versagen.

Der frühere Geistliche hatte sich mit Reformen nicht das Leben schwer gemacht. Änderungsvorschläge wären bei seinen Leuten ja doch auf steinigen Boden gefallen, und der Zustand der Kirchkasse, in der chronische Ebbe herrschte, verbot jede Ausgabe. Bei einer Gemeinde, die zum größten Teile aus Gutstagelöhnern bestand, Opferwilligkeit und Interesse für kirchliche Zwecke vorauszusetzen, hatte der mit den Verhältnissen der Gegend vertraute alte Mann sich abgewöhnt. Und bei der Herrschaft war erst recht keine Lust vorhanden, sich

für dergleichen in Unkosten zu stürzen. Der selige Landesdirektor würde zwar den, der seine kirchliche Gesinnung angezweifelt hätte, wegen Beleidigung belangt haben; aber doch war unter seinem Patronat in der Grabenhäger Kirche alles beim alten geblieben.

Auch Pastor Grützinger wußte, daß es schwer halten werde, die Gemeinde für irgendeine Mehrausgabe zu gewinnen. Alles kam da auf den Patron an, denn die Mehrzahl der Kirchenväter waren Leute, die in Abhängigkeit vom Gutsherrn standen. Der Geistliche war daher gespannt, wie sich Herr von Kriebow in der Orgelfrage verhalten werde? Ob er ähnlich wie seine Vorfahren der Kirchfahrt mit dem Beispiele der Filzigkeit vorangehen werde? —

Grützinger stammte aus der Familie eines Subalternbeamten. Schon in der Kindheit hatte er bittere Not kennen gelernt; als Student mußte er sich durchhungern, der Vater konnte ihm nichts abgeben; mit Privatstundengeben verdiente er sich die Kolleggelder. Dann war er als Kandidat in dem Hause eines Großindustriellen gewesen. Dort hatte man ihn auf eine Stufe gestellt mit den Dienstboten, und eines Tages, als er sich's unterstanden, dem Zögling eine wohlverdiente Züchtigung angedeihen zu lassen, war er von dem entrüsteten Vater weggeschickt worden, wie man einen Hausknecht entläßt. Als er seine erste Pfarrstelle erhielt, verdarb er es sehr bald mit den Reichen und Mächtigen der Parochie; denn er wetterte von der Kanzel herab gegen Materialismus, Hochmut und Mammonismus. Ihm war von Jugend auf der Armeleutegeruch vertraut, er liebte die Geringen und Gedrückten als seinesgleichen, er glaubte das Christentum richtig auszulegen, wenn er es als das Evangelium der Armut auffaßte. Das Kämpfen

lag seiner Natur näher als das Ausgleichen und Begütigen. Er hielt es für seine Aufgabe, auch in andere als rein geistige Kämpfe einzugreifen, und stellte sich dorthin, wohin ihn seine Neigung und seine ganze Weltanschauung zog, auf die Seite des kleinen Mannes.

Natürlich liefen sehr bald Beschwerden über ihn ein; er wurde beschuldigt, den Klassenhaß zu schüren, Aufruhr zu predigen, ja, man warf ihm vor, er stehe im Dienste einer politischen Partei. Weitläufige Untersuchungen wurden darüber angestellt, aus denen er frei ausging. Aber unter der Hand bekam er Vermahnungen von seinen Oberen und den Rat, um des lieben Friedens willen ruhig zu sein.

Ein Temperament wie das Grützingers forderte solches Ansinnen nur noch schärfer heraus. Schließlich setzte er sich durch unbedachtes Kritisieren von Regierungsmaßnahmen in offenbares Unrecht; man benutzte die Gelegenheit, den unbequemen Mann seines Postens zu entheben.

Längere Zeit war er ohne Amt, da er eine Konsistorialstelle, die man ihm oktroyieren wollte, nicht annahm. Abermals begann das Hungern und Darben, diesmal mit Weib und Kindern. Unterricht erteilen und Schriftstellerei mußten ihm über die böse Zeit hinweghelfen.

Auch jetzt, wo er wieder ein Amt hatte, war Grützinger nicht auf Rosen gebettet. Die Grabenhäger Stelle war nur gering honoriert; dazu mußte er alte Schulden abzahlen. Die Haupteinnahmen kamen aus dem Pfarracker, mit dem die Stelle dotiert war.

Und auch über vieles andere, was er in der neuen Stelle vorfand, wollte ihm anfangs das Herz vor die Füße fallen. Er war von der Gegend, aus der er

stammte, große Ortschaften gewöhnt, ein buntes Durcheinanderleben und Zusammenwirken von verschiedenen Ständen, Klassen und Berufen, damit verbunden ein reges politisches und geistiges Leben. Und nun dieser Abstand! Monoton die Landschaft, monoton die Bevölkerung, monoton der Charakter der Leute — so schien es ihm. Das Land weit und breit in der Hand des Junkers. Bauern gab es hie und da einige, aber sie wurden einem wie eine Seltenheit gezeigt. Im übrigen Tagelöhner, nichts als Tagelöhner und das Gesinde auf den Gutshöfen.

Umsonst sah er sich um nach Leuten, mit denen er hätte einen geistigen Verkehr aufrechterhalten können. Die Amtsbrüder hielten sich ihm gegenüber vorsichtig zurück; er war anrüchig als disziplinierter Geistlicher. Von den Vorgesetzten fühlte er sich bewacht. Dann noch die paar Lehrer in den Dörfern ringsum. Die waren meist bedrückt von häuslicher Not und Sorgen um das tägliche Brot; auch von ihnen war nichts zu erwarten für eine edlere Art von Geselligkeit.

Und trotzdem pries er Gott, daß er ihm die Stelle gegeben, daß er ihm eine Herde ans Herz gelegt hatte, die der Hilfe so bedürftig war wie diese. Hier war ein reiches Feld der Tätigkeit, denn hier mußte so ziemlich zu allem erst der Grund gelegt werden.

Daß Sonntags die Kirche gähnend leer war, erschien ihm nicht als das Schlimmste. Er wußte, daß das Kirchgehen eine Angewohnheit ist; und Angewohnheiten lassen sich anerziehen. Was ihn aber wahrhaft erschreckte, das war die Stumpfheit der Gemüter, das Schlafen der Gewissen, die Laxheit in sittlichen Begriffen, die er bei groß und klein vorfand.

Grützinger war nicht der Mann dazu, solchen Er-

scheinungen gegenüber die Hände in den Schoß zu legen, sie kühlen Blutes als eine Tatsache zu konstatieren. Es mußte Abhilfe dafür geben! Mancherlei Mittel boten sich ihm an: die Predigt, der Konfirmationsunterricht, Verbreitung guten Lesestoffes, im schlimmsten Falle: kirchliche Zuchtmittel.

Aber das waren ja allzu linde Salben einem alten eingefressenen Schaden gegenüber! Mit den Strafen konnte er ja doch nur den offenkundig Gefallenen beikommen; Tadel und Ermahnung von der Kanzel gingen zu einem Ohre hinein und zum anderen wieder hinaus. Außerdem, was nutzte alles Predigen, wenn die Leute nicht ins Gotteshaus kamen? Was fruchtete das Anbieten der Gnadenmittel, da die Seelen kein Verlangen danach trugen?

Nein! Hier konnte nur eines helfen: die volle persönliche Hingabe an die ihm Anvertrauten. Wenn er den Leuten etwas sein wollte, dann mußte er ihre Leiden zu den seinen machen und zusehen, ob er ihnen Arzt und Helfer sein könne. Dann erst, wenn er sie ganz verstand, hatte er das Recht, sie zu belehren und zu führen.

Je länger er im neuen Amte war, desto tiefer lernte er die Eigenart und die Bedürfnisse der Leute kennen. Es gab in der ganzen weitläufigen Parochie bald kein Haus, in dem er nicht heimisch gewesen wäre. Manches Geheimnis wurde seinem forschenden Auge kund, bis er schließlich in dem Charakter der einzelnen und in den Geschicken ganzer Familien zu lesen imstande war, wie in einem Buche, das vor ihm aufgeschlagen lag. Während er zu Anfang noch oft im finstern getappt mit seinem Urteil, dort zu scharf, dort zu milde gerichtet hatte, begann sich jetzt vor seinem Auge Schatten und

Licht richtiger zu verteilen. Er erkannte neben Laster und manchem offenen und verborgenen Unrecht doch auch viel Tüchtigkeit. Und wo er früher Stumpfheit und geistigen Tod erblickt hatte, fand er bei schärferem Hinsehen manch einen hoffnungsvollen Trieb, der nur der Pflege bedurfte, um sich zu entfalten.

Was aber seine höchste Freude war: von dem Samen, den er selbst ausgestreut, begann hie und da ein Korn aufzugehen. Noch hatte er zwar keine volle Kirche, und nur wenig Gäste sah er zum Tisch des Herrn kommen; aber das würde sich bessern, wie es schon angefangen hatte, unmerklich besser zu werden. Die Hauptsache war ihm, daß er fühlte, wie er langsam aber sicher in das Vertrauen der Leute hineinwuchs.

Die Art hierzulande war verschlossen und unzugänglich; man mußte lange klopfen, ehe man Einlaß erhielt. Aber war erst einmal das Mißtrauen überwunden, dann konnte man sich auf ihre Treue verlassen. Daß er sie nicht zur Kirche trieb, daß er so als Vertrauter zu ihnen sprach, das rechneten sie ihm besonders hoch an. Besser als noch so viele schulmeisternde Ermahnungen oder salbungsvolle Redensarten schlug eine menschlich teilnehmende Frage oder ein schlichter Rat an. Sie sahen es: der Herr Pastor hatte nicht den Hochmut des Studierten, er begriff ihre Wünsche, teilte ihre Leiden und Freuden, als sei er einer von ihnen.

Und schon war er so weit, daß er die bessernde Hand anlegen durfte, daß er tadeln und rügen konnte, und daß sein Tadel nicht spurlos verhallte. Es war den Leuten nicht mehr gleichgültig, was ihr Pastor von ihnen dachte. Damit glaubte er viel gewonnen zu haben. Denn wenn erst das Bewußtsein des Übels sich regte, wenn die Scham zu erwachen begann, dann würde ja

auch bald der Wunsch kommen nach Besserung, das Verlangen nach Höherem, und damit war vielleicht der Bann gebrochen, die Decke doch etwas gelüftet, die jetzt noch auf den Gemütern lag.

So gewann er allmählich Boden, vorsichtig seine Deiche vorschiebend, jeden Schritt breit der feindlichen See abtrotzend. Niemand half ihm dabei; er war auf sich allein angewiesen. Der alte Grabenhäger Küster und Dorfschullehrer war ein prächtiger Mann; Grützinger lernte ihn seines biederen Charakters wegen schätzen, aber zum Gehilfen in solcher Arbeit eignete er sich nicht.

Klinguth war das Kind einer anderen Zeit, deren Motto Gehorsam ohne Nachdenken gewesen war. Auf den Einfall, eine eigene Meinung zu haben, wäre Klinguth nie gekommen. Selbst wenn es jemandem gelungen wäre, ihn zu überzeugen, daß die Verhältnisse um ihn her reformbedürftig seien, er würde erklärt haben, sie sollten bleiben, wie sie seien. Das war keine niedrige Knechtsseligkeit bei dem Alten; er war ein strammer Bursche, mit steifem Rückgrat, der seinen Mann in Feldzügen gestanden, er hatte seinen Stolz; aber die Freude am Gehorchen war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Wie die Welt gehe, war ihm sehr gleichgültig; auf Recht und Ordnung zu sehen, dazu hatte der König den Herrn Landrat ernannt, und andere hohe weltliche und geistliche Beamte waren da, die für das Wohl des Volkes sorgten, und schließlich hatten sie ja auch ihren gnädigen Herrn von Kriebow. Was diese Herren bestimmten, war recht und gut, und daran war nicht zu rütteln.

Einen Verbündeten fand also Pastor Grützinger nicht in Grabenhagen; anstatt dessen aber erstand ihm sehr bald ein heftiger Gegner.

Es war nicht Bosheit, was Inspektor Heilmann antrieb, gegen den Geistlichen aufzutreten; er sah in Grützinger einen gefährlichen Neuerer, er fürchtete von ihm Unterminierung seiner ganzen mühsam aufgerichteten Gutsordnung. Heilmann befand sich geradezu im Zustande sittlicher Entrüstung über diesen jungen Menschen. In seinen Augen war so ein Pastor dazu da, die Ordnung aufrechterhalten zu helfen, die Leute zu Gehorsam, Bescheidenheit und Zufriedenheit zu ermahnen und vor allem, sie vor den Verführungen der Demagogen zu warnen — so eine Art von Gendarm für die Seelen sollte der Pfarrer sein, wenn es nach Herrn Heilmanns Kopfe gegangen wäre. — Und nun kam da so einer her, der, statt die Leute zu ihrer verdammten Pflicht und Schuldigkeit anzuhalten, statt sie gefügig zu machen, ihnen den Rücken steifte und allerhand Ungünstiges für die Herrschaft aufstöberte.

Der Gedanke, daß der Geistliche damit nur seinen Beruf zu erfüllen glaubte, daß ihn eine Überzeugung trieb bei solchem Tun, konnte einem subalternen Geiste wie Heilmann nicht beikommen. Das war Schikane von dem Pastor, weiter nichts! — Aber, Gott sei Dank, es gab ja noch Mittel, so einem das Handwerk zu legen. Wenn man ihm zum Beispiel den Pfarracker nicht mehr abpachtete, dann würde er's bald verspüren, was es hieß, sich das Rittergut zum Feinde gemacht zu haben.

Der Pfarracker war seit Menschengedenken vom Gutshofe aus bewirtschaftet worden, er wurde eigentlich als ein Schlag des Rittergutes angesehen; daß ein Fremder dazwischen kommen und das Feld bewirtschaften könne, hielt der Inspektor einfach für unmöglich. Daran, das Stück nicht wieder zu pachten, dachte Heil-

mann gar nicht im Ernste, das würde ihm ja seine ganze Rotation umgeworfen haben; aber um den Pastor kirre zu machen, schien es wirksam, damit zu drohen. Selbst wirtschaften würde der Geistliche doch kaum, und ohne die Einnahmen aus dem Pfarracker konnte er nicht bestehen.

Aber mit diesem Plane sollte sich Inspektor Heilmann verrechnet haben. Noch ehe es zu einer Neuausbietung des Pfarrackers kam, kündigte Pastor Grützinger die Pachtung mit der Erklärung: der alte Tuleveit vom Schulzenhofe werde in Zukunft die Bewirtschaftung übernehmen.

Jochen Tuleveit, mit dem das Rittergut verfeindet war, Pächter des Pastorackers! — Das war nun wieder die reine Niedertracht! Die beiden: der Pastor und der alte Jochen hatten das verabredet, um die Herrschaft zu schädigen.

Grützinger war sich des erbitterten Hasses, den er in der Seele des Gutsbeamten entzündet hatte, wohl bewußt. Konnte er es ändern? — Vor den Interessen des Rittergutes ehrfurchtsvoll Halt machen, war nicht seine Sache. Scheu vor der Tradition kannte er nicht, wenn er sah, daß das Althergebrachte nur den Deckmantel abgeben sollte für eingerosteten Mißbrauch und Eigennutz.

Auch hier wieder fand Grützinger den Feind, gegen den er schon in seiner vorigen Stelle zu Felde gezogen war: den eingefleischten Egoismus der Mächtigen und Besitzenden. Freilich trat er in ganz anderer Form auf, hier war er durch eine Jahrhunderte alte Entwicklung gefestigt; nicht parvenuhaftes Protzentum war sein Gewand, sondern die altmodischen Überbleibsel einer ritterlich-patriarchalischen Rüstung. Aber im Grunde

war es doch dasselbe, trotz des verschiedenen Kleides. Überfluß an allem: an Machtmitteln und Vermögen auf der einen Seite und damit verbundene Hoffart, Selbstsucht und Dünkel gegen die Geringeren, Hartherzigkeit und Engigkeit, sowie es sich darum handelte, etwas aufzugeben von seinem Überflusse zugunsten der minder vom Glück Begünstigten. Und auch hier die furchtbare Erscheinung: Ausbeutung des Menschen durch den Menschen.

Das waren keine gottgewollten Zustände; darunter litten nicht allein die Leiber, auch der göttliche Teil des Menschen kam zu kurz. Die Gemüter verwahrlosten in dem aufreibenden Kampf um das tägliche Brot, im trostlosen Einerlei des Werkeltages stumpften die Seelen ab, wurden gleichgültig gegen das Laster.

Dem entgegenzutreten hielt er für seine Seelsorgerpflicht, wenn es ging auf gütlichem Wege, durch Erweckung des Gewissens bei denen, welche die Macht in Händen hatten; wenn diese jedoch ihre Herzen verstockten, dann in ehrlicher Gegnerschaft. Dem offenbaren Unrecht gegenüber die Segel zu streichen, sich um des lieben Friedens willen darein zu schicken, hielt er nicht für vereinbar mit seinem Amte.

Seinen Patron, den Leutnant von Kriebow, lernte er erst kennen, als er schon ein Jahr in der Grabenhäger Stelle war. Der Augenblick war nicht glücklich für das Bekanntwerden der beiden. Erich von Kriebow hatte allerhand Ungünstiges über den neuen Pastor zu hören bekommen und gab sich keine Mühe, seine Unzufriedenheit zu verbergen. Grützinger zeigte sich geflissentlich trotzig und unliebenswürdig, um sich nur ja nichts dem Edelmanne gegenüber zu vergeben. — Und so gingen sie auseinander, jeder bestärkt in seiner

schlechten Meinung von dem anderen. Kriebow fand bestätigt, daß dieser Pastor ein Plebejer sei, und Grützinger hatte in seinem Patron nur einen hochfahrenden Junker mehr gesehen.

* * *

Kriebow sah der Kirchenratssitzung mit wenig Freude entgegen. Heilmann hatte ihm schon vorher den Kopf heiß zu machen versucht: der Pastor werde mit dem Vorschlage einer Orgelreparatur kommen. Der gnädige Herr möchte darauf auf keinen Fall eingehen; denn einmal sei es eine unnütze Ausgabe, und außerdem müsse der Begehrlichkeit des Pastors von vornherein ein Damm entgegengesetzt werden. Mit der Orgel fange es an, dann wären die Glocken nicht mehr gut genug, nachher müsse das Dach neu gedeckt werden, und so werde allmählich die ganze Kirche renoviert — man kenne das schon!

Der Gutsherr gab in diesem Falle nicht allzuviel auf die Reden seines Inspektors; denn hiervon verstand Heilmann nichts. Die Orgel war alt und schwach, soviel stand nun mal fest, und er hatte sich schon vor Klärchen geschämt, die jeden Sonntag dieses Quietschen und Pusten mit anhören mußte, das Musik vorstellen sollte.

Nein, der Gedanke, hier etwas zu bessern, war gar nicht so unberechtigt; Kriebow meinte nur, der Pastor hätte darüber füglich mit ihm, dem Patron, Rücksprache nehmen, sich seine Zustimmung einholen können, ehe er damit vor die Kirchenväter trat. Aber solche Eigenmächtigkeit war ja nur charakteristisch für die Gesinnung des Mannes. Es war nicht unwahrscheinlich, daß sie bei dieser Gelegenheit aneinander geraten würden. Irgend

etwas einzustecken, eine Taktlosigkeit etwa von seiten des Geistlichen ruhig hinzunehmen, war Kriebow auf keinen Fall gesonnen.

Unbehagen bereitete ihm die Aussicht auf diese Sitzung noch aus einem ganz anderen Grunde: Jochen Tuleveit gehörte zu den Kirchenvätern. Sie grüßten einander nicht, der Gutsherr und der Bauer, wenn sie — was nicht immer zu vermeiden war — sich einmal im Dorfe oder auf dem Felde begegneten. Und nun mit dem Alten zusammen in einem Zimmer! Dazu der Pastor als Vorsitzender und, um das Maß des Peinlichen voll zu machen, eine Anzahl seiner eigenen Leute dabei, Leute, die zehn Jahr und länger zurückdenken konnten und genau wußten, was sich damals zwischen dem Rittergute und dem Schulzenhofe abgespielt hatte. —

Es war doch vielleicht besser, er ging nicht ins Pfarrhaus; er konnte ja Heilmann schicken als seinen Bevollmächtigten, dann kam er um alle diese Unannehmlichkeiten herum. Zu späteren Sitzungen würde er wieder gehen; vielleicht war da inzwischen der Handel um den Schulzenhof zum Abschluß gekommen, wenn Isidor Feige Wort hielt.

Aber schließlich sagte er sich, daß es doch geradezu eine Schlappheit sei, so vor der Begegnung mit einem Menschen zu zittern. Unter Kameraden würde man das „Kneifen" genannt haben. Ja, es wäre schlapp und es wäre außerdem auch unklug gewesen! Sein Fernbleiben würde auffallen, und die Leute würden erst recht auf die Vermutung kommen, er habe kein reines Gewissen. Nein, hier mußte in den sauren Apfel gebissen werden. Und so ging er denn in die Sitzung. —

Man war bereits vollzählig versammelt, als der

Gutsherr eintrat. Ein Blick überzeugte ihn, daß Tuleveit da sei. Kriebow begrüßte die Versammlung durch eine allgemeine Verbeugung, bot niemandem, auch dem Pastor nicht, die Hand.

Der Pfarrer eröffnete die Sitzung mit dem üblichen Gebet, dann erwähnte er in einer einleitenden Ansprache des Umstandes, daß man heute zum ersten Male die Ehre habe, den Herrn Patron in seiner Mitte zu sehen.

Kriebow war zerstreut, hörte kaum hin; er stand ganz unter dem Bewußtsein, dem alten Jochen Tuleveit gegenüberzusitzen. Er war recht alt geworden, der Bauer! — Gekreuzt hatten sich ihre Blicke noch nicht, der Alte blickte starr auf die Lippen des Pastors; was in seiner Seele vor sich gehe, konnte man diesem Gesichte nicht ansehen.

Nun kam der Pastor zum eigentlichen Thema der Sitzung: die Ausbesserung der Orgel.

Grützinger stellte seinen Hörern vor, wieviel beim Gottesdienst gute Musik zur Erhöhung der Weihe beitrage. Dann bat er den Küster, der als Schriftführer zugegen war, darzutun, wie die jetzige Verfassung der Orgel, die er ja sonntäglich zu spielen habe, sei.

Der alte Klinguth kam dieser Aufforderung nach, das heißt, er richtete seine Worte an den Gutsherrn; der war in seinen Augen die einzig maßgebende Persönlichkeit hier. Er bat Herrn von Kriebow gewissermaßen um Entschuldigung, daß er sich unterstehe, etwas an den Grabenhäger Einrichtungen schlecht zu finden, ohne vorher die Erlaubnis des gnädigen Herrn dazu eingeholt zu haben; aber das Instrument sei wirklich nicht mehr ganz vollkommen zu nennen, die Blasebälge und Windkanäle schienen undicht geworden, die Lade quietsche,

das Metallwerk sei von Rost angefressen und zudem versagten einige Tasten. — Mehr konnte man eigentlich nicht verlangen, und Kriebows Frage, was denn eigentlich an dem Instrumente noch gut sei, war berechtigt.

Der Pastor legte einen von einem Sachverständigen ausgearbeiteten Plan für die Reparatur und einen Kostenanschlag vor, dann bat er, sich zu seinem Vorschlage zu äußern.

Niemand schien zunächst das Wort ergreifen zu wollen. Kriebow sah, daß man eine Äußerung von ihm erwarte; er erklärte sich mit dem, was der Herr Pastor vorgetragen habe, einverstanden.

Nach ihm ergriff Jochen Tuleveit das Wort; er sprach mit matter Greisenstimme, von Zeit zu Zeit durch Atemnot unterbrochen. Jochen hielt die Ausbesserung der Orgel nicht für nötig. Man höre ja das Spiel in der ganzen Kirche, und das sei doch die Hauptsache. In verschiedenen Kirchen der Nachbarschaft habe man gar keine Orgel, und es gehe deshalb auch. Er könne sich aus seiner Jugendzeit entsinnen, daß Orgeln etwas ganz seltenes gewesen seien und daß man sie in Grabenhagen um ihr schönes Instrument beneidet habe. Er müsse gegen den Vorschlag des Herrn Pastor stimmen.

Nun war auch für die ärmeren Leute das Eis gebrochen; einer nach dem anderen meinte: Jochen habe ganz recht, und bei den schlechten Zeiten wollten sie sich nicht in eine solche Ausgabe stürzen.

Pastor Grützinger war schmerzlich betroffen; das hätte er nicht für möglich gehalten. Vor allem war er befremdet, seinen Freund, Jochen Tuleveit, auf der gegnerischen Seite zu finden. Der Mann war doch solch ein guter Kirchenchrist, und nun ließ er ihn so im Stich. Viel eher als auf Tuleveits hatte er sich auf des Guts-

herrn Opposition gefaßt gemacht. Nun unterstützte ihn Herr von Kriebow, und der Bauer versagte.

Jetzt warf sich der alte Klinguth ins Zeug. Sie sollten doch dem Herrn Pastor bewilligen, was er haben wolle. Er ging dem einzelnen direkt auf den Leib:

„Krischan! Nehmt doch Vernunft an!" damit wandte er sich an den alten Schmied Wurten. „Ihr habt gehört, was Herr von Kriebow gesagt hat. Glaubt ihr, daß ihr's besser versteht als der gnädige Herr? — Nun also!"

Und zu dem Schäfermeister: „Gust! Ihr seid doch musikalisch! — Das Menschenskind hat bei den Soldaten die Trommel gerührt. Habt ihr denn alles Gehör verlernt? Soviel müßt ihr doch einsehen, so wie unsere Orgel jetzt ist, das is nicht Musik mehr. Und Gesang ohne Begleitung, das is doch mal wie Brot ohne Schmalz und Salz."

Aber die Männer schüttelten den Kopf; der Küster war ja ein braver Mann, das wußten sie alle, und der Herr Pastor meinte es auch gut, gewiß! — Aber die hatten gut reden, sie brauchten nichts dazu zu zahlen. Jochen Tuleveit hatte recht, die Sache kam zu teuer. Mochten doch die, denen soviel an guter Musik in der Kirche gelegen schien, sich's was kosten lassen! —

Bei Kriebow war inzwischen ein Entschluß gereift. Noch vor wenigen Stunden hatte er sich zwar beim Durchsehen seines Ausgabebuches gelobt, sparen zu wollen, weil es nötig war. Aber hier mit sparen anfangen, das wäre Knauserei gewesen! — Und dann dachte er auch an Klärchen. Wie würde die sich freuen, wenn er ihr heute abend berichtete, daß er der Kirche eine erneuerte Orgel gestiftet habe! Allein der Gedanke,

wie sie ihn dafür anblicken würde, war genug, alle Sparsamkeitspläne wegzufegen.

Und so machte er der Debatte dadurch ein Ende, daß er erklärte, die Kosten, welche die Erneuerung der Orgel verursachen werde, auf seine Rechnung nehmen zu wollen.

Pastor Grützinger dankte dem Patron im Namen der Gemeinde. Die freudige Erregung, die in seinen Worten zitterte, war nicht gemacht; zum ersten Male dämmerte in seinem Kopfe der Gedanke, daß vielleicht auch ein Junker der Hochherzigkeit fähig sein könne. Er hätte Herrn von Kriebow das niemals zugetraut. —

Der Gutsherr schnitt den Dank kurz ab. Er wollte nicht, daß der Mann sich etwa gar einbilden solle, er habe sich mit seiner Stiftung bei ihm lieb Kind machen wollen.

Wohl tat ihm die Anerkennung des Pastors aber trotzdem.

* * *

Durch die Erklärung des Gutsherrn hatte die Sitzung schneller, als erwartet, ihren Abschluß gefunden.

Kriebow befand sich in gehobener Stimmung; es drängte ihn, nach Haus zu eilen, um Klärchen brühwarm das zu berichten, was ihn selbst mit solcher Genugtuung erfüllte.

Während er im Hausflur des Pfarrhauses stand und mit des alten Klinguths Hilfe seine Zigarre in Brand setzte, schritt Jochen Tuleveit an ihnen vorüber.

Der Küster hatte noch mit dem Pastor zu tun; er verabschiedete sich untertänigst von dem gnädigen Herrn.

Als der Grabenhäger aus dem Hause trat, in die stürmische Novembernacht hinaus, stand da eine dunkle Gestalt, der alte Tuleveit, in seinen Pelz gehüllt.

Kriebow machte unwillkürlich Halt. Was für Absichten hatte der Mann? — Wartete er hier auf ihn? — Wünschte er eine Aussprache? —

Erich von Kriebow überlegte; blitzartig schoß ein Gedanke auf in ihm, ein Plan. War hier nicht die Gelegenheit, die er so oft im geheimen herbeigesehnt hatte: sich auszusprechen mit dem Manne? endlich einmal die Rechnung zu begleichen, die nun schon so lange zwischen ihm und Jochen Tuleveit anstand?

Wer weiß, ob das je wieder so günstig kam, wie hier, wo sie ohne Zeugen waren, wo die Dunkelheit die Züge unkenntlich machte und auch für seine Befangenheit den erwünschten Mantel abgeben würde.

Er versuchte seiner Stimme möglichste Ruhe zu geben, um die innere Unsicherheit zu verbergen, als er jetzt dem alten Manne guten Abend bot. Er fragte nach dem ersten besten, was ihm gerade eingefallen war: wo jetzt Otto sei, sein alter Spielkamerad, er habe so lange nichts mehr von Otto gehört.

Jochen Tuleveit räusperte sich, kämpfte seine Atemnot nieder und berichtete dann in kurzen Worten: Otto sei beim Kammerherrn von Witzing auf Margentin als Wirtschafter angestellt.

Das gab denn nun glücklich einen Unterhaltungsstoff. Der Grabenhäger kannte ja Herrn von Witzing, war auch einmal in Margentin gewesen; so konnte er davon sprechen, und das half über das Herzklopfen hinweg, das er noch immer nicht loswerden konnte. Es war doch furchtbar schwer, den Harmlosen zu spielen einem Menschen gegenüber, vor dem man kein reines Gewissen hatte.

Jochen Tuleveit verharrte der Beredsamkeit des Gutsherrn gegenüber in seiner gewohnten Wortkargheit.

Er zog seinen Pelz fester über der Brust zusammen und setzte sich langsam in Bewegung. Man hatte noch knapp hundert Schritte zusammen, dann trennten sich die Wege vor dem Eingang zum herrschaftlichen Parke.

Kriebow fragte den Alten, ob er in einer solchen Nacht allein nach Haus gehen wolle, und bot ihm an, jemanden vom Gute herauszzurufen, der ihm leuchten solle. Jochen Tuleveit lehnte das Anerbieten ab; er erwarte seinen Enkelsohn mit der Laterne, sagte er.

So! Also habe er jetzt wohl die Kinder von seinem Ältesten bei sich auf dem Schulzenhofe? fragte Kriebow, nur um etwas zu sagen.

Der Alte antwortete nicht darauf. Er war wieder stehen geblieben und blickte vor sich hin den Weg entlang. In der Ferne zeigte sich jetzt ein Lichtchen, das schnell auf sie zukam. Der Träger lief offenbar; das Licht schwankte stark hin und her; mit einem Male verschwand es gänzlich.

„Großvadding!“ hörte man von einer kindlichen Stimme.

„Hirhentau, Jung, wo bliwwst?“

„Großvadding, ik bün fallen!“

„Hest di weih dahn?“

„Ne, ik nich, aber de Lücht is utgahn!“

„Dat seh' ik all, mien Jung! Kumm man ranner!“

Nach einiger Zeit war der Knabe denn auch herangekommen, ganz außer Atem vom Laufen. Es war ein schlankes Bürschchen; sein Gesicht konnte man bei der Dunkelheit nicht erkennen.

„Jung, ritt he di, so tau lopen!“ meinte der Alte, als der Enkel vor ihm stand.

„Grössing sed man, ik süll taumaken, dat ik taurecht keem, dar bün ik fallen, un de Lücht is utgahn.“

„Nun, wir werden sehen, daß wir das wieder in Ordnung bringen,“ sagte Kriebow, froh, dem Alten einen Dienst erweisen zu können.

Er ließ sich die Laterne geben, die er untersuchte; sie war heil geblieben. Dann zog er sein Feuerzeug aus der Tasche, ließ den Knaben die Laterne halten, stellte sich davor als Schutz gegen den Wind und schlug Feuer. Endlich gelang es ihm auch, die Kerze zum Brennen zu bringen.

„So, mein Junge!“ sagte Kriebow, „nun wäre die Geschichte wieder im Schuß! — Wie heißt du denn?“

„Hanning,“ erwiderte der Knabe.

„Und wie alt bist du?“

„Zehn Jahr.“

Hier mischte sich der Alte ein: „Hanning, mien Jung, gah vörut, ik kam glik nah!“

Dann, als der Knabe außer Hörweite war, trat Jochen Tuleveit nahe an Kriebow heran. „Hanning is nich mienen Sähn sien Kind, Herr von Kriebow!“ sagte er mit Nachdruck. „Mienen Korl sien sünd nu bald all groot. — Ne, Hanning is mien Greten ehr, Herr von Kriebow.“

Damit wandte sich der alte Mann und ging dem Enkelkinde nach.

Kriebow stand wie vom Donner gerührt; dieser — dieser Knabe — war Gretchens Kind! — —

Er hätte dem Alten nachstürzen mögen, ihn anhalten, ihn ausfragen, aber er wagte es nicht, wagte es nicht des Knaben wegen. Er hatte Furcht vor dem Kinde. Ein jäher Schreck, das Gefühl einer furchtbaren Verantwortung, war über ihn gekommen, hielt ihn fest, wollte ihn schier zu Boden drücken. Er stand da wie angewurzelt, rührte kein Glied, starrte nur den beiden

nach, sah das Licht kleiner und immer kleiner werden, bis es ihm schließlich verschwand.

Das war Gretchens Sohn! — Und er hatte mit dem Kinde gesprochen, hatte ihm ahnungslos die Hand gegeben. —

Jetzt hörte man Stimmen vom Pfarrhause her; es war der alte Klinguth, der sich vom Pastor verabschiedete.

Kriebow eilte fort. Wenn man ihn hier getroffen hätte! — Er kam sich wie ein Sünder vor; nur fort, nach Haus! —

Aber nach Haus konnte er auch nicht. Jetzt vor Klärchen treten? — Nein, er mußte sich erst beruhigen, wollte seine Gedanken ordnen, sich klar machen, was dieses Erlebnis für ihn bedeute, sich überlegen, was er nun zu tun habe.

Und allem Unwetter zum Trotze bog er in den Park ein, ging dort in der Hauptallee lange auf und ab.

XII.

Erich von Kriebow hatte in der Knabenzeit manche Freistunde auf dem Schulzengute zugebracht. Bei Tuleveits — so schien es — war alles viel schöner als auf dem väterlichen Gutshofe. Das machte die Ungebundenheit, in der sich der Knabe da ergehen durfte, unbeaufsichtigt von Gouvernanten und Kandidaten, deren Regiment nicht bis hierher reichte. Gar zu gern nur entwischte der Junge der Aufsicht seiner Präzeptoren, und wenn man nicht wußte, wo Erich sei, war das letzte Auskunftsmittel, auf den Schulzenhof zu schicken; dort wurde er dann gewöhnlich aufgefunden, in Gesellschaft seines Freundes Otto Tuleveit, auf dem Heuboden, in

Stall, Scheune, oder welchen Schauplatz sich die Knaben nun gerade zu ihren Spielen ausgesucht hatten.

Er wurde dafür gescholten, hie und da auch bestraft. Dem Landesdirektor war Erichs Verkehr auf dem Schulzenhofe ein Dorn im Auge: er befürchtete, daß sein Sohn sich schlechte Manieren und gewöhnliche Redensarten angewöhnen könne von den Bauersleuten. Diese Sorge war unbegründet; Sitte und Ton, die hier herrschten, hätte sich jedes herrschaftliche Haus getrost zum Muster nehmen können. Frau Tuleveit war die Tochter eines Ackerbürgers aus der Kreisstadt. Als Stadtfräulein hatte sie eine bessere Erziehung genossen. Davon war ihrem Wesen etwas Verfeinertes anhaften geblieben. Der ganze Hausstand hatte von der höheren Kultur der Frau etwas angenommen.

Jochen Tuleveit, damals noch ein rüstiger Mann in der Blüte der Kraft, hatte nichts dagegen, daß der Junker bei ihm aus und ein ging. Jochen war nicht nachtragend; er rechnete es dem Knaben nicht an, daß er ein Kriebow war, mit denen seine Familie seit Generationen auf gespanntem Fuße lebte.

Innige Freundschaft bestand zwischen Erich und Mutter Tuleveit. Dieses zarte Verhältnis beruhte allerdings auf ziemlich materieller Grundlage. Der Knabe wußte nur zu gut die vielen guten Dinge zu schätzen, welche diese ausgezeichnete Hausfrau jederzeit in ihren Vorratsräumen aufbewahrte. Wo anders hätte es auch solchen Lebkuchen gegeben, wie er hier gebacken wurde! Die Äpfel, Birnen, Nüsse und Pflaumen aus dem Obstgarten des Schulzengutes waren die besten der Welt. Und nun gar das selbstgebraute Bier, der Stachelbeerwein und die Honigwaben! Selbst das Brot mundete besser als das heimische, denn hier bekam man Lecker-

bissen dazu, die im Herrenhause verpönt waren: Käse, Quark, Speck, Schnittlauch und dergleichen.

Erich nahm, wie es Kinderart ist, die Guttaten, die ihm geboten wurden, an, ohne tiefere Dankbarkeit zu empfinden. Er nannte Frau Tuleveit „Mudding“ und ließ sich mit guter Manier von ihr verwöhnen.

Auch auf Mutter Tuleveits Seite war dieses Verhältnis nicht frei von Egoismus. Ein ganz klein wenig warf die brave Frau auch die Wurst nach der Speckseite. Es war ihr schmeichelhaft, daß ihr Otto einen Edelmannssohn zum Spielgefährten hatte. Der Frau, welcher der Sinn für das Feine und Auserwählte im Blute lag, hatte es das Auftreten des Junkers, sein freies, liebenswürdiges Wesen, die Atmosphäre von Vornehmheit, die er mit sich brachte, angetan. Vielleicht auch hegte sie im Grunde ihres Herzens die geheime Hoffnung, daß die Freundschaft mit dem zukünftigen Gutsherrn ihr und den Ihren einstmals noch nützlich werden könne. Aber von solchen Wünschen ihres leichtbeweglichen Frauengemüts durfte Jochen nichts ahnen. Sie kannte ihren Mann: wenn der etwas derartiges auch nur von weitem geahnt hätte, dann wäre er imstande gewesen, dem Edelmannssohne das Haus zu verbieten.

Es waren drei Kinder im Hause: Karl, der Älteste, und ein Paar Zwillinge: Otto und Grete. Zwischen Karl und den Zwillingen bestand ein großer Abstand in den Jahren; ein paar dazwischen Geborene waren in frühester Jugend gestorben. Die Zwillinge waren ungefähr in einem Alter mit Erich, während Karl bereits, als halberwachsener Mensch, eine Art Hofmeisterstellung in der väterlichen Wirtschaft inne hatte.

Otto Tuleveit, Erichs Intimus, war ein großer, etwas ungelenker Junge mit gutherzigen Augen, pause-

bäckig; man sah ihm die gute Kost des Schulzengutes an.

Den beiden Freunden, Otto und Erich, gesellte sich gelegentlich noch ein dritter Knabe zu: Fritz Wurten, der Sohn des Schmieds. Das war ein frühreifes, verwegenes Bürschchen. Der Junge hatte zeitig in der Schmiede zugreifen lernen müssen; die Schelte und Schläge, mit denen Vater Wurten schnell bei der Hand war, hatten ihm ein hartes Fell verliehen. Fritz, obgleich der kleinste an Statur, war den beiden anderen in Geschicklichkeit und Selbständigkeit weit überlegen. Er wußte sich dem Junker und dem Bauernsohn in vieler Beziehung wertvoll und unentbehrlich zu machen.

Wenn dieses Kleeblatt zum Spielen noch einen vierten Mann brauchte, dann mußte ihnen Ottos Zwillingsschwester herhalten. Gretchen war ein zierliches Püppchen mit sorgfältig geflochtenem, gelbem Zopf, der nie ohne buntes Band war; denn Mutter Tuleveit hielt auf die Erscheinung des Töchterchens. Jochen schalt gelegentlich, er meinte, das Kind würde zu einer Prinzeß erzogen; aber was half ihm das? Seiner Frau war nun einmal von ihrer städtischen Abkunft her der Hang zu feinerer Lebensart anhängen geblieben.

Otto und Fritz legten keine große Achtung vor dem Mädchen an den Tag; sie stießen sie hin und her und brachten sie wohl auch zum Weinen durch ihre Rauhheit. Anders verhielt sich Erich. In der Brust des jungen Edelmanns war früh die Galanterie erwacht, er ergriff Partei für das Mädchen, nahm sie ritterlich in Schutz. Gerade die Zimperlichkeit dieses kleinen Fräuleins sagte ihm zu; da konnte er sich um so stolzer in der Rolle eines Beschützers gefallen.

Dieser Kreis jugendlicher Spielgefährten flog dann

imt einem Male schnell auseinander. Erich bezog das Gymnasium, und auch Gretchen kam aus dem Hause zu Verwandten, um in die Künste des Nähens, Strickens und Klavierspielens, die Mutter Tuleveit für durchaus notwendig hielt, eingeweiht zu werden.

Jahre vergingen, und man bekam sich nicht wieder zu sehen. Wenn Erich als Gymnasiast in den Ferienzeiten nach Haus kam, hatte er andere Gedanken im Kopfe, als Tuleveits und das Schulzengut. Er vernachlässigte die Leute, von denen er so manche Freundlichkeit genossen hatte, denn er war nun schon in das Alter gekommen, wo man Standesunterschiede sieht und beachtet. Die Leckerbissen der Mutter Tuleveit konnten ihn nicht mehr locken; auf ganz andere Genüsse stand der Sinn des heranwachsenden jungen Mannes. Jetzt bildete das Pantinsche Haus einen Anziehungspunkt für ihn. Dort gab es junge Leute seines Standes. Da war Ulrich, mit dem er sich in den Künsten des Rauchens und Biertrinkens übte, und Wanda, in die sterblich verliebt zu sein er sich damals einbildete.

Erst als Erich schon Leutnant war, betrat er wieder einmal das Schulzengut. Er war auf Urlaub von Berlin herübergekommen und leistete seinem alten Vater Gesellschaft, der es für seine Pflicht hielt, einige Wochen im Jahre auf seiner Besitzung zuzubringen.

Vater und Sohn genierten sich bei solchen Gelegenheiten gegenseitig, ohne es sich recht eingestehen zu wollen. Das Lebensalter war zu verschieden und auch die Interessen und der Geschmack. Die Fähnrichszeit lag noch nicht lange hinter dem jungen Manne, gerade hatte er angefangen, die Nase in die große Gesellschaft zu stecken. Berauscht von dem parfümierten Treiben des Salons und auch schon ein wenig blasiert war er

in die Heimat zurückgekommen, die ihm in diesem Seelenzustande wenig zu bieten vermochte. Die endlosen Gespräche über Politik, mit denen ihn sein Vater regalierte, waren auch keine Belustigung für den Leutnant. Davon verstand er nichts, und von dem, was jetzt sein ganzes Empfinden und Denken erfüllte: Courmacherei und Liaisons, konnte er wieder seinem Vater nicht gut erzählen. Was blieb ihm also übrig, als sich mit Anstand zu langweilen.

Doch sollte er bald etwas finden, das ihn mehr interessierte als das ganze übrige Grabenhagen zusammen. Zu den Dingen, die sein Vater für korrekt hielt, gehörte auch, daß man Sonntags zur Kirche ging. Da saß nun der frischgebackene Leutnant neben dem alten Landesdirektor im Kriebowschen Kirchenstuhl und beschäftigte seine Gedanken mit allem anderen mehr als mit Erbauung.

Eines Sonntags sah er da ein Gesicht, das sofort seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm: eine junge Person, die nicht weit von ihm neben dem Tuleveitschen Ehepaare saß. Auch sie hatte schon nach dem herrschaftlichen Stuhle herübergeschielt und, wie bei einer Sünde ertappt, als sich ihr Blick mit dem des Leutnants kreuzte, die Augen gesenkt.

Es war schwer zu glauben, aber dieses Fräulein in städtischer Tracht, mit hoher Frisur unter modischem Hut, konnte keine andere sein als Gretchen, sein kleiner Spielkamerad von ehemals, die er damals wohl in aller Harmlosigkeit geküßt und seine „Braut“ genannt hatte. — Ob sie daran wohl noch dachte? —

Als er nun des Nachmittags vom Schulzenhofe her Musik herüberklingen hörte und auf sein Fragen erfuhr, daß dort Erntefest gefeiert werde, schien ihm das

eine günstige Gelegenheit, die alte Freundschaft, die seit heute morgen erneutes Interesse bekommen hatte, wieder aufzufrischen; mal aus der Nähe zu sehen, was eigentlich aus seiner Jugendfreundin inzwischen für ein Persönchen geworden sei. —

Zum Erntetanz waren eine Menge Menschen auf dem Schulzengut zusammengekommen. Jochen Tuleveit beschäftigte zur Sommerszeit eine stattliche Zahl Knechte und Tagelöhner. Auch städtische Verwandte und Freunde der Hausfrau waren erschienen zur „Austköst“.

Der junge Offizier wurde mit Freuden aufgenommen. Man ließ es ihm nicht entgelten, daß er sich so lange nicht hatte blicken lassen. Mutter Tuleveit sah es als keine geringe Ehre an, daß er das Fest mit seiner Gegenwart verschönte.

Sein Auge suchte vor allem die Tochter des Hauses; sie war nicht unter den Tanzenden zu entdecken. Schließlich wandte er sich an die Mutter, fragte, wo das Mädchen sei. Die gute Frau war erstaunt: ja, wo war „Greten“? — Den ganzen Nachmittag sei sie dabei gewesen und nun auf einmal verschwunden!

Erich sprach sein Bedauern aus; er hoffe, daß sein Auftreten das Fräulein nicht etwa vertrieben habe. Mutter Tuleveit entschuldigte das Benehmen der Tochter so gut sie konnte: ihr „Greten“ sei immer noch solch ein lächerlich ängstliches und empfindliches Ding, wie der Herr Leutnant sie von früher her wohl in Erinnerung habe.

Der junge Herr mußte sich also wohl oder übel darein finden, daß sich diejenige, derentwegen er gekommen war, aus irgendeinem ihm unverständlichen Grunde dem Feste fernhielt. Er war nun aber einmal hier, da hieß es: „mitgefangen, mitgehangen“! Es

würde Wirtin und Gäste beleidigt haben, wenn er sich nicht am Tanze beteiligt hätte.

Mädchen waren da die Auswahl: flinke und ungeschickte, leichte und gewichtige, zerbrechliche und handfeste. Der junge Offizier, dem das Treiben hier erst wenig anstand, kam schließlich doch noch auf seine Kosten. Es war zwar kein leichtes Ding, diese Tänzerinnen in Umdrehung zu erhalten, und auch die Unterhaltung floß ein wenig zähe; aber unwillkürlich wirkte der Gegensatz belustigend, in welchem der gravitätische Ernst dieser Leute zu dem stand, was doch ein Vergnügen sein sollte. Sie betrieben das Tanzen wie eine außerordentlich wichtige und ernste Angelegenheit, als sei es Arbeit, die ihnen auferlegt sei. Kein Wort wurde gewechselt; nach den Klängen einer bestimmten Fiedel drehte sich das langsam schurrend, wie ein verrostetes Uhrwerk, auf der Lehmtenne der Scheune.

Nachdem Erich mit allen anwesenden Frauenzimmern einmal getanzt hatte, glaubte er seiner Pflicht genügt zu haben und dachte schon ans Heimgehen. Da erschien eine zierliche Blondine auf der Bildfläche, in der er Gretchen erkannte. Nun natürlich blieb er.

Das Mädchen tat, als gehe sie die ganze Tanzerei nichts an; sie trat zu ein paar älteren Frauen, mit denen sie sich eifrig zu unterhalten begann. Nach dem Leutnant zu blicken, vermied sie.

Erich begriff, daß dies weiter nichts sei als Komödie. Er sollte nicht denken, daß sie sich irgend etwas aus ihm mache; darum tat sie, als kenne sie ihn nicht.

Aber das sollte ihr nicht durchgelassen werden. Nun erst recht! — Er eilte auf sie zu, verbeugte sich vor ihr und fragte sie, ob sie sich seiner denn nicht mehr entsinne. Über und über errötend mußte sie das zu-

geben. Er machte es ihr im übrigen leicht, sich von ihrer Befangenheit zu erholen, sprach in harmlos vertraulicher Weise von den alten Zeiten, als sei es erst gestern gewesen, daß sie miteinander gespielt und sich seitdem nichts zwischen sie geschoben. Wie eine Dame von Stand behandelte er sie, voll Höflichkeit und Achtung.

Nachdem er so ihr Vertrauen gekirrt hatte, ließ er sich erzählen, wo sie inzwischen gewesen sei und womit sie sich beschäftigt habe. Aus ihren Antworten ersah er, daß sie hochdeutsch sprechen konnte und, nachdem die erste Ängstlichkeit überwunden, sich leidlich sicher zu benehmen verstand. Er betrachtete sich das Mädel mit wachsendem Interesse; sie war wirklich beinahe eine Dame, wenigstens hier in dieser dörfischen Umgebung wirkte sie so.

Jetzt sei sie daheim bei den Eltern, berichtete sie, schon seit einem Jahre. Aus ihren Worten klang geheime Unzufriedenheit und Verachtung ihrer Umgebung heraus. Schließlich gestand sie ganz offen, daß sie sich nicht wohl fühle daheim.

Das wollte Erich glauben, ein Fräulein wie sie, was sollte die unter dem Bauernvolke! — Er erklärte, ihre Sehnsucht nach etwas Besserem vollauf zu verstehen und durchaus berechtigt zu finden.

Sie nahm alles, was er sagte, als bare Münze. Seine Bewunderung, sein Mitgefühl taten ihrem Herzen unendlich wohl.

Konnte es anders sein? — Sie, ein junges, unerfahrenes Ding, herausgerissen durch die Erziehung aus ihrer Sphäre, nicht Bauerndirne, nicht Bürgermädchen, nicht Dame, aber von allem ein wenig, nirgends fest gewurzelt, voll krankhafter Sehnsucht und heimlich zehrendem Verlangen nach dem traumhaften Glanz einer

höheren Welt, von der sie, wie durch eine Türritze, gerade nur den Schimmer gesehen hatte. — Und nun kam einer her, einer aus jenem hellerleuchteten Zimmer, ein wirklicher Herr, ein Kavalier, jung, elegant, vornehm, der machte kein Hehl daraus, daß er ihre Schönheit bewundere, ihr Benehmen reizend finde, kurz, daß er sie für ebenbürtig seinen Kreisen ansehe.

War es nicht natürlich, daß sie diesen süßen Trank einsog mit gierigen Zügen, bis er sie berauschte, daß die Wirklichkeit vor ihren träumenden Sinnen schwand, daß sie sich bald in einem Zustande befand, der der Willenslosigkeit ähnelte! —

Erich forderte sie zum Tanze auf. Sie verstand sich darauf, das merkte er nach wenigen Schritten. Das war keine Arbeit, wie bei den Dorftrinen, die er vorher hatte schwenken müssen Es war Rhythmus in den Bewegungen dieses Mädchens. Er veranlaßte die Musik, schneller aufzuspielen; bei solch einer Tänzerin war nicht Takt zu halten mit der bisherigen schläfrigen Weise. Unausgesetzt tanzte er und war neugierig, wann sie es wohl satt bekommen werde; aber da schien er umsonst zu warten. In dem Frauenzimmer war Art, das mußte man sagen!

Ihr schneller Atem, das starke Pulsen ihres Blutes verrieten ihm ihre Erregung. Mehr und mehr gab sie sich jeder seiner Bewegungen hin, machte ihn dadurch kühner. Schon herrschte eine Art stummen Einverständnisses zwischen ihnen. Alles bekam besondere Bedeutung: der Druck der Hand, der Blick, der Tonfall der Stimme. —

Wo hatte sich ihm je ein solches Glück angetragen? Ein Mädchen, jung, reizend, unberührt, voll von Temperament! — Gegen dieses Abenteuer waren seine

bisherigen Erfahrungen in Liebesdingen, auf die er sich soviel eingebildet hatte, ein schaler Trank und dies hier ein starker, duftender Wein, der seine Sinne im bloßen Vorschmack schwindeln machte.

Da gab es kein Bedenken mehr. Skrupel in Liebesdingen hatte er sich sowieso abgewöhnt; dafür hatte Berlin gesorgt. Ein Schlappier wäre er sich vorgekommen, wenn er das, was sich ihm anbot, nicht hätte genießen wollen.

Der Abend war hereingebrochen, die Tanzlust aber nicht versiegt. Bei der spärlichen Beleuchtung einer Hängelampe ging es weiter, und selbst bei diesem ruhigen Volke wurden unter dem Schutze des Halbdunkels die Bewegungen freier, der Tanz lebhafter, Blicke und Umfassen kühner.

Erich wußte das Mädchen zum Hinaustreten in den Garten zu bewegen. Dort im schützenden Dunkel des Hausschattens ein erstes, heißes Umfangen, ein paar gestammelte Worte: Bitte und gewährende Zusage.

Dann nahm er Abschied von seinen Wirten, dem redlichen Jochen, der ihm für sein Kommen dankte, und seiner Hausehre, Mutter Tuleveit, die den Gast noch ausdrücklich bat, bald einmal wieder ihnen die Ehre seines Besuchs zu schenken.

Zu Haus verlebte er eine peinvoll langweilige Stunde mit seinem Vater, der sich's in den Kopf gesetzt hatte, dem Herrn Sohne an diesem Abend aus einem Buche über Nationalökonomie vorzulesen. Dann, als er mit einigem Anstand hatte Gutenacht wünschen können, war er in ein anderes unauffälligeres Gewand geschlüpft, und nun hinaus in die Mondscheinnacht.

Langes, diebsartiges Schleichen um das Schulzengut, in steter Angst vor dem Anschlagen der Hunde und

vor dem Aufmerksamwerden der viel zu langsam heimgehenden Festgäste. Endlich Ruhe weit und breit! —

Aufleuchten des Lichtes hinter den Scheiben des niederen Giebelfensters, gleich darauf Verlöschen; das verabredete Zeichen, daß alles sicher sei. Über ihm, der sich dicht an die Wand gedrückt hielt, ein leise knarrender Ton beim Öffnen des Fensters, und er wie ein Kater vorsichtig und schmiegsam da hinauf. —

* * *

Die Tuleveits auf dem Schulzengute hatten durch Generationen hindurch zähe an den Gebräuchen und Sitten der Vorfahren festgehalten. Sie lebten auf bescheidenem Fuße, saßen zu den Mahlzeiten am nämlichen Tische nieder mit ihrem Gesinde, standen im Sommer um vier, im Winter um fünf Uhr auf, gaben ihren Leuten das Beispiel von Sparsamkeit, Nüchternheit und Fleiß, und brachten es auf diese Weise, wenn auch nicht zu Reichtum — das verhinderte der Kinderreichtum —, aber doch zu behäbigem Wohlstande. Mit ihren Heiraten waren sie innerhalb ihres Standes geblieben. Die Kinder hatten die Dorfschule besucht. Jedesmal der älteste Sohn hatte das Gut übernommen; die anderen Söhne waren nach auswärts gegangen, um sich selbständig ihr Brot zu verdienen.

Auch Jochen war ein echter Tuleveit in seinen Anlagen, sparsam mit dem Geld und mit den Worten, jedem Scheinwesen abhold, ein schlichter, ernster, in sich gekehrter Charakter.

Seine Frau hatte Jochen bei Geschäftsfahrten kennengelernt, die ihn nach der Stadt führten. Ihr Vater, der Landwirt und Kaufmann in einer Person war, stand vor allem mit dem Landvolke im Geschäfts-

verkehr, das diejenigen Bedarfsartikel, für die es auf dem Dorfe keine Quellen gab, durch ihn bezog. Die Tochter half im Geschäft und machte auf Jochen durch adrettes Wesen, Klugheit und praktischen Sinn Eindruck. Dieses Mädchen würde eine treffliche Hausfrau für ihn abgeben, sagte sich der junge Mann, der sich bis dahin unter den Bauerntöchtern, die er kannte, umsonst nach solchen Vorzügen umgesehen hatte. So durchbrach er denn als erster die Tradition der Familie, holte sich seine Frau aus der Stadt.

Damit hielt mancherlei Neues in den Schulzenhof seinen Einzug: die junge Frau brachte eine städtische Aussteuer mit, Möbel, Wäsche, Geschirr; prunkhafter, als man sie je zuvor hier gesehen hatte. Und auch die Bedürfnisse der neuen Wirtin waren anders geartet, höher gestellt als diejenigen der Familie, in die sie geheiratet hatte, bisher gewesen.

Jochen war zwar nicht der Mann dazu, die althergebrachte Sitte seines Hauses von einer Frau mit einem Male um und um kehren zu lassen; aber nach und nach, unmerklich, modelte sich der Charakter des Hausstandes und Familienlebens doch nach dem Wesen der Hausfrau und Mutter um.

Man aß nicht mehr mit dem Gesinde an einem Tische, das ging schon wegen des teuren Porzellans und der feinen Tischwäsche nicht an. Früher hatte sich das ganze Leben der Hauptsache nach in zweierlei Räumen abgespielt, da, wo man schlief und da, wo man aß. Jetzt wurde eine Stube abgetrennt, die eigentlich nur dazu da zu sein schien, von den guten Möbeln der Hausfrau bewohnt zu werden. Dieser Raum durfte nur geöffnet werden, wenn man Besuch bekam, und zwar nur, wenn es vornehmer Besuch war. Passierte das

nun auf dem Bauernhofe auch nur aller Jubeljahre einmal, so war doch der Zweck erreicht: das Bewußtsein, gleich den städtischen Freunden und Verwandten seine „gute Stube" zu besitzen.

Aber auch manche wirkliche Verbesserung führte die junge Frau ein: sie legte einen Hausgarten an, der bis dahin gefehlt hatte, mit niedlichen, buchsbaumumfaßten Beeten, in denen sie ihre Rosen an weißgetünchten Stäben zog; in den Rabatten blühten mancherlei farbenprächtige und wohlriechende Blumen; auch Gemüse und Suppenkräuter züchtete sie in reicher Auswahl. In der Ecke erhob sich bald die geißblattumrankte Laube; die Südwände der Gebäude bezogen sich mit Weinreben, und mancher Obstbaum wurde in der Wurte gepflanzt. In einem Schauer standen buntbemalte Bienenhäuschen. In der Vorratskammer gab es Obstwein und allerhand andere auserlesene Genüsse. Die Kinder gingen sauber und mit Geschmack gekleidet einher; das ganze Hauswesen, die Innenwirtschaft, alles, wo der weibliche Einfluß hinreichte, hatte etwas Schmuckvolles und Gewähltes angenommen.

Und selbst Jochen, der wie alle Tuleveits durch und durch konservativ war, konnte sich dem modernisierenden Einfluß, der mit der jungen Frau in das altväterische Wesen des Schulzenhofes Einkehr gehalten hatte, auf die Dauer nicht ganz entziehen.

Auch von anderen Seiten drang das neumodische Wesen ein. Es war, als läge die Veränderungssucht in der Luft. Draußen in der großen Welt vollzogen sich allerhand Neuerungen, um die sich Jochen zwar nicht groß kümmerte, aber er verspürte sie doch schließlich auch in seinem entlegenen Winkel.

Von jeher hatten sich seine Vorfahren zu den

Bauern gerechnet, sie hatten nie etwas Besseres sein wollen, und Jochen wäre der letzte gewesen, sich seines Standes zu schämen; aber nun setzten es sich die Leute auf einmal in den Kopf, an ihn zu schreiben: „Herrn Gutsbesitzer Tuleveit“. — Er hatte doch niemals eine solche Titulatur verlangt, mit der er gar nichts anzufangen wußte. Sollte er denn auf einmal ein anderer geworden sein? —

Und so ging es in vielen Dingen. Er sprach nicht über das, was er empfand, das war ihm nun einmal nicht gegeben; aber im stillen schüttelte er den Kopf über die neue Zeit und ihre Erscheinungen und wunderte sich, wo das noch einmal hinführen werde.

Früher hatte kein Bauernsohn jemals daran gedacht, sein Gewerbe anderswo zu erlernen als daheim bei den Eltern, in täglicher Arbeit. Jetzt hatten sie eine Wissenschaft gemacht aus der Landwirtschaft. Die Praxis genüge nicht mehr, hieß es auf einmal, man müsse die Sache auch „theoretisch“ erfaßt haben. Wo der Unfug herkomme, ob aus den Zeitungen oder von Universitäten, wußte man nicht. Jochen war der Ansicht, daß die Kenntnisse, die er von seinem Vater übernommen, zusammen mit dem, was er selbst sich an Erfahrungen in täglicher Übung seines Berufes erworben hatte, auch für seine Kinder ausreichen müsse. Aber sein Ältester war anderer Ansicht.

Der Junge hatte jahrelang beim Vater gearbeitet, ohne Gehalt, gerade wie Jochen in seiner Jugend seinem Vater gedient hatte. Aber zwischen der Generation von damals und der von heute war ein großer Unterschied; Karl las viel in Büchern und hatte allerhand unerhörte Ideen. Die Mutter trat dem Jungen die Brücke, leistete seinen ungewöhnlichen Bedürfnissen Vorschub.

Eines Tages nun trat Karl vor seinen Vater hin und bat, daß er die landwirtschaftliche Schule besuchen dürfe. Der Alte sträubte sich lange; aber schließlich mußte er dem vereinten Anstürmen von Mutter und Sohn nachgeben.

Karl bezog also die Landwirtschaftsschule der Provinz. Er verlobte sich dort mit der Tochter eines seiner Lehrer. Dem alten Jochen paßte die Braut gar nicht; was wollte der Junge mit solch einem Dämchen anfangen? Um so freudiger wurde das Mädchen von Mutter Tuleveit aufgenommen; die Tochter eines Oberlehrers war in ihren Augen eine Standesperson.

Als nun Karl, von der Anstalt zurückgekehrt, auf dem väterlichen Hofe seine eben erworbenen Kenntnisse zur Anwendung bringen wollte, kam es zwischen Vater und Sohn zu Meinungsverschiedenheiten, aus diesen wurde Streit und aus dem Streit völliges Zerwürfnis. Jochen wollte fortan nichts mehr von dem Jungen wissen, der so aus der Art geschlagen war.

Karl kaufte sich mit erborgtem Gelde einen Bauernhof unweit der Heimat seiner Frau. Sein Schwiegervater, ein Theoretiker von reinstem Wasser, hatte sich zeitlebens danach gesehnt, der Welt seine epochemachenden Erfindungen darzutun. Das Gut des Schwiegersohnes war ihm nun wie gefunden für seine Experimente mit allerhand Salzen, Mehlen, Lösungen und Mischungen, von denen er sich und anderen Wunderdinge versprach. Der Erfolg dieser Tätigkeit war, daß Karl Mißernte auf Mißernte machte und in wenig Jahren das Gut an seinen Hauptgläubiger, den alten Händler Abraham Feige, los wurde.

Jochen Tuleveit war nicht gesonnen, den bankerotten Sohn aufzunehmen. Der hatte nicht hören wollen;

mochte er nun sehen, wie er weiter durch die Welt komme! Umsonst bat diesmal die Mutter. Jochen hatte inzwischen mit einem anderen Kinde, mit Greten, schweres Herzeleid erlebt. Das hatte sein Gemüt verhärtet und argwöhnisch gemacht. Die Hoffart, die mit den Frauenzimmern ihren Einzug gehalten in sein Haus, war an den widrigen Geschicken schuld, die ihn jetzt Schlag auf Schlag heimsuchten. Seine Frau mußte er anklagen, daß sie die Tochter nicht besser gehütet hatte. Die überfeine Erziehung, die sie genossen, hatte die Kinder unzufrieden gemacht, daß sie sich heraussehnten aus ihrem Stande.

Beim Vater fand Karl also keine Hilfe; dafür nahm sich seiner ein anderer an: Isidor Feige. Der hatte mit Kennerblick herausgefunden, daß Tuleveit junior gar kein unbrauchbarer Mann sei, wenn man ihn nur richtig verwendete. Feige war damals, nach dem Tode seines Vaters, der ihn zum reichen Manne gemacht hatte, gerade dabei, ein Bankgeschäft zu etablieren in größerem Stile. Den Woll- und Getreidehandel wollte er jedoch auch nicht eingehen lassen. Für diese Branche stellte er Karl Tuleveit an; der mußte für ihn reisen, die Einkäufe besorgen, Kunden herbeischaffen und das Lager verwalten. Die Einrichtung war, wie alles, was Feige in Angriff nahm, nicht unpraktisch; er sicherte sich den Schuldner und gewann gleichzeitig für seine Zwecke eine tüchtige Kraft auf billige Weise.

An seinem zweiten Sohne, Otto, erlebte der alte Tuleveit mehr Freude. Die Erfahrungen, die er mit seinem Ältesten gemacht, hatten ihm zur Lehre gedient. Otto sollte ihm nicht durch die Schulgelehrsamkeit verdorben werden. Er gab ihn zum alten Staberow auf Domäne Kalsin, wo Otto von der Pieke auf dienen

mußte. Von da war er auf ein Rittergut gekommen als Wirtschafter. In dieser Stellung befand er sich noch jetzt.

Die bitterste Erfahrung für Jochen Tuleveit blieb das, was er an seiner Tochter hatte erleben müssen. Grete hatte, sobald ihre Schande offenkundig wurde, das elterliche Haus verlassen vor dem Zorne des furchtbar in seiner Ehre gekränkten alten Mannes. Während der Zeit ihrer Schwachheit fand sie Aufnahme bei Verwandten ihrer Mutter. Dann ging das Mädchen in Stellung, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Die Mutter hatte sie zwar heimlich unterstützt, aber davon konnte sie doch nicht leben.

Was nun mit dem Kinde anfangen? Im fremden Hause konnte sie es unmöglich bei sich haben! Wo war ein besserer Platz als bei den Großeltern? Mutter Tuleveit war natürlich für den Plan eingenommen, aber es gab diesmal einen langen Kampf, ehe sie Jochen so weit herum hatten, daß Hanning auf den Schulzenhof gebracht werden durfte.

Anfangs schien der Alte das Kind überhaupt nicht zu sehen; aber die Zeit machte ihren Einfluß geltend. Die feindliche Stimmung gegen den Enkelsohn räumte allmählich freundlicheren Gefühlen den Platz. Der Knabe, ein frisches, aufgewecktes Kind, schmeichelte sich in das Wohlgefallen des Großvaters ein. Jochen mochte sich dagegen sträuben, es half nichts, er mußte den Jungen lieben.

Es war die Sehnsucht nach dem frischen Grün des Nachwuchses, nach der Verjüngung in Kind und Kindeskind — das letzte starke Bedürfnis, was den alternden Menschen bewegt, wenn alle Leidenschaften längst ausgetobt haben, alle anderen Illusionen begraben sind —,

was sich hier mit Naturgewalt bei dem vereinsamten Greise regte. Und in dem Sonnenschein, den die goldene Jugend dieses Kindes verbreitete, verblaßte bald das schmerzliche Bewußtsein seiner Herkunft. Die Wunde, die Jochen geschlagen worden war, konnte ja niemals verharrschen; er war zu tief verletzt in seinem Stolze, um jemals zu vergessen und zu vergeben; sein Ingrimm und sein Haß lebten weiter, aber sie waren gegen andere gerichtet, nicht mehr gegen das unschuldige Kind.

Inzwischen hatte Grete geheiratet, einen Witwer, der aus erster Ehe mehrere Kinder besaß. Mit ihm zog sie in die Nähe der russischen Grenze, wo ihr Mann ein Ansiedlungsgrundstück erworben hatte. Nun, wo sie Mutterstelle bei einer zahlreichen Familie zu vertreten hatte, ließ sie ihr eigenes Kind erst recht gern in der Obhut der Großeltern zurück.

Der kleine Hanning wußte selbst über seine Herkunft nichts; man vermied alles, was dem Knaben vorzeitig darüber hätte Aufschluß geben können, wer sein Vater sei. Darum schickte man den Jungen auch, als er in schulpflichtiges Alter gekommen war, nicht nach Grabenhagen in die Schule, sondern nach Groß-Podar zum Küster. In der Grabenhäger Dorfschule lag die Möglichkeit doch zu nahe, daß eine Neckerei des Kindes Ohr treffen konnte.

Ob Jochen Tuleveit über seinen Besitz durch Testament verfügt und was er da etwa bestimmt habe, wußte niemand. Er sagte darüber nichts, trug das, wie so vieles andere, im Busen verschlossen.

Er litt an Atemnot. Zwar, wenn er sich zusammenraffte, konnte Jochen noch stramm und aufrecht einhergehen wie ein Jüngling, aber oftmals ließ er doch Haupt und Schultern herabsinken, als sei er müde.

Das Alter machte seinen zermürbenden Einfluß auch an diesem kernigen Felsblock geltend. Trotzig kämpfte er gegen die Schwäche der Jahre an, stand nach wie vor früh mit dem Gesinde auf, war den lieben ganzen Tag hindurch auf den Beinen, wollte sich nicht von der Mattigkeit werfen lassen; aber es war ein Jammer, ihn zu sehen, wenn ihn sein Leiden übermannte. Von Ärzten und Medizin wollte er nichts wissen; das gehörte zu seinem Eigensinn. Oft rang er Nächte hindurch, daß seine Frau glaubte, es sei das Letzte, und am Morgen erhob er sich, schüttelte die Schwachheit von sich ab und ging seinem Tagewerke nach, als sei nichts gewesen.

Jochen Tuleveit glich einem jener alten wettert harten einzelstehenden Bäumen; den Winden ist es nich-gelungen, den moosbedeckten knorrigen Stamm zu werfen; nur die Krone haben sie ihm zerzaust und die Äste im Laufe der Zeit nach einer Richtung hin gebogen.

* * *

An jenem stürmischen Abende nach der Kirchenratssitzung war Erich von Kriebow zu einem Entschlusse gekommen: er wollte auf das Schulzengut gehen, die alten Tuleveits aufsuchen. Zwischen ihm und diesen Leuten mußte einmal Klarheit werden. Er war sich das selbst schuldig in seiner Stellung als Gutsherr und Patron. Es ging nicht an, daß er stetig vor einer Begegnung zitterte wie ein Schuljunge, der eine Dummheit begangen hat und sich vor Entdeckung fürchtet; das entsprach auch nicht seiner Kavaliersehre. Vertuschen ließ sich ja doch nichts mehr, im Dorfe wußten wahrscheinlich die meisten von der unseligen Affäre; denn das, was ungünstig war für die Herrschaft, wurde ja

immer am eifrigsten kolportiert. Auch der Pastor mußte doch unterrichtet sein, wer der kleine Hanning Tuleveit sei. Aus der Welt ließ sich die Tatsache nun einmal nicht schaffen; man mußte, so gut es ging, Stellung dazu nehmen, dem Skandal die Spitze abbrechen durch mutiges Zugreifen.

Einige Tage darauf also trat er den schweren Gang an. Auf den Feldern lag Schnee. Kriebow war den Weg, der vom Dorfe nach dem Schulzengute führte, lange Jahre hindurch nicht gegangen. Verändert hatte sich hier nichts.

Dort lag das Hünengrab, ein Haufen Schutt und Erde, überwachsen von Dornen und Gestrüpp. Das hatte er mit Otto Tuleveit einmal aufzugraben begonnen; es war ihnen auch wirklich nach schwerer Arbeit gelungen, die Steinumfassung der Grabstätte freizulegen und in der Höhlung einige Knochen und Aschenreste und eine Urne aufzustöbern. Jochen Tuleveit, der für dergleichen keine Verwendung hatte, überließ den Fund gern dem Junker.

Jeder Schritt erweckte hier Erinnerungen: dort in der Koppel die alte Eiche mit dem breitverzweigten Geäst; wie oft hatten die Knaben da gelauert mit Erichs Tesching auf Eichelhäher, die hier zahlreich einzufallen pflegten. Das Bild seines Altersgenossen Otto Tuleveit stieg dabei in Kriebows Erinnerung auf; mit dem braven Menschen war er auch auseinandergekommen durch das, was sich inzwischen abgespielt hatte.

Schon näherte er sich dem stattlichen Anwesen. Die Dächer, der Garten mit seinen Obstbäumen waren verschneit; wer es nicht kannte, konnte nicht ahnen, wie lustig das hier im Sommer grünte und blühte.

Wie das alles so ganz anders sich ausnahm heute

im nüchternen Tageslichte. Einen scheuen Blick sandte Kriebow hinüber nach dem Fensterchen an der Giebelseite: Alles noch beim alten! Aber es fehlte der Duft jener lauen mondscheindurchleuchteten Herbstnacht. Eines war nicht wieder zu erwecken: die Stimmung, die ihn damals verzaubert gehalten hatte. Das Wunderbare war dahin, der Glanz, der Rausch und noch ein anderes fehlte: der Leichtsinn jener Jahre. Jetzt sah er nur noch das Häßliche und Peinliche, was seine Tat im Gefolge gehabt hatte.

Zwei weitere Male noch war er mit dem Mädchen zusammengekommen, hastig, in verstohlenem Stelldichein, durch die Furcht vor Entdeckung vergällt. Dann hatte er nach Berlin zurückgemußt, und dort war unter allerhand anderen Erlebnissen die Erinnerung an jenes kurze Abenteuer da draußen schnell verblaßt.

Die erste Nachricht über die Folgen des Liebeshandels brachte ihm sein eigener Vater. Erich bekam aus väterlichem Munde scharfe Vorwürfe zu hören: wie hatte er können so unvorsichtig und unbedacht sein! Es war nicht zu verantworten, auf dem väterlichen Besitz einen solchen Skandal zu provozieren! Er hatte seinen Ruf in Grabenhagen geschädigt. Für alle Zeiten war er nun kompromittiert. —

Über das Unrecht, das er dem Mädchen zugefügt, sagte der Vater nichts in seiner Strafpredigt. Es wurde dem jungen Mann verboten, sich in nächster Zeit in Grabenhagen blicken zu lassen; erst sollten sich die Gemüter dort etwas beruhigen, über alles das sollte Gras wachsen; darum müsse sich Erich vorläufig noch vom Orte der Tat fernhalten. Um Mutter und Kind sich irgendwie zu bekümmern, verbot der Vater dem jungen Offizier geradezu. Die Regelung dieser Angelegenheit

müsse diskret und außerordentlich geschickt angefaßt werden; Erich werde das nicht verstehen, dazu gehöre Erfahrung.

Später erfuhr dann Kriebow, es sei alles geordnet. Bei diesem Bescheid, der für ihn ja außerordentlich bequem war, beruhigte er sich denn. —

Kriebow trat in das Haus; im Flur war niemand. Mit Herzklopfen pochte er an die Tür, die, wie er wußte, zur Wohnstube führte. Nach geraumer Zeit wurde geöffnet, auf der Schwelle erschien eine alte Frau, die den Fremden erstaunt anblickte. Dann, als sie ihn erkannt hatte, schlug sie die Hände zusammen, keines Wortes mächtig. Kriebow war gegen seinen Willen dunkelrot geworden; daß er gerade der Mutter zuerst begegnen mußte! —

Schließlich überlegte er, daß es wohl das beste sei, um diesem peinlichen Gegenüberstehen ein Ende zu machen, wenn er ihr die Hand biete. Sie schlug ein und ließ die seine nicht sogleich fahren. Die alte Frau stand wortlos da, wie gelähmt vom Schrecken. Immer und immer wieder blickte sie ihm ins Gesicht, schüttelte den Kopf, lächelte, fuhr sich mit der Hand über die Augen. Irgend etwas Feindliches konnte er in ihren Zügen nicht entdecken, keine Spur von Kränkung. Eine große Rührung war über sie gekommen; an was alles mochte die Mutter denken in diesem Augenblicke! — Tränen standen ihr in den Augen, sie suchte nach Worten; mit stockender Stimme bat sie schließlich, Herr von Kriebow möge doch eintreten. Drinnen im Zimmer eilte sie, ihm einen Stuhl herbeizuholen.

Es waren schwüle Minuten für Kriebow. Einen ganz anderen Empfang hatte er erwartet. Mutter Tuleveit war noch die alte, wie er sie gekannt hatte:

sauber gekleidet, mit sanften, feinen Zügen, nur eben gealtert, ein weißes, gebeugtes Mütterchen. Was mußte diese heitere, freundliche Seele um seinetwillen geduldet haben? — Wohin waren die Zeiten, wo er sie „Mudding“ genannt, wo sie ihm Honigbrot zugesteckt oder ihn mit Zuckerbier regaliert hatte? —

Es würde minder demütigend für ihn gewesen sein, wenn ihm die Frau mit harten Vorwürfen begegnet wäre. Dieses stumme Dulden war ihm der furchtbarste Vorwurf. Wie sie so im Zimmer umherging, ohne ihn anzusehen, mit zitternden Händen hie und da etwas zurechtrückend, gedrückt, scheu, das war fast wie ein Bekenntnis, daß auch sie sich schuldig fühle, als wage sie nicht, vor dem Mitschuldigen an das Vergangene zu rühren.

Jetzt ertönte aus dem Nebenzimmer ein Husten, jemand rief mit schwacher Stimme. Die alte Frau eilte hinüber zum Gatten. Kriebow hörte, wie sie sich in gedämpftem Tone unterhielten. Dann erschien die Frau wieder, der Vater werde bald kommen, er sei nicht wohl seit einigen Tagen und habe das Bett hüten müssen; aber nun werde er aufstehen. Er lasse Herrn von Kriebow bitten, zu warten. Damit ging sie ins Nebenzimmer zurück, um, wie sie sagte, ihrem „Alten“ behilflich zu sein.

Es dauerte lange, ehe Vater Tuleveit kam. Kriebow sah sich derweilen im Zimmer um. Zu den Kaiserbildern waren zwei Paar neue hinzugekommen, sonst war auch hier alles beim alten geblieben. Mutter Tuleveits polierte Möbel erglänzten so blank, als sei die Ausstattung von gestern und nicht vierzig Jahre und darüber alt.

Endlich tat sich die Tür auf und Jochen trat ein.

Er war bleich und verfallen vom Bettliegen; man konnte ihm die Anstrengung anmerken, die es ihm kostete, sich aufrecht zu erhalten. Seine Miene war ernst und voll bewußter Würde; es war auch für ihn offenbar ein bedeutungsvoller Augenblick, daß Herr von Kriebow ihn aufsuchte. Er hatte dazu seine Kirchenkleider angelegt. Er verbeugte sich, so gut das seinem steifen Rückgrat gelingen wollte, und wies den Gutsherrn, der sich erhoben hatte, mit einer Handbewegung an, wieder Platz zu nehmen, dann ließ auch er sich nieder. Nun blickte er den Besuch fragend an.

Kriebow sagte das, was er sich zu sagen vorgenommen. Er hatte sich überlegt, daß es das beste sei, der Sache ein möglichst harmloses Gewand zu geben. Wozu die Vergangenheit aufrühren! Das wäre doch für beide Teile allzu peinlich gewesen. Wenn der alte Mann nicht selbst davon anfing, wollte er gewiß gern schweigen. Was sein Besuch zu bedeuten habe, daß er Versöhnung bezwecke, müßten ja die Leute auch ohne ausdrückliche Erklärung verstehen. Er begann also vom Nächstliegenden zu sprechen, von der Landwirtschaft, über den Ausfall der letzten Ernte, den Stand der Wintersaaten, die Preise und dergleichen. Das Reden ging ausgezeichnet, leichter und glatter als er es sich zugetraut hatte.

Jochen hörte ihm zu, fast gleichgültig; in seinem verwitterten Gesichte rührte sich nichts, nicht einmal mit einem Kopfnicken unterbrach er den jungen Herrn. War der alte Tuleveit so stumpf geworden in den letzten Jahren? — Kriebow hatte ihn ganz anders in Erinnerung von früher her, als einen energischen Mann, der gelegentlich auch einmal aufzubrausen imstande war.

Kein Wort war aus dem Alten herauszubekommen,

welches Thema der Grabenhäger auch anschlug. Mit festgeschlossenen Lippen saß er da, kühl dreinblickend. Dann räusperte er sich. Kriebow vermutete, daß er etwas sagen wolle und schwieg.

Jochen richtete sich ein wenig aus seiner zusammengesunkenen Stellung auf, und dem jungen Manne steif ins Gesicht blickend, fragte er: ob Herr von Kriebow nur zu ihm gekommen sei, um sich mit ihm zu unterhalten.

Kriebow war für einen Augenblick verdutzt über den merkwürdig kalten, ja geradezu spöttischen Ton, in dem die Frage gestellt wurde. Er sah mit einem Male: so billigen Kaufs, wie er gedacht, würde er hier nicht davon kommen. Erwartete der Alte also doch von ihm die Bitte um Verzeihung? Sollte er's wirklich bekennen, mit dürren Worten eingestehen, daß er sich vergangen habe gegen ihn? — So tief sollte er sich erniedrigen, er, der Gutsherr, dem Bauern gegenüber! —

Er erwiderte: absichtlich habe er es vermieden, das Vergangene zu berühren, weil er geglaubt habe, es müsse für Herrn Tuleveit allzu schmerzhaft sein. Doch er sei bereit, um ...... Er stockte, das Wort „Verzeihung" war so furchtbar schwer über die Lippen zu bringen. Schließlich brachte er es doch heraus; er sei hier, Verzeihung zu erbitten.

Nun mußte ihm der Alte doch entgegenkommen: mehr konnte er doch wirklich nicht verlangen.

Jochens Züge blieben hart, er zuckte mit den Achseln; sein Unrecht von damals möge Herr von Kriebow mit dem da oben abmachen, sagte er nur.

Kriebow meinte dagegen: er sei Edelmann, und als solcher fühle er die Verpflichtung, nichts auf sich sitzen zu lassen. Das Bewußtsein, Herrn Tuleveit und den Seinen gegenüber in Schuld zu sein, drücke

ihn. Ob er davon nicht abtragen könne? Er sei hierher gekommen in der Absicht, das Verfehlte gut zu machen. Herr Tuleveit möge ihm doch sagen, was er tun könne .....

Hier schnellte der alte Mann plötzlich in jugendlicher Kraft in die Höhe, dunkelrot im Gesicht.

Was? Man wage es von neuem, ihm damit zu kommen! — Der Herr glaube wohl, daß alles mit Geld gut zu machen sei? Damals, als Inspektor Heilmann hier eingetreten, im Auftrage des verstorbenen Landesdirektors, da habe er von seinem Hausrechte Gebrauch gemacht. Ob die Antwort noch nicht deutlich genug gewesen, daß man ihm abermals mit solchem Ansinnen komme? —

Kriebow war zunächst erschrocken über den plötzlichen, ihm völlig unverständlichen Zorn des Alten. Dann fing er an zu begreifen, was jener argwöhne.

Er versuchte zu erklären: Herr Tuleveit habe ihn gänzlich falsch verstanden. Daran, Geld anzubieten, habe er nicht im entferntesten gedacht. Und was damals geschehen, sei gegen sein Wissen und Willen geschehen. Er könne versichern, daß er nichts von dem Besuche Heilmanns, den Herr Tuleveit eben erwähnt, und von seinem Zwecke bisher geahnt habe.

Der alte Mann achtete kaum auf Kriebows Entschuldigungen. Für ihn handelte es sich um mehr. Er hatte noch ganz anderes auf dem Herzen: Ingrimm und Mißtrauen, in Jahren angesammelt und immer wieder durch neue Kränkung mit Nahrung versorgt, wollten sich Luft machen.

„Herr von Kriebow!“ sagte er. „Ich halte mich an das, was geschehen ist. Sie haben vorhin so gesprochen, als ob es Sie reute, was Sie mir getan haben,

Sie haben von ‚Verzeihung‘ gesprochen. Ich will Ihnen sagen, was ich davon denke: Ich glaube Ihnen kein Wort! Sie wollen etwas ganz anderes hier.“

Kriebow fuhr auf: ob man ihn für einen Lügner halte? —

„Ich sehe auf das, was die Leute mir tun, nicht auf das, was Sie mir sagen. Sie nennen sich einen Edelmann, gut! Ich habe nichts gegen die Edelleute, sie müssen sich nur wie Edelleute aufführen. Die zehn Gebote Gottes sind auch für Sie und Ihresgleichen geschrieben. Wie heißt es da: ‚Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus usw.!‘ Was hat Ihr Großvater getan, und was hat Ihr Vater getan? Sie haben uns treiben wollen von unserem Hofe, auf jede Weise, mit Gewalt und mit List. Und das wollen Christen und Edelleute sein!“

Kriebow war aufgesprungen; das ging ihm zu weit! Er war nicht gewillt, Schmähungen gegen seine Vorfahren mit anzuhören. Er solle zu seinen Worten sehen! rief er dem Alten zu.

„Gut, Herr von Kriebow, wenn Sie das nicht hören wollen! Dann will ich nur von dem sprechen, was S i e mir getan haben. Wenn Isidor Feige, der Händler, zu mir kommt und frägt an, ob ich Wolle oder Getreide zu verkaufen habe und dann bietet er mir allerhand an, was ich nicht gebrauchen kann, dann weiß ich ja, er ist eben ein Jude, und wundre mich nicht weiter. Aber wenn er sich so von hinten herum erkundigt, ob ich mein Gut nicht verkaufen wollte, er habe einen Käufer, den er noch nicht nennen darf, und ich wäre doch nun alt, und mit hinaufnehmen könnte ich's doch auch nicht! da denke ich mir etwas dabei. Denn gerade so hat's Ihr Vater auch schon gemacht! Bloß

daß der Mann, den er schickte, nicht Isidor Feige hieß, sondern Abraham Feige."

Kriebow war errötet und schwieg. Was hätte er auch sagen sollen? —

Der alte Mann las in der bestürzten Miene des anderen die Bestätigung seines Argwohnes. Er hatte sich erholt von seiner Erregung, sprach ruhiger, aber hart und voll Verachtung.

„Wenn Sie mir damals in die Hände gefallen wären, Herr von Kriebow, wären Sie lebend nicht davongekommen; heute bin ich ein alter Mann. Edelleute schießen sich wohl, wenn ihnen so etwas widerfährt; aber ich bin ein Bauer. Ich tue nichts gegen Sie, ich will auch nichts von Ihnen; aber eines bitte ich Sie: lassen Sie mich in Frieden!" —

Erich von Kriebow griff nach seinem Hute. Nun blieb ihm weiter nichts, als zu gehen. Nie in seinem Leben noch hatte er eine solche Demütigung erfahren. Es war ihm zumute, als müsse er sich verkriechen vor Scham.

XIII.

Weihnachten stand vor der Tür. Manches Jahr war es her, seit Erich von Kriebow das Fest zum letzten Male im Grabenhäger Hause gefeiert hatte. Fast hatte er es verlernt, sich auf den Lichterbaum zu freuen.

Für Klara war es das erste Weihnachten fern von der Heimat. Zahlreiche Briefe und Pakete waren in den letzten Wochen zwischen Grabenhagen und Burgwerda hin und her gegangen.

Es war ausgemacht worden zwischen den beiden, daß Erich sich um nichts zu bekümmern habe; er hatte

sich überraschen zu lassen. Er mußte sich in sein Schicksal finden, abends oft allein zu sitzen, während Klärchen im Zimmer nebenan eine geheimnisvolle Tätigkeit entfaltete.

Klara wollte den sämtlichen Dienstboten, dem Gesinde und den Tagelöhnern bescheren. Erich war dagegen. Heilmann hatte ihm nachgewiesen, daß in Grabenhagen nie etwas dergleichen stattgefunden habe. Der selige Landesdirektor war solchen Dingen abhold gewesen; das verwöhne die Leute nur und steigere ihre Ansprüche, hätte er gemeint. Aber Klärchen erklärte, als Erich ihr das vorhielt, gerade weil die Leute so lange die Weihnachtsfeier entbehrt hätten, habe man die Pflicht, sie ihnen nun zu schaffen. Und als der junge Gutsherr darauf hinwies, daß die Sache, wenn sie nur einigermaßen anständig ausfallen solle, höllisch ins Geld laufen werde, erklärte die Hausfrau mit einem bedeutungsvollen Lächeln, daß er weder Arbeit noch Ausgaben davon haben solle. Erich drang in sie, ihm zu sagen, wie sie das machen wolle; aber es war nichts weiter aus ihr herauszubekommen.

In den letzten Tagen vor dem Feste steckte Klara viel mit der Pastorin zusammen. Tannenbäume wurden herangeschleift, der Backofen rauchte, in der Küche war rege Tätigkeit. Äpfel und Nüsse wurden in Körben herbeigeholt. Schüsseln mit Pfeffernüssen und Zuckersachen standen umher, Lichttüllen, Kerzen, Silber- und Goldflitter. Kleine und große Tiere und alle Gestirne des Himmels waren da in Teig zu sehen.

Erich spottete über soviel „Kram“ und prophezeite, daß Klara noch ein Haar in der Sache finden werde; nichts als Undank und Ärgernis werde sie ernten. Aber sie ließ sich die Laune nicht im geringsten verderben; er

bekam zu hören, daß er davon nichts verstehe und daß es ihn überhaupt nichts angehe.

Wenn Klara und die Pfarrersfrau zusammen waren, dann ging es immer lustig zu. Man sah es dieser kleinen rundlichen Pastorin mit ihrem verlegenen Erröten gar nicht an, welch ein Schalk in ihr steckte. Im ausgelassenen Lachen wetteiferten die beiden jungen Frauen miteinander. Wenn sie im Nebenzimmer waren und sich unbeobachtet glaubten bei ihren Geschäften, hörte Kriebow die Mäulchen in einem fort gehen; und es waren stets die harmlosesten Dinge der Welt, die sie sich erzählten.

Man mußte dieser Pastorin gut sein. Sie war von jener heiteren Laune, die auch andere ansteckt. Es wurde ihr geradezu schwer, gleich anderen Leuten zu sprechen; viel lieber hätte sie offenbar gesungen, um ihren Gedanken Ausdruck zu geben. Die Füße wollten nur ungern Schritt für Schritt gehen; für ihren Gang war es charakteristisch, daß sie von Zeit zu Zeit einen Hopser einschob — nur einen kleinen. — Dann fiel es ihr wohl ein, daß sie die Frau Pastorin sei, und das Bewußtsein dieser Würde bändigte ihr Temperament wieder für eine kurze Weile.

Sie ging einher wie auf Rosen, und dabei war ihr Weg gelegentlich recht dicht mit Dornen besät gewesen. Sie hatte tapfer mit gehungert, als ihr Pastor seiner Stelle entsetzt war und von dem Ertrage seiner Feder kümmerlich leben mußte. Auch jetzt waren ihre Verhältnisse keine glänzenden. Im Pfarrhause war Schmalhans Küchenmeister. Dabei gediehen die Kinder; es war ein Wunder, wovon!

Ohne den Sonnenschein der guten Laune, der von dieser Frau ausging, wäre Grützinger wohl nicht der

geworden, der er war. In jener schrecklichen Zeit der Arbeitslosigkeit, wo ihm die Möglichkeit verschlossen, seine Gaben und Kräfte für den einmal erkannten Lebenszweck einzusetzen, war er drauf und dran, sich dem Teufel der Unzufriedenheit zu verschreiben. Da war es seine kleine beherzte Frau gewesen, die ihn bewahrt hatte vor Verbitterung. Es war kein Scherz, sondern der Ausdruck tiefempfundener Dankbarkeit, wenn er sie seinen „Christengel" nannte. Ihre Heiterkeit war das Licht gewesen, das die Nacht seiner düstersten Lebensperiode aufgehellt hatte.

Klara hatte sich innerlich längst mit Grützinger ausgesöhnt. Es lag nicht in ihrer Natur, nachzutragen. Wenn seine Schroffheit sie auch tief verletzt hatte, so mußte sie sich doch sagen, daß er es nur ehrlich gemeint habe. Roh war er nicht, wie sie ihm erst wohl vorgeworfen hatte; es war nur Eifer, der ihn über das Ziel hinausschießen machte. Man mußte ihm seine Rauheit zugute halten, da er sich selbst ebensowenig schonte wie andere. Stets war er im Berufe. Traf man ihn, dann hatte er nur ein kurzes Wort, kaum einen Gruß, als sei seine Zeit zu kostbar, um sie mit dem Austausche von Höflichkeiten zu vertrödeln.

Klara hatte den Geistlichen gebeten, ihre Feier durch eine Ansprache zu weihen. Grützinger hatte zugesagt.

Der Tag war nun da. In der geräumigen Hausflur war ein Tisch aufgeschlagen, auf welchem die Gaben ausgebreitet lagen. In den vier Ecken des Raumes standen Christbäume.

Erich hielt Wort; er kümmerte sich um nichts. Klärchen durfte schalten und walten, als habe er nicht das geringste in Grabenhagen zu befehlen. Die wunderlichsten Dinge gingen vor sich, alles sollte, wie's schien,

auf den Kopf gestellt werden. Das Harmonium wurde aus dem Salon in den Küchengang geschafft. Die Türen der an die Hausflur anstoßenden Räume wurden ausgehängt. Klärchen wollte wohl gar das Parkett des Eßzimmers dem unsauberen Schuhwerk der Dorfleute preisgeben? — In scheinbarem Chaos lagen auf den Tischen Eßwaren umher, Kleiderstoffe, Strümpfe, Bücher und Kalender, zwischen Haufen von Äpfeln, Nüssen und Pfefferkuchen, neben Reis, Zucker und Kaffee. Klara und die Frau Pastorin gingen auf und ab und steckten weiße Zettel an die einzelnen Gaben, damit jede Person ersehen konnte, was ihr als „Kind Jes" zugedacht war.

Die Dimensionen, welche die Sache angenommen, machten Erich bedenklich. Er rief Klara beiseite, wollte wissen, auf wessen Kosten alles das gehe? ob sie die Ware etwa auf Kredit genommen habe? — Sie lachte ihn tüchtig aus wegen seiner Sorgen und erklärte ihm dann das Geheimnis: soviel hatte sie gespart von dem, was er ihr als Wirtschaftsgeld gab.

Dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn an den Tisch. Ob er sich denn nicht auch freue? Es sei doch wunderschön! Viel komme ja nicht auf den einzelnen bei der Menge von Menschen, die zu bedenken gewesen; aber ausgelassen sei niemand. Sie begann ihm die Plätze der einzelnen zu zeigen und die Geschenke zu erklären.

An einem Ende des Tisches befand sich die Bescherung der Dienstboten. Hier hatten Klaras Mittel nicht gereicht, wie sie offen zugestand. Erich griff in die Tasche und glich, was fehlte, reichlich aus.

Frau Kruke hatte auf ihrem Platze ein Kleid liegen; Klara meinte, es solle ein „Pflaster" sein. Die Wirt-

schafterin konnte es ihr ja immer noch nicht verzeihen, daß sie sich herausnahm, als Hausfrau selbst die Wirtschaft zu leiten. Die Mädchen waren mit Schürzen bedacht; Dürten Kaubeuke, Klaras besonderer Schützling, fand darüber noch ein Buch mit einem von der Herrin selbst eingeschriebenen Spruch. Auch die Männer waren nicht vergessen. Der Kutscher wurde mit Vorhemden beschenkt und Stulpen. Franz aber war ja nun wieder Erichs Verzug. Es fiel dem Hausherrn ein, daß er noch ein Kistchen Zigarren übrig habe, die holte er herbei und stellte sie für Franz hin; auch ihn hatte die Lust am Freudemachen angesteckt.

Und während Hausherr und Hausfrau um den Tisch schritten, prüfend, ausgleichend und hie und da noch einem kärglich Bedachten etwas zuschiebend, füllten sich allmählich die Räume.

Zuerst kam der alte Klinguth. Klara hatte ihn gebeten, die Begleitung zum Gesang zu übernehmen. Er mußte, so gut es gehen wollte, seine langen Gliedmaßen an Klaras zierlichem Harmonium unterbringen. Einige taktfeste Sänger aus seiner Schülerzahl hatte er sich mitgebracht. Ein Lied als Einleitung und eines nach der Rede des Pfarrers, so einigte man sich mit den Sängern.

Die Dorfleute kamen familienweise herein. Staunend, mit offenem Munde, starrten die Kinder in die ungewohnte Helle der Kerzen. Ernst, beinahe mürrisch blickten die Männer drein. Steif und hölzern standen sie da, kaum zu bewegen, an ihre Plätze zu treten. Noch wußte man nicht recht, was mit sich anfangen, wie diese Neuerung aufnehmen! —

Die ersten, die sich hineinfanden, waren die Frauen. Man fing schüchtern an, sein „Kind Jes“ zu begucken,

zu befühlen, es sich gegenseitig zu zeigen. Dann unterbrach hie und da ein heller Jubelruf aus Kindesmunde das halblaute Flüstern, den Bann lösend. Mehr und mehr heiterten sich die Mienen auch der Erwachsenen auf. Die Mutter stieß den Vater an: „Kiek mal, Olling! dor is ne Jop för di. De wadd di gaud dhon bi de kolle Tid."

„Süh, de bunte Jochen! Dat 's wat för 'n Sündag!"

„Kinner un Lüd! Ik heff en Por nige Bücksen kregen!"

So ging's durch die Reihen.

Nun kam der Geistliche. Er war im Talar, wie Klara es erbeten hatte. Er begrüßte erst die Wirte, dann suchte er sich einen Platz aus, auf den untersten Treppenstufen, von wo aus er die Versammlung beherrschen konnte. Auf sein Zeichen begann der Küster; er spielte erst die Melodie vor, dann intonierte der Kinder Chor. Ein und die andere sangeskundige Seele unter den Erwachsenen fiel ein, manch einer, der anfangs widerstrebt hatte, wurde fortgerissen und brummte mit. Allmählich ertönte es in vollen Akkorden durch das Haus: „Heilige Nacht, stille Nacht!"

Pastor Grützinger überblickte die Versammlung. Für ihn hatte der Abend eine besondere Bedeutung: bisher hatte er im Kampfe mit dem Indifferentismus seiner Gemeinde völlig allein gestanden; und nun war ihm über Nacht eine Hilfskraft erwachsen, da, wo er sie am wenigsten erwartet.

Weihnachten! Gab es eine bessere Gelegenheit, auf die erstorbenen, erstarrten, verdunkelten Gemüter einzuwirken, als dieses Fest des Lichtes und der Wärme mitten in kalter Winternacht! — Wie schmerzlich hatte er in den drei Jahren, die er nun in Grabenhagen war,

die Möglichkeit vermißt, das Christfest mit einer würdigen Feier zu begehen. Und nun war da diese junge Gutsherrin gekommen und erfüllte ihm den Wunsch ganz aus eigenstem Entschlusse, ohne daß er ein Wort darüber zu ihr gesprochen hätte, und in einer Weise, wie sie nicht sinniger gedacht werden konnte: prunklos, in schlichter und doch eindringlicher Feierlichkeit.

Grützinger hatte die glückliche Gabe, sprechen zu können, ohne sich an Memoriertes halten zu müssen. Am liebsten ließ er sich von der Eingebung des Augenblicks leiten. Heute, das fühlte er schon, würde er seinen Tag haben. Denn die Stimmung war da, das starke Gefühl innerer Ergriffenheit, das sich bei dem mit Beredsamkeit Begnadeten in hinreißenden Worten auslöst.

Er knüpfte an das Licht an, das, wie es hier die Dunkelheit durchdringe, einstmals die Nacht, in der eine ganze Welt begraben lag, zum Tag gewandelt habe. Mit einfachen, auf das Verständnis seiner Zuhörerschaft berechneten Worten gab er ein Bild von jenem Weltereignis zu Bethlehem im jüdischen Lande.

Er sah, wie die alte, ewig neue Kunde von der Geburt des Erlösers auch hier die Gemüter in der Tiefe ergriff. Da war der alte silberhaarige Schmied Krischan Wurten, den in der Kirche gesehen zu haben sich niemand in Grabenhagen entsinnen konnte; heute war er erschienen. Kaum erkannte man ihn wieder; denn er hatte sich zu dieser Gelegenheit einmal gründlich von dem Ruß gereinigt, der für gewöhnlich wie eine zweite Haut auf ihm lag. — Der Mann blickte drein, betroffen, wie einer, an dessen Ohr eine Mär aus frühester Jugendzeit klingt. Und so standen andere, mit leuchtenden Augen, angestrahlt von dem Lichte eines fernen Gestirns, erfaßt und aufgelockert nach langem Brachliegen durch

die Wahrhaftigkeit jener alten Legende von der menschgewordenen Gottheit.

Der Redner sah, daß er die Gemüter hatte. Er fühlte die unsichtbaren Kräfte, die er ihnen mitgeteilt, verstärkt in die eigene Seele zurückkehren. Gewiß, er hatte Samen ausgestreut heute abend! Die Begeisterung, die hier aus manchem Angesichte sprach, war kein bloßer Rausch.

Aber noch höher wollte er die Herzen schlagen machen.

Er sprach von der ewigen Liebe, die sich in der Tat darstellt. Der Heiland in der Krippe, der Gottessohn Knechtsgestalt annehmend, um die Menschheit retten zu können. Damit war die Welt erlöst vom Fluche. In diesem Kindlein war der Menschheit alles gegeben, was sie brauchte zur Neuwerdung.

Auch für sie alle war diese Tat geschehen, und auch für sie solle von dieser hellen Nacht mitten im Winter die Erneuerung beginnen. Hier stünden sie: Herrschaft und Dienerschaft, alle Stände, jedes Alter, jedes Geschlecht, eine Gemeinde, geeint durch den Geist der Gerechtigkeit, den Jesus Christus in die Welt gebracht. Wenn sie alle auf diesem Grunde stünden, dann könne es nicht Haß, Eifersucht und Neid, keinen Gegensatz mehr geben zwischen ihnen. Von dieser Christnacht solle ein neuer Geist ausgehen, der der Versöhnung; damit wolle er schließen, das solle ihre Erneuerung sein. —

Noch einmal intonierte der Küster, und das Weihnachtslied erklang. Damit war die Feier beendet.

Während die Frauen ihre Gaben sorgfältig in Tücher einsackten, standen Erich und Klara bei dem Pastor. Klara hatte dem Geistlichen mit Handschlag und Blick gedankt, sie sagte ihm nichts weiter. Wenn

es mit ihm noch einer Aussöhnung bedurft hatte, so war sie jetzt vollzogen.

Auch Kriebow war mit dem Verlaufe zufrieden. Es hatte ihn doch auch gepackt. Freundlicher als sonst sprach er mit dem Pastor. Wer weiß, mit dem Manne war am Ende doch noch zu leben! —

* * *

Als Klara die beiden in lebhafter Unterhaltung sah, entfernte sie sich unbemerkt. Sie hatte noch Überraschungen vorzubereiten. Da war die Frau Pastorin; die sollte auch ihren „Julklapp" haben heut abend. Sie begab sich nach den Wirtschaftsräumen, eines der Mädchen zu suchen, die ihr das besorgen sollte. Geschickt mußte es gemacht werden, daß die Bedachte nicht merke, wer der Spender sei. Sie schärfte dem Boten ein, zu erspähen, in welchem Zimmer die Familie versammelt sei, einen Spalt zu öffnen und das Paket hineinzuwerfen mit all den Sachen; dann schnell und möglichst ungesehen fort! —

Auf dem Rückwege nach den vorderen Räumen kam Klara an dem Mädchenzimmer vorüber, dessen Tür offen stand. Sie sah dort eine Gruppe von Frauen beisammenstehen. Klara vermied es, soviel wie möglich, sich um Dienstbotenangelegenheiten zu kümmern; aber ein Stöhnen veranlaßte sie, Halt zu machen und heranzutreten. Was gab's denn hier, war ein Unglück geschehen? —

Sie fand Dürten am Tisch sitzend, den Kopf auf den Arm gepreßt. Das Mädchen weinte leise vor sich hin.

„Was ist dir?" fragte Klara.

Aber aus Dürten war nichts herauszubekommen;

nur ihr Weinen wurde lauter, je mehr die Herrin in sie drang.

Nun wandte sich Klara an die anderen im Zimmer anwesenden Frauenspersonen; die sahen sich verdutzt an. Erst auf Klaras wiederholtes Fragen antwortete eine: man habe Dürten hier so gefunden; was ihr sei, wisse niemand.

„Ruft Frau Kruke!“ befahl Klara. Dann beugte sie sich über Dürten und fragte sie aus, wo es ihr fehle. Das Mädchen hielt den Kopf verborgen und schluchzte heftiger.

Frau Kruke erschien. Die Wirtschafterin zuckte mit den Achseln und sagte: Sie habe es längst erwartet, daß es so kommen werde. Aber die gnädige Frau habe ja durchaus das Mädel ins Haus haben müssen! Sie, Frau Kruke, sei nicht gefragt worden. Na, und wie solche Hofegängerinnen es trieben, das wisse man ja! Ohne Liebschaft ginge es da nicht ab — und dann — na ja! Das hier seien eben die Folgen.

Klara bedeckte unwillkürlich die Augen mit der Hand. Scham und Betrübnis überkamen sie übermächtig, sie mußte sich setzen. Die Knie zitterten ihr, sie empfand das Bedürfnis, zu weinen.

Frau Kruke fuhr inzwischen unbeirrt in ihren Enthüllungen fort. Sie triumphierte. Nun sah die gnädige Frau doch mal, wie unerfahren sie noch war; hier wurde sie recht mit der Nase darauf gestoßen.

Eine Botin kam und richtete aus: der gnädige Herr lasse fragen, wo die gnädige Frau bleibe.

Das veranlaßte die junge Frau, sich aufzuraffen. Erich war ja auch noch da, und heute war Weihnachtsabend! — Jetzt Bescherung? — Unmöglich in dieser Stimmung!

Sie eilte zu ihm hinauf.

„Liebling! Wo bleibst du denn nur?" rief er ihr entgegen.

Eines der Mädchen bedürfe ihrer, sagte sie ihm; er müsse verzeihen, aber sie könne jetzt unmöglich bei ihm bleiben.

Ob denn das so gefährlich sei mit der Person? meinte Erich; die habe sich wohl an den guten Weihnachtsdingen den Magen verdorben? — Aber Klara war nicht geneigt, auf seinen scherzenden Ton einzugehen: es sei ihre Pflicht, für die Kranke zu sorgen. Er sagte, das könne sie am Ende den anderen überlassen; den heiligen Abend dürfe man sich doch nicht durch solch eine Lappalie stören lassen. Dabei wollte er ihr die Wange liebkosen. Sie stieß seine Hand fort.

Er sah sie befremdet an; was war denn mit ihr? Sie sah ganz verstört aus, war gänzlich außer Fassung. So kannte er sie gar nicht. Ob er vielleicht die Bescherung allein feiern solle? fragte er, auch eine schärfere Tonart anschlagend, da er sie so unfreundlich sah. Alles das müsse einstweilen unterbleiben, erwiderte sie und ging eilig von ihm.

Das waren schöne Aussichten für den Abend! In verdüsterter Laune ging er nach seinem Zimmer. Nun war er also wieder einmal Junggeselle! —

Der Ärger schnürte ihm den Hals zu. Da half nur eins: rauchen!

Er zündete sich seine Pfeife an und warf sich in den Sorgenstuhl. Das hätte er ebensogut, oder noch besser, in Berlin haben können, einen solchen Weihnachtsabend: im Klub oder bei Mira Pantin, wo er früher das Christfest verbracht hatte. Amüsant war es da ge-

wesen! Und heute? — Das war also die vielgerühmte Behaglichkeit des Familienlebens! — —

Er paffte und paffte, bis er in eine weißliche Wolke eingehüllt saß. Aber den Ärger wurde er nicht los. — Was für eine verrückte Idee, jetzt das Mädel zu pflegen! — Eine Marotte, weiter nichts! — Weiblicher Eigensinn, womöglich die bewußte Absicht, ihm zu opponieren. Sollte er sich das gefallen lassen? Das Richtige wäre gewesen, ihr mal zu zeigen, wer Herr im Hause sei, sie heraufzuholen. Das Recht dazu hatte er unbedingt.

So saß er und wühlte sich in eine dumpfe Wut hinein. Mit verzweifelter Wollust suchte er alles vor, was ihm das Unrecht, das ihm geschah, bestätigen konnte.

Dann malte er sich aus, wie er ihr begegnen wolle, wenn sie heraufkäme. Wenn sie dann etwa noch von Weihnachtsbescherung anfangen würde, dann wollte er ihr die Beleidigung vergelten. Kalt wollte er sein, hart, schneidend hart! Sie sollte weinen, er wollte sie weinen sehen; denn er bildete sich ein, sie zu hassen.

Dabei schwoll im geheimen die Verzweiflung an in seiner Seele. Daß so etwas möglich war! — Mit geschärften Sinnen lauschte er nach dem Vorzimmer hin, ob sie nicht doch endlich komme. Schritte ertönten auf der Treppe; schon klopfte sein Herz erwartungsvoll, aber es war nur Kruke, der nach dem Ofen sehen kam.

Als alter Diener, der im Hause gewesen zu Zeiten, wo der jetzige Grabenhäger Herr noch in kurzen Höschen umhergelaufen war, nahm sich Kruke gelegentlich die Freiheit, zu reden, auch wenn er nicht gefragt. Kriebow ließ ihm das durch, wenn es auch nicht ganz korrekt war.

Der Alte hatte ein eigenartiges, kurzes Lachen, als

er jetzt, an der Tür stehen bleibend, meinte: unten gehe es heute zum Christabend lustig zu.

Der gnädige Herr wisse wohl noch gar nicht? —

Nein, zum Teufel, was sollte er denn wissen!

Ein verschmitztes Lächeln glitt über Krukes bartloses Bedientengesicht. Er kam ein paar Schritt näher an den Herrn heran und begann in vertraulichem Tone halblaut zu berichten, was er wußte.

Kriebow war aufs höchste überrascht. Dürten Kaubeuke, die Hofegängerin, aus der Klara hatte eine Jungfer machen wollen! — War denn das nicht dieselbe, die er neulich im Tete-a-tete getroffen hatte mit einem männlichen Wesen? Natürlich! Jetzt fiel ihm alles ein. Die hübsche Blondine war's, mit dem sittsamen Augenniederschlag. —

Seine Neugier war nun doch rege geworden, er fragte Kruke, wer der Liebhaber des Mädchens sei; wußte man das?

Der alte Diener kicherte in sich hinein, sah sich im Zimmer um, als wolle er sich erst vergewissern, daß ihn niemand höre, dann nannte er den Namen mit gedämpfter Stimme.

„Franz!"

Kriebow fuhr in seinem Stuhle empor. Wie, Franz? — dieser Lump! Schon in Berlin hatte der Schwerenöter ihm allerhand Fahrten gemacht. Und damals war es doch etwas ganz anderes, damals, wo sein Herr selbst noch unverheiratet war. — Aber jetzt, hier in Grabenhagen! — Er hätte doch wenigstens so viel Rücksicht haben können, das Herrenhaus zu verschonen.

Der Kerl war ein infamer Lump! —

Aber Kruke nahm den Kutscher in Schutz. Franz

sei unschuldig, er könne gar nicht dafür, das Mädel sei ihm nachgelaufen.

Kriebow mußte laut auflachen. Franz, als verfolgte Unschuld hingestellt! So schlimm würde 's wohl nicht sein, meinte er. — Aber Kruke blieb dabei. Franz sei ein hübscher Kerl, dazu herrschaftlicher Kutscher mit auskömmlichem Gehalt. Das Mädel wollte einfach von ihm geheiratet werden. So machten sie es ja alle! —

Der Gutsherr bezweifelte jetzt nicht mehr, daß Krukes Darstellung zutreffe.

Und Klärchen, die sich einbildete, an Dürten Kaubeuke ein Juwel von Tugend zu besitzen! Wenn sie das geahnt hätte! —

Sollte man Franzen deshalb wegschicken? So schlimm war doch die Sache schließlich nicht! Wenn man einen so strengen Maßstab hätte anlegen wollen, dann würde man wohl schwerlich überhaupt noch einen männlichen Dienstboten haben halten können. Nein, wegschicken wollte er seinen Franz nicht! Der war ein Pferdewärter, wie er seinesgleichen suchte, und auf dem Bock sah er immer gut aus, vom Servieren verstand er auch was; kurz, Franz war brauchbar.

Aber heiraten mußte der Kerl! Dann würde vielleicht endlich einmal Ruhe werden mit den ewigen Liebschaften! —

Er war mit dem Gedanken zufrieden: ein verheirateter Kutscher! Das hatte einen soliden Anstrich. Gleichzeitig wurde damit der Gerechtigkeit Genüge getan dem Mädchen gegenüber. Er selbst wollte die Sache in die Hand nehmen, dem Burschen vorstellen, daß ein anständiger Kerl ein Mädchen nicht sitzen lasse mit einem Kinde. Franz würde ein Einsehen haben und heiraten, vor allem, wenn davon sein Bleiben in Graben-

hagen abhängig gemacht würde. Damit war der Skandal aus der Welt geschafft.

Und was ferner von Wichtigkeit war: man hatte den Leuten ein gutes Beispiel gegeben. Das war man sich und seiner Autorität als Gutsherr schuldig. Den Anstand wahren, darin lag das Übergewicht, das man über die Leute hatte.

Nachdem er Kruke entlassen, ging der junge Gutsherr mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab, in wesentlich besserer Laune als zuvor.

* * *

Als Klara in das Mädchenzimmer trat, fand sie dort abermals einen ganzen Trupp weiblicher Wesen versammelt. Sie schickte alle hinaus, blieb mit Dürten allein.

Die junge Frau ließ sich neben dem Lager nieder. Das Mädchen hatte, sowie sie die Herrin eintreten sah, den Kopf in die Kissen versteckt.

Beide schwiegen. Klara sann nach. Die Erfahrung war zu herb; wie ein Schlag ins Gesicht hatte das gewirkt. Es war mehr als Empörung, daß sie so hintergangen worden war von einem Wesen, welches sie emporgehoben hatte aus seiner Niedrigkeit; es war ein dumpfes Entsetzen, ein innerstes Erbeben, das sie erfaßte und sie verzagt und ratlos stehen ließ vor dem Unerhörten.

Daß so etwas geschehen konnte! — Daß es sein durfte! — Wenn sich ihr jemals bisher die Ahnung von solchen Dingen aufdrängen wollte, dann hatte sie sich abgeschlossen, hatte das Nachdenken darüber weit von sich gewiesen. Und an dieser Verschämtheit ihrer Seele hatte die Ehe nichts zu wandeln vermocht.

Nun traf sie mit einem Male dieses Erlebnis,

gänzlich unvorbereitet. In krasser Brutalität stand ihr hier eine Tatsache gegenüber, der sie sich nicht verschließen konnte und durfte. Noch einmal wollte sich ihre spröde Schamhaftigkeit aufbäumen gegen die Häßlichkeit dieser Erfahrung. Der Ekel vor dem Schmutz, der instinktive Abscheu gegen das Gemeine und Rohe, die ästhetische Entrüstung der feinen Dame, neben der moralischen des reinen Weibes, drohten die Oberhand zu gewinnen in ihrem Empfinden. — Aus den Augen solch eine Person, die sich so vergessen konnte! —

Da aber sah sie von diesem elenden Wesen, das hilflos vor ihr lag, einen Blick voll Verzweiflung und Furcht. Durch diesen Blick verstand Klara das, was tausend Worte ihr nicht hätten sagen können, daß sie eine Schwester vor sich habe. Ekel war etwas Leichtes, viel zu Leichtes einem solchen Unglück gegenüber. Denn es war ein Unglück, das nicht dieses Mädchen allein betraf, welches hier lag in seiner Schande und sie kläglich anschaute wie ein verwundetes Wild: es war ein Unglück, das weit über den Einzelfall hinaus ihr ganzes Geschlecht anging.

Hier den Stab brechen, einfach den Rücken wenden, die Gefallene ausstoßen wäre Selbstgerechtigkeit, wäre Feigheit gewesen. Es galt, sich zu überwinden, um der Arbeit willen, die hier zu tun war.

Erst mußte dem Mädchen die Furcht genommen werden. Klara redete ihr darum in freundlichem Tone zu. Sie hütete sich wohl, Fragen zu stellen. Das Schuldbekenntnis lag ja in den Augen der Person, warum sie noch mit Ausforschung martern! Ein Blick, eine Handbewegung genügte, um jener zu sagen, daß ihr verziehen sei.

Klara sann nach, was weiter geschehen solle. In

ihren Diensten bleiben konnte das Mädchen ja nun nicht länger; aber gesorgt mußte für sie werden. Zur Mutter zurück! Das war wohl schließlich das einzig mögliche. Klara wollte am nächsten Morgen selbst zu Frau Kaubeuke gehen, ihr schonend mitteilen, wie es um die Tochter stünde, und sie bitten, ihr den Fehltritt nicht entgelten zu lassen. Der Gang würde ja nicht leicht sein. Aber Klara sah ihn als Pflicht an. Sie hatte das Kind damals von der Mutter erbeten; nun mußte sie es ihr auch zurückbringen. Und sollte die Mutter ihr etwa Vorwürfe machen, daß ihr Dürten schlecht gehütet worden sei im Herrenhause, dann mußte auch das hingenommen werden. Die junge Frau machte sich diesen Vorwurf ja im stillen selbst. —

Klara fragte das Mädchen, ob sie zu ihrer Mutter zurückkehren wolle. Dürten nickte mit dem Kopfe.

Das schien die beste Lösung! Während der Nacht sollte Dürten noch ruhig im Herrenhause bleiben. Mit dieser Zusicherung verließ die Herrin das Mädchen.

Als Klara auf dem Wege nach dem Vorderhause an der Leuteküche vorbeikam, hörte sie wüstes Gelächter und Stimmendurcheinander.

Es war ja heiliger Abend! — Einen Augenblick blieb sie stehen, überlegend, ob sie das Lärmen verbieten solle.

Während sie noch unschlüssig stand, wurde es stiller da drinnen. Eine einzelne Stimme war zu vernehmen. Klara konnte die Worte verstehen; sie bezogen sich auf Dürtens Zustand und waren namenlos roh. Dann erneutes Gelächter, weibliches Gekicher dazwischen.

Klara floh, als sei ein Gespenst hinter ihr drein, und kam erst zu Atem, als sie im Vorsaal des ersten Stockes stand.

Am liebsten wäre sie jetzt sofort auf ihr Zimmer gegangen, hätte sich dort eingeschlossen. Allein sein, um Gottes willen, ganz allein! Nur jetzt niemanden sehen, niemandem Rede und Antwort stehen müssen! —

Auch Erich konnte ihr hier nichts helfen. Es graute ihr geradezu davor, jetzt mit ihm zusammenzusein; denn er würde von ihr Näheres wissen wollen. Und davon zu sprechen? — Mit einer Frau allenfalls; mit einem Manne — nein! Über solche Dinge konnte man im Innersten trauern, aber schweigend, ohne Aufsehen.

Erich hatte sie auf der Treppe gehört. Er kam aus seinem Zimmer und rief nach ihr.

Nun gab es keine Wahl für sie. Unmöglich konnte sie ihm den Wunsch abschlagen, den Rest des Abends gemeinsam zu verleben.

Sie folgte ihm also in gedrückter Stimmung. Er merkte gar nicht, wie ihr zumute war, umarmte sie herzhaft und sprach seine Freude aus, sie endlich zu haben.

Was sie gefürchtet hatte, trat ein: er überfiel sie mit Fragen; wohl oder übel mußte sie ihm erzählen, was sie erlebt. Aber daß er nun auch noch nach Einzelheiten forschte! —

Wie ihr das widerlich war!

„Ich werde ihn veranlassen, daß er das Mädchen heiratet," rief er auf und ab gehend, mit starker Gestikulation seinen Worten besonderen Nachdruck gebend. „Diesmal muß er dran glauben! Mach dir nur weiter keine Sorgen, Klärchen; die Sache ist ja sehr unangenehm, aber schließlich, so etwas kommt öfter vor, als man denkt, ja, es ist eigentlich die Regel bei der Art Leuten. Die Hauptsache ist, daß man als Gutsherr darauf hält, daß sie sich dann wenigstens heiraten. Und Franz wird sie heiraten, verlaß dich

darauf! Dafür bin ich da. Und dann ist ja die Sache gut, Klärchen!"

„So, damit ist alles gut, nach deiner Ansicht?" meinte sie bitter.

Kriebow stutzte über Miene und Ton, in denen sie das äußerte.

„Natürlich! Mehr tun, als sie heiraten, kann er doch wirklich nicht. Was anderes wird die Person auch gar nicht verlangen. Höchstwahrscheinlich ist sie sehr zufrieden, daß sie so zu einem Manne kommt. Sie ist nicht die erste, die das auf diese Weise fertig bringt. Das Mittel ist sogar ziemlich beliebt bei dieser Art. Nun, es ist ihr geglückt, sie wird heilfroh sein!"

Klara stand auf; sie war im Innersten verletzt. Ihre Entrüstung, als sie das rohe Wort aus der Leuteküche vernommen, war nichts, gehalten gegen die Empörung, die sie in diesem Augenblicke über Erich empfand. Also, so dachte er! Das war seine Auffassung! So rüde, so gewöhnlich war er in seinen Gefühlen.

Sie fand keine Worte für das, was sie empfand, aber ihre Mienen mußten sprechen. Er begann sich zu entschuldigen, erklärte, daß er nicht lax denke in sittlichen Dingen, das solle sie nicht etwa glauben. „Ich habe eine sehr ernste Auffassung!" beteuerte er.

Sah es nicht aus, als wolle er sich selbst verteidigen? Wozu denn solche Beteuerungen? —

„Natürlich! Man muß als Gutsherr zeigen, daß man auf Zucht und Ordnung hält! Selbstverständlich muß hier ein Exempel statuiert werden! Aber man darf auch nicht vergessen, die Menschen sind nun einmal keine Engel. In den besseren Ständen kann man vielleicht einen so hohen Standpunkt anlegen, wie du ihn verlangst, aber bei einem Mädel wie Dürten! — Vor

einem halben Jahre hat sie noch die Kühe gemolken. Glaube mir's nur, Klärchen, unter den gewöhnlichen Leuten kommen ganz andere Dinge vor. Wenn ich reden wollte . . . . ."

„Ich wünschte, du sprächest überhaupt nicht."

„Klärchen, stelle dich doch, bitte, nur nicht so an! Das dürfen wir besprechen. Eheleute können über solche Sachen reden."

Klara machte eine abwehrende Bewegung, aber er fuhr unbeirrt fort.

„Ich kann wirklich nicht einsehen, warum du dich so erregst! Es ist fast, als machtest du mir Vorwürfe. Kann ich denn etwas dafür? Ich bin doch wirklich ganz unschuldig daran. Du hast dir das Mädel herangezogen, nicht ich. Und Franz! Soll ich dem Kerl etwa jeden Abend nachlaufen? Wollte man dagegen auftreten, du lieber Himmel, wo würde man da hinkommen! — Da würde man keine Dienstboten im Hause behalten, wenn man das verbieten wollte; alle liefen sie einem davon, die Frauenzimmer zu allererst."

„Das ist abscheulich!" rief Klara; sie stand vor ihm und sah ihn mit flammenden Blicken an.

„Ich denke vernünftig, das ist alles, und dann habe ich eben etwas mehr Erfahrung als du; gestatte mir, dir das zu sagen, liebe Klara! Für dich ist es vielleicht eine ganz gute Lehre gewesen. Solche Affären gehören einmal zum Landleben. Prüderie, die muß man sich allerdings als Gutsherrin abgewöhnen, mein Kind."

„Das, was du Prüderie nennst, ist etwas ganz anderes, und das scheint dir allerdings abzugehen. Ich werde mir das Anstandsgefühl niemals abgewöhnen, verlaß dich darauf!"

Er hatte sie so noch nie gesehen und solche Worte

noch niemals von ihren Lippen vernommen. Sie war erblaßt, die Augen leuchteten, ihre Züge hatten etwas Hartes angenommen.

Ihre Strenge begann ihm unheimlich zu werden. Er hielt es für angezeigt, einzulenken; das Thema war doch allzu heikel. „Aber Klärchen, wie bist du denn nur heute? Wirklich, du machst aus einer Mücke einen Elefanten! Um was streiten wir uns denn eigentlich? Im Grunde sind wir wahrscheinlich ganz einer Ansicht. Eine kolossale Dummheit die ganze Geschichte, wirklich!" —

„Für mich ist die Sache allerdings von größter Bedeutung. Ich habe nun eingesehen, daß wir über das Wichtigste, was es gibt, himmelweit auseinander sind."

„Ach, Klärchen, rede nicht solchen Unsinn! Du machst wirklich eine so tragische Miene. — Was ist denn passiert? Wir haben uns mal ein bissel ausgesprochen, meinetswegen! Aber, ich bin für Versöhnung. Sei gut — was!"

Er nahte sich ihr, wollte sie umfangen. Aber sie blickte ihn voll Kälte an und sagte hart: „Du läßt mich!" daß ihm die Arme wie gelähmt am Körper niedersanken.

Er sah sie nach der Tür zu schreiten. So bestürzt war er, daß er nicht Fuß und Hand rühren konnte.

Erich war allein.

Was war das? Klärchen von ihm gegangen! Der erste Streit! — Gezankt hatten sie sich, regelrecht, gezankt, wie gewöhnliche Leute.

War es denn möglich? War denn das Klärchen gewesen, sein Klärchen, diese Person mit den haßerfüllten Blicken, dem barschen: „Du läßt mich!"

War denn nun alles aus? Liebten sie sich nicht mehr? Würden sie nach einem solchen Auftritt je wieder

zueinander kommen können? War es denn möglich, daß man sich liebte und gleichzeitig haßte? — Er stand vor einer Reihe verwirrender Rätsel.

Ihr Benehmen war völlig unverständlich. Was hatte sie denn nur so furchtbar erregt? — Der Fall mit dem Mädchen allein? — Das hier war doch wirklich nicht die Sache danach, so außer sich zu geraten! Es mußte noch etwas Besonderes dabei sein, das er nicht sah.

Warum war sie denn so gewesen, so bitter, so voll Sarkasmus gegen ihn? —

Hatte sie etwa gar etwas in Erfahrung gebracht über sein Vorleben? Sollte vielleicht der Pastor ihn angeschuldigt oder Frau Kruke geschwatzt haben? Hatte irgendwer ihn verraten, der wissen konnte, was sich vor Jahren einmal ereignet hatte? —

Ihm wurde heiß und kalt bei dem Gedanken, Klärchen könne in sein Geheimnis eingedrungen sein.

Aber nein! Das war nicht möglich! Hätte sie darum gewußt, dann wäre sie wohl noch ganz anders aufgetreten gegen ihn. —

Er beruhigte sich wieder. Es war nicht wahrscheinlich, daß jemand das ausgeschwatzt haben sollte seiner Frau gegenüber; niemand würde das wagen! Nein, Klärchen wußte nichts davon; es war der Fall Dürten und nur dieser, um den es sich für sie handelte.

Aber wenn sie hier schon so scharf ins Gericht ging, wie würde ihr Urteil erst ausfallen, wenn sie je über seinen Fehltritt richten sollte! —

Er hatte ja manchmal daran gedacht, selbst ein Geständnis abzulegen, um sich vor der steten Furcht des Entdecktwerdens zu befreien. Aber er sah heute ein: es war unmöglich, ihr davon etwas zu sagen. Sie

nahm diese Art Sachen zu tragisch. Sie war ja imstande, auf und davon zu gehen, ihn zu verlassen, wenn sie seine Tat erfuhr.

Nein, so traurig es war, man mußte sie täuschen, man mußte dieses Geheimnis um jeden Preis vor ihr verborgen halten.

XIV.

Erich von Kriebows Auffassung von der Ehe war, als er heiratete, sehr einfach und für ihn selbst bequem gewesen. Es war von Gott geordnet, daß der Mann der stärkere und das Weib der schwächere Teil sei. Darum hatte der Mann zu regieren und die Frau sich anzuschmiegen und unterzuordnen. Aber der Mann sollte auch großmütig sein, von seiner Überlegenheit nicht ohne Not Gebrauch machen. Mit den Schwächen der zarteren Gefährtin sollte er Nachsicht üben; das verlangte die „Ritterlichkeit".

Die beste und weiseste Tat seines Lebens war seine Heirat gewesen. Er hatte damit einen Strich gemacht durch ein äußerlich wohl angeregtes, innerlich aber fades und inhaltsleeres Dasein.

Als er sich mit Klara von Lenkstädt verlobte, wußte er noch sehr wenig von der, die er zu seiner Lebensgefährtin machen wollte. Zu sehen, daß sie hübsch sei, war nicht eben schwer; dazu brauchte er nur seine Augen aufzumachen. Daß sie wohlerzogen war, verstand sich von selbst; sie stammte ja aus guter Familie. Auch daß sie klug sei, fand er mit der Zeit heraus. Viele liebenswerte Eigenschaften lernte er an ihr bewundern und schätzen; aber ihr Innerstes war ihm trotzdem ein Buch mit sieben Siegeln, das Allerheiligste ihres Wesens blieb seinem Verstehen unaufgetan.

Aber da er ihr Liebe hatte und ihre Zärtlichkeit genoß, grübelte er nicht über die Rätsel ihres Wesens. Wer glücklich ist, macht sich meist keine Gedanken darüber, warum er es ist. Wenn ihm eine Regung an ihr unverständlich war, dann sagte er sich: die Frauen haben nun mal ihre „Mucken“; man mußte gewisse Rücksichten auf ihre Eigenart nehmen, schon allein aus „Höflichkeit“.

Der Eintritt in die Ehe hatte für ihn und für sie sehr verschieden geartete Bedeutung.

Erich brauchte nichts aufzugeben, höchstens einige Junggesellenunarten. — Nur unendlich bereichert war er worden. Klara hingegen hatte ein Opfer gebracht, sie verlor in gewissem Sinne ihre Persönlichkeit; denn eine Umstempelung des Wesens, eine Bindung der Freiheit, eine Schwächung der Kraft bedeutet die Ehe für das selbständige Weib.

Klara tat, wie die meisten Mädchen, als sie sich verlobte, einen Schritt ins Ungewisse. Wer war denn dieser Mann, dem sie sich mit allem, was sie war und hatte, hingeben sollte fürs Leben? — Sie wußte es nicht, wußte nichts von seinem Charakter, seinem Vorleben — konnte nichts darüber wissen. Einfach dem blinden Instinkte ihrer Neigung mußte sie sich überlassen, die sie zu seiner männlichen Persönlichkeit hinzog. Ihr Glück stand auf Glauben und Hoffnung. Wenn sie sich dennoch getäuscht hatte, dann war ihr Opfer umsonst gewesen, dann hatte sie das Höchste, was sie zu vergeben hatte, verschwendet.

Es war auch bei Erich und Klara wie oft in jungen Ehen. Jedes dieser beiden Menschenkinder hatte seine Entwicklung, seine Vergangenheit für sich. Nun wurden ihre Geschicke plötzlich vereinigt für alle Zeiten;

da mußte es Überraschungen, Mißverständnisse und Reibungen geben.

Nicht leicht war es Klara gefallen, vom Mädchentum zu scheiden. Aber nachdem diese Katastrophe überwunden war, kam bei ihr nur um so voller die natürliche Liebesbedürftigkeit des Weibes zum Durchbruch, die sich während der keuschen Strenge ihrer Mädchenjahre gesund und kräftig erhalten hatte. Aber die sinnliche Liebe band die beiden doch nur für Zeiten; auch diese Verschmelzung, so innig sie war im Augenblick, blieb doch ein Rausch, der verflog und die Seelen nicht aneinander zu ketten vermochte, den Zwiespalt der Naturen nicht überbrückte.

Erich von Kriebow neigte zu wechselnden Stimmungen. Als Junggeselle hatte er sich gehen lassen können, hatte auf niemanden Rücksicht zu nehmen brauchen. Er war verwöhnt und launisch. Eine Kleinigkeit konnte ihn kränken. Dann sagte er wohl ein Wort, das ihn schon gereute, während es noch seine Lippen verließ. Er hatte auch die Eigentümlichkeit launischer Menschen, anderen seine Fehler zuzuschieben. So warf er Klärchen Empfindlichkeit vor. Oder er fand: sie sei kalt und spröde, fühlte auf einmal Eifersucht, zu der es keinen vernünftigen Grund gab.

Klara ertrug solche Anfälle meist mit Gelassenheit, erkannte sie als das, was sie waren, als vorüberziehende Wolken. Er tat ihr sogar von Herzen leid, denn sie sah, daß er selbst am meisten darunter litt. Nur wenn er allzu ungerecht war, lehnte sie sich auf.

Aber diese Art des Zwistes war bisher zu ertragen gewesen, weil es sich um Kleinigkeiten handelte, weil beide Teile wußten, daß früher oder später ja doch die Versöhnung kommen mußte, die mit ihrer

Wonne alles Ausgestandene doppelt wieder gut machte.

Neu war für beide die Erfahrung, daß über ihrem Zorne die Sonne unterging.

Der eigentliche Anlaß ihrer Entzweiung war ja äußerlich wenigstens beglichen. Am nächsten Morgen schon nach dem erregten Christabend hatte Kriebow seinen Kutscher vorgenommen. Er machte nicht viel Federlesens mit Franz, gab ihm auf den Kopf schuld, das Mädchen verführt zu haben, und erklärte ihm, wenn er Dürten nicht heirate, sei er aus dem Dienst entlassen.

Franz wurde durch die unerwartete Schärfe seines Herrn völlig überrumpelt — bisher hatte sich der gnädige Herr um seine Liebesangelegenheiten nicht gekümmert, er hatte darin tun und lassen können was ihm beliebte —, er war so überrascht, daß er gar nicht ans Leugnen dachte; er gab alles zu. Windelweich wie er war, versprach er zu tun, was von ihm verlangt wurde. Kriebow machte sofort alles mit ihm ab: den Termin der Hochzeit, die Wohnungsfrage, das Deputat, das er fortan als Verheirateter haben sollte. Land, Milch, Feuerung, Korn. Das alles wurde reichlich bemessen. Franzens anfangs gedrückte Stimmung heiterte sich mehr und mehr auf; besser konnte er sich's gar nicht wünschen; statt weggejagt zu werden, wurde er in seinem Gehalt erhöht. Die Heirat nahm er mit in den Kauf; einmal mußte es ja doch sein! Wie die meisten seines Standes dachte er über die Ehe äußerst nüchtern.

Kriebow war mit sich selbst und mit dem, was er erreicht hatte, zufrieden. Gern hätte er es Klärchen erzählt, aber der Streit am Abend vorher stand noch zwischen ihm und ihr. Zu ihr gehen, das hätte ja ausgesehen, als fühle er sich im Unrecht. Nein, er wollte

nicht den Anfang machen! Gerade in dieser Sache wollte er nicht nachgeben. Er hatte keinen Grund, sich Vorwürfe machen zu lassen, im Gegenteil, er hatte ja die gänzlich verfahrene Angelegenheit, der sie ratlos gegenübergestanden, mit Geschick zu einem glücklichen Ausgang gebracht. Das mochte sie nur eingestehen, bekennen, daß sie im Unrecht gewesen! Sie mußte zu ihm kommen, nicht er zu ihr.

Im übrigen reizte es ihn, einmal auszuprobieren, wie lange sie's aushalten werde, in Unfrieden mit ihm zu leben; wahrscheinlich nicht lange. —

* *
*

Klara hatte inzwischen eine eigenartige Erfahrung zu bestehen. Am nächsten Morgen schon nach jenem Erlebnis mit Dürten führte die junge Gutsherrin ihren Entschluß aus, die Mutter des Mädchens in ihrer Kate aufzusuchen. Es galt ja, der Frau klar zu machen, was geschehen war, und sie zu trösten; denn so wie Klara Mutter Kaubeuke kannte, als eine ordentliche Frau, mußte sie über den Fehltritt der Tochter außer sich sein.

Klara ging, so zeitig es ihr möglich war, nach der Wohnung der Tagelöhnerfamilie, damit nicht erst die Kunde von dem peinlichen Ereignisse von anderer Seite, womöglich in entstellter Form, zu ihnen dringe.

Die Gutsherrin traf die Frau allein. Das war ihr lieb; was sie mit ihr zu besprechen hatte, taugte nur für die Ohren einer verheirateten Frau, auf keinen Fall aber für Dürtens jüngere Schwester, ein eben konfirmiertes Mädchen, das bei den Eltern war und zu Hofe ging.

Klara fühlte sich bei diesem Gange nicht frei von

Zaghaftigkeit. Es war ihr zu neu und ungewohnt, über solche Dinge sprechen zu müssen. Mit Herzklopfen betrat sie die wohlbekannte Kate.

Sie hielt es für nötig, die Frau schonend vorzubereiten. Das war unangebrachte Mühe; Frau Kaubeuke war, wie sich herausstellte, bereits unterrichtet über alles.

Klara traute ihren Sinnen kaum: diese Mutter schien irgendwelchen tieferen Kummer über das Vorgefallene kaum zu empfinden. Leid schien es ihr höchstens zu sein, daß Dürten nun aus dem Dienste der Herrschaft mußte und daß sie ihr während einiger Wochen zur Last fallen werde.

Gestern, dem unglücklichen Mädchen hatte Klara schnell verziehen, da war ihre Entrüstung aufgegangen in Mitleid; aber hier der sittlichen Gleichgültigkeit gegenüber erhob sich ihr Frauenstolz.

Mutter Kaubeuke entnahm der verächtlich strengen Miene der Herrin, daß man mit ihrem Verhalten nicht zufrieden sei. Sie wurde kleinlaut. Die einfältige Frau war unfähig, sich zu verstellen. Sie begann zu weinen. Ihre Tränen bedeuteten keine tiefere Erregung, nur Furcht, daß die Herrin ihre Hand von ihnen abziehen werde.

Sie fing an, sich zu entschuldigen: die gnädige Frau habe ja ganz recht, böse zu sein, so etwas solle ja nicht vorkommen; aber was solle man denn machen, als Mutter? Verbieten? — Darauf höre das junge Volk ja nicht.

Die Mädel seien eben schlimm dran, einen Mann wolle natürlich jede gern haben, und die Männer täten's nun einmal nicht ohne dem. Und schließlich, wenn sie sich nachher heirateten, dann sei doch das Unrecht nicht

weiter groß. Und sie hoffe immer, daß der herrschaftliche Kutscher ihr Dürten nehmen werde. Seit Dürten bei der gnädigen Frau Mädchen geworden, sei sie doch was Besseres, und Franz habe ihr schon eine Uhr versprochen, die er ihr schenken wollte, mit einer Kette zum Tragen. Daraus sähe man doch, daß er ernste Absichten habe. —

Mutter Kaubeuke erzählte das in treuherzigem Tone. Ihre Naivität hatte etwas Rührendes. Für sie bedeutete das, was in Klaras Augen entehrende Schande war, eher ein Glück; nun konnte sie doch hoffen, die Tochter versorgt zu sehen.

Klara mußte an Pastor Grützingers Worte denken, als er ihr damals das Elend und die Verkommenheit der Gutstagelöhner geschildert hatte. Das war wohl das, was er den „geistigen Tod" genannt?

Er hatte recht, tausendmal recht! An diesen Menschen mußte furchtbar gesündigt worden sein. Schlechtigkeiten oder Freude am Laster war es doch nicht, was aus dieser Frau sprach; sie wußte es nicht besser. Wie war es möglich, daß Menschen zu solcher Verrohung und Gleichgültigkeit herabsinken konnten! Waren da nicht die verantwortlich zu machen, die ruhig der Entwicklung solcher Zustände zu ihren Füßen zugesehen hatten? —

Die junge Gutsherrin sagte nicht viel auf Frau Kaubeukes Darlegungen. Sie war zu traurig gestimmt. Die peinlichen Entdeckungen waren einander seit gestern abend zu schnell gefolgt. Auf ihren zartesten Empfindungen war wie mit Füßen getrampelt worden.

Sie ordnete nur an, daß Dürten mit samt ihren Sachen im Laufe des Tages zurückkehren solle zu ihren Leuten. Dann legte sie der Mutter ans Herz,

daß sie alles Verletzende fern halten möge von ihrer Tochter.

Die Frau versprach, alles zu tun, was die gnädige Frau befehle; ob sie verstand, was die Herrin meinte? — Mit der Zusage, hin und wieder nachsehen zu kommen, verließ Klara die Kate.

Was sollte man hier tun? Das war die Frage, die sich Klara vorlegte. Die Leute belehren, zum Guten ermahnen? — Mit Worten redete man nur über die Schäden weg, beruhigte sein eigenes Gewissen, weiter nichts!

Aber was konnte man tun?

Als sie am Morgen nach ihrer Ankunft in Grabenhagen aus ihrem Schlafzimmerfenster zum ersten Male auf das Dorf hinabgeblickt hatte, wie anmutig und sauber waren ihr da die kleinen rohrgedeckten Arbeiterwohnungen erschienen. Ein idyllischer Hauch hatte da über allem gelegen; wie hatte ihr Herz denen entgegengeschlagen, die hier unten wohnten: ihre Schutzbefohlenen! Welch eine hochbeglückende Tätigkeit hatte sie darin geahnt, diesen Menschenkindern eine gütige Herrin zu sein!

Viel zu leicht hatte sie sich das Werk vorgestellt. Nur aus der Vogelperspektive hatte sie auf das künftige Arbeitsfeld hinabgeblickt, nicht ahnend, wie vernachlässigt der Boden, wie verunkrautet die Frucht war. Mit starkem Arm und scharfen Werkzeugen mußte da vorgegangen werden; das sah sie nunmehr ein. Was wollte sie, eine Frau, diesem Acker gegenüber voll Steinen, Dornen und Gestrüpp! Mußte man da nicht den Kampf von vornherein aufgeben, als aussichtslos? — Was würde sie denn erleben? Doch nur Enttäuschung, Widerwärtigkeiten, ja Demütigungen! Beschmutzte man sich denn nicht, wenn man sich einließ mit dem Un-

sauberen? Wozu das Häßliche und Gemeine aufsuchen? Dazu war man zu vornehm! Warum nicht ganz einfach die Dinge nehmen wie sie waren? So wie Erich tat, so wie Mutter Kaubeuke tat.

Erich hatte ja mit den Behauptungen, die er gestern abend aufgestellt, im Grunde recht behalten; was sie eben an dieser Mutter erlebt, bestätigte nur seine Auffassung. Die gewöhnlichen Leute empfanden ja wirklich, wie es schien, gar nicht das tief Entwürdigende ihrer Lage. Wozu ihnen die Augen öffnen; wozu denen helfen, die keine Hilfe wollten? Was hatte sie eigentlich mit alledem zu tun, sie, eine Dame! — Am besten, man zog sich auf sich selbst zurück; überließ die Niedrigen ihrer Niedrigkeit.

Diese Anwandlung währte jedoch nur kurze Zeit bei Klara; sie war entsprungen der tiefen Entmutigung, die sie ergriffen hatte. Dann aber lehnte sich die Rüstigkeit ihrer Natur dagegen auf; Blasiertheit, das war ein fremder Tropfen in ihrem Blute.

Sich beruhigen mit billigen Ausflüchten, dem Kampfe aus dem Wege gehen! — Was wäre das anderes gewesen, als sich vor der Gewohnheit beugen, als dem laxen Grundsatze des „Leben und Lebenlassens“ huldigen! Nein! Das wäre ein Preisgeben gewesen, ein Verleugnen ihrer ganzen Natur.

Eine bittere Erfahrung, die bitterste vielleicht ihrer kurzen Ehe, bildete der Streit, den sie am Abend vorher mit Erich gehabt hatte. Nicht das war das Betrübende, daß es zu scharfen Worten gekommen, nicht das war so schlimm, daß sie sich noch nicht wieder versöhnt hatten und daß er heute früh ohne Kuß und Morgenandacht auf und davon gegangen war — das würde ja alles mit der Zeit wieder ins Gleiche

kommen. — Nein, das Bittere für sie war die Entdeckung: daß sie und ihr Gatte im Sittlichen auf grundverschiedenem Boden standen.

XV.

Die Neujahrswende war für Erich von Kriebow in früheren Jahren eine lebhafte Zeit gewesen: Beginn der Hoffeste und der großen Geselligkeit, Visitentournee, die ersten Bälle. Und nun in diesem Jahre der Gegensatz: die Ruhe des eingeschneiten Grabenhäger Gutshofes. Nicht einmal Jagden hatte er jetzt; auch darin war eine Pause. Um die Neujahrszeit saßen die Grundbesitzer daheim an ihren Schreibtischen und rechneten.

Es waren bedeutungsvolle Wochen für den Gutshaushalt. Kassensturz wurde gemacht, Bilanzen aufgestellt, das Fazit des letzten Jahres gezogen. Da gab es viele Enttäuschungen, oft die trübe Erkenntnis, daß man Geld zugesetzt habe, statt welches zu gewinnen, infolgedessen lange Gesichter, Murren gegen die Weltordnung und kräftige Flüche auf die schlechten Zeiten.

Das Jahr war nicht gut gewesen, der Körnerertrag nur mittelmäßig. Dazu sinkende Preise. Und dabei hatten die meisten Grundbesitzer schon im Herbst losschlagen müssen, um nur zu barem Gelde zu kommen. Auch am Schlachtvieh hatte man infolge des niedrigen Fleischpreises nichts verdienen können. Der Wollmarkt war flau gewesen, und selbst die Molkerei hatte keine bedeutenden Überschüsse gebracht. Zum Verkauf von Stroh und Heu war es nicht gekommen, weil man der geringen Ernte wegen alles für den eigenen Bedarf hatte zurückhalten müssen. Von der Zuckerfabrik wären gute Dividenden gezahlt worden, aber der Aufsichtsrat

der Gesellschaft hatte Nachschüsse verlangt zur Vergrößerung der Anlage, so daß selbst dieser sonst sichere Gewinn stark verkürzt wurde. Einzig der Pferdeverkauf an die Remontekommission war günstig gegangen; aber dieser eine Posten konnte den übrigen Ausfall nicht ausgleichen.

Auch für Erich von Kriebow brachte der diesjährige Abschluß unliebsame Überraschungen. Mit genauem Rechnen hatte er sich früher nicht allzuviel Not gemacht; seine private Buchführung war immer eine äußerst summarische gewesen. Wenn er Geld brauchte, hatte er an Heilmann geschrieben.

Zu einer völlig klaren Einsicht in den Stand seiner Finanzen war Kriebow auf diese Weise nie gekommen. Er hatte sich selbst immer für einen leidlich wohlhabenden Mann gehalten. Er besaß ja ein großes, schönes Gut, in guter Pflege. Einen gesicherteren Besitz als den Grund und Boden konnte es doch gar nicht geben. Alle anderen Werte konnten zugrunde gehen: Häuser niederbrennen, Papiere entwertet werden, Schiffe untergehen, Gruben sich erschöpfen; aber den Grund und Boden konnte einem niemand rauben. Von seinem Grabenhagen würde ihn keine Macht der Welt herunterbringen. Das Gut war Fideikommiß; wer wollte ihm, dem einzigen Nachkommen der ältesten Linie, den Besitz streitig machen? —

In diesem Bewußtsein war Kriebow zur Ehe geschritten. Er war stolz darauf, daß er nicht nach einer Mitgift zu fragen brauchte. Er hatte es nicht nötig, wie so mancher andere seiner Bekannten, sich die Existenz durch eine Geldheirat zu ermöglichen.

Die erste Ahnung, daß vielleicht nicht alles so günstig sei, wie er sich's vorgestellt, kam ihm, als er

seinen Junggesellenhausstand in Berlin auflöste. Da kam es zur Begleichung verschiedener alter Verpflichtungen. Die Summe, die er hierzu brauchte, konnte ihm Heilmann nicht so schnell schaffen wie gewöhnlich. Dem jungen Herrn kam das geradezu lächerlich vor; er sollte wegen Beschaffung von lappigen dreißigtausend Mark Schwierigkeiten haben! —

Das Geld wurde beschafft, und in der Bräutigamsstimmung war der Fall bald vergessen.

Unter den vielen guten Vorsätzen, die den jungen Mann damals erfüllten, war auch der: solid zu werden und praktisch.

Nun er ein Jahr Landwirtschaft studiert hatte, konnte es ihm ja auch kaum fehlschlagen! Er wollte die Gutserträge steigern, verdoppeln womöglich. Sicherlich würde sich noch manche Verbesserung in der Wirtschaft anbringen lassen, die schließlich seinen Einnahmen zugute kommen mußte.

Der Inspektor hatte seine eigenen Ansichten über die Reformen, die der Herr einführte. Er prophezeite den nahen Ruin der Wirtschaft. Aber Kriebow hielt das und die steten Klagen des alten Beamten für Schwarzsehen: man kannte Heilmann ja, er raisonnierte immer.

Im Spätherbst hatte Heilmann, wie alle Jahre, den Abschluß des vergangenen Jahres und den Wirtschaftsplan für die kommende Kulturperiode eingereicht und gegen Weihnachten die verschiedenen Voranschläge, außerdem den wichtigen Geldetat. Das waren umfangreiche Aktenstücke. Dem jungen Gutsherrn wurde es beim bloßen Anblick der endlosen Rubriken und Zahlenreihen schon ungemütlich. Er hatte diese Arbeit von einer Woche zur anderen hinausgeschoben.

Aber einmal mußte es doch sein; er gab sich einen Stoß und machte sich an das trockene Geschäft.

Allmählich aber, je mehr er von dem Zusammenhang der Sache zu begreifen anfing, mehrte sich auch sein Interesse. Er sah mit Vergnügen, daß er hier ein wohlerdachtes und wohlbegründetes System vor sich hatte, bei dem ein Posten den anderen kontrollierte, ein Rad in das andere eingriff wie bei einer gut funktionierenden Maschinerie. So stieg ihm aus diesen Büchern ein anschauliches Bild auf von der Gesamtlage der Wirtschaft.

Am interessantesten war für Kriebow der Geldetat. Aus ihm ersah er die Einnahmen und Ausgaben und was vermutlich als Überschuß für seine und seines Hauses Bedürfnisse übrig bleiben werde.

Da kam nun allerdings eine erschreckend geringe Summe heraus. Was? davon sollte er leben! Dreimal so viel hatte er als Leutnant in Berlin gebraucht, und damals war er unverheiratet gewesen. Das war ja gar nicht möglich! Was dachte sich denn Heilmann eigentlich?

Er ließ den Inspektor zu sich entbieten und erklärte ihm, den Anschlag könne er nicht anerkennen; die Einnahmen aus Grabenhagen müßten größer sein.

Heilmann zuckte die Achseln und meinte sarkastisch: es würde ihm selbst nur sehr lieb sein, wenn der gnädige Herr recht hätte, aber leider sei seine Rechnung die richtigere.

Dann gingen sie die einzelnen Posten durch: den Erlös aus dem Ackerbau, der Rindviehhaltung, dem Kleinvieh, dem Pferdeverkauf und den Rüben — es war ja, wenn man es addierte, ein ganz stattlicher Posten, der da schließlich zusammenkam. Aber was

stand ihm auch an Ausgaben gegenüber: für Gehalte und Löhne, an Anschaffungs- und Unterhaltungsgeldern, für künstlichen Dünger, Saatgut und Futtermittel. Und dann die Steuern, Abgaben, die Versicherungsbeiträge und schließlich die Zinsen.

Und Heilmann behauptete, daß an den Ausgaben nichts abzulassen sei; für unvorhergesehene Unglücksfälle habe er noch nicht einmal einen Posten eingestellt. Der Überschuß also, der dem Gutsherrn so gering vorkam, wäre nur im günstigsten Fall zu erwarten.

Als der Gutsherr das Resultat noch immer anzweifelte, holte der Beamte noch andere Belege herbei: seine Tagebücher, die Lohnjournale, das Kassenbuch, das Naturalienbuch und was es sonst noch an Registern und Verzeichnissen in einem großen Wirtschaftsbetriebe gibt. Der gnädige Herr möge das einmal durchrechnen, dann werde er sich vielleicht überzeugen, daß er Unmögliches verlange. Wo solle es denn herkommen? Die Ausgaben waren sicher und die Einnahmen unsicher. Als Käufer würde man geschnellt, als Verkäufer gedrückt. Zaubern könne er auch nicht! Wie solle man größere Erträge schaffen bei so ungünstiger Geschäftslage? —

Nach dieser Auseinandersetzung mit seinem Inspektor nahm Kriebow die Bücher noch einmal vor. Er sträubte sich immer noch, seine rosigere Ansicht fahren zu lassen. Aber er wollte der Sache diesmal auf den Grund kommen. Bis tief in die Nächte hinein saß er jetzt an seinem Schreibtisch. Kaum daß er sich noch Zeit nahm zum Essen und Schlafen.

Seine Laune verdüsterte sich mehr und mehr. Die Sache wollte nicht anders werden trotz alles Rechnens und Rechnens.

Und nun verglich er sein Privatkonto mit dem der Wirtschaft; da zeigte sich ein krasses Mißverhältnis. Er hatte seine Einnahmen weit überschätzt; seine Ausgaben standen in gar keinem Verhältnis zu seinem Einkommen. Er hatte vom Kapitale gelebt, all die Jahre über. —

Das war nun freilich eine bittere Erkenntnis für den jungen Mann. — Was hatte er jetzt von seinem flotten Leben in Berlin? Hatte er irgend etwas gewonnen für die Summen, die er dort zum Fenster hinausgeworfen? Nichts, rein gar nichts! Kein Mensch dankte es ihm; nicht einmal die Erinnerung daran war erhebend.

Die Welt hielt ihn für wohlhabend, weil er wie ein Wohlhabender gelebt hatte. Man beneidete ihn wohl gar!

Vieler Augen blickten auf ihn, als auf ihren Erhalter. Da waren seine Gutsleute, die vielen Familien, deren Brotherr er war. Konnte er die verkürzen?

Und dann seine Verwandten! — Ein Zweig der Kriebowschen Familie war heruntergekommen, lebte in dürftigsten Verhältnissen. Sie waren gewöhnt, Grabenhagen als ihren letzten Halt zu betrachten. Der jeweilige Grabenhäger galt unter den Lehnsvettern als Oberhaupt der Familie. Auf Grabenhagen war auch der Lehnsstamm eingetragen, dessen Zinsen sie genossen.

Einer von diesen Vettern: Adalbert Moritz, lebte in Berlin. In untergeordneter Stellung mußte er sich das tägliche Brot verdienen. Sein ganzer Stolz in seinem übrigens tristen Dasein war die Tatsache, daß er ein Kriebow war.

Unwillkürlich mußte Erich an diesen Adalbert Moritz denken. Wie brav hielt der sich! Es lag Tapferkeit

darin, daß der Mann bei aller Misere das Standesbewußtsein nicht preisgab.

Und wenn er nun sein eigenes Verhalten damit verglich — wie hatte er mit dem Pfunde gewuchert, das er mitbekommen auf den Weg? —

Aber von allem, was an ihm arbeitete, war das schwerste: der Gedanke an Klärchen. Nie war zwischen ihnen noch über Vermögensverhältnisse anders als nebenbei gesprochen worden. Er hatte durch seine ganze Art zu leben und aufzutreten auch in ihr den Glauben erweckt, daß sie sich in sorgenfreier Lage befänden. Es war seine Freude gewesen, daß sie nicht zu knausern brauchten. Die junge Frau sollte sich nichts versagen, alles sollte elegant, bequem und auserlesen sein um sie her.

Und nun vor sie hintreten und bekennen zu müssen: ich habe mich über meine eigene Lage getäuscht, ich bin nicht der reiche Mann, als der ich mir dir dargestellt habe.

Und gerade in diesem Augenblicke fühlte er sich am allerwenigsten aufgelegt zu einem Geständnis. Noch standen sie in den Nachwehen jener Auseinandersetzung am Christabend; noch hatte eine Versöhnung zwischen den Eheleuten nicht stattgefunden.

* *
*

Klara sah, daß Erich Sorgen hatte. Bald fand sie auch heraus, was es sei, das ihn bedrückte. Sie sah ihn sitzen und sitzen über Rechnungen und Büchern. Sie konnte es aus seinen verärgerten Mienen entnehmen, jedesmal wenn Heilmann bei ihm gewesen war, daß die Dinge nicht gut standen.

Nun waren Sorgen um irdische Habe Klaras geringster Kummer. Als sie heiratete, war es wirklich

das letzte, woran sie gedacht, ob sie einem armen oder einem wohlhabenden Manne die Hand reiche.

Es war ihr lieb gewesen, daß Erich sie als Bräutigam mit Auseinandersetzungen über seine Vermögenslage verschont hatte, ja, sie war ihm dankbar für diesen Beweis von Zartgefühl.

Aber jetzt war das etwas anderes; als sein Weib machte sie Anspruch auf einen Anteil seiner Sorgen. Mit sicherem Gefühl auch für diese Dinge hatte sie schon hie und da vermutet, daß er über seine Verhältnisse lebe, und versucht, soweit sie konnte, wenigstens den Haushalt einfacher zu gestalten. Wieviel sie mit gutem Gewissen verbrauchen dürfe, wußte sie jedoch nicht; eine Aussprache jedoch sollte noch stattfinden zwischen ihr und Erich.

Der Zustand der Entfremdung, wie er jetzt bestand, war unhaltbar, das sagte sie sich selbst. Man war Mann und Frau und doch getrennt. Als habe man sich nichts zu sagen, nichts abzubitten, lebte man nebeneinander her. Bei Tisch saßen sie da steif und korrekt; wenn Erich mal ein paar gleichgültige Worte fallen ließ, so geschah das mehr um Krukes willen, damit der nichts von der Verzürnung der Herrschaften merken und womöglich weiter verbreiten solle. Das wichtige, das zwischen ihnen schwebte, wurde nicht berührt, keines wollte den Anfang machen; aus einem gewissen Eigensinn, der schmerzvolle Freude darin findet, nicht nachzugeben. Im Grunde zitterte beiden das Herz vor Verlangen nacheinander. Erich wartete mit banger Sehnsucht auf ein Zeichen ihrer Nachgiebigkeit, viel zu lange dauerte ihm das Alleinsein, wie ein Bräutigam harrte er auf den Augenblick, wo sie zu ihm kommen werde. Und Klara sah in diesem Zustande eine schlechte Komödie,

die ihrer und ihres Gatten nicht würdig war. Sie beschloß dem ein Ende zu machen.

Sie hatten jetzt abends getrennt gesessen, er in seinem Zimmer, sie in dem ihren, und waren jedes für sich zu Bett gegangen. Heute trat Klara in später Abendstunde in sein Zimmer. Er bemerkte sie erst gar nicht, am Kamin sitzend, in Gedanken hinbrütend. Eben noch hatte er mit bitterem Ingrimm Vergleiche angestellt zwischen ihren Abenden früher und jetzt. Würde das jemals wieder gut werden können? —

Verzweiflung überkam ihn; gerade jetzt hätte er Klärchen so nötig gehabt, gerade jetzt! Und damit kam er wieder an dem Punkte an, den seine Gedanken in den letzten Tagen stetig umkreisten: seine Vermögenslage.

Da legte sich ihm eine leichte Hand auf den Scheitel.

Der junge Mann hatte einen Ton echter Freude, als er, aufsehend, Klärchen vor sich sah. Was sie wolle, fragte er nicht; er las es ja ihren Augen ab, daß alles gut sein solle.

Es gab kein Auseinandersetzen, kein Umverzeihungbitten, kein Erklären zwischen ihnen. Wer recht und wer unrecht gehabt, war ja jetzt so gleichgültig!

Alles war ausgeglichen, alles gut in diesem Augenblicke.

Nachdem der erste Sturm der Liebkosungen vorüber war, holte sich die junge Frau einen Stuhl herbei und setzte sich neben ihn. Er verstand, daß sie in Ruhe mit ihm sprechen wolle.

Klara machte ihm die Aussprache leichter, als er zu hoffen gewagt hatte. Nicht als Richterin trat sie auf, sie bot sich ihm an wie ein Freund, als Gehilfin, da sie sah, daß er Sorgen habe.

Welch zarte Güte! Er hatte es nicht verdient.

Längst hätte er mit ihr sprechen sollen, ihre Hilfe anrufen. Wie manches wäre dann anders und besser gewesen!

Und wie tapfer sie war und großherzig! Sie erschrak nicht, als er ihr mitteilte, wie seine Lage in Wahrheit sei. Ruhig nahm sie die Nachricht auf als etwas Unabänderliches. Ob sie selbst darunter zu leiden haben werde, war eine Frage, die für sie nicht in Betracht zu kommen schien. Mit Beschämung mußte er sich eingestehen, daß er die Frau in allem unterschätzt habe. In ihrem Urteil ging sie immer sofort auf das Entscheidende los, alles Unwichtige fiel vor ihrem Blick wie von selbst ab.

Während er mit ihr sprach, wurde ihm klarer, was er zu tun habe; er fühlte sich auf einmal gestärkt in seinem Willen, den als richtig erkannten Weg auch zu beschreiten.

Man mußte sich einschränken. In der Außenwirtschaft waren Ersparnisse ausgeschlossen; hier mit Meliorationen zurückhalten, hätte sicherlich mit der Zeit die Gutserträge vermindert. Die bessernde Hand mußte anderwärts angelegt werden; die Bedürfnisse und Gewohnheiten des eigenen Lebens- und Hausstandes mußte man zurückschrauben.

Man sprach einmal die häuslichen Angelegenheiten gründlich durch. Erich hatte diese allereinfachsten Dinge bisher mit einer gewissen Nachlässigkeit behandelt, ja, er hatte über Klaras Sparsamkeitstrieb öfters gespöttelt; aber jetzt mußte er doch zugeben, daß es nicht gleichgültig war, ob alles aus dem vollen ging oder ob haushälterisch verfahren werde.

Klara erklärte, daß sie sich mit der Hälfte dessen auszukommen getraue, was er ihr bisher an Wirtschafts-

geld gegeben. Aber davon wollte er nichts wissen. Lieber ein paar Pferde abschaffen, schlechtere Zigarren rauchen und geringeren Wein trinken, als das. — Wozu sich so viele Zeitungen halten? Die Sportblätter wenigstens waren unnütz. Und der Klubbeitrag, den er jährlich nach Berlin zahlte, war auch zum Fenster hinausgeworfenes Geld. An allerhand anderen Anschaffungen, für: Jagdsachen, Reitartikel und Toilette, konnte auch gespart werden, denn das summierte sich. Durch Einschränkung mußten sich im Jahre doch einige Tausend gut machen lassen.

Es rührte Klara, zu sehen, mit welchem Eifer er solche Sparsamkeitsideen verfolgte; auf der Stelle sollten alle diese Reformen durchgeführt werden. Er schnitt sich rücksichtslos ins eigene Fleisch. Auf seine größten Liebhabereien wollte er verzichten. Sie allein wußte, was er damit für ein Opfer brachte. In solcher Entsagung lag wirkliche Kraft, und sie hütete sich wohl, ihn von seinen Entschlüssen abzubringen. —

In dieser Nacht wollte der Stoff zur Unterhaltung zwischen den beiden nicht ausgehen. Man hatte sich inzwischen ins Schlafzimmer zurückgezogen, das Licht war ausgelöscht. Hin und wieder trat Stille ein — nur der Sturmwind hatte dann das Wort, der um die Mauern des alten Hauses fuhr —, aber zum Schlafen kam es nicht. Immer wieder hatte eines dem anderen etwas zu sagen. Es war, als könnten die Ehegatten sich nicht genug tun, das Glück der Stunde auszunutzen, die sie einander näher gebracht hatte als irgendeine andere zuvor.

Über die Kühnheit seines eigenen Gedankens erschreckend, sann Erich, ob er die Stimmung nutzen solle zu einem Geständnis.

Einmal mußte es ja doch geschehen! Einmal mußte sie ihn ja doch ganz kennen lernen und sein Leben, wie es war. Konnte es einen besseren Augenblick geben als diesen, ihr auch über die Dunkelheiten seiner Vergangenheit zu sprechen? —

Unruhig warf er sich hin und her; sollte er's wagen? Oder sollte er's nicht lieber noch einmal hinausschieben, wie er's schon so oft getan! War es nicht ein Jammer, die Harmonie dieser Stunde so zu stören. Kaum war man versöhnt, und der Friede sollte von neuem aufs Spiel gesetzt werden.

Und doch wieder trieb es ihn, zu sprechen. Das Geheimnis wollte ihm ja das Herz abdrücken. Wenn man einen Menschen so liebte, war es dann nicht unerhört, ihn zu hintergehen? Denn Verschweigen war hier Hintergehen. —

Und er war das auch seiner Ehre schuldig. Immer diese Angst, daß der Zufall sein Geheimnis an den Tag bringen würde, der Gedanke: was wirst du dann sagen, womit dich herausreden? — Nein, dieses Armesündergefühl war nicht länger zu ertragen!

Es kam wirklich nur darauf an, sich ein Herz zu fassen, ihr's zu gestehen: Alles! —

Aber es war so schwer, einen Anfang zu finden. So mit der Tür ins Haus zu fallen — unmöglich! Und wieder jede Einleitung mußte der Sache erst recht etwas Ungeheuerliches geben. Wenn Klärchen nur gefragt, nur irgend etwas geäußert hätte, das die Anknüpfung erleichterte. Aber davon war bei ihr keine Rede. Er wußte ja, welch eine Scheu, welch tiefe, instinktive Abneigung sie gegen alles Unreine und Zweideutige hegte.

Die Dunkelheit gab ihm schließlich den Mut, zu tun, was er im nüchternen Lichte des Tages vielleicht

nie gewagt haben würde. Er drückte sie fest an sich und flüsterte, den Mund dicht an ihrem Ohre: er habe ihr ein Geständnis zu machen.

Sie begriff sofort, daß es etwas Ungewöhnliches sein müsse, das sich in dieser Weise ankündete. Ihr Atem ging schneller, ihr Herz klopfte stärker; sie ahnte, um was es sich handle.

Ihr Erschrecken machte ihn unsicher. Er hielt es nun doch wieder für besser, sie langsam vorzubereiten; darum begann er umständlich von seinem Berliner Leben zu sprechen, und daß er als Junggeselle da manches getan habe, was ihm jetzt leid sei.

Aber sie ließ ihn nicht weit kommen, hielt ihm den Mund zu: „Still, still!" — Sie wollte nichts hören. Um der Liebe willen, sie war nicht imstande, so etwas anzuhören. Nie wieder im Leben solle er davon anfangen!

Eine Art Fieber hatte sie gepackt; er fühlte, wie ihr ganzer Körper in seinen Armen bebte. Kriebow schwieg bestürzt. Wie furchtbar schwer sie's nahm! Was würde sie erst zu dem anderen sagen? —

Seine Berliner Liaison war doch schließlich immer noch das leichtere gewesen. Aber das andere — das andere, das so sehr viel schwerer wog, auch vor seinem Gewissen.

Sollte er nach dieser Erfahrung nun doch noch fortfahren? Konnte man sie denn zwingen zuzuhören? Er hatte doch nun eigentlich das Seine getan! Wenn ja noch in späterer Zeit etwas ans Tageslicht kommen sollte, dann konnte er sich doch darauf berufen: Du hast mich doch damals nicht hören wollen!

Feigheit wäre es gewesen, nun erst recht Feigheit, zu schweigen, wo er sich vorgenommen hatte, zu reden.

Wenn es nicht anders ging, mußte er ihr das Geständnis aufdrängen.

Nur den Anfang zu finden, war so schwer. Alle Worte waren roh; das Gefühl sträubte sich, so etwas in gewöhnliche, nüchterne, verstandesmäßige Sätze zu fassen. Sollte er mit Jochen Tuleveit beginnen? Klara interessierte sich für den Alten. Kürzlich erst wieder hatte sie nach ihm gefragt. Oder gar mit dem Knaben? Nein! Das mußte er aufsparen bis zuletzt; denn das würde sie am schwersten treffen, wie es für ihn selbst ja das schwerste war.

Er mußte mit etwas anderem beginnen, mit etwas, das imstande war, sein Tun in ihren Augen zu entschuldigen. Er wollte ihr ein Bild geben, wie alles gekommen, ganz einfach, ganz erklärlich, wie von selbst, ohne sein Verschulden gewissermaßen. Es gab doch so manches, was ihn entlastete.

Mit einem Male war er drin im Beichten. Er sprach hastig, von der Sorge getrieben, sie könne ihn unterbrechen. Aber diesmal ließ sie ihn ausreden.

Mit atemloser Spannung, ohne sich zu regen, steif und starr, wie gebannt, lauschte sie seinen Worten. Ihre Wangen glühten, dabei fühlte Erich, wie ihre Gliedmaßen kalt wurden. Besorgt fragte er, was ihr sei. Mit heiserer, ihm ganz fremder Stimme hieß sie ihn fortfahren.

Als er alles gesagt hatte, schwiegen beide eine lange Weile. Peinvolle Minuten! Ängstlich lauschte er auf ein Zeichen von ihr. Sie hatte sich aus seinen Armen losgemacht. Bedeutete das Feindschaft? Verachtete, verabscheute sie ihn nun? —

Es war wohl doch eine große Unklugheit von ihm gewesen, ihr das zu erzählen! Was mochte jetzt in

ihrer Seele vorgehen? Er hatte sich wohl selbst ein für allemal in ihren Augen entwürdigt? Welch ein Tor war er gewesen!

Oder wäre es Eifersucht bei ihr. — Auch das war denkbar. Frauen waren ja unberechenbar in solchen Dingen. Er hatte ihr Zusammenzucken wohl gefühlt, als er sagte: ein Kind sei da. Das wenigstens hätte er verschweigen müssen; alles andere durfte er ihr sagen, nur das nicht!

So erwog er im Fluge die tausend Möglichkeiten ihrer Stimmung, ängstlich nach ihrer Seite hinüberlauschend. Wenn sie doch nur endlich hätte sprechen wollen! Und wenn es Vorwürfe wären und Anklagen, er wollte sie gern hinnehmen; nur nicht dieses Schweigen, das alles bedeuten konnte! —

Da hörte er ein Schluchzen. Sie weinte. — Klara, die sich sonst so gut zu beherrschen verstand, weinte! —

Und das wollte nicht aufhören. Es war eine furchtbare Folter für ihn, diese Töne der Verzweiflung mit anzuhören.

Er tastete in der Dunkelheit nach ihr, gab ihr die zärtlichsten Namen. Sie lag mit dem Gesichte in den Kissen, sein Bemühen, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen, war erfolglos.

Dann mit einem plötzlichen Entschlusse setzte sie sich auf, ihre Tränen verschluckend. Sie wollte mit ihm sprechen.

Ihre erste Frage war: was aus dem Mädchen geworden sei.

Erich wußte nicht viel über Gretens Verbleib. Sie habe geheiratet und sei mit Mann und Kindern fortgezogen. Näheres konnte er nicht angeben. Das Kind habe sie hier bei den Großeltern zurückgelassen.

Es war, als müsse sie diese Erfahrungen erst in sich verarbeiten. Er wartete mit dem Gefühl des Angeklagten auf ihre weiteren Fragen.

Dieses tiefe Seufzen! Noch nie hatte er Klara so seufzen hören.

Dann mit Stocken und Zaudern, das die Überwindung erkennen ließ, die ihr die Frage kostete, kam es leise heraus: ob es ein Knabe sei oder ein Mädchen? —

Als Erich geantwortet, wieder langes Schweigen.

Sie schien auf einmal ganz in Überlegung versunken. Trotz der Dunkelheit konnte er ihren Schattenriß erkennen gegen den Lichtschein des Fensters. Sie saß, die Hände über die Knie geschlagen, mit gesenktem Haupte, unbeweglich. Was überlegte sie? Was plante sie? —

Plötzlich sagte Klara mit einer Stimme, die schon wieder ganz der ihren glich: er solle ihr von dem Knaben erzählen.

Daß sie gerade davon wissen wollte! — Es kam ihm unschicklich vor, von dem Kind der Schande zu seiner Frau zu sprechen. Der Junge sei gut aufgehoben bei den Großeltern, gab er nur ganz flüchtig zur Antwort.

Ob Erich selbst sich denn gar nicht um die Erziehung des Kindes kümmere? fragte sie. Das habe er allerdings bleiben lassen, meinte er. Er vermeide es, mit dem Jungen zusammenzutreffen. Das sei doch wohl natürlich! —

Ihm lag daran, sobald wie möglich von diesem Thema wegzukommen. Sie brauchte das nicht zu wissen! — Aber Klara merkte, daß er sich ihr entziehen wollte. Nun sie einmal an die Frage heranzutreten sich entschlossen hatte, wollte sie ihr bis auf den Grund

schauen. Es gelang ihr auch, so viel von ihm zu erfahren, als sie wissen mußte.

Was sie hörte, schien sie wehmütig zu stimmen. Alles vermöge sie zu verzeihen, sagte sie, aber wie ein Mensch das übers Herz bringen könne, sich so gar nicht um das Schicksal eines Mädchens zu kümmern, welches er unglücklich gemacht, und noch schlimmer, sein eigenes Kind zu verleugnen, dafür fehlten ihr die Begriffe. Das sei das Traurigste, was sie je erlebt habe.

Er war betroffen, daß sie die Partei nahm des Mädchens und des Kindes! — Auf ganz andere Vorwürfe hatte er sich gefaßt gemacht von ihrer Seite.

Er versuchte sein Verhalten zu entschuldigen: „Natürlich, ich hätte ja gern alles auf mich genommen, was in einem solchen Falle das Gesetz vorschreibt und auch noch mehr! Aber das war ja eben so furchtbar schwer! Leuten, wie diesen Tuleveits, konnte man doch gar nicht kommen mit dem Ansinnen einer Abfindung." — Daß er damals anderen überlassen hatte, die Folgen seiner Verschuldung zu ordnen, und wie diese anderen dabei verfahren waren, verschwieg er seiner Frau. Er schämte sich, das zu gestehen; es war zu unrühmlich. —

„Ich habe ja auch versucht, die Sache gut zu machen, erst kürzlich noch. An mir hat es nicht gelegen, daß aus der Versöhnung nichts geworden ist." Nun erzählte er ihr die Erfahrung, die er neulich auf dem Schulzengute gemacht. Nur ganz kurz berichtete er von jenem Auftritt zwischen ihm und Jochen Tuleveit. Er sprach ungern davon. Das Blut schoß ihm zu Gesicht, wenn er an die Demütigung dachte, die ihm dort widerfahren war. „Für mich ist die Angelegenheit damit erledigt," sagte er mit einer Stimme, die vor innerer Erregung zitterte. „Ich bin den Leuten soweit entgegengekommen

wie nur irgend möglich; mehr zu tun, verbietet mir die Ehre! Ich habe die Hand zum Ausgleich geboten; wenn das schnöde zurückgewiesen wird, wenn man mir beleidigend entgegentritt, dann muß ich den Rücken wenden und das Geschehene, so gut es geht, ignorieren. Unsereiner ist eben solchen Leuten gegenüber in einer verzweifelten Lage; mit seinesgleichen würde man sich schießen. Was habe ich dem Bauern Tuleveit gegenüber für Mittel an der Hand, ihn in seinen Schranken zu halten?" —

Klara hatte ihm bis dahin zugehört, ohne ihn zu unterbrechen; hier fiel sie ihm ins Wort. Sie meinte: er verdrehe die Sachlage völlig. Dem Alten und seiner Familie sei unrecht geschehen, nicht ihm. Was bedeute seine Beleidigung gegenüber der Kränkung, die er dem Mädchen zugefügt? Daß er die alten Leute aufgesucht, wäre das Geringste gewesen, was er habe tun können. Aber gut gemacht sei damit nichts; eine Sühne könne sie darin nicht erblicken.

Ihre Worte klangen hart. So hatte er sie noch nie sprechen hören in diesem schroffen, herben Tone. Woher kam auf einmal diese Strenge in ihrem Wesen? —

Was er denn tun solle nach ihrer Ansicht? Ob sie vielleicht wünsche, daß er nochmals auf den Schulzenhof gehe, um dem alten Jochen Gelegenheit zu geben, von seinem Hausrechte Gebrauch zu machen? fragte er bitter.

Ihr vorwurfsvoller Ton hatte ihn an einer wunden Stelle getroffen. Alles wollte er sich gefallen lassen, nur nicht, daß seine Frau sich ein Urteil anmaßte in Ehrensachen. Sie mochte noch so klug sein und feinfühlend, aber davon verstand sie nichts. Und man konnte ihr auch nicht klar machen, was in diesem Falle seine Kavaliersehre ihm vorschrieb; sie war eben eine Frau! —

Hier stand er vor derselben Erscheinung wie neulich schon, als sie sich um Dürten und Franz gestritten hatten. Man konnte sich nicht verständigen; Ansicht stand schroff gegen Ansicht. Gerade wenn sie über ernste Dinge sprachen, wie heute, dann kamen sie schließlich an einen Punkt, wo sie einander verloren. Dann klaffte mit einem Male ein weiter Abstand; er konnte nicht zu ihr und sie nicht zu ihm. Was war nur das? Sie liebten einander doch! War es denn denkbar, daß Mann und Frau von Natur so grundverschiedene Wesen seien, daß sie sich nicht finden konnten, gerade im Wichtigsten? — Und konnte es etwas Wichtigeres geben als die Ehre? In diesem Worte faßte er das Höchste zusammen, was er auf Erden kannte.

Auch Klara empfand diesen Zwiespalt der Anschauungen, und sie empfand ihn herber als Erich. Wieder hatte es sich ihr gezeigt: das, was für sie das Größte war, war für ihn das Gleichgültigste. Leicht ging er in seinem Gedanken über das hinweg, was ihr sittliches Empfinden in der Tiefe ergriff. Sie erkannte es ganz deutlich aus seinen Worten, daß ihn eigentlich nur die Folgen, die seine Tat gehabt, bekümmerten.

Ja, man war einander fremd! so fremd, daß Feindschaft daraus entstehen mußte, wenn man nicht einen Weg zueinander fand.

Die junge Frau stand mit einem Male vor jenem Abgrund, der seit Adams und Evas Zeiten in jedem Verhältnisse von Mann zu Frau klafft; zum ersten Male stand sie davor mit geöffneten Augen.

Hier half nur eines: sich selbst einsetzen! —

Sie mußte handeln. Wiederum wurde sie vor die Pflicht gestellt, ihre Scheu zu überwinden, hineinzusteigen in die trübe Flut, vor der sie solchen Wider-

willen empfand. War es nicht, als ob sie das Leben zur Härte erziehen wolle, daß es sie immer wieder gerade vor solche Aufgaben stellte, die ihrer Natur zuwider waren! —

Ein Opfer wurde von ihr verlangt. Das Unrecht, das er begangen, vor Jahren, lange ehe sie ihn gekannt, und das er ungesühnt hatte wachsen und wachsen lassen. Dieses Unrecht gutzumachen, war die neue Pflicht, die sie vor sich sah.

XVI.

Malte Pantin hatte zum Kesseltreiben eingeladen. In Langendamm wurde regelmäßig einmal im Jahre getrieben. Der Langendammer selbst tat nichts für das Revier; Wild hegen, war ihm eine zu kostspielige Sache. Dabei war Langendamm eines von den Revieren, die sich der schlechten Pflege zum Trotze immer wieder von selbst besetzen. An der Gutsgrenze, längs des gräflich Wietenschen Besitzes, zog sich ein schmaler Streifen Waldland hin, sumpfig, mit Stockausschlägen, Nadelholzdickichten und feuchten Wiesen, die herrliche Äsung für das Wild abgaben. Hierhin ging der alte Hanning, Maltes Faktotum, wenn für die Küche ein Braten gebraucht wurde. Es wurde ihm nachgesagt, daß er die gesetzliche Schonzeit nicht immer innehalte. Auch die Nimrode der nahen Garnison kamen gelegentlich einmal heraus, und Malte gestattete ihnen, seine Böcke abzuschießen, gab den Schützen auch die Gehörne, wenn sie nur das Wildbret richtig an seine Küche ablieferten.

In früheren Jahren hatte es hier auch mancherlei Jagdkonflikte gegeben. Der Langendammer war berüchtigt dafür, daß er von jeder Kreatur, die weit und

breit geschossen wurde, behauptete, sie stamme eigentlich von seinem Reviere. Ein Nachbar von Langendamm — er war inzwischen verstorben — hatte beim Pirschen die Grenzen nicht immer streng innegehalten. Major von Pantin war ihm längst aufsässig, aber niemals hatte er ihn bisher abfassen können. Eines Abends hörte Malte einen Schuß fallen, wie er glaubte, auf seinem Grund und Boden. Er ging dem Schalle nach und überraschte den Herrn Nachbar beim Abnicken eines starken Rehbockes. In einiger Entfernung hielt der einspännige Pirschwagen. Malte sagte kein Wort, legte die Büchse an und schoß das Pferd mit einem wohlgezielten Schuß in den Kopf nieder.

Der Nachbar pflegte sich dieses Vorganges nie sonderlich zu rühmen; die Grenzen von Langendamm aber hat er nicht wieder überschritten.

Heute war zum Feldtreiben eingeladen. Ein großer Tag für Langendamm! Allerhand Delikatessen waren aus Berlin eingetroffen: Weine, Sekt, Liköre und Importen. Kari sollte, als einzige Dame, die Honneurs des Hauses machen. —

An den Vorbereitungen, die für dieses Fest getroffen wurden, konnte man jedenfalls nichts merken von den schlechten Zeiten, über die Malte Stein und Bein zu klagen pflegte.

Die Finanzen der Familie Pantin waren für viele ein Rätsel. Es war bekannt, daß Major von Pantin, als er vom Militär abging, um sein Gut zu übernehmen, nichts besessen hatte als Schulden, und jetzt standen seine beiden Söhne bei der Kavallerie; dazu hatte Wanda einen vermögenslosen Mann geheiratet, und Miras und Ulrichs Hausstand in Berlin verschlang große Summen. Wo kam das alles her?

Malte war ja ein eifriger Landwirt, das mußte man sagen. Früh um fünf Uhr bereits fand man ihn zu Pferde, sein ausgedehntes Areal bereitend. Er hielt sich keinen Inspektor; das Anstellen der Leute, die Beaufsichtigung der Feldarbeit, die Löhnung, alles besorgte er selbst. Es gab keine Arbeit, die er nicht auszuführen verstanden hätte. Wenn ihm ein Knecht nicht richtig fuhr, dann konnte er's erleben, vom Herrn Major aus dem Sattel geworfen zu werden, der's ihm dann vormachte, wie's sein sollte.

Major von Pantin baute keine Handelsgewächse, um, wie er sagte, an Arbeitskräften und Betriebsmitteln zu sparen. Künstlichen Dünger bekamen seine Felder überhaupt nicht zu sehen. Die Rindviehhaltung war eine geringe; Malte behauptete, Milch und Butter hätten einen zu niedrigen Preis im Verhältnis zu Futter und Abwartung; da mäste er lieber Vieh, um möglichst schnell Futter in Geld umzusetzen. Die Schafhaltung dagegen war bedeutend. Pferde zog er mit gutem Erfolg. Er nutzte das Land mehr durch Brache, Ackerweide, Koppeln und Grasbau aus als durch reinen Körnerbau.

Als der Rübenbau mehr und mehr in der Gegend Aufnahme fand, war der Langendammer einer der wenigen Grundbesitzer, die sich davon ausschlossen. Den „modernen Zuckerschwindel" wolle er nicht mitmachen, sagte er. Malte war immer groß im Prophezeien gewesen; damals orakelte er: die Landwirte, welche Rüben bauten, würden in wenigen Jahren alle „koppheister" schießen. Als die Zuckerfabrik, welche die anderen Grundbesitzer gemeinsam gegründet hatten, mehr und mehr prosperierte und immer höhere Dividenden abwarf, räsonierte er zwar erst recht — einräumen, daß er sich

geirrt habe, gab es bei ihm nicht —; aber im stillen fing er an, mit dem Gedanken zu liebäugeln, ob es nicht doch angezeigt sei, den Rübenbau bei sich einzuführen. Der Haken war nur, daß dazu so viele Hände nötig waren, und Maltes Prinzip war ja gewesen: mit möglichst wenig Arbeitskräften auskommen.

Eigenartig wie seine ganze Wirtschaftsweise war auch sein Verhältnis zu den Arbeitern. Malte pflegte sich damit zu brüsten, daß Langendamm das einzige Gut sei weit und breit, auf dem noch das gute, alte patriarchalische Verhältnis bestehe zwischen Herrschaft und Tagelöhnern. In Wahrheit bestand das „Patriarchalische" darin, daß er das Schimpfen und Fluchen, welches übereifrigen Gutsbeamten eigentümlich ist, in eigener Person besorgte. Zur Ergänzung ließ er auch die Reitpeitsche arbeiten. Die „gute alte Zeit", der Malte mit soviel Wärme das Wort redete, herrschte allerdings insofern in seinem Dorfe, als dort seit Menschengedenken nichts für die Gebäude getan worden war. Die Dächer der Katen drohten vor Altersschwäche einzustürzen. Malte war für schneidige und militärische Disziplin eingenommen; die Kehrseite seiner Strenge war, daß er den Leuten außer dem Dienst die Zügel schießen ließ. In moralischer Beziehung mochten seinetwegen Fünfe gerade sein. Dazu waren die Langendammer Tagelöhner die schlechtgelohntesten der Gegend. Kein Wunder, daß Major von Pantin steten Leutewechsel hatte. Was den Dienst bei ihm aushielt, mußte schon hartgesotten sein.

Äußerlich hatte die Wirtschaft einen flotten Anstrich. Durch sein persönliches Antreiben, Aufpassen und Eingreifen gelang es Herrn von Pantin, fertig zu bringen, was andere minder tätige und genaue Herren

kaum mit einem Stamme gutgelohnter Arbeiter erreichten.

Seine Wirtschaftsweise hatte einen Vorzug — der wog in den Augen vieler Leute alle ihre Mängel auf —: er wirtschaftete billig. Die Kunst, mit so geringen Löhnen auszukommen, wie der Langendammer, fand Bewunderer. Malte galt als ein praktischer Landwirt. Außerdem gehörte er zu denen, die sich selbst und ihr Tun mit solcher Beharrlichkeit und so laut loben, daß man ihm, betäubt gewissermaßen von dem Schall seiner Worte, schließlich was er behauptete, glaubte.

Dem Langendammer Hause fehlte die Hausfrau. Frau von Pantin war eine energische Dame gewesen. Sie hatte in Haus, Hof und Familie auf Zucht und Ordnung gehalten. Ihr Verdienst war es, daß der tolle Malte einigermaßen solid geworden. Ihn ganz zahm zu machen, war zwar auch ihr nicht gelungen, aber sie hatte doch wenigstens erreicht, daß er als Familienvater das Hazardspiel unterließ und auch im Trinken sich einiges Maß auferlegte. So großsprecherisch und breitspurig Malte auch aufzutreten pflegte, seiner Hausfrau gegenüber war er ganz klein. Sie hatte auch in die Geldverhältnisse ihres Mannes mit der Zeit einige Ordnung gebracht.

Die Frau starb viel zu früh für Mann und Kinder. Ulrich war eben erst Offizier geworden, Wanda hatte sich vor kurzem mit Herrn von Rentell verheiratet, der jüngste Sohn befand sich auf der Kadettenanstalt, und Kari war ein unerzogenes Ding im Backfischalter, das der mütterlichen Fürsorge noch gar sehr bedurft hätte.

Es hätte nahe gelegen, Kari in eine Pension zu schicken oder ihr eine Erzieherin zu halten; aber davon wollte Major von Pantin nichts wissen. Bildung hielt

er für etwas sehr Überflüssiges. Der Gedanke, für die Erziehung seiner Kinder mehr, als unbedingt nötig war, auszugeben, wäre ihm als unverantwortliche Verschwendung erschienen.

So wuchs denn Kari auf in Langendamm unter dem Auge ihres Vaters, der alles andere war als ein passender Erzieher für junge Mädchen. Unterrichtet wurde das Fräulein vom Dorfschullehrer, ein Mann von der alten Schule, der selbst nicht allzuviel wußte. Eine Kirche war nicht in Langendamm, Dorf und Gut waren nach dem nahen Ernsthof eingepfarrt. Von dem dortigen Pfarrer wurde Kari eingesegnet.

Ihr Urteil über Welt und Leben bildete sich das junge Mädchen aus Sportblättern und agrarischen Zeitungen, die ihr Vater hielt. Von der Gesellschaft erfuhr sie gelegentlich mal was, wenn ihr Bruder Ulrich, der inzwischen geheiratet hatte, mit seiner Frau von Berlin nach Langendamm auf Urlaub kam. Mira war Karis Ideal. An die schöne, elegante Schwägerin klammerte sich das junge Mädchen mit einer sich selbst verlierenden Hingebung, deren eben nur ein solch unerfahrenes Ding fähig ist. Mira gab mehr und mehr den Ton an in Langendamm.

Karis Leben wäre ziemlich inhaltslos und öde gewesen, hätte sie nicht das Dorf gehabt. Das Dorf mit seinen Hausfrauen, die ihre Klatschbasen, mit seinen Kindern, die ihre Spielgefährten waren. Sie verstand es wundervoll, mit den Leuten auszukommen, die ihr alle ihre Sorgen und Nöte anvertrauten. Durch ihre Gutmütigkeit machte sie manches gut, was der rücksichtslose Vater den Leuten gegenüber verdarb.

Auf diese Weise gewann sie Erfahrung und Einblick in das wirkliche Leben, wie sie jungen Mädchen

ihres Standes selten zuteil werden. Und wenn auch Kari in Ställen, Gesindestuben und Katen manches zu sehen und zu hören bekam, das nicht für Auge und Ohr einer jungen Dame geeignet erscheint, so tat das dem innersten Kern ihres Wesens: ihrem weiblichen Takt und ihrer Keuschheit, doch keinen Schaden. Es war kein Nährboden da, auf dem diese Keime hätten wuchern können, ihre Natur war gesund genug, auch diese derbe Kost zu vertragen und das Unzuträgliche auszuscheiden. —

So war aus Kari ein eigentümliches Zwitterding geworden: ein großes, kraftstrotzendes Mädel, natürlich und unbefangen wie eine Feldblume, etwas ungeschlacht zwar und noch ohne Haltung und Schliff, aber doch nicht aller weiblichen Reize bar, denen nur die Pflege fehlte, um sich zur Anmut zu entwickeln.

Der Vater bestärkte sie in ihrem burschikosen Wesen, behandelte sie wie einen Jungen, nahm sie mit auf die Jagd, ließ sie Pferde zureiten und einfahren. Weder ihm noch Kari selbst war es bisher zum Bewußtsein gekommen, daß sie eine Jungfrau sei, an der Schwelle weiblicher Reife.

Mira öffnete dem Schwiegervater in ihrer unverfrorenen Weise darüber eines Tages die Augen. So wie Kari jetzt sei, ein verkleideter Junge, wäre sie einfach unmöglich. Vor allem müsse sie lange Kleider bekommen, um ihre Waden zu verdecken, und für ihre Taille habe auch etwas zu geschehen. Gehen und stehen müsse sie lernen, essen, sitzen und ihre roten Hände und großen Füße unterbringen, überhaupt sich als Dame benehmen. Dazu sei das beste Mittel Tanzstunde. Französisch und ein wenig Klavierspiel würden auch nicht vom Übel sein.

Malte wollte sich anfangs sträuben dagegen, denn das bedeutete: Ausgaben; aber Mira wußte ihm klar zu machen, daß er, wenn Kari in der jetzigen Verwilderung bleibe, die Aussicht aufgeben müsse, sie jemals standesgemäß zu verheiraten. Das zog. —

Kari wurde also zur höheren Ausbildung in die Kreisstadt geschickt. Sie wohnte bei ihrer Schwester Wanda. Mit einigen anderen jungen Mädchen, Offizierstöchtern und Edelfräuleins vom Lande, machte sie einen Tanzstundenkursus durch; in einem englisch-französischen Kränzchen wurde ihr Gelegenheit geboten, sich Sprachkenntnisse anzueignen, und auch dafür wurde gesorgt, daß die angehende junge Dame später einmal auf die Frage: „Sind Sie musikalisch?“ mit „ja!“ antworten könne.

Einen Winter brachte Kari mit solchen Studien zu, dann kehrte sie zu ihrem Vater nach Langendamm zurück. Sie war gesetzter geworden in ihrem Wesen, in ihrer Erscheinung damenhafter, aber im Grunde war Kari dasselbe harmlose, gutmütige, einfache Ding geblieben, das sie gewesen vor dieser Zustutzung.

Natürlich sollten die Künste, die man ihr beigebracht hatte, nun auch nutzbar gemacht werden. Das junge Mädchen wurde ausgeführt.

Da gab es die üblichen Diners in der Nachbarschaft, gelegentlich veranstaltete die Garnison einen Tanz, ein Rennen, ein Picknick. Mit den Dragonern, bei den ihr jüngerer Bruder soeben als Fähnrich eingetreten war, kam das junge Mädchen bald auf guten Fuß. Sie begann, sich dem geselligen Leben in völlig unblasierter Genußfähigkeit hinzugeben.

Ein Ereignis von Bedeutung wurde für Kari ihr Bekanntwerden mit dem Regierungsassessor John von

Katzenberg. Er huldigte ihr vom ersten Augenblick an, zeigte ihr in nicht mißzuverstehender Weise sein Interesse. Kein Wunder, daß sich das achtzehnjährige Ding dem Rausche hingab, den das Bewußtsein, geliebt zu werden, in jeder Frauennatur hervorruft. Und alle Welt schien ihr bestätigen zu wollen, daß das, was sie erlebte, nicht Traum sei. Mira protegierte das Verhältnis, spielte gewissermaßen die Dame d'honneur der beiden. Von ihren Brüdern wurde Kari damit geneckt, daß Herr von Katzenberg in sie verschossen sei, und ihr Vater sprach ziemlich unverblümt darüber, daß er den Regierungsassessor, wenn er anhalten würde — was jeden Tag geschehen könne —, ihre Hand nicht verweigern werde.

Und nun auf einmal war darin ein völlig unerwarteter und für Kari unerklärlicher Umschwung eingetreten.

Von dem Augenblick ab nämlich, da John von Katzenberg den Landrat sicher hatte, kam er nicht mehr nach Langendamm, wo er doch eine Zeitlang beinahe täglicher Gast gewesen war. Major von Pantin machte ihm gelegentlich Vorstellungen, daß er sein Haus vernachlässige. Der junge Mann antwortete darauf, ohne die geringste Befangenheit zu zeigen, mit einem verbindlichen Lächeln: er habe, nun er Landrat sei, einen so verantwortungsvollen Posten und so viel Arbeit, daß er an Besuche auf dem Lande zunächst gar nicht denken könne. Malte ahnte, daß das eine Finte sei; aber was sollte er machen solcher Aalglätte gegenüber? So weit zu gehen, daß man ihn beim Worte hätte nehmen können, hatte sich der vorsichtige Freier wohl gehütet.

Für Kari war das eine herbe Erfahrung. Schwerer noch als sein Fernbleiben von Langendamm ertrug sie

Katzenbergs Benehmen, wenn man sich in Gesellschaft am dritten Orte traf. Sein Verhalten war auf einmal steif und förmlich geworden. Und wenn er mit ihr sprach, geschah es in einem spöttischen Tone, daß sie das Gefühl hatte, er mache sich über sie lustig. Sie wußte dem nichts entgegenzusetzen als ihre Verwirrung; oft brachte er sie durch sein Wesen dem Weinen nahe.

Sie konnte sich nicht in diesen Wechsel finden. Der Gedanke, daß er mit ihr gespielt habe, kam ihr nicht. Arglist, die ihr selbst so völlig fremd war, setzte sie auch nicht bei anderen voraus. Sie war völlig ratlos. Wem sollte sie sich anvertrauen? Eine Mutter hatte sie nicht; Wanda, der sie mal ihr Herz ausschüttete, meinte, sie solle sich nur um Gottes willen nichts merken lassen, sonst gäbe es einen großen Skandal, und die Brüder müßten sich womöglich mit Herrn von Katzenberg schießen. Im übrigen behauptete Wanda, daß an der ganzen Geschichte niemand anders schuld sei als Mira.

Vollends gemißhandelt und in ihrem Schamgefühl verwirrt aber fühlte sich das junge Mädchen, als ihr Vater sie eines Tages zur Rede stellte und sie fragte, wie weit sie nun eigentlich mit ihrem Katzenberg sei. Sie wußte nichts zu sagen. Da wurde Malte wütend, nannte sie eine „dumme Gans" und warf ihr vor, sie habe es nicht verstanden, den jungen Mann festzuhalten, ihre Dummheit habe ihn abgeschreckt, anzubeißen.

Maltes Laune besserte sich wesentlich, als Landrat von Katzenberg die Einladung zur Jagd nach Langendamm mit einer höflichen Zusage beantwortete. Nun konnte noch alles gut werden. Jetzt kam es nur darauf an, daß man es richtig anfing; der junge Mann mußte

dazu gebracht werden, endlich Farbe zu bekennen. Das wollte er schon besorgen.

Er verschrieb umgehend eine neue Toilette für Kari aus Berlin, glänzender als sie je bisher eine gehabt hatte. Dann nahm er das Mädchen selbst ins Gebet: daß sie ihm Ehre einlege bei der Gelegenheit! Liebenswürdig und zuvorkommend habe sie zu sein; ganz besonders aber wünsche er, daß sie den Landrat auszeichne. Und daß sie ihm nicht etwa solch ein törichtes Gesicht mache wie jetzt! Überhaupt, sie solle sich zusammennehmen und die Ohren steif halten, das bitte er sich aus! —

Nachdem Kari diese Instruktion empfangen hatte, sah sie natürlich dem Jagdtage erst recht mit bangen Gefühlen entgegen.

* * *

Erich von Kriebow war nicht zum ersten Male in Langendamm auf Treibjagd. Er wußte ungefähr, was er dort zu erwarten hatte. Wild war ja immer leidlich dagewesen, aber die Treiben hätten besser geleitet sein können. Der alte Hanning sollte eigentlich die Treiber führen, aber der Jagdherr fuhr ihm immerwährend dazwischen mit Befehlen und Gegenbefehlen. Die Folge war, daß die Leute nicht wußten, nach wem sie sich zu richten hatten.

Nach dem Treiben bemängelte dann Malte das Schießen seiner Gäste, sagte jedem, wie er es eigentlich hätte machen sollen. Und beim Diner pflegte sich der Jagdgeber so an den eigenen Weinen und noch mehr vielleicht an seinen eigenen Reden zu erhitzen, daß er für den Rest des Abends nicht mehr zurechnungsfähig war. Diese Feste endeten dann mit einem ausgiebigen

L'hombre, aus dem sich in den Morgenstunden gewöhnlich ein Hazard entwickelte.

Früher war Kriebow gern nach Langendamm zur Jagd gefahren, die tolle Wirtschaft dort hatte ihn belustigt; in seiner gegenwärtigen Stimmung aber, die noch ganz unter dem Eindrucke der unangenehmen Erfahrungen stand, die er beim Neujahrsabschluß gemacht hatte, war er nicht sonderlich erbaut in der Aussicht auf ein solches Vergnügen. Aus alter Freundschaft zum Pantinschen Hause aber ging er doch hin.

Ulrich war eigens zu dieser Jagd von Berlin herübergekommen. Der jüngste Pantin, inzwischen zum Leutnant befördert, war mit einer Anzahl Kameraden von der Garnison eingetroffen. Der Schwiegersohn, Major von Rentell, fehlte auch nicht. Katzenberg, der neugebackene Landrat, kam mit einem funkelnagelneuen Schlitten, wehenden Roßhaarschweifen, prächtiger Schlittendecke, er selbst, wie sein Kutscher, ganz in kostbaren Pelz gehüllt.

Kriebow, der mit Ulrich in der Haushalle stand und das Vorfahren der Gäste beobachtete, ärgerte sich über die Protzigkeit dieses Gefährts. Außerdem verdroß es ihn, zu sehen, wie der junge Katzenberg vom Jagdgeber mit besonderer Aufmerksamkeit empfangen wurde; also dieser Kultus sollte weitergehen! —

Die Nachbarn erschienen, bis auf einige, die mit dem Krakeeler Malte gerade verzankt waren. Einer der letzten Schlitten, die vorfuhren, war ein niedriger Strohschlitten, ein Paar derbe Gäule mit Ackergeschirren davor. „Wen habt ihr denn da?" fragte Kriebow den neben ihm stehenden Ulrich. Er glaubte den Mann im Schlitten mit seinem Schafwollpelz noch nie gesehen zu haben. War denn das ein Herr? — Ulrich ent-

schuldigte es gewissermaßen, daß sie den geladen hätten, aber es sei ihr nächster Nachbar, der Ragatziner.

Jetzt erkannte ihn Kriebow wieder. Natürlich, das war ja Klaven! Die winterliche Vermummung hatte ihn nur so fremd erscheinen lassen. Er erwiderte, daß er Herrn von Klaven gar nicht so übel fände. Ulrich zuckte die Achseln und meinte: „Man fühlt sich immer bewogen, ihm fünfzig Pfennig in die Hand zu drücken, damit er mal zum Friseur gehen kann." — Kriebow mußte lachen; es war nicht zu leugnen: Klaven trug eine Bartmähne zur Schau, an die wohl seit Wochen keine Schere mehr gekommen sein mochte.

Im Grunde freute es Kriebow, den Ragatziner wiederzusehen. Der Mann hatte etwas Sympathisches für ihn, seit er ihn neulich bei der Landratswahl als Gegner von Katzenberg kennengelernt. Und dann hatte Erich noch einen anderen Grund, dem Nachbar wohlzuwollen: es lag so etwas wie eine Beruhigung für ihn darin, daß es Leute gab, die sich in einer noch schwierigeren Lage befanden als er. Es tat wohl, zu denken, daß der Ragatziner auch Vermögenssorgen habe. Klaven war ihm dadurch näher gerückt, er war geneigt, über die Rauheit seiner Erscheinung hinwegzusehen und ihm selbst die ärgsten Toilettensünden zu verzeihen. —

Malte rief zum Aufbruch. Nachdem man sich mit einigen Kognaks gestärkt und die Zigarren angesteckt hatte, ging's hinaus. Der erste Kessel wurde gleich hinter dem Dorfe angelegt.

„Kriebow, nächster Schütze!" rief Malte mit seinem knatternden Organe. Erich dankte und schritt, Gewehr über dem Rücken, hinter dem zuletzt abgeschickten Treiber her, in den Fußtapfen der Vorgänger, die im tiefen Schnee bereits eine festgetretene Bahn gebildet hatten.

Als das erste Signal ertönte, machte Kriebow mechanisch die Wendung in den Kessel. Seine Nachbarn waren: rechts John Katzenberg, links Klaven.

Der Schnee hatte eine Kruste und trug die Hasen. Die Kälte hatte sie rege gemacht, sie kamen frühzeitig an.

Kriebow hatte schlechten Anlauf und konnte zusehen, wie die anderen schossen. Katzenberg schien ein ausgezeichnetes Gewehr zu führen; er machte einige außergewöhnlich weite Schüsse. Außerdem hatte er seinen Kutscher hinter sich, der ihm ein Reservegewehr nachtrug. Der Landrat schien ein eifriger Schütze; einmal lief er weit in den Kessel hinein und schoß auf Hasen, die möglicherweise hätten zu den Nachbarn laufen können, dann wieder blieb er in der Linie zurück, bildete einen „Sack“. Der Erfolg war, daß die Hasen rudelweise in die Lücke hineinliefen, so daß Katzenberg aus dem Schießen gar nicht herauskam.

Kriebows Stimmung gegen den Landrat wurde dadurch nicht gebessert; er beschloß, nach dem Treiben dem Herrn das „unfeine Manöver“ zu stecken.

Der Ragatziner auf Erichs anderer Seite schoß viele Hasen an. ‚Sein Gewehr streut‘, dachte Kriebow bei sich, der einigen von diesen krank Geschossenen den Garaus machte. ‚Armer Kerl! Er kann sich kein besseres anschaffen.‘

Nach dem Treiben wurde Strecke gemacht. Malte notierte, was die einzelnen Schützen erlegt hatten. John Katzenberg konnte die meisten Hasen anmelden. Kriebow sagte mit absichtlich erhobener Stimme, daß es in dieser Gegend nicht Sitte sei, den Nachbarn vorzuschießen. Katzenberg prüfte mit einem blitzschnellen Blicke Kriebows Züge, ihn gewissermaßen daraufhin abschätzend, ob er der Mann sei, seine Bemerkung zu vertreten. Dann

lächelte er verbindlich, verbeugte sich und dankte für „gütige Belehrung“.

Während der zweite Kessel angelegt wurde, hockte man an einer zugigen Feldecke auf Jagdstöcken beisammen, die Beine weit von sich gestreckt, die Hände in den Jagdmüffen, mit blauroten Wangen und bereiften Bärten, und lauschte den neuesten Skandalgeschichten aus der Residenz, die Ulrich zum besten gab. Hin und wieder wurde der Erzähler von einem wiehernden Gelächter unterbrochen.

Kriebow, der ja noch nicht allzulange von Berlin weg war, fand, daß er noch ziemlich genau im Bilde sei über die Verhältnisse und Menschen, von denen da die Rede war. Es waren die alten Geschichten: Courmachereien, Liaisons, Hofintriguen, Klubaffären, Bankerotte, Geldheiraten, Duelle, vermuteter und offenkundiger Ehebruch. — Ulrich erzählte in affektiert gleichgültigem Tone, nachlässig, als seien das die alltäglichsten Dinge der Welt. Dabei konnte man ihm das Behagen anmerken, daß er mit dem abgestandenen Klatsch der hauptstädtischen Saison bei diesen Provinzialen noch so viel Glück machte.

Jeder tat natürlich, als kenne er die Persönlichkeiten, von denen hier gesprochen wurde, ganz genau. John Katzenberg besonders leistete Großes in solchem Vorgeben von Intimität. Wenn er gefragt wurde: „Kennen Sie den Grafen Soundso?“ Dann antwortete er: „Meinen Sie Botho, oder meinen Sie Udo?“ Es war ihm ein Kleines, zu erzählen: „Neulich fuhr Fürst X. an mir vorbei Unter den Linden; als er mich sah, ließ er halten ......“ Wirkliche Kenner der Gesellschaft lächelten über solche Prahlerei; aber es gab doch Leute, denen er damit imponierte.

Im nächsten Kessel hatte Kriebow andere Nachbarn; er konnte von weitem beobachten, daß Katzenberg, der diesmal zwischen Malte und Ulrich untergebracht war, sich genau so schußgierig benahm wie vorher. Ihn ging es nichts an; aber daß die Pantins sich das so gefallen ließen! —

Das Jagdfrühstück fand wie alljährlich vor einem auf freien Felde gelegenen Schuppen statt. Tische und Stühle waren aufgestellt, ein Feuer brannte, an welchem Speise und Getränke gewärmt wurden. Bei der Kälte tat der steife Grog, den der alte Hanning braute, gut. Dort verweilte man eine ganze Weile. Niemand hatte es besonders eilig mit dem Aufbruch. In der Nähe des brennenden Holzstoßes, geschützt durch den Schuppen vor dem Winde, in guter Gesellschaft, gewürzt durch saftige Weidmannsgeschichten, lebte es sich angenehm.

Nach dem Frühstück ließ der Jagdherr ein paar Waldtreiben machen. Dadurch wurde die Jagd bunter. Fasan kam vor, Kaninchen und Rehwild; auch ein Fuchs wurde zur Strecke gebracht.

Die Schlitten waren nach einem bestimmten Platz im Walde bestellt worden; nun ging es mit lustigem Geläut nach Langendamm zurück.

Kriebow hatte mit Herrn von Klaven gemeinsam ein Zimmer angewiesen bekommen zum Umziehen. Während des Ankleidens zum Diner kam das Gespräch unwillkürlich auf die Landwirtschaft; Kriebow hatte den Ragatziner als einen tüchtigen Landwirt rühmen hören. Klaven habe — so hatte der Gewährsmann berichtet — Ragatzin in einem durch Raubbau und Mißwirtschaft völlig verwahrlosten Zustande übernommen, und jetzt, nach etwa zehnjährigem Besitz, stehe es in hoher Kultur.

Erich fragte Klaven, wie er das und jenes bei sich eingerichtet habe. Die Antworten des Ragatziners und ihre Begründung erschienen ihm einleuchtend. Der Mann verstand seinen Kram, das sah man aus jedem Worte; und dabei renommierte er doch nicht mit seinem Können, wie es z. B. Malte tat.

Ein Wort gab das andere; Kriebow erzählte von Grabenhagen. Er machte seinem Herzen Luft: was nutzte es alles, wenn man ein schönes, großes Gut besaß, und die Einnahmen daraus waren gering.

„Sie haben einen Inspektor?" fragte Klaven.

Kriebow bejahte.

„Dann liegt es ja überhaupt gar nicht in Ihrer Hand, aus Ihrem Gute zu machen, was Sie wollen."

Kriebow meinte: glücklicherweise habe er einen tüchtigen und erfahrenen Mann, auf den er sich ganz und gar verlassen könne.

„Es ist und bleibt aber doch ein Fremder, der zwischen Ihnen und Ihrem Gute steht," sagte Klaven. „Seine Tätigkeit gibt schließlich doch den Ausschlag und nicht die Ihre. Ein Verhältnis, das ich nie und nimmer ertragen würde! Mein Ragatzin und ich, wir gehören untrennbar zusammen, und da dürfte mir kein Fremder dazwischen kommen."

Der Grabenhäger war einigermaßen befremdet über diese Auffassung. Nach einiger Zeit meinte er: „Was sagen Sie denn dann zu den Leuten, die ihr Gut verpachten?"

„Wie man das übers Herz bringen kann, verstehe ich einfach nicht. Das kommt mir so vor, als ob jemand seine Braut meistbietend verauktionierte."

Kriebow lachte über die paradoxe Behauptung.

„Dieses Mietlingswesen nimmt ja leider mehr und

mehr überhand. Die Leute empfinden es schon gar nicht mehr als unnatürlich, wenn sie Fremden überlassen, was doch ihr Amt ist! Denn der Grundbesitz ist ein Amt und nicht ein Geschäft, darin liegt's! In früheren Zeiten war man sich auch dessen bewußt; da war man stolz auf sein Amt und hätte es um keinen Preis von einem anderen verwalten lassen. Was hat denn uns, dem niederen Adel, Bedeutung verliehen? Was war denn unsere beste Kraft, besser noch als das Schwert? Unser Anspruch auf ein Lehen, unser Recht, ein Stück heimatlichen Grund und Bodens zu beherrschen. Es gibt gar keinen höheren und edleren Beruf, und darum waren eben die, die ihn ausübten, die Edlen."

„Das war aber im Mittelalter, Herr von Klaven; die Zustände können wir doch jetzt nicht wieder einführen."

„Das Gute und Berechtigte davon hätten wir uns recht gut in unsere Tage hinüberretten können. Ich will nicht die Feudalzeit neu beleben; die ist ein für allemal begraben. Aber wenn wir uns die beste Seite des Lehnsverhältnisses bewahrt hätten: Treue und Pflichtbewußtsein, wie anders würden wir dastehen in der neuen Zeit. Vor allem aber sollten wir das Werk fortführen, an dem unsere Ahnen stark und mächtig geworden sind, wir sollten den Grund und Boden kultivieren, den uns die Väter hinterlassen haben. Mit dem Grundbesitz steht und fällt unser Stand; ohne ihn hat er keinen Sinn. Sind wir erst mal runter von der Scholle, dann sinken wir zurück in die graue Masse, aus der sich unsere Vorfahren erhoben haben."

Klaven stand da vor dem Grabenhäger in seiner ganzen Bärenhaftigkeit seiner Erscheinung und begleitete seine Worte mit kräftigen, charakteristischen

Handbewegungen. Er schien ganz erfüllt von seinem Thema.

„Was haben wir anstatt dessen getan!“ fuhr er fort. „Vor unserem Todfeinde haben wir die Waffen gestreckt, vor dem Kapitalismus. Um was dreht sich denn heutzutage das Interesse der Standesgenossen? Um Geld und wieder um Geld! Das ist das Gift, das unser Blut zersetzt. Beim Tanze um das goldene Kalb geht der Standescharakter verloren, Würde und Ehre werden dreingegeben. Und auch der Grund und Boden ist zu einem Spekulationsartikel geworden. Daß große und vornehme Pflichten im Erdreich vergraben liegen, die man heben soll, wer denkt da jetzt noch dran! So ein Gut wird vererbt und erstanden, gekauft und verkauft, gleich Aktien. Wenn's nur Zinsen abwirft! Man läßt den Grundbesitz arbeiten, wie ein Kapital; selbst will man keinen Finger dabei rühren. Die Pflichtvergessenheit kann ich eben den Leuten nicht verzeihen, daß sie ein ihnen von Gott gegebenes Amt so vernachlässigen.“

Kriebow hatte mit wachsendem Staunen zugehört. Ein merkwürdiger Bursche, dieser Klaven! Er besah sich den Mann etwas näher, wie er da stand, bemüht, sich den Hemdkragen anzuknöpfen, untersetzt, breitschulterig, mit rundem Schädel und blauen, lebhaften Augen, das ganze Gesicht in eine gelbbraune Mähne gehüllt. Der Mensch war wirklich weit von allem Schick entfernt. Kriebow konstatierte mit Schaudern, daß er hohe Stiefeln zu den Fracksachen trug. Die Einrichtung von festen Kragen und Manschetten schien er auch noch nicht zu kennen.

Trotzdem machte der Mann auch diesmal wieder starken Eindruck auf Kriebow. Hinter seinen Worten stand ein ganzer Kerl! —

„Sie beschäftigen sich wohl viel mit dieser Art Fragen — ich meine, wovon wir eben gesprochen haben —, lesen oder schreiben am Ende darüber?"

„Gott bewahre mich! Zum Schreiben hätte ich keinen Augenblick Zeit. Lesen eher noch. Aber wissen Sie, Herr von Kriebow, solche Dinge lernt man nicht aus Büchern; das muß man am eigenen Leibe erfahren. Und meine Schule habe ich durchgemacht, das kann ich wohl sagen!" —

Der Grabenhäger hätte gern noch manches von seinem sonderbaren Nachbar in Erfahrung gebracht, es war aber inzwischen Zeit geworden, zu Tisch zu gehen. Schon war der alte Hanning einmal mahnen gekommen.

Im Salon empfing Kari als einzige Dame. Ihre Schwester, Frau von Rentell, war abgehalten, da zu sein. Wanda erwartete wieder einmal, wie Malte jedem mitteilte, der es hören wollte.

Kari sah gut aus. Sie trug ein dunkles Kleid, mit Brustausschnitt, das die schöne Farbe ihrer Haut und den zarten Ansatz der Büste erblicken ließ. Sie war befangen; Kriebow fühlte deutlich das Zittern ihrer Hand, als er sie begrüßte. Er fand das erklärlich; keine Kleinigkeit für das junge Ding, unter so vielen Nimroden das zarte Geschlecht repräsentieren zu müssen. —

„Zum Schüsseltreiben, meine Herren!" rief Malte. „Jeder suche sich eine Dame aus!" Damit nahm er einen jungen Leutnant unter den Arm. „Und du, Kari, suchst dir einen Herrn! Wer dir am besten gefällt — wie wird's, Kari!"

Verschiedene lachten über die Verwirrung des jungen Mädchens. Kari stand da, wie mit Blut übergossen, wußte nicht, was sie tun solle.

Landrat von Katzenberg benutzte die Gelegenheit, vor sie hin zu treten und ihr mit siegesbewußter Miene seine Verbeugung zu machen. Das Mädchen aber eilte, den Landrat stehenlassend, auf ihren jüngeren Bruder zu, dem sie den Arm gab.

„Bravo!" konnte sich Kriebow nicht enthalten, zu rufen. Wie er diesem arroganten Schlingel, dem Katzenberg, das gönnte! —

Die Tischordnung war ziemlich willkürlich. Malte präsidierte an dem einen Ende der langen Tafel, an dem anderen saß die Tochter des Hauses. Der Landrat hatte es so einzurichten verstanden, daß er doch neben Kari zu sitzen kam.

Die Unterhaltung war laut und ungeniert. Durch das lebhafte Durcheinandersprechen von einigen zwanzig Herren hörte man aber doch immer das Organ des Hausherrn, das alle übertönte. Er erzählte Anekdoten, und nicht von der feinsten Sorte. Dann wieder rief er seiner Tochter über den Tisch weg zu: ihre Nachbarn hätten nichts zu trinken, und sie solle gefälligst für Unterhaltung sorgen da unten.

Erich von Kriebow bedauerte das arme Ding von Grund der Seele. Es war ihr anzusehen, wie sie abwechselnd blaß und rot wurde, daß sie unter der Taktlosigkeit des Vaters schwer litt. Und nun noch diesen Katzenberg zum Nachbar zu haben! — Er hätte den Schlingel ohrfeigen mögen, wie er so dasaß: Monokel im Auge, das junge Mädchen dreist fixierend.

„Neues Kleid! ... Sehr schick! ... Aus Berlin? ... Hat natürlich Frau Mira ausgesucht; sieht man sofort! Nun bekommt man doch mal Ihren Hals zu sehen. . . . . . Das Rotwerden steht Ihnen so gut, gnädiges Fräulein. Das überläuft Sie so vom

Genick unter das Haar. . . . Sehen Sie, jetzt wieder! — —"

Kari war dem Weinen nahe.

Beim Braten erhob sich der Wirt und ernannte Herrn von Katzenberg zum Jagdkönig. Er feierte ihn sodann in seinem Toast als einen Mann, der als Schütze sowohl wie als Landrat stets das Richtige träfe. Und sie hätten auch das Beste getroffen, als sie ihn sich erwählt. Kurz, der Kreis könne sich zu solchem Manne gratulieren. Und nun fehle ihm nur noch eines zur Vollkommenheit, daß er dem Kreise möglichst bald eine junge Frau Landrätin vorstelle. Darauf leere er sein Glas.

John Katzenberg erhob sich sofort zur Erwiderung. Er lehnte zunächst das allzu reich gespendete Lob ab. Den guten Willen habe er, das dürfe er von sich sagen. Und da man „unter sich" sei, wolle er nur soviel bemerken: der Kreis, das seien in allererster Linie die Leute, die er hier um sich sehe, der grundbesitzende Adel, dem seine Familie ja auch angehöre. Sich seines Standes würdig zu erweisen, das sei von jeher sein brennendes Verlangen gewesen.

„Bravo!" schrie Malte dazwischen.

Was nun den väterlichen Wink anbelange, den ihm der liebenswürdige Wirt gegeben, fuhr Katzenberg fort, so werde er sich auch hierin bestreben, die Wünsche des Kreises zu erfüllen, mit der Zeit. Von da einen Übergang zu den Damen zu finden, sei nicht schwer. Er bitte die Herren, mit ihm anzustoßen auf die reizende Tochter des Hauses, die sich heute als eine erfahrene Hausfrau bewährt habe.

Kari tat ihm schon wieder den Gefallen, zu erröten; mit niedergeschlagenen Augen stand sie da und stieß mit

den Herren an, die sich nach diesem Toast lärmend um sie drängten. Malte war vor Entzücken außer sich. „Ein Mordskerl, der Katzenberg!" hörte man ihn rufen. „Der muß in den Landtag! Den schicken wir das nächstemal in den Landtag."

Kriebows Blick war zufälligerweise während Katzenbergs Rede auf Klaven gefallen, der ihm schräg gegenüber saß. Er hatte in den Zügen des Ragatziners einen Ausdruck starken Mißmuts gelesen. Kriebow machte ihm ein Zeichen des Einverständnisses und trank ihm zu.

Die Unterhaltung wurde immer lärmender, die Hitze in dem ziemlich niedrigen Raume war längst unerträglich geworden, der Sekt floß reichlich. Auch draußen mußte es munter zugehen; Erich merkte, daß sein Kutscher Franz, der mit zum Bedienen herangezogen war, in einemfort lächelte. Er kannte seinen Franz; das war ein sicheres Zeichen, daß er zu viel des Guten getan habe. Kriebow überlegte im stillen, daß er wohl also selbst zu fahren haben werde heute nacht, wenn er nicht umgeworfen sein wollte.

Nachdem die süße Speise herumgereicht worden war, rief Malte über den Tisch hinüber: Die Damen könnten sich nun zurückziehen. Kari ließ sich das nicht zweimal sagen; an den Herren, die aufgesprungen waren, vorbei, eilte sie zur Tür und verschwand. „Na, nun kann man doch endlich ein freies Wort sprechen!" sagte der Hausherr.

Die Tischordnung wurde jetzt nicht mehr innegehalten, es bildeten sich Gruppen. Malte verschenkte alten Portwein.

Kriebow stand in der Tür zwischen dem Zimmer des Hausherrn und dem Eßzimmer und betrachtete sich

die Gesellschaft. Ulrich trat zu ihm. Nachdem er erst ein paar nebensächliche Bemerkungen gemacht, denen anzumerken war, daß sie nur die Einleitung sein sollten zu Wichtigerem, sagte er plötzlich, näher zu Kriebow herantretend: „Ein paar Worte nur, Erich! Ich sprach neulich mit dir über unsere Vermögensverhältnisse; ich wollte dich heute nur bitten, was ich dir da mitgeteilt habe, als ganz diskret zu behandeln."

„Das versteht sich doch ganz von selbst, bester Ulrich!" sagte der Grabenhäger, „außerdem hast du mir das schon damals gleich ans Herz gelegt."

„Ja, ich meinte auch nur so — und dann wollte ich dir da noch einiges erklären. Inzwischen hat sich nämlich manches geändert. Mein Vater hat bessere Geschäfte gemacht in der letzten Zeit. Wir sind aus der Klemme heraus. Ich hielt es für meine Pflicht, dir das mitzuteilen, zur Berichtigung, verstehst du!"

„Das ist ja sehr angenehm für dich!" meinte Erich. „Dein alter Herr hat wohl die Remonten gut verkauft?"

„Ja! Er hat die Remonten gut verkauft," erwiderte Ulrich in einer hastigen Weise, die Kriebow stutzen machte. „Es ist überhaupt besser gegangen in der letzten Zeit, in allem. — Er hat sich zu helfen gewußt."

„Nun, da gratuliere ich," sagte der Grabenhäger. „Ich wünschte, ich könnte dasselbe von meinen Finanzen behaupten. Ich werde mir mal das Rezept von deinem Vater verschreiben lassen, wie man das macht."

Im Grunde war Kriebow ungläubig. Es schien zu unwahrscheinlich, daß die schwere Kalamität, in der sich Pantins nach Ulrichs eigenem Geständnis noch eben befunden hatten, durch einen günstigen Pferdeverkauf

gehoben sein sollte. Also war es doch wohl wahr, was die Leute lauter und lauter behaupteten: Malte hatte dem Kommerzienrat Groß-Podar billig verschafft und war für seine Bemühungen bei dem Handel entschädigt worden. Der Grabenhäger war diesem Gerücht bisher, wo er ihm begegnet, energisch entgegengetreten, aus Freundschaft zum Langendammer Hause; er hatte so etwas nicht von Malte glauben wollen.

Aber die Indizien dafür mehrten sich. Maltes übereifriges Eintreten für John Katzenbergs Landratskandidatur war schon verdächtig gewesen, dazu die auffällige Protektion, welche die sonst so exklusive Mira dieser Familie angedeihen ließ, und nun Ulrichs eigentümliches und widerspruchsvolles Verhalten. — Wozu mußte er denn ihm das erzählen? Kriebow hatte ihn doch gar nicht gefragt nach seiner und seines Vaters Vermögenslage. Offenbar fürchtete Ulrich, daß die Welt bereits etwas argwöhne und wollte sich darum in den Augen des Freundes reinwaschen; doch war er zu wenig abgebrüht, um mit dreister Stirn zu lügen. Seine Befangenheit verriet ihn.

Der alte Portwein war ausgetrunken; der Hausherr forderte auf, nun zum Kaffee in den Salon zu gehen.

Während er als Letzter durch die Tür schritt, packte Malte seinen Sohn Ulrich am Arm und lallte ihm weinselig ins Ohr: „Du, John Katzenberg will die Kari doch! Hast du aufgepaßt, wie verliebt er das Mädel in einemfort anguckt?"

„Wo ist denn Kari?" fragte Ulrich, sich im Zimmer umsehend. „Sollte die nicht Mokka einschenken hier?"

„Natürlich soll sie Mokka einschenken! — Wo steckt denn das dumme Mädel?"

Kaffeezeug und Liköre standen auf dem Tische, aber Kari, die hier hatte kredenzen sollen, fehlte.

Das junge Mädchen war von Tisch weg nach ihrem Zimmer geeilt. Hier ließ sie den lange genug tapfer bekämpften Tränen freien Lauf.

Dann riß sie sich das neue Kleid herunter; es konnte ihr gar nicht schnell genug damit gehen. Sie haßte dieses Kleid jetzt, über das sie sich erst doch gefreut hatte.

Zu furchtbar war es, sich so etwas gefallen lassen zu müssen! — Wie er sie angeblickt hatte! — Zum ersten Male hatte sie bemerkt, wie garstig seine Augen waren. Bis dahin hatte sie gar nicht gewußt, daß es solche Blicke gebe. Es war ihr zumute gewesen, als entblöße er sie mit seinem Anstarren.

Die Scham, bis dahin schlummernd, war auf einmal mit elementarer Kraft zum wachen Bewußtsein durchgebrochen in dem jungen Mädchen und damit die Erkenntnis, daß sie in Gefahr sei und daß sie sich verteidigen müsse.

Sie hätte es nicht auszudrücken vermocht; aber sie hatte das instinktive Gefühl, daß es sich hier um etwas Großes und Wichtiges für sie handle.

Niemand weit und breit, der sie hätte beraten können, der ihr hätte helfen wollen! Ihr eigener Vater war in diesem Kampfe ihr Gegner. Sie fühlte, daß sie tausendmal im Rechte sei. Ihre gute Mutter, wäre sie nur am Leben, hätte gewiß nicht zugelassen, daß ihr Kind so behandelt werde.

In die Herrengesellschaft wollte sie nicht wieder zurück heut abend, um keinen Preis!

Kari legte ein einfaches bis an den Hals schließendes Hauskleid an, dann wischte sie sich die Spuren ihrer Tränen aus dem Gesicht und begab sich nach den

Wirtschaftsräumen. In Küche und Vorratskammer gab es ja heut genug nachzusehen und anzuordnen. Sie band sich eine Küchenschürze vor und begann mit der Köchin die Speisereester wegzuräumen. Diese nüchterne Beschäftigung tat ihr gerade wohl.

Während sie noch darüber war, kam ihr jüngerer Bruder in die Küche gesprungen. „Kari, wo bist du denn? Der Vater sucht dich."

Sie trat mit ihm hinaus auf den Gang, damit die Leute nichts hören sollten.

„Der Alte ist fuchswild!" erklärte der Leutnant, der sich Mühe gab, stramm zu stehen, denn er fühlte selbst, daß er nicht mehr ganz nüchtern sei. „Ich wollte dir's nur sagen, Kari! Damit er dir nichts tut. Du sollst nämlich Mokka einschenken, mein Kind. Er fluchte und sagte: ich solle dich heranschleifen. Weißt du, ich glaube nämlich, er ist auch etwas tipsy."

„Lieber Dietrich!" sagte sie und legte ihrem Lieblingsbruder die Hand beschwichtigend auf den Arm. „Laß mich hier! Ich will nicht wieder zurück zu euch."

„Sei doch kein Frosch, Kari! Es ist doch so nett heute. Komm mit, Kind!"

„Nein, nein, ich kann nicht! Ich will dir's ein andermal sagen: weshalb! — Ich gehe jetzt auf mein Zimmer."

„Da wird aber der Alte toll vor Wut. — Du, Kari, ich werde ihm sagen, du bist krank geworden. Gute Idee — was?" . . . . . .

Und dabei blieb es; Kari kam nicht wieder zum Vorschein an diesem Abend. Malte war wütend, als ihm sein Jüngster die Nachricht brachte, sie sei nicht wohl und habe sich zurückgezogen. Er sprach davon, sie mit der Reitpeitsche heranholen zu wollen, ließ es aber bleiben.

Erich von Kriebow hatte beschlossen, sich heute nicht zum Jeu fangen zu lassen. Das ganze Treiben hier war ihm widerlich geworden. In einer Ecke saß schon eine Partie zusammen.

„Mein Schlitten soll vorfahren!" sagte Kriebow zum alten Hanning.

„Meiner auch!" rief Klaven dem Diener nach.

Malte schimpfte: das wären ihm traurige Nachbarn: Spielverderber, Muttersöhnchen, Pantoffelhelden. Hätten Angst vor den Frauen. Die Damen würden wohl mal eine Nacht allein schlafen können . . . .

Er hätte noch mehr gesagt; Ulrich und Major von Rentell beschwichtigten den Angetrunkenen und baten die beiden Herren für ihn um Entschuldigung.

Kriebow und der Ragatziner gingen noch einmal auf ihr Zimmer, sich umkleiden. Die Nacht war kalt, man konnte die Jagdsachen vertragen für die Rückfahrt.

„Hierher komme ich nicht wieder, soviel weiß ich!" sagte Klaven, seinen Koffer abschließend.

„Ich war früher gern in Langendamm," meinte Kriebow. „Aber seitdem hat sich viel verändert. Schade!" —

„Das Herz könnte einem vor die Füße fallen, wenn man solche Entwürdigung sieht. Wenn das adelige Holz so kernfaul wird, dann ist es kein Wunder, wenn Schmarotzer wie die Katzenbergs groß werden. Pfui Teufel!"

Erich sah sich Klaven von der Seite an; wußte denn der etwa auch schon, was sich hier abspielte?

„Leben Sie wohl, Herr von Kriebow! Und gut nach Haus!"

Damit reichte man sich die Hand zum Abschied.

„Gut nach Haus!"

XVII.

Während Erich der Aufforderung zur Jagd nach Langendamm gefolgt war, hatte sich Klara zu ihrer Freundin, der Pastorin, begeben.

Pastor Grützinger war in Berufstätigkeit außer dem Hause. Die Frauen hatten wichtige Dinge vor: die Kindergarderobe wurde einer gründlichen Durchsicht unterworfen. Es war unglaublich, was die wilden Jungens abrissen. Man stand vor einer schwierigen Aufgabe; es war nämlich in dieser Familie eingeführt, daß die Kleinen immer in die Sachen der Großen zu schlüpfen hatten. Der Älteste aber genoß die Ehre, hin und wieder einen abgelegten Rock von seinem Vater zu erhalten.

So wanderten solche Familienstücke die ganze Reihe durch, bis sie schließlich bei dem jüngsten Gliede in ziemlich fadenscheinigem Zustande anlangten. Da hieß es denn mit Flicken und Stopfen immer wieder nachhelfen. Nicht immer stimmten die eingesetzten Stücke zu Farbe und Muster des schadhaften Kleides; die Frau Pastorin hatte in dieser Beziehung ein weites Gewissen. So kam es, daß die Grabenhäger Pastorsjungen mit den Zicklein, Kälbern und Kätzchen an Buntscheckigkeit wetteiferten.

Die rosige Frau Pastorin hatte im Bewußtsein dessen, daß kein Mensch sie heute stören könne, einen ganzen Wäschkorb voll der kindlichen Garderobe vor der Gutsherrin ausgebreitet; man stand vor der Frage, ob ein Röckchen, aus dem Curt herausgewachsen war, nunmehr an Eberhard übergehen solle, der ihm im Alter der Nächste war und somit nach der Grützingerschen Kleiderordnung ein wohlerworbenes Recht auf dieses

Kleidungsstück hatte; oder sollte man sich kühn über das bisher Übliche hinwegsetzen, das Stück zertrennen und damit gleich zwei Kinder, Karlchen und Heini, die dessen erst recht bedürftig waren, damit bekleiden. Das erste schien das Gerechtere, das andere das Praktischere.

Unter Lachen und Scherzen, die das Salz abgaben zu der Nüchternheit der Angelegenheit, wurde die Frage zwischen den beiden Hausfrauen erwogen. Klara überlegte bereits, ob sie die Schwierigkeit nicht dadurch lösen solle, daß sie um die Erlaubnis bitte, die beiden Kleinen mit neuen Kleidchen beschenken zu dürfen. Eben wollte sie diese Frage stellen, als an die Tür geklopft wurde.

Die Pastorin rief „Herein!" halb unwillig. Wer störte sie denn hier bei so intimer Beschäftigung? —

Ein halbwüchsiger Knabe erschien auf der Schwelle, atemlos, mit erhitztem Gesicht. Ob der Herr Pastor zu Haus sei, fragte er.

Klara freute sich über die frischen, offenen Gesichtszüge des Knaben, über seine hellen, strahlenden Augen. War der aus dem Dorfe? Ein solches Gesicht wäre ihr doch aufgefallen unter der Dorfjugend! —

Sie wollte sich an die Pastorin wenden um Auskunft, da fiel ihr eine merkwürdige Veränderung auf an ihrer Freundin: die Pastorin war blaß geworden, schien bestürzt und verwirrt. Die kleine Frau, die sonst alles von der heiteren Seite zu nehmen pflegte, blickte auf einmal furchtbar ernst drein.

Klara sah sie befremdet an; was hatte sie denn?

Die Pastorin gab dem Knaben einen verstohlenen Wink, als wolle sie ihm bedeuten, sich zu entfernen.

Aber das Kind verstand sie nicht; es trat erst recht weiter in die Stube hinein.

Dem Großvater gehe es schlecht, berichtete der

Junge. Der Arzt sage: er werde heut abend nicht mehr leben. Da habe die Großmutter zu ihm gesagt, er solle, was er könne, nach dem Pfarrhause laufen; der Herr Pastor möchte doch nach dem Schulzengute kommen.

Nun wußte Klara, wer der Knabe sei.

Sie wurde abwechselnd blaß und rot, mußte sich setzen. Überwältigend waren die Gefühle, die ihr beim Anblick dieses Kindergesichtes kamen.

Seine Augen! sein Haar! Seine Haltung, wie er jetzt so dastand! —

Sie mußte nur immer dieses Gesicht anblicken, wie gebannt. Sie hätte ihn bitten mögen, daß er zu ihr komme, seine Hände zu fassen, ihm ganz nahe in die Augen zu blicken, zu sehen, ob es denn wirklich sein konnte! — Er, wie sie ihn sich vielmal vorgestellt hatte als Kind. Und nun stand er hier vor ihr, so frei und lebensfroh, mit offenem ehrlichen Blick, gar nichts davon ahnend, was er angerichtet, unbewußt all des Kummers, den er gebracht, herzgewinnend in seiner Unschuld.

Die Pastorin hatte inzwischen dem kleinen Boten Bescheid gegeben: der Herr Pastor sei in Groß-Podar beim Lehrer; dort solle er mal schnell hinlaufen.

Hans machte kehrt und eilte fort.

Besorgt kam die Pastorin auf die Gutsherrin zugelaufen. Die saß da und blickte starr nach der Tür, durch die der Junge verschwunden war.

Kein Wort wurde über das Erlebte gewechselt zwischen den Frauen. Gesenkten Hauptes, die Augen voll Tränen, packte die lustige Frau Pastorin die Kleidchen und Flicken und Läppchen zusammen, die noch auf dem Tische ausgebreitet lagen. Hier konnte sie keinen Trost geben, hier wäre jedes Wort zu viel gewesen.

Nach einiger Zeit erhob sich Klara; sie hatte ihre Schwäche überwunden. Sie drückte nur der Freundin die Hand und ging dann.

Die Pastorin sah ihr nach durch das Fenster. Jetzt mußte sie in den Park einbiegen, wenn sie zum Herrenhaus wollte. — Nein doch, sie schlug den anderen Weg ein, den übers Feld. Wo wollte sie denn hin? Dort waren doch gar keine Katen. War es möglich! Wollte Frau von Kriebow nach dem Schulzengute? —

* *
*

Klara war, nachdem sie den Entschluß gefaßt hatte, ganz ruhig geworden. Es war gut, daß es so gekommen, daß der Knabe sie an ihre Pflicht gemahnt hatte. Nun gab es kein Ausweichen mehr. Es war ja nur ängstliche Scheu gewesen, die sie abgehalten hatte, den längst geplanten Gang nach dem Schulzengute endlich auszuführen. Wozu jetzt noch sich schämen! Niemand konnte ihre Absicht mißverstehen; an ein Sterbelager drängte man sich nicht. Sie hatte dort etwas zu suchen, etwas Großes, Notwendiges. Die Leute mußten das verstehen! —

Sie beschleunigte ihre Schritte, denn sie hatte jetzt nur noch eine Sorge: zu spät zu kommen. Sie mußte diesen Mann noch am Leben finden; starb er unversöhnt, dann traf sie der Vorwurf doppelt schwer, so lange gesäumt zu haben. Sie lief beinahe.

Bald war das einzeln liegende Gehöft erreicht. Klara durchschritt den Hof ohne Aufenthalt und trat in das Haus. Nach kurzem Besinnen klopfte sie an die erste beste Tür.

Von drinnen hörte sie gedämpfte Stimmen. Dann öffnete sich die Tür; ein junger Mann, etwa im Alter

von Erich, trat hervor. Er stutzte, eine ihm fremde Dame vor sich zu sehen. Als Klara sagte, wer sie sei, wurde er sichtlich verwirrt und meinte, er wolle die Mutter rufen.

Klara, der nun erst wieder das Ungewöhnliche ihres Unternehmens klar geworden war, stand im Hausflur, klopfenden Herzens. Im Zimmer hörte man jetzt erregtes Flüstern; sie berieten offenbar da drinnen, wie sie sich verhalten sollten. Endlich tat sich die Tür abermals auf, die alte Bäuerin erschien.

Frau Tuleveit machte einen tiefen Knicks vor der Gutsherrin und bat, Frau von Kriebow möge doch eintreten. Klara folgte der Aufforderung. Im Wohnzimmer waren eine Anzahl Menschen versammelt: Erwachsene und Kinder. Die Hausfrau hielt es selbst in dieser Stunde für nötig, zu zeigen, daß sie Lebensart besitze; sie stellte vor, jedes einzelne Mitglied ihrer Familie mit Namen nennend. Es waren da die beiden Söhne und Frau und Kinder des Ältesten.

Die feierlichen Mienen der Leute und die gedämpften Stimmen deuteten an, daß der Tod über dem Hause schwebe.

Klara fragte, wie es stehe. Es gehe zu Ende, erklärte die Hausfrau; dann gab sie ihrem Karl einen Wink, der gnädigen Frau einen Stuhl heranzubringen. Klara dankte. Die Anwesenheit dieser Männer und Frauen, die neugierigen Blicke der Kinder brachten sie wieder ganz in Verwirrung. Vor so vielen Ohren konnte sie doch gar nicht sagen, was sie auf dem Herzen hatte.

Die alte Frau mochte ahnen, daß es etwas Außerordentliches sein müsse, was die Gutsherrin zu dieser Stunde hierhergeführt habe. Sie sagte etwas halblaut

zu den Ihren, worauf die Leute aus dem Zimmer gingen, die Mutter mit Frau von Kriebow alleinlassend.

Sowie sie sich von Zuschauern befreit sah, eilte Klara auf die alte Frau zu, ergriff ihre Hände und brachte mit bebender Stimme ihr Anliegen vor.

Es bedurfte nur weniger Worte, und Mutter Tuleveit begriff, was die junge Frau wollte. Sie drückte Klaras Hände und streichelte sie zärtlich. „Das ist schön von Ihnen, Frau von Kriebow, das ist schön! — Aber, Sie zittern ja! Lassen Sie man! Haben Sie nur keine Bange! 's ist ja alles längst gut. Ich habe dem Herrn von Kriebow vergeben. Nur der Alte, der konnte nicht vergessen und wollte auch nicht. Aber der liebe Gott wird ihm das Herz schon weich machen. Er hat immer einen harten Kopf gehabt; aber heute, da ist er so still und ergeben. Kommen Sie man ruhig, Frau von Kriebow; wir wollen sehen!"

Das klang ja ermutigend. Klara folgte der alten Frau, die eifrig redend vor ihr her ging, ins Sterbezimmer.

Hier lag Jochen Tuleveit in seinem Bette, lang ausgestreckt, das Haupt durch untergeschobene Kissen aufgerichtet, die Hände vor sich auf der Bettdecke, mit geschlossenen Augen. Die Wangen waren eingefallen, die Nase hatte bereits eine spitze Form angenommen.

Klara erschrak. Hatte man es denn hier noch mit einem Lebenden zu tun? — „So liegt er schon den ganzen Morgen," sagte die alte Frau. „Ehe der Herr Pastor nicht dagewesen ist, stirbt er nicht, er will nicht ohne die letzte Speisung hinfahren. — Nicht wahr, Vadding?" Damit rückte sie ihm die Kissen zurecht.

„Ach, wenn er bloß hier bleiben wollte, oder ich könnte mit ihm gehen!" Sie wischte sich mit dem Rücken

der Hand über die Augen. Aber mehr Rechte räumte sie dem Kummer nicht ein. „Ich werde ihm etwas von den Tropfen geben," bemerkte sie zu Klara. „Damit er erst wieder en bißchen zu Kräften kommt."

Während sie noch die Medizin in ein Wasserglas tröpfelte, öffnete der Kranke die Augen; dann strich er mit der mageren Hand über die Decke, ein-, zweimal.

„Sehen Sie, sehen Sie! Er pflückt schon am Bettlaken!" flüsterte die Alte mit scheuer Miene. Dann gab es eine Pause; sie konnte sich nun doch nicht entschließen, ihn zu stören.

„Jetzt liegt er so still und friedlich; aber in der Nacht, da hätten Sie ihn sehen müssen. O Gott, ist das Sterben doch schwer! Was so einem da alles durch den Sinn geht. Mit dem seligen Herrn Landesdirektor hat er sich unterhalten, als ob der bei ihm wäre, hier im Zimmer. ‚Ik lat min Hof nich!' und wieder: ‚ik lat min Schulzengod nich!' und so immer wilder, immer wilder! Und dann war es wieder, als ob er mit Ihrem Herrn Gemahl spräche. So ist es gegangen in einemfort! Die ganzen alten Geschichten hat er nochmal durchgemacht. Aber heut früh ist er ganz still geworden. Dann sind die Kinder gekommen aus der Stadt; da hat er nochmal mit allen gesprochen und von allen Abschied genommen. Und vorhin hat er nach dem Herrn Pastor verlangt."

Sie beugte sich über ihn. „Vadding," sagte sie und strich ihm mit der Hand über das kahle Haupt. „Vadding. Sü man, wie hebben Besäuk. Nu wunner di man: wen! Dat hest du di all din Levdag nich drömen laten, Jochen!"

Sie machte Klara ein Zeichen, ein wenig vorzutreten, damit er sie, ohne den Kopf wenden zu müssen, sehen könne.

Jochen Tuleveit richtete den Blick auf Klara. Er schien sie nicht zu erkennen. „Mudding!“ sagte er mit kaum vernehmbarer Stimme. „Wen ist dor?“

„Dat ’s Fru von Kriebow, von ’n Rittergod, Herrn Erich von Kriebow, sien. Se will seen, wuer dat mit di steit. Is dat nu nich ne grote Ihr? Na, gew er drist de Hand, Jochen!“

Der Alte öffnete die Augen groß. Es war etwas wie Leben in seine starren Züge gekommen, sobald er den Namen vernommen. Er arbeitete unruhig mit den Händen, setzte mehr als einmal zum Sprechen an. Dann sagte er langsam, mit Anstrengung, aber vernehmlich: „Ne, Mudding, ik will nich! — Se sälen mi taufreden laten, de — de — Kriebows!“ . . .

Damit wandte er sich ab, der Wand zu.

Mutter Tuleveit wollte ihm noch weiter zureden: „Vadding, sü man! dor is doch nu all Gras öwer wussen. Eenmal möt de Minsch doch vergeten. Wi sünd Christenlüd, un Christen sälen äberall vergewen; so steit et ok in de Bibel.“

Jochen gab durch kein Zeichen zu erkennen, daß er höre. Klara bat selbst, sie möge ihn nicht länger quälen. Sie wollte gehen. Was blieb ihr denn noch anderes übrig!

Mutter Tuleveit hatte noch einen Vorschlag: vielleicht wenn der Herr Pastor käme, würde es ihm gelingen, Jochen umzustimmen.

Aber Klara wollte davon nichts wissen. Der Gedanke war ihr zuwider. Nein! Wenn die Verzeihung nicht von Herzen kam, als eigenster freier Entschluß, was konnte sie ihr dann bedeuten? Was fruchtete sie dann für Erich? —

Sie verließ das Zimmer. Mutter Tuleveit folgte

ihr. Sie glaubte wohl, die Gutsherrin sei beleidigt, und suchte das Verhalten des Sterbenden zu entschuldigen, so gut sie es wußte: „Er ist sonst so ein guter Mann, er hat ein Gemüt wie ein Kind, Sie können mir's glauben, Frau von Kriebow! Aber das damals mit Greten ist ihm zu tief gegangen. Das Mädchen hat er so lieb gehabt, mehr als mich und die anderen Kinder zusammen. Darum sitzt ihm das so tief."

Der jungen Frau aber klangen noch die Worte des Sterbenden in den Ohren. Jochen Tuleveit wollte in Frieden gelassen sein; er wollte nichts von ihr und von Erich und von der verhaßten Sippe der Kriebows sehen und hören in seiner Sterbestunde. — Das war niederschmetternd; es hatte sie tief getroffen in ihrem Stolze. Aber durfte sie beleidigt sein? —

XVIII.

Jochen Tuleveit starb in der Nacht darauf. Das Abendmahl hatte er noch genossen. Von diesem Augenblicke ab gab er kein Zeichen der Teilnahme mehr zu erkennen, was auch immer um ihn her vorging. Er hatte seine Rechnung abgeschlossen. Gegen Morgen, als Mutter Tuleveit ihm das zur Seite gesunkene Haupt aufrichten wollte, merkte sie, daß der Körper kalt war.

In den letzten Tagen vor seinem Ende hatte die Versöhnung mit dem ältesten Sohne, Karl, stattgefunden.

Wunderlich genug war das zugegangen: Jochen pflegte ehedem nicht vom Sterben zu reden, er sprach auch nicht mit seiner Frau über das, was nach seinem Tode einmal werden solle. Wie so viele Landleute hegte er den Glauben, daß man den Tod herbeilocke, wenn man ein Testament mache. Was aber sollte aus

dem Schulzengute werden, wenn er plötzlich die Augen zumachte? Man wagte es nicht, dem Vater diese Frage vorzulegen.

Kam da eines Tages Isidor Feige aus der Stadt und erkundigte sich nach dem Preise, für welchen Herrn Tuleveit seine Besitzung feil sei. Er habe, so behauptete Feige, einen jungen Ökonomen an der Hand, für den er ein Grundstück gerade in dieser Größe suche.

Das hatte bei Jochen die Stelle berührt, wo er am empfindlichsten war. Zeit seines Lebens hatte er sich ja gegen die Erwerbsgelüste seiner mächtigen Nachbarn, der Großgrundbesitzer, wehren müssen; und so waren schon seine Vorfahren stets auf dem Posten gewesen. Auch noch anderes Schmerzliche war ihm von jener Seite zugefügt worden. All diese Wunden wurden mit einem Male von neuem aufgerissen.

Feiges Versuche, den Alten zum Verkauf zu überreden, scheiterten also; aber einen ganz anderen Erfolg hatten sie: Jochen war zur rechten Zeit daran erinnert worden, welche Gefahr seinem Besitztum drohte, wenn er nicht mehr sein würde. Schon sah er im Geiste seine Felder aufgehen in der Rittergutsflur, seinen Hof ein Vorwerk werden von Grabenhagen, auf seinem Eigen den verhaßten Nachbar schalten und walten.

Diese Aussicht spannte die Energie des alten Mannes noch einmal zur Betätigung an. Es geschah, was niemand gedacht, er bot selbst die Hand zur Versöhnung mit seinem Ältesten. Familienrat wurde gehalten. Man legte sich gegenseitig seine Verhältnisse dar mit aller Offenheit.

Da stellte es sich denn nun freilich heraus, daß vieles verfehlt worden war früher und daß man sich in den Jahren der Entzweiung schweren Schaden zugefügt

hatte. Karl war in pekuniäre Abhängigkeit geraten von dem Händler Feige; seine Schuld war so bedeutend, daß nur an eine allmähliche Tilgung gedacht werden konnte.

Der zukünftige Schulzengutsbesitzer kam in keine leichte Lage; er konnte nur bestehen, wenn die anderen Erben Entsagung übten, ihm den Hof unter besonders günstigen Bedingungen ließen. Mutter Tuleveit und Otto erklärten sich zu jedem Opfer bereit, und von Greten erhoffte man dasselbe.

So hatte Jochen sein Haus bestellt. Es war ihm vergönnt, in letzter Stunde noch seine Familie in Frieden um sich zu versammeln. Nur Grete fehlte; von ihr, die einstmals sein Liebling gewesen, hatte er nicht Abschied nehmen dürfen.

Die Beerdigung sollte auf dem Grabenhäger Gottesacker stattfinden. Dem Schulzengute gehörte dort eine Erbbegräbnisstelle. Es würde voraussichtlich ein stattliches Leichenbegängnis werden. Jochen Tuleveit war geachtet gewesen weit und breit. Mit ihm ging eine ehrwürdige Persönlichkeit dahin, die als eine Art Wahrzeichen betrachtet worden war der Gegend.

Pastor Grützinger hatte den Gemeindekirchenrat aufgefordert, in Gesamtheit an der Leichenfeier ihres verstorbenen Mitgliedes teilzunehmen. Auch an Erich von Kriebow, als den Patron, war diese Aufforderung ergangen.

Kriebow lehnte ab. Es war ja unmöglich; sein Selbstgefühl ebenso wie die Rücksicht auf die Tuleveitsche Familie verboten es ihm, an den Sarg dieses Mannes zu treten, mit dem er in unausgeglichenem Zerwürfnis gelebt hatte.

Es war ein unbehaglicher Tag für Erich. Von

früh an schon trieb es ihn von einer Beschäftigung zur anderen. Den wahren Grund seiner Unruhe wollte er sich selbst nicht eingestehen.

Klara sah, daß er sich quälte; sie ahnte, was der Anlaß sei. Aber zu helfen war ihm nicht; das mußte ertragen werden!

In der Gutswirtschaft war heute mitten in der Woche eine Art von Feiertrag. Die Leute hatten Urlaub erbeten, um an dem Begräbnis teilzunehmen. Heilmann behauptete, das sei weiter nichts als Oppositionslust; die Leute wüßten ganz gut, wie der Verstorbene zur Herrschaft gestanden habe. Der Inspektor schlug vor, die Arbeiter nicht zum Begräbnis gehen zu lassen. Ein Vorschlag, auf den der Grabenhäger natürlich nicht einging.

Peinlich war es ihm aber doch, seine Leute dort zu wissen. Was würde da alles aufgewärmt werden. Sollte sich der Pastor die Gelegenheit entgehen lassen, sein Mütchen an ihm zu kühlen? Die Grabrede gab ihm ja die beste Handhabe dazu. All die alten Geschichten würden wieder hervorgezerrt und mit Wonne kolportiert werden.

Um allen unangenehmen Eindrücken und Erwägungen zu entgehen, beschloß Kriebow einen Ausritt, dem frisch gefallenen Schnee zum Trotze.

Als er nach dem Stall hinüberging, sah er vor dem Inspektorhause einen elegant gekleideten Herrn in Unterhaltung mit Heilmann. Der Fremde, in Zylinder und Gehpelz, kehrte ihm den Rücken zu; aber an der Manier, beim Sprechen die Schultern hochzuziehen, und an den lebhaften Handbewegungen erkannte er sofort: Isidor Feige!

Was wollte der Kerl hier? Kriebow sah im Hofe

einen Schlitten stehen ohne Pferde; ein fremder Kutscher lungerte dort umher. Feige hatte also die Pferde in seinen Stall gezogen! — Kriebow verdroß die Unverfrorenheit; er wollte es auch Heilmann sagen, daß hier keine Ausspannung sei für Feige und Konsorten.

Der Grabenhäger war schon zu Pferde gestiegen, als der Bankier sich ihm mit abgezogenem Hute näherte. Er sei aus einem äußerst traurigen Anlasse hier, sagte er mit Leichenbittermiene: der Tod des „braven, alten Herrn Tuleveit". Aber schließlich, er sei alt und leidend gewesen, und man müsse es als „eine Erlösung" betrachten.

Dann sprach er von den nahen Beziehungen, die er zu dem Verewigten gehabt, und von seinen Geschäftsverbindungen mit dem Sohne. Er habe es sich nicht nehmen lassen wollen, seinem alten Freunde, diesem „herrlichen, wackeren Manne", die letzte Ehre zu erweisen.

Das brachte er in salbungsvoll wehmütigem Tone vor, ohne sich dabei die Mühe zu geben, ein arrogantes Lächeln zu unterdrücken, das vertraulich versichern zu wollen schien: Wir beide verstehen uns ja!

Dem Grabenhäger war solche Vertraulichkeit unangenehmer denn je. Das hatte ihm heute gerade noch gefehlt! —

Jetzt, wo er Isidor in die schlauen Augen geblickt, wußte er, weshalb der hier war. Da drüben die Tuleveitsche Erbschaft, das und nichts anderes hatte ihn herausgelockt.

Der Grabenhäger grüßte kurz und ritt an, aber Feige kam mit. „Auf ein Wort, Herr Baron! Unser gemeinsames Geschäft — Sie wissen, wovon ich rede — ist durch den Tod des Herrn Tuleveit in ein neues Stadium gerückt. Nun wird man endlich einmal erfahren,

was der Mann eigentlich besessen hat. Wenn der Ochse geschlachtet ist, sieht man, wieviel Fett er gehabt hat.“ Dazu grinste Isidor Feige verständnisvoll.

Wovon er eigentlich rede? fragte Kriebow von oben herab.

„Aber verehrtester Herr Baron! Sie haben mir doch damals selbst Auftrag gegeben, im Hotel zum Elefanten. Sollten Sie sich nicht mehr entsinnen?“ —

„Ja, leider habe ich mich damals durch Sie beschwatzen lassen. Es hat mich längst gereut! Ich nehme den Auftrag zurück.“

„Herr Baron! Die Gelegenheit ist günstiger denn je. Wir halten ja nunmehr alle Trümpfe in der Hand. Die Verhältnisse der Familie Tuleveit sind gar nicht günstig, wie ich Ihnen im Vertrauen mitteilen kann.“

„Lassen Sie mich gefälligst aus dem Spiele, Herr Feige!“

„Ich verstehe! Der Herr Baron wollen persönlich mit der Sache nicht in Berührung kommen. Ist auch gar nicht nötig! Ich übernehme die Ausführung. Ich garantiere dafür, daß nichts Kompromittierendes vorkommen wird. Das Geschäft wird in völlig loyaler Form gemacht. Es ist ein hochanständiges Geschäft; der Herr Baron haben nicht das geringste zu befürchten.“

Hier unterbrach ihn Kriebow; er war dunkelrot vor Unmut. „Und ich sage Ihnen, daß ich mit solchen zweideutigen Geschichten nichts gemein habe. Ein für allemal erkläre ich Ihnen, daß ich mit Ihnen überhaupt nichts mehr zu tun haben will. Ich hoffe, ich bin verstanden!“

Damit ritt er von dannen.

Isidor Feige blieb in ärgerlicher Stimmung zurück. Beinahe hätte er sich beleidigt gefühlt.

Er kannte die Junker und ihre Art. Sie waren hochfahrend und wetterwendisch. Schon auf der Schule hatten sie ihn malträtiert und dabei doch, wenn sie in Geldnot waren, angeborgt. Schlechte Geschäftsleute waren sie alle, auch der hier! Neulich hatte er dem Menschen die Sache klar zu machen versucht; da schien er auch seinen Vorteil glücklich kapiert zu haben, und heute war alles wieder anders.

Aber es war noch nicht aller Tage Abend! Herr von Kriebow hatte einen Inspektor, der war ein Mann von praktischem Sinn und verständnisvoll. Es würde ja hier wohl auch so sein wie bei den meisten dieser Herren: trotz ihres Hochmuts und ihrer Einbildung hatten ihre Inspektoren sie in der Tasche. —

Der Grabenhäger aber war mit sich zufrieden. Er hatte seinem Herzen Luft gemacht; das tat wohl. Die Anfrischung konnte er an diesem schwülen Tage gebrauchen.

* * *

Nachdem Erich ausgeritten, war Klara in den Park gegangen. Auch sie hatte das Bedürfnis gefühlt: hinaus ins Freie! Seine trübe Stimmung hatte sie angesteckt.

Es sah unwirtlich aus im Park um diese Jahreszeit; die Wege waren verschneit, die Zweige entlaubt, durch die leeren Baumkronen blickte ein nüchterner Himmel auf eine kahle Landschaft herab. Es schien unmöglich, daß jemals der Frühling wieder mit saftiger Blätterfülle diese düsteren Baumgerippe bekleiden könne. Hoffnungslos war die Sommerpracht unter Schnee und Eis begraben.

Jetzt begannen drüben vom kleinen Kirchlein die Glocken anzuschlagen. Klara kannte schon den harten, dünnen Ton; es war das Sterbeglöckchen.

Das Begräbnis! Über die verschneiten Felder sah sie jetzt den schwarzen Zug herankommen, vom Schulzengute her auf den Park zu, der den Kirchhof von drei Seiten umschlossen hielt. Melancholisch zitterte das „Befiehl du deine Wege“ durch die Winterluft.

Unwillkürlich die Hände faltend, blieb Klara an der verwilderten Weißdornhecke stehen, die Park und Kirchhof schied. Der Alte, den sie hier begruben, hatte sie zwar von seinem Sterbelager gewiesen; daß sie für ihn betete, konnte er nicht verhindern.

Immer näher kam der Gesang. Vor ihr lag der Friedhof mit seinen verschneiten Hügeln, jedes Kreuzlein hatte eine weiße Mütze auf. Das Lied war zu Ende; man hörte das Stapfen der Leute hinter der Mauer. Jetzt schwenkte die Spitze des Zuges durch die Kirchhofspforte ein.

Das ganze Dorf war dabei; Klara erkannte viele Gesichter. Wie fremd die Leute sich ausnahmen, die man in Arbeitskleidung zu sehen gewohnt war, in ihren schwarzen Röcken und hohen Hüten! — Die Träger ließen den Sarg neben der offenen Grube nieder. Etwas abseits stellte sich der alte Klinguth auf mit der Schuljugend und verteilte Blätter zum Absingen einer Trauerarie.

Dort jene Gruppe: die Anverwandten. Da standen die beiden Söhne, aufrechte, kraftvolle Gestalten, zwischen ihnen die gebeugte Greisin: Mutter Tuleveit. Und dort das frische Kindergesicht. — Wieder durchzuckte Klara ein jäher Schreck, als sie des Knaben ansichtig wurde. Sie wollte sich abwenden, aber mit geheimnisvoller Gewalt zog es sie, dorthin zu blicken. Jetzt durfte sie sich einmal ganz in dieses Kindes Angesicht versenken.

O, wenn man solch ein Kind hätte haben können! — Es schwindelte Klara bei dem Gedanken; sie mußte sich anlehnen, weil ihr urplötzlich zumute war, als schwanke der Boden unter ihr. Schon neulich, als sie den Knaben zum ersten Male gesehen, hatte dieser rätselhafte Schreck sie gepackt. Mit elementarer Gewalt war das über sie gekommen, ein wehes, banges Gefühl, das ihre ganze Natur in den geheimsten Tiefen erfaßte.

Im Innersten hatte sie solche Wünsche bisher verschlossen gehalten, verborgen von profanen Blicken. Sie wußte ja: Erich wünschte sich nichts brennender als einen Erben seines Namens und seines Besitzes. Auch ihre Mutter beschäftigte der Gedanke. Erst neulich wieder hatte Frau von Lenkstädt in einem ihrer Briefe danach geforscht. Klara war das im Grunde der Seele zuwider; wie eine Entweihung erschien es ihr des zartesten Mysteriums. Vor sich selbst hatte sie sich stets geschämt, wenn ihre Gedanken sie einmal diesen Weg geführt.

Und nun war dieser große Wunsch, so lange zurückgehalten, urplötzlich mit Naturgewalt durchgebrochen. Es war, als seien ihr die Augen aufgegangen beim Anblick dieses Kindes über das, was ihr fehlte.

Der Grabgesang, von Kindermund vorgetragen, war verklungen. Der Pastor begann seine Rede. Klara hörte anfangs kaum auf seine Worte. Sie starrte noch immer nach jener Gruppe am Grabe. Wie sich der Knabe jetzt an die Großmutter anschmiegte! Die alte Frau legte ihm den Arm um die Schultern und drückte ihn an sich, als sei er von allem, was ihr geblieben, das Teuerste.

Pastor Grützinger gab ein Bild von dem Charakter des Verstorbenen; er stellte ihn in seiner Geradheit,

Ehrenhaftigkeit und Treue den Überlebenden als Vorbild hin. Dabei schwelgte er nicht in jenem sentimentalen Pathos, das an Gräbern so billig ist. Der Schmerz der Angehörigen wurde von ihm nicht aufgewühlt; er stellte den Tod des Greises hin als den natürlichen, gottgewollten Abschluß eines Daseins, das „köstlich" zu preisen war, weil es „Mühe und Arbeit" gewesen. Daß dem Verstorbenen in seinem Leben auch schweres Herzeleid widerfahren sei, deutete er an, aber er verweilte sich nicht dabei, vermied jede persönliche Anspielung.

Klara hatte das nicht anders von Grützinger erwartet. Sie kannte ihn besser als Erich.

Für die junge Frau bedeuteten die ruhig männlichen und dabei doch innigen Worte des Geistlichen eine Herzstärkung. Ihr war es, als sei die Versöhnung, die sie neulich gesucht und die ihr abgeschlagen worden war, nun doch erreicht durch diesen weihevollen Abschluß.

Sie ging, als sich die Feier drüben ihrem Ende nahte. Ihr inneres Gleichgewicht war hergestellt. Der Verstorbene hatte nun seinen Frieden, mit ihm war die Feindschaft begraben.

* *
*

Als sie, ins Haus zurückgekehrt von ihrem Gange, in ihr Zimmer kam, fand sie dort einen Brief. Klara jubelte, als sie die Handschrift sah: von ihrer Mutter.

Aber ihre Freude sollte sich wandeln, sobald sie die ersten Zeilen gelesen.

Frau von Lenkstädt schrieb: Klara solle nicht erschrecken, aber sie habe ihr Schmerzliches mitzuteilen. Den Vater habe ein Unfall getroffen. Bewußtlos sei er plötzlich hingeschlagen im Zimmer. Eine Verletzung

habe er nicht davongetragen, aber Aussehen und Sprache seien verändert. Man müsse befürchten, daß sich das wiederholen könne. Der Kranke sei schwach, aber bei Bewußtsein. Der Gedanke ans Sterben scheine ihn zu beschäftigen. Er habe auch von Klärchen gesprochen.

Klara stand wie vom Blitz getroffen, anfangs gar nicht fähig, einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen. — Der Vater krank, schwer krank! — — Sie hatte so gar nicht an diese Möglichkeit gedacht. Und nun war das Schreckliche auf einmal da.

Sie las den Brief wieder und wieder, suchte zwischen den Zeilen, sah die einzelnen Worte an auf ihre Bedeutung; die Mutter verheimlichte ihr doch nichts? Beschönigte wohl gar, um sie zu schonen! — Namenlose Angst überkam sie, das Schlimmste könne schon geschehen sein. Was sollte sie anfangen? Hier so allein, so weit weg von der Heimat! Sie mußte hin, nach Burgwerda, sich selbst überzeugen, wie es stehe.

Inzwischen war Erich vom Ausreiten zurückgekehrt. Sie hörte ihn pfeifend und sporenklirrend die Treppe heraufkommen. Es verletzte sie; sie bedachte nicht, daß er von ihrem Schmerz ja noch gar nichts wissen konnte.

Als Erich eintrat, erkannte er an Klärchens verweinten Augen sofort, daß etwas Außerordentliches geschehen sein müsse. Er fragte besorgt, was sie habe. „Lies nur selbst!“ Damit reichte sie ihm den Brief.

Kriebow las den Brief durch. „Wie traurig, wie furchtbar traurig!“ meinte er. Was sollte er viel sagen! Er fühlte sich verlegen, daß er nicht mehr Schmerz empfand. Aber so schwer wie Klärchen konnte er den Fall unmöglich nehmen.

Ihn beschäftigte vor allem eine Frage: würde Klärchen nach Haus reisen wollen? Er fürchtete es,

obgleich sie noch nichts davon gesagt hatte. Jetzt im Winter die weite Reise nach Burgwerda und er dann mutterseelenallein in Grabenhagen! Nein, Klärchen konnte ihm das wirklich nicht antun! —

Während einer Stunde schwebte die Frage zwischen ihnen. Erich hörte, wie sie in ihrem Zimmer auf und ab ging und sich mit ihren Sachen zu schaffen machte. Er argwöhnte sofort, daß sie Vorbereitungen treffe zur Reise. Aber er scheute sich hineinzugehen und sie deshalb zu fragen.

Nach einiger Zeit kam sie selbst zu ihm, legte ihm die Hände auf die Schulter und sagte:

„Erich, ich möchte dich um etwas bitten!"

„Ich weiß schon, ich weiß! Du willst nach Burgwerda."

„Ja, ich muß! Du hast es doch selbst gelesen, wie krank der Vater ist."

„In dem Briefe steht kein Wort davon, daß dich deine Mutter jetzt wünscht. Wenn du gehen willst, kann ich dich natürlich nicht daran hindern; aber nach meiner Ansicht ist dein Platz hier bei mir."

Klara blickte ihn nur groß an. Er sah, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten. Schon tat es ihm leid, daß er das gesagt hatte. Der stumme Vorwurf in ihren Zügen sagte ihm schärfer, als Worte es vermocht hätten, welch ein Egoist er sei.

Sie verbrachten ein schweigsames Mittagessen.

„Ich will dir die Züge aussuchen im Eisenbahnbuche," sagte Erich und gab ihr dadurch zu verstehen, daß er sich eines Besseren besonnen habe.

Nachdem das geschehen, fragte er: „Soll ich dich begleiten, Klärchen?"

„Du kannst uns in Burgwerda nichts helfen, guter

Erich! Und für dich wäre es auch ein zu großes Opfer. Laß mich nur allein reisen!"

„Und — wie lange werde ich dich denn dann — nicht haben?" fragte er. Seine Stimme stockte; der Schmerz, sie entbehren zu müssen, übermannte ihn.

Dieser neue Beweis seiner starken Liebe beglückte sie doch. Sie küßte ihn und strich ihm über das Haar. „Vielleicht bald, guter Erich! Hoffentlich recht bald haben wir uns wieder — aber, wer kann das wissen!"

„Was werde ich denn beginnen ohne dich?"

„Ich will dir was sagen, Erich!" rief Klara, einen etwas leichteren Ton anschlagend, in dem Bemühen, seinen Trübsinn zu verscheuchen. „Verreise du auch! Bis Berlin fahren wir zusammen, dann bleibst du dort."

„Was soll ich denn in Berlin, Klärchen?"

„Es wird dir gut tun, Erich! Du hast dir's verdient!"

Was die Frauen doch für wunderliche Wesen waren! Daß sie ihm gerade diesen Vorschlag machte! — Ob sie sich wohl völlig klar war darüber, was das für ihn hieß: Berlin? —

Er überlegte sich's bis zum Abend; im Grunde gefiel der Gedanke ihm selber. Nach Berlin! Mal wieder in die Welt — die alten Erinnerungen auffrischen! —

Am Abende teilte er seiner Frau mit, daß er sie bis Berlin begleiten werde.

XIX.

Ein eigentümliches Gefühl, wieder mal die Luft der Großstadt zu atmen, ihr ungewohntes Brausen in den Ohren zu hören. Halb war es freudige Erregung,

Neugier und gesteigerte Lebenslust, halb ein wehmutsvolles Resignieren, was Erich von Kriebow empfand, als er zum ersten Male wieder die „Linden" hinabschritt.

Es war gerade zur beginnenden Dämmerstunde. Aus den mächtigen Glasscheiben der Läden strahlte bereits das elektrische Licht, auf den Trottoirs wogte die Menschenmenge auf und ab, vom Tiergarten herein kam Equipage auf Equipage gerollt. Welch ein Gegensatz gegen die Ruhe und Einsamkeit in Grabenhagen! —

Den so plötzlich auf ihn hereinbrechenden großstädtischen Eindrücken gegenüber fühlte sich Kriebow doch etwas als Provinziale.

Auch konnte er sich nicht verhehlen, daß sein Aufzug nicht mehr ganz auf der Höhe der neuesten Mode sei. Wie schnell das ging! Kaum ein Jahr war es her, daß er sich hier zum letzten Male ausgestattet hatte, und jetzt mußte er schon befürchten, daß man ihm den Krautjunker ansehe.

Er ging in einen Laden, der bereits früher sein Leibgeschäft gewesen war, um sich dort mit Hut, Krawatte, Handschuhen und dergleichen zu versehen. Der Verkäufer, ein Mann von tadellosem Aufzuge, gewohnt, nur der feinsten Kundschaft das Geld abzunehmen, begrüßte ihn bei Namen, aber nicht ohne einen gewissen Vorwurf in Stimme und Blick, daß Herr von Kriebow sich so lange nicht habe blicken lassen. Er legte die neueste Ware vor, vom Besten das Beste, ohne seine Sachen anzupreisen. Er kannte die Gewohnheiten seiner Kunden genau. Herr von Kriebow nahm das, was ihm gefiel, ohne nach dem Preise zu fragen. Dann wurde ngeschrieben, später Rechnung geschickt, deren Höhe noch nie beanstandet worden war.

Das glattrasierte Gesicht des Verkäufers nahm

einen verdutzten Ausdruck an, als Herr von Kriebow, ganz gegen seine bisherige Gewohnheit, anfing, die Ware zu prüfen und nach dem Preise zu fragen. Sein Erstaunen wurde zum verächtlichen Befremden, als der Käufer eine geringe Qualität wählte und sofort an der Kasse bezahlte. Der Herr Baron haben sich sehr verändert, aber nicht zu Ihrem Vorteile, das war das Urteil, was in der Miene des Menschen zu lesen stand, als er dem Fortgehenden die Tür öffnete.

Kriebow überlegte nun, wie er seine Zeit am besten anwenden solle. Er war ja ohne eigentlichen Zweck in Berlin, niemand erwartete ihn, er konnte tun und lassen, was er wollte. Er beschloß, sich dem Zufall zu überlassen; wem er von seinen Bekannten zuerst begegnen würde, der sollte ihn haben.

Er war mit diesem Entschlusse noch nicht hundert Schritt weit gegangen, als ihm jemand auf die Schulter klopfte; sich umwendend, blickte er in das rosige Gesicht des Grafen Ingelsbrunn.

„Sie hier, lieber Kriebow!“ rief der Graf. „Was wollen Sie in Berlin? An Ihrer Stelle ginge ich nicht von zu Haus weg, das wüßte ich genau! — Wie geht's der Frau Gemahlin? Ist sie wohl mitgekommen?“

Kriebow setzte auseinander, weshalb Klara nach Haus gereist sei. Der Graf bedauerte aufs lebhafteste, daß die gnädige Frau Kummer habe. Er begann dann von Klara zu schwärmen, in begeisterten Ausdrücken. Kriebow nahm ihm das nicht übel, im Gegenteil, die ungeschwächte Bewunderung des Grafen für Klärchen tat ihm wohl, und jetzt, wo er sie in sicherer Entfernung wußte, schwieg auch seine Eifersucht. Er hörte sich den Hymnus des Grafen wohlbehaglich mit an und gab ihm recht.

„Ich denke noch oft an die reizenden Tage zurück, die ich bei Ihnen in Grabenhagen verlebt habe," sagte der Graf. „Und ich kann das Kompliment nicht unterdrücken, Verehrtester: Sie sind der liebenswürdigste und zuvorkommendste Wirt, der mir je begegnet ist." Hier zwinkerte der Graf schelmisch mit den Augen; er hatte also doch nicht ganz die eigenartige Behandlung vergessen, die ihm in Grabenhagen widerfahren war.

Mit dieser kleinen Malice schien seine Rache indes abgemacht; er war viel zu gutmütig, um etwas nachzutragen.

Als er erfahren hatte, daß Kriebow für den Abend frei sei, war er entzückt. Natürlich würde man zusammenbleiben, es traf sich ausgezeichnet; er hatte auch nichts Besonderes vor. Man werde sich amüsieren! Wonach sein Freund Appetit habe, wollte er wissen.

Kriebow erklärte, daß er sich ganz der Führung des Grafen überlasse, denn er sei fremd geworden in Berlin.

Der Graf überlegte. „Sie sind Ehemann. Damit ist uns eine ganz bestimmte Grenze gezogen. Die Sache ist nicht ganz leicht, denn die soliden Genüsse sind dünn gesät in Berlin."

Nach einigem Überlegen schien er jedoch mit sich im reinen. „Es ist noch früh am Tage; jetzt können wir nichts besseres tun, als essen und trinken."

Man ging in ein renommiertes Restaurant. Der Graf stellte das Menu zusammen; zu jedem Gerichte ließ er dem Koch seine besonderen Wünsche mitteilen. Die Weinfrage wurde nicht minder sorgfältig von ihm behandelt; zu jedem Gange gab es einen auserlesenen Tropfen.

Dann ging es in den Zirkus. Man sah sich einige Nummern des Programms an und schritt durch die

Ställe. Das übrige, behauptete der Graf, sei „fad“. Jetzt könnten sie gerade noch zum letzten Aufzug in der Oper zurecht kommen.

Kriebow machte schwache Einwendungen, er verstehe nichts von Musik; aber der Graf setzte ihm auseinander, es sei ganz notwendig, daß er diese Oper gehört habe, besonders den einen Passus, welchen er ihm aus dem Kopfe vorsang. Kriebow ergab sich darein, um nicht als Spielverderber zu erscheinen, und so fuhr man zum Opernhause.

Nach Schluß der Vorstellung ging man in eine Austernstube. „Wir haben ja noch keinen Sekt getrunken heute!“ meinte der Graf ähnlich, wie man wohl sagt: „Ich habe heute noch keinen warmen Bissen im Leibe!“ — Kriebow war solche Opulenz nicht mehr gewöhnt; das Gewissen schlug ihm ein wenig. Wenn er in diesem Stile weiterlebte, dann würde er mit der Summe, die er nach Berlin mitgebracht hatte, bald zu Ende sein. Aber natürlich hütete er sich, eine Miene zu verziehen, als Graf Ingelsbrunn die teuerste Marke bestellte, die auf der Karte zu finden war.

Gegen Mitternacht beschloß man, in den Klub zu gehen.

Es war ein mit Wehmut gemischtes Gefühl des Behagens, das Erich von Kriebow erfaßte, als er die altgewohnten Räume wieder betrat. Der Klub! Was knüpften sich daran für Erinnerungen. Das war ja dem Junggesellen der Ersatz gewesen für das mangelnde Heim. Kaum ein Tag war vergangen, wo er nicht hier untergetreten war. Wie manche angeregte Stunde hatte er da zugebracht. Das war vielleicht das einzige, was ihm daheim fehlte, eine solche Gelegenheit, jederzeit seinesgleichen zu treffen, in guter Gesellschaft, bei

zwangloser Unterhaltung, wie es einem gerade behagte, bei Zeitung und Zigarre oder beim Billard ein paar Nachtstunden zuzubringen.

Alle Welt traf man; was man wissen wollte, erfuhr man hier: was in der Gesellschaft vorging, in der Politik, die Hofnachrichten, die Familienereignisse, das Zuverlässigste vom Turf, vom Exerzierplatz, vom Theater, das Neueste aus der vornehmen Welt ebenso wie von der Demimonde. Hier wurde Wind und Wetter gemacht; was hier als Mode galt, verbreitete sich dann als maßgebend weiter; kurz, hier war man im Mittelpunkte alles dessen, was für einen Mann von Stand Interesse hatte.

Graf Ingelsbrunn erkundigte sich bei einem Diener, wer ungefähr da sei heut abend. Im Billardzimmer einige Offiziere, im Gesellschaftszimmer junge Herren vom Auswärtigen Amt, aber auch einige ältere Herren vom Parlament seien da. „Etwa Graf Wieten?“ fragte Ingelsbrunn. Der Diener bejahte. Graf Ingelsbrunn ließ den Diener darauf nachsehen, in welchem Zimmer die alten Herren säßen.

Zu Kriebow sagte er erläuternd: er wünsche nicht mit seinem Onkel zusammenzutreffen, der halte ihm immer Moralpauken, und „das ennuijiert mich“.

„So kenne ich den alten Wieten gar nicht,“ meinte Kriebow. „Der lebt doch und läßt leben.“

„Ja, sehen Sie, mein Lieber! Das ist halt so mit diesen Alten; wenn sie in ein gewisses Stadium kommen, dann besinnen sie sich auf die Solidität, die sie selbst nie geübt haben. Sie gönnen's uns nicht; das ist die ganze Geschichte! Denken Sie sich, der Wieten will mir Vorschriften machen. Ich soll nicht den verheirateten Frauen den Hof machen. Und dann will er,

ich soll anfangen zu arbeiten — denken Sie mal: ich! Und weil ich da nicht mittue, hält er mich knapp, denken Sie mal: so 'ne Gemeinerei! — Ich kehr' mich natürlich gar nicht dran!"

Der Diener kam zurück und beschrieb, wo Graf Wieten sitze. „Da muß ich halt hinten rum springen, zu den Attachés!" rief Graf Ingelsbrunn. „Also für heut abend adjeu, Liebster! Auf Wiedersehen! Man wird sich ja wohl noch in Berlin treffen." Damit warf er Kriebow eine Kußhand zu und verschwand.

Der Grabenhäger, der keinen Onkel zu befürchten hatte, schritt durch die nächsten Zimmer; er suchte nach ehemaligen Kameraden. Von einem Ecksofa aus, wo einige silberhaarige, ordengeschmückte Herren saßen, wurde er angerufen: „Kriebow, he!" —

Es war Graf Wieten. Die Herren waren Parlamentarier.

Man hatte ein offizielles Diner gehabt, die weißen Krawatten sagten es und die roten Gesichter. Nun ruhte man sich hier im bequemen Polster von Essen, Trinken und Tischreden aus bei importierten Zigarren. Der Graf hatte eine Flasche Rheinwein vor sich stehen.

„Kommen Sie, mein Kleiner, hier setzen!" sagte Graf Wieten und zog Kriebow neben sich nieder. „Wollen uns unterhalten. Sie sollen mir was erzählen. Bin den ganzen Winter nicht draußen gewesen bei euch, seit der famosen Landratswahl. Sie machten uns damals Opposition — Sie kleiner Oppositionsmann Sie!" —

Damit faßte der alte Herr des Grabenhägers Ohrläppchen und kniff ihn darein. Dann bestellte er ein zweites Glas.

Graf Wieten schien in bester Laune. Die Sitzung,

die hinter ihnen lag, mußte eine schwere gewesen sein; der Nachbar des Grafen, ein korpulenter Herr mit gutbesetzter Ordenskette, war eingeschlummert, die anderen schienen nicht weit davon entfernt.

„So leben wir notleidenden Agrarier!“ rief Graf Wieten und schenkte ein. „Hier habe ich wie oft mit Ihrem seligen Vater gesessen, mein kleiner Kriebow! Er trank auch diesen hier. Das gehört nun mal zu den guten, alten Traditionen, und die wollen wir allewege festhalten. Die Tradition über alles!“ — Damit erhob er sein Glas, stieß mit Kriebow an und trank mit Behagen. Dann lehnte er sich gemächlich in den Stuhl zurück. „Nun erzählen Sie mal los! Was gibt's Neues bei euch da draußen?“

Der Grabenhäger erzählte, was ihm gerade einfiel: Malte Pantin wollte Zuckerrüben bauen, der Landrat machte den Hof, schien sich aber mit dem Anhalten Zeit nehmen zu wollen. Der Ernsthöfer Tichow hatte seinen Pächter wegjagen müssen, weil er das Pachtgeld nun schon zum dritten Male schuldig geblieben war. In Purgast waren Zwillinge angekommen, und der arme Merrwitz wußte so schon nicht, womit er seine sieben anderen großfüttern solle. In Passow war neulich die Strecke fünfhundert und einige zwanzig Hasen gewesen.

Graf Wieten nickte zufrieden mit dem Kopfe. Er fragte nach diesem und jenem, ließ sich gewissermaßen Rapport erstatten über das, was in seiner Gegend vorgehe.

„Ja, wenn alles so hübsch friedlich und glatt zuginge hier, wie bei euch da draußen!“ meinte der Graf, „dann wäre es gut bestellt um Staat und Gesellschaft. Aber hier in diesem verfluchten Berlin verderben sie ja alles! — Die Wirtschaft, wie sie jetzt hier ist, da hört alles bei auf! Heute so, morgen so. Experimentiert

wird, dilettantisch an allerhand Fragen herumgefingert. Die Unzufriedenheit wächst; aber das wäre ja schließlich egal, — wer genau weiß, was er will, braucht sich um die öffentliche Meinung nicht zu kümmern, — aber das Tolle ist, heutzutage werden die anständigen Menschen vor den Kopf gestoßen und die Kanaille wird kajoliert. Alle guten alten Traditionen des Regierens sind über den Haufen geschmissen. Hol's der Deibel! Es ist kein Vergnügen, das aus der Nähe mit ansehen zu müssen."

Der Graf hatte das erregt, mit leuchtenden Augen, gesagt. Er war doch ein prächtiger, alter Bursche! Trotz seines weißen Haares ein Jüngling an Temperament. Kriebow hatte ihm voll Bewunderung gelauscht.

Es entstand eine Pause; der Graf hatte sich zurückgelehnt und blickte sorgenvoll drein. Sein Glas blieb unberührt stehen. „Und darum sehe ich schwarz für die Zukunft!" sagte nach einiger Zeit der alte Herr mehr zu sich selbst.

Der Grabenhäger fühlte das Bedürfnis, zu zeigen, daß ihm die Politik nicht völlig böhmische Dörfer sei — er hatte ja in letzter Zeit über diese Dinge auch gelesen —, im Tone des Schülers meinte er: Die Gefahr sei wohl nicht so groß, wie sie erscheine, man habe ja noch das platte Land als Bollwerk; die Landbevölkerung sei doch im allgemeinen noch gut gesinnt. —

„Jawohl!" rief der Graf, „jetzt sind sie noch so leidlich zuverlässig. Die Disziplin von früher wirkt da eben noch nach. Auf dem Lande haben wir noch einige Autorität; wenigstens stimmen die Leute meistens noch so, wie wir wollen. Das Denken haben sie nicht gelernt, wo es ihnen nicht künstlich beigebracht worden ist. Ich hoffe, Kriebow, Sie werden mir da in Graben-

hagen auch ein Auge drauf haben, daß uns Ihr Pastor nicht etwa die Leute verdirbt. Und dann Zeitungen nur solche, die in gutem Sinne schreiben, am besten gar keine, verstehen Sie!" — Wenn die Leute erst mal anfangen zu lesen, dann fangen sie auch bald an zu politisieren. Und nun frage ich einen Menschen, was soll dabei Gescheites herauskommen, wenn Krischan, Korl oder Hanning in Politik machen wollen.

Hat sich erst so was wie eine öffentliche Meinung festgesetzt bei unseren Kerlen, dann ist die Autorität weg und die Disziplin. Und wenn uns das Landvolk entfremdet wird, dann ist unsere Sache verloren, dann stehen wir da als Führer ohne Anhang. Und deshalb müssen wir eben uns rühren! Man sieht ja, wie die Gegner auf der ganzen Linie am Werke sind; sie möchten es ja nur zu gern fertig bringen, uns aus der festesten Position, die wir haben, zu vertreiben. Ich mache es euch jungen Leuten zur Pflicht, tut etwas! Legt die Hände nicht in den Schoß, sonst kommt euch der Feind über Nacht ins Lager! Von den großen Städten spreche ich nicht, die sind uns sowieso verloren, da mag der Zusammenbruch kommen, je eher, je besser; nein, ich meine unser plattes Land. Hier sind wir zum Regieren geboren, auch jetzt noch, wenn wir nur wollen. Noch haben wir das Heft in der Hand, aber schlafen dürfen wir freilich nicht.

In der Politik entscheidet das sangfroid. Nur nicht gefühlvoll sein, nur nicht schüchtern! Wenn man freilich immer erwägen will, ob irgend jemandem Unrecht geschieht, dann kommt man nicht weit. Das ist der größte Fehler! Den Ausschlag gibt ja doch schließlich allein die Macht. Deshalb ist es eine Lebensfrage für uns, daß wir das Regiment behalten. Auf dem Lande

draußen wie hier, im Parlament, bei Hofe, überall. Nirgends dürfen wir von unserem Einflusse aufgeben. Denken Sie denn, Kriebow, daß mir die Politik Vergnügen macht? Ich säße auch viel lieber in Diekenslage und schösse meine Hirsche ab. Aber es geht nun mal nicht anders, unsereiner muß auf dem Platze sein. Der Gegner läuft uns sonst den Rang ab. Aber da muß man sich wenigstens auf euch da draußen verlassen können, daß ihr einem keine allzugroßen Dummheiten macht, während man abwesend ist. Wegen Ihres Pastors da habe ich Ihnen schon meine Meinung gesagt, daß Sie uns den reingelassen haben! So etwas darf nicht vorkommen. Nun, Sie werden's schon auch noch besser lernen! Wenn Sie mal Rat brauchen, so wissen Sie ja, wo Sie sich den jederzeit holen können."

Kriebow dankte und versicherte, er werde nicht versäumen, von der Erlaubnis Gebrauch zu machen.

„Na, und jetzt mal von was Netterem, als immer von der leidigen Politik! — Was macht denn die Frau Gemahlin? Soll scharmant sein, habe schon gehört! Mein Neffe Ingelsbrunn ist im Herbst bei Ihnen zur Jagd gewesen. Hat mir erzählt von Ihrem Glück. War ganz außer dem Häuschen, der Ingelsbrunn. Empfehlen Sie mich unbekannterweise! Wenn ich irgend Zeit habe, komme ich mal rüber nach Grabenhagen."

Kriebow verneigte sich.

„Und wie steht's denn, Kriebow? — Einem alten Manne werden Sie das schon nicht übelnehmen — gibt's denn Aussichten? — Ich meine, wird das kommende Jahr einen jungen Grabenhäger begrüßen?"

Der junge Mann schüttelte den Kopf.

„Na na, so betrübt dreinzuschauen brauchen Sie deshalb noch nicht! — Ich kenne nun schon drei Gene-

rationen von eurer Art. Ihr Großvater, das war ein alter Haudegen, der mit Vorliebe von der Kampagne in Rußland erzählte. Und ich war ein Kerlchen wie Sie und lauschte andächtig. Sehen Sie, Kriebow, darum hätte es mir Freude gemacht, auch noch eine vierte Generation von euch kennen zu lernen. — Aber mir ist gar nicht bange deshalb — gar nicht bange ist mir. Stoßen wir mal darauf an, mein Kleiner!"

* * *

Die nächsten Tage waren für Erich von Kriebow stark besetzt. Die Einladungen häuften sich; bald war er mitten drin in dem Berliner Trubel.

Unter den Besuchen, welche vor allem solchen Häusern galten, in denen er früher viel verkehrt hatte und mit denen er die Verbindung nicht verlieren wollte, war auch einer, der sonderbar genug abstach von den anderen; Fritz Wurten, den Sohn des Grabenhäger Schmieds, wollte er aufsuchen.

Das war so gekommen: Meister Wurten hatte erfahren, daß der Gutsherr nach Berlin reise. Als der herrschaftliche Wagen schon vor der Tür hielt, kam Krischan Wurten angelaufen, rußig wie er war, von seinem Feuer weg, und bat, ob der gnädige Herr nicht mal in Berlin nachsehen könne, was mit seinem Sohne Fritz eigentlich los sei, der habe seit Monaten nichts mehr von sich hören lassen. Kriebow lachte über die naive Idee des Alten und meinte, was er sich eigentlich dächte! Berlin sei groß. — Der Meister zog betrübt ab. Die größte Stadt, die er in seinem Leben gesehen hatte, war die Kreisstadt, und da ihm die sehr imponiert hatte, meinte er, Berlin könne wohl auch nicht so sehr

viel größer sein, daß es allzuschwer sein sollte, seinen Sohn dort aufzufinden.

Als dann der Wagen aus Grabenhagen rollte, stand Krischan Wurten beim Ausgange des Dorfes am Wege und hielt etwas in die Luft. Vielleicht wäre Kriebow, dem das Haltenbleiben lästig war, vorübergefahren, wenn nicht Klara, die Bittstellerhaltung des alten Mannes bemerkend, gebeten hätte, halt zu machen.

Es geschah; der Meister gab einen Zettel ab, auf dem die Adresse seines Fritz in Berlin geschrieben stand. Obgleich Klara genug mit der Sorge um ihren Vater zu tun hatte, fand sie doch noch Zeit, Erich ans Herz zu legen, daß er den Gang tue und dem alten Manne die erwünschte Nachricht von seinem Sohne verschaffe.

Um Klärchens willen wollte Kriebow es tun. Denn an Fritz Wurten lag ihm nicht soviel, daß er die weite Fahrt in den äußersten Osten unternommen hätte.

So machte er sich denn eines Vormittags in einer Droschke auf den Weg.

Kriebow konnte sich nicht entsinnen, jemals in diesen Teil Berlins gekommen zu sein. Er kannte eigentlich nur den Westen mit seinen Prachtbauten, seinen glänzenden Schaufenstern, seinen gutgekleideten Menschen und eleganten Equipagen. Und nun hier diese grauen Straßenreihen mit ihren hohen, kahlen Häusern, die rasch vorbeischreitenden Leute im Arbeitsgewand mit ernsten Physiognomien. Die herbe Nüchternheit des Straßenbildes berührte sein verwöhntes Auge peinlich. Er fühlte sich fast wie beleidigt diesen Gassen, Häusern und Menschen gegenüber, die so wenig anmutig, freundlich und elegant dreinschauten.

Die Droschke hielt vor einer jener düsteren Mietskasernen. Das war ein ganzer Häuserkomplex. Wie

sollte man sich da zurechtfinden! Eingeschlossen von himmelhohen Brandmauern lagen da Höfe, Gartenhäuser, Lagerräume und Werkstätten. Nach längerem Suchen fand Kriebow endlich den Hausmann. Von einer Familie „Wurten" wußte der nichts; da er aber sah, daß er es mit einem feinen Herrn zu tun hatte, tat er ein übriges und ging mit Kriebow nach dem nahen Polizeibureau, wo der Aufenthalt des Schlossers „Friedrich Wurten aus Grabenhagen" festgestellt wurde. Er war umgezogen, wohnte aber nur einige Häuser weiter in der nächsten Straße.

Als Kriebow die vier Treppen erstiegen hatte, kam er auf einen langen Korridor, auf den, wie in einer Kaserne, Tür an Tür ausmündete. Er suchte sich durch die verschiedenen Namen durch; an einer der letzten Türen war mit Kreide „Wurten" angeschrieben. Er klopfte an und trat auf das „Herein" ins Zimmer.

Er fand die ganze Familie: Mann, Frau und Kinder, beisammen. Kaum daß Kriebow in dem bleichen, bärtigen Manne noch seinen Jugendgespielen wiedererkannte! Was für ein schmuckes Kerlchen war dieser Fritz gewesen, und hier lief er umher, ohne Hemdkragen und Weste, einen abgeschabten Überzieher über das unsaubere Hemd gezogen, in Filzschuhen, ohne Strümpfe. Recht wie ein verlodderter Tagedieb sah er aus. Die Frau schien sich etwas ordentlicher gehalten zu haben, wenigstens in ihrem Aufzuge; bleich und abgehärmt war auch sie. Zwei Kinder hielten sich in der Stube auf; aus dem Nebenraume hörte man das Weinen eines Säuglings. Ein unangenehmer Geruch erfüllte das Zimmer, das außer zum Wohnen, wie es den Anschein hatte, auch noch zum Kochen und Wäschetrocknen dienen mußte. Die herabgekommenen Menschen,

die elende Einrichtung, alles sprach dafür: hier herrschte die bitterste Not.

Kriebow nahm seine menschenfreundlichste Miene an, trat auf den Mann zu und bot ihm die Hand. „Guten Tag, Wurten! Kennt Ihr mich nicht mehr?" Der Mann sah ihn an und nannte den Namen.

„Ja natürlich, der bin ich! Ich komme von Grabenhagen. Ihr Vater läßt Sie grüßen. Was Sie machen, will er wissen, und warum Sie gar nicht mehr schreiben!"

„Hm — ja so, mein Alter!" brummte Wurten.

Die Frau hatte inzwischen einen Stuhl herangeschoben und bat, der gnädige Herr möge doch Platz nehmen. Die Kinder drängten sich neugierig heran und betrachteten sich den Fremden.

Kriebow hatte erwartet, daß Fritz Wurten hocherfreut und geehrt sein werde durch seinen Besuch, aber davon war dem Benehmen des Mannes nichts anzumerken. Mit mürrischem Gesichte stand er da, die Hände in den Taschen seines Rockes; auf Kriebows Fragen anwortete er in nachlässigem Tone. Schließlich trat er ans Fenster und blickte hinaus.

Es war wohl eine Art von Verlegenheit — anders konnte sich der Grabenhäger das nicht erklären —, der arme Kerl mochte sich seiner elenden Lage vor ihm schämen.

Um so mitteilsamer und zugänglicher war die Frau. Sie machte einen gutartigen, offenherzigen Eindruck. An ihr hatte Berlin noch nicht viel gemodelt; der Dialekt, den sie sprach, berührte das Ohr des Grabenhägers anheimelnd. Sie erkundigte sich nach ihren Bekannten und Verwandten in Grabenhagen; es war zu sehen: sie hing noch mit ihrem ganzen Herzen am Dorfe.

Von ihr erfuhr Kriebow die Schicksale der Familie: Im vorigen Frühjahr waren sie nach Berlin gekommen. Anfangs hatte Wurten leidlichen Verdienst gehabt. Bei größter Sparsamkeit konnte man bestehen. Dann um die Weihnachtszeit war in seinem Gewerbe Strike ausgebrochen. Wurten hatte sich beteiligt. Der Ausstand war für die Arbeiter ungünstig abgelaufen, Wurten sah sich entlassen, und die Strikekasse zahlte nichts mehr. Schon war ein Teil der Möbel und der Kleidungsstücke ins Leihhaus gewandert. Die Miete für den letzten Monat war man auch bereits schuldig geblieben, seit gestern borgte der Kaufmann nicht mehr; man saß da ohne Heizung und ohne Nahrungsmittel.

Kriebow hatte längst bei sich beschlossen, hier zu helfen. Krischan Wurten, der Vater, war alt, lange würde er die Schmiede nicht mehr behalten können; Fritz verstand sein Handwerk, das wurde allgemein anerkannt. Er konnte ja den Vater einstweilen unterstützen als Geselle, um später in seine Stelle einzurücken. Inzwischen würde er sich wohl auch Weisheit gekauft haben. Die bitteren Erfahrungen, die er mit der Fabrikarbeit gemacht, waren ganz gesund für ihn! Nun hatte er was von seinem Freiheitsdrang! stellenlos geworden, nichts zu beißen und zu brechen, das Mobiliar versetzt, Schulden! — Das war das Glück, das er gemacht hatte. Nun würde es wohl mit den großen Rosinen, die er erst im Kopfe gehabt, nicht mehr so schlimm sein. Er mußte überhaupt froh sein, wenn man ihn wieder in Gnaden aufnahm.

Kriebow machte den Leuten den Vorschlag, sie sollten nach Grabenhagen zurückkehren.

Die Frau war sofort dabei; sie habe noch keinen frohen Tag in der Stadt gehabt, gestand sie ganz offen.

Sie jubelte in der Aussicht, nun wieder ihre Kuh haben zu sollen, ihre Schweine und Gänse, ihre „Wurt" bei der Kate und ihre „Tüften" im Felde. Am meisten aber freute sie sich für die Kinder. Die würden ihr gänzlich verdorben in der Stadt; aus dem Kränkeln seien sie nicht herausgekommen, und allerhand häßliche Redensarten brächten sie von der Straße mit herein. Es sei ein Jammer! —

Während aber die Frau dem gnädigen Herrn nicht genug danken konnte und ihre Luftschlösser baute, sagte Wurten nichts. Als der Grabenhäger ihm dann näher auseinandersetzte, was er an Deputat beziehen solle, hatte er nur ein eigenartiges Lächeln; schließlich meinte er: das sei alles ganz schön und gut, aber er wolle gar nicht wieder in den Herrendienst zurückkehren.

Und Kriebow, der geglaubt hatte, jener werde mit beiden Händen zugreifen! — Er hatte absichtlich das Auskommen für Wurten nicht zu gering bemessen, denn es lag ihm nun wirklich etwas daran, diese Familie, die ihm die Großstadt entrissen hatte, wieder für sein Grabenhagen zu gewinnen.

Er sei wohl nicht ganz bei Troste, sagte er zu Wurten. Was er denn anfangen wolle ohne Stellung? Wovon er eigentlich leben wolle? —

Wurten erklärte mit einer Zuversichtlichkeit, die gegen seinen ärmlichen und herabgekommenen Aufzug merkwürdig abstach, es werde sich für ihn schon etwas finden, er habe auch noch Freunde, die sich im schlimmsten Falle seiner annehmen würden; er stehe nicht hilflos da und brauche nicht nach jedem Strohhalme zu greifen, den man ihm hinhalte.

Hier fiel ihm die Frau ins Wort. Vor Erregung zitternd warf sie ihm vor, er sei schuld an allem ihren

Elend. Erst habe er den Ausstand mitgemacht und nun, anstatt Arbeit zu suchen, laufe er in Versammlungen. Seine Freunde, das seien Betrüger, denen habe er erst das sauer Verdiente an den Hals geworfen für ihre Kassen und jetzt, wo man in Not sei, bekomme man nichts zurück. Nun weise er gar noch das Anerbieten des gnädigen Herrn von der Hand! — Er wolle wohl, daß sie mit den Kindern Hungers stürbe . . .

Hier stockte sie, von krampfhaftem Weinen gepackt.

„Ihre Frau ist zehnmal vernünftiger als Sie, Wurten!“ meinte Kriebow. „Es fällt mir natürlich gar nicht ein, mich Ihnen aufzudrängen. Aber Ihre arme Frau jammert mich. Sie sind dickköpfig, mein Lieber! Sagen Sie mir nur einen einzigen vernünftigen Grund, weshalb Sie hier nicht zugreifen wollen?“

„Das, Herr von Kriebow, würden Sie gar nicht verstehen,“ sagte Wurten mit Achselzucken, „wenn ich's Ihnen auch erklären wollte.“

„Nun, Wurten, ich will Ihnen mal was sagen!“ rief Kriebow, dem die Geduld riß, mit erhobener Stimme. „Ich habe es längst gemerkt, was Ihnen den Rücken steift. Ich weiß, welcher Partei Sie angehören — ich brauche sie nicht näher zu bezeichnen. Sie haben sich verführen lassen, sind verdorben hier in der Stadt. Traurig genug! Ein gedienter Soldat wie Sie, der des Königs Rock getragen hat! — Und Ihr alter Vater, der solch ein braver, treuer Mann ist. Schämen Sie sich, so herunterzukommen in der Gesinnung!“

„O wat dat gaud is, dat hei dat mal tau hüren kriegt,“ rief die Frau. „All dat heff ick em ook all seggt. Wur oft heff ick em dat all seggt: hei möt sick äberall nich mit de schlechte Kirls inlaten, — aber hei hett ja nich hüren wullt.“

„Halt's Maul, Frau! Was verstehst du davon!“ herrschte er sie an. Dann wandte er sich an Kriebow.

„Ich schäme mich meiner Partei nicht, Herr von Kriebow! Ne, das brauchen Sie nich zu denken! Ne, verstecken tun wir uns nich! Es mag ja von Ihnen vielleicht ganz gut gemeint sein, aber ich will meine Freiheit nich verkaufen. Weshalb ich nich wieder nach Grabenhagen zurückgehe, das werde ich Ihnen ganz offen sagen: Erstens mal is da mein Vater, der hat von nichts ne Ahnung — in der Politik, verstehen Sie! — das ist ja schließlich auch nicht zu verlangen von solch altem Manne, daß der mit der Zeit fortschreitet; ich wußte 's ja früher auch nich besser — — aber, Sehen Sie, Streit möchte ich auch nich mit ihm haben, 's is nun mal mein Alter. — Und dann — ne, ich mag überhaupt nich aufs Dorf zurück. Ich kenne den Rummel, ich weiß, wie's auf den Rittergütern zugeht; das ist ja die weiße Sklaverei. Sie und Ihresgleichen wundern sich, daß wir weglaufen, da sind sie ganz allein selbst dran schuld, die Herren. Da soll man wählen, wie der gnädige Herr will, da soll man lesen, was der gnädige Herr erlaubt, da muß man das Maul halten zu der Unterdrückung des Volkes, da soll man sich ducken unter das Regiment des Herrn Inspektors — nein, dazu sind die Zeiten zu fortgeschritten, dafür sind wir selbständige Männer. Das ist ja ärger als in Rußland! Dazu ist man sich zu gut! Man hat zuviel Ehrgefühl, um sich behandeln zu lassen wie das liebe Vieh.“

Er hatte sich in immer heftigere Erregung hineingeredet. Ungekämmt und ungewaschen, wie er war, mit bloßem Halse, in seinem zerschlissenen Überzieher, stand er vor Kriebow und deklamierte stark gestikulierend, mit

glühenden Augen und heiserer Stimme, im giftigen Pathos des Fanatikers, Phrasen, die er in Volksversammlungen aufgelesen hatte.

Kriebow sah ein, hier war nichts zu machen. „Wenn das allerdings so steht mit Ihnen, Wurten," sagte er und erhob sich, „dann reut mich mein Vorschlag, dann kann man Sie eben nur Ihrem Unverstand überlassen."

Er ging zu der Frau und reichte ihr die Hand. Sie klammerte sich an ihn an und jammerte: „Ach Gott, leiw' gnä' Herr! Verlaten Se uns doch blos nich! Wat sälen wi anfangen! Wi möten hier ja vör de Hund gahn! Verlaten Se uns doch bloß nich!"

Sie wollte Kriebow folgen, aber der Mann riß sie weg. „Schäm dich, Frau! Gebettelt wird nich! Wegwerfen, das haben wir nicht nötig!" —

XX.

Nachdem sich Klara in Berlin von Erich getrennt hatte, fuhr sie der Heimat zu. Der Zug war Schnellzug, aber er wollte der jungen Frau doch lange nicht schnell genug gehen. Der Gedanke, daß sie den Vater nicht mehr am Leben treffen könne, verfolgte sie wie ein Gespenst.

Sie war in der letzten Zeit so sicher geworden seinetwegen. Ihre eigenen Angelegenheiten hatten sie gänzlich in Anspruch genommen; sie machte sich Vorwürfe. Wie schnell sie vergessen hatte! Es kam ihr geradezu vor, als sei die plötzliche Erkrankung des Vaters eine Strafe für ihre Gleichgültigkeit.

Jetzt in ihrer durch Kummer und Sehnsucht gesteigerten Stimmung stand ihr die Heimat wieder ganz

deutlich vor Augen, zum Greifen deutlich! — Da war das alte Paar, das nun an die vierzig Jahre zusammenlebte.

Einen glücklicheren Ehebund konnte man sich nicht leicht denken. Niemals hatte man zwischen den Gatten Zwist erlebt; so schien es selbst den Nächststehenden.

Klara wußte, daß dieser Friede um einen teuren Preis erkauft war: durch die Selbständigkeit des Vaters. Der Willen der Mutter gab in allen Fragen den Ausschlag. Alle Welt fand diesen Zustand in schönster Ordnung; die einzige, die darin etwas Unrechtes erblickte, war die Tochter.

Früh schon hatte sich Klara auf die Seite des Vaters gestellt. Ihr Gerechtigkeitsgefühl empörte sich dagegen, daß ein Mensch, den sie liebte, unterdrückt werden sollte. Sie liebte die Mutter ja auch, aber in ganz anderer Weise als den Vater. Für den empfand sie früh ein Gefühl, das aus Zärtlichkeit und Fürsorge gemischt war. Sie trat schon als kleines Mädchen gegen die älteren Brüder auf, die mit jener naiven Grausamkeit, die den heranwachsenden Generationen nun mal eigen ist, achtlos über den Vater hinwegschreiten wollten und keine Rücksicht für seine Eigenart kannten.

Klärchens Parteinahme für den Vater war zunächst nur eine instinktive; sie tat so, weil sie nicht anders konnte — später, als sie über sich und andere nachzudenken begann, Recht und Unrecht gegeneinander abzuwägen gelernt hatte, sah sie die tiefer liegende Ursache dieser Entwicklung. Die Mutter war die stärkere Persönlichkeit, der lebhaftere Geist und die gesündere und robustere Natur. Der zarte, häufig kränkelnde Mann hatte das Glück, eine solche Lebensgefährtin an sich gefesselt zu haben, mit seiner Selbständigkeit bezahlen

müssen. Und die Frau hatte sich nichts Unrechtes dabei gedacht, als sie die Herrschaft sich aneignete; hätte ihr jemand gesagt, daß sie ihren Mann tyrannisiere, so würde sie sich über den ungerechten Vorwurf aufs echteste entrüstet haben.

Das Schwerste für Klara war gewesen, damals, als sie Erich das Jawort gab, die beiden alten Leute nun sich selbst überlassen zu müssen. Mit mancher bangen Sorge für die Menschen, die sie dort zurückließ, hatte sie sich von Burgwerda getrennt. —

Auf einem Kreuzungspunkte, wo der Schnellzug hielt, mußte Klara umsteigen, um von dort ab eine Nebenlinie zu benutzen. Während sie aus dem Coupé stieg, eilte eine ältere, starke Frau im Winterpelz auf sie zu und begrüßte sie.

„Wie steht's mit dem Vater, Elise?" rief Klara mit fast versagender Stimme.

„Ich danke, gnädige Frau! Es geht ein wenig besser. Der gnädige Herr freuen sich so sehr, daß gnädige Frau kommen."

„Gott sei Dank!" sagte Klara, von dem Alp einer großen Angst erlöst. „Das ist ja herrlich!"

„Die gnädige Frau Mama schicken einen Schal zum Umnehmen und die Decke zum Vorlegen, weil's so kalt wäre," erklärte Elise und gab der jungen Frau den Schal um die Schultern. Klara war so beglückt über die gute Nachricht, daß sie sich gegen die Wärmemittel gar nicht einmal zur Wehr setzte. Elise, eines trotz ihres Alters und ihrer Behäbigkeit noch immer äußerst fixe Person, hatte sich des Handgepäcks bemächtigt; man schritt nach der anderen Seite des Bahnhofs, wo bereits der Zug stand, mit dem Klara weiterfahren sollte.

Klara saß mit Elise allein im Coupé. Die Anzeichen

mehrten sich, daß man sich der Heimat nähere; der Schaffner erkannte die junge Frau und grüßte sie höflich.

Nun mußte Elise erzählen, natürlich zunächst über das Befinden des alten Herrn, was der Arzt gesagt, was für Mittel er verordnet habe. Elise war eine beredte Person, sie erzählte voll devoter Wichtigkeit.

Wie gut von der Mutter, ihr jemanden entgegenzuschicken! Auf diese Weise waren ihr doch ein paar Stunden Sorge erspart worden. Und gerade Elise! Die war ein solches altes Wahrzeichen von Burgwerda. Als Amme hatte sie dort ihre Laufbahn begonnen, war dann zum Stubenmädchen und zur Jungfer emporgerückt, schließlich hatte sie den Kastellan des Schlosses geheiratet. Jetzt war Elise das Faktotum von Frau von Lenkstädt.

Als die junge Frau sich ganz darüber beruhigt hatte, daß den Vater augenblicklich keine ernste Gefahr mehr bedrohe, ging sie mit ihren Erkundigungen zu anderen Personen über. Da kamen alle Leute im Hause daran, die Freunde im Orte und die Nachbarschaft. Elise war gerade die richtige Person, um jemanden, der lange fortgewesen war, über alles inzwischen Vorgefallene zu unterrichten.

Hin und wieder überzeugte sich Klara durch einen Blick aus dem Fenster, daß sie der Heimat näher und näher komme. Dort erschienen schon die bekannten Bergformen, die sie wie oft von ihrem Zimmer aus betrachtet hatte, als blaue Linie am Horizont. Nun fuhr man in einen Tunnel ein; wenn man jenseits herauskam, lag einem Burgwerda zu Füßen

Sobald sich das Ende des Tunnels ankündigte, trat Klara ans Fenster. Dort unten lag das Städtchen, überragt von einem Felskegel mit der Burg, nach der

es seinen Namen führte. Dahinter dunkelgrüner Fichtenwald. Das war die Heimat.

Klaras Herz schlug hoch hinauf. Wie oft, seitdem sie in der Fremde weilte, hatte sich die junge Frau dieses Bild vergegenwärtigt; wie schön war ihr die Heimat dann erschienen im Duft der Entfernung, und doch, wieviel traulicher noch und lieber war alles in Wirklichkeit, als sie es jetzt wieder sah.

Auf den Dächern lag Schnee. Das Flüßchen, das bei offenem Wetter da unten manches Rad trieb, war noch zugefroren. Der klobige Monolith, auf dem die Burg stand, hob sich dunkel ab von der Schneelandschaft ringsum, Fels und Mauerwerk schienen Eins in ihrer graubraun-düsteren Färbung.

Und von immer neuen Seiten zeigte sich das Bild; die Bahn stieg in weiter Bogenlinie allmählich von der Höhe in das Tal hinab.

Endlich, endlich hielt der Zug. „Station Burgwerda!" Der Schaffner riß die Tür auf. Der alte graubärtige Kutscher strahlte über das ganze Gesicht, als er die junge Frau auf den Wagen zukommen sah. Die alten, guten Tiere, „Michel" und „Hans", da waren sie, und der Landauer mit den grünen Rädern. Alles gute, liebe Bekannte.

Auch die kurze Fahrt durch das Städtchen ließ hundert wohlbekannte Physiognomien und Dinge vor der Heimkehrenden auftauchen. Die Firmenschilder der kleinen Läden, die Fenstervorsetzer, die Blumentöpfe, die altmodischen Gesichter — nichts hatte sich geändert! Als läge zwischen damals, als sie Abschied genommen, und heute nur ein Tag. Es war, als sei Fräulein von Lenkstädt von einer kurzen Ausfahrt ins elterliche Haus zurückgekehrt.

Und nun den steilen Schloßberg hinan, wo es im Schritt ging. Jeden Stein im Mauerwerk, jeden Riß im Felsen erkannte sie da wieder. An der Toreinfahrt setzten sich die Pferde von selbst in Trab. Nun über den gepflasterten Hof, daß es ratterte, und schließlich in einer schönen Kurve vor die Tür. Dort unter der Haustür das frische, weißumrahmte Gesicht der Mutter. Ein Umfangen, Küssen, Stammeln, Lächeln und Tränen.

Nun war sie wirklich in der Heimat. —

Die Anwesenheit seiner Tochter wurde die beste Arznei für den alten Herrn von Lenkstädt. Während er vorher zum Auslöschen gewesen war, so daß der Hausarzt nicht für sein Aufkommen stehen wollte, hatte sich von dem Augenblicke ab, wo Klärchens Kommen feststand, sein Befinden schnell gehoben. Und nun, wo die geliebte Tochter bei ihm war, machte er fast den Eindruck eines Gesunden.

Klara verbrachte den größten Teil ihrer Zeit bei dem Vater. Gern überließ ihr die Mutter den Platz im Krankenzimmer. Die temperamentvolle, tätigkeitsgewöhnte Frau mußte ihrer Natur Zwang antun, um sich in die linde Geräuschlosigkeit der Krankenpflege zu finden. Ihr stand es viel besser, in Haus und Hof nach dem Rechten zu sehen, die Dienstboten auf dem Trab zu erhalten, Befehle zu erteilen und selbst Hand anzulegen.

Klärchen aber liebte den Samariterdienst.

Die junge Frau las dem Vater vor, um ihn zu zerstreuen; und wenn sie merkte, daß ihm das zu viel wurde, dann erzählte sie ihm von Grabenhagen. Klara war selbst erstaunt, wie viel sich davon erzählen ließ. Der Kranke konnte nicht genug zu hören bekommen von der Umgebung, in der sein Kind jetzt lebte. Dann

wurden Vergleiche angestellt zwischen Burgwerda und Grabenhagen. Manches war dort besser, in anderem wieder hatte die hiesige Gegend ihre Vorzüge. Bald waren dem alten Herrn Namen und Physiognomien ganz geläufig von Orten und Personen, die er nie in seinem Leben gesehen hatte.

Auch für Klara war es ein Genuß, sich einmal zu befreien von dem Vielen, was sie in der letzten Zeit aufgenommen hatte. Hier im freien, unbefangenen Erzählen wurde sie sich selbst erst klar über die neue Heimat, die sie gewonnen hatte. Jetzt stand sie dem Durchlebten wie einer Landschaft gegenüber, die man, mit Anteil, aber ohne tiefere Erregung betrachtet, in jenem gerechteren Lichte, das die Ferne den Dingen verleiht.

Und mit niemandem auf der Welt hätte sie über ihre Erlebnisse so offen und ruhig sprechen können wie zu ihrem Vater. Es war die große Reinheit des Gemütes und Unschuld des Herzens, die den Verkehr mit ihm so leicht und erquickend machten. Er war so ganz ohne Falsch, gutmütig, voll kindlicher Naivität. Auch im Äußeren hatte er sich etwas Knabenhaftes bewahrt: ein rundes, bartloses Gesicht, fast ohne Furchen, mit großen, Heiterkeit strahlenden Augen.

Jetzt war Klara in dem Verhältnisse der allein gebende Teil. Aber in früheren Tagen hatte der Vater ihr in seiner Art doch mancherlei zu sein vermocht. Das Vaterhaus hatte keine auserlesene Stätte geboten für das Gedeihen eines jungen Mädchens. Vier ältere Brüder, wilde, ausgelassene Jungens, die Mutter eine handfeste Natur, deren Wesen durch die Erziehung von vier Knaben nicht weicher geworden.

Da war es ein Glück für das heranwachsende

Mädchen, daß sie einen Freund fand, und daß dieser Freund ihr Vater war. Leicht würde das Selbstbewußtsein Klaras zu Sprödigkeit und Härte ausgeartet sein, wäre nicht in jener bedeutsamen Zeit, da das Wesen des Menschen seinen Fruchtansatz für die Zukunft macht, dieser selbstlose und unbefangene Mann an ihrer Seite gewesen. Nicht, daß der Vater sie erzogen hätte nach einem bestimmten Plane; aber seine bloße Anwesenheit, der Anblick und das Vorbild seiner stillen, kinderguten Persönlichkeit bildeten den ausgleichenden und besänftigenden Einfluß in der Entwicklung der Tochter.

Die Lieblingsbeschäftigung des alten Herrn war die Gärtnerei; darin ging für gewöhnlich sein Tagesleben auf. Diese Tätigkeit beeinflußte auch seinen Aufzug. Seit Jahrzehnten führte er für seine Röcke die nämliche, waldgrüne Farbe und den nämlichen bequemen Schnitt. Den einen Anzug trug er zum Rosenokulieren, den anderen zum Kirschenpfropfen, ein dritter war für die Arbeit im Warmhause bestimmt, einen ganz besonderen wieder zog er zum Abnehmen seines Obstes an. In den Taschen konnte man allerhand finden: Stricke, Bast, Baumhäkchen, Obstproben, Samen; sein Diener hatte strenge Weisung, nichts daraus zu entfernen. Der Besitzer allein kannte die Individualität eines jeden dieser grünen, verschlossenen Flausche und behandelte sie wie alte, gute Freunde. Daß sie jemals der Ausbesserung bedürftig wären, konnte er nicht einsehen. Und wenn einmal Frau von Lenkstädt über die Garderobe ihres Gatten kam, war er ganz unglücklich. Einmal hatte sie einen der ältesten dieser Leibröcke auffärben lassen; wie neu kam er zurück. Der Rock blieb fortan unberührt in dem Kleiderschranke des alten Herrn hängen, für ihn war er unmöglich geworden.

Das Gut Burgwerda war nicht groß, aber durch seine Lage in volkreicher Gegend, in der alle Produkte leichten Absatz fanden, wertvoll. Feld und Wiese waren bis auf ein kleines Reststück parzellenweise verpachtet. Der Wald wurde von einem Forstbeamten verwaltet, die Erträge waren sichere und gute, da die zahlreichen Sägemühlen der Gegend starken Bedarf an Nutzhölzern hatten.

Die schönsten Einnahmen von Burgwerda aber kamen aus den Steinen. Die Brüche waren an Unternehmer vergeben. So blieb dem Gutsherrn zu eigener Verwaltung nur das unbedeutende, von der Verpachtung ausgenommene Mundgut. Aber auch hier führte er die Oberaufsicht nicht selbst; seine Frau hatte da für ihren Tätigkeitsdrang einen erwünschten Tummelplatz. Sie war es, welche die Bestellung der Felder überwachte und über den kleinen Viehstand die Oberaufsicht führte.

Das einzige Gebiet, wo Herr von Lenkstädt als unumschränkter Gebieter herrschte, waren seine Gartenterrassen, die er sich am Südhange des Schloßberges angelegt hatte. Hier war von ihm im Laufe der Jahre auf dem kargen Felsgestein ein kleines Paradies geschaffen worden. Hier züchtete er edle Obstsorten am Spalier, baute Wein, zog in den Frühbeeten Gemüse und hegte auserwählte Blumen. Zur Sommerszeit ging er mit Hacke, Rosenschere und Okuliermesser bewaffnet zwischen diesen Lieblingen umher, und auch im Winter gab es genug Arbeit im Warm- und Kalthause. Bis ins Zimmer folgte ihm diese Liebhaberei. Seine Fensterbretter waren besetzt mit Katteen, Hyazinthen in Gläsern und Kästen mit allerhand angetriebenen Knollen und Ablegern. Ein Blumentisch wies stets die auserlesensten Blattpflanzen auf.

In letzter Zeit, besonders seit Klärchen das Haus verlassen, hatte er sich dieser Liebhaberei noch mehr zugewandt, er wollte von anderen Dingen nichts mehr sehen und hören. Früher interessierte ihn der Gang der Gutsgeschäfte doch wenigstens von weitem; aber jetzt blieben die Forstregister und Rechnungen auf seinem Schreibtische ungelesen liegen. Selbst die Rangliste studierte er nicht mehr und das Staatshandbuch, in denen er das Avancement seiner Söhne und ihre Aussichten auf Karriere verfolgt hatte. Die Zeitung interessierte ihn auch nicht. Die Fäden, die ihn mit der Welt da draußen verbanden, wurden dünner und dünner. Den wenigen Bekannten, die er sah, fiel es auf, wie müde und stumpf der alte Lenkstädt geworden war in kurzer Zeit.

Wenn Fremde das schon sahen, wie viel weniger konnte es dem Auge der Tochter entgehen. Es machte Klärchen unendlich traurig, dieses allmähliche Einschlafen, das Welken der Kräfte, melancholisch wie das Abfallen der Blätter, wenn es kalt wird draußen. Ein Prozeß, der natürlich ist und notwendig, aber dem wir bei einem geliebten Menschen ratlos und schmerzgetroffen gegenüberstehen.

Es war Spätherbst für ihn geworden; Klara sah es. Sie ließ sich von ihrer Wehmut nichts merken, um ihm die letzten Sonnenblicke, die ihm das Leben noch zusandte, nicht zu verdüstern.

Frau von Lenkstädt klagte, daß sie so wenig von der Tochter habe; Klärchens Aufenthalt in Burgwerda würde hingehen, und sie würden sich nicht „genossen“ haben. Als ob es überhaupt möglich gewesen wäre, diese Mutter zu genießen! — Sie war ja den ganzen Tag beschäftigt, bald in Küche und Keller, bald in den

Vorratskammern und auf den Böden, oder auch in ihrer Landwirtschaft. Wenn sie sich dann abends niedersetzte, mit der Absicht „gemütlich zu sein," dann machte die Natur ihre Rechte geltend; der alten Dame fielen gewöhnlich die Augen zu.

Mit der Nachbarschaft hatte Klara den Verkehr nicht wieder aufgenommen, denn als sie die Familien ringsum im Geiste durchging, fand sie, daß es kaum lohnen würde, mit ihnen von neuem anzuknüpfen.

Nur mit einem Hause machte sie auf den dringenden Wunsch ihrer Mutter eine Ausnahme; das waren die Radehausens auf Brandes, als nächste Nachbarn und intimste Freunde.

Die äußere Lebenslage der Familien war eine sehr ähnliche; bei der großen Nähe der beiden Güter wußte man allzuviel voneinander. So kam es, daß man bei aller Freundschaft zur gegenseitigen Eifersucht neigte. Nun wollte es auch noch das Unglück, daß in Brandes eine ganze Anzahl unverheirateter Töchter saß, und bisher hatte keiner der Lenkstädtschen Söhne Anstalt gemacht, auch nur eine von ihnen vor dem Lose der alten Jungfer zu bewahren. Dadurch war ein Frost in die frühere Intimität gefallen. Und als nun gar Kläre von Lenkstädt sich verlobte, noch dazu mit einem wohlhabenden Manne aus guter Familie — also eine gute Partie machte — war man in Brandes verschnupft; die gegenseitigen Besuche waren in der letzten Zeit seltener geworden. Und wenn nun jetzt Klara, von deren Anwesenheit in Burgwerda die Radenhausens natürlich Kunde hatten, ferngeblieben wäre, dann würde die Freundschaft, die längst einen Riß bekommen hatte, gänzlich in Scherben gegangen sein.

Als Klara ihren Besuch auf dem benachbarten

Sitze machte, stürzten sich die Töchter des Hauses in übertriebener Freude auf die junge Frau. Sie sollte berichten von ihrem Manne, von Grabenhagen, von ihrem Leben; man würde es nur zu gern gesehen haben, wenn Klara in möglichst prahlerischer Weise von ihrem Glücke erzählt hätte, um sich im geheimen darüber erregen zu können. Aber Klara tat ihnen den Gefallen nicht, war äußerst zurückhaltend in ihren Mitteilungen, so daß die Damen, als sie nachher unter sich waren, zu der beruhigenden Vermutung kamen, daß es mit der glänzenden Partie, welche Kläre von Lenkstädt gemacht, doch nicht gar so weit her sein könne.

Solcher Katzenfreundlichkeit abermals zu begegnen, verspürte Klara wenig Lust. Da war es weit netter bei ihrer Freundin Minchen Lippert im Städtchen unten.

Minchen hatte etwa ein halbes Jahr vor Klara geheiratet; ihr Mann führte den gewichtigen Titel eines Untersteuerkontrolleurs. Minchen war Klara immer durch rührende Anspruchslosigkeit sympathisch gewesen. Sie wollte doch mal sehen, wie sich die Jugendgespielin inzwischen ihr Nestchen eingerichtet habe. Klara ging also eines Morgens, Minchen Lippert zu besuchen.

Die Frau Untersteuerkontrolleur öffnete selbst die Tür, sie schien durch den Besuch aufs höchste überrascht und war drauf und dran, davonzulaufen, um ein anderes Kleid anzulegen. Es gelang jedoch Klara, ihr das auszureden. Dann wurde die „gnädige Frau von Kriebow“ in die gute Stube genötigt, schnell das Sofa von seinem Überzuge befreit und der Besuch vom Schloß ersucht, Platz zu nehmen.

Nachdem sich die erste Befangenheit bei dem Frauchen gelegt hatte, fand sie sich selbst wieder; sie sah ja, daß Klara noch ganz die alte geblieben war.

So wurde Minchen Lippert denn zutraulich, fing an, harmlos zu plaudern, in dem Tone, der früher zwischen ihnen an der Tagesordnung gewesen war.

Gerade war sie bei der Küchenfrage angelangt und erzählte, auf welche Weise sie es möglich mache, ihrem Manne viermal in der Woche warmes Fleisch vorzusetzen, als sie plötzlich in der Unterhaltung stockte und mit gespannter Miene nach der Tür hin lauschte. Von dort erklangen eigentümliche hohe Töne. „Sie sind schon wach!“ rief Minchen und sprang von ihrem Sitze auf. „Ja, mein Gott! Hast du ein Kind?“ fragte Klara erstaunt. „Du liebe Zeit! Zweie. Wußtest du denn das nicht? Es sind doch Zwillinge.“

Nein, Klara wußte von gar nichts. Welch ein Glück für Minchen! Und gar Zwillinge! Das war ja reizend! —

„Nicht wahr?“ meinte die junge Mutter, und dabei flog ein beglücktes Lächeln über ihr Gesicht. „Es ist doch gar nicht so schlimm, daß es Zwillinge sind. Die Leute bedauern uns deshalb. Ich finde es so nett: Ein Junge und ein Mädel; da haben sie doch Gesellschaft aneinander, wenn sie größer werden. Du bist die erste, die sich freut, daß es ein Pärchen ist.“

Inzwischen meldeten sich die Schreihälse aus dem Nebenzimmer immer energischer. Minchen machte Klara auf die Verschiedenheit der Stimmen aufmerksam. Die konnte allerdings nur ein gänzlich unartikuliertes Quäken vernehmen und mußte es auf Treue und Glauben hinnehmen, daß die tiefere Stimme „Fritzchen“ seine und die hellere „Ernestinchen“ ihre sei.

„Kann man denn die kleinen Dinger nicht mal sehen?“ fragte Klara. Minchen war nur zu stolz, ihre Lieblinge der Freundin vorzuführen.

Von diesem Tage ab besuchte Klara die junge Mutter täglich. Herr von Lenkstädt war jetzt so weit hergestellt, daß er die Tochter auf einige Stunden entbehren konnte. Minchens Gatte aber, der Herr Untersteuerkontrolleur, war den größten Teil des Tages durch sein Amt auswärts beschäftigt, und so konnten die beiden jungen Frauen denn ganz für sich sein.

Schnell war Klara, die mit so kleinen Kindern noch nie etwas zu tun gehabt hatte, in die intimsten Geheimnisse der Säuglingspflege eingeweiht. Bald stand sie da mit aufgestreiften Ärmeln, eine Schürze vorgebunden, und badete die Zwillinge, wickelte sie dann sachgemäß ein, wärmte die Milch, beruhigte die Schreier und brachte sie zum Schlafen.

Obgleich sie mit niemandem davon sprach, hatte sich's schließlich doch herumgeredet, wohin Klara jeden Morgen gehe und auch, was sie bei Minchen Lippert treibe.

Eines Tages fing Frau von Lenkstädt an, erst von den Zwillingen der Frau Untersteuerkontrolleur und dann von kleinen Kindern im allgemeinen zu sprechen. Sie billige es, sagte sie, daß Klärchen sich damit abgebe; man könne ja nicht wissen, ob sie solche Erfahrung nicht bald selbst brauchen werde.

Dieses Aushorchen bedeutete eine wahre Folter für Klara. Wenn es nicht die Mutter gewesen wäre, sie hätte wohl in schroffer Ablehnung solchen Anspielungen ein für allemal ein Ende zu machen gewußt.

XXI.

Nach all dem geselligen Trubel, den die Woche für ihn gebracht hatte, hoffte Erich von Kriebow am Sonntag mal gründlich ausschlafen zu können. Sehr

wenig angenehm berührt war er, als ihn der Hausdiener gegen zehn Uhr weckte. Ein Herr wünsche den Herrn Baron zu sprechen. Auf der Visitenkarte stand: „Adalbert Moritz von Kriebow".

Ah, der Vetter! Er lasse den Herrn ersuchen, ein Viertelstündchen im Frühstückszimmer zu warten, unterdessen wolle er sich ankleiden.

Erich von Kriebow fühlte diesem Vetter gegenüber kein ganz reines Gewissen. Adalbert Moritz hatte ihm zu Neujahr gratuliert mit einem vier Seiten langen Brief voll guter Wünsche; er hatte kein Wort darauf erwidert, und nun kam der Brave noch außerdem ihn besuchen.

Adalbert Moritz von Kriebow hatte einen untergeordneten Posten bei einer Lebensversicherungsanstalt inne. Ursprünglich war sein Ehrgeiz darauf gegangen, Offizier zu werden. Er hatte es jedoch bei dieser Karriere nur bis zum Fähnrich gebracht. Von Grabenhagen bezog er die Zinsen eines kleinen Lehnstammanteils. Davon und von seinem geringen Gehalt bei der Versicherungsanstalt lebte er schlecht und recht als Junggeselle. Die freie Zeit, die ihm das Bureau übrigließ, füllte er mit Forschungen über die Geschichte seiner Familie aus. Das Bewußtsein, einem alten, vornehmen Geschlechte anzugehören, verlieh seinem ärmlichen Dasein einen Schimmer von Glück und Stolz.

Der arme Kerl! Erich von Kriebow entsann sich noch deutlich der Besuche, die Adalbert Moritz ihm Sonntags früh in der Kaserne abgestattet hatte. Gerade wie heute! Er kam immer um diese Zeit, weil er wußte, den Vetter da sicher zu treffen; vielleicht auch wegen des Frühstücks, das ihm Erich dann regelmäßig servieren ließ. Zu Tisch eingeladen zu werden im Kasino, wußte er ja, hatte er keine Aussicht. Sein Bedürfnis war, sich wenigstens

für eine Stunde in der Woche in anständiger Gesellschaft zu bewegen. Seine Unterhaltung — die Erich hinterher meist einiges Gähnen zu verursachen pflegte — war von dem feierlichen Bewußtsein getragen, daß es zwei Kriebows seien, die sich gegenübersaßen. Und wenn er dann ging, war er von neuem in seinem Familienstolze bestärkt und zehrte dann während der demütigenden Plackereien der Woche an dem erhebenden Bewußtsein, daß auch ihn mit der vornehmen Welt ein Faden verbinde.

Adalbert Moritz hatte sich nur wenig verändert, seit der Grabenhäger ihn zum letzten Male gesehen. Das war dasselbe kurzgehaltene, graumelierte Haar, das mit Sorgfalt gepflegte Schnurrbärtchen, die vergrämten, von Sorgenfalten durchfurchten Züge, die langaufgeschossene Gestalt, das kurze Röckchen, der bunte Schlips, die hellen karierten Beinkleider und die roten Handschuhe. So stand er da, nicht ganz Leutnant, in seinem Aufzuge seine verunglückte Existenz bekennend. Der Klapphut, den er an Stelle eines Zylinders führte, war auch noch derselbe, mit seinem blauseidenen Futter und der Krone über dem Monogramm.

Er habe es in der Fremdenliste gelesen, daß Erich in Berlin sei, und da habe er sich erlaubt, ihm seine Aufwartung zu machen. Der Grabenhäger entschuldigte sich, daß er ihn nicht aufgesucht habe, denn er glaubte aus den Worten des Vetters, so höflich sie auch gesetzt waren, doch ein gewisses Beleidigtsein herauszuhören. Der alte Kerl war überhaupt leicht gekränkt und mißtrauisch, Erich wußte das aus Erfahrung.

„Aber ich bitte dich, lieber Vetter!“ rief Adalbert Moritz, „ich weiß ja, wozu du in Berlin bist! Doch nicht um meinetwegen. Mal en bißchen amüsieren,

was? — Ich kann das so gut verstehen. Schon im Klub gewesen?" . . . . . .

Adalbert Moritz von Kriebow liebte es, sich an dem Treiben der vornehmen Gesellschaft, das ihm selbst unzugänglich war, wenigstens von weitem zu sonnen. Es gehörte zu seinen Eigentümlichkeiten, hohe Namen mit möglichst erhobener Stimme in die Unterhaltung hineinzuziehen. Erich kannte das an ihm, er wußte auch, daß sein wackerer Vetter gelegentlich indiskret sein konnte. Die Öffentlichkeit des Gesprächs war ihm daher unangenehm — im Zimmer befanden sich Hotelgäste, die bereits die Ohren spitzten —; er schlug also vor, auszugehen und in einem Restaurant zu frühstücken.

„Mir sehr recht, lieber Vetter!" meinte der andere. „Ich habe sowieso in einer wichtigen Sache unter vier Augen mit dir zu sprechen." Dabei deutete er auf ein in graues Papier geschlagenes Paket in seiner Hand.

Unterwegs erkundigte sich der Vetter eingehend nach der Cousine; sie zu kennen habe er ja freilich leider noch nicht die Ehre. Erich wußte, worauf diese Bemerkung ziele: er hatte sich ja im vorigen Jahre auf der Rückkehr von der Hochzeitsreise einige Tage mit Klärchen in Berlin aufgehalten und dabei den Vetter nicht herangezogen. Nichtsdestoweniger fragte jetzt Adalbert Moritz, ob die gnädige Cousine etwa auf ihrem Rückwege über Berlin komme, dann würde er sich „eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen", sie auf dem Wege von Bahnhof zu Bahnhof zu beschützen. Erich lehnte das dankend ab.

„Nun und werden wir denn bald zu einem Familienzuwachs gratulieren können?" fragte Adalbert Moritz und lachte dabei erkünstelt ausgelassen.

Erich von Kriebow schüttelte unwillig den Kopf.

Er liebte nicht solche vertrauliche Erkundigungen, am allerwenigsten von seiten des Lehnsvetters, dessen Interesse, daß er ohne männliche Nachkommenschaft bleibe, er ganz genau kannte.

„Zu einer Besitzung wie Grabenhagen gehört doch auch ein Stammhalter," fuhr der Vetter unbeirrt fort. „Die Hoffnung der Familie ruht auf dir, lieber Erich! Tassilo in Wiesbaden hat keine Kinder, Guido und Dedo haben es nur zu Töchtern gebracht, ich werde wohl schwerlich noch heiraten, du mußt also die Ehre des Hauses retten. Es wäre doch ein Jammer, wenn unser alter Name durch Mangel an Nachkommen aussterben sollte. Aber ich denke mir, das wirst du schon nicht zulassen." —

Wieder ein gezwungenes Lachen, in das Erich einzustimmen nicht in der Lage war.

Man trat in ein Bräu Unter den Linden, das um diese Tageszeit noch leidlich leer war. Adalbert Moritz suchte einen Ecktisch aus, um möglichst unbelauscht zu sein; er schien äußerst geheimnisvolle Dinge vorzuhaben.

Nachdem Adalbert Moritz das Frühstück, das Erich ihm bestellt, bis auf den letzten Happen verzehrt hatte, packte er aus. Ein dickleibiges Manuskript entwickelte sich unter seinen Händen aus einer doppelten Hülle von Papieren. Erich meinte, er hoffe nicht, daß ihm der Vetter das alles vorlesen wolle.

Das sei die „Familiengeschichte", an der er seit Jahren gearbeitet und die nun endlich abgeschlossen sei, erklärte Adalbert Moritz in bedeutungsvollem Tone, und seine vergrämten Züge klärten sich für einen Augenblick auf vor Stolz und Freude über das vollendete Werk. Dann erzählte er, was alles für Mittel er angewendet habe, um Kriebowsche Urkunden aufzufinden:

mit Heroldsämtern habe er korrespondiert, Bibliotheken durchstöbert, Sachkundige zu Rate gezogen, Kirchenbücher und Stadtchroniken durchgearbeitet, keine Mühe und keine Kosten habe er geschont, um das Material heranzuschaffen; und daraus nun sei diese Familiengeschichte entstanden, die ihresgleichen suche.

Er blätterte mit liebevoller Hand in dem Manuskripte, dann begann er zu lesen. Es waren meist trockene Tatsachen, die er ohne jeden Kommentar vortrug: da war ein Kriebow als Zeuge aufgetreten mit elf anderen Rittern bei einem Schiedsspruch, ein anderer hatte seinem Fürsten Urfehde schwören müssen, Frieden zu halten, wieder ein anderer setzte seiner Frau ein Leibgedinge aus, oder es wurde einem Kloster bestätigt von einem Herrn von Kriebow, daß er den Mönchen jährlich am Michelstage fünf Scheffel Getreide abgeben wolle. Ein anderer Kriebow lieh seinem Vetter sechs Schock Groschen, und so weiter. —

Für alle diese Daten waren die Urkunden nicht nur angeführt, sondern auch beschrieben, mit peinlicher Genauigkeit und Weitschweifigkeit.

Adalbert Moritz las und las; seine Augen leuchteten, seine bleichen Wangen hatten sich gerötet, in getragen elegischem Tone deklamierte er. Eine Tatsache wie die: daß ein Hanko von Kriebow seinen Bauern einen Streifen Wiese um einen Erbzins von jährlich einem Kalb, drei Hähnen und zwei Schock Eiern überlassen, trug er mit einem Pathos vor, als handle es sich um ein Ereignis von welthistorischer Bedeutung.

Erich konnte sich nicht helfen, unter der vorgehaltenen Hand ab und zu einmal zu gähnen; er konnte jenen Käufen und Verkäufen, Täuschen, Belehnungen, Geburts- und Todesfällen, obgleich sie seine eigenen Vor-

fahren betrafen, wirklich kein solches Interesse abgewinnen, wie der Vetter vorauszusetzen schien. Aber der las unbeirrt weiter. Für ihn handelte es sich ja um das Größte und Heiligste, was er besaß auf der Welt, um die Illusion, die ihn hinwegsetzte über sein ärmliches Dasein, die Idee: teilzuhaben an Reichtum und Macht längst dahingegangener Generationen.

Erich von Kriebow zog, um die Sache abzukürzen, die Uhr, dann sagte er, er habe eine Verabredung, bei einem Bekannten in Potsdam zu Mittag zu essen.

Adalbert Moritz machte sich ein Zeichen an der Stelle, bis zu der er gekommen. Das übrige, sagte er, werde er dem Vetter ein andermal mitteilen. Jetzt aber müsse er noch die Hauptsache mit ihm besprechen: die Drucklegung des Buches.

Man könne doch von niemandem verlangen, so etwas zu kaufen. Daran könnten doch im besten Falle nur die paar Familienmitglieder Interesse haben, meinte Erich.

Der Vetter war sichtlich beleidigt über Erichs Auffassung. Dem müsse er allerdings widersprechen, sagte er, sein Buch sei „allgemein interessant", es habe „historischen Wert", ja er behaupte nicht zu viel, wenn er sage, es sei von „kulturhistorischer Bedeutung".

Um den Aufgeregten zu beruhigen, sagte Erich, er verstehe vielleicht zu wenig von derlei Dingen. Wer das Buch denn verlegen werde. —

Das sei gerade dasjenige, worüber er habe mit dem Vetter sprechen wollen, meinte Adalbert Moritz und rückte dicht an Erich heran. Für derartiges, erklärte er, fände sich ein Verleger äußerst schwer. Die Sache sei natürlich kostspielig, denn es gehörten dazu Abbildungen von Siegeln und Wappen, Stammtafeln,

Faksimiles von Handschriften, Urkunden und Porträts. Daher müsse man entweder dem Verleger eine Kautionssumme stellen oder man müsse das Werk im Selbstverlag erscheinen lassen. Er, Adalbert Moritz, sei natürlich nicht in der Lage, das nötige Geld aufzubringen, dazu sei seiner Ansicht nach die Familie verpflichtet, in erster Linie Erich, als der Vertreter der ältesten Linie.

Erich von Kriebow war einigermaßen verdutzt, als der Vetter ihm in dieser Weise die Pistole auf die Brust setzte. Was dachte sich denn Adalbert Moritz! Für seine Marotten wollte er ihm das Geld aus der Tasche ziehen! Er dankte für die Ehre, die Kosten eines Unternehmens zu tragen, an dem er herzlich wenig Interesse hatte.

Aber der Vetter ließ nicht locker. Mit Hartnäckigkeit kämpfte er für seine Idee. Sich mehr und mehr ereifernd, setzte er auseinander, daß es Erichs als eines wohlhabenden Mannes Pflicht sei, für die Betätigung des Familieninteresses eine offene Hand zu haben.

Der Grabenhäger sah ein, daß er den Vetter aufklären müsse über seine wahre Lage. Er deutete ihm an, daß seine Verhältnisse gar nicht so glänzend seien, wie er anzunehmen scheine, ja daß er die größte Sparsamkeit zu üben genötigt sei.

Adalbert Moritz mochte das für eine Ausflucht halten, mit der sich Erich ihm entziehen wollte; er behaupte, der Vetter sei sehr wohl in der Lage, hier etwas zu tun, er wolle nur nicht. Dann ließ er ein Wort von „mangelnder Generosität“ fallen. Erich fing das an zu verdrießen, er sagte ziemlich kurz: daß er wohl seine eigenen Verhältnisse besser kennen werde als der Vetter.

Da riß der ein Blatt aus dem Notizbuch und be-

ganz es mit Zahlen zu bedecken, zu addieren und zu multiplizieren. Erich sah ihm mit Befremden zu. Das seien die jährlichen Einnahmen aus Grabenhagen, sagte Adalbert Moritz schließlich, und hielt dem Vetter die Zahlen vor's Gesicht.

Erich von Kriebow fühlte einen Augenblick lang das lebhafte Bedürfnis, jenem grob zu werden. Aber er bezwang sich; es lohnte sich wirklich nicht der Mühe, und es wäre auch kein Bravourstück gewesen, den verärgerten Alten zurechtzuweisen, obgleich er es verdient hatte. Rechnete der Mensch da im geheimen nach, was Grabenhagen seinem Besitzer bringe. Es war ein unangenehmes Gefühl, solch hungrigen Zuschauer beim Essen zu haben. Und vorhin seine schlecht verhehlte Neugier wegen des „Familienzuwachses“. — Sollte der alte Kerl sich etwa gar mit der Hoffnung tragen, ihn auszuerben! — Erich mußte unwillkürlich bei dem Gedanken auflachen.

Adalbert Moritz verstand zwar den Grund von Erichs plötzlicher Heiterkeit nicht, aber er nahm sie übel. Mit beleidigter Miene erhob er sich und packte seine Papiere zusammen.

Der Abschied, den die Vettern von einander nahmen, fiel etwas frostig aus.

* * *

Erich von Kriebow hatte Ulrich und Mira, als er ihnen seinen Besuch machte, nicht zu Haus angetroffen. Er war nicht allzu betrübt deshalb. Seine Bewunderung für Mira Pantin hatte sich sehr abgekühlt. Besonders seitdem sie sich mit John Katzenberg in so unverblümter Weise eingelassen, war sie ihrem früheren Verehrer verleidet worden.

Eines Abends traf er das Ehepaar im Zirkus. Da konnte er doch nicht umhin, zu Mira in die Loge zu gehen. Sie zeigte sich von großer Aufmerksamkeit für ihn, ja sie ließ um Kriebows willen einen älteren Herrn mit dem Durchlauchtstitel warten. Sie entließ den Grabenhäger nur auf das Versprechen hin, am Abend darauf bei ihnen zu speisen.

Erich von Kriebow kannte das Haus noch recht gut. Wie oft war er die drei Treppen zu Pantins hinaufgestiegen! Manchmal abends spät, wenn er auf dem Weg nach Haus Licht in Miras Salon erblickte, hatte er ein Stündchen Unterhaltung noch mitgenommen.

Die Einladung ging auf ein halb acht Uhr im Frack; er war gespannt, wen er dort finden würde. Im Vorzimmer sah er eine Anzahl dunkle Paletots hängen. Also Zivil! — Kriebow hatte um nicht als Provinziale zu erscheinen, sich Zeit genommen, denn in Berlin ist man unpünktlich, sagte er sich; darüber war er der Letzte geworden.

Mira war, wie immer, wundervoll angezogen. Der Abend war ihre beste Zeit. Wenn möglich, trug sie offenes Kleid, um von ihrer berühmt schönen Büste nicht mehr zu verstecken als irgend anging. Kriebow war doch wieder betroffen durch den Glanz ihrer Erscheinung.

Ulrich machte ihn mit den Anwesenden bekannt, soweit das nötig war. Es waren weniger Damen da als Herren. Der Hausherr entschuldigte sich bei Kriebow, daß er keine Dame für ihn habe, aber sie hätten Absagen bekommen. Mira habe außerdem gewünscht, daß er rechts von ihr sitzen solle, damit sie recht viel von ihm habe.

Kriebow ließ sich schnell noch von Ulrich die Per-

sonalien erklären, um im Bilde zu sein. „Wer ist denn der alte Herr dort mit der Platte?“ fragte er.

„Kennst du den nicht? Das ist ja dein Nachbar in Groß-Podar, der Kommerzienrat von Katzenberg.“

„Wie Teufel kommt denn der hierher?“

„Er führt seine Töchter aus diesen Winter. Dort die beiden kleinen in Weiß! Und die starke Dame, die eben mit Mira spricht, ist die Mutter dazu.“

„Sieh mal an, das ist ja interessant!“

„Ja, es sind sehr nette Leute. Wir verkehren viel mit ihnen. Die Mädels machen übrigens ziemliches Aufsehen in Berlin.“

Da Ulrich von einem Diener abgerufen wurde, der dem Wirt etwas meldete, hatte Kriebow Muße, die Familie Katzenberg einer genaueren Betrachtung zu unterziehen: der Kommerzienrat war ein kleiner, zur Korpulenz neigender, dabei aber beweglicher Mann, mit scharf geschnittenen, klugen Gesichtszügen. Von dem Weiß des Backenbartes, des spärlichen Haupthaares und der Brauen hoben sich eigenartig lebhaft die dunklen Augen ab. Den Eindruck eines Großgrundbesitzers machte Katzenberg senior sicherlich nicht; man konnte ihn sich schwer auf dem Wirtschaftshofe oder gar auf dem Acker vorstellen, eher schon an der Börse oder im Bankgeschäft.

Die Frau war größer als er; eine stattliche Blondine von stark verblühter Schönheit.

Die Töchter hatten den Gesichtsschnitt und den brünetten Teint des Vaters geerbt. Sie waren, wie Kriebow bei sich feststellte, raffiniert einfach gekleidet; weißseidene, glatte Kleider, fast gar kein Schmuck, das blauschwarze Haar nach japanischer Art frisiert, von Hals und Arm gerade so viel zu sehen, wie es ihrer

Magerkeit nach stand. Auffällig waren an diesen Mädchen die großen, mandelförmig geschnittenen Augen, mit den starken, geraden Brauen. Ob die Schwestern hübsch seien, wußte Kriebow nicht zu entscheiden, jedenfalls waren sie schick.

Aus dem Korps der schwarzen Fräcke, die im Nebenzimmer versammelt waren, trat plötzlich eine ihm wohlbekannte Gestalt auf Kriebow zu: Graf Ingelsbrunn. „Sie hier!“ rief Kriebow. Er konnte sich nicht entsinnen, dem Grafen jemals in diesem Salon begegnet zu sein. Das mußte seinen besonderen Grund haben.

Die Unterhaltung der beiden wurde unterbrochen dadurch, daß es zu Tisch ging.

Ein Oberregierungsrat führte die Dame des Hauses. Er putzte eine Gesellschaft an mit seinem schönen Bart, seinen Dekorationen und auch mit seiner jugendlichen Frau: einer zierlichen Person, mit niedlichem Vogelgesichtchen. Ihr Trick war, sich auf die kindlich Harmlose zu spielen. Kriebow hatte sie, als eine von Miras Intimen, früher oftmals hier erlebt. Er kannte Paulettes ganzes Getue in- und auswendig: ihren unschuldigen Augenaufschlag, ihre naiven Fragen, ihr helles Gelächter. Nichts hatte sich an der Frau verändert — sie war eine von denen, die sich ewig konservieren —, nur ihre Courmacher wechselten, und das ziemlich schnell.

Kriebow sah sich unwillkürlich nach Paulettes letztem Verehrer um; es war ein Italiener gewesen von der Botschaft. Über das schlechte Deutsch, in das er seine verliebten Redensarten gekleidet, hatte sich Paulette immer ausschütten wollen vor Lachen. Aber heute saß ein anderer neben ihr: Ingelsbrunn. Sollte der etwa den Italiener abgelöst haben? Es schien fast so nach der vertrauten Art, wie sich die beiden unterhielten. —

Kriebow schüttelte den Kopf; der Graf war in der letzten Zeit, wie's schien, recht herabgekommen in seinem Geschmack.

Bei einem anderen Ehepaar, das zu den Gästen gehörte, war die Frau der ältere Teil. Die Gräfin kokettierte mit ihrem weißen Haar, das zu dem rosigen Gesicht einen kleidsamen Gegensatz bildete. Auch ihre Lebens- und Liebesgeschichte fiel Kriebow wieder ein. Er hatte diese Frau noch hochblond gekannt. Sie war zum dritten Male verheiratet. Der erste Gatte war gestorben, vom zweiten war sie geschieden, den dritten besaß sie noch. Für jede Ehe hatte sie eine andere Haarfarbe gehabt. Das weiße Haar führte sie, seit sie mit dem Grafen verheiratet war: ein junger, blasser Mensch, bartlos, mit dünnem Haar und hoher Stimme, den man für ihren Sohn hätte halten können.

Mira überließ den Oberregierungsrat, nachdem sie ein paar Höflichkeitsphrasen mit ihm gewechselt, seiner Ruhe und widmete sich dem Grabenhäger.

Er mußte ihr erzählen, was sich, seit sie im Herbste Langendamm verlassen hatte, in der Gegend zugetragen habe. Über jede einzelne Persönlichkeit sollte er Rede stehen; sie knüpfte dann in ihrer unverfrorenen Art Bemerkungen daran.

Mira pflegte also nach wie vor diesen Stil, für den sie in der Gesellschaft den Beinamen „der schöne Gamin" erhalten hatte; immer wieder war man frappiert, wenn die schöne, elegante Frau mit dem ruhigsten Gesichte der Welt Dinge sagte, die man im Munde eines Gassenjungen stark gefunden haben würde.

Während sie nun alle Häuser und Persönlichkeiten der Nachbarschaft durchhechelte und jedem eine saftige Randbemerkung anhing, vermied sie es, von dem Landrat

zu sprechen. Kriebow erwähnte ihn einige Male, weil es ihn interessierte, zu erfahren, wie sie neuerdings zu John Katzenberg stehe. Was wollte sie eigentlich? Warum protegierte sie den Menschen so auffällig? Und nun gar noch die Intimität mit seiner Familie! Früher war Mira wenigstens exklusiv gewesen; einen Kommerzienrat hätte man da sicher nicht in ihrem Salon getroffen.

Aber Mira ging nicht auf das Thema ein. „Ach, der kleine Landrat! Habe lange nicht mehr von ihm gehört.“ Das war alles, was sie äußerte. — ‚Dann lügst du, oder John Katzenberg hat geflunkert!‘ — dachte Kriebow bei sich; denn er hatte den Landrat erst kürzlich sich damit brüsten hören, daß er mit Mira Pantin korrespondiere. —

Um Mira etwas Angenehmes zu sagen, erzählte Kriebow, er habe neulich Kari gesehen in Langendamm und sei überrascht gewesen, wie allerliebst sich ihre Schwägerin herausgemacht habe.

„Ach Gott! Kari, das gute, einfältige Tier! Ja, wir haben ihr hier etwas Manieren beizubringen versucht, denn das war nötig! Sie hatte ja von nichts ne Ahnung. Es gefiel ihr mächtig in Berlin! Das Mädel sperrte Mund und Nase auf. Das viele Militär, die Leutnants, das war Karis ganzes Ideal. Und wissen Sie, auf der Straße, wenn uns Herren begegneten, — so ein Auge wagte sie gerade dran. Ich sage zu ihr: ‚Kari, guck' doch den Herren man dreist in die Augen, das ist in Berlin Mode; du gewöhnst dir noch das Schielen an.‘ Da wird das Mädel rot bis über die Ohren. Überhaupt, sie war sehr drollig. Gott, was haben wir über die Kleine gelacht! Hier die Gräfin und Paulette und ich, wir haben sie mal

ins Gebet genommen. Da hat sie Ansichten herausgesteckt — die reine Unschuld, sage ich Ihnen! Nein, sie war noch nicht reif für Berlin. Schließlich sehnte sie sich selbst von hier weg. Und da ist sie eines Tages wieder nach Langendamm zurück zu ihren Hühnern und Gänsen. Ja, das war: Kari in Berlin! Bringen Sie mal die Gräfin oder Paulette auf das Thema!" —

Kriebow sah sich die beiden Damen an und dachte bei sich, daß es eine eigentümliche Klasse von Lehrmeisterinnen sei, die man da dem jungen Mädchen gegeben hatte.

„Nun erzählen Sie mir aber mal von sich und Ihrer Frau!" meinte die Dame des Hauses bald darauf. „Noch immer so unaussprechlich glücklich miteinander?"

Kriebow empfand eine starke Abneigung, zu Mira von Klärchen zu sprechen. Er sagte nur in aller Kürze, daß es seiner Frau gut gehe, und daß sie augenblicklich zur Pflege des Vaters in ihrer Heimat sei.

„Und Sie amüsieren sich derweilen in Berlin! — Hab's schon gehört, wo Sie überall gesehen worden sind, und wer weiß, wo Sie noch gewesen sein mögen; was man natürlich gar nicht erfährt. — Habe ich's Ihnen nicht im vorigen Sommer prophezeit, mein Lieber? Besinnen Sie sich doch! Die Herrlichkeit würde nicht ewig dauern, Sie würden sich mopsen so zu Zweien in Grabenhagen. Jetzt haben wir die Bescherung, Sie haben's satt gekriegt; nun sitzt sie bei den Eltern, und der Herr Gemahl erholt sich in Berlin."

Kriebow wollte sie unterbrechen, aber sie fuhr fort und ließ ihn gar nicht zu Worte kommen.

„Ich hab's noch nie gut ablaufen sehen, wenn sich Eheleute so furchtbar lieben. Nur keine Romanzen in der Ehe, nachher wird man desillusioniert. Und außer-

dem hat das so was Kleinbürgerliches an sich, dieses: ‚Liebes Männchen!‘ und ‚mein süßes, kleines Frauchen!‘ Gott sei Dank, darüber ist man doch in unseren Tagen hinaus, über diese Art von Turteltaubenliebe. — Sehen Sie mal uns hier an, die Gräfin, Paulette und mich; wir haben unseren Männern von vornherein erklärt, welche Rechte wir ihnen einräumen und welche wir uns reservieren. Und sehen Sie, unsere Ehen gehen ausgezeichnet.“ —

Kriebow hatte ein bitteres Wort auf der Zunge — er hätte gern gesagt, daß Männer, die sich einen solchen Ehekontrakt gefallen ließen, solcher Frauen wert seien —, aber er unterdrückte die Bemerkung.

Sie mochte wohl seinen Zügen ansehen, daß ihre Worte ihn gekränkt hatten. „Übelnehmen gilt nicht, mein Lieber, unter so alten Freunden, wie wir sind!“ rief sie und legte ihm in alter Vertraulichkeit die Hand auf den Arm.

Er sagte mit einer Stimme, die von innerer Erregung zitterte, halblaut, damit es kein anderer höre: „Ich möchte Sie ein für allemal bitten, meine Frau aus dem Spiele zu lassen; das ist das einzige, wo ich keinen Spaß verstehe, gnädige Frau!“ —

Mira blickte ihn starr an, sprachlos, für einen Augenblick völlig überrumpelt durch den ungewohnten Ernst seiner Worte und seines Ausdrucks. Ja, Kriebow erlebte etwas, was er in seiner langjährigen Bekanntschaft mit Mira Pantin noch nie gesehen hatte: sie errötete. —

Von da ab unterhielt sie sich nur noch mit dem Oberregierungsrat; Kriebow schien für sie Luft zu sein.

Es hatte gesessen; er wußte, daß sie ihm das nie

im Leben verzeihen würde. Aber er war zufrieden mit sich, daß er ihr das gesagt hatte.

* * *

Nach Tisch begab man sich in Miras Salon. Bald hatte sich die Gesellschaft in einzelne Gruppen verteilt. Die beiden weißgekleideten Schwestern Katzenberg waren von einem Kranz schwarzer Fräcke umringt. Für sich saß Paulette, der übrigen Gesellschaft den Rücken kehrend, im Halbdämmer einer Niesche, die von einer rotverhangenen Lampe matt erleuchtet wurde. Hin und wieder hörte man ihr Kichern, Graf Ingelsbrunn befand sich neben ihr und tuschelte ihr ins Ohr. Man sah nicht hin; vor allem der Gatte hütete sich, seine Blicke dahin schweifen zu lassen, wo seine Frau im Tete-a-tete mit ihrem anerkannten Anbeter saß. Die Leute hätten ihn für eifersüchtig halten können, und das wäre doch der Gipfel der Lächerlichkeit gewesen! — Er saß mit dem knabenhaft aussehenden Grafen zusammen, in ein Gespräch über Politik vertieft, das, den überaus wichtigen Mienen der Herren nach zu schließen, von ihnen selbst für ernsthaft gehalten wurde. —

„Nette Leute, die Katzenbergs! Nicht wahr?“ sagte Ulrich zu seinem Freund Kriebow. Der murmelte irgend etwas Unverständliches. Der Kultus, der hier mit dieser Parvenusfamilie getrieben wurde, verdroß ihn aufs höchste. Dabei war es klar, daß Ulrich kein reines Gewissen hatte; was mußte er immer wieder versichern: wie „hervorragend anständig“ die Leute seien. Und um doch auch etwas zur Beglaubigung dieser Behauptung anzuführen, erzählte er mit großer Wichtigkeit: der Kommerzienrat habe neulich dreißigtausend Mark gestiftet zu einer neuen Kirche in Berlin. Kriebow

hatte davon bereits in der Zeitung gelesen und sofort die Vermutung gehabt, Herr von Katzenberg müsse wohl das Bedürfnis nach einer Rangerhöhung oder vielleicht auch Schmerzen im Knopfloch haben. Und wie zur Bestätigung seines Verdachtes berichtete Ulrich: neulich auf dem Opernhausballe, wo Mira die beiden Schwestern chaproniert hätte, habe eine sehr hochgestellte Persönlichkeit sich die Damen Katzenbergs vorstellen lassen und gnädige Worte mit Mutter und Töchtern gewechselt. Und was das Allerneueste sei — das hier bitte er aber Kriebow als strenges Geheimnis zu behandeln —, bei dem Manöver des Gardekorps, das bekanntlich im nächsten Herbst ihre Gegend berühren werde, sei Groß-Podar ins Auge gefaßt als Quartier eines Prinzen.

Ulrich brach seinen Bericht hier ab, weil der Kommerzienrat selbst in diesem Augenblicke zu ihnen trat. Er müsse sich doch einmal mit Herrn von Kriebow auf Grabenhagen näher bekannt machen. Es freue ihn sehr, den Herrn Nachbar hier zu sehen. Er habe schon sehr viel von ihm gehört und von seiner Frau Gemahlin. Sein Sohn, der Landrat, habe ihm erzählt, was für liebenswürdige Wirte die Herrschaften wären. Er hoffe auf einen recht lebhaften Verkehr zwischen den beiderseitigen Gütern in Zukunft.

Der Grabenhäger verharrte in absichtlicher Zurückhaltung. Das Tempo war ihm doch etwas zu schnell genommen, in welchem der Herr hier Freundschaft machen wollte.

Herr von Katzenberg ließ sich übrigens durch Kriebows geringes Entgegenkommen nicht im geringsten beirren; er fing an, dem „Herrn Nachbar" sein Herz über allerhand auszuschütten.

„Es ist was Schönes um den Grundbesitz!" rief er,

lebhaft gestikulierend. „Es bleibt eben doch das Vornehmste, was wir haben, mit allem, was so drum und dran hängt. Großgrundbesitzer, das ist etwas! — Wenn ich sagen kann: fünftausend, sechstausend Morgen sind mein, das ist etwas! — Ich für meine Person hätte das ja nicht nötig gehabt — wenn ich mal ganz offen zu Ihnen sprechen soll, Herr Nachbar —, ich für mich hätte mir Groß-Podar nicht gekauft. Aber sehen Sie, ich habe einen Sohn! — Ich kann wohl sagen: ich habe Groß-Podar für meinen John gekauft; er soll die Vorzüge genießen, die ein solcher Besitz verleiht. Wer weiß! Vielleicht mache ich es noch mal zum Fideikommiß. Denn der gefestigte Grundbesitz, das ist doch erst das Wahre. John ist ja noch jung und alle Möglichkeiten stehen ihm offen. Er fühlt sich außerordentlich wohl in Ihrer Mitte, ich freue mich immer zu sehen, wenn ich mal hinüberkomme, wie nett er sich eingelebt hat. Na, und er hat ja auch das Zeug zum Landrat und wohl auch noch zu mehr. Ja, es ist eine schöne Sache um den Grundbesitz, ich lasse nichts darauf kommen!“

Dann fing er an von den Änderungen zu erzählen, die er in Groß-Podar vorhabe: neue Stallung für einige zwanzig Pferde, Warmhäuser, ein Ananashaus. Im Herrenhaus wollte er Luftheizung einführen und elektrisches Licht, dazu mußte eine Dynamomaschine aufgestellt werden. Nichts schien er von dem Vorgefundenen bestehen lassen zu wollen. Er habe die Besitzung in einem unglaublich vernachlässigten Zustande übernommen, behauptete er.

Nun kannte Kriebow das Herrenhaus in Groß-Podar einigermaßen. Es war ja richtig, der alte Landrat von Ruhbeck hatte nicht viel tun können für

seine Besitzung. Aber „plundrig und absolut unherrschaftlich“, wie der neue Besitzer es hinstellen wollte, war der Sitz nicht. In seinen Anlagen war Groß-Podar ein altes, vornehmes Familiengut, und wenn Herr von Katzenberg es zu schlecht fand für sich, so bewies er damit nur den Sinn des Emporkömmlings, dem für so etwas das Verständnis abging.

Der Kommerzienrat fuhr fort: „Wissen Sie, eigentlich hätte man besser getan, den alten Kasten gänzlich wegzureißen oder das Ding dem Pächter zur Wohnung zu überweisen. Ich hatte nur keine Zeit, ein neues Schloß zu bauen, wie ich gern gewollt hätte. Bis zum Sommer muß alles fix und fertig sein, da wollen wir Einzug halten. Nun muß man eben sehen, was sich noch draus machen läßt durch Renovieren. Meinen Damen konnte ich doch unmöglich zumuten, in ein Haus ohne jeden Komfort zu ziehen. Ich verstehe überhaupt nicht, wie dieser Herr von Ruhbeck gelebt haben muß! Das ist ja die reine Bauernwirtschaft gewesen bei der Familie. Auf ein und demselben Herde ist für die Herrschaft gekocht worden und für die Dienstboten. Stellen Sie sich das mal vor! Und wie ich erfahren habe, ist Frau von Ruhbeck nicht selten selbst mit ihren Töchtern in der Küche zu finden gewesen. Soll das vielleicht ein herrschaftlicher Hausstand sein?“

Kriebow erwiderte darauf: Er könne daran gar nichts Wunderbares finden. In den alten, guten Häusern der Gegend — er betonte das „alt und gut“ — sei es Sitte, daß die Damen sich um die Wirtschaft kümmerten. Seine Frau trage auch jeden Morgen die Hausschürze.

Der Kommerzienrat lenkte ein. Das sei ja gewiß reizend als Liebhaberei, sagte er, und wahrscheinlich

stehe der gnädigen Frau das Schürzchen allerliebst, aber im allgemeinen wäre es doch wohl ratsamer, dergleichen den Dienstboten zu überlassen.

Kriebow wollte eben widersprechen, als Mira, welche die letzten Worte mit angehört hatte, hinüberrief: „Sie haben sehr recht, Herr von Katzenberg!"

„Ich freue mich, daß wir auch hier einer Ansicht sind, meine Gnädigste!" sagte der Kommerzienrat, mit einer Verbeugung nach der Dame des Hauses hin, die neben seiner Frau und der Gräfin am nächsten Teetisch saß.

„Sie sind ja überhaupt so furchtbar lächerlich, die braven Edelfrauen vom Lande. Das müßten Sie wirklich mal selbst mit ansehen; es verlohnt sich der Mühe."

„Ach, erzählen Sie uns mal davon!" rief die Gräfin. „Das muß ja komisch sein!"

Ein höhnender Zug lag um Miras Mund, als sie jetzt der Gesellschaft eine Schilderung gab von den „Frauen unserer Krautjunker". — Sie streifte Kriebow, der noch immer auf seinem Posten an der Tür stand, mit einem schnellen Blick. Es hätte ihres schadenfroh spöttischen Ausdrucks nicht bedurft, um ihm zu sagen, auf wen ihre Worte gemünzt seien.

„Man ist sehr tugendhaft, das ist das erste! Von der großen Welt hat man nichts gesehen, aber man ist trotzdem sehr eingebildet und von sich selbst durchdrungen. Über alles, was modern ist oder ein bißchen Schick hat, redet man sich den Mund zu den Ohren, und was meinen Sie wohl, wovon diese braven Weiber sprechen, wenn mehrere von ihnen zusammenkommen: über Dienstbotennöte klagen sie sich vor, über die Nudel- und Kaffeepreise. Über den Kochtopf guckt so was nicht hinaus, und das bildet sich noch was ein auf seinen

häuslichen Sinn! — Und die Herren dazu! Das sind würdige Pendants zu ihren Ehehälften. Von der Jagd reden sie und von den Getreidepreisen. In der Toilette vernachlässigen sie sich und noch mehr in den Manieren. Gelegentlich fährt man wohl nach Berlin, weil's zu Hause auf die Dauer doch zu stumpfsinnig wird, und wenn man zurückkehrt, renommiert man dann natürlich mit seinen Erlebnissen. — Und die Geselligkeit! Das erste ist, daß die Geschlechter sich trennen, die Herren für sich, die Damen für sich! Zusammensein dürfen nur Eheleute und allenfalls erklärte Brautpaare und die nur unter Bewachung. — Als einziges Amusement kennt man das Essen. Und wie schlecht wird gegessen! Aber es schmeckt allen herrlich. Die Diners dauern endlos lange, und alle sprechen gleichzeitig und sehr laut, was man Tischunterhaltung nennt."

Miras Schilderung wurde mehrfach durch Gelächter unterbrochen. Ihr Gatte hatte ihr durch verstohlene Zeichen bemerklich zu machen versucht, sie solle aufhören — stammte er doch selbst aus Verhältnissen, die sie persiflierte. — Sie hatte sich nicht daran gekehrt.

Eine Art von toller Spottlust erfüllte sie, ein wilder, boshafter Übermut; sie wollte verletzen.

„Und was macht man denn abends?" fragte Paulette aus ihrer Ecke heraus, im naivsten Kindertone.

„Abends!" rief Mira. „Abends da gehen die Leute zu Bett. Ja, man tut sehr tugendhaft und solid; aber trotzdem ist man verliebt — verliebt und schrecklich zärtlich, bei aller Tugend und Sprödigkeit. Aber natürlich nur die verheirateten Leute! Ja, von der Solidität, die da herrscht, macht sich die kühnste Phantasie keinen Begriff."

Hier unterbrach sie wieder lautes Gelächter. Paulette kicherte und suchte Ingelsbrunn, der nicht alles verstanden zu haben vorgab, zu erklären, was Mira gesagt habe.

Erich von Kriebow kochte innerlich vor Empörung. Es war schwer, hier die Haltung nicht zu verlieren; aber die Freude wollte er Mira nicht machen, vor dieser Gesellschaft seinen Verdruß merken zu lassen. Wenn sie ihn hatte beleidigen wollen, dann hatte sie ihren Zweck allerdings voll erreicht. In diesem Hause war er zum letzten Male gewesen, soviel wußte er.

Kriebow verließ als Erster die Gesellschaft. Seine Verabschiedung von der Dame des Hauses war kühl und förmlich. Sie reichte ihm nicht die Hand. Man blickte einander an, und jedes las in des anderen Auge die Feindschaft bestätigt.

Tief verstimmt ging der Grabenhäger aus dem Hause, zu dem er früher so oft und so gern seine Schritte gelenkt hatte. Wie lange war's denn her, daß er sich bei dieser Art von Unterhaltung durchaus behaglich gefühlt! — Und heute konnte er den Anschluß nicht mehr finden.

Erich fühlte das Bedürfnis, sich von den unangenehmen Empfindungen zu befreien, welche die letzten Stunden ihm verursacht hatten. Noch ins Café gehen, die Blätter ansehen? — Oder in den Klub? Dort würde er sicherlich Bekannte treffen. Die Theater waren eben aus. Die Nacht ging ja erst eigentlich an für Berlin.

Er geriet in den Strom von Leuten, die aus einem nahen Theater kamen. Wagen sausten in schneller Gangart an ihm vorbei. Unwillkürlich nahm er den

Schritt der anderen auf, ließ sich treiben in der Menschenströmung.

Allerhand abgerissene Worte klangen an sein Ohr. Man unterhielt sich über das Stück, das man gesehen hatte — es schien eine Premiere gewesen zu sein, — debattierte über den Erfolg, erging sich in gespreizten Redensarten, die geistreich sein sollten, höhnte im Gassenjungentone über Autor und Darsteller.

Was kümmerte ihn das! Was ging ihn überhaupt all das an, was ihn hier umgab, was er hörte, was er sah! Die Stadt mit ihrer fremden Menschenherde, ihrem prahlerischen Getue, ihrem vorlauten Wesen, ihren grellen Lichtern! — Das schien so kalt, öde und tot, trotz des blendenden Glanzes und des tosenden Lärmes. Alles hier war übertrieben, unecht, widernatürlich. Ein lächerliches Scheinwesen im Grunde, bei allem Protzen mit Größe und Fortschritt.

Mitten in der Menschenmenge wurde ihm auf einmal ängstlich einsam zumute, als sei er gänzlich allein und verlassen. Eine unaussprechlich bange Sehnsucht packte ihn nach der Heimat.

Was wollte er hier? — Welchen Sinn hatte er hier? Er war ein Fremder in dieser Umgebung. Wie konnte ein Mensch hier wurzeln? Berlin, das war ein Haufen Steine, zusammengeworfen und übereinandergeschichtet ins Riesenhafte, aber wohnlich war das Gebäude nicht. Die Menschen waren fremd und feindlich, stießen aufeinander grandig und rauh, wie die Ziegelsteine.

Er sah die Heimat vor sich mit greifbarer Deutlichkeit: das alte, trauliche Grabenhäger Haus, wie es eingehuschelt lag in die Wipfel seines Parkes. Die hohen, rohrgedeckten Dächer seiner Ställe und Scheunen mit ihren Storchnestern, und das Dorf, die unschein-

baren Katen vom stattlichen Herrenhause bewacht wie Hühnchen von der Glucke. Und darüber hinaus seine Felder und Äcker, die Koppeln mit Pferden und Vieh. Hie und da ein alter Baum weithinschattend. Die Wiesen, den Wald, am Bachrande hin Erlen und Weiden. Die ganze weite Landschaft da draußen. —

Hielt das, was sich ihm hier ins Auge drängte, den Vergleich aus mit der schlichten Größe dessen, was daheim auf ihn wartete, was er sein nannte! —

Er war ein Tor, hier seine Zeit zu vergeuden; morgen noch wollte er nach Hause reisen.

XXII.

Am nächsten Morgen erhielt Kriebow mit der Frühpost einen Brief aus Grabenhagen. Heilmann hätte sich auch das Schreiben ersparen können, dachte er bei sich, während er den Umschlag erbrach; heute abend war er ja in Grabenhagen. —

Inspektor Heilmann schrieb:

„Hochzuverehrender, gnädiger Herr! Es hat sich, seit ich dem gnädigen Herrn das letzte Mal zu berichten die Ehre hatte, nichts ereignet hier in Grabenhagen. Kühe und Ochsen sind gesund, auch im Schweinestall und bei den Schafen ist alles in Ordnung; dasselbe kann ich glücklicherweise vom Pferdestall berichten. Wie es den Anschein hat, werden wir mit dem Viehstand diesmal gut durch den Winter kommen, und das ist ja immer die Hauptsache. Die Arbeiten gehen ihren Gang fort. Ich lasse mit dem Flegel dreschen, um die Leute zu beschäftigen. Im Walde habe ich einen Schlag machen lassen, das Holz wird jetzt im Schauer für den herrschaftlichen Bedarf aufbereitet. Auf diese Weise

muß man sich helfen, die Leute auszunutzen. In dieser Jahreszeit liegen sie uns sonst nur auf dem Beutel.

Ich habe dem gnädigen Herrn auch noch eine erfreuliche Mitteilung zu machen: Durch die äußerste Sparsamkeit ist es mir gelungen, von Getreide, Stroh und Heu und auch von Kartoffeln ein Teil gut zu machen, was zum Verbrauch in der Wirtschaft berechnet war. Ich hoffe, wenn die Frühjahrsbestellung vorüber sein wird, noch für einige tausend Mark Wintervorräte verkaufen zu können.

Vorläufig sieht es allerdings nicht nach Frühjahr aus; wir haben noch Schnee, und unter vier Wochen wird wohl nicht an Feldarbeit zu denken sein. Wenn der gnädige Herr also sonst wollen, können der Herr von Kriebow unbesorgt in Berlin verweilen. Es geht hier alles seinen geordneten Gang weiter. —

Eine Sache zu melden, will ich nicht unterlassen: Der Nachlaß des verstorbenen Jochen Tuleveit ist nunmehr geregelt. Der Älteste, Karl, übernimmt, wie man hört, das Schulzengut, und soll die anderen auszahlen. Das wäre ja ganz schön, wenn nur nicht Herr Bankier Isidor Feige da auch ein Wort mitzureden hätte. Karl Tuleveit soll nämlich, wie man erfährt, bei Feige tief in der Kreide stehen. Ich hatte neulich, als ich am Markttage in der Stadt war, Gelegenheit, mit Herrn Bankier Feige persönlich zu sprechen. Nach dem, was mir der Herr da — ganz im Vertrauen natürlich — hat zu erkennen gegeben, hege ich keinen Zweifel, daß er sich wegen seiner Forderungen an das Schulzengut halten wird. Herr Bankier Feige läßt auch Herrn von Kriebow sagen, daß er nach wie vor zu Diensten steht in dieser Angelegenheit. Wenn ich mir eine persönliche Ansicht erlauben darf, so meine ich, daß es ratsam

wäre, es mit Herrn Feige nicht zu verderben. Er hält den Karl Tuleveit in der Hand, er kann es mit dem Schulzengut zum Verkauf treiben oder zur Subhastation, wie er will. Seine und des gnädigen Herrn Interessen gehen beide Hand in Hand.

Der Moment, den Tuleveitschen Hof billig für das Rittergut zu erwerben, ist außerordentlich günstig. Weil sich Herr Feige einerseits nicht mit einem so großen Besitz, wie das Schulzengut ist, beschweren mag, und da er anderseits uns gefällig sein will, hat er schon erklärt, daß er uns den Vortritt lassen wird beim Erwerb. Das ist von Herrn Feige jedenfalls sehr schön gehandelt und eine sehr große Gefälligkeit gegen uns. Ich kann überhaupt nur sagen, daß ich Herrn Isidor Feige stets als einen äußerst reellen Geschäftsmann kennengelernt habe, den man sich warmhalten möchte.

Hiervon habe ich mir erlaubt, dem gnädigen Herrn gebührend Meldung zu machen, weil ich annahm, daß es interessieren würde. Ich bin jederzeit auf das Interesse der Herrschaft bedacht und werde berichten, sowie sich etwas Neues in dieser Beziehung ereignen sollte.

Inzwischen aber verbleibe ich Euer Hochwohlgeboren ganz untertänigster Diener Heilmann."

Dieser Brief bestärkte den Grabenhäger in der Absicht, schleunigst nach Haus zurückzukehren. Sein Inspektor erteilte ihm zwar den Rat, ruhig in Berlin zu bleiben, aber gerade das reizte Kriebow, das Gegenteil zu tun.

Heilmann wollte in diesem Briefe allzu klug sein; dabei sah er die Dinge eben doch nur so an, wie er sie verstand, vom Beamtenstandpunkte.

Eigentlich hatte Kriebow an diesem Morgen noch nach Grabenhagen telegraphieren wollen, man solle ihn

an der Station abholen, aber dann überlegte er sich, daß es eine ganz gute Probe sein möchte, einmal ganz überraschend auf seinem Hofe anzukommen. Schon um Heilmanns Gesicht zu sehen, wenn er unerwartet bei ihm eintreten würde. Es konnte auf keinen Fall schaden, wenn der Herr Inspektor das Gefühl bekam, überwacht und keinen Augenblick vor dem Herrn sicher zu sein.

Das Wetter war günstig zur Ausführung des Planes. Ein klarer Februartag, einige Grad Kälte. Das war gut für die heimischen Wege, die bei lauer Witterung unergründlich gewesen wären.

Kriebow benutzte bis zu der Station, wo er gewöhnlich ausstieg, den Schnellzug; dort fand er Anschluß an die Schmalspurbahn. In Groß-Podar stieg er aus.

In dieser Jahreszeit waren die Stationen der Kleinbahn wie ausgestorben; weder vom Passagier-, noch vom Güterverkehr war da viel zu merken. Zu seinem Staunen hatte Kriebow in Groß-Podar den ungewohnten Anblick großer dort aufgestapelter Kisten, Verschläge und Ballen. Da sah man Ziegelhaufen, Holz, behauene Steine und Eisenteile. Arbeiter waren beschäftigt mit Abladen.

Der Bahnbeamte, den er deshalb befragte, erklärte ihm: das sei Material, das Kommerzienrat von Katzenberg zu seinen Neubauten anfahren lasse. Noch nie zuvor habe die Bahn so viel zu tun gehabt; das gehe den ganzen Winter schon so.

Kriebow ließ sein Gepäck auf der kleinen Station, lehnte den Schlitten ab, den ihm der dienstbeflissene Beamte verschaffen wollte, und schritt auf hartgefrorenem Wege ins Land hinaus.

Die Gegend lag im Winterschweigen. Äcker, Bäume, Gewässer, menschliche Wohnungen, alles schien unter

der weißen Decke zu schlummern. Kein Mensch weit und breit, im Schnee zahlreiche Wildfährten, hie und da ein Volk Rebhühner, dicht zusammengedrängt, ohne jede Scheu vor dem Vorüberschreitenden. Welch erquickende Ruhe, doppelt heimlich nach dem brausenden Lärm der Großstadt! Welch herrliche Luft, klar bis an den fernen bläulichen Rand der verschneiten Ebene, wie leicht zu atmen und wie herzstärkend!

Schon sah er das Dach seines Hauses von weitem, durch die entlaubten Zweige der Parkbäume; aus der Esse stieg der Rauch auf. Er beschleunigte seine Schritte. Wie wohl das tat, wieder daheim zu sein! Er verspürte Appetit. Während er zu Heilmann gehen und dann einen Gang durch die Ställe machen wollte, konnte Frau Kruke ihm ein verspätetes Mittagbrot zurechtmachen. Kruke mußte schnell die Wohnzimmer heizen, dann wollte er essen, sich in sein Zimmer setzen, die Beine ins Kamin stecken und an Klärchen denken.

Jetzt begegnete ihm ein Wagen, der erste, den er traf. Kam das von seinem Hofe? Sein Blick maß zunächst die Gäule; die erkannte man immer am ersten. — Nein, solche gedrungene Formen hatte er nicht in seinem Stalle. Es war ein Kastenwagen, hoch bepackt mit allerhand Hausrat. Fast machte es den Eindruck, als zögen hier Leute um. Der Kutscher war ihm fremd, aber den Mann, der am Hinterrade schritt, meinte er zu kennen. Dieser brandrote Bart, die verschossene Artilleriemütze — das war doch Uhlen, einer von seinen Tagelöhnern! — Und auch das Frauengesicht und die Kinderköpfe, welche jetzt zwischen Betten, Laden und sonstigen Möbelstücken auftauchten, kamen ihm so bekannt vor. Was wollte die Familie hier auf der Landstraße? —

Kriebow hielt den Wagen an und fragte, was die Leute vorhätten.

Der rotbärtige Mann zögerte eine Weile mit der Antwort, dann sagte er weiter nichts als: „Trecken!"

„Trecken!" rief Kriebow betroffen. „Jetzt, wo gar kein Ziehtermin ist! Ihr seid wohl nicht ganz klug!"

Uhlen blickte mürrisch zur Seite.

„Wo will Er denn hin, Uhlen?"

„Nach Pröklitz, tau Herr Merten!"

„Zu Merten, zum Pröklitzer. Da ist Ihm also wohl bei uns gekündigt worden, Uhlen? Hat Er denn was Unrechtes getan?" —

Der Mann lachte bitter. Seine Frau sei kränklich und habe drei Kinder zu versorgen, wenn das ein Unrecht wäre! — sagte er. Daß die Frau zu schwach sei, um früh vor fünf Uhr die Kühe zu melken, das sehe ihr jeder an, nur Herr Inspektor Heilmann habe es nicht sehen wollen.

Ohne Grund sei er sicher nicht weggeschickt worden, das könne er nicht glauben, meinte Kriebow.

Seine Schulden seien bezahlt, er sei frei, erklärte Uhlen mit trotziger Miene. Hier habe ihm niemand mehr etwas zu gebieten. Sein Herr sei jetzt der Pröklitzer, dem gehörten auch Wagen und Pferde. Damit gab er dem Kutscher ein Zeichen, anzufahren. Vor den Augen des Gutsherrn fuhr der Wagen mit Leuten und Sachen davon. —

Der Grabenhäger ging schnurstracks auf die Inspektorwohnung zu. Was hatte das zu bedeuten? Seine frische Stimmung war verdorben; kaum hatte man den Fuß auf eigenen Grund und Boden gesetzt, da gab es schon Verdruß.

Er traf Heilmann in seinem Zimmer.

Der Gutsherr gab keine Erklärung seines unvermuteten Erscheinens, sondern forderte den Inspektor in barschem Tone auf, zu erklären, warum Grabenhäger Leute mit fremdem Geschirr auf der Landstraße umherzögen.

„Der gnädige Herr haben wohl Uhlen getroffen?“ fragte Heilmann der Aufregung seines jungen Herrn gegenüber in gelassenstem Tone.

„Allerdings!“ rief der Grabenhäger. „Und ich muß mich sehr wundern, daß meine Leute entlassen werden, ohne daß ich davon erfahre.“

„Uhlen ist nicht weggeschickt worden; er hat selbst fortgewollt.“

„Warum hat Uhlen gekündigt?“

„Es gefiel ihm nicht zu gehorchen; das ist ja jetzt so Mode! Wir werden das wohl noch öfter erleben. Die Leute sind einem ja aufsässig gemacht vom Nachbar in Pröklitz. Gegen solche Niedertracht ist man wehrlos.“

„Hat Merten Pröklitz uns den Uhlen ausgemietet?“

„Viel anders wird's ja wohl nicht sein! Beweisen kann man's nicht; denn so was wird natürlich heimlich gemacht. Aber Herr Merten hat das ja überhaupt so in der Gewohnheit, den Gütern ringsum die Arbeiter wegzulocken durch seine hohen Löhne.“

„Und Sie haben sich das gefallen lassen!“

„Uhlen war nun einmal ein Unzufriedener. Er hätte uns am Ende noch die anderen verdorben. Da dachte ich: man läßt ihn besser ungehindert ziehen.“

„Und das soll man so ruhig einstecken von diesem Herrn Merten!“ rief der Grabenhäger.

Heilmann zuckte mit den Achseln. „Was wollen wir machen! Herr Merten ist ja erst so übermütig gemacht worden. Von Berlin sind die Leute gereist ge-

kommen, um sich seine Arbeiterwohnungen anzusehen, und in allen Zeitungen hat's gestanden: er sorgt wie ein Vater für seine Leute. In allen Kommissionen und Kreisangelegenheiten muß Merten Pröklitz dabei sein. Da ist ihm natürlich der Kamm geschwollen. Er denkt, er kann sich alles herausnehmen."

Erich von Kriebow war sowieso nicht gut auf Merten zu sprechen. Pröklitz war ein Familiengut der Wardens gewesen. Durch seine Großmutter mütterlicherseits hatte er Wardensches Blut in den Adern. Und nun war die Besitzung, nachdem sie schnell hintereinander die Besitzer gewechselt hatte, schließlich an Merten gekommen. Erichs Vater hatte es stets schmerzlich empfunden, daß dieser alte, vornehme Sitz in die Hände eines Emporkömmlings geraten sei, und Erich hatte diese Ansicht von dem alten Herrn übernommen.

Das Ungünstige, was er hier über Merten hörte, fiel also auf vorbereiteten Boden. Er fühlte sich herausgefordert. Dem Herrn mußte mal gezeigt werden, daß man sich nicht alles stillschweigend gefallen ließ.

Kriebow erklärte, daß er Merten persönlich aufsuchen werde, um Rechenschaft von ihm über das Vorgefallene zu fordern.

Der Plan schien dem Inspektor nicht zuzusagen. Er warnte davor. Merten sei bekannt für seinen Mangel an Schliff und Manieren; die Sache sei schließlich gar nicht wert, daß sich der gnädige Herr deshalb Ungelegenheiten mache.

Aber nach Kriebows Ansicht handelte es sich hier nicht bloß um den einzelnen Fall, die Sache sei vielmehr „Prinzipienfrage". Man war sich das als Altangesessener schuldig, Übergriffe solcher Herren nicht zu dulden. Er werde darauf dringen, daß Uhlen zu ihm

zurückkehre, oder wenn Merten etwa nicht gutwillig zu haben sei, werde er die Hilfe der Behörde anrufen.

Heilmann riet davon erst recht ab. Nach seiner Erfahrung käme dabei nichts weiter heraus als Ärgernis und Kosten. Der Eifer, den sein junger Herr in dieser Angelegenheit entwickelte, schien ihm gar nicht recht zu sein.

* * *

An einem der nächsten Vormittage fuhr Kriebow nach Pröklitz. Merten war, wenn man nach der Entfernung von Hausschwelle zu Hausschwelle rechnete, einer seiner nächsten Nachbarn; der Grabenhäger hatte trotzdem seinen Weg noch niemals dorthin gefunden.

Man hatte Kriebow schon geraten: „Sehen Sie sich doch mal die Wohlfahrtseinrichtungen in Pröklitz an!“ oder man hatte ihm gesagt: In Fragen der Landwirtschaft sei Merten Pröklitz die erste Autorität der Gegend, an ihn möge er sich wenden, wenn er eines Ratschlages bedürftig sei. Der Grabenhäger aber hatte davon nichts wissen wollen, er sträubte sich gegen den Gedanken, mit diesem Nachbar intim zu werden oder gar, ihm etwas zu verdanken. —

Das Pröklitzer Herrenhaus war weithin sichtbar. Ein mächtiger Bau im modernisierten Tudorstile, in den sechziger Jahren des Jahrhunderts errichtet. Der Erbauer war von dem Ehrgeize beseelt gewesen, den schönsten Herrensitz der Gegend zu haben. Seine Absicht hatte Freiherr Warden wohl durchgesetzt, aber als er fertig war mit der ganzen Anlage, zu der auch Ställe und Nebenhäuser aller Art gehörten, war er auf dem Grunde seines Geldbeutels angelangt.

Nach ihm wurden auf diesem Gute noch zwei andere Besitzer mit ihren Mitteln fertig. Die luxuriöse

Anlage des Schlosses zwang die Herren zu übertriebenen Ausgaben. Die Landwirtschaft trat in den Hintergrund, man gewöhnte sich daran, auf seinem Gute wie in einer städtischen Villa zu wohnen, nur der Repräsentation zu leben. Das Renommee aber von Pröklitz sank, es kam in den Ruf, ein Luxusgut zu sein, das seine Besitzer ruiniere. Als es schließlich zum dritten Male unter den Hammer kam, fiel es an Merten.

Welch ein Geschäft Merten gemacht, ging daraus hervor, daß er, der sich die Anzahlungssumme hatte von Freunden zusammenborgen müssen, nach einem Jahrzehnt bereits nicht nur diese Summe zurückgezahlt und Hypotheken abgestoßen, sondern auch bedeutende Meliorationen hatte vornehmen können.

Merten hatte mit Kennerblick herausgefunden, daß der Fehler des Gutes in dem Mißverhältnis lag, zwischen den großartigen Baulichkeiten und den vernachlässigten Feldern. Nicht das Gut hatte die Herren ruiniert, sondern die Besitzer waren allerhand kostspieligen Liebhabereien nachgegangen und hatten sich damit selbst arm gemacht.

Aber die Prachtbauten waren nun einmal da. Merten beschloß, den Prunk nach Möglichkeit nutzbar zu machen. Das Herrenhaus in allen seinen Räumen zu bewohnen, war für einen Junggesellen ausgeschlossen. Nur ein paar kleine Zimmer nahm er für sich selbst. Im Erdgeschoß brachte er die Holländerei unter. Ein mächtiger Saal mit Oberlicht, parkettiert, der zu Festbanketten bestimmt war von seinem Erbauer, wurde jetzt als Schüttboden benutzt. In den Nebengebäuden, die dem Herrenhause ursprünglich an Eleganz nicht viel nachgegeben hatten, richtete er Tagelöhnerwohnungen ein. Der weitläufig angelegte Park blieb zwar in

seinem Umfange erhalten, aber seine nach englischem Muster angelegten Rasenplätze wurden jetzt als dreischürige Wiesen behandelt.

Der Begründer aller dieser Herrlichkeiten würde sich wohl im Grabe umgedreht haben, hätte er gesehen, was man aus dem Sitze der Wardens gemacht hatte. Es war, als habe jemand kostbare Gobelins zur Herstellung von Getreidesäcken verwendet.

Kriebow kannte die Veränderungen, die Merten mit Pröklitz vorgenommen hatte, nur vom Hörensagen. Er hatte sich vorgenommen, sich möglichst wenig umzusehen bei seinem Besuche, um sich nicht über die Barbareien, die man an den Werken seines Onkels ausgeübt, zu ärgern.

Er sah mit wenig Freude der Unterhaltung mit seinem Nachbar entgegen. Aber er war ja in seinem guten Rechte! Sich die Leute ausmieten zu lassen, das durfte man sich nicht gefallen lassen! Einem Standesgenossen, der ihm dergleichen angetan hätte, würde er einfach seinen Kartellträger zugeschickt haben. Mit Merten war das etwas anderes. Es war kaum anzunehmen, daß ein Mann, der ehemals simpler Wirtschafter gewesen, Satisfaktion geben würde. So einem imponierte man noch am ersten, wenn man ihm auf die Bude rückte und ihm den Standpunkt klar machte.

Allen Vorsätzen zum Trotz sah sich der Grabenhäger doch mit neugierigen Blicken um, sobald er in Pröklitz vorgefahren war. Eine breite Steinrampe, an den Ecken steinerne Wölfe, das Wappentier der Wardens. Dann ein Säulenportikus über der Vorfahrt. In der gewölbten Haushalle sah das Auge mit Befremden auf dem Mosaik des Fußbodens Fässer und Wannen stehen, durch eine offenstehende Tür blickte man in einen Raum,

der mit seinen Kübeln, Äschen und Kannen einer Milchkammer verzweifelt ähnlich sah.

Mit kurzen Ärmeln, aus denen rotblau angelaufene Arme guckten, kam die Meierin auf den Grabenhäger zu und wies ihn, als er nach Herrn Merten fragte, nach dem breiten, mit eichener Boiserie verzierten Treppenhause.

Großgedacht diese Anlage! Kriebow sah das im Geiste alles ausgeschmückt mit eingelegten Schränken, Rüstungen und Jagdtrophäen; anstattdessen kahle Wände.

Im ersten Stockwerk der geräumige Vorsaal zeigte in einem als Fresko gemalten Fries den Stammbaum der Wardens. Nicht ganz dazu passend erschienen die Kisten und Kasten, die hier aufgestapelt standen wie in einer Rumpelkammer. Der Geruch verriet die Nähe des Schüttbodens mit seinen Vorräten von Korn, Kleie und Sämereien.

Wohl durch die Schritte aufmerksam gemacht, öffnete der Hausherr die Tür seines Zimmers und blickte hinaus. Eine gedrungene Gestalt, etwas zur Wohlbeleibtheit neigend, mit ehemals rotem, jetzt stark angegrautem Vollbart, so stand er da und besah sich mit freundlichen Augen den Ankömmling.

Sobald er den Grabenhäger erkannt hatte, kam er auf ihn zu mit ausgestreckter Hand, freudig lachend; er begrüßte den „Herrn Nachbar", der ihn endlich einmal aufsuchte.

Kriebow nahm eine möglichst reservierte Miene an — daß der Mann sich einbildete, er komme, ihm einen freundnachbarschaftlichen Besuch zu machen, war fatal —, aber in die dargebotene Hand nicht einzuschlagen, machte ihm seine Erziehung unmöglich.

Merten nötigte den Gast ins Zimmer. Kriebow

fand es unerträglich warm. Auf dem Fußboden hockten ein Paar kleine Kinder, mit beschmierten Fingern und Wangen; sie schienen Honigbrot gegessen zu haben.

„Entschuldigen Sie nur, Herr von Kriebow, die Gören! Aber ich dachte wirklich nicht, daß ich heute noch solchen Besuch bekommen würde," rief Merten und hob die Kinder auf; dann wischte er ihnen den Mund mit dem eigenen Taschentuche ab.

Kriebow, welcher wußte, daß Merten Junggeselle sei, machte sich hierbei seine eigenen Gedanken. So also sahen die „musterhaften Zustände", die angeblich hier herrschen sollten, wenn man den Mann überraschte, in Wahrheit aus. —

„Kinner, ji hefft nu all n' ganz deel kregen!" sagte Merten zu den Kleinen, die lüstern nach Brot und Honigtopf auf dem Tische schielten. „Nu möt 't ji öwerst gan. Ick heff nu Besäuk." —

„Das sind nämlich die Kinder von meinem Schauerarbeiter." Damit erhob er sich aus der gebückten Stellung, in der er zu den Kindern gesprochen hatte. „Der Mann ist seit ein paar Wochen Witwer, und da kommen sie zu mir. Wo sollen die armen Dinger auch bleiben!"

„Na, Kinnings, nu gat man! Ick kann jug upstunns nich bruken." Damit redete er wieder auf die kleine Gesellschaft ein und versuchte seinem gutmütigen Gesicht einen strengen Ausdruck zu geben. Die schienen ihn aber nicht ernst zu nehmen; sie lächelten ihm zu, gingen aber nicht.

„Was soll man da machen!" rief Merten und blickte ratlos drein. „Sie gehen nicht! Ich kann sie doch nicht rausjagen!"

Dann schien ihm plötzlich ein Auskunftsmittel ein-

zufallen. Er nahm den Honigtopf vom Tisch und den Brotlaib. Dem Mädchen, als dem älteren Kinde, gab er den Topf in beide Hände zu tragen: „Fieken, mien Höning, du büst 'ne lütte, verstännige Diern — drag dat ruter, öwerst sachting, dat di de Pott nich entwei geiht." — Das Brot aber gab er dem kleinen Jungen: „Guschen, mien Säning, dor, holl wiss! Nu gat to Vadding und seggt em: he sall jug dor wat van geben."

Auf diese Weise gelang es ihm, die Kinder los zu werden.

„Ein sonderbarer Kauz!" dachte Kriebow bei sich; er hatte das unbefriedigende Gefühl, daß der Mann ganz anders war, als er ihn sich vorgestellt hatte. Mit seinem vorigen Argwohn jedenfalls hatte er ihm Unrecht getan.

Merten schob seinem Gaste einen Stuhl hin, dann lief er im Zimmer umher, auf der Suche nach irgend etwas. Der Grabenhäger rückte ungeduldig auf seinem Platze, er brannte darauf, los zu werden, was zu sagen er sich vorgenommen hatte. Endlich schien Merten das Gesuchte entdeckt zu haben. Er schwang sich auf einen Stuhl und suchte auf einem Regale unter den Schachteln, die dort standen, eine nach der anderen öffnend; aber keine schien ihm recht zu sein. Kriebow, der endlich merkte, was jener im Schilde führe, sagte, er rauche nicht. Er glaubte, sich kein Gewissen aus der Notlüge machen zu brauchen; der Gedanke, von dem Manne irgend etwas anzunehmen, und wäre es nur eine Zigarre gewesen, war ihm peinlich. „Das ist schade, das ist sehr schade!" rief Merten, von seinem Stuhle herabsteigend. „Ich habe nämlich gerade eine extrafeine Sorte hier, die Ihnen gewiß schmecken würde, Herr von Kriebow, wenn Sie Raucher wären."

„Herr Merten!“ fing jetzt Kriebow an, aufstehend, die Hände in den Taschen, ziemlich hastig und erregt sprechend: „Herr Merten, ich bin zu Ihnen gekommen, um mir von Ihnen Rechenschaft zu holen, was das für eine Geschichte ist mit dem Arbeiter Uhlen. Ich war auf einige Wochen verreist, und wie ich nach Haus zurückkehre, muß ich erfahren, daß man mir in der Zwischenzeit eine meiner Arbeiterfamilien abspenstig gemacht hat. Die Familie ist zu Ihnen gezogen. Ich muß erklären, daß ich das ein äußerst eigentümliches Verfahren finde von Ihrer Seite — um nicht stärkere Ausdrücke zu gebrauchen!“ —

„Also deshalb sind Sie heute hierher gekommen?“ sagte Merten.

„Ja, deshalb bin ich gekommen, Herr Merten!“

Merten wurde rot, da er erkannte, daß er sich die ganze Zeit über im Irrtum über die Absichten seines Nachbars befunden. Nach einer Pause fragte er: „Sie glauben also, daß ich Ihnen die Leute ausgemietet habe, Herr von Kriebow?“ —

„Allerdings!“

Merten schüttelte den Kopf; er schien mehr betrübt als beleidigt zu sein. „Heilmann hat Sie wohl auf den Verdacht gebracht, Herr von Kriebow?“

Der Grabenhäger erklärte in zurückweisendem Tone, daß er sich seine Ansichten nicht von den Beamten zu holen pflege. Er gebrauche seine eigenen Augen. Die Sache liege ganz klar; Merten habe die Leute ja zum Überfluß auch noch mit Sack und Pack durch sein Geschirr abholen lassen.

Merten ließ sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen; er blickte lächelnd auf den stürmischen Junker, der ihn mit den Augen anblitzte, als wolle er ihn

durchbohren. Er fragte: „Haben Sie wirklich gar nicht mit Ihrem Inspektor gesprochen, Herr von Kriebow? Ich wundere mich, daß Ihnen Heilmann verschwiegen hat, daß er selbst es gewesen ist, der Uhlen auf die Straße gesetzt mit Weib und Kind."

„Das ist nicht wahr!" rief der Grabenhäger. „Heilmann hat mir gesagt, der Mann verlasse meinen Dienst, weil er bei Ihnen besser gelohnt werde. Das nenne ich eben den Nachbarn die Leute abspenstig machen. Es ist mir auch von anderer Seite mitgeteilt worden, daß dies nicht der erste Fall ist. Sie sind dafür bekannt in der ganzen Gegend, daß Sie den Nachbarn die Preise verderben."

„Was meinen Sie? Wovon sprechen Sie, Herr von Kriebow?" fragte Merten scharf. Er richtete sich empor, sein sonst so freundliches Auge leuchtete drohend auf.

„Sie können doch nicht leugnen, daß Ihnen die Leute von allen Seiten zulaufen. Während alle anderen Güter der Nachbarschaft Wanderarbeiter beschäftigen, halten Sie keine; das wird wohl seinen Grund haben."

„Mir daraus einen Fehler zu machen, scheint mir für die Herren, die solche Vorwürfe erheben, sehr wenig rühmlich. Daß mir die Arbeiter zulaufen, freut mich von Herzen, weil es mir zeigt, daß ich sie gerecht behandle. Denn lassen Sie sich das gesagt sein, Herr von Kriebow — Sie sind jung und können das noch nicht aus Erfahrung wissen —, durch Geld allein fesselt man niemals Leute an sich."

Kriebow fragte darauf, ob Merten etwa damit andeuten wolle, daß die Leute in Grabenhagen nicht gut behandelt würden. —

Merten gab auf diese Frage keine direkte Antwort;

er schlug vielmehr vor, den Tagelöhner Uhlen rufen zu lassen und anzuhören, was der zu sagen habe. Sollte er, Merten, in dieser Sache irgend etwas versehen haben, sei er zu jedem Ersatz bereit. Wenn aber Uhlen etwa den Wunsch hege, nach Grabenhagen zurückzukehren, dann stelle er den Wagen zur Verfügung, der die Familie hergebracht habe. —

Er rief zum Fenster hinaus draußen im Hofe jemandem zu, der neue Tagelöhner solle mal raufkommen.

Vom Fenster zurückgekehrt, ging er im Zimmer auf und ab, die starken Hände auf den Rücken zusammengelegt. Die abgetragene braune Joppe ließ seine breite Figur noch gedrungener erscheinen. Er sah nicht vornehm aus, aber kernig und gesund, wie einer, der das Zugreifen gelernt hat.

„Wissen Sie, Herr von Kriebow," begann er, „es tut mir leid, es tut mir aufrichtig leid, daß Sie ein solches Mißtrauen gegen mich hegen. Aber ich kenne ja die Quelle, aus der es stammt. Ich will Heilmann nicht verklagen; er ist Ihr Beamter. Wir sind Jugendbekannte und nennen uns ‚du' . . ."

„Ja, das hat mir Heilmann gesagt."

„Es ist nicht schön von ihm — aber, ich enthalte mich jeden Urteils. Er bläst ja nur in das allgemeine Horn! Sehr gut weiß ich, daß man mit scheelen Blicken nach Pröklitz sieht. Ich frage einen Menschen, ist denn das ein Verbrechen, seine Leute gut halten? Wem fällt es denn ein, einem Landwirt daraus ein Verbrechen zu machen, wenn seine Herde oder sein Stall in guter Pflege sind! Und ist der Mensch nicht mehr als das liebe Vieh? Herr von Kriebow, ich habe von der Pieke auf gedient, ich habe die Nöte des gesamten Standes an meinem Leibe erfahren, buchstäblich! Denn

einst war ich Arbeitnehmer, jetzt bin ich Arbeitgeber. Ich kann also wohl ein Wort mitreden. Und ich sage Ihnen: Das ist ein schlechter Landwirt, der nicht mit der einen Hand ebensoviel gibt, wie er mit der anderen nimmt. Es ist das ja der oberste Grundsatz in der Wirtschaftslehre! Wie man die Felder und Wiesen in gutem Dung erhält, wie man kultiviert und melioriert, darüber sind tausende gelehrter Bücher und Abhandlungen geschrieben worden, darüber werden, Jahr aus, Jahr ein, unsere jungen Leute auf Universitäten und Akademien belehrt. Darin haben wir es sehr weit gebracht! Aber bei allem unseren Wissen und Können, finde ich, hat man das eine vernachlässigt, und zwar gerade das Wichtigste; ich meine unseren ländlichen Tagelöhnerstand. Und das ist sehr schlimm, für die Grundbesitzer noch schlimmer als für die Arbeiter selbst. Wenn man zu wenig füttert, geben die Kühe magere Milch, und wer mit dem Dünger geizt, darf sich nicht wundern, wenn ihm der Acker spärlich zuträgt."

Jetzt hörte man schwerfällige Tritte auf dem Vorsaale. Jemand strich sich die Füße ab vor der Tür und klopfte dann an.

Uhlen trat ein. An der Tür blieb er stehen. Sein Blick schweifte mißtrauisch nach dem Grabenhäger Herrn hinüber.

„Uhlen, ik heff em ropen laten," sagte Merten. „Herr von Kriebow wull mit em spreken. Vertellen Se uns mal: wur is dat kamen, dat he von Grabenhagen hierher treckt is." —

„Ik gah nich nah Grabenhagen torügg!" erklärte der Mann nach einigem Zaudern patzig.

„Dor is he äwerall nich na fragdt, Uhlen! He sall uns seggen, worüm dat he hett trecken wullt. Worüm

is he denn nich in Grabenhagen bleben? He hett doch allens hatt, wat em taukümmt."

„Ja, ik heff ok ümmer mien Arbeed dan, Herr Merten!"

„He möt äwer doch 'ne Ursak hatt heben, Uhlen! Ahn Ursak treckt doch 'n Mann nich mit Fru un Kinner."

„Ja, 'ne Ursak heff ik wol hatt, Herr Merten!"

„Nu, denn vertell he uns mal, Uhlen, wat de Ursak west is."

„Mien Fru hett doch een Kind hatt vergangen jor, een lüttes Mäten is west."

„De Lütt is storben?" —

„Ja, se is storben. De Fru is dunn gar to misig worden, se is upstuns noch nich god to weg."

„Das ist richtig! Die Frau macht einen elenden Eindruck." Damit wandte sich Merten an den Grabenhäger.

„Ik hadd ok Inspektor Heilmann beden, mien Fru mücht unnerdes nich tom melken gan, wenn't jichtens mäglich wier. Wi hebben fiew Kinner, Herr Merten. Dat grote Mäten geit to Hof. Ik meen man, denn künn de Moder wol bi ehr Lütten blieben. Jedern Morn klock' vier to de Käuh gan, dat 's en beten vel, dor keem se tau sihr dorbi torügg. Ik heff den Inspektor dat ok vörstellt."

„He wadd dorbi woll 'n beten upsternatsch west sien, Uhlen!"

„Wo werr ik, Herr Merten! Ik heff man seggt, wat wohr is: mien Fru wier gar to swak, und dat melken wier to vel för er. Dor wadd he mi anroren, wat ik mi unnerstünn! 't wieren all Lägen; de Fru wier nich swak, se wier man to ful. Un wenn se nich melken wull, denn würr he sülwst kamen un se holen. — Nu

frag ik: is 'ne Moder för ehr Kinner up de Ird, oder för dat Veih? — Wi hebben dree Kinner up 'n Gottsacker, Herr Merten, und dat hier wullen wi upbörnen, wenn't jichtens mäglich wier. 't is so 'ne lütt nüdlich Dings west. Ik heff de Fru dat dorüm verbaden, se ded doch ümmernoch stillen dortomalen. Ik heff seggt: du geist mi nich, lat em man kamen! — Unner de Tied nu, dat ik nich tuhus bün, wadd Heilmann kamen un mien Fru anranzen: se süll melken kamen. Un as se nicht wull, dor hett de Enspektor er slan."

„Uhlen, is dat ok wohr?"

„Se hett mi de Stremen sülwst wiest. Un dat 's ok nich dat ierste Mal. Enspektor Heilmann deit 'n ganz Deel slan, de Mannslüd un ok de Frugenslüd deit he slan."

„Un wat hett he darnach dan, Uhlen?"

„Ik bün to Enspektor Heilmann gan un heff künnigt." —

„Un wat hett Heilmann seggt?"

„De hett man so griewlacht, und denn hett he seggt: ik künn jeder Stund gan, äwer ierst mößt ik betalen, wat ik schüllig wier. Wur ik äwer nich betalen künn oder wull, dunn würd he uns' Kauh to Pand nemen. Dat allens heff ik ja ok Herrn Merten schrewen."

„Das ist an dem!" schalt Merten für Kriebow ein.

„Ja, dat 's all ne Red worden mang de Lüd," fiel hier Uhlen ein. „Wenn in Grabenhagen Dagelöhners trecken, dunn krigt de Herrschaft Veih ümsönst to köpen." —

„Und weil der Mann sonach dienstfrei war, und da er mir nach seinem Briefe einen guten Eindruck machte, habe ich seine Schuld bezahlt und die Familie zu mir genommen." Damit wandte sich Merten dem Graben-

häger zu, der mit steigendem Unbehagen der Entwicklung des Gespräches gefolgt war. „Sind Sie nun noch der Ansicht, daß die Familie Ihnen widerrechtlich weggelockt worden ist?“

„Herr Merten, daß ich dergleichen nicht billige, werden Sie mir wohl glauben! — Warum in aller Welt!“ Damit wandte er sich an den Tagelöhner: „seid Ihr denn nicht zu mir gekommen, Uhlen? Warum habt Ihr Euch denn nicht bei Eurem Herrn beschwert?“

Uhlen sah sich seinen früheren Dienstherrn spöttisch lächelnd von der Seite an, dann erwiderte er: „Herr von Kriebow, wenn Sie dat fragen don, worüm ik nich to Se kamen bün — ja, dat künn ik doch äwerall nich! Wi Tagelöhners hebben uns seggt: wat de Enspektor deit, dat deit he mit den Herrn sien Willen. De Herr von Kriebow möt doch weeten, wat sien Herr Enspektor deit, un Enspektor Heilmann möt all weeten, wat sien Herr will. He deed ja ok ümmer seggen: dat ji jug nich ünderstat tom Herrn tau gahn! Se würden uns eenfach rutsmieten.“

Merten sah Kriebow fragend an, da Uhlen gesprochen hatte. „Wünschten Sie noch eine weitere Auskunft von dem Manne, Herr von Kriebow?“

„Nein, ich danke.“

„Denn kann he gan, Uhlen!“

„Ja, denn kann ik woll wedder gan — adjüs ok, Herr Merten! Äwer nach Grabenhagen ga ik nich wedder trügg!“ — Damit ging er mit schwerem Tritte hinaus.

„Es ist abscheulich! So wird man hintergangen!“ rief der Grabenhäger, mit großen Schritten erregt im Zimmer auf und ab gehend. „Wie stehe ich da! Die

Leute denken, es geschieht auf meinen Befehl, wenn der Inspektor kranke Frauen prügelt und den Tagelöhnern die Kuh abpfändet! Das ist das Schreckliche dabei!"

„Nun, nun, beruhigen Sie sich nur, Herr von Kriebow!" versuchte Merten zu trösten. „Das sind Dinge, die der Anfänger durchmachen muß. In der Behandlung der Leute lernt man nie aus."

„Ich werde Heilmann den Laufpaß geben! Der Mensch ist reif!"

„Keine Übereilung, Herr von Kriebow! Sie sind jetzt erregt. Einen Beamten wie Heilmann, der Ihrer Familie nun wohl an dreißig oder mehr Jahre dient, Knall und Fall entlassen, das ist keine kleine Sache."

„Der Mensch hat mich um mein Renommee gebracht! Ich bin in dieser ganzen Sache von Anfang bis zu Ende hintergangen. Wie stehe ich denn Ihnen gegenüber da, Herr Merten! Sie sind mit Recht gekränkt. Schon darum muß Heilmann fort; das bin ich Ihnen schuldig!"

„Was mich betrifft, Herr von Kriebow, so kann ich Ihnen versichern, daß ich nicht beleidigt bin. Für Heilmann möchte ich aber ein Wort einlegen; es gibt Entschuldigungen für ihn. Ihr seliger Herr Vater hat ihm die Zügel lang gelassen. Da ist Heilmann sehr eigenmächtig geworden. Es gibt sehr wenig Menschen, die das vertragen können, keinen Herrn über sich zu haben, glauben Sie mir das!"

„Das soll er eben merken, daß er einen Herrn über sich hat!" rief der Grabenhäger.

Mit diesem Entschlusse fuhr er von Pröklitz ab.

XXIII.

Erich von Kriebow fuhr im gestreckten Trabe nach Haus zurück. Er wollte das Eisen schmieden, solange es heiß war. Er hatte gewissermaßen Furcht, daß sein Eifer erkalten, daß ihm seine eigene Gutmütigkeit in den Arm fallen könne. Denn diesmal mußte Ernst gemacht werden.

Wer war denn dieser Heilmann, daß er sich herausnahm, ihn leiten zu wollen? Ein Angestellter, ein Beamter, der übermütig geworden war, weil man ihn zu gut behandelt hatte.

Kriebow wußte es vom Regiment her: der ist ein schlechter Eskadronschef, der seinen Wachtmeister regieren läßt. Und mag der Unteroffizier noch so tüchtig sein und erfahren, Kommiß bleibt Kommiß! Die Erfahrung allein macht es nicht, auch zum Kommandieren gibt es einen Beruf. Das Detail des Kleindienstes mag man dem Subalternen überlassen, aber zum verantwortungsreichen Regieren fehlen Haltung und Selbstbewußtsein, die allein der Stand verleiht.

Eine derartige Schwadron, wo der Wachtmeister kommandierte, weil der Rittmeister bequem und schlapp war, stand Kriebow als warnendes Beispiel vor dem Gedächtnis. Wozu hatte der allmächtige Unteroffizier seine Macht vor allem benutzt? Zu Begünstigung, zu Leuteschinderei und zu Übergriffen. Mit Verachtung hatte Erich von Kriebow als junger Leutnant das mit angesehen.

Sollte es ihm etwa ähnlich ergehen? Da wollte er beizeiten einen Riegel vorschieben.

Kriebow fuhr gleich beim Nebengebäude vor, nahm sich gar nicht erst Zeit, ins Herrenhaus zu gehen. Heil-

mann war nicht in seinem Zimmer. Kriebow ließ ihn suchen.

„Wo waren Sie?" fuhr er den Beamten in ungewohnt barschem Tone an, als er endlich kam.

„In der Scheune beim Haferdreschen," erwiderte Heilmann.

Dagegen ließ sich nun freilich nicht viel sagen.

Bei dem Verhör, das der Gutsherr nun anstellte, blieb Heilmann ruhiger, als Kriebow erwartet hatte. Er leugnete nicht, daß er die Frau geschlagen habe, aber das sei im Eifer geschehen. Und dann habe er eben mal ein Exempel statuieren wollen, denn die Frauenzimmer würden immer schwieriger, seien nicht mehr zum Melken zu bringen; und was solle denn dann aus der Holländerei werden? Er habe nur im Interesse der Herrschaft gehandelt. Warum der gnädige Herr auf einmal so erzürnt sei, könne er sich ganz gut denken: in Pröklitz bei Herrn Merten werde er wohl nichts Gutes über ihn gehört haben. Daß Merten diese ganze Sache angerührt habe, um ihm den Hals zu brechen, sehe er nun ja ganz deutlich.

Kriebow war starr über die Unverfrorenheit, mit der Heilmann hier versuchte, den Spieß umzudrehen. Sein Zorn, all der zurückgehaltene Unmut, die Erkenntnis, von dem Beamten in schamloser Weise genasführt worden zu sein, der Ärger über die eigene Langmut entluden sich. Der Beamte stand unter einem Hagel von Vorwürfen. Jeden weiteren Versuch einer Verteidigung schnitt ihm sein Herr mit einem barschen: „Schweigen Sie!" ab.

Heilmann war erbleicht und schwieg mit verbissener Miene. Mit äußerlicher Gelassenheit nahm er die Kündigung seines Herrn auf, und erklärte sich bereit,

sofort Kasse und Bücher abzuliefern, Rechnung zu legen und seiner Wege zu gehen. Kriebow erwiderte darauf, sie hätten vierteljährliche Kündigung; zunächst habe er noch zu bleiben bis zur Beendigung der Frühjahrsbestellung.

Mit diesem Bescheid verließ der Grabenhäger den Inspektor.

Am nächsten Morgen fand Kriebow auf dem Frühstückstisch einen Brief; Heilmann meldete sich krank.

Kriebow war geneigt, das für eine Finte anzusehen. Offenbar wollte der Alte seine Unentbehrlichkeit fühlen lassen.

Da sollte er sich nun gerade verrechnet haben. Der Grabenhäger wollte ihm mal zeigen, daß es auch ohne ihn gehe.

Er schrieb also in aller Kürze an Heilmann: er möge sich nur auskurieren, und er solle Wirtschaftsbücher und Journale herüberschicken.

Darauf ließ sich der Gutsherr den Statthalter kommen, und erklärte ihm, daß er sich von jetzt ab den Dienst für die Leute nicht mehr bei dem Inspektor, sondern bei ihm, dem Gutsherrn, zu holen habe. Dann sprach er mit dem alten, erfahrenen Arbeiter das Nächstliegende durch.

Es war eine eigene Sache um das Gefühl, allein verantwortlich zu sein für ein so großes Gut. Da war der Wirtschaftshof mit seinen weitläufigen Gebäuden: die Stallungen, Scheunen, Schuppen, Keller, Tennen, Böden. Da waren die unzähligen Geräte und Maschinen, Werkzeuge, Wagen und Geschirre, die Vorräte an Getreide, Futtermitteln, Saatgut, künstlichem Dünger. Dann das Vieh, die Gespanne, die Herde. Was für Werte steckten in all diesen Dingen! — Und nun gar,

wenn man weiter dachte: sein Dorf. Die Katenleute mit ihren Familien, das Gesinde, all diese Menschen mit ihren Pflichten und Ansprüchen. Alles das blickte auf ihn, wartete seiner Befehle, hing von ihm ab.

Nun konnte er die Kenntnisse, welche er auf der Landwirtschaftsakademie gesammelt hatte, endlich verwerten. Jetzt zeigte es sich, wie gut er daran getan hatte, den Kursus durchzumachen.

Denn nun traten in rascher Reihenfolge die verschiedensten Fragen an ihn heran, die eine schnelle und sichere Entscheidung verlangten. Da fragte ein Lieferant an, wieviel künstlichen Dünger Grabenhagen für die diesjährige Frühjahrsbestellung brauche, und machte seine Offerten. Die Zuckerfabrik wollte wissen, ob sich Grabenhagen verpflichte, in Zukunft zweihundert Morgen mehr als bisher mit Rüben zu bebauen. Der Vorarbeiter der fremden Schnitter bat um Vorschuß zur Reise für sich und seine Leute. Die Genossenschaftsmolkerei beschwerte sich über den Zustand, in welchem die letzte Milchsendung angekommen, und verlangte Konventionalstrafe. Dann traten Händler an, welche die Vorräte, die vom Winter her auf den Getreideböden lagerten, aufkaufen wollten. Kriebow hätte nur gar zu gern losgeschlagen, da ihm bar Geld in diesem Augenblicke äußerst willkommen gewesen wäre, aber die Frühjahrsbestellung war doch auch noch zu bedenken. Was konnte man weggeben von den Vorräten, und wieviel mußte man notwendigerweise als Saatgut und für den Bedarf der Wirtschaft bis zur nächsten Ernte zurückhalten? — Zu Heilmann schicken und ihn um Auskunft fragen? — Nein! Der hätte sich doch nur ins Fäustchen gelacht über des gnädigen Herrn Ratlosigkeit. Den Triumph wollte er dem Alten nicht

gönnen. So mußte er sich denn dazu bequemen, die Wirtschaftsbücher zu Rate zu ziehen; nach weitläufiger Berechnung gelang es ihm dann auch, die Menge des Getreides festzustellen, die zum Verkauf kommen durfte.

Kriebow merkte erst jetzt, wo er selbst die Zügel wirklich in die Hand genommen hatte, welche Anforderungen an einen modernen Wirtschaftsdirigenten gestellt werden.

Er stand im Mittelpunkte eines großen und verzweigten Mechanismus, in welchem sein Wille der Regulator war.

Aus vielen Kleinigkeiten setzte sich da die tägliche Arbeit zusammen. Wie das Vieh geputzt wurde, welche Temperatur und Luft im Stalle herrschte, wie das Getreide lagerte, ob es zur rechten Zeit einmal durchstochen wurde mit der Schaufel. Von dergleichen hing wieder die Gesundheit des Viehes ab. Eine geringfügige Unsauberkeit in den Gefäßen konnte die Milch verderben machen. — Kurz, da gab es nichts Gleichgültiges und mochte es noch so unbedeutend erscheinen. Unabsehbaren Schaden konnte der winzigste Mißgriff nach sich ziehen.

Jeder mußte da an seiner Stelle den vorgeschriebenen Dienst gewissenhaft erfüllen, damit etwas Ganzes zustande kam. Aber wichtiger noch als das harmonische Zusammenarbeiten und Ineinandergreifen jener untergeordneten Kräfte war, daß eine Hand da war, die dem Fahrzeuge den richtigen Kurs gab. In der Person des Kapitäns vereinigte sich die Verantwortung für alles, was unten im Maschinenraume und oben im Takelwerke vorging.

Wahrlich, die Aufgabe war nicht klein, die der junge Gutsherr da auf sich genommen hatte!

XXIV.

Schon seit einiger Zeit war von einer Versammlung die Rede, welche der „Agrarverein“ in der Kreisstadt abhalten wollte. Wenn sich Nachbarn trafen, kam gewiß das Gespräch sehr bald darauf; die Gemüter waren allenthalben damit beschäftigt.

Von Berlin sollten einige bekannte parlamentarische Größen dazu herüberkommen; den Hauptvortrag des Tages hatte ein Professor der Landwirtschaft übernommen. Der größte in der Stadt vorhandene Saal war gemietet worden; die Versammlung würde, so hoffte man, stark besucht sein. An einem Sonntagnachmittag war sie angesetzt, denn der Bauer war Wochentags schwer in die Stadt zu bringen; und der Verein wollte doch wieder einmal Heerschau halten über seine Freunde.

Erich von Kriebow war dem Verein bereits früher beigetreten, ohne sich bisher allzuviel um ihn gekümmert zu haben. Von jeder aktiven Beteiligung an Politik hatte er sich zurückgehalten.

Aber er sagte sich, daß es nicht weiter bei solcher Gleichgültigkeit bleiben dürfe. Seine Zeitung redete es ihm täglich vor, daß jedermann die Pflicht habe, sich zu rühren, etwas zu tun für die gute Sache; und dann hatten auch Graf Wietens Worte neulich in Berlin Eindruck bei ihm hinterlassen. Als Gutsherr war man für die Gesinnung seiner Leute verantwortlich.

Major von Pantin war Vorsitzender des Agrarvereins für den Bezirk. Eines Tages kam Malte herübergeritten, um mit Kriebow über die Vorbereitungen zu der Versammlung Rücksprache zu nehmen. Grabenhagen müsse mindestens ein Dutzend Leute stellen am

Sonntag, verlangte der Langendammer. Kriebow lachte und meinte: es würde schwer sein, in seinem Dorfe auch nur drei Leute aufzutreiben, denen man einiges politische Urteil zutrauen könne.

„Politisches Urteil!" rief Malte. „Das zeigt, wie grün Sie noch sind, mein guter Kriebow. Wer fragt denn danach! Bringen Sie nur Ihre dümmsten Tagelöhner mit, je einfältigere Gesichter, je besser! Wenn Sie etwa gerissene Burschen darunter haben, die lassen Sie hübsch zu Haus. So mache ich's. Und dann müssen Sie die Kerls vorher natürlich gut instruieren. Wir brauchen wiedermal so eine Massendemonstration. Das Schweinepack von Gegnern behauptet, wir hätten beim Landvolk keinen Anhang, unsere ganze Geschichte wäre künstlich in Szene gesetzt. Infame Lügen! Das muß mal gründlich widerlegt werden. — Also ich rechne bestimmt auf ein Dutzend Leute mindestens aus Grabenhagen, hören Sie, Kriebow! Wenn es nicht anders ist, müssen Sie die Gesellschaft auf einen Leiterwagen laden und reinfahren lassen, wie's zur Wahl gemacht wird. Für die gute Sache muß man ein Opfer bringen."

Darauf ritt Malte weiter, um, wie er sagte, noch die anderen Nachbarn „aufzusingen".

Der Grabenhäger überlegte sich die Sache. Ein Dutzend Leute stellen war nicht leicht. Auf einige konnte man ja rechnen: da war der alte Küster Klinguth; Landwirt von Profession war der ja nicht, aber ein treu ergebener Mann, der dem Gutsherrn zu Gefallen alles tun, auch den Sonntagnachmittag opfern würde. Dann konnte man ein oder den anderen von den älteren Gutsleuten mitnehmen: Kräuger den Statthalter, Wurten den Schmied, den Schäfermeister, den Gärtner, den Schauerarbeiter, den Schweinefütterer. Das waren

gutgesinnte, ruhige, zuverlässige Männer, gewohnt, sich dem Willen der Herrschaft zu fügen, ohne zu fragen. Bei der jüngeren Gesellschaft mußte man schon vorsichtiger sein, die machten sich ihre Gedanken. Die Erfahrung, welche Kriebow neulich mit Fritz Wurten gemacht, saß ihm noch in den Gliedern. So wie Malte Pantin das vorgeschlagen hatte: die Gutstagelöhner einfach wie eine Herde in die Stadt treiben, das ging nicht. Er beschloß, seinen Leuten durch den Statthalter bekannt geben zu lassen: wo und wann die Versammlung stattfände, und gelegentlich wollte er einen und den anderen auch darauf hinweisen und ihm sagen, er werde sich freuen, ihn dort zu sehen.

Zuletzt fiel ihm noch ein, daß er auch den neuen Schulzengutsbesitzer auffordern könne, sich an der Versammlung zu beteiligen.

Schon neulich beim Verlassen der Kirche hatte Kriebow ein paar Worte mit Karl Tuleveit gewechselt. Man hatte sich beim Auseinandergehen die Hände geschüttelt vor der ganzen Gemeinde. Das bedeutete: der alte Zwist solle nunmehr beigelegt sein und zwischen Rittergut und Schulzengut fortan Eintracht herrschen.

Kriebow schickte also seinen Kutscher nach dem Bauernhofe hinüber und ließ den Besitzer auffordern, am Sonntag mit ihm zur Stadt zu fahren. Karl Tuleveit ließ seinen Dank sagen, und er würde zur angegebenen Zeit sich im Herrenhause einfinden; wenn es gestattet sei, werde er auch seinen Bruder mitbringen, der jetzt bei ihm lebe.

Also Otto war zu Haus! — Das war ja famos! Längst hatte Kriebow im geheimen gewünscht, mit seinem alten Jugendfreunde vom Schulzenhofe, Otto Tuleveit, wieder in Verkehr zu treten. Nun

schien sich das in ganz unauffälliger Weise machen zu wollen.

Am Sonntagnachmittag zur angegebenen Stunde fanden sich die beiden Brüder im Herrenhause ein. Otto, den Kriebow über zehn Jahre nicht mehr gesehen, war inzwischen ein stattlicher Mann geworden; sein pausbackiges Jungengesicht und die ehrlichen blauen Augen aber hatte er behalten.

Der Gutsherr nahm die Brüder mit in sein Zimmer; soviel Zeit war schon noch, um eine Zigarre anzurauchen und ein Glas Wein zu trinken. Das konnte dann durch schnelleres Fahren wieder eingeholt werden.

Man war anfangs auf beiden Seiten etwas verlegen. Das Wetter mußte herhalten, um eine Unterhaltung zustande zu bringen.

Dann erkundigte sich Kriebow, wie es Otto ergangen sei, während der Zeit, wo man sich nicht gesehen hatte. Otto war weit herumgekommen. Zuletzt war er Wirtschafter gewesen auf einer großen Domäne. Von dort hatte er sich verabschiedet, um seinem Bruder zu helfen.

Hier mischte sich Karl in das Gespräch; er müsse sehr froh sein, daß sein Bruder ihn unterstütze, denn er selbst sei in den letzten Jahren — wo er ja für Isidor Feige gereist war — allzusehr aus der Praxis herausgekommen. Und außerdem — daraus machte er nicht den geringsten Hehl — habe er den väterlichen Hof unter drückenden Bedingungen übernommen, von früher her hänge ihm auch noch manches an; nur mit Hilfe seines Bruders könne er hoffen durchzukommen.

Das klang allerdings etwas anders als das, was Heilmann neulich in seinem Briefe über die Lage auf dem Schulzenhofe berichtet hatte. Was für anständige

aufrichtige Leute waren diese Tuleveits doch! War es nicht viel besser, mit ihnen in Eintracht und guter Nachbarschaft zu leben! —

Nachdem man ein Viertelstündchen verplaudert hatte, wurde der Wagen bestiegen. Kriebow fuhr selbst, neben ihm saß Franz, hinter ihm die beiden Tuleveits.

Man überholte unterwegs eine Anzahl Wagen und Fußgänger, die ebenfalls auf dem Wege zur Stadt waren. Major von Pantins Werbungen für die Versammlung schien also doch das Landvolk auf die Beine gebracht zu haben.

Als man durch Groß-Podar kam, hielt dort vor dem Krug ein Leiterwagen mit dem Schilde: „Rittergut Langendamm". Eine Anzahl Leute, wohl Knechte und Tagelöhner, die anscheinend betrunken waren, saßen auf dem Wagen und ließen sich unter Schreien und Johlen noch mehr Trinkstoff reichen. Das waren also die Truppen, die Malte selbst heranführte! — Kriebow war unangenehm berührt von dem Anblick und dachte bei sich, daß er von den Seinen lieber niemanden in der Versammlung sehen wolle, als Leute in solchem Zustande.

Bald darauf traf man auf einen Trupp Männer zu Fuß. Da waren sie ja: Kräuger, Wurten, Pagelow und wie sie alle hießen, seine Getreuen, die Elite von Grabenhagen, geführt von dem alten Klinguth. Stramm, wie es alten Soldaten zukam, marschierten sie und grüßten ehrfurchtsvoll, als der Gutsherr an ihnen vorüberfuhr.

Es freute Kriebow doch, daß sie auch ohne Leiterwagen gekommen waren. Sie hatten es ihm zu Liebe getan; denn ein großes Interesse an der Sache traute er der Gesellschaft nicht zu. Aber nüchtern waren sie

geblieben. Ja, bei ihm in Grabenhagen, da war doch noch Zug drin! Er war geneigt, sich darauf etwas zu gute zu tun.

Kurz vor der Stadt begegnete man einem herrschaftlichen Wagen. Die bunte Livree des Kutschers und die glänzenden Geschirre stachen in die Augen; aber den Kenner störte das Überladene der Equipage. Kriebow war gespannt, welcher Protz am Sonntagnachmittag so in der Welt herumfahre.

„Das ist Herr Isidor Feige!" sagte Karl Tuleveit, „mit seiner jungen Frau."

„Seit wann ist denn der Kerl verheiratet?" fragte Kriebow.

„Vorm Jahr — eine Berliner Dame aus einer großen Getreidefirma."

Die Wagen fuhren aneinander vorbei. Unter leuchtendem Zylinderhut blickte ihnen Isidor Feiges gelbes Gesicht entgegen. Neben ihm die Tochter der Getreidefirma, sehr geputzt, auf dem Rücksitze eine Amme in Spreewälder Kostüm, ein Baby auf dem Schoße.

Der Bankier riß große Augen auf, als er hinter dem Grabenhäger Herrn die beiden Tuleveits erblickte, und vergaß über seinem Staunen das Grüßen vollständig.

Also Isidor Feige, der sich als Freund des Landwirts hinzustellen liebte, der sein Bankgeschäft eigens dazu gegründet zu haben behauptete, um dem kleinen Manne Kredit zu verschaffen, fuhr heute, wo das Landvolk zur Stadt geströmt kam, auf und davon.

„Es mag ihm wohl etwas unheimlich werden da drinnen," sagte Kriebow, sich zu den Brüdern umwendend, und lachte. Karl Tuleveit nickte zustimmend mit dem Kopfe und meinte: „Ich kenne Herrn Feige;

er hat den Bauern nur gern, wenn er ihm das Fell über die Ohren ziehen kann."

Es belustigte den Grabenhäger, Isidor Feige so begegnet zu sein; vor allem, daß er die Tuleveits mit ihm gesehen hatte, war ihm recht.

Kriebow fuhr nach dem „Schützenhause", wo die Versammlung stattfinden sollte, und schickte Franz zum Ausspannen in den „Elefanten".

Der große Saal des Schützenhauses war bereits ziemlich voll, und immer noch strömten die Leute scharenweise herbei.

Am Eingange stand Major von Pantin und begrüßte die Kommenden. Man hörte sein Organ schon von weitem durch all den Lärm hindurch. „Hierher, Kriebow!" rief er, als er den Grabenhäger erkannte. „Wir können Sie brauchen. Gehen Sie mal zum Vorstandstisch. Ich habe Sie als Komiteemitglied angemeldet."

Kriebow erschrak. Wie kam er zu der Ehre! Er meinte, daß ihm dazu doch die Erfahrung abgehe.

„Das ist ja ganz egal!" rief Malte. Er versuchte dabei seine Stimme zu dämpfen, was ihm aber wie gewöhnlich mißlang. „Wir brauchen notwendig noch ein paar gute Namen. So Bauern und kleine Leute haben wir nun genug drin. Die Majorität muß auf alle Fälle bei uns bleiben — verstehen Sie! — Erfahrung brauchen Sie da gar nicht! Hier, Tichow wird Sie einführen."

Der Ernsthöfer Tichow nahm den immer noch Widerstrebenden unter den Arm und führte ihn zum Podium hinauf. „Das lernt sich alles!" sagte er. „Machen Sie nur zu allem ein möglichst verständnis-

volles Gesicht, das ist die Hauptsache, und im übrigen tuen Sie genau, was Sie uns vormachen sehen."

Auf dem Podium waren die ersten Männer der Gegend versammelt: Kammerherr von Zittwitz, die Merwitze, die Tichows und andere von der Ritterschaft. Auch das bürgerliche Element war durch Pächter, Bauern und unadlige Grundbesitzer vertreten. Von Berlin waren die Führer der Bewegung und einige ihr nahestehende Parlamentarier herübergekommen, um der Kundgebung durch ihre Anwesenheit besonderen Nachdruck zu verleihen. Der Ernsthöfer übernahm es, Kriebow diesen Herren vorzustellen.

Als ein in der Politik völlig unbefangener Mensch empfand Erich von Kriebow vor jedem Berufsparlamentarier scheue Bewunderung. Das also war der große X., dessen viele Reden im Parlament er andächtig nachzulesen pflegte. Und der dort war der berühmte Z., dessen Verdienste das Parteiblatt nicht genug zu rühmen wußte.

Es war doch ein erhebendes Gefühl, sich mit diesen Leuten einmal die Hand schütteln zu dürfen, sie von Angesicht zu Angesicht sehen zu können.

Übrigens kitzelte es Kriebow, daß er ausersehen war, Seite an Seite mit solchen Männern über der Versammlung zu thronen. Sein Blick überflog die wogende Menge der minder bevorzugten Sterblichen da unten. Wo waren denn seine Getreuen aus Grabenhagen? Richtig, da saßen sie, um den alten Klinguth geschart. Die waren gewiß auch stolz, ihren Herrn da oben unter den Spitzen zu sehen.

Dann fiel sein Auge auf ein paar andere bekannte Gesichter. Dort mitten im dichtesten Haufen: der Ragatziner Klaven und neben ihm Merten von Pröklitz.

Was machten sie da unten? Wenn jemand in das Präsidium dieser Versammlung gehörte, so waren es doch gewiß die beiden! Wie ein Vorwurf traf es Kriebow, er schämte sich auf einmal; war es nicht lächerlich, daß er mehr geehrt sein sollte, als solche erfahrene und verdiente Männer? Er hätte sich doch nicht hier hinauflotsen lassen dürfen! —

Der Ernsthöfer stieß jetzt Kriebow an: „Sehen Sie bloß, sehen Sie: wie unser Landrat sich populär macht, da unten beim Volk."

In der Tat konnte man Herrn von Katzenberg durch den Saal schreiten sehen, von einer Gruppe zur anderen. Mit seiner geschmeidigen Gestalt wand er sich durch den dichten Haufen breiter, behäbiger Landleute hindurch, klopfte hier einem auf die Schulter, schüttelte dort eine Hand.

„Er ist doch ein Schlaukopf!" meinte Tichow. „Weiß immer, woher der Wind weht. Hier, wo Agrarisch Trumpf ist, steckt er den Bauernfreundlichen heraus."

Major von Pantin, der inzwischen auch auf das Podium gekommen war, gab das Glockenzeichen zur Eröffnung. Er sprach ein paar kurze Worte über den Zweck der Versammlung und ging schnell zum Hoch auf den Landesherrn über. Dann erteilte er das Wort einem der Parlamentarier, ehemals Hauptmann, jetzt Grundbesitzer.

In Erscheinung und Sprechweise verleugnete der Redner den gewesenen Offizier nicht. Seine fernig unbefangene, von Gedanken eben nicht überladene, gelegentlich drastische Art war dieser Versammlung von schlichten und ungeschulten Köpfen gegenüber ganz am Platze. Er sprach nichts mehr und nichts weniger aus,

als was seine Zuhörer selbst empfanden, aber was sie nicht imstande waren, so keck zu äußern. Seine Rede wirkte befreiend. „Der Mann hat recht! Der versteht, was uns not tut. Der trifft den Nagel auf den Kopf!“ — Das ungefähr sagten die brausenden Beifallsstürme, die den Redner an besonderen Kraftstellen unterbrachen.

Kriebow war hingerissen und applaudierte stark. Es war die erste große Versammlung, die er erlebte. Er war noch empfänglich für solche Eindrücke; der frische Ton der Rede und die Begeisterung der Menge wirkten stark auf ihn. Auch fühlte er sich persönlich stolz auf den Redner; der Mann war Junker und Offizier. Wer weiß, schließlich würde man's auch noch mal zu was Ähnlichem bringen können! —

Dann sprach der Professor. In seiner bedachten Redeweise bildete er einen starken Gegensatz zu dem Vorredner. Sein Vortrag war reichlich mit Zahlen, statistischen Daten und wissenschaftlichen Thesen gespickt.

Kriebow kam sich auf einmal sehr dumm vor. So sehr er sich Mühe gab, der Beweisführung des Herrn zu folgen, es ging nicht. Aber dem Rate des Ernsthöfers gemäß suchte er ein möglichst verständnisvolles Gesicht zu zeigen, wie er es die anderen ringsum machen sah. Er tröstete sich mit dem Gedanken, daß er in dieser Versammlung wohl nicht der einzige sein werde, dem dies zu hoch war. Was mochten sich z. B. der alte Wurten und sein Statthalter Kräuger bei den gewiß tiefgründigen Untersuchungen des Professors über die Währungsfrage, über Zollpolitik und Staatsmonopole denken? —

Endlich schloß der Redner. Auch er hatte seinen

Beifall. Doch glich das „Bravo“ bei vielen einem Aufseufzen der Erleichterung.

Die Rednerliste war damit erschöpft. Eine Debatte folgte nicht, da Gegner nicht anwesend zu sein schienen, oder, wenn sie anwesend waren, schwiegen.

Der offizielle Teil der Tagung war damit beendet. Was sich zu den Spitzen rechnete, blieb noch. Major von Pantin ging mit einer Liste umher und warb Teilnehmer für ein Diner, das zu Ehren der Berliner Herren im „Elefanten“ stattfinden sollte.

„Haben Sie gesehen, Merten Pröklitz war auch in der Versammlung,“ sagte der Ernsthöfer zu Major von Pantin. „Den müßten Sie doch unbedingt auffordern zum Essen. Zu übergehen ist der nun mal nicht!“

„Fällt mir nicht ein!“ schrie Malte. „Für mich existiert der Herr nicht. Ich will nicht an einem Tische sitzen mit einem völlig gesinnungslosen Menschen!“

Im „Elefanten“, wohin er sich nunmehr begab, traf Kriebow mit dem Ragatziner Klaven zusammen. Er hatte ihn seit der Langendammer Jagd nicht wieder gesehen.

„Sie bleiben doch zum Diner!“ sagte Kriebow zu ihm.

„Um Himmels willen, nein!“ rief Klaven. „Ich habe von dem vorigen gerade genug!“

Der Grabenhäger meinte dagegen: es sei doch soweit alles ganz schön gewesen. Was ihm denn mißfallen habe. —

„Nun, da will ich Sie in Ihren Illusionen ja nicht stören!“ sagte Klaven spöttisch. „Wenn Sie begeistert sind, um so besser! Ich sehe zu sehr die Fäden, an denen die Sache geleitet wird.“

„Ich weiß, was Sie meinen. Daß man die Leute hereingetrieben hat, gefällt auch mir nicht. Aber das gehört doch nun mal zur Politik!“

„Zur gewöhnlichen Parteipolitik allerdings; denn die ist auf Schein aufgebaut und auf die Dummen berechnet. Aber diese Bewegung hier sollte doch etwas mehr sein — wenigstens war das anfangs meine Hoffnung — etwas Ehrliches und Reinliches sollte sie sein. Anstatt dessen haben wir eine Partei mehr bekommen. Wenn ein Mensch von der Notwendigkeit überzeugt ist, daß in den ländlichen Dingen Wandel eintreten muß, so bin ich es. Aber es ist hier wie überall: nichts schadet der guten Sache mehr, als ein verfehlter Reformversuch, wie mit dem Schatz, der abermals hundert Klaftern tiefer sinkt, so oft vergeblich nach ihm gegraben wird. Hier haben wir wiedermal so eine mit vielen Hoffnungen und gutem Willen und großen Versprechungen vom Stapel gelassene Expedition, die niemals ihr Ziel erreichen wird. Und wissen sie warum? Weil man die Ziele nicht hoch genug gesteckt hat. — Die Getreidepreise sollen gehoben werden. Schön! Ich bin dabei. Der Landwirt soll einen gerechteren Preis erhalten für seine Produkte. Nur gerechtfertigt! Aber man soll sich nur nicht einbilden, daß wir damit gerettet sind. Das sind Fragen zweiter Ordnung im Vergleich zu der wirklich brennenden Not unseres Berufes und Standes. Auf die Börse, das Spekulantentum, das mobile Kapital, wird weidlich geschimpft, wie Sie vorhin erst gehört haben; überhaupt am Räsonieren und am Entrüsten fehlt's nicht, und dabei verschließen wir die Augen vor den eigenen Fehlern. Leider, leider dürfen wir gar nicht mit gutem Gewissen auf die Auswüchse des Kapitalismus schimpfen, denn wir sind ja

selbst seine eifrigsten Anhänger. Unsere Weltanschauung ist gerade so materialistisch, wie die der anderen auch. Da tut Reform not. Von innen heraus muß die Genesung kommen. Was jetzt geschieht, ist weiter nichts als ein Herumdoktern an den Symptomen, dem Sitz des Leidens will niemand zu Leibe gehen. Und nimmt sich jemand heraus, die Schäden des Standes aufzudecken, dann wird er verketzert. Gesichtspunkte — Ideale! — Wer davon anfängt, gilt als unpraktischer, weltfremder Schwärmer. Nur wer den Leuten sagt: wie sie ihre Einnahmen vermehren können, ist ein Genius."

Kriebow war auch heute wieder gepackt von dem Wesen dieses eigenartigen Menschen. Was er auch an Beredsamkeit soeben vernommen, hier steckte doch weit mehr Wucht und wirklicher Ernst dahinter.

Der Wunsch, mit Klaven näher bekannt zu werden, hatte sich ihm schon öfter aufgedrängt. Es war nur so schwer, mit diesem Sonderling auf irgendeinen Fuß zu kommen. Klaven war stolz und mißtrauisch und schien an seinem Einsiedlerleben zu hängen. Trotzdem wollte Kriebow die Annäherung versuchen; denn auch für Klara wäre es ihm lieb gewesen, wenn sie an Frau von Klaven endlich den Umgang gefunden hätte, der ihr noch immer fehlte.

Kriebow machte also den Vorschlag, den regen Verkehr, der früher zwischen den Häusern Grabenhagen und Ragatzin bestanden, wieder aufleben zu lassen.

Klaven griff nicht sofort mit beiden Händen zu, er überlegte und sagte schließlich: „Gut denn! Versuchen Sie es! Aber ich mache Sie von vornherein darauf aufmerksam, einen sogenannten ‚standesgemäßen' Haushalt werden Sie bei uns nicht finden. Wir leben unseren Verhältnissen entsprechend, das heißt als pauvre

Landleute. Und auch für die Gäste können wir daran nichts ändern; man muß uns nehmen, wie wir sind."

Erich von Kriebow lachte gerade heraus. „Wofür halten Sie mich eigentlich, Klaven! Bin ich ein Protz? Ich bitte mich doch nicht mit den Katzenbergs verwechseln zu wollen!" —

„Nein, nein!" erwiderte Klaven. „So war's nicht gemeint. Man wird nur vorsichtig, wissen Sie, Kriebow, wenn man sieht, wie so viele Standesgenossen den Menschen nach der Größe seines Geldbeutels beurteilen. — Mich würde es ja sehr freuen, wenn sich ein freundnachbarschaftlicher Verkehr zwischen unseren Familien fände; vor allem für meine Frau. Die Ärmste kommt selten aus dem Haus, und Sie wissen ja: Frauen brauchen Aufheiterung schließlich noch nötiger als wir. Und auch ich sehne mich manchmal nach menschlichem Umgang. Also, auf Wiedersehen in Ragatzin!"

Er reichte Kriebow die Hand. Der Grabenhäger schüttelte sie kräftig.

XXV.

Endlich war der Frühling eingezogen, zwar noch nicht mit Schwalben, grünem Laub und Blumenschmuck; auf die warmen Tage folgten noch immer kalte Nächte. Aber diese ersten Sonnenblicke hatten doch genügt, Äcker und Wiesen von ihrer eisigen Kruste zu befreien. Nur noch in Gräben, Bodensenken und beschatteten Winkeln fristeten die Überreste des Winters ein kurzlebiges Dasein. Der Schnee hatte seine Dienste getan, wundervoll frisch waren die Saaten erhalten. Weithin leuchtete das saftige Grün des Roggens und Weizens. Wenig nur war ausgewintert.

So gut seien seines Gedenkens die Saaten noch nicht durch den Winter gekommen, meinte der alte Kräuger, mit dem der Grabenhäger am Sonnabendnachmittag an den Feldern entlang fuhr, um zu sehen, ob man nun endlich mit der Frühjahrsbestellung beginnen könne. Man beschloß, am Montag mit Pflügen eines hochgelegenen und darum leidlich trockenen Schlages den Anfang zu machen.

Das Frühjahrswetter hielt aus. Eine Floge von Schnee und Graupel, die kam, um die Landschaft noch einmal weiß anzuputzen, hatte keinen Bestand. Mit Macht schwollen die Triebe und Knospen. Die Wiesen beschlugen grün.

Den frühjahrskündenden Schwalben ähnlich trafen Wanderarbeiter in Grabenhagen ein, einige dreißig an Zahl: Männer und Frauen, auch einige halberwachsene Knaben und Mädchen darunter. Ein Stamm von Familien, die unter ihrem Vorschnitter nun schon seit einer ganzen Reihe von Jahren nach Grabenhagen kamen. Sie schienen sich in ihrer Kaserne, die Erich von Kriebows Vater für sie hatte errichten lassen, ganz heimisch zu fühlen.

Nun wurde es ernst in der Feldarbeit, mit Pflügen, Eggen, Hacken, mit Düngerstreuen, Unterpflügen, Säen, Drillen, Pflanzen, Stecken und Walzen.

Der Gutsherr hätte sich in Stücke teilen mögen, um überall zu sein. Früh beim ersten Tagesdämmer stand er auf, war den ganzen Morgen und Vormittag im Sattel, von einem Gespann zum anderen fliegend, hier die Knechte beim Pflügen zu kontrollieren, dort die Weiber beim Kartoffellegen oder die Drillmaschine zu inspizieren, die den Hafer säen sollte, dann wieder mal

schnell dorthin, wo die Brache geschält oder der Mist breitgeworfen wurde.

Zu den Mahlzeiten hielt er dieselbe Zeit inne, wie seine Leute. Und abends, wenn sie Feiertag machten, setzte er sich an den Schreibtisch, denn nun kam erst das schwierigste von allem: die Buchführung und das Rechenwesen.

Todmüde begab er sich zu Bett, wenn die Augen ihm den Dienst zu versagen anfingen und die Feder seiner Hand entsank.

Aber unglücklich fühlte er sich dabei nicht. Es kam ihm vor, als habe es ihm noch nie so gut geschmeckt, als sei er noch nie so frisch und stark gewesen, wie in diesen Frühlingstagen.

Er wunderte sich über sich selbst; vor einem Jahre noch hätte er sich solche Anstrengungen nimmermehr zumuten können. Dagegen gehalten war ja der Dienst bei der Truppe Kinderspiel gewesen!

Die Anforderungen, die jede Stunde an ihn stellte, ließen ihn gar nicht recht zu Bedenklichkeiten kommen. Das Bewußtsein, auf sich allein gestellt zu sein, verlieh ihm besondere Kraft. Er fühlte selbst seine Energie gesteigert, sein Denken klarer, sein Zugreifen fester und knapper werden.

Und eine weitere ihn überraschende Erfahrung machte Erich von Kriebow: Während Heilmanns Regiment hatte er nie in ein befriedigendes Verhältnis zu seinen Gutsleuten gelangen können. Zwischen dem Herrn und den Arbeitern stand ja der Beamte.

Mit einem gewissen Mißtrauen hatte der junge Gutsherr seine eigenen Leute betrachtet; er argwöhnte, daß sie ihm feindlich gesinnt seien, zum mindesten, daß sie ihn beneideten.

Aber Mißtrauen und Unbehagen schwanden mehr und mehr. Er fing an, sie kennen zu lernen in ihrer Eigenart, er beobachtete die einzelnen bei der Arbeit, lernte ihre guten Eigenschaften schätzen und mit ihren schlechten rechnen. Allmählich begann er auch, von der Lage der verschiedenen Familien eine Ahnung zu bekommen. Und je mehr er in diese Verhältnisse eindrang, desto mehr Interesse gewannen sie für ihn. Er wurde freier in seinem Verkehr mit den Leuten; hin und wieder gelang es ihm, einen Scherz mit ihnen zu machen, ihnen ein harmlos aufmunterndes Wort zuzurufen. Und wie dankbar schienen sie für dergleichen! Sie waren nicht verwöhnt worden.

Erichs Vater hatte mit vollem Bewußtsein die Schranken des Standes zwischen sich und seinen Leuten aufs strengste beobachtet. Und Heilmann hatte dafür gesorgt, daß dies so blieb. Zur Politik dieses Beamten gehörte, den Herrn in einer gewissen Erregung seinen Arbeitern gegenüber zu erhalten. Der Herr sollte glauben, daß nur durch ihn diese widersetzliche und faule Rotte in Rand und Band gehalten werden könne.

Diese Instanz zwischen Arbeitern und Gutsherr war nun beseitigt. Aber wer so lange und so unumschränkt regiert hat, wie Inspektor Heilmann in Grabenhagen, gibt nicht gutwillig das Regiment auf.

Eines Tages, als die Feldbestellung bereits im vollen Gange war, teilte Heilmann seinem Herrn durch Brief mit, daß er sich nunmehr hergestellt fühle und daß er imstande und bereit sei, den Dienst wieder zu versehen.

Der Gutsherr hatte inzwischen erfahren, daß Heilmann den Versuch gemacht hatte, die Tagelöhner aufzuhetzen. Er war damit abgefallen. Die Leute, nur

zu glücklich, von seiner Tyrannei befreit zu sein, hatten sich taub gezeigt gegen diese Verführung. Kriebow aber, durch den Statthalter über solche Umtriebe des ehemaligen Inspektors unterrichtet, fühlte sich nun natürlich erst recht nicht geneigt, den Menschen wieder zu Gnaden anzunehmen.

Den alten Mann allzuscharf heranzunehmen, widerstrebte Kriebow trotz alledem. Er hatte schließlich doch seine unleugbaren Verdienste um Grabenhagen.

Daher war sich Erich von Kriebow auch klar, daß er Heilmann pensionieren müsse. Die Höhe der Pension freilich festzustellen, war eine schwierige Frage. Die lebenslängliche Versorgung eines Mannes, der, bis auf Rheumatismus und Asthma, noch eine feste Natur besaß, konnte eine nicht unbedeutende Last für das Gut werden. Auf der anderen Seite war es unmöglich, einen Beamten, der der Familie über dreißig Jahre gedient hatte, zu entlassen, ohne seine Zukunft sichergestellt zu haben.

* * *

Am Sonntag feierte der Grabenhäger. Jetzt, wo er die Arbeit in ihrer ganzen Strenge kennengelernt hatte, fing er an zu verstehen, was die Sonntagsruhe für den Landmann bedeute.

Nach wie vor paßte er streng auf, daß am Feiertage keine Feldarbeit verrichtet wurde.

Kriebow selbst war ein paar Sonntage nicht zur Kirche gekommen. Es war zu verlockend, den einzigen Morgen, den man frei hatte, zum Ausschlafen zu benutzen. Wenn er dann die Glocken zum Kirchgang läuten hörte, legte er sich noch einmal aufs andere Ohr. Für den nächsten Sonntag aber hatte er sich vorgenommen,

wieder einmal zur Kirche zu gehen. Man war sich das selbst und man war es auch den Leuten schuldig; sie hielten einen sonst ja für einen Heiden.

Er gab also Kruke den Befehl, energisch zu wecken, da er sich selbst nicht recht traute, daß er am Morgen auch wirklich noch auf der Höhe des eigenen Entschlusses stehen würde. Es gelang dem alten Diener auch, seinen Herrn rechtzeitig aus den Federn zu bringen.

Dann schritt der junge Gutsherr bei wunderbarem Osterwetter, das Gesangbuch in der Hand, durch seinen Park nach der Kirche hin; langsam, denn es war noch nicht Zeit.

Er besah sich die Rasenplätze, die Strauchpartien, die Beete und Rabatten, da war noch nicht viel dran geschehen; man hatte seine ganze Kraft dem Acker zugewendet. An die Besorgung des Parkes war nicht gedacht worden; da fehlte eben Klara.

Bei dem Gedanken an sie kam ein starkes, sehnendes Verlangen über ihn. Er hatte sich so darauf gefreut, die Schönheit der Frühlingszeit, die so besonders günstig war für seine Heimat, mit Klara zu genießen. Welche Freude würde sie gehabt haben, die ersten Blumen ihre lieblichen Häupter herausstecken zu sehen; wie entzückt würde sie gewesen sein über das Hervorbrechen des Blätterwerks an den Bäumen. Wie wechselten jetzt täglich, stündlich beinahe die Farben und Schattierungen, wie prächtig sah jetzt selbst das Ackerland aus mit seiner mannigfachen Abwechslung von Winter- und Sommersaaten, von blühendem Raps mit seinem leuchtenden Gelb, dem tiefen Grün des Weizens und dem zarteren des jungen Hafers. Und nun gar, wenn der Morgennebel sich vom dampfenden Acker hob und die ganze Pracht der Landschaft enthüllte. —

Erich von Kriebow war nicht gerade was man einen Naturschwärmer nennt. Er hatte schon so viel vom Landwirt angenommen, daß er sich mehr über die Dichtigkeit und Gleichmäßigkeit der gedrillten Saat freute, als über den herrlich satten Ton, wenn die Abendsonne auf den grünen Teppich schien. Aber auch er fühlte sich im Innersten belebt, angeregt und gestärkt und seine Genußfähigkeit verdoppelt, wenn er die Wunder sah, die eine verschwenderische Kraft jetzt täglich vor seinen Augen zeugte.

Es war ja der Frühling!

Und vor all diesen knospenden Reizen wurde ihm eigenartig schwül und weh zumute. Die Sehnsucht nach der geliebten Frau wirkte oft wie ein körperlicher Schmerz, wie eine schier unerträgliche Qual. Er träumte des Nachts von ihr und erwachte zitternd vor Verlangen. In seinen Gedanken war sie wieder seine Braut geworden. Von neuem sollte alles beginnen, von neuem würden sie Liebespaar sein. Er erbebte bei der bloßen Vorstellung ihrer Wiederkehr.

Sicherlich, Klärchen mußte dasselbe empfinden wie er! Wenn nur ihr Vater endlich gesund würde! —

Er drängte immer mehr in seinen Briefen.

Wie kühl und sachlich waren dagegen die ihren. Sie berichtete darin von allem möglichen: von dem Befinden des Vaters, dem Verhalten der Mutter, von allerhand kleinen Erlebnissen in und außer dem Hause. Das war ja alles ganz gut und schön; aber ein Verstehenwollen seiner Gefühle und Wünsche fand er darin nicht.

War denn in Burgwerda nicht auch Frühling? —

Von der Kirche her mahnte ihn Gesang, daß es Zeit sei, nunmehr einzutreten. Bald saß er im alter-

tümlichen Kriebowschen Kirchenstuhle. Mancherlei hatte sich hier in letzter Zeit verändert. Die Orgel war nun repariert. Beinahe fehlten dem Gutsherrn ihre altgewohnten Schwindsuchtstöne. Auffällig war auch gegen früher die Fülle in der Kirche. Der Besuch hatte sich entschieden gebessert. Auch daran konnte sich Erich von Kriebow ein Verdienst zuschreiben. Der Pastor durfte dem Rittergute nicht mehr vorwerfen, daß es ihm die Leute abhalte von der Sonntagsheiligung.

Gutsherr und Geistlicher sahen sich nur selten; sie gingen einander nicht gerade aus dem Wege, aber sie suchten sich auch nicht auf. Wenn sie sich ja einmal durch Zufall trafen, oder in Gemeinde- und Kirchenangelegenheiten gezwungen waren, zu konferieren, dann herrschte zwischen ihnen der vorsichtig zurückhaltende Ton, den Männer anzunehmen pflegen, welche schon einmal die Klingen gekreuzt haben. Im übrigen waren ihre Wirkungskreise sehr verschieden; Kriebow ging jetzt ganz in der Feldwirtschaft auf und hätte schon darum gar keine Zeit gehabt, „dem Pastor auf die Finger zu sehen,“ wie ihm Graf Wieten angeraten hatte. Und die Arbeit des Geistlichen war die unauffälligere, an den Seelen.

Pastor Grützinger war rastlos tätig. Die Parochie, die er zu pastorieren hatte, zählte zu den größten der Gegend; denn außer Grabenhagen gehörte auch die Filialkirche von Groß-Podar mit ihrer weit stärkeren Seelenzahl dazu.

Er war nicht bloß Pastor, wenn er auf der Kanzel stand, im Wachen und Schlafen konnte er seines Amtes nicht vergessen. Wenn er sich setzte, dann saß er nur auf dem äußersten Rande des Stuhles, als müsse er sogleich wieder weiter. Seine Frau klagte, daß sie nichts von ihrem Pastor habe. Ihr Hauptkummer war, daß

er immer mehr abmagerte; gern hätte sie ihm etwas von der eigenen Fülle abgegeben. Aber alle ihre Versuche, ihn gut zu nähren, scheiterten an seiner Rastlosigkeit. Wie oft ließ er das Essen kalt werden, oder er überschlug ganze Mahlzeiten. Es war geradezu tragisch! —

Bei der Nähe, in der er vom Grabenhäger Herrenhause lebte, konnte es nicht fehlen, daß der Geistliche über die weiteren Dinge, die sich dort zutrugen, unterrichtet war. Grützinger wußte mehr über den Patron, als der sich träumen ließ. Noch ehe der junge Gutsherr in Grabenhagen Einzug hielt, hatte der Geistliche erfahren, wer der kleine Fritz — des alten Jochen Tuleveit Enkelsohn — in Wahrheit sei, wessen Blut in den Adern des Kindes rolle. Die Entdeckung eines solchen Geheimnisses hatte nicht dazu beigetragen, dem Pastor eine günstige Ansicht über seinen Patron zu geben. Er brachte daher dem Gutsherrn, wie seiner ganzen Sippe, ein starkes Mißtrauen entgegen. Junkerlichen Hochmut, Sittenlosigkeit und frivolen Leichtsinn erwartete er bei ihm und den Seinen zu finden.

Er war in seinem Mißtrauen weit über das Ziel hinausgeschossen, das mußte er sich jetzt selbst sagen. Herr von Kriebow war doch ein anderer, als er ihn sich vorgestellt; er hatte ihn allzusehr nach dem Verhalten seines Beamten, des Inspektors Heilmann, beurteilt. Daß er den entlassen hatte, rechnete Grützinger dem Gutsherrn hoch an. Er sah überhaupt manches, was ihn gegen seinen Willen für Herrn von Kriebow einnahm. Er sah vor allem, daß der Herr sich ehrlich mühte, daß er arbeitete; das war etwas, was ihm Achtung abrang.

Auch Kriebow war geneigt, milder über seinen Gegner zu denken. Er hatte sich bei seiner ersten, un-

günstigen Beurteilung des Mannes allzusehr von dem schlechten Leumund beeinflussen lassen, der dem Pastor gemacht worden war. Der Mann war doch wohl nicht der Herrschaft so feindlich gesinnt, wie Heilmann es dargestellt hatte.

Am Nachmittag, nachdem der Gutsherr von einem Spaziergang auf die Felder zurückgekehrt war, schrieb er einen Brief an Klärchen. In der letzten, arbeitsreichen Woche war er nur einmal dazu gekommen, ihr ganz kurz zu schreiben. Und dabei gab es doch so viel zu sagen! Von den letzten bedeutungsvollen Wandlungen, die in Grabenhagen stattgefunden hatten, wußte sie nur das Äußerliche: Heilmann war entlassen, er wirtschaftete selbst. Aber was das in Wahrheit für ihn bedeutete, daß er nun einen Beruf hatte, die Lust und Kraft, die er in der Arbeit gefunden, davon hatte er ihr noch nichts gesagt. Damit wollte er sie überraschen, das sollte sie selbst sehen mit ihren klaren Augen. Er erlebte es schon im Geist, das Glück, wenn er sie zum ersten Male hinausfahren würde aufs Feld, ihr die Saaten zu zeigen, und hörte schon im voraus ihre klugen Fragen. Und wenn sie dann erkennen mußte, wie er gewirkt und geschaffen hatte im letzten Vierteljahr, dann würde sie ihn voll Stolz anblicken — er sah schon den strahlenden Blick aus ihren lieben Augen.

Und so war er denn wieder dort angelangt, wohin ihn der Gedanke an Klärchen immer führte: wenn sie doch nur endlich hätte zu ihm zurückkehren wollen.

XXVI.

Heilmann war noch immer in Grabenhagen, weil sich Erich von Kriebow nicht schlüssig werden konnte,

wie hoch er die Pension bemessen solle, die er seinem früheren Inspektor auswerfen wollte. Es war vielleicht das beste, darüber einmal mit einem Nachbar Rücksprache zu nehmen. Da war Major von Pantin, der konnte wohl am besten Rat erteilen. Bei dem Langendammer war man auch sicher, daß er in seinen Vorschlägen nicht zu hoch gehen werde; denn daß Malte eine generöse Ader besitze, konnte gerade niemand behaupten.

Kriebow fuhr also eines Morgens, nachdem er seine Leute angestellt hatte, in der Richtung nach Langendamm hinaus. Es hatte über Nacht stark geregnet, die Wege befanden sich in echter Frühjahrsverfassung. Trotzdem der Wagen der leichteste war aus der ganzen Remise, schnitt er oft bis an die Achsen in den durchweichten Boden ein. In den Niederungen stand das Wasser breit über den Wiesen, an manchen Stellen über den Fahrdamm tretend. Da hieß es langsam fahren; die Füchse waren nach kurzer Fahrt schon mit Schaum bedeckt.

Dort einige hundert Schritt vor ihm lag die Wegscheide. Tat er nicht weiser daran, statt rechts einzubiegen nach Langendamm, links abzufahren, wo es nach Pröklitz ging: Merten um Rat zu fragen und nicht Malte Pantin! —

Aber würde Merten das Vertrauen nicht mißbrauchen, sich womöglich breitmachen damit, daß Herr von Kriebow seinen Rat einhole? Man war ja bei solchen halbschürigen Leuten nie ganz sicher, was den Takt anbetraf! — Aber dann wieder, als er sich die Persönlichkeit Mertens vergegenwärtigte, mußte er sich sagen, daß er dem Nachbar mit solchem Verdachte Unrecht tue. Er war doch ein ganzer Kerl dieser Pröklitzer,

wenn er auch den Bankettsaal des seligen Udo Warden in einen Schüttboden verwandelt hatte. Ein zuverlässiger Charakter, aus anderem Holze schließlich geschnitten als Malte Pantin, obgleich der von Merten als von einem „unmöglichen Menschen“ sprach und nicht mit ihm an einem Tische sitzen wollte.

Kriebow fuhr also links ab und hielt nach einer knappen Stunde vor dem Pröklitzer Hause.

Der Herr sei im Garten, hieß es. Der Grabenhäger ließ sich beschreiben: wo, und begab sich hin. Er fand Merten auf einem freien Platze des Parkes mit einer Anzahl Arbeitern. Was sie vorhatten, konnte Kriebow nicht recht erkennen. Merten in einer graugrünen Joppe und hohen Stiefeln griff selbst mit zu.

Ein sonderbarer Gutsherr! Der besaß nun einen der schönsten Sitze des Kreises! —

Als Kriebow näher herankam, sah er, daß die Leute von einer marmornen Frauengestalt einen hölzernen Kasten abnahmen. „Vorsicht, Lüd! Dat ji ehr nich de Näs afslat!“ rief Merten den Männern zu.

„Guten Tag, Herr Merten! Was haben Sie denn hier für eine Dame?“ Damit trat der Grabenhäger heran.

„Herr von Kriebow, sieh da! —“ Merten wischte sich erst die Hände an seinem bunten Taschentuche ab, ehe er Kriebow die Hand bot. Auf der Stirn standen ihm die hellen Schweißtropfen.

„Nicht wahr, ’ne verrückte Sache! Kostet mich jedes Jahr einen geschlagenen Arbeitstag; das Einpacken und das Auspacken, mit vier Leuten. Und das gerade in der Zeit der Herbst- und Frühjahrsbestellung, wenn man alle Hände am notwendigsten braucht. Es ist ein verdammter Unfug! Aber was kann’s helfen,

das Ding steht nun einmal da! Laß ich's uneingepackt, dann sprengt's mir der Frost in Stücke. Es soll feinster karrarischer Marmor sein, hat mir mal jemand versichert, der was davon verstand. Viele Tausend wert! Sie sollen erst mal sehen, wenn alles ausgepackt ist. Schön ist das Dings ja, wenn's nur nicht so gottlos viel Arbeit kostete."

Der Grabenhäger sah mit Staunen, wie sich eine Figur nach der anderen aus den Hüllen schälte. Als Mittelstück eine kauernde männliche Gestalt, auf dem Rücken ein Becken tragend. Am Rande des Beckens weibliche Figuren mit erhobenen Urnen, aus denen sie jeden Augenblick kristallklares Wasser gießen zu wollen schienen. Dazu Delphine mit durstigen Mäulern und allerhand Wassergetier, jetzt alles trocken. Das Bassin lag voll Laub und Erde, aber wenn man es sich dachte mit plätschernden Strahlen und rieselnden Wellen, dann mochte das Ganze wohl einen prachtvollen Eindruck machen.

Erich von Kriebow ging voll Interesse um die Anlage herum; dabei stieß er auf eine Inschrift, die in der breiten Steinwand des Hauptbassins eingegraben war: „Errichtet von Udo Freiherr Warden."

Das sah seinem Onkel Udo ähnlich. Geschmack hatte der gehabt für zehne.

„Wenn die Wässer erst springen, muß das ja großartig sein!" meinte der Grabenhäger halb und halb neiderfüllt, daß Merten solch ein Schmuckstück besaß.

„Die springen schon lange nicht mehr!" meinte der.

„Jammerschade! Eine solche Anlage ohne Wasser, das hat ja gar keinen Sinn!"

„Meine Schafe und mein Rindvieh sind mir schließlich doch lieber als das Amphibienzeug hier,"

meinte der Besitzer dieser Herrlichkeit und lachte in seiner gutmütig breiten Weise. „Sehen Sie, das Ding hier hat dem Baron von Warden grausames Geld gekostet; dafür hätte er bequem einen gepflasterten Dunghof anlegen können und ein Dutzend neuer Tagelöhnerkaten bauen. Denn die Jauche lief weg und die Katen waren ...... Nun, ich will nichts mehr sagen; es ist Ihr Herr Onkel! Und als das Bassin fertig war, wurde erst die Wasserleitung gebaut. Hier sprang und sprudelte das nun wunderschön, aber im Gutshofe das Wasser versiegte auf einmal; sie hatten den Quell abgegraben. Nun war große Not! Was tun? Sollte die Wasserkunst trocken stehen oder das Vieh dursten? Wissen Sie, wie sich Ihr Herr Onkel da geholfen hat?"

„Nun?"

„Da unten auf Langendamm zu liegt ein Vorwerk: Tietzow, von hier gut eine Viertelstunde Wegs. Dorthin mußten von da ab zur Tränkezeit dreimal täglich die Geschirre fahren, Wasser zu holen. Hier schöpfen das ging nicht. Bewahre! Das hätte ja die Schönheit beeinträchtigt. Aber das Spritz- und Pantschwerk da florierte; es war eine Sehenswürdigkeit der ganzen Gegend. Ich hab's nicht etwa trocken gelegt; daran bin ich unschuldig. Das hat bereits der Nachfolger des Herrn von Warden getan. Seitdem, sehen Sie, durstet das Zeug hier: die Delphine und Schildkröten und Krokodile. Aber ich kann ihnen nicht helfen. Einpacken gegen den Frost, das ist das einzige, was ich für die armen Dinger tun will, obgleich ich nützlichere Sachen lieber täte!"

Man hatte sich inzwischen von dem Bassin entfernt und war langsam durch den Park schlendernd in die Nähe der Tagelöhnerkaten gekommen. Sie unter-

schieden sich in der Bauart stark von den Katen, die man sonst in der Gegend zu sehen gewohnt war. Ziegelrohbauten mit hellroten Dächern, leuchtend weißen Türpfosten, hellen Scheiben, grünen Fensterläden. Sauber wie die Schmuckkästchen lagen sie da im aufsprossenden Grün ihrer Vorgärten.

„Das sieht ja allerliebst aus!" sagte Kriebow.

„Sehen Sie, und es ist nicht viel teurer als ein Fachwerkbau von Lehm und Holz mit Rohrdach. Die Freude, welche die Leute daran haben, wiegt zehnmal die Mehrausgabe auf. Sie hätten mal sehen sollen, was früher hier für Baracken standen! Da setzte mir ein junger Baumeister — ein Holsteiner war es — so ein paar bunte Dinger her. Ich konnte mich erst selbst nicht recht damit befreunden; das Auge war eben nicht daran gewöhnt. Aber nachher fand ich heraus, daß die Leute, wenn ich ihnen die Wahl ließ, immer nur eine von diesen neuen Katen hier haben wollten. Es war ordentlich Streit darum. Da ließ ich denn nach und nach mehr bauen von der Art. Jede Kate immer für eine Familie, selbstverständlich! Und da habe ich eine Erfahrung gemacht: die Leute, die in den schönen Katen wohnten, zeigten sich besonders tüchtig. Es mag sonderbar klingen, aber es ist wirklich so; ich habe es verfolgen können. Und schließlich, es ist auch gar nicht unverständlich. Solche schmutzige Löcher, wie man sie leider noch hie und da findet, kann ein Mensch nicht lieb gewinnen. Aber sehen Sie, Herr von Kriebow, wenn alles hübsch sauber ist und hell und dann noch ein bißchen Farbe dabei und Zierat, das gefällt dem Auge und tut dem Gemüte wohl. So wie die Kinder ja auch die buntesten Blumen am besten leiden mögen! Und solch feineren Katen, den halten sie dann auch

ganz anders. Da gibt's nur selten eine Reparatur; denn die Leute wachen schon selbst darüber, daß nichts verdorben wird. So gewinnen sie ihr Nest lieb und machen sich's gemütlich und breiten sich aus, wie ein Baum, dem man den Erdboden gelockert hat. Und zu einem hübschen Häuschen gehören auch Blumenstöcke und Reben. Dafür sorgen die Frauenzimmer. Sehen Sie, dort ist eine Hausfrau, die hat bereits Aurikeln und Narzissen im Freiland. Und dort wohnt einer, der ist ein großer Vogelzüchter vor dem Herrn; der richtet die Drosseln und Dompfaffen und Wachteln ab, daß es wirklich eine Lust ist, es anzuhören. Und hier habe ich eine Familie, die zieht Beerenobst, davon machen sie so eine Art Wein. Fast jeder hat hier etwas Besonderes: eine Liebhaberei oder eine Kunst. Man glaubt ja gar nicht, was in unseren Leuten für Fähigkeiten schlummern. Nur ein ganz klein wenig Freiheit, nur einmal das Gestrüpp gelichtet, daß die Sonne durchkann; und man muß staunen, was der Boden hervorbringt ganz von selbst an natürlichem Gewächs."

In diesem Augenblicke schlug die Hofuhr. Es war Mittag. Von allen Seiten sah man nun die Männer, aus der Arbeit kommend, ihren Katen zueilen.

„Um Gottes willen! Wieviel Tagelöhner beschäftigen Sie denn eigentlich?" fragte der Grabenhäger. „Das ist ja eine ganze Armee!"

„Ich halte keine Wanderarbeiter, das ist das ganze Geheimnis," erwiderte Merten.

„Ich sehe auch keinen Ruhm darin für einen Gutsherrn, daß er möglichst billig arbeitet. Die Landwirtschaft ist eben keine Barchentfabrikation. Die Hauptsache ist und bleibt bei uns, daß jeder, vom Herrn bis zum letzten Hofejungen hinab, seine Sache mit Liebe

und Verständnis tut. Und wie können Sie das von solch hergelaufenem Gesindel verlangen! Die arbeiten dann eben wie der Fabrikarbeiter hinter seinem Stuhle mechanisch und gedankenlos. Früher habe ich mich auch mit solchen Polacken und Russen herumgeschlagen; jetzt habe ich das abgeschafft. Bequemer ist's ja bei weitem, wenn man die Leute so bloß für ein paar Sommermonate kommen läßt, sie kaserniert, sie in Akkord bezahlt und sich im übrigen um nichts kümmert. Praktischer mag das sein; aber wie ein rechter Hausvater gehandelt ist es nicht!"

„Aber die Fremden sind doch nun mal weit anspruchsloser als unsere Kerls," fiel hier Kriebow ein.

„Obenhin betrachtet, mag das ja sein. Aber sehen Sie mal näher zu! Dann werden Sie erkennen, daß auch das kein Vorzug ist. Ich wenigstens mag nicht solches Volk, das sich wegwirft für Schundlöhne. Und man lügt sich dabei als Arbeitgeber nur in den Beutel; denn aus nichts kann nun mal nichts werden. Geld, Mühe und Zeit, die einer in seine Leute steckt, haben sich noch immer gelohnt. Die Herren, welche an der Stelle sparen wollen, treiben Raubbau. 's ist so furchtbar einfach; man dächte, jedes Kind müßte das einsehen! Wenn sich doch erst die Spekulation darauf werfen wollte, wer die besten Leute hätte! Das wäre doch noch ein würdiger Wettbewerb. Jeder Mensch hat ja 'so seine Liebhaberei: der Freiherr Warden z. B. war rein vernarrt in Ziegelsteine und Mauerwerk, und Graf Liendorf, der hatte die Zucht von Rennpferden, in die er ein Vermögen gesteckt hat, und nach ihm Herr von Heelen, der warf sich auf die Moorkultur. So hat hier in Pröklitz jeder sein Steckenpferd geritten. Und ich denke, wenn das einmal sein

muß, dann ist es immer noch am besten, man wendet die Liebhaberei seinen Leuten zu. Nehmen Sie die Lehre an, Herr von Kriebow, von einem alten Mann: Ich habe schon manchen Landwirt kopheister schießen sehen, — und die wunderlichsten Dinge waren oft daran schuld, — aber ein Grundbesitzer, der darüber zu Grunde gegangen wäre, daß er seine Leute zu gut gehalten hätte, der soll mir erst noch gezeigt werden."

Sie waren an den langen Reihen von Katen hingeschritten und wandten sich jetzt dem Wirtschaftshofe zu. „Ich würde Ihnen gern eine oder die andere Wohnung auch von innen gezeigt haben, Herr von Kriebow," sagte Merten, „Sie würden dabei sehen, wie nett und sauber die Leute ihr Nest halten, ordentlich mit Schönheitssinn manche von ihnen. Aber es ist Mittagszeit, da muß man die Art nicht stören, da wollen sie für sich sein. Es belästigt jedermann, wenn man ihm in den Topf guckt. Wenn sie mal wiederkommen, am Feiertage oder auch in der Woche des Abends, da sollen Sie was von Musik zu hören bekommen! Wir haben hier auch Sänger. Ich verstehe selbst gar nichts davon, aber mir haben musikalische Menschenkinder versichert, daß die Kerls ihre Sache gar nicht schlecht machten." —

In dieser Weise erzählte Merten weiter, freudestrahlend über all das Gute, was er von seinen Leuten berichten konnte.

Darüber war die Frage, deretwegen Kriebow eigentlich nach Pröklitz gekommen war, noch gar nicht zur Sprache gekommen. Der Grabenhäger vermutete, daß Mertens Essensstunde geschlagen habe; er fing daher von dem Zweck seines Besuches zu sprechen an.

Heilmanns Pension! — Das sei allerdings eine

Sache, die reiflich zu erwägen wäre, meinte der Pröklitzer. Da käme mancherlei in Betracht. Vor allem sei erforderlich zu wissen, ob Herr von Kriebow die Absicht habe, einen neuen Inspektor anzustellen, und was er dem an Gehalt zu geben gedenke; davon hänge wieder ab, was für die Pensionierung des Alten frei werde.

Einen neuen Inspektor werde er nicht anstellen, erklärte Kriebow. Er wolle allein wirtschaften.

„Hm! Das ist ein Wort: allein wirtschaften!" Und Merten sah sich den jungen Mann an mit einem Blicke, als wolle er dessen ganze Persönlichkeit messen.

„Sie trauen mir das wohl nicht zu, Herr Merten? Sagen Sie es nur ganz offen heraus; ich nehme es nicht übel!"

„Jede Sache will gelernt sein und die Landwirtschaft doppelt und dreifach. Da lernt man überhaupt nicht aus. Bei uns gibt's keine Meister, sondern nur Lehrlinge."

„Nun das wäre ja für mich eigentlich nur tröstlich!"

„Das Natürliche ist es ja, das bleibt gewiß: jeder Grundbesitzer sein eigener Wirtschafter. Was gibt's denn Nützlicheres auf der ganzen Welt, als den Landbau? Was gibt's denn Größeres und Schöneres zugleich? — Da gibt's Leute, die sitzen in Berlin und machen Gesetze, oder sie hocken im Bureau, und nur hin und wieder kommen sie mal geguckt nach ihrer Besitzung. Die Revenuen daraus stecken sie ein, wie ein anderer Coupons abschneidet; es klebt kein Tropfen eigenen Schweißes daran. Ich kann mir nicht helfen, das kommt mir wie unrechter Erwerb vor."

„Nun, so habe ich auch gedacht, und deshalb will ich eben Grabenhagen selbst bewirtschaften. Ich denke, es muß gehen, wenn man nur den festen Willen hat."

„Recht so! Die beste Art, eine Sache zu lernen, ist, daß man sie macht. Mit beiden Beinen reinspringen! Als ich noch Inspektor war, habe ich Volontärs gehabt; da ist mein Prinzip immer gewesen: zunächst müssen Sie mal alles vergessen, meine Herren, was Sie etwa gelesen und gehört haben. Die Bücher eingepackt! Die mögen Sie später wieder vornehmen, wenn Sie etwas können. Jetzt strengen Sie mal zunächst Ihren gesunden Menschenverstand an! — Und dann habe ich die Leute vor Aufgaben gestellt; und sehen Sie, wenn an den Kerls überhaupt etwas war, dann machten sie ihre Sache. Der Entschluß ist es, das Schwierigste zu überwinden! Später muß dann noch die Umsicht und Ruhe dazu kommen. Aber wer lange überlegt und bei jeder Kleinigkeit sich mit der Theorie befragen will, der wird im Leben als Landwirt nichts leisten! — Auf eines freilich bereite ich Sie vor, Herr von Kriebow: Fehler werden Sie allerdings machen zu Anfang!" —

„Habe ich schon gemacht, 'ne ganze Masse!"

„Wenn Sie das einsehen, das ist schon viel wert! Denn die Schlimmsten sind die, welche sich einbilden, sie hätten die Sache an allen vier Zipfeln. Bescheidenheit ist die oberste Tugend des Landwirts. Und wenn man dazu noch Mut hat und Gottvertrauen und ein gesunder junger Mann ist wie Sie, da müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn nicht was ganz Braves daraus würde!"

Merten lachte in seiner biederen Weise und klopfte dem Nachbar auf die Schulter.

Der Grabenhäger stimmte in das Lachen ein; man konnte dem Manne wirklich nichts übelnehmen.

XXVII.

Auch in Burgwerda hatte der Winter angefangen dem Frühjahr zu weichen. Herrn von Lenkstädts Hyazinthen und Krokusse blühten in voller Pracht auf den Fensterbrettern seines Zimmers. Ein Kirschzweig, den ihm Klara von draußen mitgebracht und ins Wasser gestellt hatte, entfaltete seine unschuldigen Blüten. An den warmen Tagen durfte der Rekonvaleszent zum ersten Male wieder im Freien sitzen, in Decken gehüllt, und seine geliebten Gartenterrassen hinabblicken.

Auch der Wald hinter Burgwerda fing an, sein Gewand bedeutungsvoll zu ändern. Klara konnte die Wandlung von Tag zu Tag verfolgen. Sie hatte sich das Zimmer im zweiten Stock erbeten, wo sie schon als Mädchen gehaust, obgleich der Aufgang unbequem und schmal war.

Aber dafür hatte das Zimmer auch die schönste Aussicht im ganzen Hause. Da unten zu ihren Füßen lag das Städtchen mit seinen braunroten Dächern. Wie aus dem Kinderspielkasten genommen und um den winkeligen Marktplatz aufgestellt, nahmen sich die Häuschen aus. Darüber hing die Burg, daß man den Leuten beinahe in die Feueressen blicken konnte. Die Kirche unten bemühte sich umsonst, mit ihrem schlanken Turm auch nur an die halbe Höhe des Burgfelsens heranzureichen. Neben dem Wehr am Ausgange der Stadt war eine Holzschneidemühle mit ihren mächtigen Stößen von Klötzern, Brettern, Pfosten und Balken in allen Größen. Und weiter hinaus das schmale Flußtal mit seinen mannigfachen Krümmen, bis ein Hügel keck vorspringend sich dem Flüßchen in den Weg

stellte, so daß es sich schäumend gerade nur durch den Engpaß drängen konnte.

Aber all das war es nicht, weshalb Klara die Aussicht von ihrem Mädchenzimmer so sehr liebte. Dies hier war ja sauber und artig; aber was man von dem entgegengesetzten Fenster aus sah, war groß und herrlich.

Der Wald, ihr Wald!

Wipfel an Wipfel bis in die blaue Ferne, wo die Formen untertauchten in breit hingeworfene, tiefe Farbentöne. Keine Unterbrechung, ein unebenes und doch ruhiges Meer, keine Wohnstätte, kein Menschenwerk zu sehen, Hügel, Schluchten und Täler bedeckt mit dem einfarbigen Teppich! — Man konnte träumen, daß es so weiter gehe, ohne Grenzen, bis in die Ewigkeit.

Hier war die Zufluchtsstätte gewesen für das junge Mädchen; hierher zog sie sich zurück, vor Kränkungen. Diesem keuschen Walde gegenüber stand sie wie vor einem Freunde. Hier durfte sie alles zeigen, hier konnte sie alles sagen, ohne die entsetzliche Qual zu empfinden, welche die Menschen und ihre zudringlichen Forderungen ihr brachten. Und als die Zeiten der Verwirrung kamen, da Dinge mit ihr vorgingen, die sie nicht verstand, die sie entsetzten, da sie sich vor sich selbst zu schämen begann und all ihr Stolz und Mädchentrotz in sich zusammensank, wenn sie mit sich allein war; da war es wieder der hier, der treue Wald, ihr Wald, dem sie sich anvertraute. Ihm galt ihr erster Blick, früh, wenn sie erwachte. Sie brauchte nur den Kopf ein wenig zu erheben im Bette, den Vorhang zu lüften, dann sah sie einen ganzen Ausschnitt von seiner Herrlichkeit. Und dann kam eine große Beruhigung über sie, etwas von der kühlen Ruhe, die

jene hehre, in sich selbst gesättigte Natur dort draußen atmete. In jenen Fernen gab es keine Leidenschaft, keine Verwirrung; da war alles Ebenmaß, Abklärung, Frieden.

Hier oben durfte das junge Mädchen nach ihrem Sinne leben. Niemand konnte ohne ihren Willen zu ihr heraufdringen. Es gab nur einen Zugang durch den Eckturm des Schlosses, und wenn Klärchen den Schlüssel abzog, war ihr Verlies uneinnehmbar. Die Mutter hatte oft genug an diesem Einsiedlerleben zu rügen gehabt; Frau von Lenkstädt behauptete: das Mädchen gewöhne sich in solcher Abgeschlossenheit allerhand Schrullen an. Auch die Brüder pflegten ihre Glossen über die klösterliche Abgeschiedenheit der Schwester zu machen. Aber Klara ließ sich nicht beirren, sie wußte, was sie an ihrer Einsamkeit hatte.

Eine ganz andere war es, die jetzt diesen Raum bewohnte. Nie war es Klara so zum Bewußtsein gekommen, was das letzte Jahr für sie bedeutet hatte, wie hier vor diesem Fenster, als sie zum ersten Male wieder sich an dem Blicke weidete, der ihr ehemals so unendlichen Trost gewährt hatte.

Trost! Wozu brauchte sie jetzt noch Trost? — Es gab nichts mehr, was sie verwirrt hätte, kein Fliehen vor unheimlichen Stimmungen. Klar war alles um sie her und in ihr jetzt. Sie wunderte sich selbst, wie überlegen und sicher sie sich fühlte, wie sie die Menschen und die Verhältnisse übersah. Ganz anders, und wie ihr schien: gerechter urteilte sie. Wie vieles, was sie damals erregt hatte, war ihr jetzt gleichgültig geworden, und wiederum, wieviel wertvoller und bedeutsamer erschienen ihr jetzt Dinge, welche sie damals übersehen und gering gewertet hatte.

Schön war der Blick da hinaus noch immer: dieselbe hehre Ruhe, derselbe keusche Frieden. Klara empfand all die Feinheiten der Formen, die Harmonie der Farbenübergänge und die unendliche Grazie der Linie, welche das Bild gegen den milchweißen Himmel abschloß, so stark wie früher; aber jene verzweifelte Liebe, die sie ehemals dafür gehabt, jenes Verlieren an den Anblick, der dem jungen Mädchen eine Rettung bedeutet hatte, kannte sie nicht mehr.

Ihr ältester Bruder Bernhard war auf einige Tage nach Burgwerda gekommen. Er hatte sich bei seiner Regierung Urlaub genommen, um Klärchen als „verheiratete Frau“ zu sehen.

Klara sah dem Wiedersehen mit geteilten Gefühlen entgegen. Es lag für sie in der Erinnerung an diesen Bruder manch Bitteres, das sich beim besten Willen nicht gänzlich auslöschen ließ. Sie waren im Alter um zehn Jahre auseinander, und das hatte in früherer Zeit weit mehr bedeutet als jetzt. Sie empfand seine männliche Überlegenheit damals wie eine Beleidigung, und er vermochte ihr zurückweichendes, leicht verletztes Mädchentum nicht zu begreifen; als Zimperlichkeit und Ziererei erschien ihm, was in Wahrheit Selbstverteidigung der Jungfrau war. Als älterer Bruder glaubte er das Recht und die Pflicht zu haben, das Schwesterchen zu erziehen. Und da sie seinen Versuchen, an ihr herumzukorrigieren, ihren Trotz entgegensetzte, fand er, daß sie „total unweiblich“ sei.

Bei dem Wiedersehen gestaltete sich das Verhältnis zwischen den Geschwistern ganz anders. Die Lage hatte sich geändert; das Übergewicht war jetzt auf Klaras Seite.

Bernhard von Lenkstädt galt als der Begabteste in seiner Familie. Die anderen Söhne hatten alle die

militärische Karriere ergriffen. Bei dem Ältesten, der zukünftig einmal Burgwerda verwalten sollte, war es wünschenswert erschienen, daß er Staatswissenschaft studiere. Überall bisher hatte er eine gewisse Rolle gespielt; dem Vater war er schon früh über den Kopf gewachsen, und die Mutter zog ihren Ältesten allen übrigen Kindern vor. Das hatte sein Wesen beeinflußt, ihm ein starkes Selbstgefühl verliehen.

In der letzten Zeit nun hatte er Mißerfolge gehabt. Seine Beförderung war nicht so schnell von statten gegangen, wie er erwartet haben mochte; ein Posten, auf den er sicher gerechnet, war ihm entgangen. Zu guterletzt wurde er auch noch von einer jungen Dame, um deren Hand er anhielt, abgewiesen. Alles das war geeignet, ihn zu verbittern. In der Weise verwöhnter Menschen schrieb er sich die Mißerfolge nicht selbst zu, sondern war geneigt, anderen seine schlechte Laune entgelten zu lassen.

Klara ließ das jedoch nicht aufkommen. Bernhard mußte erkennen, daß sie nicht mehr sein Schwesterchen sei, das verschrobene kleine Ding, die zu hänseln und in Harnisch zu bringen ihm Belustigung gewesen. Eine Frau trat ihm gegenüber, die für ihre Eigenart Achtung verlangte. Er nahm sich also zusammen. Auch in seinem Verhalten gegen den Vater war er respektvoller; denn er fühlte sich von der Schwester bewacht.

Erich schrieb oft. Er klagte über Einsamkeit und beschwor Klärchen, zu ihm zurückzukehren.

Sie mußte lächeln über die Überschwänglichkeit seiner Ausdrücke; der Gute! Er ahnte gar nicht, wie wenig Eindruck er mit Sentimentalität auf sie machte.

Dann klagte er auch über die Spärlichkeit ihrer Briefe und über ihren nüchternen Ton. Ob sie ihn

denn nicht mehr lieb habe? — Wenn das nicht anders werde, wolle er sie nächstens holen kommen, drohte er scherzweise. Sein Bitten wurde immer dringlicher, er halte es ohne sie nicht mehr aus, er fürchte, daß sie ihm entfremdet werde bei so langer Trennung. Er sei eifersüchtig und das um so schrecklicher, als er nicht wisse, auf wen und auf was. —

Sie mußte wiederum lächeln. So ganz unrecht hatte er ja nicht mit seiner Vermutung, daß sie von manchem Gefühle in Anspruch genommen sei, das mit seiner Person nichts zu tun hatte. Konnte sie es ändern, daß aus dem Boden, auf dem sie erwachsen, aus der Umgebung, in der sie zwanzig Jahre gelebt, etwas wie Unabhängigkeit zurückkehrte in ihr Wesen. Sollte sie ihm schreiben von dem, was sie empfand, wenn sie von ihrem Mädchenbette aus hinausblickte auf die Waldlandschaft der Heimat. Würde er das verstehen wollen? — Ihre Vergangenheit, das Werden der Jungfrau hier oben in dem stillen Turmzimmer des Vaterhauses, war für ihn ein Buch mit sieben Siegeln. Daran hatte er keinen Anteil haben können. —

Er schrieb abermals einen langen Brief, in dem er sie bat, sie möge ihm doch wenigstens einen Termin nennen, zu welchen er sie in Grabenhagen erwarten könne.

Sie antwortete ihm nicht sofort, denn sie wußte, daß es ihm Kummer bereiten mußte, wenn sie ihm schrieb, daß das noch lange dauern könne; und gar wenn sie ihm geschrieben hätte, wie es ihr in Wahrheit ums Herz war: daß sie gar keine Sehnsucht empfand nach Grabenhagen und nach ihm, das würde ihn erst recht gekränkt haben.

Es war wirklich schwer, zu antworten. Der Zustand des Vaters flößte ja für den Augenblick Bedenken

nicht mehr ein. Aber Klara las im Auge des Rekonvaleszenten die ängstliche Frage: wie lange sie noch bleiben könne, und die stumme Bitte zugleich, ihn nicht zu verlassen. Ihm von Abreise zu sprechen, wagte sie gar nicht.

In ihrem eigenen Befinden waren in der letzten Zeit gewisse Wandlungen eingetreten, die sie nicht recht zu deuten wußte. Sie wunderte sich über die Mattigkeit, welche sie oft ohne jeden Grund empfand. Sie schob das dumpfe Gefühl im Kopfe, die Anfälle von Schwindel, diese fliegende Hitze, die sie überfielen, auf die Krankenstubenluft, die sie in der letzten Zeit geatmet, und die geringe Bewegung, welche sie sich gemacht hatte. Gegen das Konsultieren eines Arztes empfand Klara von jeher starken Widerwillen; innere wie äußere Leiden hatte sie am liebsten mit sich selbst abgemacht. — Oder sollte sie die Mutter fragen? Ach nein! Die Mutter mit ihren Einbildungen! — Das wollte sie erst recht nicht.

Aber sie hatte ja ihre Freundin unten im Städtchen: Minchen Lippert. Mit der darüber zu sprechen, wurde Klara nicht im geringsten schwer.

Die Frau des Steuerkontrolleurs machte große Augen über das, was Klara ihr berichtete. Bald war es denn klar, was diese unverständlichen Erscheinungen zu bedeuten hatten.

Minchen tanzte vor Vergnügen im Zimmer umher, dann von einem plötzlichen Einfall getrieben, lief sie ins Nebenzimmer, wo die Zwillinge lagen, nahm den kleinen Jungen aus seinen Kissen und trug ihn zu Klara, der sie ihn in den Arm legte. Was sie damit wollte in diesem Augenblicke, war ihr selbst nicht ganz klar bewußt. Sollte es für die begnadete Freundin

eine gute Vorbedeutung sein? — Klara begriff es; sie nahm das Kind auf und drückte es an sich, mit einem vollen Blick auf seine unschuldigen Züge. Sie weinte, und ihr Mund lächelte doch dabei. Die plötzliche Erkenntnis ihres Glückes hatte sie wie ein Schrecken gelähmt. Zu sagen vermochte sie nichts.

Wie im Traum ging Klara von der Freundin. Dann war sie ein paar Stunden allein in ihrem Zimmer. Dort saß sie, blickte hinaus in die Landschaft, die das Brautkleid des Frühlings anzulegen sich anschickte. Ihr Auge sah es, und sie sah es doch nicht. Alle ihre Gedanken und Sinne waren nach Innen gesammelt, wo sich ein süßeres und für sie noch heiligeres Wunder vollzog, als die Erneuerung da draußen der ganzen Welt.

Dann als der Alltag mit seinen nüchternen Erwägungen wiederum seine Rechte geltend zu machen begann, ging sie mit sich zu Rate, was nun zu geschehen habe. Und da kam sie zu dem Entschlusse, dem sie eben noch aus dem Wege gegangen war: nach Haus zu reisen.

Denn jetzt wußte sie auf einmal, wo ihre Heimat war, nicht hier bei den Eltern in Burgwerda, bei ihrem Manne, bei dem Vater ihres Kindes. Zu ihm, für den sie jetzt ein ganz neues Gefühl empfand, wollte sie zurück.

Frau von Lenkstädt, die noch nichts entdeckt hatte von Klärchens Aussichten, wunderte sich über den jähen Entschluß. Der Vater nahm ihn hin mit halber Resignation in das Unvermeidliche. Die Eltern ahnten nicht, daß sie nun die Tochter wirklich eingebüßt hatten. Denn jetzt erst war für Klara die Trennung ganz vollzogen von Mädchentum und Vaterhaus.

Noch vor ein paar Tagen würde das Bewußtsein, daß der Vater nun gänzlich vereinsamt bleiben solle, die junge Frau mit Verzweiflung erfüllt haben. Es

ergriff sie auch jetzt, zu denken, daß er nun wohl unaufhaltsam in sich zusammensinken werde; aber ganz andere Sorgen standen von nun an für sie im Vordergrunde des Empfindens.

Das Gefühl, nicht allein zu sein, schlafend und wachend unsichtbare, der Seele nahe Gesellschaft zu haben, verließ sie nicht mehr. Die Verantwortung für dieses werdende Wesen drückte jeder ihrer Handlungen den Stempel einer besonderen Weihe auf. Alles andere rückte weit von ihr ab, verschwand vor dem einen großen, sie ganz erfüllenden Berufe.

* * *

Klara war nach Grabenhagen zurückgekehrt. Als Erich sie an der Station abgeholt und sie endlich sicher und warm neben sich im Wagen sitzen hatte, wich allmählich die erste wonnige Kopflosigkeit des Wiedersehens einer gesetzten Freude. Zum vierten oder fünften Male schon erkundigte er sich nach ihrem Befinden. „Gut, recht gut!" gab sie zur Antwort. „Laß dich mal ansehen! Etwas blaß und abgespannt, von der weiten Reise — natürlich!"

Klärchen lächelte still in sich hinein. Ihr Ausdruck hätte ihm alles sagen können, wenn seine Gedanken nicht schon wieder bei anderem gewesen wären.

Es gab so viel zu erzählen, so tausenderlei zu fragen, daß man zunächst nur ein Kostebißchen nahm, in dem glücklichen Bewußtsein, Zeit genug vor sich zu haben für das andere.

Als sie dann im Hause waren, wurde die junge Frau von verschiedenen Seiten sofort in Anspruch genommen. Frau Kruke nahte sich der Herrin und berichtete voll Wichtigkeit über das, was sich in den letzten

Monaten im Hauswesen zugetragen habe. Es gab da sofort die verschiedensten Fragen, mit denen man nur auf die Rückkehr der Hausfrau gewartet hatte. So sah sich Erich denn in seiner Hoffnung, Klärchen für sich zu haben, getäuscht.

Dann kam das Abendbrot. Die Kruke hatte es sich nicht nehmen lassen, „tüchtig aufzubauen", wie der Hausherr sich ausdrückte. Aber Klara tat den aufgestellten Delikatessen wenig Ehre an; sie habe keinen Appetit, erklärte sie, erhob sich und wollte sich ans Auspacken machen.

„Laß doch die Mädels das besorgen!" meinte Kriebow. „Und gönne dir endlich mal Ruhe! Ich hatte mich so auf die Dunkelstunde gefreut, Klärchen!"

„Ich komme nachher zur dir, Erich!" erwiderte sie.

„Aber mach' nicht zu lange, Herzchen! nicht wahr?"

„Ich komme!" Damit verschwand sie.

Es wurde dunkel im Zimmer. Kruke kam und fragte an, ob er die Lampe bringen solle. Erich verneinte; heute hatte er zum Lesen doch keine Ruhe und auch keine Lust.

Wie lange Klärchen verzog! Hatte sie ihn denn nicht verstanden? —

Er öffnete das Fenster. Vom Park her wehte die warme, weiche Luft des Maiabends herein, eine ganze Wolke von Duft mit sich führend. Drosseln huschten durch das Gesträuch. Aus der nächsten Baumgruppe ertönte das Girren der Nachtigall; die erste, die er in diesem Jahre hörte. Vielleicht hatte er auf diesen Sänger bisher nur nicht geachtet; heut abend war Auge und Ohr geschärft. Er empfand alles wie mit verdoppelten Sinnen.

Wie hatte er sich nach dieser Stunde gesehnt! Wie

hatte er geträumt von dem ersten Begegnen nach so langer Trennung! Er liebte sie; alles, was er früher empfunden, war matt und schwächlich, gehalten gegen die Tiefe der Gefühle, welche die Sehnsucht in ihm angesammelt. Er liebte bewußter, nicht bloß ahnend und hoffend wie ein Bräutigam, mit den stärkeren Trieben des Gatten, dessen Leidenschaft das schon gekostete Glück nur vermehrt hatte.

Aber wie lange sie blieb! Fühlte sie denn nicht das gleiche, wie er? — Sollte er etwa von neuem erobern müssen, was doch längst ihm gehörte? —

Schon wollte ihn Bitterkeit erfüllen; da hörte er hinter sich die Tür gehen. Eine lichte Gestalt erschien: Klärchen in langem losem Gewande, das er seit der Hochzeitsreise, wo sie es jeden Abend getragen, nicht mehr an ihr gesehen hatte. Er jubelte, denn er liebte dieses Kleid, und es schien ihm besondere Bedeutung zu haben, daß sie es heute wieder angelegt hatte! —

Er breitete die Arme aus. „Klärchen, das Kleid!" Und sie an sich drückend, flüsterte er: „Du, du — wie damals!"

Er küßte ihr Hände, Arme, Hals.

„Erich — nein! Ich bitte dich!" — Sie machte sich mit einem Ruck los, trat von ihm weg. „Nicht so!" —

„Klärchen, Unsinn! Stell dich nicht an! Was hast du denn?"

Sie hielt beide Hände vor sich zur Abwehr. Vor ihrer Kälte sanken ihm die Arme schlaff am Körper herab. In jähem Verdrusse wandte er ihr den Rücken.

„Erich! Höre mich nur, guter Erich!" Ihre Hand legte sich ihm sanft auf die Schulter. Aber er stieß sie weg; was sollte er hören? Jetzt, in diesem Augenblicke: Auseinandersetzungen! Nein, wahr-

haftig! Ganz anders hatte er sich diesen Abend geträumt.

Er trat wieder ans Fenster; die Nachtigall schlug nicht mehr draußen.

Mehr als enttäuscht war er, betrogen fühlte er sich. Mit ihrem: „Ich komme!“ hatte sie ihn betrogen, mit diesem Kleid, das sie angelegt. Nicht um ihn zu beglücken, war sie zu ihm gekommen, nein, um mit ihrer Kälte sein Glück zu ertöten. Er hatte doch recht mit seiner Vermutung behalten: sie war zurückgefallen in die alte Sprödigkeit. Er biß die Zähne zusammen, ballte die Fäuste.

Die Dunkelheit verbarg ihr seine Züge; Klara hörte nur sein schweres Atmen.

„Erich! Du liebst mich doch!“ — Keine Antwort.

„Sieh mal, Erich, du bist immer gut gewesen gegen mich und vornehm . . . . . und ich bin dir dafür so dankbar . . . . .“ Sie stockte, ergriff seine Hand in einer unwillkürlichen Aufwallung und küßte sie.

Starr blickte er vor sich, wollte nichts von dem Gesichte sehen, das sich dem seinen entgegendrängte. Was wollte sie denn? Warum schmeichelte sie ihm jetzt wieder so? — Verlangte sie, daß er seinen Rechten entsagen sollte?

„Sieh, ich bin jetzt mehr als deine Freundin, Erich! — Ich bin . . . . . .“

Sie konnte nicht weiter. Aber der Ton ihrer Stimme hatte ihn getroffen. Erich erbebte, ahnend, daß es die Mutter sei, die aus ihr bat um Schonung.

Und nun an seinem Ohre gestand sie ihm sein und ihr Glück.

Der junge Ehemann stand wie gelähmt. Das, was er sich gewünscht, war nun da, ging seiner Er-

füllung entgegen. Aber die Nachricht traf ihn allzu unvorbereitet; es war zu groß, als daß er hätte jubeln können. Befangen schwieg er, ganz unter dem Eindruck dieses Neuen.

Seine Frau schmiegte sich an ihn. Er blieb in Nachdenken versunken. Die Leidenschaft, die ihn noch eben besessen, war ganz verflogen, ausgelöscht durch das Gewicht der Verantwortung, das über ihn kam.

„Fühle mein Herz, Erich!" Sie führte seine Hand. „Manchmal ist es wie zum Zerspringen."

Er wurde besorgt. Es gehe ihr ja so gut, sagte sie, ihn beruhigend, sie sei so glücklich. Und auch er solle glücklich sein! Ob er sich denn nicht freue mit ihr? —

„Natürlich! Aber, ich kann's noch gar nicht fassen! Warum hast du mir denn nichts geschrieben?"

„O, so etwas schreibt man nicht!"

Allmählich fing auch er an, die ganze Größe seines Glückes zu begreifen. Wie er sie jetzt umfaßte, zarter als sonst, mit Ehrfurcht und doch mit inniger Glut, erkannte Klara, daß er sie nun verstanden habe, daß sie seine Liebe gewonnen hatte in einem neuen geläuterten Sinne. Und jenseits der Entsagung sah sie Zeiten kommen für sich und ihn, eines verjüngten Liebesglücks.

XXVIII.

Im vorigen Jahre hatte Major von Pantin Langendamm mit einigen hundert Morgen bei der Zuckerfabrik angemeldet. Diese Neuerung brachte für die gesamte Bewirtschaftung des Gutes einschneidende Änderungen mit sich. Brache und Ackerweide mußten eingeschränkt werden, neue Geräte zum tieferen Ackern waren anzuschaffen. Die gesamte Fruchtfolge änderte sich; man

mußte auf eine passende Vor- und Nachfrucht für die Rübe bedacht sein. Auch auf den Stall hatte dieser Umsturz seinen Einfluß. Langendamm hatte bei seiner extensiven Kultur bisher nur eine geringe Viehhaltung gehabt. Der Rindviehstand mußte vermehrt werden; denn woher sollte der Dünger kommen, und wohin sollte man mit den Rübenschnitzeln? Soundso viel Haupt Vieh mehr aber verlangten wiederum Vergrößerung der Stallungen. Eine Neuerung folgte so aus der anderen.

Und alle diese Dinge kosteten Geld. Woher nahm Malte, dessen Geldklemme bereits sprichwörtlich geworden war, die Summen zur Bestreitung so kostspieliger Meliorationen? — Sein Kredit war in der Nachbarschaft wenigstens längst erschöpft, zu versilbern gab es nichts mehr. Die Wolle war verpfändet, während sie die Schafe noch auf dem Rücken trugen, der Weizen schon mit Vorschuß belegt, noch ehe er überhaupt ausgesät. Die Pferde in den Koppeln, die Schweine, alles was Langendamm produzierte, gehörte zum geringsten Teile dem eingetragenen Besitzer des Gutes.

Wäre Herr von Pantin ängstlich von Natur gewesen, er hätte kaum noch einen ruhigen Augenblick haben können; aber Verzagtheit lag nicht in seiner Art. Während er diente, war er leidenschaftlicher Spieler gewesen. Er war also an dieses Bergab und Bergauf seiner Lage gewöhnt; einen Tag dicht vor dem Zusammenbruch, den nächsten, wenn er gerade eine „Veine“ gehabt, wieder im Überfluß.

Von diesem Leichtsinn seiner Leutnantsjahre hatte er sich bis ins Alter hinein etwas bewahrt. Mochte er am Anfang der Woche nicht wissen, womit er am Lohntage auszahlen sollte, mochten am Zinstermin ihm

die Gläubiger mit Pfändung und Subhastation drohen, Malte ließ sich nicht die Pferde scheu machen. Nur kaltes Blut! Er verlor nie die Zuversicht auf Glück und Zufall. Der Silberblick, der ihm im letzten Augenblick noch immer gewinkt hatte, würde schon kommen. Und so war es auch diesmal eingetroffen, gerade noch zur rechten Zeit hatte er den Treffer gemacht, der ihn vor einer sicheren Katastrophe rettete.

Es war die Bekanntschaft mit Kommerzienrat von Katzenberg, die neuen Zug in Herrn von Pantins Finanzen gebracht hatte.

Die verschiedensten, zum Teil wenig schmeichelhaften Vermutungen waren über das Verhältnis Pantin-Katzenberg in der Gegend verbreitet. Malte verhielt sich, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, äußerst schweigsam und zurückhaltend in bezug auf seine Beziehungen zu den Katzenbergs. Soviel aber hatten die wißbegierigen Seelen doch schon herausgefunden, daß der Kommerzienrat eine ziemlich bedeutende Summe auf das hochverschuldete Langendamm gegeben habe. Auffällig war der niedrige Zinsfuß, mit dem die an exponierter Stelle stehende Hypothek eingetragen war. Aber wer wollte beweisen, daß darin eine Erkenntlichkeit liege für Dienste, die Malte seinerzeit dem Kommerzienrat geleistet? —

Für Major von Pantin war das Wichtige erreicht, er hatte bar Geld in die Hand bekommen und konnte sich von den lästigsten Verpflichtungen befreien. Nachdem er dann noch einige Wechselschulden seines Sohnes Ulrich bezahlt hatte, ging er an die dringend notwendige Aufbesserung seines Gutes.

Eine größere Zahl Ochsengespanne wurde angeschafft, ein Zuchtbulle von edler Rasse eingestellt, die

Maschinen vermehrt und mit dem Neubau eines Kuh-stalles begonnen.

Im März trafen auch Schnitter aus Rußland in Langendamm ein. Bisher war Major von Pantin, da er keinen Rübenbau betrieben, ohne Wanderarbeiter ausgekommen. Unter den Agenten, die sich ihm angeboten, hatte er denjenigen ausgesucht, der ihm die Leute am billigsten zu schaffen versprach. Die Frage: wie er die Fremden unterbringen werde, bereitete Malte geringe Sorgen. Wozu war denn der leere Schuppen da am Dorfteich! —

Die Schnitter zeigten sich jedoch mit dieser Wohnung nicht zufrieden. Sie beschwerten sich, daß es feucht sei, und behaupteten: Wind und Wetter drängen ein, sie frören, und ihre Kleider schimmelten und verstockten in der Nässe.

Es war ja nicht in Abrede zu stellen, daß die alte baufällige Baracke von einem Schuppen Löcher im Dach und Klinzen in der Lehmwand aufwies, und bei Regenwetter mochte ja wohl auch gelegentlich etwas Wasser hereinkommen; aber es war doch immer noch sehr die Frage, ob diese Bande es von ihrer Heimat her besser gewöhnt sei. Und schließlich daran mußten sie sich eben gewöhnen! —

Aufs Parlamentieren mit den Fremden ließ sich Malte gar nicht erst ein. Die Unterhandlungen waren ja auch dadurch erschwert, daß nur der Aufseher ein paar Brocken Deutsch radebrechen konnte. Malte ließ die Gesellschaft also mit ein paar kräftigen Flüchen an, und als sie trotzdem die Dreistigkeit hatten, das Unberechtigte ihrer Forderungen nicht einzusehen, griff er zu und schlug ein paar von ihnen mit den Köpfen zusammen. Das half! Eingeschüchtert zogen sie sich

zurück, fanden sich mit slawischem Stoizismus in die Tatsache, daß von diesem Herrn eine Besserung ihrer Lage nicht zu erlangen sei.

Im übrigen hatte Major von Pantin keinen Grund, mit den Fremden unzufrieden zu sein. Diese blaß und schwächlich ausschauenden Frauenzimmer brachten unter Leitung ihres Aufsehers mehr vor sich als seine Tagelöhner. Und wie genügsam waren diese Menschen! Mit der elendesten Nahrung, die ihnen die Aufseherfrau zubereitete, nahmen sie fürlieb. In den kalten Frühjahrsnächten hockten sie beisammen in ihrer Arbeitskleidung, wie ein Haufen Ungeziefer. Früh ein Stück trocken Brot und einen Schluck Branntwein, dann ging es, nach primitiver Wäsche am Dorfteich, hinaus aufs Feld, mit Gesang. Des Sonntags wuschen sie sich dann etwas gründlicher, die Mädchen schmückten sich zum Gottesdienst. An Stelle des Priesters verlas der Vorarbeiter ein lateinisches Gebet, das weder er noch die Leute verstanden. Dazu wurden einige fromme Weisen gesungen. Des Abends war man lustig. Sehr bald hatten sich die jungen Knechte und Hofgänger vom Rittergut mit den fremden Mädchen angefreundet. Die Unterhaltung war zwar schwierig, da man seine Sprache gegenseitig nicht verstand, aber schnell entdeckte man, daß es noch andere Wege der Verständigung gäbe. Der nächste Krug, der von Groß-Podar, sah jeden Sonntagabend diese Jugend auf dem Tanzsaale.

Eine von Major von Pantin nicht vorgesehene Wirkung jedoch hatte die Einführung der fremden Arbeitskräfte mit sich gebracht: seine einheimischen Arbeiter begannen zu murren. Sie verglichen und fanden heraus, daß sie als verheiratete Leute nicht so viel verdienten wie ein solches russisches Frauenzimmer. Die Fremden

wurden bevorzugt; das wollten sie sich nicht gefallen lassen! Malte kümmerte sich sehr wenig um ihre Unzufriedenheit, solange sie nur die Faust in der Tasche ballten.

Eines Tages nun trat eine Abordnung der Tagelöhner vor den Dienstherrn, — man hatte dazu die Mutigsten ausersehen, — um ihre Wünsche vorzutragen. Sie wollten gleichen Lohn haben mit den Fremden. Herr von Pantin lachte sie aus. Wie dachten sie sich denn das? Sie hatten ihren fünfundzwanzigsten Scheffel als Lohnkorn, ihre Kate, ihre Wurt, Kartoffeln und Leinland, die Kuh, die Gänse. Von alledem genossen die Fremden nichts. Sie, die Tagelöhner, mußte er den Winter durchfüttern, die Runkelweiber aber gingen im Herbst in ihre Heimat zurück. Sie waren wohl verrückt geworden, da noch von Bevorzugung zu sprechen!

Aber das leuchtete den Leuten nicht ein. Lohnkorn, Kartoffeln- und Leinland, Kate, Wurt und alles das kostete dem Herrn ja nichts, meinten sie. Das sei nicht dem baren Gelde gleichzurechnen, das die Fremden in solchen Massen verdienten. Und die brauchten ja auch der Herrschaft nichts als Entgelt zu leisten: keinen Hofgänger halten, keine Besen binden für den Hof, keine Gans abliefern, keine Glucke setzen, keine Eier abgeben. Die Fremden waren alle dieser Abgaben und Pflichten ledig. Wenn Feierabend war, dann brauchten die sich um nichts weiter zu kümmern. Das war nicht gerecht!

Auch noch allerhand andere Beschwerden kamen zum Vorschein; der eine klagte über den baufälligen Zustand seines Katen, ein anderer verlangte, daß seine Frau nicht mehr zum Melken gehen brauche, ein dritter wollte eine andere Kuh eingestellt haben.

So ging das durcheinander. Den Leuten war nun einmal die Zunge gelöst. Malte fuhr sie an, belegte sie mit allerhand dem Tierreich entlehnten Namen. Aber sie ließen sich dadurch nicht überzeugen. Bis der Langendammer Herr zu seinem bewährtesten Hilfsmittel griff; er holte die Reitpeitsche herbei und trieb die Unzufriedenen damit aus dem Zimmer.

Äußerlich trat jetzt Ruhe ein; man kam mit seinen Beschwerden nicht mehr vor den Gutsherrn. Aber dafür gab es allerhand Erscheinungen und Vorfälle in der Wirtschaft, die niemand sich zu erklären vermochte. Ein Schlag Sommerweizen, der noch spät gesät worden war, ging nur streifenweise auf. Ein bis dahin völlig gesunder Zugochse erkrankte und stand um. Von den Hofgängern verschwanden eines Tages ein junger Mensch und ein Mädchen auf Nimmerwiedersehen vom Gute.

Malte tobte. Den ganzen Tag war er hinter den Leuten her, rannte durch die Ställe, galoppierte über die Felder, wetternd und schimpfend und die Arbeiter bedrohend.

Aber er konnte nicht überall zu gleicher Zeit sein. Sobald er den Rücken gekehrt hatte, faulenzten die Leute, oder sie machten absichtlich Verkehrtes.

Es war zwischen Gutsherrn und Arbeiterschaft der reine Guerillakrieg ausgebrochen. Am meisten darunter litt natürlich die Wirtschaft.

Malte hatte nie viel Gescheites gehabt von Gutstagelöhnern. Er war berüchtigt: einmal für seinen Jähzorn und dann auch für die knappe Haltung seiner Leute. Nur wem das Messer an der Kehle saß, nahm noch Dienst in Langendamm. An manchen Ziehtagen wechselte er fast seinen gesamten Tagelöhnerstamm.

Einen tüchtigen Unterbeamten hatte er sich auch nicht heranzubilden verstanden. Nun rächte sich das: an allen Ecken und Enden begann es mit einem Male zu stocken. Auch im Dorfe besaß er niemanden, der ihn hätte unterstützen können. Einen Pastor gab es nicht; Langendamm war nach Ernsthof eingepfarrt. Eine eigentliche Gemeinde fehlte völlig, da außer dem Herrnhause nur die Gutskaten vorhanden waren; das war das ganze Dorf. Herr von Pantin, der Guts- und Amtsvorsteher war, stellte hier alles in allem vor.

Die Zeit der Heuernte kam heran. Die Langendammer Tagelöhner hatten in früheren Jahren, wenn es nötig, in der Erntezeit bis in die sinkende Nacht hinein gearbeitet. Dies Jahr, als gerade eine große, vom Gutshofe weit abgelegene Wiese gemäht wurde, stellten plötzlich die Leute abends um acht Uhr die Arbeit ein, ließen das letzte Heu, das zum Einfahren völlig trocken war, draußen liegen; und dazu stand eine drohende Wetterwand am Abendhimmel.

Major von Pantin, der beim Abladen im Hofe geblieben war, sah statt der erwarteten letzten Heufuder die Wagen leer und die Leute in geschlossener Kolonne, mit geschulterten Sensen, Harken und Forken, hereinkommen.

Kaum seinen Augen trauend, stellte er die an der Spitze Marschierenden zur Rede. Die kurzangebundene Antwort war: es sei Feierabend. Der Gutsherr schrie sie darauf an: in der Ernte werde gearbeitet, bis man fertig sei. Davon stehe nichts in ihrem Kontrakt, erwiderte einer, die Fremden machten ja auch um acht Uhr Feierabend. Sie, die Tagelöhner, wollten es nicht schlechter haben als die Schnitter, und wenn man ihnen Überstunden zumute, dann verlangen sie

in Zukunft doppelten Lohn und Branntweingeld obendrein.

Sofort sollten sie umkehren und das Heu hereinbringen, brüllte, völlig außer Fassung geratend, Malte. Die Leute, die sich in Masse ziemlich sicher fühlten, lachten ihn zur Antwort aus.

Da ergriff Major von Pantin, der sich trotz seines Alters noch außerordentlicher Körperkraft erfreute, den ersten besten, einen jungen Knecht; der wiedersetzte sich. Malte wurde aber mit ihm fertig, schleppte ihn nach dem Herrenhaus, prügelte ihn windelweich und sperrte ihn in einen leerstehenden Kellerraum ein. Eigenhändig legte er dann ein Schloß vor.

Über alledem war die Dunkelheit angebrochen. An Hereinholen des Heues war nicht mehr zu denken. Während der Nacht kam ein starkes Gewitter herauf; der Schaden, den es an dem im Freien gebliebenen Heu anrichtete, war bedeutend.

Am nächsten Morgen war Herrn von Pantins erster Gang, sich davon zu überzeugen, daß der eingesperrte Mann noch in Gewahrsam sei. Aber, siehe da, als er den Keller öffnete, fand er das Nest leer. Der Gefangene war entflohen: dabei waren das Türschloß und die Eisenstäbe vor dem Fenster unversehrt geblieben. Es gab keine andere Erklärung, dem Menschen mußte von außen Hilfe gekommen sein.

In der Leutestube und den Katen, die der Gutsherr nunmehr durchsuchte, war auch keine Spur von dem Entsprungenen zu entdecken. Die Leute, die er fragte, leugneten, irgend etwas zu wissen, blickten aber mit verdächtig schadenfrohen Mienen drein.

Major von Pantin sah, daß er einem Komplott gegenüberstand. Wozu war er denn Amtsvorsteher?

Er beschloß, Gendarme zu requirieren. Umgehend ließ er anspannen und fuhr nach der Stadt.

Als er durch Groß-Podar kam, erblickte er dort die Schimmel des Landrats. Auf Befragen des Kutschers erfuhr er, daß der Landrat im Herrenhause sei, wo er die väterlichen Neubauten überwachte. Der Langendammer suchte ihn auf und trug dem jungen Herrn, vor Erregung glühend, sein Erlebnis vor.

John Katzenberg blieb wie immer äußerst kühl. Er erklärte, sofort nach Langendamm kommen zu wollen, um die Geschichte zu untersuchen. Dann ließ er den Telegraph spielen, setzte sich telephonisch mit seinem Bureau in Verbindung, unterrichtete den Amtsanwalt, gab das Signalement des Flüchtigen weiter, setzte dem Burschen mehrere Gendarme auf die Fährte, alarmierte mit Depeschen die angrenzenden Kreise und machte sogar Meldung an das Hafenamt der nächsten Seestadt, um ein Entweichen des Deliquenten zur See zu verhindern. Nachdem er all das im Laufe einer halben Stunde erledigt hatte, begab sich Landrat von Katzenberg mit dem Major nach Langendamm.

John Katzenberg war im Grunde gar nicht unglücklich über den Vorfall. Er war, ehe er in diesen Kreis kam, als Referendar und Assessor im westlichen Kohlenrevier angestellt gewesen, hatte da gerade während der Strikezeit einen erkrankten Landrat kommissarisch vertreten und sich dabei durch Schneid hervorgetan. In seinem jetzigen Kreise ging es dem jungen Manne eigentlich viel zu ruhig zu. Gelegenheit, Schneid im Amte zu entwickeln, bot sich kaum. Die Landarbeiter dachten nicht an Ausstand und Revolte. Umstürzlerische Vereine, die man hätte auflösen, geheime Verbindungen, denen man hätte nachspüren können, gab es hier nicht.

Irgendeine verdächtige Propaganda, über die man aufsehenerregende Geheimberichte an die Regierung hätte einliefern mögen, war nicht zu entdecken. Das Leben ging hier auf den großen Gütern seinen altgewohnt ruhigen Gang, leicht zu überblicken und zu regieren; zu leicht fast für den strebsamen jungen Landrat, der sich die Sporen verdienen wollte.

Hier war nun, wie es schien, doch mal was Sensationelles festzustellen.

Auflehnung gegen die Ortspolizeibehörde, Befreiung eines Inhaftierten aus amtlichem Gewahrsam. Da mußte ein Exempel statuiert werden! —

Als man in Langendamm eingetroffen war, besichtigte man zunächst den Ort der Tat und begab sich dann in ein Zimmer, das sich Major von Pantin zur Erledigung seiner Amtsvorstehergeschäfte zu ebener Erde eingerichtet hatte. Nun ging es an ein Vernehmen der Gutstagelöhner.

Landrat von Katzenberg saß da wie ein Untersuchungsrichter; er ließ nach und nach das ganze Dorf zur Zeugenvernehmung antreten und füllte Protokoll auf Protokoll.

Es war dem jungen Manne ein Hochgenuß, dem bewundernd dabeisitzenden Malte einmal zu zeigen, was er konnte. Durch geschicktes Kreuzverhör und Vergleichen der Aussagen brachte der Landrat bald heraus, was er wissen wollte. Die Tagelöhner und Knechte hatten sich zusammengetan, ihren Genossen aus dem Keller zu befreien. Vom Gutsschmied war der Dietrich zum Öffnen des Schlosses geliefert worden. So war der Ausbruch des Burschen auf die allereinfachste Weise gelungen.

Inzwischen wurde auch der Entwichene von ein

paar Gendarmen eingeliefert. Er war nicht weit gekommen.

Bei dieser Gelegenheit kamen auch noch andere Dinge ans Tageslicht: Der Sommerweizen war nicht durch Zufall so mangelhaft aufgegangen, und dem Zugochsen, der umgestanden, hatte jemand einen Nagel ins Futter gelegt.

John Katzenberg rieb sich die Hände; das war ja eine richtige Verschwörung, die er hier aufgedeckt. Er hatte dem Staatsanwalt da tüchtig vorgearbeitet.

Major von Pantin war eigentlich aus dem Regen in die Traufe gekommen; denn nun wurde ihm mitten in der arbeitreichsten Periode des Jahres, wo man jede Hand notwendig hatte, eine Anzahl seiner Leute in Untersuchungshaft genommen. Bei den Anstiftern war eine längere Freiheitsstrafe wahrscheinlich.

Da hieß es, sich schleunigst mit neuen Kräften versorgen, sollte nicht in der Wirtschaft völliger Stillstand eintreten; aber woher? — Aus der Gegend selbst war niemand zu haben, denn es herrschte allerwärts Leutemangel. Die Zeit zum Bestellen von Wanderarbeitern war längst vorüber. Es blieb also nur noch als einzige Möglichkeit, sich an einen Gesindemakler in der Kreisstadt zu wenden. Aber auch diesen Gedanken verwarf Herr von Pantin, denn er wußte aus Erfahrung, wie hohe Prozente diese Art nahm. Schließlich beschloß er, es einmal mit einem Berliner Vermittlungsbureau zu versuchen, das seinem Prospekte nach billig zu sein schien.

Er schrieb dem Bureau also seine Wünsche. Das Bureau erwiderte umgehend, die gesuchten Arbeitskräfte seien in „prima Qualität" zu haben und könnten gegen

Einsendung des Reisegeldes und der Spesen „per sofort angeliefert“ werden.

Telegraphisch wurde ihm sodann der Abgang des Transports von Berlin aus angezeigt. Er schickte einen Leiterwagen auf die Bahn, um die neuen Leute samt ihren Sachen abzuholen.

Mit Ungeduld wartete Major von Pantin auf ihre Ankunft. Eine eigenartige Gesellschaft war es, die in Langendamm landete. Der Gutsherr riß verwunderte Augen auf, als er unter den verschiedenartigen Kopfbedeckungen, welche die Männer aufwiesen: Ballonmützen und Strohhüte, auch einen Zylinderhut entdeckte. Einer trug einen alten Frack und an den Füßen helle Gamaschen. Neben dem Befrackten saß ein Frauenzimmer in ein schottisches Tuch gewickelt, mit Ponyfranze und niedergetretenen Halbschuhen.

Das also war die „prima Qualität“, die das Vermittlungsbureau angepriesen hatte. Herr von Pantin empfand große Lust, die Gesellschaft gar nicht erst aussteigen zu lassen. Aber da hätte man zum mindesten das bereits gezahlte Reisegeld eingebüßt.

Er ließ sich zunächst einmal die Papiere der Leute vorlegen. Verschiedene hatten überhaupt nichts derart bei sich. Der Bursche mit dem Zylinder rühmte sich, Schauspieler zu sein von Beruf. Der mit dem Frack war Kellner gewesen und gegenwärtig außer Kondition; das Frauenzimmer im schottischen Schal sei seine Frau, gab er an.

Nur einige wenige waren von Beruf wirkliche Landarbeiter. Günstig, durch etwas ordentlichere Erscheinung, fiel ein Paar auf: er hager und bärtig, mit arbeitgewohnten Fäusten; sie eine zarte, blasse, nicht ohne eine gewisse Sorgfalt gekleidete Frau. Wie das

Arbeitsbuch des Mannes auswies, stammte er aus der nächsten Nachbarschaft, aus Grabenhagen, war gelernter Schmied, zuletzt als Fabrikarbeiter in Berlin tätig, dann arbeitslos geworden, noch unbestraft.

Fritz Wurten — denn er war es — hatte sich schon auf der Reise durch natürliches Übergewicht zum Oberhaupt dieser buntzusammengewürfelten Gesellschaft gemacht. Er war der Wortführer auch hier dem Gutsherrn gegenüber.

Major von Pantin hatte in seinem Ärger geäußert: Solches „Lausepack“ habe er sich nicht bestellt, er sei betrogen worden mit ihnen.

Darauf erwiderte Wurten: er glaube vielmehr, daß sie, die Arbeiter, die Betrogenen seien.

Der Gutsherr fuhr ihn an, er solle gefälligst schweigen. Sie wären hier nicht in Berlin, wo jeder Lümmel das Maul aufreißen dürfe, so weit er wolle. Hierzulande würde pariert, sonst flögen sie ins Loch.

Wurten erklärte: er kenne die Sitten, die hier draußen herrschten, leider aus Erfahrung; aber so weit sei es doch wohl noch nicht, daß sie sich gefallen lassen müßten, sofort als „Lausepack“ begrüßt zu werden. Er müsse sich anständige Behandlung ausbitten.

Major von Pantin sah sich den kecken Sprecher etwas genauer an. Er blickte in das finstere Gesicht eines offenbar resoluten Menschen. — Wenn es ihm hier nicht passe, möge er nur gefälligst mit der ganzen Rotte nach Berlin zurückkehren, sagte der Gutsherr, denn er sehe nun schon, zu welcher Farbe sie gehörten.

Wenn Herr von Pantin ihnen Auslösung für ihren Zeitverlust gäbe und das Geld zur Rückreise, dann seien sie bereit, wieder zu gehen. Wenn nicht, dann bestünden sie auf ihren Kontrakt.

Der Gutsherr hätte solchen Reden nur zu gern in der sonst bei ihm üblichen Weise: mit der Reitpeitsche, ein Ende gemacht; aber er konnte das hier einfach nicht riskieren. Er war ja auf diese Leute angewiesen. Spannten die ihm aus, dann konnte er Stall und Feld allein besorgen.

Am nächsten Morgen, als die neuen Arbeiter antraten, stellte sich bei einigen völlige Untauglichkeit zur Arbeit heraus. Sie faßten alles verkehrt an und verdarben mehr als sie gut machten.

Der Schauspieler war ein mehrfach vorbestraftes Subjekt, der gewesene Kellner hatte auch schon wegen Arbeitsscheu und Vagabondage mit der Polizei Bekanntschaft gemacht, und seine angebliche Gattin stellte sich als eine Person heraus, die unter sittenpolizeilicher Kontrolle stand. Es war daher die Möglichkeit gegeben, sich dieser allerübelsten Subjekte zu entledigen, indem man sie der Behörde überwies.

Mit den anderen mußte man sich eben einrichten, so gut es gehen wollte. Der Brauchbarste von dem ganzen Trupp blieb immer noch Wurten.

Es traf sich besonders günstig, daß Wurten das Schmiedehandwerk verstand. Der bisherige Gutsschmied befand sich in Haft; er hatte ja bei der Befreiung des eingesperrten Knechtes Beihilfe geleistet. Der Gutsherr mußte also froh sein, auf diese Weise Ersatz für den wichtigen Posten eines Schmieds zu gewinnen, obgleich die selbstbewußte Art dieses Mannes durchaus nicht nach seinem Geschmacke war.

Ein unangenehmer, vorlauter Bursche, der Wurten! Seiner politischen Gesinnung war nicht zu trauen. Aber der Kerl verstand seinen Kram, das sah Herr

von Pantin bei dem ersten Gaul, den er von ihm beschlagen ließ.

* * *

An einem regnerischen Tage kam der Pröklitzer auf den Grabenhäger Hof geritten.

Kriebow hatte, da man sich bei so nasser Witterung nicht auf den Acker wagen konnte, die Knechte und Tagelöhner auf dem Hofe behalten, wo sie die Ställe gründlich reinigen sollten.

„Sie haben großes ‚Utmessen‘, recht so! Ich lasse Erdhaufen umstechen,“ rief Merten. „An einem Tage wie diesem, trifft man den Landwirt am sichersten zu Haus an. Deshalb habe ich mir gedacht: ich wollte Ihnen mal meinen Besuch machen, Herr von Kriebow!“

Der ließ ihm das Pferd abnehmen und wollte den Nachbar ins Haus nötigen; aber Merten wehrte ab. „Das hier interessiert mich doch noch mehr!“ meinte er und wies lachend auf den Düngerhaufen.

Der Mist wurde gerade aus dem Kuhstalle, dessen sämtliche Türen weit aufstanden, herausgeschafft; je zwei Männer trugen eine gefüllte Bahre, die sie auf dem Haufen umkippten, andere wieder in hohen Kniestiefeln warfen den Mist breit und traten ihn fest.

Nachdem man hier eine Weile zugeschaut, mit jenem Hochgenuß, den nur der echte Landwirt einem solchen Vorgange gegenüber zu empfinden vermag, ging man durch die Ställe.

Der Grabenhäger beobachtete voller Spannung Mertens Mienen; es war dem jungen Gutsherrn keineswegs gleichgültig, welchen Eindruck dieser gewiegte Kenner von seinem Viehstande empfange.

Merten war sparsam mit Bemerkungen, und Kriebow wiederum gewährte es Genugtuung, zu zeigen, daß er

in seinem Stalle zu Hause sei. Er erklärte Abstammung, Alter und Eigenschaften der verschiedenen Tiere; von einzelnen Kühen wußte er, wieviel Milchertrag sie täglich gaben, ob sie altmelk seien, ob sie kürzlich gekalbt hätten. Der Pröklitzer schenkte den grünen Kenntnissen seines jungen Kollegen wohlwollend Gehör.

Vom Schafstalle aus, den sie ebenfalls aufgesucht hatten, mußte man an einer Anzahl alter, etwas abseits gelegener Katen vorbei. Zum ersten Male in seinem Leben sah Kriebow mit Bewußtsein, wie baufällig diese Wohnungen waren, als er jetzt in Mertens Gesellschaft hier entlang schritt. Wie peinlich! Gerade die schlechtesten Katen lagen hier. Daß er daran nicht gedacht hatte! —

„Das sind meine ältesten Arbeiterwohnungen, Herr Merten!" sagte er. „Überbleibsel von früher. Mit der Zeit sollen sie abgetragen werden. Wollen Sie einmal mit mir dort hinüber kommen, da sind einige neue, die besser vor Ihrem Auge bestehen werden."

Damit schritten sie über die Dorfstraße hinweg auf eine Reihe ziegelgedeckter Katen zu. Hier hatte vor einem Jahrzehnt eine Feuersbrunst einige Arbeiterwohnungen eingeäschert; Erichs Vater hatte sich dadurch genötigt gesehen, neue aufzurichten. In je einer Kate wohnten hier zwei Familien, nicht wie in den älteren deren vier. Der Gutsherr wagte es, den Gast zum Besehen einer dieser Wohnungen aufzufordern; freilich, daß sie mit denen in Pröklitz nicht zu vergleichen seien, wisse er sehr wohl.

Man trat in die nächste Kate. Die Männer waren beim Misten, aber die Frauen fand man zu Haus. Merten sah sich in den Zimmern um und nickte: „Die Leute sind ordentlich; das sieht man."

Am Boden lag ein bedrucktes Blatt, wie es schien, altes Zeitungspapier. Merten bückte sich, hob das Blatt auf, warf einen Blick hinein, lächelte und steckte es zu sich. Kriebow sah das und wunderte sich im stillen. Dieser Mensch hatte doch sonderbare Einfälle! —

Als sie im Freien waren, fragte Merten: „Wie ist eigentlich die politische Gesinnung Ihrer Arbeiter, Herr von Kriebow?"

Der Grabenhäger erklärte in zuversichtlichem Tone: seine Leute seien sämtlich „stramme Konservative".

„Sind Sie dessen so ganz sicher?" meinte der Pröklitzer.

„Die Kerls werden gar nicht erst gefragt!" rief Kriebow. „Von altersher ist das so gewesen. Man hört und sieht hier von Politik nichts außer den Wahlzeiten. Wir haben keine Agitation, Gott sei Dank!"

„So, und was nennen Sie denn dies hier?" fragte Merten, das Blatt, das er vorher eingesteckt hatte, hervorziehend. Mit verschmitzter Miene hielt er es dem Grabenhäger hin.

„Was haben Sie denn da?"

„Ein Flugblatt. Die Überschrift lautet: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!'"

„Zeigen Sie mal, bitte, her!" sagte Kriebow, nichts Gutes vermutend. Er las:

„Es ist ein allbekanntes Wort: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!' Wenn es nur Geltung hätte!

Wer bestellt denn im Schweiße seines Angesichts das Land? Wer pflügt, eggt und gräbt? Wer mäht das Getreide, bindet und fährt es ein und drischt es aus? Kurz, wer hat alle Mühe und Last? — Der Tagelöhner.

Demnach ist der Tagelöhner wohl auch der Mann,

der allen Nutzen davon hat, der das Gold einstreicht für seiner Hände Arbeit? Denn es steht ja schon in der Bibel: ‚Ein Arbeiter ist seines Lohnes wert‘, und es wird euch ja immer gepredigt, das, was in der Bibel steht, sei eitel Wahrheit. — Also lebt ihr wohl im Überfluß? Habt alles in Hülle und Fülle? Ihr Tagelöhner, ihr Hofgänger und Knechte auf dem Lande! Das Korn wächst euch ja in den Mund hinein, die Kartoffeln und Rüben, die ihr bestellt, sind alle euer. ihr habt gewiß einen ganzen Stall voll Pferden, Rindvieh, Schweinen und Schafen. Wie beneidenswert, ihr glücklichen Leute, muß doch euer Los sein! Euch geht nichts ab! Euer Tisch ist immer gedeckt! Ihr lebt wie der liebe Gott in Frankreich! Nicht wahr, so ist es doch? —

Oder wäre es am Ende doch anders? Gibt's da nicht eine Menschenklasse über euch, die euch das Leben sauer macht? ach, und wie sauer! — die euch die Welt zur Hölle machen! die euch knechten und schuriegeln! die euch das Blut aus den Adern, das Mark aus den Knochen saugen! Herren, die euch verkommen lassen in elenden Löchern, die keinen Finger rühren, wenn ihr krank seid, die nur lachen, wenn ihr zugrunde geht, mit samt euren Frauen und Kindern.

Und wie heißt denn diese Menschenklasse? Ihr kennt sie alle nur zu gut! Das sind die Rittergutsbesitzer, die „Edlen“, die Junker mit ihren Inspektoren und Pächtern, eure Herren! —

Wie steht es denn dann also mit der Wahrheit des Wortes: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen?‘ — Habt ihr schon einmal einen Gutsherrn hinter dem Pfluge hergehen sehen? Pflegen die Grafen und Barone das Feld umzugraben, den Mist auszufahren und das

Getreide zu mähen? Und was tuen denn die Herren Inspektoren? Schimpfen können sie und fluchen, daß es einen Stein erbarmen möchte, die Reitpeitsche verstehen sie zu handhaben, und eure Frauen und Töchter wissen ein Lied zu singen von ihrer Zudringlichkeit.

Leute, überlegt mal! Ist da Gerechtigkeit drin? Da sind welche, die tuen gar nichts, leben wie die Drohnen im Bienenstock, lassen sich füttern, prassen auf anderer Leute Kosten und wollen dabei platzen vor Übermut. Und ihr rackert euch ab, schindet und plagt euch Jahr aus, Jahr ein, bestellt die Felder für eure Tyrannen als rechte Fronknechte, als lebten wir noch immer im Mittelalter.

Leute, denkt nach! Sinnt mal recht genau darüber, was das Wort: ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen‘, im Grunde für eine Bedeutung hat."

Erich von Kriebow war während des Lesens blaß geworden. Unwillkürlich war ihm eingefallen, was ihm Graf Wieten im letzten Winter im Klub gesagt hatte über eine gewisse Agitation auf dem Lande. Das hatte er damals nicht ernst genommen und den Grafen für einen Schwarzseher gehalten. Und nun hielt er hier den Beweis in Händen, daß das Unheil bereits im Gange war.

„Was wollen Sie tun, Herr von Kriebow?" fragte Merten, die finstere Miene des jungen Herrn bemerkend.

„Ich werde Verhör anstellen!" rief Kriebow. „Bei Pagelows haben sie den Wisch gefunden! Ich hielt gerade auf den Pagelow große Stücke, dachte, er wäre ein ordentlicher Kerl. So raffiniert ist die Gesellschaft und so undankbar! Jedenfalls ist er nicht der einzige. Ich werde das Komplott schon ans Tageslicht bringen."

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, Herr von Kriebow," fiel Merten ein, „nehmen Sie die Sache nicht allzu schwer. Das Blatt kann sich durch Zufall hierher verflogen haben."

„Nein, nein!" rief der Grabenhäger. „Das stimmt mit anderem überein, was ich in der letzten Zeit erfahren habe. Ich werde mir diesen Pagelow kaufen! Ich bitte Sie, dabei zu sein. Wir werden ja gleich sehen!"

Man ging wieder dem Wirtschaftshofe zu; die Glocke hatte eben zu Mittag geläutet, die Leute stellten die Arbeit ein.

„Unsere Leute sind viel zu verständig im Grunde," sagte Merten, „als daß ihnen solcher Unsinn etwas anhaben könnte."

„So etwas dulde ich nun mal nicht!" erwiderte Kriebow voll echter Entrüstung, „das ist ja die reine Infamie! Man muß solches Unkraut ausrotten, ehe es Wurzel treibt."

„Pagelow soll zu mir aufs Zimmer kommen!" sagte Kriebow zum Statthalter. Der fragte, ob sich Pagelow nicht vorher umziehen solle. „Er kommt, wie er ist, und das sofort!" rief der Gutsherr.

Auf seinem Zimmer angekommen, forderte der Hausherr den Nachbar auf, sich zu setzen. Der Tagelöhner, der hinter ihnen drein geschritten war, blieb an der Tür stehen.

Pagelow war ein mittelgroßer, untersetzter Mann in den Dreißigern, von lebhafter Gesichtsfarbe, mit großen treuherzigen Augen.

Hier blickte er etwas verdutzt drein; das war ihm noch nicht passiert, vom Misthaufen weg in die Stube des Herrn gerufen zu werden. In seinen Zügen malte sich eine gewisse Neugier: was würde wohl nun kommen?

Erich von Kriebow ging ein paarmal im Zimmer auf und ab. Er überlegte, wie er es am besten anfangen solle, den Burschen zu entlarven.

„Sag' er mir mal ganz offen, Pagelow!" fing er nach einer Weile an, „was liest er für Zeitungen?"

„Tidungen! Dor heff ick gor keen Tid nich tau."

„Dann vielleicht Bücher, oder Flugblätter, oder andere gedruckte Sachen."

„In mien Hand kümmt all mien Dag nich wat Druckttes. De Olsch' deit in de Bibel un in dat Gesangbauk lesen. Dat 's allens, wat wi Druckttes hebben un wat de Gören von'n Schaulmester kriegen. Ik sülfst les all mien Dag niks. Ik heff dor öwerall keen Tid nich to."

Kriebow blickte Merten, der von seinem Sitz aus, bequem zurückgelehnt, dem Verhör mit Behagen folgte, bedeutungsvoll an, als wollte er sagen: Siehst du, jetzt haben wir ihn schon bei der ersten Lüge ertappt.

„Hm Pagelow, — und er politisiert also nicht, er treibt keine Agitation mit Flugblättern — wie?"

Der Tagelöhner blickte bei dieser Frage mit offenem Munde seinen Herrn unverständig an.

„Er ist ein Unzufriedener, Pagelow! Ich weiß es längst. Wir Grundbesitzer sind Räuber und Diebe, nicht wahr? ‚Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen!' nicht wahr? Er ist unzufrieden mit seinem Lohne, seiner Wohnung, mit allem. Ihr habt nichts zu essen, euer Herr läßt euch verhungern. — Sprich dich nur aus, hier ist die Gelegenheit dazu!"

Pagelow überlegte, dann sagte er mit Bedacht: „Ja, wenn ik nu doch grad fragt warr, denn möt ik seggen, dat mien Fru girn 'n tweetes Swin upstellen mücht. Dat wier wat wie tau bidden hadden; süss

hebben wi ja woll allens, wat uns taukümmt, Herr von Kriebow!"

Der junge Gutsherr hielt das für eitel Finten. Hatte man je einen größeren Heuchler gesehen!

„So! und was ist denn dies hier?" Damit zog Kriebow das Flugblatt hervor und hielt es dem Tagelöhner vors Gesicht.

Der nahm das Blatt, entfaltete und betrachtete es eine Weile, wie etwas Fremdes, dann schien eine Erinnerung in ihm zu dämmern.

„Kennen Sie das, Pagelow?"

Jawohl, er kannte es.

„Wie kommt er dazu? In seiner Wohnung ist das gefunden worden."

„Dor heff ik en Paket van hat, tu Hus!" erklärte der Mann, anscheinend mit größter Seelenruhe.

„Ein ganzes Paket! Sehen Sie mal an!" rief Kriebow mit einem triumphierenden Blicke nach Merten hin. —

„Ja 't mägen dor woll 'n Hundert van, ook mihrer west sien."

„Und was hast du damit gemacht, he! Sag die Wahrheit! Natürlich verteilt? —"

„Irst heff ik 'n beten tau lesen anfangen, öwers dunn würd mi dat Tügs doch tau krus. To'n verbrennen wier mi dat to schad, dat schönen Poppir! Lüd Kinder heff ik sedd, dat kümmt uns grod tau paß! Dor kännen wi 'ne ganze Tid uns Bodderbrod in inwickeln; un ook süss wadd ja Poppir sihr nödig bruckt in'n Hus . . . . ."

Hier unterbrach ihn helles Gelächter, das von Merten kam. „Das ist ja großartig," rief der Pröklitzer. „Da hat das Flugblatt allerdings die ihm ge-

bührende Verwendung gefunden. In aller Unschuld haben die guten Leute das einzig Richtige damit getan!"

Für Kriebow lag die Grundlosigkeit des Verdachtes nun auch klar zutage. Er war ein wenig verlegen; vor allem fühlte er sich Merten gegenüber blamiert.

Der Pröklitzer war in bester Laune; wieder hatte er dem jungen Nachbar gegenüber einen Triumph gefeiert mit seiner Erfahrung und nüchternen Beobachtung. „Ich gratuliere Ihnen, Herr von Kriebow, zu solchem Manne!" sagte er. „Da brauchen Sie keine Sorge zu haben, die Art wird sich nicht verführen lassen."

Der Tagelöhner, der noch immer nicht recht verstand, was dies bedeuten solle, dem aber eins klar war, daß über all dem Gerede zu Haus sein Essen kalt werde, meinte: „Na, denn kann ik nu woll all wedder gahn!"

„Ja, du kannst gehen, Pagelow! Richtig, noch eins! — Wie war denn das mit dem Schwein? Ihr wünscht ein zweites Schwein aufzustellen — wenn ich dich vorhin richtig verstanden habe — nicht wahr?"

Pagelow erwiderte, sie hätten schon ihr Kalb und ihr Schwein und ihre Glucken in dem Verschlag hinter ihrem Katen und könnten weiter nichts verlangen; aber Herr von Kriebow wisse ja, die Frauen hätten immer ihre besonderen Gedanken. Und so läge ihm die seine in den Ohren, sie möchte noch ein paar Bretter angebaut haben für ein Schwein. Wenn's nicht unverschämt sei, bitte er darum; wenn's aber nicht sein könne, dann würden sie sich auch darein finden.

„Natürlich — natürlich! Ihr sollt das Schwein haben!" sagte der Gutsherr.

„Na, denn bedank ik mi ook veelmals, Herr von Kriebow!"

„Und hört er, Pagelow, die Milch sollt ihr auch umsonst bekommen für das zweite Schwein."

„Ne, sovel kann ik jo nich verlangen. — Dat 's doch woll mihr as uns tokümmt."

„Nein, laß nur! Es bleibt dabei. Die Milch sollt ihr frei haben."

„Na, denn schön Dank ook, Herr von Kriebow!" Damit reichte er dem Gutsherrn die Hand und schob seine vierschrötige Gestalt zur Tür hinaus.

Der Pröklitzer rieb sich vergnügt die Hände. Das war wiedermal Wasser auf seine Mühle. „Ja, unsere Leute!" rief er. „Die haben Herz und Kopf auf dem rechten Flecke! Wo die Art nicht künstlich verdorben worden ist, da ist es das beste Gewächs, das Gott auf seiner Erde hat wachsen lassen. Gutherzig, treu und ohne Arg, wie die Lämmer! Freilich, darin liegt auch die Verantwortung für unsereinen, was wir mit ihnen anstellen." —

Merten wollte nun gehen und bat um sein Pferd. Aber Kriebow ließ ihn nicht fort, er müsse zu Tisch bleiben. Der Pröklitzer meinte, er sei ein Bär von Natur; sich feinere Manieren anzueignen, habe er niemals Zeit und Gelegenheit gehabt, und die gnädige Frau werde in dieser Beziehung jedenfalls verwöhnt sein.

Der Grabenhäger lachte ihn aus wegen dieser Sorge. Er würde die schwersten Vorwürfe bekommen von seiner Frau, sagte er, wenn er einen Nachbar um diese Tageszeit ohne Mittagbrot fortlasse.

Dann nahm er Merten unter den Arm und führte ihn zu Klara hinüber. Nachdem er den Gast mit seiner Frau bekannt gemacht hatte, ging der Hausherr, eine Flasche Rheinwein herauszugeben und Kruke zu sagen, daß er ein Gedeck einschieben solle.

Als er in den Salon seiner Frau zurückkam, fand er die beiden in der lebhaftesten Unterhaltung, wie er vorausgesehen. Es belustigte Kriebow, wie der Pröklitzer durch Klaras Liebenswürdigkeit mit einem Schlage ein ganz anderer geworden war. Keine Spur vom „Bären“ mehr; er kam sogar mit einer altväterischen Galanterie heraus, die ihm gar nicht schlecht zu Gesicht stand.

Der Hausherr brauchte sich nicht um die Unterhaltung zu kümmern; dem alten Junggesellen, elektrisiert durch die Gegenwart der jungen Frau, war auf einmal die Zunge gelöst und das Herz aufgegangen. Er sprach ausschließlich zu Klara, und Kriebow hielt es nicht für nötig, eifersüchtig zu werden, obgleich es ihm nicht entging, daß auch Klärchen Wohlgefallen an Merten zu finden schien.

XXIX.

Der Grabenhäger erhielt eines Tages aus Langendamm von Major von Pantin einen Brief unter: „streng vertraulich“. Man wurde in dem Schreiben aufgefordert, an einem bestimmten Tage vormittags nach Langendamm zu kommen, Major von Pantin wünsche mit einigen Nachbarn über gewisse für sie alle wichtige Fragen zu konferieren; das Ganze sei als eine „vertrauliche Vorberatung“ gedacht.

Kriebow wußte nicht recht, was er daraus machen sollte; das klang ja ganz geheimnisvoll! Zur vorgeschriebenen Zeit fuhr er jedoch nach Langendamm.

Kurz vor dem Gutshofe holte er einen offenen Korbwagen ein, in welchem der Ernsthöfer Tichow saß. Kriebow rief ihn an. Tichow ließ halten.

„Fahren Sie auch nach Langendamm?“

„Jawohl!“

„Wissen Sie, was wir dort sollen?"

Der Ernsthöfer gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß er des Kutschers wegen nicht antworten könne, dann stieg er ab. Der Grabenhäger folgte seinem Beispiel. Man trat ein paar Schritte von den Wagen weg.

„Was hat denn Malte eigentlich vor?" fragte Kriebow.

„Die soziale Frage will er lösen."

„Nanu! Wie soll denn das gemacht werden?"

„Furchtbar einfach denkt er sich's! Wir Grundbesitzer der Gegend sollen uns zusammentun. Die Löhne müssen erniedrigt, das Deputat verringert werden. Das ist eines. Und dann will er schärfere Maßregeln haben gegen den Kontraktbruch. Es sind ihm neulich, glaube ich, ein paar Kerls weggelaufen. In Langendamm soll es überhaupt toll zugehen neuerdings. Ich habe es nur vom Landrat, der sagte mir: Maltes Tagelöhner hätten revoltiert, und er habe die Revolte mit Hilfe der Gendarmerie niedergeworfen. Aber Sie wissen ja, was auf John Katzenbergs Reden zu geben ist; davon ist die Hälfte mindestens geflunkert."

„Ja, was haben *wir* denn damit zu tun, in aller Welt?"

„Die Spitze der ganzen Sache wird wohl gegen Merten Pröklitz gerichtet sein; der ist ja von jeher Maltes ganze Wut gewesen, mit seinen Wohlfahrtsbestrebungen. Viel durchsetzen wird Pantin übrigens kaum. Bei den Pächtern und Amtsräten, kurz, bei allen Bürgerlichen hat Merten starken Anhang. Und ohne die ist doch nun mal nichts zu machen. In der Frage der Arbeiterlöhnung kriegt er die Gegend nimmermehr unter einen Hut. Das ist ja ganz schön gedacht, so ein Ring der Gutsbesitzer gewissermaßen, aber wenn

der irgendwo ein Loch hat, ist's auch nutzlos. Na, wir werden ja sehen!"

Man begab sich wieder auf die Wagen. Bald hielt man vor dem einstöckigen Langendammer Herrenhause. An der Türschwelle stand in bekannter Livree der alte Hanning, der die Ankommenden bat, sich in das Zimmer des Herrn Majors zu begeben.

Maltes Zimmer, das dem Grabenhäger so wohlbekannte — wie manche Quinze hatte man hier gespielt —, hatte heute einen ganz offiziellen Anstrich. In der Mitte war ein langer Tisch aufgestellt, daran Stühle, vor jedem Platz lag Papier und Bleistift.

Der Raum war bereits voller Menschen: Grundbesitzer, Pächter, die ersten Landwirte der Gegend. Von den angeseheneren Leuten fehlten nur Merten und Graf Wieten.

Neben dem Hausherrn sah man einen stehen, dessen Anwesenheit viel bemerkt wurde: Kommerzienrat von Katzenberg. Major von Pantin stellte rechts und links den „neuen Nachbar" vor.

Kriebow wollte Herrn von Katzenberg mit einer Verbeugung abmachen, der Kommerzienrat aber ließ das nicht zu. Er bekam des Grabenhägers Hand zu fassen und versicherte ihm, wie sehr er sich freue, ihn so gesund und guter Dinge wiederzusehen. Nächster Tage werde er auch in Grabenhagen mit seinen Damen Aufwartung machen, denn sie hätten nunmehr in Groß-Podar Einzug gehalten.

Kriebow machte sich möglichst bald von ihm los und sah sich nach seinen Bekannten um. Er traf auf Klaven.

„Sie auch hier, Herr von Klaven!"

„Ja, es ist eigentlich Zeitverschwendung," erwiderte der Ragatziner, „zumal ich heute Rapsernte habe."

Major von Pantin war inzwischen an das schmale Ende des Tisches getreten und bat die Herren, Platz zu nehmen.

Zunächst dankte er den Nachbarn für ihr zahlreiches Erscheinen. Der Zweck ihres Zusammenkommens sei eine Kalamität, unter welcher der ganze Stand der Landwirte, und jeder einzelne von ihnen, schwer zu leiden habe: nämlich die Not mit den Leuten!

Dann berichtete er seine letzten Erfahrungen, wie die Arbeiter versucht hätten, sich gegen ihn aufzulehnen. Das sei doch ein warnendes Beispiel! Beizeiten müsse Front gemacht werden gegen die unverschämten Forderungen dieser Klasse. Geschehen müsse etwas, sonst werde eines Tages den Grundbesitzern das Fell noch gänzlich über die Ohren gezogen. Schon jetzt fehle ja nicht viel daran, daß die Tagelöhner besser lebten als die Herren — Herr von Pantin belegte das mit einigen Beispielen aus der Praxis —; ein Wunder sei es dann nicht, wenn die Kerls der Hafer steche. Ihr Übermut sei ja künstlich großgezogen worden. Wenn eines jeden Ochsenknechts oder Schweinefütterers Stimme bei der Wahl ebensoviel zu bedeuten habe wie die seines Herrn, müßten denn dann die Leute nicht den Größenwahn bekommen? Und nun gebe es auch noch zum Überfluß Menschen, die in ihren Büchern und Zeitungen schrieben: Dem Landarbeiter gehe es schlecht. Die sollten nur gefälligst mal herauskommen aus ihren Studierstuben und selbst mal wirtschaften, da würden sie schon merken, daß es gerade umgekehrt sei. Solchen Herren könne man aber eher noch verzeihen, was sie für Unsinn ausheckten; das seien unpraktische Gelehrte! Aber wenn die Grundbesitzer selbst anfingen, ihre Kerls auf unzufriedene Gedanken zu bringen, sie verwöhnten,

ihnen Paläste von Katen bauten, sie mit Land dotierten und was solche Tollheiten mehr wären, dann höre alles auf. Was sei die erste Folge davon? Die Arbeiter in der ganzen Gegend wollten es natürlich auch so haben, den Nachbarn würden, mit einem Worte, die Preise verdorben. —

Wen er meine, brauche er ja gar nicht erst zu sagen. Sie wüßten alle, was in Pröklitz vorgehe. Es könne ja schließlich jeder experimentieren, soviel er wolle, wenn es sich um künstlichen Dünger oder um Maschinen handle; aber sobald er andere damit schädige, werde er gemeingefährlich, und dann müsse eingegriffen werden. Das sei hier der Fall.

Man müsse sich dagegen zusammentun. Gemeinsames Vorgehen! — Der einzelne könne natürlich nichts ausrichten. Allgemein müsse das geschehen. Er denke sich das etwa so, daß sie sich einigten über einen bestimmten Lohnsatz, wer darüber hinaus zahle, müsse Konventionalstrafe geben. Den Tagelöhnern müßten die Arbeitskontrakte verschärft werden, nicht wie es jetzt sei, dürften sie fordern. Und wenn alle Herren das täten, und wenn dann noch der Kontraktbruch unbarmherzig geahndet würde, dann müßte es mit dem Teufel zugehen, wenn sie nicht der Gesellschaft die Preise diktieren könnten.

Er zweifle keinen Augenblick daran, daß sie sich heute darüber einigen würden. Der Großgrundbesitz sei durch die Besitzer in Person oder durch die Pächter beinahe vollzählig vertreten; auch von den Domänen sehe er erfreulicherweise Herren hier. Der Herr Landrat habe natürlich nicht kommen können, aber im Geiste sei auch er auf ihrer Seite, wie ja schon die Anwesenheit seines Vaters, des Herrn Kommerzienrats von Katzenberg, zur Genüge beweise. Und Graf Wieten

habe geschrieben: er würde gekommen sein, wenn ihn nicht eine wichtige Sitzung in Berlin hielte. Die Herren sähen also, daß alle gutgesinnten, anständigen und einflußreichen Leute auf ihrer Seite stünden. Es gelte also eigentlich nur noch, sich darüber schlüssig zu werden, wie man die Sache ins Werk setzen wolle. —

Major von Pantin hatte seine Rede zum größten Teile aus einem Manuskript vorgelesen. Den Klemmer auf die krumme Nase gequetscht, mit langausgedrehtem Schnurrbart stand er da, eine Hand in der Hosentasche, mit der anderen das Papier von sich abhaltend. So las er mit erhobener Stimme, als habe er es mit einer Volksversammlung und nicht mit den zwei Dutzend Nachbarn zu tun, die seiner Einladung gefolgt waren.

Offenbar war Malte nicht wenig stolz auf seine Leistung. Während der Vorlesung ließ er nach jedem besonders gepfefferten Satze eine Pause eintreten und blickte über seinen Klemmer hinweg auf die Hörer, um den Eindruck seiner Worte zu genießen. Man war eher verdutzt als erbaut durch seinen Vortrag; nur der Kommerzienrat hatte ihm mehrfach Beifall zugenickt.

Als der Redner geendet und nun aufforderte, man möge sich zu dem Gehörten äußern, antwortete ihm allgemeines Schweigen. Dann sagte der Kommerzienrat, er wolle sich ein paar Worte zu dieser Frage erlauben.

„Herr von Katzenberg auf Groß-Podar hat das Wort!“ rief Malte so laut, als müsse er das Getöse eines Parlaments übertönen; dann setzte er sich.

Katzenberg senior sprach fließend, mit leicht arrogantem Lächeln um den breiten Mund; seine gelblichen, stark beringten Finger spielten an der goldenen Kette, die ihm über die weiße Weste hing.

Er meinte: die Anwesenden würden ihm vielleicht

nicht das Recht zugestehen, über diese Fragen mitzusprechen als Nichtfachmann; aber wenn auch nicht Landwirt von Profession, so sei er doch Grundbesitzer, ja er dürfe vielleicht sagen: Großgrundbesitzer. Ein jetzt häufig geschmähter Titel, den führen zu dürfen er sich jedoch zur hohen Ehre rechne.

„Bravo!“ rief Malte dazwischen und sah sich herausfordernd um.

„Als Großgrundbesitzer also erlaube ich mir hier mitzureden,“ fuhr der Kommerzienrat fort mit einer Verbeugung nach dem Hausherrn hin. „Wie Sie wissen, habe ich verpachtet; aber das ist kein Grund, warum ich für diese Fragen nicht ein tiefgehendes Interesse hegen sollte. Denn die geschilderten Gefahren bedrohen uns alle gemeinsam, nicht bloß das Gewerbe des Landwirtes. Mit der Unbotmäßigkeit und der Begehrlichkeit der niederen Klassen hat der Großindustrielle, jeder Unternehmer überhaupt, ebenso zu kämpfen wie der Besitzer eines Rittergutes oder wie ein Pächter. Unter dieser Kalamität leiden wir, die wir den oberen Zehntausend angehören, alle, in Stadt wie Land. Die Interessen aller besser Situierten sind überhaupt solidarisch. Im Angesicht des Ansturms, der uns von dort droht, sollten alle Gegensätze des Berufes zwischen den Besitzenden aufhören; das ist meine Ansicht!“

„Hört, hört!“ rief Malte. „Ganz meine Meinung!“

Wieder eine Verbeugung des Redners nach Herrn von Pantin hin; dann fuhr er fort: „Woher, meine Herren, stammt der Notstand in der Landwirtschaft, warum rentiert dieses Gewerbe neuerdings so wenig? Ich bin zu einem ganz ähnlichen Resultat gekommen, wie mein geehrter Vorredner, Herr von Pantin: Der landwirtschaftliche Unternehmer arbeitet deshalb zu teuer,

weil er von seinem Verdienste zu viel abzugeben hat, mit einem Worte, weil die Löhne, die er zu zahlen hat, zu hoch sind. Bei jedem Geschäfte, in jedem anderen Gewerbe, ist es doch so, daß der Unternehmer auch den Löwenanteil bezieht vom Gewinn. Dieser Grundsatz steht fest; wenn er jemals umgestoßen werden sollte — was Gott verhüte —, dann wäre es aus mit der Blüte von Handel und Industrie. Ich frage Sie nun: Warum soll das, was überall anders gilt, nicht auch bei uns in der Landwirtschaft Geltung haben?

Wird Ihnen, frage ich Sie, meine Herren, die Sie alle Landwirte sind, gebührender Lohn für den Fleiß, die Intelligenz, die Kenntnisse, die Sie täglich und stündlich in das Geschäft stecken? Wird uns unser Risiko entsprechend entschädigt? — Ich glaube, Sie werden mir alle mit „nein" antworten. Und woran liegt das? Es liegt einzig und allein daran, daß wir zu viele Mitesser haben. Bedenken Sie doch nur mal den Schwarm von Leuten, die man durchzuschleppen hat. Es sind ja nicht bloß die Männer, nein, die ganze Familie liegt Ihnen auf dem Beutel, Jahr ein, Jahr aus. Um nichts braucht sich solch ein Tagelöhner zu kümmern; Wohnung, Nahrung, Heizung trägt der Herr. Was bleibt denn dann noch übrig? Ich frage Sie, wo in aller Welt hat denn das ein anderer Stand? — Und was leisten die Leute dafür? Sie arbeiten, nun ja! Aber ist ihre Arbeit etwa so furchtbar aufreibend oder ungesund? Den ganzen Tag in frischer Luft; das konserviert doch! Und für das Alter haben Sie dann die Rente, von der der Herr natürlich auch wieder den größten Teil eingezahlt hat. — Und dazu sind diese Art Leute häufig auch noch faul, stehlen und machen der Herrschaft sonst Schaden. Da

ist es natürlich kein Wunder, wenn die Brotherren nicht prosperieren."

„Sehr wahr!" rief Malte. Und diesmal stimmten auch einige andere Hörer beifällig zu.

„Meine Herren, ich bin der letzte, der mittelalterliche Zustände wieder heraufbeschwören möchte; aber das muß man den patriarchalischen Zeiten nachsagen: Damals herrschte Zucht und Ordnung, da waren Herren Herren und Knechte Knechte. Und heutzutage möchte jeder Lausejunge den Herrn spielen!"

Wieder Beifall.

„Meine Herren, vor allem wollen wir praktisch sein. Erst kommt der Unternehmergewinn, dann alles andere. Wer mehr ausgibt als er hat, den nennen wir unsolid; aber auch wer seine Arbeiter über Gebühr lohnt, so daß ihm selbst kein Profit bleibt, ist zum mindesten ein schlechter Geschäftsmann. Und wenn es hier in der Gegend, wie ich höre, einen Herrn gibt, der dies in der Absicht tut, den Nachbarn die Preise zu verderben, so muß ich ein solches Vorgehen als frivol bezeichnen."

„Das ist endlich einmal der richtige Name für Mertens Tun!" sagte Malte.

„Noch ein kurzes Wort, meine Herren!" fuhr der Kommerzienrat fort. „Wenn Sie mich fragen: „Was sollen wir in unserer Bedrängnis tun? Dann antworte ich Ihnen: Vor allem nicht sentimental! Das hier sind Lebensfragen; da darf man sich den Luxus, gefühlvoll zu sein, nicht leisten. Hier handelt es sich darum: Wer soll oben bleiben! Blicken Sie auf die Industriellen! Die setzen den strikenden Arbeitern einfach den Daumen aufs Auge. Wohin würde man auch mit Nachgeben kommen! — Das, meine Herren,

sind die Gesichtspunkte, die allein Ihnen zum Siege verhelfen können."

Hiermit setzte sich der Kommerzienrat. Seine Worte waren nicht ohne Eindruck geblieben. Major von Pantin schüttelte ihm die Hand und rief in die Versammlung: Nun wüßten sie doch endlich einen Kandidaten für die nächste Reichstagswahl. Die Pächter nickten einander zu, und Amtsrat Staberow von Domäne Kalsin meinte: Da sei viel Wahres daran, an dem, was der Herr geäußert habe.

Erich von Kriebow blickte unwillkürlich nach dem Ragatziner hinüber, was der wohl für ein Gesicht mache.

Klaven hatte während der Rede des Herrn von Katzenberg mit gesenktem Haupte dagesessen und weder ein Zeichen des Beifalls noch des Mißfallens zu erkennen gegeben. Nur seine zusammengezogenen Brauen ließen vermuten, daß er unzufrieden sei.

Klaven meldete sich zum Wort. Er konnte, was Redefluß und Glätte anbelangte, nicht mit dem Vorredner verglichen werden. Er suchte nach Worten und begleitete seine Rede mit ungelenken und wenig sinnentsprechenden Handbewegungen.

Klaven meinte: Herr von Katzenberg habe vorhin das patriarchalische Zeitalter erwähnt. Er habe nichts Ungünstigeres für seine eigenen Behauptungen anführen können als gerade das; denn das Eigentümliche der patriarchalischen Zustände sei das Verhältnis der Treue gewesen, das zwischen Herr und Knecht bestanden habe. Aber aus dem, was der Herr Kommerzienrat gesagt habe, starre einem nichts anderes entgegen als der durch den Kapitalismus großgezogene Geist der Ausbeutung, eiskalt wehe einem daraus der Egoismus des modernen Unternehmertums entgegen.

„Oho!“ rief Malte, „oho!“ Etwas Besseres wußte er bei dem Erstaunen, das ihm Klavens unerwartetes Auftreten verursachte, nicht zu sagen.

„Herr von Katzenberg hat gemeint,“ fuhr Klaven fort, „wir Landwirte könnten manches von den Industriellen lernen. Kann sein, in der Technik gewiß! Aber ich fürchte, der Herr hat mit seinem Rate: wir sollten praktischer werden, ganz etwas anderes gemeint. Gern will ich dem recht geben, der mir sagt: Wir verstünden in der Landwirtschaft den Menschen noch nicht genügend auszunutzen. Hierzulande verstehen wir das wenigstens, Gott sei Dank, noch nicht, und hoffentlich werden wir es auch niemals erlernen. Wir haben noch Güter, wo nicht bloß der kahle Geldkontrakt Herrschaft und Tagelöhner zusammenhält, sondern wo auf der einen Seite treue Ergebenheit, auf der anderen ebenso treue Fürsorge zu finden ist. Mag sein, daß dieses Verhältnis sich in neuerer Zeit gelockert hat, daß die Arbeiter begehrlicher geworden sind, ja, daß sie an manchen Stellen mit unverschämten Forderungen auftreten. Herr von Pantin hat uns von Unbotmäßigkeit, Auflehnung und Strikegelüsten seiner Leute erzählt. Meine Herren, ich wirtschafte seit zehn Jahren unter schwierigen Verhältnissen; ich habe meinen Leuten nicht immer das geben können, was ich ihnen hätte geben mögen, aus dem einfachen Grunde, weil ich es selbst nicht hatte. Aber am Ziehtage werden Sie die Ragatziner Leute nicht auf der Landstraße getroffen haben. Und ich habe Leute in meinem Dorfe, von denen nachweisbar schon die Urgroßeltern im Dienste meiner Familie gewesen sind. Da sehen Sie, daß es noch einen anderen Kitt gibt in solchen Verhältnissen als nur das Geld. — Ich leugne nicht, daß es Schwierigkeiten gibt mit

den Leuten. Ich gehe weiter: Es ist ein Notstand, vielleicht der größte, den wir haben. Die Frage ist nur: Wer trägt die Schuld daran, daß es so geworden ist? Major von Pantin sagt: die moderne Gesetzgebung. Ich sage: jeder Herr hat die Leute, die er verdient! Pflichten haben wir gegen unsere Leute, nicht bloß Rechte. Wenn Sie sehen wollen, wie man sich einen tüchtigen Tagelöhnerstaud schafft, dann gehen Sie nach Pröklitz zu Merten, auf dessen Bestrebungen vorhin das Wort ‚frivol' angewendet wurde. Aber ich brauche meinen Freund Merten nicht zu verteidigen; solche Angriffe fallen auf den zurück, der sie schleudert. Frivol ist in meinen Augen der Rat, den Leuten ‚den Daumen aufs Auge zu setzen'. Wenn wir anfangen wollten, solche Prinzipien bei uns einzuführen, dann wäre es mit Recht aus mit uns und unserer Autorität. Die Landwirtschaft ist ein lebender Organismus, nicht eine tote Maschine. Wir können nicht, wie es vielleicht andere mit Erfolg tun, den Menschen herabdrücken zu einer Ziffer. Um ein rechter Gutsherr zu sein, muß man freilich noch etwas mehr können, als sich aufs Rechnen allein verstehen. Der Unternehmergewinn mag dem als die Hauptsache erscheinen, der gewöhnt ist, jede Sache daraufhin zu taxieren, welcher Profit dabei herausspringt; ich habe von meinem Berufe eine höhere Auffassung. Wie Sie alle wissen, bin ich kein Krösus; aber wenn es dahin käme, daß ich vor die Wahl gestellt würde, mein Ragatzin zu verlieren oder meinen Leuten den Verdienst zu schmälern, dann soll man mir eher das Bitterste antun, was mir widerfahren könnte, dann mag man mir den Grund und Boden nehmen, den ich ererbt habe.

So! Das ist das, was ich zu bemerken habe. Und jetzt" — dabei sah er nach der Uhr — „gestatten

Sie mir, mich zu entfernen, Herr von Pantin. Ich möchte heute noch meinen Raps hereinbringen."

„Unsinn!" sagte Malte. „Erst müssen Sie doch meine Vorschläge anhören. Sie werfen mir ja alles über den Haufen, Klaven! Der Herr Kommerzienrat steht auch noch auf der Liste."

Klaven zuckte die Achseln. „Was ich zu sagen hatte, habe ich gesagt!"

„Daß Sie mir hier Opposition machen sollten, dazu habe ich Sie nicht eingeladen, Klaven," rief ihm Malte in ärgerlichem Tone nach.

„Herr von Klaven scheint die Erwiderung des Gegners nicht vertragen zu können," sagte der Kommerzienrat mit spöttischem Lächeln.

„Darauf sollte es mir nicht ankommen, Herr von Katzenberg," erwiderte Klaven, noch einmal umdrehend. „Aber als Landwirt liebe ich es nicht, leeres Stroh zu dreschen."

„Kann jeder sagen! Sie wollen nichts lernen, Herr von Klaven!"

„Es gibt Fragen, Herr von Katzenberg, wo man nichts lernen kann, weil bei ihnen einfach das Gewissen entscheidet."

Der Kommerzienrat schwieg, zum ersten Male auf den Mund geschlagen. Der giftige Blick, den er Klaven zuschoß, erinnerte Kriebow auf einmal lebhaft an den Sohn.

Der Grabenhäger begleitete Klaven hinaus. „Sie haben's dem alten Katzenberg gut gegeben."

„Einmal mußte das heraus! Wenn ein Mann wie Malte auf abenteuerliche Ideen kommt, so ist das schlimm, aber man kann's doch erklären: Das Messer sitzt ihm eben an der Kehle, er greift schließlich nach jedem Strohhalme. Aber wenn solch ein Bursche, wie

dieser alte Kommerzienrat, der in der Wolle sitzt, uns Unterweisungen geben will, wie man seinen Leuten den Brotkorb höher hängen kann, da muß einmal dazwischen gefahren werden."

Kriebow half ihm beim Anschirren seines Einspänners. Der Ragatziner hatte keinen Kutscher mitgenommen, um, wie er sagte, alle Leute in der Arbeit zu behalten.

„Wenn Sie noch hier bleiben, Kriebow," meinte Klaven, als er auf dem Bocke saß und die Zügel in der Hand hatte, „dann sorgen Sie nur dafür, daß niemand auf den Unsinn hereinfällt, den Malte vorhat; es wäre wirklich schade, wenn sich jemand dazu einfangen ließe."

Damit fuhr er auf seinem korbgeflochtenen Wägelchen ab.

Kriebow ging wieder ins Haus. Er fand, daß Klavens Sorge grundlos gewesen war. Malte hatte seine Vorschläge über Verschärfung der Arbeitskontrakte vorgetragen, aber mit Ausnahme Katzenbergs stimmte ihm niemand bei. Sie standen noch alle unter dem Eindrucke von Klavens Worten. Und auch der Kommerzienrat fand keinen Beifall, als er noch einmal sprach.

Major von Pantin, der zu begreifen anfing, daß er ins Leere geschossen habe. rannte mit rotem Kopfe umher und drang in die einzelnen, sie sollten Vernunft annehmen.

„Ja, ja, Herr Majur, dat 's allens ganz recht!" meinte der dicke Pächter Puhlmann, der nur mit Mühe das Hochdeutsche sprach, „aber Herr von Klaven hat auch recht, wi möten unsere Dagelähners nich in Stiche lassen."

Und Amtsrat Staberow erklärte: „Ja, und was Merten einmal zu mir gesagt hat, ist auch nicht so un-

eben: ‚Wer seine Leute schlecht bezahlt, das ist gerade, als ob einer dem Vieh das Futter wegstiehlt‘, sagte Merten zu mir, und der hat's doch zu was gebracht. Ne, da kommt nichts bei raus, da lügt man sich nur in den Beutel.“

Daß nun auch noch gar der Pröklitzer gegen ihn ins Feld geführt wurde, schlug bei Malte dem Faß den Boden aus. Er warf wütend sein Manuskript auf den Tisch und erklärte: Die Herren könnten ihm gestohlen werden, er habe ihnen mehr Verstand zugetraut.

Man nahm ihm diese Äußerungen seines Unmuts nicht allzu übel; Malte hatte nun mal das Vorrecht, grob zu sein.

Einer nach dem anderen der Nachbarn kam zu ihm, schüttelte ihm die Hand und bat, nun fort zu dürfen, da er zu Haus zu tun habe.

Und zu alledem stand draußen Sekt kalt, und ein Frühstück war angerichtet für die Nachbarn. Malte hatte geglaubt, er würde heute einen großen Triumph erleben, der gebührend begossen werden sollte.

Nun war das Frühstück mitsamt dem ganzen schönen Plane ins Wasser gefallen.

XXX.

Seit sie nach Grabenhagen zurückgekehrt war, sah Klara ihre Umgebung mit ganz anderen Augen an. Jetzt wußte sie, wo ihre Heimat war: dort, wo einst ihr Kind spielen, wo es heranwachsen, wo es zum Menschen werden würde.

Ihr Kind! Es war, als blicke sie mit seinen Augen in die Welt. Stärker und mächtiger mit jedem Tage fühlte sie den Einfluß, den dieses werdende Leben auf ihr Sein gewann. Das Alltägliche erschien ihr so

gleichgültig; viel, viel wichtiger war das, worauf ihr ganzes Dasein nur eine Vorbereitung schien. Wenn sie im Hause anordnen mußte, wenn sie für das tägliche Brot zu sorgen hatte, jede Tätigkeit, die gesamte Außenwelt, glich einem Traum; Wirklichkeit war nur, was sich da im Verborgnen abwickelte.

Es war eine große Versuchung für die junge Frau, sich an solch weltfremde Stimmung zu verlieren. Eine linde Laßheit kam oft über sie, eine selige Mattigkeit; sie wußte selbst nicht, wie ihr geschah. Aber ihre Umgebung sorgte dafür, daß sie darin nicht versank.

Täglich traten allerhand Fragen an sie heran, sie mußte Entscheidungen treffen, das große Hauswesen wollte bewacht sein; wenn sie sich gehen ließ, das wußte sie nur zu gut, dann bekam Frau Kruke wieder Oberwasser. Darum bezwang sie sich, raffte sich auf aus ihrer Schlaffheit; wenn sich ihr hin und wieder Tränen in die Augen drängten, so bekam doch niemand sie zu blicken. Kein Mensch sollte sie in ihrer Schwäche sehen.

Erich bat Klärchen wiederholt, sich doch nur zu schonen. Er war besorgt um sie. Sie lächelte über die unnütze Sorge des Mannes. Das war doch keine Krankheit! Nein, wahrhaftig alles andere! Es war die höchste Gesundheit, wenn Gesundheit das verjüngende Gefühl wachsender Kraft und Hoffnung ist.

Klara befand sich jetzt tagsüber viel allein. Erich war außer dem Hause, sie sah ihn eigentlich nur zum Mittag- und Abendbrot; denn früh, wenn sie erwachte, war er schon seit Stunden im Sattel. Die gemütlichen Abendstunden des Winters bei Lampenlicht und Kaminfeuer gab es jetzt nicht. Abend, wenn er nach Haus kam, hatte er meist noch das Rechenwesen zu erledigen, Leute abzufertigen, Briefe zu schreiben. Und dann

war er abgespannt vom Tageswerk und verlangte nach Schlaf.

Klara war weit entfernt davon, unglücklich zu sein über den Wandel, der mit Erich vor sich gegangen. Wo waren seine Launen hin, sein Unbefriedigtsein! Das waren ja nur Ausgeburten gewesen der Untätigkeit. Jetzt, wo er wirkliche Sorgen und Verantwortung zu tragen hatte, gab es keine Zeit mehr für ihn, Grillen zu fangen. Gelegentlich freilich seufzte er, es sei zu viel der Arbeit; aber das hatte nicht viel zu bedeuten. Sie sah es doch seinen Augen an, seinem ganzen freieren, strafferen Auftreten, er war glücklich und befriedigt.

Die junge Frau hütete sich darum auch wohl, ihn je ein Wort der Klage hören zu lassen über Vernachlässigung. Glücklicher als die Verliebtheit einer Schäferstunde machte sie die Erkenntnis, daß er sich seiner Kraft und seiner Gaben tagtäglich mehr bewußt wurde, daß er mehr und mehr hineinwuchs in seinen Beruf. Sie fühlte sich stolz und glücklich, wenn ihm etwas gelungen war, sie freute sich mit ihm, wenn er ihr berichtete, wie gut die Feldfrüchte stünden, und sie hoffte mit ihm einer gesegneten Ernte entgegen.

Oft ging sie jetzt hinaus in die Fluren. Sie liebte es, zwischen den sonnenbeglänzten Ährenfeldern hinzuschreiten, die der Wind wie schaukelnde Meereswogen vor sich her trieb, und den Duft des blühenden Kornes einzuatmen. Es war ihr oft, als sei sie mit alledem verwandt, was da um sie her keimte, blühte, duftete und heranreifte.

In ganz anderem Sinne verstand sie jetzt die Natur als damals, wo sie von ihrem einsamen Mädchenzimmer in Burgwerda hinabgeblickt hatte auf den Wald zu

ihren Füßen. Das war nur ein Schwelgen gewesen in untätigem Genuß, ohne innig hingebenden Anteil. Die Schönheit da draußen hatte ihr doch ewig fernbleiben müssen. — Wie man sich eben durch das Beschauen allein nie die Welt zu eigen macht. — Sie hatte hinabsteigen müssen von dem Throne ihrer jungfräulichen Spröde, hatte sich aus ihrer stolzen Einsamkeit hineinbegeben müssen in den Staub und das ernüchternde Gedränge der Lebensstraße. Das war nicht ohne Schmerz abgegangen. Aber jetzt hatte sie alles Zagen und alles Heimweh überwunden, denn sie fand, daß sie nichts eingebüßt, aber unendlich viel gewonnen hatte. —

Auch die Besuche in den Katen nahm Klara wieder auf. Die Familien waren ihr noch ganz anders ans Herz gewachsen als vorher. Ihr Urteil war milder geworden und gerechter. Es zog sie zu diesen Müttern, wie zu Schwestern. In ihrer eigenen Hinfälligkeit fühlte sie sich ihnen um einen Schritt näher gerückt.

Und es schien, als hätten die Frauen die Wandlung verstanden, die mit der Herrin vorgegangen. Mitfühlende Vertraulichkeit sprach aus ihren Mienen, wenn sie die junge Frau baten, Platz zu nehmen und ihr des lieben Gottes Segen für das kommende Stündlein wünschten.

Bald nach Klaras Rückkehr war Dürten, ihr früheres Mädchen, eines Knaben genesen. Die Gutsherrin besuchte die Wöchnerin fast täglich.

Eines Tages erschien Franz mit abgezogener Mütze vor der Herrin, den Mund schief gezogen zum verlegenen Grinsen. Nach längerem Drucksen brachte er seinen Wunsch heraus: Ob die gnädige Frau wohl Patenstelle annehmen wolle bei seinem Jungen. Natürlich war Klara gern dazu bereit.

An jenem Vormittage, an welchem ihr Mann

nach Langendamm gefahren war, ging Klara in den Garten.

Sie hatte da einen Lieblingsplatz, den sie an warmen Tagen gern aufsuchte: eine Buchenlaube mit einem alten, schon etwas wackligen Holztisch, von ein paar mächtigen Kastanienbäumen überschattet, nicht weit von dem Dorfkirchhof. Über die lückenhafte Weißdornhecke hinweg sah man die schiefen, alten Holzkreuze, die verwilderten Zypressen und die mancherlei Blumen, die auf den Gräbern wucherten. Im Hintergrund ein Stück von der Feldsteinmauer des Kirchleins mit den eingelassenen Denkmälern verstorbener Kriebows. Es war ein kleiner, heimlicher, abseits gelegener Winkel.

Auch heute lenkten sich ihre Schritte dorthin. Um die Zeit nicht müßig zu verbringen, hatte Klara eine Handarbeit mit sich genommen. Gelegentlich kam auch die Pastorin hierher, die diesen Lieblingsplatz der Gutsherrin kannte, aber meist nur auf einen Husch, denn die kleine Frau hatte des Morgens allzuviel in ihrem Haushalte zu tun, um Zeit zum Verplaudern übrig zu behalten.

Klara saß noch nicht lange, als sie Schritte vernahm. Sie nahm an, daß es die Pastorin sei, und rückte schon, um ihr Platz zu machen, ein wenig auf der Gartenbank beiseite, als sie durch die niedere Tür der Kirchhofseinfriedigung eine alte Frau mit einem Knaben treten sah: Mutter Tuleveit und ihr Enkelsohn.

Lange hatte Klara nicht mehr an die Existenz dieser Leute gedacht. Ganz andere Dinge beschäftigten sie jetzt und zogen ihre Gedanken alle nach einer Richtung. Schreck und Erregung, die ihr damals Erichs Bekenntnis verursacht, Demütigung und Kummer, die sie am Sterbelager des alten Jochen Tuleveit hatte

durchmachen müssen, wie weit lag das alles schon hinter ihr! — All das war vor anderem, sie näher Angehendem längst in den Hintergrund getreten. Die Erinnerung daran, die plötzlich durch das Erscheinen der beiden Gestalten aufgestört wurde, sah sie mit fremdem Gesichte an.

Klara erhob sich und trat aus der Laube. Sie wollte Mutter Tuleveit nicht unangesprochen vorüberlassen, denn es regte sich etwas wie ein Vorwurf in ihr, daß sie die Bekanntschaft mit der vortrefflichen Alten nicht weiter gepflegt hatte.

Sie komme vom Pfarrhaus, erklärte Mutter Tuleveit, und habe eigentlich vorgehabt, zum Herrenhaus zu gehen, um Abschied von der gnädigen Frau zu nehmen. Die Gutsherrin forderte die Witwe auf, neben ihr auf der Bank Platz zu nehmen.

Abschied! Wollte sie denn fort? — Die Nachricht kam für Klara überraschend.

Ja, sie wolle fort, erwiderte die alte Frau. Sie nannte einen Ort mit polnischem Namen, im posenschen Ansiedlungsgebiet, wohin Grete mit ihrem Mann gezogen war. Und — das kam etwas zögernd heraus — den Knaben hier wolle sie auch mitnehmen.

„Ich wollte schon immer kommen," sagte Mutter Tuleveit, „aber ich wußte nicht, wie es aufgenommen werden möchte. Denn so ohne Sie noch einmal gesehen zu haben, gnädige Frau, mochte ich doch nicht auf und davon gehen. Man wird sich ja nicht wiedersehen in dieser Welt, und der Junge soll ja auch nicht wieder hierher zurück. Aber eine Erinnerung soll er doch man wenigstens mitnehmen . . . . . . Hanning, mien Jung," damit winkte sie dem Knaben, der bescheiden beiseite stand, „weest du wat, mien Höning? Lat uns hier

all'n beten alleen! Kik dir mal vor de schönen Bläumings an."

Der Junge sprang fort wie ein junges Füllen und war schnell außer Hörweite. Die alte Frau fuhr mit leicht bebender Stimme fort: „Hanning weiß noch nichts! Ich meine auch, er ahnt noch immer nicht, wer sein Vater ist. Es wird nun immer schwieriger, es ihm zu verbergen. Denn als ob das Kind eine Stimme haben müßte in seinem unschuldigen Herzen; es zieht ihn ordentlich wie mit Gewalt hin zu Herrn von Kriebow. Wenn Hanning ihren Herrn Gemahl sieht, nur von weitem über das Feld reiten, da ist er gleich in Erregung. Der ist sein Höchstes, was Schöneres kann er sich nicht denken. So möchte er werden, so einer möchte er sein wie Herr von Kriebow. Dann fragt er allerhand, worauf man nicht weiß, was antworten. Ich denke, es wird besser sein, wenn er weg kommt von hier; wir wollen doch auch nicht, daß er Herrn von Kriebow lästig fällt. Es wird ihm ein Stein vom Herzen sein, wenn der Jung' nicht mehr hier ist. Darum will ich ihn mit mir nehmen; so wird für alle Frieden sein."

Sie hatte das in ihrer schlichten, freundlichen Weise gesagt, die Hände vor sich im Schoße gefaltet, das kleine, verwitterte Altefrauengesicht umrahmt von der Witwenhaube. So saß sie da, ehrwürdig in ihrer Einfachheit.

„Ich wäre gern hier geblieben!" begann die Alte nach einer Pause von neuem, „drei Kinder habe ich da drüben liegen und meinen Alten. Da geht sich's schwer fort. Und gar wenn man so alt geworden ist, wie ich an diesem Orte. Vierzig Jahr sind's jetzt her, daß Jochen mich holen kam. Da wünscht man sich nur

noch eine Veränderung; aber das steht in Gottes Hand. Es muß eben sein! Denken Sie nicht etwa, Frau von Kriebow, daß meine Kinder mich von hier wegtreiben! Nein, die sind gut: beide Söhne und auch die junge Frau. Sie reden mir zu, ich soll bei ihnen bleiben bis zum Ende. Und sie meinen's auch so. Aber ich will man fort. Es ist zu vieles anders geworden, seit der gute Alte dort nicht mehr ist. Die Welt ändert sich, und die Jugend will ihr Recht haben. Darum will ich gehen; aber den Jungen, mein Hanning, den nehme ich mit mir. Ich bin so dankbar, daß ich ihn habe. Was wäre ich alte Frau ohne das Kind! Aller Kummer, den wir durch ihn gehabt haben, ist längst vergessen."

Klara, ergriffen von soviel Zartgefühl und Herzensgüte, hatte ihre Hand in die der Alten gelegt. Sie war zu bewegt, um etwas zu sagen.

Mutter Tuleveit blickte die junge Frau eine Weile sinnend an, dann sagte sie: „Ich werde an Sie denken in den nächsten Monaten und will auch für Sie beten. Möge der liebe Gott Sie behüten, und möchten sich Ihre und Ihres Herrn Gemahls Wünsche erfüllen."

Klara hatte das Haupt gesenkt; sie nahm die Worte der Alten hin wie einen Segen.

Beide schwiegen in Gedanken versunken, die junge Frau hinauseilend in die Zukunft mit ihren Hoffnungen, die alte zurückkehrend zur Vergangenheit in ihrer Erinnerung.

Dann lächelte Mutter Tuleveit, und dieses Lächeln ließ sie mit einem Male ganz verjüngt erscheinen. „Er war ein lieber Knabe, der junge Herr Erich, man mußte ihm gut sein! Ich werde ihn im Gedächtnis behalten mein Lebtag. Und unser Hanning wird ihm sehr ähn-

lich.“ Voll Stolz ruhte dabei ihr Blick auf der schlanken Gestalt des Knaben, der in der Nähe spielte. Sie rief Hanning heran. „Wir wollen nun gehen, Frau von Kriebow!“

Klara standen die Augen voll Tränen. Sie umarmte die alte Frau zum Abschied statt aller Worte. Und als Hanning auf Befehl der Großmutter die Mütze abnahm und ihr noch einmal sein errötendes Kinderangesicht zeigte, da legte sie ihm in einer plötzlichen heißen Aufwallung die Hände um den Nacken, keugte sich hinab und blickte ihm in die unschuldigen Augen.

Der Knabe wußte nicht, wie ihm geschah, verwirrt blickte er nach der Großmutter hin. Und als er nun gar beide Frauen weinen sah, wurde ihm bang zumute; er versuchte sich loszumachen. Klara strich ihm über das Haar und entließ ihn.

„Kumm, Hanning! Wi willen nu gahn. Un vergeet dit heer all dien Lewdag nich! Eens wast du ook verstahn, mien Jung', wat all dit tau bedüden hett,“ sagte die alte Frau und schritt mit dem Enkelkinde an der Hand langsam von dannen.

Als sie an der Kirchhofseinfriedigung stand, wandte sie sich um. Beide Frauen winkten einander noch einmal zu.

XXXI.

Katzenbergs hatten ihren Antrittsbesuch in Grabenhagen gemacht. Sie fanden Kriebows nicht zu Haus. Die hatten an demselben Nachmittage gerade den längst besprochenen Besuch bei Klavens in Ragatzin ausgeführt.

Als sie von dort zurückkehrten, fanden sie die Karten der neuen Nachbarn vor.

Kriebow war nicht besonders unglücklich, um diesen Besuch herumgekommen zu sein. Man machte möglichst schnell seinen Gegenbesuch in Groß-Podar, um die Sache los zu sein. Die Dame des Hauses war mit ihren Töchtern allein, da der Kommerzienrat wieder nach Berlin gereist. Man blieb nur eine halbe Stunde. Kriebow hoffte, der Verkehr würde damit fürs erste erledigt sein.

Da kam bald darauf eine Einladung zum Tee nach Groß-Podar für abends acht Uhr. Frau von Katzenberg schrieb dazu einige Zeilen an Klara: Es solle kein großes Fest werden, man wolle nur die Nachbarn bei sich sehen. Bei schönem Wetter hoffe man auch den Garten genießen zu können. — Herren waren im Rock, Damen in Straßentoilette gebeten.

Sollte man die Einladung annehmen? — Klaras Zustand hätte ja einen Entschuldigungsgrund abgegeben; aber bisher war sie noch immer allen Einladungen gefolgt. Einen triftigen Grund, Katzenbergs vor den Kopf zu stoßen, hatte man nicht. Außerdem waren, wie Kriebow neulich bei seinem Besuch festgestellt hatte, in dieser Familie die Frauen wesentlich netter als die Männer. Man hatte sich mit Frau von Katzenberg recht angenehm unterhalten, und auch jetzt wieder dieser Brief war liebenswürdig. — So entschloß sich Kriebow denn, für sich und seine Frau zuzusagen.

Trotz der Versicherung, daß es kein großes Fest sein solle, traf man die ganze Gegend in Groß-Podar versammelt. Es fehlte nicht an Räsoneuren, die sich darüber aufhielten, daß Katzenbergs so empressiert gewesen seien, zuerst einzuladen; aber gekommen war man doch, schon aus Neugier, um endlich einmal die Erneuerung von Groß-Podar mit eigenen Augen zu sehen,

welche seit Monaten unter den Nachbarn das Gesprächsthema bildete.

Die Veränderungen waren auch in der Tat sehenswert. Wer das Haus zur Zeit des alten Landrats von Ruhbeck gesehen hatte, vermochte es jetzt kaum wiederzuerkennen. Der Baumeister, vom Kommerzienrat von weither verschrieben, hatte mit dem alten Familienhause eine Radikalkur vorgenommen. Früher ein Durcheinander von kleinen winkeligen Zimmern und Gängen, in denen sich kein Fremder zurechtfand, jetzt ein großer stattlicher Saal mit Oberlicht, der durch zwei Stockwerke ging. Von hier trat man in einen aus Eisen und Glas errichteten Wintergarten und von da wieder auf eine Veranda mit breiter Freitreppe, die in den Park führte.

Wie durch Zauberei erschien dieser Park aus dem Boden gestampft. Früher war um das Haus ein Garten mit Obstbäumen, Fruchtsträuchern und Gemüsebeeten gewesen, aus dem die Ruhbeckschen Damen ihren Bedarf an Früchten und Grünzeug für die Küche bestritten hatten. Hinter dem Gartenzaun lagen ein paar bäuerliche Anwesen, deren hohe Strohdächer den Ausblick in die Ferne verhinderten.

Wenn man heute auf der Terrasse des Herrenhauses stand, blickte man über ein Parterre von Blumen und Topfgewächsen auf weite grüne Rasenflächen, in die hier und da ein Boskett eingestreut war. Den Hintergrund bildete eine Wand von Buschwerk und Bäumen.

Herr von Katzenberg hatte die Bauernhöfe angekauft; die Gebäude waren abgetragen worden. Die alten Bäume aber, die um diese Anwesen standen, hatte der Gartenbaudirektor, dem die Anlage des Ganzen übertragen worden war, geschickt dem Plane einzufügen

gewußt. Auch ein Teich war angespannt worden mit Hilfe einer tiefgelegenen Wiese und eines Wasserlaufes. Schwäne und eine Gondel fehlten nicht. Ein Gehölz am Ende der Wiese, in welche die Anlage auslief, war gelichtet worden, Wege durchgelegt, Bänke und Sommerhäuser an passenden Stellen aufgestellt.

Monatelang hatten Erdarbeiter und Gärtner an diesem Werke geschaffen. Stallung und Wagenremise, ein Nebenhaus für Dienerschaft, Warm- und Kalthaus waren noch im Bau begriffen. Vorläufig sei nur das Allernotwendigste geschehen, um Groß-Podar bewohnbar zu machen, versicherte der Kommerzienrat.

Als Erich von Kriebow mit Klara eintrat, sah er zu seinem Befremden neben der Dame des Hauses Mira Pantin stehen. Fast hatte es den Anschein, als empfange sie die Gäste.

Der Kommerzienrat hatte Frau von Pantin gebeten, bei diesem ersten Feste, das er der Gegend gab, seine Frau zu unterstützen. Frau von Katzenberg, von Natur zurückhaltend und nicht ohne gesellschaftlichen Takt, galt bei ihrem Manne als unbeholfen und ängstlich. Sie mußte es oft hören, daß sie sich an Frau von Pantins degagiertem Wesen ein Beispiel nehmen solle.

Und wie Mira Pantin hier neben der Hausfrau stand, schöner und glänzender als diese, jeden mit irgendeinem ungenierten Worte begrüßend, mußte der Uneingeweihte in der Tat annehmen, sie sei die Wirtin und nicht Frau von Katzenberg, die sie durch Erscheinung und Auftreten in den Schatten stellte.

Kriebow fragte nach Ulrich. Den habe sie in Berlin gelassen, erklärte Mira. Sie sei wieder mal Strohwitwe, wohne seit ein paar Tagen in Groß-

Podar. Damit streckte sie schon wieder neuen Ankömmlingen die Hand entgegen.

Kriebow war durch das Vernommene unangenehm berührt. In Gegenwart Klaras schämte er sich für Mira, immer daran denkend, daß er einstmals eine Anfreundung zwischen den beiden für möglich gehalten, ja gewünscht hatte. Also so weit war Mira bereits gekommen, daß sie sich zum Ehrendamendienst für dieses Haus hergab! —

Im großen Saale war ein Büfett aufgestellt. Nebenan der Wintergarten wurde durch Efeuwände in kleine grünumrankte Kabinetts eingeteilt, in denen soupiert werden sollte. In jeder solchen Nische strahlten aus Laubwerk hervorbrechend: Bogenlichter, glühenden Früchten vergleichbar.

Klara wurde von dem Ernsthöfer Tichow an ihren Platz geführt; mit ihr an einem Tisch saßen Wanda Rentell mit ihrem Kavalier und Kari, die einen jüngeren Dragoner als Herrn hatte.

Nebenan in der Laube tafelte eine lustige Gesellschaft. Mira Pantin, umgeben von einem Schwarm damenloser Herren; der Sohn des Hauses, John, war unter ihnen. Lautes Durcheinanderreden, von Zeit zu Zeit eine von Miras unverblümten Bemerkungen, dann schallendes Gelächter.

Das Souper war opulent. Diener liefen umher, mehr als nötig waren, in den Farben des Familienwappens. Der Ernsthöfer Tichow, der die böse Zunge der Gegend war, behauptete: es seien verkleidete Kellner aus einem Berliner Restaurant.

Kommerzienrat von Katzenberg ging, Sektglas in der Hand, hierhin und dorthin und stieß mit seinen

Gästen an. Er bat um Nachsicht, wenn vieles noch zu wünschen übrig lasse.

Der eigentliche Trick des Abends aber war noch aufgespart. Nachdem abgegessen war, wurden plötzlich die Türen zur Veranda weit aufgerissen; da bot sich ein überraschender Anblick. Der Park war illuminiert. Die Wege, mit Fettnäpfchen eingefaßt, zeichneten sich in ihren mannigfachen Windungen wie feurige Schlangen vom Grün des Rasens ab. In den Bosketts und von den Bäumen hingen bunte Laternen. Ein Knall ertönte, die erste Rakete stieg in den nächtlichen Sommerhimmel auf, als Anfang eines glänzenden Feuerwerks.

Und noch eine Überraschung! Als das Feuerwerk verpufft war und das Auge sich wieder an die Dämmerung gewöhnte, kam ein Zug von Landleuten heran: Männer, Frauen, Kinder, die Stocklaternen trugen.

An ihrer Spitze schritt ein Herr mit weißer Weste und Zylinder, Kneifer auf der Nase. Am Fuß der Freitreppe machten sie halt. Der Mann im Zylinder nahm eines der Mädchen, noch Schulkind, an der Hand und führte es einige Stufen hinauf. Dabei rief er mit näselnder, den Berliner verratender Stimme den obenstehenden Gästen zu: „Darf ich um einen Augenblick Gehör bitten für eine kleine Improvisation?" — „Nu los!" fügte er in gedämpfter Stimme für das Mädchen hinzu.

Das kleine Ding, offenbar ein Tagelöhnerkind leierte einige Verse herunter. Das poetische Machwerk, welches sie aufsagte, pries die Güte und Freigebigkeit der neuen Herrschaft in überschwenglichen Worten.

Als sie geendet, stieg der Kommerzienrat die Stufen hinab, klopfte dem Kinde die Wange und richtete einige Worte an die Laternenträger. Er dankte den Leuten

für die „sinnige Überraschung". Er fasse das auf als ein „Zeichen treuer Anhänglichkeit". Dieser Beweis ihrer „vortrefflichen Gesinnung" habe ihm wohlgetan. Dann trat der Gutsherr an einzelne heran, schüttelte ihnen die Hand und sprach in herablassender Weise mit ihnen.

„Lieber Weinstein!" rief der Kommerzienrat dann dem Manne im Zylinder mit lauter Stimme zu: „Führen Sie mir die Leute vor die Küche! Sie sollen gespeist werden. Braten und Wein! à Person eine Flasche! Hören Sie, Weinstein!"

„Jawoll, Herr Kommerzienrat! Soll jeschehen!" erwiderte der Zylindermann; dann zog er mit der Laternenkolonne ab.

„Ich bin vollständig überrascht!" sagte der Kommerzienrat, als er wieder bei seinen Gästen war. „Netter Gedanke! — was? Es ist doch noch mehr gute Gesinnung unter den Leuten, als man denkt. Wirklich gerührt hat mich das! — John! Wo ist John?"

Aber John war nicht zu finden. Irgend jemand meinte: er habe den Landrat mit Frau von Pantin in den Park gehen sehen.

„Ja, in den Park! Da gehen wir alle jetzt hin! Wollen sich die Herrschaften mir anschließen. Ich muß Ihnen doch den neuen Teich zeigen. Es ist auch für Rudergelegenheit gesorgt, wer dazu Lust verspürt!" rief der Kommerzienrat und begab sich, gefolgt von einer Anzahl seiner Gäste, die Treppe hinab.

„Wir gehen lieber und rauchen eine! Was, Kriebow?" sagte der Ernsthöfer, sich beim Grabenhäger einhenkelnd. „Geschickt inszeniert, die Ovation der Populasse mit ihren Lampions; aber man merkte doch zu sehr die Mache."

„Wer mag denn der Mensch da gewesen sein, der die Gesellschaft vorführte?“ fragte Kriebow.

„Das ist Weinstein! Den hat er hier als Faktotum. Ein ausgetragener Junge, Berliner Schule!“ Damit gingen sie in den Wintergarten zurück, wo man in einer Ecke Bier auf Eis, Zigarren und eine lustige Herrengesellschaft traf.

Auch im Park war Leben. Und während man auf und ab schritt auf den breiten, kiesbestreuten Wegen, zwanglos durcheinandergewürfelt, je nach Laune und Neigung, ertönte auf einmal eine kräftig einsetzende Ouverture. Die Dragonerkapelle war auf der Veranda erschienen und gab ihre Kunst zum besten.

Es war Stimmung gekommen in die Gäste. War man anfangs unangenehm berührt gewesen von dem übertriebenen Prunk, den der Gastgeber zu entwickeln für gut befand, so hatten inzwischen das Souper, das Feuerwerk, der wundervolle Abend das ihre getan, die Laune zu verbessern. Es war mal etwas Neues, nicht wie die üblichen Diners in der Mitte des Tages, die sich glichen wie ein Ei dem anderen.

Die erfrischende Kühle nach Sonnenbrand und Staub eines heißen Julitages wirkte labend. Und dazu wurde nicht verlangt, tanzen zu müssen — das rechneten die jungen Herren dem Gastgeber besonders hoch an. Nichts wurde von den Gästen gefordert, man konnte leben, wie es einem behagte; für die Erquickung aller Sinne war Sorge getragen — nein, es war wirklich schön in Groß-Podar! —

Der Kommerzienrat führte inzwischen eine Anzahl seiner Gäste nach dem neu angelegten Teich. Er hatte sehr wohl gewußt, warum er zu so später Stunde einlud; die Tagesbeleuchtung vertrugen seine eben erst ge-

schaffenen Anlagen nicht. Bei Nacht wirkten diese neu angepflanzten Strauchpartien, der frisch gesäte Rasen, der Teich mit seiner künstlichen Insel wie etwas Vollendetes. Das Kulissenhafte der Anlage wurde durch die diskrete Beleuchtung des hervortretenden Mondes im Dämmer gehalten. Über den Wiesen vor dem Gehölz, in das der Park auslief, standen feine, duftige Nebelschwaden. Gras und Laub waren frisch vom Nachttau. Vom Wasser her kam ein leichter Luftzug. Dabei der Himmel wolkenlos, die Sterne zum Herablangen deutlich, in sinnverwirrender Menge.

Kari schloß sich an Klara an. Obgleich die Töchter des Hauses sie aufforderten, mit ihnen und einigen Herren zu gondeln, bat das junge Mädchen, bei Frau von Kriebow bleiben zu dürfen, und das in so dringend ängstlichem Tone, daß Klara ihr den Wunsch nicht abschlagen konnte.

Schon während des Soupers war es Klara aufgefallen, daß Kari bleich war und, wie es ihr vorkam, mit Tränen zu kämpfen hatte. Klara war in dem Wohlgefallen, das sie schon bei ihrem ersten Besuche in Langendamm an Kari gefunden, nicht enttäuscht worden. Sie liebte das Offene in Karis Charakter, diese unverdorbene Gesundheit, den anständigen Sinn des Mädchens, den sie zu verteidigen hatte gegen so viel Anfechtungen aus ihrer Umgebung.

Ein paar Worte, und die Herzen hatten sich gefunden. Kari gestand Klara, wie sie sie immer schon von weitem bewundert habe, wie sie sie liebe und verehre.

Klara mußte ein ganz klein wenig lächeln über die Überschwenglichkeit des großen Kindes, das sich da an sie schmiegte und ihre Hand voll glühender Zärtlichkeit preßte. Was steckte doch hinter dem scheinbar gelassenen

Wesen des jungen Dinges für ein Bedürfnis nach Liebe und Mitteilung. Aber Klara kannte das: in dem Alter war man so! Es wäre ein Unrecht gewesen, solche Zärtlichkeit abzuweisen. Sie ließ Kari gewähren mit ihren Liebesbeteuerungen, raubte ihr nicht den Trost, daß auch sie die Neigung erwidere.

Dann begann Kari von ihrem Leben zu erzählen; ermutigt durch Frau von Kriebows Güte ging das junge Mädchen einmal ganz aus sich heraus. Sie klagte, wie einsam sie es habe in Langendamm, deutete an, wie schwer es oft sei, mit dem Vater auszukommen. Sie war sich auch bewußt, wie wenig sie gelernt habe. Sie sei ja so „furchtbar dumm"!

„Kari, das dürfen Sie nicht sagen!" fiel ihr Klara ins Wort. „Dazu muß man zu stolz sein!"

„Ach Gott! Mira sagt es mir ja alle Tage," erwiderte Kari. „Vorhin erst wieder! Sie sagt, ich hätte mich ganz unpassend angezogen, wie eine Köchin, die Sonntags in den Krug zu Tanz geht. — Vor aller Welt hat sie mir das gesagt, und Landrat von Katzenberg hat darüber gelacht."

Ihre Stimme klang weinerlich wie die eines Kindes, das sich kränkt. Klara schwieg dazu; das Mädchen tat ihr von ganzem Herzen leid, aber sie fühlte kein Bedürfnis, noch tiefer in diese Geheimnisse einzudringen.

„Mira ist ja wunderschön!" sagte Kari nach einiger Zeit, „aber ich begreife es doch nicht, daß man sie lieb haben kann. Ich kann mir auch nicht denken, daß Ulrich sie wirklich sehr lieb hat, denn sonst würde er doch nicht erlauben . . ."

Klara unterbrach sie hier, von etwas anderem beginnend. Sie sprach nie und mit niemandem über Mira Pantin. Eine Frau ohne Scham, das war für

sie etwas so Unerhörtes, daß sie das Gefühl davor hatte, als schließe sich ihr Herz zu. Es hatte ihr, ohne daß sie es jemanden hätte merken lassen, auch heute wieder die größte Überwindung gekostet, der Frau die Hand zu reichen.

Man hatte sich über der Unterhaltung, ohne es zu bemerken, mehr und mehr von der übrigen Gesellschaft entfernt und war in ein kleines Gehölz gekommen. Klara fühlte plötzlich einen Anfall jener Abspannung herankommen, wie sie ihn jetzt manchmal hatte.

Nicht weit von ihnen sah man durch die Bäume ein Gartenhaus liegen. Klara sagte zu Kari, sie wünsche sich ein wenig auszuruhen und lenkte ihre Schritte dorthin.

Als man sich dem Pavillon, der in einer kleinen, mondbeglänzten Lichtung lag, bis auf wenige Schritte genähert hatte, öffnete sich die Tür von innen. Zwei Gestalten traten hervor: Mira Pantin und John Katzenberg.

Beide Paare standen sich dicht gegenüber und sahen einander in die Augen.

Das Mondlicht ließ Mira wie eine Marmorbüste erscheinen, keine Wimper zuckte in dem kalten Gesichte.

„Eine wunderschöne Nacht!" sagte sie mit der ruhigsten Stimme. „Nicht wahr, gnädige Frau?"

Und als keine Antwort erfolgte: „Wo haben Sie denn übrigens Ihren Herrn Gemahl? In solcher Nacht sollte man seinen Mann niemals unbeaufsichtigt lassen!"

Dann wandte sie sich an ihren Liebhaber, der, seiner Miene nach zu schließen, dieser Situation gegenüber doch einmal nicht ganz frei war von Verlegenheit. „Kommen Sie, John! Wir wollen zu den anderen

Menschen zurück. Man kommt sonst womöglich noch ins Gerede!" —

Damit hob sie ihr Kleid ein wenig und trat die Stufe vom Pavillon auf den Freiplatz hinab.

Im Vorbeigehen zupfte sie Kari am Ohr: „Und du, Gänschen! Gab's denn für dich keinen Leutnant, he?" —

Mit einem harten, höhnischen Lachen ging sie, gefolgt von ihrem Freunde.

Kari hatte Klaras Arm erfaßt und klammerte sich daran mit verzweifelter Kraft. Sie bebte am ganzen Leibe und starrte den beiden nach, wie sie allmählich verschwanden, als habe sie ein Gespenst gesehen.

Wieviel hatte Kari hiervon verstanden? — Wieweit ahnte das junge Mädchen, was dies zu bedeuten hatte? — Ein Stöhnen von Kari, wie durch furchtbarste Erkenntnis abgepreßt, gab Klara Antwort.

Dadurch kam Klara über das Entsetzen hinweg, das dieses Erlebnis ihr selbst verursacht hatte. Was war hier angerichtet? — Das war das Schlimmste von allem. Andere Kränkungen mochten verziehen werden, aber nicht die einer unschuldigen Seele.

Sie zog Kari von dem Platze weg. „Komm, Kari, komm, mein Kind!" Unwillkürlich hatte sich das „Du!" eingefunden. Das Mädchen stand ihr mit einem Male unendlich nahe.

Klara konnte es so gut verstehen, dieses Aus-allen-Himmeln-stürzen, dieses Sich-in-den-Boden-verkriechen-wollen vor Scham, wenn plötzlich vom Unerhörtesten der Schleier weggerissen wird, daß man selbst dasteht wie entblößt.

Kari ging weinend neben ihr her.

Wenn Klara nur einen Trost gewußt hätte! Wenn sie zu dem jungen Mädchen hätte sagen können: ‚Ich

will dich zu deiner Mutter führen, Kari!' — Der Gedanke: das arme, gekränkte Wesen mit dieser Erfahrung zurückkehren lassen zu müssen, schutzlos, ratlos, in ihre tägliche Umgebung, war zu traurig.

Das einzige, was Klara mit gutem Gewissen ihrer neugewonnenen Freundin als Trost anbieten konnte, war: „Wenn du dir gar keinen Rat mehr weißt, Kari, dann kommst du zu mir. Hörst du, mein liebes Kind?"

XXXII.

Die Kirche von Groß-Podar war eine Filiale der von Grabenhagen. Daher war auch jetzt noch der Besitzer von Grabenhagen Kirchenpatron für die Kirche in Groß-Podar. Das stammte aus sehr alter Zeit, wo die Güter in einer Hand vereinigt gewesen. Denn auch Groß-Podar war ursprünglich Kriebowscher Besitz.

Der Ort hatte ein gewisses Leben: er lag in der Kreuzung zweier Landstraßen. Vor einigen Jahren, als eine schmalspurige Bahn für diesen Teil des Kreises gebaut wurde, hatte er auch seine Haltestelle bekommen. Das war vor allem dem dortigen Gasthofe zugute gekommen; der Groß-Podarsche Krug erfreute sich weit und breit eines großen Rufes. Besonders seit der Krüger einen Tanzsaal eingebaut hatte, bildete dieses Lokal den wichtigsten Anziehungspunkt für das junge Volk der ganzen Umgegend.

Dem alten Landrat von Ruhbeck war dieser Krug immer ein Dorn im Auge gewesen. Der unkontrollierbare Verkehr Fremder, der Lärm bei Tanzereien, die Betrunkenen und was sonst noch mit einer ländlichen Schankwirtschaft zusammenhängt, verdroß den alten Herrn. Wäre Herr von Ruhbeck bei Kasse gewesen,

so hätte er den Störenfried gar zu gern ausgekauft, zumal auch Feldwirtschaft zu dem Kruggrundstück gehörte. Aber da er dazu nicht in der Lage war, tat er das eine: Er beschränkte als Landrat die Tanzlustbarkeiten auf das möglichste und ließ die schärfste Kontrolle über den Schankbetrieb ausüben.

Um sich zu arrondieren und möglichst das ganze Dorf in seiner Hand zu haben, kaufte Herr von Katzenberg den Krug und ließ den bisherigen Besitzer als Pächter darin. Die Felder wurden zum Gutsareal geschlagen.

Überhaupt begann, seit der Kommerzienrat das Rittergut erworben, für den Ort ein ungewohntes Leben und Treiben. Noch vor Beginn der kalten Jahreszeit ließ der neue Besitzer mit dem Wegräumen, Einreißen und Neuaufbauen anfangen. Den ganzen Winter durch hörte die Bautätigkeit nicht auf. Von weit her wurde das Material angefahren. Koaksöfen, die Tag und Nacht nicht ausgingen, halfen die Neubauten austrocknen. Sowie Schnee und Frost aus der Erde gewichen, kamen auch noch die Erdarbeiter. Die Wohnungen im Dorfe langten nicht mehr zu, die Menge der Leute zu fassen; es mußten Baracken errichtet werden.

Die Arbeiter stellten ein aus den verschiedensten Berufen und Nationalitäten zusammengewürfeltes Korps dar. Kein Wunder, daß es da Sonntags, wenn alle diese Hände feierten, im Dorfe und vor allem im Kruge bunt genug zuging.

Während der alte Herr von Ruhbeck Groß-Podar selbst bewirtschaftet hatte, schrieb der Kommerzienrat das Gut sofort zur Verpachtung aus und wählte unter den Bewerbern denjenigen aus, der ihm am meisten bot. Für die Wahrnehmung seiner Interessen

dem Pächter gegenüber und zur Vertretung in Gutsvorstehergeschäften setzte er einen Sekretär nach Groß-Podar.

Weinstein war ein Berliner Kind, ein Mann von vielbewegter Vergangenheit, der unter anderem Journalist und auch einmal Kaufmann gewesen war. Als er Pleite gemacht, hatte er Herrn von Katzenberg um ein Darlehn gebeten. Das erhielt er zwar nicht, aber der Kommerzienrat fand mit Kennerblick heraus, daß Weinstein ein Mann sei, den man zu allem gebrauchen könne; warum also nicht auch zum stellvertretenden Gutsvorsteher! —

Weinstein arbeitete sich zur Zufriedenheit seines Herrn in das neue Amt ein. Die Pachterträge aus dem Gut und vom Kruge gingen glatt ein. Sein Bureau war im Schusse; auch der Landrat gab ihm das Zeugnis, er sei ein „fixer Mensch".

In anderen Dingen, wo strenge Kontrolle am Platze gewesen wäre, drückte Herr Weinstein nur zu gern ein Auge zu. Ob sie im Krug sich betranken, ob dort allnächtlich wilde Orgien gefeiert wurden, was ging ihn das an! Und der Verkehr des jungen Volkes, der Mägde und Hofgängerinnen mit einheimischem und fremdem Mannsvolk, der sich nicht auf das sonntägliche Tanzen im Krug allein beschränkte, das Treiben dieser unbewachten Rotte auf Kornspeichern und Heuböden, in dunklen Ecken oder ganz offen hinter den Zäunen des Dorfes amüsierte den Berliner höchlich. „Ländlich sittlich!" dachte er und ließ den Dingen freien Lauf.

Der einzige, der diese Entwicklung mit sorgenvollem Auge verfolgte, war Pfarrer Grützinger. Seine Filialgemeinde in Groß-Podar war ihm schließlich

ebenso ans Herz gewachsen wie die von Grabenhagen. Früher unter dem Regiment des alten Herrn von Ruhbeck, der für seine Leute wie ein Vater gewesen war, hatte Aufsicht und Zucht geherrscht wenigstens für die Gutstagelöhner und das herrschaftliche Gesinde. Damals war Grabenhagen, das unter des allmächtigen Inspektors Heilmann Willkürherrschaft stand, das Schmerzenskind des Seelsorgers gewesen. Im Laufe des letzten Jahres aber hatten sich die Verhältnisse gerade umgekehrt.

Mit dem Besitzwechsel von Groß-Podar war auch ein veränderter Geist in das Dorf eingezogen. Pastor Grützinger sah das, was er an Boden gewonnen hatte für Christentum und Sitte in dieser Gemeinde, bedroht durch das Eindringen einer wilden, zuchtlosen Wirtschaft. Die laxere Aufsicht, die jetzt im Krug, auf dem Gutshof, im Herrenhaus, kurz überall geübt wurde, machte sich ihm auch in seiner seelsorgerischen Tätigkeit sofort fühlbar. Die fremden Handwerker und Bauarbeiter waren unbotmäßiges Volk, das sich irgendwelche pastorale Einwirkung überhaupt nicht gefallen ließ.

Aber auch der Kirchenbesuch von seiten der Gemeindemitglieder ließ nach. Natürlich, wenn man sich am Sonnabendabend ausgetobt hatte, dachte man Sonntags früh nicht an Gottesdienst. Und ein Beweis dafür, wie die Jugend ihre größere Freiheit benutzte: es kam kaum noch vor, daß der Geistliche bei Trauungen der Braut den Kranz gewähren durfte.

Pastor Grützinger war nicht der Mann dazu, sich mit bloßem Beklagen solcher Zustände und vielleicht einer Rüge von der Kanzel herab zu begnügen. Er sah sich nach den tieferliegenden Ursachen dieser Sitten-

verwilderung um und war gewillt, ihnen zu Leibe zu gehen.

Zunächst versuchte er es einmal dem Pächter des Kruges ins Gewissen zu reden. Der Mann lachte ihn einfach aus und fragte: wovon er denn seine Pacht an Herrn von Katzenberg bezahlen solle, wenn die Leute nichts bei ihm aufgehen ließen oder gar wenn er ihnen ihr Vergnügen verkürzen wolle.

Mit einer solchen Auffassung war nicht zu rechten, das sah Pastor Grützinger ein.

Nicht viel besser ging es ihm mit dem Gutspächter. Der Mann klagte, er habe zu hoch gepachtet, und nun sitze ihm Weinstein im Genick und drücke ihm das Pachtgeld heraus. Er sähe ja ein, daß auf seinem Hofe und in den Tagelöhnerkaten Dinge vorgingen, die nicht sein sollten; aber er sei gezwungen, da ein Auge zuzudrücken. Wenn er den Sittenrichter spielen oder etwa gar durchgreifen wolle, würden ihm die Leute einfach weglaufen, und dann sei sein Ruin besiegelt. Also auch hier nichts zu machen!

Herrn Weinstein hatte Pastor Grützinger bei einer gelegentlichen Unterhaltung zur Genüge kennen gelernt, um zu wissen, daß dem sittliche Forderungen unendlich komisch vorkamen. Es blieb also für ihn nur noch der Ausweg, sich an den Gutsherrn selbst zu wenden.

Der Pastor hatte gehört, daß Kommerzienrat von Katzenberg in Berlin namhafte Summen für Kirchen und milde Stiftungen gegeben habe, warum sollte er nicht für sein Dorf ähnliches Wohlwollen übrig haben.

Aber zunächst war Grützingers Absicht, mit dem Gutsherrn zu sprechen, nicht durchführbar, weil der Kommerzienrat nicht auf seinem Gute lebte. Als er

schließlich Einzug gehalten hatte, erschien er schon am nächsten Sonntag mit Frau und Töchtern im Kirchenstuhle. Nach dem Gottesdienst redete der Kommerzienrat den Pastor beim Verlassen der Kirche an und machte ihn mit seinen Damen bekannt, stellte dabei auch in Aussicht, daß sie nächstens im Pfarrhause von Grabenhagen ihren Besuch machen würden.

Pastor Grützinger, welcher der Ansicht huldigte, daß man eine Pflicht niemals auf die lange Bank schieben solle, begann schon bei dieser Gelegenheit auf die Mißstände in der Verfassung des Gutes und Dorfes hinzuweisen. Der Kommerzienrat schnitt das jedoch ab, indem er erklärte: Er sei zwar ein christlicher und der Kirche wohlgeneigter Mann, aber um solche Dinge sich zu kümmern, habe er weder Zeit noch Lust. Er wolle sich seinen Landaufenthalt nicht durch peinliche Angelegenheiten verderben lassen. Solche Sachen zu erledigen, habe er Weinstein angestellt. Im übrigen sei sein eigener Sohn Landrat, und wenn der Herr Pastor glaube, irgendwelchen Grund zu haben, sich über mangelhafte Handhabung der Sittenpolizei zu beschweren, dann möge er sich nur an den wenden, der werde ihn schon bescheiden.

Grützinger mußte sich mit dieser Antwort begnügen; er war im Grunde mit der Auskunft gar nicht unzufrieden. Der Landrat! — Das war die richtige Instanz, an die er selbst noch gar nicht gedacht. Der hatte doch die Verantwortung für Sitte und Zucht im Kreise. Und da er noch dazu der Sohn des Grundherrn war, so konnte man doch ein doppeltes Interesse an einer Besserung der Dinge bei ihm voraussetzen.

Grützinger kannte den neuen Landrat nicht persönlich; das einzige, was er bisher von ihm gehört

hatte, war: daß er ein kluger Herr sei, der seinen Posten gut ausfülle. Er war daher auf die Bekanntschaft gespannt und geneigt, das Beste von ihm zu erwarten.

Landrat von Katzenberg nahm den Pfarrer sofort an; er möge sein Anliegen vorbringen, bat er mit Zuvorkommenheit.

Grützinger legte seine Klagen dar. Er hatte sich gut mit Material versehen, konnte seine Behauptungen mit mannigfachen Beispielen belegen.

Der Landrat hörte den Beschwerden des Geistlichen in Ruhe, ja mit offenbarem Interesse zu, hin und wieder warf er mal eine Frage ein.

Der Pastor war glücklich; hier konnte er doch endlich mal jemandem, der Einfluß hatte, sein Herz ausschütten, zeigen, wie es in Wahrheit stehe. Er hatte sich, ganz von seiner Sache erfüllt, in Eifer geredet und nahm sich kein Blatt vor den Mund.

Als er geendet, wiegte John Katzenberg den Kopf und betrachtete mit Wohlgefallen seine rosigen Fingernägel, dann meinte er: „Ja, das ist alles ganz schön, Herr Pastor! Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß Ihre Schilderung der Wirklichkeit entspricht. Sie haben mir etwas wesentlich Neues eigentlich nicht mitgeteilt. Aber nun sagen Sie mir bitte, wie soll man da was ändern? Speziell, was soll ich dabei helfen?"

Pastor Grützinger war auf diese Frage gefaßt, er bat um folgendes: Strengere Kontrolle über die Tanzlustbarkeiten und den Branntweinschank im Krug von Groß-Podar; denn in diesen beiden Dingen liege die Hauptursache zu den anderen Lastern.

„Wird zukünftig schärfer beobachtet werden!" sagte der Landrat und machte sich eine Notiz.

„Aber damit ist noch wenig erreicht, Herr Land-

rat!" fuhr der Pastor fort. „Verbote und die strengste Kontrolle nützen nichts, wenn man den Leuten nicht auch etwas bietet als Ersatz. Derartige rohe Vergnügungen müssen ihnen entbehrlich, mit der Zeit sogar verhaßt gemacht werden; das wird aber nur geschehen, wenn sie sich zu Haus wohl fühlen. Es wäre Sache der Gutsherrschaft, zuzusehen, ob diese Art Wohlergehen überhaupt möglich gemacht ist. Sodann muß den Leuten Freude an edleren Vergnügungen und Beschäftigungen anerzogen werden. Dazu schlage ich vor, einen Leseverein zu gründen mit einer kleinen Bibliothek für die Männer; für die Frauen besondere Zusammenkünfte mit Unterredung und gemeinsamer Handarbeit. Freilich kann aus den Plänen nichts werden ohne die werktätige Unterstützung der Gutsherrschaft. Und das ist dasjenige, warum ich vor allen Dingen herzlich bitte: Liebe und Wohlwollen und Interesse für die häuslichen Verhältnisse in der Gemeinde von dieser Seite."

John Katzenbergs Miene hatte sich bei den letzten Worten zu einem mitleidig-spöttischen Lächeln verzogen.

Er erwiderte: „Und davon erwarten Sie sich wirklich irgend etwas, Herr Pastor? — Ich halte nichts von solchen philantropischen Mittelchen. Das ist Zuckerwasser! Damit verwöhnt man die Gesellschaft nur. Ich bin ein Mann der strikten Ordnung. Ich habe im Westen mit streikenden Grubenarbeitern zu tun gehabt. Da lernt man die Autorität schätzen, und man verlernt die Illusionen. Sie wollen der Unsittlichkeit steuern, wollen die Menschen veredeln? Und das mit Hilfe der Behörde. Du lieber Gott! — Soll ich vielleicht einen Gendarm kommandieren lassen, der jeden Abend die Mägdekammern revidiert? Wir wollen nur praktisch denken! Die Art Menschen will doch auch

leben, und der Kaiser braucht Soldaten! Wie sich die Leute amüsieren, das ist schließlich Privatsache, darein mischt sich die Behörde nicht. Wohlverstanden, wenn es dabei nicht zu Ausschreitungen gegen die Gesetze kommt! Und vor allem, solange nichts unternommen wird gegen die Autorität des Staates und der Regierung. Dann allerdings rücksichtsloses Vorgehen! Und sehen Sie, Herr Pastor, hier kommen wir vielleicht zusammen. Es mehren sich nämlich in letzter Zeit die Anzeichen, daß in unserer Gegend, die sich bisher von dieser Pest, Gott sei Dank, freigehalten, der Umsturz doch auch seine Fäden anzuspinnen beginnt. Aber wir sind wachsam! Es ist eine revolutionäre Propaganda vorhanden im Kreise. Gerade nach ihrer Parochie und ihrer nächsten Umgebung weisen Spuren hin. Sie, Herr Pastor, kommen ja viel in den Häusern herum, kennen die Leute und sind orientiert über die Gesinnung. Wenn Sie mir nach dieser Richtung hin Beobachtungen mitteilen könnten, Herr Pastor, Indizien, daß man endlich mal einen oder den andern von der Rotte fassen könnte — Sie verstehen —, das wäre ein Dienst, für den ich Ihnen zu Dank verpflichtet sein würde."

Grützinger sah den Sprecher starr an; es war ihm, als höre er nicht recht. Aber es schien dem Landrat, seiner kühlen Miene nach zu schließen, völlig ernst zu sein mit seinem Ansinnen. Im schroffen Tone erklärte Grützinger: Davon könne gar keine Rede sein, dazu werde er sich niemals hergeben.

John Katzenberg maß den Entrüsteten mit einem seiner spähenden Blicke und meinte: „Nun, Sie haben ja sonst Ziemliches geleistet im Aufstöbern von angeblichen Mißständen, Herr Pastor! Warum sollten Sie nicht mal diesem Übel Ihr Interesse zuwenden?"

„Ich habe mich nur um die Seelenverfassung, nicht aber um die politische Gesinnung der mir Anvertrauten u kümmern."

„So — und was nennen Sie denn das, wenn Sie heraustifteln, daß die Leute schlecht wohnen, schlecht behandelt werden, nicht zu ihrem Rechte kommen, kurz, es miserabel haben und was Sie sonst alles behaupten!"

„Herr Landrat! Körper und Geist hängen untrennbar zusammen in diesem Leben! Ich könnte Ihnen hundert Beispiele anführen aus meiner Erfahrung, wo der irdische Teil verkümmert und der ganze Mensch dem geistigen Tode verfällt, weil die elenden äußeren Verhältnisse den göttlichen Funken erstickt haben. Wenn wir Geistlichen die Verantwortung tragen für das seelische Gedeihen unserer Herden, dann müssen wir auch das Recht haben, uns um das häusliche und wirtschaftliche Wohl des einzelnen zu kümmern, das der Nährboden ist des Geistes- und Gemütslebens."

„Diese Argumentation, Herr Pastor, kennt man zur Genüge! — Damit haben Sie sich schon in Ihrer früheren Stelle der Maßregelung durch Ihre Oberbehörde nicht entziehen können. Denken Sie nur nicht, Herr Pastor, daß wir gar so mangelhaft orientiert sind. Sie und Ihre Freunde leisten Großes im Weheschreien über Vergewaltigung und Unrecht, das dem kleinen Manne widerfahren soll; zu etwas Positivem aber wollen Sie nichts beitragen. Da sieht man ja, wenn es wie hier darauf ankommt, der Behörde einen Dienst zu leisten, da versagen Sie. Ich habe Ihnen vorhin mit voller Absicht die Frage vorgelegt: ob Sie mich unterstützen wollen im Kampfe gegen den Umsturz; Sie haben das mit Entrüstung abgelehnt. Das legt

die Vermutung nahe, daß Sie den Umsturz nicht zu den bekämpfenswerten Übeln rechnen, daß Sie ihn vielleicht sogar gutheißen, Herr Pastor?" —

Grützinger war bis in die Lippen erbleicht. Mit bebender Stimme sagte er: „Mich hier einem Examen über meine Gesinnungen zu unterziehen, war ich allerdings nicht vorbereitet. Ich muß es ablehnen, auf solche Unterstellungen etwas zu erwidern. Eines will ich nur feststellen: Ich bin Geistlicher, und es ist unter meiner Würde, mich als Spion gebrauchen zu lassen. Im übrigen muß ich allerdings einsehen, daß ich von Ihnen kein Verständnis und keine Unterstützung erwarten darf für meine Arbeit."

„Mit dieser letzteren Vermutung dürften Sie so ziemlich recht haben!" erklärte John Katzenberg trocken.

Damit schloß die Unterhaltung zwischen den beiden Männern.

* * *

Eines Nachmittags in der Erntezeit, als Erich von Kriebow das Mähen überwachte, machte ihn der alte Kräuger darauf aufmerksam, daß vom Gutshofe her ein Wagen herangefahren komme. Kriebow erkannte die Schimmel des Landrats.

Da ihm an einer Unterhaltung mit John Katzenberg nicht das geringste lag, zeichnete er nicht weiter darauf, bis der Wagen hielt und der Landrat über den Stoppel auf ihn zugeschritten kam.

John Katzenberg erklärte: Sein Vater und er wünschten mit Herrn von Kriebow zu sprechen. Sie seien bereits drinnen vor dem Herrenhause gewesen, und da sie dort erfahren, wo er sei, hätten sie sich erlaubt, ihm hier heraus aufs Feld nachzukommen.

Der Grabenhäger ritt an den Wagen heran. Der Kommerzienrat schwenkte den grauen Zylinderhut und sprach dem Nachbar seine Anerkennung aus, daß man ihn selbst am Nachmittage als eifrigen Landwirt auf dem Posten finde. Dann erklärte auch er, eine vertrauliche Unterredung sei ihm erwünscht.

Kriebow bat also, die Herren möchten den Wagen umkehren lassen und mit ihm ins Haus kommen. Er selbst ritt voraus, um Klara zu sagen, daß sie nicht nötig habe, zu erscheinen.

Er nahm Vater und Sohn auf sein Zimmer und fragte, sobald sie Platz genommen, um was es sich eigentlich handle.

„Es handelt sich, lieber Herr Nachbar,“ begann Katzenberg senior, „um Ihren Pastor oder vielmehr um unseren gemeinsamen Pastor; denn ich genieße ja leider auch den fraglichen Vorzug, den Menschen in Groß-Podar zu haben. Über den Charakter dieses Herrn werden wir vermutlich sehr ähnlich denken. Sie möchten den Mann sicherlich ebenfalls gern los sein! Auf irgendeine Weise muß sich das doch bewerkstelligen lassen! Das kann man wohl sagen: Der Mann ist reif! Seine Dreistigkeit übersteigt alle Begriffe. Mein Sohn ist auch meiner Ansicht. Aber zunächst lesen Sie einmal, bitte, diesen Brief!“

Der Kommerzienrat entnahm seiner Brusttasche einen Brief, an dessen Schriftzügen Kriebow Pastor Grützingers charakteristische Hand wiedererkannte.

„Geehrter Herr!“ . . . . . .

„Bitte, allein schon diese Anrede!“ fiel hier der Kommerzienrat ein. „Für einen Pastor mir gegenüber doch wirklich etwas stark! Überhaupt scheint mir der Herr von Manieren keine Ahnung zu haben. Paßt

übrigens zu seiner ganzen sonstigen Gesinnung, dieser Mangel an Respekt. Lesen Sie nur!" —

„Geehrter Herr! Ich gestatte mir als Seelsorger und insbesondere als Pfarrer Ihres Gutes und Dorfes diese Worte an Sie zu richten. Es muß schriftlich geschehen, da Sie mir die Gelegenheit, mich mündlich mit Ihnen zu verständigen, abgeschnitten haben."

„Ich muß erwähnen," schaltete der Kommerzienrat ein — da er vermutete, daß Kriebow im Lesen soweit gekommen sei —, „daß ich den Menschen nicht mehr vorgelassen habe. Er hat mich bereits einmal in ungehöriger Weise zur Rede gesetzt, und dann hatte mir auch mein Sohn mitgeteilt, wie er sich ihm gegenüber geäußert. Daraufhin sah ich mich genötigt, den persönlichen Verkehr abzubrechen. Aber bitte . . . ."

„So bin ich denn auf diesen Weg gewiesen. Und ich richte die ebenso herzliche als dringende Bitte an Sie, Herr von Katzenberg, mir zu helfen bei der Bekämpfung gewisser Mißstände innerhalb Ihres Gutsbezirks, die ohne die Hilfe der Gutsherrschaft nun einmal nicht zu beseitigen sind. Ich weiß, daß ich in Gefahr komme, aufdringlich zu erscheinen, aber ich nehme dieses Odium auf mich; denn ich fasse meinen Beruf so auf, daß ich als Seelsorger nicht nur das Recht, nein, die Pflicht habe, an Herz und Gewissen aller meiner Gemeindemitglieder, vom Niedrigsten bis zum Höchsten, mich zu wenden. Es würde Menschenfurcht bedeuten, wenn mich der Anstoß, den ich dabei erregen könnte, bedenklich machen wollte. Und Menschenfurcht sollte kein Christ, am wenigsten ein Geistlicher, in sich aufkommen lassen.

Ich glaube, Herr von Katzenberg, daß Sie über das, was auf Ihrer Besitzung vorgeht, nicht richtig

unterrichtet sind. Wären Sie es, dann hätten Sie schon längst eingegriffen. Ich will Ihnen hier nicht schildern all die sittliche Verkommenheit, Laster und Unzucht, die in Ihrer nächsten Nähe wuchern — so etwas schreibt sich schwer nieder —, ich will auch hier nicht von der Verwahrlosung sprechen, in der die Arbeiter, vor allem die jungen, dahinleben; für alles das will ich Ihnen, wenn Sie es wünschen, in einer persönlichen Zusammenkunft Beweise bringen, die Sie überzeugen werden. Sagen Sie nicht, daß diese Verhältnisse Sie nichts angingen! Sie gehen einmal jeden erwachsenen, gebildeten, christlichen Menschen etwas an; zu solchen Schäden Stellung zu nehmen aber wird geradezu Pflicht für den, in dessen Hand Macht und Vermögen gelegt sind.

Nochmals also, lassen Sie meinen Ruf um Hilfe nicht ungehört verhallen! Einer gefälligen Antwort gewärtig, Ihr sehr ergebener

P. Grützinger."

„Das ist doch wirklich ein starkes Stück — nicht wahr?" rief der Kommerzienrat, der mit Ungeduld Kriebow beim Lesen gefolgt war. „Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die Naivität oder die Anmaßung. Hier muß ein Exempel statuiert werden!"

Kriebow gab ihm den Brief zurück und fragte: „Was gedenken Sie zu tun?"

„Ich wollte den Brief einschicken an seine Vorgesetzten: den Superintendenten, das Konsistorium, oder wer immer das ist. Aber mein Sohn meint, das würde zu gar nichts führen."

„Wird es auch nicht!" mischte sich hier der Landrat ein. „Dazu ist der Brief viel zu geschickt abgefaßt."

„Aber die aufrührerische Gesinnung ist doch zwischen den Zeilen zu lesen!“ meinte Katzenbergs Vater. „Mit deutlichen Worten sagt er's ja nicht gerade, aber er meint's doch, daß wir: die Großgrundbesitzer, die Herren, die Reichen überhaupt, schuld seien an allem Übel. Wenn das nicht Revolution predigen heißt, dann weiß ich's nicht! Was denkt sich denn der Mensch? Zu wem spricht er denn? Wer trägt denn den größten Teil der Kirchenlasten? Wer zahlt denn die meisten Steuern? So ein Pastor lebt überhaupt nur durch unsere Gnade. Und dabei will er uns vorschreiben, was unsere Pflichten wären! Da hört doch wirklich verschiedenes auf! In meinem ganzen Leben ist mir eine solche Frechheit noch nicht vorgekommen.“

Der Kommerzienrat hatte sich in große Hitze geredet. Auf Kriebow wirkte er unwillkürlich komisch, wie er mit hervortretenden Augen, emporgezogenen Brauen, heftig gestikulierend, die Worte hervorsprudelnd, sich immer mehr ereiferte.

Der Sohn mochte die Wirkung bemerken, die seines Vaters Übertreibungen auf Kriebow hervorbrachten; er fiel dem Alten ins Wort, erläuternd gewissermaßen. „Sie müssen nämlich wissen, was alles vorausgegangen ist, Herr von Kriebow! Pastor Grützinger hat bereits den ganzen Winter über das Aufhetzen systematisch betrieben in Groß-Podar. Dem Sekretär Weinstein, den mein Vater dort hingeschickt hatte zur Vertretung, hat er sein Amt nach Möglichkeit erschwert. Den Gutspächter hat er aufsässig gemacht. Den Pächter des Krugs hat er über seine Pflichten und Rechte belehren wollen. In die Arbeiterverhältnisse, die genau so sind wie überall sonst hierzulande, hat er sich gemischt; in allen Katen ist er herumgekrochen und hat Mißstände

aufgestöbert und an die große Glocke gebracht. Man kann sich nicht wundern, wenn meinem Vater das schließlich zu bunt wird."

„Das ist doch die tollste Klassenverhetzung!" rief der Kommerzienrat. „Der Mensch treibt ganz offen sozialistische Propaganda. Wenn wir das ruhig mit ansehen, dann können wir es erleben, daß uns eines Tages das Haus über dem Kopf angezündet wird oder daß wir in die Luft fliegen."

„So weit wird's ja nicht kommen!" schaltete hier der Sohn wieder ein. „Es gibt schließlich noch Mittel und Wege, um so einem Herrn das Handwerk zu legen. Wir sind deshalb zu Ihnen gekommen, Herr von Kriebow . . . ."

„Wir müssen gemeinsam vorgehen!" unterbrach ihn hier der Vater, mit dem der Eifer durchging. „In Groß-Podar haben wir bereits eine ganze Anzahl Leute zusammen, die gegen ihn aussagen wollen. Da ist Weinstein, dann der Pächter vom Gut und der vom Krug, dann verschiedene Katenleute. Es wäre gut, wenn wir in Grabenhagen auch noch einige Stimmen sammeln könnten, denn Groß-Podar allein ist zu wenig. Das Material gegen ihn muß erdrückend sein, verstehen Sie! Mein Sohn meinte, es wäre von Wichtigkeit, wie Sie, als Patron, sich äußern würden, Herr von Kriebow. Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir alle zusammen nicht diesem Pastor ein Bein stellen könnten!" —

Wiederum fiel ihm sein Sohn ins Wort; dem rückte der Vater viel zu schnell mit seinem Plane heraus. Der Landrat war der Kühlere von den beiden und der schärfere Beobachter. Er argwohnte längst, daß Kriebow gar nicht auf ihrer Seite sei in dieser Angelegenheit.

Er hielt es für angezeigt, das erst einmal festzustellen, ehe man weiterging.

„Ihnen ist ja dieser Pastor jedenfalls weit besser bekannt als uns, Herr von Kriebow,“ sagte er. „Sie genießen ihn ja gewissermaßen hier aus erster Hand, wo Sie ihn so dicht vorm Hause wohnen haben. Gewiß haben Sie Ihre Beobachtungen gemacht und können über sein Verhalten den besten Aufschluß geben. Wie denken Sie eigentlich über den Mann?“

Erich von Kriebow schwieg einen Augenblick. Hierauf eine passende Antwort zu finden, war nicht gerade leicht. Sympathisch war ihm Grützinger ja nicht, auch jetzt noch nicht, wo sie sich äußerlich leidlich standen und wo zwischen Herrenhaus und Pfarrerwohnung eine Art von geselligem Verkehr angebahnt war. Der Mensch hatte nun einmal etwas Plebejisches an sich, über das der Kavalier Kriebow nicht hinwegkommen konnte. Aber der Mann hatte ihm doch verschiedenfach durch sein Auftreten Achtung abgerungen. Ihm so einfach das Genick brechen, wie diese beiden es hier wollten, das konnte er unmöglich gutheißen.

Er gab daher zur Antwort, daß er sich zwar persönlich manches anders wünsche an Pastor Grützinger, daß er ihn aber trotz alledem für einen tüchtigen Seelsorger halte, der das Beste seiner Gemeinde wolle.

„Was?“ fuhr der Kommerzienrat auf. „Das soll ein tüchtiger Pastor sein, der bei den Leuten herumgeht und gegen die Herrschaft agitiert, und der solche Briefe schreibt . . . . . .!“

„Herr von Kriebow!“ sagte Katzenberg junior. „Die Vorgeschichte des Mannes ist Ihnen wohl nicht bekannt?“

„O doch! Ich weiß, daß er gemaßregelt worden ist.“

„Und sein Renommee hat sich keineswegs verbessert, seitdem er hier amtiert. Er ist als unruhiger Kopf bekannt. Mir ist der Auftrag geworden von maßgebender Seite, ein Auge auf sein Tun zu haben. Nun hatte ich neulich Gelegenheit, dem Herrn etwas auf den Zahn zu fühlen, und da fand ich denn die Vermutung vollauf bestätigt: Der Mann ist ein Umstürzler!"

„Ja, wie sie jetzt auch auf der Kanzel Mode werden!" fiel der Kommerzienrat ein. „Ein solcher Mann kann unendlichen Schaden bei der Bevölkerung anrichten."

„Und ich meine, Herr von Kriebow," fuhr der Landrat fort: „man sollte sich hüten, dergleichen zu protegieren; vor allem als Gutsherr und Patron sollte man das nicht tun. Vielleicht haben Sie sich noch gar nicht überlegt, was es heißt, einer so anrüchigen Persönlichkeit die Brücke zu treten. Ich glaube nicht, daß Sie das würden verantworten können, Herr von Kriebow!"

Jetzt wurde es dem Grabenhäger zu viel. Das hatte ihm gerade noch gefehlt, sich von John Katzenberg Lektionen erteilen zu lassen.

„Ich will Ihnen was sagen, meine Herren!" erwiderte Kriebow — wie immer, wenn er sich erregte, ziemlich überstürzt. — „Daß ich dem Pastor die Brücke trete, davon ist gar keine Rede! Mir kommt es nur nicht richtig vor, einen Mann so rücklings zu überfallen, Stimmen sammeln gegen ihn bei der Gemeinde, ihn bei seiner Behörde anschwärzen, damit die ihn abhalftern soll. Das geht mir einfach gegen den Strich! Solch ein Vorgehen, mag es gerichtet sein gegen wen es will, nenne ich nicht vornehm. Unternehmen Sie, was Sie wollen, gegen den Pastor, aber

mich lassen Sie gefälligst aus dem Spiele; ich mache da nicht mit!"

Der Kommerzienrat wollte mit gekränkter Miene hierauf etwas erwidern. Aber der Sohn machte ihm ein Zeichen zu schweigen.

„Wir müssen Herrn von Kriebow die Verantwortung für das, was er tun oder nicht tun will, überlassen," sagte der Landrat.

John Katzenberg war wie immer äußerlich durchaus korrekt geblieben; aber sein Auge konnte er doch nicht verstellen. Der Blick, den er Kriebow zuschoß, belehrte diesen, daß er ihm das „nicht vornehm" im Leben nicht vergessen werde.

Nur um die Form zu wahren, blieb man noch eine kurze Weile beisammen. Ein Gespräch wollte nicht wieder aufkommen.

Dann erhoben sich Vater und Sohn und verabschiedeten sich in frostig steifer Weise vom Hausherrn.

XXXIII.

Die Ragatziner Klavens waren zum Gegenbesuch in Grabenhagen gewesen. Kriebows Hoffnung, daß man in Frau von Klaven endlich eine Dame kennen lernen werde, die für Klara ein passender Umgang sein möchte, hatte sich erfüllt.

Frau von Klaven stammte aus gräflicher Familie. Ihr Vater war Berufssoldat. Von sechs Schwestern war sie die älteste. Da Vermögen auf beiden Seiten nicht vorhanden war, hatten sie lange aufeinander warten müssen. Seit drei Jahren war man nun verheiratet; ein zweijähriges Kind und ein Baby waren im Haus.

Obgleich die Frauen im Alter nicht übereinstimmten, hatten sie sich schnell aneinander angeschlossen. Es half da jene vornehme Selbstverständlichkeit mit, die der Frau aus guter Familie den Umgang mit ihresgleichen so erleichtert.

Frau von Klaven war bisher so gut wie gar nicht mit der Nachbarschaft in Verkehr getreten, weil man nicht auf dem Fuße zu leben vermochte, der in den Häusern ringsum üblich. Und sich über die Achsel ansehen zu lassen, dazu war man zu stolz.

Der Ragatziner ging wenigstens auf Jagden und sah als Mitglied der Kreisverwaltung und Landschaft die Nachbarn hie und da, aber seine Gattin lebte in völliger Zurückgezogenheit. Der einzige Freund, der viel im Hause verkehrte, war Merten, als nächster Nachbar. So lieb und wert aber auch Klavens den bewährten Freund hielten, ganz konnte der alte Junggeselle ihnen den Umgang mit anderen doch nicht ersetzen. Vor allem Frau von Klaven empfand das begreifliche Bedürfnis, sich mit einer Frau aus ihrer Gesellschaftssphäre auszusprechen.

Die beiden Familien hatten also verabredet, daß sie einander sehen wollten, so oft es ihnen die Zeit erlaube, ohne sich gegenseitig durch Dinereinladungen und steife Nachmittagsbesuche zur Last zu fallen.

Eines Tages im August schrieb Frau von Klaven an Klara, daß am Sonntag in Ragatzin das Erntefest begangen werde, und ob sie nicht daran teilnehmen wollten.

Kriebow freute sich über diese Einladung, vor allem um Klaras willen. Er selbst hatte ja in seiner Jugend manche „Austköst" mitgemacht, aber für Klara

war es etwas Fremdes; in ihrer Heimat gab's dergleichen nicht.

In Grabenhagen war während der letzten Jahre, unter Heilmanns Regiment, die Feier weggefallen. Das „Streichelbier" hatte man abgelöst durch bares Geld. Wenn die Leute überhaupt tanzten, dann geschah es im Krug, aber ohne Erntekrone und Altenspruch. Der Grabenhäger hatte beschlossen, in Zukunft den Leuten wieder ihr Fest in althergebrachter Weise auf dem Gutshofe zu geben.

Man fuhr also nach Ragatzin. Das Haus lag an der kurzen Seite eines langen Gutshofes. Es war mäßig groß, einstöckig, einer Pächter- oder Inspektorwohnung ähnlicher als einem Herrenhause. Ein paar schlanke Lindenbäume standen davor, die das Dach hoch überragten. Der geräumige Hausflur war mit Ziegelsteinen gepflastert und heute zum Erntefest mit Girlanden, Kränzen und Zweigen ausgeschmückt.

Bald nachdem Kriebows angekommen waren, nahm das Fest seinen Anfang. Von der Scheune her kam der Zug heran: Die Gutsleute unter Vortritt einiger Musikanten. Von zwei Mädchen wurde die Krone auf Stangen getragen; sie war aus Taxus geflochten, Ähren von allen Getreidearten dazwischen und mit Rauschgold und bunten Bändern verziert.

Vor der Haustür erwarteten Herr und Herrin mit ihren Gästen die Leute. Jetzt schwenkte der Zug ein, machte halt und Front. Im Halbkreis stellten sich die Arbeiter um die Herrschaft auf. Dann traten die Kranzjungfrauen vor mit ihrer Krone. Die eine von ihnen, ein etwa achtzehnjähriges schmuckes Mädchen, sagte folgenden Spruch:

„Guten Tag, ihr Herrschaft insgemein,
Hier bringe ich mein Kornkränzelein.
Die Garben sind gebunden,
Die Krone ist gewunden.
Der Kranz, der ist vom Neuen,
Der liebe Gott wird uns alle recht sehr erfreuen.
Hier bringen wir dem Herrn den Ährenkranz,
Damit haben wir verdient eine Brategans.
Wir wünschen der Herrschaft soviel Glück und Segen
Als Tröpflein Wasser von dem Himmel regnen,
Wir wünschen Ihnen einen vergoldeten Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch
Und in der Mitte eine Flasche mit Wein.
Das soll der Herrschaft ihre Gesundheit sein.
Der Herr hat gelebet in Frieden und Recht,
Über ihn hat nicht zu klagen weder Mädchen noch Knecht.
Ich wünsche dem Herrn von Nelken einen Gang,
Von Rosen eine Bank,
Von Demant eine Tür,
Von Rosmarin einen Riegel dafür.
Ich wünsche unserer Frau ein schwarzseidenes Kleid,
Was sie kann anziehen in Freud und Leid.
Wir haben geharkt über Berg und Tal
Vom frühen Morgen bis zum letzten Strahl,
Wir haben gebunden allerhand Korn
Ohn' Radel und Drespel, Disteln und Dorn.
Übers Jahr gibt der Herrgott noch besseres Korn.
Wir haben gequält uns bei Tag und bei Nacht,
Wir haben unsere Aust mit Gesundheit vollbracht.
Dafür danken wir Gott auch allezeit,
Daß wir haben unsere Aust nun beiseit'.
Läßt uns Gott noch länger leben,
Wollen wir uns künftig wieder erheben.
Wir haben eingefahren, daß der Sand gestäubt,
Die Herrschaft hat aufgetragen, daß der Tisch sich beugt.
Hui! wie soll es heut abend gehn,
Was unten ist, soll oben stehn!" *)

---

*) Aus verschiedenen alten Sprüchen zusammengestellt.

war es etwas Fremdes; in ihrer Heimat gab's dergleichen nicht.

In Grabenhagen war während der letzten Jahre, unter Heilmanns Regiment, die Feier weggefallen. Das „Streichelbier“ hatte man abgelöst durch bares Geld. Wenn die Leute überhaupt tanzten, dann geschah es im Krug, aber ohne Erntekrone und Altenspruch. Der Grabenhäger hatte beschlossen, in Zukunft den Leuten wieder ihr Fest in althergebrachter Weise auf dem Gutshofe zu geben.

Man fuhr also nach Ragatzin. Das Haus lag an der kurzen Seite eines langen Gutshofes. Es war mäßig groß, einstöckig, einer Pächter- oder Inspektorwohnung ähnlicher als einem Herrenhause. Ein paar schlanke Lindenbäume standen davor, die das Dach hoch überragten. Der geräumige Hausflur war mit Ziegelsteinen gepflastert und heute zum Erntefest mit Girlanden, Kränzen und Zweigen ausgeschmückt.

Bald nachdem Kriebows angekommen waren, nahm das Fest seinen Anfang. Von der Scheune her kam der Zug heran: Die Gutsleute unter Vortritt einiger Musikanten. Von zwei Mädchen wurde die Krone auf Stangen getragen; sie war aus Taxus geflochten, Ähren von allen Getreidearten dazwischen und mit Rauschgold und bunten Bändern verziert.

Vor der Haustür erwarteten Herr und Herrin mit ihren Gästen die Leute. Jetzt schwenkte der Zug ein, machte halt und Front. Im Halbkreis stellten sich die Arbeiter um die Herrschaft auf. Dann traten die Kranzjungfrauen vor mit ihrer Krone. Die eine von ihnen, ein etwa achtzehnjähriges schmuckes Mädchen, sagte folgenden Spruch:

„Guten Tag, ihr Herrschaft insgemein,
Hier bringe ich mein Kornkränzelein.
Die Garben sind gebunden,
Die Krone ist gewunden.
Der Kranz, der ist vom Neuen,
Der liebe Gott wird uns alle recht sehr erfreuen.
Hier bringen wir dem Herrn den Ährenkranz,
Damit haben wir verdient eine Brategans.
Wir wünschen der Herrschaft soviel Glück und Segen
Als Tröpflein Wasser von dem Himmel regnen,
Wir wünschen Ihnen einen vergoldeten Tisch,
Auf allen vier Ecken einen gebratenen Fisch
Und in der Mitte eine Flasche mit Wein.
Das soll der Herrschaft ihre Gesundheit sein.
Der Herr hat gelebet in Frieden und Recht,
Über ihn hat nicht zu klagen weder Mädchen noch Knecht.
Ich wünsche dem Herrn von Nelken einen Gang,
Von Rosen eine Bank,
Von Demant eine Tür,
Von Rosmarin einen Riegel dafür.
Ich wünsche unserer Frau ein schwarzseidenes Kleid,
Was sie kann anziehen in Freud und Leid.
Wir haben geharkt über Berg und Tal
Vom frühen Morgen bis zum letzten Strahl,
Wir haben gebunden allerhand Korn
Ohn' Radel und Drespel, Distzeln und Dorn.
Übers Jahr gibt der Herrgott noch besseres Korn.
Wir haben gequält uns bei Tag und bei Nacht,
Wir haben unsere Aust mit Gesundheit vollbracht.
Dafür danken wir Gott auch allezeit,
Daß wir haben unsere Aust nun beiseit'.
Läßt uns Gott noch länger leben,
Wollen wir uns künftig wieder erheben.
Wir haben eingefahren, daß der Sand gestäubt,
Die Herrschaft hat aufgetragen, daß der Tisch sich beugt.
Hui! wie soll es heut abend gehn,
Was unten ist, soll oben stehn!" *)

---

*) Aus verschiedenen alten Sprüchen zusammengestellt.

Als sie geendet, überreichte die Sprecherin mit einer artigen Verbeugung dem Gutsherrn die Krone, der sie wiederum an seine Frau gab.

Klaven ergriff das Wort zu einer kurzen Ansprache, in der er den Leuten dankte für ihre fleißige Arbeit, durch die ihm die Ernte gut und unversehrt eingebracht sei. Zum Zeichen des Dankes bitte er sie heute zu Gaste; sie möchten in das Herrenhaus treten.

Das geschah. Die Musikanten nahmen Aufstellung. In der Mitte der Haushalle, an der Decke, wurde die Krone befestigt. Der Herr eröffnete den Tanz mit der Vormagd, die Herrin tanzte mit dem Vorschnitter.

Auch Kriebow mischte sich bald unter die Tanzenden, während Klara, in der Tür eines Nebenraumes sitzend, dem Feste nur aus der Entfernung zusah. Sie und die Kinder hatten sich schnell zueinander gefunden; die kleine Zweijährige schmiegte sich an die neue Tante an, und Frau von Klavens Baby lag auf ihrem Schoße.

Walzer, Polka und andere Rundtänze wechselten mit Charaktertänzen, zu denen ein Lied gesungen und in die Hände geklatscht wurde. Dann führten einige junge Leute eine drollige Pantomime auf; einer war der Schäfer, ein anderer der Hund, und wieder andere stellten die Schafe dar. Die übrigen Festgenossen halfen den Schafen, die der Hund in eine Ecke treiben sollte. Dabei gab es viel Lärm, Gelächter und harmlose Ausgelassenheit, die mit innigstem Behagen von alt und jung genossen wurde. Die Sache endete drastisch mit der Schafschur.

Nachdem man sich so eine geraume Weile hindurch belustigt hatte, ließ der Gutsherr eine Pause eintreten. Jetzt könnten sie in die Leutestube gehen zum Essen, und ein Faß Bier sei auch nicht fern. Später sollte

ihnen gewährt sein, den Tanz auf der Scheunentenne fortzusetzen. Nun leerte sich die Halle schnell, denn die Leute wußten, daß ihrer Schweinebraten mit Backpflaumen und Klößen wartete.

Die Damen erklärten nun, die Kinder zu Bett bringen zu wollen, und Klaven forderte Kriebow auf, die Stunde zu benutzen, um einen Gang ins Freie zu unternehmen.

Die beiden schritten durch die nächsten Schläge, einem Feldwege folgend, dem Flusse zu.

Ragatzin lag an einem schiffbaren Wasserlaufe. Plötzlich tauchte aus dem Grün der Uferwiesen ein großes graubraunes Segel auf, das aussah, als zöge es auf dem Lande dahin. Der Fluß hatte eine kaum bemerkbare Wasserkante und zog träge, in vielen Krümmungen, fast ohne Fall, im flachen Gelände dahin.

„Wollen Sie mal die Stammburg der Klavens sehen?“ fragte der Ragatziner.

Kriebow sah ihn ungläubig an; wo sollte hier weit und breit etwas einer Ritterburg Ähnliches sein?

„Warten Sie mal! In einer Viertelstunde sollen Sie auf einem Turme stehen, von dem aus man sechs große Güter liegen sieht.“

Indem sie dem Flusse den Rücken wandten, schritten sie über Stoppelfelder und Stürzen einem Waldstück zu, das, ein dunkles Viereck, mitten in der Flur lag. Kein Weg führte, wie's schien, dorthin, ringsum dehnten sich sumpfige Wiesen, aus denen sich der Wald wie eine Festung erhob. Unter den Bäumen war es um diese Tageszeit schon dämmerig; ein letzter Sonnenstrahl warf noch hier und da seine flimmernden Goldlichter durch das Gewirr von Tanne, Kiefer und Buche. Üppig wucherte Gestrüpp und Unterholz vom Boden zu den

schlanken Stämmen der Hundertjährigen empor. Plötzlich aus dem Dickicht auf eine Lichtung tretend, stand man vor einem altersgrauen Mauerwerk.

Aus einem Schutthaufen ragte ein klobiger Turm, kreisrund, von Feldsteinen erbaut. Ringsum Mauerreste, da und dort ein Fensterbogen oder eine Türeinfassung aus Stein erhalten, die feuergeschwärzte Brandmauer, ein Kellerhals. Auf diesen Trümmern einer ehemaligen Wohnstätte wucherte eine üppige Vegetation von Brombeerranken, Farren, Gräsern und Stauden, und schon hatten einige Birken Fuß gefaßt und trieben ihre weißen Stämmchen am dunklen Gestein empor.

Klaven ließ seinen Gast eine Zeitlang den überraschenden Anblick genießen, dann zog er einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete damit die Tür zum Turm.

„Sie können sich getrost der Stiege anvertrauen, die habe ich erst eingebaut," sagte Klaven und stieg vor Kriebow die Holztreppe empor. Eine Zeitlang befand man sich wie in einer Esse; aber oben auf der Plattform herrschte volles Licht. Eben verschwand die Sonne dunkelrot und vergoldete noch einmal Turmzinnen und Wipfel.

„Dort haben Sie Ihr Grabenhagen, draußen über den Pröklitzer Tannen." Kriebow folgte Klavens ausgestrecktem Arme. Dort in der Ferne das Blaue! Das waren die Bäume seines Parkes.

„Und dort mehr links ist Langendamm; das ahnt man auch gerade nur," fuhr Klaven erklärend fort. „Aber hier Pröklitz, mit seinem mächtigen Kasten, den Udo Warden sich da hingesetzt hat, sieht man ja von überall her."

„Richtig! Und dort ist Groß-Podar," fiel Kriebow ein, der sich zu orientieren begann. „Weht da nicht so was wie eine Flagge gegen den Horizont?"

„Jawohl! Als Zeichen, daß der Herr Kommerzienrat zu Hause sind.“

„Ernsthof müßte man doch auch von hier sehen können.“

„Weit drüben jenseits des Flusses. Und hier unten mein Ragatzin; da haben Sie die sechs Güter beisammen. Die paar Meter, die man hier über dem Grunde steht, geben solche Aussicht. Man kann sich ganz gut denken, daß der Platz früher uneinnehmbar gewesen ist. Die Städter haben die Klavenburg einige Male belagert und sind immer unverrichteter Sache abgezogen. Erst die Schweden haben sie eingeschossen, und das Dorf, das hier ringsum stand, wo jetzt Wald ist, eingeäschert. Mein Urgroßvater hat da unten die neue Hofanlage gemacht.“

„Ja, Ihre Vorfahren sind mächtige Leute gewesen, mein lieber Klaven,“ sagte Kriebow. „Im letzten Winter habe ich ein wenig in diesen Sachen gestöbert. Die Klavens und die Kriebows haben hier mal die ganze Gegend besessen. Daneben sind allenfalls noch die Pantins gewesen. Später erst sind die Ruhbecks und die Wardens aufgekommen. Wenn man denkt, wie schnell sich so etwas ändert! Die Ruhbecks sind raus, die Wardens sind raus, Pantins pfeifen auf dem letzten Loche, und unsereiner muß die Ohren steifhalten, um nicht den Weg der anderen zu gehen!“ —

Klaven erwiderte nichts darauf. Man betrachtete die Aussicht noch eine Zeitlang, dann begab man sich auf den Rückweg, denn der Abend begann hereinzubrechen.

„Ja, es geht reißend, wenn in eine Familie einmal der Zusammenbruch kommt!“ sagte Klaven, nachdem man schon eine Weile gegangen war. „Mein Vater

war kein Verschwender, bewahre. Aber der Gedanke, Ersparnisse zu machen, ist ihm auch nie gekommen. Er gehörte noch zu der Generation, die verwöhnt war durch schöne Gutserträge. Und als dann die schlechteren Zeiten kamen für den Landwirt, wurde eben im alten Stile weitergelebt. So wäre es meinem Vater ganz undenkbar erschienen, einen Sohn bei der Infanterie eintreten zu lassen. — Haben Sie meinen Bruder Bernhard nicht gekannt?"

Kriebow entsann sich dieses Bernhard von Klaven ganz gut. Als er noch das Gymnasium der Kreisstadt besucht hatte, war dort Leutnant Klaven der Löwe der Garnison gewesen. Erich von Kriebow, in dem sich der angehende Sportsmann zu regen begann, hatte ihn als schneidigen Reiter bewundert und seine Erfolge auf der Rennbahn mit Herzklopfen verfolgt. Später war dieser Klaven plötzlich von der Bildfläche verschwunden; wie Kriebow vermutete, hatte ihm etwas wenig Rühmliches den Hals gebrochen.

„Ja, ich entsinne mich Ihres Bruders aus meiner Pennälerzeit. Es war doch der Klaven, der auf ‚Kundri' die Armee gewann?"

„Derselbe!"

„Was ist eigentlich aus ihm geworden?"

„Wir wissen nicht einmal, ob er noch lebt; seit Jahren schreibt er nicht mehr. Zuletzt war er Bereiter in einem Tattersall drüben. Mein Bruder hatte nach einem Rennen, bei dem er Erster geworden war, im Siegesturkel leichtsinnig gejeut und eine bedeutende Summe an Leute verloren, die ihn nicht wieder heraus-lassen wollten. Anstatt sich nun meinem Vater, oder mir, oder einem Freunde anzuvertrauen, wendet er sich an einen Mann, den Sie auch kennen werden: Feige!"

„Feige!“ rief Kriebow. „Ob ich den kenne! — Damals muß ja übrigens noch der Alte gelebt haben.“

„Feige junior war der Zutreiber. Der alte Wucherer gab das Geld. Die Feiges also deckten die Schuld. Wohlweislich hatten sie sich schriftlich und mündlich von meinem Bruder das Ehrenwort verpfänden lassen, daß er bis zu dem und dem zahlen werde. Dann, als mein Bruder nicht zahlen konnte, wurde prolongiert und dabei wurden unsinnige Zinsen angeschrieben. Feiges kannten meinen Vater, wußten ganz genau, daß er in seiner blinden Liebe unfähig sei, den Jungen fallen zu lassen. Darauf bauend fingen die Juden nun das bekannte Kesseltreiben an: Meines Bruders Wechsel wurden weitergegeben, Leute rückten ihm auf die Bude, die er nie gesehen, welche ihn mit angeblich zedierten Forderungen ängstigten; dann mußte er Pferde annehmen, Wein, Zigarren, zu horrenden Preisen. Damit wuchs die Schuld ins Riesenhafte. Mein Bruder verlor den Kopf, und eines Tages ließ er sich verleiten, schrieb den Namen seines Vaters als Bürgen auf einen Wechsel. Die Feiges machten Schluß, präsentierten meinem Vater die ganze Forderung. Mein Vater deckte die Schuld und war damit ein ruinierter Mann. Und das Opfer war außerdem ganz umsonst gewesen; mein Bruder konnte trotzdem nicht gehalten werden. Die Geschichte mit der Unterschrift war ruchbar geworden, er mußte fort. Unsere Familie war nach diesem Aderlaß nicht mehr imstande, Ragatzin zu halten; es wäre unter den Hammer gekommen; da hat uns der Nachbar da drüben geholfen.“ Er wies mit der Hand in die Richtung, wo Pröklitz lag.

„Merten!“ rief Kriebow.

„Jawohl, Merten!“

„Das ist großartig von dem Manne!“

„Mein Vater hatte ihm mal früher, als Merten noch simpler Gutsbeamter hier in der Nähe war, eine Freundlichkeit erwiesen, und das hat er uns vergolten. Außerdem besaß er Zutrauen zu mir. Er borgte mir zu billigem Zinsfuß und hat es mir auf diese Weise ermöglicht, das Gut zu übernehmen. Mein Vater starb bald darauf, ein gebrochener Mann. Meine Schwestern haben sehen müssen, wo sie blieben; ich konnte ihnen nicht helfen. Eine ist Erzieherin, zweie sind Gesellschafterinnen, eine ist glücklich in einem Stifte untergekommen, nur eine hat geheiratet, aber unter ihrem Stande. So ist die ganze Familie zerstreut. Ich war nicht in der Lage, den Mädchen ein Heim zu bieten; zu schwer hatte ich selbst zu kämpfen, um mich über Wasser zu halten. Nun, jetzt habe ich, Gott sei Dank, eigene Familie. Für mich ist ja die Wendung der Dinge, wie alles schließlich gekommen, zum Segen ausgeschlagen. Sie werden es mir vielleicht schwer glauben, Kriebow, aber auch ich hatte als junger Kerl Anlage zum Leichtfuß. Erst das Unglück meiner Famile hat mich zur Besinnung gebracht. Die Hauptschäden unseres Standes: Leichtsinn und Blasiertheit, habe ich von Grund der Seele verabscheuen gelernt, und ich denke, ich bin dagegen für alle Zeit gefeit. Ich habe müssen der Not ins Auge blicken; da klappt man entweder zusammen, oder man wird hart. Und wissen Sie, Kriebow, den Dünkel legt man auch ab, wenn es einem ergeht wie mir, daß der einzige Mensch, der einem schließlich beispringt, ein ehemaliger Inspektor ist. Dann fängt man unwillkürlich an, Vergleiche anzustellen, und die fallen nicht immer günstig aus für die Standesgenossen. Und trotzdem kann niemand seine Abkunft höher halten, und niemand kann seinen Stand heißer

lieben als ich; aber es geschieht mit blutendem Herzen."

„Ich habe Ihnen das, glaube ich, schon einmal gesagt, Klaven; ich meine: Sie sollten darüber etwas veröffentlichen. Sie würden damit großen Nutzen stiften, denn die wenigsten von uns bekommen so etwas zu hören, und den meisten wäre es sehr gesund! Ich unterschreibe das, was Sie gesagt haben, wörtlich. Mir ist es ja ähnlich ergangen wie Ihnen! Ich bin auch erst durch Erfahrung klug geworden."

„Nein! Ich werde nicht darüber schreiben. Es ist vielleicht nützlicher, man betätigt seine Ansichten, indem man sie im Leben befolgt, als daß man sie veröffentlicht. Außerdem, der Überzeugung bin ich, würde kein Mensch darauf achten, ob es eine Broschüre mehr oder weniger gibt. Und ich sage mir auch, wem heutzutage, bei dem, was um uns her vorgeht, die Augen nicht aufgehen, dem ist nicht zu helfen, und um den ist es auch nicht schade. Alle Klassen und Stände arbeiten, um emporzukommen; es ist ein Ringen, wie es vielleicht noch nie dagewesen ist. Es handelt sich tatsächlich um unser Erbe, ob wir das behalten sollen, oder ob es uns unwiderbringlich entrissen werden wird. Trotz all der unerhörten Verblendung und geradezu verbrecherischen Gleichgültigkeit, in der viele Standesgenossen dahin leben, kann ich die Hoffnung nicht aufgeben, daß wir Junker noch eine große Zukunft haben. Ja, ich glaube daran, wie an das Evangelium. Das Land ist ohne uns nun mal nicht zu denken! Zu tief sind wir in den Boden eingewurzelt, den wir seit Jahrhunderten kultiviert haben, als daß man uns so einfach herausreißen und beiseite werfen könnte. Wer, frage ich, soll denn an unsere Stelle treten? — Hat man

etwa Reserven zur Hand, die nach uns das Land verteidigen und verwalten könnten? — Etwa die Katzenbergs und Konsorten? Die Welt wird sich wundern, was für Kräfte trotz aller Vergeudung, die getrieben worden ist, noch in uns schlummern. Die faulen Elemente mögen zugrunde gehen! Vielleicht ist der schwere Druck, der jetzt auf uns gelegt ist, ein Segen; das reinigt. Ich wenigstens werde den Pantins, wenn sie kopheister gehen, keine Träne nachweinen. Wer etwas auf sich hält, muß sich zusammenraffen! Mit neuem Geiste müssen wir uns erfüllen! Vieles ist gut zu machen. Eines aber tut vor allem anderen not: wir müssen arbeiten!"

Beide Männer schwiegen. Es war inzwischen dunkel geworden. Man näherte sich dem Gutshofe.

Vor dem Pferdestalle stand ein Wagen, ausgeschirrt. Klaven sagte: „Das ist das Pröklitzer Fortkommen. Wäre auch die erste Austköst gewesen, wo der alte Merten uns im Stiche gelassen hätte!"

Man hörte von der Leutestube her Musik, Stimmen und das Schurren der Tanzenden. Im Wohnzimmer aber trafen sie beim Schein der Familienlampe Merten in eifriger Unterhaltung mit den beiden Damen.

* * *

Die Ernte war in diesem Jahre reichlich ausgefallen. Erich von Kriebow fühlte sich geneigt, das *seiner* Tätigkeit zuzuschreiben; das Auge des Herrn! Darin lag doch eben etwas ganz Besonderes! — Aber schließlich mußte er vor sich selbst zugeben, daß er Glück gehabt habe. Von oben war der Segen gekommen, Regen und Sonnenschein in der Wachstums-

periode günstig verteilt, gerade wie bestellt für Boden und Lage von Grabenhagen.

Inspektor Heilmann war nun auch fort, nachdem er sich überzeugt hatte, daß es keine Aussicht für ihn gebe, die frühere Stellung wieder zu erobern. Nun wo ihm von seinem ehemaligen Herrn eine zureichende Pension ausgesetzt war, hatte er sich zu seiner Schwester in die Stadt zurückgezogen. Niemand in Grabenhagen trauerte über sein Verschwinden. Kriebow sah mehr und mehr ein, wieviel ihm der Beamte geschadet, der zwischen ihm und den Gutsleuten gestanden hatte. Die Leute aber atmeten auf und faßten bald Zutrauen zu dem neuen Regiment. Wenn sich der junge Gutsherr auch gelegentlich vergriff und offenkundige Fehler machte, so sagten sich die Älteren und Erfahrenen unter den Gutstagelöhnern: „Uns Herr von Kriebow is man jung, un hei kann dat jo nich allens weeten, öwerst hei wadd dor bald 'nog hinner kamen!" Die Hauptsache war, sie sahen, daß er den guten Willen hatte, gerecht zu sein, und daß er selbst mit ganzem Herzen bei der Sache war. Das flößte auch den Leuten Liebe zur Sache ein und gab der ganzen Wirtschaft Schwung und Zug, die früher, Heilmanns Antreiben und Chikanieren zum Trotze, nicht zu erreichen gewesen waren.

Eines Vormittags beaufsichtigte Kriebow weit draußen an der Grenze von Groß-Podar das Pflügen seiner Knechte auf dem sogenannten „Buernkamp". Das war jenes abgelegene Feldstück, welches durch das Schulzengut von der übrigen Grabenhäger Rittergutsflur abgetrennt wurde. Ursprünglich war hier wohl Bauernland gewesen, das später zum Rittergute eingezogen worden war. Jetzt bildete der Buernkamp einen Schlag, dessen Bewirtschaftung nicht ganz leicht war,

denn der einzige Zugangsweg führte an der ganzen Länge des Schulzengutes hin und schließlich durch eine bei nasser Witterung überhaupt nicht passierbare Wiese. Außerdem war es immer schwer, die Leute hier draußen bei der Arbeit zu überwachen, wenn man nicht durch den Tuleveitschen Hof reiten wollte.

Heute traf es sich nun, daß auf dem anliegenden Felde des Schulzengutes ebenfalls gepflügt wurde. Die beiden Tuleveits, Karl und Otto, gingen hinter dem Pfluge her, mit ihren Knechten um die Wette arbeitend.

Kriebow ritt zu ihnen hinüber, um sie zu begrüßen und sich nach dem Ausfall der Ernte bei ihnen zu erkundigen. Der Körnerertrag war auch auf dem Schulzengute zufriedenstellend. Dann sprach man über die Herbstbestellung, und bald war ein lebhaftes Gespräch zwischen dem Gutsherrn und den beiden Bauernsöhnen über die beiderseitige Grenze weg im Gange.

Der Vorarbeiter auf dem Kriebowschen rief aus, daß Mittagspause sei. Darauf kehrten die Gespanne heim, den weiten Weg an dem Schulzengut hin nehmend, um zeitigstens in einer dreiviertel Stunde zum Gutshofe zu gelangen, der doch querfeldein in zehn Minuten zu erreichen gewesen wäre.

„Ich will euch nun aber nicht länger aufhalten," sagte Kriebow zu den Brüdern, das Gespräch abbrechend. „Ihr wollt jedenfalls auch Mittag machen."

Karl, der ältere, machte seinem Bruder ein Zeichen; darauf trat Otto vor: „Herr von Kriebow! Wir hatten immer schon mal mit Ihnen sprechen wollen. Mein Bruder meinte: ich sollte zu Ihnen gehen, weil Sie mich von früher her besser kennen. Und ich dachte wieder: er könnte es tun, weil er doch am Ende der Besitzer ist. So ist immer nichts daraus geworden. Aber da

Sie nun heute hier sind, würden Sie uns da gütigst Gehör schenken?"

Der Gutsherr war selbstverständlich gern dazu bereit. Karl Tuleveit schlug vor, sich in den nahen Schulzenhof zu begeben. Kriebow ritt voraus, die Brüder folgten mit ihren Gespannen. Im Hofe angekommen, wurde ihm sein Pferd abgenommen. Man betrat das Haus.

Erich von Kriebow war es zumute, als müsse ihnen hier Mutter Tuleveit entgegentreten, mit ihrem freundlichen Lächeln. Aber das waren ja vergangene Zeiten, die nimmer wiederkehren konnten! Eine andere Wirtin war jetzt im Hause, zu der man keine Beziehungen hatte.

Aus einer Tür drängten sich blonde Kinder in verschiedenen Altersstufen; sie betrachteten den fremden Herrn mit neugierigen Blicken.

„So stark ist die Familie schon!" sagte Kriebow zu Karl Tuleveit und dann sich zu Otto wendend: „Wie die Zeit vergeht! Mir ist es, als wäre es gestern gewesen, daß w i r hier herumsprangen."

Das war das einzige Wort, welches über die Vergangenheit fiel. Alle drei Männer fühlten den Wunsch, was begraben war, in seiner Ruhe zu lassen.

Als der Gutsherr in der guten Stube unterm Spiegel auf dem Sofa saß, räusperte sich Karl Tuleveit und begann weitläufig seine ganze Leidensgeschichte zu erzählen: wie er durch die schlechten Jahre, durch mannigfaches Unglück, aber auch durch eigene Fehler in die Hände Isidor Feiges geraten sei. Er war eben jung gewesen und unerfahren und habe es nicht besser verstanden.

„Und sehen Sie, Herr von Kriebow!" fuhr er fort,

„nun hatte ich mich doch mit meinem Vater ausgesöhnt. Als er starb, zahlte ich Mutter und Geschwister aus; aber hier mein Bruder hat erklärt, daß er einstweilen sein Erbteil stehen läßt auf dem Gute, unverzinslich sogar. Und nun ist er auch noch selbst da, um mir zu helfen."

„Das ist sehr nett von Ihnen, Otto!" sagte Kriebow zu seinem alten Spielgefährten. „Sehr anständig gehandelt an Ihrem Bruder!"

Der große, starke Bursche errötete wie ein Knabe über das Lob und erwiderte: „Ja, sehen Sie, Herr von Kriebow, ich will doch eben auch nicht, daß das Schulzengut aus der Familie kommen soll; man hängt doch zu sehr daran. Und mein Bruder ist doch nun mal der Ältere und hat auch schon Nachwuchs. Da habe ich mir gesagt: dir nutzen die paar tausend Taler auch nicht viel! Mein Bruder hat's am Ende nötiger, so denke ich."

„Ja, ich hätte mir gar nicht getrauen können, den Hof zu übernehmen, wenn mir Otto nicht so entgegengekommen wäre!" sagte Karl.

„Seht ihr's! So war's das Vernünftigste," meinte Kriebow. „Und nun wird die Sache ja wohl gehen!"

„Das ist eben die Geschichte!" sagte Karl und kratzte sich hinter dem Ohr. „Darüber wollten wir gerade mit Ihnen sprechen, Herr von Kriebow. Es geht eben doch nicht so, wie wir uns das erst berechnet hatten."

Er berichtete nun, wie die Auszahlung von Schwester und Mutter all sein Bargeld aufgezehrt habe. Und nun die alten Schulden, die er hoch zu verzinsen hatte. Das Geld zum Michaelistermin getraue er sich allenfalls noch zu beschaffen, aber was dann später werden

solle, wisse er nicht. Feige warte nur auf den Augenblick, wo er mit den Zinsen im Rückstande bleiben werde, um ihn herauszusetzen aus seinem Gute.

Er schwieg seufzend, mit sorgenvoller Miene. Otto bestätigte das, was der Bruder gesagt hatte, durch Kopfnicken.

„Nun sprich du mal los," sagte Karl zu Otto, „denn du bist doch am Ende, der sich's ausgedacht hat!"

„Das heißt, ausgedacht haben wir's uns eigentlich alle beide; ich bin nur etwas zeitiger darauf gekommen," sagte Otto, sich verteidigend. „Herr von Kriebow! Weil Sie doch neulich so freundlich gegen uns waren und uns sogar in die Stadt mitgenommen haben auf Ihrem eigenen Wagen, da sagten wir uns: ob wir uns nicht an Sie wenden sollten. — Eine Bettelei ist es nicht, Herr von Kriebow!" schaltete er sofort selbst ein, als er die etwas bedenkliche Miene des Gutsherrn bemerkte. „Nein, geschenkt wollen wir nichts! Beide Parteien sollen ihren Vorteil haben, wie es gerecht ist. Es ist ein Handel, den wir vorschlagen. Um das Schulzengut hat sich ja das Rittergut schon viel bemüht. Der Vater hat's nicht hergeben wollen, und wir wollen ja auch nicht. Aber wir haben uns gesagt: Das Rittergut braucht einen Zufahrtsweg zum Buernkamp; warum sollen wir Herrn von Kriebow nicht gewähren lassen, wenn er über unser Grundstück fahren will. Es könnte ja auch ein Stück abgetrennt werden vom Schulzengute — nur ein schmaler Streifen, versteht sich — am Pfarracker hin, damit der Weg herauskommt. Das ist unser Vorschlag."

„Und was würde die Gegenleistung sein von meiner Seite?" fragte Kriebow.

„Herr Feige hat für die Forderungen, die er gegen

meinen Bruder hat, Kautionshypothek eintragen lassen auf das Schulzengut. Es handelt sich jetzt nur noch um zehntausend Mark, das übrige ist abgetragen," sagte Otto.

„Mein Bruder hat das nämlich von Seinem bezahlt!" fiel Karl ein.

„Laß doch!" rief Otto, wieder errötend, mit vorwurfsvoller Miene. „Diese Summe muß noch an Herrn Feige ausgezahlt werden, wenn eine Abtrennung vom Grundstück vorgenommen werden soll. Als Gläubiger kann er das ja verhindern."

„Ich verstehe!" rief Kriebow, „Sie wollen, daß ich die Hypothek erwerben soll, damit niemand etwas in unseren Handel hineinzureden hat."

„So waren unsere Gedanken."

„Ja, liebe Leute!" erwiderte der Gutsherr, „das kommt mir etwas unerwartet. Ich muß mir das erst mal beschlafen, euren Vorschlag. Er hat vieles für sich! Eine kürzere Zufahrt zum Buernkamp würde ja von großem Vorteil sein für meine Wirtschaft. Aber, aber! Ich sitze auch nicht so in der Wolle, wie ihr vielleicht denken mögt. — Von der Hand weisen will ich den Vorschlag auf keinen Fall. Ich werde mit einem Freund darüber sprechen. Kennt ihr Herrn von Klaven auf Ragatzin?"

Ja, den kenne er, erklärte Otto. Als er noch beim Kammerherrn von Witzing in Dienst gewesen sei, habe er auch mit dem Ragatziner hin und wieder zu tun gehabt; das sei ein prächtiger Herr und ein Landwirt, wie er im Buche stehe.

„Darauf kommt's hier an!" sagte Kriebow. „Ich würde Herrn von Klaven bitten, daß er sich mal das Schulzengut ansieht. Würdet ihr euch dem unterwerfen?"

Karl sah seinen Bruder fragend an. Der meinte:

„Das ist nur berechtigt! Herr von Kriebow will doch wissen, auf was er sein Geld darleiht."

Und Karl fügte noch hinzu: „Wir brauchen uns nicht zu scheuen. Das Schulzengut wird vor jedem Sachverständigen bestehen."

Noch am selben Nachmittage ritt Kriebow nach Ragatzin hinüber. Klaven war gern bereit, Kriebows Bitte zu erfüllen und das Schulzengut abzuschätzen.

Einige Tage darauf erschien der Ragatziner in Grabenhagen, begab sich mit Kriebow auf den Schulzenhof und besah Felder und Gebäude. Nach beendeter Besichtigung wurden im Hause Besitzverzeichnis und Karten vorgenommen.

Kriebow sah schon: Er hatte sich in Klaven den richtigen Berater gewählt; der ging mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke. Der Grabenhäger war neugierig, wie Klavens Endurteil ausfallen werde; während der Besichtigung hatte er weder Lob noch Tadel geäußert.

Als sie sich von den Brüdern getrennt hatten und nach dem Herrenhause zurückgingen, sagte Klaven: „Das sind ja ein paar großartige Leute!"

„Nicht wahr! — Das freut mich, daß Sie das auch finden, Klaven!"

„Tüchtig durch und durch und dabei intelligent und mit der Zeit fortgeschritten."

„Und was sagen Sie eigentlich zu dem Schulzengut?" fragte Kriebow gespannt.

„Alte gute Bauernkultur! Jedes Fleckchen ausgenutzt und durchgearbeitet, so wie wir's gar nicht können. Da haben seit Generationen Wirte drauf gesessen, die ihre Sache verstehen; das sieht man auf Schritt und Tritt."

„Ich soll also meine Zehntausend flott machen?“

„Das können Sie mit gutem Gewissen. Das Gut ist sehr wertvoll. Die Leute sind nur gegenwärtig in einer schwierigen Lage, und wenn ihnen unter die Arme gegriffen wird, rappeln sie sich unbedingt auf. Das ist anders als bei unsereinem; wenn ein Großer stürzt, dann gibt es einen tiefen Fall, aber solch ein Kleiner kommt leichter wieder auf die Beine zu stehen. Auf die Art ist Verlaß, das ist zähes, langsam wachsendes Holz. Ein tüchtiger Besitzer macht ein Gut erst wertvoll. Wenn man freilich den Maßstab eines Kreditinstituts anlegt, das auf unbedingte objektive Sicherheit zu sehen hat, dann — das bin ich verpflichtet, Ihnen zu sagen — erscheint die Stelle, an welche Ihre Hypothek zu stehen kommt, exponiert; von Mündelsicherheit ist keine Rede. Aber schließlich sprechen hier noch andere Momente mit, welche das Geschäft für Sie äußerst annehmbar erscheinen lassen. Sie bekommen Ihre Durchfahrt nach dem hinteren Schlage, eine Melioration für Ihre Besitzung, die sich reichlich bezahlt machen wird. Sodann ein mehr ideeller Vorteil: Sie erhalten sich einen tüchtigen Nachbar, mit dem sich leben läßt. Auch würde ich Ihnen raten, sich mit Tuleveits über die Drainage zu einigen. Wenn Sie Ihre hinteren Schläge entwässern wollen, müssen Sie die Stränge unbedingt durch das Schulzengut legen, weil der Fall dorthin geht; das lehrt der Augenschein. Die beiden Brüder sehen mir aufgeweckt genug aus, um den Vorteil zu verstehen, den es für sie haben würde, sich da anzuschließen. Und so gibt es wahrscheinlich noch anderes, wo Ihre beiderseitigen Interessen Hand in Hand gehen.“

„Hm, es ist eigentümlich!“ fiel hier Kriebow ein. „Mein Vater, mein Großvater und andere meiner Vor-

fahren haben sich alle nur erdenkliche Mühe gegeben, den Nachbar da wegzubringen, und ich soll ihm auf die Beine helfen, wo er am Zusammenbrechen ist.“

„Glauben Sie mir, Kriebow, Sie sind in diesem Falle der klügere! Wer allzu gierigen Appetit entwickelt, schlingt Happen herunter, die der Magen nicht verdauen kann. Land haben unsere Vorfahren genug zusammengeschlagen; davon haben sie uns eher zu viel als zu wenig hinterlassen. Wenn sie nur in mancher anderen Beziehung besser vorgesorgt und Haus gehalten hätten! Wenn wir zum Beispiel von der Sorte, wie diese beiden Tuleveits, noch ein paar tausend mehr in der Gegend hätten, so stünde es besser um das Land, und wer weiß, ob es nicht auch für uns selbst ein Segen wäre! — Nein, die Art Nachbarn wollen wir doch schonen! — Und dann noch eines: Gesetzt den Fall, Sie wollten den beiden nicht beispringen, wollten den Dingen ihren Lauf lassen, vielleicht mit dem Hintergedanken: wenn Tuleveits abgewirtschaftet haben, den Hof billig zu erwerben — Sie sollten einmal sehen, wie Sie sich da verrechnet hätten! Der Jude käme Ihnen zuvor, und Sie zögen mit langer Nase ab. Verlassen Sie sich darauf, so würde es sein! Der Anfang ist gemacht, einen Fuß hat Isidor Feige schon drin. Die Schlinge ist geschickt gelegt, daran erkenne ich den Gauner wieder. Und denken Sie mal, was würde das für eine Nachbarschaft werden für Sie!“

„Sie glauben, Feige will das Schulzengut für sich erwerben? Das ist mir doch unwahrscheinlich! Er hat sein Bankgeschäft und wird sich hüten, sich aufs Land zu setzen.“

„Wird er auch nicht tun! Feige rechnet so: Das Schulzengut ist wertvoll, nicht bloß durch Bodenqualität

und Gebäude; es hat auch Spekulationswert, durch seine Nachbarschaft."

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, Groß-Podar ist nicht weit, und der Kommerzienrat ist ein zahlungsfähiger Mann. Herr von Katzenberg hat ja bereits im eigenen Dorfe, wie ich höre, mit Erfolg angefangen, kleinere Besitzer auszukaufen; warum sollte ihm nicht auch der Schulzenhof gefallen? Wie ich meinen Feige kenne, steckt irgend solch ein Plan im Hintergrunde, sonst würde er es nicht so scharf haben auf das Grundstück."

„Den Teufel auch!" rief Kriebow, „an diese Möglichkeit habe ich noch gar nicht gedacht!"

„Ja, mein Lieber, Sie wären ein Tor, wenn Sie hier nicht dazwischensprängen. So haben Sie die Gelegenheit, ein gutes Werk zu tun und gleichzeitig ein Geschäft zu machen. Diese Gelegenheiten, vereinigt, sind äußerst selten; denn die guten Werke sind für gewöhnlich nicht einträglich, und die guten Geschäfte schädigen meistens den Nebenmenschen. Hier aber wird höchstens dem Feige ein Strich durch die Rechnung gemacht, und das ist das besondere Gaudium, was ich bei der ganzen Sache noch als Zugabe habe."

XXXIV.

Die Manöver des Gardekorps hatten in der Gegend begonnen. Auch Grabenhagen bekam seine Einquartierung. Das war eine anstrengende Zeit für Hausherr und Hausfrau.

Erich von Kriebow wußte es ja nur zu gut von seiner Dienstzeit her, wie angenehm es empfunden wird, wenn man im Manöver ein gutes Bett, nettes Zimmer,

wohlgepflegte Küche und gutversorgten Keller vorfindet. Er wußte aber auch, wie schwer zufrieden zu stellen oft der Soldat ist; was hatte er selbst räsoniert über mangelhafte Verpflegung! — Er tat sein möglichstes; es wäre ihm doch auch zu peinlich gewesen, wenn sein Haus schlecht bestanden hätte vor den Gästen, unter denen er manchen persönlichen Freund besaß.

An den Hauptschlachttagen legte er Uniform an und ritt mit hinaus. Er hatte die Freude, sein Regiment einige Attacken reiten zu sehen. Beim großen Biwak suchte er seine alte Schwadron auf und verteilte Wein und Zigarren.

An einem Rasttage veranstaltete der Hetzklub ein Rennen. Kriebow setzte sich dazu auch noch mal in den Rennsattel. Aber er merkte, daß die Zigeunerin, die ihn mehr als einmal durchs Ziel getragen hatte, inzwischen doch etwas steif geworden war, und da ihn das brave Pferd dauerte, stoppte er nach tausend Metern ab.

In Groß-Podar lag eine große Anzahl Offiziere einquartiert, unter ihnen auch ein wirklicher Prinz.

Kommerzienrat von Katzenberg plante zu Ehren seines Gastes ein großartiges Manöverfest zu geben Der Ball sollte am Sonntagabend vor dem Rückmarsch der Truppen stattfinden. Wieder war Mira Pantin diejenige, welche auf Wunsch des Kommerzienrats das Arrangement des Ganzen zu übernehmen hatte. Sie wohnte seit Beginn des Manövers in Groß-Podar und sorgte für Unterhaltung der Gäste.

Seit einiger Zeit hatte sich in den Anschauungen der Nachbarn ein Umschwung vollzogen; die Stimmung war den Katzenbergs nicht mehr so günstig wie vordem. Der Prunk, den der Besitzer von Groß-Podar bei

jeder Gelegenheit entwickelte, fing an, die Leute zu verdrießen; man fühlte in der Nähe dieses Geldmannes die Leere des eigenen Beutels doppelt unangenehm. Dazu kam, daß die Freundschaft zwischen dem Landrat und Mira Pantin anfing, Verdacht zu erregen. Anfangs hatte man die Protektion, welche Mira dem jungen Menschen angedeihen ließ, für den Deckmantel angesehen, unter dem Kari und John ein Paar werden sollten; aber jetzt, wo der Landrat sich schon längst nicht mehr ernsthaft um Kari kümmerte, wurde die wahre Gestalt dieses Verhältnisses mehr und mehr offenkundig. Und Mira nährte diese Stimmung noch durch ihr herausforderndes Auftreten. Mehr noch als durch ihre Koketterie machte sie böses Blut durch ihr schnodderiges Mundwerk. Neulich hatte sie sich über die Toiletten einiger würdiger Damen in unverblümter Weise aufgehalten; das war kolportiert worden und an das Ohr der Verhöhnten gedrungen. Man sagte: sie habe gut reden; ihren Toilettenaufwand bestreite wahrscheinlich der Kommerzienrat für die Dienste, die sie ihm als dame d'honneur leiste.

Man entrüstete sich ernsthaft. Die Katzenbergs hätten den Luxus und das Protzentum eingeführt, hieß es, und Mira verdürbe die Moral. Der alte gute, solide Ton der Gegend sei gefährdet. Die Mütter erklärten, ihre Töchter nicht mehr nach Groß-Podar gehen zu lassen, des schlechten Beispiels wegen, das sie dort sähen.

Der Kommerzienrat begriff nicht, warum er Absage auf Absage erhielt. Die Nachbarschaft konnte sich doch wirklich nicht über ihn beklagen! Es war alles geschehen, es den Leuten angenehm zu machen in Groß-Podar; er hatte sich's doch bedeutende Summen kosten lassen, den Gästen zuliebe.

Er sprach mit Mira Pantin, ließ ihr Vorwürfe hören darüber, daß ihn die Damen der Nachbarschaft im Stiche ließen, machte sie verantwortlich dafür, wenn aus dem Feste nichts würde.

Mira lehnte jede Verantwortung ab; sie erklärte: „Ich habe Ihnen das gleich gesagt, mein Lieber, hauen Sie nicht so auf, damit ärgern Sie die Leute bloß! Das ist doch ganz klar! Warum müssen Sie denn den Mitmenschen immerwährend Ihren Mammon unter die Nase reiben? — Das hat unsere braven Krautjunker verletzt, und nun bleiben sie Ihnen weg, wie Röhrwasser, grade wo Sie sie brauchen."

Immer neue Absagen liefen ein; der Grabenhäger sagte ab für sich und seine Frau, ohne überhaupt einen Entschuldigungsgrund anzuführen. Kammerherr von Witzing mit Frau und Töchtern sagte ab, ebenso der Purgaster Merrwitz. Der Ernsthöfer Tichow nahm nur für seine Person an. Der Kommandeur der Dragoner entschuldigte seine Damen mit einem ganz nichtigen Grunde. Es wurde immer ärger; nun fingen natürlich auch die anderen Regimentsdamen an zu streiken.

Des Kommerzienrats Laune verschlechterte sich mit jeder neu einlaufenden Post. Die Sache war so schön erdacht gewesen: Man hatte der Nachbarschaft gegenüber mit dem prinzlichen Gast prunken wollen, und wiederum der Hoheit hatte man zeigen wollen, daß man die erste Violine spiele in der Gegend. Welche Blamage, wo man Ball angesagt hatte, kam nicht ein Dutzend tanzende Damen zusammen! —

Es wurde Familienrat gehalten. Frau von Katzenberg, die von vornherein nicht für dieses Fest gewesen war, wünschte, daß der Ball abgesagt werden sollte. Aber sie wurde überstimmt von Mann und Kindern.

Den gewichtigsten Grund für das Abhalten des Festes wußten die Töchter anzuführen: Sie waren von dem Prinzen bereits je zu einem Tanze engagiert worden. Das war doch unmöglich rückgängig zu machen! Nie in ihrem Leben hatten diese Mädchen noch mit einem Prinzen von Geblüt getanzt; sollte ihnen das so hart an der Nase vorbeigehen? —

Der Kommerzienrat hatte einen Gedanken: wenn er nun seine eigene Freundschaft einlud! Er besaß ja Beziehungen zur haute finance, Bank- und Handelswelt aller größeren Städte. Wenn man an diese Freunde schrieb, ihnen vorstellte, um was es sich handle, so konnte man sicher sein, am Balltage keinen Damenmangel zu haben.

Gegen diesen Plan seines Vaters war der Landrat. Dadurch würde man erst recht die Nachbarschaft vor den Kopf stoßen, meinte er, und außerdem wisse man nicht, ob es dem Prinzen zusagen werde, mit Damen aus dieser Gesellschaftssphäre zu tanzen.

Guter Rat war also teuer! In dieser Verlegenheit war Mira Pantin die Retterin. Sie erklärte, daß sie es auf sich nehmen wolle, passende Tänzerinnen zusammenzutrommeln.

Mira besaß in ihrer Verwandtschaft mehr als eine Familie mit reichem Töchtersegen. Bisher hatte sie sich nicht allzuviel um die armen Verwandten gekümmert; jetzt schrieb sie an die Mütter, stellte ihnen mit der ihr eigenen Offenherzigkeit dar: welche Gelegenheit hier für die Mädels sei, wertvolle Bekanntschaften zu machen, bot ihre eigene Garderobe an zur Aushilfe, falls die Cousinen keine „Fähnchen" haben sollten — kurz, suchte es ihnen so mundgerecht wie möglich zu machen.

Damit nicht genug; sie fuhr zur Kreisstadt, suchte

ihre Schwägerin Frau von Rentell auf. Wanda wußte gar nicht, wie ihr geschah, als Mira sie mit Liebenswürdigkeit geradezu überschüttete; sie, die gewöhnt war, von der Schwägerin mißhandelt und verhöhnt zu werden. Der Grund für Miras Benehmen war der: Wanda sollte die Damen des Regiments bestimmen, doch noch an dem Ball in Groß-Podar teilzunehmen. Die gutmütige Wanda war bald überredet und versprach, alles was sie könne zu tun, um Miras Wunsch zu erfüllen.

Mira ging noch weiter; es war ihr eingefallen, daß ihre Busenfreundin Paulette in gar nicht so großer Entfernung im Seebade sich aufhalte. Paulette war Strohwitwe; der Oberregierungsrat, ihr Mann, weilte zur Erholung seiner Nerven in der Schweiz. Mira überraschte die Freundin mit ihrem Besuche. Sie fand Graf Ingelsbrunn bei ihr. Mira war nicht so altmodisch, darüber Verwunderung an den Tag zu legen; sie hatte im stillen schon angenommen, daß Paulette nicht ohne Grund ein so entlegenes und wenig fashionables Bad zum Aufenthalt gewählt habe.

Paulette, welche der Freundin unter vier Augen gestand, daß das Leben in diesem Fischerdorfe trotz Ingelbrunns Anwesenheit doch manchmal seine Längen habe, war sofort bereit zu kommen. Dann schrieb man einen Brief an die dritte im Bunde, die Gräfin, welche mit ihrem jugendlichen Gatten in einem anderen bekannteren Bade der Küste weilte. Die Gräfin wurde ebenfalls zum Ball eingeladen. Man versprach sich einen Hauptjux von dem gemeinsamen Auftreten.

Nach dieser Rundreise kehrte Mira nach Groß-Podar zurück. Sie sprach dem Kommerzienrat, der die Laune völlig zu verlieren drohte, Mut ein. Sein

Ball sollte, der streikenden Nachbarschaft zum Tort, erst recht lustig werden.

* * *

Es war ein drückend schwüler Tag gewesen. Im Westen drohte den ganzen Nachmittag über eine Wetterwand, die sich nicht entschließen zu können schien, vom Platze zu rücken. Gegen abend plötzlich machte sich ein Wind auf, der mächtige Wolken von Staub vor sich her trieb. Hellgraue Schleier jagten am Himmel hin, dann kam es dunkelschwarz herauf; unter Donner und Blitz ging ein wolkenbruchartiger Regen nieder.

Nachdem Erich von Kriebow, wie er es als sorgsamer Hausvater bei nahendem Gewitter zu tun gewohnt war, sich persönlich überzeugt hatte, daß alle Fenster vom Dach bis hinab zum Erdgeschoß gut verschlossen seien, und daß nicht unnötiges Feuer und Licht gebrannt werde, begab er sich zu Klara, die sich in ihrem Zimmer aufhielt. Der Regen schmetterte auf dem Dach und stürzte in breiten Streifen vor den Fenstern herunter. Die Landschaft lag unter grellen Blitzen bis weit hinaus in schwefelgelber Beleuchtung, und in der Nähe glaubte man jedes Blatt am Baume zählen zu können.

„Katzenbergs haben entschiedenes Pech!" meinte Kriebow. „Nun verdirbt ihnen auch noch der Himmel ihre Tanzerei. Gott sei Dank, daß wir nicht dort sind! Hier ist es doch netter, nicht Klärchen?"

Klara nickte ihm beistimmend zu, schmiegte sich an ihn und blickte mit verlorenen Augen hinaus in den Tumult.

„In den Park können sie gar nicht gehen bei der Nässe", fuhr er fort, „und ihre großartige Terrasse nutzt

ihnen auch nichts. Es soll wieder Feuerwerk geben, wie ich höre. Die Initialen des Prinzen werden am Himmel erscheinen und noch mehr solcher Humbug! Ist dem Kommerzienrat gesund, daß der Himmel da ein Wort dreinredet."

In diesem Augenblicke ertönte die Hausglocke.

„Wer kommt denn bei dem Wetter?" rief Kriebow und lief ans Fenster, konnte aber nichts erkennen.

Bald darauf erschien Kruke. Er meldete: eine Dame sei unten, die mit der gnädigen Frau sprechen wolle. —

„Wer ist es denn?" fragte Kriebow.

„Sie will ihren Namen nicht nennen," erwiderte der alte Diener. „Ich habe sie aber unter dem Tuche erkannt; es ist Fräulein von Pantin aus Langendamm."

„Kari!" riefen Erich und Klara gleichzeitig.

„Da muß ein Unglück geschehen sein, Klärchen. Sie waren jedenfalls auf der Fahrt nach Groß-Podar."

Kriebow hatte sich erhoben und wollte hinauseilen, aber Klara hielt ihn auf.

„Nein, nein, Erich! Laß mir das!"

„Ich will sie ja nur fragen, was passiert ist!"

„Nein, laß sie! Kari will zu mir. Kann mir's schon denken. — Das arme, arme Ding! Ich werde sie in ein Fremdenzimmer nehmen. Tu mir die Liebe, komm nicht mit! Sie will allein sein mit mir."

Kriebow fügte sich kopfschüttelnd dem Wunsche seiner Frau. Rätselhaft blieb Karis Auftreten zu dieser Tageszeit und bei solchem Wetter. Aber Klärchen schien irgendeinen Zusammenhang zu ahnen. Nun, mit der Zeit würde man auch darüber Aufklärung erhalten. —

Das Gewitter hatte seinen Höhepunkt erreicht und verzog sich ebenso schnell, wie es heraufgekommen war.

Kriebow öffnete die Fenster weit. Ein würziger Duft von erfrischtem Blätterwerk und Gras drang herein. Gott sei Dank, es hatte wenigstens nicht geschloßt oder gehagelt; um die Zuckerrüben war ihm bange gewesen.

Nach Verlauf von etwa einer halben Stunde kam Klara zu Erich zurück.

„Nun, bitte, sage mir um alles in der Welt, was ist los?“ rief er ihr entgegen.

„Wie ich gefürchtet hatte. Es hat einen Auftritt gegeben in Langendamm. Sie sollte nach Groß-Podar zum Ball und wollte nicht. Der Vater hat versucht, sie zu zwingen, und da ist sie ihm davongelaufen.“

„Von Langendamm zu Fuß hierher? Das sind fünf viertel Stunden, und durch das Gewitter! Sie muß verrückt geworden sein! Weshalb wollte sie denn nicht zum Ball? Sonst sind doch die Mädels da nicht so! —“

„Das möchte ich dir nicht sagen, guter Erich! — Kari hat recht getan. Ich bin glücklich, daß sie zu mir gekommen ist.“

„Aber, was willst du denn mit ihr anfangen?“

„Vorläufig habe ich ihr Kleider gegeben, sie hat sich umgezogen. Zugestoßen ist ihr Gott sei Dank nichts! Nur verwirrt und geängstigt ist das unglückliche Wesen. Ich wollte dich bitten, Erich, daß ich bei ihr schlafen darf.“

Ihm wollte das nicht in den Kopf. Was hatte man für eine Verpflichtung, dem fremden Mädchen Obdach zu gewähren. Außerdem würde ihr Vater nicht wissen, wo sie sei.

Der habe sie ja durch seine Roheit zum Äußersten getrieben! warf Klara ein.

„Sie scheint aber auch närrisch zu sein! Was will sie hier mitten in der Nacht bei uns? Jedenfalls

wünsche ich keinen Krakeel mit Malte deshalb. Ich werde anspannen lassen und sie selbst nach Langendamm zurückbringen."

Er wollte nach Kruke klingeln, um das Anspannen zu bestellen, da fiel ihm Klara in den Arm. „Laß, Erich! Ich möchte sie hier behalten. Wir können ihr das nicht antun, sie jetzt zurückzuschicken. Er will — der Vater verlangt von ihr .... Es ist wirklich zu schwer, das zu sagen!" —

„Ich weiß ja längst! Malte will Kari an John Katzenberg verkuppeln. Traurig genug! Aber er hat das als Vater allein zu verantworten. Wir haben uns da nicht einzumischen. Und du vor allem hast gar keinen Beruf dazu, Klara! Ich kenne dich gar nicht wieder! Ich verstehe dich nicht, daß du dich in fremde Händel einmischen willst. Um solche Sachen hast du dich doch noch nie gekümmert bisher."

Klara sah, sie mußte ihm nun doch sagen, worüber sie so gern geschwiegen hätte: ihr und Karis gemeinsames Erlebnis neulich Nacht im Parke von Groß-Podar.

Denn darin lag ja die Erklärung, warum Kari um keinen Preis der Welt wieder mit Mira und John in Berührung kommen wollte. Scham über das Entdeckte, Ekel, Scheu und Furcht, Empörung und Schmerz, eine völlige Verwirrung ihrer Gefühle und dazu die Notwendigkeit, ihrem Vater gegenüber schweigen zu müssen; alles das vereinigt, hatte das junge Mädchen getrieben, Zuflucht bei der einzigen Person zu suchen, die bisher Verständnis und ein gütiges Herz für ihr Elend gehabt hatte: bei Klara.

Sollte man solches Vertrauen zurückweisen? — Das Kind schutzlos einem Vater überlassen, der sich eben noch in sinnloser Wut an ihr hatte vergreifen wollen! —

Was Erich sagte: man habe nicht das Recht, sich hier einzumischen, war nicht richtig. Er wußte eben nicht, was vorausgegangen war. Nun mußte er's doch erfahren.

Es kostete Klara schwere Überwindung, davon zu sprechen; handelte es sich doch um die tiefste Schmach einer Frau! — Nur ganz hastig sagte sie so viel, als nötig war, damit er verstehe. Und als es heraus war, ging sie schnell von ihm, um weiteren Fragen darüber aus dem Wege zu gehen. Sie kehrte zu Kari zurück.

Kriebow war betreten. Darauf allerdings hatte er sich nicht vorbereitet. So war es also doch wahr, was man ja längst hätte vermuten können, woran zu glauben sich aber in ihm etwas immer noch heftig gesträubt hatte: Mira hatte sich an John Katzenberg weggeworfen! —

Eine besonders peinliche Seite hatte das eben Erfahrene für ihn: Die Pantins waren seine Freunde, Ulrich sein ehemaliger Kamerad und Intimus. Durfte man es mit ansehen, wie sie in doppelter Weise von diesem John Katzenberg an der Nase herumgeführt und hintergangen wurden? —

Jemand mußte ihnen doch die Augen öffnen! Der Zustand, wie er jetzt bestand, kompromittierte den Stand. Freilich war es kein angenehmes Geschäft, den Angeber zu spielen. Aber man war das sich selbst und seinen Freunden schuldig, hier nicht untätiger Mitwisser zu bleiben.

* * *

Am nächsten Morgen fuhr Kriebow nach Langendamm. Auf halbem Wege begegnete er Major von Pantin, der ihm schon von weitem vom Wagen aus zurief: „Ist meine Tochter bei Ihnen?"

„Jawohl, Herr Major, ganz wohlbehalten," er-

widerte Kriebow. „Und meine Frau läßt sehr bitten, daß Sie sie uns noch ein wenig dalassen.“

Malte hielt an und stieg ab. „Sie ist bei Ihnen? — Gut, gut! Behalten Sie sie, solange wie Sie wollen, meinetwegen ganz. Dumme Gans, das Mädel! Hat mir gestern abend eine Szene gemacht; wollte nicht nach Groß-Podar. Und dann war sie auf einmal weg bei dem Wetter. Kein Mensch wußte, wohin. Was solche Frauenzimmer sich manchmal in den Kopf setzen! Ich habe den Leuten gesagt: Keine Angst! Sie wird schon zurückkommen. Aber, wissen Sie, man ängstigt sich doch. Habe die ganze Nacht kein Auge zugetan. Alles wegen des dummen Mädels! Noch nicht einmal gefrühstückt. Mir ist scheußlich zumute. Kommen Sie mit rein nach Langendamm, wir wollen einen Kognak nehmen.“

Kriebow sah sich Malte an; er machte in der Tat einen übernächtigen Eindruck und sah gealtert aus. Die Sorge um die Tochter hatte ihn doch wohl mehr herumgerissen, als er sich's anmerken lassen wollte.

„Hol der Teufel die Gänse mit ihrer Zimperlichkeit, man wird nie klug aus ihnen! Tolle Idee das: so mir nichts dir nichts von Langendamm nach Grabenhagen zu laufen, nicht wahr?“ sagte Major von Pantin, sondierend. Er hatte offenbar in dieser Sache kein reines Gewissen, machte sich im geheimen Vorwürfe wegen seines Auftretens gegen die Tochter. „Hat sie denn etwas zu Ihrer Frau Gemahlin gesagt? Habe sie nämlich ein bißchen angeschnauzt; aber es war nicht der Rede wert. Ihre Frau muß sich doch sehr gewundert haben, was?“

„Wir waren allerdings etwas überrascht, Herr Major! Bei dem Wetter erwartete man keinen Besuch.

Aber schließlich hat sich meine Frau sehr gefreut, denn sie hat Ihr Fräulein Tochter so gern."

Major von Pantin war auf seinen Wagen gestiegen, und Kriebow nahm neben ihm Platz. Sie fuhren auf Langendamm zu.

Erich von Kriebow überlegte. Sollte er jetzt bereits dem Alten alles sagen? — Auch das von Mira und John Katzenberg? — Das würde seine Schwierigkeiten gehabt haben, denn der Kutscher saß dicht hinter ihnen, und sich mit Malte im Flüsterton unterhalten, war unmöglich. Außerdem dauerte ihn der Mann aufrichtig. Es war wirklich keine Kleinigkeit, einem Menschen so etwas zu versetzen, noch dazu auf den nüchternen Magen. Er wollte doch noch warten.

Am Wege sah man eine Gruppe Weiber in den Rüben arbeiten. Das gab Kriebow Gelegenheit, zu fragen: Ob der Major zufrieden sei mit dem Stand der Rüben und welchen Zuckergehalt er erwarte.

„Lassen Sie mich in Frieden!" brummte Malte ärgerlich. „Ich will nichts hören von all dem Quark!"

„Nanu, Herr Major? Sie versprachen sich doch so viel vom Rübenbau!"

„Hol der Teufel überhaupt alles! Die Landwirtschaft und das übrige. Mir ist's egal! Wissen Sie, wie das ist, Kriebow, wenn man sein ganzes Vermögen auf eine Nummer gesetzt hat. Ich hab's schon mal so gemacht früher, mit den Karten. Damals handelte sich's darum, ob ich in Europa bleiben könne. Und ich gewann den großen Schlag. Diesmal aber ist die Sache schief gegangen; nun bleibt mir nichts mehr übrig, als mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen."

Kriebow nahm das mit der „Kugel vor den Kopf schießen" nicht allzu ernst; er entsann sich, diese Wendung

schon öfters von Malte vernommen zu haben. Er versuchte zuzureden. Es werde schon besser werden! Ebensogut, wie er in seiner Jugend Glück gehabt, könne es auch jetzt wieder kommen.

„Bis vor kurzem hatte ich auch noch Hoffnung," sagte Major von Pantin. „Aber nun ist's aus, rein aus! Seit mir Kari diesen Streich gespielt hat, habe ich keine Chance mehr. Warum soll ich denn jetzt noch ein Geheimnis daraus machen, die Menschen wissen's ja doch wahrscheinlich längst. Wenn Kari den Landrat geheiratet hätte, dann hätte noch alles gut werden können; aber so! — Nun wird der alte Katzenberg den Teufel tun und noch einen Finger rühren für uns. Kündigen wird er, und dann bin ich Halali." —

Kriebow war etwas betreten, als er dieses Geständnis aus Maltes Munde mit anhören mußte. Sagen darauf konnte man eigentlich nicht gut etwas.

„Ich sah sie schon im Geiste als Landrätin," fuhr Malte fort. „Wenn man nur wüßte, was mir da dazwischen gekommen ist! Früher hat er ihr auch in allem Ernst die Cour geschnitten, und sie schien ihn gern zu haben. Alles ging glatt! Was ist denn nun auf einmal passiert! Hat Kari Ihrer Frau Gemahlin darüber vielleicht Eröffnungen gemacht? Wenn Sie etwas wissen, Kriebow, dann verlange ich, daß Sie es mir sagen."

Nun war für Kriebow die Zeit zum Sprechen gekommen. Er schlug vor, abzusteigen. Das geschah. Der Langendammer Hof war in Sehweite. Man schickte den Wagen dorthin voraus und folgte zu Fuß nach.

Kriebow sagte nicht, durch wen er erfahren habe, was neulich bei dem Sommerfeste im Park von Groß-Podar beobachtet worden war. Er wollte nicht Klaras

Namen mit der Geschichte, auch nur als Zeugin, in Verbindung gebracht wissen. Er begnügte sich anzudeuten, daß er persönlich für die Wahrheit dessen, was er berichtet, einstehe.

Maltes Gesicht war blaurot geworden. „Verfluchte Kanaille!" knurrte er zwischen den Zähnen. „Gewittert hatte ich schon was von diesem Verhältnis; aber ich dachte nicht, daß sie so unvorsichtig sein würden. Diese Mira hat den Teufel im Leibe! Ulrich war ein Esel, sie zu nehmen! Nichts als Not hat man von ihr gehabt. Sie hat meinen Jungen ruiniert, und sie hat mich ruiniert. Was habe ich nach Berlin schicken müssen alljährlich, nur für das Frauenzimmer! — Wenigstens für klug hatte ich sie gehalten bisher. Sie war ja diejenige, welche die ganze Geschichte mit den Katzenbergs entriert hat. Sie hat den Kommerzienrat entdeckt, sie hat es ausgeheckt, daß er Groß-Podar kaufen müsse, sie hat den John herangezogen. — Das ist alles ihr Werk gewesen. Ich habe erst nicht ran gewollt. Den Teufel auch, es ging mir gegen den Strich! Recht wohl ist mir bei der ganzen Chose nie geworden. Aber wenn einem das Messer an der Kehle sitzt! Sie können das nicht wissen, mein guter Kriebow, wie einem zumute ist, wenn man fürchten muß, daß die Gläubiger nicht länger stunden. Da greift man schließlich nach jedem Brett, um sich nur über Wasser zu halten. Und Mira wußte mir das alles so schön mundgerecht zu machen. Wir verschafften dem Kommerzienrat Groß-Podar, wir machten den Kleinen zum Landrat. Und das ist nun der Dank! Der Kerl ist ein Lump, ein Hallunke, ein Schuft, soweit er warm ist! Er hat mich betrogen, ich habe geglaubt, er komme aus Interesse für meine Tochter so oft nach Langen-

damm, wie er noch Assessor war. Nun hat er mir das Mädel an der Nase herumgeführt. Und jetzt entehrt er mir mein Haus! Aber er soll mir vor die Pistole. Wollen Sie es übernehmen, Kriebow, ihm meine Forderung zu überbringen?"

„Gestatten Sie, Herr Major, nach meiner Ansicht wäre es in erster Linie Sache Ihres Sohnes, den Herrn zur Rechenschaft zu ziehen."

„Miras wegen; da haben Sie recht! Und wenn Ulrich ins Gras beißen sollte, ich — die ganze Familie; bis ihn der Rasen deckt, den schlechten, infamen Hund!"

Seit einiger Zeit schon hatten die beiden hinter sich Wagengerassel gehört; jetzt kam es so nahe, daß sie beiseite traten.

Es waren die Schimmel des Landrats; auf dem Bocke saß John Katzenberg, neben ihm Ulrich Pantin.

Der Landrat parierte kurz vor den beiden Herren. „Wo ist denn Kari?" rief Ulrich. Er war in Uniform mit Lackschuhen; der Landrat trug auch noch die weiße Kravatte; beide, wie sie vom Balle kamen.

„Warum waren Sie denn nicht auf unserem Feste, Herr Major?" sagte John Katzenberg, Zigarrenspitze im Munde, durch die Zähne. „Sie haben uns sehr gefehlt. Wir kommen eben, uns zu erkundigen, ob Ihrem Fräulein Tochter etwas zugestoßen ist?"

„Wo bist du denn nur geblieben?" fragte Ulrich seinen Vater. „Was macht ihr denn für Geschichten? So ohne jede Entschuldigung wegzubleiben!"

Malte antwortete seinem Sohne nicht, er blickte starr und steif auf den Landrat; Kriebow sah etwas in dem Auge des Alten funkeln und die Adern an seinen Schläfen anschwellen.

„Der Ball war riesig nett, Herr Major!" rief

John Katzenberg. „Frau Mira hatte uns in zwölfter Stunde noch einen Schub Damen versorgt. Kolossal getanzt ist worden, bis um fünf Uhr früh. Wir kommen, wie wir sind, frisch vom Kehraus, und wollten den Kaffee bei Ihnen in Langendamm trinken.“

„Herr von Katzenberg!“ sagte Malte, dicht an den Wagen herantretend; seine Stimme vibrierte: „Für Ihren Besuch muß ich danken! — Das weitere werden Sie noch heute zu hören bekommen. Ulrich, du bleibst bei uns!“

John Katzenberg saß auf seinem Bocke, Zügel und Peitsche in der Hand, und musterte mit einem seiner schnellen Blicke die Gesichter von Malte und Kriebow. Er begriff sofort.

Aus den Mienen der beiden sah er, daß es diesmal ernst sei. Er wurde blaß. Dann gab er seinem Gesicht einen verächtlichen Ausdruck, indem er sagte: „Ich bleibe bis gegen Mittag in Groß-Podar, meine Herren! Von da ab bin ich in der Stadt zu treffen, falls man etwas von mir begehrt.“

„Ulrich, willst du nicht absteigen?“ rief Kriebow seinem Freunde zu, der noch immer neben Katzenberg saß.

„Wenn ich hier umdrehen soll, möchte ich aber doch die Herren bitten, eine Wenigkeit beiseite zu treten,“ sagte Landrat von Katzenberg mit absichtlicher Nachlässigkeit, in näselndem Tone. Dann ließ er die Pferde antreten und wendete mit vollendeter Sicherheit auf dem schmalen Wege um.

„Empfehle mich, meine Herren! Sehe dem Weiteren entgegen!“ Damit senkte er die Peitsche zum Gruß und fuhr in schlankem Trabe davon.

„Was bedeutet das?“ rief Ulrich.

„Mein armer Kerl! Das wirst du jetzt von uns erfahren," erwiderte ihm Kriebow.

XXXV.

Kari blieb, nachdem sie sich zu Klara geflüchtet hatte, noch weiter in Grabenhagen. Langendamm konnte in der erregten Zeit, die nun für die Pantins folgte, nicht als passender Aufenthalt für ein junges Mädchen angesehen werden. Ulrich hatte John von Katzenberg gefordert und seinen Freund Erich von Kriebow gebeten, ihn zu sekundieren. Die Forderung ging auf Kugelwechsel bis zur Kampfunfähigkeit.

Eines Nachmittags, nachdem er seit früh weggewesen, kehrte Kriebow mit besonders ernstem Gesicht nach Haus zurück; er brachte traurige Nachrichten. Ulrich war in dem Duell, das vormittags zwischen ihm und John Katzenberg stattgefunden hatte, verwundet worden; „nicht lebensgefährlich", wie er für Kari hinzufügte, aber doch schwer.

Das junge Mädchen verlangte, sofort nach Langendamm zurückzukehren, um ihren Bruder zu pflegen. Kriebow versuchte, ihr das auszureden, für Ulrich sei gut gesorgt.

„Ist Mira bei ihm?" fragte Kari.

„Nein, Ihre Schwägerin ist verreist," mußte Kriebow antworten. — Dann sei ihr Platz wieder in Langendamm, erklärte Kari. Und da auch Klara das Verlangen des jungen Mädchens, bei den Ihren zu sein, berechtigt fand, brachte der Grabenhäger sie noch am selben Abend auf seinem Wagen nach Haus zurück.

Kriebows Stimmung war in der nächsten Zeit äußerst gedrückt. Er fühlte sich in der eigenen Haut

nicht recht behaglich. Er konnte die Erinnerung an dieses Duell nicht loswerden. Schrecklich, einen Menschen plötzlich wie ein angeschossenes Tier in seinem Blute liegen zu sehen! — Und alles, was dem Zweikampf vorausgegangen, war so widerwärtig: Katzenbergs zynische Haltung, die Sitzungen des Ehrenrats, in denen allerhand Intimitäten aus Ulrichs und Miras Ehe zur Sprache kamen, bei denen der betrogene Ehemann die traurigste Rolle spielte. Und am empörendsten von allem: Miras Verhalten.

Sie war am Tage nach dem Ball von Groß-Podar abgereist, zu ihrer Freundin, der Gräfin mit dem weißen Haar und dem jugendlichen Gatten. Diese Frau, von einem Manne durch den Tod, von einem anderen durch Gerichtsspruch geschieden und nun zum dritten Male verheiratet, sollte mit ihrer reichen Erfahrung Miras Beraterin sein bei dem zu erwartenden Ehescheidungsprozeß.

Und was würde noch alles folgen an Unerquicklichem! Vielleicht ein gerichtliches Nachspiel des Duells, das durch Ulrichs Verwundung ruchbar geworden war; womöglich Festung für die Beteiligten. —

Für Erich von Kriebow waren diese Erlebnisse doppelt schwer zu tragen, weil er sich daran gewöhnt hatte, alles was ihn beschäftigte, das Erfreuliche wie das Unangenehme, mit seiner Frau durchzusprechen und dadurch sein Herz zu erleichtern. Das war hier ganz unmöglich. Er wußte, daß Klärchen den Zweikampf verabscheue. Was konnte es fruchten, darüber mit ihr zu rechten. Er wußte ja: das, was er Standesehre nannte, war für sie etwas Widernatürliches, Barbarisches. Jede Auseinandersetzung hierüber konnte doch nur von neuem bekräftigen, daß man sich niemals einigen werde.

Es waren graue Herbsttage; unfreundlich das Wetter, unfreundlich aber auch die Stimmung im Hause.

Klara sah ihrer Entbindung für den Dezember entgegen. Während sie erst frisch und guten Mutes gewesen war, litt sie jetzt häufig an beängstigenden Ahnungen, die sich bis zur Mutlosigkeit steigerten. Dann waren Tränen nichts seltenes. Erich erkannte seine kleine, tapfere Frau nicht wieder. Verwirrt stand er vor ihrem wetterwendischen Wesen. Er besaß keine Erfahrung, wußte nicht, daß das werdende Leben sich launisch wie der Frühling, mit Schauern und Sonnenblicken, einführt.

Und dazu kam neuerdings wieder die Sorge um ihren Vater. Im Laufe des Sommers war in dem Befinden des Kranken eine merkliche Besserung eingetreten; er hatte an ruhigen Sommertagen viel im Freien gesessen und das Wachstum seiner Früchte und Blumen genießen können; aber nun, wo die schöne Jahreszeit vorüber und rauhere Witterung einsetzte, war es damit aus. Mit den fallenden Blättern sank auch bei ihm die Lebenskraft.

Frau von Lenkstädt hatte erst in Aussicht gestellt, nach Grabenhagen zu kommen, um ihrer Tochter in der nächsten Zeit zur Seite zu stehen; aber das mußte nun unterbleiben. Der Brief, durch den Klara den veränderten Entschluß der Mutter erfuhr, war zwar schonend gehalten, aber die junge Frau argwöhnte, daß ihr Bedenkliches vorenthalten werden solle, und war nun erst recht in Angst.

Nur höchst ungern ließ Kriebow seine Frau in dieser Zeit allein. Er wußte, wenn sie für sich war, hing sie nur allzuleicht düsteren Gedanken nach. Er schränkte das Ausfahren daher auf das Allernotwendigste ein, nahm Jagdeinladungen gar nicht mehr an. Über

die Abende half er ihr mit Plaudern oder auch mit Vorlesen hinweg. Freilich am Tage konnte er ihr nicht viel Zeit widmen; die Herbstbestellung war in vollem Gange.

Gern hätte er Klara anderweite Zerstreuung und Aufheiterung verschafft während der Stunden, wo seine Anwesenheit auf den Feldern und in der Wirtschaft nötig war. Kari war durch die Pflege ihres Bruders ganz an Langendamm gefesselt. Frau von Klaven kam wohl ab und an von Ragatzin nach Grabenhagen herüber; aber länger als einige Stunden zu bleiben erlaubten ihr die eigenen Geschäfte nicht.

Gelegentlich hatte Klara auch Besuch vom Pastor. Er hielt die Verbindung aufrecht zwischen der Gutsherrin und dem Dorfe. Durch ihn erfuhr sie, wenn irgendwo in einer Familie Not herrschte; dann wurde beraten, wie Abhilfe zu schaffen sei. Dabei wurden wohl auch Zustände und Vorgänge erörtert, die anzuhören Klara früher kaum imstande gewesen wäre. Aber Pastor Grützinger hatte auch gelernt; er blieb sich dessen bewußt, wen er vor sich habe, gab sich Mühe, Frau von Kriebows Gefühle nicht durch Schroffheit zu verletzen. Klara wußte ihm Dank für diesen Beweis von Zartgefühl; sie erkannte daran, daß er an sich arbeite. Aus seinem Eifer hatte sie ihm ja niemals einen Vorwurf gemacht, denn sie wußte: der entsprang nur regem Pflichtbewußtsein.

Mit der größten Genugtuung aber erfüllte es sie, zu sehen, welch gutes Einvernehmen sich neuerdings zwischen dem Pastor und Erich entwickeln zu wollen schien. Beide Männer hatten nun den einzig ersprießlichen Standpunkt gefunden, der zwischen ihnen möglich war: gegenseitige Achtung und daraus hervorgehend gegenseitiges Geltenlassen.

Ein Glück für Klara war es, daß sie die Pastorin in ihrer Nähe hatte. Die kam jetzt fast jeden Tag herübergehuscht nach dem Herrenhause. Kriebow, der früher diese Freundschaft nicht sonderlich begünstigt hatte, weil sie ihm nicht standesgemäß erschienen, war jetzt nur zu froh, wenn er dem rosigen Gesicht der lebenslustigen kleinen Dame in seinem Hause begegnete. Eine bessere Gefährtin für seine Frau gab es ja gar nicht.

Die Pastorin hatte auf diese Weise Gelegenheit, manche Wohltat von seiten der Gutsherrin zu vergelten. Während Klara sich früher um die Garderobe der Pastorjungens Verdienste erworben hatte, wurden jetzt die Erfahrungen der Frau Pastorin wertvoll für die angehende Mutter. Galt es doch nunmehr allerhand Wichtiges vorzubereiten, daß es dem kleinen Erdenbürger bei seinem Erscheinen an nichts gebreche. Da waren die ersten Bekleidungsstücke, Windeln und Bettzeug zu versorgen. Die Nadeln gingen fleißig. Und was konnte man da nicht alles hineinarbeiten an Hoffnung in diese rührend winzigen Habseligkeiten eines solchen Würmchens! —

Klara hatte, wie jede Mutter, bereits ein Bild fertig von ihrem Kinde; wie ein inneres Gesicht begleitete sie das auf allen Wegen. Für sie allein war ja dieses junge Wesen längst da und lebte, während es der ganzen übrigen Welt noch ein unerkanntes Geheimnis war.

Erich sprach manchmal davon, ob es Knabe sein werde oder Mädchen; aber Klara liebte das nicht. Sie wußte ja: er wünschte sich einen Knaben. Was bedeute ihr das? Es war ihr süßes Kind! — Daß er sich einen Stammhalter ersehnte, einen Träger seines Namens und Erben seines Besitzes, war ja natürlich; sie verargte es

ihm nicht; aber sie überließ es dem Manne, im voraus solch nüchterne Erwägungen anzustellen.

In dieser Zeit kam ein Brief an aus Berlin mit dem Kriebowschen Siegel. Erich erkannte in den kleinen korrekten Zügen die Hand seines Vetters Adalbert Moritz.

Der Grabenhäger hatte im stillen schon geglaubt, dem Vetter die Freundschaft für alle Zeiten verleidet zu haben, seit er ihm neulich seinen Wunsch abgeschlagen. Kam er nun doch wieder mit der langweiligen Familiengeschichte! —

Aber auf das Ansinnen, mit dem der Vetter diesmal auftrat, war er doch nicht gefaßt gewesen.

Adalbert Moritz bot sich ihm als Administrator an für Grabenhagen, da er erfahren, daß Erich seinen bisherigen Inspektor entlassen habe. Er schlug dem „lieben Vetter" vor, da er doch nun mal von früher her an Berlin und der großen Geselligkeit hänge, nach der Stadt zurückzukehren, um dort seine gesellschaftlichen Verbindungen zu pflegen. Auch die „gnädige Cousine" werde gewiß mit diesem Wechsel einverstanden sein. Was ihn selbst anbelange, so werde er sich den Beschwerden des Landlebens gern unterziehen, wenn er dem lieben Vetter und der Familie damit einen Dienst erweisen könne. Dazu komme, daß es für ihn als Lehnsvetter ja von höchstem Interesse sei, daß Grabenhagen floriere. Er sei bereit, im Sinne des gemeinsamen Stammgutes alles zu tun. Und er glaube von sich sagen zu dürfen, daß er für den Posten passe. Denn obgleich ja nicht Landwirt von Fach, so eigne ihm doch das Übergewicht der Erziehung und der Beruf zum Kommandieren, der jedem Edelmann angeboren sei. Er hoffe diesmal nicht wieder eine Fehlbitte getan zu haben. Das Familieninteresse erheische dringend ein gegenseitiges Unterstützen

und Fördern der gemeinsamen Angelegenheiten. Der jeweilige Besitzer von Grabenhagen sei ja der Statthalter gewissermaßen für die anderen Kriebows, als die Anwärter des Stammgutes. Das sei der Sinn des Familienfideikommisses. Und da ihr Geschlecht nur noch auf wenigen Augen stünde, müßten diese Interessen um so strikter gewahrt werden.

Wenn es Erich recht sei, werde er daher nächstens einmal nach Grabenhagen kommen, um diesen Vorschlag mit dem lieben Vetter zu ventilieren. Bei dieser Gelegenheit werde er dann auch endlich das Vergnügen haben, die verehrte Cousine kennen zu lernen. —

Bei Erich von Kriebow überwog die Belustigung über diesen Brief doch noch den Ärger. Das war für Adalbert Moritz charakteristisch! Rührend, diese naive Anmaßung! Der Brave ahnte offenbar noch gar nichts von Klaras glücklichen Aussichten. Ob das Familieninteresse, mit dem er sich so breit machte, auch so weit reichte, daß er sich über diese Aussichten freuen würde? — Sein Gesicht dürfte wohl etwas lang werden bei der unerwarteten Nachricht. Mit seiner verrückten Idee aber, daß ihn die Verwaltung von Grabenhagen auch nur das geringste angehe, wollte ihm Kriebow gründlich heimleuchten.

Mit einem wahren Triumphgefühl ergriff er die Feder zur Antwort an den Lehnsvetter.

XXXVI.

Nachdem Ulrich von Pantin einige Wochen unter Karis treuer Pflege in Langendamm zugebracht und sich leidlich erholt hatte, sollten die ersten Gehversuche angestellt werden. Dabei stellte es sich heraus, daß

das verwundete Bein durch Zerreißung von Muskeln kürzer geworden war. Der Transport in eine Berliner Klinik machte sich nötig. Dort sagten ihm die Ärzte, daß er schwerlich wieder imstande sein werde, zu Pferde zu steigen. Das hieß soviel wie: Abschied nehmen.

Sein Gegner, John Katzenberg, war verreist. Man nahm im allgemeinen an, daß er Mira heiraten werde, sobald sie von ihrem bisherigen Gatten geschieden sein würde. Doch wollten Leute, die John genauer kannten, behaupten, er sei dazu viel zu klug.

Die gerichtliche Untersuchung sowohl wie das Disziplinarverfahren gegen den Landrat, als Beamten, wegen Zweikampfs waren im Gange. Wie auch die Strafe ausfallen würde, eines stand schon jetzt für den Kenner der Verhältnisse fest: Landrat dieses Kreises konnte Herr von Katzenberg nicht bleiben. Zu schwer kompromittiert war er aus den letzten Ereignissen hervorgegangen. Da er wohl selbst etwas Ähnliches empfinden mochte, und da er es auf alle Fälle für gut hielt, zunächst Gras über seine Taten wachsen zu lassen, hatte er um Urlaub gebeten für unbestimmte Zeit, wie er angab zu einer Studienreise, um sich in der Verwaltung anderer Länder umzusehen.

In der Gegend war die Stimmung stark zu seinen und der Seinen Ungunsten umgeschlagen. Diejenigen, welche anfangs die Partei der Katzenbergs ergriffen hatten, waren jetzt am eifrigsten dabei, den Stab über ihnen zu brechen. Der Kommerzienrat hatte mit seinem Manöverfest ungefähr das Gegenteil erreicht von dem was er bezweckt. Von dem Ordenssegen, der nach der Kantonierung in der Gegend zur Verteilung kam, erhielt er nichts. Seine Anstrengung, mit Hilfe des Großgrundbesitzes sich und den Seinen eine Stellung

in der Gesellschaft zu erringen, war endgültig gescheitert. Nicht bloß die Nachbarn hatten ihn verfemt, er war auch weiter oben in Ungnade gefallen.

Zwar hatte sich der Prinz, welcher in Groß-Podar in Quartier gelegen, auf dem Ball köstlich unterhalten. — Mira Pantin und ihre Freundin Paulette hatten da den Ton angegeben — aber nachträglich, als durch das Duell Ulrichs mit John Katzenberg der Skandal in seinem ganzen Umfange zutage kam, war man an höchster Stelle unangenehm berührt, daß der jugendliche Träger eines hohen Namens sich in solcher Umgebung aufgehalten habe.

Zwischen den Häusern Groß-Podar und Langendamm war nach den letzten Ereignissen natürlich das Tischtuch zerschnitten. Dadurch hatte sich Major von Pantins Vermögenslage noch ungünstiger gestaltet. Wie zu erwarten, ließ der Kommerzienrat seine Hypothek auf Langendamm kündigen.

Ein Unglück nach dem anderen brach über die Pantins herein. Der jüngste Sohn, vor kurzem erst Leutnant geworden, hatte den Abschied eingereicht, weil sein Vater nicht mehr imstande war, ihm den versprochenen Zuschuß auszuzahlen. Der junge Mensch wollte den Versuch machen, irgendwo in der Landwirtschaft unterzukommen.

Kari hielt tapfer bei dem Vater aus. Es war, als sei bei ihr der Knoten gerissen durch die Erfahrungen der letzten Zeit. Wer sie früher gekannt hatte, in ihrer Unbeholfenheit, unerzogen, nicht wissend, was mit sich anfangen, der erkannte Kari jetzt kaum wieder, wie sie mit Umsicht, Takt und Energie den zerrütteten Hausstand leitete.

Der Zusammenbruch war nicht mehr aufzuhalten

in Langendamm. Schon hatte Isidor Feige, einer fälligen Wechselschuld wegen, pfänden lassen, und am letzten Lohntage war Major von Pantin nicht imstande gewesen, seine Leute voll zu bezahlen. Handwerker, Lieferanten und Händler aller Art kamen mit ihren Rechnungen und machten, oft unter anzüglichen Bemerkungen, ihre Forderungen geltend. Der Hausherr zog es vor, sich solchen Belästigungen zu entziehen, indem er sich aufs Pferd setzte und von dannen ritt, seiner Tochter überlassend, wie sie sich mit den Gläubigern abfinden mochte.

In der Wirtschaft und auf den Feldern sah es traurig aus. Noch jetzt im November gab es ungemähtes Futter, und ein Teil der Kartoffeln war auch noch im Acker. Am schlimmsten aber stand es mit den Zuckerrüben. Der Boden von Langendamm, jahrelang extensiv bewirtschaftet, war nicht genügend vorbereitet gewesen für die anspruchsvolle Rübe. Der Zuckergehalt der Langendammer Ernte stellte sich als so gering heraus, daß die Fabrik den Preis bedeutend herabsetzte; ein weiterer schwerer Schlag für den bankerotten Mann.

Die Herbstbestellung stand noch ganz in den Anfängen, wo man doch jeden Tag den ersten Schnee erwarten konnte. Die Schnitter waren in ihre russische Heimat zurückgekehrt. Die übrige Gesellschaft war schwer in Rand und Band zu halten. Mit der Reitpeitsche durfte Herr von Pantin seinen Befehlen nicht mehr Nachdruck verschaffen; die Leute waren ja seine Gläubiger. Er war nicht davor sicher, daß ihn seine eigenen Tagelöhner wegen rückständigen Lohnes verklagten. Für einen Mann, der zeitlebens das Kommandieren gewohnt gewesen, war das hart. Früher, wenn etwas schief gegangen, hatte Malte doch wenigstens

an den Leuten seinen Sündenbock gehabt, aber jetzt mußte man allen Ärger in sich hineinfressen.

So unerquicklich die Verhältnisse auch in Langendamm waren, einen gab es dort, dem sie zusagten und der seine Rechnung dabei fand.

Als Fritz Wurten damals durch Vermittlung des Gesindemaklers die Stelle in Langendamm angenommen hatte, war es geschehen, weil ihn die Not trieb, Arbeit zu suchen, wo sie sich bot. Nachdem er einmal die Großstadt kennengelernt hatte, blieb sie für ihn der einzige Platz, wo ein menschenwürdiges Dasein möglich war. Aber da augenblicklich, wie's schien, in der Stadt für ihn nichts zu machen war, mußte man sich auch mal wieder ins Dorfleben schicken.

Einstweilen gedachte Wurten aus seinem Landaufenthalt soviel wie möglich Kapital zu schlagen für die Sache seiner Partei. Er kannte die Verhältnisse auf den Gütern der Umgegend genau von früher her. Die Möglichkeit, politische Agitation zu treiben, war sehr erschwert. Mit den Bauern, soweit es noch welche gab, war nichts anzustellen; die Tagelöhner aber und das Gesinde standen unter Aufsicht ihrer Dienstherren; da war also auch schwer heranzukommen.

In Langendamm nun fand Wurten den Boden für seine Zwecke weit günstiger, als er erwartet hatte. Unzufriedenheit zu erregen, war dort gar nicht erst nötig; die stand schon in voller Blüte. Solch zusammengelaufenes Pack, wie Major von Pantin auf seinem Gute beherbergte: verkommene Existenzen, Menschen, die nichts zu verlieren hatten, fiel Wurten ganz von selbst zu. Die brauchten nur organisiert zu werden, dann hatte man den Anfang einer Parteibildung.

Von Langendamm aus richtete der Agitator sehr

bald seine Blicke weiter hinaus auf die Nachbarschaft. Bei Gütern wie Pröklitz und Ragatzin, wo von früher her ein alter Arbeiterstamm saß, der in Einigkeit lebte mit seiner Herrschaft, war für ihn nichts zu erreichen. Das wußte Wurten ganz gut. Da konnte man sich die Arbeit ersparen; Leute, die sich mit ihrem Lose zufrieden fühlten, waren für die Agitation unzugänglich.

Mehr Anklang hoffte er in Groß-Podar zu finden. Der dortige Pächter arbeitete unter schwierigen Verhältnissen; des hohen Pachtgeldes wegen, das er zu zahlen hatte, mußte er seine Leute knapp halten. Die Gemeindeverhältnisse waren auch keine erquicklichen. Im Dorfe lebte eine Anzahl kleiner Hausbesitzer, Kossäten und freier Arbeiter, die auf ihren winzigen Grundstücken nicht recht leben und sterben konnten. Die Prunkliebe, welche der neue Herr entfaltet hatte, trug auch nicht dazu bei, diese Art mit ihrem ärmlichen Lose zufriedener zu machen. Und nun die fremden Arbeiter und Handwerker, die sich plötzlich, als der Kommerzienrat bauen ließ, in dem Orte niederließen, wie ein zugeflogener Bienenschwarm. Da war manch ein ausgetragenes Bürschchen darunter. Nun erfuhren die Leute von Groß-Podar erst, wie es in der Welt eigentlich zugehe und wie schlecht sie es hätten. Kurz, hier war der Same der Aufklärung reichlich ausgestreut worden und die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden fett ins Kraut geschossen.

Dort hatte Wurten also leichtes Arbeiten. Obgleich ein durchaus nüchterner Mann, war er eine Zeitlang fast jeden Abend im Krug von Groß-Podar zu finden, den er zu einer Art von Hauptquartier gemacht für seine Tätigkeit. Bald hatte er einen Kreis von Leuten um sich versammelt, die aus Zechkumpanen allmählich seine Gesinnungsgenossen wurden.

Es konnte nicht fehlen, daß Major von Pantin mit der Zeit dahinter kam, welche Farbe der Vogel hatte, der ihm von Berlin aus zugeflogen war. Der Gutsherr befand sich dem Mann gegenüber in einer eigentümlichen Lage. Der Schmied stellte ja auf einem Gute, wo Pferdezucht getrieben wurde, eine wichtige Persönlichkeit dar. Wurten verstand sein Handwerk. Er war in Langendamm der weitaus intelligenteste Arbeiter. Auch die Frau zeigte sich so tüchtig, daß Herr von Pantin sie sehr bald als Meierin angestellt hatte. Das Ehepaar war für Langendamm, wo die guten Leute immer seltener wurden, geradezu unentbehrlich geworden.

Major von Pantin mußte also ein Auge zudrücken. Freilich juckte es ihm oft genug in den Fingern, wenn Wurten, der aus seiner Gesinnung gar keinen Hehl mehr machte, sich allerhand Freiheiten herausnahm. Aber was sollte werden, wenn ihm auch dieser hier den Stuhl vor die Tür setzte! — Das Vernünftigste war immer noch: tun, als ob man gar nichts sähe; mochte der Mensch in seiner freien Zeit treiben, was er wollte, wenn er nur seine Arbeit verrichtete.

Da er sich in seiner Stellung sicher fühlte, wagte sich Wurten immer kühner hervor mit seiner Agitation. Von Berlin aus wurde er unterstützt, an Geldmitteln fehlte es ihm nicht. Sein Briefwechsel mit der Parteileitung war lebhaft. In seiner Wohnung hatte er einen großen Vorrat von Zeitschriften und Flugblättern aufgestapelt, welche ihm seine Freunde vertreiben halfen.

Wurten konnte zufrieden sein. Im Laufe eines halben Jahres war ihm hier im kleinen gelungen, was im großen seine Partei bis dahin vergeblich angestrebt hatte: Fuß zu fassen auf dem platten Lande.

* * *

Noch hatte Wurten keine Heerschau über seine Anhänger abgehalten. Die Verbreitung der Parteilehren war bisher nur im geheimen, von Mund zu Mund und von Hand zu Hand, betrieben worden. Weiter hinaus hatte sich ihre Propaganda nicht gewagt.

Nun, meinte Wurten, sei die Zeit dazu gekommen. Er wollte eine Versammlung abhalten.

Schwierig war die Lokalfrage. Er hätte den Krug von Groß-Podar gewählt, aber dann wäre man genötigt gewesen, die Versammlung bei der Behörde anzumelden. Überwachung wollte er um keinen Preis. Man hätte ja am Ende auch im Freien zusammenkommen können, aber dazu war die Witterung schon zu rauh. Schließlich fiel dem Agitator jener Schuppen ein, am Dorfteiche von Langendamm, der den Wanderarbeitern während des Sommers zum Nachtquartier gedient hatte. Dem Auge der Behörde würde man dort noch am ersten entgehen.

Wurten hatte ein richtiges Programm ausgearbeitet für die Versammlung. Er selbst wollte sprechen, ein Statut vorlegen und durchberaten lassen, ein Komitee sollte gewählt, Vertrauensmänner bestimmt werden — alles, wie er es von seinen Oberen in Berlin erlernt hatte, und wie es ein gedruckter Ratgeber, den er besaß, an die Hand gab.

Und nun gingen die Genossen in unauffälliger Weise zur Abendzeit von Dorf zu Dorf und von Krug zu Krug und forderten alle, bei denen man Neigung für ihre Sache voraussetzte, auf, sich am Sonntag früh, während der Kirchzeit, in Langendamm am bezeichneten Orte einzufinden. Ein Kennwort wurde ausgegeben. Verschwiegenheit und Vorsicht waren zur Ehrensache gemacht.

Der Apparat, den Wurten in Bewegung gesetzt,

hatte gut gearbeitet. Einzeln oder in Trupps von zweien oder dreien kamen an jenem Sonntagmorgen die Männer herbeigezogen; man konnte sie für Kirchgänger halten. Meist war es junges Volk: Bürschchen, die noch nicht ihrer Militärpflicht genügt hatten, denen die Unreife auf dem Gesicht geschrieben stand.

Die Sache war neu; nie hatte bisher etwas Ähnliches in dieser Gegend stattgefunden. Irgendeine ernste politische Überzeugung hatten die wenigsten. Es war mehr die Lust am Konspirieren und das Bedürfnis, sich wichtig zu machen, was diese knabenhaften Gesellen anzog. Einzelne waren auch schon zum frühen Morgen angetrunken; man hatte die Schnapsflaschen nicht daheim gelassen; wer einen weiten Weg hatte, war unterwegs wohl auch schon eingekehrt.

Wurten hatte mit Hilfe von Brettern und Böcken eine Art von Podium errichtet. In dem Raume fehlten die Fenster, es herrschte Halbdunkel. Ein wenig Tageslicht drang nur durch die vielen Klinzen und Risse ein, die der baufällige Schuppen aufwies. Kaum, daß man sich gegenseitig erkannte; man ahnte mehr die Menge der Versammelten, als daß man sie gesehen hätte. Das Düster, das sie umgab, verstärkte bei den Leuten den Eindruck des Gefährlichen und Unheimlichen. Man wagte nur im Flüstertone miteinander zu sprechen, harrte klopfenden Herzens dessen, was kommen werde. Auf dem Podium war nur Wurten zu erblicken, mit hagerem, bärtigem Gesicht. Vor sich auf dem Tisch hatte er eine Lampe stehen.

Wurten war sich des Außerordentlichen, das er vorhatte, wohl bewußt. Zudem hatte er vor ein paar Stunden eine Nachricht erhalten, die ihn schwer getroffen. Sein Vater, der alte Schmied in Grabenhagen,

war in der Nacht zuvor gestorben. Er war ja längst zerfallen mit dem Alten, der, einer anderen Generation angehörend, den Sohn und seine Entwicklung nicht hatte verstehen können und wollen. In Fritz Wurtens Glaubensbekenntnis war kein Raum für sentimentales Beklagen des Unabänderlichen, für irgendein Gefühl der Pietät überhaupt. Aber dennoch hatte es ihn eigenartig gepackt, gegen seinen Willen, als ihm durch seine Frau, die dem Sterbenden die Augen zugedrückt, der Tod des alten Mannes mitgeteilt wurde. Jenes unbehagliche Gefühl des Alleingelassenseins ergriff ihn, das für den selbständigsten Menschen das Hinscheiden des Vaters mit sich bringt.

Doch war er entschlossen, sich von solcher Stimmung, die er als eine Schwäche betrachtete, bei dem Wichtigen, das er heute vorhatte, nicht beeinflussen zu lassen.

Nachdem er sich überzeugt, daß sein Saal gut gefüllt sei, eröffnete Wurten die Versammlung; er erbat sich ein paar Beisitzer, dann begann er seine Rede.

Wurten sprach frei. Er war nicht ganz ohne Übung; in Berlin hatte er schon hie und da das Wort ergriffen, zur Debatte; aber dies hier war sein erster freier Vortrag. Seit Wochen hatte er sich darauf vorbereitet, allerhand zusammengetragen aus Zeitungen und Broschüren. Anfang sprach er ja ein wenig unbeholfen, aber da er sah, daß die Menge andächtig seinen Worten lauschte, wurde er seiner Sache sicherer; seine Rede gewann an Fluß und Nachdruck.

Er sagte ungefähr folgendes:

Von Gegnern würden sie mit Vorliebe als die schlimmsten Missetäter dargestellt, von den Regierungsorganen und von der Kanzel herab werde vor ihnen gewarnt, als vor dem leibhaftigen Gottseibeiuns. Das

seien natürlich nur ausgestunkene Lügen, mit denen man den Leuten Angst machen wolle vor ihnen. In Wahrheit sei es gerade umgekehrt; sie seien die Ehrlichen und Anständigen, denn sie wollten nur das Beste der Menschheit, nämlich: Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit. Die gewalttätigen Menschen seien ganz wo anders zu suchen. Die Räuber und Diebe säßen viel weiter oben.

„Wenn sich Menschen fremder Leute Eigentum mit Gewalt aneignen," rief er nach dieser Einleitung, „wie nennt man das? Raub!" Und so nennen es auch die Gesetze, und Räuber und Diebe werden streng bestraft. Das heißt, wenn sie sich an dem Eigentum der reichen Leute, der Besitzenden, der Bourgeoisie, vergreifen. Wenn aber die Armen, die Geringen, mit einem Worte das Volk, ausgebeutet wird, da ist man nicht so streng. Gegen diese Art von Raub werden keine Gesetze geschrieben, weil die Räuber mit den Gesetzgebern unter einer Decke stecken.

Wir sind hier auf dem Lande. Wer hat denn hier alle Macht in der Hand? Das sind die Herren Großgrundbesitzer. In der Stadt sind's die Fabrikanten, die Kapitalisten, die sogenannte Hautefinanze. Aber das ist alles eins; hier draußen herrscht das Junkerregiment. Was das für eine Tyrannei ist, das brauche ich euch nicht erst zu erklären; das kennt ihr aus eigener Erfahrung.

Wodurch aber sind denn diese Herren zu solcher Macht gekommen? Durch Diebstahl, Raub, Betrug. Das ist sogar in Büchern nachgewiesen worden. Ihre Vorfahren sind Straßenräuber gewesen. Sie haben in früheren Jahren die kleinen Leute gemißhandelt, gemordet, von ihren Häusern gejagt und sie zu ihren Sklaven gemacht; man nannte das „Frondienste". Wenn

es nach ihrem Wunsch und Willen ginge, dann wäre es auch jetzt noch so, wie damals im Mittelalter. Nur zu gern würden sie uns umbringen, aber sie hüten sich wohl; wer würde ihnen denn ihre Arbeit verrichten? Ohne uns können sie ja nicht leben!

Sie sind aber auch jetzt noch die schlimmsten Tyrannen, die es gibt, wenn die Zeiten inzwischen auch fortgeschritten sind. Auspeitschen lassen und den Leuten Ohren und Nasen abschneiden, wie es die Raubritter früher gemacht haben, das dürfen sie heutzutage allerdings nicht mehr; aber sie treiben es jetzt noch viel ärger auf wirtschaftlichem Gebiet. Die Großgrundbesitzer sind Ausbeuter genau so wie die Fabrikanten. Ja, sie sind eigentlich die schlimmsten. Sie regieren das ganze Land. Je weiter hinauf, desto mehr Junker werdet ihr finden bis in die allerhöchsten Stellen. Sie und ihre Söhne haben alle wichtigen Posten inne. Staat und Gesellschaft und alles soll nach ihrer Pfeife tanzen.

Es muß daher alles aufgeboten werden, um ihre Macht zu stürzen. Wenn das gelingt, dann werden die Leute auf dem platten Lande auch zur Vernunft kommen, wie in der Stadt. Das ist jetzt nicht möglich, denn hier auf dem Lande gibt es ja noch keine Freiheit.

Aber ihr Gebäude, wenn es auch noch so fest aussieht, hat doch schon tüchtige Risse. Im Grunde haben sie nämlich Angst vor uns: die Tyrannen zittern! — Zur Wahlzeit, da möchten sie ja ins Mauseloch kriechen. Da wissen uns diese Herren schön um den Bart zu gehen. Oder wenn sie uns für ihre Partei einfangen wollen, dann sind wir auf einmal gut genug für sie, neben ihnen zu sitzen, während sie uns sonst nicht ansehen. Da kennen sie uns auf einmal bei Namen und titulieren uns „Herr!“ und „Sie“, während es sonst per „Schafkopp und „Hei“ geht.

Nun, wer dumm ist, läßt sich Sand in die Augen streuen. Wir Tagelöhner hier herum sind bisher gewesen wie die Schafe, wir haben uns einfach das Fell scheren lassen und das Maul gehalten. Das muß anders werden, und das wird anders werden! Es gärt schon überall. Die Herren Junker werden sich wundern; noch ein paar Jahre, und wir halten das Heft in Händen. Wir haben bereits ......

Als der Redner so weit gekommen war, wurde plötzlich die Tür aufgerissen. Licht drang in den halbdunklen Raum, in der Türöffnung erblickte man eine schlanke Gestalt; der Gutsherr stand auf der Schwelle.

* * *

Major von Pantin war an diesem Sonntag zur Kirche gefahren nach Ernsthof, wohin Langendamm eingepfarrt war. Kari hatte ihn begleitet. Als sie am Dorfteiche vorbeikamen, sah Malte mit dem geschärften Blicke des alten Weidmanns in dem weichen Boden eine Anzahl frischer Fußspuren, die nach dem großen Schuppen führten. Die Schnitter waren fort, wer hatte dort etwas zu suchen, jetzt? Auffällig! Er beschloß, das zu untersuchen.

Nachdem er Kari die Zügel übergeben, mit der Weisung, weiter vors Haus zu fahren, stieg er ab und ging auf den Schuppen zu. Näher kommend hörte er den monotonen Klang einer Stimme, wie eine Predigt. Noch hatte er keinen bestimmten Verdacht.

So platzte der Gutsherr mitten hinein in die Versammlung.

Für den ersten Augenblick, aus der Tageshelligkeit in den dunklen Raum tretend, erkannte Herr von Pantin nichts. Das Sprechen hatte jäh auf-

gehört, tiefstes Schweigen herrschte während einer halben Minute.

„Was treibt ihr Hallunken hier?“ fuhr Malte einen der Nächststehenden an. Er erhielt keine Antwort. Dann gewahrte er das Podium, die Lampe, den Vorstandstisch, die Menschenmenge und fing an zu begreifen, um was es sich eigentlich handle.

Für einige Augenblicke war er sprachlos, dann brach er los. Durch die dicht zusammengekeilte Menge machte er sich Bahn, was sich ihm in den Weg stellte, rücksichtslos beiseite schleudernd. Er wollte nach dem Podium zu, das Haupt der Verschwörung dort vermutend. — In diesem Augenblicke löschte Wurten die Lampe aus; völlige Dunkelheit herrschte.

Major von Pantin suchte das Podium zu erklimmen. Mehrere Fäuste reißen ihn zurück. Man drängt und stößt den Eindringling, der nichts sieht, nur ein dumpfes, feindliches Brausen hört. Blindlings schlägt er um sich, wird gepackt, reißt sich mit Riesenkraft los, zu Fall gebracht und mit Füßen getreten, rafft er sich doch wieder empor. Wildes Johlen erklingt von allen Seiten. „Rut, rut!“ ertönt plötzlich ein Ruf. Der Gutsherr wird zum Ausgang gedrängt, gestoßen, schließlich getragen. Ohne Hut, mit zerrissenen Kleidern, beschmutzt, blutend, liegt er bald darauf außerhalb des Schuppens.

Alles das war die Sache von wenigen Minuten gewesen.

Wurten stellte die Ruhe wieder her; er richtet noch einige Worte an die Versammlung. Er war besonnen genug, vorauszusehen, daß dem eben Erlebten noch ein ernstes gerichtliches Nachspiel folgen werde. Daher ermahnte er seine Leute, zusammenzuhalten, und

sprach die Hoffnung aus, daß sich unter ihnen keine Angeber finden würden. Dann noch ein Hoch auf die Partei, und er schloß die Versammlung.

Herr von Pantin hatte draußen wie betäubt gelegen, in halber Ohnmacht. Dann raffte er sich empor, ging, lief schließlich, kaum wissend, was er vorhatte, seinem Hause zu. Wie ein Rasender stürzte er die Treppe hinauf. Kari, die ihm begegnete, stand erstarrt vor Schreck über den Anblick des Vaters: mit Kot bedeckt, das Gesicht dunkel, die Augen blutunterlaufen.

Er rennt auf sein Zimmer, keuchend; dort reißt er mit zitternden Händen an der Tür zum Gewehrschrank; als sie nicht aufgeht, zertrümmert er sie mit einem Fußtritt. Er nimmt den Revolver heraus, legt ihn auf den Tisch. Dann geht er nach dem Fach, wo die Munition aufbewahrt. Ein paar falsche Kistchen kommen ihm unter die Finger; er wirft alles zu Boden. Eine Schwäche kommt über ihn, er muß sich setzen, furchtbar klingt sein Stöhnen.

Kari fand ihn so. Sie sah den Revolver und erschrak des Todes. Mit Geistesgegenwart ergriff sie die Waffe und verbarg sie.

„Vater!“ sagte sie und trat auf ihn zu.

„Die Hunde — diese Hunde!“ das war alles, was er noch mühsam hervorbrachte.

Dann steht er auf will zum Waffenschrank, aber mit einem Male greift er in die Luft, stößt einen Schrei aus, wie von entsetzlichem Schmerz, schwankt, klammert sich an seine Tochter und bricht unter ihren Händen in die Knie zusammen.

Kari wollte ihn aufrichten. Es ging über ihre Kräfte. Sie lief zur Tür und rief um Hilfe.

Der alte Hanning kam als erster. Er hob seinen

Herrn vom Boden auf, trug ihn nach dem Schlafzimmer, legte ihn aufs Bett und öffnete ihm die Kleider.

Ein reitender Bote flog zur Stadt, den Doktor zu holen und Wanda und ihren Mann zu benachrichtigen.

Herr von Pantin lebte noch einige Stunden; den Gebrauch der Stimme erhielt er nicht wieder. Der Arzt stellte Herzlähmung fest.

XXXVII.

Major von Pantins Begräbnis gestaltete sich zu einer großen Feier. Der Verstorbene hatte sich zwar im Leben durch Streitlust und Rechthaberei manchen Feind gemacht, aber das viele Unglück, das die Familie in letzter Zeit getroffen hatte, stimmte selbst seine Gegner versöhnlich.

Die Nachbarschaft war ziemlich vollzählig vertreten bei dem Begräbnis, ebenso die Garnison. Der Agrarverein, der Hetzklub, der Wildschutzverein, denen Major von Pantin angehört, hatten ihre Abordnungen entsandt. Auch Ulrichs Regiment war vertreten. Einige bejahrte Herren waren erschienen, ehemalige Kameraden des Verstorbenen, die dem alten Malte die letzte Ehre erweisen wollten. Der älteste Sohn hatte nicht erscheinen können; er war noch in der Klinik und ging an Krücken. Die anderen Kinder umstanden den Sarg.

Zunächst wurde im Trauerhause eine Gedächtnisfeier abgehalten, dann ging der Leichenzug nach Ernsthof, wo die Pantins ihre Erbbegräbnisstelle hatten.

Der Weg war weit, die Straße in aufgeweichtem Zustande, das Wetter naßkalt. Langsam schlichen die Wagen hinter dem Sarge her. Ein Militärverein, dessen Vorsitzender der Verstorbene gewesen, gab das Ehrengeleit.

Die Feier am Grabe wurde in beschleunigtem Tempo abgehalten, denn das Wetter hatte sich inzwischen zur Trostlosigkeit verschlechtert. Eine Halle, in die man hätte untertreten können, gab es auf dem Dorfkirchhof nicht.

Herrn von Tichows Einladung, in sein nahebei gelegenes Haus zu kommen, zu einem kleinen Imbiß, wurde von den meisten, vor allem von denen, die noch eine weite Heimfahrt vor sich hatten, mit Dank angenommen.

Aus dem „einfachen Löffel Suppe", zu dem der Ernsthöfer eingeladen hatte, war ein recht reichliches Mahl geworden. Während des ersten Ganges hielt die Begräbnisstimmung noch allenfalls an; aber dann hob sich die Laune, und die Zungen wurden freier.

Herr von Tichow, als Wirt, erklärte, er mache sich kein Bedenken, den Herren ein Glas Sekt anzubieten. Ohne einen guten Tropfen sei der alte Malte nun einmal nicht zu denken, auch im Tode nicht. Er glaube nur im Sinne des Verstorbenen zu handeln, wenn er den „Pommery" nicht fehlen lasse. Als der Braten kam, knallten auch die Champagnerpfropfen. Damen waren nicht anwesend, auch kein Mitglied der trauernden Familie; man konnte also ein ungeniertes Wort sprechen.

Die Luft war voll von interessanten Fragen. Während an der einen Tischecke das Duell John Katzenbergs mit Ulrich Pantin noch einmal durchgehechelt wurde, stritt man sich an der anderen darüber, wer Landrat im Kreise werden solle an Katzenbergs Stelle.

Verschiedene Namen wurden genannt, auch der Mertens. Wütend äußerte sich gegen ein solches Ansinnen der Purgaster Merrwitz, nach Maltes Heimgang unbedingt der größte Krakeeler der Gegend. Am häufigsten hörte man den Namen des Ragatziners nennen, als denjenigen Kandidaten, der diesmal die meisten Aussichten habe.

„Wenn nicht wieder Graf Wieten irgend was im Hintergrunde hält," rief jemand.

„Auf den alten Wieten höre ich schon lange nicht," rief Merrwitz. „Der denkt, er ist unser Häuptling. Damals den Katzenberg hat er uns auch oktroyiert, und wie sind wir mit dem reingefallen! Nun grade nicht, was der will!"

„Eine bessere Folie als diesen Kommerzienratssohn konnte sich der Ragatziner allerdings nicht wünschen," meinte Tichow.

„Es freut mich bloß, daß die Herren nun endlich auch hinter Klavens Vorzüge kommen," schaltete der Grabenhäger ein. „Meine Stimme hat er gehabt, als noch alle Welt von John Katzenberg entzückt war."

Das Thema jedoch, welches die Geister am lebhaftesten beschäftigte, war Maltes merkwürdige und noch nicht völlig aufgeklärte Todesweise.

Das Gerücht vergrößerte das Geschehene bereits ins Ungeheuerliche. Man sprach von einer Revolte. Einer weitverzweigten Verschwörung der Arbeiter gegen den Großgrundbesitz glaubte man auf die Spur gekommen zu sein. Stoff zur Erregung und Entrüstung war reichlich vorhanden.

Kammerherr von Witzing meinte: Nun werde es wohl ein für allemal aus sein mit dem Frieden, der in ihrer Gegend bisher erfreulicherweise zwischen Tagelöhnern und Herrschaft geherrscht habe. Denn nun sei das Gift der politischen Agitation hineingetragen, und damit wäre es aus mit der guten Gesinnung der Leute. Der alte Herr beklagte den Wandel der Zeiten und prophezeite Schlimmes für die Zukunft.

„Ganz gut, daß es so kommt!" rief Merrwitz. „Nun hat die Bande doch mal gezeigt, wessen man

sich von ihr zu gewärtigen hat. Der alte Malte hat noch in seinen letzten Augenblicken unter sie schießen wollen. Schade, daß er darüber gestorben ist! Der Revolver, das ist die einzig richtige Antwort auf die Frechheit der Gesellschaft. Ich bin ganz zufrieden, daß es endlich so weit ist. Wenn das Geschwür reif ist, dann kann man es stechen."

Aber das Gespräch hielt sich nicht lange bei der Politik auf. Was sollte aus Langendamm werden? war eine andere interessante Frage. Würde Ulrich überhaupt imstande sein, den Besitz seines Vaters anzutreten, oder würde nicht vielmehr der längst schwebende Bankerott ausbrechen und über den Nachlaß das Konkursverfahren eröffnet werden? —

Jemand wollte wissen: Kommerzienrat von Katzenberg wolle Langendamm erstehen, falls es unter den Hammer käme. Ein anderer bestritt das, er habe vielmehr aus guter Quelle, der Kommerzienrat suche nach einem Käufer für Groß-Podar; die Katzenbergs wollten aus der Gegend fort, die Erfahrung mit den vielen Absagen zu ihrem Ball habe sie zu sehr verdrossen.

Dann kam die Rede auf die Pantinschen Kinder und was aus ihnen werden solle. Ulrich mußte, wie es schon sein jüngerer Bruder getan, den Abschied nehmen, das stand nun fest; Kari konnte vielleicht zu Wanda ziehen, oder sie mußte sich nach Stellung umsehen.

Man sprach über Maltes verkehrte Wirtschaft, die im Grunde all dies Unglück verschuldet habe. Die tollen Streiche seiner Jugendjahre wurden aufgewärmt, und wieviel Böcke hatte er später geschossen, als Gutsherr und Landwirt! — Schließlich kam die Rede auf seinen letzten verzweifelten Versuch, seine Finanzen mit Hilfe des Kommerzienrats aufzubessern. Vielerlei, das

wenig rühmlich war für den Verstorbenen, wurde da aufgerührt: Der Verkauf von Groß-Podar, das Heiratsprojekt John Katzenberg mit Kari, schließlich die Art und Weise, wie Malte für die Landratskandidatur des damaligen Regierungsassessors Stimmung gemacht hatte. — Das Wort: „Von den Toten nichts als Gutes", wurde kaum beachtet.

Der Ernsthöfer Tichow schnitt das ab. Er klopfte ans Glas, erhob sich und sagte:

„Meine Herren! Lassen wir ihn nun ruhen. Er hat Fehler gehabt, große Fehler. Ich habe mich oft genug mit ihm gestritten; denn er war ja einer von denen, die immer anderer Ansicht sind. Angeborgt hat er mich mehr als einmal . . . ."

„Mich auch!" „mich auch!" konnte man von mehreren Seiten vernehmen.

„Und unser Geld haben wir nie wieder gesehen," fuhr der Ernsthöfer fort. „Laßt ihn deshalb in Frieden! Gönnen wir ihm, was er gehabt hat. Nun ist er zur großen Armee einberufen. Mich dünkt, er ist gerade zum rechten Augenblicke gestorben. Das Schwerste, was einen Kavalier treffen kann, ist ihm erspart geblieben: der Verlust des guten Namens. Leichtsinnig ist er Zeit seines Lebens gewesen, liederlich, ein toller Schwede, meinetwegen! Aber ich habe ihn gern gehabt, den alten Malte, trotz allem. Er war doch einer von uns! Mir wird er fehlen in unserem Kreise. Denn solche Leute werden nicht mehr jung. Lassen Sie uns ein Glas leeren, ein stilles Glas, auf das Andenken des guten Kameraden. Möge ihm die Erde leicht sein!"

* * *

Graf Wieten war seit einiger Zeit in der Gegend; er wohnte auf seinem Hauptgute Dieckenslage. Der alte Herr hatte in diesem Herbste wieder mal arg an seinem Gichtfuße zu leiden. Das war für einen eifrigen Jäger, wie Graf Wieten war, besonders schmerzlich. Statt auf die Hühnersuche zu gehen und Fasanhähne abzuschießen, mußte er daheim im Krankenstuhle sitzen, mit verpacktem Beine.

Sein Arzt hatte ihm gesagt: er lebe zu gut, und er müsse in Zukunft die kulinarischen Genüsse meiden. Das war schlimm! Was sollte man dann in Berlin anfangen? Ein gutes Diner mit einem guten Glas Wein, in anständiger Gesellschaft, das war schließlich noch der einzige Trost bei dem sonst so wenig erquicklichen Berufe des Politikers.

Der alte Herr fing Grillen in der Einsamkeit seiner Krankenstube. Verschiedenes war ihm in der letzten Zeit nicht nach Wunsch gegangen. Sein Neffe Ingelsbrunn ärgerte ihn. Daß er viel Geld verbrauchte und daß er wieder mal einer verheirateten Frau den Hof machte — ein Verhältnis, von dem ganz Berlin sprach —, war noch nicht so schlimm; den alten Grafen erinnerten diese Streiche des Neffen höchstens an die eigenen Jugendabenteuer. Aber Ingelsbrunn, dem Wieten außer seinem Vermögen auch seine politische Erbschaft zugedacht hatte, zeigte dem Onkel viel zu wenig Interesse für Politik und Staatsgeschäfte. „Die Fraktionsstreberei sei ein fades Geschäft," erklärte der Neffe. Das verdachte ihm Graf Wieten; denn die Partei war, neben der Jagd, das einzige, was er in seinem Leben wirklich ernst genommen hatte.

Und auch sonst hatte der Graf Enttäuschungen erlebt. Im öffentlichen Leben gingen jetzt Dinge vor, bei

denen einem wirklich der behagliche Gleichmut, den er sich bis dahin durch sechzig Jahre zu wahren gewußt hatte, ausgehen konnte. Anschauungen und Grundsätze, die er und seine Zeitgenossen noch vor einem Jahrzehnt als Hochverrat verdammt hatten, wurden neuerdings nicht nur geduldet, nein, man erkannte sie, wie etwas Erprobtes, öffentlich an. Die Jugend wollte einem über den Kopf wachsen; überall war es so, in der Fraktion wie bei der Regierung. Leute kamen empor und spielten eine Rolle, die man hatte in den Kinderhöschen herumlaufen sehen. Ohne Pietät und Achtung vor dem Alter drängten sie sich vor mit unerhörten Ansichten und Forderungen. Dieses Hereinbrechen des Neuen hatte etwas Unheimliches an sich.

Zwar, daß er sich überlebt habe, sagte sich der Alte nicht; er schob vielmehr alles auf das Zeitalter, das mit Riesenschritten der Revolution zueile. Aber er trat doch dem Gedanken näher, ob es nicht Zeit sei, sich von der öffentlichen Bühne zurückzuziehen und daheim in Frieden seinen leichten Mosel zu trinken, da der Arzt die schweren Rheinweine als Gift für ihn erklärt hatte.

Da Graf Wieten nicht ausfahren konnte, erbat er sich oft Herrenbesuch nach Diekenslage zu einer Partie Karten. So blieb er stets auf dem laufenden über alle Vorgänge im Kreise.

Natürlich interessierte ihn die Frage: wer Landrat werden solle, aufs lebhafteste. Klaven war durchaus nicht der Mann nach seinem Herzen. Der war dem alten Herrn viel zu selbständig in seinen Ansichten, auch argwöhnte er ihn angesteckt von allerhand modernen Ansichten. Aber, wie die Dinge nun einmal lagen, mußte mit Klavens Kandidatur ernsthaft gerechnet werden. Höchstwahrscheinlich würde der Kreistag, nach-

dem man mit Katzenberg so wenig gute Erfahrungen gemacht, einen Kreiseingesessenen vorschlagen.

Der Ragatziner genoß die Sympathien des bürgerlichen Elements im Kreise in höherem Maße als die seiner eigenen Standesgenossen. Aber auch der Großgrundbesitz würde für ihn sein, weil man ihm niemanden entgegenzustellen hatte. Einen Bureaukraten wollte man um keinen Preis aufgedrungen haben. Klaven war also tatsächlich der Mann der Situation.

Graf Wieten war klug genug, sich zu sagen, daß es unnütz sei, hier gegen den Strom der öffentlichen Meinung zu schwimmen. So hielt er es also für die beste Politik, den Mann zu begünstigen, da man ihn mit Erfolg doch nicht bekämpfen konnte. Er erklärte, daß er für Klaven stimmen, ja daß er unter Umständen seinen Einfluß in Berlin für Klavens Ernennung geltend machen wolle.

Er schrieb ein paar Zeilen an den Ragatziner, ihn auffordernd, nach Diekenslage herüberzukommen zu ein paar Worten unter vier Augen.

Klaven leistete der Aufforderung Folge.

Der Graf wußte, daß er mit dem Ragatziner nicht umspringen könne, wie vorm Jahre mit Regierungsassessor von Katzenberg, dem er einfach bestimmte Bedingungen, von denen seine Wahl abhängig gemacht wurde, gestellt hatte. Er wollte Klaven auf den Zahn fühlen, aber in Form einer gemütlichen Plauderei. Scheinbar war seine Absicht nur, dem jüngeren Manne seinen Rat zu erteilen.

Der Graf hatte dieses und jenes aus seiner Erfahrung mitgeteilt, unvermerkt auf die Angelegenheiten des Kreises übergehend. Auch die letzten Vorgänge in Langendamm wurden gestreift. Der Graf meinte, daß in jetziger Zeit

ein Landrat Schneid, und abermals Schneid, und zum dritten Male Schneid am Leibe haben müsse. —

„Wir brauchen Männer, die vor nichts zurückschrecken, vor keiner noch so scharfen Maßregel,“ sagte Wieten. „Anhänger des striktesten Autoritätsprinzips. Mit Reformen haben wir es nun genug versucht, und es ist nur immer schlimmer geworden. Das sind ja nur Prämien gewesen für den Umsturz. Für einen Regierungsbeamten gibt es überhaupt nur eine mögliche Gesinnung, das ist die altbewährt konservative.“

Wieten knüpfte daran die Hoffnung, daß sich Herr von Klaven von dieser Gesinnung in seinem Amte werde leiten lassen, sein Name und sein Stand seien ja Bürgschaft dafür.

Klaven hatte sich die in väterlichem Tone gehaltene Ermahnung des Grafen mit angehört, ohne viel dazu zu sagen, aber sich um so mehr dabei gedacht. Schließlich meinte er, auf die Frage des alten Herrn, welch ein Programm er eigentlich zu befolgen gedenke: er habe überhaupt kein Programm, er werde sich einfach vom gesunden Menschenverstand und von seinem Gewissen leiten lassen.

„Das ist ja ganz schön und gut, lieber, junger Freund!“ rief der Graf. „Gewissen natürlich, auch! — Aber die Hauptsache bleibt doch die Gesinnung, die politische Überzeugung vor allem, meine ich.“

Von Politik werde er sich völlig fern halten, erwiderte Klaven. In seinen Augen sei es ein Fehler und der Grund vieler Mißgriffe, wenn Beamte sich vom parteipolitischen Interesse leiten ließen, statt von der Sorge um das Allgemeinwohl.

„Also Sie sind auch angesteckt von der modernen Humanitätsduselei!“ rief der Graf. Er hielt es nicht

mehr für nötig, die üble Laune, welche ihm Klavens Widerspruch verursacht, zu verbergen. „Hält man's für möglich! Ein Mann aus guter Familie, Großgrundbesitzer noch dazu, und solche Auffassung! — Aber, das ist ja Mode jetzt. Es liegt in der Luft. Die ganze junge Generation ist angekränkelt bis oben hinauf."

Klaven meinte darauf: Gewiß bestehe zwischen der älteren Generation und der jungen ein entscheidender Gegensatz; bei ihnen sei das soziale Gewissen erwacht, das sei das Neue. „Für Sie und Ihre Zeitgenossen, Herr Graf, ist ‚Autorität' das Stichwort gewesen, für uns soll es ‚Gerechtigkeit' sein." —

„Bitte sehr! Wir haben auch gesorgt für das Volkswohl," erwiderte Graf Wieten. „Mit Wohlwollen und Strenge wurde regiert. Da war Ruhe und Ordnung. Die Leute hatten Respekt vor den Oberen. Aber jetzt ist es ja geradezu, als hätten die Regierenden ein schlechtes Gewissen! Da wird ängstlich gelauscht nach jeder Regung und Stimmung im Volke. Pah! Was habt ihr euch darum zu kümmern? Was habt ihr überhaupt zu fragen, was die Massen wollen, wenn ihr regieren wollt? Pfui Schlappheit! Den Deibel auch, wir waren ein anderes Geschlecht! Kein Schneid mehr in den jungen Leuten! Die gute alte Schule stirbt aus, und es wächst nichts Gescheites heran. Aber macht nur zu, ihr werdet ja sehen, wie weit ihr's treibt!"

Klaven hörte den Grafen in Ruhe zu Ende, er verargte ihm sein Eifern nicht. Eigentlich sprach ja aus dem Alten nur die fatale Erkenntnis, daß sich die Welt nicht mehr in dem Stile regieren lassen wollte, wie er's gewohnt war, das Bekenntnis also, daß er abgewirtschaftet habe.

XXXVIII.

Klaven war vom Kreistage in Vorschlag gebracht worden für den Landratsposten; niemand zweifelte daran, daß seine Ernennung von höchster Stelle erfolgen werde.

Eines Tages im Dezember fuhr Erich von Kriebow nach Ragatzin zu seinem Freunde. Er konnte den Schlitten benutzen, denn einige Tage vorher war der erste starke Schneefall eingetreten.

Der Grabenhäger war nach Tisch von zu Haus weggefahren und kam bei anbrechender Dämmerung nach Ragatzin, zu jener Stunde zwischen Tag und Abend, die im Winter so gemütlich ist. Er traf die Klavens am warmen Ofen, ihr Nachbar Merten war zu Besuch da; man hatte das Kaffeezeug vor sich.

Erich von Kriebow wurde mit nachbarlicher Herzlichkeit empfangen. Frau von Klaven wollte natürlich vor allen Dingen wissen, wie es Klara gehe, und Kriebow war in der glücklichen Lage, nur Gutes berichten zu können.

„Wissen Sie schon das Neueste, Kriebow?“ fragte Klaven, und sich an Merten wendend: „Man darf doch sprechen?“

„Immer sagen Sie es!“ erwiderte der.

„Nun denn, hier stelle ich Ihnen den neuen Langendammer Herrn vor!“ Damit wies Klaven auf den Pröklitzer.

„Sie haben Langendamm gekauft?“ rief Kriebow.

„Jawohl!“ sagte Merten. „Heut früh ist der Kaufvertrag mit den Erben vollzogen worden.“

„Das freut mich für Pantins! Freut mich von Herzen!“ rief der Grabenhäger. „Viel wird ja freilich

nicht mehr von dem Erlös ihnen sein, aber besser als eine Subhastation ist es doch immer!"

„Nun ist unser Merten, nächst Graf Wieten, der größte Grundbesitzer im Kreise," meinte Klaven. „Langendamm ist ein mächtiger Fetzen Land."

„Ja, wer mir das vor vierzig Jahren gesagt hätte, als ich anfing! Der Gedanke, jemals ein Stück Land, auch nur so groß wie eine Kuhhaut, mein eigen zu nennen, wäre mir damals wie ein Luftschloß erschienen. Mein Vater war ein kleiner Pächter und hat sich schlecht und recht auf fremdem Grund und Boden durchgeschlagen. Meine Großeltern noch haben Haus und Hof ihr eigen genannt, sie waren Bauersleute. Aber ihr Land wurde eingezogen, damals bei der großen Regulierung."

„Nun sehen Sie, Merten!" fiel ihm Klaven ins Wort. „In gewissem Sinne haben Sie Ihre Vorfahren gerächt. Ihre Großeltern sind damals vom Großgrundbesitz gelegt worden, und nun sind Sie der glückliche Besitzer von zwei großen Rittergütern. So kommt alles herum in der Welt. Mich dünkt, es liegt ausgleichende Gerechtigkeit in diesem Auf-und-ab."

Man schwieg eine Weile. Dann sagte Merten: „Landhunger ist es wahr und wahrhaftig nicht gewesen, meine Herren, was mich dazu getrieben hat, Langendamm zu kaufen. In meinem Alter, wissen Sie, beschwert man sich nicht ohne Anlaß mit solcher Verantwortung."

„Nun werden Sie wohl einen Pächter annehmen?" fragte Kriebow. „Denn beides: Pröklitz und Langendamm, aus einer Hand bewirtschaften, dürfte wohl selbst für Sie zu viel sein, Herr Merten!"

„Ich habe einen anderen Plan," erwiderte Merten und lächelte vor sich hin, „einen ganz besonderen Plan mit Langendamm."

„Sie wollen doch nicht etwa parzellieren?" rief Kriebow, und da Merten mit dem Kopfe nickte: „Sagen Sie das nicht! Ein schönes, großes Familiengut, wie Langendamm, in lauter kleine Stücke zerschlagen. Ich weiß: sogar die Regierung unterstützt das neuerdings. Aber es ist doch nicht schön. Wie der Fleischer ein Stück einzeln verpfundet, kommt mir das vor."

„Herr von Kriebow! Die Sache klingt häßlich, aber sie ist notwendig und heilsam."

„Nun sollen wir also in unserer Gegend auch solch eine Räuberkolonie bekommen! Keine Rübe im Felde und kein Baum im Walde ist dann mehr sicher vor dem Gesindel! — Das werden Sie den Nachbarn doch nicht antun, Herr Merten?"

„Ich will Ihnen was sagen, Herr von Kriebow: Wenn Sie — was ich Ihnen wünsche — ein langes Leben haben, dann werden Sie den Nutzen einheimsen von dem, was Sie eine ‚Räuberkolonie' nennen. Ich selbst freilich werde im besten Falle die Saat keimen sehen. Vorteil habe ich nicht davon und will ich auch nicht haben. Ich baue für die Zukunft an. Und wissen Sie, was die Ernte sein soll? — Tüchtige, arbeitsame, zufriedene Menschen. Es klingt das vielleicht ein wenig vermessen, als ob man dem lieben Gott ins Handwerk pfuschen wollte; aber ich meine, er würd's nicht übelnehmen, wenn was getan wird für die Kultur seines edelsten Geschöpfes. Der Mensch braucht Licht, Luft und Erdreich, darin er wurzeln kann, genau wie die Pflanze."

„Da haben Sie recht, Merten!" fiel Klaven ein. „Und wer den Menschen das schafft, ist ihr Wohltäter."

„Ach Gott! Nach solchem Ruhme habe ich gar keinen Ehrgeiz, meine Herren! Sehen Sie, ich bin ein alter Junggeselle, infolgedessen habe ich abends viel

Zeit übrig, meinen eigenen Gedanken nachzuhängen. — Das ist das einzige," damit wandte er sich an die Hausfrau, „was unsereiner vor den Verheirateten voraus hat. Und dann sehen Sie: man ist kinderlos. Und doch wünscht man sich, sein Gedächtnis nicht aussterben zu lassen; das ist nun mal so! Man will nicht ganz verschwinden von der Welt, wenn einen die kühle Erde deckt. Sie, meine Herren, stammen aus alten, vornehmen Familien, Sie tragen Namen, die jedermann kennt, Sie werden Ihre Güter vererben an Kinder und Kindeskinder; sehen Sie, alles das habe ich nicht! Wer wird in dreißig, vierzig Jahren nach Walter Merten fragen? — Und eine Spur, daß man gelebt hat, möchte man doch zurücklassen. Da hat mir manchmal des Abends, wenn ich meine Pfeife rauchte, so ein Bild vorgeschwebt — in meinen Gedanken nur, verstehen Sie! Ein Dorf, ein stattliches Dorf. — Nicht solche, wie wir sie jetzt haben — nein, lauter selbständige Wirte, die auf ihrem Eigentum säßen, Leute, welche die Füße unter dem eigenen Tische wärmen könnten, die auf dem eigenen Acker sich ihr Brot erbauten, Besitzer, die sich nicht vor jedem Quartalswechsel fürchten müßten, weil sie in der Schuldjacke stecken. — Wenn man das erreichen könnte! — Und denken Sie sich mal ein Dorf von fünfzig oder hundert solcher Familien! Wohnliche, sauber gehaltene Häuser, jede Familie in ihrem eigenen, ein Garten dazu und ein Stall mit schönem Vieh. Und natürlich in solchem Dorfe ein tüchtiger Gemeindevorsteher und an der Kirche ein braver Geistlicher, als Hirten der Herde, und ein wackerer Lehrer, zu dem freilich auch ein Schulgebäude gehört, wohnlich und festgefügt und ein Auskommen, davon er leben könnte. Stellen Sie sich das mal vor! Sehen Sie,

das ist das Bild, das mir vorgeschwebt hat, an manchem einsamen Abende, wenn ich daheim im Sorgenstuhle saß und nachdachte über Not und Jammer des Landvolkes. Ich weiß, ich habe damit nichts Neues entdeckt. Viele ausgezeichnete Männer im ganzen Lande sinnen auf Abhilfe, viel wird darüber auch geschrieben in Zeitungen und Büchern, ja, ich höre: sie fangen gar an, auf den Universitäten darüber Vorträge zu halten. Alle Achtung vor der Gelehrsamkeit; aber mehr ist noch das Handeln wert als das Schreiben und Reden. Ich habe auch allen Respekt vor der Regierung; sie will gewiß das Beste. Aber ich meine, auch hier gilt das Wort: ‚Hilf dir selbst!‘ Gesetze werden uns nicht retten und auch nicht Behörden. Wir selbst müssen uns rappeln, wir Männer, die mitten drin stehen, denn wir allein können ganz verstehen, was unserem Stande nottut.“

„Gewiß!“ fiel Klaven ein, „praktisch, nicht bureaukratisch muß so etwas angefaßt werden. Auf dem Wege der juristischen Instanzen wird die gesetzgeberische Wohltat oft so verdünnt, daß sie schließlich bei dem Kranken als ganz schwaches Tränklein ankommt. Menschen glücklich und zufrieden zu machen, ist das schwierigste Geschäft von der Welt.“

„Ich will's versuchen auf meine Art. Ob's glückt, das muß die Zukunft lehren. Gottvertrauen muß man freilich haben! Was wären wir Landleute ohne dem! Wir säen ja alle auf Hoffnung. Wenn wir nur unsere Arbeit verrichten nach bestem Wissen und Gewissen; Regen und Sonnenschein muß der da oben geben.“

Man schwieg eine längere Weile. Erich von Kriebow war gepackt von dem Bilde, das Merten in seiner warmherzig gewinnenden Art vor ihnen entrollt hatte; aber es sträubte sich etwas in ihm, sich zum

Glauben überzeugen zu lassen. Er wandte sich an Klaven: „Und was sagen Sie denn eigentlich zu Herrn Mertens Plänen mit Langendamm? Wie ich Sie kenne, kann Ihnen doch die Parzellierung eines alten, schönen Familiensitzes unmöglich sympathisch sein, Klaven.“

„In diesen Dingen muß man sich realistisch-nüchternes Denken angewöhnen, Kriebow! Vergangenes läßt sich nicht künstlich erhalten. Trauern, daß Langendamm an viele kleine Leute kommen soll, das wäre gerade so, als wenn man beklagen wollte, daß beim Bau einer neuen Bahn Felder durchschnitten und Bäume gefällt werden müssen. Das hilft nun mal nichts! Vorher war es vielleicht idyllischer. Die wirtschaftliche Entwicklung ist unbarmherzig, aber sie ist auch wieder gerecht. Wenn sich unsere Vorfahren, in Zeiten, wo sie das Heft in der Hand hielten, nur ein wenig mehr um das Wohl ihrer Gutsuntertanen gekümmert hätten, statt um Mehrung ihrer Macht allein, wie anders würde es dann aussehen bei uns! Dann wären die Dörfer und die Gemeinden schon da, die unser Freund hier im Geiste erstehen sieht. — Wunderschön, wenn es so werden könnte, wie er will! Ich male mir das Bild von der Zukunft freilich noch etwas anders als er. Sie wissen, Kriebow, was ich für Hoffnungen hege für unseren Stand; ich meine: noch haben wir Junker unsere Rolle nicht ausgespielt.“

„Verstehen Sie mich nicht falsch, Herr von Klaven!“ rief Merten. „Auch in meinem Bilde ist Platz für den Junker. Er nimmt dort sogar eine ausgezeichnete Stelle ein. Nein, zu einem richtigen Dorfe gehört auch ein Grundherr.“

„Nun, dann treffen sich unsere Ansichten, Merten!“ rief Klaven. „Und das freut mich! Es ist so Mode

geworden, uns als Idioten oder als Raubgesellen darzustellen. — Aber ich will Ihnen sagen, wie dieser Junker der Zukunft aussehen wird, so wie ich ihn träume: Er wird etwas weniger laut und hochfahrend auftreten, als er es jetzt oft zu tun beliebt, er wird haushälterisch umgehen mit seinem Erbe, er wird seine Anlagen, Gaben und Kräfte nicht vergeuden in liederlichem Hasardieren, er wird sich nicht erniedrigen zur schmachvollen Jagd nach dem Mammon. Er wird kein Prahlhans sein und kein Streber, sondern ein schlichter Edelmann, der sich der Arbeit nicht scheut. So wird der Junker leben, nicht abgeschlossen, sondern mitten drin im Volke und darum nicht minder vornehm. So wird er seines Amtes walten, der Erste in der Gemeinde durch Tüchtigkeit. — So, nun ist erst Ihr Bild fertig! Vielleicht ist alles das eine Utopie; aber ich glaube daran, und mich tröstet solcher Glaube über vieles Traurige, das ich in der Gegenwart sehe."

„Gott sei Dank!" sagte Merten. „Wir haben solche Männer, wie Sie sie eben geschildert, bereits unter uns, und es werden ihrer noch mehr kommen."

* * *

In der Unterhaltung mit seinen Freunden hatte sich der Grabenhäger länger verzögert als ihm recht war. Der Abend war ihm über den Hals gekommen, er wußte nicht wie. Glücklicherweise war ja gute Bahn; er trieb die Pferde an, zu laufen, was sie konnten.

Mit seinen Gedanken war er noch ganz bei dem, was er eben gehört. Es waren doch ein paar ausgezeichnete Männer, die er zu Nachbarn hatte. Schade, ewig schade, daß er die beiden erst jetzt kennengelernt hatte! Er würde vieles besser gemacht, manchen Fehler vermieden haben, hätte er ihren Rat früher gehabt.

Aber womöglich würde er damals Rat von ihnen gar nicht angenommen haben. Ja, vor ein paar Jahren noch hätte er es gänzlich unter seiner Würde gehalten, mit einem Merten zu verkehren, und auch über den Ragatziner würde er die Nase gerümpft haben, als über einen ganz unmöglichen Menschen.

Klaven hatte recht: die Blasiertheit war der Grundfehler des Standes; die mußte vor allen Dingen abgelegt werden.

Und nun sprangen seine Gedanken auf einmal über, er wußte selbst nicht wie, zu seinem Jungen. — Erich nahm nämlich ganz fest an, daß es ein Junge sein werde. Mädels, die wollte er später haben; das erste Kind sollte ein Junge sein.

Er sah den Bengel vor sich; es war ein Mordskerl. Mit sechs Jahren schon wollte er ihn aufs Pferd setzen und mit zehn sollte ihn der Junge auf die Jagd begleiten. Das würde eine famose Kameradschaft geben! Soldat sollte er werden, natürlich Kavallerist; oder ob man ihn studieren ließ? — Ja, er sollte studieren; dann konnte er schließlich mal Landrat werden im Kreise.

Und den Jungen wollte er erziehen! — Der sollte ihm nicht solch ein Taugenichts werden, wie er selbst einer gewesen. Scharf aufpassen würde er ihm, mit Strenge ihn leiten und ihm dabei doch ein Freund und treuer Berater sein.

Sorgen konnte man sich freilich machen, wenn man an all die Gruben und Fallstricke dachte, die auf eines jungen Menschen Wege liegen. Mit dem väterlichen Rate, das war ja ganz schön und gut; aber wer hörte denn drauf? Hatte er selbst sich etwa an die guten Lehren und Ratschläge gekehrt, die ihm sein alter Herr mit auf den Lebensweg gegeben hatte. Es schien eben,

als müsse jeder seine Erfahrungen selbst machen, sich die Hörner abstoßen, durch Schaden klug werden! —

Aber warum sorgte er sich? Er hatte ja Klara! Was würde sie seinem Sohne für eine Mutter sein! —

Klaras Aufgabe würde es sein, den Sohn zu einem guten Menschen zu machen. Sie hatte ja ihn selbst erst zum Menschen gemacht. Daß er jetzt vor sich selbst Achtung haben durfte, das verdankte er ihr, seiner süßen, lieben, seiner einzigen Frau. —

Und schärfer noch trieb er die Pferde an, daß der Schlitten nur so durch die Winternacht sauste. Nach Haus, zu ihr! Einen Kuß auf ihre Hand und zur Erwiderung einen auf seine Stirn.

Als er vor seiner Tür angekommen war, warf er Franz, der hinter ihm auf der Pritsche gesessen hatte, hastig die Zügel zu und trat ein.

Der alte Kruke sagte, während er seinem Herrn den Fahrpelz abnahm, mit etwas zögernder Stimme: es sei auch nach dem Doktor geschickt worden.

„Für wen denn? Wer ist krank?"

„Die gnädige Frau bekam vorhin einen Brief. Nachher wurde die Frau Pastorin geholt. Mehr wissen wir nicht." —

Kriebow war schon auf der Treppe und stürmte hinauf. Oben trat ihm die Pastorin entgegen und sagte, ohne seine Frage abzuwarten, mit geheimnisvoller Miene: „Herr von Kriebow, es ist soweit!"

„Wie steht's mit Klara?" stammelte Erich. In seiner Erregung ergriff er die Hände der Pastorin.

„Es wird alles gut werden. Es war nur der Schreck, der sie so gepackt hatte."

„Was ist denn vorgefallen, um Himmels willen?"

„Ein Brief kam aus Burgwerda; der alte Herr von Lenkstädt ist gestorben.“

„O Gott — das muß ihr gerade jetzt widerfahren! Wie trägt sie's?“

„Anfangs war es furchtbar; ich dachte, es müßte ein schlimmes Ende nehmen. Aber jetzt hat sie sich darein ergeben.

„Wo ist sie?“

„Im Schlafzimmer. Als die ersten Wehen sich meldeten, haben wir sie aufs Bett gebracht.“

Die kleine Pastorin, sonst immer errötend und scheu in Gegenwart des Gutsherrn, sagte das mit der selbstverständlichen Ruhe einer Frau, die selbst Kinder zur Welt gebracht hat. — Kriebow war erschrocken. Zaghaft, als solle sich ihm etwas Unheimliches enthüllen, folgte er der resoluten Pastorin ins Schlafzimmer.

Er fand Klara auf dem Sofa sitzend, im farbigen, weiten Schlafmantel, das Haar geöffnet, bleich von Gesicht, mit großen Augen. Erich machte unwillkürlich an der Tür halt, wagte nicht heranzutreten.

„Komm doch zu mir, guter Erich!“ sagte sie mit matter Stimme.

Als er neben ihr saß, ängstlich und betreten, reichte sie ihm die Hand, „du weißt — nicht wahr?“

„Traurig!“ sagte er, „furchtbar traurig!“

Sie wandte ihr Gesicht ab. Ein kurzes, verzweifeltes Aufschluchzen! Dann sich zusammenraffend, sagte sie zur Pastorin: „Geben Sie mir doch den Brief, Bertha! Er liegt unter dem Spiegel.“

Der Brief wurde Kriebow überreicht; er war an ihn gerichtet.

„Ich erkannte Mutters Handschrift,“ erläuterte

Klara. „Und da die Angst noch schrecklicher war als die Gewißheit, habe ich geöffnet.“

Frau von Lenkstädt bat ihren Schwiegersohn: Klärchen den Tod des Vaters in möglichst schonender Weise mitzuteilen; er habe sich selbst die Erlösung gewünscht und sei sanft entschlafen. Von Klara habe er noch in den letzten Stunden gesprochen; er lasse sie segnen.

„Mein lieber Vater!“ sagte Klara, still vor sich hin weinend.

Kriebow bedeckte die Augen mit der Hand. Für ihn war der Verstorbene wenig gewesen; aber er dachte an Klärchen und was sie in den letzten Stunden gelitten haben mußte. So nahe beieinander standen Leben und Tod! —

Man saß eine ganze Weile schweigend. Dann hörte Kriebow, wie die Pastorin zu Klara sagte: „Stehen Sie auf, Frau von Kriebow! Stützen Sie sich nur auf mich!“

Klara machte einen kleinen Versuch, durchs Zimmer zu schreiten, dann knickte sie zusammen. Die Pastorin hielt sie und trug sie mit einer Kraft, die man der kleinen Person nimmermehr zugetraut hätte, aufs Bett. —

Kriebow stand da, entsetzt. Was ging mit seiner Frau vor? Das Gesicht war auf einmal gänzlich verändert. War das noch Klärchen?

„Halten Sie sich an mir fest!“ sagte die Pastorin mit ruhiger Stimme.

Erich stürzte aus dem Zimmer. Das konnte er nicht mit ansehen. Er lief im Hause umher, ratlos, kopflos; endete schließlich wieder vor dem Schlafzimmer, wo er an der Tür lauschte, mit dem Gefühle des armen Sünders. Es war alles still geworden da drinnen. Erst recht ängstigte ihn das. Zitternd trat er ein: Wie stand es jetzt?

Die Pastorin beruhigte ihn, ein wenig lächelnd über sein Benehmen. Kriebow bemerkte beim Scheine der Lampen jetzt noch eine andere ältere Frau im Zimmer. Allerhand Tücher wurden von den Frauen gewärmt, heißes Wasser aufgestellt, ein kleines Bett ward vorbereitet.

Was diese Frauen für Nerven hatten! Sie taten, als ob das hier das natürlichste Ding der Welt sei, und er befand sich in Todesangst. Wo war seine freudige Erwartung eines Sohnes und Erben hin, die ihm noch vor einer Stunde das Herz hatte höher schlagen machen? — Gern hätte er das Kind drangegeben, wenn nur Klärchen gerettet würde! —

Jetzt kam wieder solch ein Anfall. Diesmal lief Erich nicht fort, er blieb im Zimmer, in eine Fensternische verkrochen, und betete — was er lange nicht mehr getan hatte. — So stand er, den Kopf gegen die Scheibe gepreßt, halb sinnlos vor Aufregung und Furcht.

Plötzlich vernahm er das gedämpfte Sprechen der Frauen, übertönt von jämmerlichem Schreien. Er traute seinen Ohren kaum; war das möglich! Konnte das die Stimme eines menschlichen Wesens sein? —

Scheu wagte er sich heran. Die Frauen standen da gebeugt über einem winzigen dunklen Wesen, das sich in den weißen Linnen, unter ihren Händen reckte und dehnte.

„Schreie nur, du kleiner Kerl!“ sagte die Pastorin, „das ist gut für die Lungen.“

„Ist es ein Junge?“ fragte Erich in schüchternem Tone.

„Ei natürlich!“ rief die kleine Frau. „Und was für einer! Das ganze Köpfchen hat er schon voll Härchen. Hier präsentiere dich mal deinem Vater!“

Sein Junge! Das war er also! — Mit wunderlich gerührten Gefühlen blickte der junge Vater auf dieses krebsrote runzelige Gesichtchen hinab.

Dann wurde das Kind hinübergereicht zur Mutter. Klara lag mit weit offenen Augen in den Kissen. Als man ihr das Kind hinhielt, lächelte sie. „Erich!“ sagte sie kaum hörbar.

Er trat an das Lager und kniete nieder. Ihre Züge konnte er nicht erkennen, denn seine Augen standen voller Wasser. Aber er fühlte, wie eine Hand ihm leicht über das Haar strich, und hörte die sanfte Stimme seiner Frau dicht an seinem Ohre: „Erich, wir haben einen Jungen!“

Wilhelm von Polenz
Der Pfarrer von Breitendorf

Roman

geh. M. 4.—; geb. M. 5.—; Hlbfrz. M. 6.—

Aus den zahlreichen Besprechungen:

Kölnische Zeitung: Dieser Roman weicht von der herrschenden Vorliebe für rein psychologische und namentlich das Weib behandelnde Stoffe darin ab, daß er auf moderner Grundlage einen Gegenstand behandelt, der der alten Sitte des Kampfromans, der Darlegung geistiger Kämpfe, entspricht. Es ist die evangelische Geistlichkeit in ihrem besonderen Berufsleben, die Polenz uns in verschiedenen Gestalten vorführt. Angesichts so vieler andern Erscheinungen halten wir es für zweckmäßig, besonders das Lob zu betonen, daß Polenz uns nicht wiederum reichshauptstädtische, aber dabei mehr oder minder skandinavisch frisierte Figuren vorführt, sondern sich daran gibt, mit sorgfältiger Charakteristik ein Sittengemälde darzustellen, das ohne alle fremde Beimischung rein deutsches, typisch deutsches Gepräge hat, also auch dem Leser etwas bietet, was an sich schon die Voraussetzung des Durchempfundenen, des Natürlichen, Echten, bei einem deutschen Schriftsteller in sich birgt. Die Wirkung macht sich sofort kenntlich. Wir kennen die Verhältnisse in Schlesien, die Verhältnisse der evangelischen Geistlichkeit nicht aus eigner Anschauung, aber wir haben den Eindruck, daß uns der Verfasser nichts in Deutschland Unmögliches, nichts, was dem deutschen Charakter fremd ist, erzählt; wir sind von einer einheitlich festgehaltenen deutschen Atmosphäre umweht. . . . Der Roman ist alles in allem eine tüchtige Arbeit von eigenartigem Gepräge, ein Stück deutscher Sittengeschichte, das ernstes Interesse zu erwecken vermag.

Leipziger Tageblatt: Mit diesem Werke hat sich der hervorragend begabte Autor auf das Gebiet des großen sozialen Kulturromans gewagt, gleichzeitig kann es aber auch als eine religiöse Streitschrift bezeichnet werden und wird als solche zweifellos großes Aufsehen erregen. . . . Der Freimut

mit welchem der Autor für das Recht einer freieren Religionsauffassung in die Schranken tritt, verdient volle Anerkennung. Den gleichen Mut der Überzeugung und eine ätzende Schärfe bekundet er bei der Schilderung gewisser Übelstände und Fehlgriffe in unseren kirchlichen Verhältnissen, über die er auf das Eingehendste orientiert zu sein scheint.... Ganz meisterlich ist die Landbevölkerung von Breitendorf geschildert; die verschiedenen Typen sind überraschend lebensvoll charakterisiert.... Auf jeden Fall ist dieser Roman als die auffälligste Erscheinung des diesjährigen Büchermarktes zu bezeichnen, und die Tüchtigkeit seiner künstlerischen Ausführung, insbesondere seiner psychologischen Detailmalerei, wird auch von Denen anerkannt werden, die sich im Widerspruch zu seiner religiösen Tendenz befinden.

Die Nation: Wilhelm von Polenz ist ein starkes Talent unter dem jüngeren Geschlecht. Er schwört glücklicherweise nicht auf die Lehren eines der Führer und geht seine kecke Wanderung ohne Leitseil auf kühnen Wegen. Seine Stoffe beweisen, daß er ein Moderner ist.... Der Roman ist spannend und stellenweise fortreißend, weil hier zum ersten Male von einem modernen Menschen die geistlichen protestantischen Herren unter sich dargestellt sind. Die Typen dieser Pastoren und ihrer Frauen und Witwen sind einfach köstlich. Und am lustigsten wirkt es dabei, daß der Verfasser bei offenbar gründlicher Sachkenntnis gar nicht daran dachte, eine Satire zu schreiben.

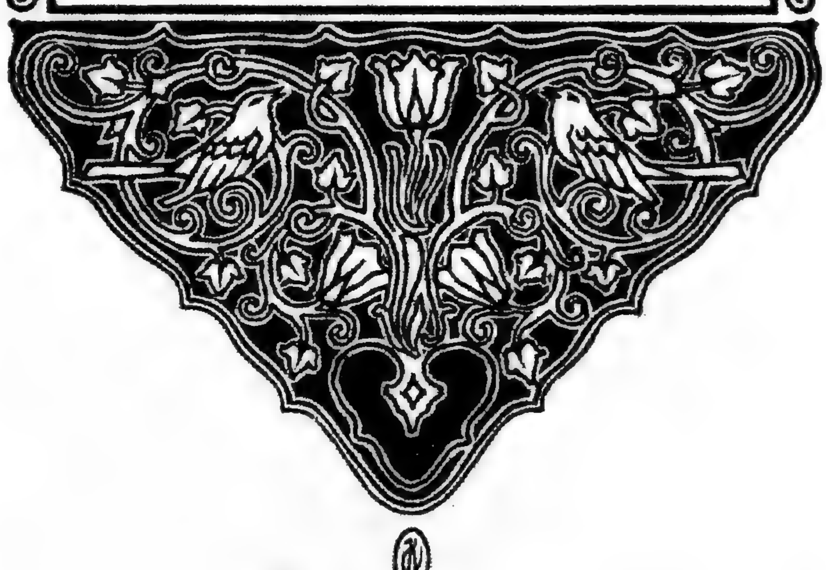
Berliner Tageblatt: Etwas wie der frische Hauch der Menschheitszukunft umweht uns, wenn wir das Buch aus der Hand legen.... Von allen Seiten weiß der Autor an die große Frage heranzukommen. Vertreter beider Weltanschauungen sind in reicher Zahl vorhanden. Vor allem aber ist die evangelische Geistlichkeit in einer Reihe von Gestalten angeführt, die geradezu typisch genannt werden können. Hoch bemerkenswert erscheint die Kenntnis des Autors von den kirchlichen Dingen.... Dem Buche muß ein ernstes Studium der einschlägigen Verhältnisse vorausgegangen sein. — Von besonderem Interesse ist die Behandlung der Dissidentenkinderfrage.... Einzelne Verhältnisse, Vorgänge und Figuren machen fast den Eindruck des Porträts. Das Leben in den abgelegenen Gebirgsdörfern, die Gemeinde-, Kirchen- und Schulangelegenheiten lernen wir in der Darstellung eines offenbaren Kenners dieser Dinge kennen.... Die Darstellung der entlegenen und uns weniger zugänglichen Verhältnisse des Landlebens darf dem Autor als besonderes Verdienst angerechnet werden. Der Roman ist im besten Sinne des Wortes realistisch. Man atmet die Luft der frisch aufgebrochenen Ackerscholle. Durch Tiefe, Ernst und Fleiß der Behandlung erhebt er sich weit über die alltäglichen Produkte dieses Genres. Das Buch hat kulturelle Bedeutung und wird im Zusammenhange mit der neuesten religiösen Bewegung stets genannt werden müssen.





Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke





Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 3



Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band III

Der Pfarrer von Breitendorf

F. Fontane & Co.
Berlin



Wilhelm von Polenz

Der Pfarrer von Breitendorf

Vierte Auflage

F. F. C.

F. Fontane & Co.
Berlin

I.

Pfarrer Gerland hatte seine dritte Predigt in Breitendorf gehalten. Er war noch keine vier Wochen in der neuen Stelle. Aber der Weg von der Kirche zur Pfarre herüber kam ihm schon so bekannt vor, als sei er bereits seit Jahren hier. Er kannte die fünf ausgetretenen Stufen, die von dem kleinen Pförtchen der Sakristei auf einen kiesbestreuten Vorplatz führten, so gut, daß er sie ohne Besorgnis, zu stolpern, die Füße mechanisch setzend, erhobenen Hauptes herabschritt.

Durch den Haupteingang unter dem Glockenturme strömte die Gemeinde zur Kirche hinaus. Hier und da bückte sich einer und legte eine Kupfermünze in das Opferkästchen, das am Boden stand.

Die Männer trugen Zylinder von vorsündflutlicher Form und langschößige schwarze Röcke; bei diesem und jenem machte sich auch eine farbige Weste breit. Mancher, der den Mittag des Lebens längst überschritten, führte noch den Rock, den er zur Konfirmation eingeweiht hatte, der damals wohlweislich auf Zuwachs berechnet worden war. Die Frauen erschienen in weiten Röcken und bunten Kopftüchern; nur einige von den jüngeren, die auswärts gedient haben mochten, trugen Hüte mit falschen Blumen und anderem städtischen Putz zur Schau.

Gegenüber der Kirchentür hatte eine Hökerin Platz

genommen, die an die Kirchgänger Würste, Semmeln und Kuchen verhandelte.

Für den Geistlichen gab es durch den Gottesacker einen Privatweg nach dem Pfarrhause. Pastor Gerland warf einen forschenden Blick nach dem Himmel: tiefblau, kein Wölkchen weit und breit. Früh, als er zur Kirche herüberschritt, hatte ihm das Aussehen des Himmels Bedenken eingeflößt; im Osten drohten weißgraue Wolkenmassen, die Sonne verdeckend. Aber während der Predigt hatte es sich aufgehellt. Dem Geistlichen war das nicht entgangen; er hatte wohl bemerkt, wie allmählich lichtere Helle in die Kirche drang, bis die Sonne blendende Vierecke auf die Steinfliesen des Bodens malte.

Sein Herz hatte frohlockt, denn er wollte heute, zum freien Sonntagnachmittage, einen Spaziergang unternehmen: auf die Höhen, in den Wald — wer weiß wohin! —

Pfarrer Gerland war Naturfreund. Er liebte die Erde und was sie hervorbringt. Er bewunderte die geheimnisvolle Kraft, welche die Scholle mit grünen Halmen bedeckt und an den kahlen Baumgerippen Blätter und Knospen hervorbrechen läßt. Er hatte Auge und Ohr für die Wunder der Natur. Und daß er sich über die Erklärung dieser Wunder nicht den Kopf zu zerbrechen brauchte, daß er sie hinnehmen durfte als etwas Gottgewolltes und Gottgeschaffenes, das war sein besonderes Glück. Mochte die Wissenschaft mit jedem Tage Außerordentliches entdecken, mochten die Naturforscher Beobachtung auf Beobachtung häufen, neue Gesetze feststellen und alte über den Haufen werfen, das konnte nur dazu dienen, die Wunderbarkeit der Schöpfung zu erhöhen, Größe und Ruhm des Schöpfers zu ver-

mehren. Gottes Allmacht, Weisheit und Güte wuchs ihm wie ein Berg unerforschlich aus dem Innern der Erde heraus in den Himmel hinauf, wo ihn Wolken verhüllen, — Anfang und Aufhören unserem Auge entzogen. —

Dieses Bild liebte Pfarrer Gerland besonders. Er hatte es auch heute in seiner Predigt eingeflochten. Ob ihn die Häusler und Bauern von Breitendorf verstanden haben mochten? —

Die Kirche war gut besucht gewesen während der drei Male, wo er im neuen Amte gepredigt hatte. Die Breitendorfer schienen viel kirchlichen Sinn zu besitzen, sie folgten dem Gottesdienste mit Andacht; nur einige Alte hatte der Geistliche schlafen sehen. —

Als Pastor Gerland heute das Pfarrhaus betrat, schlug ihm ein scharfer Bratengeruch entgegen. Unwillkürlich regte sich sein Appetit. Die Predigt und die nachfolgende langwierige Aufkündigung hatten ihn hungrig gemacht. Er legte schnell den Talar ab, zog den Sonntagsrock an und blickte dann in die Küche.

Frau Menke, die Witwe seines Amtsvorgängers, war dort am Herde tätig.

„Wann können wir wohl heute essen, Frau Pastorin?“ fragte er, in der Küchentür stehend.

Die Witwe, eine stattliche Frau, noch in den Dreißigen, mit hochaufgestreiften Ärmeln, antwortete aus einer weißlichen Dampfwolke heraus: in einer halben Stunde könne das Essen aufgetragen werden, wenn es dem Herrn Pastor recht sei. Gerland war damit einverstanden.

Im Hausflur fand er eine alte Frau, die auf ihn wartete. Gerland blickte forschend in das braune, verwitterte Gesicht unter der mächtigen, schwarzen Haube mit den phantastischen Ohrenklappen. Mit weit vor-

gebeugtem Oberkörper stand sie da, auf einen Stock gestützt. Ein Wollrock von greller Farbe und eine wattierte Jacke mit altmodischen Puffärmeln war ihre Kleidung. Das ehrwürdige, ehemals goldschnittverzierte Gesangbuch, um welches zur Schonung ein Zipfel des buntgedruckten Taschentuches geschlagen war, fehlte nicht in ihren verdorrten Händen.

Sie sprach mit zitterndem Haupte. Was sie sagte, konnte der junge Geistliche nicht verstehen; der Dialekt der Gegend bereitete ihm noch Schwierigkeiten. Er beugte sich zu der Alten herab.

„Was wünschen Sie von mir, liebe Frau?" fragte er und versuchte seinen Zügen den freundlichsten Ausdruck zu geben.

„Haa?" — machte die Alte, zum Zeichen, daß sie nichts verstanden habe und zeigte ihre lückenhaften Kiefer. Gerland wiederholte seine Frage. Als geborener Städter wurde es ihm so schwer, sich mit diesen Leuten zu verständigen.

„Sein Se unse neier Pfarr?"

„Allerdings, ich bin der Geistliche."

„Iche bi namlich de Heenzen huba vu dar Eibe, Märzliebs-Hanne tun se mich heeßa."

„Sie kommen von Eiba?" wiederholte Gerland, froh, daß er wenigstens das eine Wort verstanden hatte. „Sehen Sie einmal an, dann gehören Sie also zu meinen entferntest wohnenden Parochianen."

Grinsend sah sie ihn von der Seite an und blinzelte mit den Maulwurfsaugen. Er forderte sie auf, in sein Expeditionszimmer zu kommen, das er sich im Parterre eingerichtet hatte. Die Alte folgte ihm langsam, mit den ungewohnten Lederschuhen schwerfällig tappend. Die Türschwelle bereitete ihr Schwierigkeiten. Der Geistliche

faßte sie an der Hand und half ihr herüber. Das machte sie sichtlich zutraulicher. „Dank och schiena, dank och schiena!“ Gerland bot ihr einen Stuhl an und fragte sie von neuem nach ihrem Begehr.

„Entschuld'gen Se ock, iche koan blußig bäuersch mit Se raden,“ begann sie und wickelte in ihrer Befangenheit das Gesangbuch aus und ein. „Iche wullt ock fragn, ob Se niche heute zu unsarn klennen Madel kima kinnten?“

„Ist das Mädchen krank?“

„Se leit schun in zahnten Monda.“

„Was fehlt ihr denn?“

„Dar Dukter sagta übern Suhn und ar meenta, 's ginga nu ufs latzta mit er —“

„Und da wünschen Sie wohl, daß ich sie berichten soll?“

„Ne, ne, se is no ne kunfermiert.“

„Wie, Sie hätten eine Tochter, die noch nicht eingesegnet ist?“

„Ne, 's is ju dan Suhn senna Kleena. Karl Heenze is namlich mei Suhn.“

Gerland versprach der Alten, noch im Laufe des Nachmittags zu kommen. Er ließ sich Namen und Katasternummer genau angeben und geleitete sie dann nach der Haustür. Sorgsam führte er die alte Frau einige steinerne Stufen hinab, die von der Schwelle in den Garten hinunter führten. Es war ihm nicht unangenehm, daß ein paar Gemeindemitglieder, die eben zur Gartenpforte eintraten, diesen Vorgang mit ansahen, und auch noch das warme „Bezahl's Gutt, bezahl' Sie 's dar liebe Gutt!“ der alten Märzliebs-Hanne vernahmen.

Einige Männer waren gekommen, welche Taufen anmelden wollten, ein anderer kam in Aufgebots-

angelegenheiten. Es war Sitte in dem ausgedehnten Kirchspiele von Breitendorf, alles Geschäftliche mit dem Geistlichen am Sonntage zwischen den Gottesdiensten abzumachen. In einem fort ertönte die Klingel über der Haustür, beim Öffnen in aufsteigender, beim Schließen in fallender Tonleiter.

Auf diese Weise war die Essenszeit herangekommen. Die Pastorswitwe teilte Gerlands Mahlzeiten; ein Mädchen, das er sich als Aufwartung hielt, bediente.

Pastorin Menke hatte Zeit gefunden, das Küchengewand mit einem schwarzen Kreppkleid zu vertauschen, das gut zu ihren frischen Gesichtsfarben stand. Ihr Mann, der vor einem Vierteljahr ganz plötzlich infolge eines Schlagflusses gestorben, war um mehrere dreißig Jahre älter gewesen, als sie. In ihren Witwenstand schien sie sich gut gefunden zu haben; nur hin und wieder hielt sie es für passend, dem Verstorbenen ein paar Tränen nachzuweinen, die ihr schnell zur Hand waren.

Gerland hatte die Witwe seines Amtsvorgängers im Pfarrhause vorgefunden, als er die neue Stelle antrat. Ihm war es recht, daß sie das Gnadenjahr im alten Heim verbringen wollte. Sie erbot sich, auch in Zukunft die Wirtschaft zu führen. Er nahm das Anerbieten an, weil es so für alle Teile das Bequemste erschien. Und es stellte sich bald heraus, daß er dabei nicht schlecht gefahren sei. Die Pastorin war eine energische Frau, griff überall selbst mit zu und hielt das Hauswesen in musterhafter Ordnung.

Bei Tisch sorgte sie für die Unterhaltung. Sie sprach gern, vor allem über den lieben Nächsten, wenn auch nicht immer liebevoll. Sie kannte die Dorfleute genau und war mit dem Klatsch der ganzen Gegend

vertraut; voll Eifer ging sie daran, den Neuling einzuweihen. Gerland ließ ihr das Vergnügen. Es war für ihn nicht ohne Wert, über die gänzlich fremden Verhältnisse der neuen Heimat etwas zu erfahren. Und dann unterhielten und zerstreuten ihn diese Gespräche auch. Er war sehr einsam; noch keinerlei Verkehr hatte sich bis jetzt für ihn gefunden, allerdings nicht ohne seine Schuld, denn er hatte noch keinen Umgang gesucht. Als Städter und studierter Mann fand er sich sehr schwer in die ländlich ungehobelten Sitten seiner Parochianen. Die gebildeten Leute waren äußerst dünn gesät in dem abgelegenen Gebirgswinkel.

Auch die Pastorin war von ländlicher Herkunft, ihr Deutsch war nicht das beste, und mit der Orthographie lebte sie auf ziemlich gespanntem Fuße, wie Gerland aus ihren Wochenrechnungen bereits ersehen hatte. Auch stützte sie beim Essen nicht selten die Arme auf den Tisch und benutzte mit Vorliebe das Messer zum Auflöffeln der Sauce.

Der junge Geistliche, der vom Elternhause her an gute Manieren gewöhnt war, drückte darüber ein Auge zu. Sie hatte etwas Frisches in ihrem Wesen, das ihre Formlosigkeit erträglich machte. Ihre Ausdrücke, die nicht immer die gewähltesten waren, verletzten nicht, denn sie perlten mit natürlicher Lebhaftigkeit von einem roten Munde, der prächtige, gesunde Zähne blicken ließ. Es war eine Lust, sie lachen zu sehen, obgleich sie dabei den Oberkörper über Gebühr hin und her warf und häufig die drallen Arme auf die breiten Hüften stützte.

Er fand den Umgang mit ihr äußerst bequem; sie war immer guter Dinge, gleichmäßig heiter und unterhaltend. Daß sie sofort das Taschentuch hervorzog, sowie das Gespräch auf den verstorbenen Pastor kam,

war eine Schwäche, die ihr Gerland, im geheimen darüber belustigt, gern nachsah. —

Zum Sonntag hatte die Pastorin nach dem Braten eine süße Speise auf den Tisch gebracht. Man war eben dabei, sie zu genießen, als Gerland Schritte im Garten vernahm. Nach dem Fenster blickend, sah er einen Mann auf das Haus zukommen.

„Dornig!“ rief der Geistliche, sprang vom Stuhle auf und eilte ans Fenster.

Ein junger, korpulenter Mensch, bartlos, im schwarzen Rock, eine Brille vor den Augen, kam auf ihn zu und reichte ihm lachend die Hand zum Fenster hinauf.

Gerland zeigte sich befangen. Es war ihm nicht unbekannt gewesen, daß sein ehemaliger Schulkamerad Dornig nicht weit von Breitendorf als Pfarrer angestellt sei, aber er hatte es bisher versäumt, ihn aufzusuchen. Das Bewußtsein dieser Unterlassung machte ihn unsicher dem andern gegenüber. Er versuchte es, sich zu entschuldigen und sein Ausbleiben zu erklären, verwickelte sich dabei aber in Widersprüche.

Pastor Dornig lächelte gutmütig dazu. Er schien nicht im mindesten gekränkt. „Ich habe dich immer erwartet,“ meinte er. „Und als du nicht kamst, dachte ich, da läufst du eben selbst mal 'rüber. Man marschiert immerhin seine zwei Stunden zwischen Färbersbach und Breitendorf. Ich bin gleich nach der Predigt fortgegangen.“

Dornig hatte den Hut vom Kopfe genommen und wischte sich den Schweiß von dem breiten Gesichte und dem fleischigen Nacken.

„Dann hast du also noch gar nicht gegessen?“

„Nein, gegessen habe ich noch nicht.“

„Aber, dann mußt du doch gleich — bitte, komm herein! Frau Pastorin, lassen Sie noch ein Gedeck auflegen."

Pfarrer Dornig wurde ins Zimmer genötigt. Es stellte sich heraus, daß er und Pastorin Menke Bekannte waren.

Suppe und Braten wurden noch einmal hereingebracht. Dornig hieb tüchtig ein. „Ja, ja, die Frau Pastorin kann kochen, das wissen wir," meinte er, mit vollen Backen kauend, und blinzelte dem Amtsbruder zu.

Gerland bat um Kaffee. Er erwartete, die Witwe würde sich dadurch veranlaßt fühlen, ihn mit dem Amtsbruder allein zu lassen. Aber sie trug dem Mädchen auf, das Kaffeezeug hereinzubringen; sie selbst blieb sitzen, um nur ja nichts von der Unterhaltung zu versäumen, die sich um die Geistlichen der Diözese und ihre Familien drehte. Sie wußte eine Menge Skandalgeschichten zu berichten, über den Lebenswandel der geistlichen Herren und ihrer Ehehälften. Dornig hörte dem mit Behagen zu, häufig unterbrach er sie mit einem breiten Lachen.

Gerland war einsilbig geworden, ihn verstimmte dieses Gespräch. Sowie der Kaffee getrunken, schlug er dem Amtsbruder vor, ihn auf einem Gange zu begleiten.

„Amtspflichten am Sonntagnachmittag? Bist du so eifrig in der neuen Stelle?" meinte Dornig, der sich in seinem Lehnstuhle mit seiner Zigarre, in Gesellschaft der munteren Witwe, behaglich fühlte und keine Lust zum Aufbrechen zu verspüren schien.

„Ein Mädchen liegt im Sterben. Ich bin aufgefordert, sie zu berichten."

„So — das ist natürlich etwas anderes." —

Die beiden machten sich auf den Weg. Erst ging's

ein Stück die Dorfstraße hinauf. Die Leute standen in den Haustüren oder hinter den Zäunen — die Männer mit sonntäglich frischen Hemdsärmeln — und genossen den ersten wirklich schönen Frühlingstag des Jahres.

Die Geistlichen wurden neugierig begafft. Mehrfach geschah es, daß Kinder, die auf dem Wege spielten, aufsprangen, als sie der beiden schwarzen Röcke ansichtig wurden, und ins Haus liefen, um den Eltern zu berichten: „Dar Pfarr' kimmt, und no' enner!"

Gerland grüßte, so oft er eines Erwachsenen ansichtig wurde, als Erster. Die Leute sollten sehen, daß er es sich angelegen sein ließ, ihr Vertrauen zu gewinnen.

Nirgends klapperte heute der Webstuhl, dessen eintönige Musik dem jungen Geistlichen bereits vertraut geworden war. Als sie an der Schenke vorbeikamen, standen dort eine Anzahl jüngerer Männer mit geröteten Gesichtern, die Mützen schief auf dem Ohre, die Hände in den Hosentaschen. Der Lärm, der erst geherrscht hatte, verstummte, als die beiden Geistlichen herankamen. Einen Augenblick schien es, als wollten sie nicht Platz machen, aber schließlich trat man doch beiseite, wenn auch zögernd.

Gerland schritt, den Hut lüftend, mit einem „Guten Tag" durch die Rotte, gefolgt von Dornig.

Hinter dem Dorfe schlugen sie einen schmäleren Fahrweg ein, nach dem hochgelegenen Eiba.

Gerland blieb stehen, als man die halbe Höhe erreicht hatte, um Rundschau zu halten. Ein äußerst durchschnittenes Gelände dehnte sich ringsum aus, unregelmäßig durcheinanderliegende Höhenzüge, die Kuppen meist bewaldet. Das blendende Nachmittagslicht verhinderte die Aussicht auf den langgedehnten, hinter den Vorbergen aufragenden Gebirgsstock. In der Talsenke

lag Breitendorf, lang auseinandergezogen mit unsicheren Marken, einzelne Ausläufer hinaufschiebend bis an den Wald. Ein Fluß oder ein größerer Wasserspiegel fehlten der Gegend. Die Flur war verteilt in unzählige braune und grüne Streifen und Ackervierecke. Reich war die Gegend höchstens an Abwechslung. Strohdächer herrschten vor, die blitzende Fläche eines Schiefer- oder Ziegeldaches bildete einen auffälligen Punkt in dem Bilde.

Pfarrer Gerland schaute nach seiner Kirche aus. Sie konnte sich sehen lassen. Das Dach war hoch und steil abfallend, mit hellroten Ziegeln gedeckt, die Wände weiß getüncht. Der Turm, etwas niedrig für die Größe des Gebäudes, hatte eine grüne Haube. Das Pfarrhaus daneben verschwand ganz in Bäumen.

„Deine Parochie ist ganz gehörig groß," meinte Dornig, „und sehr auseinandergelegen. Das wird dir oft höllisch unbequem werden."

„Unbequem, wieso?"

„Das viele Laufen bei Hitze oder im Winter bei hohem Schnee. Da habe ich's besser; meine Parochie ist halb so groß und hübsch zusammengelegen."

„Ich bin ein guter Fußgänger."

„Wart's nur erst ab. Wenn sie dich mitten in der Nacht aus dem Bette holen zum Berichten. Das lieben sie hier in der Gegend sehr. Der Schande halber kann man doch nicht nein sagen. Und nachher, wenn man hinkommt, ist's 'ne alte Frau, die zum zehnten Male sterben will. ‚'s is mer su wia ims Harze,' sagt sie, wenn du sie fragst, was ihr fehlt. Und dafür bist du um deine Nachtruhe geprellt. — Das wirst du alles noch durchmachen; paß mal auf!"

Dornig schritt vor Gerland her. Der sah den breiten

Rücken des andern und den roten Nacken, in den die hellblonden, von Schweiß zusammengebackenen Haarsträhne herabhingen. Dornig hatte sich doch nicht ein bißchen verändert seit der Schulzeit.

Sie schwiegen längere Zeit. Es drängte Gerland, etwas von seinen Plänen zu verraten, das große Ziel, das er sich gesteckt hatte, wenigstens von weitem anzudeuten; aber rechtzeitig warnte ihn noch die Besorgnis, sein Heiligstes zu profanieren.

Plötzlich fragte Dornig im Weiterschreiten: „Wie bist du eigentlich auf den Gedanken gekommen, dich zu der Breitendorfer Stelle zu melden?"

„Sie war gerade vakant, und da griff ich schnell zu."

Gerland lächelte in sich hinein, froh über sich selbst, daß er dem andern ausgewichen. Aber Dornig war nicht so leicht von einer aufgenommenen Fährte abzubringen.

„Wenn's noch ein anderer gewesen wäre; aber du, du hattest es doch wirklich nicht nötig, nach der ersten besten Stelle zu haschen; du konntest es doch ruhig abwarten, bis sich was Besseres bot."

Gerland fühlte sich doch angenehm berührt durch die gezollte Anerkennung.

„Nun, ich wollte eben aufs Land, in einfache Verhältnisse; das war von jeher mein Ideal."

„Du wirst noch dein Haar finden in den einfachen Verhältnissen. Was willst du in diesem Winkel anfangen? Von allem bist du hier weggesetzt. Ich wäre in der Stadt geblieben an deiner Stelle, das wüßte ich. In der Stadt kann man viel eher was erreichen."

„Ich will gar nichts erreichen — wenigstens was äußere Ehren anbelangt." —

Dornig blieb stehen, vielleicht weil der Weg jetzt

steiler wurde, und sah den Amtsbruder mit seinen wasserblauen Augen verwundert an. Er wollte etwas sagen, unterdrückte es jedoch, als er Gerlands ernstes Gesicht bemerkte.

Beide mußten an die Schulzeit zurückdenken, als sie sich jetzt so nahe Auge in Auge blickten. Sie waren natürliche Antipoden gewesen in der Klasse. Schon als Knabe war Gerland seine eigenen Wege gegangen.

Dornig nahm die Brille herunter und putzte daran herum, dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn, der dem fleischigen Manne aus allen Poren drang.

Von jetzt an übernahm Gerland die Führung. Man trat kurz vor der Höhe in ein Stück Wald: Nadelholz. Nur hier und da leuchtete eine Birke mit weißem Stamme und hellgrüner Perücke aus dem braungrünen Ernste der Kiefern und Fichten hervor. Die Nachmittagssonne warf schräge Streifen über den sandigen Weg und den aufkeimenden Teppich von Gräsern und Heidelbeerkraut.

Der Wald war zu Ende; einige hundert Schritt vor ihnen lagen strohbedeckte Hütten, etwa ein Dutzend an Zahl, über die Berglehne verstreut, auf grüner Wiesendecke, umstanden von knospenden Obstbäumen. Darüber erhob sich als steiler Hintergrund der Tannenforst.

Es war ein Bildchen für sich, ausgeschnitten aus dem Rund der großen Welt.

„Ist das schön!" rief Gerland aus und hielt die Hand über die Augen zum Schutz gegen die Sonne.

„Geh nur erst rein in die Holzstuben," meinte Dornig, „da ist von Schönheit nicht viel zu spüren. Manchmal hocken sie drin zu zwei und drei Parteien — schlafen, essen, wirken und treiben alles in einem Raume. Gelüftet wird nie. Von Menschen kann man da kaum mehr reden." —

Gerland fand sich nach der Beschreibung, die ihm die alte Märzliebs-Hanne gegeben, bald zurecht. Das Haus lag etwas abgesondert von den übrigen. Eine Pfütze davor hatte ihm die Frau als besonderes Wahrzeichen genannt. Einige Gänse mit Jungen lagen am Rande; der Gänser fuhr bösartig zischend auf die Fremden ein. In der Tür stand ein Junge von etwa acht Jahren, im Feiertagsstaate, wie ein Erwachsener gekleidet, mit langen Beinkleidern, Schirmmütze, blauem Halstuch, Holzpantoffeln an den nackten Füßen. Offenen Mundes starrte er die Fremden an, ohne die Hände aus den Taschen zu nehmen.

„Wohnt hier Frau Heinze, mein Junge?" fragte Gerland. Der Junge blickte weg, als sei er nicht gefragt.

„Kannst du mir nicht sagen, ob Frau Heinze hier wohnt, mein Junge?"

„Mit denen muß man anders reden," meinte Dornig herantretend. „Das sind Dickköpfe hier." Er faßte den Knaben unter dem Kinn, zwang ihm das Gesicht in die Höhe und fragte, ihm scharf in die Augen blickend: „He, Bengel, wem gehört das Haus hier?"

„Heenzes Karle," knurrte der Junge.

„Siehst du's, er weiß es ganz gut. Nur nicht zu höflich sein; das halten sie für Dummheit."

Er ließ das Kind los. Der Junge stolperte von dannen, so schnell es ihm die Holzpantoffeln gestatteten; als er die Pfütze zwischen sich und die beiden Geistlichen gebracht, brach er in ein wütendes Heulen aus. — Dornig lachte.

Inzwischen war man im Hause rege geworden. Verschiedene Köpfe erschienen an den kleinen, erblindeten Fenstern.

Die beiden traten über die Holzschwelle auf den

lehmgestampften Gang, der die Hütte in zwei Hälften teilte. Linker Hand war ein Bretterverschlag, Ziegen meckerten dahinter. Durch die offenstehende Hintertür hatte man einen Ausblick auf den Misthaufen, der dicht am Hause lag.

„Was habe ich dir gesagt?“ flüsterte Dornig; „wie das Vieh leben sie.“

Jetzt öffnete sich die Tür zur Rechten, die alte Frau steckte den Kopf zur Spalte heraus. Als sie Gerlands ansichtig wurde, grinste sie über das ganze Gesicht: „Nu, kimmt ack rei, kimmt ack rei!“

In der Wohnstube schlug den beiden ein stickiger, sauerstoffarmer Dunst entgegen. Der hochgewachsene Gerland mußte sich bücken, um nicht an den Tragbalken der niederen Decke anzustoßen.

Eine Frau in mittleren Jahren, mit bloßen Armen, ein buntes Zipfeltuch um die Brust geschlungen, brachte zwei Stühle herbei, die sie sorgsam mit der Schürze abwischte.

Gerland grüßte befangen nach allen Seiten. Diesen Leuten gegenüber beherrschte ihn stets die Besorgnis, für hochmütig gehalten zu werden. Er meinte, in ihren Mienen Argwohn und Feindschaft zu lesen. Seine Überlegenheit, Bildung und günstigere Lage empfand er als bohrenden Vorwurf ihrem Elend gegenüber. Daß ein solcher Abstand zwischen Mensch und Mensch bestehen könne, fühlte er gewissermaßen als persönliche Schuld.

Von solch sentimentalen Bedenken ahnte Dornig nichts. Selbstbewußt blickte er um sich und musterte die verschiedenen Persönlichkeiten, die in dem engen Raum zusammengepfercht waren, mit Kennermiene. „Hier muß man sich erst ’mal orientieren,“ meinte er. „Ist das alles eine Familie?“

„Ju, ju, mir geheeren zusammde!“ erklärte die alte Frau. „Der doa is mei Suhn, Karl Heenze.“ Sie wies auf einen hageren Mann mit ausgemergelten Gliedern und bartlosem, hohlwangigem Gesichte, der in Hemdsärmeln und bloßen Füßen in der Hölle des Kachelofens hockte.

„Schön, das ist also der Hausherr,“ meinte Dornig. „Übrigens Sie führen doch einen ganz anderen Namen als Ihr Sohn, wenn ich recht gehört habe?“

„Se heeßen mich alls de Märzliebs-Hanne. Sahn Se, dos kimmt su: mei Voater sal'ch hieß Gottlieb und woar Achsenknacht bein Märzenpauer. Se hießen en ock Märzlieb, mennen Voater. Dodarvune hoe ich dan Namen: Märzliebs-Hanne.“

Dornig nickte mit dem Kopfe. „So so! das muß man nur wissen.“ Und zu Gerland gewendet, erklärte er: „Hier führt nämlich niemand seinen wirklichen Namen. Sie haben alle Spitznamen.“

Dornig war nicht scheu. „Wie viel Kinder haben Sie, Heinze?“ fragte er den Hausherrn.

„Fünfe, drei Madel und zwee Jungens — viera sein tud.“

Dornig sah sich im Zimmer um und zählte. „Hier sind ja noch zwei mehr; wem gehören denn die?“

Eine kurze Pause entstand, etwas wie Verlegenheit drückte sich in den Mienen der Leute aus. „Zweia sein dere do ihra,“ erklärte endlich die jüngere Frau und wies mit dem Finger über die Schulter nach einem weiblichen Wesen, das hinter dem Webstuhle saß und jetzt kichernd das Gesicht abwandte. Ein Wochenkind lag neben ihr auf der Bank, das sie gestillt haben mochte, ehe sie durch den Eintritt der Herren gestört wurde. Sie mußte noch sehr jung sein und hatte ein hübsches

Gesicht mit frischen Farben. Unter dem Gestell des Webstuhles leuchteten ihre bloßen Waden rosig hervor. Einmal warf sie einen scheuen Blick nach den Fremden herüber, um dann sofort wieder ihr Gesicht zu verstecken.

Auch an sie richtete Dornig seine Fragen, aber er erhielt nichts als Kichern zur Antwort.

„Ga, doas sein dar ihre Kinder,“ erklärte endlich die alte Frau. „Dar Liebsta is bein Suldaten.“ —

Gerland hatte das Gleichgewicht der Stimmung immer noch nicht wiedergefunden. Auf solchem Boden versagten ihm alle geistigen Hilfsmittel. Zuviel Widerliches stürmte auf sein Gemüt ein. Die schlechte, verbrauchte Luft benahm ihm fast den Atem. All das Unästhetische, der Anblick der blassen, verwahrlosten Kinder, von denen eines häßliche Pusteln auf dem Kopfe hatte, verursachte ihm Ekel. Und dann die sittliche Verrohung, welche hier gedieh!

Ihn verdroß auch das selbstbewußte Betragen des Amtsbruders. Schließlich war doch er der Hirte dieser Seelen. Jener mochte nur mit seiner Überlegenheit protzen, die Zeit würde schon kommen, wo er in ganz anderer Weise auf die Gemüter dieser Verwahrlosten einwirken wollte.

Er fragte die alte Frau, wo das kranke Mädchen sei und bat, zu ihr geführt zu werden.

Das Kind war in der Kammer neben der Wohnstube untergebracht. Es war ein elendes Verließ, vier Lehmwände, an denen hier und da noch die Überreste von ehemaligem Anstrich zu erkennen waren. Von den zwei winzigen Fensterscheiben, ohne Rahmen in die Wand eingelassen, war die eine zerbrochen.

Gerland machte die Tür nach dem Wohnzimmer zu. Er wollte nicht beobachtet sein, vor allem nicht von

Dornig; denn hier nahte eine ernste Stunde, das fühlte er, sobald er einen Blick auf die Kranke geworfen.

Das Mädchen lag in einer elenden Bettstelle, die schief stand, da ein Fuß abgebrochen war und man einige Ziegelsteine als Ersatz hingestellt hatte. Aus dem Strohsack, auf welchem sie ruhte, blickten an mehreren Stellen die Halme heraus. Widerlicher Geruch erfüllte den Raum. Eine Menge Fliegen schwirrten umher. Der junge Geistliche bemerkte das alles, aber es focht ihn nicht an. Er empfand keinen Ekel mehr, die Krankenatmosphäre schien nicht auf seine Lungen zu drücken. Es war ihm leicht, die Hand der Kranken zu ergreifen und ihr in das abgezehrte Gesicht zu blicken. Diese Züge zogen ihn an in ihrer durchgeistigten Magerkeit. Vom ersten Augenblicke an fühlte er einen Konnex zwischen sich und dem Mädchen hergestellt.

Die alte Frau fing an zu jammern und zu weinen, sie wollte die ganze Krankengeschichte erzählen. Gerland bat sie, sich zu entfernen. Er wollte allein sein mit dem Mädchen Menschenkind gegen Menschenkind.

Als die Alte gegangen, stellte er einige Fragen. Die Kranke antwortete mit leiser Stimme in ihrem Dialekte, für ihn kaum verständlich.

Er nahm sie unter den Einfluß seiner Blicke, und es gelang ihm, ihre Augen, die anfangs scheu umherwanderten, in die seinen zu bannen. Er fühlte seine Macht wachsen. Und nun begann er zu sprechen, so, wie er meinte, daß sie es verstehen könne. Diese Welt sei ein Jammertal und nicht wert, daß man sein Herz an sie hänge, jenes Leben aber würde voll Frieden sein und allen Erdenschmerz ausgleichen. Dort würden wir von Sünden frei sein und darum selig. Wer aber hatte die Macht der Sünde gebrochen? Christus durch sein

Blut. — So führte er sie zu der Gestalt, bei der er selbst in jeder Not seiner Seele noch immer Trost gefunden. Er rief ihr den Christus vor die Augen, der, ganz Mensch und Bruder, jeden Kummer des Menschengeschlechtes verstanden und geteilt. Nicht den Weisen, den Religionsstifter, zitierte er, auch nicht den erhabenen Richter, der voll eifernder Worte den Feinden seiner Sache mit Gottes Zorn droht. — An diesem Schmerzenslager sprach er von dem Christus, welcher an Lazarus' Grabe Tränen vergoß, dem Freunde der Menschen, dem kein Leid dieser Erde fremd gewesen.

Die Worte drängten sich ihm auf die Lippen, schlicht und gut, er wuchs an der eigenen Begeisterung. Die Lehre, welche er so oft im nüchternen Gotteshause vor einer halb verschlafenen Gemeinde verkündet hatte, erschien ihm dieser dem Tode verfallenen Gestalt gegenüber wie etwas Größeres und Neues; noch nie war er so von ihrer Wahrheit durchdrungen gewesen.

„Glaubst du an Jesum Christum?" fragte er das Mädchen, „und daß er dich durch sein Blut erlöset hat?" Er sah mehr, daß sie bejahte, als daß er es hörte. „Dann wirst du selig sein in ihm."

Er ließ sich neben dem Bette auf die Knie nieder, faltete die Hände vor dem Gesicht und sprach ein inbrünstiges Gebet. Er empfahl diese Seele dem allmächtigen Gotte, dessen Nähe er deutlich zu fühlen vermeinte.

Dann erhob er sich und öffnete die Tür. Pastor Dornig sah den Amtsbruder mit einem Blick an, als wolle er sagen: „Na, endlich fertig!" —

„Was meenen Se denne," wandte sich die alte Frau mit besorgter Miene zu Gerland, „warn mer se ebissen müssen, 's Madel?"

„Das steht in Gottes Hand, liebe Frau.“

„Kinnt ack dar liebe Gutt ne a Einsahn han? ’s wor su a hibsches Madel, und goanz gesund bis dohin. Gerne gahn mer se ne har. Arbeeten tat se schun wie a Grußes.“

„Ich sogs duch immer,“ fiel die Mutter des kranken Mädchens ein, „wenn mer a Kind su weit hoat und se kinnen salber woas verdiena, dernoa missen se wag. Ich hoe ’r schun zwee uf’n Kirchhufe. Ne ne, ’s gieht ne immer geracht zu ei dar Welt. Ich hoe duch su gebatet, su siehre gebatet hoe ich im dos Madel. Aber unserenen derhört dar liebe Gott ne. Drüben dar Bömichpauer, dar hot och an kranken Jungen gehoat; su krank wie dar woar, dar Dukter sogte, ar wirde dan Summer niche darlaben. Heute läuft ar rim wie ener. — Und dar Bömichpauer is duch su a schlachter Racker, a Viech- und Menschenschinder is dar; dos sogt a jeds. — Dan hot er nu darhiert, und uns ne. Ne ne, ees koan duch moanchmol ne verstiehn, wos dar lieba Gott fürhot.“

Die beiden Geistlichen brachen auf. Die alte Frau kam ihnen noch ins Freie hinaus nachgelaufen. „Pfarr’!“ rief sie, mit ihren knochigen Armen winkend, „Pfarr’!“

„Sie will dir noch was sagen, ich kann mir schon denken was!“ meinte Dornig.

Gerland kehrte um und trat zu der Alten.

„Ich dank’ och schiena, daß ’r gekumma sedt.“

„Das war ja nur meine Pflicht, liebe Frau.“

„Dar alte Pfarr’ wär ne gekumma — nee, dar ne!“

„Pastor Menke wäre sicher auch gekommen; das glaube ich bestimmt.“

„Nee, dar ne!“ Sie senkte ihre Stimme und blinzelte mit den kleinen, roten Augen. „Dar hielt ’s

mit de Reichen. A Arms, das mußte dreimol schicken und darnoa kam er manchmol no ne. Su ener wor dar. — Menen Suhne woar's o gornich racht, daß 'ch Se gerufen hoe, ar hoat gebissen, als ar's hierte. Ich ho ibern gesogt, Karle, ho 'ch gesogt, ich warn Pfarrn bezahla, wenn de ne willst und bist su geiz'g, aber guttlus soll mer dos Madel ne sterba. — Na, und wos bi'ch denne anu schüldg?"

Gerland verstand diesen Gedankengang zunächst nicht. Dornig mußte den Interpreten machen. Als er endlich begriffen, was die Frau wollte, errötete der junge Geistliche über und über und konnte eine Gebärde des Unwillens nicht unterdrücken.

Es dauerte einige Zeit, bis Dornig der Alten klar gemacht, daß sein Amtsbruder für den Gang keine Bezahlung annehme. Schließlich streckte sie Gerland freundlich grinsend die dürre, gebräunte Hand entgegen: „Na, dann bedank'ch mich och schienstens, — kimmt ack beede a mal wieder — dank och schiena!" —

„Du hast noch viel zu viel Zartgefühl," meinte Dornig im Gehen, „das muß man sich abgewöhnen mit denen." Er triumphierte im Innern, wie glänzend sich seine Erfahrenheit dem Amtsbruder gegenüber dargetan hatte. —

Eines der Häuser, an dem sie vorbei kamen, trug einen etwas städtischeren Charakter als die anderen. Es war eine Art Schaufenster vorhanden, mit Krämerware. Steinerne Stufen führten zu einer Tür mit bunten Glasfenstern empor. Über der Tür stand auf blauem Holzschild mit weißen Lettern zu lesen: „Krämerei und Branntweinschank."

Laute Stimmen ertönten aus dem Laden, wie von Leuten, die sich heftig stritten, dann klirrte eine zerbrechende

Scheibe, die Tür flog auf, und eine Gestalt schoß jählings die steinernen Stufen hinab und blieb unten liegen.

Gerland sprang hinzu, er glaubte, der Gestürzte müsse sich verletzt haben; aber der Mann erhob sich, machte ein paar Schritte nach vorwärts, stark torkelnd; unfehlbar wäre er von neuem gefallen, wenn er nicht zur rechten Zeit einen jungen Obstbaum erfaßt hätte, an den er sich anklammerte. Ein paar Männer waren hinter ihm drein die Steinstufen herabgestolpert, gleich dem Herausgeworfenen schwer betrunken. Sie hatten offenbar nicht übel Lust, den Streit im Freien fortzusetzen, aber der Anblick der beiden Geistlichen hielt sie im Zaume.

Gerland betrachtete kopfschüttelnd die Szene. Der Gestürzte hielt sich noch immer an dem Baume fest, Blut floß ihm von der Stirn, er begann jetzt kläglich zu weinen.

Gerland wollte auf ihn zu, Dornig hielt den Amtsbruder ab. „Unsinn!" sagte er halblaut. „Laß dich auf so was nicht ein! Am besten man hält sich ganz fern davon."

Die zwei anderen betrachteten die Geistlichen mit herausfordernder Miene und machten spöttische Bemerkungen.

„Komm, gehen wir!" riet Dornig, dem die Situation bedenklich zu werden anfing. „Wenn die betrunken sind, sind sie zu allem fähig."

Aber der heißblütige Gerland ließ sich nicht halten, er tat einige Schritte auf die Burschen zu, seine Augen blitzten, rote Flecken zeichneten sich auf seinen Backen ab: „Ist das die Art, wie ihr hier den Sonntag heiligt?"

Die Männer standen mit verdutzten Gesichtern da. „Pfui!" rief Gerland, vor ihnen stehend, „pfui!" Mehr wußte er in seiner Erregung nicht hervorzubringen.

Der Gestürzte hatte den schützenden Baum inzwischen fahren lassen und saß jetzt im Grase. Er nickte Gerland beistimmend zu und rief mit gröhlender Stimme: „Dos is unse Pfarr'! Ju ju, dos is unse Pfarr'!" Dann begann er, immer noch sitzend, „Jesus meine Zuversicht" zu intonieren.

Mehr dem Gefühle des Ekels als Dornigs Zureden Folge gebend, verließ Gerland den Platz. Höhnische Bemerkungen, Gelächter und Pfeifen klang hinter den Geistlichen drein.

Gerland war totenbleich geworden, der Spazierstock zitterte in seiner Hand. Lange Zeit sagte er kein Wort.

„Moralische Entrüstung ist ganz unangebracht in solchen Fällen," meinte Dornig nach einiger Zeit. „Gewiß, es ist ja traurig! Aber so änderst du nichts daran. Ich fürchte, hier ist überhaupt nicht viel zu helfen."

„Das gebe ich nicht zu. Zu helfen muß sein!"

„Wenn man eine Million in der Hand hätte, könnte man vielleicht einiges bessern. Die Verhältnisse der Leute sind eben zu elend."

„Nun, ist denn die Liebe gar nichts?"

Pastor Dornig hatte einen kurzen, eigentümlichen Seitenblick auf diese Bemerkung des Amtsbruders, als wolle er sagen: „Wozu das, wenn wir unter uns sind?" Dann zuckte er die Achseln.

Man schritt längere Zeit schweigend nebeneinander her. Sie waren inzwischen wieder in den Wald gekommen. Gerland achtete nicht auf den Weg und die Umgebung. Das Erlebte beschäftigte ihn ganz.

„Was war mein Amtsvorgänger für ein Mann?" fragte er plötzlich.

„Menke war kein schlechter Seelsorger — im allgemeinen. Er verstand sich auf die Leute und hegte

keine Illusionen; er kannte die Menschen, vor allem den Bauer. In den letzten Jahren war er etwas bequem geworden."

„Bequem — wahrhaftig! ein schönes Prädikat für einen Seelsorger."

„Gott — was willst du! Er hat sein halbes Leben in der Breitendorfer Stelle zugebracht. Er war so recht verbauert hier."

„Und das findest du so selbstverständlich?"

„Ach Gott — der hohe Schwung — die Ideale, das legt sich alles mit der Zeit, bei dem einen früher, bei dem andern später."

Wieder trat Schweigen ein. Pastor Dornig pfiff sich ein Liedchen und schlug mit dem Stocke die Köpfe der am Wege stehenden Blumen ab.

Gerland fühlte in diesem Augenblicke einen Widerwillen gegen den Amtsbruder, der an Haß grenzte. Schien er nicht mit seinem phlegmatischen Lächeln, seinem trägen Achselzucken und jedem seiner flachen Worte doch immer recht zu behalten! —

„Nein, Menke war noch gar nicht so übel; wenn nicht die dumme Geschichte gewesen wäre. — Seine Frau, die hat ihm eben das Renommee verdorben."

Gerland stutzte: „Wieso! — Was soll denn mit der Pastorin gewesen sein?"

„Du hast wohl keine Augen im Kopfe, Gerland?"

„Nun, daß sie nicht vom allerfeinsten Stoffe ist, das habe ich natürlich gemerkt," erwiderte Gerland verwirrt.

Pastor Dornig lachte und pfiff vor sich hin.

„Was wird ihr denn vorgeworfen?" fragte Gerland beinahe ängstlich.

„Sie war erst ein oder zwei Jahre Wirtschafterin bei dem alten Pastor, ehe er sie heiratete."

„Kein Wort weiß ich davon!“

Dornig sah ihn zweifelnd an: „Das wäre ja spaßhaft!“

„Wahr und wahrhaftig! Es ist das erste, was ich höre. Die Pastorin hat mir auch nicht mit einem Worte darüber eine Andeutung gemacht.“

„Sie wird sich hüten! Die Sache war nicht ganz reinlich damals. Menke sah sich veranlaßt, sie zu heiraten, weil es anfing, ein öffentlicher Skandal zu werden. Die Affäre hätte ihm beinahe seine Stelle gekostet. Die Vorgesetzten drückten ein Auge zu, weil er bei der Gemeinde beliebt war und sich bis dahin nichts hatte zu schulden kommen lassen. Die Sache wurde nach Möglichkeit vertuscht, und mit der Zeit wuchs Gras darüber. Man hat sich allgemein gewundert darüber hier in der Gegend, daß du die Frau bei dir behalten hast. Wärst du nur zu mir gekommen, ich hätte dir manchen guten Rat erteilen können. Du mußt dich in acht nehmen, dir keinen bösen Leumund zu machen, Gerland. Die Leute hier sind schnell bei der Hand mit übler Nachrede, verstehst du! Schließlich, so schlimm ist die Frau gar nicht. Sie soll eine ausgezeichnete Wirtschafterin sein, jedenfalls kocht sie gut; das habe ich heute an deinem Tische gemerkt. Du bist vielleicht noch gar nicht so schlecht mit ihr gefahren. Auf alle Fälle bist du jetzt gewarnt. Ich hielt das für meine Pflicht als Freund. Wir Geistlichen sind gezwungen, auch auf die Dehors etwas zu geben.“ —

Dornig wußte noch manches über die Pastorin und ihren verewigten Gatten zu berichten. Gerland hörte nur mit halbem Ohr zu, er stand unter dem peinlichen Eindrucke, den ihm das Vernommene bereitet. Das also war diese Pastorin, deren offenes Wesen einen

gewissen Zauber auf ihn ausgeübt hatte. Ihm war zumute wie einem Menschen, der sich eine Speise hatte munden lassen und der nachträglich von Unbehagen befallen wird, wenn er von der Zubereitung erfährt.

Man war inzwischen ein gut Stück Weges vorwärts gekommen. Die Sonne stand nicht mehr hoch über dem Horizonte, ihr rötliches Licht gab dem Grün der Wiesen und jungen Saaten eine saftigere Färbung. Die beiden hatten auf dem Marsche einen Halbkreis um ihren Ausgangspunkt beschrieben, an der Berglehne hinwandernd. Breitendorf lag tief unten, ihnen zu Füßen, in breiter Talmulde. In weiter Ferne, hinter den bewaldeten Kuppen der Vorberge, stieg jetzt der langgezogene Gebirgskamm auf. Ehern ruhig lag der mächtige Grat im Abendlichte, eine stahlblaue Silhouette, die sich vom aprikosenfarbenen Abendhimmel abhob. Weiße Streifen zogen vom Kamme hinab und verschwanden im Dunst der violetten Tiefe. Der Schnee war dort oben noch nicht ganz geschmolzen.

Der Weg führte sie jetzt auf eine Gruppe Häuser zu, die sich am Berghange unter dem Hochwalde ausbreiteten. Eines der Häuser, über die anderen emporragend, fiel sofort in die Augen, stattlich mit weißen Mauern und hohem Ziegeldach. Wie eine Gluckhenne lag es da mit ausgebreiteten Flügeln. Alte Bäume standen darum, ein parkartig gehaltener Garten zog sich hinauf bis an den Wald.

„Wo sind wir denn hier?“ fragte Pastor Dornig.

„Das ist Eichwald,“ erwiderte Gerland. „Und das große Haus gehört einem gewissen Doktor Haußner.“

„Haußner — Doktor Haußner! Siehe einmal an, das ist ja interessant.“

„Weißt du etwas von dem?“

„Ich bitte dich, das ist ja der berühmteste, man kann wohl sagen berüchtigste Mann der Gegend. — Ein stattliches Haus; es könnte ein Rittergut sein.“

Dornig warf einen bewundernden Blick nach dem großen Steinhause hinüber, dem sie sich näherten. „Er soll reich sein. Gesehen habe ich ihn noch nie. Kenne ihn nur vom Hörensagen. Er muß ein ganz verschrobener Kauz sein. Hat sich hier vergraben wie ein Dachs; geht mit niemandem um.“

Sie hatten sich inzwischen dem Gebäude genähert. Ein hoher Staketzaun, dahinter eine Weißdornhecke und in dritter Reihe dichte Bosketts von Ziersträuchern schlossen das Grundstück wie mit einem undurchdringlichen Wall von der Landstraße ab. Den Eingang bildete ein schweres, schmiedeeisernes Tor, mit granitnen Standpfeilern. Das Tor war geschlossen, am Pfeiler hing eine Glocke. Das Ganze hatte etwas Vornehmes, Zurückgezogenes — Besonderes.

„Seine Tochter hat er nicht taufen lassen,“ sagte Dornig mit gedämpfter Stimme, während sie vorüberschritten.

„Nicht taufen lassen!“ rief Gerland in ehrlichem Entsetzen.

„Er ist aus der Landeskirche ausgetreten. Es hat darüber viel Skandal gegeben vor Jahren. Es fing damit an, daß er sich weigerte, seine Kinder den Religionsunterricht besuchen zu lassen. Die Regierung ließ das natürlich nicht zu — kurz, es ist darüber ein langes Hin und Her gewesen. Auch mit deinem Amtsvorgänger, Pastor Menke, hat er Krakeel gehabt. An dem hat er sich sogar tätlich vergriffen.“

„Was sagst du!“

„Jawohl! Das ist eine ganz wilde Geschichte.

Beim Begräbnisse seiner am Nervenfieber ganz plötzlich verstorbenen Kinder ist es passiert. Eine Bemerkung in Menkes Grabrede hatte ihm nicht gefallen, und da hat er dem amtierenden Geistlichen am offenen Grabe den Talar vom Leibe zu reißen gedroht. Ein angenehmer Herr — nicht wahr? — Übrigens, du kannst dich beruhigen, du wirst schwerlich Not mit ihm haben. Er soll jetzt ganz ruhig geworden sein. Zur Kirche geht er natürlich nicht, und der kirchlichen Rechte ist er ja entkleidet als Dissident. Das Krakeelen mit den Geistlichen hat er aufgegeben; ich glaube, er hat damals doch ein Haar in der Geschichte gefunden. Jetzt macht er stets einen großen Bogen, wenn er einem von uns begegnet. — Ein sonderbarer Heiliger — was?"

„Und die Tochter nicht getauft? — Wie alt ist sie denn?"

„Im Backfischalter, glaube ich, und sie soll ein hübsches Mädchen sein. Er hat sie ganz in seinen Anschauungen auferzogen. Angeblich ist sie noch schlimmer als der Vater selbst. Und dabei war ihre Mutter in einer Herrnhuter Anstalt erzogen und soll durchaus orthodox, ja geradezu pietistisch gewesen sein. Die Frau ist schließlich tiefsinnig geworden. Eine Jugendfreundin der verstorbenen Frau Haußner hat mir neulich die ganze Sache mit allen Details erzählt. Ein interessanter Fall — meinst du nicht?" —

Sie waren jetzt an dem Grundstück vorüber. Unwillkürlich machte Gerland halt und blickte nach dem Hause zurück. Ein großer, schwerfälliger Steinkasten, lag es da. Ihm mißfiel es auf einmal, trotz der alten Lindenbäume und des Kranzes von blühenden Obstbäumen darum. „Wie kalt muß es da drinnen sein!" dachte der junge Geistliche.

„Ein schönes Anwesen,“ meinte Pastor Dornig in einem Tone, durch den ein leises Bedauern zitterte. „Schade, daß man mit dem Manne nicht umgehen kann.“ —

Sie wandten sich und schritten jetzt bergab auf Breitendorf zu.

„Daß ein Mensch zum Häretiker werden kann, verstehe ich,“ sagte Gerland, „wenn er sein Herz verstockt — auch Beispiel oder Lektüre können das bewirken — aber — das eigene Kind auf diesen Weg führen! Wie kann ein Vater das auf sich nehmen?“

„Persönliche Gereiztheit spielt dabei eine Rolle. Er ist verärgert. Man hat ihn, glaube ich, ganz falsch behandelt. Er ist künstlich in die Opposition getrieben worden.“

„Um so schlimmer, wenn ihn persönliche Leidenschaften bestimmt haben. Wer darf sich unterfangen, das Heil einer fremden Seele zu beeinflussen? Selbst ein Vater hat dazu kein Recht.“

„Dann mußt du unsere Gesetze ändern. Wer sein Kind nicht taufen lassen will, kann es bleiben lassen.“

Die Sonne tanzte eben über dem Horizonte als riesige, feuerrote Kugel. Die Wälder lagen bereits in tiefem Schatten, die Fluren verschwammen im Zwielicht der Dämmerung. Höher als zuvor ragten die Berge, beinahe drohend, gleichfarben von oben bis unten, wie aus Stahl gegossene Riesenfesten.

Gerland blieb von neuem stehen, als wolle er die Aussicht noch einmal genießen. Sein Blick überflog flüchtig das Bergrund, dann suchte er einen Punkt, an dem er haften blieb. Dort lag das Haus. Scharf hob sich das weiße Viereck von dem dunklen Walde dahinter ab.

Der letzte Rand der Sonnenscheibe war eben unter dem Horizonte verschwunden, aber die Fenster des hochgelegenen Hauses leuchteten unheimlich, wie von eigenem Lichte, als stehe das Gebäude in Flammen.

Gerland starrte die Erscheinung an, betroffen. Als der Glanz der Scheiben schnell verblich, wandte er sich und blickte nach der anderen Richtung hinab, wo Breitendorf lag. Über dem Dorfe schwebte weißlicher Dunst, ein breiter Streifen, der über dem Wasserlaufe stand. Kirche und Pfarrhaus waren zur Not zu erkennen.

Der Geistliche schätzte im Geiste die Entfernung zwischen Haus und Haus ab. Er fragte sich, ob er wohl jemals den Weg hier heraufgehen und das schmiedeeiserne Tor durchschreiten würde. —

Dann, wie eine Eingebung plötzlich, überkam es ihn: Diesen Mann zurückzuführen zu Gott, das ist deine Mission.

Freudiger Schrecken durchzuckte ihn, ihm wurde warm und kalt. Und schon machte sich seine Phantasie geschäftig daran, einen Plan zu entwerfen und auszubauen.

Die Dunkelheit brach schnell herein. Die beiden Fußgänger schlugen unwillkürlich schnelleren Schritt an. Bald waren sie in der Dorfstraße. Hier und da leuchtete schon ein Licht auf hinter den Fenstern. Im Gasthof war Tanzmusik; von der Straße aus konnte man sehen, wie sich die Paare langsam drehten.

Gerland forderte den Amtsbruder auf, das Abendessen im Pfarrhause einzunehmen. Dornig nahm das Anerbieten ohne Zögern an.

Dem Wiedersehen mit der Witwe sah Gerland mit peinlichen Empfindungen entgegen; er atmete auf, als das Dienstmädchen berichtete, die Frau Pastorin sei zu

einer Freundin ins Dorf gegangen. Das Abendessen stand äußerst sauber angerichtet auf dem Tische.

„Deine Pastorin ist doch eine ganz famose Wirtin," meinte Dornig, während er kräftig einhieb. „Du hast schließlich ganz gut getan, sie zu behalten." —

Bald nach dem Imbiß ging Dornig.

Pastor Gerland begab sich in sein Wohnzimmer. Lange saß er dort im lederbeschlagenen Lehnstuhle, den Kopf auf die Brust gesenkt, in die gelbe Lampenglocke starrend. Vom Gasthof herüber schwirrten hin und wieder abgerissene Klänge der Tanzmusik. Vor ihm auf dem Tische standen Photographien seiner verstorbenen Eltern und anderer Angehöriger. Neben ihm auf einem Bücherbrett breitete sich die bescheidene Bibliothek aus. Er hatte ein Buch vor sich aufgeschlagen: Schleiermachers Monologen. Aber er verspürte keine Lust zum Lesen heute.

Im neuen Amte war's doch ganz anders, als er sich's gedacht. Soviel Feindliches, Häßliches, Verwirrendes — so viele Versuchungen, Unklarheiten, versteckte Abgründe — er dazwischen gestellt mit seiner gottsuchenden Seele, den heißen Wünschen seines Fleisches und seinem Hunger nach Erkenntnis. —

Wie würde der Kampf ausgehen?

II.

Gerlands Vater war höherer Gerichtsbeamter in der Provinzialhauptstadt gewesen. Die Mutter entstammte einer Professorenfamilie.

Der alte Gerland war ein ernster, wortkarger Mann, redlich, streng gegen sich und andere, schroff, zugeknöpft, stets im vollen Gefühle seiner Beamtenwürde, von

beschränktem Gesichtskreise, ein abgesagter Feind der schönen Künste, aber auf den Gebieten, in denen er sich heimisch fühlte, ein ganzer Mann, mit vieler geheimer Herzensgüte, die sich unter rauher Außenseite verbarg.

Der Sohn mußte mehr nach der Mutter geraten sein, die im Wesen das gerade Gegenteil des Vaters darstellte. Sie war ein liebevoller, mitteilsamer, zur Schwärmerei neigender Charakter gewesen, begeisterungsfähig stets bereit, sich für neue Pläne und Ideen zu begeistern. Ein goldenes Herz, voll reiner, interesseloser Liebe für ihre Umgebung, geneigt, das Beste von den Menschen zu denken und zu erwarten, häufig getäuscht, ohne deshalb von ihrem Optimismus zu lassen. Aus jeder Blume wußte sie ihren Honig zu saugen. Sie besaß die seltene Gabe, sich an der Größe und Schönheit des Himmels zu erfreuen, wenn er auch noch so weit von ihr entfernt sein mochte. —

Zwischen Mutter und Sohn bestand ein besonders inniges Verhältnis. Der Knabe hatte die Lebhaftigkeit und den Hang zur Schwärmerei von ihr geerbt. Er war geistig gut veranlagt und faßte schnell. Es wurde stillschweigend angenommen, daß er die Karriere des Vaters einschlagen werde. Er besuchte das Gymnasium und hielt sich ohne große Anstrengung unter den Ersten der Klasse.

Eine bedeutungsvolle Wendung im Leben des Knaben trat mit seiner ersten Liebe ein.

Eine Nichte seiner Mutter, an zehn Jahren älter als er, kam ins elterliche Haus. Eines Frauenleidens wegen sollte sie einen bekannten Arzt der Stadt konsultieren. Der sechzehnjährige Gymnasiast verliebte sich leidenschaftlich in diese ätherische Schönheit von blassem Teint mit großen, melancholischen Augen. Es fiel ihr

nicht schwer, den jugendlichen Vetter, dessen Leidenschaft sie entzündet, geistig zu unterjochen und in ihre Kreise zu bannen. Der junge Gerland hatte bis dahin die Religion nicht anders geübt, als es im väterlichen Hause üblich war, gedankenlos, als Angewohnheit, die zum guten Ton gehört. Selbst der Konfirmationsunterricht hatte keinerlei nennenswerten Eindruck auf ihn hervorgebracht. Nun fing der Knabe mit einem Male Feuer für dieses Neue. Ein Sinn, der latent in seiner Natur gelegen, schien nur eines äußeren Anstoßens bedurft zu haben, um hervorzubrechen. Die Cousine verstand es, ihn auch darin zu leiten. Ihm war zumute, als betrete er an der Hand eines Engels ein neu entdecktes Wunderland. Zwei Pläne reiften damals in der enthusiastischen Knabenseele: die Cousine zu heiraten und Geistlicher zu werden. Als das Mädchen das Haus verlassen hatte und der Schmerz der Trennung überwunden war, verblaßte der erstere Plan zwar, aber der Anstoß, den sie seiner Entwicklung nach einer bestimmten Richtung hin gegeben, wirkte nach.

Aus dem frischen, unbesorgten, leichtlebigen Knaben war ein nachdenklicher, grüblerischer, zeitweilig zur Melancholie neigender Jüngling geworden. Gegen den Wunsch des Vaters warf er sich, als er das Gymnasium absolviert hatte, auf das theologische Studium.

Er war ein eifriger Kollegbesucher und wurde bald ein sattelfester Theologe. Und doch brachte das Studium ihm nicht die Befriedigung, die er erhofft. Die kalte Weisheit des Katheders vermochte wohl seinen Kopf zu beschäftigen, aber sie stieß seine nach Wasser des Lebens dürstende Seele ab.

Das Dogma, die Schablone, die man ihm bot, vermochte diesen Durst nicht zu stillen. Statt Brotes

reichte man dem Hungrigen Steine, statt Fisches eine Schlange. Wie ein erstarrter Lavastrom kam ihm die einst aus göttlichem, menschenliebenden Herzen geflossene Lehre vor, die hier zerstückelt und zu niedlichen Sächelchen verarbeitet wurde. All das Schnörkelwerk, die Kämmerchen, Gänge und Ornamente, welche dem ehemals großen und schlichten Monumente der christlichen Lehre durch kluge, spekulierende Köpfe angefügt worden war, verwirrten ihn. Er suchte mit Eifer und heißer Seelenangst, öffnete eine Tür nach der anderen, in der Hoffnung, irgendwo das verborgene unverfälschte Heiligtum zu finden, überall stieß er auf Bildnisse, Werke von Menschenhand. — Wachsfiguren sollte er für lebende Geschöpfe nehmen. Er war zu redlich, um ein Kompromiß mit seiner Überzeugung zu schließen; und um sich der Richtung eines seiner Lehrer anzuschließen, sich einfach ins Schlepptau nehmen zu lassen von einer Autorität, wie es so viele junge Studenten taten, dazu war er zu selbständig und zu skeptisch. Die Zeiten waren für ihn vorbei, wo er sich blindlings der Führung einer Persönlichkeit anvertraute.

Über die Anschauungen der Cousine war er hinausgewachsen. Man hatte zwar all die Jahre hindurch eine rege Korrespondenz aufrecht erhalten, aber eine gelegentliche persönliche Zusammenkunft kühlte Gerlands Gefühle für die ehemals Angebetete völlig ab. Er fand ein älteres, verblühtes Mädchen. Geistig war sie dort hocken geblieben, wo sie früher wie ein Leuchtturm in der Brandung für ihn gestanden. Weite Meerfahrten lagen hinter ihm, und das Mystische hatte allen Sinn vor seinem Nachdenken verloren. Sie forderte nach wie vor geistige Unterwerfung; er war in ihren Augen das Geschöpf ihrer Hände. Die Erfahrung, daß er sich von

ihrem Schürzenbande losgemacht habe, mochte eine bittere Pille für das alternde Mädchen sein. — Es konnte nicht fehlen, daß die Freundschaft einen Riß bekam.

Seine Vereinsamung nach dieser Trennung war um so größer. Unter den Kommilitonen besaß er wohl Bekannte, aber keinen Freund. Einer Verbindung war er nicht beigetreten, die gewöhnlichen studentischen Vergnügungen stießen ihn durch ihre Derbheit ab. Den Studiengenossen Einblick in seine Gedankenwelt zu gewähren, mit ihnen von den Problemen, welche ihn beschäftigten, zu sprechen, das gab er bald auf. Was für Gründe die meisten von ihnen veranlaßt hatten, die theologische Laufbahn einzuschlagen, wurde ihm nur zu bald deutlich. Die Brot- und Magenfrage spielte die größte Rolle dabei. Es war leichter und mit geringeren Opfern verknüpft, ein Seelenhirt zu werden, als einen anderen Beruf zu erlernen. Man kam schnell in Amt und Würden und war guter Versorgung gewiß. Viele hatten den Beruf aus reiner Gedankenlosigkeit gewählt, andere, weil ein Anverwandter oder Gönner in hoher kirchlicher Stellung saß und sie so auf Beförderung hoffen durften. Nur wenige waren darunter, die eine innere Berufung für den gewählten Stand fühlten. Den meisten war das in Aussicht stehende Amt, die Lebensversorgung, die Hauptsache. Sie waren gläubig aus Denkfaulheit, weil es doch nun einmal zum Berufe gehörte. Der Glaube war ihnen nicht ein Gut, das man sich unter Kampf und Zweifeln stets von neuem erobern muß, eine Fähigkeit, die geübt, ausgebildet und gestählt werden soll. Sie fühlen sich wohl und behaglich im Besitze überkommener Güter; diese zu sichten oder neue hinzu zu erwerben, lag nicht in ihrem Sinne. Gerland galt ihnen als Sonderling, über den viel gelacht

und gespöttelt wurde. Und er bekam auch Neid und Anfeindung zu kosten. Man warf ihm geistigen Hochmut vor, Stimmen wurden laut, die ihn als heimlichen Freigeist verdächtigten.

In jener Zeit verlor Gerland beide Eltern. Sie folgten einander innerhalb eines Jahres im Tode. Besonders der Verlust der Mutter war für ihn ein harter Schlag.

Die düsterste Zeit seines Lebens begann.

Bedenken quälten ihn, ob er den richtigen Beruf erwählt habe. Die Begeisterung, welche ihn ehemals für das Priesteramt erfüllt, war verflogen. Die Kirche, wie er sie jetzt mit ernüchterten Augen sah, schien ihm ein morsches, baufälliges Institut, nach keiner Seite ihren hehren Zweck erfüllend. Und er blieb nicht dabei stehen, an der äußeren Form Anstoß zu nehmen, welche den Kern des christlichen Gedankens umgab; mehr und mehr nisteten sich Zweifel bei ihm ein an der Echtheit dieses Kernes selbst.

Mit Entsetzen nahm er solche Vorgänge in sich wahr. Der Frevel erschien ihm ungeheuerlich. Er kämpfte und wütete gegen sich selbst; ganze Nächte brachte er auf blanker Diele zu, im Gebet — umsonst. Wenn er den Teufel des Zweifels auf der einen Seite ausgetrieben hatte, schlüpfte er unbemerkt in veränderter Gestalt auf der anderen wieder hinein — mit einem „apage satanas!“ war da nichts auszurichten.

Aus seinem Innern stieg es empor, ungerufen, gegen seinen Willen, unentrinnbar, ein zersetzendes Element, ein eisiger Windhauch, vor dem sein Glaube zusammenfiel wie ein Kartenhaus. Ein Verzweifelter lief er umher, trug sich mit Selbstmordgedanken. —

Nachdem dieser Sturm ausgetobt, kam eine Periode

großer Gleichgültigkeit über ihn. Mit Kälte konstatierte er, daß er glaubenslos sei, und vermochte darüber zu lachen. Er teilte ja dieses Geschick mit Hunderttausenden. Wo gab es denn in jetziger Zeit noch Gläubige? Die Massen waren von Gott abgefallen. Und die Gebildeten? — Sie hatten kaum noch ein mitleidiges Lächeln für die durch die Wissenschaft tausendfach widerlegte Lehre vom Sohne Gottes. Und war es mit den Theologen selbst etwa besser bestellt? — Gab es nicht genug berufene Priester und unter ihnen manches Kirchenlicht, welche die unbefleckte Empfängnis, die Verklärung, die Auferweckung, die Transsubstantiation, die Auferstehung des Fleisches und alle Wunder, kurz alles Überirdische, als frommen Mythus betrachteten? — Und seine Lehrer! — Da war kaum einer, der noch ernsthaft von Gott dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde sprach. Um so mehr bekam er von Kausalität, von Monaden und Emanationen zu hören. Aus den Vorträgen manches Professors, der als Leuchte der modernen Theologie galt, war nur zu deutlich herauszuhören, daß die Reinmenschlichkeit Christi für ihn eine Tatsache sei, so feststehend, daß es sich darüber noch zu diskutieren überhaupt nicht mehr verlohne.

Und doch wurde äußerlich der Schein der Orthodoxie nach Möglichkeit gewahrt. Man leistete Großes in der Kunst, seine extremsten Gedanken zu umschreiben, zwischen den Zeilen lesen zu lassen und die Skepsis mit Salbung zu verzuckern. Sein Heidentum offen zu bekennen, dazu fand keiner den Mut. Es hätte ihm ja Amt, Stellung und Reputation gekostet. Man zog es vor, sich offiziell noch zum Christentum zu bekennen, obgleich man innerlich längst mit ihm fertig war. Dem christlichen Staate und

der christlichen Gesellschaft, in der man lebte, zuliebe geschah das.

Und so herrschte überall ein falsches Zwielicht, das die Wahrheit der nackten Tatsachen zwar zu verschleiern, aber nicht unsichtbar zu machen vermochte. —

Es war die Zeit der Kompromisse. Und auch den jungen Theologen steckte diese allgemeine Krankheit an. Er suchte den Riß in seiner Weltanschauung, so gut es eben ging, auszufüllen. Er wußte, daß der Grund, auf dem er sein Haus errichtete, ein schwankender sei; da schien es immer noch das beste, nicht zu tief zu graben. Er vermied alles ernstere und tiefere Nachdenken, er lebte in den Tag hinein.

Warum sollte er sich denn allein abquälen in Gewissensängsten, da er so viele um sich her sah, die sich mit der Frage abgefunden hatten und glücklich und zufrieden dabei waren. —

Der Leichtsinn, dem er sich in geistigen Dingen hingegeben, begann auch seinen Lebenswandel zu beeinflussen. Die Askese, zuvor bis zur Übertreibung geübt, warf er jetzt als unnützen Ballast über Bord. Er ließ den lieben Gott einen guten Mann sein.

Jetzt, wo er mit dem großen Strome schwamm, fand er auch den Beifall seiner Umgebung. In Gesellschaft leichtgesinnter Freunde kostete er alle erlaubten und unerlaubten Vergnügen der Universitätsstadt durch.

Der Rückschlag blieb nicht aus. Die Hefe im Becher der Lust schmeckte er zeitiger als andere. Er besaß von Natur nicht Leichtfertigkeit und Frivolität genug, um sich beim rein sinnlichen Genusse auf die Dauer wohl zu fühlen. Tief angewidert, zog er sich von der lockeren Gesellschaft zurück. —

So trat er ins Examen und bestand es glänzend.

Ein sicherer Weg schien vor ihm zu liegen. Nach kurzer Kandidatenzeit, die er zur Weiterbildung in seinem Fache benutzte, wurde er als Hilfsgeistlicher in der Vaterstadt angestellt. Über Mangel an Tätigkeit konnte er sich nicht beklagen; der Hauptgeistliche, ein bejahrter Mann, dessen Amtseifer dem Bedürfnis nach Ruhe zu weichen begann, war zufrieden, einen so arbeitsfrohen Gehilfen erhalten zu haben und überließ der jüngeren Kraft von den Berufsgeschäften soviel als angängig.

Die praktische Ausübung des Berufes brachte ihm manche Enttäuschung. Er fand es sehr schwer, jene Menschenliebe und Opferbereitschaft, die er an seinem großen Vorbilde wahrnahm, an sich zu erziehen. Er erlebte viel in sich selbst, das Herausgehen aus dem eigenen Ich wurde ihm sauer. Nüchternheit und Kälte der Welt schreckten ihn auf sich selbst zurück. Und doch lebte ein heißes Verlangen in ihm, sich zu eröffnen, sich in Liebe hinzugeben. Darum hatte er Christum mit heißer Inbrunst umfaßt, leidenschaftlich hatte er sich um diese Säule gerankt. Das Christentum war ihm ein intimes Ereignis, und häufig hatte er das Gefühl, daß er sein Heiligstes profaniere, wenn er seine letzten und tiefsten Gedanken darüber ausspreche. Er fand, daß es zwei sehr verschiedene Dinge seien: Christ sein und sein Christentum ins Praktische umzusetzen. Wieviel ging auf diesem Wege vom begeisterungglühenden Herzen bis zur alltäglichen Lebensübung an Wärme, an Größe, an Erhabenheit verloren. Selbst dieses edle Metall nutzte sich ab, da es durch so viele grobe Hände glitt.

Wieder kamen Zeiten großer Ernüchterung für den jungen Geistlichen. Jener innige, seelische Verkehr zwischen Gemeinde und Seelsorger, wie er sich ihn

ausgemalt, war nicht möglich. Die Geister waren stumpf. Die Religion bedeutete ihnen nicht ein tiefquellendes Bedürfnis, im besten Falle eine Gewohnheit. Vom Geistlichen verlangten sie, daß er Sonntags und Feiertags in althergebrachter Weise, der Agenda gemäß, den Gottesdienst abhalte und das Abendmahl administriere, daß er, wenn gerufen, zu Taufen erscheine, am Sarge erbauliche Worte spreche und im übrigen keinen auffällig schlechten Lebenswandel führe und einen schwarzen Rock trage.

Eine rein äußerliche Gesinnungstüchtigkeit wurde verlangt. Versuchte er, sein Amt höher auffassend, ihnen als geistlicher Freund und Berater zu nahen, so stieß er auf verschlossene Herzen und Türen. Das niedere Volk setzte seinem Werben offene Feindschaft und rohen Hohn entgegen, bei den Wohlhabenden stieß er auf Lauheit, und die Gebildeten lächelten über seine Bemühungen.

Wie ein mächtiger Eisblock stand die rohe, starre Gleichgültigkeit der Massen vor ihm; was war das Flämmchen seiner Begeisterung dagegen gehalten? Er sah keine Frucht seiner Tätigkeit. Wohl war die Kirche nicht schlecht gefüllt, wenn er predigte, wohl hatte er einige Bewunderer und Verehrerinnen gewonnen, die nie auf ihren Plätzen fehlten, wenn er sprach, aber das war nicht das, was er suchte. Jene, die da unten saßen und seinen Worten mit scheinbarer Andacht folgten, um die war es ihm nicht zu tun. Was von dem Ernste und dem Feuer dieser offiziellen Gläubigen zu halten sei, darüber belehrte ihn der gesellschaftliche Verkehr mit ihnen. Den einen trieb Gewohnheit in die Kirche, den anderen Langeweile, den dritten Sinn für das Schickliche und Althergebrachte. Andere machten noch niedrigere

Beweggründe zu regelmäßigen Kirchgängern — von Hunger und Durst nach dem Heil war da nichts zu verspüren. Und er hatte wollen Menschen fischen, dem Heiland Seelen zuführen. —

Damals entstand der Wunsch in ihm nach einer ländlichen Pfarrstelle. Er sehnte sich heraus aus dem faden, ungesunden Leben der großen Stadt, nach primitiven Verhältnissen, natürlichen, unverdorbenen Menschen, nach dem Verkehr mit der Natur. Dort glaubte er eher einen Acker zu finden, der seine Saat aufnehmen würde, dort hoffte er das Ideal des wahren Priestertums verwirklichen zu können.

Seine Bekannten und Anverwandten suchten ihn von der Ausführung dieser Idee abzuhalten. Er müsse in der Stadt bleiben; hier war die Aussicht auf Karriere eine viel günstigere als auf dem Lande, wo niemand auf einen aufmerksam werden konnte. Und zudem wie übel würde er, der gebildete, verwöhnte Mann, sich in der Einsamkeit des Dorfes befinden. Er würde die Bauern nicht verstehen und sie ihn erst recht nicht. Seine Anlagen wiesen ihn nach einer ganz anderen Richtung; er müsse danach streben, sich einen Namen als Kanzelredner zu schaffen, wozu er durch den Wohlklang seines Organs und die Flüssigkeit seines Stils entschiedene Anlage habe. So setzten ihm die guten Freunde von allen Seiten zu. Man schüttelte allgemein den Kopf zu seinem Vorhaben und konstatierte, daß er Hang zur Querköpfigkeit habe.

Gerland besaß ein Paar ältere Schwestern am Orte; die eine war an einen Beamten, die andere an einen Kaufmann verheiratet. Beide hatten gute Partien für ihn in Aussicht und taten alles, um ihn von dem voreiligen Schritte abzuhalten.

Umsonst! — Zur ersten ländlichen Pfarrstelle, die frei wurde, meldete er sich, gefiel, hielt seine Probepredigt, wurde bestätigt und vom Superintendenten eingewiesen.

* * *

Einige Wochen waren nun schon seit Gerlands Einweisung in das neue Amt ins Land gegangen. Der junge Geistliche war mit den Verhältnissen seines Kirchspiels mehr und mehr vertraut geworden.

Daß kirchlicher Sinn in der Gemeinde herrsche, war nicht zu verkennen, aber er war rein äußerlicher Natur, darüber gab sich Gerland keiner Täuschung hin. Jeden Sonntag sah er die Kirche bis auf den letzten Platz gefüllt, aber von einem religiösen Leben in den Gemütern der einzelnen war wenig zu verspüren. Unter Pastor Menke hatte sich das kirchliche Leben verschlafen in ausgefahrenen Gleisen bewegt. Menke selbst hatte gerade so viel getan als notwendig war, um sich von der Aufsichtsbehörde keinen Verweis zuzuziehen.

Das Patronat zeigte ebensowenig Interesse für die Zustände innerhalb der Gemeinde. Patron war Graf Mahdem, der Besitzer des Rittergutes Breitendorf. Der Graf, ein junger Mann, wohnte auf entlegenen Gütern, die Rittergutsloge in der Kirche stand jahraus jahrein leer. Der Gemeindekirchenrat ließ alles gehen, wie es wollte; nur auf zweierlei hielt diese Korporation streng: daß keine liturgischen Neuerungen eingeführt und daß keine unnötigen Geldausgaben für Kirchenzwecke gemacht würden. Die Gemeinde war an diesen Zustand gewöhnt und schien mit ihm zufrieden.

Es war ein steriler Boden, auf dem Pastor Gerland seine Saat aussäen wollte. Er sagte sich das selbst, aber doch verzweifelte er nicht an der Möglichkeit, diesem

Acker mit der Zeit eine grünende Ernte zu entlocken. Er hielt es für keinen Zufall, daß er gerade diese Stelle erhalten. Gott hatte ihn auf diesen schwierigen Posten gestellt.

Der junge Geistliche bewegte mancherlei Pläne in seinem Herzen. Er wußte aus der früheren Praxis, wie er durch seine Persönlichkeit auf die Gemüter zu wirken vermochte. Auch setzte er einige Hoffnungen auf die Frauen. —

Durch den Konfirmationsunterricht und die Schulinspektion waren ihm Mittel in die Hand gegeben, auf die Jugend zu wirken. Er dachte ferner an Betstunden, die er im Winter abhalten wollte, wo die Leute nicht durch die Feldarbeit abgezogen waren. Der Plan, einen Leseverein unter den jungen Männern des Ortes zu bilden, schwebte ihm vor.

Aber das stand noch alles im weiten Felde. Zunächst wollte er seine Beichtkinder kennen lernen und sich ihr Vertrauen gewinnen. Die Gelegenheit, welche ihm Begräbnisse, Taufen und Krankenbesuche boten, benutzte er eifrig, um persönliche Beziehungen anzuknüpfen und die ihm fremde Welt dieser Leute verstehen zu lernen.

Vieles war da, was ihn abstieß, was seinen empfindlichen, verwöhnten Sinn verletzte. Er war wie einer, der mit zarten, weißen Händen die Pflugschar zu führen unternimmt; braun und schwielig und rauh mußte die Hand erst werden, welche die Erdscholle bearbeiten sollte. Gerland hatte sich ein ganz anderes Bild von dem Landmanne gemacht; dem Städter hatten die ländlichen Verhältnisse als Ideal der Unverdorbenheit vorgeschwebt. Er fand auch hier viel Schmutz, viel Verkommenheit und Roheit, von denen er sich nichts hatte träumen lassen.

Aber zwischen all dem Unrat erkannte er doch auch menschliche Eigenschaften, Anzeichen eines höheren, geistigen und sittlichen Bedürfnisses, wahre gottesfürchtige Gesinnung.

Ein solch tröstendes Beispiel war für ihn die alte Märzliebs-Hanne in Eiba. Gerland ging jetzt beinahe täglich nach dem hochgelegenen Walddorfe, die alte Frau und ihre kranke Enkelin aufzusuchen.

Das Mädchen rang mit dem Tode. Fester täglich und fester sah Gerland die unbarmherzige Knochenhand das junge Leben umschließen. Zwischen ihm und dem Kinde hatte sich ein außergewöhnliches Verhältnis herausgebildet.

Starr, mit gespannten Zügen, bleich wie eine Wachspuppe, lag die Kranke auf ihrem Strohsacke, teilnahmlos, gefühllos; die Fliegen liefen über ihr Gesicht, sie zuckte mit keiner Wimper. Da trat der Geistliche an ihr Lager, ergriff ihre Hand, legte ihr wohl auch die Hand auf die Stirn — und siehe da, ihre schlummernden Lebensgeister wurden wach unter dieser Berührung — wie aus weiter Ferne kehrte die Seele zurück. Er sprach ihr zu, sie antwortete auf seine Fragen, wenn auch meist wie eine Träumende, nur halb anwesend und doch auch manchmal mit verblüffender Klarheit. Wenn er ihr dann ein Gebet vorsprach, so betete sie es nach, den Blick auf seine Züge gerichtet, gebannt durch seinen Blick, mit dem Abglanze eines Lichtes in den großen Augen, das nicht von dieser Welt zu stammen schien. —

Die alte Märzliebs-Hanne stand daneben, mit zitterndem Haupte, die runzeligen Hände gefaltet, und betete ihren Vorrat von Gesangbuchversen herunter, den sie vom Konfirmationsunterricht her noch im Ge-

dächtnis hatte. Die alte Frau war außerordentlich bibelfest. Sie kannte viele Stellen wörtlich auswendig und liebte es, ihre Rede mit Bibelsprüchen zu verzieren.

Sie wußte dem Geistlichen vielerlei Wunderbares zu berichten. Die kranke Enkelin sprach des Nachts häufig im Traume, und aus ihrem Phantasieren wollte die Alte erkannt haben, daß es Gerland sei, mit dem sie Zwiesprache halte. Ja, in der letzten Nacht sei er bei der Kranken gewesen, ihr die Hände auflegend, wie der leibhaftige Heiland selbst.

„O, jerum, jerum, wie's Madel su oafing zu darzahlen, — ees kunnte sich duch urdentlich ferchten — wos se alles sak. Immer su ei da Ecke durte nieber tat se gucka. Itze red' se mit an Pfarrn, ducht'ch. Hernoa warsch wieder mihr, als ibstse an Heiland salber säke. Worim sollt's denne o ne der Heiland sen, der zu dan Gichtbrichigen gesogt hoat: ‚Stieh uf, hebe dein Bett auf und gieh heem!' — und er stand auf und ging heem. Und hernochen zu dan Weibe, das zwölf Juhre an Blutgoang gehot hatte: ‚Sei getrost, meine Tuchter, dei Glaube hoat dir gehulfen.' — Nee, nee, globen Se mer's ack, das Madel redd mit Se ei dar Nacht. Se weeß och immer schon im vuraus, wenn Se kummen. Schun ganz ei dar Fruh sogte se heite iber mich: ‚Grußemutter!' — ‚Woas'n, Christel?' sogt 'ch — ‚Heute kummt a Pfarr zu mir,' sogt se. Und su is o eigetruffa." —

Die Besuche an diesem Sterbelager bedeuteten für Gerland Erbauung und Kräftigung. Hier war wieder einer jener rätselhaften Fingerzeige, die aus der nüchternen Welt hinauswiesen in die Übernatur, von deren Wundern uns hier und da eine Ahnung übermittelt wurde.

III.

Gerland hatte sich nunmehr doch entschlossen, den Besuch seines ehemaligen Schulkameraden Dornig zu erwidern. Er wählte dazu einen Morgen, der frei von Amtshandlungen war.

Erst gegen Mittag traf er in Färbersbach ein. Der Ort besaß zwei Kirchen, eine katholische und eine evangelische, die in friedlicher Ruhe dicht beieinander lagen. Die evangelische Kirche war neu restauriert, ein viereckiger, weißer Kasten, mit großen, vom Boden bis zum Dache reichenden Fenstern, mit einem angeklebten Turme, dessen Größe in keinem Verhältnisse stand zu dem übrigen Gebäude. Das Gotteshaus lag mitten in den Häusern drin. Der Ort hatte einen städtischen Anstrich. Strohdächer und Fachwerkhütten waren hier verdrängt von massiven Gebäuden mit Ziegeldächern. Nur in den Ausläufern des Dorfes waren ländliche Behausungen mit Scheunen und Stallgebäuden zu erblicken. An verschiedenen Stellen ragten Fabrikessen auf, und an dem wasserreichen Bache arbeiteten Sägemühlen.

Auf Gerland, der aus der Breitendorfer Einsamkeit kam, machte das Schnurren der Räder, das Stampfen und Summen der Maschinen den Eindruck regen städtischen Treibens, dessen er sich in der kurzen Zeit schon entwöhnt hatte.

Auch das Pfarrhaus war größer und stattlicher als das Breitendorfer. Er verglich es im Geiste mit dem seinen; keine Frage, es fiel mehr in die Augen. Aber der Garten fehlte mit den mancherlei Blumen; Dornig schien nur einen schmalen Streifen zur Ver-

fügung zu haben, dicht an der gepflasterten Straße, die Beete waren verwahrlost und unbebaut. —

Als Gerland eben die Klingel an der Haustür ziehen wollte, trat ihm der Amtsbruder entgegen. Er war zum Ausgang gerüstet, mit Hut und Stock.

„Ich fordere dich gar nicht erst auf, ins Haus zu treten,“ sagte Dornig, „ich will gerade zum Essen gehen. Du bist natürlich mein Gast.“

„Speisest du denn nicht zu Hause?“ fragte Gerland.

„Nein, im Gasthofe. Das ist mir bequemer. Es ist nicht jeder in der Lage, sich eine Pastorswitwe zu halten.“ — Dornig hatte sein breites Lachen, das Gerland so unangenehm war. —

Der Gasthof lag nicht weit entfernt von Kirche und Pfarrhaus. Dornig führte den Amtsbruder sofort in ein reserviertes Zimmer. Hier waren am Ende einer Tafel acht Gedecke aufgelegt. Einige Herren saßen bereits vor ihren Plätzen, rauchend, Bier trinkend, Zeitungen lesend; man schien auf das Essen zu warten.

Pastor Dornig machte seinen Freund mit den Anwesenden bekannt. Es waren da: der Arzt, ein Hilfslehrer, zwei Buchhalter, ein Postassistent und ein Volontär vom nahen Rittergute.

„Frau Gotsch, noch ein Gedeck!“ rief Dornig. „Ich bringe einen Gast.“

Die Wirtin, eine dralle Blondine, erschien und legte das Gedeck auf, den Fremdling neugierig von der Seite betrachtend.

Bald darauf brachte ein Knabe von etwa zehn Jahren, in schmutziger Kellnertracht, die Suppenterrine herbeigeschleppt. Frau Gotsch machte sich ans Austeilen. Zigarren und Zeitungen wurden weggelegt; man griff zum Löffel.

Dornig nahm den Ehrenplatz an der Spitze der Tafel ein, Gerland saß neben ihm, sein Gegenüber war der Arzt. Dornig hatte eine Flasche Wein für sich und seinen Gast bestellt.

Den Ton in diesem Kreise schien der Arzt anzugeben, ein junger Mensch von frischen Zügen, klugen, lebhaften Augen, blondem Haupt- und Barthaar.

Doktor Herzner hieß der junge Mensch. Er war sarkastisch, und die ganze Gesellschaft hatte davon etwas angenommen. Die anderen jungen Leute suchten ihn zu kopieren, ohne seinen Witz zu erreichen.

Die beiden Buchhalter entwickelten beträchtliche Kleiderpracht. Sie trugen helle Beinkleider, bunte Vorhemden und unechte Krawattennadeln. Das Handgelenk eines dieser Dandys schmückte eine Kette mit Henkeltaler. Sie rümpften die Nase bei jeder Gelegenheit und tadelten das Essen.

Der Hilfslehrer war ein bescheidener junger Mann. Erst kürzlich zu der Gesellschaft gestoßen, fand er sich offenbar noch nicht recht in den kecken Ton hinein. Das einzige Glänzende an ihm waren die abgeschabten Nähte seines ehemals schwarzen Rockes. Die beiden wohlgekleideten Buchhalter verachteten ihn so tief, daß sie es sogar unter ihrer Würde erachteten, sich über ihn lustig zu machen.

Der Volontär, der Sohn eines reichen Grubenbesitzers, war groß und ungeschlacht. Er trug eine Jagdjoppe über dem Jägerhemd, aß auffällig unmanierlich und sprach viel und laut. Der Hilfslehrer war die Zielscheibe seiner groben Späße, bei welchen ihn der Postassistent sekundierte, ein junger Mensch mit Brille und wohlgepflegten, langen Fingernägeln, der viel mit

einer Talmi-Uhrkette spielte und die Manschetten häufig unter den Ärmeln seiner Uniform vorzog.

Es herrschte in diesem Kreise ein gewisser aufdringlicher Lokalwitz, den man, um dem Gaste zu imponieren, heute besonders leuchten ließ.

Mit der jugendlichen Wirtin schien man auf ziemlich vertrautem Fuße zu stehen, obgleich man sich in dieser Beziehung Gerlands wegen vielleicht einige Zurückhaltung auferlegte.

Man sprach über den Charakter der Eingeborenen, witzelte über die Sitten und Gewohnheiten. Der Arzt stellte die Behauptung auf, ziemlich die Hälfte aller Geburten in dieser Gegend sei unehelich.

„Du kannst nachher einer Taufe beiwohnen," sagte Dornig zu Gerland, „wenn dir's Spaß macht. Die Tochter eines meiner reichsten Bauern in der Parochie bringt mir da ihr zweites Kind. Der Bräutigam, von dem sie das erste hat, ist beim Militär; dieses hier ist von dessen älterem Bruder, ihrem zukünftigen Schwager."

Die Tischgesellschaft brach in schallendes Gelächter aus, besonders der Volontär hielt sich die Seiten vor Lachen. Man fand den Fall interessant und rechnete aus, in welch verwickeltem Verwandtschaftsverhältnisse die einzelnen Mitglieder dieser Familie zueinander stehen würden.

Dornig fühlte sich offenbar wohl in dieser Gesellschaft. Sein Blick schien Gerland zu fragen: Nun, wie gefällt dir mein Umgang? Er erhob sich zeitiger als die anderen. „Ich muß zur Taufe," erklärte er, als man ihm zurief, er solle doch zum Skat bleiben. „Kommst du mit, Herr Amtsbruder?" fragte er dann, seine ausgegangene Zigarre in Brand setzend.

Doktor Herzner verzog den Mund. „Taufe?"

sagte er. „Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — ein toller Anachronismus!"

„Strafkasse!" rief Dornig, sobald sich das Gelächter gelegt. „Bitte, Frau Gotsch, die Strafkasse heraus! Gotteslästerung kostet fünfzig Pfennig."

„Das war keine Gotteslästerung," meinte der Arzt, „höchstens Sünde gegen den heiligen Geist."

Einzelne lachten. Der Volontär schrie: „Bravo, ausgezeichnet gegeben!"

Gerland war tief errötet. Er blickte gespannt auf Dornig, bestimmt erwartend, daß dieser den Spötter zurechtweisen werde. Dornig bemerkte Gerlands Erregung; er wurde doch ein wenig verlegen. Er meinte: „Wir haben hier nämlich eine Strafkasse. Ich habe das eingeführt. Wer zu spät kommt, zahlt zehn Pfennig."

„Und wer Frau Gotsch anrührt, zwanzig," meinte der eine Buchhalter, indem er nach dem Kinn der Blondine griff, die eben die kleine, grüne Büchse auf den Tisch setzte.

Die Frau stieß einen Laut aus, halb Schreien, halb Lachen, und schlug nach der dreisten Hand. Es entspann sich ein kleines Handgemenge.

Dornig, der die Aufmerksamkeit des Amtsbruders von diesem Vorgange abziehen wollte, erklärte: „Von dem Ertrage dieser Strafkasse wollen wir dann zu Weihnachten armen Kindern eine Freude bereiten."

„Wenn Pastor Dornig es nicht vorzieht, noch im Sommer eine Bowle zu arrangieren," meinte Doktor Herzner.

Erneutes Gelächter. „Der Mensch ist heute unglaublich!" rief Dornig. „Komm, Gerland!" —

Auf dem Wege zum Pfarrhause suchte Dornig das Benehmen seiner Tischgenossen zu entschuldigen. „Es sind etwas lockere Gesellen," meinte er. „Besonders

der Doktor. Er geht manchmal zu weit. Aber schließlich, soll man solche Gesellschaft meiden? Ich glaube nicht! Man muß versuchen, einen sittlichen Einfluß auf sie auszuüben. So wenigstens fasse ich mein Amt auf.“ —

Man betrat das Pfarrhaus. Dornig führte den Amtsbruder auf sein Zimmer. Ein nüchterner Raum, mit schlechten Möbeln und kahlen Wänden, in dem ein muffiger Geruch von kaltem Zigarrenrauch herrschte. Dornig öffnete Kleiderschrank und Kommode; er schien nach etwas zu suchen. Dann riß er die Tür zum Nebenzimmer auf und rief nach der Bedienung. Eine alte Frau kam herein, barfuß, eine unsaubere, blaue Schürze vorgebunden. Sie verzog den faltigen, zahnlosen Mund zu einem Grinsen, als sie Gerland sah. Dornig fuhr sie an, sein Talar sei wieder einmal nicht da. „Den hoan Se ju drieben ei der Sakristei gelassen,“ meinte die Alte und feixte. „Ach so, ja!“ rief Dornig und forderte Gerland auf, mit ihm zur Kirche zu kommen, da es die höchste Zeit sei. „Eine verführerische Dame, meine Aufwartung — was?“ fragte Dornig im Gehen. „Auch eine Witwe, aber nicht ganz so hübsch wie deine.“ —

Der Kirchendiener kam ihnen auf halbem Wege entgegen. Er war abgeschickt, den Herrn Pastor zu holen; die Taufgesellschaft sei bereits vollzählig erschienen und warte.

„Verdammt, ich habe mich verspätet!“ mit diesen Worten betrat Dornig das Gotteshaus. In der Sakristei kleidete er sich hastig um. „Du kannst dir die Geschichte von der Pfarrloge aus mit ansehen,“ meinte er, den Talar überwerfend. —

Die Taufgesellschaft bestand aus etwa zehn Personen.

Sie hatten sich auf den vordersten Bänken am Altarplatz niedergelassen.

Dornig hatte, sobald er den Altar betreten, seine volle pastorale Würde gefunden. Langsam, mit Sicherheit und breiter Salbung sprach er die Einleitung. Sein volltönendes Organ, die kräftige, gesundheitstrotzende Erscheinung, sein ganzes, breitspuriges Wesen besaß jene behäbige Breite, welche das Landvolk an seinen Pfarrern liebt. Es war der richtige Bauernpastor, wie er so dastand, wohlgenährt, vierschrötig mit seinem runden, glattrasierten Prälatengesicht.

Der Täufling wurde von der Hebamme gehalten. Sie stand da mit ihrer weißen Haube, den Kopf zur Seite geneigt, den Blick, wie sich's ziemt, unausgesetzt auf den Täufling gerichtet, der in einem mächtigen Steckbett, das mit bunten Schleifen reichlich besteckt war, fast ganz verschwand. Wie eine ferne Begleitung erklang ihr summendes „Pscht — pscht!" zu den Worten des Geistlichen.

Gerland, der von der Pfarrloge aus der Handlung zusah, blickte nach der Mutter aus. Jenes derbe Bauernmädchen, mit den hochgeröteten Backenknochen und dem hellgelben, mit Wasser an den Kopf geklebten Haaren, das war sie offenbar. Die grobe Figur ins Konfirmationskleid eingezwängt, das vorn zu kurz war, um die weißen Strümpfe und schwarzen Lederschuhe ganz zu verdecken. Auch die Ärmel langten nicht mehr, zwischen ihnen und den kurzen, hellen Handschuhen sah man ein Stück des braunroten Armes hervordringen. Der große, starkknochige Mann neben ihr war offenbar ihr Vater. Der Bauer schien nicht mehr ganz nüchtern zu sein, wie Gerland aus seinem stieren Blick und der dunklen Färbung des Gesichtes schloß. Zu beiden

Seiten des Täuflings standen die Paten. Im Schiff der Kirche hatten sich einige Neugierige eingefunden, die dem Vorgange von weitem folgten.

Dornig erteilte jetzt dem Täufling das Zeichen des Kreuzes an Stirn und Brust. Dann wandte er sich den Paten zu. Er gab ihnen die übliche Vermahnung, sprach das Glaubensbekenntnis, langsam, jedes Wort betonend, und verpflichtete die Paten im Namen des Kindes darauf. Dann schritt er zur eigentlichen Taufhandlung. Dreimal benetzte er das entblößte Haupt des Kindes mit Wasser. Nachdem das Westerhemd über das Getaufte gebreitet, legte er ihm die Hand aufs Haupt und sprach den Segen.

Für Gerland hatte der Vorgang etwas unendlich Peinigendes. Er stand noch unter dem Eindrucke des zuvor Erlebten. Die Handlung erschien ihm wie eine Entweihung des Sakramentes, eine Verhöhnung des Mysteriums.

Heftiger Unmut überkam den jungen Geistlichen. Er erhob sich und griff nach seinem Hute; einen Blick noch warf er hinüber nach der Taufgesellschaft. Eben traten die Paten zusammen um das Kind. Er wußte, jetzt würden sie das Geldstück, das sie von Anfang an wohlverwahrt in der Hand gehalten, in das Steckkissen schieben, zum Geschenk für die Hebamme. Dornig trat nach beendeter Amtshandlung ebenfalls zu dem Kinde, das, durch das Wasser aufgeweckt, kräftig zu schreien begonnen hatte. Den Augenblick, wo Dornig über das Neugetaufte gebeugt stand, benutzte Gerland, um sich ungesehen aus der Loge zu entfernen.

So schnell er konnte, ging er aufs Geratewohl vorwärts, um nur möglichst bald wegzukommen aus diesem Bereiche. Im Geiste sah er Dornigs erstauntes Gesicht,

wenn er die Loge leer finden würde. Mochte jener denken, was er wollte, mochte er ihm die plötzliche Entfernung übelnehmen; Gerland wäre das gerade recht gewesen.

Er schritt kräftig aus und hatte Färbersbach bald hinter sich. Als er sich hinlänglich sicher glaubte, blieb er stehen und hielt Umschau, um sich zu orientieren. Er befand sich über einer breiten Talmulde, in deren tiefstem Punkt Färbersbach eingesenkt lag. Er ließ seinen Blick über den Ort schweifen, mit seinen roten Ziegeldächern und rauchenden Fabrikessen, mit dem breiten Wehr, unterhalb dessen eine große Holzschneidemühle ihre mächtigen Bretterhaufen und Holzstöße ausbreitete. Im grellen Licht des Frühnachmittags erglänzten die weißen Garnfelder einer Rasenbleiche; emsig sah er die Leute mit bloßen Füßen in Hemdsärmeln zwischen den Garnstreifen auf und ab laufen und ihre Gießkannen schwenken. Aus dem Gewirr der engen Gassen, der Ziegeldächer und Schornsteine, erhoben sich die beiden Kirchen, die katholische und die evangelische, die eine mit ihrem steilen Dach und schlanken Turm, die andere ein großer, weißgetünchter Kasten, prosaisch wie ein Gasthof anzusehen.

Gerland sah sich nach seinen Bergen um. Von denen war hier nichts zu erblicken. Es zog ihn zurück nach Breitendorf. Der einsame, weltabgelegene Ort war ihm doch die Heimat geworden, und zum ersten Male kam es ihm recht zum Bewußtsein, wie ihm seine Gemeinde ans Herz gewachsen sei.

Er kam auf den Gedanken, die nächste Höhe zu ersteigen; von dort mußte Aussicht sein — er konnte dann den Nachhauseweg leicht bestimmen. Er schlug den ersten besten Feldweg ein, der in ungefährer Richtung auf sein Ziel losführte.

Als Gerland die Anhöhe erstiegen hatte, fand er, daß er sich getäuscht habe. Ein dreißigjähriger Fichtenbestand versteckte alle Aussicht. Er entschloß sich, weiterzugehen. Den ganzen Abend hatte er vor sich. Es war kein Unglück, wenn er einen Umweg machte.

Der Fichtenbestand wurde abgelöst von hundertjährigem Tannenforst. Gerland konnte sich nicht entsinnen, jemals schöneren Wald gesehen zu haben. Die Bäume standen in weiten Entfernungen, jeder ein Herr für sich. Kerzengerade schossen die weißgrauen Schäfte empor; die Wipfel griffen ineinander. Ein aromatischer Duft stieg vom Waldboden auf, wo Schicht auf Schicht von Nadeln vermoderte, prächtiger Dünger für das Wurzelwerk dieser Riesen. Die Bäume gaben der Erde wieder, was sie von ihr entnahmen, mit ehrlicher Gewissenhaftigkeit. Am Boden zwischen Felstrümmern wucherten Farne und Heidelbeerkraut. Unterholz, junge Buchen und Strauchwerk schoß auf. Oben in der Höhe flüsterten die Zweige miteinander; die Häupter der Sonne zugekehrt, sangen sie dort im Chore uralte, einfache Melodien.

Den jungen Mann litt es nicht länger auf dem Fahrweg; er sprang über den Graben in den Wald hinein.

Hellgrüne Streifen leuchteten von weitem durch das Grau der Tannenstämme. Ein dünner Wasserlauf schlängelte sich hier in einer Bodenspalte durch Moos und Farnkraut, hin und wieder eine Lache von kristallklarer Durchsichtigkeit bildend.

Gerland folgte den Krümmungen dieses Rinnsals nach aufwärts. Plötzlich lichtete sich der Wald; er stand am Rande einer kleinen Wiese. Hier wuchsen Primeln und Anemonen in gelben und weißen Beeten.

Das Herz lachte dem jungen Geistlichen im Leibe, die alte Passion zum Botanisieren überkam ihn. Er pflückte eine weißliche Primelart, die ihm vor den anderen auffiel. Der Platz war überhaupt eine wahre Fundgrube; Geranium gedieh hier, Hornkraut und Ehrenpreis.

Er konnte der Versuchung nicht widerstehen — schritt weiter in die Wiese hinein. Der Boden schwankte verräterisch unter seinen Füßen. Hier war offenbar der Ursprung des Wässerchens, dessen Laufe er gefolgt. Drüben winkte hinter einem Streifen von Birken und Erlen wiederum Nadelholz. Er strebte da hinüber, fand seinen Weg durch den feuchten Bruch.

Feld- und Waldstücke wechselten ab. Auf einer Wiese standen Rehe; Gerland schaute ihnen eine Weile zu, wie sie ästen, dann bekamen sie Wind von ihm, äugten ihn verwundert an und zogen langsam zu Holze.

Er begann allmählich Müdigkeit zu fühlen; die Blumen in seiner Hand fingen an zu welken und ließen die Häupter hängen. Er sehnte sich nach seinem Lehnstuhl, der Studierlampe und dem Bücherbrette. Das Gewissen schlug ihm, daß er so lange weggeblieben. Eigentlich hatte er den Abend verwenden wollen, um die Predigt für den nächsten Sonntag auszuarbeiten. Es war schon Freitag und noch nichts vorbereitet. Gott sei Dank, es wurde ihm ja nicht schwer, er konnte zur Not frei sprechen; ja, er sprach dann häufig am besten. Wenn er bedachte, wie manche Amtsbrüder sich abquälten mit Niederschreiben und Memorieren, konnte er sich eines überlegenen Lächelns nicht erwehren.

Lange war er so dahingeschritten, ohne einem Menschen zu begegnen. Abenddämmerung brach herein, von den Wiesen stieg weißlicher Dunst empor. Die Gegend war einsam — weit und breit kein Anwesen.

Er hätte gern nach dem Wege gefragt, denn er begann Zweifel zu fühlen, ob er den richtigen verfolge.

Endlich sah er Menschen vor sich. Einen Mann und eine Frau, die einen mit dürrem Reisig hochbepackten Wagen vorwärts bewegten. Der Mann hatte sich vorgespannt, in der Hand hielt er die Deichsel, um seine Brust lag ein tief einschneidender Strick. Die Frau ging neben dem Gefährte, das auf dem holperigen Wege hin und her kariolte — eine kräftige, junge Person, mit hochgeschürzten Röcken, sie stützte und half schieben.

Kurz vor dem Zusammentreffen mit Gerland machten sie Halt. Der Mann stöhnte und wischte sich mit der Hand den Schweiß vom Angesichte. Die Frau fand noch Zeit, ihr Brusttuch zurechtzuzupfen.

Der Geistliche grüßte und fragte an, wo er sich eigentlich befinde.

„Wo wulln Se denne hie?" fragte der Mann. — „Nach Breitendurf — do hoan Se immer nuch a Stunden a zwea zu lofa." Nun beschrieb er in ausführlicher Weise den Weg, den Gerland zu nehmen habe.

Gerland dankte und ging weiter. Die Frau war gar nicht häßlich gewesen. Der junge Geistliche hatte wieder jene Empfindung — jenes Gefühl einer leeren Stelle in seinem Dasein.

Er dachte an Luthers Wort: „Ein Priester soll unsträflich sein, eines Weibes Mann." — Würde er dieses Ideal jemals erreichen? Wie sollte er hier in dieser kulturabgeschiedenen Einöde ein weibliches Wesen finden, das seinen hohen Ansprüchen genügen konnte? Es gab ja genug Geistliche, die unter ihrem Stande heirateten, das erste beste Bauernmädchen, wenn sie nur eine Ausstattung brachte und einen gesunden Körper

hatte. Vielleicht taten diese Leute sehr recht daran, daß sie, unbekümmert um Verschiedenheit der Bildung und des Standes, einfach der Stimme der Natur folgten.

Er mußte an die Pastorin Menke denken, deren frische Farben und kräftige Formen in der vollen Blüte reifer Weiblichkeit nach wie vor Eindruck auf ihn machten. Die Frau war ungebildet, ja er glaubte an ihr Spuren einer niederen Gesinnung entdeckt zu haben, aber nichtsdestoweniger vermochte er sich ihren Reizen nicht zu entziehen. Das Wesen dieser Person atmete etwas Animalisches aus, das ihn gewaltsam anzog.

Gerland hatte sich eine hohe Achtung vor dem weiblichen Geschlechte bewahrt. Frauen erregten in ihm nicht das Begehren des Kenners. Ein tiefe, natürliche Sehnsucht trieb ihn zum Weibe.

Auch heute abend, beim Anblick der jungen, kräftig gebauten Person, die neben dem Reisigfuder herschritt, stieg jenes Sehnen blitzartig in ihm auf, gegen seinen Willen, stärker als irgend ein anderer Wunsch. Mit einer gewaltsamen Anstrengung, zu der ein Aufgebot aller sittlichen Kräfte nötig war, bezwang er diese Wallung. Es war zum Verzweifeln, wie mächtig die Sinnlichkeit wirkte. —

Im Walde, den er zu durchschreiten hatte, herrschte bereits pechschwarzes Dunkel. Neben ihm klagte ein Tier, wohl ein Vogel, in fremdartigen, unheimlichen Tönen. Merkwürdig, das Geschöpf schien ihn zu verfolgen, zeitweise schwieg es, dann waren die melancholischen Laute plötzlich wieder da, bald vor ihm, bald hinter oder dicht neben ihm. Gerland ging unwillkürlich schneller. Sträucher und Bäume nahmen eine drohende Gestalt an, schienen wie wegelagerndes Volk, das ihm

die Straße versperren wollte. Hier ragte ein Arm, dort schwang einer eine mächtige Keule, dort hockte ein Kobold. Das Dickicht schien tausend unheimliche Augen zu haben. Dann fiel ein Laut, als sprächen Geister in der Luft. Der Wind ging durch die Bäume, daß sie gequält ächzten, wie gemarterte Geschöpfe.

Du bist überall in Gottes Hand, sagte sich Gerland und ging langsamer; er wollte doch sehen, ob er der Furcht nicht Herr werden könne. Wenn du hier durch Mörderhand umkämest, dachte er bei sich, was wäre daran gelegen; wie wenig Menschen gibt es, die sich darum grämen würden. Und der Schmerz, einsam zu sein, überkam ihn mit ganzer Gewalt.

Der Wald lichtete sich. Er trat wie aus dunklem Zimmer ins Tageslicht. Ihm gegenüber zeigte ein weißlicher Schimmer durch Wolkenstreifen an, daß der Mond nicht mehr lange auf sich warten lassen werde. Vor ihm senkte sich das Gelände zum Tal hinab, wo Gerland einzelne Lichtpunkte aufblicken sah, wie Irrlichter. Er vermutete, daß er nicht mehr allzuweit von Breitendorf sei.

Der Weg gabelte sich. Der eine, breitere, führte geradeaus, weiter auf dem Kamme hin, der andere schien seitwärts ins Tal hinabzugehen. Der Geistliche entschied sich nach kurzem Überlegen für den Seitenweg.

Sein Fuß trat auf Kies, über einen schmalen Wasserlauf führte eine Brücke mit Naturholzgeländer, die Bäume lichteten sich und machten Raum für einen halbkreisförmigen Rasenplatz, auf dem eine Bank stand.

Gerland machte erstaunt Halt und sah sich um — war er denn in einen Park geraten?

Er ließ sich auf der Bank nieder. Von hier mußte am Tage schöne Aussicht sein. Vielleicht wenn der

Mond hervortrat, konnte er sich über die Örtlichkeit orientieren. Der gegenüberliegende Bergrücken, dessen Silhouette sich gegen den Nachthimmel abhob, lag in Klarheit, aber das Tal zu seinen Füßen war von weißem Nebel erfüllt, der nichts erkennen ließ.

Seine Blumen waren in einem traurigen Zustande; einige Stengel zeigten sich geknickt. Er überlegte, daß es nicht der Mühe wert sei, sie mit nach Hause zu nehmen; so schleuderte er sie denn beiseite.

Jetzt hörte er verlorene Töne, wie von menschlichen Stimmen. Er lauschte, Menschen waren in der Nähe; schon konnte er Schritte vernehmen. Sie schienen den Berg herauf, auf ihn zuzukommen. Er glaubte ein männliches und ein weibliches Organ zu unterscheiden. Bald vermochte er auch einzelne Worte zu verstehen. Das war nicht der Dialekt der Gegend, in dem sich diese nächtlichen Wanderer unterhielten.

Gerland erhob sich und wollte gehen. Im selben Augenblicke trat ein Paar auf den freien Platz, ein Mann und eine Frau.

Der Mond war eben aufgegangen. Der Geistliche erkannte eine untersetzte, bärtige Männererscheinung, die andere Gestalt war kleiner. Kurze Kleider, ein unbedeckter Scheitel. Das war alles, was Gerland im eiligen Vorüberschreiten bemerkte. Er grüßte mit „guten Abend". Ein zögernder, verwunderter Gegengruß kam von den Lippen des Mannes, als der Geistliche bereits ein paar Schritte vorüber war.

Immer klarer wurde es für Gerland, daß er in eine Gartenanlage geraten sei. Zu beiden Seiten des schlangenhaft sich windenden Weges standen Obstbäume auf sanft abfallender Rasenlehne. Fliederduft drang zu ihm herüber. Einige hundert Schritt vor ihm, vom

Mondlicht hell beleuchtet, erhob sich plötzlich ein großes, weißes Gebäude.

Auf einmal wußte er, in wessen Grundstück er sich befinde. Doktor Haußner — das ist sein Haus — das Paar da oben, das waren sie gewesen: er und seine Tochter.

Gerland stand eine Weile ratlos. Sollte er umkehren und den Besitzer des Gartens um Entschuldigung bitten? Eine Art banger Verlegenheit hielt ihn davon zurück. Vielleicht war der andere Ausgang nach der Landstraße zu, an dem er neulich mit Dornig vorübergeschritten, offen. Er schritt also weiter, an dem Hause vorüber. Ein großes, weißes Viereck, lag es da im vollen Mondlichte. —

Das eiserne Gittertor nach der Straße ließ sich leicht von innen öffnen. Eine Glocke im Innern des Hauses schien mit dem Tor in Verbindung zu stehen. Gerland vernahm ein starkes Klingeln vom Hause her, ein Hund schlug gleichzeitig an.

Erleichtert, wenn auch noch immer klopfenden Herzens, schritt jetzt der Geistliche auf der Straße nach Breitendorf hinab.

Er sann über dieses merkwürdige Zusammentreffen nach. In Gedanken hatte er sich in der letzten Zeit viel mit Doktor Haußner beschäftigt. Der Wunsch wollte ihn nicht loslassen, den Mann kennen zu lernen. —

War es nicht sonderbar, daß er heute mit ihm zusammengetroffen war — durch einen Irrtum?

Gerland war geneigt, auch dieses Ereignis als einen Fingerzeig von oben anzusehen.

IV.

Mit der Zeit begann Pfarrer Gerland in seiner Breitendorfer Einsamkeit doch empfindlichen Mangel zu

fühlen an geistiger Anregung. Seine Büchersammlung, die er hin und wieder durch ein neues Buch vergrößerte, half ihm darüber nicht hinweg. Die Abende besonders dehnten sich in die Länge, und wunderliche Gesichte, wie sie die melancholische Einsamkeit gebiert, stiegen vor ihm auf. Erst jetzt begann Gerland zu begreifen, was für ein unersetzliches Gut der Umgang mit Gleichgebildeten, Ähnlichdenkenden und Ähnlichfühlenden sei.

Die Pastorin Menke legte es dem jungen Geistlichen mehrfach nahe, mit den Honoratioren des Ortes Umgang zu pflegen; sie deutete an, daß sie gern bereit sei, Bekanntschaften dieser Art zu vermitteln. Sie behauptete, eine Menge „feine Leute" der Gegend zu kennen. Dabei hatte sie wohl hauptsächlich einige wohlhabende Bauern, Gutsbesitzer und eine Anzahl schnell zu Reichtum gelangter Industrieller der Nachbarschaft im Auge. Ihr „Seliger", wie sie ihren Mann zu bezeichnen pflegte, habe es stets mit diesen „Herrschaften" gehalten. Das sei sehr wichtig; denn, fügte sie naiv hinzu, die Art hätte viel in Gemeinde und Kirche zu bedeuten und könnte einem allerhand Schaden antun.

Gerland suchte auch wirklich die Bekanntschaft einiger dieser Leute auf, allerdings aus anderen Gründen, als die Witwe sie ihm zugemutet.

Aber er fand größere Gefühlsroheit und Gesinnungsniedrigkeit bei ihnen als bei den Ärmsten seiner Parochianen. Die parvenühafte Aufgeblasenheit dieser Klasse widerte ihn an. Man protzte mit seiner Roheit mindestens ebenso sehr wie mit seinem Gelde. Ein einziges Mittagessen, das in eine wüste Schlemmerei ausartete, genügte, um Gerland über den Geist aufzuklären, der unter diesen Emporkömmlingen herrschte. Die Pastorin hatte in Zukunft gut reden; sie vermochte

nicht, ihm den Mund nach weiteren Bekanntschaften wässerig zu machen.

So ergab er sich denn der Einsamkeit mit ihren geheimnisvollen Reizen.

Der einzige Mensch, mit dem er hin und wieder ein Gespräch führen konnte, war der Lehrer und Kantor von Breitendorf.

Kantor Wenzel war ein Mann von natürlichem Scharfsinn und von besserer Bildung, als man sie bei älteren Dorfschulmeistern gewöhnlich antrifft. Er war begierig, diese Bildung zu vervollkommnen. Der Geistliche borgte ihm Bücher, die Wenzel geradezu verschlang. Gerland wunderte sich, wie sicher und treffend häufig das Urteil des Lehrers über das Gelesene sei.

Von seiten der Behörde war Gerland bald nach seinem Amtsantritt in vertraulicher Weise ersucht worden, auf den Kantor und Lehrer an der Kirchschule sein besonderes Augenmerk zu richten. Kantor Wenzel war den Vorgesetzten bekannt als ein unverbesserlicher Liebhaber geistiger Getränke. Seine große Nase redete mit ihrer blauroten Färbung eine deutliche Sprache, noch mehr der unsichere Blick der schwimmenden Augen. Im übrigen hatte das bartlose Gesicht mit der hohen, weißen Stirn, die sich in einem kahlen Schädel fortsetzte, einen klugen Ausdruck. An der hageren, knochigen Gestalt des Fünfzigers war keinerlei Zeichen des Verfalls zu erkennen.

Auch dem Spiele sei Wenzel ergeben, so wurde dem Geistlichen von seiten des Gemeindevorstehers mitgeteilt. Einige Male schon war er ausgepfändet worden. In allerhand Liebeshändel sei er verwickelt gewesen — kurz, der Leumund des Mannes war nicht der beste.

Bei der Schulbehörde stand Wenzel längst auf der

Liste der Wackeligen. Daß man ihm nicht bereits früher den Laufpaß gegeben, hing vielleicht damit zusammen, daß Pastor Menke ihm wohlgesinnt gewesen und mit einem Zipfel seines Talares manchen Fehler seines Freundes zuzudecken gewußt hatte.

Seinen Beruf verstand der Kantor von Grund aus. Er war musikalisch, hatte ein feines Gehör und wußte der altersschwachen Breitendorfer Orgel Klänge zu entlocken, die mit Musik immerhin verwandt waren. In früheren Zeiten mochte er ein guter Sänger gewesen sein. Sein Gesangsunterricht war vortrefflich. Dazu kam die Routine im Unterrichten, welche er mit der Zeit erworben. Die Kinder hatte Wenzel in verhältnismäßig guter Zucht; er arbeitete zwar viel mit dem Bakel, doch war er nicht unbeliebt, da er gelegentlich einmal fünf gerade sein ließ. Mit den Eltern wußte er sich zu stellen. Er verstand es, den Bauern zu behandeln.

Sein Laster wurde ihm von den gewöhnlichen Leuten nicht allzusehr nachgetragen; die Breitendorfer waren in dieser Beziehung tolerant. Er war ja nur ein Periodensäufer — zwei-, dreimal im Jahre betrank er sich so, daß man ihn nach Hause schaffen mußte. „Wenzel hat wieder mal die Rolle," hieß es dann; man lachte und war ihm nicht weiter gram.

Wenzel besaß als Lehrer eine Gabe, die ihm sehr zu statten kam: er verstand zu examinieren. Niemand brachte seine Abteilung so gut vor die Schulprüfungskommission wie Kantor Wenzel, das war eine bekannte Sache.

Besonders sein Religionsunterricht galt als mustergültig. Die Kinder schnurrten ihren Katechismus und eine erstaunliche Menge von Bibel- und Gesangbuchversen herunter wie am Schnürchen.

Gerland, der in seiner Eigenschaft als Lokalschulinspektor dem Unterricht bereits mehrfach beigewohnt hatte, durchschaute freilich die Sache. Die religiösen Kenntnisse dieser Kinder beruhten auf geschickter Dressur; von einem tieferen Eindringen in den Sinn des Erlernten und vor allem von einem Begreifen der Bedeutung und des Zusammenhanges im ganzen war hier nicht die Rede.

Auf eine tadelnde Bemerkung, die Gerland dem Lehrer gegenüber über diese Methode des Religionsunterrichts fallen ließ, erhielt er die Antwort, daß die Kommission bisher mit seiner Art der Vorbereitung zufrieden gewesen sei.

Gerland mußte diese Antwort gelten lassen, sie enthielt nichts Neues für ihn. Er wußte nur zu gut, wie rein auf das Äußere gerichtet der Religionsunterricht in der Volksschule betrieben wird, wie alles mehr oder weniger auf Gedächtnisarbeit, auf Herplappern von Sprüchen und Versen, auf Eintrichtern des Systems hinausläuft. Er wußte nur zu gut, wie man die wirklich wertvolle Seite dieser Disziplin, die ethische, in den Hintergrund zu drängen verstand.

Nun, er hatte in Breitendorf die Lokalinspektion, er hatte ferner den Unterricht der Konfirmanden in der Hand. Unter ihm sollte das anders werden. Auf Herz und Gemüt der Kinder wollte er wirken, das gedankenlose Plappern der Lippen sollte aufs notwendigste beschränkt werden.

Aber er wußte, daß man derartige Reformen nicht über Hals und Kopf einführen kann. Er teilte dem Lehrer vorläufig seine Ansicht über diesen Punkt in bündiger Form mit, und Wenzel versprach, künftighin

in diesem Sinne unterrichten zu wollen. Überhaupt fand Gerland den Lehrer durchaus gefügig.

Wenzel war seit mehr als zwanzig Jahren in Breitendorf und kannte die lokalen Verhältnisse genau. In Schul-, Kirchen- und Gemeindeangelegenheiten wußte er vortrefflich Bescheid. Die Bauern hatten ihn oft zur Führung von Protokollen und Abfassung von Petitionen herangezogen. Der Rat eines so gewandten Mannes war für den Neuling äußerst wertvoll.

Der junge Geistliche gewann allmählich so viel Zutrauen zu dem Lehrer, daß er ihm manches von seinen Plänen andeutete. Er fand auch hier Verständnis und bereitwilliges Eingehen bei Wenzel.

So kam Gerland allmählich zu der Ansicht, daß das allgemeine Gerücht dem Lehrer unrecht tue. Der Mann wurde entweder verleumdet, oder — und dieser Gedanke gefiel dem jungen Geistlichen besonders — mit Wenzel war eine Änderung zum Besseren eingetreten, seit er, Gerland, ins Amt gekommen. Er schmeichelte sich mit der Idee, bessernden Einfluß auf den Menschen ausgeübt zu haben. Vielleicht hatte es jenem nur an gutem Beispiel, an einem Vorbilde in seinem bisherigen Dasein gefehlt. Und dabei zog Gerland mit Wohlbehagen einen Vergleich zwischen sich selbst und dem verstorbenen Pfarrer. An Wenzel war viel gesündigt worden, schlechtes Beispiel mochte ihn verdorben haben. Jetzt, wo er ein anderes Vorbild sah, wo der Ertrinkende eine Hand gefunden hatte, die machtvoll nach ihm griff, richtete er sich auf, all die guten Seiten seiner Natur kamen nun hervor. Das Bewußtsein des eigenen Edelmutes verdoppelte die günstige Meinung, welche Gerland für den alten Sünder hegte. Er war davon überzeugt, daß der Lehrer voll Dankbarkeit und Rührung

zu ihm emporschaue, als zu seinem Retter. Es war angenehm, zu denken, daß jener sich an ihm aufgerichtet habe und an seiner Hand einem besseren Leben zuschreite.

Kantor Wenzel war Junggeselle. Er pflegte seine Mahlzeiten in der Schenke einzunehmen. Der Mangel eines eigenen Herdes mochte den Hang zum liederlichen Leben bei ihm bestärkt haben. Gerland beschloß, ihn öfter an den eigenen Tisch zu ziehen.

Als er der Pastorin diese Absicht mitteilte, hatte sie einen von ihren Lachanfällen. Sie saß da für Minuten und hielt sich die Seiten, ihre tadellosen Zähne zeigend. Jede Frage Gerlands, warum sie den Gedanken so lächerlich finde, rief nur einen erneuten Lachausbruch hervor. Alles, was mit Kantor Wenzel zusammenhing, schien die Witwe aufs äußerste zu belustigen.

* * *

Wenzel schien die Einladung des Herrn Pastors, am nächsten Sonntage bei ihm zu speisen, als keine geringe Ehre aufzufassen. Eine halbe Stunde vor der Essenszeit erschien er in einem etwas knappen Frack, den er über dem mageren Leibe zusammengeknöpft hatte, weiße Handschuhe an den großen Händen, einen widerhaarigen Zylinder auf dem Kopfe. Gerland, der sich im Garten aufhielt und eben die Knospen an den im Frühjahr neugepflanzten Rosenstöcken musterte, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er diese hagere Kranichgestalt durch das Gartentor stolzieren sah. Den Hut in der Hand, mit tiefen Bücklingen kam Wenzel auf den Geistlichen zu. Gerland hatte Mühe, ihn dazu zu bringen, daß er die borstige Kopfbedeckung wieder auf das Haupt setzte.

Man ging noch ein wenig im Pfarrgarten auf und

ab. Gerland zeigte seine Rosenstöcke und die Blumenrabatten, die er selbst angesät hatte. Kantor Wenzel legte das größte Interesse hierfür an den Tag. Er schien auch auf diesem Gebiete Kenntnisse zu besitzen. Er erklärte dem Geistlichen in einleuchtender Weise, warum eine Anzahl Rosenaugen nicht gekommen seien und bot sich an, ihn das Okulieren zu lehren.

Gerland gefiel Wenzels Bereitwilligkeit und die Art und Weise, wie er Rat erteilte, ohne sich aufzudrängen. Eines allerdings störte den jungen Geistlichen an dem Manne: er pflegte beim Sprechen den Blick auf einen entfernten Punkt zu richten. Gerland erklärte sich dieses Verhalten als eine Art von Scham, die jener über seine verhängnisvolle Schwäche empfinden mochte. Vielleicht daß der Mann nach und nach mehr Zutrauen fassen würde.

Sie waren zu den Gemüsebeeten gekommen. Der Geistliche beklagte sich, daß einige feinere Sorten, die er angebaut habe, trotz eifrigen Düngens durchaus nicht gedeihen wollten. Wenzel hatte auch dafür sofort eine Erklärung. Dieser Teil des Gartens sei feucht, und das, in Verbindung mit der Kälte des Bodens, beeinträchtige das Pflanzenwachstum. Er behauptete, in dem Hügel hinter dem Pfarrgarten sei viel Wasser enthalten. Gerland fragte, warum der Kirchbauer, dem diese Felder gehörten, nicht drainiere. Wenzel erklärte, die Felder selbst seien durchaus nicht feucht, das Wasser laufe also wahrscheinlich auf einer undurchlässigen Tonschicht hin und dringe dann im tiefgelegenen Pfarrgarten zur Oberfläche. Gerland leuchtete die Erklärung ein; er fragte den Lehrer, wie dem abzuhelfen sein möchte. Drainieren sei das einzige, meinte Wenzel, aber dazu würde sich der Bauer nur herbeilassen, wenn Gerland

den größten Teil der Kosten trage. Er bot sich an, die Unterhandlungen zu führen — er würde das Gewünschte billiger erreichen als der Herr Pfarrer, meinte er — der Kirchbauer sei bekannt für seine Zähigkeit und Habgier. Er versprach, die Sache zu Gerlands Bestem führen zu wollen.

Die Pastorin rief zu Tisch.

Gerland sprach ein lautes Tischgebet, wie er's immer tat.

Heute war Wein aufgesetzt. Die Witwe hatte ein leuchtend blaues Kleid angelegt; seit einer Woche etwa trauerte sie nicht mehr. In den schwarzen Kleidern schwitze sie so fürchterlich, hatte sie Gerland gegenüber erklärt. —

Gerland bemerkte über Tisch, daß sie nicht imstande war, den Kantor anzusehen, ohne das Gesicht zum Lachen zu verziehen. Ihr Benehmen blieb ihm nach wie vor ein Rätsel. Der Kantor dagegen wahrte seinen gravitätischen Ernst durchaus. Gerland glaubte zu bemerken, daß er ihr gelegentlich einen mißbilligenden Blick zuwarf. Wenzel war während der ganzen Mahlzeit ziemlich wortkarg. Im Essen und Trinken zeigte er sich außerordentlich mäßig. Ein zweites Glas wollte er durchaus und durchum nicht annehmen, trotz Gerlands Zureden. Als der Geistliche versuchte, ihm einzuschenken, hielt er die Hand über das Glas und versicherte, er wolle nicht mehr trinken.

Gerland selbst fühlte sich sehr aufgeräumt. Was für ein angenehmes Gefühl war es doch, den Wohltäter spielen zu können! —

V.

Es war merkwürdig, die Leute schienen zu ahnen, wie interessant Doktor Haußner und seine Tochter dem jungen Geistlichen seien; in seiner Gegenwart kam das Gespräch stets auf dieses Paar. Es mußte wohl einen ganz besonderen Kitzel bereiten, dem Pfarrer gegenüber von dem Dissidenten und seiner ungetauften Tochter zu sprechen.

Die Urteile lauteten sehr verschieden. Manche spuckten aus, wenn sie den Arzt erwähnten — als sei er der Gottseibeiuns in eigener Person —, andere nahmen ihn in Schutz und rühmten ihm allerhand gute Eigenschaften nach. Besonders bemerkenswert war Gerland das Urteil eines älteren, besonnenen Mannes aus dem Dorfe, das dahin lautete: Doktor Haußner sei ein besserer Mensch als viele andere, und an seinem Zwist mit der Kirche sei niemand anders schuld als Pastor Menke selbst.

Die Pastorinwitwe war eine von denen, die keinen guten Faden an Haußner ließen. Sie geriet stets in moralische Entrüstung, wenn sie von ihm sprach. Es gab keine Schändlichkeit, die sie dem Arzte nicht nachgesagt hätte; für die Tochter hatte sie überhaupt keine andere Bezeichnung als „der Heidenbalg“. Auch heute erging sie sich wieder in den wildesten Schmähungen über Vater und Tochter.

Gerland gab nicht allzuviel auf ihre Reden; er hatte lange genug mit ihr an einem Tische gesessen, um zu wissen, was sie in übler Nachrede über den lieben Nächsten zu leisten imstande war.

Von Haußners Charakter vermochte sich Gerland,

trotz des vielen, was er über den Mann gehört hatte, kein rechtes Bild zu machen. Eines schien festzustehen, der Arzt war kein Durchschnittsmensch; dafür sprach schon der außergewöhnliche Gang seines Lebens.

Das Meiste und Zuverlässigste darüber erfuhr Gerland durch Kantor Wenzel.

Vor dreißig Jahren etwa war Haußner in die Gegend gekommen und hatte sich in der Kreisstadt als praktischer Arzt niedergelassen; dort verlobte er sich mit der Tochter eines reichen Holzhändlers. Er führte die Erbtochter heim, nachdem er, wie Pastorin Menkes böse Zunge behauptete, den Alten zu Tode kuriert hatte.

Der Ehe entsprossen zwei Kinder. Als das älteste der beiden, ein Knabe, schulpflichtig wurde, war es über den Religionsunterricht, den der Vater persönlich erteilen wollte, zwischen Haußner und der Kirchenbehörde zum Streite gekommen, der damit endete, daß der Arzt aus der Landeskirche austrat.

Die Pastorin Menke hatte eine andere Version, sie behauptete, Haußner habe einen so offenkundig schlechten Lebenswandel geführt und seine Frau so fürchterlich mißhandelt, daß der Superintendent sich schließlich veranlaßt gesehen habe, einzugreifen, daraufhin habe der Arzt den Geistlichen auf offener Straße insultiert. Sie fügte dann noch eine Anzahl Ungeheuerlichkeiten hinzu, die Gerland auf Rechnung ihrer offenkundigen Übertreibungssucht setzte.

Damals erwarb Haußner seine jetzige Besitzung in Eichwald. Ursprünglich war dieses Grundstück ein selbständiges Rittergut gewesen, das im Laufe der Zeit parzelliert worden war und die Rittergutseigenschaft verloren hatte. Als Haußner das Gut kaufte, standen noch die Wirtschaftsgebäude; er riß alles nieder, ließ

nur das Wohnhaus stehen, an dem er umfassende Veränderungen vornahm. Die hundert Morgen, welche noch zum Hause gehörten, gab er in Einzelpacht. Mit der Zeit erwarb er noch einige angrenzende Häuschen von kleinen Leuten hinzu; auch diese ließ er niederreißen und verwandelte das ganze Terrain rings um das Anwesen in Garten.

Von der Frau des Arztes sah man wenig; sie schien leidend zu sein. Das Gerücht ging, daß Haußner sie eingesperrt halte, um sie mit Gewalt vom Kirchenbesuch und Teilnahme am Tische des Herrn fernzuhalten.

Hin und wieder, besonders zu den hohen Festen, erschien sie doch einmal in der Kirche und brachte wohl auch eines der Kinder mit. Sofort nach beendetem Gottesdienste ging sie wieder nach Eichwald zurück, um hinter dem eisernen Gitter, mit dem Haußner sein Grundstück nach der Straße zu abgeschlossen hatte, zu verschwinden.

Durch Dienstboten und andere Leute, die mit ihr in Berührung kamen, hatte sich das Gerücht verbreitet, daß bei ihr nicht alles richtig sei. Kantor Wenzel, der den Kindern Musikunterricht erteilt hatte, erklärte, die Frau habe ihm einen stillen und gedrückten, aber durchaus vernünftigen Eindruck gemacht. Während die Kinder sangen, habe er sie oft verstohlen weinen hören, besonders bei Liedern geistlichen Inhalts.

Sie stammte angeblich aus einer streng orthodoxen Familie und war in einem Herrnhuter Pensionat aufgewachsen. Mit ihren früheren Freunden und den zahlreich in der Gegend lebenden Anverwandten hatte sie seit dem Austritte des Arztes aus der Kirche keinerlei Verkehr mehr gepflegt.

Von ihrem Verhältnisse zum Gatten, nach dem

Gerland mit besonderem Interesse fragte, konnte Wenzel nichts berichten, da er das Ehepaar niemals zusammen gesehen hatte.

Haußner hielt einen Hauslehrer für die Kinder, einen Teil des Unterrichts erteilte er selbst; angeblich hätten die Kinder keinerlei Religionsunterweisung erhalten. Seine Praxis hatte Haußner aufgegeben; nur in ganz besonderen Fällen ließ er sich herbei, einen Kranken aufzusuchen.

Eine Typhusepidemie brach in Breitendorf und den umliegenden Ortschaften aus. Doktor Haußner trat bei dieser Gelegenheit aus seiner Reserve heraus und widmete sich mit aller Kraft der Bekämpfung der Seuche; aber er schleppte sich den Krankheitsstoff ins eigene Haus. Seine beiden blühenden Kinder wurden ergriffen und starben im Laufe zweier Tage.

Über das, was damals hinter den verschwiegenen Mauern des großen Steinhauses in Eichwald vorgegangen sein mochte, konnte Gerland aus allerhand widersprechenden Nachrichten sich nur eine vage Vorstellung bilden. War es über den frischen Leichen der Kinder zwischen den Eltern zu einem schweren Zerwürfnis gekommen? — Mochte die unglückliche Mutter in diesem Schicksalsschlage vielleicht die strafende Hand Gottes erblickt haben? — Hatte sich durch den furchtbaren Schmerz ihr Geist verwirrt?

Ohne Hut, mit den Gebärden einer Wahnsinnigen, war sie auf der Dorfstraße erschienen, hatte die Leute unter Tränen gebeten, man möge ihren Kindern ein christliches Begräbnis gewähren.

Der Gatte war ihr nachgeeilt und hatte sie, wie die Pastorin behauptete, mit brutaler Gewalt ins Haus zurückgeholt.

Und nun war das Außerordentliche erfolgt, von dem Gerland bereits durch Pastor Dornig andeutungsweise erfahren hatte.

Am offenen Grabe der Kinder war es zum Streite zwischen dem Vater und dem Geistlichen gekommen. Den Anlaß schien eine Anspielung der Grabrede auf die religiöse Stellung Haußners gegeben zu haben. — Ein Wortwechsel zwischen Arzt und Priester war entstanden, der damit geendet, daß sich Haußner an dem amtierenden Pfarrer vergriffen hatte.

„Dafür hatte er auch gesessen — drei Monate," verfehlte die Pastorin niemals triumphierend hinzuzufügen, wenn sie auf diese Angelegenheit zu sprechen kam. —

Die Frau des Arztes war über alledem tiefsinnig geworden. Etwa ein Vierteljahr nach dem Begräbnisse der Kinder wurde sie von einem Töchterchen entbunden. Sie vegetierte noch einige Jahre in einer Anstalt für Gemütskranke, gebrochen an Geist und Körper.

Haußner war damals fortgegangen aus der Gegend, das Kind hatte er mit sich genommen. Niemand konnte angeben, wo er sich in den nächsten Jahren aufgehalten haben mochte; Wenzel vermutete in der Schweiz. Sein Haus in Eichwald hatte er abgeschlossen. Das Grundstück lag einige Jahre lang völlig unbewohnt und verwahrloste.

Späterhin brachte Haußner in jedem Jahre einige Monate in Eichwald zu. Man gab sich den abenteuerlichsten Vermutungen hin, was er in der Zeit seiner Abwesenheit treibe.

In Eichwald war seine einzige Beschäftigung, den Garten wieder in stand zu setzen. Man sah ihn in Hemdsärmeln, einen gelben Panamahut auf dem Kopfe,

im Grundstück umhergehen, die Obstbäume ausputzen und in den Beeten graben. Hin und wieder nahm er Tagelöhner an, aber im übrigen ließ er niemanden sein Besitztum betreten.

Das Merkwürdigste war, daß er sich um die Ernte, die er zog, wenig zu kümmern schien; was er nicht selbst verzehrte, ließ er umkommen. Das Obst verfaulte an den Bäumen, das Gemüse schoß ins Kraut. Sobald er fortging, was meistens im Spätherbste geschah, unternahmen große und kleine Diebe einen wahren Plünderungszug in das unbewachte Grundstück.

Eines Tages im Frühjahr kam er zurück und brachte ein Mädchen von etwa dreizehn Jahren mit — seine Tochter.

Sie richteten sich häuslich ein, nahmen Dienstboten an; alles deutete darauf, daß sie Eichwald von jetzt ab zu ihrem stehenden Aufenthalte machen würden. Haußner nahm verschiedene Verbesserungen an Haus und Garten vor, über welche die ganze Gegend staunte. Er grub nach Wasser und stieß auch wirklich auf einen Quell, den er zu einer Wasserleitung für das Haus verwertete; darauf wurde ein Badezimmer eingerichtet. Eine elektrische Klingel, die durch das ganze Haus ging, konstruierte er sich selbst. Dann ließ er ein Warmhaus nach seinem eigenen Plane bauen. Allerhand fremdartige Gewächse, deren Samen er mitgebracht, wurden auf einem Versuchsfelde angebaut. Einen Bach, der vom Walde herab in sein Grundstück fiel, staute er an verschiedenen Stellen zu kleinen Teichen an.

Nach wie vor verkehrte er mit keiner Seele weit und breit; von den Verwandten seiner Frau, die ziemlich zahlreich in der Gegend lebten, sah er niemanden.

Kantor Wenzel mußte wohl ahnen, wie interessant

dem Geistlichen jede Nachricht über Doktor Haußner sei; bei jeder Gelegenheit trug er Gerland etwas Neues über den Einsiedler von Eichwald und seine Tochter zu.

* * *

Pfarrer Gerland ging häufiger an dem Haußnerschen Grundstücke vorüber, als er es eigentlich nötig hatte. Nach Eiba hinauf gab es einen Weg durch die Felder, den der Geistliche sehr wohl kannte, aber er pflegte nichtsdestoweniger den weiten Umweg über Eichwald zu machen, immer von dem geheimen Wunsche beseelt, etwas von den merkwürdigen Bewohnern des großen Steinhauses zu sehen. Gelegentlich spielte er auch mit dem Gedanken, Doktor Haußner seinen Besuch zu machen.

Dichte Bosketts von Flieder, Goldregen und anderen Ziersträuchern deckten das Grundstück nach der Straße hin. Nur durch das schmiedeeiserne Gartentor, das die Einfahrt versperrte, gewann man eine Aussicht auf das Haus. So oft er den Blick auch, im Vorüberschreiten, verstohlen nach dem Gebäude hatte schweifen lassen, war es Gerland doch noch nie geglückt, eine lebendige Seele dort zu erkennen.

Eines Tages jedoch war ihm das Glück günstig; er näherte sich eben dem Haußnerschen Grundstücke, als ihn ein Glockenlaut von dorther stutzen machte, fast gleichzeitig tat sich das Eingangstor auf, ein junges Mädchen trat heraus auf die Straße. Gerland zweifelte keinen Augenblick, daß es die Tochter des Arztes sei. Er glaubte, die Gestalt wiederzuerkennen, an der er neulich in größter Flüchtigkeit im Abenddunkel vorübergekommen war. Das Herz klopfte ihm mächtig.

Sie schritt auf der Landstraße vor ihm her, ein

Körbchen in der Hand. Er beschleunigte seine Schritte und kam ihr allmählich näher, seine Augen verließen ihre Gestalt nicht, keine ihrer Bewegungen entging ihm. Ihre Kleidung prägte sich ihm mit einer Deutlichkeit ein, daß er noch nach Jahren eine bis in die kleinsten Einzelheiten zutreffende Beschreibung davon zu geben imstande gewesen wäre.

Sie war ein mittelgroßes, zierlich gebautes Mädchen. Man sah der Fünfzehnjährigen an, daß sie das Gleichgewicht ihrer in schnellem Wachstum begriffenen Gliedmaßen noch nicht recht gefunden hatte. Mit vorgebeugtem Oberkörper eilte sie hastig vorwärts, so daß Gerland Mühe hatte, ihr nachzukommen. Hin und wieder hüpfte sie auch ein paar Schritte, ihre Arme waren in beständigen pendelartigen Schwingungen begriffen. Die gelbblonde Farbe des Haares konnte Gerland an einem Zopfendchen erkennen, das zwischen den bunten Bändern ihres breiten Strohhutes hervorschimmerte. Der Hals war frei, ebenso die Arme vom Ellbogen an; Handschuhe trug sie nicht. Das buntgemusterte Sommerkleid gab ihr trotz seines einfachen Schnittes doch etwas Apartes; das Kleid ließ die Füße frei, an denen sie ein Paar starke Schnürschuhe von hellbraunem Leder trug.

Es lag etwas durchaus Jugendliches, Halbentwickeltes in der ganzen Erscheinung, in dieser vorgebeugten Haltung, den abfallenden Schultern, dem häufigen Wechseln des Ganges, den etwas eckigen Bewegungen der Arme.

Als der Weg bergab ging, bemerkte Gerland, daß sie einen Stein mit dem Fuße vor sich herkollere.

Er war ihr schließlich so nahe gekommen, daß sie seine Schritte hörte; sie machte Halt und sah sich um.

Naiv musterte sie den Fremdling — dann, als empfinde sie plötzlich die Ungehörigkeit ihres Benehmens, wandte sie sich schnell und ging ihres Weges weiter. Sie hielt sich jetzt besser als zuvor und unterließ das Hin- und Herspringen.

Dem Geistlichen hatten sich in der Eile ein Paar große, fragende Augen in einem weißen Gesichte eingeprägt, eine zierliche Nase, eine überstehende, weichgeschwungene Oberlippe. Gerland war ein wenig enttäuscht; er hatte sich eingebildet, das Mädchen müsse schön sein. Dieses Gesicht aber war höchstens sympathisch zu nennen.

Längere Zeit schwankte er, ob er noch weiter hinter dem Mädchen hergehen solle. Wenn er sie überholte, trat die Frage an ihn heran, ob er sie grüßen dürfe.

Er wurde dieser Entscheidung überhoben. Aus dem ersten Hause von Eiba, das sie eben erreicht hatten, trat eine Frau, ein Wochenkind auf dem Arme, der Vorüberschreitenden zuwinkend: „Du, Kleene — Kleene!“

Das Mädchen machte Halt.

„Kimm ock a mol rei, unsa Junga is su sihre krank.“

Das Mädchen warf noch einen schnellen, neugierigen Blick nach Gerland, der ihr jetzt ganz nahe gekommen war, und lief dann auf dem schmalen Fußpfade zu der Frau, mit der sie im Hause verschwand.

Also Doktor Haußners Tochter machte Krankenbesuche! —

Allerhand kam dem Geistlichen in den Sinn, was er über dieses Mädchen gehört: sie sei vom Vater ganz in atheistischen Tendenzen auferzogen worden, für Frauenemanzipation und freie Liebe schwärme sie, hatte es geheißen.

Wenn Gerland sich das unschuldige Kindergesicht

vergegenwärtigte, in das er eben geblickt, mußte er über derartige Behauptungen lächeln. Aber soviel stand fest, das Mädchen war ungetauft, und in der Kirche hatte sie auch noch niemand gesehen.

Irgend eine religiöse Überzeugung mußte sie doch haben. Ein Mädchen in dem Alter und glaubenslos — das wäre eine Monstrosität gewesen, an die er nicht glauben wollte.

Er mußte Einblick in ihren Seelenzustand gewinnen; eine Gelegenheit, sie kennen zu lernen, würde sich schon finden. Er machte allerhand abenteuerliche Pläne, auf welche Weise er die Bekanntschaft erzwingen wollte.

So kam er schließlich am Ziele seines Ganges, vor dem Heinzeschen Hause, an.

Die alte Märzliebs-Hanne stand vor der Tür und scheuerte mit Hilfe von Sand und Strohwisch ein Faß. Sie stand mit dem Gesichte nach dem Hause zu, ihren alten Rücken tiefgebeugt, und bemerkte die Annäherung des Geistlichen nicht.

Gerland machte einen Augenblick Halt und sah ihr zu. Ihn dauerte die Alte, wie sie so dastand, trotz ihres Alters schuftend, in glühender Vormittagssonne. Die Füße der Greisin waren geschwollen, durch die glänzend gespannte Haut schimmerte bläuliches Geäder, um die spitzen Ellbogen ihrer abgemagerten Arme schrumpelte sich die braune, lederartige Haut in tausend Fältchen.

Gerland sah das alles; er hörte die Alte seufzen, und das Herz tat ihm weh. „Was wärest du wohl, wenn du in solcher Lage geboren,“ sagte er zu sich selbst. Und der Gedanke, daß die Armut gottgewollt — eine göttliche Institution sei — konnte ihn heute nicht trösten.

Nach einiger Zeit redete der Geistliche die alte Frau

an; sie fuhr herum und starrte ihn offenen Mundes mit blöden Augen an.

Gerland fragte nach dem Befinden der Enkeltochter.

„Ich dank' och schina, Herr Paster, 's gieht a Brinkel a basser. Entschuld'gen Se ack, ich kinn Se keena Hand ne gahn, se sein su beschissen."

Der Geistliche erklärte, daß er das Mädchen besuchen wolle.

„Doe missen Se ack hinten rim kimma, heite. Mir han nämlich gescheiert. Ju! — Kimma Se ack hinten rim; 's is alles naß ein Vurderstiebel."

Gerland folgte ihr zum hinteren Eingang. Er sah zu seinem Erstaunen, daß das Haus auf der Hinterseite noch baufälliger sei, als vorn. Der Dachstuhl schien sich gesenkt zu haben; der eine Giebel hing. Das Strohdach war moosbewachsen; man konnte es vom Erdboden aus bequem mit der Hand erreichen. Die Lehmwand zeigte Risse. Einige erblindete Fensterscheiben waren ohne Rahmen in die Wand eingelassen und schienen dazu bestimmt, das Licht vollends auszuschließen. Neben der niederen Türe stand ein verfallenes Holzhäuschen, einem Schilderhause ähnlich, über einer offenen Grube, in der unter schillernder Decke, die Luft weit und breit verpestend, der Unrat stagnierte. —

Es war, wie die Alte gesagt hatte, das Mädchen hatte Fortschritte gemacht in der letzten Zeit. Ihre mageren Wangen zeigten einen Schimmer von Farbe, die großen, dunklen Augen waren frei von fieberischem Glanze und hatten einen ruhigen Ausdruck. Es fiel dem Geistlichen auf, daß das Lager der Kranken sauberer sei, als früher. Es war ein frisch überzogenes Kopfkissen da, das er sich nicht entsinnen konnte, vordem

gesehen zu haben. Die Kranke selbst trug ein Hemd von tadellos weißer Farbe.

Gerland wollte nicht fragen, woher das alles stamme; er hatte hin und wieder eine Unterstützung aus der eigenen Tasche gegeben, die wohl in dieser Weise Verwendung gefunden haben mochte.

Das Außerordentlichste aber blieb die Genesung des Mädchens. Fast ein Wunder schien es. Dieses Kind, das er eine sichere Beute des Todes geglaubt, war dem Leben zurückgewonnen.

Die Frau erzählte voll Eifer, wie sich der Appetit ihrer Enkelin von Tag zu Tag steigere.

Auch heute wieder gab sie es dem Geistlichen zu hören: er und niemand anders habe das Kind gesund gemacht. Gerland wehrte ab; er wies auf den Herrn über Leben und Tod hin, ohne dessen Willen kein Haar von unserem Haupte falle.

Sie fiel sofort mit einem Psalmworte ein, um ihre Bibelkunde darzutun: „Herr Gott, du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist du Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit.“ —

Sie sagte einen großen Teil des Gebetes Moses her, ohne auch nur anzustoßen. —

Im Innersten fühlte sich Gerland durch die Behauptung der alten Frau angenehm berührt. Wunderbar blieb die Erhaltung dieses Lebens auf alle Fälle. Wenn er bedachte, wie er das Mädchen gefunden, als er zum ersten Male in diese elende Kammer getreten, und wenn er die Genesende jetzt ansah, wie sie vor ihm lag, immer noch zart und schwächlich zwar, aber mit den sicheren Anzeichen der Rekonvaleszenz in Erscheinung und Wesen, dann konnte er sich des Gedankens nicht

erwehren, daß Gott doch wohl sein Gebet erhört habe. War nicht vom Glauben gesagt, daß er Berge versetze; und daß er eine feste Zuversicht sei des, das man hoffet? — Nun, er hatte mit einer Zuversicht, die der Gewißheit gleichkam, gehofft, daß Gott sein Gebet um dieses Menschenleben erhören werde. Mit solchem Ernste und solcher Inbrunst hatte er selten gebetet, wie an diesem Lager. Sonst mischten sich häufig allerhand störende Reflexionen in seinen Verkehr mit dem Höchsten; aber hier war es wirklich gewesen, als schlüge die Flamme des Gebetes kerzengerade aus inbrünstigem Herzen empor zum Sohne Gottes. Denn an den Gekreuzigten wandte er sich, wenn er in besonderer Not war; ihn, den Erlöser, rief er an, der alle Schmerzen des menschlichen Daseins durchgekostet. Ihn hatte er auch um dieses Mädchens willen beschworen, und gerade hier war er erhört worden.

Wies das nicht wieder auf jenes besondere, ihm allein bekannte Verhältnis hin, in welchem er zum Menschensohne stand, der ihm in den Weg getreten war, wie einst dem Saulus, um ihn für alle Zeiten seiner Sache zu gewinnen?

Die Genesung des Kindes erschien ihm in geheimnisvollem Lichte. War etwa von jener Wunderkraft etwas auf ihn gekommen, die der Herr den ersten Verkündern seines Wortes hinterlassen, die durch Händeauflegen und Gebet Blinde sehend und Lahme gehend gemacht hatten?

Derartige Gedanken, wenn sie auch vor dem nüchternen Verstande nicht Stich halten wollten, hatten doch etwas ungeheuer Einschmeichelndes. Es tat so wohl, sich als Auserwählten zu fühlen.

Und die alte Märzliebs-Hanne tat das ihre, um

ihn in diesem frommen Traume zu bestärken. Gleich als er das erste Mal gekommen, habe man verspürt, daß mit dem Mädchen etwas Außergewöhnliches vor sich gegangen sei: „Noch an salbchen Abende sagt'ch über menen Suhn: Karle, sagt'ch, mit dan Madel is was für sich geganga. Und ei dar Nocht druffe hoat se och a grußes Bissel geredt, 's Madel, immer vum Heilande und immer vum Heilande! O jerum, jerum, was se da alles darzahlen tat vun Himmel und vun dan sal'gen Engeln; das mußte se su sahn in ihrem Traumen, verstiehn Se! Urdentlich baten tat se. Und dernoe sprach se wieder vun Herrn Paster — das is dar sal'ge Geist Guttes, dar durch Sie uf dos Madel gekumma is. Herr Paster, Se kenn mersch gleba. Wie's in dar Bibel heeßt: In meinem Namen werden sie Teufel austreiben — auf die Kranken werden sie die Hände legen, so wird es besser mit ihnen werden."

Um die Alte von solchen Reden abzubringen, fragte Gerland, ob sie einmal den Doktor befragt hätten.

„An Duchter!" rief die Frau beinahe erschreckt. „Nee, nee, mir hoan keenen Duchter ne gefragt, Herr Paster, mir ne. Unse Pfarr ist besser als hundert Duchtersch, ho'ch gesogt. Se kenn mersch heilig gleba, Herr Paster, mir fragn in Laben keenen Duchter ne."

Gerland versuchte umsonst der Alten zu erklären, daß er nichts Unrechtes darin erblicke, den Arzt zu fragen. Dabei sei durchaus nichts Gott Mißfälliges, im Gegenteil, der Herr wolle nicht, daß man der Gefahr gegenüber die Hände in den Schoß lege. Aber sie blieb dabei, sich gegen den Verdacht zu verteidigen, als habe sie irgend etwas mit dem Doktor zu tun gehabt.

Der Geistliche wunderte sich nicht allzu sehr über solch ausgesprochenen Widerwillen gegen ärztliche Hilfe.

Es war nicht das erste Mal, daß er diesem sonderbaren Vorurteile begegnete. Um so erstaunter war er, als sein Blick auf eine Medizinflasche traf, die halbversteckt zwischen den zurückgeschobenen Laden und der erblindeten Fensterscheibe stand.

„Wer hat denn die Medizin dort verordnet?" konnte er sich nicht enthalten zu fragen.

Die alte Frau schien zu erschrecken. „Die hot ack mei Suhn aus der Aptheke mitgebrucht," beeilte sie sich zu versichern, „wie ar 's letzte Mol ei der Stadt wur. Die is ne vun Duchter, Se kenn mersch gleba! —"

Die Alte wollte offenbar noch mehr über die Herkunft der kleinen Flasche mit der braunen Flüssigkeit berichten, aber jetzt wurde ihre Aufmerksamkeit durch Stimmen abgelenkt, die im Flur und gleich darauf im Nebenzimmer erklangen — zwei Frauenstimmen.

Die alte Märzliebs-Hanne lauschte gespannt, den zahnlosen Mund geöffnet; dann wurde sie plötzlich sehr unruhig. „Entschuld'gen Se ack," meinte sie und wackelte zur Tür, „'s is ees gekimma." Aber noch ehe sie zum Ausgang gekommen, öffnete sich die Tür, auf der Schwelle erschien ein junges Mädchen, einen Strohhut mit bunten Bändern auf dem Kopfe, in der Hand ein Körbchen.

Voll Erstaunen blickten der Geistliche und Doktor Haußners Tochter einander an.

Das Wiedererkennen war ein beiderseitiges, ihr weißes Gesicht färbte sich über und über rot; auch er fühlte das Blut in einer starken Welle zum Kopfe emporsteigen. Einen Augenblick stand sie zaudernd, mit verschämt umherirrenden Augen, auf der Schwelle.

Die Alte hatte sich inzwischen so weit von ihrem Schrecken erholt, daß sie den Besuch auffordern konnte, einzutreten. „Kimma Se ack rei, Gertrud, — gun Tack

och — gun Tack och! Nee, aber nee, daß Se och heite grade kumma missa."

Gertrud Haußner trat mit gesenktem Blick, Gerlands Gruß meidend, an das Lager. Die beiden Mädchen schienen sich gut zu kennen, sie lächelten einander vertraut zu; die Kranke mit einem so freudigen Ausdrucke, wie ihn Gerland noch nie zuvor auf diesen blassen Zügen bemerkt hatte.

Gertrud hatte das Kopfkissen der Kranken zurechtgerückt, dann, mit einem Blick nach der Medizinflasche in der Fensterecke, meinte sie: „Wenn die Arznei alle ist, können Sie mehr bekommen. Hier habe ich auch einen Löffel mitgebracht. Mein Vater sagt, wenn die Medizin anschlüge, kann sie dreimal täglich einen Eßlöffel voll einnehmen." —

Die Alte erging sich in überschwänglichen Danksagungen. Das würde ihr sicher dereinst im Himmel gelohnt werden, sagte sie, die Hand des Mädchens ergreifend: „Denn ich bin hungrig gewesen und ihr habt mich gespeiset. Ich bin durstig gewesen und ihr habt mich getränket — sagt unsa Herr und Erlöser."

Gertrud machte sich mit verlegener Miene los. Sie würde nächstens wiederkommen, meinte sie mit leiser Stimme. Sie lächelte dem kranken Kinde noch einmal zu und verschwand dann voll Hast durch die Tür, ohne einen Blick nach Gerland hinüberzuwerfen. Die Alte hatte vergebliche Versuche gemacht, sie zu längerem Bleiben zu bewegen.

„Warum haben Sie mir denn nicht gesagt, daß die Medizin da von Doktor Haußner stammt, gute Frau?" fragte der Geistliche, nachdem das Mädchen außer Hörweite war.

Die Alte geriet in große Verlegenheit: „Ich meente

ack, Herr Paster, weil duch Haußner guttlos is. De Leite darzahlen duch und se sagn, a leignete dan lieben Gutt, und will och von Herrn Christus nischt ne wissa; darim ducht'ch, Se kennten 's amende ibel nahmen, woan Se derfihren, daß mer mit an Haußner woas zu schaffa hätten." —

Gerland fragte ärgerlich, wofür sie ihn eigentlich halte.

„Nu dar vurge Pfarr sagte vun an Haußner, ar wär' dar Antechrist — das hu 'ch salber vun Menke gehiert! Aber Se warn mersch glebe oder ne, aber dos is ne a su schlimm mit dan Haußner. Dar is vill ville basser als manch a andrer, dar'n Namen Guttes vielleicht immer uf'n Lippen hoat, ober ne ein Harzen. Woas wor denne, als mer dozumale 's Narvenfieber dohie hotten, a Juhre funfzahn is wuhl har — woas wor denn doa, wenn mer'n Haußner ne hatten? Dar kam freil'ch nei eis Stiebel zu de kleena Leita und fragte nich zuvor, ibst sen och bezahlen kinnten, wie's de andern Duchter macha. Nee, Haußner is no ne dar schlachtste. — Ich will Se mol wos sagn" — und damit trat die Alte dicht an Gerland heran, als wolle sie ihm ein großes Geheimnis anvertrauen: „Dan Haußner hoat dar vurge Pfarr ack su verargert." —

Gerland erfuhr damit nichts Neues. Immerhin setzte es ihn in Erstaunen, die Ansicht, welche er sich im stillen gebildet hatte, auch bei den gwöhnlichen Leuten verbreitet zu finden.

Die Alte fuhr fort: „Soit ar dan Krakeel gehat hat, dozumale mit Paster Menken, giht ar ne mi zu de Kranken, dar Haußner; nu schickt ar aben de Tuchter. Aber dos is a gutts Dingla, de Gertrud. De Leite sogn vun ar, se wär' ne getoft; aber dos glob 'ch ne.

Suwas läßt duch unse Herr Gutt gur ne zu. Die kennte duch gur ne su gutt sen, wenn se ne getoft war; menen Se nich och? — Nee, nee, dos glob'ch noch lange ne! De Leite raden zu vills, woas ne wohr is; laßt se ack raden! Ich bie alt genug; ich weeß, was biese Menschen sein und was gutte sein. Haußner und sene Tuchter dos sein gutta Menscha."

* * *

Eine halbe Stunde später befand sich Pfarrer Gerland auf dem Wege nach Eichwald.

Er ging mit großen Schritten, voll Hast, den Blick starr auf den Boden geheftet, sein Kopf war ganz von einem Gedanken erfüllt: er wollte Doktor Haußner aufsuchen. Endlich war der Entschluß zur Reife gediehen; er befand sich auf dem Wege zu dem Arzte. —

Der Jäger, der sich der weit und breit gefürchteten Lagerstätte des Raubtiers naht, kann innerlich nicht tiefer erregt sein, als Gerland in diesem Augenblicke war.

Er wußte, was er auf sich nahm; er hatte vor Augen, was man ihm über Haußners ungeselliges, menschenfeindliches Wesen erzählt hatte. Er wußte auch sehr gut, welchen Empfang der Arzt anderen Geistlichen vor ihm bereitet hatte.

Aber das alles konnte ihn nicht abhalten. Das Verlangen, den Mann kennen zu lernen, von dem so außerordentliche Dinge berichtet wurden, hatte sich allmählich bei ihm zur fixen Idee gesteigert. Im Schlafen und Wachen beschäftigte er sich mit dem Menschen. Sobald der Name des Arztes in seiner Gegenwart genannt wurde, fühlte er den Puls schneller gehen.

Und was vielleicht den tiefsten, verborgensten Grund seiner Erregung ausmachte, war die geheime Hoffnung,

ihm möchte gelingen, woran so mancher andere sich vergeblich versucht: diese Seele zu gewinnen, Haußner zurückzuführen zum Glauben.

Der Goldgräber, der von einem außerordentlichen Schatze vernommen hat, der Vogelsteller, der einer seltenen Spielart auf der Spur ist, mag die fieberische Aufregung empfinden, die den jungen Geistlichen auf diesem Gange erfüllte. —

Jetzt sah er schon den Giebel des großen Steinhauses zwischen alten Lindenbäumen vor sich auftauchen, das Herz schlug ihm hörbar. Es war doch ganz außerordentlich, was er vorhatte.

Noch einmal wurde er unsicher; innerhalb hundert Schritten bis zum Gartentore nahm er den Plan zehnmal und öfter auf und verwarf ihn wieder, sah ihn in den verschiedensten Beleuchtungen.

Er war verzweifelt über den eigenen Wankelmut, schämte sich seiner Feigheit, spornte sich an und ging weiter.

Die Erwägungen, die ihn feige und bedenklich machten, sollten niedergeschlagen werden. Er faßte den glänzenden Griff des Glockenzuges scharf ins Auge, der rechts neben dem steinernen Torpfeiler herabhing. Glänzend flimmerte der metallene Ring in der Sonne — wuchs vor seinen Augen, je näher er kam. Kaum wissend, was er tat, hielt er den Griff in seiner Hand und zog daran. Der schrille Laut der Glocke erweckte ihn aus seinem befangenen Zustand; er erschrak heftig. Was hatte er vor! Schon wünschte er, niemand möge erscheinen, ihm zu öffnen. Aber da ertönten Schritte, nicht vom Hause her, sondern seitlings hinter dichten Büschen aus dem Garten.

Der Arzt selbst erschien hinter den Stäben des Tores, in Hemdsärmeln, eine Hacke in der Hand. Ein

breiter, gelber Strohhut beschattete den ganzen oberen Teil des Gesichtes, das in diesem Augenblicke aus einem einzigen graubraunen Barte zu bestehen schien. Er musterte den Geistlichen durch die Stäbe, dann öffnete er.

Gerland blieb im Torwege stehen, den Hut in der Hand, mit dem er nervös spielte. Der forschende Blick des Arztes verwirrte ihn. Alle Willenskräfte zusammenraffend, stammelte er: „Ich bin der neue Pfarrer; Sie wohnen in meiner Parochie. Ich wollte mir erlauben, Sie aufzusuchen."

Gerland hatte das ganz anders herausgebracht, als er's eigentlich gewollt. Er hatte sagen wollen, daß er es für seine Pflicht halte, als Seelsorger jeden Hausvater seines Sprengels aufzusuchen. Auch hatte er sich vorgenommen, möglichst sicher, mit dem Anschein der Gleichgültigkeit aufzutreten. Es kam alles so ganz anders, als er gedacht. Der Arzt selbst war sehr verschieden von dem Bilde, das er sich von ihm gemacht hatte, und das verwirrte ihn. Zum Unglück fühlte er auch noch das Blut in seine Wangen steigen. Jetzt rot werden, dachte er bei sich, das fehlt gerade noch.

Doktor Haußner blickte zu Boden, stieß ein paarmal mit der Hacke die Steinschwelle und ließ dann plötzlich, den Kopf erhebend, Gerland für einen Augenblick seine bohrenden Stahlaugen sehen.

Dann mit einer tiefen, wohlklingenden Stimme, auf den Hut in der Hand des Geistlichen weisend: „Bitte, Herr Pastor, wollen Sie sich nicht bedecken?"

Als habe er einen Befehl erhalten, beeilte sich Gerland, den Hut aufzusetzen. Der Arzt wandte sich mit einladender Geste nach dem Garten: „Bitte!"

Seitwärts vom Hause lag eine Laube, in dichtem Gebüsch versteckt; auf diese schritt der Arzt zu. Mit

einem abermaligen „Bitte" forderte er Gerland zum Eintritt auf.

Clematis, die gerade in Blüte stand, rankte sich um die Türpfosten; vor ihnen lag ein Rasenplatz, auf dem Wäsche ausgebreitet war. Eben ging eine Magd mit hochaufgebundenen Röcken über die Bleiche und begoß die einzelnen Stücke mit der Gießkanne. Die Sonne lag brütend auf dem Platze und auf der weißgetünchten Giebelwand des Hauses. Ein Duft von Wasser und Seife drang zu ihnen in die Laube.

Sie saßen einander an einem aus Naturholz gezimmerten Tische gegenüber. Der Arzt hatte den Hut neben sich auf die Bank gelegt und wischte mit einem bunten Tuche die Tropfen von dem kahl werdenden Haupte. Jetzt erst sah Gerland, welch mächtige Stirn über diesem bärtigen Gesichte thronte; neben der entwickelten Nase traten die Backenknochen stark hervor. Das Gesicht erschien von der Sonne dunkel eingebrannt bis zu den Augen; um so heller hob sich die weiße Stirn ab. Die kurzen, kräftigen Hände, die von häufiger Arbeit im Freien sprachen, waren mit einem Flaum von hellen Haaren bedeckt. Der Arzt hatte den rechten Hemdärmel emporgestreift und ließ den mächtigen Cyklopenarm sehen. Die Figur war untersetzt und fleischig, ohne korpulent zu sein; der Mann machte den Eindruck eines rüstigen Fünfzigers.

Gerlands Auge erfaßte all diese Äußerlichkeiten, ohne daß er Zeit gefunden hätte, dabei zu verweilen. Sein ganzes Sinnen und Trachten ging jetzt darauf, einen möglichst günstigen Eindruck auf den anderen hervorzubringen. In seinem Eifer wollte er soviel wie möglich auf einmal von sich zeigen — jenen im Sturme für sich einnehmen.

Er knüpfte daran an, daß er den Arzt mit Gartenarbeit beschäftigt gefunden hatte, erzählte, daß auch er sich damit abgebe. In aller Eile ließ er einiges von seinen botanischen Kenntnissen durchblicken; besonders hierdurch hoffte er einen guten Eindruck hervorzubringen. Jener sollte von vornherein inne werden, daß er es mit keinem bildungsfeindlichen Ignoranten zu tun habe, vielmehr mit einem modernen, auf der Höhe wissenschaftlicher Bildung stehenden Menschen.

Aber dem Arzte war nicht so leicht zu imponieren.

In beinahe phlegmatischer Ruhe saß er da, die kurzen Beine von sich gestreckt, den breiten Oberkörper zurückgelehnt, mit der Hand seinen Bart vom Halse nach aufwärts streichend, und mit den Zähnen an den Enden der Haare nagend. Mit der gleichgültigsten Miene von der Welt hörte er an, was Gerland vorbrachte, nur hin und wieder ließ er einen kurzen, scharfen Blick aus seinen grauen Augen nach dem Geistlichen hinübergleiten.

Sein Verhalten begann Gerland zu beunruhigen; er bildete sich ein, etwas wie Spott um die Nasenflügel des Arztes zucken zu sehen. Er wechselte das Thema.

Auf die Verhältnisse der Umgegend übergehend, sprach er von der Lebensweise der Leute, ihrer Nahrung, Kleidung und Beschäftigung, ihren Gewohnheiten und Lastern. Durch direkte Fragen, die er an den Arzt richtete, suchte er diesen aus seiner zuwartenden Stellung hervorzulocken.

Aber der Arzt beteiligte sich an dem Gespräche, wie einer, der keine Eile hat, sich zu zeigen, und dem an der Meinung des anderen im Grunde herzlich wenig gelegen ist.

Gerland war darauf zu sprechen gekommen, daß die Trunksucht ein in der Gegend weit verbreitetes Laster sei; er erwähnte einige Fälle von Alkoholismus, die er bei Gelegenheit seiner Seelsorgerbesuche beobachtet hatte. Er ließ nicht unerwähnt, daß ihm die mannigfachen Fälle von Anämie, Epilepsie, manche Nervenkrankheiten und besonders die große Kindersterblichkeit damit zusammenzuhängen scheine. Dazu die schlechte Nahrung, selten Fleisch, fast nur Kartoffeln und Brot, die verbrauchte Luft in den selten gelüfteten Holzstuben, die armselige Kleidung bei rauhem Klima, Mangel der einfachsten hygienischen Kenntnisse, die ausgesprochene Genußsucht, der Leichtsinn in geschlechtlicher Beziehung und im Winter die sitzende Lebensweise hinter dem Webstuhl, im Sommer die harte Feldarbeit bei jeder Witterung — alles das vereinigt, mußte die Gesundheit des Einzelnen ruinieren und auf die Generation den ungünstigsten Einfluß ausüben. —

Er glaubte bestimmt, damit auf Verständnis bei dem Arzte zu stoßen; denn hier betrat er doch dessen eigentliches Gebiet.

Aber Doktor Haußner schwieg.

Gerlands Mißtrauen wurde rege; er glaubte, Geringschätzung aus den Mienen des Gegenübersitzenden zu lesen. Fand jener ihn etwa aufdringlich?

Das beängstigende, peinvolle Gefühl, daß er sich lächerlich mache, beschlich Gerland auf einmal.

Er hörte plötzlich auf zu sprechen. Eine Pause entstand. Im stillen hoffte der Geistliche immer noch, der andere werde nun die Gelegenheit ergreifen, etwas zu äußern und wenn es nur pro forma gewesen wäre. —

Als jener aber beharrlich schwieg, stand Gerland auf. Doktor Haußner erhob sich mit ihm.

Der Arzt brachte ihn bis zum Gartentor, das er eigenhändig öffnete. Ein kurzer, frostiger Abschied. Gerland war rot im Gesicht und seine Hände zitterten. Der Arzt zuckte mit keiner Wimper. Aber der Geistliche glaubte etwas wie Triumph in den grauen Augen des Mannes aufblitzen zu sehen.

Die Glocke erklang, das Tor schloß sich knarrend hinter ihm; eine Aufforderung, wiederzukommen, vernahm er nicht.

Der junge Geistliche meinte, noch nie im Leben eine tiefere Demütigung erfahren zu haben.

VI.

Gerland war ausgegangen; man hatte ihn zu einem Kranken gerufen. Pastorin Menke wußte, daß er unter zwei, drei Stunden nicht zurückkehren könne; denn wie gewöhnlich hatte sie den Boten ausgefragt, ehe sie ihn beim Herrn Pastor vorließ.

In der Wirtschaft war heute nicht viel zu tun; das Mädchen schälte Kartoffeln in der Küche, alles zum Mittagsessen Nötige hatte die Witwe bereits herausgegeben. — Ein paar freie Stunden lagen vor ihr. Womit die Zeit ausfüllen, bis das Fleisch angesetzt werden mußte? Sollte sie eine ihrer Freundinnen im Dorfe aufsuchen? Doch dazu war es noch zu früh. — Sie überlegte, einen Finger an der Nase. Auf einmal zuckte ein Lächeln über das rosige Frauengesicht; dann nahm sie ein Wischtuch zur Hand — des Mädchens wegen tat sie das — und begab sich in Gerlands Studierzimmer im ersten Stock, als ob sie dort den Staub aufwischen wolle.

Sie öffnete das Fenster. Das weiße Rouleau

blähte sich wie ein Segel, sie zog es in die Höhe und stand eine Weile in Gedanken verloren da, umfächelt von dem frischen Luftzuge; die Hände auf dem Rücken gekreuzt, lehnte sie gegen die Fensterbrüstung. Wie ein reifer, rotwangiger Apfel lächelte ihr frisches, rundes Gesicht unter der Morgenhaube hervor.

Sie galt trotz ihrer dreißig Jahre im Dorfe immer noch als die erste Schönheit. Und wenn man unter Schönheit nichts anderes versteht als Gesundheit, Fülle und Kraft, so mußte man dem Geschmack dieser ländlichen Preisrichter beipflichten. Besonders wenn sie lachte, die Pracht ihrer Zähne entwickelte — auf jeder Seite ihres runden Kinnes erschienen dann ein paar allerliebste Grübchen — hatte sie etwas ungemein Frisches und Anmutiges.

Eben ging der Sohn des Bauern Finke am Gartenzaun vorüber, mit grauer Joppe und blauen Beinkleidern. Er war Freiwilliger gewesen und hielt etwas auf sein Äußeres. Der gutgewachsene junge Mann rief der Witwe einen „guten Morgen" zu und lachte dabei über das ganze sonnenbraune Gesicht. Die Pastorin lächelte ihm freundlich zu und rief: „Schönes Erntewetter heute!" Mit Wohlgefallen sah sie der kräftigen Männergestalt nach, bis der Bauernsohn hinter der Hecke verschwunden war.

Dann trat sie an Gerlands Schreibtisch. Richtig, da hatte er endlich einmal den Schlüssel stecken lassen; darauf lauerte sie schon lange. —

Noch einen Blick warf sie hinaus in den Gang; sie hörte das Mädchen unten in der Küche hantieren. Behutsam schloß sie die Tür und kehrte zum Schreibtisch zurück.

Zunächst öffnete sie das Mittelfach; da war nicht

viel drin, was sie interessierte. Manuskripte von Predigten, Niederschriften zu homiletischen Übungen, Exegesen und dergleichen. In dem linken Fache, an das sie sich nunmehr machte, fand sie Gebetbücher und einige Zeichenhefte aus der Schulzeit. Auch diesen Gegenständen konnte die Witwe nicht viel Geschmack abgewinnen. Mit großer Vorsicht legte sie jedes Stück, nachdem sie es geprüft, genau in die alte Lage zurück.

Nun kam das rechte Fach an die Reihe; da endlich fand sie, was sie gesucht: Briefe.

Die grauen Augen der Frau leuchteten auf, ihre Nasenflügel erweiterten sich; sie nahm die Bogen heraus und begann zu lesen. Sie war auf alte Familienbriefe gestoßen, von den verstorbenen Eltern und Schwestern des Geistlichen. Da war nichts Pikantes. Sie gab diese Lektüre nach einiger Zeit auf und grub weiter.

Jetzt stieß sie auf ein Paket grünfarbener Bogen, die von einem blauen Seidenbändchen zusammengehalten wurden. Hier witterte sie Interessantes. Mit geschickter Hand löste sie das Bändchen. Die Briefe waren sämtlich von einer Hand geschrieben und trugen die Unterschrift „Deine treue Cousine Katharina". Auch hier wartete der Frau Pastorin eine Enttäuschung. In den Briefen wurden hauptsächlich religiöse Fragen in sehr eingehender Weise erörtert. Mit verächtlicher Miene schnürte sie das Paket wieder zusammen.

In einer Ecke lagen Photographien, auch nur Porträts von Verwandten; unter dem Bilde eines älteren Mädchens stand mit verblichener Tinte: Katharina.

Dann stieß die Witwe auf eine Anzahl Gedichte, offenbar aus früherer Zeit; aber auch diese hatten nur religiösen und philosophischen Inhalt. Die Pastorin schloß mit enttäuschter Miene die Fächer wieder zu.

Auf der Platte lag die Briefmappe. „Tagebuch“ war die Aufschrift eines dünnleibigen Heftchens.

Die Pastorin las. Die ersten Seiten behandelten Gerlands Ankunft in Breitendorf und seine ersten Eindrücke. Auch die Witwe des Amtsvorgängers hatte Erwähnung gefunden. Mit verhaltenem Atem las sie folgende Worte: „Pastorin Menke macht den besten Eindruck, rührend in ihrer Witwentrauer und echtem Schmerz um den Verstorbenen.“ Die Frau lachte laut auf.

Neugierig forschte sie weiter in dem Manuskripte; vieles blieb für sie unverständlich. Anspielungen, Zitate, lateinische und griechische Brocken waren nicht selten.

Zu ihrem Staunen fand sich Doktor Haußners Name öfter in dem Heftchen.

Auch das letzte, was Gerland geschrieben hatte, betraf Doktor Haußner. Die Pastorin ersah daraus, daß er bei dem Arzte gewesen sei. Sie las: „Endlich Doktor Haußner persönlich kennen gelernt. Bittere Enttäuschung! Er setzte meiner werbenden Liebe kalte, schneidende Gleichgültigkeit entgegen; und doch kann ich den Menschen nicht hassen. Hinter dieser hohen Stirn schlummert manches Geheimnis. Ich fürchte, für mich ist er nun auf alle Zeit verloren. Aufdrängen will und kann ich mich nicht! Es ist uns gesagt, daß wir die Perlen nicht vor die Säue werfen sollen; und doch, sollte der Herr nichts Besonderes vorhaben mit mir und diesem Manne? Wie kommt es, daß ich mit der Tochter am Lager der kleinen Christel zusammentreffen mußte? Zufall gibt es nicht; alles ist vorhergesehen. Es kommt nur darauf an, die höheren Winke recht zu verstehen.“ —

Kopfschüttelnd las die Witwe diese Zeilen.

Jetzt ertönte vom Garten herauf durch das offene Fenster ein knarrendes Geräusch. Die Frau horchte auf; das war die Gartentür. Schnell legte sie das Tagebuch in die Mappe, dann schlich sie zum Fenster und lugte vorsichtig hinab.

Eine lange, hagere Gestalt wurde auf dem Gartenwege sichtbar; das war ja nur der Kantor. Völlig beruhigt trat sie ans Fenster und rief: „Wenzel — heda, Wenzel!"

Der Kantor blickte suchend am Hause empor, die Hand über die Augen haltend, gegen die Sonne. Als er das Gesicht der Pastorin am Fenster erkannte, zeigte er lachend seine schlechten Zähne.

„Ich wollte zum Pfarrer."

„Der ist nicht zu Hause."

Sie winkte ihm bedeutungsvoll.

In der Hausflur kam sie ihm entgegen. „Die Luft ist rein," meinte sie, „willst du frühstücken?"

Er hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Geh nur derweile rauf; ich mache dir was zurecht. Vor zwei Stunden kommt er nicht zurück."

Wenzel hatte nicht lange zu warten. Auf einem Brett brachte sie Butter, Brot, kaltes Fleisch, Käse und eine Weinflasche herbei. Sie setzte das Brett vor ihn auf den Tisch, dann hielt sie ihm die Flasche dicht vor die Augen: „He, du, was ist denn hier drin — he?"

Er griff hastig nach der Flasche, zog den Stöpsel mit den Zähnen heraus und roch in den Hals. Nach kurzem Prüfen erklärte er: „Tokayer." Seine dunklen Augen blinzelten lüstern.

„Riecht's der Kerl richtig!" meinte sie und schenkte ein.

Er schlürfte das Glas hinter, ohne abzusetzen, und

leckte sich dann die Lippen. Sie beobachtete ihn mit verschränkten Armen, dabei stehend, voll Vergnügen.

„Danke dir, Julie," sagte er und griff nach ihr mit seinen langen, mageren Armen, um sie zu umfassen. Sie wich, ohne Entrüstung zu zeigen, ein wenig zurück. Als er noch weiter zudringlich wurde, brachte sie den Tisch zwischen sich und ihn.

„Iß nur jetzt! Nachher setzt's noch ein Glas."

Er fing an, einzuhauen. Während des Essens ließ er seine unruhig leuchtenden Blicke auf ihrer Gestalt herumkreuzen.

Mit vollen Backen kauend, fragte er nach Gerland. Die Witwe begann sofort allerhand auszukramen; sie machte sich weidlich über den Geistlichen lustig. Alle Welt betrog ihn und hatte ihn zum besten, meinte sie; er sei aber auch gar zu dumm.

„Na, das wird alles besser werden," meinte der Kantor, „wenn er erst wird geheiratet haben."

„Heiraten — wen denn?" fragte sie hastig.

„Nun, dich — natürlich. Wen denn sonst?"

Die Witwe warf dem Lehrer ein kräftiges Schimpfwort an den Kopf.

Wenzel lachte kauend in sich hinein: „Na, du nähmst ihn doch gleich, Julie, wenn er dich fragte."

Sie drohte ihm jetzt, ernstlich erzürnt, mit Ohrfeigen. Er erkannte, daß er den Spaß nicht weiter treiben dürfe, und aß schmunzelnd weiter.

„Weshalb bist du denn eigentlich gekommen?" fragte sie nach einiger Zeit. Wegen der besprochenen Entwässerung des Pfarrgartens, erklärte er. Der Kirchbauer habe sich zu einem Vertrage verständigt, den er zur Unterschrift mitbringe.

Der Kantor hatte inzwischen aufgeräumt, was ihm

von Eßbarem vorgesetzt worden war. Er schielte nach der Flasche, die am anderen Ende des Tisches stand, und als die Pastorin immer noch nicht Miene machte, ihm einzuschenken, erhob er sich in seiner ganzen Länge und griff danach. Blitzschnell fuhr sie dazwischen und schlug ihm auf die Hand. „Warte, du Racker!"

Er legte sich aufs Betteln.

„Nein, du hast mich geärgert vorhin."

Es machte ihr Vergnügen, ihn zappeln zu lassen; sie trieb ein richtiges Spiel mit ihm, zeigte ihm die Flasche und versteckte sie, wenn er danach griff, geschickt hinter dem Rücken. Er geriet in immer größere Gier, seine Augen funkelten, sein Faungesicht verfärbte sich, auf den Backenknochen erschienen rote Flecken, Schweiß stand ihm auf der Stirn, mit den feuchten Lippen machte er unbewußt in einem fort die Bewegung des Kostens. Der Anblick, wie dieser hagere, kahlköpfige Geselle um sie herumsprang, schien die Witwe aufs höchste zu amüsieren.

Es gelang ihm nicht, die Flasche zu erlangen; da veränderte er seine Methode. Er begann zu flehen und zu schmeicheln, wie ein Hündchen, sagte ihr die kräftigsten Schmeicheleien und wurde zärtlich.

Damit gewann er sie endlich. Sie schenkte ihm ein; gierig goß er das Glas hinter. Sie stöpselte die Flasche sorgfältig zu und räumte das Geschirr weg.

„Bezahl's Gott, Julie! Und sage dem Herrn Pastor meinen Dank," meinte er spöttelnd. „Ich werde ein andermal wiederkommen wegen der Drainage." Er wollte sich entfernen.

„Du, Wenzel, erst muß ich dir noch was Interessantes zeigen," rief sie, und begab sich nach Gerlands Schreibtisch, wo sie die Mappe zur Hand nahm und öffnete. „Hier ist sein Tagebuch."

„Sein Tagebuch? Was du nicht sagst!“

Wenzel setzte sich eine stählerne Brille auf die gerötete Nase und nahm das Heftchen vor die Augen.

Er las, hin und wieder in einen Ausruf der Überraschung ausbrechend oder den Kopf schüttelnd. „‚Ich will diese armen Verkommenen einem höheren, sittlichen und geistlichen Ideale zuführen.‘ — Redensarten! Höhere sittliche und geistliche Ideale in Breitendorf? Ich habe dreißig Jahre in Breitendorf zugebracht. Ich kenne das.“ Kantor Wenzel lachte ingrimmig in sich hinein und saß eine Weile nachdenklich da.

„Er ist Idealist,“ fuhr er fort. „Über den Unterricht hat er auch solche unpraktisch verrückten Ideen. Ich soll die Kinder mehr in den Geist des Christentums einführen, mit dem bisherigen Schematismus im Katechismusunterricht muß gebrochen werden. Das Auswendiglernen soll ersetzt werden durch Verstehen und Fühlen — und was dergleichen schöne Worte mehr sind. — Wir wollen uns mal nach einem Jahre wiedersprechen — wollen mal hören, was die Schulkommission dazu sagen wird, zu derartigen Mätzchen. Er wird gehörig mit dem Kopfe an die Wand rennen, dann wird sich sein Eifer schon etwas abkühlen.“ —

Wenzel schob die Brille zurecht und las weiter; plötzlich lachte er laut auf: „Nein, das ist kostbar!“ Er lachte so übermäßig, daß ihm die Brille auf die äußerste Spitze der großen Nase rutschte.

„Was hast du denn?“

„Hier, was er über dich schreibt: Pastorin Menke macht den besten Eindruck. Rührend in ihrer Witwentrauer und echtem Schmerz um den Verstorbenen, und so weiter. — Das ist ja kostbar!“ Und er fuhr in seinem ausgelassenen Gelächter fort.

„Halt's Maul!“ rief sie ihm ärgerlich zu.

„Du, Julie — das ist zu kostbar!“ und er platzte von neuem los.

„Warte nur übrigens, du! Über dich steht auch was drin, aber nicht gerade was Gutes.“ Damit nahm sie ihm das Heft aus der Hand und begann nachzublättern.

„Wo denn — wo steht was über mich?“

Sie hatte inzwischen die betreffende Stelle gefunden.

„Kantor Wenzel — Wenzel kommt mir vor, wie ein Baum, der anstatt ein edler Stamm zu werden, ein Gestrüpp geworden ist. Ewig schade um so viel vergeudete Anlagen! Mir ahnt, daß die Verhältnisse viel an dem Manne verschuldet haben, am Ende ließe sich auch aus solchem Holze noch ein Werkzeug schnitzen, wenn auch kein Balken.“ —

Der Kantor war während des Lesens erbleicht, die Blätter zitterten in seinen Händen. Jetzt war es an der Pastorin, zu lachen. Er saß da, unruhig und verlegen; eine wunde Stelle schien berührt zu sein bei ihm

„He, was sagst du nun — he?“

„Kommt noch mehr über mich?“ fragte Wenzel und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

„Über Doktor Haußner schreibt er noch allerhand. Du — übrigens den hat er besucht, denke mal! Er ist bei ihm gewesen; ich glaube, er hat's auf die Tochter abgesehen. Was meinst du?“ fragte sie mit lauernder Miene.

Wenzel hörte nicht auf ihre Reden; er las die Stelle noch einmal durch, die von ihm handelte. Er wurde abwechselnd bleich und rot, und der feuchte Schimmer seiner Augen verstärkte sich. In nervöser Hast durchblätterte er das Manuskript, sein Auge blieb auf der bewußten Stelle haften.

„Na, nun gib's aber endlich mal her!“ meinte die Witwe ungeduldig. „Er kommt uns womöglich noch über den Hals.“ — Und nach dem Chronometer blickend: „Es ist schon ein Uhr.“

Sie legte das Heftchen in die Mappe und diese auf ihren alten Platz zurück.

Es war die höchste Zeit; gleich darauf ging die Gartentür.

„Schnell 'runter ins Haus, Wenzel! Er kommt.“

Der Kantor stolperte die Treppe hinab. Im Hausflur stehend, empfing er den Geistlichen, der gleich darauf eintrat.

„Sie haben auf mich gewartet, Kantor; das tut mir leid,“ meinte Gerland und bat ihn, ins Expeditionszimmer zu treten.

Das eigentümliche Wesen des Lehrers fiel Gerland auf. Wenzels Hände zitterten. „Fehlt Ihnen etwas, Lieber?“ fragte er teilnehmend.

Wenzel verneinte und brachte die Angelegenheit, in der er gekommen war, zur Sprache.

VII.

Eines Mittags — Gerland saß noch zu Tisch mit Pastorin Menke — wurde ihm durch die Aufwartung ein Knabe gemeldet, der mit ihm sprechen wolle. Der Geistliche ließ den Jungen der Kürze halber sogleich ins Eßzimmer rufen. Er erkannte in dem halbwüchsigen, schlecht genährten Bürschchen eines von den zahlreichen Enkelkindern der alten Märzliebs-Hanne. Der Junge blieb mit verschüchterter Miene an der Tür stehen, die Mütze in der Hand drehend, auf seine bestaubten Zehen blickend.

Gerland stand vom Tische auf und trat zu ihm: „Was hast du mir auszurichten, mein Junge?"

„De Grußemutter läßt och schiene bitten, und Se mechten ack schnell kimma, 's Christel wire su sihre geringe."

„Wie, der kleinen Christel geht es schlecht? Ich werde sofort kommen. — Frau Pastorin, geben Sie dem Jungen einstweilen etwas zu essen, hier gleich vom Tische." Damit eilte Gerland auf sein Zimmer, um sich für den Gang zurechtzumachen.

„Ich habe den Bengel in den Hausflur hinausgeschickt," sagte die Pastorin, als Gerland in das Eßzimmer zurückkehrte. —

„Warum das?" —

„Er war mir hier zu schmutzig; draußen steht er und schlingt."

Gerland verdroß ihre Art, verächtlich von der Armut zu sprechen. Gern hätte er das Kind wieder ins Zimmer geholt, schon um ihr eine Lektion zu erteilen, aber heute war dazu keine Zeit.

Er faßte den Knaben, der seinen Teller inzwischen blank ausgelöffelt hatte, an der Hand und verließ mit ihm das Pfarrhaus. Heute wählte der Geistliche den kürzeren Weg durch die Felder, die Straße, welche an Doktor Haußners Grundstück vorbeiführte, vermeidend.

Eine große Anzahl Leute waren in der Ernte; an vielen Stellen erhoben sich schon die Kornpuppen.

Die alte Märzliebs-Hanne hatte ihn vom Hause aus bemerkt und war ihm entgegengegangen. Sie weinte. „'s gieht uf's latzte, Herr Paster," meinte sie unter Schluchzen; „'s gieht uf's latzte mit unsen kleenen Madel."

Gerland redete der Alten zu und verwies sie auf Gottes Güte und Allmacht.

„Ich weeß, Herr Paster, ich weeß. Ich hobe ju och su gebatet, aber's hilft nischt, se hoats Fieber zu sihre. Ne, ne, das überlab'ch ne, wenn mer der lieba Gutt, und er nimmt mer das Madel!"

Sie waren in die Holzstube getreten; das Zimmer schien auf den ersten Blick leer zu sein. „De andern sein alle im Kurne, mir hoan a Scheffel a zwee gepacht."

In einem Korbe, der mit zwei Stricken an dem Hauptträger befestigt war, lag ein kleines Kind, einen Zulp im Munde.

Als Gerland zufällig einen Blick nach dem Ofen warf, erblickte er dort ein paar häßliche Füße aus der Hölle herausgucken. Als er näher zusah, erkannte er den Hausvater, der wohl sein Schläfchen hielt.

Der Alten war es offenbar nicht lieb, daß er diese Entdeckung gemacht hatte. „Kommen Se ack hier nei." Damit wies sie nach der Kammer. „Ibrigens Haußnern sene Gertrud is och do."

Der Geistliche erschrak; aber es war doch mehr freudige Überraschung.

Er fand die Tochter des Arztes neben dem Bette sitzend; sie erhob sich zum Gruße als er eintrat, dann senkte sie den Blick sofort wieder.

Gerland erkannte, daß der Fall ernst sei; das Gesicht der Kranken war hochrot und gedunsen, die Lippen bläulich und vertrocknet. Sie verdrehte die Augen, deren Pupillen häufig ganz im Kopfe verschwanden. Unter dem leichten Tuche, mit dem er zugedeckt, wurde der Körper in krampfartigen Schauern hin und her geworfen. Gertrud Haußner hielt die Hände der Kranken mit sanfter Gewalt auf die Bettdecke gedrückt.

„Keen Bette will se nich uf sich leden," erklärte die Alte. „Mir hoan se urndlich feste halen missa, und

geschriechen hoat se vurden, daß de Nubern zusammdeliefen."

Gertrud hatte den Hut abgelegt; Gerland sah zum ersten Male ihren schön geformten Kopf und den schlichten, blonden Scheitel.

Er wagte es, sie anzureden — unter Herzklopfen. Eine Frage, den Zustand der Patientin betreffend, stellte er. Sie antwortete mit leiser Stimme.

Die Kranke verzog jetzt den Mund schmerzlich und stieß winselnde Töne aus, die in einem hilflosen Röcheln endeten.

„Gutt, ach, lieber Gutt in deinem Himmel huben," betete die Alte, das verwitterte Gesicht ganz von Tränen überströmt, „nee, laß mer ack dos Madel, nimm ack mich lieber zu dir, ich bi alt und nischt meh nütze uf der Walt, aber das junga Laben — lieber Gutt!" — Schluchzen erstickte ihre Stimme.

„Laßt uns beten!" sagte Gerland.

Er kniete an dem Bette nieder, faltete die Hände, richtete den Blick aufwärts und sprach ein kurzes, inbrünstiges Gebet, wie es ihm der Augenblick eingab.

Als er aufstand, bemerkte er, daß auch Gertrud die Hände gefaltet hatte; er sah, daß ihre Augen groß waren und glänzten. Sie blickte weg, als sie seinem Blicke begegnete, und machte sich wieder an der Kranken zu schaffen.

Gerland fragte die Alte, was eigentlich die Verschlimmerung im Zustande des Kindes herbeigeführt habe.

Schon immer habe die Kranke gebettelt, erfuhr er, man möchte ihr doch einmal ihre Lieblingsspeise zubereiten: „Quargkleesa mit Speck". Bisher hatte es immer an Mitteln gefehlt, um dem Kinde den Wunsch zu erfüllen; endlich war soviel Geld im Hause gewesen, um sich einen allgemeinen Festtag zu gönnen. Zu einer

Art Feier war dieses Mahl geworden; die Branntweinflasche hatte nicht gefehlt. Die besten Bissen wurden der Rekonvaleszentin vorgelegt, und sie hatte mit Heißhunger gegessen. Mit Vergnügen hatten sie alle zugesehen, wie es dem Christel schmeckte. Soviele gute und seltene Sachen: Quark, Zucker, Gewürz, Speck, meinten diese Toren, müßten die Genesende vollends herstellen; sie ahnten nicht, was sie angerichtet in ihrer beschränkten Gutmütigkeit. Und als das Kind vor ihnen lag, vom Fieber geschüttelt, ächzend und in Schmerzen sich windend, standen sie ratlos da und begriffen nicht, was geschehen sei.

Der Vater des sterbenden Kindes hatte sich bei Gelegenheit dieses Festes einen Rausch angetrunken, von dem er noch nicht wieder erwacht war. —

Der Geistliche fühlte sich um eine Illusion ärmer. Das Verhältnis, in dem er zu dem kranken Kinde gestanden, hatte er von Anfang an als etwas Besonderes betrachtet, er war geneigt gewesen, seinem Gebete bedeutenden Einfluß auf die Genesung der Kranken zuzuschreiben; eine überirdische Macht schien ihre Hand im Spiele gehabt zu haben. Die Lösung, vor der er jetzt stand, war beredt. Die Trivialität dieses Abschlusses vor allem verletzte ihn.

Daß das Kind im Sterben liege, war kaum noch zweifelhaft.

Er äußerte, daß es gut sein möchte, die übrige Familie, vor allem die Eltern des Kindes, herbeizurufen. Alle Anzeichen ließen darauf schließen, daß es sich hier nur noch um Viertelstunden handeln könne.

Die alte Hanne rief ihren Enkel, denselben, der Gerland heraufgeleitet hatte, herbei und gab ihm den Auftrag, die übrigen Familienmitglieder zu holen.

Im Nebenzimmer fing jetzt der Säugling an, gotterbärmlich zu schreien; mit seinem Gummilutsch allein gelassen, mochte ihm die Zeit lang geworden sein. Die Alte lief sofort hinüber. Der Geistliche und Gertrud hörten, wie sie das Kind beruhigte. Als ihr dies gelungen war, schien sie Versuche zu machen, den Sohn aus seinem Rausche aufzuwecken.

Die Sterbende, welche für einige Minuten wie bewußtlos dagelegen hatte, bekam jetzt einen erneuten Anfall; die Augen erweiterten sich, der Augapfel trat aus seiner Höhle, sie krampfte die Bettdecke in ihren Händen zusammen und zog die Beine zum Oberkörper empor, biß die Zähne aufeinander, hin und wieder heisere Schmerzensschreie ausstoßend.

Dazwischen vernahm man das ärgerliche Keifen der Alten im Nebenzimmer und die unzufriedenen, grunzenden Töne des Betrunkenen, der sich nicht in seiner Ruhe stören lassen wollte.

Die Tochter des Arztes verlor ihre Ruhe nicht. Immer wieder zog sie der Kranken die Decke empor, welche die Fiebernde nicht mehr auf sich dulden wollte, stützte ihr den Kopf und strich das zerzauste Haar zurecht; mit jenem Instinkte der Frauen für das Wohlanständige, der sie selbst in außergewöhnlichster Lage nicht verläßt.

Gerland folgte voll wachsender Bewunderung jeder ihrer weichen, abgerundeten Bewegungen.

Die Kranke bäumte sich eben wieder hoch im Bette auf und wäre unfehlbar hinausgestürzt, wenn nicht Gertrud und der Geistliche sie mit vereinten Kräften gehalten hätten.

„Kann man denn gar nichts tun?“ rief Gerland entsetzt.

„Ich werde meinen Vater holen,“ sagte Gertrud in plötzlichem Entschlusse; sie setzte ihren Hut auf und erklärte der alten Hanne, die eben wieder eintrat, ihre Absicht.

„Ju ju — rufen Se ack dan Vater, Gertrud — sein Se so gutt, vielleicht kimmt ar und ar bredt nuch woas mit dan Madel.“ —

Gertrud verließ das Haus.

Gerland bemerkte auf einmal, daß in der Kammer eine Schwüle herrschte, die er nicht länger ertragen zu können glaubte. Er trat vor die vordere Tür und blickte dem davoneilenden Mädchen nach, bis sie seinen Augen verschwand. Seine Gedanken folgten ihr noch weiter.

Nein, diese schlichten, kindlichen Züge konnten nicht heucheln; sie war das, was sie schien: liebevoll und gut. Und noch eine andere Überzeugung hegte er, daß sie unschuldig sei und unverdorben — rein wie ein Bergquell.

Und doch blieb sie ihm ein Rätsel.

Sie war nun einmal Doktor Haußners Tochter. Wie einen körperlichen Schmerz empfand der Geistliche diese Tatsache, als er an das liebliche, sympathische Geschöpf dachte, das eben von hier gegangen.

Immer wieder mußte er an den rätselhaften Ausdruck ihres Gesichtes zurückdenken, wie er es für einen Augenblick gesehen, als er sich vom Beten erhob. Es hatte noch mehr als Innigkeit in ihrem Blicke gelegen. Vielleicht legte er zuviel in diesen Ausdruck, sah etwas, das nicht vorhanden war — aber vergessen konnte er's nicht: die gefalteten Hände, die frommen, innigen Augen.

Dann erwog er, wie er dem Arzte, nach dem, was sich ereignet, gegenübertreten solle. Zurückhaltung schien das Gebotene. Doktor Haußner sollte keinen zweiten

Triumph feiern; die Demütigung von neulich schmerzte noch. —

Er wurde durch die Angehörigen des kranken Kindes, die jetzt herbeikamen, aus seinem Sinnen gerissen; allen voran lief die Mutter, in bloßen Armen, ein Tuch über dem Haar.

Es war die höchste Zeit, daß sie kamen. Gerland bemerkte die außerordentliche Veränderung, die während der letzten halben Stunde mit dem Kinde vor sich gegangen. Das Gesicht schien verlängert, zeigte jetzt eine aschfahle Färbung, die Augen hatten den fieberischen Glanz verloren, der Körper lag ruhig — wie erstarrt.

Die Mutter rief das Kind mit ihrer rauhen Stimme bei Namen, faßte die Sterbende an der Schulter und rüttelte sie. Das Mädchen wandte den Kopf und starrte die Frau an; kein Zeichen in dem fahlen Gesichte deutete darauf, daß sie die Mutter wiedererkenne.

Nun kamen auch die Geschwister herbei, das älteste Mädchen mit einem ihrer Kinder auf dem Arme, die kleineren mit verdutzten, unverständigen Mienen. Ein großes Weinen begann, als sie den Zustand der Schwester zu begreifen anfingen.

Auch der Vater, der seinen Rausch nun endlich ausgeschlafen, steckte den Kopf um die Ecke, dann wagte er sich, nur mit Hemd und Hose bekleidet, näher heran. Anfangs schien er nicht recht zu wissen, um was es sich handle, stimmte aber bald in das allgemeine Lamento ein.

Die Mutter des Kindes wahrte noch am meisten die Fassung. Sie äußerte zu Gerland über den Fall philosophierend: „Und doas kimmt nu alls vu dan Bissel Assen. Mer denkt, mer tut dan Kinde woas Gutts oan, und mer ließen se assen, weil's er su sihre schmacken dhat, doderweilen frißt se sich an Tud oan Hals. —

Nee, aber och suwas — wer denkt denne gleich suwas." Und sich zu ihrem Manne wendend, der jetzt in haltlosem Schmerze über der Sterbenden lag und sie jammernd liebkoste: „Moan, laß ack dos Kind in Ruha, laß se ack. Mit dar wird nischt mih, das sah'ch nu schun. Laß se ack in Frieden gihn."

„Mei Christel — nee, du gutts, kleens Dingla," heulte der Vater, „gih ack ne vun uns, mir hoan dich ju alle su lieb!"

Die alte Hanne war an den Geistlichen herangetreten, ihr weißes Haupt zitterte; sie faßte seine Hände und meinte: „Wulln Se nich a Gebat für se sprecha, zum Heilande?"

Gerland entsprach ihrem Wunsche; nachdem er sich Ruhe verschafft, sprach er das „Jesus meine Zuversicht". Er fügte dem Liede ein paar Worte hinzu und schloß mit dem Vaterunser, in das er die Anwesenden einzufallen aufforderte.

Mit bebenden Lippen sprachen sie ihm das Gebet des Herrn nach; zerknirscht, als elende Schächer standen sie da. Sie fühlten die Schwingen des Todesengels über dem Haupte. Hier, wo der Gedanke an die eigene Hinfälligkeit so unabweisbar vor sie hintrat, wo das Grauen vor der ewigen Nacht, in die auch sie einmal hinabgestoßen werden sollten, sie überwältigte, in diesem Augenblicke waren sie wirklich fromm, da beugten sie die Knie. Die sonst so leichtsinnigen, gleichgültigen, stumpfen Geister waren im Innersten ergriffen und zerknirscht, bereit zu glauben und zu tun, was immer für ihr Seelenheil ersprießlich schien.

Es war nicht das erste Mal, daß Gerland diese Erscheinung an Sterbelagern beobachtete. —

Die lautlose Stille, die nach dem gemeinsam

gesprochenen Gebete eingetreten, wurde durch Schritte im Gange und ein kräftiges Pochen an der Tür des vorderen Zimmers unterbrochen. Gerland wußte, wer draußen stehe.

Doktor Haußner trat in die Holzstube, gefolgt von Gertrud. Mit seinen grauen Stahlaugen, die etwas von der Sonde an sich hatten, musterte er die Anwesenden; ein rascher Seitenblick streifte auch den Geistlichen. Gerland wartete, ob der Arzt ihn grüßen werde. Da er nichts dergleichen wahrnahm, blieb auch sein Rücken steif.

Gertrud hatte inzwischen den Vater zu der Kranken geführt. Das Kind lag da, den Hinterkopf in die Kissen gebohrt, mit erhobenem Kinn, zusammengebissenen Zähnen, die Augen starr nach aufwärts gerichtet.

Haußner musterte die Erscheinung, er sagte kein Wort. Eine ihrer Hände ergriff er am Gelenk mit prüfender Miene; er hob die Hand wie einen Gegenstand und ließ sie los — sie fiel schwer auf die Decke zurück.

„Hm," — meinte er dann, sich zu seiner Tochter wendend, „ich bin umsonst gekommen, mein Kind."

Die Familienmitglieder drängten sich heran; einzelne hatten noch nicht begriffen, was geschehen. Die alte Großmutter fragte, ob der Arzt nicht etwas verschreiben wolle.

„Hier hilft keine Arznei mehr," meinte Haußner trocken, „das Kind ist tot." —

Schrecken und Schmerz äußerten sich sehr verschieden bei den Einzelnen. Gerland hatte nur Augen für eine: Gertrud.

Er sah eine sanfte Röte ihr weißes Gesicht überziehen und ihre großen Augen sich mit Tränen füllen;

kein Zeichen von Angst oder Entsetzen trübte die kindlichen Züge. Ihr Kinn erzitterte, und ein paar Tränen liefen ihr über die Wangen; das war alles, dann hatte sie auch schon ihr Gleichgewicht wiedergefunden.

Gerland sah sie zu der alten Hanne treten, die wie vom Schlage gerührt, starr, mit leeren Augen an der Leiche stand.

Die anderen liefen kopflos umher, jammerten und schwatzten sinnlos durcheinander, stellten Fragen an den Arzt und den Geistlichen, ohne Antwort abzuwarten.

Haußner machte eine kurze, ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe; er schien unzufrieden, daß er zwecklos gerufen worden war. Er gab seiner Tochter ein Zeichen, daß er zu gehen wünsche. Gertrud verließ sofort die alte Frau und kam zu ihm — ein gehorsames Kind.

Als würde etwas Teures unwiederbringlich von ihm gerissen, war es dem Geistlichen, als er sie mit dem Vater von dannen gehen sah.

VIII.

In der Kreisstadt war Missionsfest angesagt, Gerland hatte eine Aufforderung dazu erhalten. Ihm war die Gelegenheit willkommen, die Amtsbrüder der Umgegend kennen zu lernen; dann wollte er auch dem Superintendenten seine Aufwartung machen.

Er nahm für zwei Tage Abschied von Breitendorf und fuhr nach der Stadt.

Superintendent Großer war derselbe, wie ihn Gerland bereits von seiner Einweisung her kannte. Dem jungen Geistlichen war es bekannt, daß er sich gern sprechen höre, und so ließ er denn mit Vorbedacht dem Redefluß seines Oberen freien Lauf.

Während Gerland mit scheinbarer Andacht den Worten des Superintendenten lauschte, wurde diesem ein anderer Geistlicher gemeldet: Pfarrer Polani.

Das Alter des Neueintretenden war schwer zu bestimmen; er mochte ein angehender Vierziger sein. Sein Gesicht war glatt rasiert, das dunkle, seidenartig glänzende Haar lang und gut gepflegt. Pfarrer Polani schien Wert auf äußere Erscheinung zu legen; seine Halsbinde zeigte die Weiße des frischgefallenen Schnees, der lange, schwarze Rock war durchaus pastoral und entbehrte dabei nicht eines gewissen Schicks.

Gerland, der jeden Amtsbruder mit besonders kritischen Augen betrachtete, entgingen solche Äußerlichkeiten keinesfalls. Er mußte sich sagen, daß Polani mit seiner schlanken Figur und dem scharfgeschnittenen, intelligenten Gesichte eine äußerst ansprechende Persönlichkeit sei.

Polani blieb nur wenige Minuten. Er entschuldigte die Kürze seines Besuches damit, daß er beim Landrat zu Mittag speise. Es schien, als lasse er diese Bemerkung nicht absichtslos fallen. Nachdem er sich vom Superintendenten verabschiedet, kam er auf Gerland zu, reichte ihm die Hand und meinte: „Wir werden uns hoffentlich ein andermal näher kennen lernen, Herr Amtsbruder.“ Darauf trug er seinen schwarzen Rock und den glänzenden Zylinder mit vielem Anstand zur Tür hinaus.

Das Gespräch wandte sich sofort der Persönlichkeit Polanis zu. Gerland erfuhr, daß Polani in einem Badeort der Nähe Pfarrer sei. Der Superintendent meinte, daß er eine besonders schwierige Stelle inne habe, weil die überwiegende Mehrheit der dortigen Bevölkerung katholisch sei. „Polani ist ein Diplomat und darum

besonders geeignet für diesen Außenposten, in partibus infidelium," sagte der Superintendent; und Gerland tat seinem Oberen den Gefallen, über die Bemerkung zu lächeln.

Superintendent Großer ließ sich noch weiter über Polani aus. Nach ihm war jener einer der tüchtigsten und brauchbarsten Geistlichen der Provinz. Er sei ein hervorragender Kanzelredner, ein äußerst gelehrter und belesener Mann, dabei ein liebenswürdiger Gesellschafter und auch bei den weltlichen Behörden ausgezeichnet angeschrieben.

Noch andere Einzelheiten erfuhr Gerland über diesen interessanten Pfarrer. Polani besaß eine schöne und wohlhabende Frau und hielt sich Equipage.

Als sich Gerland nach einer halben Stunde von dem Superintendenten verabschiedet hatte, klang ihm Polanis Leumund noch in den Ohren nach. Er nahm sich vor, den Mann, wenn irgend möglich, näher kennen zu lernen. —

Gerland war in dem größten Gasthofe abgestiegen, der dem Rathause gegenüber am Ringe lag. Die Stadt war überfüllt von Leuten, die dem Feste beiwohnen wollten.

An der Wirtstafel hatte man für die zahlreich erschienene Geistlichkeit besonders gedeckt.

Gerland saß als der Letzte einer langen Reihe von Schwarzröcken; neben ihm waren noch eine Anzahl Stühle frei. Einige Geistliche erschienen erst, als man bereits beim Braten angelangt war. Ein hochbetagter Mann wurde Gerlands Nachbar. Von Anfang an bestach ihn der Neugekommene durch seine würdige Erscheinung; milchweißes Bart- und Haupthaar umrahmten ein mildes Patriarchengesicht. Die Figur schien

vom Alter nur wenig gebeugt. Der Alte war eine von den seltenen Erscheinungen, auf welche die Jahre mehr einen verschönenden als zerstörenden Einfluß ausüben.

Gerland entdeckte zu seiner Freude sehr bald, daß persönliche Liebenswürdigkeit bei dem Greise Hand in Hand gehe mit einnehmender Erscheinung. Es entwickelte sich ein Gespräch zwischen ihnen.

Der Alte war Landgeistlicher, er nannte den Namen seiner Parochie. Vorm Jahre habe er sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum gefeiert, berichtete der Greis. Wie's schien, hegte er aber keineswegs die Absicht, sich emeritieren zu lassen; seine Gemeinde müsse ihm Weib und Kind und alles ersetzen, da er Witwer sei und Gott ihm keine Kinder beschert habe.

Man berührte im Laufe des Gespräches die verschiedensten Gebiete. Der alte Mann hatte durchaus nichts Geistreiches an sich; seine Ansichten trugen den Stempel des Altmodischen, bei einer Gelegenheit gestand er seine Unbekanntschaft mit einer allgemein bekannten theologischen Frage offen ein. Aber die Herzlichkeit und schlichte Ehrlichkeit, die aus jedem Worte dieses Mannes sprach, ersetzte reichlich, was ihm an Kenntnissen und Geisteskultur abgehen mochte. „Ich habe fünfzig Jahre unter Bauern gelebt," meinte er entschuldigend, „und um mir Bücher anzuschaffen, dazu reichte das Gehalt nicht, und so bin ich etwas ins Hintertreffen geraten." Schon vorher hatte er angedeutet, daß er eine sehr kleine Stelle innehabe. „Solche Gelegenheit, wie heute, wo man viele gelehrte Leute trifft und stets etwas Neues hört, benutze ich daher um so lieber, meine Kenntnisse aufzufrischen."

Er sprach mit großem Respekt von der Gelehrsamkeit, welche die jungen Leute sich jetzt auf den Universitäten

aneigneten; und Gerland hörte es nicht ungern, daß der Alte auch ihn zu diesen jungen, gescheiten Leuten rechnete. Es lag etwas Kindliches in seiner naiven Bewunderung für das Wissen, das er selbst nicht besaß.

Was aber Gerland am meisten an dem greisen Amtsbruder bewunderte, war die echte und tiefe Begeisterung, die er für seinen Beruf empfand. Glauben und Pflicht schienen sich bei ihm in schönster Weise zu decken. Er hatte kein Kompromiß zwischen Überzeugung und Lebensklugheit nötig. Und dieser Mann war grau im Dienste der Kirche geworden. Eine solche Erscheinung hatte etwas ungemein Tröstliches. Während Gerland auf dieses ehrwürdige Haupt, auf die gutmütigen, kindlichen Züge blickte, fühlte er die Hoffnung in sich wachsen, daß auch er noch in dem erwählten Stande Befriedigung finden möchte.

Gerland hielt bei dem Alten aus, als dieser seine Mahlzeit längst beendet und die anderen sich zum großen Teile entfernt hatten.

Sie waren schließlich auf Land und Leute zu sprechen gekommen; der Alte konnte dem Jüngeren manche interessanten Aufschlüsse geben. Auch von Gerlands Vorgänger, dem Pastor Menke, wußte er zu erzählen.

Sein Urteil schien Gerland besonders gewichtig, weil er durchaus parteilos war. Die Runzeln in diesem milden Greisenangesicht waren gewiß nicht durch Neid und Haß dort eingegraben worden.

Gerland stutzte, als der Amtsbruder gelegentlich erklärte, Pastor Menke habe durch Intoleranz viel Unheil gestiftet. Das klang besonders bedeutungsvoll aus diesem Munde. Er konnte der Versuchung nicht widerstehen, den Amtsbruder zu fragen, ob ihm ein gewisser Doktor Haußner bekannt sei, der in Eichwald wohne.

Das freundliche Gesicht des Alten nahm bei Gerlands Frage einen ernsten Ausdruck an.

„Ob ich Haußner kenne? — Seine Frau war meine Nichte.“ —

Gerland war aufs höchste überrascht. Also hatte er die ganze Zeit über ahnungslos mit Pastor Valentin gesprochen, dessen Namen er mehr als einmal in Verbindung mit dem Haußners gehört.

„Mit dem Falle Haußner verknüpfen sich für mich sehr traurige Erfahrungen.“ Gerland hörte den Alten seufzen; er war auf einmal schweigsam und nachdenklich geworden und schien alten Erlebnissen nachzusinnen.

Gerland hätte nur zu gern noch mehr über das angeregte Thema erfahren. Nun war er ja endlich an die richtige Quelle gekommen; hier war jemand, von dem man ein maßgebendes Urteil über Doktor Haußners Vergangenheit erwarten durfte.

Sehr zu Gerlands Verdruß kam jedoch die Zeit heran, wo man an Aufbruch denken mußte; der Festgottesdienst war um zwei Uhr nachmittags in der evangelischen Hauptkirche des Ortes angesagt. Ein Geistlicher aus der Provinzialhauptstadt hatte die Festpredigt übernommen.

* * *

Als Schauplatz für das Fest war ein Garten außerhalb der Stadt gewählt worden, in welchem für gewöhnlich Vogelschießen und andere profane Festlichkeiten abgehalten wurden. Der Platz lag auf mäßiger Anhöhe, die in früheren Zeiten eine Bastion gewesen sein mochte. Man genoß von da aus einen guten Blick auf das Städtchen mit seinen verschiedenen Kirchen, von denen sich die evangelische Hauptkirche durch ihren

Zwillingsturm auszeichnete, dem altertümlichen Rathause, dem Reste der alten Umwallung, dessen graues Gemäuer hier und da noch zwischen den Häusern zum Vorschein kam, und einem Gewirr von verzweigten Gassen und Gäßchen.

Nach diesem Platze wurde von der Kirche aus in feierlicher Prozession gezogen. Man verfuhr dabei nicht ohne berechnete Ostentation. Der Ort war paritätisch, und man ließ eine solche Gelegenheit nicht gern vorübergehen, ohne den Katholiken zu zeigen, wie stark der evangelische Anhang sei. Der Zug stellte sich in einer engen Seitengasse neben der Hauptkirche auf und bewegte sich dann über den Ring, eine Zeitlang der städtischen Promenade folgend, hinaus nach dem Festplatze.

Die Geistlichkeit marschierte geschlossen an der Spitze, voran der Festredner, der Superintendent und andere Würdenträger.

Vergebens suchte Gerland nach Polanis schlanker Gestalt; der mochte wohl noch beim Landrat sein. Dafür traf sein Auge auf eine andere, ihm wohlbekannte Persönlichkeit. Der breite Rücken mit dem fleischigen Halse, in den zusammengebackene Strähnen hellblonden Haares hinabhingen, konnte keinem anderen gehören als Dornig. Gerland hatte von ihm nichts mehr gesehen und gehört, seit er neulich so plötzlich die Taufhandlung des Färbersbacher Amtsbruders verlassen.

Es war nicht unmöglich, daß Dornig ihm das übelgenommen hatte. Gerland beschloß nichtsdestoweniger, ihn anzureden. In der Tat zeigte sich Dornig anfangs äußerst kühl. „Wirklich, bist du auch da — du machst dich ja sonst sehr rar — wirst's wohl hier auch nicht lange aushalten?" —

Gerland achtete nicht auf die versteckten Spitzen. Er wollte den Schatten, der letzthin zwischen ihn und den alten Schulkameraden gefallen war, auf jeden Fall bannen.

Dornig schien auch nicht gewillt, lange zu zürnen. Bald war der vertrauliche Ton zwischen ihnen wieder hergestellt. Der Pfarrer von Färbersbach war froh, einen Neuling in der Gegend gefunden zu haben, dem er die anwesenden Persönlichkeiten erklären konnte.

Man war inzwischen, durch mehr als eine laubumwundene Ehrenpforte schreitend, auf dem Festplatze angekommen. Hier spielte Musik, ein gemeinsamer Choral wurde abgesungen. Auf einem Brettergerüst gegenüber der Rednertribüne hatten sich weltliche und geistliche Honoratioren zusammengefunden.

Gerland erfuhr, daß jene starke Dame in heller Toilette die Landrätin sei, neben ihr saß die Frau des Bürgermeisters; auch der Landadel der Umgegend war vertreten.

Auf eine große, auffällig gekleidete Brünette weisend, fragte Dornig: „Würdest du die dort, mit den roten Mohnblumen, für eine Pastorsfrau halten?"

„Ist das etwa die Frau des Pfarrers Polani?"

„Woher weißt du denn etwas von dem?"

„Ich habe ihn heute früh beim Superintendenten getroffen."

Gerland blickte mit Interesse nach der Frau hin, die ihm als Pastorin Polani bezeichnet worden war. Sie saß im Gespräche mit zwei niedlichen, im Backfischalter stehenden jungen Dingern — Komtessen, wie Dornig erklärte.

„Die Polanis werfen sich immer an die Vornehmen heran," flüsterte Dornig voller Gift. „Sie ist eine

Fabrikantentochter aus —" er nannte ein durch seine Leinwandindustrie bekanntes Städtchen. „Eine pompöse Ausstattung hat sie mitgebracht. Jeden Tag wird bei Polanis Champagner getrunken; das hat sie sich vor der Hochzeit ausgemacht."

Ihre Erscheinung fesselte Gerlands Aufmerksamkeit, er mußte immer und immer wieder nach den großen, lebhaften Augen blicken. Sie trug ein dunkles Kleid, einen schwarzen Strohhut mit roten Blumen darauf. Gerland kam es vor, als sei sie von den anwesenden Damen am gewähltesten gekleidet.

Die Hauptnummer des Programms, das eigentliche Zugstück, bildete die Rede eines Missionars, der, aus Afrika znrückgekehrt, gegenwärtig in einer Herrnhuter Kolonie der Nachbarschaft weilte. In wenigen Wochen wollte er an die Stätte seiner Wirksamkeit zurückkehren. Inzwischen hatte er sich eine Braut erwählt, die ihn als Lebensgefährtin auf dem gefahrvollen Pfade begleiten sollte. Das Mädchen, in ihrem Konfirmationskleide, mit der roten Korallenkette um den Hals, machte den Eindruck eines halben Kindes.

Der Missionar, ein kleiner und wenig schöner Mann, sprach ohne Redebegabung, häufig stockend oder sich überhastend; aber auf Gerland machten seine Worte Eindruck. Es steckte Leidenschaft in dem Manne — eine heiße, innere Glut für die Sache. Der kleine Mann mit dem sommersprossenbedeckten Gesichte und dem struppigen, roten Barte, der seine schwerfälligen Satzgefüge mit ein und derselben hämmernden Bewegung des rechten Armes begleitete, war kein Phrasenheld, vielmehr ein Mensch, der bereit war, seinen Glauben mit dem Leben zu bekennen. Der Ernst, welcher ihn vom Scheitel bis zu den Füßen erfüllte, gab dieser

unbedeutenden Erscheinung eine gewisse Schönheit. So mochte auch seine Braut denken; Gerland bemerkte voll Rührung, wie ihre Blicke bewundernd an diesen abstoßenden Lippen hingen. —

Nach dem Missionar sprach Superintendent Großer, den starken Wein, den jener geboten hatte, durch breite Geschwätzigkeit verwässernd.

Schließlich trat auch Pastor Polani auf die Tribüne. Gerland empfand eine gewisse Bangigkeit — würde dieser Mann sich kleiner zeigen, als er ihn taxiert hatte?

Polani erklärte, er wolle einige Briefe, die er kürzlich von einem Missionar aus Indien erhalten habe, verlesen. „Polani muß natürlich was Besonderes haben," raunte Dornig seinem Nachbar ins Ohr. Nach Vorlesung der Briefe, die von Missionsangelegenheiten handelten, gab der Redner einen gedrängten Überblick über den Kulturzustand unter den Drawidavölkern. Er wußte mancherlei über eigentümliche Gebräuche, Lebensweise, Religion und Literatur der Bevölkerung des Deckhans zu berichten. Schließlich verlas Polani einen von ihm selbst übersetzten Lobgesang auf den Heiland, den ein zum Christentum bekehrter Tamule verfaßt hatte.

Gewählt, wie sein Äußeres, war auch die Sprechweise des Geistlichen. Er erntete reichen Beifall, vor allem von seiten der Damenwelt.

Die Reden nahmen sobald kein Ende, aber die Aufnahmefähigkeit des Publikums schien erschöpft; man sprach und lachte durcheinander und schenkte den Vortragenden nur geringe Aufmerksamkeit. Einzelne Gäste fingen an, sich zu entfernen.

Dornig holte Gerlands Ansicht ein, wie man den Abend verbringen solle; denn da man einmal in der Stadt sei, müsse man die Gelegenheit auch ausnützen.

Gerland war nicht im Zweifel, was er unter dem „die Gelegenheit ausnützen" verstehe. Seine Annahme wurde bestätigt, als er bald darauf den wohlgenährten Amtsbruder in lebhaftem Disput mit einigen jüngeren Geistlichen über die Güte des Bieres in den verschiedenen Lokalen des Ortes begriffen fand.

Gerland empfand wenig Lust, in dieser Gesellschaft einen Abend zu verderben. Er erwog im stillen, ob er nicht sogleich den Rückweg nach Breitendorf antreten solle.

Während er sich von der Menge nach dem Ausgange des Festplatzes schieben ließ, berührte ihn plötzlich eine Hand. Zu seinem Erstaunen erkannte er Polani.

„Ich suchte Sie, Herr Pfarrer."

Das Gedränge ersparte dem verdutzten Gerland die Antwort, um die er auch in diesem Augenblicke verlegen gewesen wäre.

Als sich die beiden auf einen ruhigeren Fleck gerettet, meinte Polani: „Zunächst gestatten Sie mir, daß ich Sie meiner Frau vorstelle — sie ist hier in der Nähe."

Der rote Sonnenschirm war nicht zu übersehen in der dunklen Menge; sie steuerten auf die Pastorin zu.

„Ich suchte dich!" rief sie, sobald sie des Gatten ansichtig wurde. „Wollen wir nicht gehen? Es fängt an, langweilig zu werden."

Polani machte sie auf Gerland aufmerksam. Sie reichte ihm sofort die Hand, lächelte entgegenkommend und erklärte, daß sie sich sehr freue. Gerland empfand die Notwendigkeit, irgend etwas zu sagen.

Er begann von dem, was ihr voraussichtlich am meisten gefallen mußte: von dem eben erlebten Erfolge des Gatten.

Sie gab sofort zu verstehen, daß auch sie sich lebhaft für die Drawidavölker interessiere, kramte allerhand

Kenntnisse auf diesem Gebiete aus. Im großen und ganzen wiederholte sie das, was ihr Mann über das Thema gesagt hatte, hier und da ein wenig ausschmückend und nach Frauenart Ungenauigkeiten begehend.

So schritt man langsam in der vorwärts drängenden Menge der Stadt zu.

Gerland durchströmte ein sanftes Wohlbehagen; er hatte so lange alle feinere Geselligkeit entbehrt. Die Unterhaltung mit ihr war bequem, man brauchte sich nicht besonders anzustrengen, sie besaß Phantasie und verlangte keine Gründlichkeit. Und so floß das Gespräch leicht und gefällig, wie ein angenehm plätscherndes Wasser dahin, nicht so tief, daß man den Grund nicht hätte erkennen können — und dazu die lebhaften Augen der Frau Pastorin, die auf manches an sich ganz unbedeutende Wort ein Schlaglicht setzten.

Polani ging hinter den beiden her, im Gespräche mit zwei Herren, die Gerland nicht kannte.

Man war auf das schlechte Pflaster des Städtchens gekommen.

Da die Drawidavölker nunmehr durchgesprochen waren, traf sich's günstig, daß die Hauptkirche mit ihrem gotischen Portale soeben ins Gesichtsfeld kam. Nun fand Gerland Gelegenheit, sein Licht leuchten zu lassen. Er sprach über die Gotik im allgemeinen und über ihre Abart in dieser Gegend im besonderen; und sie hatte die Liebenswürdigkeit, auch hierfür Interesse vorzugeben.

Polani war inzwischen frei geworden und kam zu den beiden. Es stellte sich heraus, daß man in demselben Gasthofe abgestiegen war.

„Was unternehmen Sie heute abend?" fragte Polani.

„Ich wollte eigentlich noch nach Breitendorf zurück, wenn's geht."

„Und wenn es nicht geht?"

„Dann bleibe ich hier über Nacht und gehe morgen früh beizeiten hinaus."

„Ein tüchtiger Marsch."

„Ich bin ein guter Fußgänger."

Die Pastorin mußte ihrem Gatten ein geheimes Zeichen gegeben haben; nach kurzer Pause meinte er: „Wissen Sie was, lieber Pastor! Kommen Sie mit zu uns nach Annenbad, in meinem Wagen ist Platz für drei. Wir fahren noch heute abend, dann haben wir morgen einen reizenden Tag zusammen, und ich lasse Sie nach Breitendorf zurückfahren, wann Sie wollen."

Gerland machte allerhand Ausflüchte; er könne das nicht annehmen, meinte er.

„Was wollen Sie denn heute abend hier anfangen?" fragte Polani. „Zu Biere gehen mit den anderen in den Ratskeller? — Sie sehen mir nicht danach aus, als sei das Ihr Geschmack."

Gerland fühlte sich geschmeichelt; er schwankte bereits. Und nun fiel auch noch die Pastorin ein: „Bei uns ist es gar nicht übel. — Sie werden mal sehen! Zum mindesten werden wir eine reizende Fahrt haben heute abend."

Gerland stand schon ganz und gar unter dem Banne ihrer dunklen Augen; er willigte ein.

Während er seine Handtasche packte, gereute es ihn beinahe, so schnell zugesagt zu haben. Bedenken überkamen ihn. Was er tat, war zum mindesten unvernünftig.

Aber warum sollte man denn nicht einmal unvernünftig sein — einmal nur, für einen Tag; und dann beseelte ihn auch Neugier. Daß er da auf ein Paar nicht ganz alltäglicher Vögel gestoßen sei, wußte er jetzt schon.

Es war ihm sehr lieb, daß er seine besten Kleider auf sich hatte; die Pastorin machte den Eindruck, als wisse sie den guten Sitz eines Rockes zu würdigen.

Als er herunter kam, stand die offene Halbchaise des Geistlichen bereits vor der Tür, zwei stattliche Braune vorgespannt, ein Kutscher in anspruchslos dunkler Livree auf dem Bocke.

Während Polani und Gerland vor dem Gasthofe standen, auf die Pastorin wartend, kam ein alter Mann auf sie zu, in dem Gerland, erst als er den Hut grüßend abnahm, Pfarrer Valentin wiedererkannte. Es fiel ihm selbst auf, wie schnell er den Alten über der neuen Bekanntschaft vergessen hatte.

Pastor Valentin blieb bei den beiden Amtsbrüdern stehen. Er sprach seine lebhafte Freude über das aus, was er im Laufe des Nachmittags gehört hatte. Sein gutes, altes Gesicht leuchtete von ehrlicher Bewunderung, als er auf die außerordentliche Gelehrsamkeit zu sprechen kam, die Polani in seinem Vortrage entwickelt habe. Er meinte, daran werde er nun wieder für Wochen zehren. Dann bat er Gerland, ihn doch ja einmal in Göhdaberg aufzusuchen. Gerland versprach, der Einladung Folge zu leisten.

Inzwischen war die Pastorin heruntergekommen, sie bat um Entschuldigung, daß sie solange habe warten lassen, und stieg ein. Gerland mußte sich auf Wunsch des Ehepaares neben die Frau Pastorin in den Vordersitz setzen. Polani nahm ihnen gegenüber auf einem niedrigen Sitze Platz. So ging es rasselnd über das holperige Pflaster des Ringes, zur Stadt hinaus.

* * *

Die Fahrt versprach schön zu werden. Die drückende Hitze des Tages wich eben einem klaren, windfrischen

Abende. Nicht eine Wolke war zu entdecken; der Wagen flog angenehm federnd auf der Landstraße dahin, die Pastorin, in einem vom Luftzuge leicht geschwellten Staubmantel, lehnte bequem in die Kissen zurück, den Schirm über sich von roten Strahlen umflutet. Die Gegenwart der schönen Frau erfüllte den jungen Mann mit einem wohligen Gefühle von Behagen.

Man fuhr an einzelnen Villen, die aus der Stadt herausgebaut waren, an Gärten und Fabriken vorüber. Die drei waren in der Laune, alles schön und bemerkenswert zu finden. Man besprach, was sich zeigte, lernte einander dabei kennen, ohne sich auszuforschen.

Die Landstraße lief in einem breiten Tale hin, dem Laufe eines Flüßchens entgegen, das sich weidenbesäumt durch flache Wiesen schlängelte. Durch Dörfer ging's, mit manchem schönen Herrensitze, der stolz über Bauerngehöfte und Gärtnerwohnungen emporragte.

Baumgruppen und Häuser schwammen in der Ferne bereits ineinander, über den Wiesen schwebte ein leichter Dunst; der Himmel erschien heller als zuvor und leuchtete am Horizonte in gelbweißer Färbung.

Die Pastorin hatte ihren Schirm vor einer ganzen Weile herabgespannt und hüllte sich enger in ihren Staubmantel. Die beiden Männer zogen die Überzieher an; vom Wasser her kam ein kühler Zug.

Plötzlich wendete sie sich wieder an Gerland: „Mein Mann erzählte mir schon heute früh von Ihnen, als er Sie beim Superintendenten kennen gelernt hatte.“ — Sie stockte, legte ihrem Gatten die Hand aufs Knie und fragte: „Arthur, darf ich?“ —

„Erzähle nur, wenn du willst. Ich habe ja, soviel ich mich entsinne, nichts Ungünstiges über Pfarrer Gerland geäußert.“

„Mein Mann erzählte mir, er habe soeben einen Amtsbruder kennen gelernt, dessen Erscheinung und Wesen — so sagtest du, glaube ich — ihm sofort aufgefallen sei, und dessen Bekanntschaft er gern weiterpflegen möchte.“

„Ich hatte genau dieselbe Empfindung Ihrem Gatten gegenüber,“ versicherte Gerland.

„Ach, sehen Sie, und darum freue ich mich so, daß Sie unsere Einladung angenommen haben.“

Die Dämmerung, welche den Gesichtsausdruck zu verhüllen begann, begünstigte die Offenheit, mit der die Unterhaltung jetzt geführt wurde. Allen dreien tat die gegenseitige Anerkennung wohl. Für Gerland war die Zuvorkommenheit dieser Frau wie ein süßer Trank, der ihn mit sanftem Rausche umnebelte.

Von der Bedenklichkeit, die ihm Frauen gegenüber sonst eigen war, fühlte er sich heute ganz befreit; er legte auf einmal Talent zur Unterhaltung an den Tag. Da sie ihn nach seiner Familie und seinem früheren Leben fragte, erzählte er eine Menge Dinge, über die er kaum jemals zu irgendeinem Menschen gesprochen hatte. Voll geheimem Entzücken merkte er, daß er fessele mit seinen Erzählungen.

Auch über Breitendorf und seine jetzige Lebensweise wollte sie hören. Merkwürdig, er berichtete darüber in komischem Tone. Noch nie war es ihm bisher eingefallen, seine Umgebung von der lächerlichen Seite zu betrachten. Das Lachen dieser Frau verführte ihn dazu. Die Sprache der Leute, ihre hinterwäldlerischen Sitten und Gewohnheiten, mußten herhalten, um sie zu unterhalten. Auch über die Pastorin Menke machte er sich lustig. Sie fragte sofort, wie alt diese Frau sei, und neckte ihn mit der reizenden Witwe.

Von Doktor Haußner und seiner Tochter erzählte Gerland nichts, obgleich es ihm ein paarmal auf der Zunge lag, auch davon anzufangen. Wie unendlich weit schien ihm alles gerückt, was sonst sein Interesse am lebhaftesten in Anspruch nahm; er befand sich in einem beseligten Taumel — so leicht, so frei, so zum Leichtsinn aufgelegt.

Man hatte inzwischen das Flußtal verlassen und fuhr über einen bewaldeten Bergrücken. Als der Wald aufhörte, zeigten sich rechts und links der Straße wieder Häuser, im Villenstil gehalten und in abgeschlossenen Gärten gelegen. Dann kreuzte man eine Promenade; von einem erleuchteten Gebäude her ertönte Musik. Der Kursaal, wie Polani erklärte. Man war in Annenbad angelangt.

Die evangelische Kirche lag am äußersten Ende des Städtchens, das Pfarrhaus dicht daneben.

Ein Mädchen öffnete; man begab sich in ein Parterrezimmer. Hier stand der Tisch gedeckt, die Pastorin legte eigenhändig ein drittes Kuvert auf. Auf einem Nebentische glänzte der Teekessel, dessen Wasser bald zu brodeln anfing.

Etwas wie Neid stieg in Gerland auf gegen Polani, der alles dies so als selbstverständlich hinnahm, mit ruhiger Würde sein Abendbrot verzehrte und gar nicht zu empfinden schien, welch entzückendes Wesen ihm den Tee zurecht machte.

Seit drei Jahren waren sie verheiratet. Kinder schienen sie nicht zu haben — Gerland hatte mehrfach an diese Möglichkeit gedacht, aber nicht zu fragen gewagt.

Die Tafel war reich besetzt. Gerland erneuerte alte Bekanntschaften mit Delikatessen, die er in seiner Breitendorfer Eremitage nie zu sehen bekam. Das

Geschirr, die Ausstattung des Zimmers waren eleganter, als Gerland sie je zuvor in einem evangelischen Pfarrhause gesehen.

Manches von Dornigs hämischen Bemerkungen stieg jetzt wieder in Gerlands Erinnerung auf. Etwas Kaltes lag in Polanis Zügen, das Auge war nicht seelenvoll, der Mund konnte Härte ausdrücken. Mit dem überscharfen Auge des Eifersüchtigen beobachtete Gerland den Verkehr der beiden Eheleute. Polani bat um ein Stück Brot; sie sprang auf und schnitt es am Büfett. Gerland nannte dies Tyrannei in seinem Herzen. Sie bot sich an, dem Gatten die Kartoffeln zu schälen; der Eifersüchtige fand, daß er sich bedienen lasse wie ein Pascha.

Polani ließ es sich schmecken, er zog das Mahl in die Länge. Auf seinen Befehl wurde noch eine Flasche besonderen Rheinweins aus dem Keller hervorgeholt. Der Wirt stieß auf das Wohl des Gastes an. Seine Kordialität erweckte nur Gerlands ärgerliche Mißbilligung; es schien also doch wahr, Polani war in Materialismus versunken.

Gerland war einsilbig geworden; Polani leitete jetzt das Gespräch. Anknüpfend an eine auf der Fahrt gemachte Bemerkung, sprach er über die Gegenreformation und besonders über die Tätigkeit des Jesuitenordens. Gerland konnte sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der andere große Kenntnisse besitze und sie interessant vorzubringen wisse. Aber der Gedanke, daß all dies angelerntes Wissen, und daß Polani im Grunde doch nur ein Doktrinär sei, tröstete ihn geradezu.

* * *

Erst gegen Mitternacht fand sich Gerland auf seinem Schlafzimmer allein. Es erschien ihm unnütz, zu Bett zu gehen; er kannte sich darin, in solcher Stimmung konnte er nicht einschlafen. Von einem bequemen Lehnstuhle aus, das großblumige Muster der Tapete verfolgend, ließ er sich von der Flutung seiner Gedanken tragen.

Wie schnell sich Beziehungen zwischen Menschen anknüpfen! Vor zwölf Stunden hatte er nichts davon geahnt, daß diese Frau überhaupt in der Welt lebe, und jetzt war es ihm schon, als sei er seit Jahren mit ihr befreundet.

Immer wieder durchlebte er den verflossenen Nachmittag, wog jedes ihrer Worte wie einen Schatz, den der Finder liebäugelnd nach allen Seiten dreht und wendet. Er hatte Eindruck auf sie gemacht, er gefiel — sie bewunderte ihn wohl gar — das schien aus ihren Worten und noch mehr aus ihren Blicken — diesen besonderen Blicken, die sie für ihn gehabt, hervorzugehen. Wie süß dieses Bewußtsein war, sich verstanden zu wissen von einer Frau. Er nannte es vor sich selbst „verstanden".

Einzelne Gedanken standen als Ankläger gegen ihn auf. Sein Verhalten war sittlich nicht zu rechtfertigen, aber es gab Entschuldigungen für ihn. War eine Seelenfreundschaft etwas Verbotenes? — Würden nicht einem solchen Verhältnisse die edelsten Keime entsprießen? Was ihn heute erhoben und beseligt hatte, konnte unmöglich schlecht sein.

Und doch konnte er sein Verhalten mit der Lehre des Heilands nicht in Einklang bringen. Es herrschte wieder jener Zwiespalt in seiner Seele, wie in allen wichtigen Augenblicken des Lebens. Das Christentum

beherrschte eben doch nicht sein Dasein, so wie er es fordern mußte. Von hundert seiner Gedanken waren gewiß neunundneunzig weltlicher Natur. Dieses Bewußtsein, das ihn als jungen Menschen zu blutigen Tränen und leiblichen Kasteiungen getrieben hatte, überfiel ihn auch jetzt wieder mit ganzer Trostlosigkeit.

Er war lange nicht schlicht genug, ihm fehlte jene Demut und Einfalt, wie sie die ersten Christen ausgezeichnet haben mochte. Unter tausend äußeren Interessen verlor sich bei ihm jene große, starke Liebe, die den ganzen Menschen durchdringen soll. Er war viel zu sehr moderner Mensch, voll Skepsis und Nervosität.

All dem ansteckenden Wesen hatte er entfliehen wollen. Aus dem Gefühle dieser Krankheit heraus war in ihm der Wunsch nach Einsamkeit, Weltabgeschiedenheit, einfachen Menschen erwachsen; deshalb war er nach Breitendorf gegangen.

Was hatte es ihm genützt! Die Versuchung, der er entwichen, war ihm nachgezogen, oder vielmehr, er hatte ihre Keime mit sich hinausgetragen. Wieder war das Gleichgewicht seiner Seele gestört. Das Fleisch, das er kreuzigen sollte, wollte leben. Und in alter bekannter Gestalt standen die Gespenster des Zweifels um ihn.

IX.

„Lieber Pastor!“ meinte Polani beim Frühstück. „Sie haben die Wahl, wollen Sie sich mir anschließen, ich habe einen Gang vor in die Parochie; oder ziehen Sie vor, in Gesellschaft meiner Frau sich unseren Ort anzusehen? — Aber, wie gesagt — ganz wie Sie wollen.“

Die Pastorin antwortete an seiner Stelle: „Laß Herrn Gerland nur mit mir gehen, Arthur; er muß

doch den Kursaal sehen und die Promenade. Nicht wahr, Herr Gerland, das macht Ihnen mehr Spaß, als langweilige Krankenbesuche; gestehen Sie es nur offen!"

„Von einer freien Wahl ist da kaum mehr die Rede," meinte der Gatte spottend.

Polani machte sich sofort nach dem Frühstück auf den Weg.

Die Pastorin lief ihm nach, als er schon in der halbgeöffneten Türe war, und umarmte ihn. Polani lächelte, küßte sie mit kühler Miene auf die Stirn und ging dann.

Sie kehrte errötend zu Gerland zurück. Befangenheit beherrschte die beiden während der nächsten Minuten. Die Frau war voll unnatürlicher Gesprächigkeit; dann kam sie auf einen Einfall, der beiden wie eine Erlösung erschien:

„Ich will Ihnen doch mal unser Haus zeigen." —

Sie führte ihn durch eine Flucht von Zimmern. Vor allem in ihrem Salon gab es viel zu sehen. Als er die bunte, exzentrische Einrichtung dieses Raumes betrachtete, überkam ihn ein Gefühl des Befremdens; er faßte sich ein Herz und sagte ihr, daß er solchen Luxus in Pfarrhäusen nicht gewohnt sei.

Sie lachte, seine Bemerkung schien ihr nicht zu mißfallen. „Ich bin auch keine gewöhnliche Pastorsfrau — will es gar nicht sein," meinte sie und sah ihm übermütig in die Augen; dann etwas ernster: „Machen Sie mir wirklich einen Vorwurf daraus, daß ich ein wenig Geschmack besitze? Sehen Sie, man muß doch einen Spaß haben in der Welt!"

Das Studierzimmer des Pastors lag neben ihrem Salon; es war einfacher eingerichtet. Eine ansehnliche Büchersammlung nahm den größten Teil der Wände

ein. Gerland konnte sich eines Ausrufes staunender Freude nicht enthalten, als er die wohlgeordneten Reihen sah. Der bloße Anblick dieser prächtigen Rücken sprach für Echtheit und Gehalt der dickleibigen Bände. Er wollte sich daran machen, die Titel zu studieren; aber sie rief ihn davon weg, nach dem Schreibtische des Gatten. Hier standen Photographien in glänzenden Rahmen. Sie nahm eines der Bilder zur Hand und wischte den Staub davon; sie selbst war es, im Ballkleide mit bloßen Schultern und Armen. „Das bin ich als Mädchen," sagte sie und reichte ihm das Bild. „Seit ich verheiratet bin, habe ich keinen Schritt mehr getanzt. — Würden Sie Ihrer Frau das Tanzen verbieten, Herr Gerland?" —

„Ich glaube — ja!"

„Ach, wie langweilig!" — Sie setzte das Bild schnell wieder an seinen Ort. Er wollte seine Ansicht begründen, aber sie ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Lassen Sie nur, ich sehe schon, Sie sind auch so — wie soll ich sagen —"

Dann sprang sie auf ein anderes Thema über. „Dort ist die Büchersammlung; das ist Arthurs ganze Passion. Er ist der reine Bücherwurm, sage ich Ihnen. Er kann es gar nicht vertragen, wenn ich ihn beim Lesen störe. Das ist, glaube ich, das Einzige, womit man ihn wirklich böse machen kann. — Ich lese übrigens auch sehr viel, er hat mich damit angesteckt. Was soll man schließlich den ganzen Tag anfangen!"

„Was lesen Sie hauptsächlich, wenn ich fragen darf?"

„Alles, was er mir gibt. — Wissen Sie, Herr Gerland, mein Mann ist ein sehr gescheiter Mensch, das glauben Sie wohl gar nicht?"

Gerland erklärte, daß er sich davon in den ersten zehn Minuten der Bekanntschaft überzeugt habe.

Sie begann ihren Mann zu preisen, geradezu als wolle sie ihn verteidigen — gegen wen, war nicht abzusehen.

Dann plötzlich rief sie: „Jetzt wollen wir ausgehen; bitte, warten Sie hier einen Augenblick, ich will mich zurecht machen.“

Sie blieb lange weg. Gerland fand inzwischen Muße, die Büchersammlung zu mustern; theologische Schriften wogen vor. Er fand da von den Kirchenvätern und den Reformatoren die hervorragendsten Namen vertreten. Dann die mittelalterliche Scholastik und Mystik. Von den Philosophen: Wolf, Leibniz, Spinoza, Kant, Jacobi, Herder, Fichte; von den neueren: Schleiermacher, Hegel, Feuerbach, Lange, die Tübinger Schule, die englischen Moralisten, den Rationalismus in seinen bedeutendsten Vertretern, bis herab zur modernsten Theologie. —

Manches Buch war da, das man nicht auf dem Bücherbrette eines Geistlichen gesucht hätte. Französische, englische und deutsche Unterhaltungsbücher standen in einer besonderen Abteilung.

Die Pastorin trat jetzt in das Zimmer, in hellem Promenadenkleid; Hut und Schirm von gleicher Farbe.

Sie verließen das Haus durch die Hintertür und schritten durch den Pfarrgarten. Gerland sprach seine Bewunderung über die Blumen aus; sie bekundete keinerlei Interesse dafür. „Das besorgt alles eine Frau von nebenan,“ meinte sie.

„Wollen Sie etwa die Kirche sehen?“ fragte sie, stehen bleibend. „Viel ist nicht daran; übrigens, das können Sie auch ein andermal, wenn Sie wiederkommen.

Und dann müssen Sie Arthur predigen hören; während der Badesaison ist die Kirche immer so voll, daß kein Apfel zur Erde kann." —

Durch ein Pförtchen am Ende des Gartens gelangte man direkt in die Anlagen des Badeortes.

Gerland sah unter ihrer Führung die Hauptsehenswürdigkeiten: das Kurhaus, die Wandelbahn, das Brunnenhaus. Auf Veranlassung der Pastorin mußte er auch einen Becher des Hauptquells trinken.

Auf der Brunnenpromenade erregte ihre Erscheinung ein gewisses Aufsehen, von vielen wurde sie gegrüßt.

Man schritt jetzt eine schattige Kastanienallee hinab, daneben lief die Fahrstraße. Die Aufmerksamkeit der Pastorin wurde plötzlich durch einen eleganten Zweispänner in Anspruch genommen, der die Straße herabkam. Ein Herr in hellem Anzuge saß auf dem Bocke, hinter ihm der Kutscher in dunkelblauem Livreerock mit verschränkten Armen.

Der Herr auf dem Wagen schien die Frau Pastorin erkannt zu haben. Er parierte die Pferde aus stärkstem Trabe, warf dem Kutscher die Zügel zu, sprang vom Wagen und kam über den frisch angesäten Rasenstreifen, der die Promenade begrenzte, auf sie zugeschritten. Schon von weitem zog er den Strohhut, riß sich die Fahrhandschuhe von den Händen. Dann als er vor ihr stand, verbeugte er sich tief und küßte ihr die Hand.

Der Herr mochte Ende der zwanzig sein. Er war von großer, hagerer Figur mit langgezogenem, bartlosem Gesicht von braunroter Farbe, aus dem eine scharfe Hakennase weit vorsprang. Beim Lachen zeigte sein großer Mund starke, gesunde Zähne. Der Kopf war auffällig und glich in seiner vornehmen Häßlichkeit einem rassigen Pferdegesicht. Das Haar war fast bis

auf die Kopfhaut geschoren, der magere Hals mit dem ausgeprägten Kehlkopfe ragte aus einem blauen Hemdkragen hervor. Die außerordentliche Magerkeit dieser langen Gestalt wurde etwas durch den weiten, bauschigen Flanellanzug verdeckt.

So stand er vor der Pastorin, den Hut in der Hand. Sie bat ihn schließlich, sich zu bedecken. Sie machte die Herren miteinander bekannt; zu Gerlands Staunen hörte er den Namen: Graf Mahdem.

Hatte er in diesem jungen Manne wirklich seinen Patronatsherrn vor sich? Dem Alter nach konnte er es immerhin sein. Gerland hatte kurz nach seinem Antritt dem Patron von Breitendorf den schuldigen Besuch auf seiner Herrschaft Althaus gemacht, ohne ihn anzutreffen. Es hieß damals, der Graf sei noch nicht von Berlin zurück.

Man schritt jetzt die Allee zu dreien herab. Gerland war verwundert über den kordialen Ton, den Graf Mahdem der Pastorin gegenüber anschlug. Die Hände in den Rocktaschen, schritt er nachlässig neben ihr her, halb ihr zugewandt und ihr unverfroren ins Gesicht blickend.

Sie schien sein Benehmen nicht unpassend zu finden. Leicht und elastisch schritt sie dahin, sah sich selbstbewußt um, nicht unangenehm berührt, daß die Blicke der zahlreichen Spaziergänger auf sie und die außergewöhnliche Erscheinung ihres Begleiters gerichtet waren.

So bummelte man wohl ein halbdutzendmal auf und ab; der Graf klemmte hin und wieder sein Monokle ein und musterte die Badegäste. Aus einigen Bemerkungen, die er machte, erfuhr Gerland, daß die Hauptquelle des Badeortes Eigentum des Grafen sei.

Am unteren Ende der Allee erschien jetzt Polani

zu Gerlands großer Freude, der sich so ganz außerhalb der Unterhaltung in peinlicher Lage befand. „Ah, da ist ja auch der Gatte," rief der Graf.

Polani schien ebenfalls gut mit dem Grafen bekannt zu sein. Man schüttelte sich lebhaft die Hände. „Ich habe wirklich fabelhaftes Glück," meinte der Graf, „komme hierher, um mal den Brunnen zu visitieren, und treffe gleich Herrn und Frau Pastor."

„Sie kommen doch zu Tisch zu uns, Herr Graf," bat die Pastorin. Der Eingeladene verbeugte sich tief.

„Also um zwei Uhr," meinte sie. „Sie sehen, wir halten an der spießbürgerlichen Mittagsstunde fest."

Graf Mahdem verabschiedete sich von ihr, indem er ihr abermals den Handschuh küßte, dann trat er zu Gerland, der bis dahin nicht für ihn existiert hatte; er reichte ihm die Hand und meinte: „Es freut mich, Sie kennen gelernt zu haben, Herr Pastor; habe sehr bedauert, daß Sie sich im Frühjahr umsonst nach Althaus bemüht haben. Hoffe ein andermal!" —

Damit riß er den Hut noch einmal vom kahlgeschorenen Kopfe und eilte dann im Laufschritt nach seinem Wagen, der auf der Straße nebenan hielt.

Gerland hatte sich seinen Patronatsherrn etwas anders vorgestellt. Er äußerte diese Ansicht unverhohlen Polani gegenüber.

„Machen Sie mir den nicht schlecht," fiel die Pastorin ein; „er ist ein ganz reizender Mensch."

Auch Polani rühmte ihn. Nach seiner Aussage war der Graf ein junger Mann von nicht alltäglicher Begabung.

Im Laufe des Gespräches erfuhr Gerland, daß Polanis Bekanntschaft mit dem Grafen älteren Ursprungs sei. Polani war in seiner Kandidatenzeit Erzieher

in einem Magnatenhause gewesen, dort hatte er den jungen Grafen Mahdem, einen Verwandten, mit erzogen.

Man schritt jetzt dem Pfarrhause zu. Die Pastorin wollte, wie sie sagte, noch einige Vorbereitungen für den unvorhergesehenen Gast treffen.

„Ich habe Diakonus Fröschel für heute zu Tisch gebeten, Agatha," erwähnte Polani.

„Den Diakonus!" rief sie und blieb mitten auf dem Wege stehen.

„Ja, ich wünschte, daß Pastor Gerland ihn kennen lernen solle."

„Gerade heute, wo der Graf bei uns speist, diesen Menschen! — Kannst du das nicht rückgängig machen?"

„Nein! Das wäre eine Beleidigung, die ich Fröschel nicht antun will."

„Ach, bei dem kommt's nicht darauf an. Bestelle ihn doch auf ein andermal."

„Nein, Agathe, das geht nicht!" sagte er sehr bestimmt.

„Das ist wirklich zu fatal!" rief sie, verzog das Gesicht und warf dem Gatten einen feindseligen Blick zu.

Polani zuckte nur die Achseln.

„Nun ist mir der ganze Spaß verdorben." Gerland bemerkte Wasser in ihren Augen.

* * *

Bei Tisch war sie wieder in der besten Laune. In einem ausgeschnittenen, schwarzen Kleide, das ihren schönen Hals zur Geltung brachte, saß sie zwischen dem Grafen und Gerland. Von ihrem vorigen Grame war nicht das geringste zu bemerken.

Graf Mahdem, im Gehrock, mit hohem, steifem Kragen und mattleuchtender Perle in der seidenen

Krawatte, sah jetzt einem Standesherrn entschieden ähnlicher als zuvor.

In Diakonus Fröschel hatte sich ein unansehnlicher, blasser Mensch vorgestellt, der eine Brille trug und sich linkisch verbeugte. Es lag etwas Frühreifes, vorzeitig Gealtertes in diesem kleinen, runden Gesicht, das die kurzen, unausgeprägten Formen eines Kinderkopfes trug. Als er mit seinem abgetragenen Rock und den plumpen Stiefeln eintrat, begriff Gerland das Benehmen der Pastorin. Ihre Miene nahm einen nervös ängstlichen Ausdruck an, als der Diakonus dem Grafen vorgestellt wurde. Aber dieser reichte auch ihm huldvoll seine lange, magere Hand.

Im übrigen existierten weder Gerland noch Fröschel für den Grafen. Seine Aufmerksamkeit war völlig durch die Pastorin in Anspruch genommen. Er berichtet ihr vom Leben der Berliner Hofkreise, und sie hing an seinen Lippen. Ein paar Anekdoten erzählte er, die eine starke Zumutung an ihre Leichtgläubigkeit bedeuteten. Sie lachten beide viel, auch wenn wenig Grund dazu vorlag. Ein bewußter Übermut schien sie zu beseelen. Die triumphierenden und dabei doch schuldbewußten Blicke, die sie hin und wieder nach dem Gatten und Gerland gleiten ließ, schienen zu forschen, ob ihr Benehmen jenen auch den erwünschten Verdruß bereite.

Gerland blickte voll Neugier auf Polani. Dessen Mienen blieben völlig kalt, nichts in seinem Wesen deutete auf Eifersucht.

Diakonus Fröschel beteiligte sich nicht an dem Gespräche, obgleich Polani wiederholt den Versuch machte, den bleichen, stillen Menschen in die Unterhaltung zu ziehen. Aber jener schien sich auf das Zuhören beschränken zu wollen. Mit kleinen, tief im Kopfe

lagernden Augen blickte er um sich, lächelte hin und wieder trübe zu einzelnen Bemerkungen. Es war merkwürdig, diese Züge wurden durch ein Lächeln nicht aufgeheitert, sie erschienen noch um einen Grad melancholischer.

Polani legte eine Belesenheit und Detailkenntnis an den Tag, welche Gerland sehr bald zwang, die Rolle des Zuhörers anzunehmen. Dann wurde durch eine plötzliche Wendung des Gespräches naturwissenschaftliches Gebiet gestreift. Hier zeigte Polani eine gewisse Reserve, die Gerland nicht entging. Daß er die Ergebnisse der neuesten Forschung kenne, und daß er Stellung dazu genommen, nahm Gerland von einem Manne, wie Polani, an. Es reizte ihn ungemein, gerade hierhin die Ansichten des älteren Amtsbruders zu erkunden; daß Polani ein Mensch sei, der sein Innerstes mit vielfachen Verkleidungen verschanzt hielt, war ihm nachgerade klar geworden.

Gerland machte einige Bemerkungen, die als Köder dienen sollten, auf den jener stoßen möchte. „Das scheint mir die größte Frage für den gebildeten Christen," meinte er, „ja vielleicht die größte Frage unserer Zeit überhaupt: Wie setzt man sich mit der naturwissenschaftlichen Weltanschauung auseinander? Wie stellt man sich zu den Resultaten der Forschung? Denn daß Resultate, ganz bedeutende Resultate, vorliegen, das können und dürfen wir doch nicht leugnen, wenn wir ehrlich sein wollen."

Noch ehe Polani geantwortet, mischte sich hier auf einmal die Pastorin ganz unerwarteterweise ins Gespräch:

„Naturwissenschaftliche Forschung?" ließ sie sich vernehmen, „damit meinen Sie wohl Darwin? Pfui!

Von dem mag ich gar nichts hören. Vom Affen stammen wir nicht ab — das ist ja zu geschmacklos."

Gerland konnte sich nicht enthalten, zu lachen. Diakonus Fröschel rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her und rieb sich nervös die Hände.

„Meine Ansicht ist die," sagte der Graf, von der anderen Seite des Tisches, „daß man mit solchen Dingen nicht spaßen soll; dazu sind sie viel zu ernst." Sein Gesicht nahm dabei einen indignierten Ausdruck an.

Gerland glaubte, daß diese Bemerkung seines Patronatsherrn auf ihn gemünzt sei; er sann noch über eine passende Antwort nach, als zu seinem nicht geringen Staunen Diakonus Fröschel das Wort ergriff:

„Natürlich sind das sehr ernste Dinge, die ernstesten, die es überhaupt gibt. Aber gerade deshalb soll man sich mit ihnen abgeben, nicht sie totschweigen. — Ein Vogelstraußverfahren ist hier geradezu Verbrechen."

Der Diakonus hatte das hastig hervorgestoßen; er war noch bleicher als sonst, und Gerland fühlte ihn neben sich zittern.

Das lange Gesicht des Grafen wurde noch länger; er öffnete den Mund, ohne etwas zu sagen.

Die Pastorin, wohl in der Absicht, der fatalen Situation ein Ende zu bereiten, rief: „Daß solche Bücher überhaupt gedruckt werden dürfen, begreife ich gar nicht!"

„Welche Bücher?" fragte Gerland.

„Nun, eben solche — das müßte verboten werden."

„Allerdings eine einfache Lösung der Frage," meinte Fröschel halblaut.

Graf Mahdem hatte sich inzwischen so weit von seinem Staunen erholt, daß er eine Antwort geben konnte. „Es ist ein trauriges Zeichen der Zeit, daß

freie Ansichten selbst unter den Theologen Anhänger zu finden scheinen. Kein Wunder dann allerdings, wenn die Verwilderung im Volke erschreckende Fortschritte macht.“

Er sah sich herausfordernd um, ob jemand hierauf noch etwas erwidern würde.

Fröschel wollte etwas sagen, verstummte aber plötzlich; das traurige Lächeln erschien wieder auf seinem kränklichen Gesichte, während er in sich zurücksank.

Der Graf schien sich als Sieger zu betrachten, er nahm eine selbstzufriedene Miene an, und bald darauf hörte Gerland, wie er die Pastorin fragte: „Haben Sie ‚Auf Gottes Wegen‘ gelesen, gnädige Frau? Ein wirklich gutes Buch, von einem positiven Christen geschrieben; wenn Sie gestatten, schicke ich es Ihnen zu.“

* * *

Im Salon der Pastorin, wo man nach Tisch den Kaffee einnahm, hatten sich Gerland und Diakonus Fröschel, abseits von den anderen, in einer Fensternische zusammengefunden. Jeder von ihnen hatte viel Unausgesprochenes auf dem Herzen behalten.

Mit Staunen sah Gerland, wie der stille Mensch, der ihm einen knabenhaft unbedeutenden Eindruck gemacht hatte, sich als eine höchst eigenartige Individualität entpuppte. Schmalschultrig, mit gekrümmtem Rücken, stand der kleine, gebrechliche Mann vor ihm, nervös die Finger gegeneinanderreibend. Das Tischgespräch hatte Fröschel offenbar an einer empfindlichen Stelle verletzt. Auf seinen Backen zeigte sich etwas wie Röte; die kleinen, versunkenen Augen funkelten unstet hinter den Brillengläsern.

Man hatte zunächst einige allgemeine Bemerkungen

gewechselt: über Herkunft, Studienzeit und gemeinsame Bekannte. Aber das waren nur Präliminarien; jeder wußte von dem anderen, daß er ihm Bedeutsameres mitzuteilen habe, und jeder wartete auf den anderen, daß er den Anfang machen solle.

Nachdem man so eine Weile Fühler nacheinander ausgestreckt hatte, nahm plötzlich Fröschel die Hände auf den Rücken, richtete sich auf und blickte Gerland mit einem scharfen Blicke an. „Sie sprachen da vorhin von dem Gegensatze zweier Weltanschauungen," sagte er, „der religiösen und der wissenschaftlichen — so will ich mich einmal der Kürze wegen ausdrücken. — Sie schienen beiden Anschauungen Existenzberechtigung zuzugestehen. — Habe ich Sie darin recht verstanden?"

„Allerdings! Und ich sagte, daß es mir das größte Problem der Zukunft erscheine, wie diese beiden sich scheinbar ausschließenden Weltanschauungen zu vereinigen seien." —

„Die eine Weltanschauung wird die andere vernichten, das scheint mir die einzig mögliche Lösung."

„Sie halten ein Aufgehen ineinander für ausgeschlossen?"

„Für völlig ausgeschlossen! Ebensogut könnten Sie hoffen, daß sich Wasser und Feuer dermaleinst zu einem neuen Elemente vereinigen lassen möchte. Freilich, bei Gott ist alles möglich; aber das werden Sie mir zugeben, Wunder sind keine Argumente — und, wie eine derartige Vereinigung ohne ein Wunder eintreten könnte, kann ich nicht absehen."

Gerland blickte mit wachsendem Staunen auf den Sprecher. Auf was für einen merkwürdigen Gesellen war er da gestoßen!

„Entweder man glaubt," rief Fröschel, „oder man

glaubt nicht. Tertium non datur! Die eine Weltanschauung schließt die andere aus."

Er blickte Gerland herausfordernd an und wippte sich auf den Spitzen seiner plumpen Stiefeln.

„Erlauben Sie," erwiderte ihm Gerland, „hier handelt es sich doch eigentlich gar nicht um verschiedene Weltanschauungen."

„So, um was denn?"

Gerland suchte für einen Augenblick nach Worten, um einen ihm selbst noch nicht geläufigen, eben erst gefundenen Gedanken auszuprägen. „Nicht um eine Weltanschauung handelt es sich, sondern um eine Fähigkeit, um eine Disposition der Seele, wenn Sie so wollen. Glaube, das heißt in diesem Sinne Fähigkeit, sagen wir: Wille zum Glauben. Den objektiven Glauben, das Dogma, allerdings wird man schwer vereinigen können mit den Resultaten moderner Forschung. Hier steht eben Theorie gegen Theorie, System gegen System. Aber der Glaube, von dem ich spreche, ist ein subjektiver, eine Fähigkeit, ein bestimmter Zustand der Seele."

„Also ihr Glaube wäre am letzten Ende einer Kantschen Kategorie sehr ähnlich —"

„Jetzt haben wir uns verstanden."

„Was Sie da sagen, klingt nicht gerade sehr lutherisch; damit kommen wir auf die trostloseste aller Lehren, die Prädestinationslehre. Der eine ist von vornherein zum Glauben befähigt, der andere zum Unglauben — kann es etwas Gröberes, etwas Roheres geben? Der Mensch ist der Spielball höherer parteiischer Mächte. Dann ist alles Zufall. Persönliche Freiheit, Individualität, Selbstzucht haben damit ein Ende. Glauben Sie mir, in den Abgrund dieser Frage habe ich geblickt. Der Glaube ist eine Fähigkeit. Damit

verdammen wir alle Suchenden, alle Zweifelnden, die nach neuer Wahrheit dürsten — also die Besten. Die alle werden, wenn Ihr Wort wahr ist, in Verzweiflung getrieben."

„Natürlich, die Fähigkeit zum Glauben kann auch verscherzt werden," meinte Gerland voll Eifer, „wie alle guten Eigenschaften, die Gott in uns gelegt. Nicht umsonst sagt Christus: ‚Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählet.'"

„Und Paulus sagt: ‚So erbarmet er sich nun, welches er will, und verstocket, welchen er will,'" erwiderte Fröschel. „Sie sehen, ich kenne mein Neues Testament auch."

„Ich kann mein Herz verstocken gegen die göttliche Gnade. Wer nicht glaubt, verfinstert sein Gewissen."

Fröschel blickte den anderen mit schnellem, forschendem Blicke von der Seite an, als wollte er fragen: „Meinst du das wirklich aufrichtig?" Dann flog ein Zug von Spott um seinen Mund. „Um so schlimmer für den armen Schächer von Menschen! Vielleicht ist ihm die Fähigkeit zum Glauben, von der Sie sprachen, von Natur versagt, dann kann er sich von vornherein die Worte über Dantes Infernum zum Wahlspruche nehmen. Oder er gehört zu den Auserwählten — auch dann ist er nicht sicher, in der Gotteskindschaft zu bleiben. — Nein, mit Ihrer Erklärung kommen wir nicht weiter. Sie übersehen, daß der Glaube zwei Seiten hat, von denen die eine nicht ohne die andere bestehen kann. Subjektiver und objektiver Glaube müssen sich decken. Ich habe alles zu glauben oder nichts. Denn die christliche Lehre ist ein System, und man kann nicht willkürlich einzelne Steine herausreißen, ohne das Ganze zum Sturze zu bringen. Behaupten, daß man nicht an

die Empfängnis durch den heiligen Geist und die Himmelfahrt glauben könne, wohl aber an die Auferstehung und Erhöhung, das ist entweder Mangel an Logik oder Mangel an Wahrhaftigkeit. Es kommt eben schließlich doch auf das heraus, was ich behauptet habe. Unglaube und Glaube schließen einander aus. Darüber gibt es nur zwei Brücken, und beide sind schlecht. Kompromiß heißt die eine — unsere weichliche, verbildete Generation benutzt sie mit Vorliebe — den ernstlich Suchenden, der nicht Bequemlichkeit will, sondern Wahrheit, den trägt diese Brücke nicht. Das andere Mittel, den Abgrund zu verdecken, ist das schlimmere: die Lüge. Ich spreche hier nicht von Selbstbetrug, verstehen Sie mich wohl; von der Lüge, von der bewußten Lüge, spreche ich. Ich könnte Beispiele anführen, wenn ich wollte, aus nächster Nähe. Man kann sehr hoch angesehen sein und über und über von Tugend und Ehrbarkeit glänzen — und dabei ein Lügner und Schauspieler sein durch und durch!" —

Der kleine Mann war sehr erregt, auf seinen Backenknochen zeichneten sich runde, rötliche Flecke ab. Es lag etwas persönlich Gereiztes, Giftiges in seinen letzten Worten. Er sprach hastig und mit gedämpfter Stimme, häufig nach dem anderen Ende des Zimmers blickend, wo Polani, der Graf und die Pastorin bei Kaffee, Zigarre und Likör um einen kleinen, niederen Tisch saßen. Es war keine Gefahr vorhanden, daß jene ihn hören konnten, sie waren ganz mit sich selbst beschäftigt und schienen sich, ihrem häufigen Lachen nach zu schließen, vortrefflich zu unterhalten.

Gerland folgte unwillkürlich Fröschels Blicken. Wen meinte er — den Grafen? Daß er von Polani in dieser Weise sprechen könne, wollte Gerland nicht in den Sinn.

Wie eine Antwort darauf erklang es aus Fröschels Munde: „Tausendmal lieber, als solche Schlangen, sind mir Leute, wie der Graf dort. Sie werden sich vielleicht gewundert haben, daß ich heute mittag auf seine letzte Bemerkung nichts erwiderte. Es gibt ein Stadium des Dünkels, das unangreifbar ist. Aber solche Leute sind wenigstens konsequent und aus einem Gusse in ihrer beschränkten Sphäre. Wohl ihnen! Sie sind die eigentlich Zufriedenen; sie besitzen die Wahrheit handgreiflich, — so wie man Geld und Gut besitzt. Sie sitzen auf ihren wohl mit Positivismus gefüllten Säcken. Es fällt mir gar nicht ein, ihnen diesen ihren Seelenzustand zu verargen — im Gegenteil, ich könnte sie beneiden. Mit solcher Veranlagung muß sich's sehr bequem leben. Aber ganz was anderes ist es, wenn einer genau weiß, daß diese Säcke Sand enthalten und trotzdem vorgibt, es sei lauteres, unverfälschtes Gold darin; den Ruin der Firma kennen und dennoch weiterwirtschaften mit glattem, ruhigem, freundlich lächelndem Gesichte — so tun, als wäre alles in schönster Ordnung — keine Gefahr vorhanden, keine Fäulnis — nicht alles in Zersetzung begriffen, in Auflösung — die alten Werte längst morsch und wurmstichig, durch und durch — erstarrte Götzenbilder mit tönernen Füßen, ohne Herz, mit wackelnden Köpfen — und helfen, diesen Puppen immer wieder neue Kleider anfertigen, um ihre lächerliche Nacktheit zu verstecken — recht eigentlich, Flicken auf Flicken nähen und Risse verkleistern. — Sehen Sie, das ist in meinen Augen die Tätigkeit des modernen Theologen."

Es war schwer zu sagen, ob er aus Mangel an Atem hier abbrach oder weil ihn die Wucht seiner Empfindungen überwältigte.

Auch Gerland war still; er brauchte einige Zeit, um sich von seinem Staunen zu erholen. „Das müssen Sie mir erklären.“ Aber Fröschel wollte auf keine Fortführung des Gespräches eingehen; fast schien es, als bereue er, zuviel von seinem Innersten gezeigt zu haben.

Gerland meinte, da man so viele Berührungspunkte gefunden, dürfe man nicht scheiden, ohne sich ganz ausgesprochen zu haben. —

Fröschel schüttelte eigensinnig den Kopf: „Es hat keinen Zweck — gar keinen Zweck.“

Graf Mahdem unterbrach sie; er hatte seinen Wagen bestellt und kam jetzt auf Gerland zugeschritten. „Ein paar Worte mit Ihnen, mein Herr Pastor!“

Der Graf zeigte sich jetzt weit weniger zugeknöpft als zuvor; das Diner und die Unterhaltung mit der Pastorin hatten ihn offenbar in joviale Stimmung versetzt. Er habe bisher wenig Gelegenheit gehabt, sich um die kirchlichen Verhältnisse auf seinen Besitzungen zu kümmern, erklärte er; aber das habe seinen Grund nicht in Mangel an Interesse. „Im Gegenteil, ich interessiere mich außerordentlich für das Religiöse. Ich halte die Kirche für die wichtigste Institution in unserer Zeit; für die Institution, mit der wir stehen und fallen. Ordnung und Moral und alles übrige“ — dieses übrige sollte eine vage Handbewegung ausdrücken — „alles das ruht eben doch schließlich auf der Religion.“

Der Graf begann sich dann näher nach der Gemeinde zu erkundigen. Im allgemeinen schien er nicht viel von den Breitendorfer Verhältnissen zu wissen; nur über zweierlei fand ihn Gerland genauer unterrichtet: daß Pastor Menke seine ehemalige Wirtschafterin geheiratet habe, und: „das skandalöse Benehmen dieses atheistischen Doktors — wie heißt er doch gleich?“

„Der Herr Graf meinen jedenfalls Doktor Haußner in Eichwald."

„Haußner, ganz recht!"

Graf Mahdem erging sich darauf des weiteren über den bekannten Zwist des Arztes mit den kirchlichen Organen; er bezeichnete Haußner als den „Schandfleck der Gegend" und erklärte, daß er viel darum geben würde, wenn man ihn auf irgendeine Weise „fortgraulen" könne.

Gerland hielt es nicht für nötig, anzudeuten, daß er mit Haußner in persönliche Berührung getreten sei. Er verhielt sich dem Grafen gegenüber vorsichtig. Diese plötzliche, unvermittelte Leutseligkeit seines Patronatsherrn war verdächtig; er hatte das Gefühl, daß ihm auf den Zahn gefühlt werden solle.

„Der Kirchenbesuch ist doch hoffentlich gut?" fragte der Graf. Gerland bejahte. „Das freut mich zu hören — freut mich sehr; denn das ist ja doch schließlich die Hauptsache." — Er nickte. „Wie gesagt, ich werde nächstens einmal nach Breitendorf kommen und mich persönlich vom Stande der Dinge überzeugen. Bis dahin auf Wiedersehen, mein Herr Pastor." — Mit verbindlicher Miene reichte er Gerland die Hand.

Mit Handkuß und einem besonderen Blicke nahm der Graf Abschied von der Pastorin.

Gerland sah sich nach Fröschel um; der Diakonus war bereits gegangen.

Gerlands Abschied von der Pastorin war kurz und frostig. Polani begleitete den Amtsbruder bis vor den Ort, um ihm den Weg nach Breitendorf zu zeigen. „Nun, was sagen Sie zu meinem Diakonus?" fragte er. „Ein merkwürdiger Mensch — was?" Dann rühmte er Fröschels Kenntnisse und stellte seiner Begabung ein

ausgezeichnetes Zeugnis aus. Gerland wartete auf das „aber“, das voraussichtlich diesen Lobsprüchen folgen würde — und richtig, es kam.

„Schade, schade um den jungen Menschen!“ meinte Polani; „er zersetzt sich in seiner eigenen Schärfe. Das taugt nicht für einen Theologen.“

Bald darauf trennte man sich. Polani sprach noch einmal die Bitte aus, daß Gerland nach Annenbad herüberkommen möge, so oft es immer seine Zeit erlaube.

Auf dem mehrstündigen Heimwege fand Gerland reichlich Zeit, den Eindrücken der beiden letzten Tage nachzuhängen; er hatte mehr denn einen interessanten Menschen kennen gelernt. Aber unter all den neuen Gesichtern, die in der Erinnerung dieser zwei Tage vor ihm auftauchten, war doch die merkwürdigste und nachdenkenswerteste Erscheinung der kleine Diakonus mit dem blassen Kindergesicht, den versunkenen Augen und dem bitteren Leidenszug um die schmalen Lippen.

X.

Es war Sonntag. Pfarrer Gerland saß in seiner Gartenlaube und las; er hatte wieder einmal seinen Kant vorgenommen, der sonst auf dem Bücherbrette verstaubte. Die Laube in der Ecke des Gartens war sein Lieblingsplatz, hier konnte er lesen, von niemandem belauscht und von nichts gestört, als höchstens einmal von einem Falter, der sich zu ihm verirrte und ihn mit Surren umschwärmte. Hinter ihm schlief das Dorf, kein Wagen rasselte zum Feiertage auf der Dorfstraße, kein Webstuhl klapperte, nur hin und wieder schlug ein Hund an, weithin hörbar durch die Stille, und von der Turmuhr fiel der Stundenschlag in regelmäßigen

Zwischenräumen. Gerland liebte es, in dem Stahlbade Kantscher Philosophie von Zeit zu Zeit seinen Geist zu stärken; aber heute kam der junge Geistliche zu keiner rechten Aufmerksamkeit. Vor ihm auf dem wackeligen Holztische lag das alte Buch, das er als Student antiquarisch erworben hatte. Er blickte über die gelben Blätter hinaus in den Garten nach seinen Rosenstöcken, die eben zum zweiten Male blühen wollten. Jeder Windhauch, der durch die offene Tür zu ihm hereindrang, war geschwängert mit betäubendem Blütenduft. Jetzt ging die Tür im Pfarrhause, die Klingel spielte die ihm so wohlbekannte Tonleiter auf- und abwärts; er lauschte, Schritte näherten sich. Die kräftige Gestalt der Pastorswitwe erschien in der Tür; sie trug ein bunt karriertes Kleid und einen Hut mit rosa Blumen. Gerland hatte sich schon oft im stillen über ihre Vorliebe für schreiende Farben belustigt. „Ich gehe aus," sagte sie und verschwand lächelnd. Er hörte, wie sie durch das Gartentor schritt; sie ging wohl zu ihren Freundinnen ins Dorf in diesem Aufzuge. Seine Gedanken sprangen von ihr auf den verstorbenen Pastor über. Menke hatte diese Laube angelegt. Sie hatte ihm gesagt, wie manche Stunde sie hier mit ihrem Seligen zugebracht habe. Wenn die Laube erzählen könnte! — — Gerland hatte ein Bild von Menke gesehen: ein grobsinnliches Gesicht, aus dem nichts sprach als niedere Triebe. — Weg damit! Er wollte lesen.

Bald störten ihn ein paar kleine Vögel, die im Weißdorn nebenan mit impertinentem Zwitschern sich belustigten. Er stand auf; es schienen Graumeisen zu sein. Wieder setzte er sich und fuhr zu lesen fort, wo er aufgehört hatte. Wie kam es nur, daß, alle diese nüchternen, gedruckten Zeichen verlöschend, plötzlich die

Gestalt der schönen Pastorin von Annenbad vor ihm stand, mit roten Lippen und unkeuschen Augen, wie sie ihn häufig bei Tag- und Nachtzeiten verfolgte. Aber heute sollte ihn diese Vision nicht stören; er zwang seine Gedanken in das Buch.

Doch er war nicht in der Stimmung für metaphysische Studien. Diese fleischlosen Abstraktionen sahen ihn an, wie Leichengesichter — eine Gesellschaft, in der er nichts zu suchen hatte.

Der Duft von Rosen und Reseda schien stärker zu werden, je mehr der Abend hereinsank; die Vögel lärmten in den Büschen. Die Dämmerung verwischte die Zeilen vor seinen Augen; er legte das Buch weg und träumte in den Abend hinein. —

Jetzt ertönten Schritte auf dem Fußsteige draußen, der an dem pastorlichen Gartenzaune vorbeiführte; junge Mädchen mußten es sein, sie schwatzten und kicherten. Nicht lange darauf kam ein Troß Burschen lachend und lärmend desselben Weges. Gerland wußte, wo sie sich hinbegaben. Der Weg führte auf eine bewaldete Kuppe hinter dem Dorfe, welche Gemeindeeigentum war. Dieses Büschchen bildete ein beliebtes Stelldichein für die Jugend des Ortes. Jeden Sonntag, im Laufe des Sommers, sah er die Jünglinge und Jungfrauen von Breitendorf gegen Abend dort hinausziehen.

Er hatte mit dem Gemeindevorsteher und einigen Kirchenvätern bereits darüber Rücksprache genommen, wie dieser Unsitte zu steuern sei; aber es war ihm erwidert worden, daß seit unvordenklicher Zeit sich die Breitendorfer Buben und Mädchen in dem Gemeindewäldchen getroffen hätten — fast schien es, als habe er da eine altehrwürdige Institution des Ortes angegriffen.

Heute war es etwas wie Neid, was sich in die

Brust des jungen Geistlichen einschleichen wollte, als er aus der Ferne das Gelächter vernahm.

Mit Studien war's nichts mehr; ein Gefühl großer Unruhe überkam ihn, Sehnsucht nach Unnennbarem — die Herbheit des einsamen Lebens peinigte.

Er beschloß, zu seiner Zerstreuung einen Gang zu unternehmen; unwillkürlich richteten sich seine Schritte nach Eichwald. —

Als er an Doktor Haußners Grundstück vorüberkam, herrschte bereits Halbdunkel. Die Haustür stand offen, er hörte drinnen weibliche Stimmen.

Gerland blieb, gedeckt von der Mauer, stehen; durch die eisernen Stäbe des Gartentores konnte er die Stirnseite des großen Hauses bequem übersehen.

Eine weibliche Gestalt trat aus dem Hause; die weiße Schürze leuchtete durch die Dämmerung. Das Gesicht war nicht zu erkennen, aber der schlanken Figur und den elastischen Bewegungen nach zu schließen, war's die Tochter des Arztes.

Sie verschwand unter einer großen Linde, die seitwärts vom Hause stand. Gerland entsann sich, bei seinem neulichen Besuche dort einen runden, um den Baumstamm gefügten Tisch bemerkt zu haben. Jetzt kam auch ein anderes, mit Holzpantoffeln klapperndes Frauenzimmer die Stufen vor der Haustür herab, offenbar eine Dienstmagd. Gerland vernahm deutlich Gertruds Stimme; sie schien anzuordnen, Gläser und Geschirr klirrten, die Magd verschwand wieder im Hause.

Der Geistliche konnte sich nicht sogleich aus seiner lauschenden Stellung losreißen; der Reiz des Unerlaubten fesselte ihn an diese Stelle. Der Klang ihrer Stimme hatte ihm die ganze Persönlichkeit des Mädchens wieder ins Gedächtnis gerufen.

Sein Auge hatte sich inzwischen an die Dämmerung gewöhnt. Er erkannte Gertrud nunmehr genau; sie war mit Decken des Tisches beschäftigt. Wie allerliebst sie ihm vorkam mit ihren eiligen Bewegungen und fliegenden Mädchenröcken. Jetzt lief sie ein paar Schritte nach dem Hause zu. „Abendessen — Vater!" rief sie nach den Fenstern hinauf. Eine tiefe Stimme antwortete von drinnen. Sie lief schon wieder nach dem Tische zurück, immer springend, wie ein echtes Kind. —

Gerland riß sich mit Macht von dem Anblicke los und ging; er war noch trauriger geworden.

Er strebte dem Walde zu. Im Holze herrschte Schwüle, die Luft war geschlossen wie im Zimmer. Mit tiefen, bellenden Tönen hörte er einen Rehbock schrecken. Er ging und ging weiter, tief in Gedanken. „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei" — dies uralte Wort der Schöpferweisheit gab heute den Grundakkord seiner Stimmung an.

Die Bäume warfen Schatten; immer weißer wurden die hellen, immer schwärzer die dunklen Streifen, quer über den Weg. Wie versilbert ragten die Wipfel der Tannen in den metallfarbenen Himmel empor. Granitquadern lagen am Wege, grell vom Mondlichte getroffen, Grabsteinen gleich. Kein Lüftchen, das sich regte, unendlich einsam schien der Wald und endlos.

Plötzlich, als er aus dem Hochwalde trat, erblickte er das Mondgesicht über einem schwarzen Dickicht junger Fichten. Da oben stand er, wie ein Mensch blickte er drein; die Natur erschien wie belebt, ein persönliches Element war hereingekommen.

Überallhin folgte dem Wanderer die Gegenwart dieses neugierigen, melancholischen Koboldgesichtes. Durch die buschigsten Baumkronen hindurch schien er zu blicken,

in jeden Winkel. Komisch in seiner Maskenstarrheit blickte er herab auf die dämmerige Landschaft. In sanfter Klarheit lag das Tal ausgebreitet, keine harten Formen, kein aufdringliches Gewirr von Linien, keine blendenden Lichter, wie sie sich im hellen Tageslichte tausendfach verwirrend in das Auge drängen — alles aufgelöst und verwischt in versöhnende, weiche, heimliche Keuschheit. Ein zarter Schleier verhüllte freundlich das Gesicht der Dinge, ließ die Schönheit der Welt ahnen, ohne ihre Alltagshäßlichkeit zu zeigen.

Gerland stand lange in der Landschaft und meinte, in ihr zu verschwimmen; er hätte die Arme ausbreiten mögen und die Luft umarmen vor Sehnsucht.

* * *

Laute Tanzmusik tönte ihm vom Kretscham her entgegen, als er sich dem Dorfe, vom Walde herabkommend, näherte.

Durch die hohen, kirchenfensterartigen Scheiben des Gasthofs fielen helle Lichtstreifen auf die Gasse, Gruppen von jungen und alten Leuten standen davor, der Lärm war groß draußen und drinnen. Gerland befürchtete, daß die Trunkenheit arg sei. Er versuchte unbemerkt vorbeizukommen; ändern konnte er ja doch nichts, wenigstens jetzt nicht — in diesem Augenblicke nicht. Jahre würden hingehen, das wußte er, ehe seine stille Arbeit Früchte tragen konnte.

Mehr als dreißig Schritte mochte er schon von dem Kretscham entfernt sein, als plötzlich ein Gekreisch aus den offenen Fenstern des Tanzsaales ertönte, das die Musik übergellte, dann ein markdurchdringender Schrei, wie von wahnsinnigem Schmerze abgepreßt.

Der Geistliche machte Halt; der Ton war ihm

durch alle Glieder gefahren. Er lauschte voll Spannung — die Musik hatte ausgesetzt — er glaubte ein dumpfes Summen, wie von vielen Stimmen, zu vernehmen.

Unwillkürlich kehrte der Geistliche um; hier mußte ein Unglück geschehen sein.

Vor dem Gasthause blieb er stehen und erwog noch einmal, ob er sich einmischen solle. Nach den Fenstern des Tanzsaales hinaufblickend, konnte er eine Menge Gestalten wild durcheinanderlaufen sehen.

In diesem Augenblicke traten einige junge Leute aus dem Hause, in großer Aufregung durcheinandersprechend. Alle redeten auf einen hochgewachsenen, jungen Menschen ein: „Mach d'ch furt, Karle! — Er blutt wie a Schwein!" — Soviel konnte Gerland gerade noch verstehen, dann sah er den Troß im Geschwindschritt in der nächtlichen Gasse verschwinden.

Er beschloß hinaufzugehen.

In einer Ecke des dunsterfüllten Tanzsaales sah er eine Anzahl Menschen stehen. Aus dem Haufen heraus ertönte Weinen von Weibern. Er trat heran.

„Der Pfarr!" erklang's von verschiedenen Seiten; man trat auseinander.

Ein Körper lag am Boden. Gerland erkannte einen jungen Menschen mit bleichem, schmerzverzerrtem Gesichte und halbgeschlossenen Augen. Weste und Hosenbund waren geöffnet, man sah das blutbefleckte Hemde; eine dunkelrote Lache breitete sich über die Diele aus.

Der Geistliche fragte die Umstehenden, was geschehen sei. „Se hoan en ein Bauch gestuchen," war die Antwort; mehr war nicht aus den Menschen herauszubekommen.

Gerland ließ zunächst den Verwundeten vom Boden aufheben und auf ein paar Stühle legen. Die Leute

waren ihm zu langsam und unbeholfen dabei; er mußte das meiste selbst tun. Ob denn schon etwas geschehen sei, ob man nach dem Arzte geschickt habe, fragte er. Man blickte ihn mit stumpfen Mienen an; wie im Halbschlafe standen die Leute da. Gerland riß den Rock herunter, beugte sich über den Verwundeten. Er begann vorsichtig das Hemd von der Wunde zu entfernen, dann rief er nach Wasser.

Die Energie, die sie den Geistlichen entwickeln sahen, rüttelte einige doch aus ihrer Stumpfheit auf. Man fing an, ihm zur Hand zu gehen; das gewünschte Wasser ward herbeigeschafft. Gerland konnte das Blut wegwaschen und die Verletzung bloßlegen. Er fand eine Stichwunde in der Nabelgegend.

Der Geistliche überlegte, was zu tun; wie weit innere Organe verletzt seien, konnte er nicht feststellen. Augenblicklich erschien ihm der Blutverlust die größte Gefahr. Er hatte in der Studentenzeit einen Kursus als freiwilliger Krankenpfleger durchgemacht, das kam ihm jetzt zu statten.

Er ließ Handtücher herbeischaffen und stellte aus ihnen eine Bandage her, die er, so gut er es verstand, dem Verwundeten anlegte; dann ließ er ihn, der nur halb bei Bewußtsein schien, ins Nebenzimmer tragen, wo er auf einem Ledersofa bessere Lagerstatt fand.

Er instruierte die Leute, wie sie den Körper anzufassen und zu tragen hätten, so wie er es selbst vor Jahren gelernt hatte. Man fing an, seine Überlegenheit zu erkennen, und fügte sich den Anordnungen, die er traf.

Inzwischen mochte sich die Kunde, daß eine Stecherei auf dem Tanzboden stattgefunden habe, im Dorfe verbreitet haben. Eine Menge Neugieriger erschienen,

deren Gesichtern das Bedauern, einen so interessanten Vorfall verpaßt zu haben, deutlich anzusehen war.

Gerland beriet sich mit dem Gemeindevorsteher und einigen älteren Leuten, was zu geschehen habe.

Einen Arzt gab es nicht in Breitendorf. Bis zur Stadt, wo der Kreisphysikus wohnte, war es immerhin drei Stunden. Ehe er zur Stelle, konnte sich der Verwundete längst verblutet haben.

Gerland hatte sofort an Haußner gedacht; man wandte ihm ein, der Eichwalder Arzt praktiziere nicht mehr. Als vorm Jahre einem Holzfäller im gräflichen Walde das Bein von einem fallenden Stamme zerschmettert worden, habe er die Hilfe verweigert.

Gerland erklärte sich bereit, den Arzt selbst herbeizuholen.

Der Gemeindevorsteher riet ab. „Herr Pastor," meinte er, „mit Haußnern is ne gut Kirschen assen. Und nu erscht a Geistlicher — vun dan will er nischt ne wissen."

Gerland blieb bei seinem Vorsatze. Er erklärte, Garantie dafür zu übernehmen, daß der Arzt diesmal seine Hilfe nicht versagen werde. Der Geistliche wußte sehr gut, wieviel er damit wage — vor diesen Leuten blamiert dazustehen, war noch das wenigste. Die Erfahrung, welche er mit Haußner gemacht, haftete frisch in seinem Gedächtnisse. Ganz im geheimen hoffte er auf einen besonderen Beistand — Gertrud! Sie war es gewesen, die ihren Vater vermocht hatte, das sterbende Enkelkind der alten Märzliebs-Hanne in Eiba aufzusuchen.

Nachdem er in Hast noch einige Anordnungen gegeben, machte er sich auf den Weg. Ein paar junge Burschen, mit einer Laterne, begleiteten den Geistlichen aus freien Stücken.

Im Laufschritt ging es vorwärts, quer über Kornstoppeln und Kartoffelfelder.

* * *

Aus zwei Fenstern des Erdgeschosses schimmerte noch Licht, als Gerland vor dem Grundstücke des Arztes atemlos anlangte. Man lag also noch nicht im Schlummer, was er im stillen befürchtet hatte. Er zog mit Kraft an dem Griff des Glockenzuges, deutlich hörte man die Klingel im Hause ertönen. Der Geistliche wartete mit Herzklopfen; alles blieb still. Er klingelte ein zweites Mal, mit verdoppelter Kraft. Hinter einem der erleuchteten Fenster erschien eine dunkle Gestalt. Das Fenster wurde aufgetan, Haußners tiefe Stimme fragte, wer da sei.

„Ich, Pfarrer Gerland! Ein Unglück ist geschehen. Sie werden gebeten, zu Hilfe zu kommen."

Keine Antwort erfolgte fürs erste. Haußners bärtiger Kopf verschwand. Das Fenster blieb offen, durch die Stille der Nacht konnte Gerland deutlich vernehmen, daß drinnen gesprochen wurde.

Bange Minuten verstrichen. Gerland überflog noch einmal alles, was er von dem Manne da drinnen wußte: den Streit Haußners mit der Behörde wegen des Religionsunterrichts der Kinder, seinen Austritt aus der Landeskirche, seinen Zwist mit der Geistlichkeit, den Bannfluch, den man über ihn gesprochen — und die Katastrophe: der Tod der Kinder, die Szene mit Pastor Menke über den frischen Gräbern — und was man über Haußners Verhalten der eigenen Frau gegenüber gehört, die er angeblich in den Wahnsinn getrieben hatte. — Alles das stand deutlich vor Gerlands Seele

mit jener unheimlichen Deutlichkeit, die solchen Augenblicken gespannter Erwartung eigen ist.

Endlich tat sich die Haustür auf; Haußner kam selbst herab, um das Tor zu öffnen. Auf der Schwelle des Hauses stand ein weibliches Wesen, mit einer Lampe in der Hand.

Gerland trat ein; die begleitenden Burschen bedeutete er, draußen zu warten. Die Gestalt mit der Lampe kam die Stufen herab — es war niemand anders, als Gertrud. Das Herz des jungen Geistlichen hüpfte vor Freuden, nun schien ihm seine Sache schon halb gewonnen.

Man trat in ein großes Zimmer; Vater und Tochter hatten hier offenbar noch zu später Stunde beisammengesessen. Auf dem Tische lag ein aufgeschlagenes Buch und weibliche Handarbeit ausgebreitet.

Gerland berichtete in Kürze den Fall und rief den Arzt um Hilfe an.

Haußner schüttelte den Kopf, seine Antwort bestand in einem schroffen „Nein!"

Der Geistliche wurde nur um so dringlicher. Er stellte die verzweifelte Lage des Verwundeten mit beredten Worten dar. Haußner ging im Zimmer auf und ab, die Hände in den Taschen; er hatte den Hemdkragen abgelegt, die Weste stand ihm über der breiten Brust offen. Unwillkürlich wandte sich Gerland, während er zu dem Vater sprach, hilfeflehend mit seinen Blicken an die Tochter. Das Mädchen war gleich ihm bleich vor Erregung. Er ahnte, daß sie auf seiner Seite stehe.

Gerland versuchte einen Appell an Haußners gutes Herz. Der Arzt lachte höhnisch auf: „Philanthropie — kommen Sie mir, bitte, damit nicht! Das ist eine Kinderkrankheit, die ich mir vor vielen Jahren abgewöhnt habe."

Einem Haußner konnte man mit dem Hinweis auf Christenpflicht und Barmherzigkeit, der ihm auf der Zunge lag, nicht kommen, sagte sich Gerland. Er sah sich genötigt, seine Gedanken umzukleiden, sprach von der allgemein geltenden Pflicht, einem Mitmenschen, der in Lebensgefahr schwebe, beizuspringen.

Bei Haußner begannen sich Zeichen aufsteigenden Ärgers zu zeigen. „Unsinn!" rief er, „das ist ja alles gedankenlose Phrase. Wo ist denn die berühmte Bruderliebe? Nirgends! Sie steht im Glasschrank bei den übrigen schönen Sachen — man hütet sich wohl, sie herauszunehmen."

Gerland meinte, der Arzt werde es doch nimmermehr auf sein Gewissen nehmen wollen, einen Menschen, dem seine Hilfe das Leben retten könne, ruhig umkommen zu lassen.

Da fuhr jener auf, seine vierschrötige Gestalt belebte sich, die Augen blitzten drohend, er sprach mit erhobener Stimme: man solle ihn in Ruhe lassen, grollte er, die ganze Sache gehe ihn nichts an, mit Redensarten werde man ihn nicht fangen, man möge nach dem Kreisphysikus schicken, der sei für dergleichen angestellt.

Gerland machte geltend, daß es weit sei zur Kreisstadt und daß der Verwundete sich längst verblutet haben möchte, bis der Kreisphysikus zur Stelle sei. Er begann seine vorigen Argumente zu wiederholen. Mit vollem Bewußtsein war er aufdringlich — heute konnte er es ja sein. Er war in der günstigen Lage, scheinbar selbstlos eines anderen Sache zu führen, und dabei plädierte er doch mindestens ebensoviel für die eigene Person.

Haußners Augen waren feindlich auf den Geistlichen gerichtet. Da kam diesem die längst ersehnte Hilfe von seiten des Mädchens.

Gertrud trat zum Vater und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Geh doch, Vater — geh!"

Haußner knurrte unwillig, sie wiederholte ihre Bitte eindringlicher. Er erwiderte ihr anfangs barsch: „Laß mich in Ruhe mit dem Unsinn!" Aber es war nicht mehr das Grollen des Zornes, sondern das Poltern eines Menschen, der zu der Einsicht gekommen ist, daß er wird nachgeben müssen.

Sie ließ nicht nach: „Vater, es ist doch gar nicht so weit bis zum Kretscham."

Er widersprach bereits nicht mehr.

Gerland hütete sich wohl, ein Wort zu äußern.

Gertrud brachte des Vaters Hut herbei und machte sich daran, ihm den Hemdkragen anzuknöpfen; er ließ es, wenn auch mit mißmutiger Miene, über sich ergehen. Ob Karbollösung und Verbandwatte im Hause sei, fragte er, immer noch in ärgerlichem Tone. Sie versprach, das Gewünschte sofort zu beschaffen, und eilte leichtfüßig von dannen, daß die blonden Zöpfe flogen.

Der Arzt begann in den Fächern eines mächtigen Schreibtisches zu kramen; um Gerland kümmerte er sich nicht weiter. Der stand noch immer da, den Hut in der Hand; er hatte jetzt Zeit, sich mit neugierigen Blicken im Zimmer umzusehen.

Es war ein großer Raum, der viel bewohnt worden zu sein schien. Der Arzt mußte ein starker Raucher sein; das ganze Zimmer hatte eine Rauchatmosphäre angenommen.

Gerlands forschender Blick glitt über allerhand Hausrat nach den Bücherbrettern hinüber, auf denen sich Band an Band reihte. In einem Schrank mit Glasfenstern standen Flaschen, Präparate in Essig enthaltend; auf einem anderen Schranke sah er ausgestopfte Vögel

stehen. Ferner bemerkte Gerland einen Globus, Karten und eine größere Anzahl meteorologischer Instrumente in den tiefen Fensternischen. Eine große Wanduhr tickte und zeigte jetzt eben mit schnarrendem Tone die elfte Stunde an. Von Schmuck und unnützem Zierat war nichts in dem ganzen Zimmer zu erblicken. Dem Raume war anzusehen, daß hier ein gelehrter, arbeitsamer Mann wohne. —

Gertrud kam mit einem Paket zurück. Der Arzt hatte inzwischen verschiedene Instrumente in seine Rocktaschen versenkt und setzte den Hut auf.

Ohne ein Wort zu sagen, öffnete er die Tür und ließ den Geistlichen hinaus. Gertrud folgte den beiden Männern mit der Lampe bis zum Gartentor.

Gerland hätte ihr nur zu gern ein Wort des Dankes gesagt; aber die Gegenwart des Vaters hinderte ihn daran. Er mußte sich mit einem einfachen „gute Nacht" von ihr verabschieden. —

Von den jungen Leuten gefolgt, die draußen gewartet hatten, schritten sie den Weg nach Breitendorf hinab. Ein Gespräch entwickelte sich nicht.

Trotzdem Mitternacht nicht mehr weit entfernt war, trafen sie vor dem Kretscham auf eine große Menschenmenge. Das Ereignis der letzten Stunden hatte seine Anziehungskraft noch nicht verloren. Als der Geistliche mit dem Arzte erschien, ging ein Flüstern durch die Reihen, man machte lange Hälse und steckte die Köpfe zusammen: „Saht ack — nee, saht ack, dar Eichwälder Duchter!" —

In dem Zimmer, wo der Verwundete lag, fanden sie ebenfalls eine Menge Neugieriger. Haußner ließ sofort räumen, dann befahl er die Fenster zu öffnen. Nur der Wirt und der Gemeindevorsteher durften bleiben.

Der Wirt, der sich wichtig zu machen versuchte, erklärte, dem Patienten sei „geringe geworden“. Sie hätten befürchtet, er könne auslöschen, weil er die Augen so verdreht hätte. „Mir hoan en ane Neege Schnaps gegan — da wurd's 'n glei basser; itze schläft er.“

Was der gute Mann für Schlaf gehalten, war tiefe Ohnmacht. Haußner hielt dem Verwundeten eine starke Essenz unter die Nase; er reagierte nicht im geringsten darauf.

Der Arzt begann nun die Wunde bloßzulegen. „Wer hat die Bandage angelegt?“ fragte er. Der Geistliche erklärte, daß er es gewesen sei. Haußner erwiderte nichts darauf. Eine Schicht schwarzen, geronnenen Blutes zeigte sich, als die Leinwand entfernt war. Doktor Haußner machte sich daran, die Masse vorsichtig mit Karbolwasser zu entfernen. Die Wunde stellte sich als eine kleine, blauumränderte Öffnung dar, die nicht mehr blutete. Der Arzt erweiterte die Wundränder ein wenig mit den Fingern und führte die Sonde ein. Der Geistliche, dem derartige Dinge nichts Neues waren, hielt die Lampe.

Nach einiger Zeit erhob sich der Arzt: „Die Sache ist nicht lebensgefährlich — ein paar Millimeter tiefer, und das Messer hätte edlere Teile verletzt. Der starke Blutverlust stammt daher, daß ein paar Adern durchschnitten sind; die Bandage hat eine völlige Verblutung verhindert.“

Fast mehr noch als über diese Tatsachen war Gerland beglückt durch die Anerkennung, die er zwischen den Worten des Arztes lesen konnte.

Dieser machte sich nun daran, von Gerland unterstützt, die Wunde von neuem zu verbinden. Der Verwundete erwachte unter ihren Händen aus seiner Ohnmacht.

Haußner ordnete noch in seiner kurzen, rauhen Weise verschiedenes an. Der Patient sollte die Nacht über im Gasthofe bleiben.

Gerland erklärte, den Transport am nächsten Morgen selbst beaufsichtigen zu wollen. Der Wirt und der Gemeindevorsteher waren bereit, die Nachtwache zu übernehmen.

Im übrigen solle man sich an den Kreisarzt halten, erklärte Haußner, während er seine Utensilien zusammenpackte, denn er persönlich werde sich nicht weiter um den Patienten kümmern.

Der junge Geistliche befand sich in merkwürdig gehobener Stimmung. Wäre er dem Drange seines überströmenden Gefühls gefolgt, so hätte er den Arzt ans Herz gedrückt und ihm in überschwenglichen Worten seiner Achtung und Bewunderung versichert. Es hatte sich etwas wie ein Verhältnis herausgebildet zwischen ihnen, durch das gemeinsame Rettungswerk; so wenigstens meinte Gerland.

Sie traten jetzt hinaus auf die Dorfstraße. Der Mond war verschwunden, der Himmel hatte sich mit Wolken bedeckt, ein Gewitter schien im Anzuge, rings am Horizonte wetterleuchtete es.

Gerland wagte es unter Herzklopfen, dem Arzte seine Begleitung nach Eichwald anzubieten; aber jener meinte trocken, er kenne den Weg. Damit verschwand seine massive Gestalt im Nachtdunkel.

Der Geistliche blieb nachdenklich in der Gasthoftür stehen. Die Brücke, die er im Geiste schon so oft errichtet gesehen, war immer noch nicht geschlagen zwischen ihm und dem großen Steinhause in Eichwald.

XI.

Pastor Gerland hatte jetzt, wo der Herbst mehr und mehr vorrückte und die Ernte in der Hauptsache eingebracht war, Bibelstunden eingerichtet, die er einmal wöchentlich zur Abendzeit im Schulgebäude abhielt.

Besonders zahlreich war seine Zuhörerschaft eben nicht zu nennen; zur Eröffnung des Kursus waren zwar eine Anzahl Mitglieder des Gemeindekirchenrates und des Militärvereins erschienen — wohl aus persönlicher Gefälligkeit für den Geistlichen oder weil sie damit ihre kirchliche Gesinnung zu dokumentieren wünschten — aber späterhin blieben diese offiziellen Gläubigen aus. Von Männern erschien überhaupt nur noch der alte Lumpensammler Tobis aus dem Armenhause, und der war stocktaub. Ihn mochte das warme Zimmer locken und der Wunsch, sich lieb Kind beim Herrn Pastor zu machen, der ja bei der Verteilung der Armengelder ein gewichtiges Wort mitzureden hatte. Bis auf diesen einen Vertreter der Männerwelt, bildeten nur Frauen und Kinder Gerlands Zuhörerschaft.

Den jungen Geistlichen hatte dieser Beweis lauer Gesinnung von seiten der Honoratioren wohl betrübt, aber Verwunderung hatte er ihm eigentlich nicht bereitet. Er kannte diese Erscheinung bereits, sie kehrte hier wie überall wieder: der Glaube gehörte zum eisernen Bestande der sogenannten guten Gesinnung. Das Christentum war keine Herzenseigenschaft, sondern ein vorgeschriebenes Garderobenstück, das man zu besonderen Gelegenheiten hervorholte, wie den Sonntagsrock für den Kirchgang, und das man für die übrige Zeit, fein säuberlich eingepackt, vor Motten und allerhand Ungeziefer geschützt hielt.

Aber Gerland ließ sich durch den Anblick des kleinen Häufleins nicht entmutigen. Die Mühseligen und Beladenen, die Zerstoßenen und Zerschlagenen, die Witwen und Waisen, die Kindlein, die Armen jeder Art, die Verachteten und Gedemütigten, das war ja die Gemeinde gewesen, die auch der Heiland am liebsten um sich gesehen hatte.

Mit ganz besonderer Sorgfalt bereitete er sich für diese Vorträge vor.

In einer Versammlung von Gelehrten und Wohlunterrichteten zu sprechen, war vielleicht weniger schwer, als vor diesen unmündigen Kindern und einfältigen, alten Weiblein, an die Gelehrsamkeit und Geist und alle Mittel der Rhetorik verschwendet waren. Hier nutzten ihm Exegetik, Hermeneutik, Homiletik und alle auf Universität und Seminar gesammelten methodischen Kenntnisse sehr wenig; im Gegenteil, dieser komplizierte Apparat war überall im Wege. Hier galt es, sich in den Zustand ungebildeter, unentwickelter Seelen zu versetzen, etwas von der Schlichtheit und Einfalt dieser geistig Armen anzunehmen, auf ihr primitives Niveau vom Sockel der Gelehrsamkeit und des geistigen Hochmuts hinabzusteigen. —

Bei dem halben Dutzend Bibelstunden, die Gerland bisher abgehalten, hatte die alte Märzliebs-Hanne noch keinmal gefehlt. Er wußte, daß es keine Kleinigkeit für die Greisin sei, den steilen Weg von Eiba nach Breitendorf zur Abendzeit hinab- und hinaufzugehen. Sie kam gewöhnlich von einem oder dem anderen ihrer Enkelkinder begleitet. Es war dem Geistlichen immer eine Erquickung, ihr altes, treues, verwittertes Gesicht unter dem Katheder zu sehen. Sie war gewiß keine von den offiziell Frommen, aber in ihrem Herzen wohnte

echte Gottesfurcht und Glaubensinnigkeit, die manches Kirchenlicht beschämen mochten. Keinen Augenblick während des Vortrages wandte sie Auge und Ohr von Gerlands Lippen. Und wenn er am Schluß ein Kirchenlied anstimmen ließ, war sie es, die mit gebrochener, blecherner Greisenstimme mühsam den Strophen nachhinkte.

* *
*

Gerland betrat in der achten Abendstunde das Schulzimmer. Wie gewöhnlich beleuchteten die beiden auf dem Pulte aufgestellten mageren Kerzen nur eine kleine Versammlung — lauter Arme und Geringe. Sein Blick glitt über die runzligen, kopftuchverhüllten Gesichter alter Frauen, manch ein Kinderköpfchen dazwischen; gescheitelt, wenn Mädchen, borstig, wenn Knabe. Der echte Armeleutegeruch erfüllte bereits den ganzen Raum. In der äußersten Ecke hockte der taube Tobis, die alte Märzliebs-Hanne fehlte nicht auf ihrem Platze zu Gerlands Füßen.

Er wollte ihr zunicken, wie er's immer tat, da fiel sein Blick auf eine ungewohnte Erscheinung neben der alten Frau. Ein dunkler Hut, darunter ein Mädchengesicht mit gesenkten Augen. Träumte er denn, täuschte ihn eine Vision? Die Tochter des Eichwalder Arztes bei ihm, in der Bibelstunde! —

Er fühlte sich nicht imstande, ein Gebet zu extemporieren, wie er es zur Einleitung bisher immer geübt hatte, so ganz war er außer Fassung geraten; ein Kirchenlied mußte als Lückenbüßer herhalten. Während des Gesanges gelang es ihm, sich einigermaßen zu sammeln; er bemerkte, daß Gertrud Haußner mit der alten Hanne in dasselbe Gesangbuch blickte. Das

Mädchen sang, etwas ängstlich wie es schien und kaum vernehmbar. —

In seinem Vortrag sollte ihn die Anwesenheit der Fremden auf keinen Fall stören, nahm er sich vor. Sie war unerwartet gekommen und mußte vorlieb nehmen mit dem, was sie fand.

Zur Auslegung hatte er sich für heute das Gespräch Jesu mit der Samariterin aus dem Johannisevangelium gewählt.

Nachdem Gerland den historischen Hintergrund mit einfachen Strichen gezeichnet, dem Verstande seiner schlichten Gemeinde sich anpassend, begann er, auf die Begebenheit selbst einzugehen.

Er ließ die Gestalt dieses einfältigen, niederen Weibes aus Samaria vor ihnen lebendig werden, wie sie den fremden, jüdischen Mann, den sie auf dem Brunnenrande sitzend findet, zunächst erstaunt betrachtet. Vielleicht denkt sie, er will sie zum besten haben, als er ihr von „lebendigem Wasser" spricht, das er ihr geben will; vielleicht auch überlegt sie bei sich, daß es nicht ganz richtig sein könne bei ihm, und superklug erwidert sie: „Herr, hast du doch nichts, damit du schöpfest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn lebendiges Wasser? Bist du mehr, denn unser Vater Jakob, der uns diesen Brunnen gegeben hat? Und er hat daraus getrunken und seine Kinder und sein Vieh." — Der Geistliche verweilte bei dem wunderbar schönen Gegensatze, in den hier Weisheit, Tiefsinn, Güte und alle edlen und vornehmen Gaben des Geistes und Gemütes, die je in einer Persönlichkeit vereinigt waren, gegenübergestellt werden der Neugier, Beschränktheit und Trivialität des Alltagsmenschen, dessen Typus dieses leicht daherschwatzende Weib ist. Und Jesu Antwort:

„Wer dieses Wassers trinkt, den wird wieder dürsten, wer aber des Wassers trinken wird, das ich ihm gebe, den wird ewiglich nicht dürsten, sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, das wird in ihm ein Brunnen des Wassers werden, das in das ewige Leben quillet." Und nun auf solche Worte die pfiffige Antwort der praktischen Frau in ihrer ganzen Natürlichkeit: „Herr, gib mir dasselbe Wasser, auf daß mich nicht dürste, daß ich nicht herkommen müsse, zu schöpfen." — Sie ahnt noch immer nicht, wen sie vor sich hat; ihr stumpfer Blick erkennt nicht den großen Geist, der aus menschlicher Maske zu ihr spricht. Für sie ist er ein Jude, ein Fremder, mit dem ein Viertelstündchen am Brunnenrande zu verplaudern, ihr willkommene Kurzweil bedeutet. Die Geistesblitze, die über den Worten des Mannes zittern, sind ihr wohl verwunderlich, und sein eigenartiges Wesen erregt ihre Neugier, aber ihr Verstand ist zu blöde, zu beschränkt, um ihn ganz zu erkennen; er muß ihr ein Zeichen seiner Macht geben, das nicht zu hoch ist, um von ihr begriffen zu werden. So befiehlt er ihr denn, ihren Mann zu rufen, worauf sie antwortet: „Ich habe keinen Mann." Da entlarvt er die Sünderin, daß sie bloß dasteht in ihrer Schande: „Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann. Fünf Männer hast du gehabt, und den du nun hast, der ist nicht dein Mann; da hast du recht gesagt." — Nun endlich merkt sie, daß er kein gewöhnliches Menschenkind ist; das Zeichen seiner Allwissenheit hat gewirkt. „Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist!" ruft sie. Und da sie einen solchen mit der Gabe der Hellseherei ausgestatteten Mann vor sich zu haben glaubt, kommt sie sofort mit einem Bedenken: „Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, zu Jerusalem

sei die Stätte, da man anbeten solle." — Und seine Antwort auf diese Frage, die so recht herausgewachsen ist aus dem kleinlichen Hader religiöser Parteiungen der Zeit, ist scheinbar viel zu tief und hehr für die geringe Person, der sie erteilt wird. Es ist das erste Mal, daß der Heiland die ganze Größe und Bedeutung seiner allumfassenden weltenweiten Mission in Worten ausspricht: „Weib, glaube mir, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge, noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Ihr wisset nicht, was ihr anbetet. Wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit; denn der Vater will haben, die ihn also anbeten. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten." —

Und in ihrem armen Kopfe blitzt beim Anhören solcher erhabenen Weisheit eine Ahnung auf. Die große, allgemeine, die ganze Welt erfüllende Hoffnung auf einen Heiland ist auch bei ihr lebendig. „Ich weiß, daß Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn derselbe kommen wird, so wird er uns alles verkündigen." —

Und darauf das große, gelassene Wort des Mannes: „Ich bin es, der mit dir redet." —

Es wurde Gerland nicht schwer, von diesem packenden Vorgange ein einfaches, lebensvolles Bild zu geben. Ob seine Zuhörer imstande waren, die psychologische Feinheit der Fabel und all die bedeutungsvollen Lichter, welche die Stelle auf Lehre und Entwicklungsgang des Herrn wirft, zu begreifen; ob es ihm gelungen war, in ihnen von diesen geheimen Beziehungen und

Tiefen auch nur eine Ahnung zu erwecken, das wußte er nicht.

Er hatte heute länger vorgetragen, denn je zuvor. Fast schien es zuviel für seine Gemeinde; der alte Tobis war in seiner Ecke eingenickt, einzelne der Kinder fingen an, unruhig zu werden.

Diejenige, um deren Interesse es ihm am meisten zu tun war, ließ durch kein Zeichen erkennen, wie seine Worte auf sie gewirkt. Es gelang ihm nicht, Gertruds Blick zu fangen, sie blickte geflissentlich weg von ihm.

Das Gebet, das er zu Anfang versäumt hatte, sprach er heute am Schlusse und ließ dann noch ein Lied singen.

Während des Gesanges quälte ihn der Gedanke, ob er sie anreden solle. Es gab tausend Fragen, die er hätte an sie richten mögen. Und gerade das, was seine Wißbegier am meisten reizte, konnte er ja doch nicht erfragen: Wie kam es, daß sie, die Tochter des Dissidenten, die Ungetaufte und religionslos Auferzogene, seine Bibelstunde aufsuchte? Hatte Doktor Haußner dazu seine Einwilligung gegeben oder war sie ohne Vorwissen des Vaters gekommen? War es Neugier oder Heilsbedürfnis, was sie hierher getrieben, oder vielleicht gar ein persönliches Interesse für ihn, den Geistlichen — oder war es nichts von alledem?

Nachdem das Lied verklungen und er wie gewöhnlich die Bitte um den Segen des Herrn gesprochen, trat er auf die alte Frau in der ersten Bank zu und reichte ihr die Hand. Dann begrüßte er das Mädchen, eine möglichst ungezwungene Miene annehmend. Sie erwiderte ein schüchternes: „Guten Abend!"

Er wußte, daß er beobachtet werde; das Erscheinen des jungen Mädchens hatte nicht verfehlt, Aufsehen zu

erregen. Ein paar alte Weiber standen im Hintergrunde beieinander und warteten mit neugierigen Mienen, was weiter zwischen dem Pastor und Doktor Haußners Tochter vorgehen würde.

Gertruds offenkundige Befangenheit machte auch ihn befangen, da half ihnen die Alte zur rechten Zeit über die Peinlichkeit des Augenblicks hinweg. Mit eifriger Geschwätzigkeit pries sie seine Bibelauslegung: „Nee aber, su schiena wie Se 's heute gemacht hoan, Herr Pastor — nee, ich finda gur keene Wurte ne; su schiena wie das wor! Wenn de Leita und se warn dodervuna ne frumm, dernoe weeß 'ch 's ne. Wie Se alles su derklaren, daß en urntlich is, als säk mersch mit dan Herrn Christus und dan samaritschen Websen. Nee, nee, zu schiene wor doas! — Meenen Se nich och, Gertrud — hoat Se's nich och gefallen, wos der Herr Paster gesagt hoat?" —

„Ja — sehr! —"

Ihr niedergeschlagener Blick und heftiges Erröten bei den zudringlichen Fragen der Alten sagten ihm mehr, als sie mit noch so vielen Worten überschwenglicher Anerkennung hätte ausdrücken können.

Die alte Frau grinste, blickte das Mädchen und dann den Geistlichen an, und machte ihm ein bedeutungsvolles Zeichen; sie schien ihre Hintergedanken zu haben.

„Sahn Se, Gertrud," meinte sie und tätschelte den Arm des Mädchens mit ihren braunen Fingern, „nu nahmen Se duch wengstens a schienes Angedenka mit furt vu dar Hehmde und vu an Herrn Paster — uf de Reese." —

Gerland stutzte. „Verreisen Sie denn?" fragte er.

Die Alte antwortete statt des Mädchens: „Wissen Se denn dos no ne? Se verreest duch murgen schunde."

Den Geistlichen überraschte die Nachricht vollständig. Er erkundigte sich nach Ziel und Dauer der Reise und erfuhr von Gertrud, daß sie mit dem Vater für den Winter nach Zürich gehe.

Sie hatten inzwischen das Schulzimmer verlassen, draußen war es abendlich dunkel, ein herbstlicher Regen ging nieder. Obgleich Gerland weder Schirm noch Überzieher hatte, unterließ er es nicht, die beiden Frauen zu geleiten. Sein Neues Testament barg er in der Brusttasche vor den Unbilden der Witterung.

Was er soeben über Gertruds und des Arztes Abreise vernommen, beschäftigte ihn weit mehr, als er es zeigen mochte.

Ob sie denn gern von Haus weggehe, fragte er das Mädchen. Gertrud meinte, sie freue sich darauf, ihre Schulfreundinnen in Zürich wiederzusehen.

Der alten Hanne wegen mußten sie langsam gehen. Die Greisin ächzte und stöhnte, ihr Enkelsohn ging neben ihr mit einem trüben Laternchen; hin und wieder stützte sie sich auf den halbwüchsigen Knaben.

„Nee, lassen Se mich ack alleene, Herr Paster, gihn Se ack mit der Gertrud — gihn Se ack! Warten Se ne uf mich — gihn Se ack mit der Gertrud.“

Die Alte schien es durchaus so haben zu wollen; Gerland und das Mädchen sollten vorausgehen. Sie blieb wiederholt stehen: „Nee, giht ack, giht ihr beeda. Ihr müßt ne gleba und ’r bleibt mit mir alten Websen, ich finda menen Weg schu alleene mit dan Jungen dohie. — Giht ack, giht alleene!“ —

Gerland wagte es nicht, ihrer Aufforderung Folge zu leisten; er fühlte sich beklommen. Die Empfindung, daß es unpassend sei, allein mit dem jungen Mädchen durch die Nacht zu gehen, hielt ihn zurück.

Bis die Alte halblaut zu Gertrud äußerte: „Mach ack, daß de noch Hausa kimmst, Gertrud. Wenn de ne federst, kimmt der dei Voter wumiglich nuch ibern Hals.“ —

Sie war also doch ohne Vorwissen des Vaters in seinem Vortrage gewesen! Das Herz klopfte Gerland freudig bei der Entdeckung.

„Ich werde mir erlauben, Sie bis vor Ihr Haus zu geleiten,“ sagte er in förmlichem Tone.

„Dar lieba Gutt behitta dich und bewohre dich, Gertrud!“ meinte die alte Hanne zum Abschied; dann rief sie dem Mädchen noch nach: „Un kumm ack racht gesund wieder ufs Frühjuhr, wenn dar lieba Gutt und ar läßt mich's nuch derlaba.“ —

Der Geistliche und Gertrud gingen jetzt mit eiligen Schritten die Fahrstraße nach Eichwald hinauf, zunächst schweigend, dann fand er, begünstigt durch die Dunkelheit, Mut zu der Frage: „Ist Ihr Herr Vater zu Haus, Fräulein?“

Sie berichtete, daß der Vater zur Stadt gefahren sei, um noch vor der Abreise verschiedenes abzumachen.

„Weiß er, daß Sie heute abend in der Bibelstunde waren?“

Sie zauderte mit der Antwort, dann hörte er ein hastig, kaum vernehmbar geflüstertes: „Nein!“

Wieder eine Pause.

„Würde er's Ihnen denn verboten haben, wenn Sie's ihm gesagt hätten?“

„Ich glaube — ja!“

Er war mächtig erregt. So vieles drängte ihn zur Aussprache, daß seine Zunge geradezu gelähmt schien. Schwer atmend suchte er Schritt mit ihr zu halten. Sie lief jetzt beinahe — irgendeine Angst schien sie

vorwärts zu treiben. Schon war man dem Haußnerschen Grundstück nahe; noch ein paar hundert Schritte und sie würde zu Hause sein.

Da löste sich ihm endlich die Zunge. „Ich habe hier ein Buch," sagte er mit zitternder Stimme, „das Neue Testament. Es stammt von meiner seligen Mutter; sie gab es mir zur Konfirmation — darf ich es Ihnen schenken — Fräulein? — Vielleicht lesen Sie darin — hin und wieder — das würde mich sehr freuen — hier!"

Er hielt ihr das Buch im Dunkeln hin. Es dauerte eine Weile, ehe sie zugriff. Kein Wort des Dankes hörte er, nur das eigene und ihr Atmen. —

Nun waren sie am Gartentore angelangt, sie schloß hastig auf. Wie gebannt stand er, war ihr nicht einmal behilflich, die schwere Tür zu öffnen — lauschend, ob sie denn nichts sagen würde.

Da hörte er, während sich das Tor schloß, einen Hauch, der „Danke!" bedeuten konnte. Dann drehte sich der Schlüssel, und er sah durch die Eisenstäbe einen Schatten nach dem Hause zu verschwinden.

Er blieb noch eine Weile stehen, ganz untergegangen in der Flut seiner Gefühle. Wie im Traume sah er im ersten Stockwerke des großen Hauses zwei Fenster hell werden; dort also schlief sie. —

Dann hob er mechanisch die Füße und schritt den Weg nach Breitendorf zurück, jetzt im heftig strömenden Regen, den er kaum bemerkte.

Auf der Straße näherten sich ihm durch das Nachtdunkel vom Tal herauf ein Paar glühende Augen. Ein Fuhrwerk holperte den Berg hinauf, eine Bauernkalesche mit herabgelassenem Verdeck. Man sprach drinnen. Gerland erkannte Doktor Haußners tiefe Stimme.

Hastig, um nicht erkannt zu werden, huschte der Geistliche durch den hellen Kreis, den die Laternen um das Fuhrwerk verbreiteten.

XII.

Der reichste Mann im Dorfe, der Großbauer Finke, hatte das Zeitliche gesegnet. Er war ein Bauer von der alten Art gewesen; am Werkeltage trug er Lederhosen, am Sonntag den schwarzen Rock und die bunte Weste; nur einmal in der Woche rasierte er sich, am Sonnabend abend. Er scheute sich nicht, wenn Not am Mann war, selbst hinter dem Pfluge herzugehen, und bis zu seinem letzten Jahre ließ er sich's nicht nehmen, an der Spitze einer langen Reihe von Knechten und Mägden als erster ins Korn zu hauen.

Sein ältester und einziger Sohn war von ganz anderem Schlage.

Der junge Finke ließ sich nicht Bauer nennen, sondern beanspruchte den Titel „Ökonom". Er hatte als Freiwilliger gedient — daß er nicht zum Gefreiten befördert worden, verhinderte ihn nicht, die Manieren des Offizierstandes schlecht zu kopieren —, hielt sich ein Reitpferd, trug Stege an den eng anliegenden Beinkleidern, verachtete alle Handarbeit als nicht standesgemäß und verbrauchte in einem Jahre mehr für Wein und Zigarren, als der alte Finke in seinem ganzen Leben für Knaster und dünnes Bier ausgegeben hatte.

Natürlich konnte sich dieser moderne Bauer mit dem altmodischen Vater nicht vertragen. Sie hatten getrennte Wirtschaft geführt — der Sohn auf einem kleineren Gute, das er von der Mutter ererbt. Dort führte er mit seiner jungen Frau, Krämerstochter aus

der Stadt, ein für Breitendorfer Verhältnisse äußerst luxuriöses Leben.

Als echter Bauer ließ sich der alte Finke keinen Arzt an den Leib kommen. Dafür hatte die Besprechfrau Tonchen, die schon manchen in Breitendorf und Umgegend vom Leben zum Tode befördert, ihre Künste an ihm versucht. Der Erfolg war denn auch, daß eines Morgens die Großmagd, als sie ihrem Herrn die gewohnte Morgensuppe brachte, den alten Mann kalt im Bette vorfand.

Gerland war bereits mehr als einmal auf die Tätigkeit dieser „Tonchen" — wie sie im Volksmunde allgemein hieß — aufmerksam geworden. Die Leute wandten sich mit Vorliebe an die ehemalige Hebamme, der die Konzession entzogen worden war. Daß sie mit der Behörde in Konflikt geraten, gab ihr bei der Dorfbevölkerung einen besonderen Nimbus. —

Der alte Finkebauer war also gestorben, und der Sohn und Erbe ließ es an einer prunkhaften Bestattung nicht fehlen.

Es gab „ene gruße Leiche". Von allem so viel wie nur irgend möglich: Singechor, Glockenläuten, Leichenpredigt und Grabrede, Vorlesung des Lebenslaufes, Intonation mit Responsorium und Kollekte. Der Sohn schien, als er das Begräbnis beim Pfarrer bestellte, zu bedauern, daß die Agenda nicht noch mehr Ehren aufweist.

Der Geistliche war im Wagen abgeholt und nach dem Trauerhause gefahren worden. Dort herrschte keineswegs die Ruhe, die man in der Nähe einer Leiche erwartet; vielmehr vernahm Gerland schon beim Einfahren in den Hof lautes Stimmendurcheinander und Lärmen.

Der junge Finke kam ihm aus dem Hause entgegen, die breite Bauernfigur in einen neuen schwarzen Anzug von städtischem Schnitt gezwängt. Seine Versuche, die übliche Trauermiene mit den Formen des gastfreien Wirtes zu verbinden, fielen nicht besonders glücklich aus. Nach einigen angelernten, heute wahrscheinlich schon oft verwendeten Redensarten, daß es Gott also gemacht und wir Menschen uns in seinen unerforschlichen Ratschluß zu fügen hätten, forderte er den Geistlichen auf, zunächst eine Kleinigkeit anzunehmen. Was er darunter verstehe, wurde Gerland alsbald klar, als er den Geruch von Speisen und Getränken wahrnahm, der das ganze Haus erfüllte. Überall im Flur und den Wohnzimmern saßen und standen essende und trinkende Leute umher. Der Leichenschmaus war in vollem Gange, in das laute Stimmengewirr hinein klirrten Messer, Gabeln und Gläser. Eine Magd stürmte pantoffelklappernd an Gerland vorüber, in der Hand eine eben geöffnete Champagnerflasche, deren emporschäumenden Inhalt sie mit krampfhaft aufgepreßtem Daumen zurückzuhalten versuchte. Durch eine halboffene Tür erblickte der Geistliche für einen Augenblick den kahlen Kopf und die große Nase Kantor Wenzels, der mit kauenden Backen, die lange, hagere Figur über einem Teller zusammengebrochen, dasaß und schlang.

Der junge Finke wollte den Geistlichen in ein besonderes Zimmer führen, wo, wie er sich ausdrückte, die „feineren Herrschaften" säßen. Aber Gerland erklärte, er danke. — „Sie werden mir das doch nicht antun, Herr Pfarrer!" rief der junge Mann, der, wenn er sich zusammennahm, leidlich hochdeutsch sprach. „Der frühere Herr Pastor hat das Frühstück niemals abgewiesen bei solchen Gelegenheiten." —

Gerland lehnte aufs bestimmteste ab; er fragte, wo die Leiche aufgestellt sei.

Mit der Feier habe es ja Zeit bis nach dem Frühstück, meinte der Sohn des Verstorbenen.

Gerland fühlte, daß es hier gelte, ein Prinzip durchzusetzen. Er erklärte, er sei nicht gekommen, um zu frühstücken; er werde sich, bis man damit fertig sei, im Freien ergehen.

Der junge Finke machte noch einige Anstrengungen, ihn von diesem Vorsatze abzubringen. Schließlich meinte er in beleidigtem Tone: „Übrigens, Sie brauchen sich nicht zu ekeln, Herr Pastor; wir werden Ihnen nichts Schlechtes vorsetzen."

Gerland verließ nichtsdestoweniger das Haus und ging im Hofe auf und ab, in welchem die zahlreichen Wagen der Trauergäste standen.

An den Fenstern erschienen neugierige Köpfe; er wußte, daß sein Tun kein geringes Aufsehen errege. Das war für den Augenblick unangenehm, und doch freute er sich, seinem Vorsatze treu geblieben zu sein. Nur durch das Beispiel konnte man gegen solche Roheit ankämpfen. —

Der junge Bauer kam wieder heraus. Es sei nun so weit, meinte er. Er ließ es den Geistlichen deutlich merken, daß er gekränkt sei. Wenn er das gewußt hätte, bemerkte er hämisch, würde er freilich nach einem anderen Geistlichen geschickt haben. Gerland würdigte diese Impertinenz keiner Antwort und schritt zur Leichenfeier. —

Auf dem Wege zum Kirchhofe überfiel sie Regen. Kalter Wind schlug dem Geistlichen den nassen Talar an den Leib. Unter strömendem Regen zog man langsam durchs Dorf; vor dem Sarge, geführt von Kantor

Wenzel, marschierten die Schulkinder mit Kruzifix und Gesang.

Gerland war tief verstimmt. Das Wetter schien so recht zu seiner Stimmung zu passen. Während der Grabrede und der langen Kollekte drang ihm die Kälte bis in die Knochen.

Ins Pfarrhaus zurückgekehrt, kleidete er sich zähneklappernd um. Später, als der Frostzustand sich nicht legen wollte, bat er die Pastorin, ihm eine Tasse Tee zu bereiten.

Die Witwe hatte der Feier auf dem Kirchhofe beigewohnt. An einigen Bemerkungen, die sie fallen ließ, merkte er, daß sie über das Vorkommnis im Trauerhause bereits unterrichtet sei.

Sie meinte, Gerland habe nicht weise daran getan, den Leichenschmaus abzulehnen. Der junge Finke sei aufs tiefste gekränkt und auch die Gäste hätten ihr Befremden ausgesprochen. Ob sie nicht gut genug für ihn seien, hätten sie gefragt; allgemein habe man sein Verhalten als Hochmut ausgelegt.

Mit der unbefangensten Miene lächelnd, teilte sie ihm all dies mit, bis es ihm schließlich zu viel wurde. Er erklärte, daß es ihm völlig gleichgültig sei, was diese Art von ihm dächte. —

Dann setzte er sich an sein Schreibpult, aber sehr bald mußte er das Arbeiten bleiben lassen. Der Schüttelfrost wurde ärger, heftiger Kopfschmerz und Übelkeit gesellten sich dazu. Er legte sich zu Bett und verbrachte eine schlechte Nacht.

* * *

Als er früh den Versuch machte, sich zu erheben, vermochte er vor Schwäche nicht auf den Beinen zu stehen; er begriff, daß die Sache ernsterer Natur sei.

In Breitendorf selbst war kein Arzt. Vor Jahren hatte sich zwar ein frisch von der Universität gekommener junger Mediziner im Orte niedergelassen, aber es war ihm nicht gelungen, sich eine Praxis zu begründen. Er konnte nicht aufkommen gegen den Einfluß der alten Tonchen, die mit Besprechen und Sympathie die Leute behandelte. So räumte denn der junge Mann bald wieder das Feld.

Der nächste Arzt war Doktor Herzner in Färbersbach, den Gerland durch Pastor Dornig kennen gelernt hatte. Es knüpften sich nicht gerade die angenehmsten Erinnerungen für ihn an jene Tischgesellschaft in Färbersbach — die Blasphemien des jungen Arztes waren Gerland noch gut im Gedächtnis. Nur mit Widerwillen dachte er daran, seine Hilfe anzurufen.

Aber es blieb ihm nichts anderes übrig. Bis zur Kreisstadt war es weit, und so entschloß er sich denn, einen Boten nach Färbersbach zu Doktor Herzner abzuschicken.

Inzwischen pflegte ihn die Witwe; ihr Eifer wurde ihm beinahe zu viel. Sie legte ihm wiederholt die Hand auf die Stirn, fühlte ihm den Puls und wollte ihn bequemer betten. Beständig hielt sie sich in seiner Nähe. Er machte Andeutungen, daß er allein sein wolle, die sie wohl hätte verstehen können; sie blieb, und er fühlte sich zu schwach, um etwas dagegen zu tun.

Das Fieber stieg. Es ward ihm unleidlich warm im Bette; die Anwesenheit der Frau zwang ihn, sich zugedeckt zu halten. Zeitweise verfiel er in Halbschlaf; wenn er aufwachte, sah er sich erstaunt um. Warum

kam nur der Arzt nicht? Er versuchte es, sich wach zu erhalten, indem er seine Gedanken auf einen bestimmten Gegenstand fixierte, aber sie entschlüpften ihm oder arteten in abenteuerliche Phantasien aus.

Die Pastorin war nicht mehr im Zimmer.

Ja, diese Pastorin! Was für ein sonderbares Wesen! Man konnte nicht aus ihr klug werden. Wie sie ihn vorhin angelächelt hatte. — Wie lange dauerte eigentlich ihre Gnadenfrist noch? Er rechnete, zählte die Wochen und Monate, kam aber nicht damit zustande, — Schlaf hielt ihn schon wieder gefangen.

Er träumte: in einer Hängematte liege er und blicke in den Himmel. Ganz deutlich sah er das Himmelsblau und eine Menge kleiner, weißer Wolken darüber hinweghuschen. Er hielt Kants Kritik der reinen Vernunft in der Hand und wollte lesen; es war einer seiner Bände, in marmoriertem Papier mit braunem Lederrücken, auf dem die goldenen Buchstaben schon halb verwischt waren. Auf einmal hörte er eine Stimme an seinem Ohre flüstern. Er wandte sich erstaunt um. Eine Dame stand neben ihm und legte ihm die Hand auf die Stirn, sie war merkwürdig gekleidet: Arme und Hals entblößt, fertig zum Balle, wie's schien. Sie lächelte; an diesem Lächeln erkannte er sie wieder. Er sah ihre Augen und ihre weißen Zähne plötzlich dicht vor seinem Gesichte, als sei sie ein Raubtier, dem es nach seinem Fleische gelüste. Mit einem Schrei fuhr er auf und fand sich in seinem Bette sitzend — allein.

Welch ein Traum!

Er war ziemlich klar bei Sinnen und grübelte dem Geträumten nach. Beunruhigt warf er sich im Bette hin und her. Es war beinahe dunkel geworden. Jetzt glaubte er Stimmen zu vernehmen, er spannte — unten

im Garten sprach man. Die Witwe war dabei, soviel konnte er heraushören. Er vernahm, wie sie kicherte — ihr wohlbekanntes helles Kichern. — Was gab es nur da unten, daß man sich so belustigte? —

Wieder dämmerte er ein wenig ein, dann erweckte ihn ein Geräusch im Zimmer. Die Witwe war eingetreten.

„Ist der Doktor da?"

„Nein!"

„Wer war denn eben unten?"

„Vorhin? — Ach, das war nur der Kantor. Er hatte gehört, der Herr Pastor sei nicht wohl, und kam her, um sich nach dem Befinden zu erkundigen."

„Merkwürdig, dabei mußte so gelacht werden," dachte Gerland bei sich. Wenzel! Er sah ihn, wie er sich ihm zuletzt eingeprägt hatte, bei dem Leichenschmause, über dem Teller hockend schlingen. Wenzel! — Und wieder schwanden ihm die Gedanken. —

Als er das nächste Mal aufwachte, standen zwei Gestalten an seinem Bette. Es bedurfte einiger Zeit, bis er herausgefunden hatte, wer diese Männer in dunklen Überziehern seien.

In dem jungen Menschen, der näher stand, erkannte er den Färbersbacher Arzt; die andere, gedrungene Gestalt, die sich gegen das helle Fenster abhob, schien Dornig zu sein. Die Witwe war auch nicht fern. Man unterhielt sich im Flüstertone. Eine Nachtlampe brannte im Zimmer. Die Pastorin erzählte Gerlands Krankheitsgeschichte in ihrer Art, mit starken Übertreibungen.

Gerland verdroß ihre Wichtigtuerei. Doktor Herzner schien zu bemerken, was den Kranken störe; er bat die Pastorin, doch eine Wassersuppe für den Pastor herzustellen.

Die Witwe entfernte sich, Dornig trat jetzt an das Bett. „Na, was machst du denn für Geschichten, alter Junge!“ rief er mit einer Stimme, die den ganzen Raum erfüllte.

„Bitte, nicht so laut, Pastor Dornig!“ meinte der Arzt. „Sie sind hier nicht auf der Kanzel.“

Dornig lachte dröhnend. „Na, Sie tun ja wirklich, als ob's bereits zum letzten ginge. Aber das macht ihr Ärzte ja immer so, um hernachen mit euren Wunderkuren zu prahlen.“

„Sie irren sich, Pastor Dornig, wir sind es nicht, die mit Wundern manipulieren.“

Dornig war durch die schnelle Antwort des Arztes etwas aus dem Texte gebracht. „Was wird's denn weiter sein, als ein bißchen Schnupfen,“ meinte er.

„Mehr ist es doch; wenn auch von Lebensgefahr keine Rede ist.“

„Ich hoffe, er übersteht's, obgleich er Sie zum Arzte hat.“ — Dornig lachte weidlich.

Der Arzt zeichnete nicht weiter auf ihn und beschäftigte sich mit dem Patienten.

Dornig setzte sich neben das Bett. „Du hast ja da wirklich eine famose barmherzige Schwester! — Das muß ich sagen, von der ließ ich mich auch gleich pflegen.“

„Irritieren Sie doch den Kranken nicht,“ raunte ihm der Arzt zu. Dornig kicherte.

„Werde ich am nächsten Sonntag predigen können?“ fragte Gerland nach einiger Zeit.

„Auf keinen Fall! Sie müssen sich halten; unter acht bis vierzehn Tagen lasse ich Sie nicht hinaus.“

Gerland seufzte.

„Herr Pastor Dornig wird sich gewiß ein Vergnügen

daraus machen, Sie in Ihren Amtsgeschäften zu vertreten," meinte der Arzt mit diabolischem Lächeln. Dornig erklärte, er habe gerade genug in seiner eigenen Parochie zu tun. —

Nachdem der Arzt Verhaltungsmaßregeln gegeben, entfernte er sich und nahm auch Pastor Dornig mit fort.

* * *

Am meisten Sorge bereitete Gerland der Gedanke, daß sein Amt für längere Zeit unversorgt bleibe. Er hatte dem Ephorus pflichtschuldigst seine Erkrankung gemeldet. Die Order kam zurück, daß der Kantor am nächsten Sonntag lesen möge.

Dem jungen Geistlichen war der Gedanke peinlich. Wenzel, dem Reinheit und Würde so gänzlich abgingen, an geheiligter Stätte lesend, das erschien ihm wie Entweihung. Er sann nach, was zu tun sei, damit die Gemeinde das Gotteswort, von einem berufenen Diener vorgetragen, nicht entbehre. Seine Gedanken blieben bei Polani haften; der mußte Hilfe schaffen. In Annenbad waren ja zwei Geistliche — einer von ihnen konnte füglich die Vertretung übernehmen.

Er schrieb, im Bette aufsitzend, mit zitternder Hand ein paar Bleistiftzeilen und ließ den Brief durch ein Schulkind nach Annenbad befördern.

Antwort kam zurück: Diakonus Fröschel werde am Sonntag herüberkommen und die Predigt halten. Außerdem brachte das Botenkind ein Körbchen mit, in welchem Weintrauben eingepackt waren — eine Aufmerksamkeit der Pastorin von Annenbad, die ihm gute Besserung wünschen ließ.

Der Sonntag kam heran. Gerland hätte Diakonus

Fröschels Predigt nur gar zu gern gehört; er hatte oft an das eigenartige Gespräch zurückdenken müssen, das er mit dem jungen Menschen gehabt. Das kleine, blasse Knabengesicht mit den müden Augen und dem verbissenen Zug um den Mund war noch manches Mal vor seinem geistigen Auge aufgetaucht, seit sie sich in Annenbad gesehen hatten. Er konnte sich den Diakonus nicht recht auf der Kanzel denken.

Auch ein paar Taufen, die nicht gut aufgeschoben werden konnten, warteten nach dem Gottesdienste auf Fröschel.

Pastorin Menke war im Gottesdienste gewesen, sie kam zu Gerland herein, den Kirchenhut auf dem Kopfe, und berichtete brühwarm über den Eindruck, den der fremde Geistliche gemacht.

Es sei nicht viel Gescheites, meinte sie. Bei der Gemeinde habe er auch keinen Anklang gefunden. „Da kann's unser Pfarrer doch ganz anders," war die allgemeine Ansicht gewesen.

Gerland fragte die Witwe näher aus nach dem Inhalte der Predigt. Sie meinte, es wäre eben nicht Fleisch, nicht Fisch gewesen; man sei nachher ebenso klug wie zuvor. Die Moral habe gefehlt. Da hätte ihr Seliger es freilich besser gekonnt, der habe den Leuten tüchtig die Hölle heiß gemacht. Da sei aber auch Gottesfurcht dahinter gewesen, und die scheine dem jungen Herrn, der heute gepredigt habe, abzugehen. Und dann sei er ja auch so ein kleiner, häßlicher Mann, meinte sie, und wollte sich ausschütten vor Lachen über das lächerliche Gesicht und die dünne Stimme Fröschels. „Der hat uns nicht imponieren können," schloß sie, „da sind wir's doch eben ganz anders gewöhnt."

Gerland mußte über ihre grobe Schmeichelei lachen.

Unangenehm war es ihm ja gerade nicht, zu hören, daß ihn der Fremde nicht ausgestochen habe vor seinen Pfarrkindern. —

Der Diakonus kam zwischen den Gottesdiensten ins Pfarrhaus herüber, um Gerland zu sehen und das Mittagessen einzunehmen.

Gerland dankte ihm für die Vertretung und sprach die Hoffnung aus, Fröschel ein zweites Mal nicht herüberbemühen zu müssen — am nächsten Sonntag, hoffe er, die Kanzel wieder selbst betreten zu können. Er wollte und mußte gesund werden. Der Konfirmationsunterricht sollte beginnen, eine Kirchenratssitzung stand bevor, in der er einen längst vorbereiteten Antrag einbringen wollte. Gerland klagte bitter über die sinnlose Torheit des Zufalls, der ihn gerade jetzt aufs Krankenlager geworfen, wo so vieles Wichtige zu beschicken war.

Fröschel, neben dem Bette sitzend, hörte dem allen mit skeptischer Miene zu.

„Sind Sie denn wirklich so für den Beruf begeistert?" fragte er.

Gerland sah ihn erstaunt an ob dieser Frage. „Natürlich bin ich begeistert." —

Fröschel lächelte melancholisch: „Schön, schön — wohl Ihnen!"

„Aber ich bitte Sie!" rief Gerland und setzte sich vor Eifer im Bette auf. „Das müßte doch wahrhaftig ein trauriger Geselle sein, der seinen Beruf nicht liebte. Wo gäbe es denn mehr Gelegenheit, Gutes zu stiften, als in der Stellung eines Landgeistlichen?"

„Was nennen Sie Gutes stiften?" fragte der Diakonus, und Gerland glaubte, etwas wie Gereiztheit aus seinem Tone herauszuhören. „Die Leute in der Kirchlichkeit erhalten, etwa? Denn das ist doch das

einzige, was wir noch erreichen können. Lächerliche Figuren sind wir geworden, wir evangelischen Geistlichen, in dieser Zeit; wie Hennen, denen die anvertrauten Entlein aufs Wasser gehen, wohin wir nicht folgen dürfen. — Die Kirche kommt mir vor wie ein schadhafter Mehlsack, dem von allen Seiten das Mehl entweicht, und wir sind angestellt, zu halten, was doch nicht zu halten ist. Eine leidlich volle Kirche und möglichst wenig Fälle von Ungetauften und Trauungsverweigerern, die Renommierchristen auf einer hohen Präsenzziffer erhalten, das ist neuerdings das Gemeindeideal geworden. Ist denn diese Art offizieller Kirchlichkeit wirklich soviel wert, daß man die Arbeit eines Lebens daran verschwenden möchte?"

Gerland brannte die ganze Zeit über darauf, den anderen zu unterbrechen. Fröschel hatte da ein Gebiet berührt, das, wie kein anderes, sein Denken beschäftigte. „Natürlich rede ich nicht von der offiziellen Kirchlichkeit. Ich verachte sie, weil sie heuchlerisch und selbstgemacht und dem wahren Geiste und Sinne des Evangeliums zuwider ist. Ja, ich hasse sie als den tödlichsten Feind. Wer seinen Lebensberuf darin sieht, diese morsche Ruine zu stützen, den bedauere ich. Aber ich dächte, es gäbe doch schließlich noch andere Aufgaben, die für den evangelischen Pfarrer zu lösen bleiben."

„Und die wären, wenn ich fragen darf?"

„Nun — jede Art von Hilfe und Tröstung. Gerade in jetziger Zeit, wo eine neue Weltanschauung einzudringen beginnt, wo alle Stützen wanken, wo alle ratlos umhertasten, kann man Großes wirken, durch Lehre, Beispiel und Hilfe, durch Stärkung und Festigung im Glauben."

„Jawohl, im Glauben," meinte Fröschel und lachte

bitter; „das klingt sehr gut und ist sehr leicht gesagt — und es sind eben doch nur Redensarten."

Gerland fuhr auf, stark errötend; fast noch mehr als seine Worte reizte ihn die geringschätzige, spöttische Miene des anderen.

„Redensarten — wie meinen Sie das? — Glauben Sie, daß ich mich mit einer Überzeugung schmücke, die ich nicht hege?"

„Ich wollte Sie nicht beleidigen; verzeihen Sie, wenn ich mich falsch ausgedrückt habe. Ich meinte, ganz im allgemeinen, daß wir Theologen mit Worten wie Tröstung, Festigung im Glauben und dergleichen zu schnell bei der Hand sind. Alle diese Worte sind so abgebraucht, bedeuten gar nichts mehr, weil sie über hundert heuchlerische Zungen gegangen sind. Aber sie laufen einem von selbst unter; ich weiß das aus eigener Erfahrung. Die alten Phrasen sind fadenscheinig geworden; aber man holt sie eben doch immer wieder hervor — denn Flicken und Löcher zustopfen, das ist ja unser Handwerk. — Ich will gern glauben, daß Sie es ernster meinen; Sie scheinen durchdrungen von einem Enthusiasmus, der mir leider abgeht. — Sagen Sie mir nur das eine, aber aufrichtig: haben Sie die Überzeugung, Seelen — auch nur eine Seele — für das, was wir das Reich Gottes nennen, gewonnen zu haben in Ihrer bisherigen Tätigkeit?" —

Die Frage kam unerwartet und überraschte Gerland. Er sann nach und suchte: Seelen, die er für das Reich Gottes gewonnen? Vor seinem geistigen Auge mußte die Schar der Beichtkinder Revue passieren. Wie wenige es doch im Grunde waren, die da in Frage kamen. „Seelen für das Reich Gottes?" — Ein jugendlich anmutiges Gesicht tauchte vor seinem Gedächtnisse

auf. Sollte er jenen in sein kostbarstes Geheimnis einweihen — sollte er ihm von Gertrud Haußner erzählen? —

Er verwarf diesen Gedanken ebenso schnell, wie er ihn gefaßt hatte. —

„Wer wollte sich vermessen,“ meinte er, „sich solcher Erfolge zu rühmen? Man müßte ein Herzenskündiger sein, um sagen zu können, wie man mit Gottes Hilfe gewirkt. Aber eins darf ich ohne Überhebung wohl behaupten: von dem Samen, den ich hier ausgestreut, ist doch einiges aufgegangen. — Sie sollen Beispiele haben.“ —

Er erzählte dem anderen von der alten Märzliebs-Hanne und ihrer Familie; auch von dem gottseligen Tode der Enkeltochter gab er Bericht. Unbewußt verlieh er der Erzählung eine Färbung, die mehr seinem Wunsche, das Behauptete zu erhärten, als der nüchternen Wirklichkeit entsprach. Die Bibelstunde und ihre Erfolge wurden nicht unerwähnt gelassen. So verrottet, wie er die Gemeinde von dem Amtsvorgänger übernommen, war sie jetzt doch nicht mehr. Er führte Kantor Wenzel an, der sich unter seinem Einflusse des Trunkes entwöhnt hatte; durch Erwähnung des Lehrers kam er auf seinen Plan, den Religionsunterricht zu verinnerlichen und zu durchgeistigen. Der Konfirmationsunterricht sollte ihm eine weitere Handhabe zur Erweckung der jugendlichen Seelen bieten. Predigt, Taufe, Trauung, Sterbelager, Grab boten Gelegenheit, auf die Geister einzuwirken. Und wenn nur alle Möglichkeiten mit Energie ausgenutzt wurden, mußte es schließlich doch gelingen, die schlafenden Gemüter aufzurütteln und bei alt und jung den christlichen Sinn neu zu beleben.

Fröschel hörte aufmerksam zu; der ironische Zug

schwand um seinen Mund, ein wenig färbten sich seine gelben Wangen, seine kleinen, im Kopfe versunkenen Augen wanderten unstet hinter den Brillengläsern.

„Sie sind zu beneiden! — wirklich zu beneiden!" rief er ein über das andere Mal, in nervöser Unruhe die Hände reibend.

„Wieso zu beneiden?"

„Um Ihren Optimismus."

„Aber, lieber Amtsbruder, können Sie denn nicht genau dasselbe tun, wie ich? ‚Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter.' Sie brauchen ja nur zuzugreifen; häuserhoch wartet unser die Arbeit. Stürzen Sie sich nur einmal hinein mit Eifer; Sie werden sehen, was das für Befriedigung gewährt."

„Ein guter Rat! Ungefähr so, als ob Sie einem Tauben den Vorschlag machten, sich an dem Gesang der Vögel zu erfreuen; das würde ihn über seine Taubheit trösten," meinte jener bitter.

„Lieber Amtsbruder — sprechen wir nicht länger in Vergleichen und Rätseln," sagte Gerland und versuchte besondere Herzlichkeit in Ton und Miene zu legen; „reden wir frei zueinander; eröffnen Sie sich mir doch ganz!" Er ergriff dabei Fröschels Rechte.

Aber jener entzog ihm seine Hand und rückte ab; Gerland blickte befremdet in ein verdüstertes, mißmutiges Gesicht.

Man mußte vorsichtig sein in Behandlung dieses Herrn, der, wie es schien, Teilnahme als Kränkung auffaßte und jedes Entgegenkommen mißtrauisch ablehnte. Aufdrängen wollte sich Gerland auch nicht. Ein sonderbarer, verschlossener Geselle! Aber Interesse konnte man ihm doch nicht versagen.

Gerland lenkte das Gespräch auf ein unverfänglicheres

Thema; man sprach über Bücher. Anlaß dazu gaben einige Bände, die Polani dem Diakonus zur Lektüre mitgegeben hatte. Es zeigte sich, daß auch Fröschel die reichhaltige Bibliothek Polanis eifrig benutze. „Die bessere Hälfte dieses Herrn," wie Fröschel die Büchersammlung seines Pastors spottend benannte.

Gerland staunte über die Belesenheit des anderen. Fröschel gestand, daß er Nächte über den Büchern zubringe. „Sie leben unvernünftig," meinte Gerland.

„Das sagt meine Mutter auch. Aber schließlich, jeder Mensch hat seine Passion: Sie Ihren Optimismus — ich die Wissenschaft. — Wozu soll man sich denn auch schonen; es ist ja nicht der Mühe wert."

„Sie haben eine Mutter — Sie Glücklicher!"

„Ja — wir leben zusammen."

„Sehen Sie, nun ist es an mir, Sie zu beneiden. Eine Mutter — wenn man seine Mutter noch hätte!"

„Wenn Sie mich einmal besuchen wollen, werde ich Sie mit meiner Mutter bekannt machen."

„Das wird mir eine große Ehre sein."

Sie verabredeten, daß Gerland, sobald er wieder völlig hergestellt sei, nach Annenbad herüberkommen solle. Fröschel war jetzt völlig aufgeräumt und schien seine vorige Mißstimmung überwunden zu haben.

„Eine alltägliche Frau ist meine Mutter nicht, das sage ich Ihnen im voraus."

„Nach dem Sohne zu schließen, konnte ich das auch nicht erwarten."

XIII.

Ein Paket aus der Heimatstadt kam für Gerland an, seine älteste Schwester schickte ihm warmes Unterzeug; er hatte ihr seine Erkrankung mitgeteilt. Ihre

schwesterliche Teilnahme tat ihm wohl, aber der beiliegende Brief verdroß ihn. Aus jeder Zeile las er, daß ihn die Schwester nicht verstehe.

Sie schrieb ihm, daß der Geistliche an der Trinitatiskirche schwach auf der Brust werde und daß er's voraussichtlich nicht mehr lange treiben würde. Fräulein von Enterlein hätte neulich gesagt: das wäre doch eine Stelle für den Herrn Bruder, und auch andere Leute, deren Stimmen etwas gälten, schienen so zu denken. Dann ließ die gute Schwester so ganz gelegentlich eine Bemerkung über die glänzende Karriere einfließen, die Paul, ein entfernter Vetter, gemacht, der ins Provinzial-Konsistorium berufen worden war; und ihr Mann habe gesagt: wer sich in jetziger Zeit nicht an den Laden lege, der bringe es zu nichts. —

Gerland wußte genau, was all das bedeuten sollte. —

Das Paket mit dem Briefe war eingelaufen, als der Geistliche bereits in Rekonvaleszenz begriffen war. Doktor Herzner hatte ihm gestattet, im Zimmer auf und ab zu gehen; ins Freie durfte er noch nicht.

Gegen das Verbot des Arztes suchte Gerland auch schon wieder das Expeditionszimmer im Parterre auf, wo sich mancherlei Arbeit angehäuft hatte.

Trotz des dicken Überziehers, den er angelegt, dünkte es ihm kalt in dem ungeheizten Raume; er beschloß daher, oben zu schreiben. Er suchte zusammen, was er nötig hatte, und ging die Treppe hinauf. Es fiel ihm auf, daß die Tür zu seinem Zimmer, die er geschlossen zu haben glaubte, offen stehe. Jemand mußte drinnen gewesen sein. Seine Filzschuhe verrieten ihn nicht; ungehört trat er auf die Schwelle.

Was mußte er sehen! Die Pastorin, ihm den

Rücken zuwendend, ganz in die Lektüre des Briefes vertieft, den er auf dem Schreibtische liegen gelassen.

Er räusperte sich, um ihr seine Anwesenheit bemerkbar zu machen. Wie mit Blut übergossen stand sie da, auf frischer Tat ertappt; dann stammelte sie eine sinnlose Entschuldigung: sie hätte geglaubt, es sei einer ihrer Briefe gewesen, den sie seit einiger Zeit vermisse.

Er sagte kein Wort. Die Frau hielt es für das Klügste, sich zu entfernen.

Jetzt wurden ihm mancherlei Erscheinungen klar, die er wohl bemerkt, aber denen er bisher keinerlei Bedeutung beigelegt. Sein Tagebuch hatte er gelegentlich an einem ungewohnten Flecke gefunden, einer seiner Briefe war auf rätselhafte Weise verschwunden. Kein Zweifel mehr, sie hatte seine Korrespondenz und sein Tagebuch gelesen.

Der Gedanke, daß sie so Mitwisserin seiner intimsten Geheimnisse sei, war ihm unsagbar peinlich. Er begann, sich Vorwürfe wegen seiner übergroßen Vertrauensseligkeit zu machen.

Diesem Zustande mußte, sobald es nur anging, ein Ende bereitet werden. Das Gnadenhalbjahr war in wenigen Tagen abgelaufen; er wußte, die Witwe trug sich mit der Hoffnung, noch länger bleiben zu dürfen. Sie hatte öfters darauf angespielt und im Scherze bemerkt: er müsse jemanden haben, der ihn bemuttere. Gerade in der letzten Zeit, während seiner Erkrankung, hatte sie es verstanden, sich ihm unentbehrlich zu machen. So war es zu einer Art stillschweigenden Abkommens zwischen ihnen gekommen, daß sie auch nach Ablauf der Gnadenfrist im Hause bleiben und ihm die Wirtschaft führen werde.

Damit war es natürlich jetzt vorbei.

Da er einen begreiflichen Abscheu vor Weibertränen hegte, teilte er ihr die Kündigung schriftlich mit. Das Briefchen hatte zur Folge, daß sie nicht zum Essen erschien. Durch das Mädchen ließ sie sagen, sie sei erkrankt und müsse das Bett hüten. Gerland bekam den ganzen Nachmittag und Abend nichts von ihr zu sehen; er war gespannt, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden.

Am nächsten Tage erschien sie wieder bei Tisch, blaß, mit verweinten Augen. Warum sie ihr Witwenkleid, nachdem sie längst die Trauer um den Seligen aufgegeben, heute wieder angelegt, war schwer zu verstehen. Mit Ostentation hielt sie die Blicke zu Boden gerichtet und sprach kein Wort; die Befehle an das bedienende Mädchen gab sie mit leiser, trauriger Stimme.

Dieselbe betrübt feierliche Miene beim Abendbrot. Gerland wurde es schwer, den Zustand zu ertragen. Sie bewies Menschenkenntnis bei der Wahl ihrer Methode. Schon fing das Mitleid an, in seinem Herzen Stimme für sie zu erheben. War seine Maßregel nicht allzuhart? Die Frau hatte in diesem Hause glückliche Jahre verlebt. War es nicht grausam, sie, die kein Heim hatte, auszuweisen? —

Der Witwe schien die Wandlung in Gerlands Stimmung nicht entgangen zu sein, sie sprach zu ihm im demütigen Tone der reuigen Sünderin. Ihre Derbheit, der burschikose Ton waren verschwunden, hatten einem verfeinerten, weicheren, geläuterten Wesen Platz gemacht.

Im Hause zeigte sie den größten Eifer. Jeden Wunsch schien sie ihm von den Augen ablesen zu wollen. Und wenn Gerland mit absichtlicher Schroffheit ihre

Dienste ablehnte, hatte sie einen so wehmütig bittenden Blick, daß er sich besiegt fühlte.

Schon war der Zeitpunkt, an dem sie nach Gerlands ursprünglicher Bestimmung das Haus verlassen sollte, überschritten; stillschweigend war sie geblieben. Er konnte sich nicht entschließen, kurzen Prozeß mit ihr zu machen, obgleich ihn eine geheime Stimme häufig dazu mahnte. Die unsichtbaren Beziehungen zwischen Mensch und Mensch mit einem Rucke zu zerreißen, schien so unendlich schwer.

Auch Vernunftgründe sprachen dafür, sie zu behalten. Wo eine andere Haushälterin herbekommen? Sollte er, wie Dornig, in den Gasthof zum Essen gehen?

Die Wage begann sich zu Gunsten der Witwe zu neigen.

*　　*
*

Gerland, der seinen früheren gesunden Schlaf wiedergewonnen, erwachte mitten in der Nacht von einem Geräusch an der Tür. Erstaunt setzte er sich im Bette auf; der Dunkelheit wegen konnte er zunächst nicht das geringste erkennen. Er suchte seine Gedanken zusammen und fragte sich, ob er nicht geträumt habe.

Da, ein Klopfen! — Jetzt ganz deutlich an der Tür.

Auf seine Frage, wer da sei, antwortete die Pastorin mit zaghafter Stimme. Sie fürchte sich so sehr, unten habe es an einen Fensterladen gerüttelt — sie glaube, man wolle einbrechen.

Im ersten Augenblick durchfuhr den jungen Mann ein heftiger Schreck, doch sprang er sofort aus dem Bett und rief: er werde kommen. Dann machte er Licht und fuhr in die ersten besten Kleidungsstücke, die ihm in die Hand fielen.

Während des Anziehens überlegte er, daß er keinerlei Waffe besitze. Ein Stock, das war alles, was er auftreiben konnte; den nahm er zur Hand und öffnete die Tür.

Die Witwe stand vor ihm, ein Licht in der Hand.

„Wie ich aus dem Bette komme, so stehe ich vor Ihnen, Herr Pastor," flüsterte sie. „Ich habe solche Angst. Jemand will einbrechen — ganz gewiß!"

Gerland ließ sich in Eile beschreiben, was sie wahrgenommen habe. Sie blickte sich ängstlich um und berichtete, daß sie von einem Geräusch erwacht sei, vom Expeditionszimmer her. Ganz deutlich habe sie flüsternde Stimmen vernommen. Dann sei es eine Zeitlang ganz still geworden, aber plötzlich habe sie Lärm an der Hintertür gehört, als feile jemand Eisen. Da sei sie aufgesprungen und hergelaufen — „gerade wie ich bin — weil ich so erschrak."

Man stand eine Weile und lauschte mit angehaltenem Atem; nichts ließ sich hören. Die Nacht war windstill. Dennoch beschloß der Geistliche, ins Erdgeschoß hinabzugehen. Er faßte seinen Stock fester und forderte die Witwe auf, ihm mit dem Lichte zu folgen. Das Herz klopfte ihm, er zitterte, aber er schritt doch vorwärts.

Im Hausflur blieben sie von neuem stehen und lauschten. Nichts zu hören.

Er untersuchte die vordere, darauf die hintere Tür, beide waren unversehrt. „Haben Sie sich nicht getäuscht, Frau Pastorin?" Sie beteuerte, daß sie verdächtigen Lärm gehört habe.

Vorsichtig öffnete er die Tür zum Expeditionszimmer; der Raum war leer und in gewohnter Ordnung.

Gerland schüttelte den Kopf.

„Sie müssen sich getäuscht haben, Frau Pastorin."

„Herr, mein Gott!“ schrie die Witwe plötzlich auf und umklammerte seinen Arm. Unwillkürlich fuhr Gerland zusammen. „Was ist denn?“

„Hörten Sie's denn nicht?“

„Was denn?“

„Schon wieder! — Im Garten.“

„Was?“

„Stimmen — ganz deutlich! – – Ach Gott, Herr Pastor — ich fürchte mich so.“ Und sich an ihn schmiegend, suchte sie Schutz bei ihm.

„Das ist ja Unsinn!“ rief Gerland ärgerlich und machte sich los. Dann schritt er zum Fenster, riß es auf, öffnete auch die äußeren Läden; die Nacht war still.

Noch einmal ließ er sich den Vorgang von ihr berichten; sie erzählte mit großer Ausführlichkeit und mit Einzelheiten, die sie zuvor nicht erwähnt hatte.

Er hörte ihr aufmerksam zu. Ob es möglich war, daß sie das alles geträumt hatte, ob sie eine so lebhafte Phantasie besaß? Denn welchen Grund konnte sie haben, dergleichen zu erfinden?

Die Ahnung eines Verdachtes stieg in ihm auf; er musterte sie scharf. Sie senkte den Blick und zog die offenstehende Nachtjacke über der Brust zusammen. „Sehen Sie mich doch nicht so an, Herr Pastor!“

Er erschrak heftig. Was bedeutete das Wort.

Sie schlug die Augen zu ihm auf, mit einem Ausdrucke, der ihm den Verstand rauben wollte. Ihre Hand nestelte an der Jacke herum, die von neuem auseinandergefallen war.

Gerland lehnte gegen die Wand, schwer atmend, kreidebleich. Der Raum schien sich um ihn zu drehen, der Boden ihm unter den Füßen zu schwinden.

Er und sie — — kein Mensch, der sie sah — und ihre Blicke! — —

Mit weitgeöffnetem Auge starrte er sie an.

„Sehen Sie doch nicht so auf mich!" Die Flamme, die in ihren Augen aufleuchtete, strafte ihre Worte Lügen.

Er bebte am ganzen Leibe, schwankte, wollte Fuß und Arm heben. Vergangenheit und Zukunft schienen in eins zusammenzufließen. Tausend Gedanken mochten in einer Sekunde sein Hirn durchsausen. Das Fazit seines Lebens wurde hier gezogen. Ein kurzer Kampf, der über Glück, Reinheit und Würde seines Daseins entschied.

Und gleichsam zum Zeichen, daß der Kampf entschieden sei, richtete er sich mit einem Zusammenraffen des ganzen Körpers aus seiner schlaffen Stellung auf, stellte sich vor das Weib hin, lachte ihr ins Gesicht und schritt an ihr vorbei, hinaus, sich im Dunkeln den Weg nach seinem Zimmer suchend.

* * *

In dieser Nacht ging er nicht mehr zu Bett. Das Bewußtsein, einer riesenhaften Gefahr entgangen zu sein, hielt alle seine Sinne wach; er war wie einer, der in traumwandelnder Sicherheit an einem Abgrund dahingeschritten und nachträglich, wo er auf seinen Weg zurückblickt, erst vom Schwindel gepackt wird.

Welch teuflische Raffiniertheit wohnte in dieser glatten Haut, die sie seinen Blicken so schamlos preisgegeben.

Er dachte zurück; ein Zug fügte sich zum anderen, bis das Bild fertig war und er ihren wohlerwogenen Plan von Anfang an zu durchschauen glaubte. Das

Bild seines Amtsvorgängers tauchte vor ihm auf. Mit einem war ihr's gelungen; er hatte ein zweiter Menke werden sollen.

Immer neues Material brachte sein Gedächtnis herbei. Blicke, Gebärden, Andeutungen, denen er früher keinen Wert beigelegt, bekamen jetzt eine ganz andere Bedeutung; er war umstellt gewesen von Schlingen die ganze Zeit über.

Was kann dem erhebenden Gefühl, dem reinen Glücke, dem seligen Stolze gleichkommen, die der junge Mann empfand bei dem Bewußtsein, überwunden zu haben in einer Versuchung, wie sie ihm das Leben so riesengroß, dämonisch und überraschend noch nicht gebracht.

Merkwürdig, als er da unten gestanden, an die Wand gelehnt, vor sich die reife Frucht, die sich ihm anbot, da hatte er an keinen Gott gedacht, kein Gebet um überirdische Hilfe war von seinen Lippen gekommen. Aus selbsteigenem Entschlusse heraus hatte er dort sein Geschick entschieden.

Aber jetzt, in der Überfülle seines Glückes über den jungen Sieg, mußte er die aufquellende Gewalt der Gefühle auslassen und mitteilen; das Bedürfnis, zu danken und zu preisen, überkam ihn mit Gewalt.

Höchste Not und höchstes Glück vermag der Mensch nicht allein zu ertragen.

Und Gerland beugte die Knie.

XIV.

Pastorin Menke war gegangen; zum Schlusse hatte sie ihr wahres Gesicht gezeigt. Auseinandersetzungen häßlichster Art waren es, die zwischen der Scheidenden

und dem jungen Geistlichen stattfanden; die Witwe machte allerhand Forderungen geltend, die ihr angeblich aus der Wirtschaftsführung noch zukamen. Von mehreren Stücken, die Gerland als Inventar des Pfarrhauses übernommen hatte, behauptete sie, daß sie ihrem verstorbenen Gatten persönlich zugehört hätten. Gerland, in geschäftlichen Dingen unbewandert, zog bei diesen Verhandlungen natürlich den kürzeren.

Sie hatte die Stirn, auch noch die unschuldig Gekränkte zu spielen; Gerland hätte ihr den Stuhl vor die Tür gesetzt, sprengte sie aus, treibe sie, die Verlassene, ohne jeden Anlaß aus dem Hause, wo sie glückliche Jahre an der Seite des geliebten Gatten verbracht hatte. — Gerland merkte es an den Mienen und einzelnen versteckten Bemerkungen seiner Beichtkinder, daß die Sympathien auf seiten der Witwe seien. Man zieh ihn der Härte und Grausamkeit.

Was konnte er gegen den ungerechten Verdacht tun? Sollte er hintreten und öffentlich erklären, was sich in einsamer Nachtstunde zwischen ihm und der Frau zugetragen? — —

Er atmete daher auf, als sie endlich abgezogen war. Ihr Abschied vom Pfarrhause fand unter starkem Zulaufe statt. Es schien fast, als wollte man demonstrieren. Der junge Gutsbesitzer Finke war mit Frau und Anhang erschienen und hatte mehrere Wagen mitgebracht.

Schwarz gekleidet, das Taschentuch vor den geröteten Augen, so schwankte die Witwe, von zwei Freundinnen gestützt und von einem kleinen Zuge Bekannter gefolgt, zum letzten Male vom Pfarrhause nach dem Gottesacker, wo sie sich auf dem frischbekränzten Grabe des Seligen niederwarf und ihrem Witwenschmerze Ausdruck gab.

Dann fand in drei Geschirren die Abfahrt statt, nach der Kreisstadt.

Gerland behielt das Mädchen, welches bereits unter der Pastorin gedient hatte, im Hause. Freilich um sein tägliches Brot war es von jetzt ab traurig genug bestellt. Aber wenn auch sein Magen hin und wieder knurrte, einen guten Mittagstisch wollte er doch nicht um den Preis seiner Ruhe erkaufen.

* * *

Jetzt, nachdem er sich völlig hergestellt fühlte, dachte Gerland daran, seine Freunde in Annenbad aufzusuchen.

Eines Morgens machte er sich zeitig auf den Weg. Über Breitendorf lag noch dichter Nebel. Strohdächer, Holzgiebel und die Kronen der Obstbäume ragten aus weißem Dunste hervor. Es hatte zum ersten Male gefroren in der vergangenen Nacht; er erkannte es an den Georginen, welche Häupter und Blätter trauernd hängen ließen. Über dem Grase lag Reif. Als er an der Scheune des Kirchbauers vorüberschritt, ertönte von der Tenne her der Dreitakt des Dreschflegels. — Die Sonne hielt sich hinter Schleiern, die Berge waren verdeckt durch niedriggehende Wolken. Nebelschwaden lagen über den braunen Äckern und grauen Stoppeln.

Hier und da waren Leute auf den Feldern beschäftigt, Männer hinter dem Pfluge. „Hotte ho!" klang es eintönig durch den Nebel zu dem Wanderer auf der Landstraße herüber. Einzelne dreiste Krähen und Dohlen folgten der Pflugschar in der frisch aufgeworfenen Furche.

Nach zweistündigem Marsche etwa kam Gerland an eine Wegteilung. Unter drei alten Lindenbäumen stand hier ein Erlöserbildnis, ein bunt gemalter Holz-

korpus mit goldglänzendem Heiligenscheine. Die rotblutende Wunde in der Seite fehlte nicht.

„O Mensch, bedenk' das Ende,
Bedenke das Gericht.
Es müssen alle Stände
Vor Jesu Angesicht —"

stand darunter zu lesen.

Aus den Feldgemarkungen kam der Geistliche in waldiges Gelände; stundenlang kein Dorf, kein Haus am Wege. Der Wald legte schon sein buntes Herbstkleid an; Ahorn, Birke und Linde waren kahl, nur die Steineiche hielt ihre braunen, verdorrten Blätter mit mannhafter Zähigkeit fest. Eichelhäher waren in großer Schar tätig, flogen dreist und neugierig neben dem Wanderer her, von Baum zu Baum.

Dann kam eine nebelumhangene Wiesenmulde, auf schwarzem Moorboden spärlicher Gras- und Binsenwuchs; hier und da die Rasennarbe abgeschält und der Torf zu Haufen geschichtet, an einem dunklen, träge fließenden Wasser liederliche Erlenstümpfe. Eine öde, erbärmliche Landschaft, erstorben, trostlos, als sei niemals Sommer gewesen und als könne niemals wieder Frühling sein.

Gerland fühlte sich angesteckt von der Melancholie der Umgebung. Schwer und trübselig schlichen seine Gedanken am Boden hin, wie die grauen Nebelstreife. —

Gott sei Dank! Endlich lüftete sich der Schleier ein wenig; ein gelber, mattglänzender, braunumränderter Fleck am Himmel ließ ahnen, wo die Sonne stehe. Frischer Wind strich über die Höhen, die Bergketten wurden frei; der Ort da unten im Tale mit den beiden Kirchen war Annenbad. —

Eine Stunde darauf saß Gerland auf bequemem

Lederstuhle vor einem guten Frühstück, ihm gegenüber die Frau Pastorin von Annenbad; Polani war ausgegangen in Amtsgeschäften.

Sie waren beide befangen gewesen beim Wiedersehen, Gerland und die Frau.

Man suchte sich darüber durch vieles Sprechen hinwegzuhelfen. Sie erzählte von der Badesaison, die vorbei sei, und dem langweiligen Winter, der nun vor der Tür stehe; dann plötzlich, ziemlich unmotiviert, begann sie vom Grafen Mahdem. Halb und halb suchte sie sich über ihn lustig zu machen, und Gerland entsann sich doch sehr wohl, wie ihr die Aufmerksamkeit des Magnaten gefallen hatte. —

Alles, was sie vorbrachte, machte einen schiefen, gesuchten Eindruck, das schien sie auch selbst zu empfinden.

Er begriff heute nicht, daß sie jemals Eindruck auf ihn hatte hervorbringen können. Er stand nicht mehr unter dem Banne ihrer dunklen Augen; der Rausch, den das Gefühl ihrer Nähe bei jener abendlichen Fahrt ihm erregt, war verflüchtigt.

Seine Stellung zum Weibe hatte sich verändert, ohne daß er sich selbst Rechenschaft über diese Wandlung gegeben. Der geheimnisvoll duftige Zauber, den jedes weibliche Wesen bisher für ihn gehabt, war zerstört. Seit er sich selbst in der Versuchung besiegt hatte, fühlte er sich überlegen in seiner Männlichkeit; sein Sinn war ernüchtert und sein Auge dem anderen Geschlechte gegenüber geschärft.

Sie führte ihn diesmal nicht in ihren Salon. Man blieb im Eßzimmer am gedeckten Frühstückstisch sitzen, sie mit einem elegant gebundenen Buche in der Hand, in dem sie spielend blätterte.

Gerland empfand, daß es auf die Dauer ermüdend

wirke, mit ihr zu sprechen; wenn sie es auch nicht an Worten fehlen ließ, so gab sie doch ungemein wenig Gedanken. Er mußte unausgesetzt neuen Stoff zutage fördern, damit das Bächlein der Unterhaltung nicht ganz zum seichten Rinnsale werde.

Um etwas zu sagen, fragte Gerland, was für ein Buch sie da in der Hand halte. Sie reichte ihm das goldverzierte Bändchen hin: „Auf Gottes Wegen".

„Graf Mahdem hat mir das geborgt," erklärte sie. „Ist es nicht schön, daß sich ein solcher Herr so für das Religiöse interessiert?"

Ihn reizte es, zu erfahren, wie sie selbst zur Religion stehe.

Sie sei religiös, erklärte sie, und bete viel. Sie könne nicht einschlafen, ohne ihr Gebet gesprochen zu haben, und jeden Morgen lese sie ihre Andacht. Nicht gebetet, das komme ihr so vor, als ob man sich nicht gewaschen habe; es seien ja auch nur die „ganz schlechten und ordinären Menschen", die nicht glaubten.

Ihr seichter, dünkelhafter Positivismus war unausstehlich. Unwillkürlich drängte sie ihn in die Opposition. Er rief ihr zu: der könne überhaupt gar nicht vom Glauben sprechen, der nicht einmal völlig am Glauben verzweifelt sei.

„Aber was sind Sie denn eigentlich für ein Geistlicher!" meinte sie ehrlich entsetzt. „Sie sprechen ja wie ein Heide."

Er mußte lächeln und meinte, so schlimm sei es nicht.

Ob er vielleicht der „Ritschelschen Richtung" angehöre, fragte sie, offenbar nicht wenig stolz, daß sie von der Existenz dieser Theologenschule etwas wisse.

Schulen und Richtungen gäbe es überhaupt nicht

für ihn, erklärte er; für ihn gäbe es nur das Evangelium Jesu Christi.

„Nun, dann sind Sie ja also fromm; das freut mich! Was Sie vorhin sagten, klang sehr liberal. — Wissen Sie, eigentlich spreche ich mit meinem Manne nie über Religiöses — ist das nicht sonderbar?“ —

Gerland bestätigte, daß dies in der Tat merkwürdig genug sei; über diese größte aller Fragen müsse man sich, so denke er, zwischen Eheleuten doch am allerersten auseinandersetzen.

„Ach — wissen Sie — das ist beim Verheiratetsein ganz sonderbar“ — sie blickte von Gerland weg — „in vielen Dingen bleibt man sich fremd. — So zum Beispiel, wie wir beide jetzt gesprochen haben, könnte ich mich mit meinem Manne nie unterhalten — das wäre ganz unmöglich.“

Er schwieg betroffen. Sie hatte das viel ernster gesagt als alles, was er je zuvor von ihren Lippen vernommen.

Ihr Mund zuckte; sie bewegte die Lippen, als wolle sie etwas sagen, er sah gespannt weiteren Eröffnungen entgegen. Aber dann, als habe sie ihren Sinn geändert, sprang sie auf ein gleichgültiges Thema über und überließ ihn seinen Vermutungen über den verborgenen Sinn ihrer Worte. —

Nachdem er so eine Stunde und mehr mit ihr verplaudert, bat er sich Urlaub aus; er habe noch einen Besuch im Orte vor.

Wen er in Annenbad besuchen wolle, fragte sie neugierig. Geringschätzig zuckte sie die Achseln, als sie hörte, daß es nur Diakonus Fröschel sei.

* * *

Auch den Diakonus traf er nicht zu Haus an, aber die alte Dame, welche ihm öffnete, erklärte, wenn er Pfarrer Gerland von Breitendorf wäre, so sei sie ermächtigt, ihn anzunehmen. Ihr Sohn habe ihr eingeschärft, den Herrn Pastor auf keinen Fall fortzulassen, falls er selbst nicht zu Hause sei.

Sie bat ihn, ins Zimmer zu treten.

Das Quartier machte, besonders nach dem Polanischen gesehen, den Eindruck der Enge und Ärmlichkeit.

Die alte Dame nahm auf einem verschossenen Sofa Platz, das vor einem runden Tisch mit weißer Decke stand. Schmuck und Luxusgegenstände fehlten vollständig. Keine Blumen, keine Nippsachen, nicht einmal ein Spiegel war vorhanden, doch hingen einige Stiche in einfachen Rahmen an den Wänden: Geburt, Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt darstellend. Außerdem wurden die grauen und grünen Streifen der Tapete nur noch durch eine Anzahl schwarzer Pappvierecke unterbrochen, auf denen in goldenen Buchstaben Bibelsprüche zu lesen. Über einem niederen Betpulte erhob sich ein hölzernes Kruzifix mit weißem Elfenbeinkorpus. Bibel, Gesangbuch und einige andere stark abgegriffene Bücher lagen auf der Pultplatte, mit mannigfachen Buchzeichen versehen.

Schnell erfaßte Gerlands Blick den Gesamteindruck dieses Zimmers und mit verdoppeltem Interesse betrachtete er die Erscheinung der Frau, die in solcher Umgebung hauste.

Fröschels Mutter war eine mittelgroße, hagere Frau mit ausdrucksvollen Zügen. Ähnlichkeit mit dem Sohne konnte auf den ersten Blick vielleicht nur in der starken, gewölbten Stirn und den tiefliegenden Augen gefunden werden. Die Gesichtsfarbe war gleichmäßig pergamentfarben, das Haar beinahe ganz ergraut.

Sie trug ein dunkles, anliegendes Kleid vom einfachsten Schnitt und als einzigen Schmuck ein Metallkreuz.

In dieser Erscheinung lag nichts, was auf frühere Anmut hätte schließen lassen, aber sie war in ihrer ernsten Schlichtheit voll Würde; die straffe Haltung der Sechzigerin, die gemessene Sicherheit des Auftretens hatten etwas Imponierendes.

Die Unterhaltung wandte sich naturgemäß auf den abwesenden Sohn. Sie halte darauf, daß er sich Bewegung mache, erklärte sie — er brauche Bewegung als Gegengewicht für seine angestrengte geistige Tätigkeit.

Die Gewähltheit ihrer Sprache fiel Gerland auf, und doch lag nichts Gesuchtes in ihren Worten. Er begriff, daß er eine Frau von Bildung und Urteil vor sich habe; unwillkürlich nahm er sich in dem, was er äußerte, besonders zusammen. Der Eindruck, den er hervorbringen würde, konnte ihm nicht gleichgültig sei n einer solchen Persönlichkeit gegenüber.

Man kam auf den Studiengang ihres Sohnes zu sprechen; Gerland fand sie erstaunlich wohlunterrichtet über das theologische Handwerkszeug. Sie sprach, als sei der Umgang damit ihre alltägliche Beschäftigung. Der Geistliche konnte nicht umhin, ihr sein Erstaunen auszudrücken. Es war das erste Mal, daß er ein Lächeln ihre ernsten Züge beleben sah. Und mit diesem halb melancholischen, halb ironischen Zucken der Mundwinkel sah sie auf einmal dem Sohne sehr ähnlich.

Eigentlich könne sie von sich sagen, daß sie mit ihrem Moritz um die Wette Theologie studiert habe.

Gerland fand, daß sie nicht müde wurde, von ihm zu sprechen. Alles, das Kleinste, was auf ihn Bezug hatte, schien von Interesse für sie zu sein. Sie erwähnte gelegentlich, daß Moritz sehr anerkennend von Gerland

gesprochen habe; die bedeutsame Art und Weise, wie sie das vorbrachte, bewies, daß sie dies im Grunde für das größte Lob halte, das einer Person zuteil werden könne. — Sie sprach von seinen Angewohnheiten und Liebhabereien, zitierte einige Aussprüche, die er getan hatte. Die mütterliche Zärtlichkeit verlieh selbst dem Belanglosen einen gewissen Wert. Gerland konnte zwischen den Worten lesen, daß der Sohn ihr Stolz und ihre Wonne sei. Gelegentlich erwähnte sie auch, daß sie noch nie für lange Zeit von ihm getrennt gewesen — selbst als er die Universität besuchte, hatte er bei ihr gewohnt.

Endlich erschien der Liebling der Mutter in eigener Person. Sein schlecht gepflegtes Äußere und seine nachlässigen Manieren fielen Gerland heute ganz besonders auf, im Vergleiche zu dieser Frau, welche die Akkuratesse und Korrektheit in Person schien. Unrasiert, mit einem schäbigen Überzieher angetan, trat er ins Zimmer, warf den Hut auf einen Stuhl, riß den Paletot ab — alles, noch ehe er Gerland begrüßt hatte. Als er dem Gaste schließlich die Hand reichte, hatte sein Gruß etwas Spöttisches: „Sie sind hier!" meinte er.

„Du hast dich doch nicht erkältet, Moritz, in dem dünnen Überzieher?" forschte die Mutter mit besorgter Miene.

„Laß deine Hände fühlen — ganz kalt — du mußt etwas Warmes zu dir nehmen."

Er widersprach lebhaft.

„Ich mache dir Glühwein — Herr Pfarrer Gerland nimmt vielleicht auch ein Glas an." — Damit verschwand sie.

„Nun, was sagen Sie eigentlich zu meiner Mutter?" fragte der Diakonus in dem geringschätzigen Tone, der Gerland niemals ganz echt an ihm erschienen war.

„Zunächst einmal halte ich sie für eine sehr kluge Frau."

„Das ist sie." —

„Und eine wirklich tiefe, umfassende Bildung scheint Ihre Frau Mutter zu besitzen."

„Die besitzt sie. Ist Ihnen vielleicht aufgefallen, wie wenig dieser außergewöhnliche — für eine Frau außergewöhnliche — Bildungsgrad dabei ihr Wesen beeinflußt hat?"

„Um das beurteilen zu können, kenne ich Ihre Frau Mutter doch zu kurze Zeit."

„Hm! — Nun, ich kann Ihnen versichern, sie ist dieselbe geblieben, die sie immer gewesen. Sehen Sie, das ist der Unterschied: wir Männer formen unsere Weltanschauung gemäß der geistigen Atmosphäre, in der wir leben. Es ist eine Art physikalischer Prozeß — verstehen Sie! — Die geistige Nahrung, die wir zu uns nehmen, wird umgesetzt und bildet die Struktur unseres inneren Menschen. Bei den Frauen ist das etwas anderes. Hat Ihnen meine Mutter erzählt, daß sie mit mir studiert hat?"

„Jawohl!"

„Meine Kolleghefte hat sie abgeschrieben und durchgearbeitet; um die Wette mit mir hat sie exegetische Übungen gemacht — alles aus Passion. Philosophie und Metaphysik hat sie getrieben. Schleiermacher, Hegel, Feuerbach, ja sogar Schopenhauer haben wir gelesen — und meine Mutter hat diese Schriften begriffen. — Und nun, bitte, sehen Sie sich einmal hier um;" er wies auf die Bilder der Auferstehung und Himmelfahrt — „die Frauen besitzen eben die Kunst, nur soweit zu verstehen, wie sie verstehen wollen. Was sie nicht zu sehen und zu hören wünschen, das fließt wie Wasser an ihnen ab — sie schütteln sich und sind die Alten. Die Frauen,

glauben Sie mir das, sind glücklicher organisiert als wir, die wir uns einwühlen in Fragen, bis wir nicht mehr vorwärts noch rückwärts wissen." —

Gerland lag die Frage auf der Zunge, wie sich die Mutter zu dem religiösen Freisinn des Sohnes stelle. Aber er hatte noch von neulich her Fröschels Verhalten vertraulichen Fragen gegenüber im Gedächtnis. So unterdrückte er das.

Er meinte nur, ein solches Verhältnis zwischen Mutter und Sohn erscheine ihm beneidenswert.

„Eine rührend gute Mutter ist sie — da haben Sie recht," erklärte Fröschel mit ernst nachdenkender Miene, der jeder ironische Zug fehlte.

„Sie spricht mit der größten Bewunderung und Liebe von Ihnen."

„Ach, hat sie Ihnen von mir vorgeschwärmt? Konnte ich mir ja denken!"

„Wie gut Sie es haben mit solch einer Mutter! Stets eine Stätte zu wissen, wo man alle seine Sorgen hintragen kann — alles durchsprechen mit einer klugen Frau — alle Zweifel —"

Fröschel unterbrach ihn mit einer gewissen Hast. „Ja, ja — das ist sehr schön — gewiß! — Meine Mutter verpflegt mich wundervoll, wie exemplum zeigt. —"

Die Mutter erschien mit einem Brette, auf dem dampfende Gläser standen.

Gerland blieb bei Mutter und Sohn, so lange es ihm sein Versprechen, im Pfarrhause zu Mittag zu speisen, erlaubte. — — —

Polani empfing ihn in seinem Studierzimmer. Die Pastorin war noch bei der Toilette.

„Sie kommen von meinem Diakonus, lieber Amtsbruder," rief ihm Polani entgegen. „Ich freue mich,

daß Sie sich zu dem jungen Manne halten — sich nicht durch seine Eigenheiten abstoßen lassen." —

Gerland sprach von der Mutter unter dem starken Eindruck, den sie auf ihn gemacht.

Polani nannte sie eine „erprobte Christin". — „Ich hoffe, sie wird den Sohn auf den rechten Weg führen; der junge Mensch steht in der gewissen Krise, die wir Theologen ja mehr oder weniger alle durchgemacht haben. Auch er wird, denke ich, noch zu positiven Anschauungen kommen." —

Polani wußte allerhand über die Vorgeschichte der verwitweten Frau Fröschel zu berichten. Sie war Erzieherin gewesen und hatte erst in vorgerücktem Alter geheiratet — aus Neigung, wie es schien; wenigstens hatten sie lange aufeinander gewartet. Beide waren im Lehrfach tätig gewesen, er als Mathematiker. Später, nachdem ihnen der Sohn geboren, hatten sie zeitweise getrennt gelebt. Der Hauptgrund ihrer Uneinigkeit sei Meinungsverschiedenheit auf religiösem Gebiete gewesen.

Gerland interessierten diese Nachrichten aufs höchste, er hätte gern noch mehr in Erfahrung gebracht.

Aber jetzt erschien die Frau des Hauses. „Ach, sprecht doch nicht schon wieder von diesen unausstehlichen Fröschels — das ist ja langweilig!" unterbrach sie das Gespräch.

XV.

Aus der großen Masse der Parochianen hoben sich für Gerland mehr und mehr Gestalten und Gesichter einzelner ab, die ihm vertraut und lieb waren; von Tag zu Tag mehrten sich die Anknüpfungen zwischen ihm und seinen Beichtkindern. Hier hatte er ein Paar getraut, dort ein Kind getauft, in dem einen Hause einen

Sterbenden berichtet, in dem anderen einen Genesenden besucht. Die Kinder kannte er vom Schulunterricht, die heranwachsende Jugend vom Konfirmationsunterricht her. Mit den Honoratioren des Ortes endlich brachten ihn Schul- und Kirchensachen in häufige Berührung. Bei jeder Gelegenheit, wo Kenntnisse und höhere Begabung gebraucht wurden, rief man die Hilfe des Pfarrers an. Er mußte Schriftstücke revidieren, Anträge verfassen, und zum Sedanfeste hatte ihn der Kriegerbund ersucht, die Rede am Denkstein der Gefallenen zu halten.

Mit der zunehmenden Einsicht in die mannigfachsten Verhältnisse hatte er an Vertrauen und Sicherheit gewonnen. Früher hatte ihn eine Art geistiger Anämie verhindert, unangenehmen Dingen auf den Leib zu gehen. Diese Zimperlichkeit verlor sich in der ländlich scharfen, mit dem Dufte der frischen Ackerscholle, des tierischen Düngers und menschlichen Schweißes geschwängerten Luft schnell. Seine verwöhnte Städternatur lernte allmählich in dieser ätzenden Atmosphäre zu atmen. Kräftiger und gesünder stand er da, mit gestärkten Lungen, abgehärteter Haut, geschärften Augen; alle Organe schienen neue Kräfte aus diesem fruchtbaren Humus gesogen zu haben.

Gerland hatte sich ein Herbarium angelegt, mit dem ursprünglichen Plane, eine möglichst vollzählige Sammlung aller Gräser, Blumen und Kräuter seiner Parochie zusammenzustellen. Bereits war ein hübscher Anfang gemacht. Jetzt ließ er die Hefte unbeachtet in einer Ecke verstauben.

Ein neuer und größerer Plan hatte die frühere Liebhaberei verdrängt; Buch wollte er führen über lebendige Seelen.

Es fehlte weder an tragischen noch an komischen

Figuren. Da war der Säufer Heinze, der taube Tobis, die Besprechfrau Tonchen, der junge Gutsbesitzer Finke. Unter den Kindern hatte er seine Lieblinge, die ihren Platz bekamen. Kantor Wenzel nahm einen großen Raum ein. Doktor Haußner war registriert in einer besonderen Abteilung, gleichsam als auswärtiges Mitglied. Über Gertrud hatte er noch nichts dem Papiere anvertraut; was er über sie wußte, bewahrte er im Herzen, als unentweihtes Geheimnis. —

Mit der schriftlichen Niederlegung seiner Gedanken wuchs das schärfere Erkennen des einzelnen Charakters und der Verhältnisse, die ihn gebildet. Und je tiefer er blickte, je mehr verstand er und je mehr verzieh er.

Als der junge Geistliche frisch von der städtischen Kanzel in die ländliche Gemeinde getreten, war mehr als einmal seine sittliche Entrüstung in heller Lohe aufgeflammt. Zwei Laster waren es vor allem, in denen er den Krebsschaden der ländlichen Verhältnisse zu erkennen glaubte: Trunk und geschlechtliche Sünden.

Übertriebenen Branntweingenuß fand er bei arm und reich verbreitet, und von den Folgen vorzeitigen Geschlechtsverkehrs sah er manche zarte Mädchenblüte angefressen. Bei den meisten Bräuten, die zum Altare traten, strafte der körperliche Zustand den Brautkranz Lüge. Enthaltsamkeit schien der Bauer nicht zu kennen. Wie viele Ehen gab es, wo die Frau Jahr für Jahr gebar!

Und wie wurde die Kinderwartung und Erziehung betrieben! Die einfachsten Begriffe der Pädagogik fehlten. Man verzog die Kinder einerseits, gab jedem ihrer unvernünftigen Wünsche nach, dann wieder züchtigte man sie aufs grausamste, ohne Sinn und Verstand, nur nach Laune. In dem, was anständig und erlaubt sei, herrschten die wunderlichsten Begriffe. Erwachsene und

Halberwachsene beiderlei Geschlechts schliefen häufig in einem Raume durcheinander, manchmal sogar in einem Bette. Niemand scheute sich, körperliche Verrichtungen in Gegenwart anderer ungeniert vorzunehmen. Die Sprache strotzte von den unflätigsten Schimpfworten. Mittelalterlicher Aberglaube beherrschte das tägliche Leben. Vor dem Arzte fürchtete man sich wie vor dem Gottseibeiuns und griff zu Quacksalberei und Sympathie. Für geistigen Genuß gab es keinen Sinn; jede Verbesserung und Verfeinerung des Lebens und der Sitte scheute und verachtete man als Neuerung. Dabei waren die Leute voll Selbstzufriedenheit und Dünkel; daß es anderswo besser sein könne, wollte niemand glauben.

Gerland ging die Not dieser Menschen zum Herzen; glühend von Eifer, ließ er sich dazu hinreißen, von der Kanzel herab eine Philippika zu halten; deutlich gab er es den Leuten zu verstehen, was er von den sittlichen Zuständen in der Gemeinde halte.

Gespannt war er auf die Wirkung; aber sie blieb vollständig aus. Nicht einmal Anfeindungen brachte ihm diese Bußpredigt. Die Gemeinde trug den gewöhnlichen, verschlafenen Eindruck zur Schau, wie an jedem anderen Sonntage. Sein harter Tadel stachelte sie nicht auf; wie Wasser liefen seine Ermahnungen an ihren dicken Häuten ab.

Gelegentlich erfuhr dann Gerland, daß die Breitendorfer an Bußpredigten gewöhnt waren. Das war gerade des verstorbenen Pastors Menke starke Seite gewesen. Und zu der sittlichen Entrüstung auf der Kanzel als Folie: der berüchtigte Lebenswandel des Mannes! Das mochte wohl die Gemeinde gegen geistliche Ermahnung abgebrüht haben.

Diese und andere Beobachtungen führten den jungen

Geistlichen zu der Einsicht, daß er auf falschem Wege sei. Solche tief eingewurzelten Laster mit Drohung und Ermahnung bekämpfen zu wollen, war verfehlt.

Mehr und mehr erkannte er, welcher Abstand zwischen ihm, dem Gebildeten, und diesen Unkultivierten bestand. Sie waren anders geartet, standen auf einer tieferen Stufe, fühlten, dachten, urteilten anders als er, sie hatten ihre besondere Sittenlehre, Rechtsanschauung und Religion. Bei tausend Anlässen drängte sich ihm diese Bemerkung auf, die er anfangs als vermessen weit von sich weisen wollte.

Das gab ihm viel zu denken. Hier war Mensch und Mensch, Christ und Christ, und dennoch grundverschiedene Wesen — ein größerer Unterschied als der, den Rasse, Nation und Konfession begründen — ein Unterschied im Fundamente.

Aber wie den Leuten Licht in ihre Dunkelheit tragen? Wie sie erleuchten und erwärmen und den göttlichen Funken der Menschlichkeit, der in ihnen allen schlummerte, entfachen?

Sie hatten ja Kirche und Schule, wurden mit Bibel, Katechismus und Gesangbuch bekannt gemacht, die Grundsätze des Dekalogs dem kindlichen Gemüte vor allem anderen eingeprägt. In der Kirche boten sich die Heils- und Gnadenmittel für jedermann dar — und alles das schon seit Hunderten von Jahren. Was hatte es genutzt? Die Leute hatten sich ihre eigene Religion zurechtgestutzt, für ihren Bedarf. Tausend Pforten und Pförtchen gab es, wo Eigennutz, Haß und Unzucht hineinschlüpfen konnten in Christi Religion der Selbstlosigkeit, des Friedens und der Reinheit. Ein guter Christ wollte jeder von ihnen heißen, aber von einem Eindringen in den tieferen Sinn des Evangeliums und

nun gar von einem Leben im christlichen Geiste war keine Rede.

Kirche und Glaube fiel bei diesen Leuten zusammen. Eine Trennung zwischen Kern und Schale vorzunehmen, ging über ihren Horizont. Die Kirchlichkeit war ihnen eine eingebläute Angewohnheit.

Man mußte nur den Verlauf eines Sonntags erleben. Schon am Sonnabend abend ließ man sich den Wochenbart abnehmen, Sonntag früh wurde ein frisches Hemd und die Feiertagskleider angelegt, das Gesangbuch aus Truhe oder Schrank hervorgesucht, die Frauen pflückten sich kleine Sträuße — womöglich von starkduftenden Kräutern, die an Stelle des Flacons unter die Nase gehalten wurden, um den Kirchenschlaf zu unterbrechen. — So vorbereitet trat man den Weg zum Gotteshause an, bei jedem Wetter, zu jeder Jahreszeit. Ohne triftigen Grund blieb keiner gern fern; Gerland hatte anfangs seine helle Freude gehabt an dem eifrigen Kirchenbesuch. Allmählich aber verflüchtigten sich die Illusionen, er wurde sich klar über den Geist, aus dem diese rege Frömmigkeit stamme. Viele von denen, die das Schiff und die Emporen so dicht füllten, vermochte kaum die Liturgie wach zu erhalten, während der Predigt nickten sie unfehlbar ein. Bei der Aufkündigung dagegen fehlte ihm gewiß kein Ohr. Wer das Amen der Predigt etwa verschlafen hatte, wurde von dem Nachbar geweckt, denn die Nachrichten über den lieben Nächsten: die Geburts- und Todes- und Trauungsmitteilungen waren der interessantere Teil des Gottesdienstes. — Er hatte oft das Gefühl, daß er Perlen vor die Säue werfe. Um sich packen, begeistern oder umwandeln zu lassen, kam keiner an diese Stätte. Gewohnheit, nicht Hunger, nicht Heilsbedürfnis und

Drang nach innerer Erleuchtung trieb sie zu ihm. Und als er gar erleben mußte, wie so mancher dieser mit dem Anschein der Würde und Anständigkeit begonnenen Sonntage im Gasthofe mit Tanz, Trunk und Schlägerei endete, da war er geneigt, nicht mehr viel auf den regen Zulauf zu seiner Predigt zu geben.

Von der Kanzel aus an ihre Herzen zu dringen, war nicht möglich. Der Gottesdienst, wie ihn die Agende vorschrieb, kam ihm wie ein altes, stumpf gewordenes Schwert vor; er begann sich nach schärferen Waffen umzusehen. Er hatte oft das Gefühl, als müsse er von dieser Kanzel herabsteigen, die den Priester ebensosehr von der Gemeinde entfernt, wie sie ihn über sie erhebt — herab auf gleichen Boden mit ihnen, um, befreit von allem Formelwesen, Mensch gegen Mensch, einfach und natürlich zu ihnen zu sprechen.

Persönliches Beispiel bedeutete sehr viel; aber er allein war zu wenig. — Viele Verhältnisse entzogen sich ihm vollständig. Er konnte nicht zu den Frauen gehen und ihnen Reinlichkeit lehren oder sie zur Enthaltsamkeit im Geschlechtsgenusse ermahnen; er konnte nicht Unterricht in Kinderpflege, Erziehung und Krankenwartung erteilen.

Hier mußte weibliche Hilfe herbei. Ein stiller, zarter, frauenhafter Einfluß würde in diesen intimen Angelegenheiten größeres wirken, als zürnender Eifer oder trockene Belehrung.

Mehr und mehr verliebte er sich in den Gedanken, eine Gemeindediakonisse anzustellen. Im Hintergrunde standen noch andere weitschauende Pläne: ein Krankenhaus für den Ort — aber das sollte erst später kommen.

Eine Gemeindediakonisse! — Er sah im Geiste die freundliche, tröstende Gestalt, ihr bescheidenes, mildes

Walten an Kranken- und Sterbelagern, beim Kindbett und in der Wochenstube.

Wie würde von einer solchen edlen, gütigen, selbstlosen Persönlichkeit, wie er träumte, Reinheit, Gesundheit und Sittsamkeit ausströmen und sich verbreiten unter den Verwahrlosten. —

Die Ausführung dieses neuesten Planes war nicht ohne Geldmittel durchzuführen. Sie würden beschafft werden, man mußte nur an die richtigen Türen klopfen. Zur rechten Zeit fielen ihm in der Provinzialhauptstadt einige ältere, wohlhabende Damen ein, die seine Predigten eifrig besucht hatten. Eine oder die andere dieser ehemaligen Verehrerinnen entsann sich seiner doch vielleicht noch und würde ihre mildtätige Hand öffnen, wenn er mit dem Klingelbeutel nahte — dessen war er sicher.

Dann besaß er ja auch selbst ein kleines Kapital, von einem unverheirateten Onkel ererbt; bisher hatte er nur die Zinsen davon verbraucht. Wenn er sich einschränkte, konnte er zur Not von seinem Gehalte und dem Ertrage des Pfarrackers leben. Er hatte einige Liebhabereien, die einigermaßen ins Geld liefen: er liebte es, sich gut zu kleiden, und kaufte sich gern hin und wieder ein Buch. Auch für seine Gartenpassion ließ er Geld aufgehen. In Zukunft wollte er alle diese Ausgaben nach Möglichkeit einschränken, was er nur irgend ersparen konnte, für seinen großen Zweck zurücklegen.

Vor allen Dingen aber wollte er die Gemeinde selbst zu einer Beisteuer heranziehen. Soviel Einsicht durfte er den Vätern von Breitendorf doch wohl zutrauen, daß sie für einen Zweck, dessen Ersprießlichkeit klar in die Augen sprang, Hilfe übrig haben würden.

* * *

Zum nicht geringen Erstaunen der Breitendorfer las man im Laufzettel, der die Kirchen- und Gemeinderatsmitglieder zur gemeinsamen Sitzung in die Sakristei einlud: „Punkt drei der Beratung, Antrag des Herrn Pfarrers, Berufung und Anstellung einer Gemeindediakonisse betreffend."

Man steckte die Köpfe zusammen, manch einer fragte, was das sei, eine Gemeindediakonisse. Fremd wie das Wort, war den guten Leuten der Gedanke. Es wurde viel darüber hin und her gesprochen, im Kretscham und in den Holzstuben. Viele lachten, manche räsonnierten. Die Besprechfrau Tonchen, das Dorforakel, die mit Sympathie und Wunderkuren eine schwunghafte Praxis trieb, zog von Haus zu Haus und besprach mit den Weibsleuten die unerhörte Absicht des Pfarrn, „ene Diakunissen reizubringen."

„Die sein duch katholsch," hieß es, „freilich sein die katholsch de Diakunissen — se giehn ju wie de Nunnen — schwarz und weeß."

Der Windmüller, welcher in seiner Handwerksburschenzeit irgendwo in der Fremde krank geworden und im Lazarett gepflegt worden war, bestätigte die Behauptung, alle Diakonissen seien katholisch. Also stand es fortan fest, der Pfarrer wolle die Gemeinde römisch machen.

Die Sitzung war die bestbesuchte, die Gerland bisher in Breitendorf erlebt. Beide Körperschaften, der bürgerliche und der kirchliche Gemeinderat, waren vollzählig in der Sakristei erschienen. Gerland hatte absichtlich vorher mit niemandem über seinen Antrag gesprochen. Die Leute sollten überrascht, womöglich im Sturme gewonnen werden; er hoffte etwas von seiner Beredsamkeit.

Den ersten Punkt der Tagesordnung bildete die

Aufnahme und Verpflichtung des Gutsbesitzers Finke in den bürgerlichen Gemeinderat; der junge Bauer war an Stelle seines verstorbenen Vaters gewählt worden.

Hiermit hatte der Geistliche nichts zu tun. Auch Punkt zwei: Amortisierung einer bei Gelegenheit des Schulumbaues aufgenommenen Schuld, berührte ihn nicht.

Als es endlich so weit war, erhob sich Gerland und hielt unter gespannter Aufmerksamkeit der Gemeinde- und Kirchenältesten eine wohlvorbereitete Rede.

Er legte zunächst die Notwendigkeit seines Vorschlages dar, eine Gemeindeschwester zu berufen. Mit möglichster Schonung wies er auf die Mängel hin, die in der Gesundheitspflege, Reinlichkeit, Krankenbehandlung und Kinderwartung am Orte herrschten. Der zweite Teil seiner Rede betraf die Möglichkeit einer Besserung solcher Zustände. Er bat um Vorschläge aus der Mitte der Versammlung; der seine bestehe in Anstellung einer gelernten Krankenpflegerin. Schließlich verlas er einen von ihm aufgestellten Kostenanschlag: Gehalt, Wohnung und Verpflegung der Pflegerin betreffend. Er schloß mit der Erklärung, daß er für die Hälfte des veranschlagten Jahresgeldes persönlich aufkommen werde.

Der erste Redner, welcher nach ihm sprach, der Gemeindevorsteher, ging nicht gerade mit Enthusiasmus auf den Antrag des Geistlichen ein. Bedenken machte er geltend, wie das Geld aufzutreiben sein würde, auch hatte er seine Zweifel, ob sich die Leute von einer „solchen Dame“, wie er sich ausdrückte, pflegen lassen möchten. Er erwähnte, daß man ja einen Kreisphysikus in der Stadt habe, und daß es öffentliche Krankenhäuser gebe.

Andere Redner, die nach dem Gemeindevorsteher sprachen, hatten die Absicht des Geistlichen offenbar völlig mißverstanden. Sie kamen mit allerhand Einwürfen, die

weit an dem Antrage vorbeischossen. Gerland hatte Mühe, die Debatte, welche sich zu verzetteln drohte, immer wieder zum eigentlichen Gegenstande zurückzuführen.

Die Aussichten, seinen Antrag durchzubringen, wurden immer geringer; bisher hatte Gerland nur Bedenken und Einwände zu hören bekommen, gewonnen schien er niemanden zu haben.

Nur noch ein Redner stand auf der Liste, der Schuster Herklotz. Gerland war äußerst gespannt, wie sich der Mann zu seiner Idee stellen werde. Herklotz war, was die Bauern einen „Liberalen" nennen. Die kleinen Leute hatten ihn in den Gemeinderat gewählt. Er war berüchtigt seiner „ratenkahlen" Ansichten wegen. Der Geistliche hatte erst kürzlich in unliebsamer Angelegenheit mit Herklotz zu tun gehabt; es war nötig gewesen, den Mann zu ermahnen, sein jüngstes, bereits dreijähriges Kind zur Taufe zu bringen. Die Ermahnung hatte Frucht getragen, aber der Vater selbst war nicht zum Taufakte erschienen.

Langsam erhob sich der kleine, verwachsene Mann. Zwischen den hohen Schultern des Buckeligen saß ein unproportioniert großer Kopf, sein schräg liegendes, unstetes Auge sagte nichts Gutes. Ehe er zu sprechen begann, fuhr er sich ein paarmal, wie zur Vorbereitung, mit der klobigen Rechten über den breiten Mund, dann hob er an mit krähendem Organe.

Gift und Galle lösten sich sprudelnd von seiner Zunge; ein Satz rannte in den anderen hinüber, er überhaspelte sich in Gedanken und Worten, nahm sich kaum Zeit zum Schlucken und Atemholen, immer wieder fuhr die Hand über die nassen Lippen, und hammerartig arbeiteten die langen Arme auf und ab.

Gerland erschrak über das Unmaß von Bosheit,

Haß und Feindschaft, das sich da in der Seele eines Menschen gegen ihn angesammelt hatte.

Wenn überhaupt ein Sinn aus dieser wilden, unzusammenhängenden Rede herauszuhören war, so schien es der: dem Geistlichen sei Hochmut und Vermessenheit vorzuwerfen. Wie könne er sich unterstehen, die Breitendorfer herunterzumachen, ihnen Unwissenheit und Unsittlichkeit nachzusagen und zu behaupten, sie erzögen ihre Kinder schlecht? Wie komme der Herr Pastor dazu! Er sei ja ein ganz junger Mann — was verstehe er von Kindererziehung und dergleichen? Er appelliere an die versammelten Gemeindeväter, ob sie schlechte und unwissende Leute seien, wie der Pfarrer behauptet hätte. Der Herr Pastor möge sich doch um das kümmern, was seines Amtes sei, und der Gemeindevertretung nicht ins Handwerk pfuschen. Sie wüßten schon, wo sie der Schuh drücke — das brauchten ihnen nicht erst gelehrte Herren zu sagen — zu viel Steuern hätten sie; und da komme der Pfarrer auch noch mit einer neuen. Für einen solchen Herrn, der sich von der Gemeinde ernähren lasse, sei es freilich leicht, kostspielige Anträge zu machen. Er und die anderen Gemeinderatsmitglieder seien Familienväter, die sich und ihre Kinder von ihrer Hände Arbeit ernähren müßten. Neue Ausgaben für allerhand Unfug wollten sie nicht. —

Damit schloß dieser dörfische Thersites seine Rede.

Die Worte waren nicht ohne Eindruck geblieben. Sonst als der Vertreter umstürzender Ansichten von den wohlsituierten Leuten, die den größeren Teil der Versammlung ausmachten, gehaßt, hatte Herkloß diesmal eine Saite angeschlagen, die auch den anwesenden Gutsbesitzern und Bauern angenehm klang. Den Landmann berührt nichts unangenehmer, als wenn seine Ein-

richtungen, mögen sie noch so übel sein, bemäkelt werden; und nun gar von einem „Gestudierten“ läßt er sich Belehrung nur sehr ungern gefallen. Denn die Gebildeten sind Nichtstuer, die auf Kosten des arbeitenden Standes leben.

Und so war es denn den meisten der Anwesenden gar nicht unlieb, daß der Pastor sein Fett wegbekommen hatte; er war ihnen überhaupt viel zu apart und hochmütig, der Pfarrer. Daß er neulich den Leichenschmaus beim Begräbnis des alten Finkenbauer abgewiesen hatte, wurde ihm von vielen nicht vergessen; es war ihm ganz gesund, daß er einmal geduckt wurde. Die ungehobelte Grobheit des Schusters hatte sie im stillen belustigt. Man stieß sich beifällig an, zwinkerte sich mit den Augen zu. „Der hat's dem Pfarrn aber mal ordentlich gegeben,“ das war das allgemeine Gefühl, als Herklotz endete.

Gerland war kreidebleich geworden. Soviel Niedertracht und Bosheit verwirrte ihn vollständig. Mit Schrecken fühlte er Ruhe und klares Denken von sich weichen, deren er in diesem Augenblicke doch so sehr bedurfte. Was sollte er auf diese hämischen Anschuldigungen erwidern? Solcher Perfidie gegenüber war man ja waffenlos. Er fühlte die Ohnmacht des anständigen Menschen gegen niedrige Gesinnung.

Und doch mußte er irgend etwas erwidern, sonst stand er in den Augen der Leute gerichtet da. Er sah es aus ihren spöttischen Mienen, daß sie auf seiten seines Angreifers standen. —

Jetzt schwieg jener. — Ruhe! nur Ruhe! — Er mußte ruhig werden.

Mit bebender Stimme begann er seine Widerlegung; wie er voraus gewußt hatte, unglücklich · hastig, nicht frei von persönlicher Gekränktheit, nicht überlegen. Er

fühlte, daß er sich in den Augen seiner Zuhörer nur immer mehr verwickelte, er las es aus ihren schadenfrohen Blicken.

Er setzte sich.

Die Anständigeren unter den Leuten mochten vielleicht etwas wie Mitleid mit ihm empfinden; die große Masse triumphierte und lachte sich ins Fäustchen.

Die Abstimmung ergab nicht eine einzige Stimme für den Antrag des Geistlichen.

XVI.

Der Konfirmationsunterricht hatte seinen Anfang genommen.

Sechs Knaben und acht Mädchen kamen dazu wöchentlich dreimal ins Pfarrhaus. Ein Enkelsohn der alten Märzliebs-Hanne befand sich unter den Kindern. Die Greisin war selbst im Sonntagsstaate von Eiba herabgekommen, um dem Herrn Pastor das Kind zu überbringen, damit er einen Christen daraus mache.

Es war ein eigenes Gefühl für den jungen Geistlichen, vor dieser Schar von Blondköpfen zu stehen, die ihn mit furchtsam neugierigen Augen musterten; sich als ihren Meister zu fühlen, der diese werdenden jungen Menschen in die erwachsene Christenheit einführen sollte.

In diesem schmiegsamen Material hinterließ noch jeder Druck seine Spuren. Ihre Aufmerksamkeit und ihr Vertrauen gehörten ihm ganz; sie glaubten jedem seiner Worte. Er konnte auf ihnen spielen, wie auf einem Musikinstrumente. Jede Stimmung: Freude, Trauer, Begeisterung, Entrüstung vermochte er in ihnen hervorzurufen.

Gerland sorgte dafür, daß der Unterricht niemals langweilig oder ermüdend wurde. So wenig wie möglich

quälte er die Kinder mit Gedächtnisarbeit; die Schule hatte sie ja genug mit Auswendiglernen geplagt. Jetzt sollten sie verstehen und mitfühlen lernen, und damit würde er sie vielleicht zur höchsten Stufe führen — zur Liebe.

Er bereitete sich selbst für die Konfirmationsstunde aufs sorgfältigste vor. Für diese jungen Seelen erschien ihm das Beste nur gerade gut genug. Soviel wie möglich suchte er auf die Phantasie der Kinder zu wirken. Nüchternheit, das wußte er aus eigener Erfahrung, war der gefährlichste Feind des Religiösen. Er versuchte die Materie auf jede Weise zu beleben, zu durchwärmen, zu versinnbildlichen; er verschrieb sich eine Bibelillustration, die seine Vorträge unterstützen mußte.

Nach Möglichkeit suchte er das Dogmatische aus dem Stoffe zu bannen. Wozu die naiven Seelen dieser Kleinen mit dem schwerverdaulichen, verkünstelten Schematismus überbürden? Den Kindern wollte er eine edle, einfache, unversalzene Kost bieten.

Schwerlich würde die vorgesetzte Behörde, wenn sie zufällig den Konfirmationsunterricht visitiert haben sollte, sich mit seiner Methode einverstanden erklärt haben.

Darüber machte er sich keine Skrupel. Er fühlte, daß er den Kindern darum nichts Schlechteres bot, wenn er von der althergebrachten Leier abwich. Aus ihren Antworten und Mienen erkannte er, daß ihre Aufmerksamkeit und ihr Verständnis wachse; er sah es an den geröteten Wangen, den geöffneten Lippen, den glänzenden Augen, daß er ihnen die Leidensgeschichte Christi nahegeführt habe.

War das nicht mehr wert, als wenn sie die gesamten Hauptstücke und noch so viele kniffliche Definitionen ohne Anstoß hätten aufsagen können? —

Und für sich selbst — was gewann er nicht aus diesen

Stunden, die er im Verkehr mit der kindlichen Schar verbrachte. Er wuchs mit ihnen an Innigkeit und Schlichtheit; und das Bewußtsein, daß sie ihn liebten, diese unverdorbenen Gemüter, mußte ihm eine Entschädigung sein für manche herbe Erfahrung der letzten Zeit.

* * *

Der Winter war inzwischen über Breitendorf mit sanfter Decke herabgesunken. Gern lauschte Gerland, von der Arbeit aufhorchend, dem Dreiklang der Dreschflegel im Dorfe, der ihm eine vertraute Melodie geworden. Schwer, mit knarrenden, holzbesohlten Stiefeln kamen die Bauern den frostharten Kirchsteig am Pfarrgarten herabgepoltert, mit Schafwollpelzen und Fausthandschuhen, die Gesichter blaurot angelaufen, die Frauen vermummt, in Kopftüchern und wattierten Puffjacken.

Immer tiefer spann sich der junge Geistliche ein in seine Gedankenwelt, während draußen der Schnee das einsame Tal immer dichter und dichter einhüllte — er ließ es schneien. Die Post war des tiefen Schnees wegen für ein paar Tage völlig ausgeblieben — immer zu! Ihm war es recht; er fing an, die Einsamkeit als beste Freundin zu lieben. Wie wohltuend war der Anblick dieser weiten Schneedecke, unter der gleichsam alle Wünsche und Triebe schliefen, wie still und schicksalsergeben die Wälder unter ihrer schweren Bürde, wie gleichmäßig resigniert das Stumpfgrau des Himmels, das sich nach kurzem Tage in ein mattes, schnell von der Nacht verhülltes Rosagelb verwandelte. —

Gerland unternahm häufig weite Spaziergänge; auf dem harten Schnee in der klaren Winterluft marschierte es sich herrlich. Unter dem weißen Leichentuche schlummerte der braune Acker und die grüne Saat. Es glitzerte auf

der lichten Decke von Milliarden Schneekristallen. Die Bäume an der Straße standen verglast bis an die äußersten Äste und Ästchen vom Reiffrost. Das Wild war kirre geworden durch die anhaltende Kälte, Hasenfährten führten bis an die Gärten des Dorfes; die braunen Punkte im Schneefelde waren Rebhühner, die ängstlich nach Futter wühlten. Der Wald war herrlicher denn je in seinem Schneekleide: kirchenstill, die Äste tief gesenkt; hin und wieder entledigte sich einer emporschnellend seiner Last.

Aber besonders die Höhen suchte Gerland in dieser Zeit auf, mit ihrer Aussicht über die weite Schneelandschaft. Graublau, das Bild wie eine Mauer abschließend, stand die stolze Gebirgskette im Hintergrunde.

Auf einem seiner Ausflüge kam er in ein hochgelegenes, zwischen Wäldern ganz verstecktes Dörfchen, dessen idyllische Lage ihn überraschte. Etwa zwei Dutzend Fachwerkhütten lehnten sich an ein schindelgedecktes Kirchlein, das, von alten, jetzt blätterlosen Lindenbäumen überragt, kirchhofumgeben auf dem höchsten Punkte des Dorfes lag. Das einstöckige, ziegelgedeckte Haus daneben mochte das Pfarrhaus sein.

Reichtum herrschte hier nicht; kein protziger Bauernhof zu sehen, selbst die übliche Schenke fehlte. Kirche, Pfarrhaus und Schule, das waren die einzigen, trotz ihrer Winzigkeit auffälligen Gebäude. Bis an das Strohdach hinauf waren die Hütten verpackt mit Laub und getrockneten Quecken zum schützenden Winterkleide. Bläulicher Rauch zog aus den Lehmessen in die klare Winterluft hinaus; in den meisten dieser Häuschen klapperte der Webstuhl.

Gerland meinte, er habe selten etwas Heimlicheres, Friedlicheres, Weltabgeschiedeneres gesehen, wie diesen

Erdenwinkel; hiermit verglichen war ja sein Breitendorf eine Stadt zu nennen.

Er fragte ein paar vorübergehende Holzarbeiter welche Gemeinde dies sei.

„Göhdaberg,“ hieß es.

„Wie? Göhdaberg! — Heißt euer Herr Pastor etwa Valentin?“

„Ju, ju! Valentin tut ar heeßa.“ —

Gerland fühlte Pastor Valentin gegenüber ein böses Gewissen. Damals, beim Missionsfeste in der Kreisstadt hatte er's dem alten Manne versprochen, ihn aufzusuchen. Über anderen Ereignissen war das Versprechen vergessen worden, und nun führte ihn der Zufall vor das Haus des Mannes; vorübergehen konnte er nun doch nicht gut.

Er schritt durch das Pfarrgärtchen ein paar ausgetretene Stufen zur Tür des kleinen Hauses empor. In der steingepflasterten, weißgetünchten Hausflur war niemand zu erblicken, er warf einen Blick in das Expeditionszimmer, das ebenso wie die Küche leer war. Auf schmaler, knarrender Holzstiege schritt er zum ersten Stock hinauf.

Über einer Tür las er auf einem Papierbogen, umgeben von verblaßten Immortellen, die Worte: „Deinen Eingang segne Gott!“ Hier würde der Herr Pastor wohl zu finden sein.

Er klopfte an — keine Antwort! Wohl aber verriet ihm ein gleichmäßig wiederkehrendes Geräusch von drinnen, daß jemand in tiefen Atemzügen schnarche.

Er klopfte noch einmal; das Schnarchen setzte aus, ein Seufzen war zu vernehmen, dann ein Gähnen.

Endlich wurde die Tür geöffnet. Vor Gerland stand der alte Pastor Valentin im Schlafrock, ein goldgesticktes Käppchen auf dem weißumrahmten Patriarchenkopfe.

Erstaunt, mit leeren Blicken, sah der alte Mann den

Fremden für eine Weile an, bis ihm die Erinnerung mit einem Male wiederkam. „Mein lieber Pastor — lieber Amtsbruder!“ — und er hielt ihm beide Hände entgegen.

Gerland trat in ein niederes Zimmer mit schadhafter Holzdiele; die kahlen Wände waren mit blauem Farbenmuster übersät, an der Decke prangten kühne Arabesken — wohl das Werk eines Dorfkünstlers. Der zimtfarbene Kachelofen strahlte eine gedeihliche Hitze aus. Unter den Gerüchen, die den Raum erfüllten, war der von Kamillenblättern vorherrschend.

Der Alte zwang den jungen Geistlichen in einen wackeligen Lehnstuhl. Geschäftig eilte er selbst im Zimmer umher, ohne daß man eigentlich den Zweck seines Eifers hätte absehen können. Offenbar war er verlegen, weil ihn Gerland im Schlafe überrascht hatte. Auf dem Tische stand eine halbgefüllte Tasse, die Pfeife mit langer Quaste lag daneben.

„Ich habe den Herrn Amtsbruder wohl im Mittagsschläfchen gestört?“ fragte Gerland. —

„Nein, bewahre, bewahre! Ein kleiner Nicker — allerdings. — Sonst ist das wirklich nicht meine Gewohnheit. Jetzt werde ich Ihnen aber einen Kaffee kochen lassen.“

Trotz Gerlands Sträuben lief er nach der Tür: „Hanne! — Hanne!“

Hanne erschien; ein altes, gebeugtes Weiblein, mit freundlichem, eingeschrumpftem Gesichte unter grauer Haube.

Der Herr Pastor trat mit ihr zur Türe hinaus und erteilte ihr seine Anordnungen. — Die Alte mochte wohl schwerhörig sein; jedenfalls konnte Gerland jedes Wort verstehen. — Kaffee sollte sie kochen, aber ganz starken, und besonders schnell — und die guten Zigarren von unten heraufbringen.

„Ich habe mir nämlich den Kaffee nach Tisch abgewöhnt,“ erklärte er, ins Zimmer zurückkehrend. „Ich litt hin und wieder an einem bösen Kopfschmerz, und Hanne meinte, das käme vom Kaffee. Seitdem trinke ich Kamillentee mit etwas Süßholz. Das schmeckt fast ebensogut, wenn man sich daran gewöhnt hat, und ist bedeutend billiger.“ —

Er fragte den Gast mit besorgter Miene, ob es ihm auch warm genug sei. Gerland, der sich am liebsten über schier unerträgliche Hitze beklagt hätte — der Ofen meinte es mindestens ebensogut wie der Herr Pastor — wollte den alten Mann nicht kränken, und lobte das schöne, warme Zimmer.

„Ja, das ist der einzige Luxus, den ich mir gönne,“ erklärte Pfarrer Valentin. „Ein warmes Zimmer, darüber geht nichts. Soviel in den Ofen geht, lasse ich heizen; das muß die Stelle schließlich noch abwerfen.“

Gerland entsann sich, gehört zu haben, daß Göhdaberg eine der schlecht bezahltesten Stellen der Diözese sei. Die Einrichtung sah auch ärmlich genug aus; aber der Alte machte durchaus keinen unzufriedenen Eindruck. Hin und wieder seufzte er mit gefalteten Händen; doch war das nicht ein Zeichen von Sorgen oder Kummer, mehr der Ausfluß harmonisch beschaulicher Stimmung.

Auch die Züge des Mannes sprachen von Frieden mit der Welt und mit sich selbst. Haß und Neid waren dieser Seele gewiß ebenso fremd wie Zweifelsucht.

Der Geist der Moderne war bis in dieses stille Gebirgspfarrhäuschen nicht vorgedrungen; etwas Schlichtes, Ursprüngliches und Einfältiges haftete dem Manne und seiner Umgebung an.

In diesem Stile mochten die evangelischen Pastoren guter alter Zeit gelebt und gewirkt haben, als das

Luthertum noch etwas von dem bäuerisch starken und innigen Geiste seines Begründers unverfälscht aufwies.

Nicht mehr als ein Dutzend stark abgenutzter Bände auf dem altersschwachen Schreibtische schienen das ganze literarische Handwerkszeug des greisen Pfarrers darzustellen. An den Wänden erblickte Gerland ein paar Farbendrucke: die Reformationshelden.

Unter einem mit menschlichem Haar auf Kanevas gestickten Bibelspruche hingen in gepreßten Papprahmen einige Daguerreotype — Familienbildnisse offenbar.

„Es sieht wüste und leer bei mir aus," meinte der Alte, Gerlands musterndem Blicke folgend. „Sie sind's wahrscheinlich anders gewohnt. Ja, sehen Sie, lieber Amtsbruder, wenn man so seit dreißig Jahren verwitwet ist. — Früher — ja früher — als ich noch meine Emmy hatte —"

Er stand auf und nahm eine der Daguerreotypen von der Wand. „Sehen Sie, so sah meine Emmy aus — das war sie."

Die graubraun nachgedunkelte Platte ließ in matten Umrissen eine Frauengestalt erkennen, in weißer Bluse mit großkarriertem, durch die Krinoline geschwelltem Kleide; ein rundes, weißes Gesicht, in dem eigentlich nur die Augen als ein paar schwarze Flecken erkenntlich waren. Den Wangen hatte der Künstler einen zarten, rosa Ton verliehen.

Gerland sah voll Rührung, wie der Alte das Bildchen mit den Augen liebkoste. Dreißig Jahre waren es her, daß dieses Gesicht, von dessen Frische das Konterfei gerade noch eine Ahnung gab, mit Erde zugedeckt worden war. Aber bei dem Gedanken, wie hübsch seine Emmy gewesen, strahlten die Züge des alten Mannes von naivem Stolze.

Er faltete die Hände und seufzte: „Der Herr hat's

gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet!" —

Sorgfältig wischte er das Bildchen ab und hängte es an seinen Platz zurück.

„Hier, das wird Sie vielleicht interessieren; hier habe ich ein Bild von der seligen Bertha Haußner."

„Von Doktor Haußners Frau?"

„Ja, von meiner Nichte Bertha."

Er nahm eine Photographie von der Wand und reichte sie Gerland hinüber.

„Das war Bertha Haußner als Braut."

Mit tieferem Interesse, als der andere wohl ahnen mochte, betrachtete Gerland das Bildchen. Ein feines Gesicht, zarte, unentwickelte Züge, große, gute Kinderaugen und ein freundlich lächelnder Mund.

Das Gesicht sprach ihn auf den ersten Augenblick an, nicht bloß wegen der unverkennbaren Ähnlichkeit mit Gertrud. Für ihn hatten diese sanften Mädchenzüge in ihrer glücklichen Ungetrübtheit etwas Wehmütiges. Vor diesem Bilde begriff er, daß ein solches Wesen an der Seite eines herzenskalten, schroffen Mannes hatte zu Grunde gehen müssen.

„Die gute — unglückliche Bertha!" meinte Valentin. „Ein freundlicheres, liebevolleres Gemüt habe ich nicht gekannt, und sie war eine Christin im besten Sinne des Wortes. — Für ihren Mann hätte sie alles aufgegeben — gern und ohne ein Wort der Klage — nur nicht ihren Glauben. Der Kampf, in den sie gestellt wurde, war zuviel für sie. — Lieber Amtsbruder, ich kann Ihnen sagen, etwas Traurigeres als Bertha Haußners Geschick habe ich mein Lebtag nicht mit angesehen."

Hanne, die mit dem Kaffee kam, unterbrach ihn. Mit besonderer Weihe schenkte der Alte ein. Sich selbst

gewährte er heute auch ein Täßchen aus der goldumränderten, bis in die Schnauze vollen Kaffeekanne. Dann bot er Zigarren an und konnte sich nicht genug darüber wundern, daß der Amtsbruder gar nicht rauche.

Behaglich, mit gefalteten Händen lehnte der alte Mann in seinem Lehnstuhle, hin und wieder seufzend. Weiß wie der Schnee, der draußen die Welt einhüllte, quoll sein Haupthaar unter dem goldgestickten Mützchen hervor. Im Ofen krachten und pufften die Holzkloben, die Hanne zu guterletzt noch nachgelegt hatte. Vor dem Fenster erhob sich der schindelgedeckte Turm des Kirchleins. Zufriedene, einlullende Stille ringsum. Als ob das Dörfchen mit seinem greisen Pastor durch Jahrzehnte geschlummert hätte in weltabgeschiedener Selbstvergessenheit. Weit, weit draußen schien der Strom der Zeit vorüberzubrausen. —

Gerland hätte gar zu gern noch mehr über das Thema gehört, welches der Alte begonnen. Es fiel nicht schwer, ihn von neuem auf die Geschichte seiner unglücklichen Nichte zu bringen.

„Wie Haußner zu seiner Frau gekommen? — Ja, sehen Sie, lieber Amtsbruder, Gott führt die Menschen wunderbar zusammen. Bertha, deren Bild Sie vorhin gesehen, lebte damals mit ihren Eltern — beide sind jetzt tot — in der Kreisstadt. Ihre Mutter war, wie schon gesagt, die Schwester meiner seligen Frau. Der Vater betrieb den Holzhandel im großen: er galt für einen der wohlhabendsten Leute der Gegend. Die Kinder wurden streng christlich unterwiesen; Bertha genoß ihre Erziehung in Gnadenthal im Schwesternhause. Es herrschte bei den Wendtlebens — so hießen meine Verwandten — ein durchaus frommer, gottergebener Sinn. —

„Haußner kam von auswärts zugereist in die Stadt.

Er war vorher Schiffsarzt gewesen, soviel ich weiß, und auf diese Weise in aller Herren Länder herumgekommen. Er schien erfahren und tüchtig in seinem Berufe und erwarb sich bald eine große Praxis. Auch bei den Wendtlebens war er Hausarzt.

„Man traf sich, wie das in so einer Stadt ja geht, oft in Gesellschaft. Mein Schwager Wendtleben hatte ein offenes Haus. Er sah den Arzt wohl auch manchmal an seinem Tische; doch ahnte Wendtleben lange Zeit nichts, daß zwischen seiner Tochter Bertha und dem jungen Manne eine ernsthafte Neigung bestehe, bis eines Tages Haußner um Bertha anhielt.

„Mein Schwager wollte anfangs nichts von der Sache wissen, da Bertha noch sehr jung sei und ihre Gesundheit nicht sonderlich fest schien, aber er konnte nicht viel ausrichten, die jungen Leute waren einig geworden miteinander und hielten fest zusammen. Und so mußte sich denn Wendtleben drein ergeben. —

„Die Trauung fand statt. Ich selbst habe sie zusammengegeben.

„Um die religiösen Anschauungen des Bräutigams hatte sich niemand gekümmert — leichtsinnig, wie wir waren. Die beiden liebten sich, Haußner war ein vielversprechender, von aller Welt hochgeschätzter Mann; alles schien glückverheißend. Wer konnte damals, als sie vor dem Altare standen, ahnen, welch schweren Konflikten dieses Menschenpaar entgegenging. —

„Wendtleben starb bald darauf und einige Jahre später auch seine Frau. Die Haußners kamen dadurch in glänzende Verhältnisse; aber man konnte ihnen nicht vorwerfen, daß das viele Geld sie hoffärtig gemacht habe. Er praktizierte mit großem Eifer weiter.

„Wir verkehrten damals viel in seinem Hause;

meine selige Emmy lebte ja noch, und Bertha war ihre Lieblingsnichte.

„Durch meine selige Frau wurde ich auch zuerst darauf aufmerksam, daß im Haußnerschen Familienleben nicht alles so sei, wie es unter christlichen Eheleuten sein soll. Er neigte zum religiösen Freisinn, das war uns zu unserem Schmerze nach und nach allen klar geworden und darüber kam es zwischen ihm und Bertha, die eine gefestigte Christin war, zu Meinungsverschiedenheiten; und als nun die Kinder, die ihnen inzwischen geboren waren — zwei an der Zahl — heranwuchsen, gab es über deren Erziehung ernste Kämpfe.

„Er wollte nämlich die Kleinen in seiner freien Anschauung auferziehen. Mir wurde damals ein Wort von ihm hinterbracht; er sollte geäußert haben: Er werde nicht zulassen, daß seinen Kindern das ‚christliche Gift eingeimpft' werde. — Natürlich kränkte und betrübte uns seine offene Religionsfeindschaft tief. Oft hatte mich meine selige Emmy gebeten, ich sollte eingreifen; aber ich sagte mir, daß dies Dinge seien, welche die Ehegatten untereinander abzumachen hatten. Gelegentlich habe ich Haußner doch ins Gewissen geredet — ohne Erfolg leider — er lachte mich einfach aus; ich konnte nichts ausrichten. Im stillen allerdings hoffte ich immer, der Herr in seiner Allweisheit und Güte werde diese verstockte Seele schon noch zu sich führen.

„Nun kam die Zeit, wo Haußners ältestes Kind, ein Knabe, schulpflichtig wurde. Wie man nachmals erfuhr, hatte er mit dem damaligen Rektor der Hauptschule, seinem guten Freunde und, wie ich glaube, Gesinnungsgenossen, ein Privatabkommen getroffen, wonach das Kind vom Religionsunterricht dispensiert wurde. — Das soll ungefähr ein halbes Jahr unbemerkt und

unbeanstandet gegangen sein. Ich selbst war durch meinen vergeblichen Versuch, Haußner auf den rechten Weg zu führen und vor allem durch den Tod meiner seligen Frau ihm damals etwas entfremdet worden.

„Eines Tages erzählte mir ein Amtsbruder als neueste Nachricht aus der Stadt, zwischen Doktor Haußner und dem Superintendenten Großer sei ein heftiger Streit ausgebrochen; die ganze Stadt spreche von nichts anderem, ja sogar in den Blättern wurden lange Artikel darüber veröffentlicht. Ich hatte hier oben davon nichts gelesen und gehört.

„Natürlich ging ich sofort zur Stadt und suchte zunächst meine Nichte Bertha auf; sie war krank — vor Herzenskummer. Ich konnte nur Haußner sprechen. Er empfing mich sehr wenig verwandtschaftlich, war schroff und unfreundlich, nichts konnte ich von ihm erfahren; ich suchte also den Herrn Superintendenten auf.

„Was ich da erfuhr, bestürzte mich aufs äußerste.

„Dem Herrn Superintendenten war zu Ohren gekommen, daß der kleine Haußner am offiziellen Religionsunterrichte seiner Klasse nicht teilnehme; er hatte davon umgehend der Regierung Mitteilung gemacht. Von seiten der Regierung war eine Untersuchung des außergewöhnlichen Falles eingeleitet worden; der Rektor der Schule bekam einen ernsten Verweis, und Haußner wurde bedeutet, den Knaben fortan in den Religionsunterricht zu schicken.

„Haußner antwortete damit, daß er aus der Landeskirche austrat. Nun behauptete er, als Dissidenten könne man ihn nicht zwingen, seine Kinder am Religionsunterricht teilnehmen zu lassen.

„Darüber gab es ein langes Hin und Her; die Sache ging bis vors Ministerium. In der Stadt war

natürlich das Aufsehen groß; sehr viele häßliche Taten wurden damals leider auch von Christenleuten verübt. Haußner und die arme Bertha erhielten Droh- und Schmähbriefe gemeinster Art. Wenn Haußner sich irgendwo öffentlich blicken ließ, gab es Leute, die aufstanden und sich entfernten, als ob seine bloße Nähe verunreinigend wirke. Auch das unglückliche Kind, dessentwegen der Streit entbrannt war, hatte viel zu leiden von seinen Mitschülern. Ja, ruchlose Buben entblödeten sich nicht, dem kleinen Knaben ein Plakat mit Spottversen auf den Rücken zu kleben. In den Zeitungen wimmelte es von Verdächtigungen. Haußner verlor damals einen großen Teil seiner Praxis. Es wird eine Geschichte erzählt — ihre Wahrheit kann ich nicht verbürgen — mehrere Damen hätten sich an den Herrn Superintendenten gewendet mit der Frage, ob sie sich noch fernerhin von Doktor Haußner behandeln lassen dürften, und Superintendent Großer hätte mit einem ‚nein' geantwortet — heißt es.

„Lieber Amtsbruder, so tief ich Haußners Abfall vom Christentum beklage und so scharf ich seine Auflehnung gegen die Kirche verwerfe, ich glaube doch, darin hat der Herr Superintendent nicht recht getan. Dem Manne die Ehre abzuschneiden, ihn zu verbittern und immer tiefer in seinen Haß hineinzutreiben, das war weder weise gehandelt, noch läßt es sich mit dem Geiste unseres Meisters Jesu Christi in Einklang bringen.

„Der äußere Abschluß des Zwistes war, daß von oben der Bescheid kam, das Kind habe am Religionsunterrichte teilzunehmen, worauf Haußner den Jungen aus der Schule nahm.

„Von jener Zeit ab war mit dem Manne nicht mehr in Frieden zu verkehren; wenigstens für einen unseres

Standes nicht, so aufgebracht und ergrimmt zeigte er sich gegen die Kirche und ihre Diener. Heimlich mußte ich mich ins Haus schleichen, wenn ich die arme Bertha besuchen wollte.

„Die Unglückliche hat während dieses Streites Folterqualen ausgestanden, und wäre sie nicht eine wahrhaftige Christin gewesen, sie würde soviel Schweres nicht ertragen haben. Ihre Gesundheit und ihr Gemüt waren tief zerrüttet; bereits damals begann ich für ihren Verstand zu fürchten.

„Das Familienleben war völlig zerstört; die Ehegatten waren einander entfremdet worden.

„Mir wies Haußner damals die Tür in einer so schroffen Weise, daß ich es meinem Kleide schuldig zu sein glaubte, seine Schwelle fortan nicht mehr zu überschreiten.

„Bald darauf zog Haußner ganz von der Stadt weg. Das Haus in Eichwald hatte er schon früher angekauft, und Bertha pflegte im Sommer mit den Kindern dort hinzugehen. Jetzt machte er diese Besitzung ganz zu seiner Heimat.

„Ich habe die Verwandten aus dem angeführten Grunde niemals in Eichwald aufgesucht, aber ich blieb in Briefwechsel mit Bertha.

„Aus ihren Briefen begann ich Hoffnung zu schöpfen. Haußner schien sich zu finden; er verhinderte es wenigstens nicht, daß Bertha den Kindern religiöse Anschauungen einprägte; ja hin und wieder gestattete er ihr den Kirchgang mit den Kleinen. Für ihre Erziehung hielt er einen Hauslehrer; einen Teil des Unterrichts erteilte er auch selbst.

„Damals schien manches auf dem Wege zum Guten mit der Familie. Berthas Gesundheit besserte sich, ihre

Briefe lauteten heiterer und lebensfroher, und ich wagte zu hoffen, daß sich noch alles zum besten wenden möchte.

„Und nun erst kommt das Traurigste, was ich Ihnen lieber Amtsbruder, zu berichten habe.

„Ein Geistlicher war es, ein christlicher Pfarrer, der unserem Herrgott ins Handwerk pfuschte und all diese Keime, aus denen mit der Zeit hätte gutes erwachsen können, zerstörte, durch Unduldsamkeit und — ich muß es geradezu aussprechen — frevelhafte Vermessenheit.

„Pastor Menke, Ihr Vorgänger im Amte, ist es, von dem ich spreche.

„Haußner pflegte den unbemittelten Leuten der Gegend unentgeltlich Arzneien zu verabreichen, in dringenden Fällen ging er wohl auch selbst zu einem Kranken. — Er soll in dieser Weise viel Gutes gestiftet haben.

„Unseren Pastor verdroß das; er legte dem Arzte allerhand in den Weg, untersagte seinen Beichtkindern, sich von einem Atheisten und Gotteslästerer behandeln zu lassen, ja ging in seinem unheiligen Eifer soweit, dem Arzte und seiner Familie in der ganzen Umgegend den schlechtesten Leumund zu bereiten.

„Daß es kein leichtes Ding für einen Geistlichen ist, einen Dissidenten in der Parochie zu haben, ist gewiß wahr, aber der nunmehr verewigte Menke hätte sich doch wohl bedenken sollen, welcher Sache man dient, wenn man mit unreinen Waffen kämpft.

„Haußner trat ihm in keiner Weise zu nahe. Der Kirche und dem Geistlichen ging er aus dem Wege; nie habe ich etwas davon gehört, daß er andere zu seinen kirchenfeindlichen Anschauungen herüberzuziehen versucht hätte. Er führte ein durchaus zurückgezogenes, gegen alle Welt abgeschlossenes Leben; in die Gemeindeangelegenheiten hat er sich nie gemischt.

„Es wird Ihnen bekannt sein, lieber Amtsbruder, daß vor ungefähr achtzehn oder neunzehn Jahren eine heftige Typhusepidemie in Breitendorf, Eichwald und Umgegend ausbrach.

„Nun, damals fehlte es sehr an ärztlichen Kräften, um die Seuche zu bekämpfen, und Haußner griff in wirklich edler Selbstlosigkeit aus freien Stücken ein.

„Was tut unser verstorbener Amtsbruder Menke in geradezu unbegreiflicher Verblendung? Als sich die beiden an einem Sterbelager treffen, erhebt sich Menke und verläßt mit Ostentation das Zimmer. Haußner eilt ihm nach ins Freie und stellt ihn zur Rede.

„Was für Worte damals gefallen sind, habe ich nie mit Sicherheit erfahren können, aber von diesem Augenblicke an herrschte tödliche Feindschaft zwischen den beiden.

„Und nun erkrankten die Haußnerschen Kinder; den Ansteckungsstoff mochte der Vater wohl selbst ins Haus gebracht haben. Wie sich das Traurige eigentlich zugetragen, darüber fehlen mir alle näheren Nachrichten. Kurz, die beiden Kleinen waren im Laufe eines Tages Leichen.

„Darüber verlor Bertha den Verstand. Sie rennt ins Dorf, weinend und klagend — in anderen Umständen gerade damals — und erzählt den Leuten, was sich ereignet. Gänzlich verwirrt flehte sie, daß man ihren Kindern ein christliches Begräbnis gewähren möge. Haußner war ihr nachgeeilt und wollte sie ins Haus zurückholen — mit Gewalt —, denn sie widersetzte sich und schrie ganz laut, daß die vielen Leute, die hinterdrein liefen, es hören konnten: ihre Kinder seien keine Heiden gewesen, und sie müßten ein Eckchen auf dem Kirchhofe bekommen.

„Und von alledem erfuhr ich damals nichts. Hätten sie mir doch nur ein Wort mitgeteilt! Ich wäre

herübergekommen und das Schlimmste hätte sich nicht ereignet.

„Die beiden kleinen Leichen wurden gleichzeitig der Erde übergeben. Haußner hatte sich jede Leichenrede ausdrücklich verbeten, und von den Zeremonien wollte er nur das unumgänglich Notwendige haben.

„Warum konnte Pastor Menke dem Wunsche des hartgeprüften Mannes nicht willfahren, warum mußte er am offenen Grabe, in Gegenwart des Vaters, von einem Gottesgerichte sprechen? — Sie wollen mir's nicht glauben! — Es ist geschehen, lieber Amtsbruder — es ist geschehen! Über den beiden kleinen Särgen hat er das Wort ausgesprochen: Ein Gottesgericht.

„Sie schütteln ungläubig den Kopf — hören Sie nur weiter, lieber Amtsbruder. Aus Bösem folgt Böses. Haußner ist ein leidenschaftlicher, zum Jähzorn geneigter Mensch. Am offenen Grabe hat er sich an dem amtierenden Geistlichen vergriffen — den Priester des Herrn in Ausübung seines heiligen Berufes angerührt —, und wenn nicht Leute dazwischen gesprungen wären, hätte er ihm wohl gar den Talar vom Leibe gerissen.

„Entsetzlich! Nicht wahr? —

„Menke strengte gerichtliche Klage an, und Haußner wurde verurteilt.

„Noch während er sich in Haft befand, kam Bertha nieder. Das Kind kennen Sie — es ist Gertrud.

„Alle diese Dinge ergriffen mich tief, der Gedanke an Haußners Seelenheil ließ mir keine Ruhe. Ich suchte ihn auf in seiner Haft; ich fand ihn verhältnismäßig ruhig und gefaßt. Kein hartes Wort fiel; aber er gab mir zu verstehen, daß er mit keinem Priester mehr etwas zu tun haben wolle. — Ich ging unverrichteter Sache von dannen.

„Haußner machte von der Befugnis Gebrauch, sein Kind ungetauft zu lassen.

„Bertha ward in einer Anstalt für Gemütskranke untergebracht. Ich suchte sie auf, so oft ich konnte.

„Ob ihre verstorbenen Küchlein der ewigen Seligkeit teilhaftig geworden, ob sie, die Mutter, die beiden Kleinen im Jenseits an Gottes Throne wiederfinden würde, das war die Angst, die ihrem armen, zerrütteten Gemüt keine Ruhe ließ.

„Und da half kein Zureden, kein geistlicher Trost; alle Gnadenmittel waren wirkungslos. Gebetet habe ich mit ihr — gerungen mit ihrer Seele — umsonst! — Der Gedanke, die Angst um die Kinder, wollte nicht von ihr weichen, und immer tiefer sank sie in die Nacht der Verzweiflung.

„Ihr Tod trat ganz schnell ein. Ich war nicht zugegen, auch Haußner nicht. Erst an der Leiche trafen wir uns.

„Ich habe sie bestattet in aller Stille auf dem Kirchhofe der Anstalt. Haußner reiste bald darauf mit dem Kinde ins Ausland. Ich habe weder ihn noch das Kind seitdem wiedergesehen. — Das Mädchen, Gertrud, war damals ein süßes, goldiges Dingelchen. Sie kennen sie ja, Herr Amtsbruder — sagen Sie, ist sie dem Bilde der Mutter dort ähnlich? —

„Jetzt ist die Reihe an Ihnen, mir von der Tochter der unglücklichen Bertha zu erzählen!“

XVII.

Weihnachten war da.

Der junge Geistliche freute sich, wie eifrig das Fest im Dorfe vorbereitet wurde. Aus allen Essen rauchte

es. Selbst die Frau des kleinsten Häuslers buk ihren Striezel, und fleißig wurden die Christbäume angeputzt.

Ein wenig in dieser Freude fand Gerland sich durch den gräflichen Revierförster gestört. Mit einem Schnurrbarte, der zum Eiszapfen gefroren war, rotem Gesichte, die Büchse über den Rücken, kam der alte Mann am Tage vor dem heiligen Abende die Dorfstraße herab.

„Kommen Sie auch mal zur Kirche?" konnte sich Gerland nicht enthalten, den Alten lächelnd zu fragen.

„Nein, Herr Pfarrer," gab ihm der Forstmann zurück. „Aber ein Schock Christbäume sind wieder mal gestohlen worden, mitten aus den Kulturen heraus. Der ganze Wald ist voll Fußspuren, die nach dem Dorfe führen. Diebsgesindel, verdammtes! Nächstes Jahr werden Eisen gelegt. — Predigen Sie mal über das siebente Gebot, Herr Pastor, das wäre ein ganz passender Text für die Christbaumdiebe." —

Der Christabend war feierlich. Wer irgend konnte, kam an diesem Abend zur Kirche. In Breitendorf herrschte noch die alte Sitte, Lichter in die Christnacht mitzubringen. Das schlichte, weißgetünchte Gotteshaus erstrahlte im Glanze von Hunderten von Kerzen.

Gerland hatte sich mit seiner Vorbereitung für die Rede auf das notwendigste beschränkt; er wußte, daß er weit wärmer sprach, wenn er nicht memorierte. Kein Text lag ihm so wie dieser: das Hervorbrechen der lichtweißen Christusgestalt aus der Nacht des Heidentums. Hier brauchte man keine starken Effekte aufzusetzen, nicht zu moralisieren und zu drohen, um auf die harten Bauernköpfe Eindruck hervorzubringen — man brauchte auch nicht, wie bei manchem anderen Texte, sich zu winden und zu drehen, um das, was nur historisch erklärbar war, auch für den Nichttheologen verständlich

und genießbar zu machen; hier war keinerlei Verkleidung oder Ausschmückung nötig, keinerlei Erklärung und spitzfindige Begründung. Durchdringen nur mußte man sich lassen von dem frommen Geiste dieser schlichten Kindergeschichte, die für einfache Geister erzählt war und nur in einfachem Geiste verstanden werden konnte. —

Wie ein warmer Strom ergoß sich die Rede aus seinem Innern. Kopf an Kopf standen die dunklen Gestalten im Schiff und auf den Emporen, die Lichter zitterten und flackerten, an der Holzdecke malten sich unruhig wechselnde Schatten — als schwebten Geister mit heimlichem Flügelschlage durch den Raum. Kein Laut ertönte, als die helle Stimme des jungen Geistlichen und hin und wieder ein unterdrücktes Husten oder der erstaunte Ruf eines Kindes, das schnell von der Mutter zum Stillschweigen gebracht wurde. Zur Christnacht war es Sitte, die Kinder, selbst die kleinsten, mitzunehmen.

Gerland hatte sich selten so durchdrungen gefühlt von der Bedeutung des Predigerberufes, wie in diesen Augenblicken. Er, der einzige, denkende Kopf, alleinstehend und hocherhoben über diese dunkle Masse, die unter der Gewalt seines Mundes stand — der er überlegen war, wie der Hirt seiner Herde überlegen ist.

Als er das „Amen“ gesagt, herrschte für einige Sekunden das tiefste Schweigen; dann brach ein allgemeines, lang anhaltendes Husten und Schnäuzen aus. Die Orgel setzte ein, gleichzeitig öffnete sich die Tür dem Altare gegenüber, und herein flutete ein leuchtender Strom, vor dem aller bisheriger Lichterglanz verblaßte. Die Schulkinder waren es mit brennenden Christbäumchen. Wie eine feurige Schlange bewegte sich der Zug langsam durch den Mittelgang. Vor dem Altarplatze nahmen sie halbkreis-

förmige Aufstellung und intonierten unter Kantor Wenzels Leitung das „Heilige Nacht, stille Nacht!" —

Dem jungen Geistlichen liefen die hellen Tränen über die Wangen. Der Gedanke, daß vielleicht die Hälfte dieser Christbäumchen gestohlen sei, mischte sich nicht störend in seine Rührung. Er stand ganz unter der Gewalt seiner Nerven. Der sinnbenebelnde Weihrauch dieser Stunde umschleierte sein Nachdenken.

* * *

Eine Einladung von Polanis war gekommen; Amtsbruder Gerland sollte den nächsten Sonntag mit ihnen in Annenbad verbringen. Es traf sich glücklich, daß Gerland einen entfernten Verwandten auf einige Tage bei sich zu Besuch hatte, der Kandidat der Theologie war und die Predigt in Breitendorf übernehmen konnte.

Beizeiten machte sich der Geistliche in einem Bauerwägelchen nach Annenbad auf. Dort angekommen, begab er sich direkt in die Pfarrloge.

Er betrat eine geräumige Kirche mit massiven Säulen und breiten Emporen; große Fenster spendeten reichliches Licht. Die Apsis war mit Freskogemälden geschmückt, von der gewölbten Decke hingen drei glänzende Metallkronleuchter herab. Die Kanzel mit buntem Baldachin befand sich über dem Altare, der reiche Kirchengefäße und Paramente aufwies.

Und doch sagte sich Gerland, daß ihm seine bescheidene Dorfkirche mit ihrem weißgestrichenen Holzwerk und den vertrockneten Erntekränzen lieber und heimlicher sei, als dieses große, mannigfach verzierte Gotteshaus.

Die Kirche füllte sich rasch. Gerland hatte gehört, daß im Sommer, wo der Ort voll Fremder war, das Haus die Zahl der Zuhörer oft nicht zu fassen vermöge.

Polani genoß den Ruf eines bedeutenden Kanzelredners weit über die Grenzen seines Kirchspieles hinaus. Gerland war gespannt, ob dieser Ruhm heute Stich halten werde.

Als erste nach ihm erschienen in der Pfarrloge Diakonus Fröschel mit seiner Mutter. Man reichte sich nur stumm die Hand, da die Gemeinde bereits das Eingangslied angestimmt hatte.

Die Pastorin erschien erst, als ihr Gatte schon am Altare stand und die Epistel verlas.

Polanis Erscheinen auf der Kanzel zog Gerlands Aufmerksamkeit nunmehr dorthin.

Er sprach mit schönem, klangvollem Organ; seine Gesten waren abgerundet und geschmackvoll — dazu das regelmäßige Gesicht und die langen, dunklen, seidenartigen Haare, die das feine, weiße Profil umrahmten — kein Wunder, daß er Eindruck machte.

Gerland hatte seine Freude an der Meisterschaft, mit welcher der Redner die Form beherrschte. Klar bis zur Durchsichtigkeit floß der Redestrom. Trotz der strengsten Folgerichtigkeit im Aufbau war von Monotonie nichts zu merken. Hier und da schweifte er ab, zog Historisches an, brachte Beispiele aus dem Leben, aber immer wieder klang durch alle Variationen das Leitmotiv des Textes durch.

Gerland war viel zu sehr Fachmann, um hier nicht echte Künstlerfreude zu erleben, und doch, je länger jener da oben sprach, je stärker begann er mit Befremden einen Mangel zu empfinden, den alle Klarheit und Formvollendung nicht verdecken konnte. Die Predigt war offenbar aufs sorgfältigste ausgearbeitet, aber das Herz hatte keinen Anteil daran gehabt; darum war der Vortrag interessant, aber er packte nicht.

Während er den Mann mit dem geistvollen Gesichte da oben seine wohldurchdachten, feinziselierten Perioden

vortragen hörte, wollte Gerland das Wort des Korintherbriefes nicht aus dem Sinn kommen: Wenn ich mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz und eine klingende Schelle. —

Und doch wollte sich Gerland seine hohe Meinung von Polani nicht gern verderben lassen. Er wartete immer noch auf den Augenblick, wo die Begeisterung durchbrechen müsse, wo jener aus seiner kühlen Zurückhaltung herausgehen werde.

Er wartete umsonst. Mit einem sachlichen, durchaus korrekten Überblicke über das Ganze schloß Polani; sein Amen klang nüchtern und frostig durch das Gotteshaus.

Fürbitte, Danksagung und Abkündigung nahmen bei der starken Seelenzahl der Parochie längere Zeit in Anspruch.

Nachdem der Schlußvers abgesungen, erhob sich die Pastorin und kam auf Gerland zu. „Endlich kann man sich die Hand geben.“ —

Die Dame legte sofort Beschlag auf ihn, so daß er nicht einmal Gelegenheit fand, ein paar Worte mit Frau Oberlehrer Fröschel zu sprechen.

Er war erfreut, auf dem Wege zum Pfarrhause von der Pastorin zu hören, daß sie heute den Diakonus mit seiner Mutter zu Tisch erwarte. „Wir konnten es nicht umgehen, die Leute wieder einmal einzuladen. — Arthur hielt es für nötig,“ fügte sie hinzu.

Gerland bemerkte, daß es ihm eine große Freude sei, Mutter und Sohn wiederzusehen.

„Nun, das ist eben Geschmackssache. Den Herren scheint diese Madame Fröschel ja überhaupt zu gefallen. Arthur behauptet sogar, sie sei eine interessante Frau. Die Witwe eines Oberlehrers — und das spielt sich auf!“

Als Gerland die beiden Frauen bald darauf im Salon verglich, begriff er, daß sie nicht dazu geschaffen seien, miteinander zu harmonieren. Ein größerer Abstand war schwer zu denken: die eine geziert in Manieren und Worten, dabei doch nicht imstande, ihre mangelhafte Geistes- und Herzensbildung zu verstecken, die andere voll Würde in nüchterner, beinahe herber Schlichtheit, ein ernster, strenger, tiefgegründeter Charakter. —

Die Pastorin kam, bald nachdem man sich zu Tisch gesetzt hatte, auf ihr Lieblingsthema: Graf Mahdem. Nach dem, was sie erzählte, kam er jetzt öfter nach Annenbad herüber.

Gerland war zerstreut. Halb und halb befand er sich mit seiner Aufmerksamkeit am anderen Ende des Tisches; dort war zwischen Polani, dem Diakonus und Frau Oberlehrer Fröschel eine Unterhaltung im Gange, die den Geistlichen interessierte.

„Ach, lassen Sie doch die da unten," — raunte ihm die Pastorin zu, als sie ihn beim Lauschen nach der anderen Seite ertappte. „Die sprechen natürlich schon wieder über Religiöses." —

Der Diakonus schien eine Behauptung Polanis mit wachsender Leidenschaftlichkeit zu bestreiten. Wie immer, wenn er erregt war, überhaspelte er sich und fiel in einem fort aus der Konstruktion. Mit Sachlichkeit und Ruhe versuchte ihn Polani zu widerlegen. Die Mutter warf auch hin und wieder ein wohlbedachtes Wort dazwischen. Wie es Gerland vorkam, stand sie jedoch mehr auf Polanis Seite, als auf der des Sohnes.

Man besprach die Amtsentlassung eines Geistlichen; ein Fall, der sich kürzlich in Süddeutschland ereignet und viel Staub aufgewirbelt hatte. Der Mann war an verschiedenen Bekenntnissätzen irre geworden, hatte

der Gemeinde von seinen Zweifeln Mitteilung gemacht, wurde darob bei der vorgesetzten Behörde denunziert und hatte seine Stellung unter Verlust des Pensionsanspruchs niederlegen müssen.

Der Diakonus verteidigte die Handlungsweise des betreffenden Pfarrers. Gerland hörte ihn bemerken: „die Behauptung, daß Kämpfer“ — so hieß der entlassene Geistliche — „seinen heterodoxen Standpunkt vor der Ordination hätte darlegen müssen, bestreite ich. Dürfen wir Theologen uns vielleicht nicht fortentwickeln? Soll uns nicht das Wort von der Freiheit des Christenmenschen gelten?“ —

„Schön!“ meinte Polani. „Ich lasse Ihre Verteidigung gelten. Kämpfer soll meinetwegen ursprünglich positive, mit dem Bekenntnisstande der Kirche völlig übereinstimmende Ansichten gehegt haben und erst später, nach seiner Ordination, an diesem und jenem Glaubenssatze irre geworden sein — das meinten Sie doch wohl, lieber Amtsbruder?“ —

„Ich denke, wir sind nicht an einen Block geschmiedet mit unserer Überzeugung.“

„Nun gut! — Wenn dem so war, sage ich, hatte Kämpfer zunächst die Pflicht, sich zu prüfen — ernsthaft zu prüfen — verstehen Sie! Er konnte sich auch mit anderen beraten — mit Amtsbrüdern zum Beispiel —“

„Mit Amtsbrüdern?“

„Ja!“

„Als ob die so etwas ernst nehmen würden! — Ja, wenn es sich um Pfarräcker oder Stolgebühren gehandelt hätte.“ —

„Lassen Sie mich ausreden, mein Lieber! — Ich wollte sagen, wenn der Mann nach reiflichster Selbstprüfung zu dem Resultate gelangt, daß er seine heterodoxe

Ansicht nicht zu ändern vermöge, daß auch für alle Zukunft keine Aussicht dafür vorhanden sei — dann —"

„Nun — was dann?"

„Dann mußte er dem Konsistorium davon Meldung machen und abwarten, was über ihn verfügt wurde."

„Bravo! Dem Konsistorium Meldung machen. — Als ob in irgendeinem Konsistorium der Welt Leute säßen, die sich von dem Seelenzustande eines ernst ringenden Menschen auch nur eine Vorstellung machen könnten."

Hier fiel ihm die Mutter ins Wort. „Moritz, du gebrauchst sehr schroffe Worte."

„Mutter, entschuldige — aber du gehörst zu den Laien — daher deine rosige Anschauung. — Es ist sehr leicht gesagt: wer Zweifel hegt, der soll der Behörde Meldung machen. Darüber, Herr Pastor, werden Sie doch wohl keinen Augenblick im Zweifel sein, was der Erfolg einer solchen außerordentlichen Naivität gewesen sein würde?"

„Der Abschied — vielleicht." —

„Nein, der Abschied sicher!"

„Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß man dem Betreffenden, wenn er den rechten Weg eingeschlagen und die richtige Form gefunden, eine Gnadenfrist gewährt hätte, in der Hoffnung, daß er noch zu einer annehmbaren Basis in seinem Glaubensleben gelangen möchte." —

„Auf deutsch, man gibt dem braven Manne den Rat, sich die Sache noch einmal zu überlegen — nicht allzu rigoros zu sein. Viele Wege führen ja nach Rom — und in unserer bösen Zeit will man doch nicht gern den Frieden der Kirche stören oder neuen Stoff zur Lästerung geben. — Vielleicht sind dem armen Schlucker inzwischen noch zur rechten Zeit seine brotlosen Kinder eingefallen, und daß es im Schoße der Kirche doch wärmer ist als draußen. Die Pensionsberechtigung ist

am Ende auch 'ne Messe wert — und das Kompromiß ist fertig.“ —

„Herr Amtsbruder, das ist Ihre eigene tendenziöse Auffassung. — Sie verschieben den Fall vollständig. Weder hat das betreffende Konsistorium ein solch schmähliches Kompromiß vorgeschlagen, noch ist der betreffende Geistliche darauf eingegangen —“

„Das lag jedenfalls an dem Geistlichen, der ein ganzer Mann zu sein scheint.“

„Moritz, kannst du denn wirklich mit einem solchen Menschen sympathisieren?“ fragte die Mutter dazwischen.

„Mutter, sieh mal an — es gibt doch so etwas wie eine Überzeugung. Viele lassen sich diese Überzeugung freilich binden. Aber hier und da tritt doch einmal einer auf, der es unter dem Gewissenszwange nicht aushält. — Luther und sämtliche Reformatoren haben nicht anders gehandelt.“

„Vergiß nicht, Moritz, daß die Reformatoren nicht eigentlich negierten, sondern nur wiederherstellten — die verdunkelte Lehre zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführten. Wer leugnet, übernimmt damit die Pflicht, etwas Besseres an die Stelle des Geleugneten zu setzen — und das ist hier nicht geschehen.“ —

Der Sohn war durch dieses Argument der Mutter offenbar in die Enge getrieben. Gerland bemerkte, daß er die Brille abnahm und schnell wieder aufsetzte.

Polani nahm wieder das Wort. „Sie haben sehr recht!“ — damit wandte er sich an die Mutter. „Der Vorwurf unverantwortlichen Leichtsinnes, ja der Gewissenlosigkeit trifft diesen Kämpfer. Er hat großen Schaden angerichtet — Schaden, der nicht wieder gut zu machen ist.“

„Wieso? — das möchte ich bewiesen haben!“ rief

Fröschel außer sich und blitzte den ersten Geistlichen zornig mit seinen kleinen Augen an.

Über Polonis matte Haut flog ein rötlicher Schimmer, aber er wahrte die Haltung. Gerland bewunderte im stillen seine Selbstbeherrschung, wie er der flackernden Hitze des jungen Mannes überlegene Gelassenheit entgegensetzte.

„Gewiß muß eine solche Handlungsweise Schaden stiften — die Gemüter verwirren — viele zum Zweifel verführen — und über unseren Stand ganz falsche Ansichten hervorrufen. — Ich dächte, die Kirche besäße der Feinde und Angreifer genug in unserer Zeit — müssen sich auch noch aus ihrem eigenen Schoße Angreifer erheben, die an ihrem Bestande rütteln mit vermessenen Händen?"

„Und wenn dieser Bestand nur ein Schein ist! — Sind wir Geistliche dann nicht berufen, der Wahrheit die Ehre zu geben?" —

„Sie verkehren schon wieder das Thema, Herr Amtsbruder; die Frage ist hier nicht, was soll ein Geistlicher tun oder nicht tun — sondern —"

„Sondern?" —

„Sondern, welche Verpflichtungen verletzt er — nicht als Diener der Kirche allein —, sondern ganz allgemein, als Mensch von Gewissen und Zartgefühl — wenn er vor eine Gemeinde gläubiger Christen hintritt, die seiner Seelsorge anvertraut ist, wenn er vor eine solche Versammlung hintritt und durch seine Zweifel sie zum Zweifeln herausfordert. Wiegt die Befriedigung, die ihm die Tatsache bereiten mag, seine Ansicht an den Mann gebracht zu haben, wohl die Beunruhigung der Gemüter auf, die ein solches Vorgehen des Seelenhirten notwendig hervorbringen muß? — Kann er als Mensch, als gewissenhafter Mensch, das verantworten? frage ich."

Beistimmend zitierte die Mutter halblaut: „Es muß

ja Ärgernis kommen, doch wehe dem Menschen, durch welche Ärgernis kommt.“ —

„Dagegen, Mutter, halte ich dir ein anderes Wort des Heilandes: Eure Rede sei: ja, ja, nein, nein — was darüber ist, das ist vom Übel. — Welche Verpflichtung, welche Ordination, frage ich, kann einen anständigen, ehrlichen Mann dazu zwingen, zu lügen — jawohl, zu lügen, mit jedem Male zu lügen, wo er auf die Kanzel tritt — wenn das nicht mehr sein Glaube ist, was zu bekennen ihm die Kirche vorschreibt?“

„Vielleicht die Bescheidenheit,“ — fiel Polani ein — „die allerdings häufig erst mit den Jahren kommt.“ Ein ironisches Lächeln zuckte über sein Gesicht. „Denn wer dürfte sich vermessen, das, was in Jahrhunderten bessere und weisere Männer, als wir sind, an Glaubensschätzen angesammelt, als Lüge zu bezeichnen?“ —

„Das ist es ja eben! — Wir plappern Sätze nach, die uns oktroyiert worden sind — noch schlimmer, zwingen sie den Leuten auf. Gedanken, die vor tausend und mehr Jahren wertvoll gewesen sein mögen — Ansichten, die unter fremdem Himmel, bei einer fremden Rasse entstanden — in Jahrhunderten der Roheit — der —“

„Moritz!“ unterbrach ihn die Mutter in strengem Tone: „Wovon sprichst du eigentlich? — Ich will nicht hoffen, daß dies deine Ansichten über das Christentum sind!“

„Mutter!“ rief er gequält, „ich will eben nur sagen — ich meine nur — viele von uns leiden Pein, entsetzliche Pein unter diesem Zwange — dieser furchtbaren Kruste, die sich über alles gelegt hat. — Ach, es ist Unsinn, darüber zu reden!“ —

Rote Flecken zeichneten sich auf seinen Backenknochen ab. Die Mutter blickte ihm besorgt ins Gesicht und wollte seinen Blick fangen, wohl um ihm ein Zeichen zu geben.

„Ich möchte Ihnen fast raten, lieber Amtsbruder," begann Polani, „aber nehmen Sie mir den Rat nicht übel — versuchen Sie einmal, die christliche Lehre — die Bibel — unsere ganze religiöse Entwicklung, historisch zu würdigen. Mit der kritischen Methode allein kommt man nicht aus oder vielmehr, man kommt zu schnell am Ende aller Dinge an. Betrachten Sie einmal, ohne alle vorgefaßte Meinungen, den Gang der Weltgeschichte, von der die christliche Epoche ja nur der notwendige Abschluß ist. — Vergleichen Sie das Neue und Große, das mit dem Christentum in die Welt gekommen, mit dem Größten und Besten, das frühere Epochen hervorgebracht, halten Sie die Güter des Glaubens gegen Wissenschaft, Philosophie und Kunst — und dann, wenn Sie wirklich mit Ernst geprüft haben — dann, lieber Amtsbruder, werden Sie sehr bald — die — verzeihen Sie den Ausdruck — etwas jugendlich exzentrischen Ideen abstreifen, die Sie jetzt noch hegen. Sie werden zu gefestigteren Anschauungen kommen, und niemand wird sich mehr darüber freuen als ich."

Die Mutter nickte dem ersten Geistlichen dankbar zu. Der Diakonus schien etwas erwidern zu wollen, blickte auf die Mutter — das Wort erstarb ihm auf der Zunge vor der energischen Kopfbewegung, mit der sie ihm bedeutete, zu schweigen. Er starrte fortan auf seinen Teller, tief verstimmt.

* * *

Gerland ging zeitig am Nachmittage fort; er hatte dem Vetter versprochen, zum Abendessen wieder in Breitendorf zu sein.

Als er Abschied nahm, schloß sich ihm der Diakonus an.

Kaum war man draußen, so erklärte Fröschel: „Ich

muß mit Ihnen sprechen! — Haben Sie eine Stunde Zeit übrig für mich?"

„Ich habe einen Wagen hier und wollte nach Hause."

„Schicken Sie doch, bitte, den Wagen voraus — tun Sie mir den Gefallen. Wir gehen ein Stück Wegs zusammen; — geht das nicht?"

Gerland erklärte sich mit dem Vorschlage einverstanden.

Bald hatten sie den Ort hinter sich; auf der hartgefrorenen Straße schritten sie hinter dem Bauerwägelchen drein, das langsam bergan rollte.

Der Sturm vom Tage zuvor hatte den Bäumen die Schneelast abgestiebt; schwarzgrün ragten die Wälder aus der weißschimmernden Fläche auf, in der Ferne in bläuliche Tinten übergehend, bis zum matten Tone angelaufenen Stahles; darüber ein klarer Winternachmittagshimmel, milchfarben, im Westen zu orangefarbenem Rande abgetönt. —

„Jetzt wird es kommen," dachte Gerland bei sich, als sie an den letzten Häusern vorbeigeschritten waren und Fröschel mit dem Putzen seiner beschlagenen Brillengläser endlich ein Ende gefunden hatte.

Aber immer noch ein paar hundert Schritte gingen sie schweigend nebeneinander her, bis Fröschel abrupt bemerkte:

„Ist dieser Polani nicht ein abscheulicher Heuchler?"

Gerland blickte den Sprecher verdutzt an. „Das heißt, — das ist doch allzu hart geurteilt!"

„Ist es vielleicht keine Heuchelei, eine Sache, über deren Nichtigkeit man innerlich völlig im klaren ist, mit Aufwand von so viel sittlichem Pathos verteidigen? Haben Sie unsere Tischunterhaltung heute nicht mit angehört? Mir kam es so vor, als lauschten Sie zu uns hinüber."

„Allerdings — ich will nicht leugnen, daß ich einiges aufgeschnappt habe."

„Nun, und da sind Sie noch nicht hinter das wahre Wesen dieses Herrn gekommen? Ich hätte Sie für einen besseren Psychologen gehalten. — Übrigens, daß ich Ihnen nicht unrecht tue, Polani ist ein feinerer Heuchler als die meisten von uns — raffinierter und schwerer zu durchschauen."

„Ich glaube, Fröschel, Sie sind persönlich gegen ihn eingenommen."

„Nein! — Ich hatte einstmals sogar eine sehr hohe Meinung von Polani. Wissen Sie, daß es dem Menschen gelungen ist, mich anfangs völlig zu überrumpeln? Als ich vorm Jahre hier eintrat, erwartete ich in dem ersten Geistlichen einen vom gewöhnlichen Schlage vorzufinden. Ich war angenehm überrascht — das kann ich nicht leugnen —, als dieser Mann vor mich trat. Er imponierte mir in gewisser Beziehung durch seine Formen, seine Sicherheit, seine Bildung, deren Grenzen ich damals noch nicht erkannte. Sein Bücherbrett stellte er mir sofort zur Verfügung — womit er mein Herz vollends gewann. — Von seinen Forschungen über den Jesuitenorden erzählte er mir natürlich. Und hier und da ließ er mir im vertraulichen Gespräche durchblicken, daß auch für ihn die Welt nicht in sechs Tagen geschaffen sei und daß man die Augustana am Ende nicht ganz wörtlich zu nehmen brauche. Aber alles das nur zwischen den Zeilen zu lesen — verstehen Sie! — Polani wird sich nie kompromittieren. — Ich beging eine große Dummheit; durch seinen Pseudoliberalismus ließ ich mich zu Geständnissen verlocken. Sprach sehr offen — enthüllte meine letzten Ansichten. Und sehen Sie, Gerland, das vertrug er nicht — auf einmal nahm er eine ganz ver-

änderte Miene an, meinte, das schicke sich nicht — kurz — steckte den ersten Geistlichen heraus. — Wenn es etwas auf der Welt gibt, das ich nicht vertragen kann, das mir von Grund der Seele zuwider ist, so ist es solches Hinter-dem-Berge-halten, dieses Nicht-Fleisch-nicht-Fisch-sein, diese weibische, blutarme Ängstlichkeit — diese zweideutige, finassierende Spitzfindigkeit. — — Da ist mir doch jeder vierschrötige Landpastor am kleinen Finger lieber, der seinen Bauern die Geschichte von Bileams Esel in aller Ruhe vorerzählt, ohne Bedenken. Aber eine solch tief innerliche Verlogenheit, die auch noch mit ihrer Abgelecktheit prunken will, das ist doch die ekelhafteste Entartung, zu der es unsereiner bringen kann. — Seien wir doch wenigstens ehrlich, wenn wir untereinander sind. Unsere Amtsvorgänger, die alten Auguren, waren andere Kerle als wir; ihr Lachen stünde uns besser zu Gesichte als diese aufgeblasene Wichtigtuerei, die das Armesündergefühl doch nicht wegzuheucheln vermag."

„Sie scheinen eine geringe Meinung von unserem Stande zu haben."

„Die habe ich allerdings! — Übrigens denken Sie nicht, ich sei hochmütig; ich bilde mir nicht ein, besser zu sein als die anderen. Ganz und gar nicht. Nur empfinde ich die Schmach stärker, die darin liegt, einer Sache zu dienen, deren Hohlheit man durchschaut hat."

„Und diese schmeichelhafte Meinung haben Sie natürlich auch von mir."

„Gerland — ich will Ihnen etwas sagen — Sie sind mir in gewisser Beziehung eine Ausnahme; Sie besitzen wissenschaftliche Bildung und — Sie sind ein Mensch, der nachdenkt. — Schon dadurch fielen Sie mir unter den Amtsbrüdern auf. Doch schließlich, Bildung und Nach-

denken teilen Sie mit Polani -- aber sehen Sie, Sie haben noch etwas Besonderes vor uns voraus — Sie sind illusionsfähig — haben sich eine gewisse Herzenswärme gewahrt, die Sie über den großen Riß hinwegträgt, der nun einmal durch unser aller Weltanschauung geht. Das fehlt mir, und das kann ich mir nicht geben. Ich beneide Sie. Ja, wahrhaftig, ich beneide Sie, Gerland!"

„Sie sagen, Ihnen fehlten diese Eigenschaften, die Sie bei mir konstatieren zu können glauben. Aber ich bitte Sie, mein Freund, wenn Sie diesen Mangel zugeben, so ist damit doch eigentlich schon der erste Schritt zur Besserung getan. — Sie werden sich mit der Zeit zur Freude am Berufe durchringen; bei Ihrem ernsten Streben bin ich davon überzeugt."

„Nein, das ist kein Unterschied der Auffassung; das ist im letzten Grunde vielleicht ein Unterschied der Temperamente. Ihr Blut muß anders zusammengesetzt sein als das meine. Sie besitzen die Fähigkeit, zu hoffen und zu glauben; ich muß alles untersuchen, kritisieren und zersetzen. In meinem Charakter fehlen die positiven Seiten. — Sie sind wohl gar nicht imstande, sich in einen solchen Zustand hineinzudenken?"

„Lieber Freund! Sagen Sie mir nur das eine — wie sind Sie eigentlich unter die Theologen geraten?"

Fröschel hielt im Gehen inne, stemmte die Hände in die Seiten und lachte gerade heraus.

„Warum lachen Sie?"

„Ich lachte darüber, wie Sie es ahnungslos verstanden haben, das Tragische in meinem Leben in einem kleinen Satze auszudrücken. — Wie bin ich unter die Theologen gekommen? — Ein Mensch, wie ich, Theologe! — Klingt das nicht fast wie ein schlechter Witz?

— Theologe! — Wo einer gesättigt sein muß mit Positivismus. Ich bin auf den breiten Gewässern christlicher Scholastik wie ein Fahrzeug mit zu wenig Ballast — ich kann nicht schwimmen und auch nicht untergehen. — Wie soll ein Mensch, wie ich, erbaulich reden können — wie soll ich Begeisterung erwecken, Tröstung spenden, Sicherheit geben? Es liegt so etwas Entwürdigendes in der Heuchelei; Sonntag um Sonntag hintreten zu müssen und ein Symbol aufsagen, das für mich nichts ist, als wertlose Kompilation antiquierter Formeln — und dabei immer die Miene machen, als sei man von der Wahrheit und Heiligkeit dieser Sätze durchdrungen. Auf der Kanzel fühle ich mich wie ein armer Sünder. Mir ist die salbungsvolle Aufgeblasenheit von Natur versagt, die, wo sie selbst nichts denkt und fühlt, mit der Ornamentik der Phrase das Manko zu verdecken versteht. Ich könnte mir nicht erbärmlicher und lächerlicher vorkommen, wenn ich dazu verdammt wäre, falschen Schmuck oder künstliche Blumen herzustellen. Mein Gewissen verklagt mich auf Schritt und Tritt. Ich zittere vor dem Augenblick, wo mich ein Sterbender auf Ehre und Gewissen fragen könnte, ob ich denn selbst an das ewige Leben glaube, dessen Versicherung ich ihm mit Brot und Wein gebe. — Verstehen Sie, Gerland, welch ein elender Zustand das ist? Ist es nicht geradezu verbrecherisch — ist es nicht das Vergehen wider den Geist?"

„Lieber Fröschel, hätten Sie denn alles das nicht besser bedacht, ehe Sie diesen Beruf wählten?"

„Beruf wählen? — Gut gesagt! Sie könnten mich mit gleichem Recht damit trösten, mein Bester, warum waren Sie auch so dumm, geboren zu werden. — Gerland, so wie der Mensch ins Leben kommt, ohne seinen Wunsch und Willen, bedingt durch tausend Umstände

und Zufälle, vorbestimmt und belastet — sehen Sie, Gerland, ebenso bin ich zu dem Berufe des Geistlichen gekommen. — — Vieles könnte ich Ihnen darüber erzählen — eine ganze Leidensgeschichte — eine Geschichte geistiger Vergewaltigung — aber ich will mich kurz fassen:

„Mein Vater muß ein merkwürdiger Kopf gewesen sein, nach allem, was ich über ihn gehört habe, und den wenigen Schriftlichkeiten, die von ihm übrig sind. Sie wissen wohl, daß er Gymnasialoberlehrer war. Die Welt hat nicht viel von ihm wissen wollen — er galt ihr als ein unzufriedener, menschenscheuer, eingebildeter Grübler. Seinen Kollegen war er ein unsympathischer Sonderling. — Ich hege nichtsdestoweniger eine wehmütige Verehrung für den Mann — ich glaube, er war sehr unglücklich, sein Geschick war dem meinen nicht unähnlich. Ich weiß, daß er Unsägliches gelitten hat, unter geistiger Bevormundung von seiten derer, die er am meisten liebte. Was ich selbst in gleicher Lage leide, weiß ich nur zu gut!

„Sie scheinen mich nicht ganz zu verstehen; ich werde mich erklären.

„Sie kennen meine Mutter. Sie ist eine kluge Frau — eine geistvolle Frau sogar — ich verehre sie — ich liebe sie über alles in der Welt — und das ist keine Redensart. Aber sehen Sie, Gerland, wie sie meine beste Freundin, so ist sie auch meine Feindin. Orthodox bis in die Knochen. Hier liegt der tiefe, unüberbrückbare Gegensatz zwischen uns, der dadurch natürlich verschärft wird, daß ich Priester bin. — Sie ist klug, sagte ich Ihnen, und für eine Frau hat sie erstaunlich viel gelernt und gelesen, und doch ist sie über die letzten Vorurteile nicht hinausgekommen. Mit verblendeter Energie hängt sie sich an diese Vorurteile. Nur eine Frau bringt das Kunststück fertig, mit gutem Gewissen Aufklärung

und starren Glauben in sich zu vereinigen. Mit engherziger Beschränktheit hält sie am letzten Buchstaben des Dogmas fest. Und dabei kann ich Ihnen versichern, gibt es wenig Dinge, die sie nicht zu begreifen vermöchte. Aber in ihrem Verstehen gibt es irgendwo eine Schranke, über die sie nicht hinweg kann, vielleicht nicht hinweg will. — Sehen Sie, Gerland, das ist der dunkle Punkt zwischen mir und ihr, und der ist es, wie ich vermute, auch zwischen ihr und meinem Vater gewesen. — Früher haben wir uns oft gestritten, meine Mutter und ich — streiten ist ein viel zu mattes Wort dafür — — jetzt kommt das selten noch vor, aber der Gegensatz ist darum nicht vermindert. — Glauben Sie mir, meine Mutter, die äußerlich so ruhige, abgeklärte Frau, hat ihre Leidenschaft: die Religion. Sie ist religiös bis zum Fanatismus. Nichts wird sie erweichen; nicht Argumente, nicht Erlebnisse. Sie hat Schweres durchgefochten mit meinem Vater. Die Religion hat diesen beiden Menschen, die sich liebten, das Zusammenleben verbittert — hat sie einander entfremdet. Selbst diese trübe Erfahrung vermochte nicht, sie zu belehren oder ihren Eifer zu dämpfen. Daß mein Vater ungläubig gestorben, daß es ihr nicht gelungen, ihn zu bekehren, nagt noch jetzt an ihrer Seele. Nun soll ich die Enttäuschung gut machen, die sie an ihm erlebt. — Ja, Sie mögen lächeln, aber es ist so — ich sollte zum Opfer gebracht werden — ich sollte den Himmel versöhnen. Die Frauen bleiben eben doch dieselben zu allen Zeiten. Lebten wir noch im Mittelalter und glaubten an Askese und Werkgerechtigkeit, meine Mutter hätte mich sicherlich dem Kloster dargebracht, in majorem gloriam domini. Aber da meine Mutter evangelisch ist, fanatische Protestantin sogar, so kannte sie keinen brennenderen Wunsch, als daß der Sohn ein

großes Licht ihrer Kirche werden möchte, und darauf los also bin ich von frühester Jugend an dressiert worden. Ich bin in orthodoxer Zimmerluft aufgewachsen, gefüttert mit positivem Christentum. Und wie merkwürdig das Resultat dieser Erziehung ausgefallen, das wissen Sie. Das gerade Gegenteil von dem, was sie gewollt, hat meine Mutter erreicht. Die Ungereimtheiten unseres Glaubenssystems fielen mir schon frühzeitig auf; bereits als Gymnasiast war ich arger Häretiker und habe meiner Mutter manche Nuß zu knacken gegeben, mit verfänglichen Fragen und frühreifen Zweifeln. Ob das die Art meines Vaters ist, die da durchschlägt? — Ich bilde mir manchmal ein, ihm verzweifelt ähnlich zu sein. — Und sehen Sie, so sorgfältig ich auch gehütet wurde, es sind eben doch die Spuren einer anderen Weltanschauung in mich hineingetragen worden — und, wie es scheint, haben sie einen günstigen Boden vorgefunden. Meine Mutter hat es nicht hindern können — unter ihren Augen und Händen bin ich das geworden, was ich bin. Sie sieht das auch selbst ein und nimmt ihre Stellung dazu — sucht mich zu widerlegen, so gut sie kann, und wartet im übrigen. Mit der Zeit, denkt sie, kommt er doch herum. Ich glaube auch, daß sie für mich betet. Daß sie viel um meinetwillen leidet, weiß ich — aber kann ich es ändern? Kann ich einen Glauben in mir hervorzaubern, der nicht in mir gewachsen ist? — Und nebenbei ist sie auch nicht untätig; durch tausend Kleinigkeiten sucht sie mich zu beeinflussen, mich mürbe zu machen. Bald spielt sie mir ein sogenanntes gutes Buch in die Hand — ein positives, Sie verstehen — ihre Gespräche mit mir haben alle einen bestimmten Zweck, der wie ein Leitmotiv durch alles hindurchklingt — mich zu bekehren. Sie ist eine Virtuosin darin, alles und

jedes auf diese Moral zuzuspitzen. Sie ist eine kluge Frau, wiederhole ich Ihnen, Gerland, doch diese einfache Tatsache kann sie nicht begreifen — will sie nicht begreifen, daß man sich zum Glauben nicht zwingen kann. Und so drehen wir uns umeinander herum, in einem circulus vitiosus, und tun uns unendlich viel Schmerz an. Jedes Ereignis unseres Lebens, jede Person, mit der wir in Berührung kommen, sieht sich meine Mutter daraufhin an, wie sie sie nutzbar machen könnte, mich nach dieser bestimmten Richtung hin zu beeinflussen. Sie werden es mir nicht glauben, Gerland, auch Sie hat meine Mutter mir gegenüber ausgespielt. Sie hat mir den Pfarrer Gerland von Breitendorf hingestellt als Beispiel dafür, wie man wissenschaftlich gebildet und doch ein positiver Christ sein könne. Und von Polanis Einfluß auf mich erhofft sie ganz Außerordentliches. Daß er nicht aufrichtig sei, will sie nicht gelten lassen. So trübt diese fixe Idee selbst ihre Menschenkenntnis. Polani soll mich missionieren; heute mittag haben Sie ein Pröbchen davon erlebt. Sehen Sie, so bin ich umstellt von allen Seiten, und das Schwerste für mich ist, daß es nicht Feindschaft ist, die mir solche Netze stellt, sondern Liebe — blinde Liebe, die nicht versteht, welche Qualen sie bereitet. Sehen Sie, Gerland, das ist die entsetzliche geistige Bevormundung, unter der ich lebe." —

Eine längere Pause entstand. Beide Männer marschierten im Gleichtakt auf der Landstraße weiter, dann meinte Gerland: „Eins, lieber Freund, ist mir immer noch nicht klar geworden: Wie ist es möglich, daß Sie sich dieser Bevormundung, wie Sie es selbst nennen, nicht haben entziehen können?"

„Ja, es ist beschämend für mich, aber es ist so; ich habe nicht die Kraft — nicht den Mut dazu gefunden.

Jeder Mensch, glaube ich, sollte zunächst seine Eltern überwinden, so oder so — in Güte, wenn es geht, wenn nicht, muß er den Mut der Rücksichtslosigkeit finden. Es ist ja schließlich weiter nichts als Notwehr. Und wenn sie es noch so gut zu meinen glauben — die Alten; was uns not tut, können sie ja nicht verstehen. Man muß sich losreißen — freimachen, und das beizeiten. Ich habe diesen wichtigsten Schritt versäumt. Meine Mutter hielt mich fest mit tausend Fäden der Liebe. Ich bin unbeholfen und unpraktisch, kann mich in Dingen des gewöhnlichen Lebens nicht aus fünf Birken herausfinden — vielleicht hat meine Mutter diese Eigenschaften in mir begünstigt, um mich länger am Schürzenbande zu halten. — Sie haben ganz recht; irgend einmal mußte ich mich emanzipieren, irgend einmal mußte der Schritt getan werden. Damals, als ich das Gymnasium verließ, wäre wohl der richtige Moment gewesen. Da mußte ich mein Leben selbst bestimmen, mußte mir einen Beruf wählen nach meinem Herzen und Geschmack. Jurisprudenz, Medizin, selbst Philologie — alles wäre besser gewesen als gerade das theologische Studium. Aber sie wußte mich so sanft hinüber zu leiten, wußte es als so selbstverständlich hinzustellen, daß ich Prediger würde, daß ich Tor den Seelenverkauf gar nicht merkte. Und während des Studiums, wo ich mir mehr und mehr der Zwangsjacke bewußt wurde, die ich mir hatte überziehen lassen, war sie stets wachsam, stets um mich — beschwichtigend und meine Bedenken einlullend. Und wenn ich mich gelegentlich aufbäumte, wenn die Kathedertheologie allzu harte Opfer von meinem logischen Denken verlangte, da war sie schnell zur Hand, mich auf das zukünftige Amt zu vertrösten. Da sollte alles gut werden. Statt des trockenen Einpaukens wissenschaftlicher Materie würde

ich da Religion erleben. Was hat sie mir nicht alles für lockende Bilder vorgegaukelt: die Freude an Amt und Stellung, die Arbeit an den Gemütern, die Gewinnung von Seelen für das Reich Gottes, die hohen ethischen und kulturellen Aufgaben der Kirche in unserer Zeit.

„Alles das, mein Freund, hört sich so schön an, und schließlich sind es doch nur Phrasen für den, dem die treibende Kraft des Glaubens fehlt. — Aber das sollte ich erst erfahren, als ich im Amte war — nun es zu spät ist.

„Sehen Sie, so ist es meiner Mutter gelungen, mich aus der großen, weiten Lebensströmung, die vor mir lag, hineinzutreiben in das enge, stagnierende Wasser des Kirchentums. Was soll ich im Priesteramte? Ich bin kein Menschenfischer — mir fehlt die Begeisterung, die Liebe, die Freudigkeit. — Ich hasse mein Amt, es lastet auf mir mit Zentnerschwere. — Können Sie verstehen, Gerland, welch ein verzweifelter Zustand das ist?“

„Ja, ich verstehe das, lieber Fröschel! — Und soll ich Ihnen meine Meinung frei heraussagen?“

„Ja, tun Sie das!“

„Es ist hohe Zeit für Sie, daß Sie sich retten.“

„Ich soll mich freimachen?“

„Allerdings!“

„Und — wie — das?“

„Ich glaube, es gibt nur einen Weg für Sie — lieber Fröschel.“

„Das Amt quittieren?“

„Ja!“

„Denken Sie, daß ich das nicht selbst hundertfach bei mir erwogen hätte, Gerland?“

„Sie dürfen nicht länger zaudern, lieber Freund.“

„Es ist zu schwer, Gerland — es ist zu schwer!

Ich finde den Mut nicht dazu. — Wenn es sich nur darum handelte, ein Abschiedsgesuch zu schreiben, das wäre ja schnell getan. Aber bedenken Sie, wie soll ich meiner Mutter die Notwendigkeit klar machen. Ich wage gar nicht auszudenken, was sie tun könnte; — wie sie das aufnehmen würde, wenn ich vor sie hinträte und sagte: Mutter, ich ertrage diesen Zustand nicht länger, gib mich frei, laß mich meinen eigenen Weg wählen; der, den du mir vorgezeichnet, war verfehlt. Was würde das anderes bedeuten, als ihr sagen: Deine gesamte Lebensarbeit war umsonst. — Das wage ich ihr nicht zu eröffnen, Gerland. Nennen Sie mich feige — aber ich bringe es nicht übers Herz."

„Nun, und wenn sich nun ein anderer bereit fände, es zu tun."

„Wie meinen Sie das?"

„Ihrer Mutter das auseinanderzusetzen."

„Wer würde dieser andere sein?"

„Ich! — Wenn Sie mich einer solchen Mission für würdig erachten."

„Gerland!"

Beide waren gleichzeitig stehen geblieben. Noch war es nicht so dunkel, daß nicht einer die Züge des anderen hätte erkennen können.

Es arbeitete in Fröschels Mienen, wie von Rührung. Gerland war es feierlich zumute, als jener seine Hand ergriff und mit halberstickter Stimme hastig etwas von Dank hervorstieß.

„Und — wann — wollen Sie's tun?"

„Sofort, wenn es sein kann. Ein solcher Entschluß darf nicht kalt werden."

Gerland rief den Wagen an, der noch immer vor ihnen herfuhr; er möge nach Breitendorf zurückkehren,

sagte er dem Bauer, für heute brauche er seine Dienste nicht mehr.

Dann gingen sie den Weg, den sie eben gekommen, wieder zurück.

„Willst du mit meiner Mutter allein sprechen, Gerland?" — Das „du" hatte sich ganz von selbst, wie etwas Notwendiges, zwischen ihnen eingefunden.

„Das mußt du entscheiden."

„Ich werde im Nebenzimmer sein." —

Lange Pause.

Gewichtiger als vorher ertönten die Schritte der beiden Männer durch die abendliche Dunkelheit. Vor ihnen erglänzten schon die Lichter von Annenbad, dessen ersten Häusern sie sich nahten.

Dann, in weicherem Tone als gewöhnlich, sagte der Diakonus: „Eins laß nicht außer acht, bei dem, was du vorhast, lieber Freund, daß mich meine Mutter sehr liebt. Teile es ihr schonend mit."

„Dessen kannst du versichert sein."

Erneuter Händedruck. —

Von da ab schritten sie schweigsam bis vor die Tür des Hauses, wo Frau Oberlehrer Fröschel wohnte. Gerland fühlte sich wundersam gehoben und auch wieder beunruhigt in dem Gefühle, etwas Großes und Ungewöhnliches vorzuhaben.

„Sie ist zu Haus!" flüsterte der Diakonus dem Freunde zu, als sie ins Vorzimmer getreten waren.

Eine Tür öffnete sich. Es war die Mutter, den ergrauten Scheitel hell von der erhobenen Lampe beleuchtet.

„Bist du es, Moritz?"

„Jawohl, Mutter! — Und hier ist auch Pfarrer Gerland. — Er hat mit dir zu sprechen." — Damit schritt er an der Mutter vorbei nach seinem Zimmer.

In den Zügen der Matrone malte sich Staunen; sie bat, der Herr Pastor möge eintreten.

Gerland hatte das, was er sagen wollte, im Kopfe fertig.

Die Mutter setzte sich ihm gegenüber und blickte ihn forschend an. Ein Neues Testament lag aufgeschlagen auf dem Tische. Die Frau konnte ein kurzes, nervöses Zwinkern ihrer Augenlider nicht unterdrücken. Im Nebenzimmer hörte man den Diakonus, der hastig auf- und abging.

Gerland begann seinem Plane gemäß von der Amtsentlassung des Pfarrers Kämpfer zu sprechen — an das Tischgespräch anknüpfend. Er meinte, der Fall Kämpfer sei nur ein Symptom, das auf einen allgemeinen fehlerhaften Zustand hinweise. Die Kirche, die sich in unseliger Weise mit der Staatsgewalt verquickt habe, majorisiere die religiöse Überzeugung vieler Laien und auch Theologen. Kämpfer habe im geheimen manchen Gesinnungsgenossen unter den Amtsbrüdern, und es würde besser um Kirche und Christentum bestellt sein, wenn alle den Mut der Ehrlichkeit fänden, der jenem seine Stelle gekostet.

Noch sprach er ganz im allgemeinen, ohne den eigentlichen Zweck seiner Worte anzudeuten. Er hoffte sie zur Aussprache zu bewegen, sie sollte eine Ansicht äußern — ihm widersprechen — dann würde es ihm leichter werden, das Gespräch dahin zu bringen, wo er es haben wollte.

Aber die Frau ließ ihn reden; ihre grauen, gleich denen des Sohnes tief unter der Stirn verborgenen Augen, fixierten ihn scharf, voll Mißtrauen — sie mochte das Manöver durchschauen.

Im Nebenzimmer ertönten immer noch die unruhigen Schritte; fast klang es, als mahnten und drängten sie. Nervöse Hast überkam den jungen Geistlichen, und nach ziemlich plumpem Übergange sprach er der Mutter plötzlich

von dem Sohne und seinem Widerwillen gegen den geistlichen Beruf.

Das Mienenspiel der Frau veränderte sich, ihre Augen wanderten, sie strich mit der wachsbleichen, mageren Hand über die gehäkelte Decke vor sich auf dem Tische.

Gerland floß die Rede jetzt, wo er zum Zwecke sprach, freier von der Zunge; er benutzte vieles von dem, was noch von Fröschels eigenen Worten frisch in seinem Gedächtnisse war.

Auch jetzt unterbrach ihn die Mutter nicht; sie saß mit gefalteten Händen da, den Kopf ein wenig gesenkt. Gerland bemerkte, daß sie sehr bleich sei. Nebenan war es still geworden. Der Sprecher begann sich an den eigenen Worten zu erwärmen. Er glaubte Eindruck zu machen; er war durchdrungen von dem Gefühle, die Sache der Wahrheit und Gerechtigkeit zu verfechten.

„Glauben Sie denn nicht, Frau Oberlehrer," fragte Gerland — und suchte seiner Stimme den angenehmsten Ton zu verleihen —, „daß Ihr Sohn sich glücklicher fühlen würde, wenn er sich befreite von einem Amte, daß ihn täglich und stündlich zur Zweideutigkeit und Unwahrhaftigkeit zwingt? Und Sie selbst, meine ich, könnten doch auch an einem solchen Zustande keinen Gefallen finden, der Ihrem Sohne die drückendsten Überzeugungsopfer auferlegt — der ihn zu Kompromissen treibt. Dem Reiche Gottes ist damit sicherlich nicht gedient. In der Offenbarung heißt es: ‚Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. Ach, daß du kalt oder warm wärest. Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.'" —

„Herr Pastor!" unterbrach ihn die Matrone plötzlich. „Sie treiben Mißbrauch mit dem Worte Gottes."

Gerland sah ein gänzlich verändertes Gesicht vor sich; ihr Auge flammte zornig.

„Wieso?“ stammelte der Geistliche überrascht.

„Jawohl! — Es ist hohe Zeit, daß ich Sie an Ihre Stellung erinnere. Die Art, wie Sie von dem geistlichen Berufe sprechen, ist empörend.“

„Verzeihen Sie — Frau Oberlehrer — aber um mich handelt es sich doch hier gar nicht.“

„Sie nehmen die Partei meines Sohnes; Sie wollen, er soll den Beruf aufgeben, der ihm von Gott zugewiesen ist — der größte, der edelste Beruf, den es gibt. Welche Motive Sie dazu treiben, meinem Sohne die Brücke zu treten, das weiß ich nicht. Jedenfalls ist es schlimm, daß Geistliche so gering von ihrem Stande denken.“

„Ich kann Ihnen versichern, Frau Oberlehrer, daß ich sehr hoch von meinem Berufe denke — daß ich für meine Person um keinen Preis der Welt den Talar ablegen möchte — aber —“

„Aber meinen Sohn, den verführen Sie dazu — nicht wahr?“

„Frau Oberlehrer – ich weiß wirklich nicht –“ Gerland stand ratlos vor einer Gereiztheit, die das sonst so gemessene, würdevolle Wesen dieser Frau in sein gerades Gegenteil verkehrt hatte.

„Sie sind noch sehr jung, Herr Pastor,“ sagte sie, „und auch mein Sohn ist jung. Ihnen beiden fehlen die Erfahrungen — die inneren Erlebnisse — die man nur durch langjähriges Gebetsleben und Ringen erwirbt. Es hängt nicht alles vom Einzelwillen ab, wie die Jugend meint; Gott führt uns und stellt uns auf unseren Posten. Merkwürdig genug, daß ich einen Geistlichen darauf hinweisen muß, daß es eine Berufung und eine Erleuchtung gibt. Wir sind nichts aus eigener Kraft;

verderbt und in Sünden befangen von Jugend an sind wir, und nur die Gnade Gottes kann uns befreien. Wenn auch die jetzige Zeit diesen Grundsatz umstoßen will; er bleibt nichtsdestoweniger der Kernpunkt des Evangeliums. — Wir haben nicht das Recht dazu, wir elenden Menschen, unseren Leib und unseren Geist als unser ausschließliches Eigentum zu betrachten, und mit uns selbst zu schalten und zu walten, wie es uns beliebt. Unser Leben ist das Pfund, mit dem wir zu wuchern haben."

„Frau Oberlehrer," unterbrach sie Gerland, „es ist mir nie beigekommen, das zu bestreiten." —

„Sie haben sich unterfangen, zu behaupten, mein Sohn sei seiner Veranlagung nach nicht zum Geistlichen berufen. Einmal erkläre ich, daß niemandem ein solches Urteil zukommt; ich denke, wenn jemand meinen Sohn kennt, so bin ich es doch wohl, die Mutter! Ferner — kennen Sie denn die Wege, die der Herr meinen Sohn noch leiten wird? Wollen Sie unserem Herrgott ins Handwerk pfuschen? — Der, welcher zu dem Gichtbrüchigen gesprochen: ‚Stehe auf und wandle!' wird am Ende auch noch Mittel und Wege finden, mein Kind zu sich zu führen." —

„Ich weiß nicht, ob das im Sinne unseres Herrn und Meisters ist!" begann Gerland. „Evangelisch ist eine solche Auffassung jedenfalls nicht; dann kämen wir zur Gnadenwahl. Ob er sich zum Priesteramte berufen fühlt, darüber muß schließlich der Erwachsene selbst urteilen dürfen. Der Herr will keinen Zwang und keine Vergewaltigung in geistigen Dingen. Das Wesen des Evangeliums ist Freiheit. —"

„Das Wesen des Evangeliums ist der Glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes!" rief sie außer sich. „Und den Glauben habt ihr jungen Leute verloren.

Euer Wesen ist Überhebung. — Die Demut fehlt euch — die Zerknirschung. — Ihr wollt euch nicht leiten lassen — wollt selbst euer Leben bestimmen. — Das ist der Geist der Auflehnung — der Geist der Negation — der keine Autorität mehr anerkennt, weder die Gottes, noch die der Eltern. — Wie können Sie von Zwang und Vergewaltigung sprechen? — Ich weiß, was meinem Sohne not tut — ich allein weiß es." —

Sie stand jetzt aufrecht vor Gerland und sprach mit zitternder, aber laut vernehmbarer Stimme:

„Mein Sohn ist mündig; nach den Gesetzen kann er tun, was er will. Aber ich erkläre ein- für allemal, mit dem Augenblicke, wo er seinen Beruf verläßt, trenne ich mich von ihm, und keine Einmischung Fremder wird daran etwas ändern."

Inzwischen war der Diakonus hinter ihr eingetreten. Er sah noch bleicher aus als gewöhnlich und kam sofort auf Gerland zu. „Laß, Gerland — laß! — Es ist unnütz. — Mutter, errege dich nicht! Pastor Gerland ist gänzlich unschuldig, mach' ihm keine Vorwürfe."

Er drängte Gerland, der kaum wußte, wie ihm geschah, zum Gehen.

Als sie draußen standen, sagte der Diakonus: „Wir haben eine große Torheit begangen, Gerland. Ich mußte das vorher wissen — mir kann niemand helfen. — Du hast dein möglichstes getan. — Ich danke dir. Meine Mutter wird nichts belehren — vielleicht Tatsachen allein. — Lebe wohl, Gerland — ich danke dir!"

XVIII.

Eine Stimmung unzufriedener Zerfahrenheit war über Gerland gekommen, — ein Erfolg seines letzten Besuches in Annenbad.

Ihm war zumute wie einem Menschen, der das Haus des Nachbars brennen sieht und weiß, daß seine eigene Behausung mit Stroh gedeckt ist. Das altbewährte Mittel, in angestrengter Tätigkeit die Zweifel zu ersäufen, wollte diesmal nicht recht verfangen. Es war etwas wie ein Reif auf seine Freudigkeit gefallen; mitten in einer Amtshandlung begegnete es ihm, daß er den tollen Wunsch in sich aufsteigen fühlte, laut aufzulachen. Am schlimmsten stand es mit dem Gebet, er konnte es zu keiner Inbrunst, keiner unbefangenen Hingabe bringen. Die Flamme des Opfers schwelte am Boden hin, als halte sie ein feindlicher Wind danieder.

Und seine Freude am Konfirmationsunterricht war in das gerade Gegenteil umgeschlagen. Die Vorbereitung der Hauptstücke führte ihn auf tausend Fragen und Zweifel; Symbole, die ihm bisher heilig in der Ehrwürdigkeit ihres grauen Alters gewesen waren, sahen ihn auf einmal in heller Tagesbeleuchtung mit befremdend nüchternen Zügen an. —

Über Kleinigkeiten stolperte er und blieb an einem Worte, einer Wendung im Bibeltext oder Katechismus hängen, über die er früher glatt hinweggelesen hatte.

Mit der naiv freudigen Hingabe an den Stoff war es zu Ende; es gab ein Aufdruseln und Wiederzusammenflicken — eine Arbeit, bei der mehr Maschen fielen als aufgenommen wurden.

Ganz anders trat er jetzt vor die Kinder, nicht mehr frei und freudig, sondern mit dem Gefühle schwerer Verantwortung belastet. Er wollte nicht, daß die jungen Seelen etwas einbüßen sollten, sie durften es nicht empfinden, daß er ein anderer geworden war; nach wie vor wollte er ihnen das Beste geben und so schraubte er sich zu Gefühlen hinauf, die er nicht empfand.

Dabei hatte er immer die Empfindung, die Kinder müßten ihn durchschauen — als würden sie matter, weil ihres Lehrers Begeisterung matt geworden. Er war mißtrauisch gegen sich und andere.

* * *

In jene Zeit fielen Ereignisse innerhalb der Gemeinde, die bald seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen und ihn über die unfruchtbare Trostlosigkeit dieser Stimmung hinwegrissen.

Bei einem Gange durchs Dorf traf er gänzlich unverhofft auf die Pastorin Menke. Als er die bekannte Gestalt der Witwe etwa fünfzig Schritte vor sich in einer Wegekrümmung auftauchen sah, durchzuckte ihn heftiger Schreck. Sie bemerkte ihn etwas später; für einen Augenblick machte sie Halt, offenbar unschlüssig, was sie tun solle. An ein Ausweichen war nicht mehr zu denken; so überwand er denn seine Verlegenheit und blickte ihr im Entgegengehen scharf ins Gesicht. Auch sie hatte sich inzwischen gefaßt, sie schien die Beleidigte spielen zu wollen; mit zurückgeworfenem Kopfe und gerümpfter Nase kam sie heran.

Was mochte sie in Breitendorf wollen?

Gerland stellte die Frage an den Gemeindevorsteher, den er bald darauf traf. Er erfuhr von ihm, die Witwe sei bereits am vorigen Sonntage — den der Geistliche in Annenbad verbracht — nach Breitendorf gekommen, angeblich um das Grab ihres verstorbenen Gatten zu besuchen. Sie wohnte bei ihrer Busenfreundin, der Frau des Gutsbesitzers Finke.

Der Gemeindevorsteher ließ dann noch einige zweideutige Bemerkungen fallen, von diesem Weibsstücke, das nur Stänkereien ins Dorf bringen wolle. Aber

die Gemeinde werde sich an ihrem Pastor nicht irre machen lassen. — Mehr war nicht aus dem vorsichtigen Manne herauszubringen.

Die Witwe hatte ihn verleumdet, das war klar. Welcher Art die Verleumdung sein mochte, lag auf der Hand; wenn anders der alten Regel zu trauen, daß man den Nächsten nur gar zu gern des eigenen Unrechts bezichtigt.

Auch daß sie bei den Finkes wohnte, war wohl kein Zufall. Sie mochten sich dort alle recht hübsch zusammenfinden, die Clique seiner Widersacher in der Gemeinde.

Pastorin Menke schien für einige Zeit in Breitendorf bleiben zu wollen. Gerland bemerkte sie am nächsten Sonntage in der Kirche. Mit blumengeschmücktem Hut und Seidenmantille paradierte sie im Schiff des Gotteshauses.

Mancherlei geringfügige Anzeichen deuteten auf ihre geheime Minierarbeit: der Gutsbesitzer Finke, Mitglied des Gemeinderates, grüßte den Geistlichen nicht, als sie sich zufällig begegneten; an der Tür des Pfarrhauses entdeckte er eines Morgens ein zotiges Bild mit Kreide angezeichnet.

Das Bewußtsein, klug gehandelt zu haben, ließ keinen rechten Haß in seiner Seele aufkommen. Lächeln mußte er, wenn er an sie dachte, — mitleidig, ohne Groll. In diesem Spiele stand der Erfolg zu deutlich auf seiner Seite.

Eines Abends saß Gerland an seinem Schreibtische, die Lampe brannte bereits seit Stunden — er war mit kirchlicher Verwaltungsarbeit beschäftigt —, als ihn ein Geräusch vom Garten her aus seiner Rechnerei riß. Summendes Durcheinander von Stimmen — eine Art mißtönender Gesang. — Sollten es Betrunkene sein?

Gerland wollte den Lärm überhören, aber das ging nicht; immer zudringlicher wurden die unharmonischen

Töne. Dazwischen halbunterdrücktes Gekicher und übermütiges Schreien und Pfeifen. Jetzt glaubte er etwas wie einen Refrain herauszuhören: „Pfarr" und darauf „Narr"!

Es war klar -- das galt ihm. Eine Katzenmusik in optima forma.

Wie hatte er sich zu verhalten? — Die Sache ihren Gang gehen lassen — nicht darauf achten, sich die Ohren zustopfen — tun, als sei nichts vorgefallen? — Nein! Das hätte ausgesehen, als fürchte er sich; die Leute meinten wohl gar, er sei gänzlich ohne Stachel!

Wie er war, lief er die Treppe hinab. Klingelnd und dröhnend flog die Haustür hinter ihm ins Schloß. Der Gesang war jäh abgebrochen; er hörte noch einige Psts — Stimmengeflüster und Schritte, die sich schnell entfernten.

Sehen konnte er zunächst gar nichts, bis sich seine Augen an das Nachtdunkel gewöhnt hatten. Er tappte auf gut Glück die Stufen hinab und tat einige Schritte in den Garten. Vor ihm duckten sich ein paar dunkle Gestalten, dann hörte er den Gartenzaun knacken und knistern. Es waren Männer, soviel konnte er jetzt schon erkennen; einer verlor in der Hast seinen Hut, mußte zurück, um ihn aufzuheben. Gerland sprang zu, kam aber zu spät, um den Flüchtling zu greifen. Wie ein Affe kletterte die lange Gestalt an den Latten empor. Als der Bursche über dem Zaune schwebte, hob sich sein Kopf scharf vom hellen Himmelsrande ab, nur für einen Augenblick, der zum Erkennen genügte.

Einen solchen Kahlschädel und eine solche Nase gab es nur einmal im Kirchspiel.

Gerland war derartig betroffen durch die gemachte Entdeckung, daß er an ein weiteres Verfolgen der

Störenfriede gar nicht dachte. — Wenzel, Kantor Wenzel! — Jede Täuschung war ausgeschlossen.

Der Geistliche ging ins Haus zurück. — Es war zu außerordentlich. Ein Mensch, den er bisher immer zu seinen Getreuen gezählt. Wie viel Guttaten hatte er dem Lehrer erwiesen! Der schwer kompromittierte Mann war sein besonderer Günstling gewesen. Noch kürzlich hatte er auf eine Anfrage von seiten der Schulbehörde, bezüglich des Kantors, im günstigen Sinne geantwortet.

Unwillkürlich ging er zu seinem Schreibtische und entnahm ihm das Heft, in dem er die Charakterbeschreibungen seiner Beichtkinder niedergelegt. Wenzel! — Wieviel Hoffnung er an den Mann verschwendet hatte; — es war beschämend.

Kopfschüttelnd legte er das Heft wieder weg; hatte er den Menschen irgend einmal gekränkt? Er sann nach; nichts fand sich in seinem Gedächtnisse. Es war der pure, blanke Undank, die Auflehnung der Gemeinheit gegen die Güte, der Roheit gegen die Kultur.

Nachdem die erste Erregung verflogen war, überlegte der Geistliche, welchen Gebrauch er von der Entdeckung machen wolle. Daß er das Vorkommnis nicht ignorieren könne, war von vornherein klar. Sein Ansehen der Gemeinde gegenüber war gefährdet, wenn er eine solche Beleidigung ungeahndet hingehen ließ.

Es gab mehrere Wege, die er einschlagen konnte, um sich Genugtuung zu schaffen. Der eine war: Anzeige bei Gericht zu machen; den verwarf er bald. Die gerichtliche Untersuchung des Falles würde wahrscheinlich wenig ergeben und viel böses Blut hervorrufen.

Es blieb ihm noch eine andere Möglichkeit, er konnte Wenzel bei der Schulbehörde anzeigen. Eine Zeitlang erwog der Geistliche diesen Gedanken ernstlich; verdient

hätte der Mann das sicherlich, sein Kerbholz war voll. Aber schließlich siegte das Mitleid in Gerlands Seele; er wußte, daß solche Anzeige den Abschied des Kantors nach sich ziehen mußte. Ein Rest von Sympathie für Wenzel war immer noch in seinem Herzen geblieben.

Schon seit einiger Zeit hatte Gerland den Religionsunterricht in der Schule nicht mehr visitiert; nicht umsonst sollte Wenzel ihn heute abend daran erinnert haben, daß er besonderer Kontrolle bedürfe. Der Geistliche nahm den Stundenplan zur Hand; die erste Stunde bei den Kleinen war Religionsunterricht. „Gut, ich werde mich einfinden, Herr Kantor, morgen früh.“ —

Die Sache kam anders, als Gerland sich im Geiste zurecht gelegt hatte.

Am nächsten Morgen begab er sich beizeiten zur Schule; zu seinem Erstaunen sah er durch die Scheiben des zur ebenen Erde gelegenen Schulzimmers, daß die Kinder sich balgten. Zwanzig Minuten nach sieben Uhr, und der Unterricht noch nicht begonnen!

Als der Geistliche eintrat, fand er das Katheder leer und die Klasse in größter Unordnung. Einige Knaben sprangen schnell auf ihre Plätze zurück. Eine arge Balgerei schien stattgefunden zu haben; mehrere Köpfe waren tüchtig zerzaust, unter den Mädchen gab es verweinte Gesichter.

„Wo ist euer Lehrer, ihr Kinder?“ fragte der Geistliche.

Eine verlegene Pause entstand. Die Kinder sahen einander verdutzt an, sie schienen sich in der Seele ihres Lehrers zu schämen. —

Gerland stand mit verdüsterter Miene im Mittelgange, der die Knabenabteilung von der der Mädchen trennte.

Hinten im äußersten Winkel steckten ein paar Bengel

die Köpfe zusammen. „Sag's ack — sag's ack!" — Ein Knabe wurde von seinen Nachbarn mit Püffen traktiert.

„Was habt ihr mit dem da — was soll er denn?"

„Dar weeß es, wu dar Lahrer is; — dar hat's vurhin derzahlt."

„Was weißt du, mein Kind?" fragte Gerland in aufmunterndem Tone und ging dem Knaben entgegen, welcher von den anderen vorwärts gedrängt wurde.

Der Kleine blickte mit scheuer Miene zu Boden; er wollte nicht mit der Sprache heraus.

Endlich platzte ein anderer los: „Der Lahrer leit ein Wirtshause — besuffen!" —

Einige Kinder kicherten; die meisten blieben still und hingen in atemloser Spannung an den Zügen des Geistlichen.

Gerland war erbleicht. „Was — was sagst du da?"

„Dar hat 's derzahlt," erklärte der Sprecher und wies auf den ängstlichen Knaben vor Gerland — „dar is aus 'n Kretschame — ‚dar Lahrer is besuffen und leit bei uns ei der Gaststube,' hat 'r gesagt." —

Gerland stand eine Weile wie erstarrt. Welch ein Schaden ist hier angestiftet! — das war der einzige Gedanke, den er zu fassen vermochte. Dann, mechanisch vorwärts schreitend, begab er sich aufs Katheder. „Setzt euch auf eure Plätze, Kinder!"

Nachdem alle ihre Plätze inne hatten und die Klasse das Bild musterhafter Ordnung bot, sprach Gerland ein lautes Gebet: Worte des Dankes für die glücklich und gesund verlebte Nacht.

Die Ironie, welche in diesen Worten liegen konnte, fiel Gerland in diesem Augenblicke nicht ein, noch weniger den Kindern, die, wie Kinder stets in solchen Momenten, ganz unter dem Banne des Außergewöhnlichen standen.

Der Geistliche ließ sie ein bekanntes Kirchenlied anstimmen. Während des Gesanges sammelte er sich selbst.

Durch Fragen unterrichtete er sich bald darüber, an welcher Stelle des Unterrichtes sich die Klasse gegenwärtig befand. Joseph in Ägyptenland war das letzte Pensum gewesen. Der Geistliche erzählte ihnen die Geschichte von Josephs Wiedersehen mit seinen Brüdern, gab ihnen eine leichtfaßliche Erläuterung des Geschehnisses und hatte ihre Aufmerksamkeit bald ganz erobert.

Gegen Schluß der Stunde merkte er an den Mienen der dem Fenster zunächst sitzenden Kinder, daß draußen etwas Ungewöhnliches vor sich gehe. Unwillkürlich blickte er hinaus. Eine hagere Gestalt wankte schlotternd heran, mit vertiertem Ausdruck nach den Klassenfenstern stierend.

Gerland verließ sofort das Katheder und eilte zur Tür; so sollte die Klasse ihren Lehrer nicht sehen.

Im Hausflur kam ihm Wenzel entgegengestolpert. Vor dem Geistlichen machte er mit der blöden Miene des ertappten Sünders Halt.

„Kantor Wenzel,“ sagte Gerland und dämpfte seine Stimme soviel wie möglich — „gehen Sie auf Ihr Zimmer und legen Sie sich! Ich werde Ihren Unterricht heute übernehmen — verstehen Sie!“

Der Betrunkene wollte etwas erwidern; er machte einen schwachen Versuch, den Nüchternen zu spielen. Er tastete nach Gerlands Hand, und als dieser, angewidert von dem durchdringenden Branntweingeruch, zurücktrat, lallte er: „Betrunken — nee, betrunken bin ich nich — Herr Pastor! — Etwas Medizin — mir war nicht recht wohl — etwas Medizin — weiter nichts — Herr Pastor — auf Ehre!“ —

Gerland überwand sich und faßte den Schwankenden unter den Arm. Er führte ihn ein paar Stufen hinauf

und hieß ihn, sich am Treppengeländer festhalten; dann wiederholte er seine Mahnung, daß er sich legen und ruhig verhalten solle.

Unter Beteuerungen, daß er nur ein wenig Medizin zu sich genommen habe, weil er krank gewesen sei, stolperte der Betrunkene die Treppe hinauf.

Gerland erteilte an diesem Tage den Unterricht in sämtlichen Fächern.

Abends setzte er dann ein Schreiben an die Schulbehörde auf. Die Beteiligung Wenzels an der nächtlichen Ruhestörung vor seinem Hause erwähnte er nicht, aber den Zustand, in welchem er den Lehrer am Morgen betroffen, schilderte er ohne Abstrich.

Die Behörde war schnell mit ihrem Eingreifen. Der Kreisschulinspektor selbst erschien am Platze; eine Untersuchung des Falles wurde eingeleitet.

Es ergab sich, daß Wenzel mit einer Anzahl Gesinnungsgenossen die Nacht bei Kartenspiel und Trunk im Kretzscham verbracht hatte. Interessant war es für Gerland, die Zusammensetzung dieser Gesellschaft zu erfahren. Sämtlich waren es Leute, denen er wohl zutrauen konnte, sich an der Katzenmusik vor seinen Fenstern beteiligt zu haben. Herklotz, der Schuster, sein Gegner aus der Gemeindeversammlung, fehlte nicht unter ihnen. Sie mochten nach vollbrachter Heldentat ihren Triumph im Kretzscham gefeiert und dabei zu viel des Guten getan haben.

Der Erfolg der Untersuchung war, daß Wenzel seines Amtes enthoben und ein anderer interimistisch an seinen Platz gesetzt wurde, bis die Stelle ausgeschrieben sein und die Gemeinde sich für einen neuen Kantor entschieden haben würde.

Wenzel verschwand ohne Sang und Klang aus

Breitendorf. Auch die Witwe bekam Gerland nicht mehr zu Gesicht; am Tage nach dem Auftritte vor dem Pfarrhause hatte sie das Dorf verlassen. —

Etwa eine Woche mochte vergangen sein, als der alte Gärtnergewendbauer beim Pfarrer erschien, um das Pachtgeld für den Pfarracker, welchen er in Nutzung hatte, abzuliefern.

Der Gärtnergewendbauer war ein kleines, krummbeiniges, dürres Männchen, mit spitzem Kopfe und rotumränderten Augen. Unter vielem Ächzen und Räuspern holte er aus seinem Schafwollpelze einen alten Lederbeutel hervor, der neben Tabakrollen auch Geld enthielt. Langsam klaubte er die Münzen zusammen und zählte dann die harten Talerstücke, nebst einigem Nickel und Kupfer in regelmäßigen Reihen auf den Tisch.

Diese Manipulation kostete Zeit. Als Gerland schließlich durchgezählt und erklärt hatte, es stimme, nahm der Alte mit einem wehmütigen Blicke Abschied von seinem Gelde. Dann sackte er den Beutel wieder ein, griff nach der Mütze, ging aber noch nicht.

Wie es schien, hatte er noch etwas auf dem Herzen.

Der Bauer räusperte sich und meinte: „Na, de Pastern Menke war nu also och wieder furt — ju, ju!“ Dann fuhr er sich mit dem Handrücken über das Gesicht, wo es stets irgend etwas Feuchtes abzuwischen gab.

Als Gerland keinerlei Miene machte, auf diese Einleitung des Gespräches einzugehen, fuhr der Bauer fort: „Se wohnt ei der Stadt, de Pastern Menke, sagn se. — Na, ich will nur nu machen, daß 'ch heem kima. — Laben Se wuhl, Herr Paster!“ —

Er schob auf seinen krummen Beinen nach der Tür; dort blieb er stehen, drehte sich rasch um, und mit einer verschmitzten Miene, in der sich Schadenfreude, Neugier

und Klatschsucht die Wage hielten, meinte er: „De Leite sagen, se wird sich Kanter Wenzeln heiraten."

Jetzt fiel Gerland doch aus seiner wohlerwogenen Rolle des Schweigens. „Was sagen Sie! — Pastorin Menke will den Kantor heiraten?"

Solch direktes Fragen liebt der Bauer nicht. Der Alte war viel zu vorsichtig, von seinem Nebenmenschen etwas auszusagen, worüber er möglicherweise zur Rechenschaft gezogen werden konnte.

„De Leite sag'n 's ack, Herr Paster; ich weeß eegentlich nischt niche, ees denkt'ch nur suwas, weil duch zwischen Wenzeln und der Pastern Liebschaft war. — Das wern Se duch och wissen, Herr Paster?" —

„Was soll ich wissen?" fragte Gerland ehrlich entsetzt.

„Nu freilich!" meinte der Alte und wurde lebhafter; seine Äuglein leuchteten auf, er trat näher zu dem Geistlichen heran und sprach halblaut: „Die hoan schun bei Labzeiten vun sel'gen Pfarrn zusammde gestackt — die beeden. Nu hat sen 'n richt'g neigeritta, dan Wenzel — dann schlacht war dar ne — wenn er och saufen tat, aber die hat an Teifel in Leiba — und Se kinna fruh sen, Herr Paster, daß Se die su heila lus gewurn sein. Ju, ju, zwischen dar Menken und Wenzeln is Liebschaft, da kinna Se a jeds hier fragen — doas wissen mer alle."

Das Vernommene bestätigte dem Geistlichen manches, was er früher zwar gesehen, wobei er sich jedoch nichts gedacht hatte. — Als habe man eine Grube voll eklen Unflats unter seinen Füßen geöffnet, so kam es ihm vor.

XIX.

Diese Ereignisse hatten viel Aufregendes für den jungen Geistlichen. Alles andere war vor der Herbheit der eigenen Erfahrungen in den Hintergrund getreten.

Fröschels tragisches Geschick erschien ihm bereits wie ein fremdes, beinahe unverständliches. Etwas wie ein Nebel hatte sich zwischen ihn und jenen gelegt — der feine Dunst, der über den weiter gleitenden Strom der Zeit sich breitet und die Züge alles Vergangenen langsam verwischt. —

Fröschel selbst brachte sich dem Freunde wieder ins Gedächtnis.

Gerland kam aus der Schule zurück, wo er der Einführung des neuen Lehrers beigewohnt hatte, da fiel ihm, als er ins Wohnzimmer trat, eine vertraute Gestalt ins Auge: Fröschel, ein Buch in der Hand.

„Das nenne ich mir eine Überraschung!" rief Gerland und streckte dem Diakonus beide Hände entgegen. Im ersten Augenblicke wußte er nicht, wie er es mit dem „Du" halten solle, das sich neulich in einer Stimmung besonderer Erregung zwischen ihnen eingefunden hatte.

Fröschel überhob ihn dieses Zweifels. „Wenn du gestattest, bleibe ich bis zum Abend bei dir, Gerland; meine Mutter ist verreist."

„Aber natürlich, lieber Freund! Bleibe eine Woche — bleibe ganz! Du hast übrigens außerordentliches Glück, heute habe ich Gebratenes zu Tisch — was nicht oft der Fall ist." Gerland versuchte zu scherzen, um sich und dem Freunde über die erste gezwungene Stimmung des Wiedersehens hinwegzuhelfen.

Fröschel lächelte trübe. Er zeigte mehr denn je sein ungesundes, mißgestimmtes Aussehen. „Ich habe hier ein wenig in deinem Schleiermacher gelesen."

„Du sagst, deine Frau Mutter sei vereist?"

„Ja, auf einige Tage. Eine Jugendfreundin von ihr liegt im Sterben und will sie vor ihrem Ende noch einmal sehen."

Das Gespräch von neulich und das, was ihm gefolgt, wurde nicht erwähnt. Gerland kannte den leicht verletzten Charakter Fröschels jetzt zur Genüge, um jede Frage zu vermeiden, die ihn irgendwie peinlich hätte berühren können.

Ob er sich mit der Mutter ausgesprochen — ob alles beim alten geblieben war? Gerland wartete, daß der Diakonus selbst eine Aufklärung in dieser Richtung geben solle. —

Nach Tisch unternahmen sie einen gemeinsamen Spaziergang. Gerland hatte für den Nachmittag einen Besuch bei der alten Märzliebs-Hanne in Eiba angesetzt. Der Kirchenstand der Alten war schon seit einigen Sonntagen leer geblieben, und als der Geistliche sich nach ihr erkundigte, erfuhr er, daß sie ein böses Bein habe und bettlägerig sei.

Es war ein klarer Märztag, die Wintersaaten leuchteten saftig grün neben dem toten Braun der Ackerscholle. In Gräben, hinter Zäunen, am Waldrande, überall, wo die Sonne nicht hindrang, lagen Streifen körnig-schmutzigen Schnees, — wie verachtete Kleiderfetzen, die der scheidende Winter zurückgelassen. Die Salweiden an den Rainen trieben ihre samtweichen Kätzchen. Über dem Niederwald am Rand des Nadelholzes lag ein matt lila Schimmer; Birken und Erlen bereiteten die Frühlingstoilette vor.

Den Geistlichen erinnerten diese Lenzesanzeichen daran, daß er vorm Jahre um diese Zeit etwa nach Breitendorf gekommen sei. Er rechnete genauer nach und fand, daß er gerade heute den Jahrestag seines Einzuges in die Parochie begehe — ihm kam die Zeit viel länger vor. Er erwähnte Fröschel gegenüber diese Entdeckung.

„Und du bist zufrieden — du fühlst dich hier an deinem Platze?“ meinte Fröschel.

Gerland bejahte nach einigem Überlegen. „Ich kann mit diesem ersten Jahre zufrieden sein.“

„Wohl dir! Ich will dir wünschen, daß du nie anders denken mögest.“

Jetzt würde wohl eine Aussprache folgen, dachte Gerland; aber der andere schwieg. —

In Eiba angelangt, wies Gerland den Freund nach einer Anhöhe, von der man eine schöne Aussicht auf das Tal und die umliegenden Berge genoß. Dort wollte er ihn nach kurzem Besuche bei der alten Märzliebs-Hanne wieder treffen. Er eilte dem bekannten Häuschen zu.

Man hatte die alte Frau unter dem Dache in einem Bretterverschlag untergebracht. Nebenan war Heu aufgespeichert, dessen scharfer Geruch den ganzen Raum durchdrang. Die Greisin lag in einer wurmstichigen, mit Stroh ausgefüllten Lade, die man notdürftig zur Bettstätte hergerichtet hatte. Ein schmutziges, an mehreren Stellen durchlöchertes Laken war alles, womit sie sich gegen die Kälte schützen sollte.

So fand der Geistliche seine alte Freundin vor. Er erkannte sie kaum wieder; die Züge waren verfallen, ihre Sprache glich nur noch einem Krächzen.

Dem jungen Manne krampfte sich das Herz zusammen bei diesem Anblick. Waren das Menschen, die eines ihrer Angehörigen so verkommen ließen? Noch nie hatte er das Fehlen einer Gemeindeschwester in der Parochie so schmerzlich empfunden, wie an diesem vernachlässigten Lager.

Ein Geruch herrschte in der Nähe der Kranken, der ihm fast das Atmen unmöglich machte. Sie habe ein „bieses Been“, erzählte die Alte. Mit ihren zu

hautüberspannten Knochen abgemagerten Armen zog sie die Decke weg — ein unbeschreiblicher Anblick bot sich dem Auge des Geistlichen.

Gerlands erste Frage war, welchen Arzt sie gerufen habe. Die Alte wollte nicht recht mit der Sprache heraus; schließlich gestand sie ein, daß sie sich von der Tonchen, der Besprechfrau, behandeln lasse.

„Sahn Se, Herr Paster, ich kunnte Se duch gurnich mih furt uf das meschante Been, und hernachen tat's och su siere schwella — und a hella Jaucha lief raus — dernoa wußt'ch mer kennen Rat ni mih, und de Tonchen hat duch sicke gute Heelsalbe. Doa hat se mer a Brinkel dervun gegahn — de Tonchen."

„Und verspüren Sie denn irgendwelche Besserung?" fragte Gerland.

„Nee, basser is es su racht no ne gewurn, Herr Paster; aber de Tonchen meenta, erscht müßt's schlachter warn — dernoa ufn Neimund würd's heelen, meent se."

„Was soll denn Ihr Leiden mit dem Neumonde zu tun haben?"

„Nu sahn Se, Herr Paster, se hat mersch duch besprocha, mei Been, im ersta Viertel."

„Wie, Sie haben sich besprechen lassen! — Eine christlich gesinnte Frau wie Sie, Frau Heinze, hängt solchem Aberglauben an?"

Die Alte wurde verlegen. „Nee, nee, Herr Paster," beteuerte sie, „Se müssen nich denka, mir hoan Teifelswark getrieba. Nee, nee! De Tonchen is och ene Frumme, die batet immer zun lieben Gutt, weil se ees bespreche tut. Und dar lieba Gutt kann duch nischt dodergegen hoan. Ar geit's ar duch och worim se bitt. Neilch dan Blitzerbauern sei Klenner, den hat se och besprucha — de Tonchen, dar hoat an Knuchenfraß gehoat, dar

Kleene, und mit den is glei basser gewurn, och uf 'n neien Mund. Und an Duchter dirft'chs gurne erscht weesen, mei bieses Been, sunste is mit dar Heelkraft glei verspielt — verstiehn Se! A Duchter darf gurne ei's Haus, sinste is mit dar Sympathie aus — sagt de Tonchen."

Der Geistliche sah ein, daß hier mit gutem Rate nichts auszurichten sei; er beschloß zu handeln. Da er aber Fröschel nicht allzulange warten lassen wollte, verschob er sein Eingreifen auf morgen.

Er eilte, den Diakonus aufzusuchen. Schon von weitem fiel ihm die charakteristische Figur des Freundes auf: seine hohen Schultern, der kleine Kopf auf kurzem Halse. Er stand dort in den Anblick der Landschaft vertieft; ganz nahe kam Gerland an ihn heran, bis jener ihn bemerkte.

„Entschuldige, daß ich dich so lange habe warten lassen, lieber Fröschel. — Eine schöne Aussicht, nicht wahr?"

Fröschel antwortete nicht. Gerland blickte erstaunt in das Gesicht des Freundes; es sah verändert aus — verräterische Tropfen erzählten, daß er geweint habe.

„Lieber Fröschel!" rief Gerland. — Sein Herz schwoll in Mitgefühl dem Freunde entgegen.

Aber der Diakonus wandte sich mit verdüsterter Miene ab. „Wem gehört das große Haus dort?" fragte er schnell in rauhem Tone.

Gerlands Blick folgte der ausgestreckten Hand. „Das Haus — einem gewissen Doktor Haußner — Weshalb?"

„Ich wollt's nur wissen. — Übrigens, es wird kühl — wir gehen besser." — Sie schritten bergab, auf dem Wege nach Eichwald.

Gerland brannte vor Begier, den Seelenzustand des Freundes zu erforschen. „Was fehlt dir, Lieber, — warum willst du mir's verheimlichen?" brachte er endlich heraus.

„Frage mich nicht, Gerland! — Ich verspreche dir, daß du es in Bälde erfahren sollst.“ —

Die Worte waren bedeutungsvoll, fast in feierlichem Tone gesprochen worden. Gerland fühlte, daß hiernach alles weitere Forschen unzart erscheinen mußte, er hatte sich zu bescheiden.

Sie schritten am Haußnerschen Grundstücke vorbei. Gerland hatte bis zu diesem Tage Fröschel gegenüber des Arztes nicht mit einer Silbe erwähnt. Jetzt gab es sich von selbst, daß er dem Freunde von dieser eigenartigen Bekanntschaft erzählte.

Er berichtete die Geschichte Haußners, wie er sie von Pfarrer Valentin erfahren hatte. Gerland nahm unwillkürlich an, Fröschel müsse Interesse, ja Sympathie für den Freigeist empfinden.

Aber der Diakonus schien heute in einer abwesenden, traumverlorenen Stimmung; Gerland merkte bald, daß er seiner Erzählung wenig Aufmerksamkeit schenke.

Beim gedämpften Schimmer der Studierlampe saßen die beiden dann noch eine Stunde beisammen. Gerland machte den Versuch, den Freund aufzuheitern; er holte sein „Seelenherbarium“ hervor, wie er die eigenen Aufzeichnungen über die Beichtkinder benannt hatte, und las dieses und jenes vor, mit Absicht Charakteristiken wählend, die lichte Seiten aufwiesen. Es gab ja genug Gestalten in der Kirchfahrt, die eines humoristischen Anstrichs nicht entbehrten: die Tonchen“, der „taube Tobis“, der „Gärtnergewendbauer“ und andere mußten herhalten für den wohlgemeinten Zweck, Fröschel zu unterhalten.

Der Diakonus saß auf dem Sofa und rieb, seiner Gewohnheit gemäß, die Finger gegeneinander, in sich zusammengesunken, als laste eine unsichtbare Bürde auf

seinen Schultern. Hin und wieder lächelte er mechanisch zum Vortrage seines Freundes.

Gerland hielt im Lesen inne, da ihm der vergrämte Ausdruck dieses bleichen, hohläugigen Gesichtes Bedenken einflößte. — Ob es jenem nicht vielleicht zu viel werde, fragte er.

Fröschel bat ihn, fortzufahren; es tue so wohl, einen glücklichen Menschen zu sehen, meinte er. Den Geistlichen berührte sein weiches, resigniertes Wesen ganz fremdartig.

Als Fröschel aufbrach, war es schon dunkel. Gerland wollte ihn ein Stück Weges geleiten, aber der Diakonus lehnte die Begleitung ab.

Feuchtwarme Nachtluft empfing sie, als sie aus dem Pfarrhause traten. Der Himmel war bedeckt mit Wolkenfetzen — es lag Regen in der Luft.

Gerland öffnete die Gartenpforte nach der Dorfstraße hinaus; noch eine Weile blieben die Männer beieinander stehen — Fröschel schien sich schwer von dem Freunde zu trennen.

Plötzlich ergriff er Gerlands Hand; es war, als kämpfe er mit einem außerordentlichen Entschlusse. — Ein Bekenntnis — eine Frage — irgendein Geheimnis schien sich losringen zu wollen von seiner Seele.

Und — es kam doch nicht dazu; er ließ die Hand wieder fahren und verschwand mit einem leisen „Lebewohl!" in der Dunkelheit.

Gerland blieb wie gebannt auf seinem Platze stehen. In der finsteren Nacht war nichts zu erkennen; nur als jener durch den Lichtkegel schritt, den ein spät erleuchtetes Fenster auf die Dorfstraße warf, sah er die Umrisse der bekannten Gestalt noch einmal flüchtig.

Wunderbar scharf prägte sich gerade dieses Bild dem Gedächtnisse Gerlands ein, so daß es unzertrennbar

für ihn wurde mit der Persönlichkeit Fröschels und ganz von selbst emportauchte, so oft er später an seinen armen Freund zurückdachte.

XX.

Durch Bitten und Drängen hatte es Gerland bei den Angehörigen der alten Märzliebs-Hanne durchgesetzt, daß die Greisin aus dem Verschlage hinabgeschafft wurde in das Kämmerchen neben der Wohnstube. Dort lag sie an derselben Wand, im selben Bette, wo ihre Enkelin Christel vordem gestorben war.

Der Geistliche besuchte die alte Frau täglich.

Die Kranke war sehr redselig. Sich mitzuteilen, schien ihr große Erleichterung zu gewähren.

Sie erzählte mit Vorliebe aus ihrer Jugendzeit. Über Leute und Geschehnisse von vor siebzig Jahren sprach sie wie über Gegenwärtiges. Die letzten Jahrzehnte mit ihren Erlebnissen schienen ihr weit entfernter zu liegen — sie berührte sie nur selten. Schon daraus glaubte Gerland schließen zu dürfen, daß sie einer baldigen Auflösung entgegengehe.

Oft wußte sie von Verstorbenen zu erzählen, mit denen sie in der Nacht Verkehr gehabt hatte. So war ihre Nichte Christel einmal bei ihr gewesen, angetan wie ein Engel, und hatte ihr vom Himmel erzählt.

„Se kenn mersch gleba, Herr Paster, dohie ein Stiebel is se gewasen — 's Christel. Ne, su schiena, wie die aber ging — urdentlich mit a Fliegeln, wie de saal'gen Engel — und ganz weeß — ganz weeß war se gekled't. Hernoa tat se darzahlen, 's Madel, vun Herrn Christus — und vun heil'gen Geiste, und vun a heil'gen zwölf Aposteln. Alle kannte die — man sullt's

nich gleba — su a kleenes Dingla. Mir is ganz andersch zumute gewurn, wi 'ch 's Madel su darzahlen hierte — gerade wie ei dar Kircha. — Und sicke schiena Wurta find't se da — 's Christel — sicke schiena Wurta, nee, nee! — Ich hoa iber se gesagt: ‚Christel, bleib ack hier oder nimm 'ch glei mitta.' Aber als 'ch, und 'ch tat nach er greifa, da war se furt — nischt ne gesahn und gehiert ho 'ch vun er mih."

In der Nacht darauf war die Alte selbst im Himmel gewesen, nicht im Traum, sondern, wie sie wiederholt versicherte, in Wirklichkeit. Sie gab Beschreibungen von der Erscheinung Gottes, des Heilandes, der Engel und der Seligen, die nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließen.

Gerland wollte ihr anfangs Einhalt tun; es erschien ihm wie Blasphemie, wenn sie Gottvater selbst in ihrem Dialekte redend einführte, aber die Alte ließ sich nicht beirren. Sie sei im Himmel gewesen, versicherte sie, und habe das alles mit eigenen Augen gesehen und mit eigenen Ohren gehört.

Schließlich ließ der Geistliche sie gewähren; ja er lauschte ihren Berichten mit wachsendem Wohlgefallen.

So war es doch eigentlich das Ideale: ein schlichtes Gemüt, dem nichts unglaublich war, das ohne Kritik die biblische Legende wörtlich nahm. Ein einfach kindlicher Verstand, dem sein Gott nicht ein fernes, hinter Wolken der Metaphysik thronendes, kunstvoll konstruiertes Wesen bedeutete — der im lieben Gott einen Mann in weißem Barte, einen Bekannten und Vater sah. War ein solcher Seelenzustand nicht der wahre Boden für den Glauben? Wenn man dahin hätte zurückkehren können, zu diesem Gotte unserer Vorfahren, den die Theologie dem Auge in fast unsehbare Fernen gerückt hatte! — Und am Lager dieser alten Christin fühlte der gelahrte,

mit Erfolg durch harte Examina geschrittene Pfarrer und Doctor licenciatus wehmutsvolles Heimweh nach seinem Kinderglauben, den er im Religionsunterricht der Schule und den Vorlesungen der Universität eingebüßt.

Auch der Teufel spielte in den Erzählungen der Alten eine große Rolle.

„Neilch war der Biese bei mer, nächtens — ich hoe zun gesagt: ‚Hebe dich weg vun mir, Satan!‘ Sahn Se, das kunnt er ne vertragen — da sak er glei, daß 'ch a Christenmensch wor, und er machte, daß er furtkam, der Versucher. Se gleben mersch wuhl ne, Herr Paster? Nee, Se kenn mersch gleba — ich tu Se nischt vurliega. Ich kenn' dan Biesen gar wuhl — der is manchmal bei mer gewast, och schun frieher — ich kenn 'n. Und mit dar Tonchen is es grade a su, zu der kimmt ar och, der Versucher. Neilch darzahlt 'ch 's dar, daß 'ch den Biesen gesahn hätte — ‚du, Tonchen,‘ sagt 'ch, ‚heute nacht is ener bei mer gewast‘ — sagt 'ch — ‚mit an feierruten Gesichte und an zweezipplichten Barte.‘ — Und da ward de Tonchen duch fragn: ‚Hatte dar och Beene wie a Ziegenbuck?‘ — ‚Ju, ju!‘ sagt 'ch. ‚A feierrutes Gesicht, an zweezipplichten Bart und Beene wie a Ziegenbuck.‘ ‚Dos is dar Versucher,‘ sagt de Tonchen; ‚bei mir is dar och schun ofte gewast.‘ Dernoa wußt 'ch's, daß ar dar och derschienen war, dar Versucher.‘“

Als trete ihm ein Stück unverfälschten Mittelalters entgegen, so ward es Gerland zumute, als er die Alte sprechen hörte. — Er störte sie nicht in ihrem Bericht. Stumm saß er an ihrem Lager und ließ sich von ihr vorerzählen.

Ihr Leben war voll von Wundern gewesen. Einmal war ihr die Scheuerbürste abhanden gekommen, niemand wußte, wo sie hin sei — sie nahm an, daß der Teufel

seine Hand im Spiel gehabt habe — dann war die vermißte Bürste auf einmal des Abends zum Fenster hereingeflogen. Ein andermal waren im Garn auf dem Webstuhle eine Menge Knoten — wie von böswilligen Händen verfitzt — da hatte sie zum lieben Gott gebetet, und am nächsten Morgen war alles wieder in schönster Ordnung gewesen. Nachbarsleute aber wollten in derselben Nacht Licht in der Stube gesehen haben — und doch hatte keine Lampe gebrannt.

So häufte sich Wunderbericht auf Wunderbericht. Gerland zweifelte nicht daran, daß sie von der Wahrhaftigkeit ihrer Erzählungen völlig durchdrungen sei.

Was bedeutete dieser Alten, daß sie auf halb verfaultem Stroh, in einer dunklen Kammer, geplagt von Schmerzen, dem Tode entgegensiechte! Sie hatte ihren Glauben; sie war der beruhigenden Zuversicht voll, daß im Jenseits Freuden ihrer warteten, die sie für alles, was sie hienieden entbehrt und gelitten, reichlich entschädigen würden. Ihr machte die „bange Grabesnacht" keine Gedanken. —

Wer dereinst so sterben könnte, getrost und seiner Sache sicher, dachte der junge Geistliche bei sich.

Doktor Herzner war inzwischen auf Gerlands Aufforderung hin von Färbersbach herübergekommen und hatte die alte Frau aufgesucht. Er bestätigte die Vermutung des Geistlichen, daß die Kranke einem schnellen Ende entgegengehe.

Herzner speiste im Pfarrhause. Gerland hatte eine gewisse Vorliebe für den jungen Arzt. Anfangs hatte ihn zwar das derbe Wesen und der Zynismus des Mediziners abgestoßen, aber der natürliche Witz und die unverkennbare Tüchtigkeit des Mannes gewannen allmählich seine Sympathie.

Der Geistliche erkundigte sich bei dem Arzte, ob der alten Märzliebs-Hanne durch irgendetwas — vielleicht durch starken Wein — Linderung zu schaffen sei. Herzner verzog den Mund zu einem kaustischen Lächeln. — Um den Wein sei es schade, meinte er; in spätestens einer Woche sei es ja doch alle mit der Alten — Gerland möge ihn lieber selbst trinken.

„Sie sind überhaupt viel zu menschenfreundlich," meinte Herzner. „Lassen mich da extra von Färbersbach herüberkommen. Ich muß Ihnen natürlich den Wagen und meine Zeit anrechnen — eine Masse Unkosten — und alles das für nichts und wieder nichts. Lassen Sie doch die alten Leute in Ruhe, wenn sie sterben wollen. Was haben Sie eigentlich von Ihrer Philanthropie?"

„Darauf könnte ich Ihnen mit schönen Tiraden antworten, aber ich weiß, daß Sie darüber lachen würden. Ich will Ihnen nur einen meiner Gründe nennen, und der ist selbstischer und sehr menschlicher Natur: das Wohltun macht mir Vergnügen — beglückt mich."

„Nun, meinetwegen! — Es gibt schließlich noch verrücktere Sports in der Welt, als den."

Über Tisch blickte Herzner sein Gegenüber plötzlich mit klugen Augen forschend von der Seite an: „Was ist denn eigentlich aus der hübschen Witwe geworden, die Sie damals hier hatten, als ich Sie behandelte?"

Der Geistliche ahnte, daß die Frage nicht harmlos sei und war auf seiner Hut. Mit dem Anschein ziemlicher Gleichgültigkeit gelang es ihm, zu antworten: „Sie meinen die Pastorin Menke. — Die hat mich verlassen; ihr Gnadenhalbjahr war abgelaufen."

„Hm — wissen Sie, daß die betreffende Dame heiraten will, und das sehr bald?"

„Wen denn?"

„Einen gewissen Wenzel. Der soll ja hier bei Ihnen Kantor gewesen sein.“

„Natürlich — ja —“

Der Arzt lächelte, als habe er seine Hintergedanken.

„Das junge Paar wird nach Färbersbach ziehen; sie haben dort bereits gemietet.“ —

Die Nachricht hatte einen peinlichen Beigeschmack für den Geistlichen. — Die beiden einzigen Feinde, deren er sich bewußt war, hatten sich gefunden, und in solcher Nähe von ihm würden sie sich niederlassen.

* * *

Am Abend desselben Tages erhielt Gerland einen Brief. Die Handschrift war ihm halb und halb bekannt; doch wußte er im Augenblick nicht, auf wen er raten solle. Er entzifferte den Poststempel „Annenbad“. Also konnte nur Polani oder Fröschel der Schreiber sein.

Als er das Kuvert aufgerissen, fielen ein paar eng beschriebene Briefbogen heraus. Die Unterschrift lautete: „Moritz Fröschel.“

Neugierig, was der Diakonus ihm zu sagen habe, begann Gerland zu lesen:

„Mein lieber Freund!

„Ich habe mir ausgerechnet, daß Du meinen Brief morgen abend haben wirst. Wenn Du diese Zeilen in der Hand hältst, bin ich nicht mehr am Leben. — Ich weiß, Du entsetzt Dich. — Laß es gut sein — der Entschluß ist gefaßt, nicht übereilt, sondern aus reiflicher Überlegung. — Als ich Dich neulich besuchte, war ich bereits im reinen damit. So gern hätte ich Dir einen Wink gegeben — aber die Besorgnis, Du möchtest mir hindernd in den Arm fallen, hieß mich schweigen. — Man wird nach den Motiven meiner

Tat forschen; ich sehe sie schon wittern und schnüffeln, die Herren Vorgesetzten und Amtsbrüder — wie sie über den Abtrünnigen zu Gerichte sitzen und sich blähen werden in moralischer Entrüstung — wie sie die Augen verdrehen und ausrufen werden: ‚Sehet, so vergehet der Gottlose!‘ —

„Die Motive meiner Tat! — wenn auch Du danach fragen solltest — so erinnere Dich unseres Gespräches von neulich, Gerland! — Dies ist ja nur das natürliche Ende eines langen, fruchtlosen Kampfes — ich ziehe nur ein Fazit. Mir selbst erscheint das, was ich tue, so furchtbar einfach, so durchaus notwendig. Dir, in Deiner optimistischen Freude am Dasein mag das unverständlich, mag das wohl gar frivol klingen. — Ich kann Dir versichern, Gerland, mir ist sehr ernst zumute. Ich sehe keinen Ausweg — nach keiner Seite — höchstens den, das Leben leicht zu nehmen, und dazu ist mir die Anlage versagt. Wer könnte beschreiben, mit einem faßbaren Ausdrucke umgrenzen, was auf mir lastet! — Ich kann es nicht. Es ist mein von Grund aus verfehltes Dasein, das wie ein bergabeilender Stein unaufhaltsam dem Ende entgegenstürzt. Es ekelt mich, zu leben — und zehnfach ekelt es mich, als ein Heuchler zu leben. Es ist schwer, es ist furchtbar schwer, die Rolle des Priesters zu agieren. Den Dummen spielen für Geld, das ist doch das erniedrigendste Handwerk, das es gibt. — Ich weiß, man kann mir viele und gerechte Vorwürfe machen: Warum ergriff ich den Beruf? Warum harrte ich so lange in ihm aus? Ja, warum tat ich es? — Aus Schwäche, Schwäche, Schwäche! — — Ich will in dieser Stunde ihr nicht fluchen, die mir das Leben gab. — Wenn ich ihr doch den Schmerz,

den Vorwurf ersparen könnte! Aber ich weiß, sie hat einen Tröster: ‚Der Herr ist gerecht in allen seinen Wegen. Was er tut, das ist wohlgetan.‘ — Wer so sprechen kann mit aufrichtiger Seele, der wird auch noch über den Tod des abtrünnigen Kindes hinwegkommen. Ja, wenn man ihr das mit gutem Gewissen nachsprechen könnte! — Wie lieblich, wie bequem muß das Leben für die Kinder Gottes dahinfließen. Das, mein Freund, ist das Furchtbare für uns, die wir uns selbst ausgestoßen haben aus dem Lande, da Milch und Honig fließt — die Erinnerung, die geheime Sehnsucht, die wir stets nach dem Verlassenen bewahren. Wir verlorenen Söhne sind belastet mit dem Heimweh nach dem Vaterhause — belastet mit dem noch quälenderen Gefühle, daß wir unser bestes Teil verscherzt haben — leichtsinniger noch als Esau; denn was tauschen wir ein für die gesicherten Güter des Glaubens und die Anwartschaft auf das ewige Heil? Ein Erkennen, das in einem ignoramus gipfelt. Ein Sehen, das an dem dunklen Punkt im Auge scheitert, ein Forschen, das nach kurzem Wege überall an verschlossene Türen führt. — Für Sicherheit Zweifel, für Ruhe Unrast, für die süße, kindliche Hoffnung der ewigen Seligkeit die bittere, kalte Trostlosigkeit des Nichts. Mag sein, daß spätere Zeiten diesen Widerspruch lösen mögen, — was nutzt das uns, uns, die wir hineingestellt sind in das Zwielicht! Unglückliche Zwittergeschöpfe, aufgepäppelt mit all den Wärmemitteln der dualistischen Weltanschauung — angefüllt in jungen Jahren bis zum Platzen mit eudämonistischem Supranaturalismus. Und dann, wenn das Leben, der große Empiriker, all diese künstlichen Hüllen und Binden und Präservativs gegen den Unglauben von unserem

also verweichlichten Geiste reißt, dann stehen wir da in bitter kalter Luft, für die wir nicht abgehärtet waren. Und dort, wo sich der Märchenbau der christlichen Mythologie erhob, steht die mechanische Weltanschauung — nüchtern und abstoßend für unser verwöhntes Auge. Und nichts — nichts ist da, um dieses kahle Brettergerüst zu verkleiden, nichts als Kompromisse. Davon freilich gibt es genug, in den unendlichsten Arten und Unterarten, mit prächtigen, großklingenden Namen — herrliche, in allen Farben schillernde Exemplare. Der eine will aus Vernunft die Offenbarung annehmen, der andere auf die Offenbarung hin zur Vernunft gelangen. Ein anderer hat sich zur doppelten Buchführung entschlossen, sammelt Erkenntnissätze und fromme Gefühle in getrennte Scheuern und schließt, wenn er von einer zur anderen will, hübsch hinter sich ab. — Nein, diese Hintertüren mag ich nicht! Für den Mystizismus sehe ich zu scharf, für den Materialismus fehlt mir der Leichtsinn, und dieses neueste Allheilmittel des religiösen Empirismus ist mir lächerlich. Vom Erkennen so lange wegnehmen und dem Glauben zulegen, bis die Wage richtig spielt, daran hindert mich — wie soll ich es nennen — ein gewisser Ernst — ein Anstandsgefühl, das mir angeboren sein muß; denn in theologischer Schulung habe ich es sicherlich nicht erlernt.

„Und so stehe ich denn tatsächlich an der äußersten Peripherie — dort, wo alle Wege in die Wüste enden — wo die Luft zum Atmen ausgeht.

„Wozu erzähle ich Dir alles das — wozu? Kein Mensch kann den anderen verstehen. Wir sind allein — ganz allein, gerade dadurch, daß wir leben. Vereinigung mit dem Stoffe, aus dem wir stammen, das

ist mir eigentlich, so lange ich denken kann, als das Natürlichste erschienen, und nur mancherlei anerzogene und angewöhnte Lügen haben mich über dieses echte Gefühl hinweggetäuscht.

„Über diesen Punkt habe ich einiges aufgesetzt, auch manches andere Blatt ist vorhanden. Ich habe das alles zusammengelegt, Du wirst das Paket in meinem Schreibtische finden, rechter Hand, im oberen der kleinen Fächer. Bitte, nimm die Manuskripte an Dich, noch ehe andere unberufene Hände darüber geraten. Ich übergebe meinen schriftlichen Nachlaß Deinem Gewahrsam und Deiner Diskretion.

„Meine Mutter ist verreist, ein Brief an sie liegt auf der Schreibtischplatte.

„Leb' wohl! Du hast das Zeug dazu, auf dieser Welt relativ glücklich zu werden. Ich vertraue Dir mehr als anderen, weil Du, obgleich anders denkend, doch nie einen Versuch gemacht hast, mich geistig zu beeinflussen. Leb' wohl!

Dein

Moritz Fröschel."

XXI.

Gegen sieben Uhr abends hatte Gerland Fröschels Brief erhalten, um acht Uhr bereits saß er im Wagen des Gärtnergewendbauers; die Fahrt ging nach Annenbad.

Er befand sich in einer Aufregung sondergleichen; die Gedanken wogten wild, wie sein fieberisch erregtes Blut. Tausenderlei drängte sich gleichzeitig von allen Seiten — Gleichgültiges und Banales eingemengt in ernsteste Erwägungen. Und gerade der Kontrast zwischen den albernen Fratzen seiner Phantasie und dem furchtbaren

Ernste des Ereignisses hatte etwas unheimlich Beängstigendes.

Ein Gedanke hob sich wie ein schreckliches Haupt aus der tobenden See seiner Gefühle: wie würde er Fröschel finden?

Im Innersten hegte Gerland die Überzeugung, daß er zu spät komme. Wer einen solchen Brief geschrieben, der hatte auch nicht gezaudert, auf das Wort die Tat folgen zu lassen.

Er versuchte es, sich den Freund zu vergegenwärtigen. Und mit einem Male stand der kleine Diakonus vor ihm mit dem kränklich müden Ausdrucke in seinem Knabengesichte. Wie mochte dieses Gesicht jetzt aussehen?

Der entsetzliche Gedanke beherrschte ihn ganz. — Ob er's mit Gift — mit der Pistole — ausgeführt, oder gar? — — Eine häßliche Neugier hielt ihn in dämonischem Banne. —

Tief über das Geschehnis in seiner ganzen Bedeutung nachzudenken, dazu war Gerland bisher gar nicht gekommen. Wie ein Schlag hatte es ihn getroffen, betäubend; zur Empfindung wirklichen Schmerzes war er noch viel zu zerfahren.

Einmal versuchte er zu beten; aber eine Welle fremdartiger Gefühle wusch diesen Versuch hinweg. Dann zog er Fröschels Brief wieder hervor, seine Aufmerksamkeit zwingend, las er das Schreiben von neuem — versuchte in den geheimsten Sinn jedes einzelnen Satzes einzudringen.

Als er geendet, war er hoffnungslos; er wußte es jetzt bestimmt, er konnte nur einen Toten finden. So furchtbar der Gedanke war, Gerland fing bereits an, sich an ihn zu gewöhnen, ja mit ihm als einer Tatsache zu rechnen.

Aufsehen würde dieser Fall machen — außerordentliches Aufsehen — der Selbstmord eines Geistlichen.

Was für Vermutungen und Kontroversen — wieviel müßiges Gerede und Geschreibe würde sich an dieses Ereignis knüpfen. —

Daß Fröschel ihm seinen schriftlichen Nachlaß übertragen, erfüllte Gerland im geheimen doch mit Stolz. Zugleich war er im höchsten Grade auf den Inhalt dieses Nachlasses gespannt.

Ob die Mutter schon wußte, was sich ereignet hatte — und wie würde sie es ertragen?

Und als er sich den Schmerz dieser Mutter um solch einen Sohn vergegenwärtigte, wurde dem Geistlichen mit einem Male die Größe des Verlustes klar, den auch er erlitten hatte. —

Die Pferde waren gut gelaufen; der Bauernknecht hatte, aus Ersparnisrücksichten oder weil es ihn kitzelte, eine behördliche Anordnung zu übertreten, keine Laterne angezündet. Im Walde war es dunkel wie im Keller, aber die Pferde fanden ihren Weg.

Endlich war der Wald zu Ende, im Tale blitzten lichte Punkte auf — Annenbad. Bald hielt der Wagen vor dem Diakonat.

Gerland musterte die Front des Hauses — durch verschlossene Läden blitzte ein Lichtstreif. Er zog an der Hausklingel — seine Nerven waren so erregt, daß ihn der bloße Klang erzittern machte. Lange mußte er warten, dann öffnete ein weibliches Wesen mit mürrischem Gesichte.

Die Frage, die ihm in diesem Augenblicke auf den Lippen lag, wagte Gerland nicht zu stellen. Er fragte: „Sind schon Leute gekommen?“

Die Frau war offenbar aus dem Schlafe gestört; ärgerlich gab sie zur Antwort, es wären Herren oben.

Gerland stolperte die dunkle Stiege hinauf und klingelte zaghaft an der Vorzimmertür. Sein Blut

hämmerte so heftig, daß er die einzelnen Herzschläge zu hören vermeinte.

Polani war's, der ihm öffnete.

„Wie steht's?“ fragte Gerland noch in der Tür.

„Hoffnungslos! — Der Arzt hat ihn aufgegeben.“

Die Tür zum Wohnzimmer war offen geblieben. Gerland sah einen Mann in Hemdsärmeln; ohne zu fragen, nahm er an, daß es der Arzt sei. — Sich weiter umblickend, erkannte er im Hintergrunde des Zimmers, auf dem Sofa ausgestreckt, eine Gestalt — halb zugedeckt.

Gerland trat näher — zagend — kaum wagte er hinzublicken. — Der Kopf schien unversehrt, die Züge geisterhaft bleich und gedehnt, wie bei einem Toten.

„Er lebt noch?“ fragte Gerland. Der Arzt, ein älterer, graubärtiger Mann, nickte.

„Wie —“ Gerland stockte — er wußte nicht, auf welche Weise er das ausdrücken sollte. „Wie hat er's ausgeführt?“ fragte er schließlich.

„Mit dem Revolver,“ erwiderte der Arzt. „Zweimal in die Brust — der eine Schuß ungefährlich — wahrscheinlich der erste, der andere durch die Lunge. Innere Verblutung! — Noch in dieser Nacht wird's zu Ende sein.“

Gerland war tief erschüttert. Merkwürdigerweise rührte ihn am meisten der Gedanke, daß Fröschel gerade in diesem Zimmer das Ende gefunden. Sein Blick suchte die frommen Bilder an der Wand; dort hingen sie: Geburt, Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt, schauten mit ernsten Augen herab auf den Sterbenden. Zu seinen Häupten erhob sich das große, schwarze Ebenholzkruzifix mit dem weißen Elfenbeinkorpus. — Gerland entsann sich des Gespräches, das er mit Fröschel in eben diesem Zimmer gehabt, und jener anderen Auseinandersetzung mit

der Mutter. Bei diesen Erinnerungen übermannte ihn die Rührung; er ging in eine Ecke des Zimmers und weinte sich aus. —

Jemand trat hinter ihn; eine Hand legte sich auf seine Schulter — es war Polani. Er ergriff Gerlands Rechte und drückte sie. Mit einem Blick gen Himmel meinte Polani: „Es ist sehr traurig, lieber Gerland, sehr traurig."

„Ist die Mutter unterrichtet?"

„Ich habe telegraphiert, daß er gefährlich erkrankt sei. Die ganze Wahrheit konnte ich ihr doch nicht mitteilen. — Ich fürchte, die Frau wird das nicht überleben. Es ist traurig — tief traurig! — Übrigens, eine Frage, lieber Gerland: auf welchem Wege haben Sie denn eigentlich davon erfahren?"

„Er hat an mich geschrieben."

„Wer?"

„Nun — Fröschel. Der Brief datiert von gestern; ich erhielt ihn heute abend und fuhr sofort hierher."

„Und — da hat er Ihnen wohl Mitteilung gemacht — in dem Briefe von seiner Absicht?" —

„Jawohl!"

„Haben Sie den Brief bei sich, Gerland?"

„Allerdings!"

„Darf ich ihn lesen?"

Gerland zog das Schreiben hervor und reichte es dem Amtsbruder.

Während Polani in dem Brief vertieft stand, trat Gerland zu dem Arzte. „Ist er bei Bewußtsein?" fragte er mit gedämpfter Stimme.

„Nein!" war die Antwort.

„Glauben Sie, daß er viel gelitten hat, Herr Doktor?"

„Während der ersten Stunden jedenfalls."

„Wann hat er's denn ausgeführt?"

„Am frühen Morgen wahrscheinlich. Gefunden wurde er erst im Laufe des Nachmittags. Das Quartier war leer, niemand hatte die Schüsse gehört. Mir ist erst vor einigen Stunden die Meldung gekommen, sofort kam ich herüber. Ein hiesiger Kollege hatte bereits die Kugel entfernt, sie saß im Rücken unter der Haut. Aber es ist alles umsonst; der Blutverlust während der Stunden, wo er hier gelegen, ist zu groß gewesen."

„Ist er seitdem noch einmal zu vollem Bewußtsein gekommen?"

„Jawohl — vorhin, während der Operation — so sagte mir der Kollege."

Der Arzt widmete sich jetzt wieder dem Kranken, maß den Puls und sah nach den Bandagen.

Unter den Händen des Doktors schlug Fröschel plötzlich die Augen auf, groß und glänzend. Gerland stellte sich so auf, daß er in das Gesichtsfeld des Liegenden kam; aber Fröschel schien ihn nicht zu erkennen, wenigstens deutete keine Veränderung der Mienen darauf.

„Darf ich ihn anreden?" wandte sich Gerland flüsternd an den Arzt.

„Immerzu! — Aber es wird keinen Erfolg haben."

Gerland rief einigemal den Namen des Freundes mit deutlicher Stimme. Der starre Gesichtsausdruck blieb unverändert — und dabei diese glänzenden Augen mit dem eigentümlich durchdringenden, tiefen Blicke — ein unheimliches Phänomen.

Der Arzt bereitete eine Eiskompresse für die Stirn und legte sie auf, dann nahm er den Schirm von der Lampe, der bis dahin das Licht gedämpft hatte, und ließ den vollen, blendenden Strahl dem Liegenden in die Augen fallen.

Jetzt schlossen sich die Augenlider, zwinkernd, und

öffneten sich wieder. Durch die Muskeln um Mund und Nase ging ein Zittern, die Finger begannen zu spielen. Es war klar, das Bewußtsein begann sich einzustellen.

Gerland erneuerte seine Versuche, des Sterbenden Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Nach längerer Zeit schien sich etwas wie Verständnis in den Zügen zu regen. Der Mund öffnete sich, aber ein Ton kam nicht hervor. In der Kehle arbeitete es, wie man deutlich am Muskelspiel des Kehlkopfes erkennen konnte. Der Sterbende machte Anstrengungen, zu sprechen. Die Nasenlöcher vibrierten, die Augäpfel schienen herausdringen zu wollen.

Gerland trat dicht an das Lager heran und beugte sich über den Freund. Dann sagte er, jede Silbe betonend: „Ich bin's, lieber Fröschel, dein Freund Gerland aus Breitendorf. — Verstehst du mich?" — Gerland wartete. Etwas wie Verständnis glaubte er aus den Mienen des Liegenden herauslesen zu können. Er fuhr fort: „Hast du noch irgend was auf dem Herzen — einen Wunsch — lieber Freund?"

Weiter kam Gerland nicht, denn jetzt bereitete sich offenbar etwas Außerordentliches in dem Zustande des Sterbenden vor; die Augen verdrehten sich, die Hand krampfte in die Decken, die Gesichtszüge verzerrten sich, wie im furchtbarsten Schmerze.

„Helfen Sie stützen!" rief der Arzt, und schob dem Sterbenden den Arm unter den Rücken. Gerland griff zu. Ein paarmal hob und senkte sich Fröschels Brust; ein Röcheln, scharf wie ein Rasseln, drang aus dem weit geöffneten Munde, dann ein Ruck durch den ganzen Körper — und ein dunkler Strahl schoß aus dem Munde, so daß Gerland entsetzt einen Schritt zurücksprang. — Eine zweite und eine dritte Ergießung erfolgten. Dann sank der Körper zurück, schlaff, ganz besudelt mit Blut,

die Züge entstellt, die Augen weit offen, mit verdrehten Pupillen ins Leere starrend.

„Das ist der Exitus," sagte der Arzt, zog den Arm unter dem zusammengebrochenen Körper hervor und erhob sich.

Gerland stand bebend. — In so entsetzlicher Gestalt war ihm der Tod noch nie in den Weg getreten. Der jammervolle Anblick schnitt ihm ins Herz, und doch war er wie gebannt; er konnte das Auge nicht von der entstellten Masse wenden.

Der Arzt hatte die Hand des liegenden Körpers ergriffen; wie es schien, forschte er noch einmal nach dem Pulsschlage. Gerland hing an den Zügen des Mannes, die nichts als sachliches Interesse widerspiegelten.

Nach einiger Zeit legte der Arzt die Hand auf die Brust zurück, mit einer gewissen feierlichen Sorgfalt.

„Tot?" fragte Polani.

Jener nickte und machte sich darüber, seine Kleidung zu reinigen.

Gerland stand wie betäubt. Wie aus weiter Ferne klangen die Worte Polanis, der dicht neben ihm stand, an sein Ohr: „Kommen Sie, Gerland — wir wollen ihm die Augen zudrücken."

Er überließ es dem anderen, diesen letzten Liebesdienst vorzunehmen. Wie ein Traum erschien es ihm, daß Polani an der Leiche niederkniete. Jetzt beten! — Das hätte für ihn gar keinen Sinn gehabt.

Der Arzt rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er hatte seine Sachen zusammengepackt und erklärte, daß er nach der Kreisstadt zurück wolle. Es sei bereits ein Uhr vorüber, meinte er, nach der Uhr sehend; dann warf er noch ein weißes Tuch über die Leiche und entfernte sich.

Polani und Gerland blieben allein bei dem Toten zurück.

Eine Zeitlang schwiegen beide, jeder seinen eigenen Gedanken nachhängend.

„Die Sache wird sehr viel unliebsames Aufsehen machen," stieß Polani plötzlich hervor.

Gerlands Gedanken hatten sich in ganz anderen Sphären bewegt.

„Sehr unliebsames Aufsehen wird die Sache machen," wiederholte Polani. „Man wird mir vorwerfen, ich hätte es als erster Geistlicher an der gehörigen Wachsamkeit fehlen lassen. Aber ich bitte einen Menschen, wer konnte denn so etwas ahnen! Daß er nicht positiv, ja daß er ziemlich frei sei in seinen Anschauungen, das wußte man ja. Und ich habe mich's keine Mühe verdrießen lassen, ihn auf den rechten Weg zu führen — im Verein mit seiner Mutter — dafür habe ich Zeugen. Sie müssen das auch wissen, Gerland."

Polani seufzte.

Gerland vermochte kein Mitleid mit dem anderen aufzubringen. Ja, er konnte sich nicht helfen; Polani war ihm in diesem Augenblicke widerlich.

„Rätselhaft bleibt die Sache doch!" fuhr Polani fort, nichts ahnend von den Empfindungen, die er in dem anderen wachgerufen. „Der Brief an Sie, Gerland, nimmt auf Gespräche Bezug. — Hat er Ihnen denn jemals Andeutungen gemacht über sein Vorhaben?"

„Hätte er es doch getan! — Er läge vielleicht jetzt nicht hier." —

„Und die Manuskripte, von denen er spricht! — Wollen Sie denn nicht nach denen sehen, lieber Gerland? Vielleicht könnten die uns Aufschluß geben über seine eigentlichen Beweggründe." —

Die Manuskripte! — Gerland hatte in der Erregung der letzten Stunden den Auftrag seines Freundes gänzlich vergessen.

Der Schreibtisch war bald entdeckt, nebenan im Arbeitszimmer.

Vor diesem Schreibtische sitzend, schien Fröschel die Tat ausgeführt zu haben. Man hatte ihn am Boden neben dem Stuhle zusammengekauert aufgefunden. Auf der Platte lag ein versiegelter Brief: „Nur von meiner Mutter zu eröffnen!" stand darauf geschrieben.

In dem obersten Fache der rechten Seite — genau wie es der Tote geschrieben — fanden sie die Manuskripte, eine Anzahl dünner Hefte und loser Bogen, in einem Umschlage zusammengeschnürt.

Gerland nahm das Paket an sich und versenkte es in eine Tasche.

* * *

Polani war gegangen. Gerland hatte ihm noch die Treppe hinabgeleuchtet, dann kehrte er in das Zimmer zurück.

Endlich allein mit der Leiche des Freundes! —

Er konnte es sich nicht versagen, das Tuch abermals von dem Körper zu heben. Einige Blutspuren verdarben ihm den Anblick. Suchend blickte er im Zimmer umher; Wasser und Schwamm waren zur Hand, und so machte er sich daran, das Gesicht zu reinigen. Dann breitete er das Tuch nur so weit wieder über den Körper, daß der Kopf unverhüllt blieb.

Gerland versenkte sich ganz in den Anblick dieser Züge; die Spuren des Schmerzes waren bereits daraus gewichen. Der Anblick war friedlich. Das Gesicht hatte den Ausdruck kindlicher Zufriedenheit angenommen, der dem Charakter des Verstorbenen doch so fremd gewesen.

Der Geistliche kniete nieder. Anfangs sprach er angelernte Formeln, wie sie ihm aus seiner Praxis an Sterbebetten und Totenlagern im Gedächtnisse waren — allmählich aber nahm sein Gebet höheren Schwung, bis es in eine Ansprache an den Toten selbst überging.

Wie zu einem Gegenwärtigen sprach er, den Blick auf die friedlichen Züge gerichtet, die nur von leichtem Schlummer umfangen schienen.

„Lieber Freund," sagte er, „du bist nun gegangen. Mich allein fandest du würdig, dein Geheimnis zu erfahren; du wußtest wohl, daß ich fähig sei, dich zu verstehen. Wenn du jetzt ein Geist bist — wenn etwas mehr von dir geblieben ist als das, was hier liegt — seiest du, wo du seiest — gib mir ein Zeichen! — Teile dich mit — verrate mir auf irgendeinem Wege das, was du weißt, damit ich nicht in dieser Finsternis weitertappen muß, in der wir hier gelassen sind. — Bei unserer Freundschaft beschwöre ich dich, gib mir ein Zeichen!"

Hier hielt er inne: die Anstrengung, die er gemacht, war außerordentlich. Seine Seele hatte er ausgeschickt, um die des Freundes zu suchen. Für Augenblicke gab er sich der Empfindung hin, jener müsse ihn gehört haben — müsse sich ihm mitteilen.

Eine Erscheinung würde ihn nicht erstaunt haben — sein Auge, sein Ohr wartete auf irgendeine außerordentliche Enthüllung.

Alles blieb stumm. Das Gesicht des Toten lag unbewegt in starrer Ruhe. —

Gerland kam zurück aus seiner Ekstase zur Nüchternheit. Die Wellen des Empfindens ebbten ruhiger.

Es gab keine Brücke nach jener unbekannten Welt. Wir besaßen keine Organe, um uns mit der großen Sphinx des Jenseits zu verständigen.

Die Heilige Schrift überlieferte zwar allerhand Wunderberichte: die Auferweckung der Toten und die große Verheißung der Auferstehung alles Fleisches.

Herrliche Worte! Trost und Labsal für den, der sie glaubte!

Und hier lag das große Dilemma; glauben mußte man können. — Diese wunderbaren Verheißungen versanken wie die Herrlichkeit einer Märchenwelt für den Zweifler. Glauben, —o der, ohne diese süße Musik mit dem Leben fertig werden, das war die Alternative.

Und in diesem Konflikte war der Tote zugrunde gegangen. —

Gerland erhob sich, er zog das Paket hervor und löste den Faden. Beim Scheine der Lampe, die das Gesicht des Toten geisterhaft beschien, las er Bekenntnis um Bekenntnis, das jener dem Papiere anvertraut hatte.

Und da ward es ihm wahrhaftig, als dränge eine Stimme von jenseits des Grabes zu ihm herüber.

XXII.

Der Morgen war heraufgekommen; durch die herabgelassenen Vorhänge drängte sich fahles Licht in das Zimmer; Gerland löschte die Lampe aus.

Er war übernächtig. Das Zimmer mit seiner lieblosen Unordnung machte in der blassen Beleuchtung des anbrechenden Tages einen unendlich trostlosen Eindruck.

Die Leiche hatte er jetzt wieder ganz zugedeckt; er wollte nicht Zeuge der unausbleiblichen Veränderung sein, die mit diesen Zügen bald vorgehen mußte.

Seine Uhr hatte er nicht aufgezogen; sie war gegen vier Uhr stehen geblieben. Er ahnte nicht, wie spät es sei. Endlich wurde Leben im Hause, das beruhigte ihn.

Gerland sehnte sich danach, menschliche Gesichter zu sehen nach dieser Nacht.

Aus dem Hausflur tönten Stimmen herauf, Türen gingen, bald ertönten auch Schritte auf der Treppe und im Vorzimmer. Der Lokalarzt und die Leichenfrau traten auf.

Nach kurzer Verständigung überließ sie Gerland ihren Geschäften; er wollte an die frische Luft gehen.

In der Küche war Leben. Der aromatische Geruch gebrannten Kaffees traf den Vorüberschreitenden, das wirkte anreizend auf seinen Appetit. Er dachte daran, daß er am Abend vorher nichts genossen habe, und bat die Aufwartung um etwas Frühstück. Die Person erkannte ihn, hielt es für nötig, einigemal die Schürze an die Augen zu führen, und fragte dann, ob der Herr Pfarrer wisse, wann Frau Oberlehrer zurückkommen werde. Gerland konnte ihr bloß mitteilen, was er darüber während der Nacht von Polani erfahren hatte.

Er überließ die Person ihren Jeremiaden und begab sich durch die hintere Haustür in den kleinen, an das Diakonat anstoßenden Garten. Frische Morgenluft umfächelte sein unbedecktes Haupt. Er blickte nach dem Himmel aus; es versprach ein schöner Tag zu werden. Hier in geschützter Lage sproßten wahrhaftig schon die ersten Frühlingsblumen: Schneeglöckchen, Leberblümchen, Krokus, in kleinen, von Buchsbaum umsäumten Quartieren. Harmlos, zutraulich streckten sie ihre jungen Köpfchen der aufsteigenden Sonne entgegen.

Gerlands Gedanken waren bei der Mutter des Toten, deren Ankunft er jeden Augenblick erwarten durfte.

„Sie wird das nicht überleben," hatte Polani gesagt. Auch Gerland vermochte sich keine Vorstellung zu machen, wie sie den Schlag ertragen würde. Der einzige Sohn

— und welch ein Sohn! — Sie liebte ihr Kind, und die Liebe hatte in diesem selbstbewußten Charakter eine ganz besondere, verhängnisvolle Form angenommen; unterjochen hatte sie ihn wollen — Vernunft und Willen des Sohnes in Bahnen zwingen, die ihr als die rechten erschienen. Bei Hunderten wäre ihr das gelungen, aber nicht bei ihm, der selbst zuviel von ihrer geistigen Selbständigkeit geerbt hatte, und der mit dem freieren, rücksichtsloseren Verstande des Mannes die letzte Schranke bald überflog, vor der die weibliche Zahmheit anbetend Halt machte.

Von dem frühzeitig verstorbenen Vater hatte der Knabe die traurige Mitgift eines zweifelnden, unzufriedenen, grübelnden Sinnes ins Leben mitbekommen. Mit Stumpf und Stiel wollte die Mutter die skeptische Anlage, die ihr ein Greuel war, bei dem Kinde ausrotten — sie wollte den Zweifel von vornherein abschnüren, daß er gar nicht erst in das junge Reis dringen könne — und darum hatte sie den Sohn der Kirche dargebracht. Der Priestertalar, meinte sie, sei der beste Schutz gegen die Versuchungen moderner Häresie. Sie ahnte nicht, daß sie dadurch den Feuerbrand zur Pulvermine heranbringe. — In der erzwungenen Beschäftigung mit dem Supranaturalistischen, für das seiner Natur die Organe fehlten, wurde aus religiöser Gleichgültigkeit Haß gegen die Religion, in der er nur eine Fessel erblicken konnte. Ein Blick hinter die Kulissen der Dogmatik machte ihn vollends zum Ketzer. Sein nüchterner, scharfer Verstand, gereizt durch den Schematismus einer gemüt- und gedankenlosen Theologie, erhob sich zum Widerspruch — und bald war das fadenscheinige Gewebe von der scharfen Säure durchätzt und zerlöchert. — Aber nicht bei der Vernichtung der Hülle blieb er stehen, mit ihr

zerstörte er den in der Tiefe verborgenen edlen Kern — verlor in diesem Prozesse Glauben — Hoffnung — Lebensfreude.

Und die Mutter stand dabei, wollte löschen, und merkte nicht, daß sie statt Wassers Öl in die Flammen gieße.

Mit allen Mitteln, die nur der anschlägige Kopf einer Frau ersinnen kann, suchte sie den Sohn an das zu fesseln, was in ihren Augen das Heil war. Sie vertuschte, stützte, linderte — denn die Fesseln des verhaßten Berufes, in den sie ihn gezwängt, schnitten ihm immer tiefer ins Fleisch. — Er fühlte sich entmannt, geschändet, entwürdigt im Joch erniedrigender Heuchelei, unter das ihn jede Handlung seines Amtes zwang. Und die Mutter sah es mit an, wie sich der Sohn prostituierte, wie er verzweifelt an den Ketten riß — und sie betete, pries ihren Gott und hoffte — züchtete in verzücktem Eifer den Widerspruch größer und größer, an dem der Sohn zu grunde gehen mußte. Lüge glaubte sie in Wahrheit, Heuchelei in Wahrhaftigkeit umwandeln zu können, durch den guten Zweck. — Zu solchem Jesuitismus würdigte die fanatische Protestantin ihre Überzeugung herab; sie pochte auf ihre evangelische Gesinnung und vergaß die vornehmsten evangelischen Tugenden: Gerechtigkeit und Freiheit. Sie übersah, daß sich Glaube nicht erzwingen läßt und daß Liebe nicht in Tyrannei ausarten soll — daß man die Denkfreiheit eines jeden, und stünde er uns noch so nahe, respektieren muß.

In ihrer Verblendung hatte diese Mutter geglaubt, den Sohn zur Seligkeit hinanzuführen, und sie hatte ihn hineingetrieben in die Verzweiflung, welche ihn das Nichtsein einem Leben voll Selbstverachtung vorziehen ließ.

Wie eine Gerichtete, so wollte es Gerland erscheinen, würde die Mutter vor der Leiche des Sohnes stehen. —

Die nahe Kirchenuhr verkündete ihm, daß es acht Uhr sei. Der Geistliche begab sich ins Haus zurück und nahm sein Frühstück ein.

Ein Wagen rollte vor. Gerland eilte ans Fenster; es war die Mutter. — In diesem Augenblicke fiel es ihm wie Zentnerschwere auf die Seele — sie wußte das Schlimmste noch gar nicht. — Polanis Telegramm hatte ihr ja nur von einer schweren Erkrankung des Sohnes berichtet. — Wer sollte der unglücklichen Frau die ganze schreckliche Wahrheit beibringen?

Gerland konnte darüber nicht lange im Zweifel sein — das war sein Amt.

Er eilte, so schnell ihn die Füße trugen, die Treppe hinab, um dem Dienstmädchen, dessen klagende Stimme er bereits im Hause vernahm, zuvorzukommen. Atemlos stand er im Augenblick darauf der Mutter gegenüber.

Die Frau mußte Böses ahnen. „Wie steht's — wie steht's?" fragte sie hastig, mit verängsteter Miene.

Eine Tür im Parterre öffnete sich; eine Anzahl weiblicher Personen, die Gerland nicht kannte, drängten sich herbei. Ein sinnloses Klagen, Schluchzen und Durcheinanderreden begann. — Der Geistliche schob die heulenden Weiber beiseite und bot der Matrone den Arm. „Kommen Sie mit mir, Frau Oberlehrer!" —

„Herr Pfarrer — Herr Pfarrer Gerland!" — brachte sie nur hervor. —

Er führte sie die Treppe hinan. Oben angekommen, sah er sie wanken; schnell öffnete er das Vorzimmer und ließ sie niedersitzen. In das Zimmer durfte sie unvorbereitet um keinen Preis.

„Ich muß Sie auf das Schlimmste vorbereiten," begann er und verfing sich in Redensarten, die in ihrer

Gesuchtheit dieses Schlimmste nur allzu deutlich durchblicken ließen.

„Er ist tot!“ sagte sie tonlos — so, daß es geradzu ruhig klang.

Gerland schwieg. Sie senkte das Haupt und verharrte eine Weile so — nur an dem Zittern, das ihren ganzen Körper konvulsivisch bewegte, erkannte er den Grad ihrer Bewegung. Dann warf sie den Kopf plötzlich zurück — mit hilfeflehenden, verstörten Blicken, den Mund geöffnet, das Kinn krampfartig bewegend, als wolle sie sprechen — die Augen ohne Tränen.

Der Anblick schnitt ins Herz — und dabei wußte sie das Schrecklichste noch immer nicht.

Oder ahnte sie etwas? — Das Entsetzen in ihren Zügen — die Beängstigung, die sie keine Worte finden ließ, deuteten darauf hin.

„Aber — Moritz war ja gar nicht krank, als ich fortging.“

„Ihr Sohn — Frau Oberlehrer — ist — ist nicht eines natürlichen Todes gestorben.“ —

Sie packte seinen Arm und preßte ihn mit solcher Gewalt, daß er heftigen Schmerz empfand.

„Selbst — selbst!“ — mehr brachte sie nicht hervor.

Gerland nickte und wandte das Gesicht ab. — Alles blieb still. Als er wieder nach ihr hinblickte, erschreckte ihn der Ausdruck: ein leerer, irrender Blick — starre, wie im Schrecken versteinerte Züge. — Er fürchtete einen Augenblick für ihren Verstand.

„Frau Oberlehrer — aber, Frau Oberlehrer —“

Einige unartikulierte Töne wurden laut. Sie schnappte nach Luft — machte den Versuch, aufzustehen. Ihr Blick war nach der Tür des Wohnzimmers gerichtet; dorthin wollte sie. — Aber sie kam nicht weit — knickte ein —

Gerland sprang hinzu, schob ihr den Stuhl unter, dann lief er selbst in das Zimmer und rief die Leichenfrau.

Von unten kam auch das Mädchen jetzt herbei — man war um die unglückliche Mutter bemüht. Die Frauen schafften die Ohnmächtige in ihr Schlafgemach.

* * *

Die Kunde von dem außergewöhnlichen Ereignisse mußte sich schnell verbreitet haben. Die verschiedensten Leute kamen, Neugierige aller Art. Bald glich das Diakonat einem Bienenkorb.

Auch die offiziellen Persönlichkeiten traten auf; der Bürgermeister, der Amtsrichter, der Superintendent in Begleitung Polanis.

Es war ein Zusammenlauf profaner und geistlicher Personen, wie ihn das kleine Haus wohl noch nicht erlebt haben mochte. Unendlich viel wurde argumentiert, debattiert, Müßiges gefragt und Unnützes geschwätzt. — Der Fall werde sehr viel unliebsames Aufsehen erregen, das war das Wort, welches, wie eine gegebene Parole, von Mund zu Mund ging.

Aus den benachbarten Ortschaften kamen eine Anzahl Geistlicher herbei, zu denen das Außergewöhnliche gerüchtweise gedrungen war. Mit bestürzt neugierigen Mienen traten die Herren auf. „Weshalb hat er sich denn erschossen?“ war die Frage, auf die jeder zuerst Antwort haben wollte. — „Religiöser Zweifel halber!“ hieß es. Verdutzte Gesichter, beunruhigtes Durcheinanderflüstern, scheue Blicke nach der Leiche, die inzwischen aufgebahrt worden war.

Es wurde viel getuschelt und mit den Köpfen geschüttelt. „Religiöse Zweifel!“ welchen Ausdruck naiven Staunens zeigten die meisten Mienen bei dem Worte.

Auch der katholische Ortsgeistliche erschien; ein großer, starker Mann mit einer soliden Bauernphysiognomie und der selbstbewußten Würde im Wesen, welche Rom den niedrigsten seiner Diener verleiht.

Er trat nahe an die Leiche heran, machte fast unmerklich das Zeichen des Kreuzes und murmelte ein kurzes Gebet. Ernst ruhte sein Blick auf dem Angesicht des Toten; doch besaß er Haltung genug, um sich äußerlich kein Zeichen des Triumphes anmerken zu lassen. Die Schar der evangelischen Kollegen beobachtete den Fremdling voll nervöser Unruhe. Mit einem leichten Neigen des Kopfes nach den Klerikern hin entfernte sich der Mann schweigend, wie er gekommen war.

In einer Ecke des Zimmers standen die wichtigen Persönlichkeiten beieinander: der Superintendent, Polani und die Vertreter der weltlichen Behörden. Mit gewichtigen Mienen besprachen sie den Fall und seine möglichen Folgen.

Gerlands größte Sorge war immer noch, wie es der Mutter gehen möge; der Arzt war inzwischen bei ihr gewesen. Es hieß, sie habe sich von ihrem Anfalle erholt, sei aber noch sehr schwach und weine viel. Später brachte das Dienstmädchen die Kunde, Frau Oberlehrer wünsche den Herrn Pfarrer Polani zu sprechen. Polani leistete dem Rufe ungesäumt Folge.

Die Offiziellen blieben noch länger in lebhafter Diskussion beieinander stehen; Gerland empörte ihr rücksichtslos lautes Durcheinanderreden in Gegenwart der Leiche.

„Er hat Schriften hinterlassen — jawohl — er hat Schriften hinterlassen," hörte Gerland aus dem Stimmengewirr heraus; das näselnde Organ des Grafen war nicht zu verkennen. „Jawohl — Polani hat die Manuskripte selbst gesehen!" —

Gerland schoß das Blut in die Wangen, als er vernahm, wie das ihm anvertraute Geheimnis des Toten bereits in aller Munde war.

Gleich darauf hörte er seinen Namen nennen und bemerkte, daß man auf ihn blicke. Der Superintendent trennte sich von der Gruppe und kam auf Gerland zu, ihn mit verbindlicher Miene begrüßend: „Eine traurige Veranlassung — lieber Pfarrer Gerland — eine traurige, tief beklagenswerte Veranlassung, die uns heute hier zusammenführt, lieber Amtsbruder.“ — Dann kam die halblaut gesprochene Aufforderung zu einem Gespräche unter vier Augen.

Sie traten ins Nebenzimmer, das leer war. Fröschels Schreibtisch stand noch mit geöffneter Klappe, wie ihn Gerland verlassen hatte. Der Superintendent ließ sich daran nieder.

Nachdem der alte Mann seinem Schmerze über den Fall unter vielem Seufzen, Kopfschütteln und feuchten Blicken nach oben genügenden Ausdruck gegeben, fragte er: „Übrigens — Pastor Gerland — Sie haben den Unglücklichen ja wohl, wie ich höre, näher gekannt — nicht wahr?“

„Er war mein Freund, Herr Superintendent.“

„Hm — dann könnte man wohl annehmen, daß Ihnen der religiöse Standpunkt des Toten nicht ganz unbekannt gewesen ist — Herr Pfarrer?“ —

Gerland fühlte die persönliche Bedeutung wohl heraus, die für ihn in dieser Frage seines Oberen lag. Nur für einen Augenblick kam ihm die Versuchung, hier mit Vorsicht zu Werke zu gehen; dann beschloß er, der Wahrheit die Ehre zu geben. „Allerdings, Herr Superintendent; ich war mit den religiösen Zweifeln Fröschels vollauf vertraut — er hatte mich selbst eingeweiht.“

„So, so — hm — wissen Sie, mein lieber Pastor — wissen Sie, was ich da eigentlich von Ihnen erwarten konnte? — Daß Sie mir Meldung von dem machten, was Sie erfahren. — Das hätte ich von Ihnen erwartet, und konnte und durfte ich erwarten von jedem meiner Diözesanen. Denn hier kamen höhere Interessen in Betracht, die der Kirche. Wenn ich rechtzeitig avertiert worden wäre, hätte ich Schritte tun können — man würde auf den jungen Menschen aufgepaßt — würde ihn zum guten geleitet haben — es hätten sich Wege gefunden, das Schlimmste zu verhüten. So hat man nichts erfahren, und das Unglück, der Skandal ist da — großer Schaden ist angerichtet. Gerade in unserer Gegend, wo der Katholizismus soviel Macht besitzt, ein solcher Fall! — Wie wird man diese Affäre ausnutzen, was für Waffen wird man daraus gegen uns schmieden! — Die Katholiken, die immer behaupten wollen, der Protestantismus sei nur die Vorstufe zur Irreligiosität. — Ist das nicht Wasser auf ihre Mühle? Ich sehe sie schon mit Fingern auf uns weisen, höre, wie Rom sich brüstet: ‚Seht, da habt ihr's, eure Priester fallen bereits dem Atheismus anheim.‘ — Und oben ist man gerade jetzt so sehr empfindlich — so sehr nervös in solchen Dingen. Die Affäre wird aufs peinlichste berühren — ich weiß das. Und auf wen wird schließlich die ganze Schuld kommen? — Auf mich!“

Gerland schwieg dazu. Alles Reden schien hier verlorene Mühe. Fröschel auf den rechten Weg zurückführen — große Worte! Dieser Alte sah wahrhaftig nicht danach aus.

Der Superintendent fuhr jetzt in milderem, väterlichem Tone fort: „Nehmen Sie sich eine rechte Lehre aus der ganzen Sache, lieber Amtsbruder! Ihr jungen

Leute seid heutzutage alle zu einer freieren Auffassung geneigt. Ich kenne diese Bestrebungen gar wohl. Kritisch-historische Auffassung des Dogmas — Reinigung der Symbole — Weiterentwicklung des Reformationsgedankens — und unter welcher Flagge die Neuerungsgelüste immer steuern mögen! — Mit Kleinigkeiten fängt es an — man treibt allerhand Wissenschaften nebenbei, spielt den gelehrten, aufgeklärten Mann, liest moderne Bücher statt in der Schrift zu forschen und sich theologisch weiterzubilden — so kommt man Schritt für Schritt von der ewigen Wahrheit ab, bis man endlich draußen steht in der Nacht."

Der Superintendent legte das Prälatengesicht in ernste Falten und blickte sorgenvoll drein.

„Herr Superintendent," begann Gerland, „ich wollte mir erlauben, das eine zu bemerken — zur Verteidigung meines Freundes Fröschel — Frivolität kann ihm nicht wohl zum Vorwurfe gemacht werden. Er hat schwer mit sich gerungen, dessen bin ich Zeuge. Ehrlich hat er gesucht und gekämpft."

„Wollen Sie seine Tat beschönigen, Pfarrer Gerland?"

„Nein, Herr Superintendent, ich wollte versuchen, sie zu erklären; als Freund des Verstorbenen glaubte ich ein Recht dazu zu haben." —

Die runden Augen des Superintendenten nahmen einen erstaunten Ausdruck an. Er maß Gerland mit mißtrauischen Blicken.

„Ich höre, Pfarrer Gerland, Sie haben einen Brief von dem Verstorbenen erhalten, den er kurz vor seinem Ende geschrieben hat. Aus verschiedenen Gründen würde es mich interessieren, diesen Brief zu lesen. — Ferner erfahre ich, daß der Tote eine Anzahl Manuskripte

hinterlassen hat, in deren Besitz Sie sich gesetzt haben, Herr Pastor." —

„Mein Freund hatte mir in seinem Briefe den Auftrag gegeben, die Manuskripte ohne Verzug an mich zu nehmen, Herr Superintendent."

„Jedenfalls würde es mir von Wert sein, Einsicht in diese Manuskripte zu nehmen. Haben Sie die Schriftstücke bei sich?"

„Jawohl, Herr Superintendent! Aber ich weiß, es wäre nicht im Sinne des Verstorbenen, wenn der Inhalt seiner Schriften bekannt würde."

„Ich habe Sie bereits vorhin darauf hingewiesen, Pfarrer Gerland, daß höhere Interessen vorliegen. Vieles in dieser unseligen Affäre ist noch im dunklen. Diese Schriftstücke können uns vielleicht am ersten Aufschluß darüber geben, was eigentlich den unglücklichen Menschen zum Selbstmord getrieben hat. Es werden bereits jetzt allerhand Hypothesen aufgestellt über die Motive seiner Tat. Besonders aus dem römischen Lager wird es an Verdächtigungen nicht fehlen, und auch oben wird man eine befriedigende Antwort verlangen — nun — da muß man sich also rechtzeitig vorsehen — vorbereiten. Man muß doch etwas Stichhaltiges erwidern können. Und dazu mag vielleicht der Nachlaß diese oder jene Handhabe bieten."

„Ich halte mich nicht für berechtigt, Herr Superintendent, ein Geheimnis zu brechen, das der Tote gewahrt wissen wollte."

Der Prälat war aufgestanden und ging erregt im Zimmer auf und ab. Die Blicke, mit denen er den jungen Geistlichen maß, waren nicht besonders freundlich.

Dann schien er es für rätlich zu halten, andere Saiten aufzuziehen. — Plötzlich vor Gerland stehen bleibend, legte er diesem beide Hände auf die Schultern

und begann in vertraulichem Tone: „Mein lieber Pfarrer, ich denke, Sie werden sich die Sache noch überlegen; ich lasse Ihnen Bedenkzeit, Sie werden sich davon überzeugen, daß Sie keine Pflicht verletzen, wenn Sie mir die Schriftstücke anvertrauen. Es ist ja nur um der guten Sache willen. — Um die kirchliche Autorität — um Ruf und Ansehen unseres Standes handelt es sich — verstehen Sie? — um das Renommee des geistlichen Standes, der arg genug gelästert und angefeindet wird in unserer Zeit. — Morgen erwarte ich eine Antwort hierauf.“

Er versuchte sogar, huldvoll zu lächeln, aber seine blinzelnden Augen straften ihn Lüge; dort leuchtete etwas von geheimem Ärger und verstecktem Groll. Gerland fühlte instinktiv, daß er sich diesem Manne für immer verdächtig gemacht habe.

Gleich darauf öffnete sich die Tür, Polani trat ein.

Gerland begann zu empfinden, daß er überflüssig geworden sei. Er sah allerhand unlautere Kräfte am Werke, das traurige Ereignis in selbstischer Weise auszubeuten.

Noch einen Blick warf er in das Zimmer, wo die Leiche aufgebahrt stand. Ans Kopfende war das große Kruzifix gestellt worden, das den Toten hoch überragte. Und immer noch die frommen Bilder an den Wänden, auf dem Betpulte: Bibel und Gesangbuch. — Wohin das Auge blickte, Zeichen des religiösen Sinnes der Frau, die hier hauste. —

Die Leiche hatte nach wie vor ihren kindlich freundlichen Ausdruck. Niemand, der's nicht wußte, konnte von dem kleinen, kreisrunden Loche auf der Brust etwas ahnen, das einen Protest bedeutete gegen den falschen Frieden der Umgebung.

Gerland mochte das zufrieden lächelnde Gesicht nicht

länger ansehen. Er wußte, wie zerrissen, gefoltert, verzweifelt die Seele gewesen, die in dieser Hülle gelebt; der Ausdruck erschien ihm wie eine Grimasse.

* * *

Im Vorzimmer traf Gerland auf Dornig. „Höre mal, Gerland, du mußt mir die Geschichte erzählen!" rief der Pfarrer von Färbersbach. „Du warst ja befreundet mit ihm, — weshalb, zum Teufel — hat sich der Mensch eigentlich erschossen?"

Gerland gab einige kurze Andeutungen über die seelische Verfassung seines toten Freundes, denen Dornig mit Kopfschütteln zuhörte.

Offenbar war ihm einer solchen Erscheinung gegenüber nicht recht behaglich zumute. Er begann zu erzählen, auf welche Weise das Gerücht von Fröschels Ende zu ihm gedrungen war. Schon am frühen Morgen war's in Färbersbach verbreitet worden. Dornig hatte sich sofort aufgemacht, seinen Weg über Breitendorf nehmend. Dort erfuhr er, daß Gerland bereits am Abende zuvor nach Annenbad gefahren sei.

„Die Sache zieht Blasen," bemerkte Dornig, während sie auf der Straße dem nahen Marktplatz zuschritten. „Ich habe im ‚Adler' gefrühstückt; wir waren wohl unserer zehn Geistliche. Kommst du nicht mit zu Tisch, Gerland? Wir haben ein separates Zimmer bestellt."

Gerland hatte Dornig im Verdacht, daß er das traurige Ereignis als eine kapitale Gelegenheit ansehe, sich auf seine Weise Unterhaltung zu schaffen; aber er fühlte in der Tat Hunger und schloß sich dem anderen an.

Im separaten Zimmer saß eine stattliche Korona von Schwarzröcken. Essen und Unterhaltung waren

bereits im Gange. Natürlich drehte sich das Gespräch der Hauptsache nach um den „Fall Fröschel“.

Gerland nahm Platz, wo er gerade einen Stuhl leer fand. Sein Nachbar war einer von jenen verkümmerten Studierzimmererscheinungen, wie man sie nicht selten unter den evangelischen Klerikern findet.

Der Superintendent, den Gerland hier anzutreffen gefürchtet hatte, war nicht zugegen; er speiste, wie man gelegentlich erfuhr, bei Polani.

Gerland sah sich um; er kannte die wenigsten der Anwesenden. Ihm schräg gegenüber saß ein junger Mann, der durch seinen modischen Anzug und den wohlgepflegten braunen Vollbart auffiel. Gerland kam das Gesicht bekannt vor, er entsann sich, den Mann bei Gelegenheit einer Pastoralkonferenz gesehen zu haben. Er war erst kürzlich in die Gegend gekommen und hatte trotz seiner Jugend eine der reich dotiertesten Pfarrstellen in der Provinz inne.

Irgendeine unangenehme Erinnerung knüpfte sich für Gerland an diesen Menschen, über deren Grund er sich eine Zeitlang vergebens Rechenschaft zu geben versuchte. Endlich fiel's ihm ein: Fröschel hatte ihm von diesem Amtsbruder erzählt und ihn als den Typus des rücksichtslosen Strebers und Pfründenjägers hingestellt, der sich das Studium des Pfarralmanachs zur besonderen Aufgabe mache.

Pfarrer Roßbach — so hieß der bärtige Geistliche — führte an diesem Ende des Tisches das große Wort.

Er habe Fröschel besser gekannt als irgendeiner der Anwesenden, behauptete er. — Von Gerlands Freundschaft mit dem Toten schien er nichts zu ahnen.

Er sei mit Fröschel schon auf der Schule und später auch auf der Universität zusammen gewesen. Das Bild,

welches er von dem Verstorbenen zeichnete, war kein sonderlich liebenswürdiges. Schon als Schüler sei Fröschel mißtrauisch, verstockt und menschenscheu gewesen. Weder mit Lehrern noch mit Mitschülern habe er sich zu stellen vermocht. Auf der Universität sei das noch schlimmer geworden. Wenn er gelegentlich einmal mit den Kommilitonen zusammengekommen, habe Fröschel durch sein spöttisches Wesen alle verletzt. Sein geistiger Hochmut sei grenzenlos gewesen. Worauf er sich eigentlich soviel eingebildet, wäre gar nicht zu ersehen. Denn wenn er auch die Examina ganz leidlich bestanden, so habe er es schließlich nicht einmal zum ersten Geistlichen gebracht. Kein Wunder — denn als Prediger sei er ja die reine Null gewesen.

Es lag Naivität darin, wie der vom Glücke begünstigte Streber über die Mißerfolge des toten Amtsbruders sich lustig machte. — Ja freilich, ein Stellenjäger war Fröschel nie gewesen, das war richtig.

Gerland glaubte es dem Andenken des Toten schuldig zu sein, dieses leichtfertige Urteil zu berichtigen.

Pfarrer Roßbach nahm eine sehr erstaunte Miene an, als hier dem Verstorbenen plötzlich ein ganz unerwarteter Verteidiger erstand.

Ein älterer Geistlicher, mit magerem, bartlosem Gesicht und dunklen, fanatischen Augen, der nicht weit von Gerland saß, mischte sich plötzlich in die Diskussion: „Dieser Fröschel soll womöglich noch zum Märtyrer gestempelt werden!“ rief er. „Ich mag das Wort unglücklich, auf ihn angewandt, gar nicht hören. Ruchlos — ja — geradezu ruchlos ist seine Tat.“

Er blitzte Gerland mit seinen dunklen Augen vernichtend an.

„Das ist ein hartes Urteil über einen Toten, Herr

Amtsbruder," erwiderte Gerland mit erkünstelter Ruhe. Innerlich kochte er gegen die dünkelhafte Intoleranz.

„Hartes Urteil!" rief der andere, und sein mageres Gesicht färbte sich plötzlich dunkelrot. „Ein solcher Fall kann gar nicht hart genug beurteilt werden. — Mitleid ist hier geradezu Sünde."

„Ich dachte, das Christentum sei die Religion des Mitleids," hielt Gerland dem Eiferer entgegen.

Aber mit diesem Worte schien er den Mann an einer empfindlichen Stelle verletzt zu haben. Puterrot im Gesicht, beugte er sich über den Tisch und rief, seine Rede mit hitzigen Gesten begleitend: „Ich kenne diese Richtung: Toleranz — und nichts als Toleranz, bis schließlich vor lauter Toleranz Unrecht zu Recht und Sünde zur Großtat wird. Das ist sentimentale Schwäche! Durch diesen Geist ist unsere protestantische Kirche so weit heruntergekommen — wie sie jetzt dasteht — ein Spott der Welt!" —

Von verschiedenen Seiten wurde Widerspruch gegen diese Behauptung laut.

„Allerdings ist die protestantische Kirche heruntergekommen — geradezu jämmerlich heruntergekommen!" rief der Zelot und wandte sich den neuen Gegnern zu.

„Beweise!" wurde ihm entgegengerufen.

„Beweise wollt ihr! — Genießen wir irgendwelche Achtung bei der Laienwelt? — Sind wir nicht nach und nach aller Machtmittel entblößt worden? — Ja, spielen wir denn überhaupt noch eine Rolle im öffentlichen Leben?"

„Macht und Ansehen sind nicht die Güter, auf die Christus die Seinen hingewiesen hat," erwiderte ihm Gerlands bleicher Nachbar. „Es stünde besser um den Protestantismus, wenn er die Kirche nur in den Herzen

seiner Anhänger aufgebaut hätte, statt so mancherlei von den Machtmitteln der mittelalterlichen Hierarchie beizubehalten. Unser Herr und Heiland hat von einer etablierten Landeskirche nichts gewußt. ‚Im Geist und in der Wahrheit' sollten wir ihn anbeten — das war sein Wille." —

„Wie, Sie wollen unserer evangelischen Kirche auch noch die wenigen Rechte, die sie besitzt, verkümmern — damit sie ganz ein Geist ohne Leib — ganz zum Schemen wird? Sie ist das Aschenbrödel sowieso. — Das weltliche Regiment, das, wie jetzt die Sachen liegen, uns nur duldet, müßte uns untertan sein. Unsere Stellung einer ecclesia tolerata ist unwürdig. Ich bestreite dem Staate das jus inspectionis. Wir müssen uns selbst regieren, eher wird es nicht besser."

„Das ist römisch gedacht," hielt man ihm vor.

„Allerdings! Und Rom kann uns darin ein Beispiel sein, wie man konsequent und ohne einen Schritt nachzugeben, seine Stellung wahrt. Freilich, dort ist Disziplin, dort ist Festigkeit und dort ist Autorität."

„Und dort ist Geld!" rief Dornig von der anderen Seite des Tisches herüber.

„Das ist nicht zum Lachen!" rief der Eiferer und wandte sich der anderen Tischecke zu, wo Dornig inmitten einer Anzahl jüngerer, offenbar zu Ulk aufgelegter Amtsbrüder saß. „Daß unsere Kirche arm ist wie die Kirchenmaus, muß leider wahr sein; aber auch das bedeutet nur ein Symptom. Nichts sind wir — wir haben keinen Einfluß, weder auf das öffentliche noch auf das private Leben."

„Wer so herb tadelt, müßte wenigstens Vorschläge zur Besserung haben," meinte jemand.

„Gewiß, die werde ich auch vorbringen."

„Na — lassen Sie mal anhören, Herr Amtsbruder!“ rief einer von Dornigs Kumpanen dazwischen.

„Das jus circa sacra gestehe ich dem Staate gern zu, aber ich bestreite ihm das jus in sacra ganz energisch. Die weltliche Oberhoheit muß uns in unseren Rechten und Privilegien schützen, sie muß uns nach außen das Ansehen verschaffen, das uns gebührt; aber sie darf sich nicht in unsere inneren Angelegenheiten mischen, denn dazu fehlt ihr die Berufung. — Ich verlange von der einen Seite Wegfall aller öffentlichen Bevormundung, wie sie durch das Laienelement in Ministerien und Synoden so unerträglich geübt wird, auf der anderen Seite fordere ich Wiedereinsetzung der Kirche in ihre alten Rechte. Die Jugenderziehung muß wieder unser ausschließliches Privileg werden — auf die Jurisdiktion müssen wir einen entscheidenden Einfluß bekommen; nur so können wir wieder ein christliches Geschlecht und christliche Zustände bekommen. Die Wiedereinführung von Tauf- und Trauzwang ist eine ganz selbstverständliche Forderung für jeden, dem das Heranwachsen von Heiden in unserem Volke eine Schmach erscheint. Um den Einfluß auf die Laienwelt, den wir fast ganz eingebüßt haben, wiederzugewinnen, müssen die Kirchenstrafen wieder eingeführt werden; nach innen und nach außen brauchen wir eine gute Disziplin — ein strammes Kirchenregiment.“

„Und vor allem einen Papst,“ warf Dornig dazwischen.

„Nein, keinen Papst, aber eine Regierung, die endlich einmal die Behauptung, wir hätten ein christliches Staatswesen, zur Wahrheit macht.“

Ein heftiger Streit entstand bei dieser Frage, an der sich jetzt ziemlich die ganze Tischgesellschaft beteiligte; jeder ritt sein Steckenpferd. Der eine sah das Heil in der Staatskirche, der andere in der Trennung der Kirche

vom Staate, ein dritter pries das Gemeindeideal, ein vierter das allgemeine Priestertum — einer plädierte für das Episkopalsystem, der andere für die Presbyterialverfassung. — Soviel Köpfe, soviel Sinne; einig war man sich nur in einem Punkte, daß der gegenwärtige Zustand einer Wandlung dringend bedürfe.

Die Amtsbrüder unter sich! — Gerland hatte stets ein Grauen davor gehabt; es lag so etwas Würdeloses darin, wie man, sobald die beobachtenden Laien fehlten, das priesterliche Dekorum an den Nagel hängend, sich aneinander rieb. —

Er sehnte sich nach frischer Luft.

„Du wirst doch nicht etwa schon gehen!" rief ihm Dornig zu, als er bemerkte, daß der Amtsbruder seine Zeche berichtigte. „Ich weiß hier in Annenbad ein sehr anständiges Lokal, wo man abends hingehen kann."

Aber selbst diese Aussicht vermochte Gerland nicht zum Bleiben zu bewegen.

„Du bist wirklich ein toller Philister geworden!" damit entließ Hochwürden von Färbersbach den Amtsbruder von Breitendorf.

XXIII.

Zwei Tage später, zu früher Stunde, befand sich Gerland wieder auf dem Wege nach Annenbad.

Wie groß doch das Anpassungsvermögen des Menschen selbst dem Herbsten gegenüber ist! Das Ende seines Freundes Fröschel, der heute beerdigt werden sollte, hatte für Gerland schon nichts Außergewöhnliches mehr; er hatte sich an die Tatsache gewöhnt. Wie die Muschel den hineingeworfenen Splitter sofort mit einem Überzuge bedeckt, so umkleidete sein

Geist die schmerzliche Erfahrung eifrig mit allerhand subjektivem Empfinden. —

Wie sie wohl das Begräbnis eingerichtet, wie weit sie bei der Beerdigung des Selbstmörders die kirchlichen Ehren gewähren würden? — Ob nicht wenigstens Polani ein paar Worte über dem Grabe sprechen oder ob man ihn ganz ohne Sang und Klang einscharren würde?

Viel beschäftigten sich seine Gedanken auch mit der unglücklichen Mutter. Ob sie wohl bei der Bestattung zugegen sein werde? — Welcher Art mochte ihre Gemütsverfassung sein? Zwei Tage war es bereits her, daß sie das Schreckliche aus seinem Munde erfahren — und zwei Tage sind eine lange Zeit im Seelenleben des Menschen.

Auf alle Fälle wollte er die alte Frau aufsuchen; aus diesem Grunde war er so zeitig aufgebrochen.

Kurz vor Annenbad kam ihm ein offener Zweispänner entgegen; Graf Mahdem saß mit einem anderen, Gerland unbekannten Herrn darin. Der Geistliche grüßte und bemerkte, als er bereits einige Schritte vorbei war, am Aussetzen des Hufgeklappers, daß der Wagen halte; er hörte seinen Namen rufen und sah, als er sich darauf hin umwandte, den Grafen absteigen.

„Auf ein Wort, Herr Pastor! Es ist mir sehr lieb, daß ich Ihnen begegne!“ rief der Graf. Er gab dem Kutscher noch einen Befehl, wechselte halblaut ein paar Worte mit dem Herrn im Wagen und kam dann auf den Geistlichen zu: „Nur ein paar Worte, Herr Pastor!“ Es fiel Gerland auf, daß sein Patron diesmal bei der Begrüßung den üblichen Händedruck wegließ.

Sie gingen auf dem sandbestreuten Sommerwege zur Seite der Straße entlang, von dem Wagen, der halten geblieben war, langsam sich entfernend. Der Graf hatte die Hände in den Taschen seines Überziehers

versenkt und räusperte sich mehrfach, ehe er zu sprechen begann.

„Sie gehen wohl zum Begräbnisse dieses Diakonus — — mir ist der Name entfallen.“

„Fröschel,“ ergänzte Gerland. — „Jawohl, Herr Graf!“

„Hm, — ja — eine böse Sache — eine sehr böse Sache! — Wenn unter den Geistlichen so etwas vorkommt, was soll dann eigentlich mit dem Volke werden? — Das führt mich gleich auf das, weshalb ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, Herr Pastor. — Durch den Superintendenten erfahre ich, daß dieser Fröschel Papiere hinterlassen hat — Manuskripte und dergleichen — atheistischen Inhalts —“

„Herr Graf, ich glaube —“

„Ich weiß schon,“ — fiel ihm der Graf ungeduldig ins Wort — „atheistisch — auf alle Fälle antireligiös — freigeistig — auf das Wort kommt es gar nicht an. Der Superintendent hat die Schriften so bezeichnet.“

„Der Herr Superintendent kennt den schriftlichen Nachlaß des Verstorbenen gar nicht, Herr Graf.“

Der Graf nahm eine hochfahrende Miene an und meinte in ärgerlichem Tone: „Der Superintendent wird wohl wissen, was er sagt, Herr Pastor! Nach dem Vorleben und der ganzen — wie soll man sagen — nach der ganzen geistigen Richtung dieses Diakonus Fröschel ist man wohl berechtigt, von antireligiöser, atheistischer Gesinnung zu sprechen. Ein gutgesinnter Mann erschießt sich nicht. — Also ich will mich auf weitere Erörterungen gar nicht einlassen — dazu habe ich weder Zeit noch Lust! Der Superintendent hat Ihnen gegenüber den Wunsch ausgesprochen, Herr Pastor, von den besagten Schriftstücken Einsicht zu

nehmen, wozu er als Vorgesetzter vollständig berechtigt ist! Und Sie haben sich geweigert, diesem Wunsche Ihres Oberen nachzukommen, Herr Pastor! Ich weiß nicht, was Sie sich dabei denken? Ich muß sagen, daß ich mich sehr gewundert habe, als der Superintendent mir diese Mitteilung machte, Herr Pastor; die Sache hat mich äußerst peinlich berührt. Als ich Sie auf die Breitendorfer Stelle berief, nahm ich als selbstverständlich an, daß Sie mein Vertrauen rechtfertigen würden; nun erfahre ich nicht nur diese Sache über Sie, sondern auch, daß Sie überhaupt einer freien Richtung huldigen! — Nein — versuchen Sie sich nur gar nicht erst reinzuwaschen — die Tatsache, daß Sie mit diesem Fröschel so eng liiert waren, allein schon genügt, um die Vermutung zu bestätigen." —

Gerland hatte wiederholt den Versuch gemacht, den Grafen zu unterbrechen, — erfolglos. Der Magnat hatte seinen roten Kopf bekommen und schnitt jede Einrede kurzerhand ab.

„Das will ich gar nicht untersuchen — ich will gar nichts weiter hören, Herr Pastor!" —

Sie waren inzwischen umgekehrt und gingen auf ihren Fußtapfen zurück, dem Wagen zu.

„Ich bin orientiert — vollständig orientiert, Herr Pastor. Die Sache gehört zwar nicht in mein Ressort — aber — immerhin, als Ihr Patron, denke ich, steht mir das Recht zu, Ihnen meine Ansicht auszusprechen. Ich habe gar keine Zeit — wie gesagt — — Adieu!"

Damit bestieg der Graf den Wagen und rief dem Kutscher zu: „Weiterfahren!"

* * *

In der Parentationshalle begann sich die Geistlichkeit zu versammeln. Der Sarg war in der Mitte des kahlen Raumes aufgestellt — aller Blumenschmuck weggelassen, auch die Kerzen fehlten. Kalt fiel das Mittagslicht über den kleinen, braunen Kasten, gleichgültig blickten die vier weißgetünchten Wände des nüchternen Raumes drein.

Als einer der ersten betrat Gerland die Parentationshalle. Nach und nach kamen die Amtsbrüder. Es schien, als würde die Ephorie ziemlich vollzählig vertreten sein.

In allen Gesichtern malte sich erwartungsvolle Neugier. Es war bekannt geworden, daß der Superintendent selbst sprechen werde; man war gespannt, wie er sich der Aufgabe entledigen werde. „Eine heikle Sache – eine sehr heikle Sache!" hörte Gerland hinter sich äußern.

Es wurde viel mit gedämpften Stimmen durcheinandergetuschelt. Außerordentliche Gerüchte waren in Umlauf. Einer der Amtsbrüder hatte ein Zeitungsblatt mitgebracht, in welchem der Fall Fröschel erörtert und in liberalem Sinne ausgebeutet wurde. Das Blatt ging von Hand zu Hand. Pfarrer Roßbach, der es liebte, sich das Ansehen des Gut-unterrichtet-seins zu geben, behauptete, von maßgebender Seite erfahren zu haben, die Affäre habe höchsten Ortes äußerst peinlich berührt, und von seiten des hohen Kirchenregiments sei bereits eine eingehende Untersuchung der ganzen Angelegenheit angeordnet worden.

„Die Sache kann dem Superintendenten höllisch ans Bein laufen," meinte jemand.

„Er wird sich schon zu helfen wissen, unser Alter," erklärte ein anderer.

Gerlands Aufmerksamkeit wurde von diesen Gesprächen abgelenkt, als jetzt die ehrwürdige Patriarchenerscheinung Pfarrer Valentins eintrat. Der Alte hatte

in seinem entlegenen Gebirgsdörfchen von dem außerordentlichen Ereignisse vernommen und es sich nicht nehmen lassen, den weiten Weg von Göhdaberg nach Annendorf zu Fuß zurückzulegen — trotz seiner siebzig. Ein Wagen hätte die Kräfte seines Geldbeutels überstiegen.

Gerland eilte sofort auf Pfarrer Valentin zu, um ihm die Hand zu schütteln. Der alte Mann kannte nur das Faktum, die näheren Umstände von Fröschels Tat waren ihm unbekannt. Gerland lag daran, daß sein verehrter Freund die Nachricht möglichst ungefärbt und frei von dem, was der Klatsch bereits hinzugedichtet, erfahren solle. Er gab dem Amtsbruder in aller Eile einen kurzen Bericht.

Pfarrer Valentin war tief erschüttert. Er drückte Gerlands Arm mit seinen zitternden alten Händen: „Gott sei uns gnädig — Gott sei uns allen gnädig!" war sein stereotyper Ausruf. Das gute Greisengesicht drückte in allen Zügen Ergriffenheit aus. — Hier ist wirkliches Mitgefühl, sagte sich Gerland.

Die Seelenverfassung Fröschels, die Tragik seines Daseins zu begreifen — den Zustand eines Menschen, der den Gottverlust nicht zu ertragen vermochte — zu verstehen, dazu war dieser Alte, der den Zweifel nur vom Hörensagen kannte, wohl außer stande. Aber Trauer, tiefe, herzliche Trauer um die Vernichtung eines Menschendaseins, wehmütigen Kummer um einen Bruder, der vom rechten Wege abgeirrt und in der Nacht der Verzweiflung geendet, die empfand dieses mitleidige, freundliche Gemüt. Ihm trübte theologische Voreingenommenheit sicherlich nicht die Lauterkeit des echt menschlichen Schmerzes. Neid, Eifersucht, Gehässigkeit waren an diesem milden Charakter gnädig vorübergegangen. Er hatte seine schlichte Frömmigkeit nicht herabgewürdigt zu

Ketzer richtendem Fanatismus. Tun und Denken dieses Alten war durchtränkt von evangelischem Geiste; sein gesunder Sinn und sein vortreffliches Herz hatten ihn bewahrt vor beschränkt gehässiger Selbstgerechtigkeit.

Während Gerland noch mit dem Alten sprach, entstand plötzlich ein Flüstern und Zusammenstecken der Köpfe unter den Amtsbrüdern. Durch die halbgeöffnete Tür sah man den Superintendenten und Polani herankommen, beide im Ornat.

Die Gespräche setzten aus, als der Oberhirt eintrat; er grüßte die Versammlung mit stummem Neigen des Kopfes.

Nach ein paar halblauten, mit Polani gewechselten Worten nahm der Superintendent am Fußende des Sarges Aufstellung, dem Toten zugewendet. Er faltete die Hände über dem Gesichte und verharrte so während Minuten — man hörte jeden Atemzug. Dann erhob der Prälat die Hände vom Angesicht, wandte sich der Versammlung zu und begann zu sprechen.

Einen biblischen Text legte er seiner Rede nicht zugrunde. Er sprach von den unerforschlichen Ratschlüssen Gottes, an denen wir nicht zu deuten, die wir hinzunehmen hätten in demutsvoller Ergebenheit. Unerforschlich seien die Wege der göttlichen Vorsehung, und die Wege, die er die Menschen führe, unserem Auge in Dunkel gehüllt. Ratlos, erschreckt, betäubt stünden wir armen Menschenkinder an diesem Sarge — niemand als Gott allein wisse, was in der Seele dieses Unglücklichen vor sich gegangen sei.

„Dieser Tote, den wir heute der Erde übergeben wollen, war einer der Unseren, geliebte Amtsbrüder — ein verordneter Diener unserer Kirche, ordiniert zu dem heiligen Berufe, eingewiesen in sein Amt — ein Ver-

walter des Wortes und der Sakramente — ein Hirt der Gemeinde — der sein Gelübde abgelegt hat, wie jeder von uns, auf das heilige Evangelium von Christo und die Bekenntnisschriften unserer Konfession — der auf dieses Gelübde das heilige Abendmahl genommen, vor einer christlichen Gemeinde — ein eingeschworener Diener Gottes und seiner Sache. — — Und nun sehet, Geliebte, — sehet: hier lieget er, der Amtsbruder — der Diener der Kirche, der Haushalter über Gottes Geheimnisse, der das Evangelium lauter und rein verkündigen, die Verlorenen suchen, die Verirrten wiederbringen, die Schwachen stärken und alle, die seines Amtes bedurften, auf den rechten Himmelsweg führen sollte. — Hier liegt er, der Hirte, der die Lämmer weiden, der die Herde schützen sollte vor dem Wolfe — hier liegt er, selbst eine Beute des bösen Feindes! — Der Haushalter erschlagen, aber nicht auf seinem Posten, nicht mit dem Gesicht gegen den Feind. Nein, zu unserem großen Schmerze, zu unserer tiefen Bekümmernis — wir müssen es aussprechen — dürfen mit der Wahrheit nicht zurückhalten — der Hirt war geflohen — der Haushalter hatte seinen Posten verlassen — der Krieger ist fahnenflüchtig geworden — der Schild des Glaubens, der Panzer der Gerechtigkeit, der Helm des Heils und das Schwert des Geistes, all die herrliche Rüstung, mit der Gott seinen Diener ausgestattet, sie ist befleckt, zerbrochen, geschändet. Der Knecht hat seinen Herrn, dem er Treue zugeschworen, verraten — zwar nicht um Mammons willen, aber doch um anderen schnöden Judassold — um jenes gleisnerischen Truggoldes willen, um dieser unechten Scheidemünze willen, die in unserer Zeit so oft für das echte Gold der Wahrheit ausgegeben wird. — Und wie jener Jünger ist er hingegangen in

seiner Verzweiflung und hat seinen Leib, den Tempel Gottes, zerstört; hat dieses Leben, ein Geschenk des Ewigen, von sich geworfen in entsetzlicher Verblendung, weil er sich selbst zur Qual und zum Ekel geworden war.

„Geliebte Brüder, meint ihr vielleicht, ich sollte nicht also streng ins Gericht gehen mit einem Toten? Glaubt mir, ich weiß es, dieser unser Bruder steht jetzt vor dem Antlitz dessen, der die Nieren prüfet und in das Herz siehet — ich weiß es! Aber, meine Freunde, im Angesichte dieses Falles, eines Falles, der von nicht geringer Bedeutung ist, der weit hinaus Aufsehen erregen und die Gemüter bewegen wird — im Angesichte eines solchen Falles, der den Widersachern unserer Kirche neuen Stoff zur Lästerung und Anfeindung und Verdächtigung der Rechtgläubigen geben wird — im Angesichte eines solchen Falles muß es ausgesprochen werden — offen und ohne Furcht: nicht ein Diener des Wortes, nicht ein Mitglied unserer Kirche war er, der die grauenvolle Tat begangen — nein! Mit diesem Manne hatte die Kirche, hatten wir nichts mehr zu schaffen; er war abgefallen, er hatte sich selbst losgesagt von unserer Gemeinschaft, er hatte sich ausgestoßen in seinem Herzen; er war nicht mehr der Unsere — und darum fällt auch uns die Schuld nicht zu, als hätten wir nicht gewacht und nicht um ihn gesorgt. Heimlich, hinter unserem Rücken, hat er sich von uns gestohlen, ist übergelaufen in das Lager des Antichrists. Uns kann die Verantwortung für solches Tun, welches das Licht scheut, nicht aufgebürdet werden. Auf ihn allein und auf das Haupt derer, die etwa um sein heimliches Denken und Sinnen gewußt haben — fällt die Verantwortung dieser Tat.

„Und nun laßt mich einer Persönlichkeit gedenken, Geliebte, die zu schwach, zu gebeugt, zu tief im Innersten

getroffen ist durch den Schmerz, um an diesem Orte erscheinen zu können, die aber im Geiste mit uns ist: der Mutter, der unglücklichen, beklagenswerten Mutter des Toten laßt mich gedenken.

„Auch sie, die seinem Herzen am nächsten gestanden, seine Mutter, die ihn geboren, die ihn geliebt und erzogen, die ihn der Kirche zugeführt hat, diese echte Christin, die wir kennen als eine treue Magd des Herrn und erprobte Anhängerin unserer Lehre, auch diese Frau steht ratlos vor einem solchen Ereignisse. Ihr Sohn, ihr geliebter Sohn, die Stütze ihres Alters, ihr Liebling, ihr Stolz, ihr einziges Kind — ihr Moritz — das Ebenbild ihres frühverstorbenen, geliebten Gatten — er, der ihren Herzenswunsch, ihr erträumtes hohes Ideal erfüllen sollte, ein Diener des Herrn und seiner Kirche zu werden — dieser ihr Sohn liegt vor ihr, abtrünnig — gottlos dahingefahren — selbstentleibt. — Sie kann es nicht fassen; dieser junge, vielverheißende Stamm, an den sich ihr dem Grabe zureifendes Leben anlehnen wollte, dieser Stamm ist umgemäht — und noch schlimmer, sie muß erkennen, daß der, den sie für fromm und gut gehalten, daß der innerlich angefressen war von dem Wurme des Zweifels. -- Ihr Sohn ist gottlos gewesen, und jetzt, wo die Hülle gefallen, gähnt sie die entsetzliche Leere dieser Seele an — ausgebrannt, verzehrt bis aufs innerste Mark durch den Unglauben.

„Und so hat diese Mutter die inhaltschwere Frage an mich gerichtet: Wie ist es möglich! Wie hat er mir das antun können? — Ich habe ihr keine Antwort darauf geben wollen, der unglücklichen, schwer geprüften Mutter. Sie bedarf der Schonung; für ihr Ohr ist nicht alles bestimmt, was wir, seine Amtsbrüder, seine Vorgesetzten, von ihm urteilen. Aber wir — unter

uns — wollen uns die Wahrheit offen gestehen, wir wollen nicht beschönigen und nichts verschweigen, wir wollen dieser Sache, die mancherlei Rätselhaftes enthält, bis auf den tiefsten Grund gehen.

„Der Tote war mir anvertraut, er war einer meiner Diözesanen. Der Fall ist mir tief ans Herz gegangen, glaubt mir das, meine Brüder. Mir ist es gewesen wie einem Vater, dem der Blitz einen Sohn vor den Augen erschlägt, — wie der Henne, der ein heimtückischer Raubvogel eines ihrer Küchlein raubt. Ich darf es sagen: im Laufe eines Lebens, das ich im Dienste unserer geliebten Kirche zugebracht, in meiner gesamten, langjährigen und an Sorgen nicht armen Amtstätigkeit ist das die schmerzlichste Heimsuchung, die der Herr über mich geschickt hat. Viel und anstrengend habe ich nachgedacht in den letzten Tagen; habe es nicht an Fleiß und Bemühen fehlen lassen, habe mit heiligem Ernste nachgeforscht, habe die Gewohnheiten des Toten, seine Lebensweise, sein körperliches und geistiges Wesen erkundet, habe mich vor allem auch mit Leuten besprochen, die den Toten gekannt, um eine Erklärung seiner rätselhaften Tat zu finden — eine Entschuldigung, wenn ihr so wollt, seiner Sünde — eine Antwort vor allem auf die Frage, die uns alle beschäftigt und die noch oft an uns gestellt werden wird: welcher Art war der Seelenzustand, die geistige Verfassung eines Menschen, der eine solche Tat zu begehen vermochte?

„Nun — und da hat sich mir denn unwillkürlich ein Gedanke aufgedrängt — ein Gedanke, zunächst außergewöhnlich, vor dem wir zurückbeben — aber der doch mehr und mehr unsere Seele erobert, ja der uns schließlich beruhigt, weil er das Schrecklichste doch mildert und erklärlicher macht. — Vielleicht ist einem von euch, liebe

Amtsbrüder, dieser Gedanke auch schon gekommen — er liegt nahe — und je mehr ich ihm nachsinne, desto mehr nimmt er mich ein.

„Ich meine, ist es nicht möglich, ja ist es nicht wahrscheinlich und geradezu notwendig, anzunehmen, daß der Verstorbene in der letzten Zeit seines Lebens und vor allem, als er die schreckliche Tat vollführte, die seinem Dasein ein Ende bereitete, daß er da nicht im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte — seines Verstandes war? — Spricht nicht sein scheues, verstecktes Wesen dafür? — das Mißtrauen, die Schroffheit seines Gebarens, die Art und Weise, wie er sich zurückzog von allem Verkehr — seine abweisende Stellung den Amtsbrüdern gegenüber? — Ist das natürlich bei einem jungen Menschen, frage ich — eine solche menschenfeindliche Weltflucht? — Und dann die Art, wie er seine Studien betrieb — nicht theologische — was ja näher für ihn gelegen hätte — nein, Studien auf den abgelegensten Gebieten. — Studien, die keinerlei absehbaren Zweck für ihn hatten, die ihm von keinerlei Nutzen waren — nein, die nur dazu führen konnten, seinen Geist zu verwirren, sein Gemüt zu beunruhigen seine Seele abzulenken von dem Heilswege und ihn selbst untauglich zu machen für seinen heiligen Beruf. Ist das natürlich? — frage ich.

„Meine Lieben, dürfen wir angesichts solcher Tatsachen nicht mit Recht die Vermutung aussprechen: dieser unglückselige Mensch war, als er sich selbst entleibte, nicht bei klaren Sinnen — er hat nicht mit vollem Bewußtsein dessen, was er tat, gehandelt.

„Und ist es so nicht auch viel besser — hat diese Annahme nicht viel Beruhigendes — entlastet sie nicht ihn, und wendet sie nicht das Odium von uns ab, als

seien wir Mitschuldige an seinem Tode? — Dieser Vorwurf ist verkehrt und falsch, und doch wird er uns entgegengeschleudert werden — ich weiß es!

„Schon haben sich vermessene Stimmen erhoben, die behaupten, unsere Kirche und ihre Verfassung sei schuld an diesem Tode. Die Unfreiheit, der Glaubenszwang, der bei uns herrsche, sagen die einen, habe dieses Menschenleben auf dem Gewissen. Denen sei erwidert: unsere Kirche ist frei — wir zwingen, wir vergewaltigen niemanden — wer seine Ansichten mit den unseren nicht glaubt vereinigen zu können, der trete aus; wir halten keinen wider seinen Willen.

„Aber da höre ich andere Stimmen aus einem anderen Lager, die uns zurufen: die übergroße Freiheit, die bei euch herrscht, der Mangel an Disziplin in eurer Kirche, die Lehr- und Denkfreiheit in Glaubenssachen — die verhängnisvolle Nachwirkung der Reformation — das ist der Geist, aus dem heraus solche Taten geschehen, das ist der Boden, auf dem der Unglaube gedeiht.

„Denen antworte ich: Es ist wahr, daß unsere evangelische Kirche nach Wahrheit und Erkenntnis forscht, aber sie lockert nicht die Bande göttlicher Lehre und Ordnung, sondern sie festigt und stärkt sie in den Herzen ihrer Anhänger durch Verständnis und Liebe. Nicht aber kann unsere Kirche verantwortlich gemacht werden für die Tat eines unglückseligen, beklagenswerten Menschen, dessen Geist umnachtet war.

„Meine Lieben, ich will euer Urteil nicht beeinflussen — für mich jedoch ist es klar und steht als unumstößliche Tatsache fest: der Verstand des Beklagenswerten war verwirrt, er mußte verwirrt sein. — Der Unglückliche wußte nicht, was er tat, als er seinem Leben mit eigener Hand ein Ende bereitete. In Wahnsinn ist er dahingefahren.

„Stehen wir hier nicht vor einer erschütternden Tragödie, liebe Amtsbrüder? — So endet der, welcher abfällt vom Glauben. ‚Die Toren sprechen, es ist kein Gott' — aber Gott läßt sich nicht spotten. ‚Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer.' Ist das nicht ein Mene-Tekel in unserer übermütigen, hoffärtigen Zeit, die da meint, Gott sei bereits abgesetzt? Der alte Gott lebt noch! Hier sehen wir seinen Finger!

„Und eine Warnung für uns ist es, liebe Amtsbrüder! Dahin gelangen wir, wenn wir die Überlieferung verachten, wenn wir, der Autorität spottend, unsere eigenen, selbsterwählten Wege gehen. Mit kleinem fängt es an, mit kleinen Zweifeln; da wird dieses oder jenes in Frage gestellt, in diesem oder jenem einer freieren Ansicht gehuldigt – bis eine Schranke nach der anderen fällt, bis schließlich der Glauben verscherzt ist — bis man im Gestrüpp der Irrlehre und des Zweifels nicht mehr weiß, wo aus, wo ein — den Weg zum wahren Heil nicht wiederfindet. — Immer unlöslicher verwickelt sich der Unglückliche in die Schlingen des Unglaubens — der Fuß strauchelt — das Licht des Himmels verdüstert sich, und umgarnt, verstrickt, hoffnungslos verirrt, verzagt er — sinkt die Nacht der Verzweiflung über ihn — und sein Ende ist Selbstmord.

„Und was bleibt uns zum Schlusse übrig? — Worauf weist uns dieses traurigste aller Erlebnisse? — Auf die Allmacht und Allweisheit unseres Gottes weist es uns hin. Wer hier Gottes Walten nicht erkennen will, wahrlich, der muß mit Blindheit geschlagen sein! — Sehet hier den Priester — den abgefallenen, durch die Mächte moderner Irrlehre an seinem Gott irre gewordenen Priester — in Verzweiflung, in dunkler Nacht des Unglaubens, in Wahnsinn hat er geendet.

„Tief erschüttert stehen wir an diesem Sarge. Wehe ist uns um den Toten, wehe auch um seine Mutter, die mit diesem Sohne alles verliert — alles, außer ihrer Gottesfurcht, und die wird ihr ein Trost sein und ein Stab in ihrem schweren Leid.

„Auf Gott blicken auch wir Geliebte. Laßt uns beten!

„Allmächtiger, barmherziger Gott, deine Wege sind eitel Weisheit und Güte, und was du tuest, ist wohlgetan. Deiner Gnade und allgütigem Erbarmen empfehlen wir unsere Toten, — auch diesen Toten. Wir wissen, daß deine Gerichte recht sind, doch deine Gnade, o Vater, müsse unser Trost sein. Daß aber etliche nicht glauben, was liegt daran! Sollte ihr Unglaube deinen Glauben aufheben? Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden. Ewiger, starker Gott, du wollest uns im Glauben stärken, damit wir in deinem Gehorsam wandeln und dir zum Ruhme leben und dereinst, wenn unser Stündlein kommt, selig sterben. Amen!"

Eine Bewegung ging durch die Reihen, als der Superintendent geendet. Es gab Augen, in denen Tränen blinkten; einzelne aus der Versammlung näherten sich dem Ephorus und schüttelten ihm die Hand. Pfarrer Roßbach äußerte wiederholt und so laut, daß es sein Oberer wohl hören konnte: „Eine herrliche Ansprache, große — herrliche Worte!" —

In der Tür erschienen bereits die Träger. Ein Zug sollte nicht stattfinden.

Während die Träger den Sarg nach dem Grabe schafften, stand man in Gruppen zu zweien und dreien umher, in Unterhaltung. Die Rede des Superintendenten war das Thema, welches alle beschäftigte. Das allgemeine Urteil schien dahin zu gehen, daß er sich seiner

schwierigen Aufgabe in bewundernswerter Weise entledigt habe.

Gerland war es während der Rede zumute gewesen, als müsse er auftreten und seinem Oberen ins Wort fallen. Gab es denn noch Wahrheit und Gerechtigkeit im geistlichen Stande, wenn solche Worte geduldet wurden?! — Und niemand schien seine Empörung zu teilen. Im Gegenteil, man gab dem alten Manne recht; seine Worte schienen zu befriedigen, zu beruhigen. War das böser Wille, bewußte Heuchelei oder war es nur Gedankenlosigkeit, die sich mit jeder Auslegung, auch der absurdesten, zufrieden gibt, wenn sie nur bequem ist — mundgerecht gemacht wird — und unangenehme Tatsachen verhüllt? —

Fröschel in Wahnsinn gestorben! Eine größere, plumpere Lüge war nie verbreitet worden. Gerland hatte der Atem gestockt, als er merkte, worauf der Superintendent mit all den phrasenreichen Vorbereitungen hinaus wollte. — Fröschel unzurechnungsfähig in geistiger Umnachtung geendet! Gerland hatte sich umgesehen; würde denn niemand dazwischenspringen! — Aller Mienen blieben ruhig, alle hingen sie andächtig an den Lippen dieses Alten, der es verstand, in seinem salbungsvollen Redeflusse Logik, Wahrheit, Tatsächlichkeit zu ersäufen und in einer trüben Flut davonzuschwemmen.

Auf viele hatte er gewirkt. Waren denn diese Leute wirklich allesamt Heuchler; oder gehörten sie zu denen, die alles, was sie gern hören, imstande sind, in voller Aufrichtigkeit zu glauben, wenn es nur ihrer Sache, ihrer Anschauung, ihrem Vorteile angepaßt und förderlich ist?

Die Träger schienen inzwischen mit ihrem Geschäfte fertig geworden zu sein. Unter den umherstehenden Amtsbrüdern gab's eine allgemeine Bewegung; nach

einer entfernten Ecke des Friedhofs ging es — dort war das Grab ausgeworfen.

Ein sanfter Frühjahrsregen ging nieder, die Männer knöpften ihre Überzieher fester, und wer einen Regenschirm mit sich führte, spannte ihn auf.

Am Grabe übernahm Polani, als Ortsgeistlicher, die Amtierung. Er sprach einen kurzen Segen und das Vaterunser. Weder Glockenläuten noch Gesang ertönten während der Sarg hinabgelassen wurde. Auf das „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staube", wurde die übliche Handvoll Erde nachgeworfen.

Damit war die kurze Feier beendet. Die Trauergesellschaft lief schnell auseinander, denn jetzt fing der Regen an, stärker niederzugehen.

Gerland hatte sich mit dem alten Pastor Valentin zusammengefunden, sie wollten den Regen abwarten und dann den Heimmarsch antreten — ein gut Stück des Weges hatten sie ja gemeinsam.

Während sie den langen, zypressenbepflanzten Hauptweg des Kirchhofes hinabschritten, hörte Gerland seinen Namen hinter sich rufen. Sich umwendend, erkannte er Polani, der ihm nachgekommen war. „Auf ein paar Worte, lieber Gerland."

Gerland erklärte dem alten Valentin, wo sie sich treffen wollten, ehe er sich Polani zur Verfügung stellte. Des starken Regens wegen traten sie unter ein Vordach, das den Eingang der Kirche schützte.

„Wollen Sie nicht zu uns ins Pfarrhaus kommen, lieber Gerland? — Meine Frau würde sich sehr freuen; Sie sind ein seltener Gast geworden bei uns!"

Gerland lehnte die Einladung mit deutlicher Kühle ab. Er war nicht gewillt, die Entfremdung, welche

nach den letzten Vorgängen zwischen ihm und Polani Platz gegriffen hatte, irgendwie abzuschwächen.

„Schade!“ meinte Polani. „Sie würden den Superintendenten bei uns getroffen haben.“ —

Gerland zuckte die Achseln. Er habe genug von dem Superintendenten gesehen in der letzten Zeit und vor allem gehört, erklärte er bitter.

„Sie fürchten vielleicht, Gerland, der Superintendent könnte nochmals das Ansinnen an Sie stellen, die bewußten Manuskripte herauszugeben. Seien Sie ohne Besorgnis, das hat er sich aus dem Kopfe geschlagen — die Schriften des armen Fröschel sind ja schließlich auch belanglos.“

„Jawohl! Ihr habt es ja fertig gebracht, ihn auch ohne Einblick in seine Schriften für verrückt zu erklären!“ rief Gerland, der die angestaute Entrüstung nicht länger zurückzuhalten vermochte.

Polani lächelte. „Lieber Gerland, an dieser Auffassung des Superintendenten sind Sie selbst zum guten Teil schuld.“

„Wieso — ich?“

„Wenn Sie ihm, wie er es wünschte, Einblick gewährt hätten in Fröschels schriftlichen Nachlaß, so möchte er sich vielleicht eine andere Ansicht über die geistige Verfassung des Toten gebildet haben.“

„Das ist wirklich ein starkes Stück! rief Gerland außer sich. Die Erregung stieg ihm zu Halse. „Einfach Verdrehung aller Tatsachen! Die Manuskripte durfte ich nicht ausliefern, das wissen Sie sehr gut, Polani, der Sie Fröschels letzte Worte an mich gelesen haben. Ich lege Protest ein dagegen — hören Sie, Polani — ausdrücklichen Protest! Die Leichenrede war eine Schamlosigkeit — ein Theatercoup! Und ich will

Ihnen ganz offen meine Ansicht sagen, Polani, was hinter diesem Theatercoup steckt: Angst! Lächerliche, feige Angst — weiter nichts! Angst vor der vorgesetzten Behörde, Angst vor der öffentlichen Meinung. Die nackte Tatsache, daß ein Geistlicher der evangelischen Kirche am Glauben irre geworden und in Verzweiflung seinem Leben ein Ende gemacht hat, soll vertuscht werden. Und da ist man auf den wundervollen Ausweg verfallen, auszusprengen, er sei nicht zurechnungsfähig — er sei nicht bei klarem Verstande gewesen, als er die Tat vollführte. — Gut, sehr gut! Aber ich kann diese Behauptung widerlegen — ich kann beweisen, daß alles, was der Superintendent vorgebracht hat, leere Erfindung ist. Ein Mensch, der wenige Stunden vor seinem Tode einen solchen Brief zu schreiben vermochte, wie ich ihn von Fröschel in Händen halte, gegen dessen Geistesklarheit kann nur böser Wille oder bewußte Heuchelei Zweifel erheben. — Und Fröschels nachgelassene Schriften! — Kirchenfreundlich sind sie allerdings nicht — das ist richtig! — aber ich wünschte manchem von uns die Logik und die Konsequenz des Denkens, die dort aus jeder Zeile spricht. — Ich brauchte diese Manuskripte nur zu veröffentlichen, ich brauchte nur eins von ihnen drucken zu lassen, und der Superintendent steht da gebrandmarkt als lächerlicher Lügner." —

Polani hatte ein eigenartiges, überlegenes Lächeln. „Das können Sie ja nicht, lieber Gerland."

„Warum nicht! Wenn es gilt, Fröschels Andenken gegen Infamie zu schützen! Dafür würde ich schließlich auch riskieren, den Zorn des gesamten Kirchenregiments auf mich zu laden!"

„Und Sie können es doch nicht!" meinte Polani mildspöttisch. „Sie vergessen in Ihrem Eifer, aus welchem

Grunde Sie selbst dem Superintendenten Einblick in Fröschels Nachlaß verweigert haben. Sie erklärten sich für gebunden durch den Wunsch des Toten. Ich meine, das Hindernis, welches Sie Ihrem Oberen gegenüber geltend machten, muß doch wohl auch dem Publikum gegenüber Geltung haben.“ —

Das Argument war unwiderleglich; Gerland sah das sofort ein. Er hatte sich verrannt und in argen Widerspruch gebracht. Es war noch sehr gnädig von Polani, daß er ihn in äußerlich schonender Weise auf den Fehler aufmerksam machte.

Die Überlegenheit dieses aalglatten Gegners hätte einen zur Verzweiflung bringen mögen! Diese kühle, zielbewußte, temperamentlose Ruhe war empörender noch als der geschwätzige Eifer des senilen Superintendenten.

„Ich habe den jungen Menschen mit tiefem Interesse beobachtet vom ersten Tage an, wo er hierher kam,“ sagte jetzt Polani. „Er war mir — ich sage es offen heraus — ein Problem. Ich habe meine Augen nicht von ihm gelassen. Und sehr bald hat sich mir die Überzeugung aufgedrängt, daß dieses Gehirn anders organisiert sein müsse als das anderer Menschen.“

„Darüber haben Sie mir gegenüber nie ein Wort fallen lassen! Ich entsinne mich noch sehr genau der Worte, die Sie gebrauchten, als Sie mir zum ersten Male von Ihrem Diakonus sprachen.“

„Ich auch, Gerland! — Ich entsinne mich gerade dieser Worte sehr gut. Ein außergewöhnlicher, hochbegabter junger Mensch — so ähnlich beschrieb ich ihn wohl; dasselbe sage ich noch jetzt. Er war ein außergewöhnlich von Gott mit Gaben ausgestatteter Mensch — um so größer der Jammer um so viel vergeudete edle Kräfte. Aber sehen Sie, Gerland, das war es ja

gerade — wie soll ich es ausdrücken — überbildet, überreizt — überspannt war dieser Geist. Es war eine Art Höhenwahn, der ihn beseelte. Das Einfache, das Rationelle, womit andere Menschen auskommen, genügte ihm nicht — er war ein geistiger Nimmersatt — unzufrieden, skeptisch — ein unruhiger Kopf; — über die Linie, wo dem gesunden Denker Schranken gesetzt sind, wollte er hinaus — und so verflog er sich ins Leere, wo die Luft zu dünn wird für menschliche Lungen. Ich habe dem Vorgange mit geheimer Sorge zugesehen."

„Und warum, wenn Sie darüber wirklich so klar sahen, sind Sie denn nicht eingesprungen — beizeiten?"

„Die Frage ist durchaus berechtigt, Gerland. Als erstem Geistlichen lag mir die Pflicht ob, den jungen Menschen zu überwachen und ihm mit brüderlicher Liebe beiseite zu stehen. Ich war mir dieser Pflicht bewußt, und ich habe es auch versucht, ihr nachzukommen. Freilich, wenn man eine Hand anbietet, so gehört eben dazu, daß der andere einschlägt. — Fröschel war mißtrauisch von Natur; er hegte, ich weiß nicht welchen Argwohn gegen mich — den Verdacht wohl, ich könnte ihn geistig bevormunden und überwachen. Es war eine krankhafte Furcht vor Beeinflussung, eine Art Verfolgungswahn, wenn man will. Glauben Sie mir, Gerland, alle Funktionen seines Geistes waren übertrieben, überreizt. — Unnatürlich war auch sein Verhältnis zur Mutter. Er liebte sie — gewiß — aber selbst die Liebe zur Mutter wurde vergiftet durch die argwöhnische Furcht vor Beeinflussung. — Die Frau steht mir sehr nahe. — Ich habe oft und ernst mit ihr über den Sohn gesprochen, seine religiösen Zweifel waren ihr ja kein Geheimnis. Sie hoffte auf den Einfluß der Zeit. — Ich ließ sie bei ihrem Hoffen, aber teilen konnte ich es nicht. Mir

ahnte Schlimmes für diesen Geist. Und meine Befürchtungen haben sich ja bestätigt."

„Und teilt denn die Mutter Ihre Ansichten — zweifelt sie an dem Verstande des Sohnes?"

„Das ist eine Frage, Gerland, auf die ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben muß. — Die Frau kannte ihren Sohn besser als irgend jemand. Und ich weiß, daß ihr heißestes Gebet gewesen ist, der Herr möge den im Dunklen Irrenden zurückführen zum Lichte." —

Gerland war still geworden; des anderen Worte gaben ihm zu denken.

Polani entging es nicht, daß er Eindruck gemacht hatte. „Wir sprechen darüber noch ein andermal ausführlicher, lieber Gerland," sagte er. „Ich habe es wohl gemerkt, daß Sie Vorwürfe gegen mich auf dem Herzen hatten in den letzten Tagen – und das schmerzte mich aufrichtig. — Wie gesagt, wir sprechen noch hierüber; vielleicht wird das ein Anlaß für Sie, mich aufzusuchen. Das sollte mich von Herzen freuen. — Ich muß jetzt heim. Auf Wiedersehen!"

XXIV.

Das erste, was Gerland tat, als er am Abende dieses Tages vor seinem Schreibtische stand, war, die hinterlassenen Schriften seines toten Freundes hervorzuholen. Er wollte doch sehen, wer recht habe: die Behauptungen derer, die Fröschel zum Irren stempeln wollten oder seine eigene innerste Überzeugung, wonach dieser Geist klar und gesund gewesen war und sein Denken folgerichtig bis zum letzten Augenblicke.

Und so blätterte er denn in den Manuskripten. Als ihm diese kleine, steile, eigensinnige Handschrift vor die

Augen kam, wurde ihm die ganze Eigenart des Toten wie mit einem Schlage lebendig. Er sah das runde, blasse Knabengesicht mit den matten, hinter den Brillengläsern versunkenen Augen — sah das spöttisch-melancholische Lächeln um die schmalen Lippen zucken — sah ihn die Fingerspitzen in nervöser Hast gegeneinander reiben.

„Krankhaft, anormal, überreizt, überspannt" — all die Worte, die der beredte Polani auf den Toten angewandt hatte, schwirrten Gerland im Kopfe. Dazwischen ertönte das ölige Organ des Superintendenten: „Der Verstand des Beklagenswerten war verwirrt; er mußte verwirrt sein!" —

Und das Gesicht des Toten lächelte dazu bitter ironisch, als wolle er sagen: Hatte ich sie nicht erkannt, die Welt, aus der ich ging? —

Gerland las noch einmal die Titel der einzelnen Aufsätze, sich ihren Inhalt vergegenwärtigend: „Göttliche Vorsehung und menschliche Freiheit." — „Der Mensch ein Geschöpf oder ein Schöpfer Gottes?" — „Über den jüdischen Kern der christlichen Ethik." — „Warum wir einen sogenannten christlichen Staat haben." — „Vom Lachen der Auguren." —

Ein kleines Heftchen, nur wenige Seiten stark, fiel ihm in die Hand, das er bisher übersehen hatte; jede Überschrift fehlte.

Er las folgendes:

„Neulich kam mir ein interessantes Dokument zur Hand: meine erste Predigt. — Ich hatte sie fein säuberlich ausgeschrieben; denn ich wollte sie bei mir tragen, im Falle ich stecken bleiben sollte. Ich nehme die Blätter vor und lese da unter anderem:

„‚Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit

daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man das wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also daß sie keine Entschuldigung haben.

‚„Wir nehmen Gottes Geist wahr an seinen Werken, und diese Werke sind die Welt und die Menschheit. Damit ist nicht nur gemeint die äußere Erscheinung dieser Welt, sondern der Geist, der in ihr lebt und webt, die ewigen Gesetze, die sich uns in der Natur offenbaren — vor allem aber auch das ewige Gesetz, das wir in uns selbst tragen. Gott wird uns offenbar nicht nur im Ursprung der Welt, in ihrer Erhaltung und weisen Regierung, sondern auch in uns selbst, in unserer Vernunft, die nach einem ewigen Grunde alles Seins verlangt, in unserem Gewissen, dessen Mahnung auf ein überirdisches, diese Welt regierendes Gesetz hinweist, in unserem Heilsbedürfnis, das nach einer Erlösung verlangt, in unserem gesamten Geistes- und Seelenleben, das die Unsterblichkeit zur Bedingung hat‘ usw. — Glaube ich das? — Nein! — Habe ich das damals geglaubt, als ich es niederschrieb, um es ein paar Tage darauf der Gemeinde zum besten zu geben? — Nein! Habe ich irgendeinen dieser leichtfertig hingeworfenen Sätze bewiesen? — Nein! — Konnte ich sie überhaupt beweisen? Dreimal nein!

„Das führt mich mit einem Schritte auf den Grundirrtum, den wir alle begehen, Freunde wie Feinde des Christentums, daß wir die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Religion beweisen wollen. Als ob hier etwas zu beweisen möglich oder auch nur notwendig wäre. Jeder Versuch einer Glaubensrettung oder einer Glaubensverneinung scheint mir ein Schlag in die Luft. Religion ist eine innere Tatsache des menschlichen

Geistes, sie ist eine Eigenschaft, eine Fähigkeit; dadurch, daß sie in Wirksamkeit tritt, beweist sie sich selbst.

„Der Glaube ist etwas eminent Praktisches. Er ist eine Tätigkeit und hat, wie jede menschliche Tätigkeit, seinen Zweck.

„Die Entwickelung des Religionsbedürfnisses liegt in der prähistorischen Zeit. Wir sehen die Menschheit als eine religiös begabte Gruppe in die Geschichte eintreten. Der Fromme wird sich über das Woher des Religionsbedürfnisses nicht den Kopf zerbrechen; für ihn ist der Mensch nach Gottes Ebenbild geschaffen und darum von Natur religiös. Der, welcher nicht an Wunder glaubt, muß hier seine Zuflucht zur Hypothese nehmen. Durch Analogie wird er darauf geführt, daß die Mutter der Religion die Not ist. Wann fühlen wir am stärksten das Bedürfnis, in die Spuren unserer Ahnen zurückzufallen — religiös zu werden? — In Zeiten der Not; und das trifft für den einzelnen wie für ganze Völker. Religion ist der Balken, nach dem der Arm sich suchend streckt, wenn die Wogen hochgehen. Oder, anders ausgedrückt, der Glaube fängt da an, wo die Macht des Menschen aufhört. Glaube ist also ein Produkt menschlicher Schwäche.

„Vor allem will der Mensch Hilfe gegen das Leben selbst. Von dem Augenblicke an, wo er über sich und die Welt nachzudenken begann, scheint er das Leben als eine Bürde empfunden zu haben. Da nun aber neben diesem Lebensekel eine merkwürdige Lebenslust und ein eingefleischtes Glücksbedürfnis in der menschlichen Brust wohnen, so hat der anschlägige Kopf des Menschen mancherlei erfunden, um sich über die Lebensqual hinwegzuhelfen. Die beliebteste Medizin aber bleibt immer die Betäubung durch Illusion.

„Das menschliche Hirn ist ungemein erfindungs- und phantasiereich, besonders wo es gilt, sich selbst zu täuschen. Nirgends hat es sich anschlägiger erwiesen, als im Aufstellen religiöser Systeme.

„Alle entspringen sie der einen Wurzel: Glücksbedürfnis des Menschen.

„Neu, genial und epochemachend war die Art und Weise, wie der Nazarener das Erlösungsbedürfnis der Menschen befriedigen wollte. Gott, ein liebender Vater; die Menschen seine Kinder und unter sich Brüder. Dieses Leben unwert und nur eine Prüfung für ein besseres Jenseits. Das Reich Gottes schon auf dieser Welt: in der Gotteskindschaft, der Bruderliebe, in Herzensreinheit, Verachtung der Welt und ihrer Güter und im Streben nach Gottannäherung.

„Diese Lehre übertraf alles bisher an religiösen Erfindungen Dagewesene in zwei Punkten, durch offenes Eingestehen ihres wahren Grundes: Lebensnot, Gefühl der Endlichkeit, Unzulässigkeit aller anderen Hilfsmittel, Furcht vor dem Nichtsein; zweitens durch Veredelung, Verfeinerung der in dieser Not angebotenen Hilfe. Die Hilfe war nicht mehr eine materielle, sondern eine geistige. Sie sollte nicht mehr in einem sinnenfälligen Eingreifen der Gottheit in das Einzelleben bestehen, sondern in gegenseitiger Liebe. — Hingabe von seiten des Menschen, Hinneigung von seiten Gottes. Der himmlische Vater bot seine Gnade an. Und nun kam der feinste Zug des Systems: dem Menschen war es überlassen, ob er die dargebotene Hand annehmen oder ausschlagen wolle. Die Freiheit des Individuums wurde gewahrt, freilich nicht ohne daß die Lehre sich dadurch in Widersprüche verwickelt hätte; die göttliche Vorsehung und Vorausbestimmung widerspricht der menschlichen Freiheit.

„Die ideale Lehre Christi von der Gotteskindschaft aller Menschen wurde aber sehr bald vergröbert, verfinstert und verfälscht. Schon seine Jünger und seine Biographen begannen damit. Aus dem Menschensohne, dem Knechte Gottes, wurde eine Gottheit gemacht. Sein Reich der Brüderlichkeit ward eng eingegrenzt, und nur die, welche an Jehovah, den Vater, und ihn, den Sohn, glaubten, sollten darin Platz haben. Paulus trat auf mit seiner Theorie von der Sündhaftigkeit und der Sühne. Den Wundergarten Christi verwandelte der praktische, in jüdischer Gesetzesherrlichkeit aufgewachsene Römer in nützliches Ackerland. Und Johannes gibt dem ganzen, damals schon in seinen größten und freiesten Gedanken vergröberten Systeme einen besonderen, übersinnlich metaphysischen Anstrich durch die Idee vom fleischgewordenen Logos.

„Taufe, Abendmahl und andere Symbole werden festgelegt; zu Gott dem Vater und Gott dem Sohne noch eine dritte göttliche Person hinzugedichtet — und die christliche Mythologie ist fertig. Der Gott, von dem Christus selbst gesagt: ‚Gott ist ein Geist; die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten‘, war unter ihren groben Händen zu einer anthropomorphen Figur geworden mit einem Metathronos, dem Sohne, und einem Diener, dem heiligen Geiste.

„Und an dieser Trinitätslehre setzen jene widerlichsten, geistlosesten aller Religionsstreitigkeiten ein, welche die an Aberwitz so reiche Geschichte der Theologie aufzuweisen hat. Ob Apologeten, ob Monarchianer — ob ebjonitisch, ob patripassianisch, ob modalistisch — ob Arianer, ob Athanasianer — den so einfachen Sinn der Gottessohnschaft Christi wollte und konnte keiner dieser eifernden Silbenstecher verstehen. Nur eins ist

an der ödesten aller religiösen Zänkereien interessant: wie weltliche Macht, verquickt mit kirchlicher Hierarchie, auf Konzilen und Synoden die Frage, wieviel Götter, wie geartet und in welcher Rangordnung künftig existieren sollten, durch Mehrheitsbeschlüsse und Machtsprüche entschieden und damit die Grundlage des offiziellen Christenglaubens festgelegt hat.

„Und der Rest ist nur noch Ausbauen, Verbauen, Abbrechen, Stützen, Wiederaufrichten, neues Einreißen und Restaurieren.

„Das Christentum war unter theologischer Führung glücklich am entgegengesetzten Ende der Lehre seines Begründers angelangt: ‚Mein Reich ist nicht von dieser Welt.‘ —

„Gewiß muß die Auflehnung der Reformatoren gegen diese Veräußerlichung und Geistesknechtung eine Läuterung genannt werden; aber der Protestantismus war eine halbe Reform, er tat das Reinigungswerk nicht gründlich. Nicht den einigen, von Christus gepredigten Gott stellte er her, vor der Trinitätslehre machte er schonend Halt; die Wunder, die Inspiration, die Symbole und andere Mythen nahm er mit hinüber aus dem Pseudochristentum des Mittelalters. So blieb auch diese religiöse Revolution in den Kinderschuhen stecken, sie versandete und verflachte, und der Grundsatz: Rechtfertigung allein durch den Glauben, verknöcherte, da eben dieser Glaube von neuem an den Buchstaben gebunden wurde. Und nicht einmal das gelang den Reformatoren, die Religion auf eigne Füße zu stellen, sie aus der verderblichen Verquickung mit anderen Mächten zu befreien. Sie bedurften des weltlichen Armes zum Schutze der Religion, und so verrieten sie unbewußt den Reformationsgedanken. In der wider-

natürlichen Umarmung von Kirche und Staat mußte der Geist erdrückt werden. Der Staat tut nichts umsonst; für den Schutz, den er gewährt, verlangt er eine Gegenleistung, und diese heißt: Stützen seiner Autorität. Und so entstand das widersinnige Gebilde der Landeskirche; die Religion erniedrigt zur Magd der Politik — benutzt als Damm gegen allerhand gesellschaftsfeindliche, staatsgefährliche Regungen — recht eigentlich eine Ausgeburt der Angst.

„Nach wie vor wird eine rein geistige, innere, private Angelegenheit des Menschen, sein Glaube, zu einer offiziellen, der Einmischung weltlicher Mächte preisgegebenen Frage gemacht. Aller Kirchlichkeit, ob katholisch, ob lutherisch, ob reformiert, ist eines gemein: Bindung des Geistes an die Lehrautorität.

„Wieder der große Grundirrtum: als ob sich der Glaube binden ließe — als ob man ihn einbläuen oder künstlich erzeugen könnte. Allerdings das Lippenbekenntnis — das Namenchristentum, die lassen sich wecken und durch künstliche Mittel am Leben erhalten.

„Auf diesem faulen, lügnerischen Grunde ruht unsere jetzige Kirche. Darum glaube ich nicht an ihren Bestand. An dem Widerspruche gegen ihr eigenstes Wesen, an der Veräußerlichung und Verweltlichung, an der Lüge wird sie zugrunde gehen. Die Füße derer, die sie begraben werden, sind vor der Tür."

XXV.

Am nächsten Morgen erschien ein Mann im Pfarrhause, dessen Physiognomie Gerland nicht unbekannt war, doch wußte er nicht sofort, mit welchem seiner Parochianen er diese ausgemergelte Gestalt, das hohl-

wangige, bartlose Webergesicht identifizieren sollte. Der Mann mußte ihm erst seinen Namen nennen: Karl Heinze aus Eiba. — Richtig! der Sohn der alten Märzliebs-Hanne.

„Nun, was bringen Sie mir, Heinze? — Vor allem, wie geht es Ihrer Mutter?"

„Ich wollt ack, Herr Paster — und de Mutter is och gastern gesturba." —

Die Nachricht kam niederschmetternd und, obgleich die Alte in der letzten Zeit sichtbar dem Ende entgegengegangen war, überraschend für Gerland.

„Warum haben Sie mich denn nicht rufen lassen?"

„Mer wullten — und mer hoan och nach Se geschickt, Herr Paster. De Mutter tat gor su sihre batteln — nee, wenn 'ch ack und 'ch kinnt an Pfarrn nuch a engstes Mal sahn, bevur 's alle werd. — Gih ak und ruf den Herrn Paster, sagte de Frue über mich. Und ich bin och und ha och. — Aber mir sagt's dar Küster schun uf'n halben Wage, Se wiern ne derhema, Se wiern salber uf ne Leicha – sagte der Küster. Nu do bin 'ch umgekahrt, uf heme zu." —

„Wann war denn das, Heinze?"

„Gastern ei dar Fruh, und uf'n Mittch is se gesturba." —

Gerland war es leid um die alte Frau; die Ereignisse der letzten Tage hatten es ihm unmöglich gemacht, sie aufzusuchen. Und nun war sie gestorben, ohne seinen Zuspruch, ohne daß er ihr die letzte schwere Stunde hätte erleichtern können. Nun war sie tot, seine alte Freundin, an deren Frömmigkeit und naiver Gottesfurcht er sich so oft erfreut und erbaut hatte. —

Er fragte den Sohn nach den näheren Umständen ihres Todes, aber aus dem schwachköpfigen Menschen

war nicht viel heraus zu bekommen; er mochte auf dem Wege zum Pfarrhause bereits eingekehrt sein, wenigstens sprach verdächtiger Branntweingeruch, den er verbreitete, dafür. Es fiel dem Geistlichen schwer, mit ihm das zum Begräbnis Nötige zu verabreden. —

Gerland eilte schnurstracks nach Eiba hinauf.

Der äußeren Erscheinung des Hauses merkte man nicht an, daß hier das älteste und würdigste Familienmitglied am Tage zuvor verschieden war und noch unbeerdigt liege; alles ging seinen gewohnten Gang. Das älteste Mädchen hockte barfuß und in Hemdsärmeln hinter dem Webstuhle, wie gewöhnlich, wenn der Geistliche kam, sich mit halb verlegenem, halb dreistem Lächeln hinter der Lade verkriechend. Eines ihrer Kinder saß am Spulrad und spulte. Die Hausfrau bereitete das Essen zu. An sie wandte sich Gerland mit seinen Fragen.

Aus dem ungeschminkten Berichte dieser derben Frau erfuhr er ungefähr folgendes: Die Kranke war während der letzten Tage nicht mehr imstande gewesen, die dargereichte Nahrung bei sich zu behalten. Immer schwächer war sie infolgedessen geworden und hatte oft stundenlang bewußtlos gelegen. Einige Male schon hätten sie geglaubt, die Mutter sei tot, aber sie habe sich doch wieder „gerappelt". Die Tonchen sei dagewesen und habe ihr einen Tee gekocht, und als sie den auch nicht bei sich behalten, habe die Kräuterfrau erklärt, das sei ein sicheres Zeichen, daß es alle mit ihr werde. In der Nacht hätte die Mutter viel „Traume gesahn vun lieben Gutt und vun Herrn Christus, und dan Engeln" — auch mit der verstorbenen Enkelin schien sie wieder Verkehr gehabt zu haben — und mit dem Herrn Pastor hätte sie ebenfalls lebhafte Zwiesprache gehalten. Am Morgen sei sie dann zu sich ge-

kommen und habe nach dem Geistlichen verlangt. Auch die Tonchen hätte geraten, nach dem Pfarrer zu schicken, denn den Abend würde sie nicht überleben. Um ihr noch eine Freude zu bereiten, habe man ihr ihre Lieblingsspeise „Wuchteln“ zubereitet, aber sie habe das Essen zurückgewiesen und erklärt, daß sie nur noch den heiligen Leib ihres Erlösers genießen wolle. Daraufhin habe man nach dem Pfarrer geschickt; aber die Antwort war gekommen, der sei auswärts. Nachher habe es geschienen, als ob es der Mutter angst würde. Immer wieder hatte sie nach dem Verbleib des Geistlichen geforscht und dann auf einmal gefragt, ob denn Gertrud Haußner noch nicht zurück sei und ob die nicht wenigstens zu ihr kommen wolle. Man hätte nach Eichwald geschickt, um der Mutter den Gefallen zu tun, und Gertrud sei auch gekommen. —

„Wie denn!“ fragte Gerland, der seinen Ohren kaum traute, „Doktor Haußners Tochter?“

„Ju, ju! Haußners sein duch wieder zurücke, a Tage a zahne.“

„Und Fräulein Haußner war hier?“

„Ju, ju! Glei is se gekumma, — de Gertrud — weil mer se rufa ließa.“

Gerland war aufs äußerste überrascht. Doktor Haußner und Gertrud wieder in der Gegend! — Und das erfuhr er so gelegentlich.

„Se is ju immer su sihre gutt zu dar Mutter gewast, woas de Gertrud is,“ hieß es.

Die letzten Stunden der alten Frau bekamen doppeltes Interesse für den Geistlichen, seit er wußte, daß Gertrud um sie gewesen war. Er suchte nun erst recht alles, was auf ihr Abscheiden Bezug hatte, in Erfahrung zu bringen.

Die Mutter hatte sich von Gertrud aus Bibel

und Gesangbuch vorlesen lassen, wurde berichtet, manchen Vers habe sie anfangs mit klarer, deutlicher Stimme nachgesprochen; dann seien die Worte immer undeutlicher geworden, bis sie ganz still gewesen. Sie hätten alle gedacht, sie schliefe nur. Gertrud habe es zuerst gemerkt, daß es der Tod sei. Sie hatten die Mutter angefühlt, und richtig, sie war kalt gewesen. —

Gerland verlangte die Leiche zu sehen. Sie lag nebenan in der Kammer. Der Ausdruck der Züge war schmerzlos und zufrieden.

Das war die zweite Leiche, an die Gerland im Laufe weniger Tage gestellt wurde.

Aber welch ein Unterschied! Er drängte sich von selbst auf.

Im felsenfesten Vertrauen auf ihren Gott und Heiland und in seliger Hoffnung auf ein ewiges Leben war diese Alte sanft entschlafen. — Und da drüben, der arme Freund! — er, der höher begabt und höher begnadet, alles vernichtet hatte, was die alte Bettlerin gestärkt und getröstet.

Wer von den beiden hatte recht?

Hatte jene Alte das gefunden, was ihr brechendes Auge in Verzückung gesehen? — Schwebte sie jetzt, ein seliger Geist, in Verklärung, lächelnd im blauen Äther der Ewigkeit? — Oder war das Lichtlein ausgeblasen, bis auf den Stumpf niedergebrannt — dieser verbrauchte, verfallende Körper, das letzte elende Überbleibsel eines siebzigjährigen Daseins voll Not und Sorge?

War dieses Leben mit all seinem Hoffen, Beten und Ringen eine große Torheit gewesen von Anfang bis zum Ende — betrogen die Hoffnung — umsonst das Beten — und jener hatte doch recht, da er einer solchen sinnlosen Farce mit rascher Hand ein Ende machte?

Wieder stand der junge Mann vor dem großen Rätsel, das ihn kalt und versteinend ansah, mit dem unheimlichen Blicke der Sphinx.

*
* *

Die alte Märzliebs-Hanne wurde zu Grabe getragen. Die Beteiligung an dem Begräbnisse war stark. Die Anverwandten hatten bei dieser Gelegenheit ein übriges getan; Chorgesang und Rede am Grabe war erbeten worden.

Prächtiges Frühlingswetter hatte seinen Einzug gehalten. Die alten Linden auf dem Friedhofe leuchteten im Schmucke ihres frühen Blätterkleides.

Der junge Geistliche stand im Ornate und wartete. Von dem oberen Teile des sanft lehnan gelegenen Friedhofes genoß man eine gute Aussicht über die ganze Talmulde. Hinter Breitendorf in einer Wegkrümmung erblickte Gerland jetzt den Leichenzug, eine schwarze, sich windende Schlange. die von Eiba herab zu Tale vorrückte. Ein leichter Windzug trug ihm ein paar verlorene Klänge des Gesanges zu: „Jesus meine Zuversicht und mein Heiland ist im Leben!“ — Ein leichter Schauer lief ihm über den Rücken, trotz des hellen Sonnenscheines, der rings um die Gräber spielte. — „Dieses weiß ich, sollt ich nicht darum mich zufrieden geben? Was die bange Todesnacht mir auch für Gedanken macht.“ — Er war voll Wehmut — voll melancholischen Mitleids mit der Welt und der eigenen Person. Ein Zeichen sich vorbereitender Heilung; die Wunde wollte sich schließen.

Sein Auge ruhte auf Grabsteinen, Holzkreuzen, Glaskugeln und eingerahmten Sinnsprüchen. Da hing manch ein verwelkter Kranz um Gedenktafeln, manch

kindlich törichtes Wort war da niedergeschrieben — unter mannigfachen Zeichen echter Trauer und Liebe standen unnatürliche, geschmacklose Bildnisse. Denn das Landvolk, von Natur derb und nüchtern, zeigt doch in allem, was es erheben und erschüttern soll, einen Zug zur Sentimentalität.

Ein paar Schritte noch stieg Gerland höher. Der Leichenzug war seinen Augen entschwunden. Der Blick des jungen Mannes schweifte hinaus nach den Höhen — klar umrissen lagen sie da. — Ringsum auf den Lehnen grünten die Saaten, die Obstbäume standen umhüllt vom duftigen Brautschleier ihrer jungen Blüte. — Der zweite Frühling war das nun, den er in diesem Tale heraufkommen sah. —

Der Leichenzug kam jetzt die Dorfstraße langsam herab, näher ertönte der Gesang der Schulkinder.

In Eile überlegte der Geistliche noch einmal die Worte, die er am Grabe seiner alten Freundin sprechen wollte. Seiner Rede hatte er den Text aus dem Hebräerbriefe unterlegt: ‚Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes; denn wer zu seiner Ruhe gekommen ist, der ruhet auch von seinen Werken, gleichwie Gott von seinen. So lasset uns nun Fleiß tun, einzukommen zu dieser Ruhe.‘ —

Jetzt war der Zug nicht mehr fern; er sah die Spitze mit dem Kruzifix bereits um die Ecke am Schulhause biegen. Der Geistliche stieg herab, dem Zuge entgegenzugehen.

Das Grab war in einer der tiefergelegenen Reihen ausgeworfen. Dort sah er zu seinem Befremden ein paar weibliche Wesen stehen, städtisch gekleidet — Damen ihrer Erscheinung nach — die eine von ihnen hielt einen Kranz in der Hand.

„Sollte das etwa gar — —?“ Er musterte näher kommend in höchster Spannung die jüngere der beiden Frauen mit schärferem Blicke.

Ja, sie war es! — Er erkannte das weiße Gesicht und die guten Augen wieder, deren Anblick er so lange entbehrt. —

Sie hatten ihn auch bemerkt; er sah, wie Gertrud der anderen in Hast etwas zuflüsterte. Aber jetzt war keine Zeit, sie anzureden; er grüßte im Vorbeigehen zu den Damen hinüber und schritt der Leiche bis zum Eingange des Friedhofes entgegen.

Die Feier ging ihren gewohnten Gang. Der Geistliche brauchte keine besonderen Hebel anzusetzen, um sich in die dem Vorgange entsprechende Stimmung zu erheben. Was er sagte, kam ihm von Herzen. Eines der ältesten und würdigsten Gemeindeglieder wurde mit der alten Hanne in die Grube gesenkt, und er wußte gar wohl, was er an der Greisin verloren.

„Es ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes.“ — Die Worte waren wie geschaffen für dieses Grab.

Viel Weinen und Schluchzen war zu vernehmen ringsum von jung und alt. In die menschlichen Klagelaute mischte sich wunderlich genug das muntere Gezwitscher übermütiger Vögel über ihnen in den Baumkronen. —

Als alles vorüber war, trat Gerland zu den beiden Damen; die ältere war ihm unbekannt, er bat darum, vorgestellt zu werden. „O, das ist gar nicht von nöten!“ rief ein zartes Stimmchen. „Ich kenne Sie sehr gut, Herr Pfarrer Gerland!“ Der Geistliche blickte verwundert auf die kleine, ältliche Person mit dem spitzen Näschen und den dunklen, runden Äuglein. Diese Physiognomie war ihm seines Wissens doch noch nicht

im Leben begegnet. „O ja, ich kenne Sie, Herr Pfarrer! Ich bin Martha Herberge."

Den Namen hatte Gerland allerdings schon gehört. Von dieser Jugendfreundin pflegte seine verstorbene Mutter oft zu sprechen.

„Ja, ja, ich habe Sie gesehen, Herr Pastor, als Sie nicht größer waren als so — bei Ihrer lieben, seligen Mutter. — Jawohl, nicht größer als so waren Sie, ein feines Knäbchen mit langem Lockenhaar." Die letzte Bemerkung war wohl für Gertrud berechnet, die zuhörend daneben stand.

Wie kam diese Martha Herberge mit Haußners zusammen? —

Gerland ließ die Frage einstweilen auf sich beruhen; ihm war es noch wichtiger, von Gertrud zu erfahren, wie sie den Winter verbracht.

Während er langsam mit den beiden Damen dem Ausgange des Kirchhofs zuschritt, brachte er es über sich, die Frage an das Mädchen selbst zu richten.

Wie Musik klang ihm die weiche Frauenstimme ins Ohr. Sie waren in Zürich gewesen, während des Winters, ihr Vater und sie, und hatten in den letzten Wochen noch einen Ausflug nach den norditalienischen Seen unternommen.

Er erkundigte sich, wie ihr die Reise gefallen, was für Wetter sie gehabt. Auf ihre Antworten achtete er kaum. — Von der Seite schielte er neugierig nach ihrer Erscheinung – sie hatte sich entwickelt, war nicht mehr der Backfisch vom vorigen Sommer. Wirklich, etwas erschreckend Damenhaftes hatte sie an sich in ihrem anliegenden Jackett und dem schwarzen Filzhute mit Schleier.

Sofort überfiel ihn eine Art von Neid — von Ärger — von eifersüchtigem Unbehagen — und er wußte

nicht einmal recht weshalb und gegen wen. Wie sie so von der Reise sprach, so selbständig, von so vielen Dingen, die er nicht gesehen. — Wer weiß, was sie erlebt hatte in der langen Zeit! —

Das ältere Mädchen trippelte munter neben den beiden jungen Leuten her; sie schien keine Freundin von langem Schweigen zu sein. Ziemlich unmotiviert mischte sie sich plötzlich in die Unterhaltung, erzählte über Gertruds Reise — von der sie eigentlich nichts wissen konnte — als sei sie selbst dabei gewesen; berichtete dann ungefragt, daß sie eine Cousine von Doktor Haußners verstorbener Frau sei. „Cousine — eigentlich noch mehr Freundin. Die Cousine war nur die Brücke zur Freundin." — Und nun war sie im Fahrwasser harmloser Geschwätzigkeit. Eigentlich lebte sie in Gnadental, im Schwesternhause, aber einmal hätte sie doch die Tochter ihrer lieben Bertha wiedersehen wollen. Und da habe es jetzt gerade gepaßt — und nun sei sie da — und nicht sagen könne sie, wie sie sich gefreut habe, daß der Sohn ihrer lieben Agnes hier Geistlicher sei, Willy Gerland, von dem sie so viel gehört. — Und so ging es weiter. Ein Persönchen wie Quecksilber; das junge Mädchen erschien geradezu gesetzt neben der lebhaften alten Jungfer.

„Das ist also die Kirche!" zwitscherte Martha Herberge. „Und das da wohl das Pfarrhaus? — Nein, die Schule — ach, dort ist das Pfarrhaus. Lieber Gott, wie reizend! Rosen zieht der Herr Pfarrer auch — ach richtig, das erzähltest du mir ja schon, Trudel! — Und die Kirche — kann man mal reingucken? Aber wir müssen ja zurück; der Papa wird sonst böse. Also bis zum Sonntage. Herrlich haben Sie gesprochen, Herr Pfarrer, vorhin am Grabe —

so trostreich und ergreifend. Sie predigen doch am Sonntag — nicht wahr? Was für eine dumme Frage. Nein, den Sohn meiner lieben Agnes so im Talar zu sehen. Es ist zu schön!"

Gerland bekam einen warmen Händedruck.

„Komm, Trudel! Adieu, Herr Pfarrer! Wir kommen am Sonntag in die Kirche!" —

Gerland ging dem Pfarrhause zu. Am Gartentore stehen bleibend, blickte er noch einmal verstohlen nach den beiden Frauen aus. Eben sah er noch Gertruds schlanke Gestalt um die Ecke biegen.

Sie war zurück — Gertrud war zurück! — Nun schien ihm erst wahrhaftig das Frühjahr angebrochen.

XXVI.

Zu Doktor Haußners Besitzung in Eichwald, auf der in früheren Zeiten Dominialrechte geruht hatten, gehörte auch eine Loge in der Breitendorfer Kirche.

Solange Pfarrer Gerland in Breitendorf amtierte, war diese Loge stets leer geblieben. Heute zum ersten Male, als er die Sakristei betrat, fielen ihm, gegen das lichte Fenster gegenüber zwei dunkle Silhouetten sofort ins Auge: Gertrud Haußner und das alte Fräulein von neulich.

Während der ganzen Predigt wurde der Geistliche das Bewußtsein nicht los, beobachtet zu sein. Der Schallverteilung wegen hatte er sich daran gewöhnt, nach jener Loge hin zu sprechen; heute vermied er das — richtete seine Worte nach der Orgel zu. Als er nach dem Amen doch nicht unterlassen konnte, einen Blick hinüber zu werfen, sah er, wie Martha Herberge das Taschentuch zu den Augen führte. —

Die Kirche verlassend, bemerkte er das alte Fräulein, abgesondert von der übrigen Gemeinde, neben dem Kiesweg stehen, der nach dem Pfarrhause führte — offenbar wartete sie dort auf ihn.

Sowie sie Gerlands ansichtig wurde, kam sie auf ihn zu und hielt ihm beide Hände entgegen. „Wunderschön — wunder-, wunderschön!“

Gerland hörte zerstreut lächelnd ihren enthusiastischen Reden zu; ihn beschäftigten ganz andere Gedanken. Wo war Gertrud? — Warum war sie nicht auch geblieben? — Unwillkürlich spähte er nach der Schar der Kirchgänger hinüber, ob er sie dort irgendwo erblicken möchte.

Das alte Fräulein schien seine Gedankenzüge zu erraten. „Das liebe Kind ist nach Eichwald hinaufgegangen. Der Vater durfte so wie so nichts davon ahnen, daß sie in der Kirche war. Sie wissen ja, wie er nun einmal gesinnt ist. Ich bleibe noch zum zweiten Gottesdienst; es war zu schön — zu wunder- wunderschön! Wie herrlich, daß Gertrud das mit anhören konnte.“ —

Man schritt langsam dem Pfarrgarten zu. Die kleine Person, in ihrer fransenverzierten Atlasmantille, trippelte neben dem Geistlichen her. Als sie zur Gartentür gekommen waren, forderte er sie auf, einzutreten und im Pfarrhause den zweiten Gottesdienst abzuwarten.

Voll Begeisterung nahm sie den Vorschlag an. „Daß ich das noch einmal erleben würde — den Sohn meiner lieben Agnes auf der Kanzel, als Diener am Worte —!“ Wieder ein warmer Händedruck und ein inniger Blick.

Gerland führte sie die Treppe hinauf in sein Wohnzimmer. — Da er inzwischen Leute bemerkt hatte, die unten auf ihn warteten, drückte er dem alten Mädchen ein Buch in die Hand und begab sich hinunter ins

Expeditionszimmer, um die mannigfachen geschäftlichen Angelegenheiten zu erledigen, die sich Sonntags zwischen den Gottesdiensten wie gewöhnlich zusammendrängten.

„Ich bin so glücklich, Herr Pfarrer, daß ich einmal unter vier Augen mit Ihnen sprechen kann," meinte Martha Herberge, als Gerland, endlich von Amtsgeschäften befreit, wieder vor sie trat. „Ich hätte so mancherlei auf dem Herzen."

Das zarte Stimmchen paßte zu ihrer Vogelerscheinung. Martha mochte in den Fünfzigen sein; doch machte sie durchaus nicht den Eindruck einer verblühten alten Jungfer. Die kleine Figur erschien wohlproportioniert und zierlich, das feine Gesichtchen war noch immer recht niedlich.

Eine Stelle in der heutigen Predigt sei ihr unklar geblieben, behauptete sie; sie bat den Geistlichen um Aufschluß darüber. Sie sprach lebhaft und mit viel Zungenfertigkeit. Die Technik religiöser Gespräche war ihr durchaus geläufig.

Gerland fühlte sich unwillkürlich an jene Zeit erinnert, wo er als junger Prediger in der Provinzialhauptstadt unter den älteren, heilsbedürftigen Mädchen mehr denn eine Seelenfreundin gehabt hatte. Er mußte lächeln; daß ihn das nun auch hier hinaus aufs Land verfolgte! —

Er wartete immer noch, daß Martha Herberge mit etwas Besonderem herausrücken werde. Er hatte sich nicht getäuscht; allmählich drängte sich die Unterhaltung nach einem bestimmten Punkte hin. Die Augen senkend, zupfte sie an den Fransen ihrer Mantille: „Ich glaube mich nicht zu täuschen, Herr Pfarrer — aber ich meine — wir verfolgen dasselbe Ziel." —

Gerland blickte sie befremdet an. „Wie meinen Sie?"

Sie wurde verlegen. „Ich meinte natürlich nur — daß Sie — weil Sie doch im vorigen Jahre Doktor Haußner aufgesucht haben — und Gertrud hat mir ja auch von Ihnen erzählt. —" Das alte Mädchen verhaspelte sich immer mehr. „Ich meine natürlich nur, daß Sie die beiden bekehren wollen, Herr Pfarrer."

Eine kurze Pause entstand. Gerland antwortete nicht.

Errötend und mit gesenkten Blicken fuhr Martha fort: „Ich würde es gar nicht gewagt haben, Herr Pfarrer, das vor Ihnen zu erwähnen; aber — mir liegt das ja selbst so sehr am Herzen. Ich kann gar nicht sagen, wie bange mir ist um diese beiden Seelen — besonders um Gertrud. — Nicht getauft — denken Sie nur, nicht getauft! — Mit siebzehn Jahren noch nicht aufgenommen in den Bund der Christenheit. Sehen Sie, Herr Pfarrer, das jammert mich — das beängstigt mich so — ich kann des Nachts darüber oft nicht schlafen. Die beiden so in Sicherheit dahinleben zu sehen — es ist doch ein furchtbarer Gedanke!"

Jetzt war der Knoten gerissen; sie sprach frei von der Leber weg, und Gerland hatte die Empfindung, daß sie es ehrlich meine.

„Was kann denn das arme Kind für den Unglauben des Vaters!" rief sie. „Wenn Bertha am Leben geblieben wäre, dann würde es freilich anders sein — sie war ein religiöser Charakter — dann wäre das Kind nicht ungetauft geblieben, das weiß ich! Ich kenne Haußner schon manches liebe Jahr; Sie werden sich vielleicht wundern über das, was ich jetzt sagen will — ich weiß eben nicht — aber ich halte Haußner nicht für schlecht — für unbedingt schlecht kann ich ihn nicht halten — trotz seines Unglaubens."

Gerlands Lächeln verstärkte sich; er erklärte dem

alten Mädchen, daß er Doktor Haußner nach allem, was er von ihm gesehen und gehört, sogar für einen guten Menschen halte.

„Das sagen Sie, Herr Pfarrer!“ rief Martha und riß erstaunt die Augen auf.

„Warum soll ich das nicht sagen?“

„Nun, ich dachte. — Ist Ihnen denn Haußners Geschichte nicht bekannt?“

„Genauer als Sie denken mögen.“

„Wissen Sie auch die Sache mit dem Superintendenten Großer?“

„Jawohl!“

„Und dann später mit Pastor Menke, Ihrem Amtsvorgänger?“

„Alles weiß ich — und trotzdem — ja vielleicht gerade deshalb sage ich: Doktor Haußner ist ein tüchtiger, ehrlicher und im Grunde guter Mann.“

„O, das beruhigt mich — das beruhigt mich unendlich! Sehen Sie, Herr Pfarrer, es wird mir vielfach verdacht, daß ich im Verkehr mit Haußner geblieben bin — nach all diesen Ereignissen. Ja, ich kann Ihnen versichern, mir sind die schwersten Vorwürfe daraus gemacht worden, gerade auch von geistlicher Seite. Aber sehen Sie, ich sage mir: man hat doch als Christ die Pflicht, sich um das Seelenheil solcher Verirrter zu kümmern. Und ich habe mich auch darin nicht irre machen lassen; selbst durch die Worte meines Beichtvaters nicht, der mich ernstlich vor dem Verkehr mit den Abtrünnigen gewarnt hat, wegen der Seelengefahr. — Es ist mir eine große Beruhigung, Herr Pfarrer, daß auch Sie so denken. Sehen Sie, ich kann mir eben nicht helfen; ich fühle mich mit verantwortlich für dieses Kind. Sie werden ja wissen, unter welch traurigen

Umständen die arme Bertha gestorben ist, und nun will er die Tochter in seinem Unglauben aufziehen, er, der der Mutter das Herz gebrochen hat. Aber das läßt Gott der Herr gar nicht zu. — Haußners Pläne mit dem Kinde werden zu schanden werden — ich weiß es! Gott hat wunderbare Wege. Sehen Sie, er hat ihr ja allerhand freie Ideen beigebracht, schon in frühester Jugend, allerhand wissenschaftliche und gottlose Lehren. Ich bin selbst dabei gewesen und habe mit Grauen gehört, wie er dem Kinde die Entstehung der Welt erklärte, und daß alles auf natürliche Weise zugegangen sei. Unser Heiland soll ein Mensch gewesen sein. — Und aus der Naturwissenschaft erzählte er dem Kinde über Pflanzen, Tiere und Steine — und wie der Mensch innerlich aussehe — alles das mußte das Mädchen erfahren; nur das eine, was not tut, davon hielt er sie geflissentlich fern. — Und was hat es ihm schließlich genützt? Er ist mit Gertrud ins Ausland gegangen, weil er nicht wollte, daß sie hier Religionsunterricht genießen solle; das Mädchen hat niemals wirkliche Unterweisung in den heiligen Dingen gehabt. Und sehen Sie, Herr Pfarrer, trotzdem ist sie ein gutes Kind geworden, und ich kann es nicht anders sagen, sie ist voll frommer Wißbegier. — Und dann ist sie ja auch Berthas Tochter. Ich denke immer, die Verstorbene hat dem Kinde ihre Frömmigkeit als köstliches Erbteil vermacht. Gewiß betet die Selige da oben für das Heil ihres Kindes. Und auch ich lasse es ja nicht am Gebete fehlen und tue, was an mir ist, um sie im geheimen vorzubereiten. Und es ruht ein sichtlicher Segen auf meiner Arbeit an dieser Seele. Nun werden Sie begreifen, Herr Pfarrer, wie überglücklich ich war, als ich wahrnahm, daß ich einen Bundesgenossen gewonnen

hatte — daß Sie dasselbe anstreben, was ich seit Jahren betreibe — die Gewinnung dieser Seele für das Reich Gottes." —

„Erlauben Sie, Fräulein Herberge!" fiel hier Gerland ein. „Sie haben da doch zuviel gesehen. Selbst wenn ich gewollt hätte, was Sie mir unterschieben, ich würde gar keine Gelegenheit dazu gefunden haben. Aufdrängen will und darf man sich nicht. Mir ist es bisher versagt geblieben, irgendwelchen Einfluß auf das junge Mädchen auszuüben."

Das alte Fräulein sah ihn auf diese Worte hin, den Kopf nach ihrer Vogelweise ein wenig zur Seite legend, mit unendlich schlauem Blick an.

„Wirklich, gar keinen Einfluß — Herr Pfarrer?" fragte sie.

„Nein! — Mir hat bisher alle Gelegenheit gefehlt."

„Und das Neue Testament von Ihrer seligen Mutter, das ich bei Gertrud gesehen habe?" fragte Martha. — Triumph malte sich in ihren Mienen.

Gerland errötete über und über. Vergessen hatte er jene regnerische Abendstunde nicht, in der er das junge Mädchen von der Bibelstunde nach Haus begleitet hatte. — Daß er das Buch in ihren Händen zurückgelassen, war ihm stets als eine der glücklichsten Eingebungen erschienen.

„Nun ja — allerdings —" stotterte er, „ich gebe zu, das mag wie eine Art Beeinflussung — wie ein Annäherungsversuch von meiner Seite erscheinen — aber — erlauben Sie, daß ich Ihnen das erkläre, Fräulein Herberge!"

„Aber ich bitte Sie, Herr Pfarrer!" rief Martha, die in ihrer Erregung vom Sitze aufgesprungen war. „Ich sagte Ihnen doch schon, wie froh, wie innig beglückt

ich bin, einen Bundesgenossen gefunden zu haben. Wir wollen ja nichts Böses — das Reich Gottes zu mehren, darin kann doch nie und nimmer ein Unrecht gefunden werden. Im Gegenteil! Wir wären strafwürdig, wir beide, wollten wir ruhig mit ansehen, wie dieses Kind ohne Gottes Wort aufwächst. Ein so liebes, gutes Geschöpf — so herzensgut — mein Trudel — und die sollte in der Nacht des Unglaubens verkommen! Wir werden dieses Kind der christlichen Gemeinschaft zuführen. Dazu sind Sie ganz der Mann, Herr Pfarrer; das habe ich neulich schon gemerkt und heute wieder. Gehüpft und gejauchzt hat mein Herz, und die Schauer des Göttlichen haben es erfaßt bei Ihrer Predigt. Und auch bei Gertrud sind Ihre Worte nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen — glauben Sie mir das! Sie hat mir schon von Ihnen erzählt; gleich wie ich diesmal nach Eichwald kam, begann sie von Ihnen, Herr Pfarrer — nun, ich will Sie nicht eingebildet machen. — Wahrhaftig, Gottes Segen liegt ersichtlich auf unserem Tun — das Herz des Kindes ist wohlvorbereitet für die Glaubenssaat.“ —

Sie hatte, vor ihm stehend, seine Rechte ergriffen, die sie mit ihrem kleinen Händchen festhielt, daß er das Blut in ihren Adern klopfen fühlte. — Was doch für eine Leidenschaft in diesem Persönchen steckte! Martha sah ihm mit Blicken in die Augen, die ihn gewiß verwirrt haben würden, wäre sie um dreißig Jahre jünger gewesen.

„Um eins nur möchte ich Sie dringend gebeten haben, Herr Pfarrer — Vorsicht! — Haußner darf von unserem Plane keine Ahnung haben.“

Sie sprach bereits von einem Plane; Gerland war völlig verdutzt.

„Jawohl, wir müssen die Sache ganz im geheimen betreiben; denken Sie doch nur, um was es sich handelt. Gertrud — mein liebes, süßes Trudelchen! O, ich kann Ihnen ja gar nicht sagen, lieber Herr Pfarrer, wie glücklich es mich macht, zu sehen, daß wir uns so ganz verstehen."

Und wieder drückte sie ihm stürmisch die Hände.

Gerland fühlte sich in einer sonderbaren Lage dieser kleinen, exaltierten Person gegenüber; sie hatte ihn eingenetzt, er wußte nicht wie. Er schwankte zwischen dem Gefühle des Unbehagens über die eigene Nachgiebigkeit und der Belustigung, welche ihr Wesen ihm unwillkürlich bereitete.

Um ihren Eifer, der gefährlich werden konnte, ein wenig abzudämpfen, erklärte er, daß hier noch mancherlei zu überlegen sei.

Sie wußte auch diese Antwort sofort zu ihrem Vorteil zu wenden: „Natürlich!" rief sie. „Sehr behutsam müssen wir sein! Wie steht denn in der Schrift: ‚Siehe, ich sende euch wie die Schafe mitten unter die Wölfe; darum seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben.' — Also, nicht wahr, lieber Herr Pfarrer, — wir sind Bundesgenossen?"

Gerland mußte sie jetzt bitten, mit ihm zur Kirche zu gehen, denn die Zeit zum zweiten Gottesdienste war herangekommen.

* * *

Inbrünstige Gebete schickte Martha zum Himmel empor, daß der liebe Gott doch den Arzt ja nicht merken lassen solle, was vorgehe. Vor Haußner hegte die alte Jungfer entsetzliche Angst. Sie hatte manches mit ihm erlebt, sie wußte, daß er von Natur zum Jähzorn ge-

neigt war und nahm an, daß er nicht viel Federlesens machen würde, wenn er hinter ihre Absichten kommen sollte. — Sie wollte ihn vor eine fertige Tatsache stellen, an der er nichts mehr würde ändern können.

Gerlands glaubte sie sicher zu sein; ihren runden Vogeläugelchen, die sie so schamhaft zu senken verstand, war das Interesse des Geistlichen für die Nichte nicht entgangen. Aber sehr bald merkte sie auch, wie unerfahren, unbeholfen und schüchtern in solchen Dingen der junge Mann noch sei; man mußte ihm vorwärts helfen, ihn unterstützen — vor allem ihm Gelegenheit schaffen.

„Ach, wie schön ist es doch jetzt abends auf dem Querwege über Eichwald!" — ließ sie gelegentlich Gerland gegenüber fallen. „Bei Sonnenuntergang — der Blick auf Breitendorf hinab — entzückend! — Ich bin jeden Abend dort mit Gertrud." —

Bis jetzt hatte Gerland allen offenen und versteckten Versuchen der alten Jungfer, mit ihr und Gertrud einen gemeinsamen Spaziergang zu unternehmen, widerstanden. Er wußte, wo hinaus die Bemühungen Marthas wollten.

Im geheimen hatte auch er sich manch liebes Mal mit Gedanken an Gertrud beschäftigt — schon im vorigen Jahre. Das Mädchen hatte beim ersten Anblicke Eindruck auf ihn gemacht. Er ahnte allerhand süße Geheimnisse hinter ihrem kindlich unentwickelten Wesen. Kleine Züge, die er an ihr beobachtet — am Krankenlager — im Verhalten ihrem Vater gegenüber — in der Bibelstunde — hatte er zusammengetragen und sich ein liebliches Bild von ihr gemacht, das er wie ein besonderes Kabinettstück im Herzen trug, zu dem er gern sich flüchtete.

Er glaubte, dieses Mädchen nach den wenigen Malen, wo er sie gesehen, durch und durch zu kennen;

sie war gut, rein und keusch — darauf hätte er schwören mögen. Soweit hatte er sich ihre Erscheinung und ihren Charakter schon zurechtgestutzt, daß sie in allem seinen Wünschen entsprach. Sie war ein gesundes Geschöpf, frisch wie eine Feldblume, gut erzogen, gebildet, dabei einfach, selbständig und in häuslichen Dingen wohlbewandert.

War sie nicht wie geschaffen zur Lebensgefährtin eines Mannes? —

Konnte es denn wirklich ein Unrecht sein, auf ein solches Ziel hinzuarbeiten?

Der Plan, der dem Geistlichen anfangs unheimlich gewesen war, schmeichelte sich mit der Zeit mehr und mehr bei ihm ein. —

Und so fand er sich denn eines Spätnachmittags auf dem Wege nach jenem Platze, von wo aus man nach Marthas Aussage den Sonnenuntergang so schön sehen konnte. Er schritt auf Fußpfaden und Feldrainen quer über Wiesen und an Feldstücken hin — weit und breit kannte er jetzt die Wege in der Umgegend.

Die Leute hielten in der Arbeit inne, wenn der Geistliche an ihnen vorüberkam, sie grüßten und machten ihre Bemerkungen über Wetter und Stand der Feldfrüchte. „Guntagoh" und „Gunabendoh, Herr Paster!" klang's von allen Seiten. Gerland war ein populärer Mann geworden im Breitendorfer Tale. —

„Ich will nicht von hier fort," sagte der junge Geistliche zu sich, im Anblicke dieses redlichen, ihm wohlgesinnten Völkchens. Hier hatte er Liebe gefunden, hier hatte er Grund gefaßt, und immer weiter und tiefer wollte er seine Wurzeln treiben in diesen Boden.

Oben am Rande des Holzes machte er Halt. Hier führte der Querweg, von dem Martha gesprochen, auf dem Kamme hin, durch den gräflichen Forst.

Die Sonne stand noch hoch; er war zu zeitig eingetroffen. Langsam schritt er auf dem Wege hin, nach einigen tausend Schritten umkehrend. Keine Menschenseele zeigte sich um diese Tageszeit hier. Nachdem er dieselbe Strecke noch einige Male hin und zurückgeschritten war, änderte er seinen Plan. In der Nähe war eine Lichtung am Berghange, von dort aus mußte man einen Ausblick auf das Grundstück des Arztes haben.

Richtig, dort unten lag das Haus; er meinte es greifen zu können. Das große Gebäude erschien, von hier gesehen, wie ein Spielzeug. Aus einer der beiden Essen stieg langsam weißlicher Rauch empor. Die hintere Haustür stand offen; der Fußpfad, welcher sich durch die Gartenanlagen zur Höhe schlängelte, war gut zu übersehen, auch ein Stück der Landstraße vor Doktor Haußners Besitzung.

Er setzte sich auf einen vom Sonnenscheine geheizten Granitblock. Vor ihm dehnte sich die Kultur aus; zwischen den Pflänzchen wuchs Gras und mannigfaches Unkraut, die kleinen Bäume häufig vollkommen überwuchernd.

Gerlands botanisches Interesse wurde wach. Aus Erfahrung wußte er, daß auf solchen Standorten die seltensten und üppigsten Exemplare gediehen.

Wenn der hundertjährige Forst dahingesunken ist vor der Axt des Holzfällers, dann tritt mit einem Male ein völliger Wechsel ein; der Waldboden lernt den Himmel aus eigener Anschauung kennen. Keime, die nur darauf gewartet, daß die Riesen fallen sollten, werden munter und schießen in Übermut empor. Die Zwergexistenzen sind jetzt Herren des Platzes und blähen sich in frecher, koketter Pracht, bis ihre Zeit kommt und sie verdrängt werden von einem langsam wachsenden Geschlecht, das zielbewußt und ernst dem Himmel zu-

strebt, schlicht, in einfachem Kleide, ohne seine Kraft in farbenprächtigem Blütenschmucke zu vergeuden. —

Gerland pflückte ein paar Blumen, beinahe unabsichtlich wand er sie zusammen.

Darüber hatte er gänzlich versäumt, das Haus da unten weiter im Auge zu behalten. Erst die purpurne Glut des Sonnenunterganges erinnerte ihn daran, weshalb er eigentlich hier sei. Er verließ die Lichtung. Im hohen Holze herrschte schon gedämpftes Zwielicht. Von Breitendorf herauf hörte er in langgezogenen Schlägen das Abendläuten.

Mißmutig schritt er noch einmal den Querweg hinab. Sein Gang war umsonst gewesen. Marthas Bemerkung konnte ja auch ganz unabsichtlich gefallen sein, und er hatte ihr nur einen besonderen Sinn untergelegt.

Plötzlich hörte er Stimmen tiefer unten im Walde; er lauschte klopfenden Herzens. Lange, ehe er sie sah, konnte er die beiden Frauen sprechen hören. Langsam schienen sie den Berg herauf zu kommen, seinem Auge versteckt durch einen dichten Fichtenbestand. Ein Mädchenlachen hüpfte ausgelassen zu ihm empor — heiße und kalte Ströme jagten ihm vom Herzen zum Kopfe.

Fünfzig Schritt vor ihm in der Wegebiegung tauchten jetzt die Silhouetten der beiden Frauen auf. Gertrud in hellem Sommerkleide und breitkrämpigem Strohhut; daneben huschte Martha in grauer Gewandung — wie ein Fledermäuschen der Dämmerstunde.

Langsam ging er zurück und ließ sich absichtlich einholen.

„Herr Pfarrer!" rief Martha hinter ihm.

Gerland wandte sich.

„Nein, welch reizende Überraschung! — Trudel — der Herr Pfarrer!"

Es war gut für Gerland, daß schon Dämmerlicht herrschte. Er errötete, als er den beiden gegenüber trat. Ihm war unheimlich zumute bei der Komödie. Martha blinzelte ihn mit listigen Äuglein an; Gertrud allein war unbefangen.

Er bot dem Mädchen mit linkischer Verbeugung seinen Strauß an. Gertrud dankte und meinte, sie würde die Blumen zu Haus in Wasser stellen, damit sie die Köpfe wieder aufrichten sollten.

Es stellte sich heraus, daß sie die Namen all der Blumen wußte, und daß auch sie daheim ein kleines Herbarium besitze.

„Das mußt du dem Herrn Pfarrer einmal zeigen, Trudel!" rief die alte Jungfer.

Die Unterhaltung ging mit Marthas Hilfe, die, sobald eine Stockung drohte, mit Fragen rechtzeitig zur Hand war, leidlich flott.

Plötzlich blieb sie stehen. „Ach du lieber Gott!"

„Was ist denn, Tante?"

„Ich habe mein Taschentuch verloren!"

Gerland bot sich an, es zu suchen.

„Nein, nein! — Bleiben Sie nur! Ich kann mir schon denken, wo es liegt! — Bleiben Sie nur bei Gertrud, Herr Pfarrer!"

„Wir helfen dir suchen, Tante!"

„Nein, nein! Ich gehe selbst — mir ist das lieber. Geht nur inzwischen weiter; ich komme euch nach."

Damit war sie auch schon im abendlichen Dunkel verschwunden.

Dem Geistlichen war nicht recht geheuer zumute. Verstohlen blickte er Gertrud von der Seite an; sie wenigstens schien vollkommen arglos. „Wir wollen

langsam gehen," sagte sie, „damit uns die Tante einholen kann."

Und so schritten sie weiter, zwischen den dichten Mauern eines zwanzigjährigen Fichtenbestandes hin. Nur ein schmaler Streifen des Abendhimmels blickte von oben hinein. Die Welt schien weitab zu liegen.

Wie oft in den letzten Tagen hatte Gerland eine Gelegenheit herbeigesehnt, mit dem Mädchen allein zu sein. — In Gedanken war es so einfach gewesen. Und jetzt schien alles so ganz anders, als er sich's gedacht.

Als er in ihr liebliches Gesicht blickte, das unbefangen lächelte, da ihre Augen einander begegneten, fühlte er sich vollständig unfähig zu irgendwelchen Phrasen.

An so viel Naivität scheiterte jede unlautere Absicht. Er kam sich wie ein Dieb vor. Beschämung war es, die ihn plötzlich von jedem weiteren Versuche, die Gelegenheit auszunutzen, abstehen ließ. Er blieb stehen und schlug dem Mädchen vor, umzukehren und die Tante aufzusuchen.

Sie gingen bis an die Stelle zurück, wo man sich getrennt hatte. Keine Spur von Martha.

Gertrud lief voraus und rief mit heller Stimme den Namen der Tante in den Wald hinein. Von einer fernen Baumwand kam es zurück: „Martha — Tante Martha!" — Sie hatte ein kindliches Vergnügen an dem Echo und wiederholte den Ruf immer und immer wieder. Gerland sagte kein Wort.

„Wo kann die Tante nur hin sein?" Von neuem eilte sie vorwärts, Gerland folgte, die elastischen Bewegungen der schmiegsamen Mädchengestalt — wie sie vor ihm her durch die Halbdämmerung huschte — mit Wonne in sich aufnehmend.

Endlich erblickte man Martha. Sie habe ihr

Taschentuch wiedergefunden, berichtete sie und zeigte es vor, zum Beweise.

In dem Blicke, mit dem die alte Jungfer die beiden musterte, lag eine neugierige Frage. Ein Zug von Enttäuschung malte sich in ihrer Miene, als sie weder an dem Geistlichen noch an ihrer Nichte etwas Außergewöhnliches entdecken konnte.

Und nun mußte Gertrud in ihrer Harmlosigkeit auch noch fragen: „Warum bist du uns denn nicht nachgekommen, Tante?" Martha entschuldigte sich damit, daß sie müde geworden sei. „Und darüber haben wir den Sonnenuntergang ganz verpaßt," meinte Gertrud in bedauerndem Tone.

„Nun, die Sonne geht jeden Abend unter, Trudel; das können wir noch oft haben. Ach, und jetzt ist auch immer solch schöner Mondschein, nach neun Uhr, da sitzen wir oben am Kuhsteine — nicht wahr, Trudel? — Sind Sie dort schon mal bei Mondschein gewesen, Herr Pfarrer? — Sie kennen die Bank am Kuhsteine? Der Blick hinunter aufs Tal — die Beleuchtung — wenn der Mond so herüberkommt über die Berge. — Ach, da wird einem immer so schwärmerisch zumute — so — ich weiß nicht wie! — Da schwärmen wir — was Trudel, mein Herzchen? — Sie sind gewiß auch schwärmerisch — ein ganz klein bißchen schwärmerisch — nicht wahr, Herr Pfarrer?" —

* * *

Ein paar Tage schwankte er; dann eines Abends, als die Dämmerung hereinbrach und es ihm gar zu einsam wurde in den vier Pfählen seines öden Junggesellenheims, lief er hinaus, durch das abendliche Dorf, dem Walde zu.

Als er durch den Tannenforst schritt, oberhalb Eichwalds, fielen verräterische Lichtstreifen über seinen Weg. — So war er also schon aufgegangen, der freundliche Mond! — Um so mehr beeilte sich Gerland.

Als er dem Gipfel der Anhöhe näher kam, zügelte er seine Hast, vorsichtig auftretend gleich einem, der auf unerlaubten Wegen geht. — Das Herz klopfte ihm wie einem Schulknaben bei verbotenen Streichen. Durch die letzten Bäume schimmerte schon der graue Felsblock; von der Kuhgestalt hatte diese weit und breit bekannte Landmark den Namen bekommen.

Keine Täuschung! Martha und Gertrud waren zur Stelle; dort saßen sie auf der Holzbank.

Noch einen Augenblick zauderte Gerland; dann faßte er sich ein Herz, trat vor auf den mondbeschienenen Platz.

Martha sprang wie elektrisiert auf. „Da ist der Herr Pfarrer! — Siehst du, Trudel, ich wußte 's doch, daß er kommen würde." — Sie preßte Gerlands Hand mit einem starken Drucke.

Der Geistliche setzte sich zu den beiden.

Es war eine wunderbar klare Mondnacht. Das gemütlich schelmische Vollgesicht stand erst wenige Spannen über der gegenüberliegenden Bergkette. Als ginge Wärme von diesem milden Gestirne aus, so weich und lau strömte die Nachtluft. Kein Wölkchen am Himmel, hin und wieder ein Geflüster in den schlafenden Kronen des nahen Forstes — gleich Traumreden. Massig lag der Fels da, wie ein Haus, breiten Schatten hinauswerfend. In weißem Dunst versteckte sich das Tal. Selbst die silbereingefaßten Berge schienen sich auflösen zu wollen in Duft.

Wie ein Heimchenpaar saßen die beiden Mädchen dicht aneinandergedrückt. — Der Schatten des Felsens

lag über den dreien. Gerland sah ihre Gesichter nicht; aber er fühlte die weibliche Nähe, in beseligter Erregung.

„Denken Sie nur, Herr Pfarrer!" rief das ältere Mädchen, „wir sprachen eben von Ihnen; ich erzählte Gertrud von Ihrem Elternhause, wo ich so manche schöne Stunde zugebracht vor Jahren. — Von Ihrer seligen Mutter — und von Ihrer guten Tante Ulrike. — Können Sie sich noch auf Tante Ulrike besinnen?" —

Ob er sich noch auf Tante Ulrike besann! Ihr altes, rötlich, faltiges Gesicht in der Herrnhuter Haube, das den Knaben stets an gebratene Äpfel denken machte, war eine seiner ersten Kindererinnerungen. Unzertrennlich war die Tante mit Gnadentaler Schmätzchen und Brüderherzen verbunden. Tante Ulrike führte diese Süßigkeiten im Strickbeutel mit sich. „Die backen die lieben Englein im Himmel für artige Kinder," pflegte sie zu sagen.

„Wir saßen in der Kirche nebeneinander," berichtete Martha weiter, „Ihre gute Tante und ich. Durch Ulrike habe ich auch Ihre selige Mutter kennen gelernt und dadurch ja auch gewissermaßen Sie, Herr Pfarrer. — Was wußte Ihre selige Tante nicht für allerliebste Geschichten von Ihnen zu erzählen. Was für ein frommes, sinniges Kind Willy sei. Sie hatte eine Photographie von Ihnen — ich besinne mich noch ganz genau auf die bloßen Ärmchen und die kurzen Höschen."

Hier unterbrach sie ein Kichern der Nichte.

„Sehen Sie bloß! Das Mädchen findet das lächerlich. So oft ich davon erzähle, will sie sich ausschütten vor Lachen. — Trudel, der Herr Pfarrer war doch auch einmal ein kleiner Junge! — Natürlich, wenn man ihn jetzt so vor sich sieht — so groß — und würdig — kann man sich das schwer vorstellen. — Wer hätte damals ahnen können, als mir die gute Ulrike von ihrem

kleinen Neffen Willy vorschwärmte, daß ich dem Knaben noch einmal als geistlichem Herrn begegnen würde — und — unter welchen Umständen — unter welchen ganz besonderen Umständen! — Meinen Sie nicht auch, daß das höhere Fügung ist? — Ich wenigstens erkenne darin den Finger Gottes, ganz deutlich." —

Sie bat den Geistlichen, er möge ihnen doch selbst etwas aus seiner Jugend erzählen.

Gerland begann mit der Beschreibung des väterlichen Hauses, der Eltern, des Kreises von Menschen, der ihn während der ersten Jahre umgeben. Allmählich erwärmte er sich über dem Erzählen. Von allen Seiten schossen ihm Erinnerungen zu; Dinge, Menschen, Ereignisse, an die er jahrelang mit Bewußtsein nicht mehr gedacht, standen plötzlich in Lebendigkeit vor seiner Seele.

Die Spiele der Kinderzeit wurden beschrieben — die ersten Freundschaften — der Tod eines Schwesterchens, das an den Zahnkrämpfen starb — der tiefe Eindruck, den dieses Ereignis auf das kindliche Gemüt hervorgebracht — dann die auf sehr realer Basis gegründete Freundschaft mit dem Zuckerbäckerslehrling von der Ecke — der Kanarienvogel — Emmy, das Stubenmädchen, die er heiraten wollte; deren Weggang, als sie Knall und Fall wegen Diebstahls entlassen wurde, den Knaben zum ersten Male die Tragik des Lebens ahnen ließ. — Dann die Kinder des Oberkirchenrates. Dieser Hermann, den er im Grunde nicht ausstehen konnte, weil er ihm stets als Beispiel von Folgsamkeit und Fleiß vorgehalten wurde. — Wo war der Musterknabe wohl jetzt? Längst verschollen! — Und Ännchen, in die er verliebt war? Seit Jahren verheiratet, Mutter vieler Kinder.

Und nun die Schulzeit, die Prügeleien, die Ränke,

die Streiche. Der Kampf um die Zensuren, das Rennen um den ersten Platz in der Klasse — eine Vorschule für die Rücksichtslosigkeit des Lebens. — Lehrerphysiognomien. — Die großen und kleinen Sünden, die man täglich begangen, aus Dummheit, aus Schwachheit — weil man's nicht besser wußte. Wie anders stellte sich das dem rückschauenden Blicke dar. Welch ein superkluger, frühreifer, kleiner Gernegroß war man gewesen! — Wie hatte man sich die Jugendzeit selbst verdorben und verderben lassen, durch Neid, Lieblosigkeit — Egoismus in jeder Form.

Gerland näherte sich in dem Berichte einem Abschnitte seines Lebens, über den offen zu sprechen er sich gescheut haben würde, selbst wenn er andere Zuhörer als die beiden Mädchen vor sich gehabt hätte. Das ahnungsvolle Aufkeimen der Männlichkeit, die qualvollen Stimmungen — Kämpfe mit der erwachenden Sinnlichkeit — schwüle Ahnungen — erhitzte Phantasien — asketische Anwandlungen — Verzweiflung über die Schwachheit des Fleisches — ein immerwährendes Auf und Ab von heroischen Entschlüssen und jämmerlichen Rückfällen.

Und mitten in diesem Chaos als wichtigstes Erlebnis die Liebe zur Cousine. Die mystische Richtung, in die das Verhältnis zu dem Mädchen ihn geführt. Das Ideal, auf das sie ihn gewiesen — das Christentum, welches als asketischer Zuchtmeister während der nächsten Jahre seine Geißel über dem Jüngling schwang.

Von alledem konnte und wollte Gerland den beiden Frauen nichts verraten. Er überging die Kämpfe dieser Zeit, gab nur einen Bericht von den äußeren Ereignissen.

Vor allem ließ er es sich angelegen sein, ein Bild von dem elterlichen Hause zu entwerfen.

Dem Vater, mit dem er eigentlich nie besonders

gestanden, versuchte er Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er rühmte die Festigkeit seines Charakters, die er oftmals als Härte und Schroffheit empfunden hatte.

Das Verhältnis zwischen Vater und Mutter war ihm immer interessant gewesen; schon als Knabe hatte er Betrachtungen darüber angestellt. Mit dem scharfen Blicke des heranwachsenden Kindes hatte er frühzeitig bemerkt, daß die Eltern nicht in allem einig waren. Der Vater hatte durch tyrannische Pedanterie seine Frau häufig gequält — sie recht eigentlich daran gehindert, ihr sonniges Naturell in ganzer Liebenswürdigkeit zu entfalten.

Der Knabe stand in seinem Herzen immer auf seiten der Mutter. Sie liebte er mit der ganzen Zärtlichkeit, deren ein erwachendes Jünglingsgemüt fähig ist.

Gerland verwandte alle Strahlen von Schönheit, deren er habhaft werden konnte, die Gestalt der Mutter damit zu umgeben — das verblichene Haupt der innig Verehrten zu schmücken.

Martha weinte.

Ihm war mehr daran gelegen, zu erkennen, welchen Eindruck seine Worte auf Gertrud hervorbrächten. Das Mädchen saß auf der äußersten Kante der Bank, ihm zugewandt, mit geöffneten Lippen lauschend. Ihr offenbares Interesse spornte ihn an. Unbewußt wurde er zum Dichter.

Der Mond, der jetzt hoch über ihnen schwamm, war ihm ein stummer Helfer. Seine mildträumerische Gegenwart löste die Seele; der Erzähler ging aus sich heraus, wie er's im nüchternen Tageslichte nimmermehr vermocht hätte. —

Gerland war eben dabei, auseinanderzusetzen, wie er unter dem Mißverhältnisse der elterlichen Charaktere schon als Kind halb bewußt gelitten habe, als Martha

plötzlich, mit einem Ausrufe des Erschreckens, seinen Arm gewaltsam drückte.

Was gab es?

Schritte nahten. „Das ist er!“ sagte Martha mit bebender Stimme.

Eine massive Gestalt tauchte vor ihnen auf. Im vollen Mondlicht stand Doktor Haußner da. Beide Teile starrten einander für Sekunden sprachlos an.

„Dachte mir's doch!“ vernahm er die tiefe Stimme des Arztes, der mit langsamen Schritten näher kam.

Martha hielt in wahnsinniger Angst Gerlands Arm mit beiden Händen umklammert. „Da ist ja Papa!“ sagte Gertrud gänzlich arglos.

Der Geistliche machte seinen Arm frei, schritt dem Manne entgegen. — Eine hastig gestotterte Entschuldigung sollte die Zweideutigkeit der Situation abschwächen.

Haußner antwortete ihm nicht. — „Kommt nach Haus, ihr beiden!“

„Aber, Papachen, es ist doch so schön hier! — Setz dich doch zu uns. Wir sind alle Abende hier.“

„Heute zum letzten Male. — Kommt, ihr beiden — aber sofort!“ Die Stimme des Mannes schwoll zu einem Grollen an, das jeden Widerspruch abschnitt.

Gerland wußte nichts Besseres in seiner Verwirrung als „gute Nacht“ zu wünschen. Martha, am ganzen Leibe zitternd, reichte ihm doch noch die Hand. Gertrud wollte ein gleiches tun.

Ein drohender Ruf des Vaters hielt das Mädchen zurück. —

Die drei verschwanden.

Wie betäubt blieb der Zurückgelassene auf dem mondbeschienenen Platze stehen.

XXVII.

Pfarrer Gerland hatte seinen Plan, für Breitendorf eine Gemeindeschwester zu gewinnen, keineswegs aufgegeben. Immer wieder nahm er den Gedanken vor und liebäugelte mit seiner Ausführung. Die Summe, welche er seinerzeit von einigen städtischen Damen erhalten, war zu gering zur Erreichung des Zweckes. So kam er auf den Gedanken, eine Sammlung durch die Blätter zu veranstalten.

Es gelang ihm, den Gemeindekirchenrat wenigstens dazu zu überreden, daß ein Aufruf aufgesetzt und erlassen werden durfte.

Trotz des warmen Appells an das öffentliche Mitleid ging so gut wie nichts ein. Da inzwischen auch eine abschlägige Antwort von seiten des Kreises eingelaufen war — an den sich der Geistliche um Unterstützung gewandt hatte beschloß er mit dem wenigen, was da war, auf gut Glück einen Anfang zu machen. Irgend ein Zufall, ein außergewöhnlicher Glücksumstand konnte ja eintreten. — Vielleicht gewann er in der Lotterie oder das Herz eines Reichen wurde auf rätselhafte Weise gerührt. — Im Notfalle mußte er selbst eben mit seinem kleinen Vermögen für den Riß stehen.

Er schrieb an die Oberin eines Diakonissenhauses, die ihm von seiner früheren Amtstätigkeit her bekannt war.

Es entspann sich ein längerer Briefwechsel; er hatte die Verhältnisse in der Parochie darzulegen — die Oberin hegte Bedenken, welche beseitigt werden mußten — die Bedingungen wollten festgestellt und Garantien geleistet sein.

Endlich war es soweit; eine Schwester sollte nach

Breitendorf kommen, vorläufig nur probeweise auf ein halbes Jahr. —

Gerland holte die Diakonissin selbst von der Bahn ab.

Auf den ersten Blick war er ein wenig enttäuscht. Ein kleines, junges Ding entstieg dem Coupé dritter Klasse, mit rundem, unbedeutendem Gesichtchen — Farben wie Milch und Blut. — Mit verschämtem Augenniederschlag begrüßte sie ihn.

Die sah nicht aus, als ob sie nach Breitendorf passen werde. Und dabei hatte Gerland der Vorsteherin des Diakonissenhauses doch geschrieben, daß hier ein Augiasstall zu reinigen sei. —

Die Schwester überreichte dem Geistlichen einen Brief von der Oberin. Noch einmal wurde ihm darin das Mädchen besonders ans Herz gelegt, Schwester Elisabeth sei geeignet wie keine andere für eine schwierige Stelle, durch ihre Charakterfestigkeit und ihren Eifer für den Beruf. —

Gerland hatte beim Küster in einer freien Kammer für die Schwester Quartier gemacht. Er führte sie selbst in die Wohnung ein. Im stillen bangte er, daß sie an der Dürftigkeit des Raumes Anstoß nehmen möchte; aber das zufriedene Lächeln, mit dem sie die enge Kammer betrachtete, befreite den Geistlichen von dieser Sorge.

Gegen Mittag war Schwester Elisabeth eingetroffen. Da sie eine längere Eisenbahnfahrt hinter sich hatte, riet ihr der Geistliche, sich auszuruhen. Aber schon am Nachmittage begegnete er ihr im Dorfe, wie sie im schwarz und weißen Berufskleide, die Röcke wegen des Schmutzes hochgerafft, mit starken Lederschuhen, die Straße hinabschritt, als neue Erscheinung von den Dorfleuten natürlich neugierig angegafft: „Saht ack — nee, saht ack — dan Pfarrn sene Diakonusse!“ —

Gerland schloß sich ihr an und nahm die Gelegenheit wahr, sie in die örtlichen Verhältnisse einzuführen. Er machte die Schwester auf die Lebensweise der Leute aufmerksam, weihte sie in Gewohnheiten, Laster und Aberglauben ein.

Er wollte das Mädchen nicht schonen. Sie sollte von vornherein inne werden, daß sie an dieser Stelle wenig mit Rosen, aber viel mit Dornen zu tun haben werde.

Um sie sogleich mit dem Allerschlimmsten bekannt zu machen, führte er sie ins Armenhaus. —

Hier wohnte gegenwärtig eine Frau mit fünf Kindern. Das Familienhaupt war wegen Vagabundierens in einer Arbeitsanstalt untergebracht. Die unglückliche Frau hauste einstweilen mit ihren Fünfen, von denen eines ein Säugling, in dem völlig kahlen Raume. Der Ofen in der Ecke des Zimmers war kalt; es gab kein Brennmaterial und nichts zum Kochen. Die Kinder waren tatsächlich in Lumpen gehüllt, die allerorten ihre mageren Glieder durchblicken ließen. Mit blutleeren Gesichtern starrten sie die Eintretenden verwundert aus hohlen Augen an. Eines lag am Boden, in einen alten Kartoffelsack gebettet. Die Mutter saß über dem elenden Säugling zusammengesunken — ein Bild völliger Apathie.

Das waren die Insassen des einen Zimmers.

Jenseits des Ganges wohnten zwei Ortsarme gemeinsam in einem Raume: der taube Tobis und Schunkelernst, der Lumpensammler.

Die beiden alten Junggesellen hausten in diesem Raume bereits seit Jahren, ein würdiges Freundespaar! Sie hatten es sich verhältnismäßig gemütlich eingerichtet. Allerhand merkwürdige Gegenstände schmückten die Wände und lagen in den Ecken umher. Holzstücke, Leisten, Schnitzel, Säcke, Lumpen, Gerümpel jeder Art.

Der taube Tobis war ein sogenannter „Bastelch“. Er bastelte mit äußerst primitiven Instrumenten an aufgelesenen Holzstücken herum, stellte die wunderlichsten Gegenstände aus nichts zusammen, führte gelegentlich wohl auch eine Reparatur aus und verdiente sich auf diese Weise einige Pfennige zu Rauch- und Priemtabak. Er gehörte zu den ältesten Leuten im Dorfe und fehlte trotz seiner Taubheit am Sonntage niemals in der Kirche.

Schunkelernst war auch kein Jüngling mehr. Als kleinem Jungen war ihm das Unglück passiert, von einer Schaukel zu fallen; davon hatte er ein gekrümmtes Rückgrat und seinen Spitznamen wegbekommen. Mit einem schmutzigen Sack, der geradezu ein Teil seiner Person zu sein schien, auf dem Buckel, lief er durch die Dörfer und sammelte alles, wovon sich andere Leute gern trennten. Er stand im Verdacht, gelegentlich auch lange Finger zu machen, doch war ihm ein Diebstahl niemals wirklich nachgewiesen worden.

Die beiden Junggesellen führten gemeinsame Wirtschaft; sie säeten und ernteten nicht, aber sie halfen sich auf ihre Weise durch. Das Holz zur Heizung lasen sie im gräflichen Forste auf, Kartoffeln erbettelten sie sich bei den Bauern. Was sie verdienten, ging für Knaster und Schnaps auf.

Als Gerland heute mit Schwester Elisabeth zu dem Freundespaar ins Zimmer trat, verschwand ein grünliches Fläschchen, das auf dem Tische gestanden, unter Schunkelernsts gewandten Händen.

Der Geistliche hatte einen besonderen Grund, hier zu visitieren. Von Zeit zu Zeit erschienen die beiden abwechselnd auf dem Pfarrhause und bettelten, weil sie angeblich arbeitsunfähig seien; der eine wegen „Reeßens“,

der andere wegen „Kuppangst". Beide hatten es im Erbärmlich-tun zu einer wahren Virtuosität gebracht.

Vom Armenhause ging es weiter, das ganze Dorf durch. In jedes Haus, wo der Geistliche von einem Kranken wußte, trat man ein.

Das Verhalten der Schwester während dieses Ganges erfüllte Gerland mit hoher Befriedigung. Ihr schlichtes Wesen gefiel ihm. Ohne Zimperlichkeit griff sie zu — sagte nicht viel und tat um so mehr — voll Sicherheit und Ruhe — mit dem immer gleichen, zufriedenen Lächeln auf ihrem runden Gesichtchen.

XXVIII.

Nach langem Schweigen ließ Polani endlich wieder etwas von sich hören. Ein Brief aus Annenbad forderte Gerland auf, sich doch einmal sehen zu lassen; wenn möglich zu Tisch. Der Amtsbruder bezeichnete einen bestimmten Tag, der ihm besonders angenehm sein würde; Grüße von seiten der Frau Pastorin waren beigefügt, der Bote wartete auf Antwort.

Polani — die schöne Frau Pastorin — Annenbad! — Das war für ihn wie eine versunkene Welt. Gerland schwankte; sollte er von neuem mit den Leuten anknüpfen? Sie waren ihm so unendlich weit gerückt.

Zweierlei bewog ihn schließlich zuzusagen: einmal der Wunsch, Fröschels Grab in Annenbad zu besuchen, dann eine Art Neugier, sich selbst der Pastorin gegenüber zu beobachten — vielleicht auch der geheime Reiz, ihr zu beweisen, wie gleichgültig ihre Person ihm geworden sei. —

Er fuhr mit einem Bauernwagen hinüber.

Polani empfing ihn im Studierzimmer. Sie hatten

sich nicht gesehen seit Fröschels Beerdigung. Nicht viel mehr als ein Vierteljahr war seitdem verflossen, und doch — beide Männer fühlten es gleichzeitig bei der Begrüßung — sie waren einander fremd geworden. Niemals konnte das alte, vertraute Verhältnis wieder hergestellt werden. — Die Erinnerung an den Toten stand zwischen ihnen.

Es hätte nahe gelegen für die beiden, Erfahrungen und Erlebnisse der letzten Zeit auszutauschen; sie vermieden das, wie auf Verabredung. Seit jenen Verhandlungen über den Fröschelschen Nachlaß mißtraute Gerland dem Amtsbruder — und in Polanis Seele war der Stachel der Beleidigung stecken geblieben. Sie näherten sich einander mit verbindlichem Lächeln auf den Gesichtern, aber jeder für sich mit dem Entschlusse, vor dem anderen auf der Hut zu sein.

Willkommenen Anlaß zu einem Gespräche, das keine Tiefen aufrührte, bot da ein Buch, welches aufgeschlagen auf dem Tische lag: „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage", von einem Kathedertheologen. Man vertiefte sich mit scheinbarem Eifer in das Thema, und beide suchten einander in Entwickelung theologischer Kenntnisse zu überbieten.

Draußen ertönten Schritte. Polani unterbrach sich in einer schwer gelehrten Auseinandersetzung. „Sie werden meinen neuen Diakonus heute kennen lernen, lieber Gerland." —

Wes Geistes Kind würde Fröschels Nachfolger wohl sein? — Gerland blickte dem Neuling mit Spannung entgegen.

Der Eintretende war ein schlanker, gut gewachsener junger Mann, von gesunder Hautfarbe und blondem Schnurrbart. Polani stellte ihn als Diakonus Schwenker

vor. Er war noch nicht allzulange von der Universität fort und hatte kürzlich sein Jahr abgedient. Der Bart vermochte eine Narbe nicht ganz zu verdecken, die sich vom linken Nasenflügel nach dem Ohre hinzog. Seine Kleidung war sorgfältig gehalten.

Also die Laune des Schicksals, die sich oft in Kontrasten gefällt, hatte ein Weltkind zu Fröschels Nachfolger ausersehen. —

Der Diakonus war ganz und gar erfüllt von Landpartien, Konzerten und Tänzereien, die kürzlich innerhalb der Badegesellschaft stattgefunden hatten; er erzählte den beiden älteren Geistlichen voll Wichtigkeit davon.

Nach einiger Zeit erschien die Dame des Hauses.

Sie zeigte sich nicht ohne Verlegenheit beim Wiedersehen mit Gerland. Hinter lebhaften Vorwürfen, daß er sich so lange nicht habe blicken lassen, suchte sich ihre Unsicherheit zu verstecken.

Man ging gleich darauf zu Tisch; Gerland saß zwischen den Wirten. Während sie die Suppe austeilte, streifte sein Blick forschend ihre Erscheinung. — War es Voreingenommenheit? Aber es kam ihm vor, als habe sie verloren. — Die Züge schienen vergröbert. — Er konnte nicht begreifen, daß diese Frau jemals auch nur einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht habe.

Sie machte ein paar Versuche, ihn aus seiner Zurückhaltung hervorzulocken; mit voller Absicht blieb er einsilbig. Sie rümpfte die Nase und meinte, daß er sich sehr verändert habe.

„Das habe ich, in der Tat!" konnte er sich nicht enthalten zu bemerken.

Ob er denn etwas Besonderes erlebt habe, fragte sie und sah ihm scharf in die Augen.

Er schüttelte den Kopf.

Sie wandte sich von da ab nur noch dem jungen Manne an ihrer anderen Seite zu, welcher ihre Zuvorkommenheit besser zu würdigen verstand.

Diakonus Schwenker blieb in einem Lachen; bei eigenen wie fremden Worten, oft auch, wenn gar kein Grund abzusehen war, verzog er den Mund und zeigte dabei prächtige Zahnreihen.

Im Laufe des Gespräches stellte es sich heraus, daß auch die Frau Pastorin an jenen Festlichkeiten teilgenommen, von denen der Diakonus vorhin geschwärmt. Sie sprachen mit intimen Wendungen von gemeinsamen Bekannten und Erlebnissen, die für den Fremden unverständlich blieben.

Gerland blickte gespannt auf Polani; der nahm das Verhalten seiner Frau mit der üblichen Kühle hin. Nur einmal als sie von einem Feste sprach, wo man nachträglich getanzt hatte, hielt er es für notwendig, dem Amtsbruder zu erklären, daß es sich um eine Veranstaltung zu Wohltätigkeitszwecken gehandelt habe.

Polani schlug vor, den Kaffee nach Tisch im Pfarrgarten einzunehmen; aber sie wollte davon nichts wissen. Dort wären so viel Mücken, meinte sie, und dann, der Blick nach dem Kirchhof hinüber sei ihr fatal.

Der Diakonus schien die letztere Bemerkung für einen gelungenen Witz zu halten; er lachte aus vollem Halse los.

Als nach Tisch Gerland und Polani im Studierzimmer allein waren, kam man nach einigen Präliminarien nun doch auf das Thema, das all die Zeit über unsichtbar zwischen den beiden geschwebt.

„Ist Frau Oberlehrer Fröschel noch in Annenbad?“ fragte Gerland.

„Allerdings ist sie noch hier; und, wie es scheint,

will sie ihre Tage hier beschließen. Aus dem Diakonat mußte sie ja natürlich heraus, nach dem Tode des Sohnes. Sie hat sich anderwärts eingemietet."

„Ich hatte daran gedacht, sie heute aufzusuchen."

„Hm — tun Sie das lieber nicht, Gerland!"

„Ist sie nicht in der Verfassung, Besuch zu empfangen?"

„Das schon! — Aber ich kann Ihnen, aufrichtig gesprochen, nicht dazu raten."

„Um sie nicht an ihren Verlust zu erinnern, meinen Sie?" —

„Das ist es nicht!" —

„Ist sie etwa — ich meine — wie steht es mit dem Geisteszustand?" —

„Anfangs — gleich nach dem Tode — muß ich Ihnen offen gestehen, hegte ich dieselbe Befürchtung, die Sie eben andeuten. — Es ist eine eigene Sache. — In den Augen des Psychiaters würde sie vielleicht nicht völlig normal erscheinen in allen ihren geistigen Funktionen. Eine merkwürdige Wandlung hat tatsächlich mit ihr stattgefunden. Auch äußerlich hat sie sich sehr verändert. Sie würden die Frau kaum wieder erkennen, Gerland. — Dem oberflächlichen, gedankenlosen Urteile mag es — als Wahn — als fixe Idee — erscheinen, aber wenn man tiefer blickt, versteht man solche Erscheinungen anders zu deuten. —

„Es ist etwas mehr als ein physiologischer Prozeß. — Schütteln Sie nicht den Kopf, Gerland! Wenn Sie diese Frau kennten, wie ich sie kenne, wenn Sie die Kraft, die Wucht — ich kann es nicht anders nennen — die verzehrende Glut erlebten, mit der sie ringt — wie sie ihre Seele ausschickt — wie sie kämpft mit Gott — wenn Sie das mit ansehen, mit anhören! — Es ist

außerordentlich, dieser Wandel! Denken Sie doch nur, wie die Frau früher war: die Ruhe, Nüchternheit, Gemessenheit in Person. Und so auch im Religiösen — klar und positiv durch und durch — und jetzt droht sie sich ganz in Mystik zu verlieren. So hat das furchtbare Ereignis bei ihr alles um und um gewendet. — Es ist wunderbar, sage ich Ihnen — es gehört zu den Dingen im Leben, vor denen unser Verstand Halt machen muß. — Wo das andere Bereich beginnt, können wir hier eben nur ahnen." —

„Ich möchte sehen, ob sie sich mir gegenüber auch so zeigen wird."

„Wie Sie wollen, Gerland!"

Sie wurden durch die Pastorin gestört, die vom Nebenzimmer herüberkam und einen gemeinsamen Spaziergang auf die Brunnenpromenade vorschlug.

Polani war anderer Ansicht.

Sie warf sich aufs Schmeicheln, streichelte die Hand des Gatten. — Auf Gerland machte es den Eindruck, als ertrage er ihre Liebkosungen wie etwas Lästiges.

Dann versuchte sie es mit dem Fremden; er sollte sie unterstützen gegen den Gatten. — Die Zeiten waren vorbei, wo Gerland ihr jeden Willen nur zu gerne getan hätte.

Sie rümpfte die Nase über die Unliebenswürdigkeit der Männer und ging mit gekränkter Miene. —

Gerland verabschiedete sich bald darauf von Polani und begab sich auf den Kirchhof.

Er fand Fröschels Grab frisch bepflanzt. Am Kopfende stand ein Kreuz von dunklem Diabas. Kein Name, kein Spruch war darauf eingegraben. — Gerland war es lieb so.

Der junge Geistliche suchte kein Zwiegespräch mit der Seele des Toten, wie damals an der Leiche. Er

gedachte des Verstorbenen — versuchte es, sich sein Bild ins Gedächtnis zurückzurufen.

Mit erstaunlicher Deutlichkeit stand die kümmerliche Erscheinung vor seiner Erinnerung. Sein kleines, rundes, blasses Knabengesicht — die tiefliegenden, blinzelnden Augen — das matte Lächeln, der Zug von skeptischer Bitterkeit um den Mund. Sein hastig nervöses Wesen — sein nimmersatter Wahrheitsdrang — sein Glücksbedürfnis und seine Scheu vor der Kälte des Lebens — sein warmes, liebeheischendes, mißverstandenes Herz. — Wo war das alles jetzt? — — —

Was war von diesem eigenartigen Menschen, von dieser Welt voll unendlicher Wunder übrig als die Erinnerung der wenigen, die den kleinen Mann gekannt, die ihn kaum verstanden in seinen Bedürfnissen und Wünschen, und in deren Gedächtnis sein Bild nun bereits zu verblassen begann.

Gerland selbst mußte sich unbegreifliche Gedankenlosigkeit vorwerfen. Wie spät war ihm eine Ahnung davon aufgegangen, was in der Seele seines Freundes vor sich gehe. — Es hatte der rohen Aufklärung durch Tatsachen bedurft, um ihn darüber zu belehren, wie wund die Seele des Unglücklichen gewesen, der neben ihm im Verzweiflungskampf gefochten, bis ihm in seiner Vereinsamung der Lebensmut ausging.

Wie leicht wird der Mensch zum Mörder, ohne es zu wissen! — Durch Worte, Blicke, Reden — durch Unterlassung — durch Kälte — Unduldsamkeit — ja durch bloße Gleichgültigkeit — durch Nichtverstehen!

Sie alle waren schuldig an diesem Toten: Die Mutter — Polani — Gerland selbst.

Hier war ein Mensch im Lebensfroste erstarrt. Nach Licht hatte er gesucht — nach Erkennen — rück-

sichtslos hatte er all die wärmenden Hüllen und Schutzmittel der Illusion von sich geworfen — und war nun doch zu zart und schwach gewesen, die schneidende Kälte eines gottlosen Daseins zu ertragen. Und wenn er Menschen um sich gehabt, die ihn verstanden, die ihn geschützt und getragen hätten! — Wenn seine Vorgesetzten, statt ihn zu peitschen, ihn mit Freundschaft, Verständnis und Takt unterwiesen hätten; wenn seine Mutter, statt ihn mit dem kategorischen Imperativ der Pflicht, mit der unbarmherzigen Forderung kirchlicher Rechtgläubigkeit, zu foltern, ihn erwärmt hätte durch milde, schlichte, alles verstehende und alles verzeihende Weibesliebe — dann vielleicht würde er nicht in Verzweiflung geendet haben. —

Gerland hatte den Gedanken, Frau Oberlehrer Fröschel zu besuchen, nicht aufgegeben. Er traute der Beschreibung, die Polani von ihrem Seelenzustande gegeben, nicht recht.

Fröschels Mutter in trübem Mystizismus untergegangen! — Diese einstmals stolze Natur so herabgeschraubt in ihrer Würde, daß sie aus der Religion ein Beruhigungsmittelchen machte — ein Opiat gegen den Schmerz! — Sich tröstend und hinweglügend über schwere Vorwürfe! Das wollte er selbst sehen, ehe er es glaubte!

Der junge Mann wurde aus seinem Nachsinnen aufgeschreckt durch Stimmen aus dem nahen Pfarrgarten.

Der Kirchhof lag um einige Fuß erhöht, man konnte von hier aus das schmale Pfarrgärtchen gut übersehen.

Ein helles Kleid und ein bunter Schirm — die Pastorin kam vom Hause her den Mittelgang hinab, begleitet von Diakonus Schwenker. Ihr Kichern und sein breites Gelächter klangen durcheinander.

Unwillkürlich war Gerlands Neugier rege geworden;

er lugte scharf hinüber. Die beiden kamen langsam nach vorn. Ihr Gesicht konnte er nicht sehen, da sie sich nach seiner Seite gegen die Sonne deckte. War es Voreingenommenheit? Aber er bildete sich ein, aus ihrem Gange, aus der Art, wie sie schwänzelnd die Röcke warf — Koketterie zu lesen.

Jetzt blieben sie vor einem Rosenstocke stehen; der junge Mann schien ihr mit dem Messer behilflich zu sein, einige Blüten abzuschneiden. Jedenfalls wurde viel dabei gelacht. — Dann schrie sie plötzlich auf, als habe sie sich gestochen.

Gerland sah noch mit an, wie sie dem Menschen eigenhändig eine Knospe ins Knopfloch steckte. Hastig pflückte er ein paar Efeublätter von dem Grabe und eilte von dannen.

* * *

Es fiel ziemlich schwer, die Wohnung von Frau Oberlehrer Fröschel ausfindig zu machen. Sie war in einen entlegenen Teil des Städtchens Annenbad gezogen, dorthin, wo die ärmere Bevölkerung wohnte. Gerland wunderte sich, daß sie so weit entfernt lebte von dem Teuersten, was es jetzt noch für sie gab: dem Grabe ihres Sohnes.

In einem kahlen Hause wohnte sie nach hinten hinaus, mit dem Blick auf einen engen, schmutzigen Hof. Er wollte sich melden lassen, erfuhr aber von den Hausleuten, daß Frau Oberlehrer kein Mädchen halte.

Sie öffnete ihm selbst die Tür auf sein Klingeln. Er vermochte in der verfallenen, gebeugten Gestalt und in dem zusammengeschrumpften, welken Gesicht, das er plötzlich vor sich hatte, kaum die Mutter seines

Freundes mit ihrer ehemals straffen, selbstbewußten Haltung wiederzufinden.

Einen Augenblick zweifelte er, ob die Frau ihn erkenne. Mit leerem Blicke, wie einen Fremden, starrte sie ihn an. Er nannte seinen Namen. Sie nickte. Kein Lächeln der Begrüßung erhellte die maskenhaft starren Züge. Schleppenden Schrittes, das Haupt gesenkt, schritt sie durch den Korridor und öffnete die Tür zur Stube. Ein nüchterner, kahler Raum, der nichts von der Wohlgepflegtheit ihres ehemaligen Heimes an sich hatte.

Die Frau setzte sich, Gerland mit einer stummen Bewegung zum Niedersitzen einladend.

Er war gespannt gewesen, wie er Fröschels Mutter wiederfinden würde. Daß ein Schicksalsschlag, wie er sie betroffen, selbst an ihrem granitenen Charakter nicht spurlos vorübergegangen sein konnte, schien von vornherein klar. Würde der Schmerz ihren Stolz gebeugt, ihre Schroffheiten gemildert haben? Sah sie nun endlich ein, daß sie den Sohn in ihrem Eifern um das Heil seiner Seele nicht zum Guten geleitet hatte? Empfand sie Reue? Verstand sie das Kind jetzt vielleicht besser? Und worin suchte sie Trost?

In ihrem Gesichte war auf solche Fragen keine Antwort zu lesen. Was ruhte auf diesen fest aufeinander gepreßten, schmalen Lippen, hinter dieser bleichen, wie aus Erz gemeißelten Stirn? Wie Reue sah es nicht aus. Eher sprach aus diesen geschlossenen, undurchdringlichen Mienen ein unabänderlicher Entschluß. Ihre Augen blickten den vor ihr Sitzenden fest an, aber Gerland hatte nicht das Gefühl, daß sie ihn sähe. Der Blick ging an einem vorbei, schien in Fernen gerichtet, die nur sie allein sah und sehen wollte.

Er begann vorsichtig von dem, was zu sagen er sich

vorgenommen hatte, sprach von ihrem großen Schmerz und wie er ihr nachfühlen könne, daß dieser Schmerz noch ungemindert sei, wie am ersten Tage.

Die üblichen Worte geistlicher Tröstung, die Gerland Hunderte von Malen den Hinterbliebenen Entschlafener gegenüber angewendet hatte, wollten ihm vor diesem Gesichte, mit seinem tragischen Ausdruck, nicht auf die Lippen.

Und doch wollte er trösten und Hoffnung geben.

Er sagte der Mutter, Gottes Herz sei so groß wie die Welt. Sein Verzeihen gehe über Menschenbegriffe. Gewiß sei der Verstorbene irre geworden am Christentum, aber wer sage uns, daß darum Christus irre geworden sei an ihm! Aus seinen Aufzeichnungen spreche ein so tiefes Heilsbedürfnis, eine solche Verzweiflung über den Abfall und ein solcher Durst nach Erkennen, daß es heiße, klein denken vom allgütigen Gott, wenn man annehmen wollte, solch ehrliches Streben solle sein Vaterherz nicht rühren.

Die Frau schüttelte den Kopf mit einer Energie, die Gerland verstummen machte.

„Er hat mir einen Brief hinterlassen," begann sie leise, aber fest im Ton. „Der Brief ist geschrieben, mich zu beruhigen, mir Sand in die Augen zu streuen. Ich soll auf Gottes Güte hoffen, soll beten. Mein Sohn verweist mich auf die Gnade des Herrn, ebenso wie Sie, Herr Pfarrer! Wie kann man andere auf den verweisen, an den man nicht glaubt? Wie kann Gott Gebete annehmen für einen, der selbst nicht gebetet? Ich hoffe nichts für ihn."

Dieses „Ich hoffe nichts für ihn!" klang furchtbar. Was mußte eine Christin erlebt haben, um das Fundament des Glaubens: die Hoffnung, zu verlieren! Was

mußte eine Mutter durchgemacht haben, bis sie dahin kam, von ihrem geliebten Kind zu sagen: sie gebe seine Seele verloren!

Nun begriff er die gefallene Gestalt, den leeren Blick, den Zug bitterer Entschlossenheit um die schmalen Lippen, die nicht lächeln konnten. Diese Frau hatte mit vollem, klarem Bewußtsein resigniert. Nichts ließ sie mehr an sich heran von Tröstung.

„Ich habe alles verbrannt!" fuhr sie fort. „Alles, was an ihn erinnert: seine Briefe, seine Bücher. Er hat Gott gekränkt, darum soll sein Andenken ausgelöscht werden."

„Aber sein Grab?" rief Gerland. „Sie pflegen doch sein Grab?"

Sie schüttelte das Haupt. „Das tun andere. Pfarrer Polani hat ihm ein Kreuz setzen lassen, gegen meinen Willen. Dem, der vom Erlöser abgefallen, gebührt kein Kreuz!"

Bei diesen Worten leuchtete etwas auf in ihrem erloschenen Auge wie Haß.

Gerland blickte entsetzt auf die Frau. War es dahin mit ihr gekommen? Sie haßte ihr Kind! — Weil der Sohn abgefallen vom Glauben, hatte sie sein Andenken aus ihrem Herzen gerissen. Der Fanatismus der Rechtgläubigen hatte die menschlichste aller Tugenden: die Mutterliebe, ertötet. War dem Gott der Liebe jemals ein schrecklicheres Opfer gebracht worden? — War das noch Christentum? War hier nicht vielmehr das Gegenteil von Christi Lehre der unergründlichen Sünderliebe? War ein Mensch, der so handeln konnte, nicht da angelangt in seinem religiösen Empfinden, wo Religion zum Götzendienst wird, Glaube in Wahnsinn, Liebe in mörderische Wollust umschlägt? —

Es graute dem jungen Manne vor diesem Zerrbild alles Menschlichen, Weiblichen, Mütterlichen.

Hier war jedes Wort der Teilnahme verschwendet, das sah er wohl. Denn der Trost, der jedem Schmerz auf dem Grunde schlummert: das Vergeben-können und Vergessen-wollen, diesen göttlichen Balsam, der alles menschliche Verfehlen ausgleicht und sühnt, den hatte diese Frau sich selbst in eine Schale bitteren Wermuts verwandelt, die sie nun leeren mußte, ihrem stolzen, verhärteten, selbstgerechten Herzen zur furchtbaren Strafe.

XXIX.

Ein paar Tage darauf kam eine alte Frau aufs Pfarrhaus. Gerland kannte die Alte wohl, sie wohnte in Eichwald und arbeitete als Gartenfrau im Grundstücke des Arztes. Voll Umständlichkeit wickelte sie ein Briefchen aus dem bunten Einschlagetuche.

Von Martha Herberge, wenige mit Bleistift hingeworfene Zeilen. Gerland hatte Mühe, die zitterigen Krähenfüße zu entziffern.

„Lieber Herr Pfarrer!

Kommen Sie sofort zu mir. Ich bin sehr krank.

Martha Herberge."

Dann kam noch eine Nachschrift:

„Lassen Sie mich nicht ohne geistlichen Zuspruch — ich flehe!" —

Martha, so plötzlich erkrankt! —

Der Geistliche suchte aus der Botin etwas Näheres heraus zu bekommen; aber die wußte nichts. Der Brief war ihr von der Köchin übergeben worden, mit der Weisung, ihn sofort aufs Pfarrhaus zu tragen.

Würde Doktor Haußner an ihrem Lager sein?

Und wenn etwa Marthas Zustand so schlimm sein sollte, daß sie nach der letzten Speisung verlangte, wie würde sich der Arzt zur Spendung des Abendmahls in seinem Hause stellen?

Ging Gerland vielleicht einem Skandal entgegen — einem Zwist, wie ihn sein Amtsvorgänger mit dem Dissidenten gehabt? — Und wie würde Gertrud sich stellen — würde sie Partei ergreifen — und welche?

Seine Phantasie war geschäftig, ihm die wunderbarsten Möglichkeiten auszumalen. —

Klopfenden Herzens riß er, vor dem ärztlichen Grundstücke angelangt, an dem Glockenzuge. Vom Hause aus kam ihm die Köchin entgegen.

Er fragte nach Fräulein Herberges Befinden. Sie liege im Bette und schwitze. —

Ob Doktor Haußner bei ihr sei?

Der Hausherr sei weggefahren, hieß es.

„Wohl um einen anderen Arzt hinzuzuziehen?"

„Heut morgen ist er weggefahren, in aller Frühe — und mittags hat sie sich gelegt."

Während er, noch im Hausflur stehend, weitere Auskunft von der Person zu erhalten versuchte, kam ein anderes dienstbares Wesen vom ersten Stock herab; Fräulein Herberge bäte den Herrn Pfarrer, sofort zu ihr zu kommen.

Gerland folgte dem Mädchen die Treppe hinauf. Er wurde in ein halbdunkeles Zimmer gewiesen; die Fensterläden waren geschlossen, eine Nachtlampe brannte. Vom hellen Tageslicht in stumpfes Dämmerlicht versetzt, konnte er für den ersten Augenblick gar nicht erkennen, wo sich die Kranke befinde.

Ein zart flötendes Stimmchen belehrte ihn, wo Martha liege.

Aus mächtigen, bauschenden Kissen blickte ein spitzes Gesichtchen. Martha bis ans Kinn verhüllt, eine Nachthaube über dem Haar. An der anderen Seite des Bettes stand Gertrud.

Der Geistliche fragte mit gedämpfter Stimme nach dem Befinden der Kranken. „Ein wenig besser!“ hauchte sie. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, lieber Herr Pfarrer! — Mir war so angst — so fürchterlich angst.“ —

Mit schwacher Stimme bat sie ihn, sich zu setzen. Sie streckte ihre Hand aus den Kissen heraus und griff nach Gerlands Rechter. Glühend lag das magere Händchen in der seinen.

Der Geistliche erkundigte sich teilnahmsvoll, wie das so plötzlich gekommen sei.

„Es ist das Herz — ja, das Herz! Ich habe das manchmal.“ —

„Ganz kalte Hände und Füße bekam die Tante auf einmal,“ flüsterte Gertrud von der anderen Seite herüber.

„Sie hat mich gepflegt, wie der beste Doktor!“ — meinte Martha. „Und dann hatte ich ja auch den Trost, Sie in der Nähe zu wissen, lieber Herr Pfarrer. Wenn solches Kreuz über einen kommt, dann fühlt man recht, was es um das Wort Gottes ist. Hier das gute, liebe Kind hat mir vorgelesen. — Trudel, reiche einmal dem Herrn Pfarrer das Buch! — Nun, so reiche es ihm doch! — Es wird ihm ja nicht unbekannt sein.“ —

Gertrud stand da mit niedergeschlagenen Augen und rührte sich nicht.

Martha richtete sich ein wenig in den Kissen auf, sorgsam die Bettdecke über der Brust festhaltend und griff nach dem Buche, das neben ihr auf dem Tischchen

lag. — In der Tat! Gerland kannte dieses Buch mit dem goldenen Kreuz auf dem Deckel. —

„Hier, Herr Pfarrer! Von Ihrer seligen Mutter haben Sie das zur Konfirmation erhalten. – Und daraus hat mir Gertrud vorgelesen. – O, Kinder — Kinder!"

Sie kam nicht weiter. Tiefe Stille herrschte im Raume; man hörte jeden Atemzug. — Gerland überlief es heiß und kalt. — Er blickte nach Gertrud hinüber, die noch immer dastand, regungslos.

Von der Straße her ertönte Hufgeklapper; plötzlich setzte das taktmäßige Klipp-Klapp aus — man vernahm die Glocke des Gartentores.

„Er!" sagte Martha mit bebender Stimme und versteckte das Gesicht in den Kissen.

Gerland wußte es, das konnte nur Haußner sein.

„Verstecken Sie sich!" flüsterte ihm Martha zu. „Er darf Sie nicht hier finden. Schrecklich ist er, wenn er in Zorn gerät. Verstecken Sie sich!"

Gerland mußte lächeln über dieses Ansinnen. Er fürchtete sich nicht. Daß der Arzt in diesem Augenblicke gerade zurückkehrte, erschien ihm ein Glück. Nun mußte sich ja alles entscheiden. Wie er jetzt handelte, davon hing sein Lebensglück ab.

Er trat auf Gertrud zu. Das Mädchen sah es wohl seinem Mienenspiele an, daß er Großes von ihr wolle. Sie senkte die Augen. Ihr Atem flog.

„Gertrud!" sagte er. „Wenn ich jetzt vor Ihren Vater trete, wird er mich fragen, was ich hier zu suchen hätte. Kann ich dann — darf ich — —" Er zauderte, weil ihm das rechte Wort fehlte.

„Darf ich dann Ihrem Vater sagen, daß ich ein Recht habe, hier zu sein? Darf ich sagen, daß Sie — meine Braut sind?"

Einen kurzen Augenblick zauderte das Mädchen. Wie ein Schauer ging es über ihren jungen Leib. Dann blickte sie auf, sah ihn voll an und sagte: „Ja!"

Gerland legte seine Hand auf die ihre. Sie in diesem Augenblicke zu küssen, verbot ihm Ehrfurcht vor der Größe der Stunde.

„Ich danke dir, Gertrud!" sagte er nur.

Noch einmal drückte er die Hand des Mädchens und ging zur Tür. Er wollte allein vor Haußner treten — Mann gegen Mann würde er zu Gertruds Vater sprechen.

Seine Nerven waren aufs höchste gespannt und doch kam er sich selbst gefaßt, ja beinahe kalt vor. Jener verzweifelte Mut erfüllte ihn, den das Bewußtsein einer unabweisbaren Entscheidung zu geben vermag.

Während er aus der Tür schritt, hörte er Martha ein lautes Gebet anstimmen.

Auch er sprach unwillkürlich einige Gebetsworte, während er die Treppe hinabging — aber es war Lippenwerk; er fühlte das und hörte zu beten auf, seine Energie einzig und allein auf das richtend, was ihm die nächsten Minuten bringen mußten.

Haußner ließ auf sich warten; durch die offen stehende Haustür erblickte Gerland seine vierschrötige Figur am Garteneingang. Er trug ein größeres Paket in Händen, Kutscher und Mädchen folgten ihm mit einigen Ballen.

Gerland sah ihn langsam mit aufgeknöpftem Überzieher auf das Haus zukommen. Nichts entging dem jungen Manne in diesem Augenblicke. Er erkannte, daß Pflanzen in dem Pakete seien. Die Blumenköpfchen guckten oben aus dem grauen Papier heraus.

„Legt das Zeug alles zusammen vors Gartenhaus!"

ließ sich die tiefe Stimme Haußners vernehmen. Es folgten noch einige Befehle, dann endlich betrat der Mann den Hausflur, in dem bereits das Zwielicht der Dämmerung herrschte.

Haußner legte das Paket in die Fensternische neben der Tür, dann streckte er sich gähnend — und erblickte nun erst den Geistlichen. Der Mund blieb ihm offen stehen, er ließ die Arme sinken. — Gerland machte seine Verbeugung.

„Warten Sie hier auf mich?" fragte Haußner.

„Fräulein Herberge ist erkrankt — und hat mich rufen lassen."

„Martha erkrankt! — was?"

„Ich glaube, es liegt kein Grund zu ernster Besorgnis vor, Herr Haußner. — Es wurde dem Fräulein Angst, und da schickte sie nach mir, des geistlichen Zuspruches wegen."

„Das alberne Frauenzimmer!" — Trotz des Halbdunkels konnte der Geistliche in Haußners Mienen den aufsteigenden Zorn erkennen. Der Arzt wollte den Überzieher ablegen, konnte aber damit nicht recht zustande kommen. Gerland sprang zu — wollte ihm behiflich sein. „Lassen Sie das!" damit riß er sich den Paletot mit Gewalt herunter.

„Die ganze Geschichte ist Komödie. Na, wart, dir will ich —" damit schritt er zur Treppentür. Aber Gerland vertrat ihm den Weg.

„Herr Haußner! — Nur einen Augenblick! — Ich bitte um Gehör." —

„Was wollen Sie?"

„Ich muß Sie um einige Worte unter vier Augen bitten. Es ist in unser aller Interesse."

Haußner musterte ihn mit mißtrauischen Blicken.

„Nun — aber ich bitte kurz!"

„Nicht hier, Herr Haußner!"

„Nun, zum Donner —!" der Arzt riß widerwillig eine Tür auf. Gerland trat ein. Es war das nämliche Zimmer, in dem er bereits einmal im vorigen Sommer zu später Abendstunde gewesen.

Der Geistliche blieb an der Tür stehen, den Hut in der Hand. Haußner war etwas tiefer ins Zimmer hineingetreten.

„Was wollen Sie eigentlich?" Gerland zögerte mit der Antwort, bemüht, die passendste Form der Ansprache zu finden. Haußner wandte sich nach ihm mit einem ungeduldigen: „Nun?"

„Herr Haußner, ich betrachte mich als verlobt mit Ihrer Fräulein Tochter."

„Sind Sie toll geworden?"

Kurze Pause. — Der Arzt stand vor seinem Schreibtische, beide Hände auf die Platte gestützt, mit vorgestrecktem Kopfe den anderen anstarrend.

„Jawohl — ich bin verlobt mit Gertrud — seit heute abend."

„Heute abend?"

„Ja!"

Der Arzt machte ein paar unmotivierte Griffe an seinen Kleidern, die ihm auf einmal zu eng zu werden schienen. Die Weste riß er auf, wobei ein Knopf absprang. Gerland sprach ruhig weiter. Haußner griff sich unter den Bart, an den Hals, als wollte er sich dort Luft machen. Mit wuchtigem Tritte schleuderte er einen Stuhl beiseite, der ihm im Wege stand. Schwer atmend kam er auf Gerland zu; seine rotunterlaufenen Augen weissagten nichts Gutes. Er hob den Arm gegen den Geistlichen.

Gerland schwieg und rührte kein Glied. Das Blut summte in seinen Ohren irgendeine sonderbare Melodie, auf die er lauschen mußte, gegen seinen Willen.

Keuchend, mit funkelnden Augen, stand der bärtige Mann da und schüttelte seine Cyklopenfäuste. — Nicht mit einer Wimper zuckte der Geistliche, beinahe heiter war ihm zumute; er wußte es zu genau, daß ihm nichts geschehen könne.

Wie ein empörtes Unwetter löste sich jetzt die Wut bei Haußner. Er sparte nicht an groben Schimpfworten.

Gerland ließ ihn sich austoben. Dem erregten Manne ging endlich der Atem aus; er mußte sich setzen.

Mit voller Absicht dämpfte der Geistliche sein Organ zu einschmeichelnder Weichheit. Er erklärte, die Anschuldigungen, welche der Arzt gegen ihn geschleudert, seien falsch. Der Schein verurteile ihn. — Vor allem aber bat er, daß nunmehr auch Gertrud gehört werde.

„Was soll Gertrud hier?“ fuhr Haußner auf.

„Sie wird bekunden, daß sie sich als meine Braut betrachtet.“

Ein Fluch entfuhr Haußners Lippen. Mit gesenktem Haupte saß er einen Augenblick da, dann sprang er auf, rannte nach der Tür und rief, daß es durch das Haus dröhnte: „Gertrud!“

Das Mädchen kam augenblicklich vom oberen Stockwerke heruntergeeilt. — „Hier herein!“ — Der Vater zog sie am Arme ins Zimmer.

„Gertrud — wie ist das? — Hier dieser — behauptet, mit dir verlobt zu sein.“

„Jawohl, Papa.“

Gerlands Herz jubelte bei ihrem frischen Bekenntnisse. Er hütete sich wohl, etwas zu sagen.

„Infame Kupplerin! — Ich — ich breche ihr die

Knochen entzwei!" — Haußner wollte zur Tür, aber Gertrud hatte sich an ihn gehangen.

„Wo willst du hin, Papa?"

„Laß mich!"

„Nein, Papa, du sollst Tante Martha nichts Böses tun." —

„Laß mich!"

Es entspann sich ein Kampf. Das Mädchen wurde eine kurze Strecke geschleift. — Gerland, dem vor Schreck der Atem stockte, war drauf und dran, ihr zu Hilfe zu eilen.

Da hielt der Arzt inne — er war von selbst zur Besinnung gekommen.

Gertrud richtete sich auf — sie war ganz ruhig; das Haar zurückstreichend, meinte sie: „Papa — wirklich — die Tante kann gar nichts dafür." —

Haußner, der an der Wand lehnte, gab dem Kinde ein Zeichen mit der Hand.

„Soll ich wieder gehen, Papa?"

Er nickte schwerfällig mit dem Kopfe.

Sie huschte von dannen, leicht wie ein Reh. Den Geistlichen, der ihr die Tür öffnete, durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag, als er den flüchtigen Druck ihrer Hand verspürte. —

Haußner schwieg lange.

Gerland hatte keinen Grund, das Schweigen zu brechen.

Endlich begann der Arzt mit rauher Kehle: „Sie haben das wirklich sehr fein eingefädelt — das muß ich sagen! Aber bilden Sie sich nur nicht ein, daß das irgend etwas zu bedeuten hat. — Daß Gertrud ‚ja!' gesagt hat, bedeutet gar nichts! Sie ist erst siebzehn. — Ich bestimme über sie — und von mir bekommen Sie sie nun und nimmer — das sage ich Ihnen!" —

Der ganze Mann war in fürchterlichster Erregung.

Der Geistliche erkannte, daß hier vorläufig nichts zu machen sei. Durch jedes Wort, das er sprach, vermehrte er den Zorn des anderen.

Er entschloß sich, zu gehen.

Nur noch eine Bitte wagte er: daß er am nächsten Tage kommen dürfe.

„Sie betreten mein Haus nicht wieder! Meine Antwort wissen Sie. — Wir sind überhaupt fertig miteinander!" schrie Haußner.

„Und ich werde mir trotzdem erlauben, wiederzukommen," sagte Gerland, sich zur Ruhe zwingend.

„Dann werden Sie die Türen verschlossen finden."

Der Geistliche zauderte noch einen Augenblick. Er wäre gern mit einem freundlicheren Worte geschieden. Aber da der andere beharrlich schwieg, ging er schließlich, ohne eine Antwort auf seinen Abschiedsgruß zu vernehmen. —

Der Abweisung zum Trotze, die er soeben erfahren fühlte er sich ruhig, heiter und im Innersten beglückt.

Gertrud stand ja zu ihm!

* *
*

Am nächsten Morgen — Gerland saß in Kirchenrechnungen vertieft — erschien Doktor Haußner im Pfarrhause.

Der Geistliche sprang erstaunt von seinem Lederstuhle auf — unwillkürlich lachte er dem Arzte entgegen; er konnte in dessen Kommen nur ein gutes Omen erblicken.

Haußner blieb kalt und düster; den Stuhl, welchen Gerland ihm anbot, wies er ab — er könne stehen, meinte er.

„Ich komme hierher, Herr Pastor," begann er, „um

Ihnen nochmals in aller Ruhe — gestern war ich erregt — um Ihnen in Ruhe zu wiederholen, daß ich das, was zwischen meiner Tochter und Ihnen vorgefallen, nicht anerkenne. Gertrud ist nicht in dem Alter, um über sich selbst zu bestimmen."

„Eine Frage, Herr Haußner: was liegt denn gegen mich gar so Schlimmes vor? — Ist es vielleicht, daß ich Geistlicher bin, was mich Ihnen so verhaßt macht?"

Der Arzt lachte höhnisch auf.

„Ich weiß, daß mein Kleid in Ihren Augen keine Empfehlung ist. — Aber schließlich! Warum sollte denn ein Geistlicher nicht wieder gut zu machen versuchen, was andere meines Standes an Ihnen verschuldet haben?"

Haußner stutzte. — „Was wissen Sie darüber?"

„O, ich weiß alles, Herr Haußner! Ich weiß, wie theologischer Fanatismus an Ihnen gesündigt hat. — Nicht jeder von uns ist ein Superintendent Großer oder ein Pfarrer Menke. — Ich weiß es, was Sie dem Manne, der hier vor mir Seelsorger war, vorzuwerfen haben." —

Das Gesicht des Arztes hatte sich verdüstert; er machte eine Bewegung mit den Schultern, als ob er etwas von sich schieben wolle. „Darum handelt es sich gar nicht!" meinte er.

„Es wäre das größte Glück für mich, Herr Haußner, wenn es mir vergönnt würde, Ihnen einen besseren Begriff von unserem Stande beizubringen." —

„Schöne Worte kann jeder machen! — Mit Redensarten lasse ich mich nicht fangen — ich halte mich an das, was ich sehe."

„Und haben Sie denn irgend etwas gesehen, Herr Haußner, das Sie berechtigte, mich mit jenen in einen Topf zu werfen?"

„Sie sind naiv! — Denken Sie denn, man hat keine Augen im Kopfe? — Seit Sie hier im Amte sind, spionieren Sie um mein Haus herum, suchen mich unter den lächerlichsten Vorwänden auf, erzwingen die Bekanntschaft. — Hinter meinem Rücken knüpfen Sie mit Gertrud an, stecken sich hinter die alte Betschwester Martha, geben sich Rendezvous mit den beiden bei Mondschein, dringen, während ich abwesend bin, in mein Haus, um sich mit meiner Tochter, einem halben Kinde, zu verloben. — Das sind ja nur die Dinge, die ich in Erfahrung gebracht habe; was Sie sonst noch angestellt haben mögen, Herr Pastor, um von meiner Tochter das Jawort herauszubekommen, entzieht sich natürlich meiner Kenntnis." —

Gerland stand bestürzt vor diesen Anschuldigungen. So also stellte sich in Haußners Kopfe dar, was er unternommen hatte, um sich Gertrud zu nähern. Diese ganze, ihm allein bekannte Liebesgeschichte, die ihm wie ein heiliges Wunder erschien, galt dem Vater des Mädchens als ein raffiniert ersonnenes, mit Lüge und Kniffen ausgeführtes Intrigenstück. Wie sollte er den tief eingewurzelten Verdacht entkräften, der sich in der Seele dieses Mannes gegen ihn festgesetzt hatte? —

„Herr Haußner, ich bitte eins erwägen zu wollen," begann er, mit Nachdruck sprechend. „Ich würde durch die Verbindung mit Ihrer Tochter manches auf mich nehmen, was nicht leicht für mich zu tragen ist. Gertrud steht außerhalb der Kirche." —

Haußner fuhr unwillig auf.

„Mißverstehen Sie mich nicht!" rief Gerland ihm schnell zu. „Ich erwähne das nur, Herr Haußner, weil diese Tatsache Ihnen doch klar machen muß, daß es egoistische Gründe nicht gewesen, die mich bei der Wahl

geleitet haben. Sie können selbst darüber nicht im Zweifel sein, Herr Haußner, daß ich, so wie die Verhältnisse nun einmal liegen, mein Amt riskiere — ja daß ich es ganz sicher einbüße, wenn ich ein Mädchen heimführe, welches dem christlichen Bekenntnisstande nicht angehört. Sie werden vielleicht von Ihrem Standpunkte aus sagen, damit verlöre ich nichts. — Ich kann Ihnen eben nur versichern: dem ist nicht so! Ich verliere viel — ich verliere nicht bloß die paar Studien- und Kandidatenjahre, wenn ich gezwungen würde, mein Amt niederzulegen — ich verliere meinen Lebenszweck. Der Talar ist mir ein teures Kleid. — Sie mögen das belächeln, aber es ist so! Ich habe auf diesen Beruf losgearbeitet, habe ihn mir erstritten unter vielen Zweifeln und Kämpfen; der Seelsorgerberuf ist mir ans Herz gewachsen. — Ich versichere Ihnen, ich erblicke darin mehr als die Pflicht, Sonntags auf die Kanzel zu treten und eine Predigt zu halten. Ich fasse meinen Beruf als den eines Hirten auf — eines Erziehers." —

Hier unterbrach ihn Haußner durch ein Gelächter.

„Lachen Sie, Herr Haußner? Sie halten alles das für Phrasen? — Das tut mir sehr leid! Ich weiß ja, welche Erfahrungen Sie mit anderen Klerikern gemacht haben — leider! — Aber Sie sollten doch zwischen Person und Person unterscheiden!"

Eine kurze Pause entstand.

„Herr Haußner," begann der Geistliche, bei dem bloßen Gedanken an das, was er jetzt sagen wollte, errötend, „darf ich mir eine offene Frage erlauben? Hegen Sie vielleicht den Verdacht gegen mich, daß ich — aus — wie soll ich es nennen — aus materiellen Rücksichten um die Hand Ihrer Tochter werbe? — Trauen Sie mir das zu?"

„Sie haben recht, Herr Pastor," erwiderte Haußner und blickte ihn mit seinen grauen Augen scharf und feindselig an. „Das traue ich Ihnen zu — und habe ich Ihnen von vornherein zugetraut. — Ihr Pastoren heiratet ja alle nach Geld!" fügte er giftig hinzu.

Gerland fuhr auf, der Cynismus des anderen fing an, seine Galle zu erregen. „Nein, wirklich, Herr Haußner, um Ihr Geld ist es mir nicht zu tun — wahrhaftig nicht! Ich bin nicht reich; aber ich habe so viel, daß ich leben kann. — Auch eine Frau, denke ich, würde ich noch ernähren können; selbst wenn sie mir nichts zubrächte, hören Sie! Ich möchte doch um soviel Gerechtigkeit bitten, daß Sie nicht alles, was Sie gerechtfertigt oder ungerechtfertigt gegen meinen Stand einzuwenden haben, auf mich anwenden. Ich kann doch wohl verlangen, daß meine redlichen Absichten unparteiisch geprüft werden — daß mir nicht von vornherein Motive niedrigster Art untergeschoben werden und mein Charakter verunglimpft wird. Ich meine, das ist nicht gerecht und ist weder meiner noch Ihrer würdig, Herr Haußner!"

Sein Eifer und der freie Ton, in dem er sich verteidigte, hatten doch einigen Eindruck auf den anderen hervorgebracht.

Unruhig im Zimmer auf und ab gehend, knurrte Haußner Worte in den Bart, die Gerland nicht verstehen konnte.

Nach einiger Zeit machte der Arzt Halt und brachte stoßweise, Gerland von der Seite ansehend, folgendes vor: „Ich will das alles gar nicht weiter untersuchen! — Dazu bin ich nicht hier — habe auch weder Zeit noch Lust dazu. Jedenfalls sage ich Ihnen soviel, daß ich keine Annäherung von Ihrer Seite wünsche. Ich bin deshalb hierher gekommen, um mir Ihre weiteren Be-

suche in meinem Hause ein für allemal zu verbitten. Ferner verbiete ich Ihnen auch jede Korrespondenz mit meiner Tochter — überhaupt jeden Verkehr! — Haben Sie mich verstanden?"

„Vollkommen, Herr Haußner! Aber ich muß Ihnen erklären, daß ich nach wie vor an dem Verlöbnis mit Gertrud festhalte." —

Haußner funkelte den Geistlichen an; aber dieser hielt dem Blicke stand. —

Der Ärger, den zu verstecken der Arzt sich vergeblich bemühte, allein schon bewies, daß er sich selbst nicht mehr als Herrn der Situation betrachte.

Er ging einige Male mit rotem Kopf im Zimmer auf und ab, an den Lippen nagend; dann, vor Gerland Halt machend, rief er: „Noch einmal — ich verbitte mir jede Annäherung an meine Tochter — und — das wissen Sie jetzt!" —

Er schien mehr auf dem Herzen zu haben, setzte auch zum Sprechen an, ließ es aber schließlich bleiben, wohl in der Empfindung, daß er seine Worte hätte wiederholen müssen. Dann ging er zur Tür und war schon fort, noch ehe sich Gerland zurecht machen konnte, ihm das Geleit zu geben.

Der Geistliche sah ihm zum Fenster hinaus nach, wie die massive Gestalt hinter dem Zaune des Pfarrgärtchens verschwand.

Gerland mußte in diesem Augenblicke daran denken, wie er — zwei Jahre war's jetzt vielleicht her — von dem Manne gegangen war, mit dem demütigenden Gefühle einer schweren Niederlage.

Jetzt lagen die Dinge doch etwas anders.

XXX.

Superintendent Großer hatte die Geistlichen seiner Ephorie zu vertraulicher Besprechung eingeladen.

Der Gärtnergewendbauer mußte also den Schecken einspannen, um den Herrn Pfarrer nach der Kreisstadt zu fahren.

Man war etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, als Gerland vor sich auf der Chaussee einen korpulenten Mann im schwarzen Rock erblickte. Es war Dornig.

Gerland ließ Halt machen, als er auf gleicher Höhe mit dem Amtsbruder war, und fragte, ob er Dornig einen Platz im Wagen anbieten dürfe.

„Das will ich glauben!" rief der dicke Pfarrer. „Solche Rentiers, wie du, können fahren!" Er lachte sich erst über die eigene Bemerkung gründlich aus, wischte sich den Schweiß, der ihm bereits den Hemdkragen völlig durchweicht hatte, von Gesicht und Hals; dann stieg er ein und nahm stöhnend Platz.

„Na, wie geht's denn in Breitendorf?"

Gerland dankte.

„Du hast ja jetzt auch eine Gemeindeschwester dort."

„Woher weißt du denn das?"

„Ja, von wem habe ich das doch gleich — richtig! Wenzel, dein früherer Kantor, erzählte mir's neulich! — Ich sehe ihn hin und wieder — man kann das natürlich nicht ganz vermeiden, wenn man an einem Orte lebt. Schließlich — die Frau ist eben früher doch auch Pastorenfrau gewesen. — Na, ich weiß ja schon — du bist auf alle beide nicht gut zu sprechen. Übrigens so schlimm sind die Leute wirklich nicht bei

näherer Betrachtung. Er hält sich jetzt leidlich nüchtern; sie hat ihn höllisch unter der Fuchtel und hängt ihm die Schnapsflasche hoch. — Wir haben da so ein Skatkränzchen im Kretscham; die feineren Leute unter sich — verstehst du! Da kommt Wenzel auch manchmal dazu. Aber Punkt dreiviertel elf Uhr muß er nämlich zu Haus sein, sonst geht's ihm hundsschlecht. Sie führt den Pantoffel, aber so!" — Dornig machte eine beredte Geste mit der Hand. „Was sagst du dazu?"

Er brach in ein dröhnendes Gelächter aus, in das der Gärtnergewendbauer auf dem Bocke mit einstimmte. Die traurigen Eheerfahrungen des ehemaligen Kantors von Breitendorf bereiteten dem Bauern offenbar vielen Spaß.

„Woas ho 'ch Se gesagt, Herr Paster!" meinte der Alte und wandte den beiden Geistlichen sein rotes Gesicht zu. „Zwischen dan beeden wor Liebschaft! Schun bein salgen Pfarrn Menken senen Labzeiten — ju, ju Se kin mersch heelig gleba. — Nu hoat ar sei Fett — Wenzel! — Dan giht's nu dreckch — die werd en schu oan dar kurzen Leine hoalen — ju, ju! — Su mußt's ack kimma. — Sist de, Wenzel, nu host de dei Fett wag!" — Und der Alte sank in stillem Gekicher ganz in sich zusammen auf seinem Bocke.

Dornig, in seiner plump vertraulichen Art, forschte, wie Gerland sein Hauswesen eingerichtet habe, seit die frühere Pastorswitwe ihn verlassen, wo er jetzt esse, ob er billiger oder teurer lebe.

„Sage 'mal, da soll ja dieser Doktor Haußner wieder im Lande sein?"

„Jawohl!" meinte Gerland.

„Und die Tochter ist auch mit?"

„Ja!"

„So, so! — die Tochter ist auch wieder da — — hm! Ich hörte darüber neulich, ganz zufällig. — Was für eine Art Person ist sie denn eigentlich — ich meine, ist sie ein nettes Mädchen?"

Gerland sah Dornig an. Eine merkwürdige Mischung von Neugier, Verschmitztheit, Phlegma und Verlegenheit spiegelten sich in dem fetten Gesichte wieder.

„Warum fragst du mich das?" sagte Gerland scheinbar kalt; er nahm sich zusammen.

„Gott — nur so! — Eigentlich geht's mich ja nichts an. Aber schließlich, man interessiert sich doch für seine Freunde."

„Stammt diese Nachricht vielleicht aus derselben Quelle?" fragte Gerland, den Amtsbruder scharf anblickend.

„I Gott bewahre!" rief Dornig voll Eifer. „Du denkst wohl gar, ich lasse mir von Wenzels was vorklatschen? Da kennst du mich falsch! Wirklich, um solche Sachen kümmere ich mich gar nicht." —

Das Gespräch verstummte für einige Zeit. Eine Verstimmung war eingetreten zwischen den beiden ehemaligen Schulkameraden. Dornig war das Gefühl, Gerland verletzt zu haben, doch schließlich peinlich geworden; er fing von einem anderen, weniger verfänglichen Stoffe an — die bevorstehende Konferenz der Diözesanen.

„Die Sache soll ganz vertraulich sein, diesmal," meinte Dornig. „Im Hause des Alten selbst!" womit er den Superintendenten meinte. —

„Was will er denn eigentlich von uns?" forschte Gerland.

„Was wird's denn sein! Diaspora-Angelegenheiten. — Vom Konsistorium ist eine Verordnung gekommen —

und dann will er uns wohl noch einiges in Sachen Fröschel mitteilen."

„Wie — in Sachen Fröschel?" —

„Der Alte hat sich da wieder mal sehr geschickt aus der Affäre gezogen. Als sich Fröschel damals erschoß, dachte man doch, es würde ihm höllisch ans Bein laufen — ja, ich glaube, da hat's manche gegeben, die sich auf eine Superintendentenvakanz schon spitzten: die haben sich nun freilich geschnitten. Unser Alter ist auch nicht von gestern. Er muß einen sehr geschickten Bericht eingereicht haben. Oben scheint man ganz zufrieden gestellt. Auch in der Presse hat sich der Lärm schnell gelegt. Jetzt hört man schon gar nichts mehr von der Geschichte; und neulich hat der Superintendent ja auch eine Auszeichnung erhalten."

„Der Superintendent — eine Auszeichnung?"

„Mensch, liest du denn gar keine Zeitungen! Den roten Piepmatz vierter. Jawohl! Vergiß nur nicht, ihm zu gratulieren."

Sie waren inzwischen in der Stadt eingefahren und hielten bald vor der Superintendentur.

Gerland ging dieser Sitzung mit den unangenehmsten Empfindungen entgegen. —

Die beiden wurden in ein Zimmer gewiesen, in welchem eine längliche Tafel aufgestellt war. Eine Anzahl Geistlicher war bereits zur Stelle, unter ihnen Polani. Es gelang Gerland, den Pfarrer von Annenbad von der Gruppe loszumachen, bei der er gerade stand.

Er hatte sich längst vorgenommen, mit jenem zu sprechen. Was er neulich erfahren, daß es Polani gewesen sei, der dem toten Fröschel ein Kreuz aufs Grab habe setzen lassen, hatte in Gerlands Augen vieles gut gemacht. Eine solche Tat sprach dafür, daß unter dem

glatten Äußeren dieses Mannes doch ein Herz schlug, welches tieferer Gefühle fähig war.

Polani hörte sich Gerlands Dankesworte an mit jenem ihm eigentümlichen müden, selbstironischen Lächeln. „Niemand sollte es eigentlich wissen," sagte er, „von wem das Kreuz stammt. Nun haben Sie's doch erfahren, Gerland! Aber sprechen Sie wenigstens nicht davon, darum bitte ich Sie!"

Gerland versprach das. „Glauben Sie mir nur, lieber Gerland," fuhr Polani fort, „ich habe diesen Fröschel ganz gut verstanden. Jeder von uns modernen evangelischen Theologen hat einmal da gestanden, wo Fröschel geendet ist, an der kritischen Wegekreuzung. Der Arme hat den Weg zur Kirche nicht zurückgefunden, das ist seine Tragik. Er büßt gewissermaßen für den ganzen Stand. O, ich habe Fröschel ganz gut verstanden! Er ist unseres Mitgefühls wert, vielleicht sogar unserer Abbitte. Aber öffentlich seine Partei ergreifen geht nicht. Um des Beispiels willen darf das nicht sein! Das Kreuz auf seinem Grabe trägt keine Inschrift, wie Sie bemerkt haben werden. Dieses Kreuz sollte weiter nichts bedeuten als meinen Ausdruck des Mitfühlens für einen Mann und Amtsbruder, der über einen Stein gestürzt ist, vor welchem Gott unseren Fuß gnädig bewahrt hat."

Gerland schüttelte Polani die Hand. Es gewährte ihm große Befriedigung, den Mann, den er einstmals hoch geschätzt, und den er später tiefer und tiefer in seiner Achtung hatte sinken lassen müssen, so sprechen zu hören.

Das ermutigte ihn auch, sich an Polani zu wenden mit der Befürchtung, welche Dornigs Worte in ihm wachgerufen. War es denn wirklich so? Sollte Fröschels Selbstmord heute noch einmal zur Besprechung kommen?

„Es ist richtig!“ erwiderte Polani. „Der Superintendent will diese Angelegenheit berühren. Aber Sie brauchen nichts zu befürchten, Gerland. Es wird kein Wort fallen, das Sie oder irgendeinen Freund des Toten verletzen könnte. Der Herr Superintendent gedenkt die Sache in irenischem Sinne zu behandeln — rein in irenischem Sinne.“ —

Polani wurde hier von einem Amtsbruder angeredet. Er entschuldigte sich bei Gerland, dem die Gedanken im Kopfe herumwirbelten. „Im irenischen Sinne — also im irenischen Sinne wird er über Fröschel sprechen!“

Es war Gerland, als sähe er das Gesicht des kleinen Mannes, der jetzt in einsamer Kirchhofsecke lag, vor sich — das spöttische Zwinkern der Augenlider und den bitteren Zug um die müden Lippen. —

Die Diözesanen waren inzwischen vollzählig erschienen. Gerland sah manches bekannte Gesicht wieder. Diakonus Schwenker, Fröschels Nachfolger in Annenbad, Pfarrer Roßbach und andere — selbst Pfarrer Valentin war von Göhdaberg herabgekommen.

Gerland riß sich aus einer Unterhaltung los, in die ihn Roßbach verwickelt hatte, als er das weißumrahmte Gesicht seines alten Freundes erblickte.

Er hatte den Alten kaum begrüßt, als die Schultern und Rücken der Amtsbrüder sich beugten; der Ephorus war eingetreten.

Der Herr Superintendent hielt zunächst seinen Rundgang. Mit prälatenhafter Würde teilte er Ansprachen aus, schüttelte hier und da eine Hand, machte eine launige Bemerkung, die pflichtschuldigst belacht wurde. Der Oberhirte war gut gelaunt. Von diesem und jenem der Amtsbrüder wurde er beglückwünscht zur neuen Auszeichnung. Er nickte leutselig zu solchen Bemerkungen,

dankte mit vielsagendem Lächeln, bescheiden jedes Verdienst ablehnend.

Auch Gerland wurde ganz gegen sein Erwarten vom Superintendenten durch eine besonders freundliche Ansprache ausgezeichnet. Es würde ihn nicht erstaunt haben, wenn sein Oberer ihn völlig links hätte liegen lassen, nach den Auseinandersetzungen, die neulich zwischen ihnen stattgefunden. —

„Nun zum Geschäft, meine Herren Amtsbrüder!“ rief der Superintendent, nachdem er mit den Begrüßungen durch war.

Man eilte zu den Plätzen und hörte zunächst das Einleitungsgebet an, welches der Ephorus sprach.

Der erste Teil der Tagesordnung betraf mannigfache Vorkommnisse aus der letzten Zeit: Todesfälle, Vakanzen, Neubesetzungen in der Diözese. Dann wurden verschiedene Verordnungen des Provinzial- sowie des Landeskonsistoriums verlesen und besprochen.

Nachdem dieser Teil mit der dem Superintendenten eigenen Breite zu Ende geführt war, machte der Prälat eine Pause — er schien seine Gedanken zu sammeln. Gerland ahnte, was kommen werde.

„Noch einmal, liebe Amtsbrüder,“ begann der Ephorus endlich und legte sein Gesicht in ernste Falten, „noch einmal muß ich auf einen traurigen Fall zu sprechen kommen, mit dem im Beginne dieses Jahres der Herr unsere Diözese heimgesucht hat. Sie alle werden wissen, welches Ereignis ich damit meine: den Selbstmord unseres unglücklichen Amtsbruders Fröschel, weiland Diakonus in Annenbad.“ —

Wieder eine Pause.

„Die Befürchtungen, die wir damals an den überaus betrübenden Fall knüpften, die berechtigten Sorgen wegen

der möglichen Folgen dieses Ereignisses für die Diözese — liebe Amtsbrüder — haben sich, Gott sei Dank, nicht bewahrheitet. Schnell ist das Geschrei verstummt, das sich in der Presse einer gewissen kirchenfeindlichen Richtung gegen uns erhob — auch Rom und seine Anhänger haben aus dem Vorfalle keine Waffen gegen uns schmieden können — und ein hohes Kirchenregiment hat sich nach eingehender Prüfung der Sache überzeugt, daß die Schuld nirgend anders zu suchen war, als bei dem Täter selbst, der sich durch seine Tat freilich jeder Verantwortung vor menschlichen Tribunalen entzogen hat.

„Und so haben sich denn alle billig Urteilenden von der Überzeugung durchdrungen, daß uns irgendwelche Vorwürfe in dieser Angelegenheit nicht treffen. Denn es ist ja eben klar erwiesen, daß Fröschel bei seinem Tun die volle Zurechnungsfähigkeit nicht besessen hat.

„Das Ungewitter ist vorübergezogen, die Wolken sind zerstreut. Man hat uns nichts anhaben können, nicht das geringste! — Ihr gedachtet es böse zu machen, Gott aber gedachte es gut zu machen. — Fester denn je steht der rechte Glaube unter uns aufgerichtet, und wir ruhen gesichert auf diesem Felsengrunde. Die Zaghaften und Kleingläubigen unter uns, und auch unsere Feinde und Widersacher, müssen es jetzt unumwunden anerkennen: viel zu fest ist das Gefüge unserer Kirche, als daß der Abfall eines Verirrten ihr etwas anhaben könnte.

„Im Gegenteil, aus Bösem ist Gutes geworden. Der Herr hat es herrlich hinausgeführet, wunderbar sind seine Wege. ‚Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott, gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen!‘“ —

Superintendent Großer wollte damit die Konferenz

beschließen, aber aus der Mitte der Diözesanen erhob sich Pfarrer Roßbach.

Er bat um Verzeihung, daß er, obgleich einer der jüngsten, es wage, nach dem verehrten Herrn Superintendenten das Wort zu ergreifen — aber es dränge ihn dazu; er könne nicht zurückhalten mit seinen überschwellenden Empfindungen, und er glaube, im Sinne aller Anwesenden zu handeln, wenn er dem Herrn Superintendenten ihrer aller wärmsten Dank innigste Anerkennung — tiefste Bewunderung ausspräche für die schöne, echt christliche, priesterliche, taktvolle, homiletische Art und Weise, mit welcher der Oberhirte in dem Falle Fröschel vorgegangen sei. Wie er in dieser überaus schwierigen Angelegenheit durch Weisheit und Vorsicht große Gefahren von der Diözese abgewendet habe.

„Dafür, Herr Superintendent, unser aller tiefgefühlten Dank! Mit Ihnen fühlen wir uns stolz und geehrt durch die hohe Auszeichnung, die Ihnen, so wohlverdient, kürzlich zu teil geworden ist. Ich weiß es, ich spreche aus der Seele aller hier versammelten Amtsbrüder, wenn ich Gott den Herrn anflehe, Sie uns noch recht lange zu erhalten, teurer Herr Superintendent, zum Segen der Diözese, zu Schutz und Schirm der guten Sache, zu Nutz und Frommen der Kirche.“ —

Der Superintendent war tief ergriffen; Tränen in den Augen, stammelte er Worte des Dankes. Pfarrer Roßbach empfing zustimmende Händedrücke. —

Die Versammlung lief nach diesem Abschluß schnell auseinander. Die Auswärtigen gingen in den Gasthof zum gemeinsamen Mittagsmahl. Bei Tisch fiel es auf, daß Polani und Roßbach fehlten. Jemand wollte wissen, daß sie vom Superintendenten zum Mittagessen aufgefordert worden seien.

„Aha!“ rief Dornig. „Das ist die Quittung für Roßbachs Rede — ’s ist nur gut, daß Polani endlich einen Konkurrenten im Schustern gefunden hat.“ —

Wenn den beiden, Polani und Roßbach, in der nächsten Viertelstunde die Ohren klangen, so stammte das jedenfalls nicht von guter Nachrede seitens der Amtsbrüder.

XXXI.

Gerland fuhr beizeiten nach Haus zurück. Er hatte den alten Pfarrer Valentin zu sich in den Wagen genommen, um dem Greise wenigstens ein Stück Weges das Marschieren zu ersparen.

Selbst auf den harmlosen, alten Mann, der, wenn irgend möglich, Dingen und Menschen die beste Seite abzugewinnen versuchte, hatten die Vorgänge des Morgens einen unangenehmen Eindruck gemacht. Mißtrauen war dieser friedliebenden Natur durchaus fremd, aber heute stimmte er in Gerlands kritische Betrachtungen über die Amtsbrüder trauernden Herzens ein. Er werde alt, klagte er, und die Welt um ihn her habe sich verändert. Die Schlichtheit, die Innigkeit des Glaubens sei verloren gegangen. Auch in den geistlichen Stand habe sich das Strebertum eingeschlichen. — Man blicke nach oben, aber nicht auf den lieben Gott. — An Stelle der Frommheit mache sich Phrase und Heuchelei breit. Eine zweite Periode des Rationalismus sei im Anzuge.

Der alte Mann schüttelte trübe sein Haupt und sprach davon, sich nun bald emeritieren lassen zu wollen.

Gerland hatte Valentin gegenüber etwas Besonderes auf dem Herzen — eine Beichte! — Sein Verhältnis zu Gertrud wollte er dem Onkel des Mädchens nun endlich eröffnen.

Er holte weit aus, erzählte, wie alles gekommen sei.

Auf Bedenken, Kopfschütteln, ja auf ernstes Abreden hatte sich Gerland gefaßt gemacht; die Wirkung, die seine Eröffnung in Wahrheit auf den alten Mann hatte, kam ihm völlig unerwartet. —

Pfarrer Valentin weinte vor Freude.

Das sei ja seine Hoffnung gewesen im stillen, von dem Augenblicke an, wo er erfahren, daß Gerland in Verkehr mit Haußner getreten.

Gerland fiel ein Stein vom Herzen, als er den Alten so ganz auf seiner Seite sah; nun schüttete er ihm ein ganzes Herz voll Sorgen aus. Jetzt, wo er alles darlegen mußte, wurde ihm selbst erst klar, wie schwierig die Lage sei, in die er sich begeben. Er machte Valentin gegenüber all die Hindernisse geltend, die sich seiner Verbindung mit Gertrud in den Weg stellten.

Da war vor allem Haußners schroff ablehnende Haltung. — Die Tochter taufen zu lassen, dazu würde ihn keine Macht der Welt bringen. Wie aber konnte Gerland im Amte bleiben, wenn er ein ungetauftes Mädchen heimführte? — Nach keiner Seite schien ein Ausweg aus diesem Dilemma vorhanden.

Aber Pfarrer Valentin wollte nichts davon wissen, daß Gerlands Lage trostlos sei. „Das wird alles zu einem guten Ende kommen, mein lieber, junger Freund!“ tröstete er. „Ich sehe hier zu deutlich Gottes Finger. Wenn man alt wird, fängt man an, weit zu blicken, während das Nahe verschwimmt. Ich ahne jetzt, welchen Weg unser Herrgott uns alle geführt hat. — Wir sind nicht mehr weit vom Ziele, will mich bedünken.“

Der Alte saß eine Weile, ohne ein Wort zu sagen, mit freundlich stiller Miene; er schien in sich zu blicken, während die sinkende Sonne rings ihre Flammenzeichen

aufsteckte. Gerland hütete sich, ihn zu stören; er ahnte, daß der Greis vergangener Zeiten gedachte.

Dann ergriff Valentin die Hand des jüngeren Mannes: „Hören Sie mich, mein Freund, ich habe mich zu etwas entschlossen — ich will mit Haußner sprechen. Manches Jahr ist es her, daß ich dem Manne Auge in Auge geblickt habe. Die Zeit scheint mir erfüllt. — Ich denke, wir haben uns vieles zu sagen, Haußner und ich."

* * *

Sie waren am Haußnerschen Grundstück in Eichwald vorgefahren. Gerland hatte den Wagen entlassen. Er ging langsam auf der Straße auf und ab.

Die Zeit verstrich ihm sehr langsam. Zweimal schon, seit Pfarrer Valentin hineingegangen, hatte er es in Breitendorf schlagen hören. Daß der Alte den Arzt angetroffen habe, wußte Gerland; er hatte das tiefe Organ Haußners, das mit keinem anderen zu verwechseln war, vom Garten her vernommen.

Da drinnen wurde jetzt sein Geschick entschieden. — Dem jungen Geistlichen klopfte das Herz. Es war töricht von ihm, zaghaft zu sein; je länger die Unterredung dauerte, desto besser war es ja für seine Aussichten.

Die Front des großen Hauses lag gänzlich im Dunkel; selbst die Fenster des ärztlichen Studierzimmers waren nicht erleuchtet.

Ob Gertrud und Martha eine Ahnung hatten, was vorgehe? — Wo mochten sie jetzt wohl sein? —

Als Gerland das nächste Mal an dem Gartentore vorüberschritt, öffnete sich dieses leise. Durch die Spalte zwängte sich ein graues Wesen. Jemand faßte Gerland am Rock. „Herr Pfarrer!" flüsterte ein Stimmchen. Eine Gestalt, wie ein Fledermäuschen im Abenddunkel

huschte heran. — „Kommen Sie schnell, Herr Pfarrer!" — Als er zögerte, zog sie ihn mit sanfter Gewalt zur Tür. „Ich habe die Glocke ausgehängt — niemand kann etwas hören. Kommen Sie!" —

„Aber, Fräulein Herberge, das geht doch nicht!" meinte Gerland, dem allerhand Bedenken aufstiegen.

„Kommen Sie nur — kommen Sie! — Hinauf nach dem Walde sind sie gegangen, Haußner und der alte Herr. — Kommen Sie nur!" —

Das Tor schloß sich unhörbar hinter ihm.

Gerland wollte etwas sagen. — „Pst, pst!" — Martha hielt ihm den Mund zu. Man tat ein paar Schritte über Rasen. Da hüpfte aus der Dämmerung eine andere Gestalt herbei.

Einige ihm unverständliche Worte flüsterte Martha noch, dann war er allein mit Gertrud. Das alte Mädchen schien der Schatten der Gebüsche verschluckt zu haben.

Er fühlte eine weiche Hand in der seinen zittern — blickte in ein Paar glänzend zu ihm aufgeschlagene Augen. Wortlos beugte er sich zu dem lieblichen Gesichte herab, das sich vor ihm auftat wie der Kelch einer Blume — ein Paar halbgeöffnete Lippen kamen den seinen entgegen. Er fühlte, wie die kleine Hand in der seinen zuckte, — etwas Neues durchrieselte ihn von Kopf bis zu den Füßen.

Keines sagte ein Wort — nur noch in halbbewußten Bewegungen lösten sich die Gefühle aus.

Ein Gedanke blitzte ihm durch den Sinn: die Laube. Sie schien ihn sofort zu verstehen, obgleich keine Worte gewechselt wurden. Die Laube lag dicht nebenan; auf Zehen schlichen sie hinein, klopfenden Herzens. Er stieß sich hart an der Tischkante und fühlte es nicht. Tastend

fand er im Dunkeln die Bank, setzte sich und zog das Mädchen neben sich.

Jeder seiner Bewegungen folgte sie. Bald hatte er sie ganz in seiner Gewalt — sein Arm lag um ihren Körper, sein Kuß durchdrang ihre Lippen — sie schien keinen eigenen Willen mehr zu haben. Wie ein Schüler folgte sie willig seiner Anleitung. Und dabei war er selbst ein Lernender.

Jetzt sank des Mädchens Kopf zurück; er blickte ihr, über sie gebeugt, ins Gesicht; ein matter Schimmer des Abendhimmels fiel darauf. Sie schloß die Augen; ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Nun fand er an ihrem Ohr die ersten stammelnden Worte — ein unzulängliches Geständnis von dem, was er empfand.

Wie ein Kind, das im Einschlummern begriffen, lag sie in seinen Armen. Sie nickte mit dem Kopfe und lächelte. Er küßte ihr die geschlossenen Augen und das Haar, streichelte ihr die Wangen. Sie schmiegte sich an ihn.

Jetzt hörte er draußen ein ihm wohlbekanntes männliches Organ. Das Mädchen richtete sich ein wenig auf. „Der Vater!" flüsterte sie.

Stimmen und Schritte kamen näher. Gerland erwog mit angehaltenem Atem, was er zu tun habe, im Falle man sie entdecke. Aber die Gefahr ging diesmal vorüber; dicht an der Laube, so daß ihre Gestalten für einen Augenblick den hellen Himmelsabschnitt verdunkelten, schritten die beiden Männer vorbei. Sie waren eifrig im Gespräche vertieft.

Valentin und Haußner standen noch einen Augenblick vor der offenen Haustür. Gerland konnte jedes Wort hören, das sie sprachen.

„Du mußt hier bleiben für die Nacht. So spät

kannst du doch unmöglich bis nach Göhdaberg laufen," hörte man Haußner sagen.

Der alte Valentin schien sich dagegen zu sträuben. Der Arzt redete weiter in ihn hinein, aber nicht in unfreundlichem Tone, wie es Gerland vorkam.

Dann verschwanden die beiden im Hause.

XXXII.

Schwester Elisabeth, die Gemeindediakonisse, lag ihren Pflichten mit großem Fleiße ob. Gerlands Befürchtung, sie möchte dem schweren Berufe nicht gewachsen sein, bewahrheitete sich nicht. Zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter war er ihr schon im Dorfe begegnet. Sie schien das Geheimnis zu verstehen, an mehreren Stellen gleichzeitig zu sein. Die widerlichsten Dienste am Lager Schwerkranker oder bei verwahrlosten Kindern tat sie mit freundlichem Lächeln. Ohne Lärm und Aufsehen flog dem Mädchen die Arbeit von den Händen; still wie ein Heimchen war sie und stets guter Dinge.

Die Gleichmäßigkeit ihres Wesens schien eine beruhigende Wirkung auf die Kranken auszuüben. Schwester Elisabeth war im Laufe weniger Wochen eine beliebte Persönlichkeit im Breitendorfer Tale geworden. Und all die Bedenken, welche man erst gegen die Anstellung einer Gemeindeschwester geltend gemacht, waren verstummt oder sie schwiegen wenigstens einstweilen.

Eine merkwürdige Ironie des Schicksals fügte es, daß Schuhmacher Herklotz, der am gehässigsten gegen die Berufung einer Diakonisse aufgetreten war, jetzt in die Lage kam, den Geistlichen um Überlassung der Schwester zur Pflege seiner erkrankten Frau zu bitten.

Herklotz, ein vorgeschrittener Fünfziger, hatte trotz seiner Mißgestalt in zweiter Ehe eine junge Person geheiratet, von der er mehrere Kinder besaß. Kürzlich wieder von einem Kinde entbunden, hatte sich die Frau im Wochenbette nicht gehalten; schon am dritten Tage nach der Geburt war sie aufgestanden, um eine Verrichtung in der Wirtschaft vorzunehmen; nun lag sie an schwerem, innerem Schaden danieder.

Herklotz besaß einige Bildung; er las viel — seine Literatur bezog er von herumziehenden Kolporteuren; auch hatte er selbst ein Blatt radikaler Färbung im Vertriebe. Gegen die Kirche zu opponieren hielt er für die erste Pflicht des freien Mannes; und da er nicht logisch genug dachte, um die Person von der Sache zu trennen, so trat er dem Geistlichen von vornherein mit grimmigem Hasse entgegen. Gerland hatte mehr als einen Annäherungsversuch diesem verbissenen Querkopf gegenüber gemacht, aber ohne Erfolg.

Nun mußte dem Manne dieses Unglück passieren. Seine junge Frau, die ihm als Wirtschafterin und Kinderpflegerin ganz unentbehrlich war, wollte er doch nicht gern einbüßen. Zuerst hatte er es mit einem Doktor aus der Stadt versucht, aber der verschrieb dem geizigen Manne viel zu viel Medikamente, die ins Geld liefen. Man war also sehr bald von dem kostspieligen Medikus abgegangen und hatte sich Rat bei der Besprechfrau Tonchen geholt. Die hielt denn mit ihrer Weisheit nicht hinter dem Berge; die Folge ihrer Wunderkuren aber war, daß es jetzt, nach einem halben Jahre, schlimmer mit der Kranken stand, denn anfangs. Schuhmacher Herklotz befand sich in keiner beneidenswerten Lage mit einer bettlägerigen Frau und vier Kindern, von denen eins noch nicht aus dem Säuglingsalter heraus war.

Die Not hatte ihren Höhepunkt erreicht, als Schwester Elisabeth in Breitendorf eintraf. Gerland war über die Zustände im Hause des Schuhmachers wohl unterrichtet, aber er vermied es, die Schwester dort hinzuführen; aufdrängen wollte er sich dem Manne nicht, so wie sie zueinander standen. — Diesem Charakter gegenüber schien größte Vorsicht geboten. Der Geistliche beschloß, sich in diesem Falle suchen zu lassen.

Gerland konnte sich daher einer gewissen Befriedigung nicht erwehren, als Herklotz eines Tages im Pfarrhause erschien und mit dem „Pfarrn" zu sprechen verlangte.

Nach einigem Drucksen kam der Schuhmacher denn auch damit heraus, daß er sich die Gemeindeschwester zur Pflege seiner Frau ins Haus wünsche.

Der Geistliche setzte ihm auseinander, daß die Schwester bereits aufs äußerste in Anspruch genommen sei und daß sie in der nächsten Zeit kaum noch neue Patienten würde zu den alten übernehmen können.

Der Buckelige stand da, den großen, kahlen Kopf mit der unsauberen Platte gesenkt, so daß Gerland sein Mienenspiel nicht zu beobachten vermochte.

„Ja, es wird jetzt beim besten Willen nichts zu machen sein, Meister Herklotz!" meinte der Geistliche. „Es ist doch wohl nur billig, wenn diejenigen, welche sich zuerst beworben haben, auch zuerst berücksichtigt werden. Hier, ich will Ihnen mal vorlesen, wo die Schwester jetzt überall pflegt und wie oft sie bereits vorgemerkt ist." Er begann aus der Liste vorzutragen. „Sie sehen daraus, Herklotz, daß das Bedürfnis nach einer Gemeindeschwester in unserer Parochie ein großes ist." — Gerland machte eine Pause; diese Pille mußte er seinem Widersacher doch zu kosten geben. „Die Schwester möchte sich zerreißen, so viel hat sie hier zu

tun vorgefunden. — Aber ich will Sie vermerken auf der Liste. — Das ist alles, was ich gegenwärtig tun kann, Meister Herklotz."

Innerlich war Gerland längst mit sich im reinen, daß er Schwester Elisabeth veranlassen wollte, sich dieses Falles anzunehmen.

Der Schuhmacher war offenbar mit dem erhaltenen Bescheide nicht zufrieden. Er blieb auf seinem Platze und drehte die schmutzige Kopfbedeckung in den Händen. Gerland blickte voll höchster Spannung auf ihn; würde der trotzige Geselle sich wirklich zu einer Bitte herbeilassen?

Mit seinem schnarrenden Organ, das Gerland von der Gemeinderatssitzung her noch im Ohre klang, begann der Buckelige: „Is es etwan, und Se wulln mer de Diakunisse ne hergahn, weil'ch 's latzte Kind no ne zur Tofe gebracht habe?"

Der junge Geistliche hatte in der Breitendorfer Stelle ja schon manch eigenartige Erfahrung gesammelt, aber diese Logik machte ihn zunächst doch stutzen. „Ich bitte Sie, Meister Herklotz, was hat denn das für einen Zusammenhang? Gewiß wünsche ich nichts sehnlicher, als daß mir die Kinder zur heiligen Taufe gebracht werden, aus freien Stücken von seiten der Eltern; und ich muß es Ihnen ganz offen sagen, Meister Herklotz, ich warte schon lange besorgten Herzens darauf, daß Sie mir nun auch Ihr Jüngstes endlich zur Taufe anmelden. Aber nie würde ich aus Ihrer bisherigen Versäumnis ein Recht dazu ableiten, Ihnen oder gar Ihrer armen Frau die Hilfe abzuschlagen, deren Sie bedürfen. — Ich glaube', Sie verkennen mich völlig, Herklotz! Ich fürchte beinahe, Sie hassen mich! Ich würde viel darum geben, wenn ich es wenigstens so weit brächte, daß Sie

mich gerecht beurteilen. Wollen Sie denn nicht Vertrauen fassen zu Ihrem Pfarrer — Meister Herklotz?“

Gerland war aufgestanden und hielt dem Manne die Hand hin.

Der Buckelige zögerte längere Zeit; dann schlug er, ohne aufzusehen, in die dargebotene Hand ein.

Auf Gerlands Versprechen, daß er noch heute mit der Gemeindeschwester zu der Kranken kommen werde, hatte Herklotz kein Wort des Dankes.

Und als er ging, war der Geistliche im Zweifel, ob er diesen Mann gewonnen oder ob er sich ihn nur noch mehr zum Feinde gemacht habe.

* * *

An einem der nächsten Tage ging der junge Geistliche wieder nach Eichwald hinauf. Er vermied diesmal, von der Straße her seinen Eingang in Doktor Haußners Besitzung zu nehmen. Die neugierige Miene des öffnenden Mädchens war ihm lästig. — Das Dienstbotenvolk mußte bereits etwas gewittert haben; er wollte keinen Stoff zu Klatschereien geben.

Vom Walde aus, in den der Garten des Arztes verlief, betrat er diesmal das Grundstück.

Auf dem Wege hatte er sich bereits ausgemalt, wie er das Mädchen wohl antreffen möchte, unter welchem Vorwande er sie beiseite locken wolle. — Allerhand abenteuerliche Pläne entstiegen seiner erregten Phantasie.

Es war am Vormittage. Der Garten lag vor ihm in hellem Sonnenlichte, als er aus dem Gehölze trat. Forschend ließ er seine Blicke nach allen Seiten gleiten; nirgends eine Spur von Gertrud! — Wenn er nur wenigstens Martha gefunden hätte, die würde schon Rat gewußt haben.

Er schritt langsam die mit Obstbäumen bepflanzte Rasenböschung hinab dem Hause zu.

Unten im Gemüsegarten arbeitete ein Mann; die weißen Hemdsärmel leuchteten weithin, die Schollen flogen vor seinen kräftigen Armen — er wandte dem Geistlichen den Rücken. Jetzt, wo er sich aufrichtete, um zu verschnaufen, hatte ihn Gerland erkannt. — Der Arzt grub seine Gemüsebeete um.

Gerland zauderte. Es war noch immer Zeit, umzukehren und ungesehen im Walde zu verschwinden. Aber weshalb dem Manne aus dem Wege gehen? — Einmal mußte der Zwist ja doch ausgetragen werden zwischen ihm und jenem. Alles erträglicher, als dieser Zustand der Unklarheit und des Mißtrauens!

Gerland näherte sich dem arbeitenden Manne, machte absichtlich ein Geräusch, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Der Arzt wandte sich, und Gerland brachte seinen Gruß an. Haußner maß ihn mit wenig erfreuter Miene und brummte irgend etwas, das ebensogut eine Verwünschung wie eine Begrüßung bedeuten konnte, in den Bart.

Gerland kannte den merkwürdigen Mann nun doch schon zur Genüge, um sich durch solche Rauheit der Manieren nicht irreführen zu lassen. ‚Er ist Gertruds Vater!' dieser Gedanke war es, der ihn immer und immer wieder die beleidigende Schroffheit übersehen ließ, deren sich der Arzt mit einer gewissen Absichtlichkeit ihm gegenüber befliß. — Im Grunde konnte er sich eines Gefühls tiefer Zuneigung zu diesem Sonderling nicht erwehren. Viel, sehr viel würde er darum gegeben haben, wenn er sich Haußners Achtung hätte erwerben können.

Der Arzt schien sich durch die Gegenwart des Geistlichen nicht im geringsten in seiner Arbeit stören lassen

zu wollen. Mit kräftigen Spatenstichen fuhr er fort, das dunkle, speckglänzende Erdreich umzulegen.

Den jungen Mann reizte es, zu beweisen, daß auch ihm solche Arbeit nichts Fremdes sei. In der Nähe erblickte er einen Schubkarren mit Werkzeugen. Er suchte sich eine Stichschaufel heraus, legte seinen schwarzen Rock ab und stellte sich, ohne eine Wort der Erklärung zu geben, neben den Arzt. Bald flogen seine Erdschollen mit denen Haußners um die Wette.

Vor ihnen am Boden stand ein Blumentopf; Gerland bemerkte, daß der Arzt die Larven, Würmer und Käfer, die beim Umgraben aufgeworfen wurden, in diesem Behälter sammle. Der Geistliche begriff zwar nicht, zu welchem Zwecke dies geschehe, aber er begann ebenfalls, das Gewürm sorgfältig aufzulesen und in den Topf zu werfen, wie er es von dem anderen sah.

Nach einiger Zeit stach der Arzt seinen Spaten in den Boden und stand mit verschränkten Armen. Gerland fühlte, daß der Blick des Mannes auf ihm ruhe. Er tat nicht desgleichen — arbeitete ruhig weiter.

„Das hätte ich mir auch nicht träumen lassen," sagte Haußner plötzlich, „daß ich mal einen Geistlichen zum Gartenjungen haben würde."

Es war das erste Mal, daß Gerland eine launige Bemerkung von diesem Munde vernahm. — Kein schlechtes Zeichen, wie ihm deuchte! — Er blickte auf und sah, daß die Augen des bärtigen Mannes auf ihn gerichtet waren, nicht unfreundlich, so kam es ihm vor. Unwillkürlich lächelte Gerland.

Der Arzt bückte sich nach dem Blumentopf, dessen Inhalt er prüfte.

„Gestatten Sie mir die Frage, Herr Haußner,"

meinte Gerland, „was haben Sie mit diesen Würmern eigentlich vor?"

„Damit füttere ich meine Fische!" war die Antwort.

Das gab dem Geistlichen willkommenen Anlaß zu weiteren Fragen.

„Wenn Sie 's interessiert, können Sie sich meine Pfützen — Teiche wäre ein zu großartiger Ausdruck — mal ansehen."

Natürlich war Gerland mit größtem Vergnügen dazu bereit. — Im Innern frohlockte er. Der alte Isegrimm fing endlich an, sein rauhes Fell abzulegen.

Sie betraten einen abgelegenen Teil des Grundstückes, von dessen Existenz Gerland bisher nichts geahnt hatte. Durch Wiesen eilte ein Wässerchen zu Tale; an verschiedenen Stellen war der Bach mittelst Querdämmen zu kleinen Teichen angespannt.

Gerland erkundigte sich nach dem Ursprung dieser Anlage und erfuhr, daß sie Haußners eigenstes Werk sei.

Sie traten auf den Damm des untersten Teiches. Der Arzt begann den Inhalt des Topfes stückweise auszuwerfen. Jetzt wurde Leben in dem kristallhellen Wasser. Blitzschnell sah Gerland eine Anzahl Fische herbeischießen. Kaum hatte der Wurm oder der Engerling den Wasserspiegel berührt, so verschwand er auch schon in einem leichten Wellengekräusel.

Man ging zum nächsten Teiche, wo sich dasselbe Schauspiel wiederholte. Gerland fragte, welche Fischarten der Arzt züchte. „Salmoniden," meinte Haußner, „Forellen, Saiblinge, Äschen, — die gedeihen in unserem kalten Gebirgswasser am besten."

„Sind weiter oben keine Fische?" fragte Gerland, da er bemerkte, daß Haußner den Inhalt des Topfes ausgeleert hatte, noch ehe man zum letzten Teiche gekommen war.

„Nein, dort habe ich eine Art von Beobachtungsstation angelegt.“

Sie waren an den obersten Teich gekommen, in dessen klarer Flut Wasserpflanzen aller Art einen hellgrünen Filz bildeten.

„Sehen Sie, hier ist mein Observatorium!“ sagte Haußner.

Gerland bat um Erläuterung, worauf sich die Beobachtungen des Arztes erstreckten.

„Es handelt sich um den Übergang der organischen Materie von einem Lebewesen zum anderen, — eines der interessantesten Probleme der Biologie! Und nirgends kommt man vielleicht der Lösung dieser Frage so nahe, wie bei der niederen Tierfauna des Süßwassers; weil die Struktur gerade dieser Lebewesen die denkbar primitivste ist.“

Der Arzt zog mit einem gekrümmten Aste, den er vom Boden aufgehoben hatte, einige Wasserpflanzen zur Oberfläche, dann nahm er die triefenden Stengel auf die Handfläche. „Sehen Sie mal hier — es wimmelt! — Mit dem bloßen Auge sieht man da schon manches. — Wirklich sehen, wissenschaftlich sehen kann man natürlich nur mit dem Mikroskop.“

Gerland sah mit Staunen eine Menge kleiner Lebewesen: Käfer, Schnecken, Larven, Würmer in der schleimigen Masse herumkriechen. Haußner hatte eine Lupe hervorgeholt und musterte damit den Inhalt seines Handtellers.

„Seien Sie so gut, halten Sie mir das mal!“ sagte er plötzlich und legte dem Geistlichen den nassen Zopf in die Hand. „Hier ist gerade eine Rhabdocölidenspezies, die ich suche.“ Er holte eine Pinzette und ein Fläschchen mit heller Flüssigkeit aus seinen Rocktaschen hervor. Das

Fläschchen entkorkte er mit den Zähnen. „So!“ — Nun suchte er von neuem mit der Lupe. „Hier steckt sie.“ Der Fang schien geglückt. Gerland sah, wie er das Tierchen in die Flasche warf, wo es, ein kleiner, grünlicher Punkt, zu Boden sank. —

Der Geistliche fühlte es mit geheimer Wonne, daß er Gertruds Vater im Laufe der letzten Stunde um vieles näher gekommen sei.

Beziehungen harmlosester Natur hatten sich zwischen den beiden Männern angeknüpft. Der Arzt hatte endlich einmal in dem Geistlichen den Menschen anerkannt.

XXXIII.

Sehnsüchtig wartete der Pfarrer von Breitendorf am Sonntage in der Sakristei, daß sich gegenüber in der Loge ein paar wohlbekannte Frauengesichter zeigen möchten.

Schon hatte er vom Altare aus das Apostolikum gesprochen und die Gemeinde war beim zweiten Liede, als endlich Martha Herberges spitzes Näschen neugierig über die Logenbrüstung guckte. Für einen Moment erhaschte Gerlands suchendes Auge dann auch ein liebliches Gesichtsoval unter blondem Haar und ein Augenpaar, das sich schamhaft vor seinem Blicke senkte.

Gedanken recht weltlicher Natur waren es, die den jungen Geistlichen beschäftigten, während er die Stufen der Kanzel hinaufschritt.

Kopf an Kopf drängten sich die Zuhörer im Schiff und auf den Emporen. Es hieß, sich sammeln; die Gemeinde verlangte ihre Predigt. Vor den beiden Frauen dort in der Loge wollte er auch nicht schlecht bestehen — er raffte sich zusammen, konzentrierte alle Kräfte auf seine Aufgabe.

In üblicher Weise verlas er das Evangelium, während sich die Gemeinde rauschend erhob, wie ein Mann, um stehend das Bibelwort anzuhören. Aber selbst in die Verlesung des heiligen Schrifttextes hinein glitten ihm Gedanken an jenes Augenpaar da drüben, das er jetzt auf sich gerichtet wußte. Er fühlte die Gegenwart seines lieben Mädchens — etwas von ihr schien sich der Luft mitgeteilt zu haben — er wußte sich in ihrer Atmosphäre.

Die Gemeinde merkte nichts von dem Kampf mit allerhand zerstreuenden Gedanken, den der Geistliche da oben ausfocht, während er ihnen mit klarer Stimme, fließend und eindringlich wie nur je, das Wort Gottes auslegte.

Gerland mußte sich Gewalt antun, mit der Fürbitte, den Danksagungen und Abkündigungen nicht allzusehr zu eilen. Sein Herz bebte vor ungeduldigem Verlangen, ihre Hand zu drücken, von ihrem süßen Munde den Morgengruß zu vernehmen.

Nachdem er den Segen gegeben, während die Gemeinde die letzten Strophen des Schlußliedes sang, eilte er aus der Sakristei. Heute schritt er nicht, wie sonst, sofort zum Pfarrhause hinüber, vielmehr wartete er in der Nähe des Hauptausganges, bis die beiden die Kirche verlassen würden.

Dort kamen sie endlich, im Strome der anderen Kirchgänger langsam vorrückend.

Martha grüßte ihn schon von weitem durch Kopfnicken. Gertrud blickte vor sich — kaum, daß sie seinen Gruß erwiderte; die Hand reichte sie ihm wohl halb gezwungen, aber einen Blick konnte er nicht von ihr erhaschen. — Störte sie die Anwesenheit so vieler Menschen?

Er führte die beiden Frauen aus der Menge heraus. Klopfenden Herzens brachte er eine Einladung

vor, im Pfarrhause einen kleinen Imbiß anzunehmen. Eigenhändig hatte er den Tisch gedeckt und alles zurecht gestellt, ehe er zur Kirche ging: den Tokayer und die böhmischen Oblaten, welche ihm neulich die Schwester aus der Stadt zugeschickt.

„Das ist ja reizend!" rief Martha in Ekstase. „Nach der Kirche hat man immer Appetit; das bringt, glaube ich, eine gute Predigt so mit sich. Erst Speise für die Seele, dann für den Leib! — Was meinst du, Trudel? — Zu nett vom Herrn Pfarrer, so an uns zu denken — nicht wahr? Wir nehmen's dankend an. Der Papa wird zwar böse sein — wir machen ihm irgendwas vor. Was ist denn weiter dabei, mal bißchen zum Herrn Pastor nach der Kirche. Mir wurde schwach, werde ich sagen, ich brauchte eine Nervenstärkung; das ist außerdem auch wirklich wahr! Ich bin noch gar nicht ganz hergestellt von neulich." —

Über solchen Reden des alten Mädchens war man zum Pfarrgarten gekommen. Gerland öffnete die kleine, aus Holzstengeln gezimmerte Tür.

„Trudel, wie wird uns!" rief Martha, „zum ersten Male sollst du diese Schwelle überschreiten. Denke nur, das Pfarrhaus! — Das Haus, wo Pfarrer Gerland wohnt. — Ach Kinder, Kinder, daß ich das noch erlebe!"

Sie war bereits voraus gehüpft. „Ach, sieh nur, Trudel, das allerliebste Gärtchen! Das besorgt der gute Pastor alles selbst. Später wirst du ihm dabei helfen — nicht wahr? — Komm doch, Kind!"

Gertrud stand noch immer außerhalb der Tür, zaudernd. Gerland sah mit Befremden, daß sich in ihren Mienen etwas wie Widerwillen ausdrückte. Sie blickte zu Boden und rührte sich nicht.

„Trudel, mein Herzchen! — So komm doch herein! —

Was stehst du denn da wie Petrus von ferne?" — Martha faßte das Mädchen an der Hand und wollte sie hineinziehen; aber Gertrud schüttelte den Kopf.

„Trudchen — aber stell' dich doch nicht so an! Du betrübst ja den guten Herrn Pastor."

Gertrud machte ihre Hand frei; sie schüttelte den Kopf von neuem. Ein paar Tränen fielen dabei auf ihre Wangen. Blitzschnell wandte sie sich und ging.

„Kind — was soll das bedeuten!" Martha lief der Nichte nach.

Gerland stand wie vom Donner gerührt. Hatte er das Mädchen beleidigt? Wollte sie nichts mehr von ihm wissen, war sie launisch?

Martha kam noch einmal zu ihm zurück. Die gute Seele wollte ihren Freund trösten. „Es ist nichts! Machen Sie sich nur keine Sorgen, Herr Pastor. — Ich bringe das ins Gleiche."

Dann, schon halb auf dem Sprunge zu Gertrud zurück, rief sie ihm noch zu: „Ich sage Ihnen, es wird nicht eher gut, bis sie nicht getauft ist."

Mit trüber Miene schloß der junge Geistliche seinen Tokayer und die böhmischen Oblaten weg.

Gertrud liebte ihn nicht — ihr Jawort reute sie — deutlich hatte sie es ihm zu verstehen gegeben.

Wo waren nun alle seine Hoffnungen? Er, der schon im stillen mit dem Gedanken geliebäugelt hatte, demnächst die Verlobungsringe anzuschaffen.

Weinen hätte er mögen; denn begehrenswerter denn je erschien ihm das Mädchen. Er war noch nicht kalt geworden von der verstohlenen Szene in der Gartenlaube; von neuem siedete sein Blut bei den Gedanken an jene Abendstunde. Es war ihm, als fühle er Frauenarme um seinen Nacken, ihren bebenden Leib an den

seinen geschmiegt, den Hauch ihrer Lippen ihn umwehen. — War es denn möglich! Ein Mädchen, das sich so hingegeben — und jetzt — als habe sie nur gespielt!

Es war doch vielleicht nur Laune, irgendeine kindische Grille. — War es ihre jungfräuliche Spröde, die sich aufgelehnt hatte — vielleicht nur Verlegenheit — weibliche Schamhaftigkeit oder eine Mischung von alledem?

Wer konnte denn wissen, was in einer solchen Mädchenseele vor sich ging.

Gerland empfand es auf einmal wie eine Lücke, daß er so wenig mit dem innersten Wesen derjenigen vertraut war, die er schon seine Braut genannt hatte. Was wußte er denn eigentlich über ihren Charakter? — Daß sie ein liebes, süßes Ding war. — Das herauszufinden hatte es eben nicht besonderer Menschenkenntnis bedurft, das hatten ihn seine Sinne gelehrt.

Aber von der Seele, die in diesem reizenden, unentweihten Frauenkörper wohnte — wußte er von der etwas?

Er hatte Ahnungen und Vermutungen, aber nicht mehr. — Beobachtungen hatte er wohl gemacht, aber sie widersprachen sich. Einiges, was er an dem Mädchen erlebt, ließ auf die edelsten Herzensneigungen schließen: Menschenliebe, Opferfreudigkeit, Frömmigkeit. Aber dann hatte er wieder anderes an ihr gesehen, was ihm sagen mußte, daß sie eine Evastochter sei wie andere. — Hatte sie denn nicht zum Beispiel den eigenen Vater mehr als einmal hintergangen, um mit dem Geliebten heimlich zusammenzukommen? Lag darin nicht Leichtsinn, Undankbarkeit, ja Falschheit? — Und woher wußte er denn, daß sie treu sei? Freilich, ihre guten Augen und ihr offenes, jede Regung ehrlich widerspiegelndes Gesicht sprachen dafür — jedoch, wie viele Männer hatte weibliche Taubenmiene nicht schon getäuscht? —

Sprach nicht ihr Benehmen am heutigen Morgen dafür, daß sie launisch und wetterwendisch sei? — Vielleicht war ihre Hingabe nichts weiter gewesen als eine schnell verflogene Sinnlichkeit, an der die Seele keinen Anteil hatte!

Je länger er nachdachte, desto klarer wurde es Gerland, daß er gehandelt habe wie ein Knabe. Mit verbundenen Augen war er in die Verlobung hineingegangen, als handle es sich um ein Spiel und nicht um die wichtigste Angelegenheit des Lebens. Von Frauen hatte er sich gängeln lassen.

Der junge Mann dachte in dieser Stunde innerer Einkehr über vieles nach, was in der letzten Zeit um ihn und mit ihm geschehen. Schweres mußte er sich vorwerfen. In diesem Augenblick herbster Selbstanklage erschien ihm sein Verhalten wie Frivolität.

Wußte er denn überhaupt, wie Gertrud innerlich zur größten aller Fragen stand: zur Religion?

Daß sie neuerdings die Kirche besuchte, in Marthas Begleitung, daß sie in seinem Neuen Testamente las, bewies ihm gar nichts. Welchen Faktor in dem Leben des Mädchens bildete Gott? — Konnte er sich auf diese schwerwiegende Frage eine nur annähernd befriedigende Antwort geben?

Er wurde dabei unwillkürlich an Marthas letzte Worte erinnert: „Es wird nicht eher gut, bis sie nicht getauft ist." — Beinahe komisch war es gewesen, wie das alte Mädchen das so in der Hast hervorgestoßen hatte. — Aber sie hatte recht. Gertruds Taufe! — Darauf kam jetzt alles an; das war der Angelpunkt aller Fragen.

Davon hing ab, ob er im Amte bleiben könne. Also hing auch davon ab, ob er das Mädchen heiraten würde.

Nein!

Ob er Gertrud heiraten würde, das hing davon nicht ab.

Diese Frage trat zurück hinter einer anderen, weit größeren: war sie das, wofür er sie hielt? — Und eine Ahnung, die der Gewißheit nahe kam, sagte ihm, daß sie noch besser sei, als all das Gute, was er von ihr dachte — dann mußte sie die Seine werden. Wenn es nicht anders ging, würde er sie auch ungetauft heiraten.

Er ging im Zimmer auf und ab, tief erregt, aber zufrieden mit sich. Ein Gefühl, wie es uns dann überkommt, wenn wir einer Lebensfrage furchtlos ins Angesicht geblickt haben.

* * *

Den Nachmittag hatte sich Gerland für einen Spaziergang ganz frei gehalten, aber dieser Plan wurde vereitelt. Als er das Zimmer verlassen wollte, trat Dornig auf.

Hochehrwürden von Färbersbach fragte sehr bald, nachdem er sich in Gerlands bequemsten Lehnstuhl niedergelassen hatte, ob nicht was zu rauchen da sei. Sobald Gerland diesen Wunsch des Amtsbruders erfüllt hatte, klagte der dicke Mann über Durst. Wehmütig resigniert gab Gerland seinen Tokayer preis, der für ganz andere Lippen bestimmt gewesen war.

Dornig schlürfte ein Glas nach dem anderen behaglich hinunter, lobte das Getränk, fragte nach dem Preise der Zigarren und hüllte nach und nach das Zimmer in eine weißliche Dampfwolke. Die Hoffnung war gering, daß er seinen Posten im Lehnstuhl sobald aufgeben werde, und Gerland sah die Möglichkeit eines Spazierganges immer hinfälliger werden.

Daß Pfarrer Dornig den weiten Weg von Färbersbach nach Breitendorf ohne zwingenden Anlaß zurückgelegt habe, war nicht anzunehmen.

Nach einem bedeutungsvollen Räuspern begann Dornig: „Höre mal, Gerland, da ist eine Anfrage an mich herangetreten — die Sache ist mir eigentlich recht fatal — du wirst wohl wissen, daß eine gewisse Frau Finke in deiner Parochie kürzlich niedergekommen ist.“

„Jawohl! Es ist ein Knabe — drei Wochen alt ungefähr.“

„Ganz recht! — Also besagten Knaben zu taufen bin ich gebeten worden. — Ich will dir auch gleich erzählen, wie das gekommen ist: Frau Finke hat Verwandte in Färbersbach, sie stammt aus einer sehr begüterten Familie – Seifenfabrikanten — du weißt wohl?“

„Um dergleichen kümmere ich mich wenig.“ —

„Ja – und dann ist ja wohl auch irgend etwas vorgefallen zwischen dir und den Finkes – nicht wahr? — Differenzen bei Gelegenheit eines Begräbnisses. — Ich habe so was gehört.“ —

„Den Leichenschmaus habe ich abgeschlagen, das war alles!“

„Schön, schön! — Mich geht das ja gar nichts an. Jedenfalls hat mich der junge Finke neulich ersucht, die Taufe bei seinem Jungen zu übernehmen — was ich dir hiermit mitgeteilt haben wollte. Die Sache ist mir natürlich fatal, weil's in deiner Parochie ist — aber, was will man machen? Außerdem dachte ich, dir ein unangenehmes Tete-a-tete ersparen zu können. Sie haben nämlich das Ehepaar Wenzel zu Gevatter gebeten. — Ja, denke dir nur! Die Frauen sind eng befreundet, noch von damals her, als Wenzels beide hier waren — du weißt ja! Na, als ich das hörte, dachte ich dir einen Gefallen zu tun und nahm an. Schwierigkeiten wirst du mir wohl nicht machen?“ —

Natürlich war es Gerland nur lieb, nicht mit seinem

früheren Kantor und der ehemaligen Pastorswitwe zusammengeführt zu werden. Auch sehnte er sich nicht im geringsten danach, mit dem Finkebauern und seinem Anhang irgend etwas zu tun zu haben. Anderseits verdroß es ihn doch, daß er von der Absicht der Eltern, das Kind von einem Auswärtigen taufen zu lassen, auf diese Weise erfahren mußte. Eine Meldung des Vaters beim Parochus wäre auf alle Fälle das Richtigere gewesen.

Die unangenehme Empfindung unterdrückend, sprach er mit dem Amtsbruder alles durch, was der Fall erforderte. Kirche, Altar, Gefäße, Becken, Küster sollten am betreffenden Tage zur Amtshandlung bereit sein.

„Du kommst freilich um einen großartigen Taufschmaus," meinte Dornig. — Es war schwer zu sagen, meinte er das ernsthaft oder ironisch. — „Finke will sich vor den Verwandten seiner Frau nicht blamieren; er hat sich tüchtig in die Hände gespuckt. — Der Champagner ist in Berlin bestellt, wie man hört."

Gerland war dem anderen nun doch von ganzem Herzen dankbar, daß er ihn von der peinlichen Alternative befreit hatte, ein solches Fest mitzumachen oder diese ganze Sippschaft durch eine Ablehnung von neuem vor den Kopf zu stoßen.

Dornig erhob sich dann bald. Mit einem entsagenden Blick auf den Rest in der Tokayerflasche meinte er, er werde wohl heute noch manches zu sich nehmen müssen.

„Wo willst du denn noch hin?" fragte Gerland.

„Nun, zu den Finkes. — Wir müssen doch noch allerhand durchsprechen, wegen der Taufrede und dergleichen."

* *
*

Pfarrer Gerland hatte sein dem Schuhmacher Herklotz gegebenes Versprechen gehalten. Schwester Elisabeth war bei der kranken Frau als Pflegerin angetreten.

Sie fand keine leichte Aufgabe vor; es galt nicht nur für die bettlägerige Wöchnerin zu sorgen, der Säugling, der keine Nahrung mehr bei der Mutter fand, wollte abgewartet sein, die drei anderen Kinder, denen seit Monaten schon die mütterliche Pflege gefehlt, mußten gereinigt und besorgt werden.

Wiederum hatte der Geistliche Gelegenheit, die sanfte Tatkraft der Schwester zu bewundern. Vor wenigen Tagen erst hatte sie den Fuß über diese Schwelle gesetzt, und schon zeigten die Kranke, die Kinder und das Zimmer ein ganz anderes, menschenwürdiges Ansehen.

Die Familie wohnte, schlief und aß in einem Raume. In der Kammer nebenan hatte der Schuhmacher seine Werkstatt. Er saß da auf seinem Schemel zusammengehockt, über und über beschmiert mit Pech und Fett, in einer widerlichen Atmosphäre von Schusterleim und Leder, hämmernd und flickend. Trotz seiner dürftigen Lage fehlte die Zeitung oder eine Broschüre selten neben dem Platze des Buckeligen.

Die Anwesenheit der Diakonisse in seinem Hause ignorierte der Mann. Er ließ sie arbeiten und schaffen, ohne es für nötig zu finden, je ein Wort des Dankes an das Mädchen zu richten. Die Besuche des Geistlichen ertrug er mit mürrischer Miene. Jede ihm erwiesene Wohltat schien Herklotz als persönliche Beleidigung aufzufassen. Er gehörte zu jener Art verbitterter Käuze, welche nichts grimmiger hassen als die Betätigung menschlichen Edelmuts, weil solche Erscheinungen seiner pessimistischen Auffassung von Welt und Leben nicht entsprachen.

Um so mehr konnte sich Gerland an der innigen Dankbarkeit erfreuen, welche die Frau ihren Helfern entgegenbrachte.

Sie war ehemals frisch und gesund gewesen, jetzt verwahrlost, an Körper und Geist heruntergekommen. — Wunderbar war es, wie ihr versunkenes Gemüt, als der Zauberstab menschlichen Mitleids es berührte, aus dumpfem Schlafe erwachte.

Trotz Schwester Elisabeths eifriger Pflege wollte es mit ihrem körperlichen Zustande nicht recht vorwärts gehen, die Diakonisse sprach dem Geistlichen gegenüber die ernstesten Befürchtungen für die Kranke aus.

Gerland begann die Frage zu erwägen, ob ein Arzt zu konsultieren sei. Ehe er zu Doktor Herzner in Färbersbach schickte, nahm er noch einmal Rücksprache mit dem Ehemann der Kranken. Herklotz meinte, er habe bereits genug Geld für Medizin und Kurkosten zum Fenster hinausgeworfen; Doktoren, das sei nur eine Einrichtung für die Reichen.

Gerland machte dem Manne folgenden Vorschlag: er wolle den Doktor einstweilen aus der eigenen Tasche bezahlen; Herklotz könne es ihm später, wenn er bei Kasse sei, abtragen.

Der Buckelige erwiderte darauf nichts; nur der verbissene Mund und der heimtückisch gehässige Blick ließen ahnen, wie er das Angebot im Innern beurteile.

Der Geistliche schrieb also an Doktor Herzner und bat ihn, herüber zu kommen.

Der Färbersbacher Doktor ließ nicht lange auf sich warten; an einem der nächsten Tage kam er zu Fuß an. In seiner Begleitung befand sich Dornig.

„Nun!“ meinte Gerland, da er den Amtsbruder zum zweiten Male in wenigen Tagen über seine Schwelle treten sah, „du kommst wohl, um den Rest Tokayer bei mir auszutrinken, Dornig?“

„Breitendorf hat jetzt ganz besondere Anziehungs-

kraft für den," bemerkte Doktor Herzner mit schelmischem Augenzwinkern.

„Wollen Sie gleich still sein!" schrie Dornig und faßte dem Arzte nach der Kehle. — Es gab eine regelrechte Katzbalgerei zwischen den beiden, in welcher der fette Pastor vor dem sehnigen Doktor bald den kürzeren zog.

Gerland achtete nicht besonders auf den Zwist, da er es schon gewohnt war, die beiden sich in den Haaren liegen zu sehen.

Man begab sich auf Gerlands Wunsch sofort zu der Wöchnerin. Dornig trennte sich auf dem Wege von den beiden.

„Schon wieder zu den Finkes?" fragte Gerland. Dornig bejahte mit schlecht verhehlter Verlegenheit.

„Er ist hinter einer Schürze her!" sagte der Arzt, sobald Dornig außer Hörweite war.

„Dornig!" rief Gerland erstaunt.

„Haben Sie nicht bemerkt vorhin, wie er sich das Haar glatt strich vor Ihrem Spiegel? — Und neulich hat er mich ausgehorcht, wie man wohl am schnellsten mager werden könne, ja, ja! — Er geht auf Freiersfüßen, der dicke Dornig. — Sie stammt aus Färbersbach. Es scheint ein tüchtiger Batzen Geld dahinter zu stecken. Seifenfabrikant ist der Alte. Ihre Schwester ist hier an einen gewissen Gutsbesitzer Finke verheiratet, bei dem die Betreffende gegenwärtig lebt. — Das Goldfischchen will er sich angeln!" —

In der Dorfstraße kam ihnen die Diakonisse entgegen. Freundlich lächelte ihr Gesichtchen unter der Schwesterhaube hervor.

Man forderte die Schwester auf, sofort mitzukommen. Unterwegs ließ sich der Arzt das Leiden der Patientin beschreiben. Gerland befremdete die Unver-

frorenheit, mit der Herzner das junge Mädchen nach allen Details der heiklen Krankheitsgeschichte ausfragte, aber noch mehr erstaunte ihn die ruhige, natürliche, jeden unanständigen Gedanken von vornherein ausschließende Art und Weise, in der die Schwester Antwort stand.

Man betrat das Haus; der Arzt machte sich sofort an die Untersuchung. Sie dauerte lange und schien äußerst qualvoll für die Kranke.

Herzner war mit dem, was die Schwester bisher getan, zufrieden. Dann schrieb er ein Rezept, das er dem Geistlichen zeigte. „Um ihr das Sterben zu erleichtern," erklärte er.

XXXIV.

Martha und Gertrud saßen auf der Rasenbank im oberen Teile der Gartenanlage, mit Handarbeit beschäftigt. Die Zungen der beiden Mädchen gingen mindestens ebenso flink wie ihre Nadeln. Das Gespräch stand wieder einmal bei Pfarrer Gerland. Immer noch einmal mußte Martha Herberge erzählen, was sie von der Jugendzeit des Geistlichen wußte. Und war es nun, daß Martha wirklich ein so gutes Gedächtnis besaß, oder half hier ihre blühende Phantasie ein wenig nach — kurz, immer neue Anekdoten kamen zum Vorschein, deren Held Willy Gerland war.

Von seiner Mutter und von seinen Schwestern wußte das alte Mädchen ebenfalls zu erzählen. „An die mußt du einmal schreiben, Trudel — hörst du!" sagte Martha, vom Nähen aufsehend, „versteht sich, erst wenn es soweit ist." —

Gertrud errötete, wie es ihr manchmal scheinbar grundlos passierte, bis unter das helle Haar und ließ, über die Stickerei gebeugt, die Nadel hastiger gehen.

Martha betrachtete die Nichte verständnisvoll lächelnd. „Er wird schon heute kommen, Trudel!“ sagte sie nach einiger Zeit. „Ich glaub's bestimmt.“

„Meinst du?“ meinte die Junge kaum vernehmbar.

„Wie ich ihn kenne, hält er's nicht länger aus. Daß du neulich so wegliefst, hat ihn natürlich betrübt; aber böse ist er dir gewiß nicht — dazu ist er ja viel zu gut.“

Eine Pause trat ein. Weiche, grasduftende Sommerluft umfächelte die beiden und bewegte die Haare und Härchen in Gertruds Nacken, die ohne Hut, im farbigen Musselinkleide, unter Blumen wie eine Schwester saß.

„Ich hab's schon der Köchin gesagt,“ fuhr Martha fort, „wenn er kommt, soll er gleich hier herauf gewiesen werden. Es ist gar nicht nötig, daß er erst deinem Vater in die Hände läuft — verstehst du!“

Eine ganze Weile gingen nun wieder die Nadeln; dann hielt die Ältere inne. „Kind, wie wär's, wenn ich dich ein bißchen im Katechismus überhörte? — Hast du was Neues dazu gelernt seit neulich?“

„Jawohl, Tante — gestern abend im Bette.“

„Ach, du gutes Ding!“ — Martha zog ein kleines graues Buch aus der Tasche, das sie aufschlug. „Wie weit bist du gekommen?“

„Das vierte Hauptstück fertig.“

„Was, das ganze vierte Hauptstück an einem Abend!“

„Jawohl, Tante!“

„Nun — da wollen wir mal sehen.“

Martha begann zu überhören.

Mit ihrer zarten Stimme, ein wenig singend, wie Kinder auswendig Gelerntes wiederzugeben pflegen, sagte Gertrud das Hauptstück auf.

„Höre mal, Kind, das geht ja wie am Schnürchen!“ — rief Martha, als das Amen heraus war. „Welche

Freude der liebe Pastor da haben wird! Damit überraschen wir ihn eines Tages. Was für Augen wird er da aufreißen, der Gute, — ich sehe ihn schon! — Jetzt sage mir mal schnell noch den dritten Artikel her. Im Schlafen und Wachen muß der Christ seinen Glauben auswendig hersagen können. Kind, du beschämst manchen Konfirmanden. — Und was noch etwa fehlen sollte, das wirst du schon von ihm lernen. — Trudel, habt ihr denn eigentlich schon darüber gesprochen, wie ihr euch das alles denkt?"

Gertrud blickte weg. Ihr Gesicht nahm wieder jenen halb verlegenen, halb eigensinnigen Ausdruck an wie neulich. — Die Tränen waren ihr nahe.

Marthas schnelles Auge erfaßte sofort diese Symptome und wußte sie zu deuten.

„Na, Trudel, laß nur gut sein! — Ich sage weiter nichts; das sind schließlich deine Privatsachen. — Aber, — weißt du, sprechen müßt ihr doch einmal darüber." —

Sie griff nach dem Arm der Nichte, den sie streichelte. „Herzchen — ach, du Herzchen!" — Sie zog das Mädchen an sich und flüsterte ihr ins Ohr: „Wie nennt er dich denn, Trudel — wenn ihr allein seid — was — wie?"

Mit einem Male hielt Martha inne. „Trudel — ich glaube, dort kommt er!"

Sie war aufgesprungen und wies in die Richtung nach dem Hause. In der Tat kam dort Gerland durch die Obstanlage heraufgeschritten.

„Wir müssen uns ordentlich machen!" Sie strich sich und der anderen das Haar glatt und zupfte und nestelte an dem Kleide der Nichte herum. Dabei bemerkte sie, daß Gertrud zitterte.

„Was hast du, Kind? — Unsinn! — Soll's etwa

wieder so werden wie neulich vorm Pfarrhause? — Weglaufen! Stell' dich doch nicht so an!"

„Ach, Tante! — ich weiß nicht —"

„Trudel, sei vernünftig!"

Gerland war inzwischen herangekommen.

Martha tat ihr möglichstes, um den beiden, die so gern zueinander wollten und sich dabei so unbeholfen anstellten, über die linkischen Annäherungsversuche hinwegzuhelfen.

Der Geistliche hatte einige Blumen mitgebracht, zu einem Sträußchen zusammengebunden, die er Gertrud mit einer steifen Verbeugung überreichte. Das Mädchen nahm sie errötend an, fand aber kein Wort des Dankes.

Dafür brach Martha sofort in entzückten Jubel aus.

„Nein, sieh nur, Trudel! Die reizenden Blumen! — Aus dem Pfarrgarten — nicht wahr? Welch allerliebste Aufmerksamkeit! — Wir haben übrigens auch etwas für Sie, Herr Pfarrer! Ja, ja, eine Überraschung — nicht wahr, Trudelchen?"

Sie sprach ein paar heimliche Worte zu der Nichte — ihr zuredend, bis Gertrud hastig in den Nähkorb griff und etwas in Seidenpapier Gewickeltes hervorholte.

Von Martha geleitet, überreichte das Mädchen mit gesenkten Augen, purpurübergossen, ihrem Bräutigam das erste Angebinde.

Es war ein Buchzeichen.

„Das soll für mich sein?" fragte Gerland.

Martha antwortete für die Nichte! „Jawohl, für Sie — von Gertrud eigenhändig gestickt. In die Bibel zu legen, — daß Sie immer der Geberin gedenken möchten, so oft Sie das heilige Buch aufschlagen."

„Und das haben Sie selbst gearbeitet?" — meinte

Gerland, in seiner Befangenheit nicht einmal das „du" findend. „Solch feine Schrift!"

„Ja — und sehen Sie denn auch, womit es gestickt ist? — Fällt Ihnen gar nichts auf?" — rief Martha Herberge mit bedeutungsvollem Blicke.

„Sind es nicht Haare?"

„Jawohl! — Aber wessen Haare? — Sie können es doch wohl nicht finden. — Sehen Sie, es ist beinahe Gertruds Haarfarbe und doch nicht ganz. — Ahnen Sie nun etwas?"

„Von Gertruds Mutter?" fragte Gerland mit gedämpfter Stimme.

Martha konnte auf einmal nicht antworten. Sie nickte und mußte schnell wegblicken.

Der Geistliche griff nach Gertruds Hand. Endlich fand er den rechten Ton.

Dann saßen sie auf der Rasenbank, das Brautpaar Hand in Hand.

Zu ihren Füßen lag das Dorf in hellem Vormittagssonnenschein. Eingebettet in das Grün seiner Gärten und Bäume, schmiegte es sich in die tiefste Falte des Tales. Das Getreide stand schon wieder zur Ernte an, der Wind trieb die Kornflächen in langen, silbernen Wogen vor sich her — willig beugten sich die Millionen Häupter dem Atem des Himmels. Es flimmerte in der Luft, im Grase zirpten heimliche Musikanten. Ein Pfauenauge wirbelte durch die Luft und ließ sich vor den Füßen der Sitzenden nieder — bald die phantastisch geschmückten Flügel ausbreitend, bald die Pracht wieder einpackend, indem es die unscheinbare Kehrseite zeigte.

Gerland, der, jetzt kühner als zuvor, einen Arm um Gertrud gelegt hatte, fühlte durch das leichte Sommer-

kleid ihren jungen Leib — wie das gleichmäßige Auf und Ab der Atemzüge ihn bewegte.

Seltsam! Im Angesichte so vieler Schönheit — im Vollbesitze seines Glückes, überfiel es ihn wie Bangigkeit — wie Trauer! — Eine Regung, deren Ursprung er selbst nicht verstand.

Da unten lag Breitendorf, sein Dorf, seine Kirche! So weit das Auge von hier schweifen konnte, war sein Bereich. Er durfte sich sagen: das ist dein Kirchspiel, deine Gemeinde, deine Herde. — Er blickte herab auf dieses Tal, wie ein Baum auf den Boden ringsum, in den er seine Wurzeln so tief und weit getrieben. Hier hatte er geträumt, wirken zu können, solange sein Auge den Tag sehen würde.

Und während er, in vorahnender Abschiedstrauer, hinabblickte, schreckte ihn eine Bemerkung Marthas auf, die ihn wie eine Einmischung in seine geheimsten Gedanken traf.

„Von hier kann man die ganze Parochie so schön übersehen. Hier werden Sie gewiß noch oft sitzen, Herr Pfarrer, in späteren Jahren."

Es drängte Gerland zum Sprechen. Irgend einmal mußten sie es ja doch erfahren, die beiden, daß er nicht der sei, für den sie ihn hielten.

Er glaube nicht, erwiderte er, daß er sein Leben hier beschließen werde; über kurz oder lang würden Änderungen eintreten.

Martha ließ ihn nicht ausreden. „Sehen Sie einmal an! Das hatte ich mir ja im stillen schon immer gedacht. Ein Mann wie Pastor Gerland wird's wohl nicht lange bei uns aushalten; der will ja natürlich höher hinaus. Haben Sie schon was in Aussicht?"

„Nein, nein — so ist das nicht zu verstehen, Fräulein Herberge!"

„Wohl in der Stadt — was? — Weißt du, Trudel, wir sprachen neulich schon darüber. Sie sind eigentlich viel zu gut fürs Land. Sie brauchen einen größeren Wirkungskreis."

Gerland schüttelte unwillig den Kopf. „Solche Pläne, kann ich Ihnen versichern, Fräulein Herberge, liegen mir sehr fern."

„Das sehe ich gar nicht ein! Ich will Ihnen nicht schmeicheln — aber wenn man so begabt ist! — Sie müssen aufs Konsistorium los arbeiten, Superintendent werden oder so was. — Herr ‚Superintendent Gerland', das wäre doch zu schön, was Trudel?"

Hier galt ein offenes Wort, das sah Gerland. So schwer es ihm wurde, dem alten Mädchen die schönsten Illusionen zu zerstören, einmal mußte die Wahrheit ja doch an den Tag. — Es war besser, wenn sie beizeiten vorbereitet wurde.

Marthas Augen öffneten sich weit vor Staunen, ihr beredter Mund verstummte während der nächsten Minuten.

Gerland versuchte, den beiden eine Ahnung zu geben von der außergewöhnlichen Geistesverfassung, in der er sich gegenwärtig befinde. — Freilich, je länger er sprach, desto klarer wurde ihm selbst, daß seine Sache noch nicht spruchreif sei. Vollends diesen Frauen gegenüber mußte er sich auf Andeutungen beschränken. Vor ihren Ohren konnte er nicht offen enthüllen, wie alles gekommen. — Die mannigfachen Ereignisse der letzten Jahre, die eigenartigen Erlebnisse in der Gemeinde, die Erfahrungen mit den Amtsbrüdern und den Vorgesetzten — Fröschels Selbstmord, der schriftliche Nachlaß des toten Freundes — vieles davon taugte nicht für solche Ohren.

Und diese Ereignisse waren es doch gerade gewesen, die seiner Entwickelung den letzten, entscheidenden Anstoß

gegeben; unter ihrem Drucke war er dahin gelangt, wo er jetzt stand: zerfallen mit seinen bisherigen Idealen, tastend nach einem neuen Halt — der Kirche, deren Diener er noch war, entfremdet.

Von dem mächtigen Gärungsprozesse, in welchem sich sein ganzes Wesen befand, konnte er den beiden Frauen keine Ahnung geben.

Gertrud hörte mit Teilnahme zu, ohne daß ihr Gesicht Spuren tieferer Erregung gezeigt hätte; aber Marthas Mienen nahmen den Ausdruck großer Bestürzung an.

„Aber — das ist doch gar nicht möglich! Sie sprechen gegen die Kirche — das ist ja schrecklich! — Dann sind Sie ja eigentlich geradezu irreligiös.“ —

Gerland versuchte es, ihre verwirrten Begriffe über diesen Punkt zu klären — wollte ihr begreiflich machen, wie herzlich wenig im Grunde Religiosität und Kirche miteinander zu tun hätten.

Aber sie mochte davon gar nichts hören. Er hatte das alte Mädchen an einer Stelle verletzt, wo sie empfindlich war.

„Unsere Kirche — unsere evangelische Kirche soll morsch sein — reformbedürftig? — So etwas darf doch ein Geistlicher nicht sagen!“

„Sehr richtig: so etwas darf ein Geistlicher nicht sagen! — Und weil es doch nun eben meine unumstößliche Überzeugung ist, die sich mir durch Erfahrungen am eigenen Leibe aufgedrängt hat, daß das wahre Christentum jetzt überall anders zu suchen ist, als im Schoße der offiziellen Kirche — und weil ich mit jedem Male, daß ich eine Amtshandlung vornehme, das peinigende Gefühl habe, heucheln zu müssen — nicht mit den Worten, die ich sage, den Sinn verbinden zu können, den die Kirche hineingelegt sehen will — sehen Sie, Fräulein Herberge,

darum eben sehne ich mich nach Befreiung aus diesem geistigen Joche, ringe ich mit dem Gedanken, mich von einer menschlichen, ungöttlichen Autorität zu befreien, die ich mit gutem Gewissen nicht mehr anerkennen kann."

„So sprechen die Liberalen. Neulich war mal im ‚Christenmenschen' was abgedruckt — nur zur Probe natürlich, — das klang auch so. — Ich weiß gar nicht, was ich denken soll, Herr Pfarrer! Sind Sie denn noch ein Christ, mit solchen Anschauungen?"

Gerland mußte unwillkürlich lächeln. „Daß ich ein Christ bin, Fräulein Herberge, das wollen Sie mir, bitte, aufs Wort glauben. — Ja, ich darf es wohl sagen, ich bin weit mehr Christ jetzt, als in jenen Zeiten, wo ich mir äußerlich die Bezeichnung ‚orthodox' beilegen konnte. Auf das Was des Glaubens kommt es nicht so sehr an, als auf das Wie! — In der Kraft des Glaubens habe ich zugenommen; und was die Hauptsache ist, in der Liebe zu Gott fühle ich mich wachsen. — Also, ängstigen Sie sich nicht so sehr um meinetwillen. Ich habe das Gefühl, als sei ich nicht auf schlechten Wegen."

„Nun, Gott sei Dank! Das klingt doch anders — das ist mir wirklich eine Beruhigung."

Die Unterhaltung wurde durch das Läuten der Glocke vom Hause her unterbrochen.

„Tischzeit, Trudel!"

„Ja, Tante, wir müssen ganz schnell machen."

Sie waren aufgesprungen, die Nähterei wurde zusammengepackt. Man eilte dem Hause zu.

„Wollen Sie nicht lieber durch den oberen Ausgang gehen?" fragte Martha halblaut, mit ängstlicher Miene.

„Warum?"

„Er wird Sie sehen, wenn Sie mit uns kommen."

„Ich habe keinen Grund, mich vor Doktor Haußner zu verbergen.“

Der Arzt stand wartend vor der Haustür. Gertrud sprang ihm entgegen. Der Vater legte einen Arm um ihren Nacken. Sie schmiegte sich an den stämmigen Mann, lächelnd zu seinem bärtigen Gesichte aufblickend.

Gerland wollte grüßend vorübergehen, Haußner blickte ihm mit einem eigentümlichen Lächeln nach; dann fragte er die Tochter halblaut etwas. Das Mädchen klatschte vor Vergnügen in die Hände.

„He, Pastor Gerland!“ rief Haußner, als der Geistliche eben das Tor öffnen wollte. Gerland machte Halt, die Klinke in der Hand.

„Haben Sie schon zu Mittag gegessen?“

„Nein!“

„Na — dann kommen Sie doch zu uns herein!“

Gerland ließ sich das nicht zweimal sagen.

XXXV.

Die Frau des Schuhmachers Herklotz mußte doch wohl aus den Mienen des Arztes gelesen haben, wie bedenklich es mit ihr stehe; von dem Tage ab, wo Doktor Herzner bei ihr gewesen, fing sie an, vom Sterben zu sprechen. Schwester Elisabeth mußte ihr aus Bibel und Gesangbuch vorlesen, und Gerland betete mit ihr und bereitete sie auf das Ende vor.

Eines Tages ließ sie ihm durch die Schwester den Wunsch nach dem heiligen Abendmahl aussprechen. Der Geistliche trug kein Bedenken, der Bitte zu willfahren, wollte aber, wie er es stets in solchen Fällen tat, erst dem Gatten davon Mitteilung machen, um ihm Gelegenheit zu geben, an der Kommunion teilzunehmen.

Wie Gerland erwartet hatte, wies der Schuhmacher das Ansinnen in schroffer Weise ab.

Inzwischen hatte der Geistliche Amtstracht angelegt und die Geräte herbeischaffen lassen. Als er das Haus betrat, war Herklotz fort — er sei ausgegangen, hieß es. Gerland war es im Grunde lieb so.

Schwester Elisabeth hatte alles vorbereitet. Ein Tisch war weiß belegt, ein paar Kerzen aufgestellt. Der Raum hatte unter ihren Händen ein würdiges Aussehen bekommen. Sie hielt die Kinder an, die heilige Handlung nicht zu stören.

Die Kranke sei auffällig erregt, teilte die Schwester dem Geistlichen in aller Eile mit; sie scheine etwas auf dem Herzen zu haben, das sie bedrücke.

Gerland richtete daher seinen Zuspruch ganz besonders darauf ein, ihr die Todesfurcht zu benehmen. Er betete den dreiundzwanzigsten Psalm laut: ‚Der Herr ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln'. — Hinter ihm die Schwester betete mit.

Das Beichtgespräch gab ihm Gelegenheit, den seelischen Zustand der Kranken zu ergründen. Verzweifelte Unruhe schien sie zu beseelen; mehr noch als ihre Worte sagten das die unruhig umherirrenden Augen und ihr Seufzen, das aus gefoltertem Gemüte zu kommen schien.

Gerland zögerte daher mit der Konsekration. Er forschte, ob sie etwas Besonderes auf dem Herzen habe: einen Wunsch — irdische Sorgen irgendwelcher Art.

Mit verängsteten Blicken sah sich die Kranke um; wo ihr Mann sei, fragte sie. Nachdem sie erfahren, daß er nicht anwesend, wurde sie wesentlich ruhiger. Gestützt von der Schwester, setzte sie sich im Bette auf; dann erklärte sie, dem Geistlichen ein Geheimnis anvertrauen zu wollen.

Schwester Elisabeth entfernte sich lautlos und nahm die Kinder mit fort.

Gerland war allein mit der Sterbenden.

Immer noch ahnte er nicht, was kommen werde. — Es war ja nicht das erstemal in seiner Amtstätigkeit, daß ihm von Sterbenden schwerwiegende Eröffnungen gemacht wurden. Auf Wunderbares war er daher gefaßt — aber auf das, was er jetzt erfahren sollte, doch nicht.

Verwickelt, unlogisch, verworren kam es von den Lippen der armen Person:

„Es is woas gegen Sie in Warke, Herr Paster. — Se kinna mer's gleba — ei dar Gemene — mei Moan is och darbeie. Schun in vurgen Juhre hoan se dervu geradt — se wollten 'n Pfarrn oazeiga — bein Patrune, gleb'ch — sagten se, wigen an Kunfermationsunterrichta, gleb'ch, sillt's gihn. Se täta ne richt'g lahren — und a andres meente och, Se taten ne lahren, wie's ei dar Bibel geschrieben is. — Ich hoe mich dorim erscht ne vill gekimmert, weil'ch no gesund rumliff — verzeih' mer's Gutt! Ees hoat aben an andre Dinga zu denka. — Aber darnoa, nu 'ch kroank bie und 's gieht uf's Latzte, nu tut mich's reien. — Nee, wenn 'ack dar liebe Gutt, und ar tut mer die Sünde ne behalen. Denn Se sein duch gar so gutt gegen mich gewast und gegen de Kinder — Herr Paster! — Bezahl' Se's dar liebe Gutt, und vergalt er Sie's! — Und ich koan's aber ne länger nich mitte oansahn und oanhira, woas se do ein Schilde fihren gegen Se. ‚Dar Pfarr muß furt!' sagn se, doas ho'ch salber gehiert. Und vun aner Pitation hoan se geradt — und vun aner Beschwerde. Ich koan's ne racht verstihn, alls. Wissen Se, se machen de Tier zu, dohie vun dan Stiebel. — ‚Doe is de Tonchen, doas is de schlimmste. ‚Der Pfarr is a guttluser Racker!' sagte

die neilich. Und dernoa is dar Finkepauer — ju ju, dar stackt o mit darbei — und Wenzel — woas dar frihere Kanter is — dar woar erscht nächtens hier ein Stiebel bein Moane. Und doas sein se no lange nich alle. Se tun sich ofte bei der Tonchen treffen — durt staken se zusammde. — Doas ho'ch an Herrn Paster ack sagen wulln — damit 'ch ne sündch war, und 'ch asse und trinke mer'n Herrn Christus salber zun Gerichte."

Der Geistliche mußte sich mit aller Kraft zusammennehmen, um während des nächsten nicht aus der Rolle zu fallen. Die Frau war nach Ablegung des Geständnisses gänzlich erschöpft. Gerland sah sich genötigt, die Schwester zurückzurufen. Die Kranke wurde in eine bequemere Lage gebracht und erfrischt. Dann betete er noch einmal mit ihr — suchte ihren und seinen Sinn auf die Verheißungen des Erlösers hinzulenken.

Nachdem er die Überzeugung gewonnen, daß die Sterbende nunmehr in ruhigerer, freierer Stimmung sei, schritt er zur Konsekration und ließ die Distribution folgen.

Schwester Elisabeth kniete neben dem Bette. Der innige Ausdruck ihres Gesichtes stärkte den Geistlichen während der Handlung.

Gebet und Segen machten den Schluß.

Tief erregt verließ Gerland das Haus.

Was sollte er mit der soeben erfahrenen außerordentlichen Nachricht anfangen? — Das Beichtgeheimnis versiegelte ihm den Mund.

Was durfte er tun, als schweigend, mit gebundenen Händen, dem Streiche entgegensehen, der aus der eigenen Gemeinde gegen ihn geführt werden sollte!

* * *

Pfarrer Gerland sollte nicht lange in Ungewißheit bleiben. Ein Brief vom Superintendenten lief ein, in welchem der Geistliche aufgefordert wurde, sich zu bestimmter Stunde in der Superintendentur zum Zwecke eines Kolloquiums einzufinden.

Als er zur vorgeschriebenen Zeit beim Ephorus vorsprach, nahm er schon im Vorzimmer wahr, daß sein Oberer nicht allein sei; an dem nasalen Organ glaubte er den Grafen Mahdem zu erkennen.

Er hatte sich nicht getäuscht, der Patron von Breitendorf war zugegen.

Superintendent Großer empfing den jungen Geistlichen weniger kordial, als man es sonst an ihm gewohnt war. Der Graf hatte kaum ein Kopfnicken für Gerlands Verbeugung.

„Mein Lieber — nehmen Sie Platz — dort!" — Der Superintendent wies auf einen Stuhl.

„Lassen Sie uns sofort in medias res gehen, Herr Pfarrer!" begann der Prälat, nachdem er sich im Fauteuil zurechtgesetzt hatte. — „Also — es handelt sich zunächst um folgendes: Es ist mir zu Ohren gedrungen, daß Sie in letzter Zeit viel mit einem gewissen Doktor Haußner verkehren, der in Ihrer Parochie lebt." —

Superintendent Großer blickte Gerland forschend an; vielleicht erwartete er ein Zeichen der Bestürzung, ein Wort des Widerspruchs oder der Entschuldigung von seiten des jungen Geistlichen.

Da Gerland den Mund nicht öffnete, fuhr der alte Mann in seiner offenbar wohl vorbedachten Rede fort: „Also, Sie leugnen nicht, sich in Umgang mit diesem Manne eingelassen zu haben, Herr Amtsbruder?"

„Das leugne ich durchaus nicht, Herr Superintendent!"

Es schien fast, als wolle sich der Graf hier in das

Gespräch mischen — wenigstens vernahm Gerland vom Fenster her ein ungeduldiges Räuspern. Ein Blick des Superintendenten schien jenem abzuwinken.

„Schön! Sie machen also kein Hehl aus Ihrem Umgange mit Doktor Haußner. — Schön! — Das ist mir in gewisser Beziehung lieb, Herr Pastor! Denn die Offenheit — ich möchte sagen — die Naivität, mit der Sie das unbedenklich zugeben, entlastet Sie. Ich erkenne daraus, daß Sie über den Charakter, über das Vorleben dieses Menschen nicht in vollem Maße orientiert sind. — Das, wie gesagt, nehme ich zu Ihrer Entschuldigung an. — Denn ich kann mir doch nicht denken, daß Sie es gewagt haben würden, sich mit jemandem abzugeben, der wegen seiner bekannten, gegen weltliche und kirchliche Behörden gerichteten feindlichen und aufrührerischen Gesinnung im höchsten Grade anrüchig ist. Sie kennen diesen Menschen nicht so wie ich — Sie haben nicht die Kämpfe durchzumachen gehabt, die ich vor etwa zwanzig Jahren hier mit ihm zu bestehen hatte. — Ich sage Ihnen, dieser Mensch ist geradezu das fleischgewordene böse Prinzip — ein ganz gefährlicher Charakter! Seine Kirchenfeindschaft, sein Lebenswandel, die Art und Weise, wie er seine arme Frau unter die Erde gebracht hat — sein ganzes Verhalten Ihrem Amtsvorgänger Menke gegenüber — das alles spricht von einer Verworfenheit, von einer seelischen Roheit und sittlichen Verkommenheit, daß man hier wohl füglich alle Milde beiseite lassen darf. — Toleranz wäre geradezu Sünde in diesem Falle. — Mit einem Menschen, der sich selbst exkommuniziert hat, haben wir nichts zu schaffen und dürfen wir uns nicht einlassen. An einer solchen Persönlichkeit Missionsversuche machen, wäre ein ganz verfehltes Unterfangen. — Ich will nämlich

zu Ihren Gunsten annehmen, daß dieser Wunsch Ihr eigentlicher Beweggrund gewesen ist. Die Absicht, das verlorene Schaf zurückzuführen, mag ja Ihrem Hirtensinn alle Ehre machen; aber — lassen Sie mich Ihnen sagen, das ist beinahe etwas jugendlich gehandelt. Der Versuch, mit der Leuchte des Evangeliums die Finsternis des Unglaubens aufzuhellen, ist gewiß das gute Recht eines jeden Priesters — aber nur da wollen wir in den Kampf mit dem Unglauben eintreten, wo die Möglichkeit eines Erfolges gegeben ist. Die Perlen vor die Säue werfen, das sollen wir nicht. Denken Sie an das Wort unseres Herrn und Meisters: ‚Laß die Toten ihre Toten begraben!' — Lieber Amtsbruder, vermeiden wir das Ärgernis! — Es gibt Ärgernis, sage ich Ihnen, der christlichen Gemeinde und den Wohlgesinnten gegenüber, wenn der Diener der Kirche im Hause des Kirchenfeindes und Religionsspötters aus- und eingeht. Es wird darüber gesprochen; dieser und jener nimmt Anstoß daran — und schließlich werden dem Geistlichen Beweggründe untergeschoben, die nicht mit dem Ansehen und dem Dekorum unseres Berufes zusammenstimmen. — Es ist nicht pastoral gehandelt und fordert die üble Nachrede geradezu heraus, wenn der Hirte nach der Predigt, noch im Amtskleide, mit der Tochter des Dissidenten — mit einer ungetauften Person — öffentlich vor den Augen der ganzen Kirchfahrt einherwandelt. Das ist, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, unklug! — Damit wird ein Skandal geradezu provoziert. Was anderes soll dann eine Gemeinde von ihrem Hirten denken, als daß er es mit den Spöttern und Häretikern hält. — Verstehen Sie wohl, Herr Pastor! Ich schiebe Ihnen da keine unlauteren Motive unter, das liegt mir völlig fern; im Gegenteil, ich nehme zu Ihren Gunsten

an, daß jugendliche Unerfahrenheit Sie zu so unvorsichtigen Schritten verleitet hat. Und darum gebe ich Ihnen Gelegenheit, sich zu verteidigen. Es würde mir nur sehr lieb sein, wenn Sie die vorliegenden Gravamina völlig zu entkräften imstande wären.“ —

Der Superintendent ließ hier endlich eine Pause eintreten. In Gerland hatte es all die Zeit über gewogt und gekocht. Die Gedanken schwirrten ihm wild durch den Kopf. Sich verteidigen! — Gegen was denn? — Weil er mit Haußner Umgang gepflogen? —

„Nun, lieber Amtsbruder!“ ließ sich der Superintendent von neuem vernehmen. „Was haben Sie uns mitzuteilen?“

„Ich möchte mir zunächst eine Frage an den Herrn Superintendenten erlauben.“

„Nun!“

„Auf wessen Anschuldigung stützt sich, wenn ich fragen darf, die Anklage, gegen die ich mich verteidigen soll?“

Der Superintendent wollte etwas erwidern, aber der Graf kam ihm zuvor.

„Darauf kommt es gar nicht an, Herr Pastor!“ rief der Magnat. „Sie sollen sich hier verantworten vor dem Herrn Superintendenten und mir, Ihrem Patron — dazu sind Sie hier! Nicht um insolente Fragen zu stellen.“

Der Superintendent, der das hitzige Temperament des jungen Aristokraten kannte, und dem vor einer Übereilung bangen mochte, suchte ihn zu beruhigen. — Gerland war blaß geworden, wahrte aber äußerlich noch die Ruhe.

„So lange mir nicht mitgeteilt wird, von wem ich denunziert worden bin, sehe ich keinen Anlaß, mich zu verteidigen,“ sagte der junge Geistliche, jedes Wort während des Sprechens wägend — mit leiser Stimme.

Das Gesicht des Grafen färbte sich dunkel. „Das ist ein starkes Stück! Von denunzieren reden Sie? — Aus dem Schoße Ihrer Gemeinde kommen die Klagen. An mich, den Patron, haben sich die armen Menschen gewandt um Rat und Abhilfe, weil die Leute Ihre Mißwirtschaft nicht länger mit ansehen wollen. — Da, Herr Pastor, haben Sie den Beweis, wie Ihre Pfarrkinder über Sie denken — da!"

Er riß ein Schriftstück aus der Tasche und warf es vor Gerland auf den Tisch.

Der junge Geistliche nahm das Heft auf und entfaltete den Bogen langsam. Es war eine sauber abgefaßte Schrift: weißes Papier, Kanzleiformat, breiter Bruch, eine ausgeschriebene und dabei korrekte Handschrift.

„Lesen Sie nur! — Lesen Sie das nur gefälligst, Herr Pastor!"

Gerland las:

„Gnädigster Herr und Kirchenpatron, hochgeborener Herr Graf!

In bedrängter Lage unserer Gewissen wenden sich eine Anzahl Mitglieder der Gemeinde Breitendorf an Ew. Hochgeboren, unseren gnädigsten Herrn und Kirchenpatron:

Unser Pfarrer, Herr Gerland, erfüllt in keiner Weise sein Amt zur Zufriedenheit der Gemeinde. Wir wollen ganz schweigen von den vielen Veränderungen, die er vorgenommen hat im Schulwesen, Konfirmationsunterricht, Liturgie und Begräbnissachen und in vielen anderen alten, geheiligten Bräuchen. Wir wollen auch schweigen von der Art und Weise, wie er die Witwe des vorigen Pfarrers beleidigt und sie mit Gewalt aus dem Hause vertrieben hat. Wir wollen auch schweigen über die Eigenmacht des Herrn Pfarrers, indem er gegen den Beschluß des Gemeinderats eine Diakonisse ins Dorf gebracht

hat, die er den Leuten ins Haus schickt, selbst wenn sie sie gar nicht haben wollen. — Alles dies würde nämlich die Gemeinde noch ertragen haben, um des lieben Friedens willen; aber das Benehmen des Herrn Pfarrers hat neuerdings solche Dimensionen angenommen, daß einige Gemeindemitglieder, die ihre Kirche lieb haben, es nicht länger mit ansehen können und wollen, wie der Herr Pastor Anstand und gute Sitte öffentlich ins Gesicht geschlagen hat.

Darum, gnädiger Herr und hochgeborener Herr Graf, kommen wir vor Sie, als unseren Patron, da wir einen anderen Weg nicht wissen, und hoffen darin auf Ihre gütige Nachsicht. Sie wollen glauben, daß wir es mit schwerem Herzen tun und aus Pflicht und Gewissen, Ew. Hochgeboren mit solchen Dingen zu belästigen.

Der Herr Pfarrer verkehrt nämlich in einem fort im Hause eines gewissen Doktor Haußner in Eichwald, der dem Herrn Grafen als übelberüchtigter Atheist bekannt sein dürfte. Auch ist besagter Doktor Haußner am — (folgte Datum) persönlich im Pfarrhause gewesen. Hierfür können, wenn gewünscht, Zeugen namhaft gemacht werden; natürlich hat das bei allen Gutgesinnten in der Gemeinde Anstoß erregt, zumal die Aufführung des besagten Doktor Haußner gegen unseren früheren Pfarrer Menke noch frisch in aller Gedächtnis ist, besonders aber auch da der Herr Doktor Haußner damals für sein Vergehen hat sitzen müssen.

Wiederholt ist der Herr Pastor auch mit der Tochter dieses Menschen zusammen gesehen worden, die, wie bekannt sein dürfte, nicht einmal getauft ist. Aber was soll man dazu sagen, wenn der Geistliche sich sogar nicht einmal entblödet, mit einer solchen Person nach dem

Gottesdienste sich öffentlich vor der Gemeinde zu zeigen, wie dies am — (folgte Datum) von allen gesehen worden ist. Und damit das Maß des Ärgernisses voll werde, während des Gottesdienstes ist von mehreren, die es auch beschwören wollen, gesehen worden, daß der Geistliche dem betreffenden Mädchen zugenickt und ihr Zeichen gemacht hat.

Alles das ist streng der Wahrheit gemäß beobachtet und berichtet worden und kann jederzeit von glaubwürdigen Zeugen auch eidlich erhärtet werden.

Wir würden es nicht wagen, uns dem Herrn Grafen, unserem gnädigen Patron, solcherweise mit Beschwerden zu nahen, wenn nicht Ew. Hochgeboren reger kirchlicher Sinn und warme Teilnahme an unserer Gemeinde uns ermutigte, daß Sie ein solches ärgerliches und unchristliches Wesen des Geistlichen nicht länger mit ansehen werden, denn die Entrüstung und der sittliche Schaden sind bereits groß und tut Hilfe dringend not.

In tiefer Ergebenheit untertänigst eine Anzahl Mitglieder der Gemeinde Breitendorf."

Namen waren nicht unterschrieben.

„Nun — was sagen Sie darauf?" rief der Graf, als Gerland das Blatt senkte.

„Es ist genau so, wie ich es mir gedacht hatte!" erwiderte der junge Geistliche, bleich, vor innerer Erregung bebend, aber bestimmt. — Er war mit seinem Entschlusse im reinen.

„Sie leugnen also nicht!"

„Ich wüßte nicht, was mich veranlassen könnte, irgendwelche Stellung zu einer anonymen Denunziation zu nehmen."

Der Graf war aufgesprungen; den Superintendenten beiseite drängend, stellte er sich in seiner ganzen Länge

vor Gerland auf. „Ob anonym oder nicht anonym, das ist hier ganz egal! Die armen Leute wagen es nicht, öffentlich gegen Sie aufzutreten. Was wissen solche Dorfleute vom Instanzenwege! In ihrer Not haben sie eben keinen anderen Ausweg gewußt, als sich an mich, den Patron, zu wenden, und ich denke, ich habe ein Recht, mich um die Gemeindeangelegenheiten zu kümmern. Wenn ich der Gemeinde den Geistlichen vorschlage, trage ich doch am Ende auch die Verantwortung für sein späteres Verhalten. — Ich glaube, das wird wohl auch von seiten der Kirche so aufgefaßt?"

Der Superintendent, an den sich der Graf mit der letzten Frage gerichtet, nickte zustimmend.

„Ich hätte ja können in dieser Sache persönlich vorgehen, hielt es aber für angemessen, mich an die geistliche Behörde zu wenden, da ich mich in solchen Angelegenheiten nicht genügend versiert fühlte. Darin habe ich doch wohl korrekt gehandelt — nicht wahr, Herr Superintendent?"

„Vollkommen korrekt, Herr Graf!" war die Antwort.

„Sie hören also, Herr Pfarrer," fuhr der Graf fort, „daß ich formell sowohl als materiell vollständig in meinem Rechte bin, auch im Sinne der Kirche. Wollen Sie mir nun gefälligst Rede und Antwort stehen? Ich wünsche zu wissen, was Sie gegen dieses Schriftstück zu sagen haben?"

„Formell, daß es anonym — materiell, daß es erlogen ist."

Jetzt riß dem Grafen die Geduld völlig.

„Das übersteigt denn doch alle Begriffe! Wen glauben Sie denn eigentlich vor sich zu haben? Sie scheinen sich vollständig verrückten Begriffen über Ihre Stellung hinzugeben. — Ich habe diesen lächerlichen Hoch-

mut schon neulich bemerkt. Aber nun sehe ich, daß es bei Ihnen Prinzip zu sein scheint, Opposition zu machen, Herr Pastor! — Sie haben sich bereits mehrfach kompromittiert in meinen Augen. Mit Ihren freien Ansichten mögen Sie anderen imponieren — mir nicht! Wenn die Geistlichen anfangen wollen, sich gegen Ordnung und Moral aufzulehnen, dann hört doch alles auf!"

Er ließ den Superintendenten, der sich einmischen wollte, nicht zu Worte kommen.

„Nein, nein! — Diese Sache hat dem Faß den Boden ausgeschlagen, die Gemeinde beschwert sich über ihn, und er findet es nicht einmal für nötig, sich zu rechtfertigen. — Da ist er freilich an den Falschen gekommen bei mir! — Was ich heute gesehen und gehört habe, Herr Pastor, bestätigt mir vollständig meine Ansicht, die ich mir schon früher über Sie gebildet habe. Und ich gebe Ihnen die Versicherung, ich werde dieser Angelegenheit nachgehen. Wenn Sie denken, Sie können allen Autoritäten ungestraft Hohn sprechen, dann irren Sie sich gewaltig. — Wir wollen mal sehen, ob nicht selbst gegen aufsässige Pastoren noch Recht zu haben ist!"

„Ich sehe dem, was Sie gegen mich unternehmen werden, mit Ruhe entgegen", sagte Gerland, jetzt kreidebleich und im Übermaß der Erregung lächelnd.

„Das werden wir sehen — das werden wir ja sehen! — Ich bin fertig mit Ihnen!"

Der Graf griff nach seinem Hute. Er sagte etwas halblaut zum Superintendenten. Beide gingen darauf hinaus — Gerland allein lassend.

Die Stimme des Grafen war noch für einige Augenblicke im Vorzimmer zu hören. Der Superintendent schien dem Empörten beschwichtigend zuzureden.

Dann war der Graf gegangen. Der Superintendent kam ins Zimmer zurück.

Der alte Mann war wieder einmal ganz außer aller Fassung.

„Was haben Sie mir da angerichtet!" rief er. „Nachdem eben erst die Affäre Fröschel glücklich begraben ist, nun schon wieder ein neuer Skandal in der Ephorie, und immer sind Sie beteiligt! — Was kam Ihnen denn bei, sich so aufzuführen? Ich verstehe Sie nicht! Welches Licht wirft das auf mich — auf die ganze Disziplin unseres Standes!"

„Ich glaube nicht, daß ich die Haltung verloren habe, Herr Superintendent. Der Herr Graf war es, der sich vergaß."

„Wissen Sie denn nicht, wen Sie vor sich haben? Einen Mann von solchem Einflusse wie Graf Mahdem. — Was haben Sie sich denn eigentlich gedacht! Der Mann geht nun hin, im höchsten Grade aufgebracht, hängt die Sache an die große Glocke. Er sprach von einer Beschwerde beim Konsistorium. — Nun wird der Spektakel von neuem losgehen, die Anfragen, Vernehmungen und Berichte!"

Der Superintendent schritt mit verzweifelter Miene im Zimmer auf und ab.

„Was soll ich denn nun eigentlich mit Ihnen machen?" fragte er, vor dem jungen Geistlichen stehen bleibend.

„Ich bitte um Untersuchung des Falles, Herr Superintendent," erwiderte Gerland.

„Untersuchung?"

„Jawohl! — Vernehmung des Gemeindekirchenrates von Breitendorf über die gegen mich gerichteten Anklagen. Da wird sich schon herausstellen, wieviel an der Verleumdung ist."

Der alte Mann schüttelte ärgerlich den Kopf. „Nein — das würde viel zu viel Staub aufwirbeln.“

„Darf ich mir eine Bemerkung erlauben, Herr Superintendent?“

„Nun?“

„Ich bin mit Schmutz beworfen worden — und kann darum wohl eine Rechtfertigung fordern.“

„Die evangelische Sache ist schließlich noch wichtiger als die einzelne Person — und unsere Sache soll die des Friedens sein.“

„Ich habe den Frieden nicht gebrochen, sondern andere. Und ich verharre auf meinem Standpunkte, daß ich mich nicht entschuldige, so lange die Anklage anonym bleibt. — Gegen jeden Schritt des Herrn Grafen aber werde ich meine Rechte zu wahren wissen.“

XXXVI.

Dornig kam jetzt häufig nach Breitendorf herüber. Welcher Art das Interesse war, das den korpulenten Mann den beschwerlichen Marsch über den Bergrücken so oft unternehmen ließ, wußte Gerland nunmehr. Dornig machte kein Hehl mehr daraus, daß er mit der Schwägerin des Gutsbesitzers Finke verlobt sei.

Gerland kannte die Erscheinung des Mädchens von der Kirche her; sie paßte zu Dornig: drall, rotbäckig — eine handfeste Schönheit.

Dornig strahlte in Erwartung des Himmelreichs, das seiner wartete. Er wußte, so oft er Gerland besuchte, immer neue Züge der Liebenswürdigkeit von seiner Braut zu berichten. Sie hatte Kochunterricht gehabt in einem der feinsten Hotels der Kreisstadt. Eine Ausstattung brachte sie mit, für welche der Geist-

liche mit Vorliebe den Ausdruck „fürstlich“ anwandte. Ihre Leibwäsche sollte genau so hergestellt werden wie die einer Komtesse, welche kürzlich geheiratet.

Inzwischen hatte auch die Taufe bei den Finkes stattgefunden. Dornig wußte die Vorzüglichkeit des Taufschmauses nicht genug zu rühmen; er versuchte es, dem Amtsbruder den Mund nachträglich wässerig zu machen. Bei diesem Feste hatte er eine Menge Parochialklatsch erfahren, den er natürlich bei Gerland brühwarm an den Mann zu bringen bemüht war.

Gerlands Beziehungen zu Doktor Haußner und seiner Tochter waren selbstverständlich dort lebhaft besprochen worden. — Als er auf diesen Punkt kam, beeilte sich Dornig, zu versichern, daß er dem Amtsbruder nicht den geringsten Vorwurf mache.

„Ich kann dir's gar nicht verdenken, Gerland,“ sagte er. „Da gibt's ein Hallo, wenn wir Pastoren mal eine gute Partie machen. — Als ob das Geld eine so ganz gleichgültige Sache sei in der Welt. Warum soll man denn seine Lage nicht aufbessern? — Das Gehalt ist gering genug! ‚Ihr Geistliche sollt nicht nach Schätzen trachten, die Motten und Rost fressen‘, heißt es da. Sehr schön! Aber von Luft können wir doch auch nicht leben. — Das ist weiter nichts als Neid. Und wenn sie dir damit kommen sollten, mach' dir nichts daraus; lach' sie aus! — Es wird nämlich so mancherlei geredet gegen dich — verstehst du! Ich halte dir natürlich die Stange, soviel ich kann. ‚Das Mädchen ist ja nicht einmal getauft,‘ sagen sie — ‚Was nicht ist, kann noch werden,‘ antwortete ich den Leuten. ‚Pfarrer Gerland ist ein feiner Kopf, der wird die Sache schon machen — da seid nur ganz ruhig.‘ — Du, wie stehst's denn eigentlich damit? Allzulange würde ich mit der Tauferei

nämlich auch nicht mehr zögern — an deiner Stelle! — Weißt du, es gibt den Leuten eben doch zuviel Anlaß zu allerhand Vermutungen und übler Nachrede."

Vor einem Jahre noch würde sich Gerland derartige Reden aufs entschiedenste verbeten haben; jetzt war er schon so weit abgehärtet, daß er imstande war, lächelnd zuzuhören und sich im stillen seine Lehren zu ziehen.

Einen trivialen Philister wie Dornig, der in allen Dingen von sich auf andere schloß, eines besseren belehren zu wollen, war ja von vornherein aussichtslos. Aber die Auffassung eines solchen Menschen war symptomatisch — so also urteilte der große Haufe!

Wie konnte er den Leuten auch nur einen Begriff von der Eigenart seines Verhältnisses zu Gertrud geben? Wer würde ihm geglaubt haben, daß es ihm unmöglich sei, das Mädchen zu einem Schritte zu nötigen, den sie doch nur in voller Freiheit, aus eigenem Verlangen heraus tun durfte.

Es erschien ihm wie Vergewaltigung, wie Roheit, vor Gertrud hinzutreten und sie zu bitten: ‚Laß dich taufen, damit ich dich heiraten kann!‘

Gewiß sehnte er sich, harrte in peinvoller Ungeduld einer Andeutung von ihr — auf den Augenblick, wo sie endlich dem Wunsche Ausdruck geben würde. Christin war sie ja jetzt schon — wenigstens in seinen Augen —, nur das äußere Zeichen fehlte ihr, die Besiegelung. Aber vor der Welt, der das Zeichen mehr gilt als die Gesinnung, stand das Mädchen noch als Heidin da.

Dornig hatte in seiner tolpatschigen Art und Weise an eine wunde Stelle bei Gerland gerührt.

Das Bewußtsein, daß viele seiner Beichtkinder an ihrem Pfarrer irre wurden, daß der Schein gegen ihn sei und daß die Ereignisse seinen Feinden und Ver-

leumdern von Tag zu Tag mehr Recht gaben, bereitete ihm oft schwere Stunden. Er sah die trübe Flut des Hasses gewaltig von allen Seiten aufsteigen. Die Anzeichen mehrten sich, daß auch die besseren Elemente in der Gemeinde gegen ihn Stellung nahmen. Viele Leute, die ihn früher herzlich und ehrfurchtsvoll gegrüßt hatten, drückten sich jetzt, wenn man einander begegnete, um das Grüßen herum, sahen weg oder gingen beiseite.

Ganz verwirrt war eines Tages Schwester Elisabeth zu ihm gekommen; Schuhmacher Herklotz — dessen Frau inzwischen gestorben und beerdigt war — hatte ihr, als sie gekommen, um nach den Kleinen zu sehen, die Tür gewiesen mit unflätigen Redensarten, die das Mädchen um keinen Preis wiederholen wollte.

Diese Undankbarkeit stand nicht allein da. Auch andere, denen er mit Rat und persönlichem Eingreifen, ja mit pekuniärer Hilfe beigestanden, sahen ihm in die Augen, höhnisch oder dreist vertraulich, als wüßten sie ihm ein Unrecht vorzuwerfen.

Die jungen Burschen im Fortbildungsunterricht, den er leitete, begannen herausfordernde Mienen anzunehmen und sich aufsässig zu gebärden.

Überall sah er den Respekt weichen.

Am Sonntag abend gab es wieder mal nach längerer Pause auf dem Tanzboden einen groben Exzeß: Trunkenheit und Prügelei. Zuzeiten seines Amtsvorgängers war das nichts Seltenes gewesen in Breitendorf. Während Gerlands Seelsorgertätigkeit hatte sich darin vieles gebessert.

Dieses plötzliche Aufflammen der alten Roheit hatte seine Bedeutung. Der junge Geistliche fühlte es, er hatte die Macht verloren — die Macht, welche unbefleckter Name und tadelloser Ruf ihren Trägern verleihen.

Er stand nicht mehr unantastbar da vor seiner Gemeinde; sehr geschickt hatten seine Feinde die Stelle herausgefunden, wo er angreifbar war — die Stelle, wo ihn der Talar nicht schützte, wo ihn das Priestergewand vielmehr anzuklagen schien.

Man hatte ihm Liebe und Achtung seiner Pfarrkinder gestohlen.

Voll Kummer mußte er sehen, wie sich alles um ihn her lockerte; wie das Werk, das er mit Mühe aufgerichtet hatte, von frevelhaften Händen Stein um Stein eingerissen wurde.

Er wußte ganz genau, wo das Hauptquartier der Feinde seinen Sitz hatte, und wer in diesem Spiele die Fäden zog.

Wenzels Faungesicht tauchte zu wiederholten Malen in der Dorfstraße auf. Gerland hatte daran gedacht, den früheren Kantor zur Rede zu stellen; aber es gelang ihm niemals, den alten Fuchs zu erwischen, der seine lange Gestalt zu verflüchtigen wußte, als besäße er eine Tarnkappe.

Die jetzige Frau Wenzel war wieder ganz in Breitendorf, angeblich auf Wochenbesuch bei der jungen Frau Finke. Gerland sah sie eifrig von Haus zu Haus gehen. — Die Kaffeekränzchen bei den Honoratiorenfrauen, deren Mittelpunkt sie bereits früher gewesen, waren flott im Gange. Als ihr Adjutant fungierte die Besprechfrau Tonchen, die in den niederen Schichten ihre Maulwurfsarbeit trieb.

Die ehemalige Pastorin Menke trieb die Schamlosigkeit soweit, sich der Kanzel gerade gegenüber zu setzen und den Geistlichen unverwandt mit der unschuldigsten Miene der Welt anzublicken während der Predigt. Pfarrer Gerland mußte sich zusammennehmen, um nicht mitten

im Satze stecken zu bleiben, als sein Blick auf ein rosiges Frauengesicht und ein paar lächelnde Katzenaugen traf — unten im Schiff der Kirche.

Es war, als ob ein Gewitter in der Luft schwebe. Gerland begann sich nach einer Entladung zu sehnen; selbst eine gewaltsame Lösung erschien ihm besser, als dieser Zustand der Spannung.

Vergebens wartete er auf eine Maßregel von seiten der Kirchenbehörde. Nach dem, was neulich vorgefallen war in der Superintendentur, hatte er einer Aufforderung, sich zu verantworten, einer Rüge, vielleicht auch einer Disziplinarmaßregel entgegengesehen. — Im stillen hoffte er sogar darauf; dann würde er ja endlich einmal seine innere Stellung den Vorgesetzten offen darlegen dürfen. — Nichts von alledem erfolgte.

* * *

Pfarrer Gerland war jetzt fast täglich, wenn es ihm die Kasualien erlaubten, in Eichwald. Er pflegte dem Arzte bei den Gartenarbeiten zu helfen.

Das Verhältnis der beiden Männer war seltsam genug.

Haußner schien den jungen Geistlichen nicht ungern um sich zu sehen. Er forderte Gerland zwar niemals direkt auf, am nächsten Tage wieder zu kommen; aber stets wenn der Geistliche in den Vormittagsstunden auftrat, fand er seiner eine Arbeit wartend, die der Arzt für ihn aufgehoben hatte. Das eine Mal galt es, den Wein zu brechen — dann wieder mußten die Erdbeerstöcke umgepflanzt werden — oder man okulierte die Rosenstöcke; auch im Gemüsegarten gab es reichlich zu tun.

Es war ein heißer Sommer, und Haußner ging meist bis auf die Beinkleider und ein Flanellhemd ent-

kleidet in seinem Garten umher. Gerland, der anfangs eine gewisse Scheu gehegt hatte, mehr als den schwarzen Rock abzulegen, machte es dem Arzte mit der Zeit nach. Haußner borgte ihm einen seiner breitkrämpigen Gartenhüte und veranlaßte ihn, Weste, Halskragen und Krawatte abzulegen.

„Sie fangen von oben an, den Pastor auszuziehen," bemerkte Haußner mit dem trockenen Witze, der ihm eigen war.

Im übrigen wurde von der Zukunft zwischen den beiden Männern nicht gesprochen. Haußner war ein Sonderling auch darin, daß er alle offenen Aussprachen so lange wie möglich hinausschob.

Rings um sein innerstes Wesen hatte er eine Mauer gezogen. Niemand sollte ihn beobachten, aber er selbst lag mit seinen scharfen Forscheraugen stets auf der Lauer, trug Material zusammen und verarbeitete es in seinem Innern mit dem Egoismus des Menschenverächters, dem seine besten Gedanken viel zu gut sind, um sie durch Auslegen vor der Menge zu profanieren. Er sah unendlich vieles trotz seines einsiedlerischen Lebens und machte sich über alles seine Gedanken; aber nur gelegentlich, an sarkastischen Bemerkungen, konnte man erkennen, wie er eigentlich zu Menschen und Dingen stehe.

Selbst die Liebe zur Tochter äußerte sich nicht in alltäglicher Art und Weise. Aus der rauhen Form, in der er häufig mit Gertrud verkehrte, hätte ein oberflächlicher Beobachter leicht ganz falsche Schlüsse auf sein innerstes Verhältnis zu dem Mädchen ziehen können. — Die Liebe zu dem einzigen Kinde war stark und zart zugleich. Sein Auge konnte einen melancholischen Ausdruck annehmen, wenn er sie anblickte. In kleinen, unscheinbaren Anzeichen äußerte sich sein heißes Gefühl —

seine Furcht vor dem Augenblick, wo er das Mädchen hergeben sollte.

Und doch mußte er einsehen, daß der natürliche Lauf der Dinge die Trennung herbeiführen würde. Er sträubte sich nur noch pro forma. Es konnte ihm ja nicht entgehen, daß die beiden jungen Menschen einander zugehörten, und er war viel zu vernünftig und lebensklug, das Natürliche verhindern zu wollen.

Im allgemeinen vermied man religiöse Gespräche; der Geistliche hütete sich wohl, den anderen auf ein Gebiet zu bringen, wo er empfindlich und gereizt war. Aber gänzlich konnte das Religiöse doch nicht aus ihren Gesprächen ausgeschieden werden.

Gelegentlich riß den Arzt der Eifer hin, von seinen wissenschaftlichen Untersuchungen und ihren Endzielen zu sprechen. Er arbeitete neuerdings an einem Werke: „Der Übergang der organischen Materie von einem Lebewesen zum anderen," das den Niederschlag zehnjähriger Forschung und Beobachtung darstellte. Er zeigte dem jungen Geistlichen die Abbildungen, welche das Werk begleiten sollten, ließ ihn Präparate sehen und machte ihn mit dieser oder jener niederen Tierform durch das Mikroskop bekannt. — Es kam darin so recht der Drang des Einsiedlers zutage, von dem, was ihn seit Jahren ganz beschäftigt hatte und was nun einem Resultate entgegenreifte, endlich einmal zu einem Menschen zu sprechen.

Haußner war ein begeisterter Anhänger der Evolutionstheorie. In seine Studienzeit waren die Publikationen der großen Darwinschen Entdeckungen gefallen. Er war ein Altersgenosse und Anhänger Haeckels.

In seiner Jugend hatte er der Religion kühl bis ans Herz gegenübergestanden — er betrachtete sie als

eine Art von Petrefakt abgestorbener Lebensformen. Wahrscheinlich würde er in diesem Indifferentismus weiter gelebt haben, wenn nicht die Kirche dafür gesorgt hätte, ihn aus seiner Gleichgültigkeit herauszutreiben. Das Ereignis trat ein, das ihn aus seinem Berufe reißen, ihn mit seiner bisherigen Umgebung verfeinden, den Frieden seines Hauses vernichten, seinem ganzen Leben eine veränderte Richtung geben sollte. Er sah sich provoziert, an der empfindlichsten Stelle verletzt, in seiner Freiheit angegriffen. — Heißblütig, wie er war, ließ er sich zu verhängnisvollen Schritten hinreißen — und so hatte dieses anfangs harmonische Dasein plötzlich eine tragische Wendung bekommen.

Die Leidenschaft macht den klügsten Menschen ungerecht. Haußner war nicht mehr imstande, Schale und Kern auseinander zu halten. Seine Feindschaft gegen die Kirche übertrug er auf die Religion.

Gerland kannte die Geschichte des Arztes besser, als Haußner selbst wohl ahnen mochte. Er verstand ihn — ja er fühlte im Innersten tiefe Sympathie für den Mann, dem von den Amtsbrüdern so schweres Unrecht angetan worden war.

Der junge Geistliche befliß sich, aus seinen Worten alles fern zu halten, was jenen an die trüben Erlebnisse früherer Zeiten hätte erinnern können.

Den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen des Arztes hörte er ruhig zu. Häufig konnte er Haußners Ansichten nicht beipflichten. Den Arzt zu widerlegen war für ihn unmöglich, sie standen auf zu verschiedenem Boden. — Ein tiefer Riß klaffte zwischen ihren Innenanschauungen, sie konnten nicht miteinander fühlen, die Hiebe mußten notwendig Lufthiebe sein; zueinander gelangen hätten sie nur können durch ein Kompromiß.

Das verhinderte den jungen Geistlichen nicht, den Ausführungen des Arztes mit größtem Interesse zu folgen. Die Phänomene, die jener ihm dartat, entzückten ihn — der Einblick in den Wechsel der Erscheinungen, in die Wunderwelt der niederen Fauna und Flora des Süßwassers — das Bekanntwerden mit Struktur und Lebensweise dieser auf der Scheide zwischen Tier und Pflanze stehenden Lebewesen befriedigte in hohem Grade sein Zweckmäßigkeitsgefühl und seine Freude an Größe und Mannigfaltigkeit des Kosmos.

Haußner konnte sich keinen eifrigeren Zuhörer wünschen; und als Gerland einmal durch eine Bemerkung besonderes Verständnis an den Tag gelegt hatte, brach der Arzt in die Worte aus: „Es wäre wirklich schade, wenn Sie Geistlicher bleiben wollten!"

Gelegentlich gab er Gerland einige Bände Darwin, Vogt und Büchner mit — in seiner Weise keinen näheren Kommentar dazu erteilend. Aber der Geistliche wußte sehr gut, was das zu bedeuten habe; Doktor Haußner arbeitete im stillen an seiner Bekehrung.

* * *

„Sie können uns helfen, die Muskatellerbirnen abnehmen," meinte Haußner, als Gerland eines Vormittags kam und sich erkundigte, ob es etwas für ihn zu tun gäbe.

Eine Leiter lehnte bereits am Baum, Handkörbe und der Obstpflücker standen bereit. „Ich fange an, allzu vollkommen zu werden für dergleichen," bemerkte der Arzt, lächelnd auf seinen Leibesumfang deutend. Ein Strohhut lag auch bereits für den Geistlichen da. — Es war alles vorbereitet gewesen für sein Kommen, wie der junge Mann mit geheimem Vergnügen feststellte.

Martha und Gertrud waren auch nicht fern. Bald

schwebte der Geistliche in der Krone des prächtigen Baumes. Haußner stellte die Leiter nach Bedarf und nahm die gefüllten Henkelkörbe entgegen. Die Damen sortierten das Obst – alle waren in vortrefflicher Laune.

Einmal krachte ein Ast, auf dem sich der Geistliche allzu kühn vorgewagt, und die Frauen schrien erschreckt auf. Aber es gelang Gerland, sich festzuhalten.

„Na, das ging noch mal so ab!“ meinte Haußner.

„Der liebe Gott hat unseren Herrn Pfarrer bewahrt,“ bemerkte Martha halblaut, doch immer noch so laut, daß der Arzt es hören mußte. — Die alte Jungfer konnte es nicht lassen, durch solche Glossen hie und da dem Vetter gegenüber ihren Gefühlen Luft zu machen — sie nannte das: „den christlichen Standpunkt wahren“.

Auf einmal sprang Gertrud auf und klatschte in die Hände. „Onkel Valentin — Onkel Valentin!“

Vom Hause her nahte der greise Pfarrer.

„Wahrhaftig, der alte Valentin!“ meinte Haußner.

Gerland kam von seiner luftigen Höhe herab.

Der Alte hatte seiner Gewohnheit gemäß den weiten Weg von Göhdaberg her zu Fuß zurückgelegt, trotz der Sonnenglut. Seit drei Stunden etwa war er unterwegs. Er sei ja ein gut Stück im Baumschatten gegangen, meinte er, mit seinem freundlichsten Lächeln, wie immer, den Dingen die beste Seite abgewinnend.

Aber die Erschöpfung war ihm anzumerken.

Gerland hatte seine heimliche Freude an der Art und Weise, wie sich Haußner um den alten Mann besorgt zeigte.

„Komm in die Laube, Ottomar!“ sagte er, den Greis unter den Arm nehmend. „Ins Haus führe ich dich jetzt nicht; dort ist es kühl, und du bist erhitzt. —

Besorgt sofort etwas Frühstück!“ Damit wandte er sich an die Frauen.

Die drei Männer schritten langsam der Gartenlaube zu, auf ihrem Wege, des ermüdeten Alten wegen, häufig stehen bleibend.

Gertrud ließ nicht lange mit dem Frühstück auf sich warten, sie breitete eine Decke über den Holztisch und legte ein Gedeck vor dem Onkel auf.

„Wie sie ihrer Mutter gleicht!“ sagte Valentin und griff nach der Hand des errötenden Mädchens. „Der Herr schütze dich und bewahre dich, du liebes Kind!“ Seine Stimme bebte.

Haußner machte dieser Szene schnell ein Ende. „Du sagtest, du hättest etwas mit mir zu besprechen.“

„Allerdings — das war der Zweck meines Kommens.“

„Ihr könnt zu euren Birnen zurückkehren,“ meinte Haußner zu den anderen.

Gertrud sprang voraus. Martha hielt Gerland am Ärmel zurück und flüsterte ihm voll Erregung zu: „Heute entscheidet sich's!“ Sie wies nach der Laube zurück. — „Der liebe Gott wird helfen! Bleiben Sie nur bei Gertrud einstweilen — lieber Herr Pfarrer!“ Sie drückte Gerlands Hand, dann lief sie dem Hause zu. —

Mit dem Birnenabnehmen wurde es heute nichts mehr.

Wie auf Verabredung schlugen die beiden jungen Leute, als sie sich allein sahen, den Weg nach dem oberen Teile des Gartens ein.

Hinter dem nächsten Boskett machte Gerland Halt und suchte ihr einen Kuß zu rauben. Aber sie entfloh ihm — lief voraus, geschickt ihre bessere Kenntnis des Geländes benutzend.

Er stürmte ihr nach. Es wurde ein Haschen daraus.

Gut, daß niemand von der Gemeinde oder gar von

den Amtsbrüdern den Herrn Pastor in dieser Situation sah, wie er dem leichtfüßigen Mädchen nachsprang, die sich, schelmisch kichernd, hinter Büschen und Bäumen vor ihm zu verstecken suchte.

Sie war flinker als er, aber er besaß die größere Ausdauer. Ermattet blieb sie schließlich stehen und ließ sich von ihm umfangen. Er küßte sie herzhaft, nicht bloß einmal. —

Ihr Atem flog und streifte seine Wange, der Busen wogte; entzückt betrachtete er sie. Gab es etwas Süßeres als diese Lippen, die den Odem voll und warm gehen ließen — diese Augen, die sie, vom Laufen ein wenig ermattet, lächelnd schloß, so daß sich die langen Wimpern auf den Wangen abzeichneten. — Wie eine eben aufgesprungene Knospe war sie, eine reizende Mischung von Kind und Weib.

Auf einmal errötend und ein wenig die Schultern emporziehend, entzog sie sich ihm und strich ihr Haar, das in Unordnung geraten, glatt.

„Heut abend in der Laube — nicht wahr — du versprichst mir?" flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie erwiderte nichts.

Er nannte eine Stunde. „Wirst du kommen?"

Sie sprang noch einmal fort. Aber diesmal hatte er sie schnell eingeholt, umfaßte sie und ließ sie unter Bitten und Küssen nicht eher los, bis sie ihm das Versprechen gegeben.

Bald darauf saßen sie oben auf der Rasenbank, Hand in Hand.

In diesem Augenblicke, wo er sich im Vollbesitze seines Glückes zufrieden hätte fühlen können, überkam ihn wieder jene Stimmung der Unruhe, des Mißtrauens gegen den Bestand dieses Glückes. Alles ging ihm noch

einmal durch den Kopf, was von Zweifeln und Besorgnissen in letzter Zeit in ihm aufgestiegen war, was er nur mühsam beschwichtigt hatte.

Gertrud war seine Braut. Er durfte sie mit gutem Gewissen jetzt so bezeichnen. Ihre Augen wichen seinem Blicke, ihr Mund seinem Kusse nicht mehr aus. — War man sich seelisch deshalb näher gekommen? — Hatte sie Anteil an seinem Geistesleben?

Wie wenig kannte man sich im Grunde! —

Was wußte sie von seinen schweren Sorgen — von der Gärung, in der sich sein Inneres befand — dem Kampfe, der in ihm tobte!

Und wußte er selbst denn viel von ihr? —

Wie stand sie zu jener großen Frage — der größten, die es für ihn gab: wie stand sie zur Religion?

Daß sie den kleinen Katechismus aufsagen konnte — ein Erfolg, auf den Martha Herberge so stolz war — bedeutete wenig. Was wollte es heißen, daß sie Kirchenlieder auswendig lernte und biblische Geschichte trieb? — Das alles gab keine Garantie dafür, daß wirkliche Gottesfurcht in ihrer Seele lebe.

Dürstete sie in Wahrheit nach dem Heil — nach dem Wort, nach dem Geist? —

Lieber keine Taufe, wenn man kalt, ohne Sehnsucht und Liebe, gezwungen durch äußere Rücksichten, an das Mysterium herantrat, nur um der Form zu genügen.

Hier lag der seltene Fall vor, daß ein Mensch sich mit Bewußtsein entscheiden sollte, ob er dem Bunde der Christenheit zugehören wolle, in den die meisten hineingeboren werden. Selbstverantwortlich durfte sich das Mädchen entscheiden über das, was für andere der Zufall bestimmt. Sollte auch hier wieder Konvenienz, Rücksicht auf Zweckmäßigkeit und Vorteil entscheiden?

Sollte, um des guten Zweckes willen, eine Vergewaltigung der Seele stattfinden? — Sollte Gewissenszwang die Freiheit der Entschließung aufheben? —

Gerland war ja nicht blind; er hatte wohl gemerkt, wie schon seit Wochen Martha Herberge heimlich auf das eine Ziel lossteuerte: Gertruds Taufe.

Der fromme Eifer der alten Jungfer hatte ihm schon manchmal peinliches Befremden verursacht.

Was unter dem Titel: ‚Zu Ehren Gottes' und zur angeblichen Förderung seines Reiches nicht alles vorgenommen werden konnte an Intrigen und Wahrheitsvergewaltigung!

Dem jungen Geistlichen stieg auf einmal ein Verdacht auf: Was für eine Veranlassung mochte es sein, die seinen alten Freund, Pfarrer Valentin, so unerwartet hierher führte? — Weshalb hatte er verlangt, mit dem Arzte unter vier Augen zu sprechen? Was hatte Marthas Aufgeregtheit zu bedeuten?

Ob auch Gertrud darum wußte, was da unten jetzt vorging?

Er fragte sie, ob sie ihm erklären könne, weshalb ihr Onkel heute gekommen sei.

Sie errötete und, die Augen niederschlagend, meinte sie, Tante Martha habe an ihn geschrieben, daß er kommen möge, um mit dem Vater zu sprechen — wegen der Taufe.

Also doch!

Gerland schwieg eine Weile; er hatte seinen Arm von dem Mädchen abgezogen und saß, den Kopf aufgestützt, brütend da. — Er mußte doch einmal offen mit ihr sprechen; auf falschen Voraussetzungen durfte sich ihr gemeinsames Geschick nimmermehr aufbauen.

Er vermied es, sie während des Sprechens anzu-

sehen, — um sich nicht irre machen zu lassen. Das, was er ihr zu sagen hatte, wurde ihm nicht leicht auszusprechen.

Er sagte ihr, daß er sie nicht zu etwas treiben wolle, wonach sie vielleicht kein Bedürfnis fühle, daß sie durchaus frei sei in ihren Entschließungen, und daß niemand das Recht habe, sie zu einem Schritte zu veranlassen, der nur dann Wert habe, wenn er aus dem Verlangen des Herzens heraus geschehe.

„Aber ich habe mich ja immer so danach gesehnt!" unterbrach sie ihn plötzlich.

Er sah sie erstaunt an. — Gesenkten Hauptes saß sie da, von ihm wegblickend.

„Wonach gesehnt?" fragte Gerland.

„Nach der Taufe!" — Sie sagte das sehr leise. „Lange ehe Tante Martha davon gesprochen hat."

„Mein süßes Herz!" — Er wußte nichts Besseres zu sagen. „Und davon hast du mir bisher kein Wort gesagt, Gertrud?"

„Ich schämte mich so."

Er nutzte das Glück der Stunde aus, wo endlich einmal ihr Gemüt offen vor ihm lag. Jetzt wollte und mußte er alles in Erfahrung bringen, von Anfang an. — Und als betrete er ein Wunderland, ward ihm zumute, da sie sich ihm entdeckte.

Wann sie zum ersten Male gebetet hatte? Das wußte sie nicht ganz genau; aber es mußte schon früh gewesen sein. — Eine Kinderperson hatte ihr vom lieben Gott erzählt, und daß man zu ihm beten müsse. Vom Vater hörte sie niemals über dergleichen, und als sie ihn eines Tages darüber gefragt, hatte er gesagt, wenn sie nur brav und tüchtig sei, sei das Beten nicht vonnöten. — Auch vom lieben Gott und vom Heiland sprach der Vater nicht. Aber gerade all diese Dinge,

von denen sie durch die Dienstboten hin und wieder hörte, waren dem Kinde ganz besonders interessant. Einmal hatte die Köchin sie heimlich mit in die Kirche genommen — Gertrud glaubte, es sei wohl eine katholische gewesen. Die Musik, die Priester und die Bildnisse hatten einen tiefen Eindruck auf das kindliche Gemüt hervorgebracht.

Sie lebten damals in der Schweiz, wohin sich Haußner nach seinem Streite mit der Kirche grollend gewendet hatte.

Nun kam die Zeit, wo das Mädchen die Schule besuchen mußte. Vom Religionsunterricht war sie ausgenommen. Der Vater erteilte ihr anstatt dessen besonderen Unterricht — es schien sich um Moral und Ethik gehandelt zu haben. Das Mädchen dachte nicht gern an diesen Unterricht zurück. Der Vater sei leicht heftig geworden, wenn sie ihn nicht verstanden habe, meinte sie, und sitzen geblieben sei eigentlich nichts davon bei ihr.

Sehr zeitig war ihr eine Ahnung davon aufgegangen, daß noch eine andere Welt existiere, von der ihr der Vater geflissentlich nichts erzähle.

Von den Mitschülerinnen erfuhr sie allerhand. Oft las sie in den Büchern und Heften der anderen. Biblische Geschichte, Katechismus, Lieder und Gebete — all diese Dinge erschienen ihr interessanter und schöner als das andere, was auf der Schule getrieben wurde. Eine starke Neugier entwickelte sich bei dem Kinde, durch den Vorhang zu blicken, hinter welchem ihre junge Seele das Göttliche wie ein verschleiertes Licht ahnte.

Tiefen Eindruck machte es ihr, als eines Tages eine Mitschülerin ihr zurief: „Du bist ja nicht einmal getauft!“

Seitdem war das Kind den Gedanken nicht losgeworden, daß ihr etwas fehle, was die anderen besaßen — etwas Großes und Gutes. — Als sie den Vater

gelegentlich darüber befragt, sei er — so berichtete sie — sehr ungehalten gewesen.

Das wichtigste Ereignis in ihrer religiösen Entwickelung trat jedoch erst ein, als sie nach Eichwald kam. Sie fand die Bücher ihrer verstorbenen Mutter irgendwo auf dem Boden, in einer Kiste weggepackt — verstaubt und vergessen.

Da gab es Gebetbücher, Liederbücher, Predigtsammlungen, — erbauliche Schriften aller Art.

In diese Bücherei vertiefte sich Gertrud. Sie las wahllos und hatte bald ihre Lieblinge. Übrigens ließ sie den Vater wohlweislich nichts davon merken. Kindlicher Instinkt führte sie darauf, daß ihr Tun nicht nach seinem Sinn sei, daß er ihr die Bücher höchst wahrscheinlich wegnehmen würde.

Fortan wirkten Einflüsse entgegengesetzter Natur auf das Kind ein.

Der Vater, der ihren Unterricht weiterführte, füllte ihren jungen Geist mit wissenschaftlichen Begriffen, die anderen jungen Mädchen völlig fremd bleiben. Haußner hatte sich auch auf erzieherischem Gebiete seine eigene Theorie gebildet. Vor allem sollte das Kind das, was ist, kennen lernen: die Welt und ihre Erscheinungen. Er unterrichtete die Tochter hauptsächlich in der Naturwissenschaft. Auch in der Methode des Unterrichtens schlug er einen besonderen Weg ein. Er basierte alles auf die Anschauung — von ihr aus ging er zu den Gesetzen über. Das Experiment bildete ein Haupthilfsmittel dieses Unterrichtes.

Gerland hatte schon manchmal Gelegenheit gehabt, über Gertruds Kenntnisse auf dem Gebiete der Physik, Chemie und der Biologie zu staunen. Es lag dem Mädchen sehr fern, damit zu prunken, aber gelegentlich

kam es zum Vorschein. — Verwundert hörte der junge Geistliche, daß sie genau über die Fortpflanzung der Süßwasseralgen unterrichtet war; oder sie zeigte sich bewandert im Stellen des Mikroskops und wußte aus hundert Präparaten, auf Verlangen des Vaters, das Gewünschte richtig herauszufinden.

Aber das Merkwürdigste: ihre Weltanschauung war davon sehr wenig beeinflußt worden — wie Wasser war all das an ihr abgeflossen.

Jene Stunden, die sie heimlich über den Andachts- und Gebetbüchern der Mutter zugebracht, hatten viel tiefere Spuren zurückgelassen.

In vielen der Bücher fand das Mädchen Randbemerkungen von der Hand der Seligen — auch zahlreiche beschriebene Blätter, Zettel, Buchzeichen. So schien eine Stimme vom Jenseits herüberzudringen, welche das Kind zur Frömmigkeit ermahnte. Der Hang zum Religiösen, der bei der armen Bertha eine mystisch schwärmerische Richtung angenommen, schlug bei der Tochter durch, in gesünderer, natürlicher Form.

Und vielleicht gerade weil der Vater diese Seite ihrer Natur unbebaut hatte liegen lassen, weil er versuchte, diesem Hange von vornherein entgegen zu arbeiten, wuchs das zurückgestaute Gefühl, schoß dieser Trieb gegen den Willen des Gärtners um so kräftiger und gesünder empor.

Zum Gottesdienste durfte Gertrud nicht gehen. Aber der Vater konnte es nicht verhindern, daß das Mädchen mit Persönlichkeiten zusammenkam, die einen nachhaltigeren, lebendigeren Eindruck auf ihr Seelenleben ausübten, als es Predigt und Schule jemals vermocht hätten.

Da war vor allem die alte Märzliebs-Hanne in Eiba. Das Mädchen hatte eine große Liebe zu der

Greisin gefaßt. — Kein Zweifel, die Alte trug viel dazu bei mit ihren naiven Erzählungen vom lieben Gott, dem Heiland, den Engeln, die religiöse Phantasie des Kindes zu wecken und mit Wundergehalte zu erfüllen.

Und so war unter dem Einflusse verschiedenster Personen und Erlebnisse ein ganz eigenartiges Gebilde entstanden. Mit der landesüblichen Frömmigkeit hatten die religiösen Anschauungen des jungen Mädchens freilich nicht viel gemein. Ihr Christentum war ein ursprüngliches Gewächs, auf natürlichem Boden gewachsen, gesund und frisch — keine bleichsüchtige, blutarme, beim Lampenlicht der Schulstube künstlich getriebene Pflanze.

Die Prüfung im Religionsfache an einer höheren Töchterschule würde Gertrud wohl schlecht bestanden haben.

Der Begriff, daß wir Menschen durchaus schlecht und verderbt sind und nur durch Gottes Gnade selig werden können, war ihr nicht in Fleisch und Blut übergegangen. — Sie wußte nicht, daß der Herr Jesus zwei Stände und drei Ämter gehabt hat. Auch von dem Hader der Konfessionen ahnte sie wenig, noch weniger von den Konzilien, und über die Religionskriege hätte sie sehr schlecht Bescheid gewußt.

Aber was ihr an Kenntnissen abging, ersetzte reichlich die Innigkeit und Wärme, mit der sie das, was sie sich selbst aus dem Bedürfnis ihres frommen Gemütes heraus gesammelt hatte, umschlungen hielt.

Gerlands Vortrag in der Bibelstunde, den sie mit der alten Märzliebs-Hanne besucht, hatte nachhaltigen Einfluß ausgeübt. Einen tieferen Eindruck noch hatte sein erstes Geschenk an sie gemacht: das Neue Testament und die Worte, mit denen er ihr das Buch gegeben.

Mit diesen Eindrücken schied sie im Herbste von der Heimat. — Der Winter brachte ihr Großes und

Ungeahntes. Nicht mehr als Kind — als Jungfrau kam sie im Frühjahr nach Haus zurück.

Der Gedanke an den jungen Mann hatte sie in die Fremde begleitet. Und wenn sie in dem Buche las, das er ihr in regnerischer Nacht zum Abschied in die Hand gedrückt, so schien damit eine unsichtbare Verbindung zwischen ihnen hergestellt.

Sie las und dachte an ihn — und wie es im Evangelium heißt: „Sie behielt alle diese Worte und bewegte sie in ihrem Herzen“.

* * *

Als der junge Geistliche in dieser Stunde einen Blick tat in die Seele seiner Braut — als ihm eine Ahnung aufging von der Frömmigkeit, die in diesem Mädchen lebte, da fühlte er sich wahrhaft beschämt.

Was war seine in allen Fugen krachende Weltanschauung, gehalten gegen diesen schlichten, kindlichen, selbsterworbenen Glauben?

Wahrhaftig! die Bedenken, daß sie nicht würdig sei, die Taufe zu empfangen, konnte er getrost fahren lassen. Sie war längst eine Christin, obgleich ihr die äußerliche Besiegelung des Glaubens fehlte.

Sie war eine Christin, selbständiger und freier als tausend Namenchristen; denn sie hatte sich das, was anderen mit der Geburt in die Wiege gelegt wird, selbst erobert. Herrlich hatte das Kind ihr von der seligen Mutter überkommenes Erbteil im stillen, ohne Aufsehen, dem Zuge ihrer guten Natur folgend, verwaltet. — Die Religionsfeindschaft des Vaters — seine auf Ausrottung aller Frömmigkeit gerichteten Maßnahmen und Lehren, hatte sie in schlichter Einfalt des Herzens überwunden.

Wie Frühlingswetter, mit Schauern und Sonnenblicken, zog das Glück in Gerlands Seele ein.

In Gertruds guten Augen, die leuchtend zu ihm aufgeschlagen waren, las er die Bestätigung seines Glücksgefühls. Jetzt war sie wahrhaftig seine Braut geworden. Mehr als Verliebtheit schwellte ihm die Brust in diesem Augenblicke: Bewunderung, Stolz auf dieses Mädchen, die so viel reiner, schlichter und frömmer war als er. Wie hatte sich ihr Verhältnis mit einem Schlage verändert — veredelt! — Er fühlte die warme Nähe ihres jungen Leibes — aber alle Sinnlichkeit trat in seinem Empfinden zurück. Nicht Körper und Körper bloß — nein, Mann und Weib — Mensch und Mensch — geeinigt für ein Leben! Er wußte es jetzt, daß ihre erwachte Psyche ihm gehöre — ihm allein!

Das Paar schritt von seinem Sitze herab, dem Hause zu — Hand in Hand.

Von unten kam ihnen ein anderes Paar entgegen: Pfarrer Valentin und Martha. In den Zügen des alten Mannes war besonderer Ernst zu lesen. Aus Marthas Gesicht strahlte freudige Erregtheit, sie lief den jungen Leuten entgegen.

Unter Tränen und Küssen umarmte sie Gertrud.

„Nun wirst du getauft, Trudel!"

Valentin ergriff Gerlands Hand.

„Ja, es ist so! Mit Gottes Hilfe ist mir's gelungen. Aber es war ein harter Kampf. Aller Trotz, alles, was sich in seiner Seele angesammelt von Groll und Haß, lehnte sich noch einmal auf. — Aber — er ist eben doch nicht mehr der Alte. — Vieles hat an ihm gearbeitet — sein Herz ist weich, er verschließt sich nicht der Liebe. Er wird verreisen für einige Zeit. Der Taufe beizuwohnen sträubt er sich. — Traurig, daß der

Widerwille gegen das Christentum trotz allem und allem noch so tief in ihm wurzelt! — Und doch, ich weiß es — die ewige Liebe wird auch ihn gewinnen. Liebe ist es doch schließlich, die ihn so weit geführt hat — Liebe zu euch, Liebe zu denen, die nicht mehr sind."

XXXVII.

Gerland war in jener Zeit wie ein Wandersmann, vor dem sich, nachdem er lange unter verhangenem Himmel dahingeschritten, der Horizont verheißungsvoll auflichtet.

Mannigfache Erlebnisse hatten seine Erfahrung bereichert und sein Fühlen vertieft. Seine Stellung zu Gott hatte sich von Grund aus gewandelt.

Er suchte ihn nicht mehr in weiter Ferne; er quälte sich nicht mehr damit ab, ihn sich beweisen zu lassen durch das, was andere Zeiten und andere Menschen über ihn erdacht; er versuchte es nicht mehr, sich ein Bild von ihm zu machen, um dann vor diesem Bilde niederzuknien. Er gab sich einfach dem Bewußtsein hin, ihn zu besitzen — überall, in allem — in sich und außer der eigenen Person — in der Welt.

In der Tatsache, daß er lebte und dachte, im Gefühle seiner unsterblichen Seele, in seiner Gottsehnsucht selbst war Gott ihm gegeben.

Und demgemäß hatte sich auch sein Begriff über den Weg zu Gott gewandelt.

Frömmigkeit, das war eben nicht ein Gut, das man erwerben und besitzen konnte, wie er früher gewähnt; die wahre Frömmigkeit lag im Suchen. Fromm waren nicht die, welche in den Augen der Welt dafür galten, nicht die auf den Resultaten fremden Ringens und Denkens bequem Ausruhenden. — Nein! die wahrhaft

Frommen, das waren die allezeit Zweifelnden und aus Zweifeln sich zu neuem Glauben Emporringenden — die Ungenügsamen, Durstigen, die Tiefbohrenden und Wühlenden, deren Glück im Suchen bestand.

Jene anderen, wie immer sie sich nennen mochten, saßen in wohlverschlossenen Häusern, in Festungen; eifrig waren sie bemüht, Ritzen und Löcher zu verstopfen, ja viele arbeiteten daran, Fenster und Türen zu verbauen, damit nur ja nicht das Himmelslicht und der frische Wind des Lebens in ihre dumpfe Behausung eindringe.

So sah er eine ganze Stadt vor sich stehen: Haus an Haus, Tempel an Tempel, Feste an Feste — in allen Größen und Stilarten, die Gebäude — mittelalterlich verschnörkelt, mit wunderlichen Anbauten — manche verfallene Ruine darunter — andere mühsam gestützt und mit modernem Aufputz versehen. Viel Flickwerk — eine hohle, untergrabene, altersschwache Pracht!

Auch er hatte ein solches Haus bewohnt. Aber niemals hatte er sich recht glücklich darin fühlen können; unbehaglich war es ihm gewesen, ja oft unheimlich, wie in einer Leichenkammer. Modergeruch, altes Gerümpel, das Herdfeuer trübe strahlend und im Verlöschen begriffen, dumpfe, eingeschlossene Zimmerluft. — Und dabei das Ahnen und die Sehnsucht nach dem Licht, das überall durch Klinzen und Ritzen des morschen Bauwerkes eindrang. —

Und doch war der Entschluß schwer, das alte Nest zu verlassen. Er war darin geboren, alle seine Lieben hatten darin gelebt, waren selig darin verstorben. Die Geister entschwundener Generationen schienen ihn warnend zurückhalten zu wollen. Wie Schluchzen glaubte er es in den Lüften zu vernehmen, als er sich reisefertig machte. Ein paar liebe Augen sah er tränengefüllt auf sich ge-

richtet. — So hatte ihn die Mutter angesehen, betrübt und vorwurfsvoll, wenn er als Kind ein Unrecht begangen.

Aber konnte er anders? — Es galt nicht sein Glück, nicht die Erfüllung frivoler Wünsche; es handelte sich darum, ob er ein ehrlicher Mensch bleiben dürfe.

Zaghaft tat er den Schritt über die Schwelle. Ihn fröstelte in der scharfen Morgenluft, die ihn draußen empfing. Unsicher setzte er einen Fuß vor den anderen, noch oft zurückblickend voll Sehnsucht nach der Stätte, die er verlassen.

Aber allmählich gewöhnte sich seine Lunge an diese kräftigere Luft, sein Auge an die neue Umgebung.

Weit lag die Welt um ihn her. Gegen den Himmel über ihm kein schützendes Dach. Er war von zu Hause her die bemalte Stubendecke gewohnt, auf der Engel und andere mystische Gestalten abgebildet gewesen. Jetzt sah er den wirklichen Himmel, der war wie Stahl undurchdringlich, ohne Anfang und Ende, blickte wie ein kaltes Auge gleichgültig herab auf das Gewimmel der Menschenwelt.

Aber unter seinen Füßen fühlte der Wandersmann festen Boden, eine harte, steinige Straße, die hinausführte in die lebenstrotzende Landschaft. Welch eine Mannigfaltigkeit der Formen, welche Wunder der Kraft! — Wie war die Luft voll vom kräftigen Duft der frisch umgebrochenen Scholle! — Und das alles hatte eine Berechtigung zum Leben, ein Recht zu wachsen, zu gedeihen, sich zu entwickeln, sich zu mehren. Die Freude war nicht verboten —; das Natürliche hieß nicht mehr schändlich. Nicht düstere Askese war der Wille des Schöpfers, nicht Furcht und Zittern, nicht Kreuzigung des Fleisches, nicht Knechtssinn! Für das Armesündergefühl war kein Platz in dieser freien Welt. Hier wurde

die selbstbewußte Kühnheit, der kecke Mut des Entdeckungsreisenden erfordert, der nur den Anfang seines Pfades vor Augen hat und das Ziel ahnt, aber nicht weiß, was da zwischen Anfang und Ende liegen mag.

Das befriedigende Gefühl zog bei ihm ein, daß er auf dem rechten Wege sei. Wenn er daran dachte, wie er vordem ängstlich umhergetappt war, so mußte er lächeln. Wie hatte er sich's doch unnütz schwer gemacht! — Und doch: er sagte sich, daß der Zickzackweg, den er genommen, zu seinem Besten gewesen sei. Er war hart geworden in vielen Kämpfen, und seine Lungen hatten sich geweitet. Er kam sich vor wie einer, der in einem großen Schranke voll alter Reliquien gesucht, ein Fach nach dem anderen aufgezogen — in Verzweiflung herumwühlend, und das Kleinod hatte er doch nicht gefunden. Armer Tor, der er gewesen! Wie konnte er finden, was er suchte? — In Fächern war es nicht aufzuheben, nicht mit Händen zu greifen. — „Der Allerhöchste wohnet nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind". Warum suchen wir ihn denn außer uns? Er ist in uns selbst; wir selbst sind in dem, was wir suchen. „Und zwar, er ist nicht ferne von einem jeglichen unter uns; denn in ihm leben, weben und sind wir. — Wir sind seines Geschlechts"!

Den Geist Gottes in ein System zwängen, glich das nicht dem unsinnigen Tun derer, die den Wind in einem Sacke fangen wollten? — Eine Methode, diesen Geist zu erkennen, ihn zu sezieren und auseinander zu legen, war das nicht ein Verbrechen an dem Wesen dieses Geistes?

„Der Buchstabe tötet, aber der Geist macht lebendig"? Wie widerte ihn jetzt der öde Formalismus an, dessen Anhänger er gewesen. Jetzt, wo er all die papiernen Hüllen durchbrochen, begann er zu begreifen, was es

heißt, Gott lieben. Mit dem Gefühle verglichen, das ihn nun dem Göttlichen gegenüber erfüllte, erschien ihm sein bisheriger Kultus wie Götzendienst. Gefürchtet hatte er sich vor diesem Gott, der hinter Wolken saß, gefürchtet hatte er auch den, welcher gesagt: „Ein neu Gebot gebe ich euch, daß ihr euch untereinander liebet, wie ich euch geliebet habe". Auch er war ihm ein Fremder gewesen; dieser Erde war ihr bester Sohn geraubt; der Menschheit war er entfremdet worden, für die sein großes Herz schlug; in einen kalten Himmel der Abstraktionen und Begriffe hatten sie ihn entrückt.

Wohl empörte sich das Gefühl gegen solche Fälschung, aber der junge Theologe hatte sich dem mächtigsten Zwange gefügt, den es gibt: der Autorität und der Gewohnheit.

Dieses ganze morsche Gerüst, auf dem er gestanden, brach jetzt zusammen. Eines der bemalten Bretter nach dem anderen wurde vor seinen eigenen Augen weggeschwemmt von den Frühjahrsgewässern, die ihn umtosten.

Seit jenen Zeiten, wo er als junger Student Gott auf den Knien angefleht hatte, er möge ihm Glauben schenken, war manche Wandlung mit Gerland vor sich gegangen. Viel Laub war grün geworden und war wieder abgewelkt an seinem inneren Menschen. Wenn er jetzt zurückschauend stehen blieb auf seinem Pfade, mußte er staunen. Hatte ihn Gott nicht wunderbar geführt? — Freilich, das Ideal, welches ihm damals vorgeschwebt, hatte er nicht erreicht; ein rechtgläubiger Kirchenchrist war er nicht geworden. Aber für seine Innenanschauung hatte er das gewonnen, was er sein Leben lang blind tastend gesucht: das Christentum.

Vieles war an ihm vorübergegangen in den letzten Jahren: Erscheinungen, Eindrücke, Menschen, Lehren, Zweifel und Wünsche — eigene und fremde Gedanken. —

Er hatte Herz und Kopf offen gehalten, hatte die Augen gebraucht. All das Erlebte, Gesehene und Gedachte hatte einen Niederschlag gebildet tief im Grunde seiner Seele. Und dieser Niederschlag hieß Glaube — Glaube an das Leben. — Zuversicht: was immer geschehen mag, ich kann nicht verloren gehen! — Das Gefühl der Unsterblichkeit, die Verwandtschaft mit dem, was uns umgibt, des Zusammenhanges mit dem Urquell, aus dem wir stammen, und das Gefühl der Verantwortung vor sich selbst und vor den Gesetzen des Alls.

Seiner selbst war er sich bewußt geworden — ein Mann war er geworden.

Und damit wich das Gefühl der Furcht aus seiner Seele, das, wie er sich gestehen mußte, bisher das Motiv nur zu vieler seiner Handlungen gewesen. Zur Furcht war er ja auch erzogen worden von früh an. Furcht war ihm beigebracht worden vor den Menschen, Furcht vor der Natur, Furcht vor den Verhältnissen — ja selbst seinem Gotte müsse er sich in Furcht nahen, war ihm gelehrt worden.

Und als er nun endlich zu begreifen anfing, daß Furcht, in welcher Gestalt auch immer, das Schmählichste aller Gefühle ist, welches einen Menschen beseelen kann, da ward es ihm, als fielen ihm die Schuppen von den Augen. Der Begriff der Knechtschaft war es gewesen, der ihn so lange von seinem Gotte ferngehalten hatte. Gott wollte keine Knechte; nicht kriechend und um Gnade bettelnd sollten wir uns ihm nahen, sondern frei, erhobenen Hauptes, mit offenem, klarem Blicke; denn so allein konnten wir ihn erkennen.

Das eigene Ich unterdrücken, das verderbt ist von Anfang und zu nichts Gutem tauglich! riefen rings theologische Stimmen in allen Tonarten. — Nein! Das

eigene Ich zur Geltung bringen, auf die Innenstimme lauschen, die unsterbliche Seele zu Gott entwickeln, das war die neue Anschauung, die täglich in ihm an Kraft gewann.

Und dabei fühlte er eine bisher nicht geahnte Harmonie sein Wesen erfüllen und einen lang ersehnten Frieden Einzug in seine Seele halten. Sein Leben in Einklang mit Gott setzen! Konnte es etwas Natürlicheres und Vernünftigeres geben? —

Und war es denn so schwer, Gottes Willen zu erkennen? —

Freilich, wenn man die verklausulierten Lehren der Professionstheologie zu verstehen versuchte, das war ein schweres Stück Arbeit, von dem ihm noch die Tropfen auf der Stirn standen. — Nein! Nicht Gesetze, von Fremden erklügelt, die großen Weltgesetze, wie sie der gottsuchenden, frommen Seele sich offenbarten, und das Gefühl der Verantwortlichkeit vor diesen ehernen Gesetzen, das Gewissen, mußten die Richtschnur ergeben, auf der das echte Gotteskind unverzagt vorwärts schreiten durfte, voll Selbstbewußtsein, im festen Vertrauen auf des Vaters Güte.

XXXVIII.

Es war ein schöner Sommertag, an dem Gertruds Taufe stattfand. Freundlicher Sonnenschein lag über dem Gebirgsdörfchen Göhdaberg und verbrämte das Dutzend verfallener Strohhütten, das schindelgedeckte Kirchlein und das einstöckige Pfarrhaus daneben.

Als Pfarrer Gerland zu früher Morgenstunde von Breitendorf nach Göhdaberg wanderte, war ihm, der frischen Morgenluft und dem freien Himmel zum Trotze, das Herz merkwürdig beklommen. Wie ein Schüler vor

dem Examen, bange und zukunftsfreudig zugleich fühlte er sich. Keinen Gedanken konnte er recht zu Ende denken.

Heute sollte seine Braut getauft werden. — —

Und nun saß er droben im Studierzimmer des greisen Pfarrers Valentin, der sich nebenan für die heilige Handlung vorbereitete.

Noch war keine Eile — und trotzdem sah Gerland in einem fort nach der Uhr — lief ans Fenster, zu sehen, ob sie noch nicht bald kommen würden.

Dann versuchte er in dem Buche zu lesen, welches ihm sein alter Freund in die Hand gedrückt: „Geroks Palmblätter". — Er las mechanisch die Buchstaben, ohne auf den Sinn zu achten.

Sein Blick schweifte umher und blieb an den Bildern haften, die über dem Schreibtisch hingen. Um zwei von ihnen war frisches Immergrün gewunden. Gerland erhob sich und trat davor. Es war, wie er sich's gedacht: Emmy und Bertha! — Der Verstorbenen Bildnisse hatte der Alte in dieser Weise geschmückt — zum heutigen Tage!

Der junge Mann stand noch gerührt vor diesen verblichenen Zeugen einer vergangenen Zeit, als drüben ein Wagen vorfuhr.

Das würden sie sein: Gertrud und Martha! Er eilte hinab, klopfenden Herzens. Seine Enttäuschung war groß, als dem Wägelchen nicht die Erwarteten, sondern Dornig entstieg, der einem weiblichen Wesen beim Aussteigen behilflich war.

Der Amtsbruder von Färbersbach kam lachend auf Gerland zu. „Du bist mir doch nicht böse, daß wir gekommen sind! Ich habe mir nämlich erlaubt, meine Braut mitzubringen — die Taufe interessiert sie so."

Nun folgte die Vorstellung. — Dornigs Braut

war ein dralles, pausbäckiges Mädchen von gesunden Farben, mit Stumpfnase und dunklen Augen — in gewisser Beziehung Dornigs ins Weibliche übersetztes Ebenbild. Sie machte vor Gerland einen feinen Knix, wohl ein Resultat ihrer Pensionatserziehung.

Gerland fühlte sich durch die Anwesenheit der beiden nicht sonderlich angenehm berührt. Sein Wunsch war gewesen, daß die Feier möglichst einfach, ohne Gepränge und Aufsehen, vor sich gehen solle. Aus diesem Grunde war auch nicht der Sonntag gewählt worden. Und nun schien sich die Sache doch wieder herumgeredet zu haben — höchstwahrscheinlich durch Dornigs Indiskretion, dem Gerland unglücklicherweise den Termin des Taufaktes arglos mitgeteilt hatte.

Dornig merkte entweder nichts von der Verstimmung des Amtsbruders oder er kehrte sich nicht daran. Mit der unschuldigsten Miene der Welt erzählte er, daß eine ganze Masse Geistlicher kommen würden — er habe sie unterwegs überholt.

„Ja, so was sieht man nicht alle Tage — eine Proselytentaufe! — Die Sache hat großes Aufsehen gemacht in der Gegend. — Du, sage mal, Gerland, wird denn Doktor Haußner kommen?" —

Gerland erklärte, der Arzt sei verreist.

„Was habe ich gesagt!" rief Dornig seiner Braut zu. „Gestern wurde noch in Färbersbach darüber gestritten, ob Haußner kommen würde oder nicht. — Ich sagte von vornherein: er kommt nicht! — Also habe ich doch recht gehabt! — Na, da werden verschiedene enttäuscht sein, die bloß hierher kommen wollten, um zu sehen, wie er sich bei der ganzen Affäre benehmen würde."

Ein neuer Wagen fuhr heran. Diesmal waren es

Gertrud und Martha. Gerland geleitete die beiden sofort ins Pfarrhaus.

Gertrud ließ die Hand nicht wieder los, die er ihr gereicht hatte; entzückt fühlte er den verstohlenen Druck ihrer Finger durch den Handschuh.

Sie war gekleidet nach Art der Konfirmanden, in ein schwarzseidenes Kleid von schlichter Fasson.

Voll Rührung sah Gerland, daß sie das Neue Testament, welches er ihr ehemals geschenkt hatte, mit sich führte. Das Mädchen war sichtlich erfaßt von der Bedeutung des Tages. Der Ausdruck eines tiefen, inneren Glückes sprach aus ihren Zügen.

Sehr aufgeregt benahm sich Martha Herberge. — Ihre Unterhaltung bestand eigentlich nur noch in Interjektionen und stürmischen Händedrücken.

Der alte Valentin kam ihnen, im Ornate, auf der Treppe entgegen.

Schüchtern beugte Gertrud den blonden Scheitel vor ihm, auf den der Greis seine zitternde Hände legte, dann küßte er das Mädchen und stammelte Segensworte. Martha schluchzte laut auf.

Man betrat das Studierzimmer. Valentin führte die Nichte vor das Bildnis der Mutter: „Die sieht jetzt auf uns herab. — Ihre Fürbitte an Gottes Thron, ihr treues Gebet ist es, das dich dahin geführt hat, mein Kind, wo du heute stehst.“ —

Alle fühlten, daß in dem Munde dieses Mannes solche Worte keine Redensarten seien.

„Sie hat mit uns gewacht und gebetet um das Heil deiner Seele — Gertrud! — Gott der Allmächtige hat ihr Gebet erhöret. — Er hat dir ins Herz gegeben, dich nach dem zu sehnen, was deiner Mutter Trost und Stärkung war. Sie ist heute bei uns, als wäre sie

lebendig. — Was sie gesäet hat, das ernten wir — sie segnet dich, mein Kind!" —

Noch ein kurzes Wort der Ansprache richtete der greise Pfarrer an Gerland. Dann erklärte er, nun könne ungesäumt zur heiligen Handlung geschritten werden.

Sie begaben sich durch das Pfarrgärtchen, über den Kirchhof schreitend, zum Gotteshause.

Dornig hatte richtig prophezeit: ein Schwarm von Klerikern drängte sich am Altarplatze.

Da waren gleich in der ersten Bank Pfarrer Roßbach und Diakonus Schwenker. — Und dort das bleiche Gesicht mit dem schwarzen Seidenhaar: Polani. Neben ihm seine Frau. Sie nickte und lächelte, während Gerland hinter seiner Braut dem Altar zuschritt.

Weiter hinten im Schiff des Kirchleins drängte sich Kopf an Kopf: Dorfleute — allerhand Volk aus der Umgegend, das neugierig herbeigeströmt war, um dem außerordentlichen Ereignisse beizuwohnen — der Taufe von Doktor Haußners, des Dissidenten, Tochter!

Beim Eintritte des Taufkindes und der Zeugen hatte die altersschwache Orgel mit ächzenden Tönen eingesetzt — allmählich fand sich etwas wie eine Melodie hinzu —, und mit Hilfe vieler sangeskundiger Pastoren brauste das Eingangslied durch das Gotteshaus, dessen alte, bemalte Holzdecke und das wurmstige Emporengebälk verwundert auf ein Neues herabblickten, das sich heute hier zutrug.

Gertrud saß allein vor dem Altare, hinter ihr, als Taufzeugen, Martha und Gerland.

Der junge Mann konnte den Blick nicht von Gertrud lassen, die gesenkten Hauptes, die Hände über dem Buche gefaltet, in Andacht vor ihm saß. Der Ernst

tiefer Frömmigkeit drückte sich in ihrer Erscheinung, in jeder ihrer Bewegungen aus.

Das Lied war verklungen; von der Sakristei her nahte sich jetzt die ehrwürdige Erscheinung des greisen Pfarrers.

Nach stillem Gebet sprach er die Einsetzungsworte aus dem Matthäusevangelium; dann begann er die Taufrede.

Das Amt lag in guten Händen.

Von einem Manne, wie Pfarrer Valentin, war nicht zu befürchten, daß er die Gelegenheit benutzen werde, um zu moralisieren. Schlicht und einfach legte er dar, wie in der Seele dieses Mädchens das Verlangen erwachsen sei, in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Ihres früheren Erziehungsganges und des väterlichen Einflusses wurde in mildester Form gedacht — bei dem Andenken der verstorbenen Mutter verweilte er länger —, und hier strömte ihm die Rede am wärmsten. — Gerlands tat er in taktvoller Weise überhaupt keine Erwähnung.

Die Ansprache gipfelte in dem Danke für Gottes Güte, der den Täufling hierher geführt habe, damit er die geistliche Wiedergeburt empfange.

Hierauf trat er an das Mädchen heran, das sich erhoben hatte, gab ihr das Kreuz an Stirn und Brust und sprach:

„Nimm hin das Zeichen des heiligen Kreuzes, beides, an der Stirn und an der Brust. — Lasset uns beten!"

Nach dem Gebet verlas er das Evangelium.

Dann legte er seine Hand auf des Täuflings Haupt und sprach das Vaterunser.

Nun fragte er sie den Glauben ab.

Als sie derart ihr Bekenntnis abgelegt, fragte er: „Willst du getauft sein?"

Klar und lieblich klang das „Ja!“ von zarter Mädchenstimme durch den Raum.

Und nun, unter atemloser Spannung der Versammlung, taufte er die Knieende mit Wasser, dabei sprechend:

„Gertrud Sophie Friederike, ich taufe dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

„Der allmächtige Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der dich anderweit geboren hat durch Wasser und den heiligen Geist und hat dir alle deine Sünde vergeben, der stärke dich mit seiner Gnade zum ewigen Leben. Amen! — Friede sei mit dir. — Amen!“

Und schließlich sich der Gemeinde zuwendend, erteilte der alte Mann mit erhobenen Händen allen den Segen.

Damit verließ er den Altar.

Martha und Gerland traten zu Gertrud, um die noch Knieende aufzurichten.

Noch einmal setzte die altersschwache Orgel ein, zu einem Schlußliede. Aber es war keine rechte Andacht mehr in der Gemeinde. Während Gertrud und Martha in die Sakristei verschwanden, drängte sich alles zu Gerland.

Man beglückwünschte ihn. Allen voran Polani. Während er mit diesem zum Ausgang schritt, umschwärmten ihn die Amtsbrüder; jeder wollte ihm etwas sagen. — Er schien auf einmal eine populäre Persönlichkeit geworden zu sein. — Man schüttelte ihm die Hände und versicherte, wie man sich für ihn freue.

„Ihre Braut ist reizend!“ tönte es ihm von den Lippen der Pastorin von Annenbad entgegen. „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück, Herr Pastor!“

Pfarrer Roßbach näherte sich und versicherte, das Ganze habe einen ausgezeichneten Eindruck gemacht. — Diakonus Schwenker gratulierte mit dem üblichen unangebrachten Gelächter.

Allerhand Fragen wurden an Gerland gestellt. Da war einer, der sich nach dem Termin der Hochzeit erkundigte, ein anderer wollte wissen, warum des Mädchens Vater nicht dagewesen sei.

Polani rettete den arg Bestürmten aus der unangenehmen Lage. Er nahm Gerland unter den Arm und schritt mit ihm beiseite: „Ich gratuliere Ihnen von ganzem Herzen, Gerland! — Es muß Sie, denke ich, mit hoher Befriedigung erfüllen, daß Sie das erreicht haben.“

Gerland wandte ein, daß ihm so gut wie kein Verdienst in dieser Sache zukomme; es sei des Mädchens freier Wille gewesen, getauft zu werden.

Polani nahm dies mit eigentümlichem Lächeln auf. „Schön, schön — lieber Gerland!“ sagte er. „Was ich Ihnen in aller Eile noch mitteilen wollte, ist das: Superintendent Großer ist mit Ihrem Tun, überhaupt mit der ganzen Art und Weise, wie diese Angelegenheit von Ihnen behandelt worden ist — zielbewußt und taktvoll zugleich — sehr einverstanden! Der Superintendent wäre jedenfalls selbst hergekommen, hätte nicht das berechtigte Bedenken bestanden, der Vater der Konvertierten möchte zugegen sein. — Sie wissen ja, wie die beiden zueinander stehen! — Nun, jedenfalls hat er mich beauftragt, Ihnen seinen Glückwunsch auszusprechen, und er würde die nächste Gelegenheit wahrnehmen, um mit Ihnen persönliche Rücksprache zu nehmen. Es schwebt da ja wohl eine Angelegenheit zwischen Ihnen und Ihrem Patron, dem Grafen. Der Superintendent scheint Hoffnung zu haben, diese Sache zu friedlichem Ausgleich zu bringen. — Er ist Ihnen wirklich günstig gesinnt, der Superintendent. — Sie wissen, er hat nun mal die Schwäche, nach oben zu blicken — und ein Ereignis, wie dieses, wird ja natürlich nicht unbemerkt bleiben —

Sie verstehen! — Wie gesagt, ich freue mich, Ihnen so gute Nachrichten von dieser Seite bringen zu können."

Zu weiterem gab es für Polani keine Zeit. Seine Frau saß bereits im Wagen. Mit ungeduldiger Stimme rief sie nach dem Gatten.

Gerland drängte es, ins Pfarrhaus zu eilen, wo er sein liebes Mädchen wußte.

XXXIX.

Die Taufe hatte an einem Freitage stattgefunden; am Sonntage darauf, im Frühgottesdienste, empfing Gertrud in Gesellschaft Marthas zum ersten Male das heilige Abendmahl aus der Hand ihres Bräutigams.

Noch während der Feier erschien in der Sakristei eine dem jungen Geistlichen wohlbekannte Persönlichkeit: Superintendent Großer.

„Ich werde dem Gottesdienste beiwohnen," meinte der Oberhirte, nachdem Gerland sich zu ihm begeben und ihn begrüßt hatte. „Lassen Sie sich in keiner Weise durch meine Anwesenheit beeinflussen, Pfarrer Gerland! — Alles soll den gewohnten Gang gehen. — Mein Wunsch ist es gerade, Sie in der Ausübung Ihres Amtes vor der Gemeinde zu sehen — in der gewohnten Weise — wie gesagt!"

Also eine Visitation!

Der Superintendent hätte sich die Mahnungen ersparen können; Gerland lag die Absicht sehr fern, seinem Oberen Sand in die Augen zu streuen.

„Wer sind denn die beiden Damen da drüben?" fragte der Prälat und wies nach der Haußnerschen Loge. „Sie fielen mir schon während der Abendmahlsfeier auf."

„Die jüngere ist meine Braut — die ältere deren Tante."

„Sehen Sie einmal an — Ihre Braut — so so!“ Der Superintendent fixierte die beiden Frauen mit neugierigen Blicken.

Gerland betrat die Kanzel in ziemlicher Ruhe — das Examengefühl quälte ihn nicht. — Er hielt seine Predigt so, wie er sie sich im Kopfe zurechtgelegt hatte, noch ehe er ahnen konnte, daß sein Oberer ihn visitieren würde.

Als der junge Geistliche nach dem Segen in die Sakristei zurückkehrte, nickte der Prälat anscheinend zufriedengestellt und erklärte, im Pfarrhause das weitere mit Gerland besprechen zu wollen.

„Es freut mich, Herr Amtsbruder!“ begann er seine Kritik — nachdem er im bequemsten Stuhle von Gerlands Studierzimmer Platz genommen hatte. — „Es freut mich von Herzen, Ihnen meine volle Zufriedenheit aussprechen zu können über das, was ich heute gesehen und gehört habe. Die Form des Gottesdienstes ist würdig und weihevoll — die Liturgie angemessen — mit Ihrer Homiletik bin ich durchaus einverstanden — ich habe alles korrekt und der Agenda gemäß befunden. — Ganz besonders erfreut hat mich auch die gutbesuchte Kirche und die zahlreichen Abendmahlsgänger. Dergleichen ist in unserer Zeit ein herzerhebender Anblick und spricht dafür, daß der Diener am Worte seines Amtes in Treue waltet. — Nun, wie gesagt, es ist mir eine große Freude, solches Ihnen gegenüber aussprechen zu können, mein lieber Pfarrer! — Nachdem ich Sie kürzlich mit ernsten Worten vermahnen und warnen mußte und noch manche andere — Trübungen — will ich es nennen — zwischen Ihnen und Ihren Vorgesetzten eingetreten waren. — Nun ist Hoffnung vorhanden, daß sich das beilegen lassen wird, zu Ihrem eigenen Besten und zu Nutz und Frommen der Sache, der wir dienen.“

Der Prälat ließ nach diesen Worten eine längere Pause eintreten — wohl um seine Gedanken, die ihm gelegentlich entschlüpften, zu sammeln.

„Ja — wegen dieser Beschwerde, die neulich bei dem Herrn Grafen einlief — von seiten der Gemeinde —“

„Um Verzeihung, Herr Superintendent, wenn ich Sie unterbreche — von einer Beschwerde von seiten der Gemeinde kann doch wohl nicht die Rede sein. — Das Schriftstück war anonym!“

„Wir wollen hier keine Silbenstecherei treiben, lieber Amtsbruder! — Ob anonym oder nicht anonym, ist schließlich gleichgültig. Tatsache ist, daß sich eine Anzahl Mitglieder Ihrer Gemeinde durch Vorkommnisse — Handlungen von Ihrer Seite — befremdet und verletzt gefühlt haben und darüber beim Patron vorstellig geworden sind. Diese Angelegenheit ist ja nun zu meiner größten Freude mehr oder weniger als erledigt zu betrachten. Denn das hauptsächlichste Gravamen war doch eben, daß sich die Gemeinde durch den intimen Verkehr ihres Hirten mit einem ungetauften Mädchen irritiert und gekränkt fühlte. Diese Anklage fällt in sich selbst zusammen, seit der bedenkliche Punkt des Nichtgetauftseins weggeräumt ist. Der Erfolg hat Sie gerechtfertigt, Herr Amtsbruder! — Sie haben erreicht, was niemand für möglich hielt. Die Tochter des Dissidenten, des bekannten Kirchenfeindes, haben Sie in den Schoß der Kirche zurückgeführt. — Nun erkenne ich auch darin das Walten der göttlichen Vorsehung. Daß gerade Doktor Haußner das an seinem Kinde erleben muß! Der Mann, der unserer Sache so vielen und so argen Schaden getan hat, der auch ganz besonders mir viele schwere Stunden bereitet hat. — Liegt nicht eine wunderbare Gerechtigkeit in dem, was der Mann jetzt erleben muß? Sein Lebens-

zweck, sein Ideal: das einzige Kind in kirchenfeindlichen Traditionen zu erziehen und vom Christentum fern zu halten, ist vereitelt. Ich will dem Manne gewiß nichts nachsagen — aber — recht blamiert — geradezu lächerlich steht er doch jetzt da!"

Der Superintendent kicherte in sich hinein. Er mochte wohl eigentlich erwarten, daß der jüngere Geistliche, ermutigt durch die kordiale Stimmung seines Oberen, in dieses Lachen mit einstimmen solle; aber Gerland tat ihm nicht den Gefallen, wahrte im Gegenteil eine ernste Haltung.

„Die Sache hat berechtigtes Aufsehen gemacht, weit über die Diözese hinaus," fuhr der alte Mann fort; „die Taufe einer erwachsenen Person ist ja immerhin ein äußerst seltener Fall bei uns — und nun besonders unter solchen Umständen. Dieses Ereignis ist ein Pendant im guten zu der unseligen Affäre Fröschel im vorigen Frühjahre — stellt — möchte ich sagen — gewissermaßen eine Antwort dar auf die Vorwürfe, die uns damals gemacht worden sind. Von seiten Roms wird uns ja immer spottend vorgehalten, daß wir gänzlich unfähig seien, Proselyten zu machen. Und gerade hier so nahe der Diaspora, wo man so manchen Übertritt zur römischen Kirche blutenden Herzens hat erleben müssen. — Da ist es um so wertvoller, wenn endlich einmal wieder durch einen eklatanten Fall dargetan wird, daß wir auch noch am Leben sind. — Auch oben wird der Eindruck ein äußerst günstiger sein. Kurz, mein lieber Pastor, Sie können mit Ihrem Erfolge zufrieden sein — und ich beglückwünsche Sie von ganzem Herzen!"

Gerland machte einen Versuch, die Ansicht zu berichtigen, als sei Gertruds Taufe sein Werk.

Aber es erging ihm hier gerade so, wie schon neulich Polani gegenüber; der Superintendent meinte mit wohl-

wollendem Lächeln: „Lassen Sie's gut sein, lieber Amtsbruder — lassen Sie's gut sein! Sie brauchen sich nicht zu schämen; diesen Ruhm können Sie getrost auf sich sitzen lassen. — Ich denke, die Gemeinde wird sich auch zufrieden geben. Der Anlaß des Ärgernisses ist ja nun weggeräumt, da die junge Dame der christlichen Gemeinschaft angehört. — Jetzt verstehe ich auch Ihr Verhalten mir und dem Grafen gegenüber — damals! — Ich bitte Sie, mein lieber, junger Freund, warum ließen Sie mich denn nicht durch eine Andeutung merken, was im Werke sei. — Wenn ich das gewußt hätte, was Sie vorhatten" — wieder lachte der Alte und nickte Gerland in kordialer Weise zu — „so viel Vertrauen durften Sie doch schließlich zu Ihrem Oberen haben, daß ich nichts ausplaudern würde. Wahrhaftig, ich wäre der letzte gewesen, der Ihnen etwas in den Weg gelegt, und wir hätten uns manches Mißverständnis — und vor allem diese ganze Differenz mit Ihrem Patron erspart. Mir gegenüber — wie gesagt — sind Sie gerechtfertigt, und mit Ihrem Patron werden Sie gut tun, sobald wie möglich eine Aussöhnung zu suchen."

Gerland wandte ein, daß er keine Veranlassung habe, Graf Mahdem gegenüber den ersten Schritt zu tun, da er selbst und nicht der Graf der Beleidigte sei.

„Nun, da wollen wir doch nicht so hartköpfig sein, mein Lieber!" fiel ihm der Superintendent ins Wort. — „Sie vergeben sich durchaus nichts, wenn Sie versuchen, sich mit einem solchen Herrn zu stellen. Wir Geistliche müssen mit den weltlichen Autoritäten rechnen und mit ihnen leben. — „Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter die Wölfe". — Nicht wahr, mein lieber Pastor?"

Gerland ließ ihn reden, nur noch mit halbem Ohre hinhörend. Ernste Erwägungen beschäftigten seinen Sinn.

Was der Superintendent im Laufe der letzten Stunde vorgebracht hatte, bewies ihm von neuem, wie himmelweit entfernt seine eigene Auffassung von der seines Oberen entfernt war. Was jenem Alten als der Kernpunkt pastoraler Tätigkeit, was ihm wichtig und erstrebenswert galt, erschien ihm bedeutungslos und abgeschmackt.

Es war ein Gegensatz der Weltanschauungen.

Gerland hatte die Überzeugung, daß jener gar nicht imstande sei, sich in seinen Seelenzustand zu versetzen. — Dieser Mann war irgendwo stehen geblieben in seiner Entwickelung. Bequem und selbstzufrieden lebte er dahin in flacher Mittelmäßigkeit, verknöchert an Herz und Geist. Dabei war er durchaus von der gottgefälligen Wichtigkeit seiner Person durchdrungen. — So führte er eine behagliche Philisterexistenz, immer mit einem Auge nach oben, mit dem anderen nach der öffentlichen Meinung schielend, über nichts glücklicher, als daß er nicht nachzudenken brauchte, daß es Autoritäten gab, daß alle Welträtsel gelöst und alle Fragen schon vorgekaut waren, und daß man niemals fehlgehen konnte, wenn man nur das tat, was bei den Menschen für gut und richtig galt.

Als dieser Alte sich heute in seiner ganzen Trivialität so vor ihm entkleidete, fühlte Gerland recht, daß er von dem offiziellen Kirchentum durch eine tiefe Kluft getrennt sei.

Schon während der Predigt hatte ihn das Gefühl bedrückt, daß er seinem Oberen gegenüber eine falsche Rolle spiele, aber erst während dieses Gespräches war die innere Unruhe zum unleidlichen Drucke geworden.

Daß dieser Zustand der Zweideutigkeit auf die Dauer nicht bestehen konnte und durfte, wußte er nur zu gut. Er trug schwer an der Lüge, Diener einer Sache zu sein, von der er innerlich längst abgefallen war.

In der letzten Zeit hatte es geschienen, als trieben die Verhältnisse einer Entscheidung entgegen, und er hatte geradezu auf das Ereignis gewartet, das ihn zur Aussprache seiner innersten Meinung zwingen sollte. Loyalität, ein gewisser, tiefeingewurzelter Respekt vor dem Institut der Kirche, der er so lange gedient, hielt ihn schließlich noch immer davon zurück, frei von der Leber weg zu sprechen. Er wünschte einen äußeren Anlaß, der ihm gewissermaßen vor sich selbst ein Recht zum Vorgehen geben sollte. Die Differenz mit dem Patron und der vorgesetzten Behörde, glaubte er, würde den Prozeß beschleunigen. Und nun war, dank der Leisetreterei und des stets zur Versöhnung bereiten Opportunismus des Superintendenten, wieder ein fauler Frieden in Aussicht.

Sein Oberer hatte ihm volle Zufriedenheit ausgedrückt. Befremdend genug berührte den jungen Geistlichen dieses Lob; ja, es war beinahe wie ein Vorwurf auf seine Seele gefallen. Mehr denn je war es ihm gerade heute zum Bewußtsein gekommen, daß er vor der Gemeinde als ein Schauspieler agiere.

Was anderes bedeutete das als Menschenfurcht — Feigheit in der niedersten Form! — Mußte mit diesem Zustande der Heuchelei nicht endlich einmal gebrochen werden, wenn er nicht vor sich selbst sinken und seine Seele Schaden leiden sollte! —

Hier schien endlich die Gelegenheit gekommen, die er schon lange im geheimen ersehnt — die Gelegenheit, zu sprechen — seinem Oberen gegenüber frei zu bekennen, wie es um ihn eigentlich bestellt sei. —

Superintendent Großer nahm eine sehr erstaunte Miene an, als Gerland mit seinem Geständnisse herauskam. Völlig aus dem Konzepte gebracht war er, wußte gar nicht, was er sagen sollte.

Das war ihm doch noch nicht vorgekommen, daß einer seiner Ephoren ihn frank und frei mit seinen religiösen Zweifeln bekannt machte.

„Nun hören Sie aber auf!" war das erste Wort, welches der Superintendent fand. „Das ist ja geradezu — geradezu — —"

Er schien keinen Ausdruck ersinnen zu können, der seiner Entrüstung entsprochen hätte.

„Was glauben Sie denn eigentlich noch! — Was bleibt denn dann übrig vom Christentum!"

„Der Unterschied zwischen meinem Glauben und dem kirchlich erforderten ist nicht ein quantitativer, Herr Superintendent. In Grund und Herkunft meines Glaubens liegt der Unterschied begründet."

Aus dem leeren Blick, mit dem ihn der Alte ansah, erkannte Gerland, daß das zu hoch gegriffen sei.

„Mein Glaube unterscheidet sich eben darin von dem offiziellen, daß ich ihn mir nicht binden lassen will und kann. Regeln und Lehrsätze, welche Menschen aufgestellt haben, sind für mich kein Glaube. Nur das kann ich glauben, was mich Gott selbst erkennen läßt."

„Also vollständige Häresie — überhaupt Anarchie!"

„Ich weiß mich darin mit den besten Menschen aller Zeiten und Völker einig — Christus und sämtliche Reformatoren eingeschlossen!"

„Und warum glauben Sie denn nicht, was Christus und die Reformatoren aufgestellt und in allezeit gültiger Norm niedergelegt haben?"

„Weil das der geistigen Freiheit widerspricht. — Nirgends hat Christus das Forschen und Suchen verdammt. Im Gegenteil! Er ist uns das große Beispiel zur Entfaltung unserer Innenanschauungen, das Beispiel, wie jeder Einzelne Gott suchen soll. — Hätte der Herr

Engherzigkeit, Verknöcherung und geistige Knechtung gewollt, so hätte er uns nicht von dem alten Bunde befreit und einen neuen gestiftet — hätte nicht gesagt: ‚Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.‘“

„Hören Sie auf, Herr Pfarrer! Ich bin nicht gewillt, so etwas länger mit anzuhören!“ rief der Superintendent jetzt in heller Wut. „Sie scheinen vollständig irrige Begriffe über ihre dienstliche Stellung zu hegen, daß Sie es wagen, Ihrem Vorgesetzten mit derartig schamlosen Enthüllungen unter die Augen zu treten!“

Gerland erklärte, daß ihn weiter nichts geleitet habe, als das Verlangen, der Wahrheit die Ehre zu geben, sein Gewissen zu entlasten und um Rat zu bitten, was er tun solle, um sich nicht an dem Predigtamte zu versündigen.

„Rat wollen Sie haben!? — Stecken Sie die Nase in die Bibel, das ist der Rat, den ich Ihnen erteile, mein Lieber!“

Gerland erklärte, daß er eifrig in der Bibel geforscht habe und täglich so tue, und daß gerade mit dem Verstehen der Schrift die Überzeugung in ihm gewachsen sei, daß die kirchlichen Dogmen nicht göttlichen Ursprungs seien.

Er war nun einmal im Zuge. Er legte alles dar: seine Vorstellung vom Wesen Gottes — seine Stellung zur Person Christi — seine Auffassung von den Sakramenten — vom Wunder — von Sünde und Gnade.

Sein Oberer saß mit offenem Munde da; offenbar rauschten die Gedanken, welche der junge Mann aussprach, an seinen Ohren vorbei. Er vermochte nur das eine zu fassen: den Abfall von der Autorität der Kirche.

„Sie werden begreifen, Herr Superintendent,“ schloß

Gerland, „welch einen Gewissenszwang es bedeutet, mit solchen Anschauungen allsonntäglich vor die Gemeinde zu treten und das Apostolikum zu sprechen. — Die Gemeinde muß doch annehmen — und sie nimmt es an —, daß sich mein Glaube mit dem Bekenntnis deckt. Ich belüge also meine Beichtkinder, belüge sie in den größten und heiligsten Dingen. Zu einer solchen Entwürdigung zwingt mich die Satzung der Kirche. — Wie rette ich mich vor meinem eigenen Gewissen? — Darf ich das Priesteramt unter solchen Umständen noch länger verwalten?"

Es entstand eine längere Pause nach dieser gewichtigen Frage.

Gerland sah gespannt in die Züge seines Oberen. — Der alte Mann blickte hilflos drein. — Er schüttelte den Kopf und brach schließlich in eine Jeremiade aus.

„Schon wieder eine solche Sache!" rief er. „Man kommt aus den Skandalen nicht heraus! — Aber das ist der Geist unserer Zeit — das ist die Verführung — das ist die Freigeisterei — die wissenschaftlichen Theorien — die Naturwissenschaft. — Das sind die Verführer der Jugend!"

Gerland wandte ein, daß es nicht Theorien gewesen seien, die etwa von außen in ihn hineingetragen worden, nein! — Das Leben selbst sei es gewesen, mit inneren und äußeren Erlebnissen, das diese Entwickelung in ihm gezeitigt und ihn dahin geleitet hätte, wo er jetzt stehe.

„Aber so versuchen Sie es doch nur — nehmen Sie sich doch vor, glauben zu wollen!" rief der Superintendent in komischer Verzweiflung. „Was für mich, für uns andere genügt, wird doch für Sie jungen Menschen wirklich auch noch gut genug sein!"

Was sollte Gerland darauf sagen?

Der alte Mann konnte oder wollte den Kernpunkt der Frage nicht begreifen. Für ihn hatten Gerlands Enthüllungen nur die Bedeutung: ein neuer Skandal — eine Fortsetzung des Falles Fröschel — ein Affront, den ihm einer seiner Ephoren antat. — Er faßte die Sache rein von seinem persönlichen Standpunkte auf, war unwillig mit Gerland, daß er ihn in seiner Ruhe störte. — Im Geiste sah der Alte schon wieder die öffentliche Meinung, aufgeregt; Anfragen von oben — Visitationen! Lauter Dinge, vor denen er eine heilige Angst hegte. Und das alles, weil dieser junge Mensch an einzelnen Glaubenssätzen irre geworden war. Warum konnte er das nicht in Gottes Namen für sich behalten? Es gab genug Geistliche, die nicht alles wörtlich nahmen, was in der Schrift und der Augustana steht. — Aber die hielten wenigstens den Mund, brachten ihre Vorgesetzten nicht in die unangenehme Lage, zu solchen heiklen Dingen Stellung zu nehmen.

Gerland hatte auf die Frage, über welche vor allem er eine bündige Antwort von seinem Oberen hören wollte — auf die Frage, ob er mit seinen abweichenden Anschauungen noch länger das Seelsorgeramt verwalten dürfe —, noch immer keine Antwort erhalten. Er stellte die Frage noch einmal.

„Was wollen Sie denn nur eigentlich!" rief der alte Mann, als ihm jener so auf den Leib rückte. „Ich verstehe absolut nicht, was Sie eigentlich von mir wollen. — Ihr Gewissen entlasten! — Was heißt das? — Ich gebe Ihnen eben den Rat: Forschen Sie in der Schrift, wie es unser Herr und Meister selbst vorgeschrieben hat — dann werden Ihnen schon andere Gedanken kommen. Glauben Sie! Das ist alles, was ich Ihnen sagen kann. Demütigen Sie sich! Nehmen Sie die Gnade

an, die sich Ihnen durch Gottes Güte ebenso reichlich bietet, wie jedem von uns. — Beten Sie! — Beten Sie vor allem — mein Lieber — um Glauben!"

Das also war der Rat, den ihm die Kirche auf seine Zweifel gab; dies das Mittel, welches sie ihm zur Beschwichtigung seiner Sorgen und Gewissensängste verordnete!

Der Superintendent mochte Gerlands Schweigen und nachdenkliche Miene anders deuten. — Er meinte wohl, jenem die Unklugheit seines Verhaltens nahe geführt zu haben, und begann sofort, die Situation in seiner Weise auszunutzen.

„Das sind so Trübungen, mein lieber Amtsbruder!" ließ er sich vernehmen. „Momentane Versuchungen, die man niederringen muß. Und mit Gottes Hilfe gelingt einem das ja auch. Freilich, wollen muß man — wollen! — Sie sind noch sehr jung. — Gott, wenn man jung ist, da ist man meistens stürmisch. — Mit dem Alter wird man positiver; das ist ein Erfahrungssatz, der für das religiöse Leben ebenso gilt, wie für das politische."

Nach dieser Vorbereitung kam er endlich mit einer Antwort auf Gerlands Frage.

Der Amtsbruder solle im Amte bleiben — versuchsweise — nicht voreilige Schritte tun, die ihn später gereuen könnten. Mit der Zeit würden sich seine Zeifel schon legen. — Gott würde ihn erleuchten — er würde einsehen, daß der kirchliche Glaube der Felsengrund sei, auf dem alles ruhe: Staat, Gesellschaft und das Schicksal des einzelnen.

„Ich weiß es, lieber Amtsbruder, Sie werden sehr bald zu mir kommen und mir die Eröffnung machen, daß Sie die Bedenken, mit denen Sie sich heute quälen, als das durchschaut haben, was sie sind: Irrtümer! —

Einstweilen denken Sie über das nach, was ich Ihnen gesagt habe — geschweigen Sie Ihre Zunge — und tun Sie, was Ihr Amt Ihnen auferlegt."

* * *

Damit war der Würfel endgültig gefallen.

Gerland sah nun, was er bisher nur geahnt und gefürchtet hatte, als unabänderliche Tatsache vor sich stehen: er konnte nicht länger im Amte bleiben.

Es wäre ein Unrecht gewesen gegen die Kirche, gegen die Gemeinde und vor allem gegen die eigene Person.

Nicht die kleinliche Lächerlichkeit, in der sich ihm sein Vorgesetzter gezeigt, war für ihn das Maßgebende bei diesem Entschlusse. Es gab bessere Männer in der evangelischen Kirche als Superintendent Großer; das wußte Gerland wohl. — Nein! Dem jungen Geistlichen war bei dieser Gelegenheit klar zum Bewußtsein gekommen, daß ihn von den Vorgesetzten — den Amtsbrüdern — von der Kirche überhaupt eine tiefe Kluft trenne. — Daß zwischen ihrer und seiner Anschauung ein fundamentaler Unterschied bestehe — ein Unterschied der Grundprinzipien.

Die Kirche verlangte Festhalten am Gegebenen — Unterwerfen unter ein Gesetz — Knechtung der Gedanken.

Seine Religiosität war eine aus dem Innersten emporquellende fromme Gewalt — ein intimer Seelenprozeß — ein Element, das jedes Verhältnis befruchtete und von jedem sich befruchten ließ — schmiegsam — warm — fließend, wie der Lavastrom — nicht ein erkalteter, toter Buchstabengehorsam.

Und trotz alledem hätte er sehr gut im Dienste der Kirche bleiben können. Sein Vorgesetzter selbst hatte es ihm ja so leicht gemacht. „Nur nicht die Sache so ernst

nehmen, junger Mann!" das war die Tendenz, die zwischen den Mahnungen des Prälaten zu lesen gewesen.

Das System war bereits so gelockert, daß jede Meinung freien Spielraum hatte, ja daß der radikalste Zweifler sich darin getrost tummeln durfte, wenn er nur gewisse Anstandspflichten respektierte, wenn er die offene Ehrlichkeit vermied, wenn er mit Begriffen und Lehren so geschickt operierte, daß man ihnen jeden Sinn unterlegen konnte.

Und gerade darin fühlte sich der junge Geistliche auf sittlich anderem Boden als die offizielle Kirche, welche aus Opportunitätsrücksichten, vor allem aus Furcht — Furcht vor Menschen und Verhältnissen — die Häresie in ihrem eigenen Schoße mit dem vielfach geflickten Mantel eines fadenscheinigen Dogmas zu decken versuchte.

Gerland wollte keine reservatio mentalis — erst recht dann nicht, wenn sie ihm von oben zugemutet wurde. Er wollte nicht länger eine Täuschung der Gemeinde, die — so lange eines Mannes Wort dazu da ist, seine Gedanken zu äußern, nicht aber, sie zu verbergen — ein Recht hatte, anzunehmen, daß ihr Hirte die Wunder glaube, die er allsonntäglich von Altar und Kanzel aus bekannte.

Warten, wie es ihm der Superintendent angeraten hatte — warten und beten, daß Gott ihm den Glauben stärken möge —, das war eine naive Anschauung, wie sie nur in einem Kopfe entspringen konnte, dem Religion etwas außer dem Leben Stehendes bedeutet, nicht eine naturnotwendige Betätigung der Seele. Der Gott, mit dem er sich betend wie atmend und in jeder Lebensfunktion eins wußte, der konnte ihn in all seiner Größe doch nicht zurückführen zum Glauben der Kindheit. Denn ein Stehenbleiben, ein Zurückschrauben und Zurücksinken in die frühere Verfassung gab es nicht mehr.

Ein Haltmachen auf der Bahn der Entwickelung war unmöglich, die ihn aus dem Joche der Menschenkirche zum Herzen Gottes trieb.

So hatte es sich langsam in ihm vorbereitet.

Im Sonnenscheine der Liebe, im Sturm und Regen trüber Ereignisse, im Dunkel mancher trostlosen Nacht mit ihrem herzbrechenden Gefühle des Gottverlassenseins, war die Frucht herangereift, bis der leiseste Luftzug sie abstreifen konnte.

Ehe er sich niedersetzte, um sein Abschiedsgesuch zu schreiben, gab es eine Stunde, wo Gerland Halt machte und rückschauend sein Leben überdachte.

In wunderlichen Schlangenwindungen war er zu diesem Punkte gelangt. Nun stand er, äußerlich betrachtet, wieder da, wo er vor Jahren schon gewesen. — Und doch ein ganz anderer! Zwar ein abtrünniger Priester — geschieden für alle Zeiten von der offiziellen Kirche —, aber im Innern war etwas herangewachsen in den letzten Jahren — ein Ergebnis schwerer Kämpfe: die Frömmigkeit.

Er sah den Weg vor sich, der in die Zukunft hinausführte — nebelverhangen — nicht abgesteckt von fremden Händen, nicht geebnet, ausgemessen und mit Meilensteinen versehen. Aber in dieser Morgenstimmung ahnte er es: der Weg führte aufwärts.

XL.

Das Abschiedsgesuch war genehmigt worden. Ein Amtsverweser saß bereits an Gerlands Stelle; er selbst wohnte bei Doktor Haußner in Eichwald.

Jetzt, wo der Pfarrer gegangen, machte sich eine starke Bewegung für ihn in der Gemeinde geltend.

Der Vikar besaß keine volkstümliche Begabung; er war den Breitendorfern zu gelehrt. Man verglich seine trockenen Predigten mit denen des früheren Pfarrers, und der Vergleich fiel zugunsten Gerlands aus. – Schwester Elisabeth, die Gemeindediakonisse, war, von ihrer Oberin zurückberufen, ebenfalls gegangen. Ihre helfende Hand und Gerlands Rat und Zuspruch fehlten an allen Ecken und Enden in der verwaisten Parochie.

Nun begannen sie Reue zu fühlen, erkannten auf einmal, was sie gehabt.

Eine Deputation erschien eines Tages vor Gerland, um ihn zu bitten, das Amt doch wieder aufzunehmen. Alles sollte ausgeglichen werden, was es etwa an Differenzen zwischen ihm und der Gemeinde gegeben. Man verwünschte Wenzel, seine Frau und ihre gesamte Clique, erklärte sich bereit, nachzuweisen, daß sie falsche Beschuldigungen gegen den Herrn Pfarrer erhoben hätten. Gerland wies das alles weit von sich.

Er konnte den guten Leuten ja doch nicht auseinandersetzen, daß es nicht eine Intrige sei, der er zum Opfer gefallen; daß vielmehr sein Weichen von dem bisherigen Posten nichts anderes bedeute als den natürlichen, notwendigen Abschluß seiner inneren Entwickelung. Wie tief der Riß sei, der ihn von seiner bisherigen Welt und mit ihr von seiner Gemeinde trennte, wußte er nur allein.

Er gab den Braven, deren Anhänglichkeit ihn doch rührte, den Rat, ruhig zu bleiben und sich in das Neue zu schicken.

Er selbst lebte in Übergangsgefühlen.

Der entscheidende Schritt war getan — er stand jenseits der Schranken im anderen Lande. — Aber obgleich er sich wohl sagte, daß er durch sentimentales Rückschauen nicht Zeit und Kraft verderben dürfe, so

konnte er es doch nicht ändern, daß Heimweh noch manchmal über ihn kam und die Erinnerung zurückschweifte.

Wenn Sonntags die Kirchenglocken von Breitendorf heraufklangen, da packte ihn eine Unruhe, deren er nicht Herr werden konnte.

Martha, die neuerdings mit Gertrud zu jedem Gottesdienste ging, hatte ihn schon mehr als einmal mit vorwurfsvollen Blicken an seine Sonntagspflichten gemahnt — umsonst! — Dort, wo er so lange mit liebeheißem Herzen des Seelsorgeramtes gewaltet, mochte er nicht den Fremden kalte Formeln aufsagen hören.

Wenn die beiden Frauen sich zum Kirchgange rüsteten, schlich er sich fort — ging hinauf in den Wald — mit zitternder Seele.

Und solche Stunden tiefinnerster Zurückgezogenheit waren auch ein Gottesdienst.

* * *

Mit Haußner stand er sich jetzt vortrefflich. — Die Augen des Arztes hatten aufgeleuchtet, als ihm Gerland Mitteilung davon machte, daß er sein Abschiedsgesuch eingereicht habe. — Wie eine persönliche Genugtuung empfand es der Dissident, daß sein zukünftiger Schwiegersohn sich von dem Priesteramte frei gemacht.

Ein ganz neues Verhältnis bildete sich zwischen den beiden aus.

Gerland erkannte mit freudigem Staunen, was für eine Fülle von zurückgedrängtem Gemüt sich hinter der rauhen Außenseite des eigenartigen Mannes verbarg. Vielleicht daß die Wendung, welche in der letzten Zeit die Dinge genommen hatten, seine Bitterkeit milderte, Balsam in alte Wunden träufelte.

Die beiden Männer standen jetzt wie Freunde zueinander.

Sie hatten gemeinsam Obstbäume ausgeputzt.

„Hier werde ich noch eine Reihe Äpfel anpflanzen im nächsten Frühjahr!“ sagte Haußner. „Für eine Mandel ist gerade noch Platz.“ Er sägte einen dürren Ast ab, hielt plötzlich inne, räusperte sich und meinte: „Ihr werdet einmal im Obst ersticken — hier — so in zwanzig, dreißig Jahren, du und Gertrud.“

Es war selten, daß er so bestimmte Andeutungen über die Zukunft machte. Aber Gerland kannte ihn jetzt zur Genüge, um aus dieser Andeutung zu schließen, daß er sich einen ganz bestimmten Plan zurechtgelegt habe, wie es mit dem Grundstück späterhin werden solle. So vertraut sie auch sonst zueinander standen, über diesen Punkt hatten sie sich noch niemals offen ausgesprochen.

Bald darauf saßen die beiden, von der Arbeit ausruhend, in der Laube.

Gerland mußte — wie sie sich so gegenübersaßen — unwillkürlich an eine Szene denken, die sich vorzeiten hier abgespielt hatte: jene Unterredung mit dem Arzte.

Es erschien doch fast wie ein Traum. — Zu denken, daß er damals von dem glühenden Verlangen beseelt gewesen, Haußner zu bekehren — den Abgefallenen der Kirche zurückzugewinnen, dieser Kirche, der er jetzt selbst den Rücken gewandt hatte! — Und wenn er dann bedachte, wie tief ihn damals Haußners Verhalten gekränkt hatte. — Unwillkürlich mußte er lächeln.

Vielleicht verfolgte der Arzt ähnliche Gedankengänge — er saß gesenkten Hauptes, an seinem Barte nagend.

Der Mann trug irgend etwas auf dem Herzen — Gerland hatte es ihm schon den ganzen Morgen über anzumerken geglaubt. — Es war Haußners Art, Pläne und Gedanken lange mit sich herumzutragen, um dann in abrupter Weise plötzlich damit hervorzubrechen.

So platzte er denn auch heute los: „Höre mal Wilhelm! — Du müßtest eigentlich Medizin studieren."

Gerland sah ihn verdutzt an.

„Ich — Medizin?" —

„Ja! — Ich habe mir das überlegt. — Du würdest, glaube ich, gut dazu passen. Zu alt bist du keineswegs; achtundzwanzig — was ist denn das! — Da habe ich viel ältere Studenten gekannt. Deinen Anlagen nach eignest du dich ausgezeichnet zum Mediziner. Und dazu käme, daß ich dich in diesem Fache mit Rat und Tat unterstützen könnte. Du würdest gewissermaßen in meine Fußstapfen treten. — Von der Theologie zur Medizin; ich dächte, das wäre gar keine üble Reihenfolge — jedenfalls ein Aufsteigen von der niederen zur höheren Form." Haußner schmunzelte bei diesen Worten. „Überlege dir die Sache mal!" —

„Schwiegervater! — Da ist nichts für mich zu überlegen. — Auf diesen Plan kann ich nicht eingehen."

„Aber — irgendetwas mußt du doch anfangen!"

„Natürlich muß ich etwas anfangen. — Niemand kann das Bedürfnis nach Tätigkeit stärker fühlen als ich."

„Nun, und was willst du denn treiben, wenn man fragen darf? Denn ich hoffe doch stark, daß du mit der Theologie endgültig gebrochen hast."

„Mit der Theologie — ja! — aber nicht mit dem Priesteramt — Schwiegervater!" —

„Was soll das heißen?"

„Mit der Theologie im kirchlich-konfessionellen Sinne — wenn du so willst — habe ich allerdings nichts mehr zu tun — aber den Beruf zum Priester fühle ich nach wie vor in mir. Ja, ich bin mir durch den Bruch mit der Kirche erst eigentlich bewußt geworden, daß ich in keinem anderen Berufe je würde glücklich werden können."

„Was ist das für Unsinn!“ rief Haußner, und Gerland bemerkte, wie seine Stirn sich in unheilverkündender Weise dunkel färbte.

„Sieh mal, Schwiegervater!“ sagte er und rückte dem Manne näher. „Kein Mensch kann aus seiner Haut heraus. Ich kann mich doch nicht auf einmal, dir zuliebe, zu etwas anderem machen, als was ich bin. — Mir ist nun mal die Religion das Wichtigste auf der Welt. Und ich fühle die Gaben in mir — und darum die Pflicht, von dieser Gabe Gebrauch zu machen — andere zu Gott zu führen. — Wenn ich diesen Grundzug meiner Natur verleugnen wollte, müßte ich heucheln. Ich kann mir nicht denken, daß du das willst!“

„Nun, zum Teufel!“ brauste Haußner auf, „dann sind wir ja nicht einen Schritt weiter gekommen — trotz deines Abschieds! — Du hast die verdammte Muckerei also doch nicht satt gekriegt!“

„Die Muckerei — um dein Wort zu gebrauchen — habe ich allerdings abgelegt — endgültig abgelegt! — Ich fühle es, daß ich im Anfange einer neuen Entwickelung stehe. — Bisher war ich kirchlich, jetzt hoffe ich fromm zu werden.“ —

„Redensarten!“

„Das sind keine Redensarten! — Ich fühle, daß ich gewachsen bin, daß ich freier und besser bin vor Gott und mir selbst, seit ich die kirchliche Fessel abgestreift.“

„Einfach Rückfall!“

„Nein, Befreiung!“

„Du willst den Priester eben doch nicht an den Nagel hängen!“

„Nein — ich will den Priesterberuf in einem neuen Sinn betätigen.“

„Ich bitte nun endlich um eine bündige Erklärung,

was du eigentlich vorhast. — In dürren Worten: womit willst du dir in Zukunft dein Brot verdienen?"

„Ich will das Lehramt ergreifen."

„Einen abgehalfterten Geistlichen werden sie gerade als Lehrer anstellen! — Das halte ich für Illusion, mein Lieber!"

„Nun, ich denke, irgendwo im deutschen Vaterlande wird wohl noch eine Stelle frei sein, wo man mir Wirksamkeit gestattet."

„Die Orthodoxen haben überall das Heft in Händen, mein Bester! — Man wird dich einfach nicht heranlassen."

„Ich weiß das! — Ich weiß aber auch, daß Tausende und Abertausende im Deutschen Reiche unter dem Joche der konfessionellen Orthodoxie seufzen — daß sie heißes Verlangen tragen, sich davon zu befreien, wenn es ihnen die Verhältnisse — die öffentliche Meinung — die Einrichtungen nur gestatteten. Ich denke, es ist unsere Pflicht, dafür Sorge zu tragen, daß wenigstens die kommenden Generationen aus dieser Zwangslage befreit werden, damit die Lüge, die Heuchelei, der Widerspruch zwischen Glaube und Bekenntnis nicht ins Unendliche fortwächst. — Mir kommt es vor, als sei die Zeit reif für den Wandel. Ich fühle mich berufen, an diesem Werke mitzuarbeiten. Es ist das größte, das es für ein Volk und für den einzelnen geben kann: die Menschen zu Christen erziehen. Denn bis jetzt waren wir nur Namenchristen. Wo anders können wir damit anfangen als bei der Jugend? — Und siehst du, das ist, was ich Betätigung meines göttlichen Priesterberufes nenne: ich will Religion leben, nicht mehr sie studieren, nicht mehr mit diesem heiligsten Gefühle experimentieren. — Und ich will auch anderen das mitteilen, was ich erfahren habe. Ich will versuchen, den Kindern das zu ersparen,

was ich selbst erlebt habe: all die Stadien des Buchstabenglaubens, des gedankenlosen Götzendienstes, des Verzweifelns an allem Göttlichen, des Indifferentismus, des religiösen Bankerotts. — Nicht jeder wird so glücklich geführt, wie ich! Viele bleiben auf irgendeiner Stufe der Entwickelung stehen. — Ich möchte meine Erfahrungen der Allgemeinheit nutzbar machen. Und dazu sehe ich keinen besseren Weg als den, mich an die Jugend zu wenden." —

Es entstand eine längere Pause.

Der Arzt saß düster brütend da. Das Vernommene zerstörte ihm einen lang gehegten Lieblingsplan von Grund aus.

„Und da hast du wohl gar schon Schritte getan?" fragte er plötzlich.

„Das habe ich allerdings — Schwiegervater!"

„Nun — und hast du irgendwelche Aussichten?"

„Aussichten habe ich, wenn auch die Sache noch nicht zum Abschluß gediehen ist."

Wieder entstand eine Pause.

„Und — wo denn?" fragte Haußner gepreßt.

Gerland antwortete zögernd: „In Süddeutschland — wahrscheinlich!"

„So weit weg von mir!" sagte Gertruds Vater mit umflorter Stimme. —

Haußner saß lange Zeit gesenkten Hauptes.

Gerland hatte das tiefste Mitleid mit ihm in diesem Augenblicke.

* *
*

Zur selben Zeit saßen Martha und Gertrud in einer der großen Parterrestuben beieinander — nähend. Schichten von Leinewand und bunten Stoffen lagen

ringsum aufgestapelt. Martha schnitt Hemden aus, Gertrud säumte Wischtücher.

Schon seit Wochen arbeiteten sie fleißig an der Ausstattung: der Hochzeitstermin nahte heran.

Martha, eine Brille auf dem spitzen Näschen, hielt plötzlich in der Arbeit inne. Über die Gläser hinwegschielend, betrachtete sie das junge Mädchen. Gertruds Nadel ging fleißig; wo mochten die Gedanken wohl sein! — Ein Lächeln flog über ihre sonnigen Züge.

Martha räusperte sich zur Einleitung. Ihr war während der letzten halben Stunde allerhand durch den Kopf gegangen. — Lange hielt es die Mitteilsame selten in Gesellschaft ihrer eigenen Gedanken aus.

„Ja, ja!" meinte sie, „sechs Dutzend Wischtücher ist wirklich ganz genug — Trudel — für den Anfang."

Das junge Mädchen sah nur flüchtig von der Näherei auf, lächelte die Tante an und arbeitete weiter.

„Weißt du, Trudel!" begann Martha nach einiger Zeit, „eigentlich ist das eine sonderbare Sache mit euch! — Du weißt noch nicht einmal, wo du hinkommst. — So gar nichts Sicheres darüber zu wissen, wo man sich niederlassen wird, das ist doch, wenn man's überlegt, sehr eigentümlich."

„Das ist Wilhelms Sache — Tante!"

„Freilich ist es Wilhelms Sache!" — Natürlich ist es Wilhelms Sache!" rief die Alte voll Eifer. „Das ist's ja eben! — Wäre er im Amte geblieben — hätte er nicht seinen Abschied genommen, ohne Sinn und Verstand — denn man weiß eigentlich gar nicht, warum — er hatte ja so schöne Aussichten — das hat mir neulich erst meine Freundin geschrieben. — Und man wundert sich auch allgemein — jawohl! — Großes Aufsehen hat die Sache gemacht — berechtigtes Aufsehen!"

Das alte Mädchen mußte wegen Mangels an Atem aussetzen; wenn sie auf dieses Thema kam, zeigte sie sich immer sehr erregt.

Gertrud war errötet. Ihre Nadel setzte aus. „Tante! — Wilhelm hat uns doch auseinandergesetzt, daß er nicht anders konnte."

„Ja, ich weiß schon! — Er spricht dann immer von moralischem Zwange — von der Lüge, die er nicht länger ertragen konnte und durfte. — Aber ich frage: warum denn!? — Warum kann er sich denn nicht fügen? Warum mußte er sich denn mit dem Herrn Superintendenten und seinem Patron, dem Grafen, entzweien? — Das war gar nicht nötig. — Und nun sitzt er da, ohne Stellung! — Aber ich will dir sagen, mein Kind, woher das kommt: Von den freien Anschauungen kommt das — wenn man nicht an der orthodoxen Lehre festhält. — Das ist sehr schlimm! — Ich muß dir das einmal sagen, mein Kind. Und wenn Wilhelm nicht beizeiten umkehrt auf diesem Wege, wird es noch ganz arg mit ihm werden. — Ein Geistlicher, der seiner Kirche den Rücken kehrt — man weiß gar nicht, was man dazu sagen soll!"

Gertrud hatte geschwiegen; es arbeitete in ihren Zügen. Dann, ohne die Tante anzusehen, antwortete sie etwas stockend: „Tante Martha, ich finde es gar nicht schön, daß du so über Wilhelm sprichst."

„Aber Kind, ich spreche doch nicht schlecht von Wilhelm — ich doch gewiß nicht!"

„Du sagst immer, er sei nicht fromm."

„Nun ja — das heißt — ich meine, er ist nicht orthodox. — Verstehe mich nur recht, Trudel!"

„Wilhelm sagt: darauf käme es gar nicht an. *Was* man glaubt, wäre nicht so wichtig, sagt er, als *wie* man glaubt."

„Das sagt er! — Nun, siehst du, das ist eben unchristlich gedacht — wenigstens nicht orthodox. Eben sehr kommt es darauf an, daß man das Richtige glaubt. — Da hast du gleich einen Beweis seiner freien Richtung. Und darin solltest du ihn nicht bestärken, Trudel! — Du solltest ihn vielmehr anhalten zum wahren Glauben, wie du ihn dir selbst angeeignet hast. Und ich hoffe auch darin wirklich sehr auf dich, daß du ihn mit der Zeit zurückführen wirst — zur Kirche!"

„Nein, Tante!" sagte Gertrud. — In ihren kindlichen Zügen drückte sich plötzlich großer Ernst aus. „Das werde ich nicht tun! — Ich werde immer ehrlich sein."

Das alte Mädchen sah die Nichte erstaunt an.

Das Kind war ihrer Leitung entwachsen.

XLI.

Wieder füllte sich das schindelgedeckte Kirchlein droben in Göhdaberg mit einer schaulustigen Menge. Wieder knarrte die alte Orgel in Schwindsuchtstönen. Im Schiff und auf den wurmstichigen Emporen drängte sich Kopf an Kopf. Neugierig waren aller Blicke nach dem Eingang unter der Orgel gerichtet, ob das Brautpaar nun bald kommen werde. — Denn heute machte der ehemalige Pfarrer von Breitendorf Hochzeit mit der Tochter des Eichwalder Arztes.

Das war kein kleines Ereignis für die Gegend. Trotz des weiten und steilen Weges hier herauf waren doch eine ganze Anzahl Breitendorfer zur Stelle, welche der Trauung ihres früheren Hirten beiwohnen wollten.

Da war der Gärtnergewendbauer, der Kirchbauer, der Gemeindevorsteher und andere Honoratioren — in einer Ecke hockte das Freundespaar: Tobis, der Taube,

und Schunkel-August vom Armenhause. Der Nachwuchs der alten Märzliebs-Hanne von Eiba war stark vertreten. Auch manches alte Mütterchen hatte den beschwerlichen Marsch nicht gescheut.

Nicht die Neugier allein führte diese Leute hierher. Von der Liebessaat, die Gerland ausgesäet, war doch auch manch Körnlein aufgegangen.

Die Gegenpartei fehlte. Weder die Finkes, noch das Ehepaar Wenzel, noch Herklotz waren erschienen. Nur die Tonchen war zur Stelle; aber die hatte geschwenkt, seit sie sah, wie in der Gemeinde jetzt eine starke Partei für den verabschiedeten Geistlichen auftrat.

Gänzlich fehlten heute die schwarzen Röcke der Geistlichkeit in der Versammlung.

Seit Gerland seinen Abschied genommen, und vor allem seit es bekannt geworden, unter welchen Umständen und aus welchen Gründen er gegangen, hielten sich alle Amtsbrüder, die etwas auf Reputation gaben, fern von ihm. Selbst Polani war nicht gekommen. Der Kluge hatte seinem Bedauern über Gerlands Abschied in ziemlich gewundener Weise schriftlichen Ausdruck gegeben. — Dornig war offener gewesen, er hatte dem ehemaligen Schulkameraden ins Gesicht erklärt, er sei verrückt. Zur Hochzeit zu erscheinen, hatten beide Pastoren versprochen, waren aber heute nicht zur Stelle; Polani entschuldigt wegen angeblicher Unpäßlichkeit, Dornig unentschuldigt.

Gerland wußte sich darüber zu trösten. Es konnte ihm nichts daran liegen, daß sich irgend jemand um seinetwillen kompromittiere.

Schmerzlicher war es für Gerland, daß seine älteste Schwester abgesagt hatte — wohl aus Rücksichten auf die Karriere ihres Mannes. — Die jüngere Schwester

war mit ihrem Gatten, welcher nur Kaufmann war, gekommen.

Aus ganz anderen Gründen hielt sich der Vater der Braut von der Hochzeit fern.

Haußner hatte von vornherein erklärt, der kirchlichen Feier nicht beiwohnen zu wollen, und davon ließ er sich auch nicht durch Gertruds Bitten, die sonst alles bei ihm durchsetzte, abbringen. Je näher der Tag herankam, desto düsterer und verschlossener wurde er. — Wie eine dunkle Wetterwolke drohte seine Laune am sonnigen Himmel der Hochzeitsstimmung.

Ein kleines Häuflein war es, das dem Bräutigam zum Altare folgte.

Martha Herberge, geschäftiger und erregter denn je, in einem Kleide von hellgrauer, knitternder Seide, mit vielen flatternden Bändchen um sich. — Gerlands Schwester, eine blonde Frauenerscheinung von einfach freundlichen Gesichtszügen. Sie sowohl wie ihr Gatte fühlten sich offenbar gedrückt; sie mochten es als etwas sehr Gewagtes betrachten, daß sie dieser Feier beiwohnten. — Dann war noch Doktor Herzner von Färbersbach gekommen, in seinen Examenfrack eingezwängt. Er sah sich erstaunt um, als er die Kirche betrat. Wie lange mochte es her sein, daß dieser Heide zum letzten Male ein Gotteshaus betreten?

Auf eine lieblichere Braut, als Gertrud, hatte die bemalte Decke des Kirchleins wohl noch nicht herabgeschaut.

Den Blick züchtig zu Boden geschlagen, die Wangen wie junge Rosenblätter, den blonden Scheitel unter dem Myrtenkranze gesenkt — so schritt Gertrud, begleitet von den schlichten Klängen einer alten Kirchenmelodie, zum Altare.

Pfarrer Valentin empfing sie dort. Mit zitternder Stimme sprach der Greis den siebenundsechzigsten Psalm als Einleitungsgebet.

Es lag etwas Müdes in Erscheinung und Wesen des alten Mannes. Er klagte seit kurzem über körperliches Übelbefinden, was er vordem nie getan. Gerlands Austritt aus dem Amte war ein schwerer Schlag für ihn gewesen. Zwar hatte ihm der junge Mann in einem entscheidenden Gespräche die Notwendigkeit seines Gehens auseinandergesetzt — und Valentin mußte zugeben, daß ein offener Bruch besser sei als ein Kompromiß — aber im Innersten kam der alte Mann doch nicht darüber hinweg, daß Gerland abtrünnig geworden.

Die freudige Stimmung, die ihn neulich bei Gertruds Taufe getragen, fehlte ihm heute. Er sprach schleppend, hin und wieder sogar mit Gedächtnisschwäche kämpfend. — Der Text, den er der Traurede untergelegt hatte, lautete: „Des Herren Rat ist wunderbarlich und führet es herrlich hinaus". Die Predigt war kurz, Pfarrer Valentin mochte fühlen, daß er schwach werde; er eilte zur Kopulierung.

Von Anbeginn der Feier stand in der obersten Empore, gedeckt von einem klobigen Holzpfeiler, ein bärtiger Mann.

Einige Neugierige von Göhdaberg neben ihm wunderten sich über das Benehmen des sonderbaren Fremdlings, der in einem fort dort hinunterstarrte, düsteren Gesichtes die Hände ballte und sich nervös unter den Bart griff.

Als dann vom Altare her erst das kräftige „Ja" des Bräutigams, dann das zartere der Braut heraufklang, und die Ringe gewechselt wurden, lehnte sich der Fremde weit vor über die Brüstung. Als er sich wieder setzte, war sein Gesicht tränenüberströmt.

Beim Schlußliede erhob sich der sonderbare Gast und entfernte sich schnell.

Noch während die Versammlung aus der Kirche strömte, verbreitete sich das Gerücht wie ein Lauffeuer, Doktor Haußner sei doch zugegen gewesen. Einige Breitendorfer hatten ihn oben in der Empore erkannt. Man erfuhr auch, daß er das Dorf bereits wieder verlassen habe, einsam dem Walde zuschreitend. —

Die Hochzeitsgesellschaft vereinigte sich zu einem bescheidenen Mittagsmahle im Pfarrhause. Die alte Hanne hatte das ihrige getan. Das Essen war gut und auf dreimal so viel Gäste berechnet, als zur Stelle waren.

Aber die rechte Hochzeitsstimmung wollte nicht aufkommen. Es schwebten viel Tränen in der Luft. Besonders Marthas Augen flossen wie Brünnlein. Der greise Pastor Valentin deutete in seinem Toaste auf das Brautpaar an, daß er nunmehr entschlossen sei, sich emeritieren zu lassen. Die elegische Stimmung, die über allen schwebte, bändigte sogar Doktor Herzners gottlose Zunge. — Zwischen langen Pausen dehnten sich die Gänge ins Endlose. Gerland sah mehrfach verstohlen nach der Uhr.

Endlich war es soweit. Gertrud hatte sich umgezogen. Unten hielt der Wagen, der das junge Paar aufnehmen sollte.

Die Peitsche knallte. Unter Küssen, Tränen, Glückwünschen und Taschentücherwinken ging es fort, aus dem Dörfchen fort, in den milden Abend hinein.

Noch einmal sahen sie sich um. — Dort stand Martha und winkte, der alte Valentin mit weißem Haupte daneben, bis sie ihnen entschwanden und nur noch der spitze Turm des Kirchleins aus den Lindenbäumen zu erkennen war.

Dann setzten sie sich zurück; Gerland schlang den

Arm um ihre Schultern und blickte in die schönen, vom Weinen großen Augen seiner Frau. Die Fahrt ging bergan.

Klar lag das Gebirge vor Gerland, langgestreckt, ein mächtiger Grat mit Schründen, Spalten, Abgründen und Senken. Von der Ebene her schoben sich Vorberge an den Hauptstock heran, waldbekränzt! — In den Tälern manch ein menschliches Anwesen. Weiter draußen dehnten sich fruchtbare Gebreiten mit Dörfern, Bauernhöfen, Kirchen.

Irgendwo dort lag auch sein Breitendorf.

Er suchte mit den Augen — endlich fand er einen Anhalt. Da hinter dem waldigen Bergrücken mußte es liegen — Einzelheiten waren von hier aus nicht zu erkennen; es war schon zu weit. — Dort lag auch Annenbad, wo sein armer Freund in kühler Erde ruhte.

Gerland hielt sich nicht bei traurigen Gedanken auf. — Mochte das Vergangene vergangen sein! Ihn umwitterte die morgenfrische Zukunft. Weiter ließ er sein Auge schweifen, über Täler und Kuppen, Ebenen, Menschenheime, bis hinaus an den dunstigen Rand des Himmels, der allem ein Ende machte.

Weihestimmung überkam ihn im Angesichte solcher Größe. Ein Gebet drängte sich ihm auf die Lippen; aber nicht Worte der Zerknirschung und Selbstverkleinerung. — Freudige, selbstbewußte Worte sprach er zu dem Allmächtigen. Nicht als Staub fühlte er sich — nicht als ein unterdrücktes, elendes Wesen, das nicht wert war, zu leben. — Nein! Als einer, der berechtigt ist, frei zu atmen und sich seiner Kräfte zu freuen.

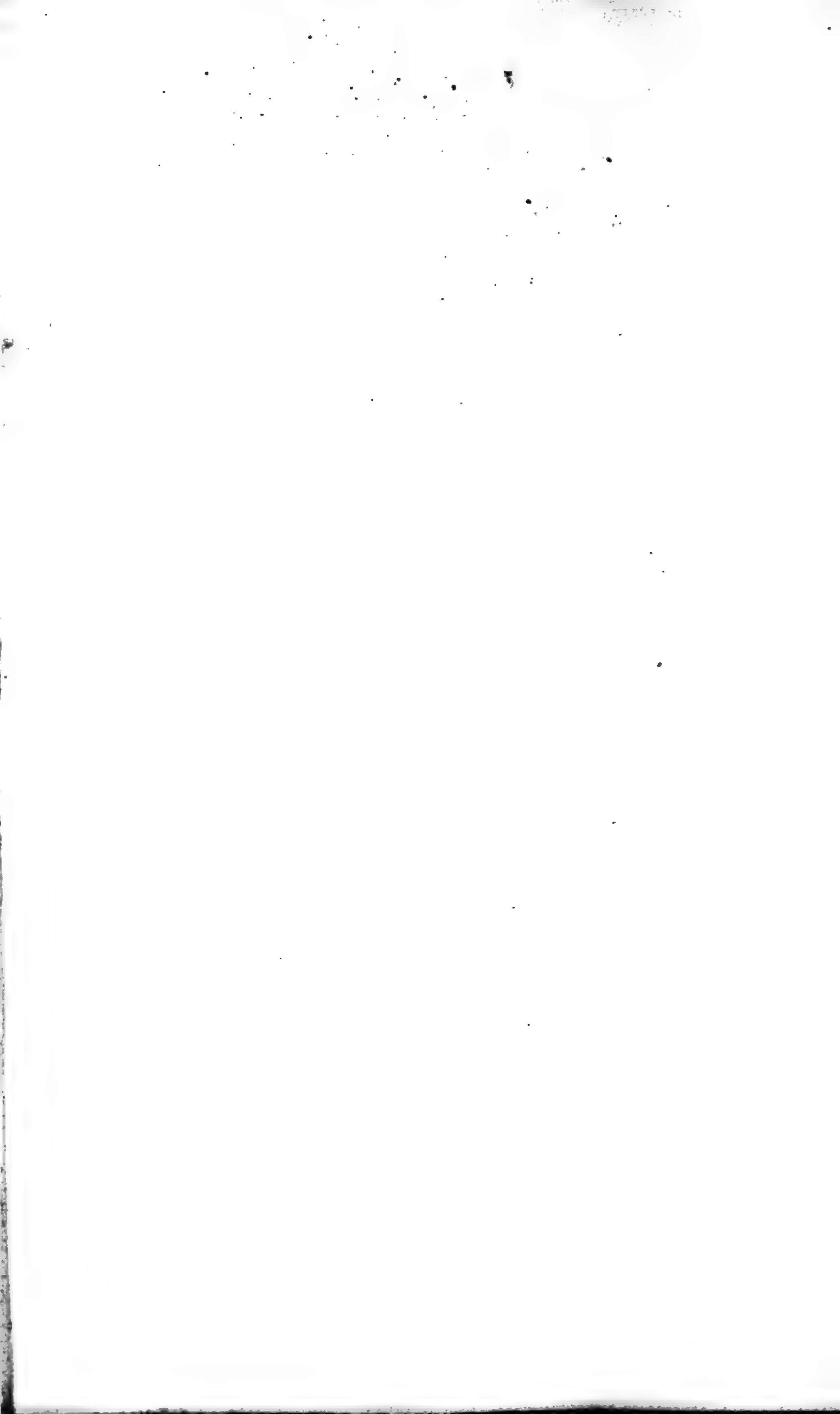
Der Horizont weitete sich vor seinem Auge. Ihm war, als sähe er die Welt zu seinen Füßen liegen, wie sie gewesen war von Anbeginn — sich herausringend

aus den Nebeln der Weltendämmerung. Und Zeit, Ort, Materie verschwanden für ihn in dem einen Gefühl der Allgegenwart Gottes. Ihm gehörte er zu, dem gütigen Vater, in dessen schönes Angesicht er blickte.

Wer wollte ihn fortan von diesem Ewigen trennen, den er gefunden, der sich ihm aus Nebeln und Schleiern enthüllt?

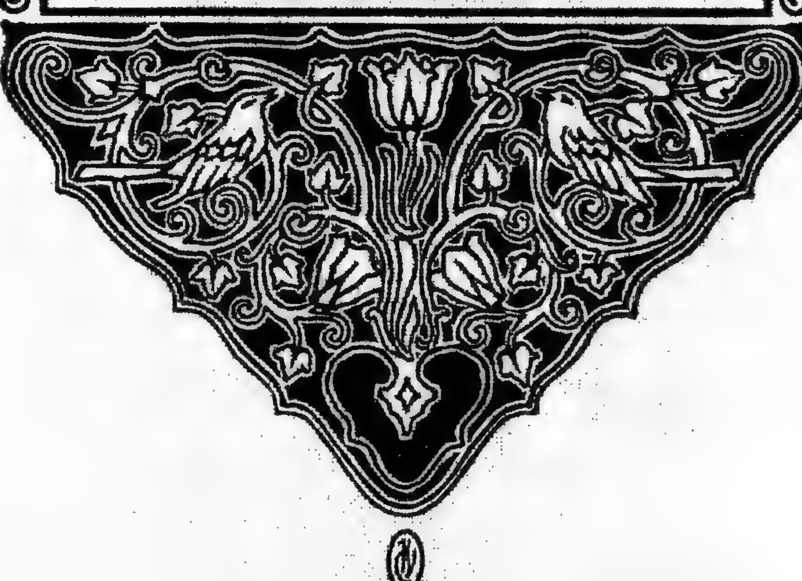
Nun konnte er ihn nicht mehr verlieren; denn er hatte die Verwandtschaft mit ihm erkannt.

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.



Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke
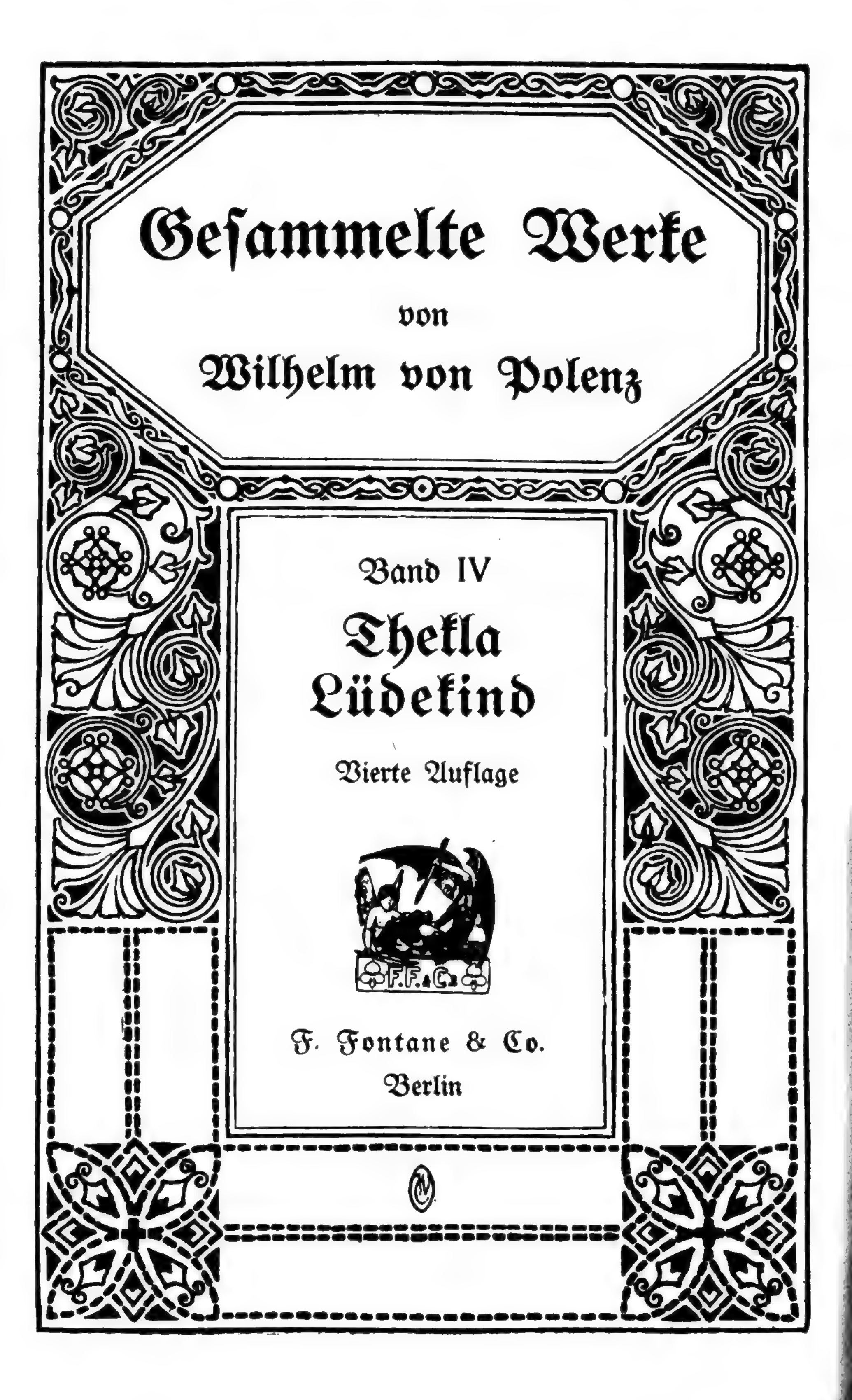




Wilhelm von Polenz

Gesammelte Werke

Band 4



Gesammelte Werke

von

Wilhelm von Polenz

Band IV

Thekla Lüdekind

Vierte Auflage

F. Fontane & Co.
Berlin



Wilhelm von Polenz

Thekla Lüdekind

Vierte Auflage

F. F. & Co.

F. Fontane & Co.
Berlin

Erstes Buch.

I.

In der Familie des Majors außer Diensten von Lüdekind wurde Geburtstag gefeiert. Arthur, das älteste Kind, vollendete heute sein achtzehntes Lebensjahr. Am frühen Morgen, ehe Arthur zum Gymnasium ging, hatte er auf dem Frühstückstisch eine Torte mit siebzehn brennenden Lichtern darum und in der Mitte das Lebenslicht gefunden. Das war aber nur die Einleitung gewesen. Als er des Mittags aus der Klasse zurückkam, fand er erst den eigentlichen Geburtstagstisch gedeckt, mit allerhand Geschenken praktischer Natur, die schon auf sein zukünftiges selbständiges Leben hindeuteten — Arthur sollte zu Ostern die Universität beziehen. — Daneben aber auch die rührenden kleinen Gaben seiner Schwestern: Thekla hatte ihm einen Waschzeugschoner genäht, und Agnes, das Nesthäkchen, stiftete einen gestickten Bewahrer für Streichholzkästchen.

Arthur legte gebührende Freude an den Tag. Doch fehlte ihm immer noch die Hauptsache, auf die er stark rechnete; ja er hatte daraufhin bereits einige Schulden gemacht beim Konditor und im Zigarettenladen. Würden es zwei Zwanzigmarkstücke sein diesmal oder nur, wie das letzte Mal, zehn blanke Taler im Kranz um den Teller gelegt? — Die so im voraus belastete Über-

raschung kam zu ihm in Gestalt eines Portemonnaies aus rotem Juchtenleder, das gut gespickt war mit allerhand Münzsorten, unter denen Arthur bei flüchtigem Überblick auch den willkommenen Glanz einiger Goldstücke feststellte. Das Kleinod war geschickt in seiner Serviette versteckt gewesen, so daß ihm der Segen, an dessen Kommen er schon fast verzweifelt, buchstäblich in den Schoß fiel.

So kamen die Überraschungen tropfenweise. Erdacht, besorgt und eigenhändig aufgestellt war alles das nicht etwa von der Mutter, sondern von dem Hausherrn selbst.

Seitdem Major von Lüdekind den bunten Rock vor einer Reihe von Jahren ausgezogen hatte, bildete die Fürsorge für seine drei Kinder die Hauptbeschäftigung des Pensionierten, die sein ganzes Tageleben ausfüllte. Er stand trotz seiner Fünfzig früh beim Morgengrauen auf, um am Platze zu sein, wenn Arthur ins Gymnasium und Thekla in die Töchterschule ging. Das zweite Frühstück zum Mitnehmen mußte die Köchin unter seinen Augen zurechtmachen und in Pergamentpapier packen. Dann, wenn die beiden älteren Kinder mit allerhand weisem Rat bezüglich ihrer Gesundheit und ihres Verhaltens entlassen waren, kam die Sorge um die kleine Agnes an die Reihe. Herr von Lüdekind brachte sie jeden Tag bis zum Tor des Schulgebäudes und holte sie dort, die Uhr in der Hand, nach Schluß des Unterrichts wieder ab. Ein „rührender Vater“, das war das allgemeine Urteil, wenn man den stattlichen, bereits etwas angegrauten Herrn mit den großen, blauen, freundlichen Augen einherschreiten sah, sein blondes Töchterchen an der Hand, die mit dem Schulranzen auf dem Rücken im kurzen Kleidchen neben ihm hertrippelte.

Herr von Lüdekind ließ es sich wirklich Mühe und

Kopfzerbrechen kosten, seinen Kindern etwas zu sein. Noch einmal versenkte er sich in die Probleme der Mathematik, Physik, Geschichte, Literatur und in die neueren Sprachen, um die Arbeiten seiner Kinder überwachen, ja um sie mitmachen zu können. Im Latein freilich und Griechisch mußte er das Rennen bald aufgeben, da er nur über Kadettenhausbildung verfügte. Aber er erreichte, daß Arthur, der von Natur durchaus nicht mit Lerntrieb ausgestattet war, durch das stete Überwachen und Anspornen des Vaters sich wenigstens hielt. Als einer der Letzten in der Klasse wurde er immer noch versetzt. Thekla hingegen machte durch ihren Eifer und durch die guten Zensuren, die sie mit nach Haus brachte, das einigermaßen wieder gut, was der Bruder schuldig blieb.

Lüdekind war auch schon derselbe besorgte Familienvater gewesen für seine Kompagnie und später für sein Bataillon. Er kannte jeden einzelnen Mann und sorgte für sein Wohlergehen. Die Leute schwärmten für ihn, aber die Vorgesetzten fanden mit der Zeit heraus, daß Lüdekind die Mannschaft zu sehr „in Watte packe", wodurch Disziplin und Schneid angeblich leiden sollten. Eine Besichtigung, bei der er das Unglück hatte, nicht glänzend abzuschneiden, brach ihm dann den Hals.

Er empfand den Abschied schwer. Denn wenn er auch nicht gerade im militärischen Drill aufgegangen war, so hatte er doch den Stand geliebt, für den er nun mal erzogen worden war. Es bedurfte der Jahre, um ihm die unfreundliche Art vergessen zu machen, in der er den Abschied erhalten hatte.

Major von Lüdekind blieb in der Garnisonsstadt, wo er sich durch sein menschenfreundliches Wesen manchen Freund erworben hatte. Dort bewohnte er mit seiner

Familie ein schon in der Vorstadt gelegenes Haus, das, in ein Gartengrundstück eingebettet, die Annehmlichkeiten eines bescheidenen Landsitzes mit städtischer Lage vereinigte.

Auch heute, an einem sonnigen Herbstnachmittage, wurde die Geburtstagsfeier im Garten begangen. Verschiedene Freunde des Hauses waren gekommen und wieder gegangen. In der Gartenlaube saß das Elternpaar und nahm Glückwünsche entgegen.

Frau von Lüdekind sah man es nicht an, daß ihr Sohn heute achtzehn Jahre alt wurde. Ihr freundliches Gesicht gehörte zu denen, die sich gerade darum so gut erhalten, weil ihnen ausgesprochener Charakter nicht eigen ist. Auch schien sie von seelischer Erregung sowohl wie von schwererem körperlichen Leid verschont geblieben zu sein; die Haut war glatt und faltenrein und die Gestalt elastisch, wie bei einer Zwanzigjährigen. Sie saß zufrieden lächelnd hinter dem weißen Kaffeegeschirr und dem großen Geburtstagskuchen. Auf einem besonderen Tischchen hatte der Major die Pfirsichbowle stehen, die man bereits bei Tisch gehabt, deren Ende aber völlig unabsehbar war, da Lüdekind, nach alter Gewohnheit vom Kasino her, nach jedem halben Dutzend Gläsern, die ausgeschenkt waren, eine neue Flasche aufgoß. Die Geste, mit der er dem Neugekommenen bedeutungsvoll mit den Augen zwinkernd das Glas entgegenhielt, war so verführerisch, daß ihm so leicht niemand einen Korb gab.

Die Kinder waren inzwischen im Garten und unterhielten sich mit ihrem Besuche. Gespielt wurde nicht, das hatte sich Arthur als Geburtstagskind verbeten. Er fühlte sich in seiner Oberprimanerwürde über Gesellschaftsspiele, die man wohl sonst bei solcher Gelegenheit getrieben hatte, hoch erhaben. Vielmehr ging er mit

anderen Gymnasiasten, gleich ihm Offizierssöhnen, auf einem der Gartenwege langsam mit gewichtiger Miene auf und ab. Man rauchte Zigaretten, wozu die Erlaubnis erst kürzlich offiziell erteilt worden war. Arthurs Schwestern, Thekla und Agnes, standen von fern, in Bewunderung und Scheu vor dem Wesen und Treiben dieser jungen Leute.

Eben war zu den beiden Mädchen noch ein anderes Geschwisterpaar gestoßen: Gabriel und Ella Bartusch. Der Vater, von Beruf Geometer, war der Erbauer und Besitzer des Hauses, dessen zweite Etage er mit seiner Familie innehatte, während die Lüdekinds im Parterre und ersten Stockwerk wohnten. Zwischen den Kindern der beiden Familien bestand ein auffälliger Unterschied. Die Lüdekinds blond, mit einer Haut wie Milch und Blut, von offenen, kindlich unentwickelten Zügen. Daneben die Kinder Bartusch, ein kleiner Menschenschlag, hager und beweglich, die Züge bereits in jungen Jahren fertig; Mädchen wie Knabe von dunkler Hautfarbe, mit lebhaften Augen, die besonders bei dem Jungen etwas unruhig Spähendes hatten.

Arthur Lüdekind und Gabriel Bartusch, die ungefähr im gleichen Lebensalter standen, waren Spielgefährten und Rivalen. Arthur schien auf den ersten Blick manches vor Gabriel voraus zu haben; einmal die Stellung seines Vaters und seinen adligen Namen. Sodann war er Gymnasiast, der Sohn des Geometers aber nur Oberrealschüler. Schließlich — und das steht bei Knaben nicht an letzter Stelle — war Arthur der stärkere. Daß Gabriel der gewandtere und schnellere, genügte nicht, das völlig auszugleichen.

Mit kaum verhehltem Mißbehagen betrachtete Gabriel die Gymnasiasten, wie sie breitspurig, ihre Stöcke

zwischen zwei Fingern pendelnd, mit funkelnagelneuen Krawatten und eleganten Hüten dort einherstolzierten. Er wollte eigentlich zu Arthur hingehen, denn seine Mutter, die auf guten Ton hielt, hatte es ihm noch besonders anempfohlen, nichts zu versäumen, was sich schickte. Aber die Gymnasiasten mit ihrem hochmütigen Gebaren waren ihm ärgerlich. Er wäre überhaupt nicht zu dieser Geburtstagsfeier gekommen, denn er haßte nichts mehr als Demütigungen; aber es gab in der Lüdekindschen Familie für Gabriel einen starken Magneten: Thekla.

Sie galt eigentlich als eine Freundin Ellas, die ihr im Alter nahe stand; in Wahrheit war es Gabriel, der, ganz im geheimen natürlich, eine Neigung für die blonde Vierzehnjährige nährte. Jetzt stand er dort bei den Mädchen, ärgerte sich über die Anwesenheit der anderen jungen Leute, war eifersüchtig auf jeden Blick, den Thekla jenen gönnte, und mit sich selbst unzufrieden, daß ihm keine Einfälle kamen, die Aufmerksamkeit der Mädchen von den Gymnasiasten ab- und sich zuzulenken.

Arthur hatte ihn natürlich längst bemerkt, aber es machte ihm gerade Spaß, sich zu stellen, als sehe er Gabriel nicht. Zwar war er nicht hämisch von Natur, aber die Jugend hat nun mal Freude an Grausamkeiten.

Auch noch jemand anderes wartete sehnsuchtsvoll auf Arthurs Gruß; das war die dunkeläugige Ella. Sie hatte diesem Geburtstagsfeste klopfenden Herzens entgegengeharrt. Würden die Lüdekinds sie dazu auffordern oder nicht? — Davon hing nämlich ein Plan ab, der ganz im stillen in ihrem Kopfe entstanden war; sie wollte Arthur, den sie früher nur einfach gern gehabt, vor dem sie aber neuerdings, seit ihm ein heller Flaum über der Oberlippe sproßte, eine Art von scheuer Bewunderung hegte, sie wollte ihn beschenken mit einer

selbstgehäkelten, grünseidenen Geldbörse. Wenn sie aber nicht eingeladen würde, konnte sie ihm das Geschenk doch unmöglich überreichen. Was hingen an diesem kleinen, unscheinbaren, sorgfältig in Seidenpapier gewickelten Gegenstande für Sorgen, Bedenken und Hoffnungen! Der Entschluß zum Ankauf der Seide, die Wahl des Musters. Der Gedanke, wie er es auffassen, ob er die Börse auch in Gebrauch nehmen werde. Und schließlich immer wieder die Furcht, daß man überhaupt nicht eingeladen werden möchte.

Zuguterletzt erfolgte die Einladung doch. Der Major hatte sie selbst Ella zugerufen, als sie einander am Tage vorher auf der Treppe begegneten. Nun war sie also glücklich hier, ihr Geschenk fertig zum Überreichen in der Tasche; und dort ging Arthur auf und ab und würdigte sie nicht eines Blickes. Es war zum Weinen! Ella fühlte, daß sie diesen Zustand nicht mehr lange werde ertragen können.

Glücklicherweise machten jetzt die Gymnasiasten Anstalt, sich zu verabschieden. Selbstbewußt und steif, als ob höchste Würdenträger auseinandergingen, entfernten sie sich mit Verbeugung und Hutlüften. Nun kam Arthur über den Rasen herübergeschlendert und begrüßte auch die fremden Kinder.

War jetzt der Augenblick, die Börse zu überreichen? Ella war wieder ganz unschlüssig geworden durch sein kühles Wesen. Dann aber sagte sie sich, daß sie den Mut dazu überhaupt niemals finden werde, wenn nicht jetzt. Sie gab sich einen Ruck, und über und über errötend hielt sie dem jungen Manne das in Seidenpapier verborgene Ding hin, halblaut stammelnd, daß sie hier auch etwas mitgebracht habe.

Arthur musterte den grünen Gegenstand erstaunt,

seinen Zweck nicht erratend. Ella erklärte ihm schüchtern, daß es eine Börse sei. „Ach Gott!" rief er, „mein Vater hat mir heute schon ein Portemonnaie geschenkt von echtem Juchten. Seht mal das!" Damit zog er die neue, wohlgefüllte Geldtasche hervor, gar nicht ahnend, was er in Ellas Gefühlen für Verwüstung anrichtete.

Ihre Augen füllten sich. Am liebsten hätte sie ihn gebeten, ihr die Börse zurückzugeben, die er so gering zu achten schien, aber sie fürchtete das Hervorbrechen der Tränen und schwieg, vor Kummer blaß.

Thekla war die einzige, welche die Bedeutung des Vorganges sofort verstanden hatte. Sie begriff, was es der Freundin für Überwindung gekostet haben müsse, Arthur das Geschenk vor ihnen allen zu überreichen. Und nun diese Aufnahme! Sie machte Arthur darauf aufmerksam, daß Ella die Börse selbst gehäkelt habe für ihn; wie mühsam das sei und wie schön es ausgefallen. Dann ließ sie sich etwas Geld aus dem Portemonnaie geben, steckte es in die Börse und zeigte ihm, wie bequem sich das handhabe. Er war ganz erstaunt und fing an, das Geschenk besser zu würdigen. Er werde das große Geld in der großen Geldtasche lassen und die kleine Münze zum täglichen Gebrauch in der seidenen Börse bei sich führen, schlug er schließlich selbst vor und dankte Ella, indem er das Mädchen kameradschaftlich in die Wange kniff, was sie sich errötend von ihm gefallen ließ.

Jemand schlug ein Spiel vor; Arthur als das Geburtstagskind solle entscheiden, was man spielen wolle. Tennis, Reifen und Krocket kamen in Frage. Arthur entschied sich für Krocket, weil ihm in Tennis und Reifen Gabriel stark überlegen war.

Eben machte man sich daran, die Krocketbügel aufzustellen, als von der Gartenlaube her Frau von Lüde-

kind zu den jungen Leuten herübergeeilt kam. Sie sagte, Tante Wanda sei da und die Kinder möchten kommen, sie zu begrüßen. Arthur bezeugte dazu sehr wenig Lust. Warum man sie immerfort störe, brummte er mürrisch. Tante Wanda sei langweilig, und außerdem wäre es zeitig genug, wenn man sich beim Abendessen sähe. Aber die Mutter ließ nicht locker. Sie streichelte den großen Jungen, der ihr Liebling war, und redete ihm begütigend zu. Die Tante habe ihm am Morgen doch auch das schöne Buch geschickt, sie werde es übelnehmen, wenn er sich nicht bedanke. Arthur warf den Hammer mit einer halblauten Verwünschung weg und ging mit der Mutter. Die anderen folgten langsam, auch nicht besonders erbaut über die Störung.

Tante Wanda, ein älteres Fräulein, deren weißes Haar die rosige Farbe ihrer Wangen Lügen strafte, saß bei Herrn von Lüdekind, ihrem Vetter. Sie war das Bild der Sauberkeit und Zierlichkeit, mit ihren durchsichtig weißen Händchen, der zarten Gestalt und den fein ausgemeißelten Zügen. Wanda Lüdekind mußte einstmals sehr hübsch gewesen sein und war selbst jetzt noch bei Sechzig eine Erscheinung, auf der das Auge gern ruhte.

Arthur, halb von seiner Mutter dazu gedrängt, näherte sich der Tante, küßte ihr die Hand und murmelte etwas von Dank. Der Vater schenkte ein frisches Glas Bowle aus, das er seinem Sohne reichte; auch Gabriel bekam eines. Die Mädchen wurden mit Kuchen abgefunden. Nachdem diese Genüsse aufgezehrt, fragte Frau von Lüdekind, ob die Kinder zu ihrem Krocket zurück könnten.

„Um Himmels willen,“ rief Tante Wanda, „nichts Schrecklicheres, als junge Menschen herumstehen zu sehen, die sich und andere langweilen.“

Die jungen Menschen faßten das richtig als eine Aufforderung auf, sich zu entfernen, und beeilten sich, das Weite zu gewinnen. Der Major rief ihnen jedoch nach: „Bringt euer Krocket hier vorn auf den Rasenplatz! Wir wollen euch spielen sehen."

„Immer noch so vernarrt in deine Kinder?" fragte Tante Wanda, mit spöttischer Miene den Vetter betrachtend.

„Es ist das einzige, was man hat. Das einzige, was einem immer fester ans Herz wächst auf der Welt, Wanda!" erwiderte er und rührte dabei in Gedanken mit der silbernen Kelle in seiner Bowle.

Wanda zuckte mit den Achseln und betrachtete ihn, wie eine Frau nur einen Mann ansieht, den sie sehr genau kennt. — Die beiden waren allein; Frau von Lüdekind hatte sich ins Haus begeben, wohl um nach dem Abendbrot zu sehen.

„Du verwöhnst den Jungen!" sagte Wanda nach einer Weile; „du weißt, ich mische mich nicht in fremde Angelegenheiten, zu allerletzt aber in die Erziehung eurer Kinder. Aber ich sehe es kommen, daß euch der Bengel da über den Kopf wächst. Wundert euch dann nur bitte nicht zu sehr!"

„Nein, Wanda, das ist nicht wahr! Das scheint dir nur so. Du bist immer so fürchterlich strenge gewesen."

„Man kann nicht strenge genug sein!" rief Wanda Lüdekind mit einem gewissen grimmigen Eifer, den man hinter ihrer Zartheit gar nicht gesucht hätte. „Sieh bloß, wie sich der junge Mann dort von den Mädels bedienen läßt. Der Herr der Schöpfung ist bereits fertig!"

Arthur stand in der Mitte des Rasenplatzes und teilte Befehle aus, während Thekla und Ella dienst-

fertig sprangen und seinen Anweisungen gemäß die Bügel aufstellten und die Stäbe einhämmerten.

„Du siehst, Wanda, die Mädels tun es ihm zuliebe."

„Natürlich! Der Kopf kann ihm ja gar nicht zeitig genug verdreht werden!"

„Außerdem ist es gut für ihn in anderer Beziehung. Er übt sich früh im Disponieren. Ein Mann muß das verstehen. Wenigstens muß es ein Offizier verstehen. — Ich habe es nie recht gekonnt!" fügte er seufzend hinzu.

„Du bist ein Narr, Eberhard!" sagte sie halblaut.

Er fuhr in demselben ruhigen, beinahe ergebenen Tone fort, ohne sich von ihrem scheinbar schroffen Wesen beirren zu lassen; wußte er doch, was sich dahinter verbarg.

„Glaube mir, Wanda, das einzige, was man hat, sind die Kinder. Wenn ich sie auch vielleicht ein bissel verziehe, es ist so schlimm nicht. Wer weiß denn, wie lange man noch zusammen ist! — Es geht einem so manches durch den Kopf an einem Tage wie heute. Wie lange ist's denn her, da war ich auch so einer, wie der da! Und was bin ich jetzt? Was hätte ich überhaupt noch für Wert, wenn ich nicht versuchte, ein guter Vater zu sein! Man hat eben sein Teil gehabt. Mit der Tatsache muß man sich nachgerade abzufinden suchen, wenn's auch wehmütig erscheint. Heute früh, als ich die Lichter dem Jungen um die Torte stellte, fiel mir ein, daß ich meinen achtzehnten Geburtstag mit dir verlebt habe, Wanda, im Hause deiner Eltern. Ich mußte eben Fähnrich geworden sein. Du warst zweiundzwanzig, meine große Cousine, vor der ich sogar ein wenig Angst hatte. Vier Jahre, das macht in dem Alter einen großen Unterschied; und inzwischen habe ich dich längst eingeholt, ja, jetzt kommst du mir um soviel jünger vor. Man ist auch darin einander näher gekommen. Wunder-

lich ist dieses Leben! Es ist doch, als ginge man wie ein Blinder durch die Welt. Und wenn man noch blind bliebe bis zum Schluß; aber eines Tages gehen einem die Augen doch auf, wenn's zu spät ist. — Achtzehn Jahre! Wie töricht war man und hoffnungsvoll! Wenn mir damals einer mein Leben vorausgesagt hätte, ich würde ihm ins Gesicht gelacht haben. Wie gut war es, daß man nicht alles voraussah, damals." —

Wanda sagte nichts hierauf. Ihre Züge hatten einen merkwürdig weichen, nachdenklichen Ausdruck angenommen. Innigstes Verstehen sprach aus dem Blick, den sie jetzt auf ihrem Vetter ruhen ließ.

Die Frau des Hauses kehrte zurück und setzte sich zu den beiden. Vor ihnen auf dem Rasenplatze nahm das Krocket seinen Verlauf. Arthur und Ella spielten auf der einen Seite, Gabriel und Thekla auf der anderen. Agnes war, weil noch zu klein, vom Spiel ausgeschlossen. Die Partie stand ziemlich gleich. Es wurde wütend krockettiert.

Auffällig war die verschiedene Art und Weise, in der die beiden Knaben ihre Partnerinnen behandelten. Während Arthur in einem fort ermahnte, belehrte und, wenn Ella nicht nach Wunsch spielte, unsanft tadelte, schien Gabriel nur darauf bedacht, Thekla zu bedienen und ihren Ball stets in die beste Lage zu bringen. Sie spielte von den vieren am schlechtesten; aber er wußte das mit Geschick auszugleichen.

Die Erwachsenen beobachteten das Spiel der jungen Leute und machten ihre Glossen dazu. „Was für eine gute Figur Arthur bekommt, er wird groß," sagte Frau von Lüdekind mit dem wohlwollenden Blicke der Mutter, Arthurs etwas ungelenken Bewegungen folgend. „Ich finde, er wird jetzt seinem Vater sehr

ähnlich. Doch das mußt du eigentlich am besten beurteilen können, Wanda."

Wanda schien diese Frage überhört zu haben; wenigstens gab sie keine Antwort darauf.

„Die Größe stammt nicht aus unserer Familie," bemerkte der Major. „Die Lüdekinds hatten eigentlich alle nur Mittelmaß, wenn sie nicht geradezu klein waren, wie unser Großvater."

Damit war man auf einmal mitten drin im Gespräch über Familienähnlichkeiten. Der Major wollte, daß Arthur Friemarsch aussehe — seine Frau war eine Friemar —, Thekla hingegen vertrete den echten Lüdekindschen Typus, während Agnes einen Rückschlag darstelle auf seine Großmutter mütterlicherseits.

Ganz anderer Ansicht war Tante Wanda, die ihren Standpunkt mit Eifer, ja mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit vertrat. Frau von Lüdekind mischte sich nicht tiefer in dieses Gespräch ein; sie war gewohnt, ihren Mann und Tante Wanda auf verschiedenem Standpunkte zu sehen.

* * *

Nach dem Abendbrot, das im großen Familienеßzimmer des Parterres eingenommen worden war, hieß es: die verschiedenen Sachen, die im Gartenhause und auf dem Spielplatze liegen geblieben waren, hereinholen. Die jungen Leute eilten diensteifrig hinaus. Als man jedoch im Freien war, verlockte der milde Abend zum Verweilen. Der eigentliche Auftrag war gar bald vergessen. Arthur wußte, daß am Spalier die Pfirsiche anfingen, reif zu werden. Er raunte der brünetten Ella etwas ins Ohr, worauf diese beiden plötzlich verschwanden.

Gabriel war nicht ungehalten darüber, daß er sich auf diese Weise mit Thekla allein gelassen sah. Er hatte

lange auf den Augenblick gelauert. Schon seit Wochen trug er sich mit dem Plane, dem Mädchen ein Geschenk zu überreichen. Doch ganz im geheimen nur durfte das vor sich gehen; jede Mitwissenschaft anderer wäre ihm als Entweihung erschienen. Das Wertvollste, was er besaß: sein Skizzenbuch, wollte er ihr schenken.

Obgleich er das Heft zu diesem Zwecke schon ungezählte Male bei sich gehabt, so hatte er doch noch niemals Gelegenheit gefunden, es ihr zu überreichen. Auch heute wieder steckte es in seiner Brusttasche, und sein siebzehnjähriges Herz pochte mächtig dagegen. Endlich war ihm das Glück günstig! Konnte man sich eine bessere Gelegenheit wünschen? Das heimliche Dunkel unter den Baumgruppen; er allein mit Thekla! Sie war ihm heute tagsüber im festlichen Kleide mit dem Halsausschnitt lieblicher vorgekommen denn je. Und nun jetzt erst, wo ihr Haar in der Dämmerung leuchtete wie Gold, wo sie ihm in ihrem lichten Gewande vorkam wie eine Fee — es war überwältigend! Wie oft hatte er sich Wort für Wort vorgesprochen, was er zu ihr sagen wolle in dem großen Augenblicke. Und nun blieb er stumm, zermarterte sich den Kopf nach einem Anfang; das, was er sich vorgenommen, paßte ihm alles nicht mehr.

Schließlich nahm er sich ein Herz, griff in seine Brusttasche, riß mit einiger Anstrengung das Skizzenbuch, welches sich im unrechten Augenblicke widerhaarig erwies, heraus, und überreichte es ihr. Dieses Buch, dem er sein Eigenstes und Bestes anvertraut habe, solle ein Andenken sein für sie, an ihn, für alle Zeiten. —

Thekla war ein wenig verblüfft. Sie stand da, den Gegenstand in der Hand, den sie in der Dunkelheit nicht mal recht erkennen konnte. Aber sie merkte doch, daß die Angelegenheit für Gabriel von Bedeutung sei. Da

sie ihn gern hatte, wollte sie ihn um keinen Preis kränken. Sie reichte ihm die Hand und dankte. Dann fragte sie, ob man nicht ins Haus zurückgehen wolle, zur Lampe; hier sei es ja viel zu dunkel, um etwas zu erkennen.

Das war nun das letzte, was Gabriel erwünscht erschien. Er beschwor Thekla, zu bleiben. Dabei drückte und preßte er ihre Hand. In seinem Eifer merkte er gar nicht, daß er ihr weh tat. Sie schrie auf und entzog ihm die Hand mit einem Ruck. Dann wandte sie sich, auf einmal von Scheu erfaßt, und lief dem Hause zu. Er eilte ihr nach, an dem letzten Boskett holte er sie ein und brachte sie zum Stehen. Niemandem möge sie das Heft zeigen, bat er atemlos voll großer Eindringlichkeit. Keines Menschen Auge, außer dem ihren, dürfe das jemals sehen. Sie müsse es jetzt verstecken und erst wieder hervorholen, wenn sie allein sei. Thekla konnte den Zweck solcher Geheimniskrämerei zwar nicht einsehen, aber da er so sehr bat, tat sie ihm den Gefallen, versprach, niemandem davon etwas zu sagen, und verbarg das Heft, so gut sie konnte, in ihrem Kleide.

Gabriel war nur halb befriedigt; die Art, wie Thekla seine Gabe aufgenommen, freundlich zwar, aber doch ohne irgendwelche tiefere Bewegung, hatte ihm wieder gezeigt, daß sie nicht verstand, um was es sich eigentlich handle. Wie konnte sie in einem solchen Augenblicke „Au!" schreien und weglaufen?

Fast reute es ihn, daß er ihr das Geschenk gemacht hatte. War sie überhaupt reif dafür? Und nun gar, wenn er an die Zeilen dachte, die er ihr als Widmung hineingeschrieben hatte! — Wie würde sie seine Verse aufnehmen? Er war außer sich bei dem Gedanken, daß sie lachen könne. Am liebsten hätte er das Heft gleich wieder von ihr zurückgefordert. Aber das ging nun nicht mehr.

Thekla fing von etwas anderem zu sprechen an, nicht ahnend, welche Gefühle den neben ihr Schreitenden bewegten. Sie sprach von ihrer Schule, und daß man zu Michaelis einen neuen französischen Lehrer bekomme. Gabriel bemerkte nichts dazu, so daß sich Thekla schon über seine Einsilbigkeit zu wundern anfing und ihn fragen wollte, was er habe. Da erklang die mütterliche Stimme von der Veranda her. Die Kinder sollten hereinkommen, sonst würden sie sich erkälten.

Thekla machte an diesem Abende besonders schnell beim Entkleiden. Sie wollte bald im Bett sein, um dann das Buch, das ihr Gabriel geschenkt hatte, in aller Ruhe sich ansehen zu können; denn sie war doch neugierig, was es enthalte.

Als sie endlich in ihr langes Nachthemd geschlüpft war, das ihr bis zu den Füßen reichte, kniete sie vor dem Bett nieder, das Gesicht dem einfachen Christusbild darüber zugewandt, und sprach das Gebet, welches sie seit Jahren jeden Abend gebetet hatte, halblaut. Es war eigentlich ein Kindergebet, und Thekla sollte demnächst den Konfirmationsunterricht besuchen; aber noch nie war ihr der Gedanke gekommen, daß diese traulichen Reime nicht mehr für sie paßten. Es war ihr so natürlich, wie das Ordnen und Aufstecken des Haares vor dem Schlafengehen.

Und als sie sich nun in ihr Mädchenbett eingehuschelt hatte, löschte sie nicht wie sonst das Licht aus, sondern griff nach dem in grauer Sackleinewand gebundenen steifen Heft, das in zierlicher Schnörkelschrift den Namen „Gabriel Bartusch" auf dem Umschlage zeigte.

Sie war doch sehr gespannt! Warum hatte er so geheimnisvoll getan? Gewissermaßen machte es ihr ja Spaß, dieses Bedeutungsvolle: wie er es ihr überreicht

hatte im Dunkeln, mit rätselhafter Rede. Es lag etwas Aufregendes und für sie gänzlich Neues in dem Bewußtsein, eines anderen Menschen Geheimnis wahren zu müssen. Gabriel schien ihr dadurch auf einmal um soviel näher gerückt.

Sie begann zu blättern. Sie fand Landschaftsskizzen, Köpfe, Studien nach Gips, auch manches Selbsterfundene. Thekla bewunderte alles. Gabriel hatte sie ja hier und da etwas von seinen Arbeiten blicken lassen, wenn sie seine Eltern, die über ihr wohnten, besucht; aber daß er es in der Kunst so weit gebracht, ahnte sie doch nicht. Vielleicht war sie die erste, die das hier betrachten durfte. Wie begabt er doch sein mußte, um dergleichen machen zu können! Jetzt glaubte sie zu verstehen, was er damit meinte, wenn er sagte: „Laßt mich nur erst mal groß und berühmt sein!" — Früher war ihr solche Rede anmaßend erschienen. Aber jetzt glaubte sie auf einmal an seine Zukunft.

Sie blätterte noch einmal zurück, denn sie wußte, sie werde ihm sagen müssen, welches Blatt ihr am besten gefallen habe. Da stieß sie vorn auf der ersten Seite des Buches auf etwas Geschriebenes. Verse! Wahrhaftig, da standen Verse! War das aufregend! Ein richtiges Gedicht!

Sie las:

„Schon seit meinen frühen Jahren
Hab' ich dich gesehen.
Niemals hat das Herz gesprochen,
Doch nun ist's geschehen!

Auf ging mir ein neuer Sinn,
Blind war ich so lang,
Bis das Wort: ich liebe dich!
Mir im Herzen klang.

Deiner Schönheit lieblich Bild
Schwebt um mich bei Nacht,
Und wie oft, wenn alles schweigt,
Hab' ich dein gedacht.

Tief verschwiegen trag ich's nun,
Schmerz und höchste Lust.
Bis der Tod sein Veto spricht,
Schlägt für dich die Brust."

Thekla las es atemlos. Es kam ihr wunderschön vor. Wie sich das reimte! Welcher Rhythmus darin lag! Sie hatte gar nicht gedacht, daß Gabriel auch dichten könne. Dichten! Das war doch etwas ganz Außergewöhnliches. Sie hatte es nur einmal versucht, als sie Schillers Gedichte in der Klasse hatten, aber es war nichts daraus geworden.

Sie las es wieder und wieder, sagte sich die einzelnen Verse halblaut vor. Es tat so wohl, zu denken, daß dieses Gedicht an sie gerichtet sei, an sie allein. Kühn war es ja allerdings von ihm, sehr kühn! Niemals hätte er ihr so etwas sagen dürfen! Aber in Gedichtform konnte man das wohl nicht so streng nehmen.

Am besten gefiel ihr der letzte Vers, daß er es „tief verschwiegen" tragen wolle, bis zum Tode. Sie fand das edel von ihm. Nun verstand sie erst, warum er ihr das Buch mit solcher Heimlichkeit zugesteckt und sie hatte schwören lassen, es niemandem zu zeigen. Keines Menschen Auge würde es jemals zu sehen bekommen; Gabriel konnte ganz ruhig sein. Selbst ihrer Freundin, Lilly von Ziegrist, mit der sie jetzt am intimsten war in der ganzen Klasse, selbst ihr wollte sie es nicht zu lesen geben.

Ob Lilly jemals schon ein Gedicht bekommen hatte, das an sie gerichtet war? Thekla glaubte es nicht,

denn Lilly würde sich sicher dicke damit getan haben, so wie sie nun einmal war.

Im Augenblick freilich war die Versuchung groß, der Freundin das Skizzenbuch zu zeigen. Was würde die für Augen machen! Sie erzählte ja immer von allerhand Abenteuern, die sie hatte; aber die glaubte man ihr nicht recht, denn Lilly war bekannt in der Klasse für ihr Aufschneiden. Aber von einem Gedichte hatte sie noch niemals zu erzählen gewußt.

Der verführerische Gedanke verging jedoch ebenso schnell, wie er gekommen. Nein, das durfte sie Gabriel nicht antun! So konnte sie seine edle Gesinnung nicht lohnen. Lilly würde sicherlich den Mund nicht halten; dann würde es bald in der ganzen Klasse herumkommen. Und das hätte sie nicht ertragen. Nein, solche Dinge behielt man für sich! —

Thekla las noch einmal das Gedicht durch. Dann schloß sie die Augen und wiederholte es. Sie konnte es schon auswendig. Nun stand sie auf, öffnete das Fach ihrer Kommode, wo sie ihre Schätze aufzuheben pflegte: die Geburtstags- und Weihnachtsarbeiten für die Eltern, ihr Taschengeld, Photographien ihrer Freundinnen, Lieblingsbücher, und legte es dort zu unterst.

Dann schlich sie ins Bett zurück, löschte das Licht und wandte das Gesicht der Wand zu. Sie wollte nun schlafen, denn morgen war Dicté, wo man als Klassenerste auf dem Platze sein mußte.

„Tief verschwiegen trage ich's, Schmerz und höchste Lust!" — flüsterte sie, schon halb im Traume.

* * *

Wie lange Zeit seitdem vergangen sei, hätte Thekla selbst am wenigsten angeben können, als sie jählings

erwachte. Im Stockwerk unter ihr war ungewöhnliches Geräusch zu hören. Stimmen ertönten, Türen wurden geschlagen; dann vernahm sie deutlich, wie sich die Haustür öffnete und jemand eiligen Schrittes auf dem steingepflasterten Gange nach dem Gartentore lief. Das waren Laute, die man sonst in dem ruhigen Hause des Nachts niemals zu hören bekam.

Thekla horchte gespannten Ohres. Sie und Arthur wohnten allein hier oben, sonst gab es in diesem Stockwerk nur noch Fremdenzimmer. Darüber wohnte die Familie Bartusch. Herr und Frau von Lüdekind mit Agnes hatten das Parterre inne. Die Dienstboten waren im Kellergeschoß untergebracht.

Was konnte es nur geben? Dem jungen Mädchen wurde sehr bange zumute. Irgendetwas Schreckliches war da unten vorgefallen. Und sie war allein hier, fern von den Erwachsenen! Sollte sie rufen? Sollte sie ihren Bruder aufsuchen, der zwei Türen von ihr schlief?

Sie entschied sich für das letztere. Hastig warf sie ein paar Kleidungsstücke über und lief zu Arthur. Der Junge lag in seinem Bette und schnarchte aus vollem Halse. Thekla berührte ihn am Arm; er merkte es nicht; sie mußte ihn rütteln. Als Arthur endlich aufgeweckt war und zu begreifen anfing, was von ihm verlangt werde, zeigte er sich sehr unwillig. Was? Jetzt aufstehen und hinuntergehen! Sie war wohl verrückt? Deshalb, weil sie unten laut gesprochen und mit den Türen geschlagen hatten! — Vielleicht hätte Agnes wieder mal Zahnschmerz und plärre, wie neulich erst. Sie solle sich wegscheren! — Damit wandte er knurrend der Schwester den Rücken zu.

Thekla mußte sich also allein auf den Weg machen. Ängstlich nach allen Seiten lauschend, tastete sie sich in

der Dunkelheit die Stufen hinab und klingelte. Sofort erschien Licht hinter den Scheiben der Vorzimmertür. Ihre Mutter selbst machte ihr auf. „Ach, du bist es! Was willst du?"

Die Mutter war ungehalten; sie hatte den Hausarzt erwartet. Thekla fragte, ob jemand krank sei. Natürlich sei jemand krank, war die Antwort, und sie solle nur machen, daß sie wieder ins Bett komme, nützen könne sie hier ja doch nichts.

Thekla wagte nicht, hiergegen etwas zu sagen; sie sah, die Mutter befand sich in großer Erregung. Zu ihrem Glück kam jetzt Tante Wanda aus dem elterlichen Schlafzimmer herbei, Tante Wanda, die immer so besonders gütig gegen sie war. Thekla eilte auf das alte Fräulein zu, warf sich ihr in die Arme und sagte ihr leise ins Ohr, sie bitte, bleiben zu dürfen.

„Du bleibst, mein gutes Kind, du bleibst hier!" rief Tante Wanda und küßte die Nichte wiederholt auf Stirn und Augen. Thekla fühlte, wie die Tante zitterte, und begriff nun, daß es der Vater sein müsse, der krank sei. Denn sie wußte, daß Tante Wanda den Vater sehr lieb habe. Sie begann zu weinen.

Tante Wanda wurde jetzt ins Schlafzimmer gerufen, wo der Kranke lag. Thekla wagte nicht, ihr dorthin zu folgen, sie drückte sich in eine Ecke des Vorzimmers neben einen großen Schrank und blickte mit weitgeöffneten, starren Augen auf das, was sich nun entwickelte.

Die Dienstboten liefen hin und her, dann erschien wieder die Mutter, befahl etwas, widerrief es gleich darauf und jammerte, daß der Arzt noch immer nicht da sei.

Die einzige Ruhige und Besonnene in diesem Treiben war Tante Wanda. Thekla sah sie durch die offene Tür, wie sie am Lager des Vaters stand, ein

Becken neben sich, ihm mit Hilfe von Tüchern Umschläge machend. Gelegentlich beugte sie sich über ihn; ob sie zu ihm spreche, konnte Thekla nicht erkennen.

Endlich kam der Arzt; Thekla erkannte ihn schon von weitem an der Stimme. Er sprach laut, entschuldigte sich damit, daß er in dieser Nacht bereits zum zweiten Patienten gerufen werde. In der Tür packte er in fliegender Hast seine Instrumente aus, fragte nach verschiedenem und versicherte, es werde schon nicht so schlimm sein. Der Herr Major habe ja eine „Riesennatur!" Thekla sah seine Glatze, den grauen Bart, die leuchtenden Brillengläser im Krankenzimmer verschwinden.

Dann war es lange Zeit still. Thekla befand sich noch immer in ihrer Ecke. Vor Ermattung war sie zusammengesunken und kauerte am Boden. Sie ahnte nun, daß es sich da drinnen um Tod und Leben handle. Obgleich sie noch nie einen Menschen hatte sterben sehen, wußte sie doch, was in diesem Augenblicke über dem Hause schwebe. Es war ihr offenbar geworden in dem Augenblicke, wo sie an Tante Wandas Brust gelegen und ihr Erbeben gefühlt hatte.

Sie hatte versucht, zu beten zum lieben Gott, daß er ihren guten Vater wieder gesund werden lassen möge; aber die Gebetsworte waren auf ihren Lippen geblieben. Nun saß sie hier und spannte; aber nichts war zu vernehmen als hier und da ein halblaut geflüstertes Wort.

So also war es, wenn jemand starb! Ganz anders hatte sie sich das vorgestellt. Aus der Biblischen Geschichte wußte sie von Menschen, die gestorben waren: Henoch hatte Gott der Herr zu sich genommen, ohne daß er den Tod gesehen, Abraham und Isaak starben alt und lebenssatt. Andere wieder, wie Absalom, waren eines gottlosen Todes gestorben. Der Tod war ihr

überhaupt bisher meist als etwas Schreckliches dargestellt worden, als eine Strafe. Der Herr schlug die Erstgeburt der Ägypter. „Der Tod ist der Sünde Sold!“ — erst neulich war das im Religionsunterrichte dargelegt worden. Alle Menschen waren sündig von Geburt an, und alle Menschen mußten darum sterben. Und auch ihr Vater, der so gut war, mußte sterben. Hatte auch er Sünde getan? —

Und da durchzuckte es sie auf einmal blitzartig: Wie wenn sie selbst die Schuldige wäre? Wenn der Vater vielleicht ihr Unrecht büßen mußte? — War sie denn nicht eine große Sünderin? Täglich, ja stündlich beging sie Sünde. Wie oft hatte sie nicht im Laufe des vergangenen Tages gefrevelt gegen Gottes Gebote?

War es nicht ein großes Unrecht von ihr, daß sie das Heft von Gabriel angenommen hatte, daß sie es bei sich verborgen gehalten und dann heimlich im Bette sich angesehen hatte? War das nicht Ungehorsam gegen die Eltern, ein schweres Unrecht!

Gewiß, gewiß, es war so! Sie wurde gestraft vom lieben Gott. Ihr Vater hatte sicher keine Sünde begangen. Wie war es denkbar, daß er sich versündigen konnte!

Sie schlug die Hände vor die Augen und begann zu beten. Jetzt fand sie die rechten Worte. Sie trug Gott ihren Kummer vor und bat ihn, er möge es nicht ihrem armen Vater entgelten lassen, daß sie so schlecht sei. Und schnell kam die lindernde Wirkung des Gebetes über ihre Seele. Nun würde ihr Vater gesund werden; der liebe Gott würde sie erhören. —

Bald darauf tat sich die Tür auf vom Krankenzimmer. Der Arzt erschien. Er holte ein Instrument aus seinem Überzieher. Bei dieser Gelegenheit sah er das Kind in der Ecke. „Ist das nicht Thekla?“ fragte

er, hob die Lampe hoch und betrachtete das Mädchen durch seine blitzenden Augengläser, wie es ängstlich zu ihm emporblickte. „Wenn du deinen Vater noch einmal sehen willst, dann komm herein, mein Kind!" sagte Doktor Beermann in freundlichem Tone, reichte ihr die Hand und führte sie in das Krankenzimmer.

Wenn auch viele Einzelheiten dieser Nacht im späteren Leben Theklas Gedächtnis entschwunden sind, dieser Augenblick, wie sie mit dem alten Familienarzt ins Schlafzimmer trat, und der Anblick, der sich ihr da bot, sind ihr immerdar unauslöschlich geblieben. Auf seinem Bette, den Kopf durch Kissen hoch aufgerichtet, lag ihr Vater, die Hände vor sich auf der Bettdecke, die Augen weit geöffnet, mit einem Gesicht, das um ein Jahrzehnt gealtert schien. Tante Wanda stand ihm zu Häupten, sehr bleich und sehr ernst, aber ohne Tränen. Wenn seine starren, nach oben gerichteten Augen überhaupt noch etwas zu erfassen vermochten, so schienen sie nach ihrem Gesichte gerichtet. In einer Ecke des Zimmers, vor einem Stuhle zusammengebrochen in fassungslosem Schluchzen, lag die Mutter, die Hände ringend.

Doktor Beermann beugte sich über den Sterbenden und sagte:

„Hier ist Ihr Kind, Herr Major, Ihre Tochter!"

Da der Kranke kein Zeichen des Verständnisses gab, wiederholte er dasselbe noch einmal lauter. Die Augen blieben leer und die Mienen ungerührt. Der Arzt schüttelte trübe den Kopf und sagte halblaut etwas zu Wanda Lüdekind. Dann nahm er Thekla wieder an der Hand, geleitete sie zur Tür und befahl ihr, sich zu Bett zu begeben.

Aber Thekla kam dem Befehl des Alten nicht nach. Zu Bette gehen, schlafen, wo sie das erlebt hatte! — Nein, jetzt wollte sie erst recht aufbleiben!

Eine Zeitlang stand sie unschlüssig im Vorzimmer, dann überlegte sie, daß sich neben dem Schlafzimmer der Eltern das Badezimmer befinde; niemand würde sie dort suchen, dort würde sie ungestört lauschen können.

Sie fand in dem kleinen Raume die Dienstboten des Hauses: die Köchin, die Jungfer, das Stubenmädchen und die alte Kinderfrau, eng zusammengeschmiegt. Die Mädchen fuhren erschreckt auf, als sich die Tür so unerwartet auftat. Hanka, die wendische Kinderfrau, die bereits bejahrt gewesen, als sie ins Haus gekommen, hatte der Reihe nach Arthur, Thekla und Agnes aufgezogen und war noch immer da. Der Major hatte sich nicht entschließen können, den alten, verdienten Dienstboten zu entlassen, obgleich sie zu nichts mehr recht nütze war, als zum Klatschen. Hanka, im weißen Haar, über dem sie die weiße, wendische Witwenhaube trug, saß auf der Ofenbank und äußerte mit jener eigenartig gebrochenen Blechstimme ganz alter Menschen ihre Ansicht zu dem Falle. Um sie herum waren schon so viele Menschen verdorben und gestorben, daß das Unglück für sie etwas Alltägliches bekommen hatte. Sie sprach vom Sterben wie andere vom Wetter sprechen, dessen steter Wechsel etwas Unabänderliches ist. Theklas Anwesenheit störte sie nicht.

„Kommt meine Thekla zu mir? Hat meine Thekla Furcht?" fragte sie, nach Wendenart langsam jede einzelne Silbe betonend. „Setz dich her, meine Thekla, ruh dich aus!" —

Thekla fühlte keine Angst vor dem alten, verwitterten Rabengesicht und diesen knochigen Händen, die sie jetzt streichelten; hatten diese Hände sie doch durch Jahre gewartet, und dieses Gesicht hatte ihr erstes Lächeln gesehen. Sie schmiegte sich an die Alte an und

lehnte, neben ihr sitzend, den Kopf an die weiße Schürze, ohne welche Hanka zu keiner Tageszeit zu sehen war. Die Alte fuhr fort zu erzählen. Sie hatte jeden Todesfall in ihrer Umgebung bisher vorausgewußt, so auch diesen. Wie ihr „Vater selig" verstorben — was jetzt an die fünfzig Jahre her war —, hatte sie ihn im Leichenhemde die Nacht vorher erblickt. Bei verschiedenen kleinen Kindern, die sie verloren, war plötzlich das Totenlicht erschienen, das nahe Ende anmeldend. Und hier beim gnädigen Herrn war es das Fallen des Leichenbrettes gewesen, welches das drohende Ereignis prophezeite. Sie rief die Mädchen zu Zeugen auf, daß auch sie den dröhnenden Schlag vernommen hätten, von dem das ganze Haus gezittert. Und da sie nun mal im Zuge war, erzählte die Alte einen Fall nach dem anderen. Bei einer Familie, in deren Dienst sie gewesen, waren kurz nacheinander Großmutter, Tochter und ein Enkelkind gestorben. Die Ärzte hatten es auf Ansteckung zurückgeführt, aber da sei von Ansteckung keine Spur gewesen. Die hatten einander vielmehr eines nach dem anderen „nachgezogen". Denn das könnten die Toten. Wenn der Verstorbene mit seinen weißen Lippen einen Gegenstand berühre, den man ihm mitgegeben, dann müsse auch der Geber von dannen. Das ist das „Leichenschmatzen". Auch hierfür hatte sie mehr als ein Beispiel anzuführen.

Thekla hörte dem unheimlichen Berichte der Alten mit Grauen zu. Sie glaubte alles wörtlich. Wie konnte sie an dem zweifeln, was Hanka sagte! —

„Hört ihr's!" flüsterte die Wendin und hielt plötzlich im Erzählen inne, ihr weißes Haupt mit der großen Hakennase nach der Tür des Sterbezimmers wendend. Von dort kam jetzt deutliches Schluchzen. „Gestern früh

um diese Stunde ist Leichenbrett gefallen. Jetzt ist er heimgegangen.“ Dabei machte sie mit drei Fingern der rechten Hand das Zeichen des Kreuzes über Stirn und über Brust. „Macht die Fenster auf!“ befahl sie den Mädchen. „Macht im ganzen Haus Fenster auf!“ und als die jungen Dinger noch zögerten, nicht verstehend, was sie meinte: „Seele will Weg haben zu ewiger Seligkeit.“

Hanka ging in das Sterbezimmer. Als alter Dienstbote durfte sie sich solche Freiheit nehmen. Thekla schlich ihr nach. Dort lag der Hausherr auf dem Bette, ausgestreckt, mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen. Neben ihm knieten zwei weinende Frauen.

Die alte Hanka aber ging mit unhörbarem Schritte zum Fenster, ohne ein Wort zu sagen, und öffnete es weit, daß der helle Morgen hereinstrahlte.

II.

Das Begräbnis war seit Monaten vorüber. Schon stand auf dem Grabe eine Marmorplatte mit goldener Inschrift, welche besagte, daß hier in Gott ruhe: Eberhardt Friedrich von Lüdekind, und darunter der Spruch: „Selig sind die Toten, die im Herrn sterben“. Efeu war angepflanzt, eine Trauerweide erhob sich zu Häupten über der Ruhestätte. Trotz der rauhen Spätherbstwinde pilgerte die Witwe täglich zum Grabe.

Thekla brauchte einige Zeit, ehe sie sich an all das Neue und Wunderliche gewöhnte, das der Tod ihres Vaters im Gefolge hatte: die Witwentracht, in der fortan ihre Mutter einherging, die schwarzen Kleider, die ihr selbst angemessen worden waren. Und die Kondolenzbesuche, die man empfing. Da waren immer und immer wieder dieselben mit kläglich bekümmerter Miene

vorgebrachten Fragen nach den letzten Augenblicken des Verstorbenen, fast die nämlichen Ausdrücke der Teilnahme und der Tröstung, die von der Witwe mit kaum merklichen Änderungen beantwortet wurden.

Der Alltag fing an seine Rechte geltend zu machen. Im ersten Schmerze hatte Frau von Lüdekind bestimmt, in den Räumen, die der Verstorbene bewohnt hatte, solle für alle Zukunft alles so bleiben, wie er es verlassen; als ob er jeden Augenblick eintreten und seinen Platz wieder einnehmen könne. Aber diesem gutgemeinten Vorsatz zum Trotze wurde doch sehr bald an diesem und jenem gerüttelt. Manche Einrichtung, die das Familienoberhaupt getroffen, konnte, weil jetzt nicht mehr passend, fürderhin nicht beibehalten werden.

So geht es: die Erde hat sich kaum über einem geschlossen, so beginnt auch schon die nüchterne Notwendigkeit des Weiterlebens Stich um Stich aufzutrennen, was jener Wehrlose da unten geschaffen hat. Man will noch das Andenken des Verstorbenen ehren, will das Bewußtsein des Schmerzes um ihn nicht absterben lassen, aber das fortschreitende Leben duldet es nicht. Das Bild dessen, der unersetzlich geschienen, rückt weiter und weiter, bis es nur noch ein blutleerer Schatten ist, der über die Lebendigen keine Gewalt mehr hat.

Und schnell, grausam schnell geht dieser Prozeß vor sich in der Seele des jungen Menschen. Während der ersten Tage, nachdem man den Major von Lüdekind zu Grabe getragen, hielt bei seinen Kindern eine gedämpfte Stimmung an, weil sie die Erwachsenen ernst und trauernd sahen. Dann wagte sich allmählich ein lautes Wort, dann ein Lachen vor, und bald tollte die kleine Agnes im Hause umher wie früher; Arthur ließ auch nur noch durch den schwarzen Flor um Ärmel und

Hut erkennen, daß er den Vater verloren. Einzig Thekla legte mehr Zurückhaltung an den Tag; wie ein Schatten aus jener Todesnacht, die nicht ohne Spur an dem jungen Gemüte vorübergegangen war, lag es über ihr.

Gabriels Skizzenbuch lag in der hintersten Ecke ihres Kommodenfaches wohlverborgen. Sie hatte es nie wieder aufgeschlagen. Sie dachte nicht einmal gern daran. Es schien ihr unheimlich; zu eng hing es mit jenem schrecklichen Erlebnisse zusammen, als daß sie es ohne Grauen hätte betrachten können.

Wenn man einander auf der Treppe oder im Vorgarten begegnete, dann ging sie nicht wie ehemals auf Gabriel zu und reichte ihm die Hand, sie eilte vielmehr so schnell sie konnte von ihm weg. Der empfindliche Knabe merkte diesen Wandel in ihrem Benehmen schnell genug. Anfangs grüßte er sie wenigstens noch, dann stellte er auch das ein.

Thekla und Gabriel kannten einander nicht mehr. Gabriel nannte ihr Verhalten „Verrat". Aus seinem Kummer um sie versuchte er, sich in Verachtung zu retten. Sie war eben doch zu jung und unreif für ihn. Seine Kameraden schwärmten meist für Damen, die älter waren. Was konnte man auch von einer erwarten, die in die Konfirmationsstunde ging!

Und doch war es ihm nicht recht geheuer zumute bei seiner Verachtung. Sie war eben doch einzig in ihrer Art, wenn auch noch ein Backfisch. Außerdem sah sie in dem halblangen, tiefschwarzen Kleide, das sie jetzt trug, viel erwachsener aus: wie eine richtige junge Dame.

Er nahm sich hundertmal vor, sich nicht um sie zu kümmern, aber der Anblick ihrer knospenden Gestalt, der für seine keimende Jünglingssinnlichkeit alles Begehrenswerte in sich schloß, warf sofort all die düsteren

Pläne über den Haufen. In ihrer Nähe sein, dem Klange ihrer Stimme lauschen, ihr in die Augen blicken, mehr wollte er nicht, jetzt. Später, ja später! Er hatte seine Pläne im Geiste fertig. —

Eine weitere schwere Beleidigung für Gabriel bedeutete es, als er eines Tages auf der Straße Thekla mit ihrer Freundin Lilly von Ziegrist begegnete. Lilly war ihm so wie so verhaßt, denn er wußte, daß sie als Hofmarschallstochter die Nase rümpfte über seine Familie. Und nun mußte er es erleben, daß diese kleine anmaßende Person über seinen Aufzug, der allerdings im Augenblicke nicht besonders glänzend war — er hatte die Schulsachen an —, eine schnippische Bemerkung fallen ließ. So etwas konnte ihn furchtbar wurmen. Wenn er nur Theklas Gesicht dabei hätte sehen können. Ob sie gelacht hatte? —

Auch Thekla hatte Kummer. Vor allem ihr Bruder Arthur und seine Freunde schufen ihr Verdruß. Sie wußte ja, daß die Jungens allerhand verbotene Sachen trieben. Früher hatte sie sich nichts dabei gedacht, ja hatte ihnen gelegentlich geholfen. Aber daß Arthur so wenig Gefühl zeigte, vier Wochen nach des Vaters Tode bereits ein festliches Gelage zu geben, das verdachte sie ihm. Und sie sagte es ihm auch, aber es machte keinen Eindruck auf den verhärteten Sünder.

Von diesen geheimen Zusammenkünften der Abiturienten durfte die Mutter natürlich nichts wissen. Man trank Bier und rauchte und übte sich vorzeitig im studentischen Komment. Die einzige, die darum wußte, war Thekla. Sie schlief auf demselben Flur, nicht weit von Arthurs Zimmer, wo diese Zusammenkünfte abgehalten wurden. Sie hatte den Lärm aus erster Hand. Jeder Salamander, der gerieben wurde, machte sie aus

dem Schlaf auffahren. Sie ängstigte sich für diese Jungen, vor allem für Arthur; sie sah über ihnen die drohende Strafe hängen. Und das Bewußtsein, Mitwisserin solchen Unrechts zu sein, bedrückte sie.

Ein anderer griff hier ein. Gabriels Vater, der Besitzer des Hauses, hatte von dem nächtlichen Treiben der Gymnasiasten Wind bekommen. Er beschwerte sich über die Ruhestörung bei Frau von Lüdekind.

Die Witwe neigte im allgemeinen dazu, alles, was Arthur tat, gut und schön zu finden, aber das hier war doch zu viel. Sie schalt den Jungen tüchtig aus; auch Thekla bekam ihr Teil. Es war ja ganz klar, daß sie mit im Geheimnis gewesen sei, und Thekla dachte nicht ans Ableugnen. Arthur hatte nur eine Sorge, nämlich die: der Vormund könne etwas erfahren.

Major von Lüdekind hatte in seinem Testament einen seiner Bekannten, den Finanzrat Sänger, zum Vormund seiner Kinder eingesetzt. Sänger stand im mittleren Lebensalter und war viel im Lüdekindschen Hause aus und ein gegangen. Der Major pflegte scherzweise, ohne an die Möglichkeit eines nahen Todes zu denken, von dem Finanzrat zu sagen, er habe ja als Junggeselle Zeit und müsse für sein Ledigbleiben gestraft werden. In allerhand juristischen Fragen hatte Sänger der Familie geholfen; der Verstorbene war ihm dafür dankbar gewesen, da er als ehemaliger Offizier von diesen Dingen nicht allzuviel verstand. Vor der Geschäftskenntnis seines Freundes Sänger hegte er die größte Achtung.

Arthurs Wunsch, daß der Vormund nichts von seiner Ausschreitung erfahre, war begreiflich, und es gelang ihm, die Mutter zu überreden, daß sie dieses Mal noch schweige.

Auch eine andere Person war, die nichts von Arthurs Streichen erfahren durfte: Tante Wanda. Hier war es Frau von Lüdekind selbst, welche darauf hielt, daß das Geheimnis gewahrt werde. Denn die Mutter wußte nur zu gut, daß Arthur nicht gut bei der Tante angeschrieben stehe. Wanda hatte ja immer behauptet, daß der Junge verzogen werde. Frau von Lüdekind hegte eine gewisse Angst vor dem scharfen Auge und dem schonungslosen Urteil des alten Fräuleins. „Daß nur Tante Wanda das nicht erfährt!" war eine ihrer stehenden Wendungen.

Man durfte es mit Tante Wanda nicht verderben, sie war ja reich, und wem sie mal ihr vieles Geld hinterlassen würde, war noch ganz ungewiß. Man mußte sich manches von ihr gefallen lassen, im Hinblick auf die Zukunft.

Auch Thekla wußte nicht recht, woran sie mit der Tante sei. Es war eine eigene Sache; seit dem Begräbnisse ihres Vetters kam Wanda Lüdekind, die früher der häufigste Gast gewesen, ja eine Art von „Schutzgeist des Hauses", wie der Major sie getauft, nur noch ganz selten zu ihren Verwandten. Und wenn man sich in schwarzen Trauerkleidern im Salon der Mutter auf den steifen Lehnstühlen gegenübersaß, dann vermochte Thekla kaum in diesen strengen und verschlossenen Zügen ihre geliebte Tante Wanda wiederzufinden, die Freundin ihres guten Vaters, die auch gegen sie immer so gütig gewesen war.

Was war mit der Tante? Warum hatte sie manchmal so etwas Abweisendes, ja geradezu Höhnisches? Besonders wenn sie mit der Mutter sprach, kam das heraus. Die beiden waren fast immer entgegengesetzter Ansicht, selbst in den kleinsten Dingen. So fand es Wanda Lüdekind geschmacklos, daß man die Kranz-

schleifen vom Begräbnis gesammelt und damit die große Photographie des Verstorbenen umgeben habe. „Der richtige Tapezierergedanke!" rief Wanda Lüdekind, als sie dessen gewahr wurde.

„Gefällt es dir nicht?" fragte die Witwe. „Ich fand es ein so sinniges Andenken."

„Aufdringlich ist es, weiter nichts," erwiderte das alte Fräulein, „und sieht Eberhardt so wenig ähnlich wie möglich."

Frau von Lüdekind war durch diese Äußerung gekränkt. Als Wanda gegangen, sagte sie: „So ist sie! Immer hat sie behaupten wollen, daß sie ihn besser verstünde als irgend ein anderer Mensch." —

Für Thekla hatte solcher Meinungszwist der Erwachsenen etwas Verwirrendes. Man konnte geradezu irre werden an Tante Wanda. Daß sie so unfreundlich sprechen konnte! Und doch fühlte sie sich mächtig hingezogen in ihrem Herzen zu dem alten Fräulein, wie zu dem Menschen auf der Welt, den sie am höchsten hätte verehren und bewundern mögen. Warum mußte das so sein? —

Es war ein Glück für Thekla, daß sie etwas hatte in dieser Zeit, das sie über vieles tröstete. Das junge Mädchen besuchte seit dem Oktober den Konfirmationsunterricht. Jetzt, wo der jähe Tod ihres Vaters sie besonders ernst gestimmt hatte, war ihr Gemüt gleichsam vorbereitet für die geistliche Aussaat. Der Pastor, in dessen Händen der Konfirmationsunterricht lag, war ein älterer Mann. Er hatte wohl schon manches Tausend junger Menschen für die Aufnahme in den Bund der erwachsenen Christen vorbereitet. Er fand sehr schnell heraus, welche seiner Schüler in einem wirklichen Gemütsverhältnis zu dem Lehrstoff standen. Thekla von Lüdekind wurde bald sein Liebling unter den drei Dutzend

Mädchen, die zu seinen Füßen saßen. Er pflegte solche Fragen, für deren Beantwortung mehr als gutes Gedächtnis und Durchschnittsverständnis gehörte, für diese bevorzugte Schülerin aufzuheben.

Mit Thekla gemeinsam besuchte den Konfirmationsunterricht Lilly von Ziegrist. Die beiden standen ungefähr in gleichem Alter. Ihre Freundschaft war mehr bedingt durch Ähnlichkeit der äußeren Lebenslage und gemeinsame Erlebnisse, als durch tiefere Neigung. Herr von Ziegrist, früher ebenfalls Offizier, hatte den Militärdienst quittiert, um Hofmarschall zu werden. Lillys Eltern wohnten nicht weit von der Familie des Majors von Lüdekind. Sie waren unbemittelt und doch durch ihre Stellung gezwungen, etwas vorzustellen. Wenn sie auskommen wollten, mußten sie mit allerhand Ersparnissen und Erleichterungen von anderer Seite rechnen. So benutzten sie, die selbst in einem engen, hohen Stadthause wohnten, mit Vorliebe den Garten der ihnen befreundeten Lüdekinds. Und wiederum Frau von Lüdekind sah es nicht ungern, daß ihre Tochter mit einem jungen Mädchen umging, dessen Eltern engste Fühlung zum Hofe hatten.

Lilly war in vielem das gerade Gegenteil von Thekla. Die beiden waren auch nicht jederzeit Freundinnen gewesen. Sie hatten ehemals als Rivalinnen gegolten; ja die Klasse hatte sich um ihretwillen in zwei feindliche Heerlager gespalten, die sich nach der Haarfarbe der beiden führenden Mädchen die „Blonden“ und die „Brünetten“ nannten. Aber das war in ganz früher Zeit gewesen, wo man sich noch gepufft, an den Haaren gerauft, ja gelegentlich gekratzt hatte. Jetzt konnte so etwas nicht mehr vorkommen; jetzt wurden solche Kämpfe höchstens mit der Zunge ausgefochten.

Theklas und Lillys Freundschaft war ungefähr ein Jahr alt. Die Wandlung war so gekommen:

Der französische Unterricht wurde von einem Monsieur Lepellier erteilt, einem Herrn mit kahlem Kopfe und schwarzem Henriquatre, dessen Färbung nicht immer gleichmäßig erschien. In der Klasse war es Mode, für Monsieur Lepellier zu schwärmen. Seine Lebensgeschichte wurde von einer Mädchengeneration der anderen übermittelt. Danach wäre er sehr unglücklich verheiratet gewesen. Madame Lepellier, die nach einer Lesart tot, nach einer anderen nur von ihm geschieden war, wurden die ärgsten Dinge nachgesagt. Lepellier hätte aus Kummer über sie in einer Nacht alles Haar verloren. Er sollte sogar einen Selbstmordversuch gemacht haben, wurde behauptet.

Mochte nun der Franzose ahnen, welcher Sagenkreis sich um seine Person gewoben hatte oder nicht, jedenfalls ließ er sich die Huldigungen dieser werdenden Damen gern gefallen. Er war sehr launisch und blasiert und konnte, wenn er wollte, den Unterricht anregend gestalten, an manchen Tagen jedoch spielte er sich auf den Leidenden, stützte den Kopf in die Hand, machte ein gelangweiltes Gesicht und ließ alles gehen, wie es gehen wollte. Die Klasse aber fand ihn, wenn er „melancholisch" war, natürlich am interessantesten.

Unter den Mitschülerinnen war die Ansicht verbreitet, daß Lepellier für Thekla von Lüdekind schwärme. Es war eines von jenen vagen Gerüchten, wie es nirgends leichter entsteht als in der Phantasie übermütiger Backfische.

Thekla hatte die Angewohnheit, wenn sie etwas gefragt wurde, was sie nicht zu beantworten vermochte, in Verwirrung die Hände gegeneinander zu reiben. Der

Franzose hatte ihr bei einer solchen Gelegenheit einmal zugerufen: „Mais, mademoiselle, ne tordez donc pas ainsi vos jolies petites mains!“ — Von diesem Augenblicke an stand es fest, daß Lepellier für Thekla etwas empfinde. Man fand das äußerst interessant, und manche von den jungen Dingern beneidete im stillen die Klassenerste um diesen Vorzug.

Eines Tages fand sich ein Brief in Theklas Schulpult vor, von unbekannter Hand auf Französisch geschrieben. Der Schreiber, der sich mit L. unterzeichnet hatte, bat sie, ob sie ihn nicht durch ihre kleine, reizende Hand fürs Leben glücklich machen wolle.

Thekla lachte herzlich über den drolligen Brief, an dessen Echtheit sie natürlich keinen Augenblick glaubte. Sie dachte sich nichts dabei, ihn auch von anderen lesen zu lassen. Darüber, wer den Brief geschrieben, konnte kaum Zweifel sein; so beherrschte das Französisch in der ganzen Klasse nur eine: Lilly von Ziegrist.

Dieses Ereignis wäre, wie manche andere Klassengeschichte, der Vergessenheit anheimgefallen, wenn nicht die Schwestern Kalkmeyer sich gemüßigt gefunden hätten, zu Haus davon zu erzählen. Der Vater des Schwesternpaares, Oberschulrat Kalkmeyer, war mit der Schulinspektion betraut. Daher schien es nicht unbegreiflich, wenn Fräulein Zuckmann, die Vorsteherin, ein offenes Ohr hatte für etwaige Klagen dieses Herrn.

Eines Tages wurde die Klasse zurückbehalten. Fräulein Zuckmann und die nächstälteste Lehrerin stellten eine Untersuchung an über den französischen Brief. Vor allem wurde Thekla Lüdekind ins Gebet genommen. Nun stand Thekla ausgezeichnet mit der Vorsteherin, von ihrer Unschuld war man von vornherein überzeugt, aber man fahndete auf die Schreiberin des Billetdoux.

Wenn Fräulein Zuckmann geglaubt hatte, von Thekla alles zu erfahren, dann hatte sie sich in dem Charakter ihres Lieblings getäuscht. Das Mädchen war verletzt, daß man das, was doch nur ein Scherz gewesen, in dieser Weise zu einem Skandal aufbauschte. Sie verweigerte jede Auskunft. Zum Staunen der Vorsteherin legte das sonst so willige und sanfte Kind geradezu Trotz an den Tag. Die anderen Mädchen sagten auch nichts, bis auf die Kalkmeyers, welche die Rolle der Angeber weiterspielten. Thekla wurde schließlich der Befehl erteilt, den Brief nachmittags mit in die Schule zu bringen; wahrscheinlich sollten Handschriftenvergleichungen daran vorgenommen werden.

Auf dem Heimwege schloß sich Lilly an Thekla an, was sie bisher noch niemals getan. Nur eng befreundete Mädchen gingen auf dem Wege von und zur Schule zusammen. Thekla sah, durch Lillys blasses Gesicht und unruhige Augen bestätigt, daß sie die Verfasserin des Briefes sei. Lilly fragte, ob Thekla nicht sagen könne, daß sie den Brief verlegt habe. Thekla erwiderte: sie werde den Brief verbrennen und sagen, daß sie ihn verbrannt habe, das sei viel einfacher. Lilly atmete erleichtert auf; das sei ein gescheiter Gedanke, meinte sie.

Am Nachmittag erschien Fräulein Zuckmann abermals in der Klasse und erklärte kurz: Thekla von Lüdekind sei hiermit als Klassenerste abgesetzt, da sie sich Ungehorsam habe zu schulden kommen lassen; sie werde fortan als Letzte sitzen. Auf die Sache mit dem Briefe ging sie nicht weiter ein; wahrscheinlich war die Vorsteherin selbst im stillen froh, daß er aus der Welt geschafft war.

Thekla aber, die schweigend ihren Platz der Nachbarin, Marie Kalkmeyer, einräumte, hatte die Bewunderung aller, am meisten die ihrer alten Lehrerin,

Fräulein Zuckmann, für sich gewonnen. Nach vier Wochen nahm sie übrigens ihren Posten als Klassenerste bereits wieder ein, da es sich herausgestellt hatte, daß Marie Kalkmeyer nicht imstande war, die Klasse nur einigermaßen zusammenzuhalten.

Eine bleibende Folge dieses Ereignisses aber war die Freundschaft zwischen Lilly und Thekla. Sie gingen fortan zusammen aus der Schule, soweit sie gemeinsamen Weg hatten, und auch in der Freiviertelstunde steckten sie beieinander. So hatte sich die anfängliche Rivalität in Kameradschaft verwandelt.

Lilly war ihrer Freundin in mehr als einer Beziehung überlegen. In Toilettenfragen galt sie in der Klasse als anerkannt erste Autorität. Lilly wußte genau, welche Farben gut zu Blond standen und welche zu Braun. Sie verstand es bereits, sich und andere hoch zu frisieren, obgleich das verpönt war; die Mädchen sollten Zöpfe tragen. Sie legte Wert auf den Sitz ihrer Handschuhe, Strümpfe und Schuhe. Sie übte scharfe Kritik an der Art, wie sich viele andere Mädchen anzogen. Ja, sie gab Urteile ab über körperliche Mängel und Vorzüge. So erfuhr Thekla, daß sie schönes Haar und guten Teint habe, aber daß ihre Füße eine Kleinigkeit zu groß seien und für ihre Taille noch viel geschehen müsse. Lilly war es auch, welche erklärte, als Thekla zum ersten Male nach dem Tode ihres Vaters in Trauer in der Klasse erschien, daß zu blondem Haar Schwarz doch am besten stehe; und es schien fast, als beneide Lilly die Freundin, daß sie durch den Todesfall zu neuen Sachen gekommen war, in denen sie wie eine Erwachsene aussah.

Auch in anderer Beziehung noch zeigte sich Lilly für ein Mädchen im Konfirmationsalter erstaunlich unterrichtet. Sie kannte jeden Kavallerieoffizier der

Garnison, wenigstens dem Namen nach. Sie wußte über manche Vorfälle in der Hofgesellschaft so gut Bescheid, daß sie den Neid eines skandallüsternen Reporters erregt haben würde. Gern erzählte sie davon mit Wichtigkeit. Manche taten ihr den Gefallen, sie um solcher intimen Kenntnis einer höheren Welt zu beneiden, andere spielten die Gleichgültigkeit gegen das hochmütige Gebaren der Hofmarschallstochter. So die Kalkmeyers, über deren Häßlichkeit und schlechtsitzende Kleider Lillys scharfes Mundwerk nicht zur Ruhe kam. Sie konnten wieder mit der genauen Kenntnis aller höheren Kirchen- und Schulbehörden prunken, zu denen ihr Vater, der Oberschulrat, in enger Fühlung stand.

Lilly hatte auch sehr ausgesprochene Ansichten darüber, mit wem man umgehen könne und mit wem nicht. So zum Beispiel mißbilligte sie den Umgang der Lüdekinds mit ihren Hausgenossen, den Bartuschs, durchaus. Ein Mensch, der auf der Namenstafel im Hausflur angeschlagen hatte: „J. Bartusch, Geometer und vereidigter Markscheider" war nicht salonfähig und seine Kinder auch nicht.

Dazu kam, daß Ella Bartusch eine Schule besuchte, die von Fräulein Zuckmanns Schülerinnen als „gemein" betrachtet wurde. Die Mädels dort waren meist Töchter von Subalternbeamten und Kleinkaufleuten; sie trugen keine Handschuhe, und es hieß, daß sie es sich von den Lehrern gefallen ließen, einfach mit Familiennamen aufgerufen zu werden. Grund genug, solche Mädchen tief zu verachten.

Lilly nörgelte darum unausgesetzt an Thekla herum, sie solle doch die Freundschaft mit Ella Bartusch aufgeben. Ein Mädchen, das einmal Kinderlehrerin werden solle, sei nichts für sie. Aber Thekla ließ sich das zu

einem Ohre hinein- und zum anderen hinausgehen. Sie hatte ja Lilly gern, weil sie so lustig war, aber eigentlich stand ihr die sanfte Ella mit ihren schönen, dunklen Augen doch näher.

Einmal kamen Ella Bartusch und Lilly von Ziegrist zufälligerweise in Theklas Zimmer zusammen. Lilly rümpfte die Nase und wollte kein Wort mit Ella sprechen. Ella war darüber ganz verwirrt und entfernte sich sehr bald. Aber Thekla nahm Partei für sie. Lillys Benehmen hatte sie diesmal gekränkt. Es war Thekla von Kindheit auf eigentümlich, nicht zu ertragen, daß Menschen, die sie liebte, ungerecht behandelt würden. Sie sagte Lilly ihre Ansicht deutlich, drohte ihr sogar mit Aufkündigung der Freundschaft. Lilly, die durch das Auftreten der sonst so nachgiebigen Thekla völlig überrumpelt war, lenkte ein und versprach, um nur Theklas Zorn zu beschwichtigen, in Zukunft Ella Bartusch besser zu behandeln.

* * *

Der Turnunterricht wurde von einem älteren, wohlbeleibten Fräulein erteilt, das durch seine Schwerfälligkeit eigentlich für dieses Fach nicht gerade geeignet erschien. Aber Fräulein Zuckmann konnte es nicht übers Herz bringen, der altgedienten Person den Laufpaß zu geben.

Die Mädchen liebten die Turnstunden. Es war die Gelegenheit, wo am meisten Unsinn getrieben wurde. Fräulein Zengst aber, so hieß die Dicke, mußte, da sie sich ihrer Mängel wohl bewußt war, über vieles ein Auge zudrücken, und war froh, wenn die jungen Damen wenigstens dann, wenn die Vorsteherin zum Inspizieren kam, Disziplin heuchelten. Die Erscheinung der Zengst, in einem Turnanzug, der ihr vor Jahren einmal gepaßt

haben mochte, ihre Kurzatmigkeit, ihr Eifer, sich die Unbeweglichkeit nicht anmerken zu lassen, alles das gab unerschöpflichen Stoff zu verstecktem und offenem Schabernack. Dazu der lächerlich knabenhafte Anblick, den die meisten Mädchen im Turnkostüm boten, die Neckereien, die es bereits beim Anziehen in der Garderobe gab, vermehrten die intime Komik dieser Stunde. Alle Geister des Übermutes und des Ulkes waren da in diesen Vierzehn- und Fünfzehnjährigen geweckt, als hätten sie mit den langen Kleidern auch sofort alle Damenwürde, die sie sonst so eifrig anstrebten, abgelegt.

Es war üblich, wenn man sich für die nächste Stunde nach dem Turnunterricht schlecht vorbereitet wußte, zu Fräulein Zengst zu gehen und zu bitten, daß man sich in die Garderobe begeben dürfe. Es fiel daher nicht weiter auf, als Thekla eines Tages mitten in der Turnstunde der Lehrerin erklärte, sie wolle sich zurückziehen, da sie sich nicht wohl fühle. Man nahm stillschweigend an, daß sie noch Geschichtszahlen lernen wolle.

Aber Thekla war es wirklich nicht gut zumute. Schon seit einigen Tagen fühlte sie eine bleierne Schwere in den Gliedern. Heute war sie mit Kopfschmerz erwacht. Aber sie hatte ihren Ehrgeiz als Klassenerste. Sie fand es lächerlich, wie einige Mädchen das in Angewohnheit hatten, wegen jeder Kleinigkeit wegzubleiben und sich womöglich durch ärztliches Attest entschuldigen zu lassen.

In der Garderobe traf sie Lilly, die dort mit einem Buche in der Hand auf und ab schritt. „Willst du Reformation repetieren?“ fragte Lilly. Thekla erwiderte, daß sie die Reformation könne, und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Ein eigentümliches Gefühl ergriff sie, wie Schwindel. Stiche gingen ihr vom Rücken

nach den Hüften. Was war mit ihr? Sie hätte doch zu Haus bleiben sollen! —

Lilly schlug das Buch zu und meinte: Geschichte sei zu langweilig. Thekla möge ihr, falls sie drankomme, vorsagen. Darauf machte sie sich daran, die Kleider der Mitschülerinnen, die hier an Haken herumhingen, einer genaueren Musterung zu unterziehen. Plötzlich brach Lilly in lautes Gelächter aus. „Sieh mal hier, Thekla!“ rief sie und hielt eine Taille hoch. „Das ist Marie Kalkmeyer! Längst habe ich mir's gedacht, daß es nicht echt ist bei ihr. Nun ist es raus! Marie Kalkmeyer, die heilige Marie!“

In ihrer Aufregung über diese wichtige Entdeckung hatte Lilly gar nicht darauf geachtet, was mit Thekla vor sich ging. Die saß da, blaß mit verängsteten Augen und stöhnte.

„Was hast du denn?“ rief Lilly endlich.

„Nichts!“ flüsterte Thekla. „Rufe um Gottes willen niemanden! Ich weiß nicht, was mit mir ist — seit ein paar Tagen“ ......

Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen. Schlaff sanken die Hände an den Seiten herab.

Lilly eilte in die Turnhalle und rief: Thekla sei in Ohnmacht gefallen. Alles stürzte in die Garderobe, die sofort überfüllt war. Ein Mädchen riet, ihr die Kleider zu öffnen, eine andere wollte den Arzt holen, eine dritte rief nach Riechsalz und Eau de Cologne. Von all den guten Ratschlägen wurde keiner ausgeführt. Man hatte den Kopf verloren, einige Mädchen mit schwachen Nerven begannen zu weinen.

Inzwischen hatte Thekla die Augen wieder aufgeschlagen und blickte erstaunt um sich. Ein Mädchen, das immer eine Schwärmerei für Thekla Lüdekind gehabt,

ein armes, wenig begabtes Ding, die sich mit ihrer Liebe der Klassenersten gegenüber niemals herausgewagt hatte, kniete vor ihr nieder und rief schwärmerisch: „Sie lebt! Unsere Thekla lebt!"

Thekla richtete sich ein wenig auf. „Ich möchte nach Haus!" sagte sie. Man wollte sie führen und stützen. Aber dann kam eine besonders Erleuchtete auf den naheliegenden Gedanken, daß Thekla in ihren Turnkleidern doch unmöglich auf die Straße könne. Viele geschäftige Hände waren sofort bereit, ihr beim Umziehen zu helfen; man brachte ihre Kleider herzu, wollte ihr beim Auskleiden behilflich sein.

Aber Thekla bat mit flehender Miene, man möge sie allein lassen. Alle sollten hinausgehen. Man war befremdet, die näheren Freundinnen sogar beleidigt. Was hatte sie denn, so zimperlich zu tun? — Da sie aber darauf bestand, allein zu sein, ging man endlich in die Turnhalle zurück.

Einige Mädchen standen in einer Ecke beisammen und tuschelten. Marie Kalkmeyer meinte: hier sei etwas nicht, wie es sein sollte. Sie habe Thekla Lüdekind niemals getraut. Das mit dem Briefe damals sei sehr bedenklich gewesen, und nun wieder diese Geschichte! Es werde noch ein Ende mit Schrecken nehmen mit ihr. Das Mädchen, welches vorhin vor Thekla niedergekniet war, fing die letzten Worte auf. Sie war eine kleine, sommersprossige Person mit rotem Haar, für gewöhnlich eines der am wenigsten geachteten Mädchen in der Klasse, weil sie stets unordentlich angezogen ging und ihre Fingernägel abkaute, was als ein Zeichen von Gemeinheit galt. Aufgestachelt durch das eben Erlebte, wagte es dieses sonst unterdrückte Wesen, sich gegen eine Große, wie Marie Kalkmeyer, aufzulehnen. Was?

So sprach man von Thekla Lüdekind, von diesem Engel! Und damit fuhr die kleine Person wie eine Katze auf die lange Marie los und fuchtelte ihr vor dem Gesichte herum, jeden Augenblick bereit, mit den Nägeln, die ihr nur angeblich fehlten, ihre Rede zu unterstützen.

Alles hatte sich um die beiden Streitenden versammelt. Man war in furchtbarer Erregung. So etwas hatte es ja seit Jahren nicht gegeben. Das war ein Rückfall in ganz frühe Zeiten. Schreckliche Beschuldigungen wurden laut. Lilly von Ziegrist hatte sich nun auch noch eingemischt und berichtete triumphierend die Entdeckung, welche sie soeben in der Garderobe an Maries Taille gemacht. Nun brach ein Höhnen los und Schmähen. Einige Mädchen führten einen wilden Reigen auf, wie Indianer, die um ein Opfer tanzen. Wo kamen bei diesen jungen Dingern nur auf einmal all die Ausdrücke her, die niemand bei ihnen gesucht hätte! Es war, als seien sie plötzlich von allen Geistern des Anstandes und der guten Sitte verlassen.

Marie Kalkmeyer stand an eine eiserne Säule gelehnt, wie an einem Schandpfahle, totenbleich, außerstande, sich zu verteidigen. Mit gefalteten Händen blickte sie zum Himmel empor, ein bekanntes Bild aus der Zeit der Christenverfolgung kopierend. Ihre Schwester Helene, neben ihr, weinte und schluchzte hysterisch. Fräulein Zengst lief keuchend umher und ersuchte die „Damen", doch „zu Verstand zu kommen". Alles umsonst! Die tosende See war nicht zu beschwichtigen.

In diesem Augenblicke, wo die Not am höchsten war, erschien „gottgesandt", wie sich Marie Kalkmeyer später auszudrücken pflegte, Fräulein Zuckmann in der Turnhalle. Man merkte die Vorsteherin erst, als sie mitten drin war in dem Schwarm. Plötzlich standen

alle wie gelähmt. Die Zengst rief ein schwaches „Antreten!“, das überhört wurde. Mit schreckensbleichen Mienen hingen die Kinder an den Blicken der Schulgewaltigen. Was würde sie tun? — Sie tat gar nicht viel, sagte nur ein paar Worte halblaut zu der Lehrerin und fragte dann nach der Klassenersten. Es war eine von Fräulein Zuckmanns Eigentümlichkeiten, für Unordnungen, die vorkamen, zunächst immer die Erste der betreffenden Klasse verantwortlich zu machen. Darum pflegte sie auch zu diesem Posten nicht die Mädchen auszusuchen, die am besten lernten, sondern solche, deren Charakter sie am höchsten stellte.

„Wo ist Thekla von Lüdekind?“ fragte Fräulein Zuckmann. Man erklärte ihr, daß Thekla sich in der Garderobe befinde, weil sie nicht ganz wohl sei.

Zehn Minuten später lag Thekla im Zimmer der Vorsteherin auf dem Sofa. Fräulein Zuckmann saß bei ihrer Lieblingsschülerin und hielt ihr die Hand. Es war für das junge Mädchen wie ein Traum: eben noch Schmerz, Scham und Verwirrung über einen unheimlichen Vorgang, dessen Sinn sie nicht verstand, und nun befand sie sich in dem Raume, den man nur mit Scheu betrat, zugedeckt von Fräulein Zuckmanns eigenen Händen mit der seidenweichen, oft von ferne bewunderten türkischen Decke, und neben ihr saß sie, die für das Mädchen der Inbegriff der höchsten Würde war.

Die wenigen Worte, welche ihr von der Vorsteherin gesagt worden waren, hatten Thekla beruhigt. Es war also nicht etwas, dessen man sich zu schämen brauchte, was ihr geschehen war, nichts, wovor man sich fürchten mußte; etwas ganz Natürliches vielmehr, etwas Gutes sogar. Nicht alles, was die verehrte Lehrerin ihr sagte, während sie fortfuhr, ihr Hand und Haar zu streicheln,

wurde Thekla vollkommen klar. Fräulein Zuckmann meinte ja auch, daß sie späterhin alles das besser verstehen werde. Aber das Kind fühlte sich gestärkt und geheilt, als sei ihr von mütterlicher Hand lindernder Balsam gereicht worden.

Dr. Beermann, der alte Hausarzt der Familie Lüdekind, bestimmte, daß Thekla in den nächsten Wochen die Schule nicht besuchen dürfe. Thekla war sehr niedergeschlagen; sie liebte ihre Schule. Außerdem kam doch nun die Oster-Abgangsprüfung heran, wo Fräulein Zuckmann Ehre mit ihr einlegen wollte. Nicht einmal zu Haus nacharbeiten durfte sie; ganz still sollte sie sich verhalten. Wenn Dr. Beermann etwas bestimmte, so stand es fest wie das Evangelium. Also galt es, sich fügen.

Ihre Mitschülerinnen zeigten große Teilnahme. Es hatte sich die Mode eingebürgert, Thekla Lüdekind zu besuchen und ihr Blumen mitzubringen. Im Grunde ärgerte sich Thekla über diese Besuche. Diese Mädels waren ja aufdringlich! Allerhand wollten sie von ihr wissen, betrachteten sie mit großen, neugierigen Augen wie jemanden, der sich in einem ganz außergewöhnlichen Zustande befindet. Aber was wollte man machen? Verleugnen lassen ging doch nicht!

Viel mehr als zu ihren Klassengenossinnen fühlte sich Thekla in dieser Zeit zu Ella Bartusch hingezogen. Die war nicht so neugierig und so kindisch. Obgleich nicht besonders begabt, machte Ella in ihrem verständigen und ruhigen Wesen schon ganz einen frauenhaften Eindruck. Thekla ahnte es, daß sie in Ella eine Gefährtin habe. Ein paar Worte klärten sie schnell darüber auf. Von da ab fühlten sich die beiden Mädchen wie ein paar Schwestern.

Thekla eilte daher in ihrer unfreiwilligen Ferienzeit

oftmals die Treppe hinauf zu den Bartuschs, sorgfältig Bedacht darauf nehmend, die Stunden zu wählen, wo Gabriel nicht zu Haus war. Sie hätte sich fürchten können vor ihm. Kaum begriff sie es jetzt noch, wie sie sich mit dem Jungen hatte auf so intimen Fuß stellen können, ehemals. Hatte sie es ihm nicht sogar einmal gestattet, sie beim Pfänderspiel zu küssen. Und nun gar das Skizzenbuch mit dem Gedichte! Errötend nur vermochte sie daran zu denken, was er sich alles hatte herausnehmen dürfen gegen sie.

Es erschien ihr überhaupt vieles, was sie früher getan und gedacht hatte, jetzt in ganz anderem Lichte. Als ob sich etwas in ihrem Verhältnis zu allen Dingen verschoben hätte, als ob ihr ein neuer Sinn aufgegangen sei.

Ihre Mutter hatte zu ihr gesagt: sie sei nun kein Kind mehr. — Wenn sie kein Kind mehr sein sollte, was war sie denn? Eine Dame, wie es Lillys Ideal war? Oder ein Backfisch, wie sie ihr Bruder nannte?

Schwer war es, sich in alledem zurecht zu finden. Und nun gar jetzt, wo die Schule keine Abziehung bot, wo man soviel Zeit hatte zum Nachdenken.

Es kamen ihr oft ganz wunderliche Gedanken. Aber sprechen konnte man darüber mit niemandem, mit der Mutter nicht, mit Lilly nicht, mit Ella am ersten noch.

* * *

Arthur hatte, unbekümmert des Versprechens, das er der Mutter gegeben, seine nächtlichen Schwärmereien wieder aufgenommen. Er war in den Besitz eines Hausschlüssels gelangt und ging des Abends aus, während die Mutter glaubte, er sitze oben in seinem Zimmer über den Büchern.

Auch die nächtlichen Zusammenkünfte mit Freunden

fanden wieder statt. Nach den gemachten schlechten Erfahrungen aber feierte man diese Gelage nicht mehr in Arthurs Zimmer, welches gerade unter dem Schlafzimmer des Hauswirts lag; man zog es vielmehr vor, in einem leerstehenden Fremdenzimmer zusammenzukommen, wo man sich unbewachter glaubte.

Die Sache wurde mit dem Ernst und Eifer der Geheimbündelei betrieben. Man schmuggelte Bier, Zigarren und Eßwaren ein. In einer Art Zigeunersprache wurde Buch geführt über diese Konventikel. Immerhin mußten verschiedene Personen ins Geheimnis gezogen werden: der Hausmann, der es wohl merkte, wenn in später Stunde die jungen Leute vorsichtig aus dem Hause entlassen wurden. Ferner das Stubenmädchen, das am nächsten Morgen die Aschenreste, Zigarrenstummel und manche andere Zeugen des nächtlichen Gelages zu beseitigen hatte. Aber Arthur verstand es, mit freundlichen Worten und gelegentlichen kleinen Geldgeschenken sich diese Leute so weit gefügig zu machen, daß sie reinen Mund hielten.

Schwieriger war es mit Thekla. Ihr Zimmer war neben dem Fremdenzimmer gelegen, wo ihr Bruder die Freunde bewirtete. Obgleich man das Singen und Salamanderreiben als allzu verräterisch aufgegeben hatte, war doch noch mancher Laut zu vernehmen, und durch Schlüsselloch und Türklinse drang der Tabaksqualm zu ihr ein und machte sie husten.

Thekla hatte den Bruder schon einige Male gebeten, vernünftig zu sein und zu bedenken, was für ihn auf dem Spiele stehe. Es mußte ja doch herauskommen; und was dann? Arthur kannte seine Schwester richtig, wenn er darauf baute, daß sie ihn nicht verraten werde; dazu war sie ein viel zu guter Kamerad. Darüber,

daß sie nebenan halbe Nächte nicht schlafen konnte, setzte er sich in der leichten Laune junger Leute hinweg, die auf ein Vergnügen erpicht sind.

Eines Abends, als Thekla gerade beim Auskleiden war, bekam Arthur wieder mal Besuch. Bald sprangen die Pfropfen, und die Gläser klirrten. Thekla beeilte sich, ins Bett zu kommen. Sie zog die Decke über die Ohren, denn sie mochte nichts von alledem hören. Schlafen wollte sie, ohne sich um die ungezogenen Jungens nebenan zu kümmern.

Aber das war leichter geplant als ausgeführt. Ein oder der andere Laut drang doch zu ihr, selbst durch die doppelte Scheidewand der Tür und der Bettdecke. Sie waren heute ausgelassener denn je. Die Unvorsichtigen! Herr Bartusch würde sie sicher hören. Dann fiel ihr mit einem Male ein, daß Ella gestern erzählt habe, ihr Vater sei verreist. Daher also die Unverfrorenheit, weil sie sich vor ihm sicher wußten.

Und nun auf einmal hörte Thekla aus dem Chor der Stimmen nebenan eine ihr wohlbekannte heraus. Nicht Arthurs; nein, ihr Ohr täuschte sie nicht. Das war kein anderer als Gabriel.

Wie kam er hierher? Was suchte er unter diesen Gymnasiasten? Sicher hatte ihn Arthur verführt. Das Herz pochte ihr unwillkürlich, als sie bedachte, daß er ihr so nahe sei. Er war einer der Lautesten und Wildesten da nebenan. Sie kannte ihn gar nicht so.

Thekla begann sich nun auch um Gabriels willen zu ängstigen. Wußte sie doch, wie streng Herr Bartusch mit dem Sohne sei. Noch gar nicht so lange her war es, daß er den Jungen körperlich zu züchtigen pflegte. Major von Lüdekind hatte sich oft genug über diese harte Erziehungsmethode aufgehalten und in seiner

Gutmütigkeit die Kinder, so gut er konnte, in Schutz genommen.

Was dachte sich Gabriel? Er, der sonst so genau überlegte, was er sagte und was er tat! Warum bramarbasierte er heute so? Dieser Übermut kam ihm sicher nicht vom Herzen. Sollte er etwa gar sie, Thekla, damit ärgern wollen? —

Während sie sich, beunruhigt durch diesen Verdacht, im Bett hin und her wand, klingelte es plötzlich stark an der Vorsaaltür. Der Lärm im Nebenzimmer verstummte sofort. Thekla setzte sich vor Schreck im Bett auf und lauschte. Wer konnte das sein? Wer durfte um diese Zeit Einlaß begehren?

Das Klingeln wiederholte sich, verstärkt durch ein Klopfen, wie mit einem wuchtigen Stocke. Gleichzeitig ein Rütteln am Türschloß. Das war nicht ihre Mutter, an die Thekla im ersten Augenblicke gedacht hatte.

Im Nebenzimmer beriet man flüsternd. Dem jungen Mädchen stockte das Herz bei dem Gedanken, daß es der Hauswirt sein könne. Sie sah Furchtbares herankommen.

Jetzt schurrte es an der Tür neben Theklas Bett. Zugleich ließ sich Arthurs Stimme vernehmen: „Thekla — hörst du — Thekla! —“

„Was soll ich?“ fragte sie.

„Mach auf! Du mußt aufmachen! Wir sind geklappt. Gabriels Alter ist draußen. Wir dachten, er wäre verreist. Wenn er Gabriel findet, schlägt er ihn tot. Bei dir wird er ihn nicht suchen.“

Gleichzeitig donnerte es von neuem an der Vorsaaltür. Ein Überlegen gab es da nicht mehr. Thekla wußte nur noch das eine: hier mußte sie helfen!

Mit bloßen Füßen sprang sie aus dem Bette, öffnete. Jemand zwängte sich durch die Tür, die nur

zu einem schmalen Spalt geöffnet war. Wer es sei, wollte sie gar nicht sehen; sofort war sie wieder ins Bett zurückgeeilt und hatte sich in den Kissen vergraben. Aber an einem lauten, stoßweisen Atmen merkte sie, daß ein Mensch nicht weit von ihr im Zimmer sei.

Alles weitere ist für sie wie ein Traum. Im Nebenzimmer bleibt's totenstill. Der Lärm an der Vorsaaltür geht fort. Ganz deutlich vernimmt man jetzt eine erregte Männerstimme. „Aufmachen!" — Arthur scheint sich in den Vorsaal begeben zu haben. Es wird geöffnet. Schritte. Es ist wirklich der Hauswirt. Er stellt ein Verhör an; man antwortet ihm nur nachlässig, er ereifert sich.

Jetzt huscht ein Schatten über das Bett des jungen Mädchens. Eine Stimme, die sie genau kennt, flüstert nahe ihrem Ohre: „Thekla! Liebe Thekla! Du bist mein guter Engel!"

Dann greift sich jemand an der Wand entlang, vorsichtig, der Tür nach dem Vorsaal zu. Ein Spalt öffnet sich, schließt sich wieder. Er ist hinaus, in Sicherheit; Gabriel ist gerettet! Thekla ist es zumute, als müsse sie ein Gebet sprechen, ein Dankgebet zu Gott, für ihn und für sich.

Nebenan wird weiter verhandelt. Der Hauswirt will die Namen der jungen Leute wissen, die ihm hartnäckig verweigert werden. Er droht mit Anzeige bei der Polizei wegen Ruhestörung und Hausfriedensbruchs. Darüber vergehen lange Minuten. Aber Thekla ist ruhig; Gabriel ist ja gerettet, sie hat ihn gerettet.

Schließlich entfernen sich die jungen Leute, und auch Gabriels Vater geht.

Arthur klopft bei seiner Schwester an und tritt ein. Er ist jetzt sehr kleinlaut. Die Sache kann sehr üble

Folgen haben. Der alte Bartusch meldet sie sicher. Daß er aber auch heute nacht nach Hause kommen mußte! Konnte es ein größeres Pech geben? Jetzt, wo man gerade vor dem Examen steht! Diesmal kommt es vor die Lehrerkonferenz, womöglich gibt es ein consilium abeundi.

Thekla bedauerte den Bruder aufrichtig; sie hätte viel darum gegeben, wenn sie ihm hätte helfen können in dieser schlimmen Lage. Aber was war ihr Mitgefühl für Arthur, gehalten gegen die tiefe Befriedigung, daß Gabriel kein Unheil getroffen hatte und daß sie es gewesen war, die ihn davor bewahrt!

III.

Arthur war durch das Abiturientenexamen gefallen. Er zeigte einige Tage lang große Niedergeschlagenheit, dann tröstete er sich damit, daß er es ja zu Michaelis von neuem versuchen könne.

Seine Mutter hielt ihren Sohn für begabt, und fleißig war er doch ihrer Ansicht nach auch gewesen. Das müde, blasse Aussehen, das er in letzter Zeit oft gehabt, machte ihr Sorge; wenn Arthur sich nur nicht überarbeitet hatte! —

Und nun dieser Mißerfolg! Frau von Lüdekind war geneigt, anzunehmen, hier müsse Ungerechtigkeit im Spiele sein. Warum war gerade Arthur als einziger in einer Klasse von einigen dreißig Schülern durchgefallen? Das konnte doch unmöglich mit rechten Dingen zugegangen sein!

Finanzrat Sänger, der Vormund, hielt mit seiner Ansicht hierüber zurück. Er wollte es mit Frau von Lüdekind nicht verderben. Obgleich Junggeselle, war er soweit Frauenkenner, um zu wissen, daß man einer Dame

nicht widersprechen soll in Fragen, wo mütterliche Eitelkeit mitspielt. Arthur habe wohl Unglück gehabt, sagte er, und die Scharte lasse sich ja leicht wieder auswetzen.

Im übrigen wurde Arthurs Mißgeschick zum Anlaß für den Finanzrat, noch öfter als sonst das Lüdekindsche Haus aufzusuchen. Er war stets gern dazu bereit, seinem „jungen Freunde", so nannte er Arthur, beizustehen in seinen Arbeiten. Arthur war wütend. Er suchte sich so viel wie möglich dieser lästigen Überwachung zu entziehen; aber Sänger blieb zähe. Er sei das dem Verstorbenen schuldig, erklärte er, der ihm sein Teuerstes, seine Kinder, anvertraut habe. Gewöhnlich kam er in den Abendstunden, und es ergab sich dann ganz von selbst, daß er zum Abendbrot blieb.

Glücklicher als Arthur war Gabriel gewesen; er hatte bei der Abgangsprüfung gut bestanden. Er war von Natur ehrgeizig, und hinter ihm stand ein Vater, der den Knaben von frühester Jugend an zum äußersten Anspannen seiner Gaben angefeuert hatte.

Gabriels Eltern hatten bessere Tage gesehen. Durch Fleiß und Energie war Bartusch in den Besitz eines ganz netten Vermögens gelangt. Er hatte ein nicht mehr ganz junges Fräulein von adeligem Stande geheiratet, die nicht ohne Zögern seinetwillen ihren Namen aufgab. Dann, angefeuert durch seine Frau, die, da sie keinen vornehmen Mann bekommen hatte, wenigstens einen reichen haben wollte, ließ sich Bartusch in gewagte Grundstücksspekulationen ein, bei denen er den größten Teil seines sauer erworbenen Geldes zusetzte.

Frau Bartusch hatte daher ihre Ansprüche bedeutend herabstimmen müssen. Sie war jetzt eine verbitterte alte Frau, die ihre Vergangenheit nicht vergessen konnte. Sie interessierte sich für Dinge und Personen,

mit denen sie in gar keiner Verbindung mehr stand, las in den Zeitungen vor allem die Familiennachrichten und den Hof- und Gesellschaftsklatsch und regte sich daran auf. Ihre Häuslichkeit vernachlässigte sie mit einer gewissen Absichtlichkeit, weil es unter ihrer Würde sei, sich um dergleichen untergeordnete Dinge zu kümmern. Infolgedessen hatte sich der Gatte die Leitung des Hauswesens bis in die kleinsten Kleinigkeiten hinein angeeignet. Er war zum Kleinigkeitskrämer geworden, der jede Frage bis zur Kleidung der Kinder und zum Ankauf der Lebensmittel hinab nach seinem Sinne entschied. Bartusch, nicht immer in bester Laune, hatte sich im Umgang mit den Seinen den barschen Ton des Haustyrannen angewöhnt. Von der Gattin wurde das mit Duldermiene ertragen: es war ihr eine Befriedigung, sich immer von neuem sagen zu können: daß sie sich mesalliert habe, und ihm wenigstens fühlen zu lassen, daß er keine Manieren habe.

Am meisten litten die Kinder unter diesen Verhältnissen. Ella war in steter Angst vor dem Vater und suchte sich allen seinen Wünschen im voraus anzupassen. Sie war in der Familie ein kleines, unselbständiges, verscheuchtes Wesen, lebte nur auf, wenn sie sich sicher vor des Vaters Zorn und der Mutter Laune wußte. Gabriel aber zeigte schon frühzeitig einen gewissen Hang zur Auflehnung gegen die väterliche Autorität. Die Mutter wollte darin den Einfluß ihres edleren Geblütes erkennen, das in ihm zum Durchbruch komme. Sie stellte sich unwillkürlich auf Seite des Knaben. Dadurch aber reizte sie nur den Vater, dieses Kind besonders streng zu behandeln.

Kein Wunder, daß ein empfindlicher, ehrgeiziger und geweckter Knabe wie Gabriel sich in solcher Lage

nicht wohl fühlte. Früh schon suchte er sich für das, was ihm daheim versagt wurde, anderwärts schadlos zu halten. In der Familie des Majors von Lüdekind fand er alles, was ihm sonst an Lebensfreude abging. Wie von einem freundlichen Gestirn ging von dort Licht und Wärme aus, ihn anziehend wie jeden, der im Kalten und Dunkeln steht; der Sonnenschein lockt.

Sein Vater begünstigte die Freundschaft mit den Lüdekinds nicht, weil er besorgte, seine Kinder könnten sich im Umgang mit Reicheren und Höhergestellten verwöhnen. Aus entgegengesetzten Gründen aber suchte und begünstigte seine Frau den Umgang mit ihnen. Und in diesem einen Falle erwies sich Frau Bartusch, die sonst ziemlich einflußlos war, stärker als ihr Mann; die Freundschaft zwischen den Kindern der beiden durch Zufall in ein Haus zusammengeführten Familien gedieh.

Schweren Widerstreit gab es, als es galt, für Gabriel einen Beruf zu wählen. Der Vater wollte, daß sein Sohn Techniker werde. Der Junge habe dazu Beanlagung. Besonders im Hochbaufache sei ein schönes Stück Geld zu verdienen. Die Mutter wiederum wünschte, Gabriel möchte Offizier werden. Hätte sie ihn in schmucker Uniform gesehen, das würde ein Pflaster bedeutet haben für ihren gekränkten gesellschaftlichen Ehrgeiz.

Gabriel selbst hatte weder Lust Techniker zu werden, noch sehnte er sich nach dem Offiziersportepee; sein Ideal war: Künstler. Das schmale Taschengeld des Knaben ging fast ganz für Stifte, Farben, Papier und Leinwand auf. Der Vater ließ die „Pinselei" zu, wie er es nannte, weil er in dieser Tätigkeit keine üble Vorbereitung sah für den Architekten. Als aber Gabriel ernsthaft davon sprach, Maler werden zu wollen, trat er dem ganz energisch entgegen. Das sei weiter nichts

als „geniale Faulenzerei", erklärte er. Der Knabe, der mit Begeisterung an seinem Plane hing, verteidigte ihn eine Zeitlang tapfer; schließlich mußte er sich aber doch dem Willen des Familienoberhauptes fügen, von dessen Unterstützung seine Existenz nun mal abhängig war.

Nach glücklich bestandenem Abiturientenexamen sollte er also seine Studien an einer technischen Hochschule beginnen. Der Abschied vom Elternhause fiel Gabriel nicht sonderlich schwer; für ihn bedeutete er ja nur die Befreiung aus drückendem Joche. Und die akademische Ungebundenheit winkte vielversprechend.

Trotzdem ging er ungern. Das Haus, das er verlassen sollte, umschloß in seinen Mauern ein Kleinod. Um keinen Preis wollte er gehen, ohne von Thekla Abschied genommen zu haben.

Er wünschte sie allein, unbeobachtet von irgendwem, zu sprechen. Aber das war so leicht nicht zu erreichen. Bei dem offiziellen Abschiedsbesuche, den er der Familie Lüdekind abgestattet, waren Mutter und Geschwister dabei gewesen. Auf der Straße sie anzureden war doch auch nur eine halbe Sache. So lag er denn auf dem Anschlage, ihr Aus- und Eingehen bewachend.

Endlich war ihm das Glück günstig. Thekla ging ohne Hut, eine Schürze vorgebunden, in den Garten. Er eilte ihr nicht sofort nach, beobachtete sie vielmehr noch eine kurze Weile von seinem Fenster aus, sah, wie sie von Boskett zu Boskett und von Beet zu Beet schritt, hier eine Blume pflückend, dort einen Zweig brechend; dann begab er sich in den Garten, langsam schlendernd. sich anstellend, als ergehe er sich da ganz zufälligerweise,

Der Garten schmückte sich eben mit den Erstlingen des Frühlings. Schneeglöckchen, Narzissen, Stiefmütterchen und Anemonen leuchteten aus den Quartieren.

Einzelne Sträucher waren schon ganz mit Grün behangen, andere hielten noch zurück. Ein paar Fruchtbäume standen im Schmuck ihrer unschuldigen Blüten wie von Schnee überschüttet. Das Pfirsichspalier glich einem Vorhang von duftig rosafarbenem Stoff.

Durch das helle Grün des Strauchwerks sah Gabriel eine blaue Schürze leuchten und erkannte das blonde Haar der Gesuchten. Obgleich er das Schulwesen glücklich hinter sich hatte, klopfte sein siebzehnjähriges Herz doch wie das eines Schülers. Er ging mit zagenden Schritten über den Rasen auf Thekla zu, die eben an einem Beete kauerte und Schneeglöckchen in ihre offengehaltene Schürze pflückte. Sie wurde seiner erst ansichtig, als er dicht vor ihr stand. Er lüftete den Hut.

Thekla erhob sich. Von der Frühlingssonne war ihr Gesicht schon rosig gefärbt, es rötete sich noch ein wenig mehr, als sie ihm jetzt so von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand.

„Ich wollte nur Abschied nehmen, weil ich morgen reisen muß," begann er. Dann berichtete er in Hast, wo er hingehe, was er vorhabe, welche Vorlesungen er hören wollte. Alles war übrigens bei seiner Staatsvisite schon durchgesprochen worden; er sprach auch nur, um sie zu fesseln. Denn er fürchtete, sie könne ihm wieder entschlüpfen.

Theklas anfängliche Befangenheit legte sich schnell. Sie war ihm nicht mehr böse, schon lange nicht mehr. Herzlich hatte sie sich darüber gefreut, daß er sein Examen so gut bestanden; ja, sie hatte schon hin und her überlegt, ob es schicklich sei, ihn dazu zu beglückwünschen. Wenn noch ein Rest von Fremdheit zwischen ihnen gewesen wäre, solchem Frühlingsmorgen mußte er weichen. Sie wußte ja, daß er gehen wolle, vielleicht für lange

Zeit. Es beschlich sie etwas wie eine bange Ahnung davon, daß man sich so nicht wiedersehen würde, daß dies den Abschluß bedeute ihrer und seiner Kindheit. Da sollte er wenigstens nicht einen unangenehmen Eindruck von ihr mit fortnehmen.

„Wir werden uns also in nächster Zeit nicht sehen, Thekla," sagte er, ermutigt durch ihren freundlichen Blick. „Vielleicht lange nicht sehen! Wirst du . . ." Er zögerte, denn es war auf Frau von Lüdekinds Wunsch schon vor einiger Zeit ausgemacht worden, daß sich die Kinder nicht mehr duzen sollten. „Wirst du noch manchmal an mich denken?"

Sie sah ihn ehrlich und ganz ohne Scheu an: „Ja, das werde ich gewiß tun!"

„Und ich werde immerwährend an dich denken, Thekla!" rief er. Seine Stimme zitterte.

Sie gingen dem Hause zu. „Soll ich dir beim Blumenpflücken helfen?" fragte er, mit den Blicken flehend, daß sie dieses Zusammensein verlängern möge.

„Ich danke dir, Gabriel. Ich habe genug Blumen. Es ist für Vaters Bild. Die Mutter stellt jeden Tag einen frischen Strauß davor."

„Und, Thekla, willst du nicht . . . ." begann er und räusperte sich. „Willst du mir nicht ein Andenken mitgeben an dich?"

Sie blieben beide stehen. Thekla senkte den Scheitel. „Ich habe nichts, Gabriel!" sagte sie aufrichtig betrübt. Aber gleich darauf kam ihr ein Einfall. „Hier nimm ein paar Blumen!" Damit begann sie flink einzelne Blüten aus ihrer Schürze hervorzusuchen und wand sie zusammen. „Sie werden freilich welken; aber du kannst sie ja auch einpressen in ein Buch, wenn du durchaus ein Andenken haben willst."

Sie reichte ihm das einfache Sträußchen mit lächelndem Munde. Gabriel war so verwirrt durch ihre Güte, daß er nur mit bebender Hand die Gabe hinnehmen konnte. Ein heißes Begehren war plötzlich in ihm aufgestiegen, sie, wie sie so vor ihm stand, in die Arme zu nehmen und zu küssen, wie er es in der Kinderzeit getan. Aber er hielt an sich. Auch er fühlte es deutlich, die Kinderzeit war für sie beide unwiederbringlich dahin. Die vor ihm stand, war kein Kind mehr. Es war etwas an ihr, das ihm Scheu einflößte.

Ziemlich kleinlaut sagte er nur: „Ich danke, Thekla! Ich werde deine Blumen pressen. Lebe wohl! Ich gehe jetzt.“ Damit lüftete er den Hut. Innerlich war er wütend auf sich, daß ihm zum Abschied nichts Eindrucksvolleres eingefallen war.

An der Hausecke blieb er noch einmal stehen und sah sich um. Da stand sie auf dem Kieswege. Mit der einen Hand hielt sie die blaue Schürze, mit der anderen deckte sie die Augen gegen die blendende Sonne. Sie nickte ihm zu.

* * *

Theklas Einsegnung hatte stattgefunden. Gleichzeitig war das Ende ihrer Schulzeit herangekommen. Wenigstens hatte das junge Mädchen das, was der vorschriftsmäßige Lehrplan verlangte, nach Aussage ihres Abgangszeugnisses vollständig in sich aufgenommen.

Aber die Vorsteherin hätte sie gern noch länger behalten. Fräulein Zuckmann trug sich nämlich mit der Absicht, aus den begabtesten Schülerinnen der ersten Klasse eine Art Selekta zu bilden. Diese auserwählten Mädchen sollten freiwillig noch ein oder zwei Jahre lang weiter zur Anstalt kommen und eine Reihe von

Aufgaben und Stoffen durcharbeiten, die sonst nicht im Rahmen des gewöhnlichen Unterrichts behandelt wurden. Wer sich dazu befähigt zeigen würde — so war der Plan —, sollte später in den kleinen Klassen selbst Unterricht erteilen dürfen.

Thekla war für diesen Plan begeistert. Sie konnte sich nicht an den Gedanken gewöhnen, die Schule, der sie sechs Jahre lang angehört hatte, plötzlich und für immer verlassen zu sollen. Sie vermochte sich das Leben einfach nicht vorzustellen ohne die Pflichten, die sie so lieb gewonnen hatte.

Ihre Freundin Lilly lachte sie aus. Jetzt, wo man eine Dame war, wo endlich das schreckliche Backfischtum für immer überwunden war, noch einmal zur Schule gehen und sich mit dem dummen Zeuge herumschlagen! — Das sollte Thekla doch lieber solchen Mädels überlassen wie den Kalkmeyerschen Zwillingen; die waren häßlich genug dazu. Aber für sie beide hieß es doch nun, ans Ausgehen denken.

Thekla stieß mit ihrem Plane, Fräulein Zuckmanns Selekta zu besuchen, auch noch bei anderen auf Widerstand. Frau von Lüdekind behauptete, davon sei bei Lebzeiten ihres Gatten niemals gesprochen worden, und sie könne die Verantwortung nicht auf sich nehmen, etwas zuzulassen, was möglicherweise Eberhardt nicht gebilligt haben würde. Man müsse deshalb des Vormunds Ansicht hören.

Finanzrat Sänger hatte manches Wort zu der Angelegenheit zu sagen. Es wäre die Frage, meinte er, ob es überhaupt gut sei, daß ein junges Mädchen mehr lerne, als durch die Schulbehörde vorgeschrieben. Er beleuchtete den Gegenstand von verschiedenen Seiten, erwog die Gründe für und wider, gab aber sein End-

urteil schließlich dahin ab, daß in unserer Zeit die Mädchen eher zu viel als zu wenig lernten, allzu große Gelehrsamkeit die echte Weiblichkeit gefährde, und drittens — und für ihn das Ausschlaggebende —, daß man die Meinung des Verstorbenen hierzu nicht erfahren könne. Darum sei es angezeigt, ehe man etwas tue, was nicht in seinem Sinne sein möchte, von dem ganzen Plane abzusehen.

Thekla war sehr betrübt über die Wendung, die ihre Sache nahm. Es lag ihr wirklich gar nicht so viel daran, gelehrt zu werden; ihr kam es vor allem darauf an, Fräulein Zuckmann, der sie für so vieles dankbar zu sein hatte, einen Gefallen zu erweisen. Sie wußte, daß von ihrem Zutritt oder Wegbleiben das Zustandekommen der Selekta — zu der sich nur wenige gemeldet hatten — abhängig gemacht war. Der Gedanke, ihrer Lehrerin eine Enttäuschung zu bereiten, war ihr schrecklich. Und doch hatte sie gar keinen Einfluß darauf; ihre Mutter und der Vormund entschieden darüber.

In ihrer Bedrängnis wandte sie sich an Tante Wanda. Wenn hier jemand helfen konnte, so war sie es.

Wanda Lüdekind hörte die Nichte ziemlich gelassen an; als Thekla aber berichtete, was der Vormund gesagt habe, verfärbte sie sich. Es war Wandas Eigentümlichkeit, leicht die Farben zu wechseln. Hier war eine ihrer empfindlichsten Seiten berührt worden.

Tante Wanda fand nämlich, daß dem Manne in der Welt so wie so viel zu viel Gewalt eingeräumt sei. Überall war die letzte Entscheidung in die Hand der Männer gelegt. Und wie sie meist ausfiel, sah man ja an den tausend Dummheiten und Ungerechtigkeiten, die jeden Augenblick geschahen. Hier wieder solch ein Fall! Hatte einmal ein Mädchen einen vernünftigen Wunsch —

auch eine Seltenheit —, so war sofort ein Mann da, ihr den zu untersagen. Sie kochte. Sofort wollte sie zu Theklas Mutter gehen, bei der sie lange nicht gewesen, um ihr zu sagen, daß Finanzrat Sänger sich nicht in die Angelegenheiten Theklas zu mischen habe, die ihr Patenkind sei.

In so aufgebrachter Laune trat Fräulein von Lüdekind zur Abendstunde bei ihrer Cousine ein. Die Witwe ahnte nichts Gutes; wenn Tante Wandas Wangen diese abgezirkelten roten Flecke zeigten, wobei ihr feines Näschen völlig weiß wurde, dann war Sturm im Anzuge. Außerdem paßte ihr der Besuch in diesem Augenblicke gar nicht. Finanzrat Sänger war bei Arthur oben und konnte jede Minute herabkommen. Die beiden, Wanda und Sänger, würden gewiß Streit beginnen. Auch war es der Witwe aus verschiedenen Gründen nicht recht, wenn die Cousine von des Finanzrats häufigem Hiersein Kenntnis erhielt.

Wanda Lüdekind ging, wie es ihre Gewohnheit war, ohne Umschweife auf ihr Thema los. Thekla, die sich bescheiden entfernen wollte, mußte bleiben, denn um Thekla handelte es sich ja gerade.

Frau von Lüdekind hatte in dieser Frage eine eigene Meinung nicht. Aber wie die meisten unselbständigen Naturen schwebte sie in steter Angst, jemand könne sie zu etwas überreden. So auch hier. Vorher hatte sie sich noch gar nicht schlüssig gemacht, was nun eigentlich mit dem Mädchen werden solle. Als sie nun aber sah, daß Wanda Lüdekind für Theklas Idee eingenommen sei, war sie dagegen, nur um jener nicht den Triumph zu gönnen, ihren Willen durchgesetzt zu haben.

„Du solltest froh sein, Ernestine, daß deine Tochter etwas lernen will," sagte Tante Wanda. „Überhaupt,

daß sie einen selbständigen Gedanken hat und ihn sogar auszusprechen wagt, das ist schon etwas bei einem Mädchen von heute!"

„Ich lege ihr ja auch gar nichts in den Weg," erwiderte die Mutter. „Im Gegenteil! Ich habe mir das wohl überlegt und mit einem guten Bekannten auch schon darüber gesprochen. Es wird alles für ihre Ausbildung geschehen, was bei jungen Damen unseres Standes üblich ist. Thekla wird Malstunde erhalten, im Klavier soll sie sich weiterbilden . . . ."

„Hör auf!" rief Wanda. „Um Gottes willen, hör auf! Der ganze Jammer der höheren Töchtererziehung! Und damit soll das arme Kind da genudelt werden, auf daß ihre famos gesunde Natur verkümmert und solch ein schreckliches Wesen, solch ein abgerichteter Papagei aus ihr werde, wie die anderen dummen Dinger sind. Dann adieu, herrliche Natürlichkeit!"

Thekla, die dabei saß, hörte mit Staunen zu. Also die Tante fand, daß sie eine „famos gesunde Natur" und „herrliche Natürlichkeit" besitze. Sie hatte bisher keine Ahnung davon gehabt, daß man ihr solche Eigenschaften zutraue.

„Leute, die was von Erziehung verstehen, sind auch ganz meiner Meinung," sagte die Witwe beleidigt. Der Ton, den die Cousine anschlug, reizte sie.

„Für mich kommt es darauf an, was Thekla selbst will," erwiderte Wanda. „So jung sie ist, bleibt sie für sich selbst verantwortlich. Wir Frauen können gar nicht zeitig genug anfangen, uns in der Selbstverantwortung zu üben. Hindert man Thekla an diesem Entschlusse, so tut man ein großes Unrecht an ihr. Das ist meine Ansicht in der Sache."

Wieder hörte Thekla mit Staunen, welche Auslegung

die Tante ihren Wünschen gab. Wahrlich, an so große Dinge hatte sie dabei gar nicht gedacht! Aber es erwärmte sie doch und machte sie stolz.

Übrigens trat das, was Frau von Lüdekind die ganze Zeit über befürchtet hatte, ein: Finanzrat Sänger kam nun wirklich.

Mit selbstbewußtem, sogar ein wenig spöttischem Lächeln verneigte er sich vor Wanda Lüdekind, als wolle er sagen: ‚Sehen Sie, mein Fräulein, früher haben Sie in diesem Hause die erste Violine gespielt, nun sind andere daran. Die Zeiten ändern sich eben!‘ —

Wanda gehörte zu den Menschen, die ungemein starke Antipathien und Sympathien haben. Sie liebte ihre Freunde mit einer gewissen bewußten Blindheit; an den Leuten, die sie nicht leiden mochte, aber gab es für sie auch kein gutes Haar. Sänger war einer von den Menschen, die ihr von Grund der Seele zuwider waren. Alles an ihm reizte sie zum Widerspruch. Seine Erscheinung: diese Mischung von philiströser Beamtenwürde und erkünstelter Jugendlichkeit. Die geckenhafte Kleidung. Die umständliche Art, sich auszudrücken. Die burschikos gezierten Bewegungen, und über alledem ausgegossen das arrogante Selbstbewußtsein eines Mannes, der sich für elegant, liebenswürdig und geistreich hält. Wanda war den Männern im ganzen nicht hold; aber sie mußte sich doch eingestehen, daß sie notwendig seien, ja sie gab sogar zu, daß einige von ihnen wirklich gut und tüchtig sein konnten. Aber dieser Mensch stellte gewissermaßen den Extrakt dar von allem, was ihr den Mann widerwärtig und verhaßt machte. Sänger war in ihren Augen geradezu eine unerlaubte Persönlichkeit. Sie mußte alle ihre Erziehung zusammennehmen, ihm nicht ihren Abscheu ganz ungeschminkt zu zeigen.

Gleichsam um zu beweisen, wie gefestigt seine Stellung hier sei, zog der Finanzrat das Zigarrenetui aus der Brusttasche und fragte: „Sie gestatten doch wohl, Frau Ernestine?" Die Witwe gestattete, obgleich sie gewünscht hätte, daß er sich in Gegenwart von Wanda Lüdekind nicht solche Freiheiten herausnehme.

Mit einem kleinen, verlegenen Lachen sagte sie zu Wanda: „Der Herr Finanzrat kommt manchmal nach Arthur sehen. Ich bin ihm sehr dankbar dafür!" Sie sprach dann weiter über Arthurs Fleiß und wie er sich neuerdings anstrenge, um zu Michaelis ein möglichst gutes Examen zu bestehen.

„Wenn er so weiter macht, garantiere ich Ihnen wenigstens eine 2a," meinte Sänger, sich auf den Hacken wiegend, während er die Hände in den Taschen seines kurzen Röckchens vergrub.

„Wie ich Ihnen schon oft gesagt habe, Frau Ernestine, Arthur ist gar nicht auf den Kopf gefallen. Daß er bisher nicht viel geleistet, liegt einfach daran, daß ihm die rechte Direktion gefehlt hat. Ich fürchte, mein verstorbener lieber Freund war etwas — wie soll ich sagen, um keinen verletzenden Ausdruck zu wählen — er war etwas zu nachsichtig gegen den jungen Mann. Übrigens ein sehr verzeihlicher Fehler! Als unbeteiligter Dritter trifft man doch vielleicht eher das Richtige. Jedenfalls ist der junge Mensch jetzt auf dem rechten Wege. Sie haben nichts zu befürchten um seinetwillen, Frau Ernestine, wenigstens so lange es mir gestattet bleibt, ein wenig die Kontrolle über ihn auszuüben." Damit klopfte er mit selbstgefälliger Miene die Asche in den nächsten Becher.

Frau von Lüdekind blickte besorgt nach dem alten Fräulein.

„Wir werden ja sehen, was der Erfolg sein wird,“ sagte Wanda Lüdekind nur.

„Wovon der Erfolg, gnädiges Fräulein?“ fragte Sänger und betonte dabei jede Silbe. Er spannte längst auf den Augenblick, mit Tante Wanda anzubinden; sein ganzer Vortrag war darauf berechnet gewesen.

Wanda Lüdekind wollte sich nicht zu einem Streit verführen lassen. Sie kannte sich selbst leidlich gut und wußte, daß sie leicht hitzig wurde. Es lag ihr gar nichts daran, sich heute mit Sänger zu streiten. Um Theklas willen war sie hier, Theklas Sache wollte sie in Ordnung bringen.

Sie sann noch nach, was sie antworten solle, als die kleine Agnes ins Zimmer gestürmt kam und direkt auf den Onkel Vormund zueilte, um ihn zu umarmen.

Agnes befand sich in jenem Stadium der Entwicklung, das für Mädchen am ungünstigsten ist. Ihre Kindesschönheit hatte sie eingebüßt, und dafür war noch kein Ersatz da. Sie erschien fast geschlechtslos mit ihrer flachen Brust und den knabenhaft eckigen Gliedmaßen. Verlegen sein zu müssen über ihre nackten Arme und den bloßen Hals hatte sie noch niemand gelehrt. Ohne es zu wissen, bot sie in all ihren Widersprüchen einen beinahe komischen Anblick.

Sänger hatte von jeher mit Agnes auf Neckfuß gestanden. Mit der minder dreisten Thekla war ihm das nie gelungen. Aber für die kleine Agnes war er der spaßhafte Onkel, mit dem man sich jede Albernheit erlauben durfte. Sie ritt auf seinen Beinen, versteckte ihm das Taschentuch und kitzelte ihn. Er rächte sich dadurch, daß er ihr Grimassen schnitt, sie in die mageren Arme kniff oder sie einfach festnahm und abküßte. Auch heute gab es wieder solchen Kampf, der damit endete,

daß der Finanzrat erhitzt in einem Lehnstuhle saß, vor sich zwischen den Knien die lachende und kreischende Agnes, die er an den Knöcheln festhielt, während sie, wehrlos gemacht, ihm auf die Platte pustete, was er, wie sie wußte, gar nicht vertragen konnte.

Frau von Lüdekind, die solche Schäkereien sonst als harmlosen Spaß duldete, war heute Tante Wandas wegen etwas strenger. Sie befahl Agnes, gute Nacht zu sagen und zu gehen. Es zeigte sich jedoch, daß das Mädchen keine besondere Eile hatte, dem mütterlichen Wunsche nachzukommen. Schon mußte mit Strafe gedroht werden, als Thekla eingriff.

„Ich gehe mit und bringe dich zu Bett, Nes!" — so war des Kindes Kosename —; damit nahm sie die kleine Schwester an der Hand, die ihr willig folgte.

Wanda war es recht, daß Thekla gegangen. Denn sie war entschlossen, nunmehr die Zukunft ihrer Nichte mit Mutter und Vormund durchzusprechen. Sie sagte es rund heraus, daß sie es für durchaus zweckmäßig halte, wenn Thekla noch ein paar Jahre in Verbindung mit der Schule bleibe, und daß es sie freuen würde, wenn Thekla etwas Tüchtiges erlerne, vielleicht gar das Examen als Lehrerin ablege.

„Das hat sie doch wirklich nicht nötig!" rief Frau von Lüdekind entsetzt.

„Gerade weil sie es nicht nötig hat, halte ich es für gut und nützlich für sie. Für uns Frauen der sogenannten besseren Kreise sind die Jahre nach der Konfirmation die gefährlichsten. Man verlernt das bißchen, was man als höhere Tochter gelernt, denkt an allerhand Tand und Unsinn. Dabei wird der Kopf leer und das Herz arm. Ich dachte, Thekla wäre für was Besseres bestimmt als für solchen übertünchten Müßiggang!"

Die Witwe wußte, daß sie gegen Wanda Lüdekind, deren geistige Überlegenheit sie mehr ahnte als anerkannte, nicht aufkommen könne; hilflos sah sie sich nach dem Vormund ihrer Kinder um.

Finanzrat Sänger war der Unterhaltung der beiden Frauen mit ironischem Lächeln gefolgt. Hier, wo es sich um eine Frauenangelegenheit handelte, war er sich seiner Überlegenheit voll bewußt, denn alles, was in dieses Fach schlug, betrachtete er als seine Spezialität.

Jetzt durch Frau von Lüdekind direkt um seine Ansicht angegangen, räusperte er sich zunächst, legte die Zigarre weg und fragte: „Wenn einmal die Prinzipienfrage aufgeworfen wird, dann sehe ich mich genötigt, folgendes zu sagen: Es ist nicht der Lebenszweck der Frau, über das ihr von der Natur gesteckte Ziel hinauszustreben. Es würde zu weit führen und würde auch nicht einmal für Damenohren ganz passend sein, wollte ich auseinandersetzen, weshalb alles dafür spricht, daß die Frau von Natur nicht zur Selbständigkeit bestimmt ist."

Jedes Wort, das er sprach, reizte Tante Wanda, aber sie dachte an Thekla und nahm sich zusammen. „Was hat denn das mit unserem Fall zu tun?" fragte sie nur.

„In unserem Fall hat das zu bedeuten: Ein junges Mädchen, das, wie unsere Thekla, das Glück genießt, in günstigen, wenn auch nicht glänzenden Verhältnissen geboren zu sein, welches ferner das Glück genießt, die Mutter zu besitzen" — damit verbeugte er sich nach der Witwe hin —, „das mit einem Worte eine Heimat hat, wenn auch das Familienoberhaupt leider allzufrüh abgerufen worden ist: ein solches junges Mädchen würde unrecht tun, wollte es den gesicherten Port im Schoß der Familie, diesen großen Vorteil, aufgeben. Denn

es ist und bleibt nun einmal wahr: das junge Mädchen gehört in die Familie."

„Thekla würde auch gar nicht der Familie entfremdet werden," sagte Wanda und wunderte sich dabei über die Ruhe, die sie zu heucheln verstand.

„Doch!" erklärte Sänger mit Gewicht. „Es ist eine alte Erfahrung: Frauen, die sich auf ein Gebiet begeben, das von Gottes und Rechts wegen dem Manne gehört, ich meine also die ganze Klasse der emanzipierten Frauen, bekommen etwas Unweibliches. Der feinste Duft edler Weiblichkeit wird von ihnen abgestreift. Solche Frauen passen dann nicht mehr für das Familienleben. Erfahrungsgemäß bekommen sie auch äußerst schwer einen Mann."

„Ja, ist denn das aller Mädchenerziehung höchstes Ziel, für den Mann abgerichtet zu werden?" konnte sich Wanda Lüdekind nicht enthalten auszurufen. Sofort aber bereute sie ihre Bemerkung, als sie Sängers höhnische Miene sah.

„Gewiß, Sie haben ja insofern recht, gnädiges Fräulein, nicht jedes Mädchen bekommt einen Mann, und nicht jeder Mann nimmt sich eine Frau, wie man zum Beispiel an uns beiden sieht. Aber immerhin werden Sie zugeben, daß die Ehe das Normale ist und der ledige Stand die Ausnahme. Darum soll eine junge Dame so erzogen werden, daß kein Blaustrumpf aus ihr wird, sondern daß sie womöglich ihren Mann einmal glücklich macht."

„Und so niedrig schätzen Sie also den Mann ein, daß Sie annehmen, eine Gans wird ihn glücklicher machen als eine Frau, die etwas aus sich gemacht hat!" rief das alte Fräulein und lachte wild auf.

„Darüber will ich mich nicht mit Ihnen streiten, Fräulein von Lüdekind. Die Frage ist mir nämlich zu

heikel. Ich glaube, wir haben darin beide zu wenig Erfahrung. Aber hier" — damit wieder eine Verbeugung gegen die Witwe — „haben wir eine Mutter. Ihre Ansicht, gnädige Frau, ist schließlich die ausschlaggebende."

Frau von Lüdekind war dem Wortwechsel mit gemischten Gefühlen gefolgt. Für sie gab es keine Prinzipien. Auch dachte sie niemals weit über das Nächstliegende hinaus. Jede Entscheidung zerfiel für sie in eine Unsumme von kleinen persönlichen Einzelfragen, die ihr schließlich viel wichtiger waren als das Ganze."

In diesem Augenblicke lag ihr daran, daß die beiden, Sänger und Wanda Lüdekind, sich nicht verfeindeten, und vor allen Dingen, daß Wanda sich nicht allzusehr gekränkt fühle. Denn wenn sie selbst auch im Herzen auf seiten Sängers stand, dessen Ansicht sie unbesehen für die richtige hielt, so sagte sie sich doch anderseits, daß man es mit Tante Wanda nicht ganz verderben dürfe. Wer konnte Wanda denn hindern, im frischen Ärger eine Testamentsveränderung vorzunehmen? —

Sie versuchte daher dem Gespräche eine etwas harmlosere Färbung zu geben. Ihr Wunsch sei nur der, sagte sie, ihr Kind so viel wie möglich bei sich zu haben. Deshalb würde sie es am liebsten sehen, wenn Thekla den Unterricht, den sie noch brauche, wie Klavier, Singen, Tanzen, möglichst im Hause genieße oder wenigstens unter ihrer direkten Aufsicht.

„Bravo, so spricht eine Mutter!" rief Sänger. „Man muß nur an den Takt einer echten Frau appellieren, so bekommt man gewiß die richtige Antwort!" Dabei warf er einen triumphierenden Seitenblick auf das alte Fräulein. Der Hieb hatte gesessen.

Wanda Lüdekind verfärbte sich, weniger aus Ärger über die Malice als aus wirklichem Gram darüber, daß

sie Theklas Sache so gut wie verloren sah. Sie wandte sich an ihre Cousine. „Ich weiß ja, Ernestine, daß mich das streng genommen nichts angeht, du hast die Erziehung deiner Kinder zu leiten; du ganz allein . . .“

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, daß ich unterbreche,“ ließ sich hier Sänger vernehmen, „aber ich muß diesen Irrtum richtigstellen. Auch ich habe ein Wort mitzusprechen in solchen Fragen, obgleich natürlich nur im Einvernehmen mit der Mutter. Der Verstorbene hat mir nun mal die Ehre angetan, mich zum Vormund seiner Kinder zu ernennen.“

Am liebsten hätte Wanda Lüdekind erwidert: ‚Ja, leider hat mein Vetter diese größte aller Dummheiten begangen!‘ Sie schluckte jedoch auch das herunter, und immer wieder sich nur an die Cousine wendend, als ob der Mann da Luft für sie sei, fragte sie: „Ich will von dir eine Antwort, Ernestine. Was hast du vor mit Thekla? Willst du ihr erlauben, sich zu einem Menschen zu entwickeln, oder soll sie eine Puppe werden, wie die anderen? Du als Mutter hast allein die Verantwortung. Ich würde dir's sehr verdenken, wenn du dir dein Recht durch irgendwen verkümmern ließest.“

„Ach, weißt du was, Wanda!“ gab die Witwe zur Antwort, der die Fragestellung unbequem war. „Ich glaube, du übertreibst etwas! Wir meinen es doch allesamt gut mit Thekla. Ich denke mir, es ist das beste, wenn es mit Thekla genau so gehalten wird, wie mit uns allen. Ich habe kein Examen gemacht und du auch nicht, und wir sind doch ganz gut durchs Leben gekommen. Warum soll denn mit Thekla durchaus eine Ausnahme gemacht werden? Ich wünsche mir gar keine gelehrte Tochter. Das würde auch schließlich nicht im Sinne meines guten Eberhardt sein. Und

ich muß mich doch nach dem richten, was er gewollt hat!“

„Bravo, bravo!“ applaudierte Sänger. „Jetzt haben Sie das lösende Wort gefunden, Verehrte! Der Wille unseres verehrten Freundes muß den Ausschlag geben. Und hierin wenigstens wird uns Fräulein von Lüdekind, dessen bin ich sicher, nicht widersprechen.“

„Allerdings widerspreche ich! Gerade dem widerspreche ich!“ rief Wanda und blickte ihn mit tiefleuchtenden Augen an. „Eberhardt würde auf meiner Seite stehen, wenn er unter uns wäre, und nicht auf der euren.“

„Das ist billig zu behaupten, aber beweisen können Sie das nicht!“

„Was wissen denn Sie von Eberhardt?“

„Vielleicht ebensoviel, wenn nicht mehr als Sie, mein Fräulein! Ich darf mich rühmen, sein Freund gewesen zu sein. Und außerdem haben wir hier einen klassischen Zeugen: seine Witwe.“

„Ach!“ machte Wanda Lüdekind nur, mit einer abwehrenden Bewegung, als könne sie nicht ausdrücken, was sie auf dem Herzen habe.

„Ich muß allerdings sagen,“ mischte sich hier Frau von Lüdekind ein, „ich glaube auch, Eberhardt würde dir nicht beistimmen, Wanda. Obgleich wir ja leider niemals darüber gesprochen haben bei seinen Lebzeiten.“

„Und du willst behaupten, du hättest deinen Mann geliebt, wenn du nicht einmal weißt, wie er über diese wichtigsten Dinge gedacht hat!“ rief Wanda Lüdekind außer sich. „Haarklein will ich dir von jeder Sache sagen, wie Eberhardt sie gewollt hat. Ihr anderen habt eben keine Ahnung von seinem innersten Wesen!“

„Das muß ich denn doch sagen! In Gegenwart seiner Witwe wollen Sie das aufrecht erhalten?“

„Ich weiß, was mir der Verstorbene gewesen ist,“ erwiderte Wanda stolz. „Und wenn ich hier über seine Denkweise belehrt werden soll, so lache ich. Er hatte seine schwachen Seiten; ich kannte sie besser als irgendwer. Aber Engigkeit war niemals seine Schwäche.“

„Ich kann mir nicht helfen, das nenne ich Pietätlosigkeit!“ rief Sänger.

„Nein, Pietätlosigkeit ist es nicht, sondern ganz etwas anderes,“ erwiderte das alte Fräulein, bitter lachend, und erhob sich. „Ganz etwas anderes. — Jeden Morgen Blumen vor Eberhardts Bild stellen ist keine Kunst. In seinem Geiste und Sinne leben, das wäre schon eher etwas. Aber vieles, was hier vorgeht, ist gewiß nicht nach seinem Herzen.“

„Du wirst doch so nicht gehen!“ rief Frau von Lüdekind, die schon wieder die Sorge plagte, Wanda könne dauernd gekränkt sein.

Aber das alte Mädchen war bereits auf dem Wege.

IV.

Es war eine herbe Enttäuschung für Thekla, als sie durch ihre Mutter erfuhr, daß ihr Wunsch verworfen sei. Natürlich gab es gegen diese Entscheidung keine Auflehnung. Sie hatte sich darein zu schicken, was die Mutter mit dem Vormund für gut befand, aber es bemächtigte sich ihrer doch etwas wie Verstimmung gegen die Erwachsenen. Sie fühlte heraus, daß man ihr nicht gerecht geworden sei. Und jedes Kind empfindet Ungerechtigkeit besonders bitter. Zum ersten Male kam ihr zum vollen Bewußtsein, daß sie verwaist sei. Welch unersetzlichen Verlust hatte sie durch den Tod ihres guten Vaters erlitten! —

Als Frau von Lüdekind sah, daß sich Thekla die abschlägige Entscheidung tiefer zu Herzen nahm, als erwartet, wurde ihr Mitleid rege. Sie war gutmütig und vermochte in ihrer Umgebung ein vergrämtes Gesicht nicht zu ertragen. Sie betrieb es, daß Thekla nun wenigstens Unterricht im Malen und in der Musik erhielt, wie ihr in Aussicht gestellt worden war. Später sollte dann auch noch das Tanzen dazu kommen, das jetzt, wo das Trauerjahr noch lief, für nicht passend gehalten wurde.

Es wurde der Witwe nicht leicht, sich in der Lehrerfrage zu entscheiden. Der Rat des Vormundes ward angerufen, und Sänger, der sich auf sein Kunstverständnis gern etwas zugute tat, erklärte sich bereit, auch die Regelung dieser Angelegenheit in die Hand zu nehmen. Er brauchte lange Zeit zur Prüfung der Bewerber. Endlich kam er mit einem ältlichen Fräulein für Klavier und mit einem Greise, der den Titel Professor führte, für Zeichen- und Malunterricht an. Er behauptete von ihnen, sie seien „Kapazitäten". Beide hatten das gemeinsam, daß ihre Art zu unterrichten äußerst umständlich und altmodisch war, und daß sie bei ihren Schülern Interesse, Eigenart und Lust zur Sache sehr bald durch die eigene hoffnungslose Temperamentlosigkeit völlig lahm legten.

Thekla gab sich redliche Mühe. Aber sie merkte mit der Zeit, daß sie nicht vorwärts komme. Die Fingerfertigkeit, die man ihr beibrachte, für etwas Echtes zu nehmen, war sie zu ehrlich. Daß die Lehrer, welche man ihr gegeben, Stümper seien, die jedes Talent verderben mußten, ahnte sie nicht.

Sie hatte viel freie Zeit übrig, mit der sie in der Regel nichts rechtes anzufangen wußte. Das Spielen im Garten gab es nun auch nicht mehr. Die einzige Unterhaltung, die sie hatte, waren die Ausfahrten, welche sie in

Gesellschaft der Mutter und des Vormunds unternahm. Freilich, da war auch nicht viel Zerstreuung dabei, in einem Mietwagen stundenlang auf staubiger Landstraße einhergezogen zu werden. Sie hätte viel lieber ihre jungen Gliedmaßen gerührt, wäre am liebsten jedem Schmetterling nachgesprungen; jede bunte Blume, wenn sie auch im dichten Getreidefelde oder auf sumpfiger Wiese stand, bedeutete eine Versuchung für sie. Warum konnte man nicht zu Fuß gehen? Auf die Berge, durch den Wald! Oder nach dem See, wo Kähne lagen, auf denen sie andere junge Menschen rudern sah.

Aber Finanzrat Sänger hielt dergleichen für unpassend, er eiferte gegen Tennis und Radeln, Dinge, die man in seiner Jugend nicht gekannt hatte. Dagegen war das Ausfahren im Mietswagen nach seinem Geschmacke. Das schien ein sicheres, solides und bequemes Fortkommen. Wenn es regnete, konnte man den Wagen ganz schließen lassen, und gegen die Sonne schützte das Halbverdeck. Wenn Bedürfnis dazu vorlag, wurde angehalten und ein wenig ausgestiegen. Dann bot er der Witwe höflich den Arm und schritt, den Überzieher auf dem Arme, mit behutsam kleinen Schritten voran; weil er sich einbildete, ein kleiner Fuß sei noch modern, trug er knappes Schuhwerk. Hinter ihnen ging Thekla. Das Vorauseilen oder gar das Springen über Gräben und das Streifen auf Nebenwegen war ihr streng untersagt.

Kehrte man ein, so geschah es wohl, daß sie für eine Familie angesehen wurden: Vater, Mutter und Kind, worüber die Witwe stets errötete, Thekla sich im stillen ärgerte, während Sänger den Irrtum ganz gern zu sehen schien.

Thekla hegte gewiß allen Respekt vor ihrem Vormund, aber sie fand ihn manchmal recht herzlich lang-

weilig. Sie begriff ihre Mutter nicht, die sich am Schlusse einer solchen Ausfahrt stets aufs lebhafteste bei ihm bedankte und auch von Thekla verlangte, daß sie ihm Dank abstatte für das „Opfer", das er ihnen gebracht. Sänger pflegte solchen Dank freundlichst anzunehmen und meinte, es sei seine Pflicht und eine „sehr angenehme Pflicht", die Damen zu „zerstreuen".

So ging der Sommer hin. In ein Bad reiste man nicht, obgleich Doktor Beermann davon gesprochen hatte. Die Witwe erklärte, sie vermöge sich jetzt noch nicht vom Grabe ihres Gatten zu trennen.

Thekla schien es, als sei die Zeit noch nie so geschlichen wie jetzt, wo sie soviel Zeit für sich hatte. Sie fühlte das Bedürfnis nach Tätigkeit. Gelegentlich ging sie in die Küche und half dort. Aber die Köchin, in der Angst, das gnädige Fräulein könne ihr ein Gericht verderben, überließ ihr nur ganz leichte Sachen. Im übrigen duldete sie als echter Küchendrache solchen Besuch nur, wenn er ihr paßte, und verstand es, selbst die Tochter des Hauses hinaus zu komplimentieren. Mit Jungfer und Stubenmädchen ließ sich Thekla nicht ein; die beiden nutzten jede Intimität sofort aus und wurden aufdringlich. Anders schien darüber Arthur zu denken. Er unterhielt sich in Abwesenheit der Mutter gern mit der Jungfer, einem niedlichen, kokett gekleideten Dinge; und wie man aus dem Geflüster und Gekicher schließen konnte, wurde dabei allerlei Kurzweil getrieben. Thekla schämte sich für ihren Bruder, daß er sich mit einer gewöhnlichen Zofe in Vertraulichkeiten einließ.

Am meisten noch hatte Thekla von dem Verkehr mit der alten Hanka. Die saß den ganzen Tag in der Plättstube, eine Näharbeit, die niemals fertig wurde, im Schoße; denn Hanka brachte mit ihren schwachen

Augen und den zitterigen Händen nichts mehr zustande. Die anderen Dienstboten nannten sie die „wendische Eule". Und in der Tat, mit ihrer Brille, der scharf gebogenen Nase und der aufgeplusterten Haube sah die Greisin diesem drollig würdevollen Vogel nicht ganz unähnlich.

Thekla saß gern bei ihr. Sie liebte die altmodischen Geschichten der Wendin. Alle Personen, die in Hankas Leben eine Rolle gespielt, waren ihr vertraut. Menschen, die sie mit Augen niemals gesehen hatte, die aber durch die drastische Schilderung der Alten völlig lebendig vor der Phantasie des Kindes standen.

Hankas Lebenslauf glich einem reichlich mit Schrecknissen und Abenteuern gespickten Romane. Ihr Mann war ein Tunichtgut gewesen und hatte sie mit einem ganzen Haufen kleiner Kinder sitzen lassen, um selbst mit einer Gauklergesellschaft auf und davon zu gehen. Auch auf einige von ihren Kindern war dieser Trieb zu unstetem Lebenswandel übergegangen. Der eine Sohn hatte es sogar bis zu fünf Jahren Gefängnis gebracht. Eine Tochter — und die war der Stolz der Mutter — war Garderobiere an einem Theater. All die Abenteuer ihres Gatten und ihrer Kinder, sowie die eigenen Erlebnisse, die Schicksale all der Menschen, welche sie als kleine Kinder auf den Armen getragen, das zusammen bildete eine große Geschichte mit unzähligen Kapiteln, Haupt- und Nebenpersonen.

In diesem Labyrinth fand sich eigentlich nur noch Thekla zurecht. Sie hatte dieses abenteuerliche Durcheinander, das die Alte ohne jede Spur von Sentimentalität mit grausamer Nüchternheit vortrug, hingenommen, so wie Kinder eben alle Eindrücke in sich aufnehmen: die biblische Geschichte wie die Mythologie, und die germanische Märchenwelt, kritiklos, als vollendete Tatsachen.

Jetzt, wo die Greisin allmählich die Personen und Ereignisse ihres eigenen Lebens zu verwechseln und durcheinander zu werfen anfing, kam ihr Thekla zu Hilfe. „Nein, Hanka, es war der Karl, der damals nach Amerika mußte, nicht der Traugott.“ Oder in einem anderen Falle: „Damals hast du aber erzählt, daß der kleine Egon sich die Nadel in den Fuß getreten hat, nicht die kleine Wally.“ So korrigierte sie das schwindende Gedächtnis der Alten aus dem, was sie selbst erst von ihr empfangen hatte. Der Schluß war dann immer, daß die Greisin mit zitterndem Haupte sagte: „Alte Leute sind zu nichts nich gutt, meine Thekla! Hanka wird gnädige Herrschaft auch bald verlassen.“

Am häufigsten sah Thekla noch Ella Bartusch von ihren Freundinnen. Ella hatte gleich Thekla zu Ostern die Schule verlassen. Doch damit sollte ihre Ausbildung nicht zu Ende sein. Ihr Vater verlangte, sie müsse mindestens das Lehrerinnenexamen bestehen. Die Mutter war dagegen, denn sie fand es unter ihrer Würde, eine Tochter zu haben, die ein Brotstudium betrieb. Auch Ella selbst, der das Lernen von jeher schwer gefallen, war nicht begeistert für den Plan. Aber viel zu verschüchtert und dem Vater gegenüber an murrloses Gehorchen gewöhnt, wagte sie es nicht, sich solchem Beschlusse zu widersetzen.

Im geheimen manche Tränen vergießend, besuchte Ella ein Seminar, in welchem junge Mädchen für den Erzieherinnenberuf ausgebildet wurden.

Ein launisches Geschick wollte es also, daß Ella, welche keine Neigung zur Weiterbildung in sich spürte, durch den väterlichen Willen gerade zu dem gezwungen wurde, was Thekla sich wünschte und was ihr untersagt worden war. Beide Mädchen seufzten, daß ihnen die

verkehrten Lose zugefallen seien, aber ihr Mißgeschick wurde zum Anlaß, sich näher zu kommen. Thekla ließ sich die Aufgaben zeigen, die Ella mit heimbrachte, und versuchte sich an ihrer Lösung. Auch all die Bücher, welche die Freundin jetzt zu studieren hatte, las sie mit durch. Und oftmals konnte sie der armen Ella helfen bei ihrer Arbeit.

Noch inniger aber verband die beiden jungen Mädchen das Interesse an den beiderseitigen Brüdern. Ella teilte Theklas Sorgen, daß Arthur abermals durchfallen könne. Thekla wiederum ließ sich von Ella ganz gern die Briefe vorlesen, die Gabriel nach Haus schrieb. Er pflegte sein Schreiben an die Schwester und nicht an die Eltern zu richten. Manches darin mochte darauf berechnet sein, zu Theklas Ohren zu gelangen. Er hatte den Entschluß gefaßt, während der Sommerferien nicht nach Haus zurückzukehren, sondern seine Freiheit zu benützen, um zu Fuß eine Studienreise durch Süddeutschland zu unternehmen. Manche Aufnahme von Baudenkmälern, in der Eile hingeworfen, legte er seinen Briefen bei. Der Vater durfte dergleichen nicht sehen, denn er würde nur von neuem über Gabriels „unausrottbaren Dilettantismus" gewettert haben. Thekla aber, der Ella diese Zeichnungen gern überließ, sammelte die Blätter mit Sorgfalt.

Auch Arthur lebte in einer ganz neuen Welt. Er sprach kaum noch von etwas anderem als von militärischen Dingen. Zum Herbst wollte er eintreten, um sein Jahr abzudienen. Die große Frage war nun: welches Regiment? Es hätte nahe für ihn gelegen, bei dem alten Regimente seines Vaters einzutreten. Aber er hatte sich's nun mal in den Kopf gesetzt, Kavallerist zu werden. Er unterhielt sich auch oft mit den Mädchen

darüber. Thekla riet zu den Kürassieren, weil sie fand, Arthur habe die passende Figur dazu. Ella hingegen wünschte, er möchte bei den Ulanen eintreten; sie meinte, die Tschapka müsse ihm ausgezeichnet zu Gesicht stehen. Ja, einmal war er ihr im Traume als schneidiger Ulanenoffizier erschienen. Doch erfuhr das einzig Thekla unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit.

Auch mit Lilly Ziegrist hatten die Beziehungen nicht aufgehört. Bei Lilly war die Mauserung vom Backfisch zur Weltdame äußerst schnell vor sich gegangen. Ihre Lieblingsthemata waren: Kleidermoden, über die sie sich durch ein französisches Damenjournal unterrichtete, Hofklatsch, in den sie durch ihren Vater, den Hofmarschall, eingeweiht wurde, und gelegentlich auch ein kleiner Skandal, den sie mit früherschlossenen Sinnen überall aufzufangen wußte. Mit der Wahrheit hatte Lilly nie auf besonders vertrautem Fuße gestanden; sie log nicht gerade grob, die Klugheit sagte ihr, daß man damit meist hereinfällt, aber sie schmückte aus. Debutieren sollte sie in der großen Welt zwar erst im Winter, aber ihre Eltern nahmen sie zur Vorbereitung auf diesen wichtigen Schritt schon jetzt in kleinere Gesellschaften mit, angeblich um das gute Kind an Menschen zu gewöhnen, damit sie ihre Schüchternheit überwinden lerne.

Im Hochsommer gingen Herr und Frau von Ziegrist mit ihrer alten Herzogin nach einer ländlichen Residenz. Dort gab es für die Tochter natürlich keinen Platz. Daher erschien Frau von Lüdekinds Vorschlag äußerst annehmbar, daß Lilly während der Abwesenheit der Eltern bei ihnen leben solle.

Thekla freute sich herzlich.

Lilly zeigte sich als der angenehmste Gast. Sie konnte liebenswürdig sein, wenn sie wollte; und hier

hielt sie das für angebracht. Denn so jung sie war, wußte sie doch schon, daß man sich selbst am besten unterhält, wenn man die Menschen, mit denen man zusammen ist, zu unterhalten versteht. Und sich zu unterhalten war Lillys Lebenszweck. Es gelang ihr wirklich, einiges Leben in das Lüdekindsche Haus zu bringen.

Man war dort gerade an dem Zeitpunkt angelangt, wo eine streng innegehaltene Trauerzeit anfängt, ihre Längen fühlbar zu machen. Ein Jahr beinahe war der Major nun tot. Die Witwe ging noch täglich an sein Grab, und sie und Thekla trugen der Augustsonne zum Trotze immer noch tiefes Schwarz. Man sah keine Gäste und nahm keine Einladung an. Aber doch eilten die Gedanken schon mit einer gewissen Ungeduld jenem Zeitpunkte entgegen, wo das Trauerjahr und sein natürlicher Zwang ihr Ende erreicht haben würden.

Die Witwe sah es daher nicht ungern, daß durch Lillys Besuch gewissermaßen die künstliche Mauer durchbrochen wurde, mit der man sich umgeben hatte. Die Ausfahrten mit dem Vormund nahmen einen etwas weniger feierlichen Charakter an. Lilly setzte es durch, daß zum Rudern und Tennisspielen Erlaubnis erteilt wurde. Sie wußte zu erreichen, was sie wollte. Selbst Finanzrat Sänger konnte ihr auf die Dauer nicht widerstehen. Am schlimmsten aber war es mit Arthur. So kurz vor dem Examen einen Gast wie Lilly im Hause! Der arme Junge verwickelte sich völlig in die Schlingen, die ihre losen Augen um ihn legten. Und was er bis dahin noch nicht an Wissen in sich aufgenommen hatte, das erlernte er in diesen schwülen Hochsommertagen sicher nicht.

Lilly schlief in Theklas Zimmer. Die Mädchen hatten sich's so gewünscht. Und Frau von Lüdekind,

die ein Fremdenzimmer für den Gast bereit gehalten hatte, fügte sich diesem Wunsche. Aus ihrer eigenen Jugendzeit wußte sie, daß eine Mädchenfreundschaft erst dann besiegelt ist, wenn man zusammen schläft.

Bis in die sinkende Nacht hinein wurde geschwätzt. Lilly wußte so unterhaltend zu plaudern. Sie war von erstaunlicher Offenheit, sprach von Dingen, an die Thekla kaum zu denken sich getraute, mit einer Gemütsruhe, die das Gewagteste selbstverständlich erscheinen ließ. Manchmal entrüstete sich Thekla und schalt die Freundin, aber Lilly wollte von „Moralpauken" nichts wissen. „So wie ich bin, bin ich nun mal!" war ihre einzige Entschuldigung.

Beim Ankleiden ging es mit großer Unbefangenheit zu. Staunend sah Thekla, was Lilly alles mit sich vornahm. Von Natur hatte sie dünnes Haar, dem sie aber durch entsprechende Behandlung den Anschein von Fülle zu geben wußte. Überhaupt war Lilly mit natürlichen Reizen nicht verschwenderisch ausgestattet. „Hübsch bin ich nicht, das weiß ich, aber ich möchte pikant sein, denn das ist viel mehr!" erklärte sie. „Gott, wenn ich deine Figur hätte, Thekla, was wollte ich anstellen! Donnerwetter, die Männer sollten stehen bleiben, mit offenem Munde!" —

Sie machte sich daran, Thekla anzuziehen, denn davon habe diese keine Ahnung. Eigenhändig behandelte sie das Haar der Freundin und baute ihr eine Frisur auf. Dann wurde eine alte Balltaille hervorgeholt, die man im Kleiderschranke von Theklas Mutter entdeckt hatte; Lilly garnierte sie mit Geschick. Thekla mußte sich's gefallen lassen, daß sie gepudert und parfümiert wurde — „wie man's macht, ehe man in Gesellschaft geht". Lilly war in höchster Ekstase über ihr

Machwerk und erklärte mit leuchtenden Augen, Thekla sähe zum Auffressen aus.

Dann verschwand sie auf einige Zeit, um auf einmal als Gigerl verkleidet wieder aufzutreten. Sie hatte dem zufällig abwesenden Arthur einen vollständigen Anzug mit allem, was dazu gehört, entwendet. Nun nahm sie eine tiefe Stimme an und spielte den jungen Mann mit ausgesprochener Kennerschaft. Ihre Liebeserklärung und ihre Küsse waren so feurig, daß Thekla geradezu erschrak und sich in plötzlich erwachtem Schamgefühl vor Lilly in das Nebenzimmer flüchtete, das sie verschloß. Als man sich später in natürlicher Tracht wiedersah, meinte Lilly, Thekla sei ein „Lamm“ und verstehe keinen Spaß.

Am Abend, ehe Lilly das Lüdekindsche Haus verlassen sollte, saß sie zur Abschiedsfeier bei Thekla auf dem Bette. Man hatte eben darüber gesprochen, wie nett die Zeit gewesen und wie schnell sie verflossen, als Lilly plötzlich vollkommen unvermittelt fragte: „Sage mal, Thekla, hat eigentlich Finanzrat Sänger deiner Mutter den Hof schon gemacht, als dein Vater noch lebte?“

Thekla sah die Sprecherin mehr verständnislos als erschreckt an.

„Jedenfalls besorgt er es jetzt gründlich. Du wärest imstande, das gar nicht zu merken, Schäfchen! Hast du die verliebten Augen nicht gesehen, mit denen er deine Mutter immer ansieht?“

Thekla setzte sich kerzengerade im Bette auf. „Du bist schlecht, Lilly!“

„Ich sage das ja nur, um dich vorzubereiten. Früher oder später wird's doch so, paß mal auf! Du kriegst einen Stiefvater, weißt du, wie Lola Britzwalk einen hat. Da verlobte sich die Mutter auch ein Jahr nach

dem Tode des ersten Mannes. Kannst du dich besinnen? Lola bekam ein neues Kleid zur Hochzeit."

„O, Lilly, du bist schlecht!" wiederholte Thekla. Ihr wurde auf einmal so furchtbar bang zumute.

Lilly fuhr unbeirrt fort: „Du müßtest meiner Ansicht nach Stellung nehmen zu der Sache. Wenigstens würde ich das tun, wenn ich an deiner Stelle wäre. Dieser Herr Sänger bildet sich zwar sehr viel ein auf seine Erscheinung, trägt enge Schuhe und färbt sich das Haar, — aber ich denke ihn mir gar nicht nett als Vater. Außerdem ist er nur bürgerlich, und deine Mutter würde ihren Hofrang verlieren. Du mußt ihn tüchtig ärgern, Thekla. — Kind, was weinst du denn?"

„Du hast deinen Vater nicht verloren, Lilly!" schluchzte Thekla.

„Ach, werde nur nicht traurig! Das nützt alles nichts. Deine Mutter hat sich ja auch schon getröstet. Du kriegst dann ein neues Kleid zur Hochzeit, wie Lola Britzwalk. Und in gewisser Beziehung denke ich es mir ganz interessant, einen Stiefvater zu haben."

„O nein, nein!" jammerte Thekla und verbarg ihr Haupt in den Kissen.

* * *

Es kam eine wunderliche Zeit für Thekla Lüdekind. Sie fing eigentlich jetzt erst an, zu begreifen, daß sie nicht mehr Schulmädchen sei. Ihre Freundin Lilly hatte wenigstens einen Lebenszweck, die wollte „pikant sein". Aber Thekla verspürte dazu weder Lust noch Begabung in sich. Und niemand war da, der ihr irgendein Ziel hätte vorstecken können, nach dem zu streben der Mühe wert gewesen wäre.

Etwas wie matte Lässigkeit kam über das Mädchen.

In der Schule war sie den Mitschülerinnen als ein Muster hingestellt worden von Fleiß, und jetzt konnte sie ganze Stunden vertrödeln mit Nichtigkeiten. Sie schlief lange in den Morgen hinein. Es gab ja nichts für sie, um deswillen es sich verlohnt hätte, aufzustehen. Wie war sie früher aus dem Bette gehüpft, freudig und gespannt dem kommenden Tage entgegen. Da hatten tausend kleine Interessen und Aufregungen gewinkt. Jetzt gab es von alledem nichts mehr. Gähnend setzte sie sich nach dem Frühstück ans Klavier und spielte zum hundert und soundsovielsten Male ihre Fingerübungen durch, oder sie stickte an dem Rückenkissen, das Mama zu Weihnachten als Überraschung bekommen sollte; das Muster war bereits im Laden vorgezeichnet. Schließlich las sie auch ein wenig. Aber die Bücher waren meist langweilig. Der Vormund hatte sie ausgesucht.

Frau von Lüdekind war überzeugt, eine gute Mutter zu sein und glaubte, der Tochter gegenüber ihre Pflichten in jeder Beziehung zu erfüllen. Sie sorgte dafür, daß die Kinder gut genährt wurden, sich reinlich hielten und jederzeit passend angezogen seien. Und auch für Geist und Gemüt wurde etwas getan. Thekla hatte eine allgemein als gut renommierte, höhere Töchterschule besucht, war konfirmiert worden, bekam Unterricht im Malen und Klavier. Jetzt sollte dazu auch noch Tanzstunde kommen; was wollte man mehr! Frau Ernestine hatte es in diesem Alter genau so gehabt. Alle Töchter aus den besseren Familien bekamen in diesem Alter Unterricht im Malen, Klavier und Tanzen. Es war das Korrekte so, und außerdem schien es auch die passendste Ausfüllung der Zeit in jenem schwierigen Alter, wo die Mädchen nicht mehr Kinder sind und doch auch nicht Damen vorstellen können. Auf diese Art

und Weise waren sie doch wenigstens auf einige Stunden des Tages untergebracht.

Arthur war nun auch fort. Er hatte zu Michaelis sein Examen gemacht, zwar auch jetzt noch nicht mit Glanz, aber für ihn war die Hauptsache erreicht: das Pennälertum hatte nun sein langersehntes Ende gefunden. Dann war er eingetreten als Freiwilliger. Er hatte sich schließlich doch für die Ulanen entschieden. Ellas Traum war also in Erfüllung gegangen.

Schlimm war es für Thekla, daß sich auch Tante Wanda nicht mehr recht um sie kümmern wollte. Das alte Fräulein hielt sich überhaupt den Verwandten fern seit der letzten stürmischen Auseinandersetzung. Thekla empfand eine gewisse Scheu vor der Tante. Sie hatte es früher gar nicht so bemerkt, daß das alte Fräulein auch unfreundlich sein konnte. Sie, Thekla, war doch nicht die Schuldige, wenn aus ihrem Plane nichts geworden war! Aber die Tante meinte höhnisch: „Du hast keinen Unternehmungsgeist, mein Kind. Wenn man etwas wirklich will, setzt man es auch durch. Aber du verfällst bereits der Lüdekindschen Bequemlichkeit. Geh mir! In dir habe ich mich getäuscht."

Wirklich, Tante Wanda war schwer zu verstehen. Sie war doch selbst eine Lüdekind! Und welche Verehrung hatte sie für den Verstorbenen gehabt! Sicherlich, sie war ungerecht! Ob die Mutter nicht doch recht hatte, wenn sie sagte: „Wanda ist eine alte, verbitterte Jungfer!" —

Es kam so weit, daß Thekla anfing, Tante Wanda zu meiden. Nur hin und wieder mußte sie ihr eine Anstandsvisite machen; darauf hielt Frau von Lüdekind. Die Witwe wollte nicht alle Verbindung mit der Cousine verlieren; wer weiß, wozu Wanda noch einmal gut sein konnte! —

So pilgerte Thekla denn als gehorsames Kind gelegentlich nach dem Häuschen, in welchem das alte Fräulein völlig für sich wohnte. Doch war es nicht mehr das alte vertrauliche Verhältnis zwischen den beiden Fräuleins von Lüdekind, der Sechzigjährigen und der Sechzehnjährigen. Die Herzen waren weit voneinander entfernt.

Am lustigsten ging es noch in der Tanzstunde zu. Die Lehrerin, eine ehemalige Ballettänzerin, jetzt eine würdevolle Dame, verstand es, den Ehrgeiz ihrer Schülerinnen anzustacheln. „Nicht jede Dame kann schön sein," das war einer ihrer Leitsätze, „aber jede Dame kann graziös werden, wenn sie will und wenn sie in die richtige Behandlung kommt." Übrigens schien sie für ihre Behauptung selbst das beredteste Beispiel. Ihrer auseinandergegangenen Figur zum Trotze wußte sie auf zierlichen Füßchen behende und leicht jeden Pas zu tanzen. „Sehen Sie, so, meine Damen, mit Gefühl! Das Herz muß in den Füßen sitzen, wenn Sie tanzen. So! . ." Und sie hob ihre Röcke leicht mit den Fingerspitzen auf, daß man den koketten Halbschuh sah. „Sehen Sie, so! Und wenn Sie dazu mit den Augen noch die nötige Begleitung geben, dann garantiere ich Ihnen, daß kein Männerherz widerstehen kann."

Ihr Gatte, ebenfalls Tänzer von Beruf, ein Mann mit volltönendem italienischen Namen, leitete die Herrenklasse. Beiden Parteien wurde in Aussicht gestellt, daß man sie bei guten Leistungen schließlich zueinander führen wolle. Thekla war Kind genug, diesem Ereignis voll Aufregung, ja mit Bangen entgegenzusehen. Sie gab sich die größte Mühe, den Grad von Grazie zu erreichen, den die Lehrerin für notwendig erachtete, um gewürdigt zu werden, mit Schülern Sandrinis, des

Professors der Tanzkunst, zu tanzen. Wußte Thekla doch auch von ihrem Bruder Arthur her, der im Jahr zuvor diese Dressur durchgemacht hatte, daß die jungen Herren sofort mit Kritik und Spott zur Hand waren, wenn ein Mädel ihrer Ansicht nach „ledern tanzte“.

Zweimal in der Woche fand der Unterricht statt. Er bildete eine angenehme Unterbrechung in der grauen Eintönigkeit der Wintermonate, wo man vom Garten nichts hatte und Landpartien nicht unternehmen konnte.

Gelegentlich schlich sich Thekla, um der Langeweile zu entfliehen, in die obere Etage zu Bartuschs. Ella verbrachte jetzt den halben Tag in ihrem Institut und zeigte sich zu Hause ziemlich ungenießbar. Obgleich ursprünglich gar nicht begeistert für ihre Tätigkeit, war sie nun doch mit einem gewissen Eigensinne beflissen, durchzusetzen, was ihr die Natur eigentlich versagt hatte. Für Thekla bedeutete es immer ein peinliches Gefühl, Ella von ihrer Tätigkeit sprechen zu hören: was sie alles lernen müsse und wie weit sie jetzt schon sei; ja, nächstens sollte sie bereits eine kleine Kinderklasse probeweise übernehmen. Thekla wurde dadurch immer wieder schmerzlich an das erinnert, was sie selbst einmal gewollt.

Frau Bartusch nörgelte zwar viel über Ellas Tätigkeit und beklagte ihr eigenes trauriges Los, aber gegen ihre Gäste — deren sie nur wenige hatte — war sie die Liebenswürdigkeit in Person. Fräulein von Lüdekind erschien dieser Frau, die an fortgesetzter Langeweile litt, als stets willkommener Besuch. Hier wurde Thekla von einer Erwachsenen mal ganz als Vertrauensperson behandelt; und welchem jungen Dinge verfehlte das, Eindruck zu machen? —

Gern brachte die Mutter das Gespräch auf ihren Sohn, der ihr Stolz war. Wenn sie von Gabriel

sprach, dann konnten ihre sonst griesgrämigen Züge etwas wie Verklärung annehmen. Er war jetzt in der Schweiz, wo er den ganzen Winter über bleiben wollte. Selbst zu Weihnachten kam er nicht nach Haus, der Reisekosten halber. Sein Studium verschlang so wie so viel Geld.

Für Thekla hatten die Besuche bei Frau Bartusch noch etwas besonders Anziehendes: diese Dame las nämlich ungewöhnlich viel und hatte stets Bücher im Hause. Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß sie ihr Bedürfnis durch die Leihbibliothek befriedigte. Theklas jüngst erwachter Lesetrieb aber fand seine Schranke in der lästigen Aufsicht, die Finanzrat Sänger ausübte. Sowie Frau Bartusch erst mal herausgefunden hatte, daß das junge Mädchen ihre Leidenschaft teile, wußte sie ihr Bücher genug in die Hände zu spielen. Thekla war ein dankbares Publikum. Von der modernen Unterhaltungsliteratur hatte sie so gut wie noch nichts kennen gelernt.

Anfangs las sie nur, wenn sie bei Frau Bartusch zu Besuch war, auf den Husch, hier ein Kapitel und da einen Abschnitt. Aber das war ein unvollkommenes Vergnügen! Als ihr aber die Bücher geradezu aufgedrängt wurden, nahm sie sie mit und las im Bett, oftmals bis in den Morgen hinein. Dann wunderte sich das Stubenmädchen über die tief herabgebrannten Kerzen und Frau von Lüdekind über das blasse Aussehen und das verträumte Wesen ihres Kindes.

Hin und wieder aber schlug doch das Gewissen. Es war gewiß ein großes Unrecht, was sie tat! Das Heimliche an solchem Treiben widerstrebte ihr. Sie nahm sich vor, das Lesen zu lassen, aber da trat die Versuchung in Gestalt von Frau Bartusch, die wieder

ein „hochinteressantes Buch" entdeckt hatte, von neuem an sie heran. Der Trieb war doch stärker als der gute Vorsatz; und in der Nacht darauf lag das junge Mädchen, den Kopf aufgestützt, und durchflog mit glänzenden Augen und verhaltenem Atem Seite um Seite irgendeines romantischen Abenteuers, das sich eine blühende Dichterphantasie ausersonnen hatte.

Ihre Freundin Lilly sah Thekla in diesem Winter nur selten. Lillys Zeit war ganz durch Geselligkeit mit Beschlag belegt. Sie lachte über Thekla, die noch Tanzstunde nehmen mußte. Sie flog bereits von einem Ball zum andern.

Der Argwohn, den Lilly in das Gemüt ihrer Freundin gesenkt, war dort nicht eingeschlafen; im stillen wirkte er fort. Mit minder arglosen Blicken sah die Tochter zu, wenn die Mutter Vorbereitungen traf für den Empfang des Vormunds. Alles wurde ihm ja geradezu von den Augen abgelesen; sein Wunsch war Befehl. „Der Herr Finanzrat will es so!" das war das entscheidende Wort für den ganzen Haushalt.

Die Witwe entschuldigte eines Tages ihr Verhalten selbst. Der Herr Finanzrat tue ihr so leid. Es sei nicht leicht für einen Junggesellen, das ewige Gasthofessen und den Mangel einer wirklichen Häuslichkeit zu ertragen. Sie halte es für ihre Pflicht, dem bewährten Freunde des Verstorbenen das Leben etwas angenehmer zu machen.

Thekla wußte nun erst recht nicht, was sie denken sollte. Die Verlegenheit ihrer Mutter war ihr nicht entgangen. Wenn Lilly doch recht haben sollte! — Alles, was gut und anständig war, schien sich gegen diesen Gedanken zu empören. Gewiß war es schlecht und unnatürlich von ihr, so etwas nur zu denken. Aber

schließlich, man konnte doch seinen Augen nicht verbieten, zu sehen!

Sänger selbst tat übrigens nichts, was Theklas Verdacht hätte bestätigen können. Er sagte nach wie vor „gnädige Frau" zu der Witwe und legte ihr gegenüber ein umständlich steifes Wesen an den Tag. Bei Tisch pflegte er wiederzugeben, was er an Neuigkeiten aus den Zeitungen aufgelesen hatte. Nach Tisch rauchte er seine Zigarre und philosophierte über den Weltlauf. Thekla fand ihn so uninteressant wie nur möglich.

Eine Stunde etwa nach dem Abendessen pflegte er nach der Uhr zu sehen und mit der stets wiederkehrenden Wendung zu sagen: „Wie die Zeit vergeht! Es ist schon wieder um neun Uhr. Ich werde nun bald an Aufbruch denken müssen."

Und als Echo darauf meinte die Witwe: „Thekla, du wirst müde sein. Junge Menschen brauchen Schlaf," oder etwas dergleichen.

Thekla sagte „Gute Nacht" und ging nach ihrem Zimmer. Aber noch lange nicht gab ihr dann die Haustürglocke das Zeichen, daß Sänger gegangen sei.

Schrecklich, zu denken, daß die Mutter lügen könne!

V.

Gabriel Bartusch war nach mehr als einem Jahre ins Elternhaus zurückgekehrt, auf Ferien. Seit er damals im Frühling Abschied von Thekla genommen, waren mit ihm Veränderungen vor sich gegangen, die auch schon äußerlich ins Auge fielen.

In den Jahren angehender Manneszeit wachsen die jungen Leute schnell ins Holz. Alles ist in Entwicklung, die Züge nehmen Charakter an, der sprießende

Bart verleiht Männlichkeit, das Selbstbewußtsein erwacht, man fühlt, daß man wer ist. Und dieses fröhliche Wachsen müsse in alle Ewigkeit so fortgehen, wähnt man. Alles erscheint dem Ehrgeize da erreichbar. Man ist der Mittelpunkt der Schöpfung. Von den tausend Hindernissen, Stricken und Fesseln, die das Leben für jeden in Bereitschaft hat, ahnen wir da noch nichts; das wird man ja spielend überwinden und sich seinen Weg bahnen.

Auch Gabriel trat mit dieser Siegermiene des flügge gewordenen Helden zu Haus auf. Er fand, daß hier alles unendlich philisterhaft, eng, beschränkt und verkümmert sei. Und mit der Rücksichtslosigkeit der intoleranten Jugend sprach er diese Ansicht offen aus.

Das paßte nun freilich schlecht zu den Verhältnissen, wie er sie zu Haus vorfand. Zunächst geriet er mit dem eigenen Vater in Widerstreit. Der Alte sah zwar, daß er den Jungen nicht umsonst auf Reisen geschickt habe, es konnte ihm nicht entgehen, daß Gabriel seinen Horizont erweitert und sein Auge geschärft hatte; aber gerade das reizte auch wieder die väterliche Eifersucht. Der Laffe sollte sich nur ja nicht etwa einbilden, daß er ihm, seinem Vater, imponiere! Irgendwelche Anerkennung wollte Bartusch senior ihm auf keinen Fall merken lassen. Nach wie vor krittelte er an dem jungen Menschen herum, und was der von Aufnahmen, Skizzen und Grundrissen vorlegte, die Frucht seiner Reisen, wurde für jugendlich unfertig und dilettantenhaft erklärt. Vor allem aber bekam der junge Mann zu hören, daß er pekuniär völlig vom Vater abhängig sei. Als ob Gabriel das nicht selbst gewußt und schmerzlich genug empfunden hätte!

Um so mehr Anklang fand der Sohn bei der Mutter. Sie nahm mit mütterlichem Stolz die Ver-

änderung wahr, die mit seiner Erscheinung vor sich gegangen, wie gewählt er sich jetzt kleidete und wie sicher er auftrat. Den Sinn für das Feine konnte er doch nur von ihr haben. Darin wollte sie den alten Tropfen Blutes wiedererkennen, der ihrem Sohn durch sie in den Adern floß. Und sie hatte damit nicht ganz unrecht: Gabriel Bartusch war ein Mensch von verfeinerten Bedürfnissen, von unruhigem Blute, dessen Nerven gegen die spießbürgerliche Atmosphäre des Vaterhauses beständig revoltierten.

Gabriel machte, bald nachdem er angekommen, bei Lüdekinds Besuch. Er traf die Mutter an und Thekla.

Das junge Mädchen kam ihm mit unbefangener Herzlichkeit entgegen. Sie hatte bereits gehört, daß er da sei und sich auf seinen Besuch gefreut. Auch sie war angenehm durch die Vervollkommnung überrascht, die mit Gabriel vor sich gegangen. Man hatte einen Herrn vor sich.

Das Gespräch war naturgemäß auf seine Reise gekommen. Er erzählte von Städten, Kirchen und Profanbauwerken. Frau von Lüdekind, für die ein Gebiet der Kunst dem anderen glich, wie ein Ei dem anderen, sprang mit einem kühnen Satze vom Dom zu Speyer über zu Theklas Malerei. „Gib mir einmal die Veilchen dort von der Wand mit den Maikätzchen und dem aufgeschnittenen Apfel, die du gemalt hast, mein Kind! Herr Bartusch als Künstler wird sich dafür interessieren."

Für Thekla hätte die Mutter kaum einen ungelegneren Wunsch aussprechen können. Sie wußte, daß an ihren Sachen nicht viel war, und fürchtete Gabriels kritischen Blick. Zögernd kam sie dem mütterlichen Befehle nach.

Gabriel war höflich genug, mit ein paar nichtssagenden Worten über die „unverkennbaren Fortschritte",

von dem Blatte, das er in Wahrheit furchtbar unbedeutend und ohne jede persönliche Note fand, abzugehen. Er sprach von Musik, erwähnend, daß er in Mailand einer Wagneraufführung beigewohnt habe, und verbreitete sich weiter darüber, wie sich Wagner, für den er begeistert war, jetzt doch den ganzen Erdball erobert habe.

Auch hier wieder ergriff Frau von Lüdekind die Gelegenheit, Thekla in ihren Talenten vorzuführen. Wozu ließ man denn dem Kinde für viel Geld Klavierstunden geben? —

Thekla sträubte sich zwar und erklärte, sie schäme sich, vor jemandem, der das Beste gewöhnt sei, ihre Leistungen zu zeigen; aber die Mutter bestand so hartnäckig darauf, daß es ein Ausweichen nicht gab. Sie spielte ein paar von den „Liedern ohne Worte" herunter, so gut sie es eben vermochte, und Gabriel murmelte, als sie geendet, etwas von „leichtem Anschlag", und das Instrument sei vorzüglich im Klang.

Es war dem jungen Mädchen wirklich lieb, daß er bald darauf ging. Sie hatte den verhaltenen Hohn in seinen Zügen wohl gemerkt. Daß die Mutter ihr auch so etwas antun mußte, gerade vor ihm!

Gabriel fühlte sich von seinem Besuche nur wenig erbaut. Früher war ihm der Lüdekindsche Kreis als das Höchste erschienen an Vornehmheit und Eleganz, was er kannte. Wie war auch das jetzt verblaßt! An die Erfahrung schien man sich nachgerade gewöhnen zu müssen, daß einem, nachdem man einen Blick getan in die Welt, daheim alles zusammenschrumpfte.

Aber eine hätte er doch gern ausnehmen mögen: Thekla! Ihr Bild hatte er überall bei sich getragen im Geiste. An sie hatte er gedacht, als er in

einer oberitalienischen Fremdenpension in den Kreis eleganter Frauen aus aller Herren Länder geriet, die ihm mit hohler Schöngeisterei zu imponieren versuchten; da hatte er sich durch den Gedanken an Theklas Schlichtheit zu retten gewußt. Und in Genf, als der junge Mensch der Schwäche seiner Grundsätze und der Gewalt seiner Sinne zum ersten Male den unausbleiblichen Zoll entrichtet, da hatte er in dem trostlosen Zustande, der solcher Erfahrung folgt, sich gesagt, daß er damit sein Ideal für immer entweiht habe.

Vielleicht, weil er sie in der Phantasie ausgeschmückt hatte mit allen höchsten Gaben, konnte Thekla diesem Bilde in Wirklichkeit nimmermehr entsprechen. Gabriel fühlte sich enttäuscht, nachdem er sie wiedergesehen. Nicht daß ihre Erscheinung verloren hatte! Im Gegenteil; seinem geschärfteren Blicke entging nicht, wie die Linien ihrer Gestalt sich verfeinert hatten und welchen Schmelz ihre Haut zu entwickeln begann.

Ganz etwas anderes war es, was ihn störte. Sie kam ihm unbedeutend vor. Das Stilleben mit dem aufgeschnittenen Apfel und die Lieder ohne Worte hätte er ihr noch verzeihen können; denn sie hatte wahrscheinlich stumpfsinnige Lehrer. Aber er fand, daß sie sich überhaupt nicht weiter entwickelt habe. Sie war genau das geblieben, was sie zuvor gewesen: das gute, wohlerzogene Mädchen, die das tat, was die Mutter sie hieß. Es fehlte ihr — ja, was war es eigentlich, was ihr fehlte? Er sann lange nach dem rechten Ausdruck dafür. Dann meinte er, das Richtige getroffen zu haben, wenn er meinte, daß ihr „Persönlichkeit" fehle.

Er sah sie unter günstigeren Umständen wieder. Es gelang ihm, mit ihr zu sprechen in Augenblicken, wo die Anwesenheit der Mutter nicht auf ihr lastete.

Ihre Anmut entzückte ihn, und er war verliebter in sie denn je.

Aber wenn er in nüchternen Augenblicken über sein Verhältnis zu ihr grübelte, dann störte ihn einmal die Beobachtung, daß sie eigentlich gegen jedermann von der gleichen Zuvorkommenheit und Freundlichkeit war, und dann mußte er sich auch sagen, daß doch ein tiefer Gegensatz klaffe zwischen seiner und ihrer Weltanschauung.

In ihm war etwas Gärendes, etwas, das sich auflehnen wollte gegen Sitte und Ordnung. Er war, wie die meisten geistig frühreifen Menschen in diesem Alter, radikal. Er tat sich selbst etwas darauf zugute, gottlos und anarchistisch zu sein.

Er vermutete richtig, daß Thekla nicht die Person sei, diese Seite seines Wesens zu verstehen, geschweige sie gelten zu lassen. Er versuchte es einmal, als sie unter vier Augen waren, das Gespräch auf das religiöse Gebiet zu spielen. Aber er sah sofort an ihrer Miene, daß sie über seine Freigeisterei erschrecke. Sie war wirklich ein Lämmchen, dem man nichts anderes zu bieten wagen durfte, als den gewohnten Grünklee frommer Gesinnung.

Wie würde das später werden? — Würde er es ertragen, mit einer Frau zusammenzuleben, die er nach allem, was er sah, für geistig nicht auf der Höhe halten konnte? —

Aber vielleicht würde es ihm gelingen, sie mit der Zeit zu seinem Standpunkte emporzuziehen. Er empfand eine gewisse Genugtuung bei dem Gedanken, wie sehr er ihr überlegen sei. Und er dachte jetzt bereits ernsthaft darüber nach, wie er sie zu bilden und was er mit der Zeit aus ihr zu machen gedenke.

* * *

Arthur hatte, nachdem er sein Freiwilligenjahr glücklich abgedient, die Universität bezogen. Er dehnte die Osterferien so lange es ging aus, um, wie er Thekla gestand, seine Kasse zu stärken. Das Studium sei doch viel teurer, als man sich's vorstelle, seufzte er. Als aber seine Schwester ganz harmlos die Frage an ihn richtete, ob denn die Herren Professoren so viel Geld für ihre Vorlesungen bekämen, lachte er unbändig, ließ sich aber auf weitere Erklärungen des Sachverhalts nicht ein.

Er hatte im Laufe des ersten Semesters gewaltig an Körperumfang zugenommen. Er war ein junger Riese mit aufgeschwemmtem Fleisch, wie es übertriebener Biergenuß hervorbringt. Wie's schien, pflegte er auch mehr mit dem Gesichte als mit dem Rapiere zu parieren. Aber er war sehr stolz auf seine kaum verheilten Schmisse.

Arthur fand, daß Finanzrat Sänger auffällig oft bei ihnen sei. Er meinte, „dem alten verhungerten Kerl" scheine Mutters warmes Abendbrot zu gefallen. Weiter ging sein Verdacht nicht. Und Thekla scheute sich, ihrem Bruder gegenüber auszusprechen, was sie darüber dachte.

Daß Sänger an Frau von Lüdekinds Geburtstag, der in diese Zeit fiel, zu Tisch geladen wurde, schien selbstverständlich. Früh schon war ein Bukett von ihm gekommen, mit einem Briefe, der seine kleine, pedantische Handschrift zeigte. Die Witwe griff, als sie an den von Thekla aufgebauten Geburtstagstisch trat, danach zuerst. Sie lachte gezwungen, steckte den Brief dann zu sich und war offenbar noch lange mit seinem Inhalt beschäftigt. Zerstreut dankte sie den Kindern, schien aber für ihre Gaben nur wenig Interesse übrig zu haben.

Als der Finanzrat erschien, war er besonders festlich gekleidet. Arthur stieß Thekla an und raunte ihr

zu: er glaube, der alte Narr habe sich die Locken brennen lassen.

Auch bei Tisch legte die Witwe eine gewisse hastige Unruhe an den Tag. Thekla bedauerte die Mutter. Was spielte ihr nur so mit? Etwas von der Beklemmung, welche die Hausfrau beherrschte, teilte sich auch Thekla mit. Sie fühlte sich durchaus nicht festlich gestimmt, trotz der Blumen und des Geburtstagskuchens. Ihr war, als liege heute etwas Unheilvolles in der Luft. Arthur freilich merkte nichts. Er war zwar wenig davon erbaut, daß sich der Vormund neuerdings angewöhnt hatte, ihn mit „mein junger Freund" anzureden, aber der Verdruß darüber war doch nicht so groß, um seinem Behagen Abbruch zu tun darüber, daß es heute ein besonders reichliches und auserlesenes Mittagsbrot gab und daß Champagnergläser aufgestellt waren, zum ersten Male, seit der Vater nicht mehr lebte.

Sänger schien in besonders angeregter Laune; er kam aus dem bedeutungsvollen Lächeln nicht heraus und sprach dem Weine tüchtig zu, so daß seine Wangen bald glühten. Auf „gute Kameradschaft" trank er mit seinem Freunde Arthur. „Auf daß die Freundschaft kein Loch bekomme!" rief er Thekla zu, und daß sie ihn immer „gut behandeln möge, auch wenn er mal alt sei", erbat er sich von Agnes.

Beim Braten erhob sich Sänger zum Toaste. Er begann mit pastorenhaftem Tonfall und Gestus von dem Trauerfalle, der vor nunmehr zwei Jahren dieses Haus getroffen habe. Es sei Ehrenpflicht, auch an einem Tage wie dem heutigen des teuren Verstorbenen zu gedenken. Er dürfte wohl annehmen — und dabei senkte er die Stimme —, daß der selig Entschlafene vielleicht gerade in diesem Augenblicke herab-

schaue auf sie und an ihrem Beisammensein unsichtbar teilnehme.

Thekla war ganz abgezogen durch das, was sie an ihrer Mutter wahrnahm. Frau von Lüdekind saß da wie von Blut übergossen und zitterte so stark, daß es die Tochter neben ihr deutlich fühlte.

Warum mußte der unselige Mensch die Mutter so quälen und sie alle mit ihr? Sie wußten doch, was sie an dem Vater verloren hatten, auch ohne ihn!

„Aber das Leben ist nun mal so!" rief Sänger, plötzlich den Grabeston fallen lassend. Man könne nicht ewig trauern, auch der berechtigste Schmerz kenne seine Grenzen, und das Glück wolle sein Recht haben. Wie man schon vor einem Jahre die Trauerkleider abgelegt habe, so solle der heutige Tag nun auch den Abschluß bilden des inneren Kummers; denn er sei ein Freudentag in doppeltem Sinne. Einmal weil heute der Geburtstag der Hausfrau und Mutter dieser Familie gefeiert werde, sodann aber auch — hier stockte er einen Augenblick und nickte dem Geburtstagskinde ermutigend zu — sodann aber auch halte er sich für verpflichtet, nunmehr zu erklären, was sie wohl schon ahnten. Keine bessere Gelegenheit könne er sich denken als dieses Fest, das sie wie eine einzige Familie bereits vereine. Mit kurzen Worten denn: er wolle die Kinder zu Zeugen machen seines und ihrer Mutter Glück, denn sie seien Verlobte.

Damit schloß er und schaute sich mit siegesgewissem Lächeln im Kreise um. Agnes, die von früheren Geburtstagsreden her wußte, daß man bei solcher Gelegenheit tüchtig „Hoch" rufen müsse, ließ denn auch ihre helle Stimme erschallen und war sehr erstaunt, daß niemand einfiel. Thekla saß wie erstarrt und blickte auf

die Mutter. Arthur gab sich keine Mühe, sein unmutiges Erstaunen zu verbergen.

Es waren peinliche Minuten. Frostig fiel die Frage Sängers in die allgemeine Verstimmung: ob die Kinder denn nicht mit dem Brautpaare anstoßen wollten?

Als niemand dazu Anstalten machte, ergriff er noch einmal das Glas und ging um den Tisch. Er umarmte und küßte Arthur, der nicht wußte, wie ihm geschah. Auch Thekla fühlte auf einmal seinen weinfeuchten Schnurrbart an ihrer Wange. Einzig von Agnes erhielt Sänger einen herzhaften Kuß zur Entgegnung. Das Kind fand den Gedanken zu spaßig, daß ihre Mama einen Bräutigam habe.

Die Erwachsenen waren froh, als dieses Mittagsmahl zu Ende ging. Auch Sänger hatte inzwischen gemerkt, daß Arthur und Thekla über die Aussicht, ihn zum Stiefvater zu bekommen, wenig erfreut schienen. Das befremdete ihn, denn er hatte wirklich geglaubt, die Kinder müßten hochbeglückt sein.

Thekla ging nicht mit in den Salon zum Kaffee, sie begab sich auf ihr Zimmer, wohin ihr Arthur sehr bald nachfolgte. Das Mädchen schluckte an Tränen. Arthur lief im Zimmer auf und ab und erging sich in lauten Verwünschungen. Sänger wäre der widerwärtigste Mensch von der Welt, und nun solle er ihn zum Stiefvater bekommen. Was das für eine schreckliche Blamage sei! Er getraue sich gar nicht mehr, vor seine Korpsbrüder zu treten, die würden ihn schön auslachen! Auch noch einen Bürgerlichen zu nehmen! Hatte denn die Mutter gar nicht bedacht, wie sie sich degradiere? —

Thekla war von solcher Sorge sehr weit entfernt. Ihr Kummer entsprang ganz anderen Empfindungen. Sie fühlte vor allem die Schmach, die man dem Toten

antat. Sie wußte, daß das, was ihre Mutter vorhatte, seiner nicht würdig war. Der Vater lag da draußen unter dem kalten Steine mit der goldenen Inschrift und konnte nichts dazu sagen, nichts dagegen tun. Ihm geschah bitteres Unrecht.

Thekla hatte Arthur noch nie so aufgeregt gesehen. Er sprach davon, daß er in seiner Ehre gekränkt sei und daß er Sänger fordern werde. Aber dem Ton, in welchem er das vorbrachte, war anzuhören, daß er wohl selbst nicht an den Ernst solcher Drohung glaubte.

Übrigens entschlüpfte ihm in der Erregung ein Geständnis der Schwester gegenüber: er habe Schulden gemacht, schon in der Militärzeit, und könne sie jetzt von seinem Wechsel nicht bezahlen. Das Schlimme sei, die Mutter, auf die er gerechnet habe, werde in Zukunft wohl nichts tun, als was ihr geliebter Sänger gutheiße. Und das sei der „schofelste Knauser", den es nur gebe. Da müsse er eben noch das ganze Jahr zu Ende warten, bis er in den vollen Besitz seines väterlichen Erbteils gelange. Solange würden die Gläubiger wohl noch stunden. Wenn er erst mündig sei, dann könne ihm kein Stiefvater mehr was reinreden.

Thekla ahnte, daß darin etwas Bedenkliches liege. Sie bat den Bruder, offen zu sein gegen die Mutter; sie selbst verstand zu wenig von diesen Dingen, um ihn wirklich beraten zu können.

Am Abende dieses ungewöhnlichen Tages kam die Mutter zu ihr. Es war lange Zeit her, seit Frau von Lüdekind ihre Tochter zuletzt im Schlafzimmer aufgesucht hatte. Thekla war schon halb entkleidet und warf schnell einen Mantel über, als sie sah, daß sich die Mutter wohl zu einer längeren Aussprache häuslich bei ihr niederließ.

Das Kind wußte, wovon gesprochen werden sollte; zwischen ihnen gab es doch heute nur ein mögliches Thema. Und doch sprach Frau von Lüdekind von allem anderen eher, als von dem Außerordentlichen, das ihrer beider Seelen bewegte.

Als Thekla noch klein gewesen, da hatte sie wohl manchmal etwas verbergen müssen vor den Eltern, um der Strafe zu entgehen. Und selbst später — es war noch gar nicht so lange her — hatte sie nicht immer ein ganz reines Gewissen gehabt in Gegenwart der Mutter. Und nun schien sich das ins Gegenteil verkehrt zu haben. Die Mutter schämte, fürchtete sich wohl gar vor ihr! —

Thekla war ja nicht ganz unvorbereitet gewesen auf das, was sich heute vollzogen hatte. Aber damals, als Lilly mit dreister Rede auf die Beziehungen zwischen der Witwe und dem Finanzrat anspielte, da hatte sie empört den Gedanken einer solchen Möglichkeit zurückgewiesen. Und immer, wenn seitdem ihr Verdacht nach dieser Richtung gelenkt wurde, hatte sie versucht, dagegen anzukämpfen, wie gegen etwas, das ihrer Mutter nicht würdig sei. Um so bestürzender wirkte daher jetzt die Erkenntnis auf sie, daß Lilly richtig beobachtet hatte. Damals also schon, wo der Vater noch kein Jahr tot war — — Thekla wollte dem gar nicht weiter nachsinnen; man kam da auf zu häßliche Gedanken.

So saßen sich Mutter und Tochter gegenüber und keines sagte dem anderen offen, was es meinte. Bis die Witwe sich, ein Herz fassend, plötzlich erklärte, ohne Thekla dabei anzusehen: Der Vormund sei sehr betrübt gewesen, daß Thekla und Arthur, was er ihnen heute eröffnet, so wenig freundlich aufgenommen hätten.

Thekla erwiderte nichts darauf. Die Mutter fuhr ziemlich erregt fort: Der Finanzrat sei ein ausgezeichneter

Mann. Der Verstorbene habe ihn auch sehr hoch geschätzt, und sie täten sehr unrecht daran, ihrem Vormund den schuldigen Respekt zu versagen. Sänger habe Besseres um sie verdient.

Dann verteidigte sie den Schritt, den sie vorhatte. Sie habe lange und reiflich überlegt, was sie tun solle. Es sei ja keine Kleinigkeit für sie in ihrem Alter. Aber sie fühle sich so schutzlos und verlassen in der Welt. Eine Witwe habe es schwer. Sie sei auch fest überzeugt, daß der Verstorbene nichts dagegen gehabt haben würde. Und sie habe nicht anders gekonnt.

Thekla vernahm die Worte, aber sie überzeugten sie nicht im geringsten. Frau von Lüdekind mußte aus dem beharrlichen Schweigen des Kindes den Vorwurf wohl heraushören. „Mein Kind!" sagte sie mit weicherer Stimme als bisher, „du mußt mich nicht hart beurteilen. Es mag ja ungewöhnlich erscheinen, was wir vorhaben. Vielleicht wird es mir auch sehr verdacht werden von den Menschen. Aber ich glaube bestimmt, daß du mich verstehen wirst, Thekla, wenn du erst einmal wissen wirst, was Liebe ist."

Damit küßte Frau von Lüdekind die Tochter und ging weinend aus dem Zimmer.

Die letzten Worte hatten Eindruck gemacht auf das Mädchen. Die Mutter sprach von „Liebe". War es denkbar, daß sie den Mann liebte? —

Liebe! Sie hatte sich darunter etwas ganz anderes vorgestellt. Liebe war etwas unsagbar Hohes und Herrliches. Eine Ahnung davon glaubte sie gewonnen zu haben in jenen frühen Tagen, wenn ihr Vater ihr sanft über das Haar strich und so freundlich mit ihr sprach, wie sonst kein Mensch auf der Welt sprechen konnte. Und in der Schule hatte sie Fräulein Zuckmann

geliebt, wenn Liebe Bewunderung ist und der Wunsch, gut zu sein aus Dankbarkeit. Liebe war wohl auch das, was sie für Tante Wanda empfand, wenn es da auch manchmal gestört wurde durch das Beängstigende, schwer zu Verstehende an dem alten Fräulein. Liebe war vor allem das Gefühl der Demut vor Gott und der Hingebung gegen den Heiland, wie es der Konfirmationsunterricht in ihre Seele gepflanzt hatte.

Und dann gab es eine ganz andere Liebe, von der sie in Büchern gelesen hatte. Das war die Liebe irdischer Art, die Weltlust, die zu jener göttlichen Liebe im Gegensatze stand. Sie empfand einen geheimen Schauer vor solchen Dämonen; aber doch hatte es etwas süß Lockendes, sich in Gedanken bis an den Vorhof dieses Geheimnisses zu wagen.

Von alledem hatte das Verhältnis zwischen ihrer Mutter und dem Vormunde nichts. Da war nichts Hohes dabei und nichts Liebliches. Und doch hatte die Mutter von „Liebe" gesprochen.

Sie sollte das später verstehen! — Wann würde das sein? — Ein Frösteln überlief plötzlich ihren jungen Leib. Sie hüllte sich fester in die Bettdecke ein.

VI.

Am nächsten Morgen nach dem Frühstück rief Frau von Lüdekind ihre Tochter beiseite. Thekla könne ihr einen großen Gefallen tun, wenn sie sogleich zu Tante Wanda gehe. Sie möge der Tante von dem neuesten Familienereignis Mitteilung machen. Eigentlich hätte sie es ja selbst auch tun können, fügte die Witwe etwas hastig hinzu, aber Thekla stehe doch nun mal so gut bei der Tante; und wer weiß, die nehme es am Ende

gar übel. Man wisse ja bei Tante Wanda Lüdekind niemals recht, woran man sei.

Thekla tat, wie ihr geheißen, holte zunächst Hut und Handschuhe. Die Witwe kam ihr nachgeeilt. „Höre noch eins, mein gutes Kind! Wenn dich die Tante einladen sollte — ich weiß ja nicht, ob sie es vorhat, aber es wäre doch möglich —, wenn sie dich also auffordert, bei ihr zu wohnen für einige Zeit, so nimm's an. Sie wollte dich ja schon früher immer haben. Und jetzt würde es gerade mal gut passen."

So mit Instruktion versehen, begab sich Thekla zur Tante. Das gnädige Fräulein sei aus zu Armenbesuchen, versicherte Kathinka, Wanda Lüdekinds wichtigster Dienstbote, ein Mittelding zwischen Dienstmädchen, Jungfer und Wirtschafterin. Thekla beschloß also zu warten, denn die Aufträge, die ihr die Mutter gegeben hatte, konnte sie doch unmöglich Kathinka anvertrauen.

Sie wäre nur gar zu gern hier geblieben; dazu brauchte ihr die Mutter wahrlich nicht erst zuzureden. Schon früher einmal, als Arthur das Scharlachfieber gehabt, hatte Thekla einige Wochen bei der Tante verlebt.

Wie vertraut ihr die Räume waren! Wanda Lüdekind hatte, um die ewigen Nöte mit dem Hauswirte los zu sein, das Häuschen mitsamt dem Gartengrundstück angekauft. Sie hatte mehr Platz darin, als für ein alleinstehendes Mädchen nötig ist. Die Besitzung paßte auserlesen zu ihren Gewohnheiten und Bedürfnissen und gab ihrer Persönlichkeit recht eigentlich den Rahmen, der zu ihr gehörte.

Das Häuschen lag etwas von der Straße zurück, hinter einem Kranz von alten Flieder- und Goldregensträuchern, über die es gerade nur mit den ovalen Dachfenstern hervorguckte. Einige unaufdringliche Ver-

zierungen über Tür und Fenstern gaben ihm einen gewissen Stil und hoben es als etwas Besonderes ab von den übrigen grauen, schmucklosen Kästen, die mit ihren vielen Etagen hier herum aufstiegen. Zu ebener Erde lag außer der Küche und der Vorratskammer nur ein winziges Eßzimmer und ein kleiner Salon neben dem schmalen Hausflur. Zum Dachstockwerk führte eine Holztreppe empor. Oben ein viereckiger Platz, mit alten Nußbaumschränken umstellt, hinter weiß angestrichenen Türen die freundlichen Schlafzimmer.

Der Salon zu ebener Erde blickte am schmalen Ende durch ein großes Fenster auf den Garten. Dieser Garten mit seinen sauber abgezirkelten, von niederem Buchsbaum eingefaßten Blumenbeeten schien nur die Fortsetzung dieses Zimmers, dessen Wände eine altmodische Tapete wie mit einem Gitterwerk von Blumengirlanden und Laubgewinden verzierte. Über zierlichen Empirekommoden, Rokokoetageren, Tischen und Stühlen im Biedermeierstile hingen an der Wand eine Anzahl von jenen zarten und doch so sprechenden Pastellporträts, wie sie zur Zeit unserer Urgroßmütter gemalt wurden. Das Ganze war anheimelnd und gemütlich, wenn auch nicht gerade einheitlich. Auf Wanda Lüdekind, als die letzte eines Familienzweiges, waren allerhand Erbstücke aus den verschiedensten Einrichtungen gekommen. Der Neid behauptete von ihr, sie sei geizig und scharre Vermögen zusammen. Das Gegenteil davon war ungefähr richtig; die Hilfsbedürftigen ihrer Umgebung wußten das. Allerdings haßte das alte Fräulein die Verschwendung.

Thekla musterte all die guten Bekannten unter den Bildern. Alles befand sich noch am alten Platze. Nur ein Bild war neu hinzugekommen, ein großes, das auf einer Staffelei ganz für sich stand. Das junge Mädchen

erschrak geradezu, als sie die Züge ihres Vaters in voller Lebendigkeit vor sich erblickte.

Wie kam Tante Wanda zu dem Bilde? Thekla wußte genau, daß sich der Vater niemals hatte malen lassen. Oft hatte die Mutter darüber geklagt, daß sie nur Photographien von ihm besitze.

Das Porträt stellte den Verstorbenen dar in dem Alter, wie er aus dem Leben geschieden war. Im schlichten, grauen Anzug, wie man ihn meist gesehen hatte, seit er den Abschied genommen. Sinnend, ein wenig melancholisch blickten seine großen, blauen Augen aus dem treuherzigen Gesichte auf den Beschauer herab. Thekla stand davor mit angehaltenem Atem. Ihr war, als sei der Verstorbene gegenwärtig in Fleisch und Blut. Ja, das war freilich etwas ganz, ganz anderes, als die steifen Photographien daheim! Wenn man das sah, dann konnte man wahrhaftig meinen, der Vater sei gar nicht für immer gegangen, hier hatte er eine Heimstätte gefunden. Und hier gehörte dieses Bild auch her! Das fühlte Thekla deutlich, je länger sie sich in diesem Zimmer aufhielt, das von diesem Porträt völlig beherrscht wurde.

Wanda Lüdekind kam endlich und mochte wohl dem Mienenspiele Theklas ablesen, was es sei, das die Nichte so ergriffen habe. „Du kanntest es noch nicht?" fragte sie. „Ist es schön?" —

Dann erzählte sie, wie das Porträt entstanden sei. Sie hatte dem ersten Maler der Stadt, welcher den Verstorbenen bei Lebzeiten gekannt hatte, den Auftrag gegeben, ihn unter Zuhilfenahme einiger Photographien zu malen. Vor einigen Tagen erst war das Bildnis fertig geworden. „Es überwältigt mich selbst immer noch durch sein Leben!" meinte Wanda; dabei liebkoste sie das Bild mit einem langen Blicke.

Dann riß sie sich los und sagte in freundlichem Tone, die Augen noch groß von Ergriffenheit: „Leg ab, Thekla! Es freut mich, daß du deinen Weg mal wieder zu mir gefunden hast. Du darfst nicht gleich wieder gehen, mein Kind! Wie steht's bei euch?" —

Jetzt erst, wo sie sprechen sollte, wurde es Thekla klar, daß ihr Auftrag doch ein recht schwerer sei. Vor den klaren Augen des alten Fräuleins fühlte sie sich von Scheu befallen.

„Was hast du denn, Kind? Du siehst mir so eigentümlich aus. Ist bei euch was passiert?" —

Da löste sich bei Thekla die unnatürliche Spannung, in der sie sich seit gestern befand; sie begann heftig zu weinen.

„Du großer Gott!" rief Wanda, „was hat denn das Mädel! Haben sie dir was getan? Rede doch nur!"

„Gestern war Mamas Geburtstag . . . ." begann Thekla schluchzend.

„Das habe ich gewußt!" rief die Tante. „Ich wollte kommen, habe mir's aber anders überlegt. Der Herr Finanzrat war doch gewiß bei euch — wie?"

Diese Frage gab Thekla Gelegenheit, zu reden. Sie trat ganz nahe an die Tante heran; ihren Arm um den Hals des alten Fräuleins legend, flüsterte sie ihr die Nachricht ins Ohr.

Wanda verfärbte sich. Ihr kleiner, zierlicher Körper reckte sich mit einem Male ganz stramm und steif empor. Mit blitzenden Augen rief sie aus: „Hab's gewußt! Hab's kommen sehen! Pfui Schande und Schmach!" Dann ging sie im Zimmer auf und ab, kaum noch auf die Anwesenheit der Nichte achtend. Vor dem Bilde ihres verstorbenen Vetters blieb sie stehen: „Das hast du nicht verdient! Nein, das nicht!"

Mit einem Male wandte sie sich und stellte sich vor Thekla hin: „Sage deiner Mutter von mir ..... Nein, sage ihr nichts! Sie ist ja Eberhardts niemals würdig gewesen. Vielleicht hat sie jetzt den gewählt, der zu ihr paßt."

Als sie jedoch an Theklas Bestürzung sah, daß das doch wohl nicht die angemessene Sprache der Tochter gegenüber sei, hielt sie an sich und fragte in etwas milderem Tone: „Und du, was soll denn nun aus dir werden?"

Das Mädchen umarmte das alte Fräulein von neuem. „Darf ich nicht bei dir bleiben, Tante?" fragte sie ängstlich leise.

„Hier bleiben, bei mir? Gar kein übler Gedanke, Kind! Daheim wirst du jetzt auch nur das fünfte Rad am Wagen sein. Dort werden sie nun Brautpaar spielen. Ekelhaft!" Das Letzte sagte sie mehr für sich. „Natürlich, du bleibst bei mir! Du kannst gleich wieder in dein altes Zimmer ziehen, oben; das hat nur auf dich gewartet."

* * *

Fürs erste also blieb Thekla im Hause der Tante. Der Umzug war schnell bewerkstelligt. Ihre Mutter deutete dabei an, daß sie möglicherweise nicht wieder in ihr bisheriges Zimmer im Elternhause zurückkehren werde, da man die Wohnung gekündigt habe. Der Finanzrat wolle nicht hier wohnen bleiben, weil die Wohnung zu weit von seinem Bureau gelegen sei. Nach der Hochzeit aber werde man ein Quartier in der inneren Stadt beziehen.

Es war das erste Mal gewesen, daß sie der Tochter gegenüber von der Hochzeit gesprochen hatte. Für

wann der Termin ins Auge gefaßt sei, erfuhr Thekla nicht, sie fragte auch nicht danach.

Arthur hatte wieder die Universität bezogen. Das Brautpaar war also sich selbst überlassen, denn Agnes wurde in ein ländliches Pfarrhaus gegeben, wo sie den ganzen Sommer über bleiben sollte. Es hatte sich mit einem Male herausgestellt, daß das Mädchen nervös sei und daß sie der Kräftigung in frischer Landluft dringend bedürfe.

Thekla vermißte das Elternhaus so gut wie gar nicht. In wenigen Tagen schon war ihr zumute, als sei dies hier ihr eigentliches Heim.

Bei Wanda Lüdekind wurde zeitig aufgestanden; des Abends saß man nicht zu lange auf, die Mahlzeiten mußten pünktlich angerichtet sein. Der kleine Hausstand rollte wie am Schnürchen ab. Als die Tante merkte, daß Thekla sich nützlich machen wollte, wies sie das junge Mädchen an, erklärte ihr, warum dies und jenes so gemacht werde und ließ sie mit zugreifen in der Häuslichkeit.

Wanda hielt überhaupt sehr viel von der Tätigkeit. Sie meinte, man werde fett und phlegmatisch, wie so viele Frauen der besseren Stände, wenn man nicht den ganzen Tag über beschäftigt sei.

Thekla setzte ihren Mal- und Klavierunterricht auch im Hause der Tante fort. Wanda, die dem Unterricht beiwohnte, sah sich das eine Weile lang mit an, ohne etwas zu sagen. Dann fragte sie eines Tages die Nichte, ob sie Vergnügen habe an den Stunden. Thekla war offen genug, das zu verneinen. Dann müßten sie abgeschafft werden, je eher je besser, erklärte Wanda, denn das sei ja nur Geldverschwendung und Quälerei obendrein. Thekla meinte, die Malstunden würde sie

ohne Kummer fahren lassen, aber in der Musik möchte sie es gern weiter versuchen.

Die Tante lachte sie aus, daß sie das nicht längst gesagt habe. Dann lohnte sie den alten Professor der Mal- und Zeichenkunst ab und ebenso die Konservatoristin. Es wurde nach einer neuen Lehrkraft für den Klavierunterricht gesucht.

Eine tüchtige Lehrerin war nach einiger Zeit gefunden, zu der Thekla ins Haus ging, weil die Tante nur ein ungenügendes Instrument besaß. Freilich war das eine andere Sache! Thekla fühlte, daß sie bei der neuen Lehrerin in einer Stunde mehr lerne als vordem in Monaten. Eines Tages kam sie glückstrahlend und berichtete der Tante, die Lehrerin sage, daß sie eine schöne Stimme habe und sie müsse Singstunden nehmen, könne aber noch ein halbes Jahr damit warten, bis sie noch fester im Klavier sei.

„Wundert mich gar nicht!" meinte Wanda. „Dein Vater hatte auch eine schöne Stimme. Später ist ihm die Lust am Singen vergangen, wie an so vielem anderen."

„In der Schule bei Fräulein Zuckmann habe ich doch auch gesungen, Tante. Aber kein Mensch hat mir gesagt, daß meine Stimme der Ausbildung wert wäre."

„Gott, wie du deinem Vater ähnlich bist, Thekla! Der verstand auch nie, etwas aus sich zu machen. Das hast du von ihm!"

Thekla bekam es oft von der Tante zu hören, sie sei viel zu weichherzig. So komme man heutzutage nicht durch die Welt. Das Leben werde sie noch arg in die Schule nehmen. Hart müsse man werden.

Wanda Lüdekind konnte sich, wenn sie auf dieses Thema kam, geradezu ereifern. Die Frauen begingen fast alle den Fehler, behauptete sie, daß sie die Welt

durch die Brille ihrer Gefühle ansähen, sich vom Herzen statt vom Kopfe führen ließen. Dadurch allein bekämen die Männer das Übergewicht. Denn die Frauen seien unbedingt die Klügeren, Feinfühlenderen und Besseren. Aber alle diese Vorzüge büßten sie wieder ein, indem sie ihr Gefühl befragten statt den Verstand. „Wir müssen nüchtern werden und hart, ganz hart, wie von Eisen!" konnte Wanda am Schlusse eines solchen Vortrags ausrufen.

Thekla wußte hierzu nicht allzuviel zu sagen. Sie machte nur im stillen die Bemerkung, daß die Tante in ihrem Bestreben, „hart" zu werden, noch nicht allzuweit gediehen zu sein schien.

Die meisten ihrer Handlungen entsprangen nämlich der reinsten Herzensgüte. Niemand konnte seine Dienstboten besser halten und gerechter behandeln als Wanda Lüdekind. Die Armen und Notleidenden aber bekamen ihre Barmherzigkeit erst recht zu spüren. Thekla staunte, in welchem Umfange die Tante ihr Leben der Mildtätigkeit widmete. Nicht etwa, daß sie wahllos mit vollen Händen von ihrem Reichtum weggeschenkt hätte; von Almosengeben hielt sie nicht viel. Aber sie gehörte mancher gemeinnützigen Anstalt an, stand in Verbindung mit allen wichtigeren Persönlichkeiten der Stadt, welche sich der Charitas widmeten, und führte eine weitläufige Korrespondenz mit auswärtigen Instituten. In diesen Teil von Wandas Leben bekam Thekla erst nach und nach Einblick, weil die Tante davon nicht viel Wesens machte.

Man konnte nicht gut soviel Energie täglich am Werke sehen, ohne einen Ansporn zu Ähnlichem zu spüren. Thekla bat die Tante, sie doch auf ihre Gänge in die Armenviertel mitzunehmen. Wanda tat das, mit vorsichtiger Auswahl der Fälle. Sie wußte, daß

die Nichte noch nicht reif sei, das Elend in jeder Gestalt zu sehen.

Es schien Thekla, als sehe sie jetzt erst, wozu sie auf der Welt sei. So schien das Leben wirklich des Lebens wert. Wenn sie zurückdachte an die langen Monate des vergangenen Winters, wo sie die Tage in Müßiggang zugebracht hatte, höchstens unterbrochen von schaler Romanlektüre und fadem Klatsch mit Frau Bartusch, dann begriff sie, was sie jetzt gewonnen hatte, in seinem vollen Werte. In Tante Wandas Gesellschaft kam man nie zur Langeweile. Sie hatte etwas an sich, das in anderen die Lebensenergie stärkte. Nicht immer war es bequem, mit ihr zusammen zu sein, denn sie beobachtete scharf und war schnell mit einer Rüge zur Hand.

Aber Wanda ging auch für ihre Freunde durch dick und dünn, wenn es darauf ankam. Hatte sie einen Menschen gern, so konnte er schon große Fehler und Schwächen haben, sie hielt dennoch in Liebe an der Persönlichkeit fest.

Wanda Lüdekind war nicht gänzlich ohne geselligen Umgang. Die Leute, die sie bei sich sah, waren solche, denen man sonst nicht in Gesellschaft zu begegnen pflegte. Da war ein Geistlicher, das Haupt der freireligiösen Gemeinde. Wanda hielt im allgemeinen nicht viel von der Geistlichkeit. Zuviel Opportunismus und Abhängigkeit bemerkte sie in und um diesen Stand. In diesem Manne hier sah sie einen, der eine eigene Meinung zu haben wagte, auch im Religiösen, und der aufrecht und unabhängig auf dem stand, was er für wahr hielt. Obgleich sie der freireligiösen Gemeinde nicht angehörte, so waren seine Predigten doch die einzigen, die sie besuchte.

Ferner sah man bei ihr häufig einen Mann, den Thekla vom Elternhause her gut kannte: Doktor Beermann. Er war auch Tante Wandas Hausarzt und ihr Freund. Sie schätzten sich gegenseitig hoch, stritten sich aber oft. Wanda Lüdekind war eine schlechte Patientin und sehr unvorsichtig. Sie lachte den Arzt aus, wenn er ihr sagte, sie zehre vom Kapital ihrer Gesundheit, das so wie so kein allzugroßes sei.

Am vertrautesten aber stand Wanda Lüdekind mit einem jungen Advokaten. Sie hatte Rechtsanwalt Reppiner kennen gelernt durch einen Prozeß, den er für sie geführt. Seitdem war er ihr Sachwalter und Berater in allen Geschäftsfragen. Es hatte sich damals um ein Wegerecht gehandelt, das angeblich auf Wandas Grundstück ruhen sollte. Durch viel Scharfsinn war es Reppiner gelungen, die Unhaltbarkeit des Anspruchs nachzuweisen und seiner Klientin zum Siege zu verhelfen.

Wanda Lüdekind wußte den jungen Mann nicht bloß darum zu schätzen, weil er ein geschickter Advokat und tüchtiger Geschäftskenner war, sie hatte überhaupt, wie sie selbst sagte, für gescheite Menschen eine Schwäche. Vor allem aber empfand sie Mitleid für Reppiner. Er war von Natur ein feinfühlender Mensch, überaus empfindlich und leicht verstimmt. In Gesellschaft der meisten seines Volkes fühlte er sich nicht wohl, und unter den Christen, die ihn höchstens duldeten, konnte ihm auch nicht behaglich zumute werden. Der Sarkasmus, den Reppiner zur Schau trug, war ein Notbehelf, mit dem er sich über seine verzweifelte Lage, überall der Hund im Kegelschube zu sein, hinwegzusetzen versuchte.

Wanda verstand die Tragik solchen Daseins, ohne daß er sich ihr eröffnet hätte. Sie pflegte Reppiner in

der Woche mindestens einmal einzuladen, aber immer allein. Überhaupt liebte sie es, ihre Gäste möglichst einzeln zu haben; sie behauptete, daß sie sich dann am natürlichsten gäben und am unbefangensten ihr Wesen zeigten.

Thekla hörte mit Staunen der Unterhaltung zu, wie sie bei solchen Gelegenheiten gepflogen wurde. Für manches, was sie anfangs nicht verstand, ging dem jungen Mädchen mit der Zeit das Verständnis auf. Zu Haus hatte sie dergleichen nie erlebt. Ihr Vater war ja auch ein kluger Mann von mancherlei Interessen gewesen, doch so offen, wie Tante Wanda im Kreise ihrer Freunde, hatte er nie gesprochen. Mit dem Geistlichen unterhielt sie sich über Religion und Philosophie, mit Doktor Beermann über Naturwissenschaft und Verwandtes, mit Reppiner schließlich pflegte sie zu politisieren. Da gab es wirklich kaum ein Thema, das nicht berührt wurde, und selten nur geschah es, daß Wanda durch einen Wink oder eine kurze Bemerkung die Grenze bezeichnete, über die in Theklas Gegenwart nicht gegangen werden sollte.

Der Kreis von Tante Wandas Gästen erweiterte sich in dieser Zeit noch um einen. Gabriel Bartusch, der wieder mal auf Sommerferien zu Haus war, hatte Thekla seinen Besuch gemacht und war von Wanda aufgefordert worden, gelegentlich des Abends zu kommen. Gabriel ließ sich das natürlich nicht zweimal gesagt sein. Dem jungen Mädchen war etwas bange, wie die freie und selbstbewußte Art des ehemaligen Spielkameraden hier aufgenommen werden würde; aber siehe da: Gabriel Bartusch fand Gnade vor Wanda Lüdekinds Augen. Sehr bald meinte Thekla sogar, daß die Tante den Gast allzusehr für sich in Anspruch nehme. Wanda liebte an dem jungen Menschen das Stürmische, Recht-

haberische, Unausgegorene; sie fand, daß es sich wundervoll mit ihm streiten lasse. Gelegentlich, wenn sie sich einmal recht verbissen hatten, rief sie dann der Nichte, die stumm dabei saß, zu: „Thekla, warum sprichst du denn nicht? Sage doch deine Ansicht!“ und zu Gabriel gewendet: „Sie könnte nämlich sehr gut, wenn sie nur wollte. Denn im stillen hat sie ihre Ansicht über jede Sache.“ Dann ging es wieder weiter zwischen den beiden.

Auch das Gebiet des Glaubens wurde bei solchen Gelegenheiten berührt. Gabriel machte kein Hehl daraus, daß er auf den Materialismus schwöre, und daß ihm aller Supranaturalismus „Blödsinn“ sei.

„Thekla!“ rief dann wohl die Tante. „Es schadet dir nichts, wenn du auch mal so was mit anhörst. Aber du versprichst mir, von dem Unsinn, den er da redet, kein Wort zu glauben!“

Thekla war anfangs entsetzt. Noch nie bisher hatte ein Wort des Unglaubens ihr Ohr gestreift. Aber sie hatte von den Gottesleugnern gehört, und nun mußte sie es erleben, daß Gabriel Bartusch, ihr Freund, zu dieser Menschenklasse gehörte, die sie zu den Verworfensten zu zählen gewöhnt war. Eigentlich wollte sie sehr traurig sein darüber, aber sie sah, daß Tante Wanda die Sache nicht so furchtbar ernst nahm. „In zehn Jahren wird er darüber ganz anders denken. Das ist seine Jugend, die sich so radikal gebärdet,“ sagte Wanda zuversichtlich, und Thekla hoffte, daß sie recht behalten möge.

Derselbe Gabriel aber, der sich mit Wanda Lüdekind über die Existenz Gottes und andere Weltprobleme stritt, daß die Funken stoben, konnte doch auch wieder ganz sanft und elegisch, ja sentimental erscheinen.

Wenn er mit Thekla allein war, schien der Freigeist in ihm gebändigt.

Er machte jetzt Thekla oft das Leben schwer. Gänzlich unaufgefordert erschien er in Augenblicken, wo sein Besuch vielleicht gar nicht am Platze war. Und er verlangte von dem Mädchen jene Vertraulichkeit als sein gutes Recht, die, als sie Kinder gewesen, begreiflich erschienen sein mochte. Das junge Mädchen konnte nicht mehr im Zweifel sein über seine Absichten. Nein, so hatte sie es niemals gemeint! Gute Kameraden wollten sie bleiben; aber das andere, was seine heißen Augen von ihr heischten, gab ihr ein Gefühl, als schlösse sich etwas zu in ihr. Er war ihr Freund, der beste wohl, den sie hatte, nichts mehr und nichts weniger. Er hätte diese Grenze selbst erkennen müssen. Die Tante war ja die Güte und Nachsicht in Person, aber sie konnte in ihrem Hause doch Rücksichten verlangen! Aber Rücksichtnahme war gerade das, wovon Gabriel nichts wissen wollte. Seine Stimmung war wechselnd wie Aprilwetter, einmal melancholisch düster, dann wieder erregt, immer aber, wie es Thekla schien, übertrieben. Man hätte ihm wirklich ernsthaft böse sein sollen! Aber Thekla wußte, daß er es nicht gut habe zu Haus, daß das Verhältnis zwischen ihm und seinem Vater von Tag zu Tag unleidlicher wurde; darum meinte sie, müsse man ihm manches zugute halten.

Es war ein eigenes Ding! Sie vermochte Gabriel, so gern sie ihn hatte, nicht ganz ernst zu nehmen. Lag es daran, daß man sich schon so lange kannte? — Er mochte eine noch so tragische Miene aufsetzen, er mochte noch so gewichtige Worte im Munde führen, für sie blieb er Gabriel Bartusch, ihr Jugendgespiele, mit dem sie sich geneckt, gebalgt, ja umarmt hatte. Überall blickte

ihr aus seiner neuen Manneswürde der Knabe heraus. Er imponierte ihr nicht im mindesten. Sie fühlte sich ihm überlegen, trotz aller seiner Klugheit und der vielen Dinge, die er gelernt hatte. Niemals hätte sie sich vorzustellen vermocht, daß er ihr Mann werden könne. Ja, dieser Gedanke: sie mit Gabriel verheiratet, hatte geradezu etwas Komisches für sie.

Eines Vormittags kam er auch wieder. Die Jungfer hatte ihm zwar am Eingange gesagt, das „gnädige Fräulein“ — womit sie ihre Herrin meinte (von Thekla meinte Kathinka nur: das „junge Fräulein“) — sei ausgegangen. Gabriel aber ging nun erst recht, da er Thekla allein wußte, in den kleinen Salon, wo er die Ersehnte auch wirklich traf. Sie las.

„Meine Tante ist aus zu Krankenbesuchen!“ erklärte Thekla, nachdem sie ihm die Hand gereicht.

„Ist mir bereits vorn gesagt worden! Ich kam auch nicht Ihrer Tante wegen, sondern um Sie zu sehen. Oder ist das etwa unpassend?“

Thekla warf ihm als Antwort nur einen strafenden Blick zu.

Er meinte: „Sie werden ja jetzt so kolossal korrekt! Man weiß kaum noch: darf man Sie mit Ihrem Namen nennen, oder muß man ‚gnädiges Fräulein‘ sagen?“ —

„Für Sie bin ich: Thekla! Das wissen Sie ganz gut!“

Nach einer Pause, während der er mürrisch zu Boden geblickt hatte, fragte er plötzlich: „Warum lesen Sie nicht weiter?“

„Weil Sie hier sind, Gabriel!“

„O, wie höflich!“

„Gabriel!“ rief sie, vor Unwillen errötend. „Was soll das? Dazu kommen Sie zu mir, um dann so zu sein! Das ist wirklich häßlich von Ihnen! Ich ver-

stehe nicht, was seit einiger Zeit mit Ihnen ist! Sie haben sich so ganz verändert!"

„Wenn du wüßtest, wie mir zumute ist!" — — Und mit einem Male lag er ihr zu Füßen und bedeckte ihr die Hände mit Küssen. Thekla war völlig überrumpelt. Sie versuchte aufzuspringen.

„Gabriel — ich glaube — Sie sind nicht gescheit! Lassen Sie mich!"

„Nur einmal — nur ein einziges Mal — —"

Es war ihr gelungen, sich loszumachen. Sie flüchtete vor ihm hinter den großen, runden Tisch.

Er war aufgestanden. Sie betrachtete ihn gespannten Auges. Wenn er ihr nachkommen sollte, dann wollte sie die Tür zu erreichen suchen. Aber er schien sich eines Besseren besonnen zu haben. Wie ein düsterer Schatten flog es über seine Züge, er wandte ihr den Rücken, warf sich in einen Stuhl und bedeckte die Augen mit der Hand.

Thekla hatte sich ziemlich schnell von dem ersten Schrecken erholt. Es war ja nur Gabriel gewesen! Und doch, ihre Pulse flogen. Welchem Mädchen von siebzehn Jahren sollte nicht das Herz klopfen, halb vor Angst, halb vor Wonne, wenn es einen Jüngling zu seinen Füßen sieht!

Und nun saß er da, hielt die Augen bedeckt und stöhnte! Sie genoß das Aufregende der Situation. Aber je länger es währte, desto deutlicher empfand sie, daß sie etwas tun müsse. Tante Wanda konnte kommen oder das Mädchen. Was würde man denken von ihr, hätte man sie beide so vorgefunden! —

Sie trat vorsichtig an ihn heran und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Gabriel!" er antwortete nicht. „Gabriel! Hören Sie nicht?"

„Was wollen Sie?“ Er sah sie noch immer nicht an.

„Sie müssen vernünftig sein!“

„Vernünftig — o! Sie sind es ja für zweie!“

„Versprechen Sie mir, daß Sie das nie wieder tun wollen.“

„Was nicht tun?“

„Nun, das von vorhin — dort!“ Sie wies nach der Stelle, wo er gekniet hatte.

„Köstlich!“ rief er und lachte wild auf. „Wahrhaftig, Sie sind die Tugend in Person! Haben Sie keine Angst; ich werde Ihnen nichts antun! Bleiben Sie ruhig hier bei Ihrer Tante, in Gottes Namen! Ich will Ihnen nicht mal sagen, was ich vorhatte. Sie könnten noch nachträglich in Ohnmacht fallen, sonst. Sie hätten nicht den Mut gehabt dazu. Nein, Sie nicht! Sie werden immer bleiben, was Sie sind.“

Mit diesen rätselhaften Worten ging er. Thekla wußte nicht recht, sollte sie weinen oder lachen. Was wollte er denn? Wozu hätte ihr der Mut gefehlt? Was hatte er vorgehabt mit ihr? — — —

Eine ganze Woche lang kam Gabriel nicht mehr in ihre Nähe. Er war zu tief gekränkt und glaubte wieder einmal, sie zu hassen. Es war zum Verzweifeln mit dem Mädchen!

Sein Plan war kein geringerer gewesen, als mit ihr zu entfliehen. Er hatte gehört, daß es für Liebende in England leicht gemacht sei, sich trauen zu lassen. So viel Geld, um mit Thekla bis London zu kommen, hatte er sich erspart. Wenn einmal dort, hoffte er sich weiter durchzuhelfen. Deutschen Unterricht wollte er geben, sich einem Baubureau anbieten als Zeichner. Um die Mittel zur Existenz war ihm nicht bange; wenn es ihm nur gelang, das Mädchen für seinen Plan zu gewinnen.

Und bei dem ersten Anlaufe war er so kläglich gescheitert!

Nun wollte er sich Thekla ganz aus dem Kopfe schlagen. Sie war doch eben ein kleiner Geist!

Aber acht Tage nach seiner Niederlage saß er schon wieder bei den beiden Damen, debattierte mit Wanda über große Fragen und warf verstohlene Blicke nach Thekla, die ihm liebenswerter erschien denn je; doppelt verführerisch und verwirrend in der vorwurfsvollen Zurückhaltung, die sie seit jener Szene an den Tag zu legen für geboten fand, und aus der doch ihre Nachsicht deutlich genug hervorleuchtete.

Wanda Lüdekind sah, was hier vor sich ging. Sie sah es mit Augen, welche die Erfahrung geschärft hatte, fühlte es mit dem Instinkte eines Herzens, dem die Widersprüche und Unberechenbarkeiten der Liebe nichts Fremdes sind. Sie stand auf Gabriels Seite; denn dieses alte Mädchen liebte die starken Leidenschaften. Der Junge hier hatte sein ganzes Herz verloren, das war klar. Aber ebenso fest stand, daß er keine Gegenliebe finde.

Wie sich alle Verhältnisse wiederholten in der Welt! —

Aber man konnte nicht helfen, mit aller Erfahrung nicht, die man sich in bitterem Leid selbst erworben hatte. Das mußte durchgekämpft und erlitten werden; jeder für sich!

In keiner Angelegenheit des Lebens stand der Mensch so allein, so unter eigenster Verantwortung wie in der Liebe.

Wenn sie sich ihre Nichte Thekla betrachtete — und sie sah mit dem Auge eines Weibes, das ihrem eigenen Geschlechte bis auf den Grund blickte — so

erkannte sie, daß bei diesem Kinde, das doch schon Jungfrau war, noch alles zusammengefaltet lag, wie in einer Knospe, die noch nicht aufgebrochen ist. Nur nicht vorzeitig einzelne Blätter lösen! Von selbst mußte das werden. Die Blüte war eine von den spät kommenden. Sie würde sich erschließen, wenn ihre Zeit da war.

Zweites Buch.

I.

Die schöne Zeit bei Tante Wanda fand ihr Ende, als der Termin von Frau von Lüdekinds und Finanzrat Sängers Hochzeit herankam.

Wanda Lüdekind wollte das nicht mit erleben; sie verreiste in ein Bad, das sie sich selbst verordnete.

Thekla kehrte zur Mutter zurück. Zunächst kam der Umzug, denn die Hochzeit sollte im neuen Quartier begangen werden. Thekla hatte der Mutter dabei zu helfen.

Das war eine traurige Umwälzung. Das neue Quartier lag mehr im Zentrum der Stadt. Freilich war da alles viel neuer und feiner; aber ein noch so glänzendes Treppenhaus und all das Bunte, Schimmernde und Geschnörkelte an den Decken und Tapeten konnte die Gemütlichkeit der alten Wohnung nimmermehr ersetzen. Einen Garten gab es auch nicht, dafür aber den Blick auf ein ebenso hohes, langweiliges Haus gegenüber und dazwischen eine mit Läden besetzte, stark befahrene Straße. Wie fremd nahmen sich in den neuen Zimmern die lieben, alten Familienstücke aus. Früher, in der ihnen zukommenden Umgebung, hatten sie den Eindruck des Anheimelnden und Behaglichen gemacht; hier wirkten sie altmodisch und abgenutzt.

Die Wohnzimmereinrichtung des Verstorbenen und

die Dinge seines alltäglichen Gebrauches waren nicht mit in das neue Quartier gewandert. Nur einiges Wenige hatte sich die Witwe behalten zum Andenken. Seine Möbel, Bücher und Kleider aber wurden Arthur überlassen.

Alles das war ja eigentlich nur natürlich, aber Thekla konnte sich schwer darein finden. Es schien ihr unerhört, daß so die Erinnerung an ihren guten Vater immer mehr ausgelöscht werden sollte. Wie gut, daß Tante Wanda sein Bild hatte malen lassen; daß wenigstens seine Züge nicht in Vergessenheit geraten konnten.

Thekla erzählte der Mutter einmal von diesem Bilde. Die Witwe war sehr erstaunt; sie hatte bisher nichts davon geahnt. Sie war geradezu beleidigt. „Das sieht Wanda ähnlich!“ rief sie. „Hinter meinem Rücken so was zu machen!“ Thekla widersprach: die Tante war der beste und liebste Mensch, den es gab, und sie werde hier immer ungerecht beurteilt. Das gab Frau von Lüdekind Gelegenheit, der Tochter zu antworten: Wanda habe ihr nun auch das Vertrauen ihres Kindes gestohlen, wie sie ihr früher die Liebe ihres Mannes gestohlen habe. Und das alles aus Haß und Eifersucht. So sei Wanda ihr Lebtag gewesen, hochmütig und intrigant. Und nun, wo sie eine alte Jungfer, werde das immer schlimmer. Die ganze Sache mit dem Bilde laufe auf weiter nichts hinaus, als auf einen schlechten Streich gegen sie, die Witwe, damit es so aussehe, als liebe und verehre Wanda den Toten mehr als die eigene Familie.

Der Abschluß dieser gereizten Auseinandersetzung waren Tränen auf beiden Seiten. Thekla vermochte die Mutter nicht mehr zu verstehen. Die war jetzt häufig in solch aufgeregtem Zustande, wußte dann kaum noch, was sie sagte und tat. Leid hätte die Mutter einem tun können, wäre sie nicht so ungerecht gewesen.

Finanzrat Sänger leitete jetzt alles, als sei er bereits der Hausherr. Er hatte andere Dienstboten angenommen und die früheren ohne Ausnahme entlassen. Sänger meinte, daß sich durch die Leute die Fehler des alten Hauswesens leicht auf das neue übertrügen, und das wolle er nicht haben. Auch Hanka, die alte Wendin, wurde bei dieser Säuberung nicht verschont. Thekla war machtlos, etwas für das alte, gute Wesen zu tun, die dem Hause manches Jahr in Treue gedient hatte; sie schrieb deshalb an Tante Wanda um Hilfe. Und Wanda Lüdekind, die im Vorstande des „Altenheims" saß, verschaffte der Greisin dort eine Ruhestelle.

Die Hochzeit fand im kleinsten Kreise statt. Von seiten des Bräutigams waren zwei Schwestern erschienen, alte Jungfern. Die größte Besorgnis dieser Damen schien zu sein, jemand könne sich einbilden, ihr Bruder sei seiner Erwählten nicht in jeder Beziehung ebenbürtig. Sie deuteten an, daß er jede hätte haben können, nach der ihm gelüstet, und brüsteten sich mit den Herzen, die er ehemals gebrochen. Von Frau von Lüdekind war der einzige Bruder da, ein älterer Mann, pensionierter Beamter, der fast ganz taub war, aber nichtsdestoweniger über jedes Wort, das gesprochen wurde, auf dem Laufenden erhalten sein wollte.

Diese Hochzeitsgesellschaft vervollständigte ein Geistlicher, der all die Taktlosigkeit — zu der es hier für den günstig Veranlagten Gelegenheit in Fülle gab — soweit er solche nicht bereits am Altare angebracht, bei den Tischreden, deren er dreie hielt, nachzuholen für notwendig fand.

Für Thekla war der einzige Lichtblick, daß sie Arthur und Agnes wiedersah, von denen sie Monate hindurch getrennt gewesen war. Arthur sollte während

der Sommerferien seine Wachtmeisterübung machen. Agnes war nur für die Hochzeit aus ihrer Landpension beurlaubt worden und sollte gleich darauf wieder zu der Pastorsfamilie zurückkehren. Thekla aber, so war verabredet, würde zu Tante Wanda gehen, um ihr während des Badeaufenthaltes Gesellschaft zu leisten. Das neuvermählte Paar schließlich hatte eine längere Flitterwochenreise nach dem Süden vor.

So ging denn schon am Tage nach der Hochzeit die ganze Familie wieder auseinander. Zum ersten Male in ihrem Leben machte Thekla eine längere Eisenbahnfahrt allein. Nach eintägiger Reise befand sie sich in einem entzückenden Badeorte Süddeutschlands.

Sie lebten dort zu zweien, von Bekannten nicht gestört, ganz ihrem Wohlbefinden und ihrer Gesundheit. Einem Badearzt gab man sich nicht in die Hände. Wanda Lüdekind hatte über Ärzte, Medizin und alles, was damit zusammenhing, sehr ausgesprochene Ansichten. Von männlichen Händen lasse sie sich nicht berühren, war einer ihrer Grundsätze. Und sterben werde sie auch ohne ärztliche Hilfe.

Vom Sterben sprach sie überhaupt gern. Sie hatte Thekla gegenüber schon mehr als einmal erwähnt, welche Stücke ihrer Einrichtung sie ihr hinterlasse und was davon Kathinka, ihre Jungfer, erhalten solle.

Das alte Fräulein, das selbst so unvorsichtig war, zeigte sich, wenn es sich um die Gesundheit der Nichte handelte, sehr streng. Thekla wurde zeitig zu Bett geschickt und mußte früh aufstehen. Auch in Bezug auf Nahrung und Kleidung hatte Tante Wanda ausgesprochene Prinzipien, die sie der Nichte auferlegte. Die Bäder, Ruhestunden und Spaziergänge, welche sie

dem jungen Mädchen nach ihrem Ermessen verordnete, wurden strengstens innegehalten.

Thekla erschien es manchmal wirklich etwas viel. Sie fühlte sich doch ganz gesund und wurde dabei wie eine Patientin behandelt. Sie hätte gern die Konzerte der Kurkapelle besucht oder gelegentlich mal auf einer der wöchentlichen Réunions den Versuch gemacht, ob sie das Tanzen noch nicht gänzlich verlernt habe. Aber Tante Wanda fand das für unnötig.

Diese unerfüllten Wünsche waren aber auch wirklich der einzige Schatten des Badeaufenthaltes. Man lebte in wundervoller Luft und in herrlicher Landschaft. Die Bewohner waren freundlich und zuvorkommend, weil sie ja von den Gästen lebten. Wanda Lüdekind aber, die hier mal von ihrer sonstigen Tätigkeit völlig ausspannte, schien um viele Jahre jünger. Thekla begriff jetzt, was ihr einmal ihr Vater gesagt hatte von Tante Wanda: sie sei vor dreißig und mehr Jahren das reizendste junge Mädchen gewesen, das man sich nur vorstellen könne.

Mit einem gewissen Bangen sah Thekla der Zeit entgegen, wo sie würde nach Haus zurückkehren müssen. Hatte sie denn überhaupt noch ein Heim? — Nichts winkte ihr in der Zukunft, was sie hätte locken können: keine Tätigkeit, keine Freude, kein Mensch, von dem sie hätte sagen dürfen, daß sie ihm und daß er ihr zugetan sei. Wie öde war der vorige Winter gewesen, und wie viel trüber noch würde der kommende sein! Sie seufzte oft im stillen. wenn sie dachte, was ihrer nun harrte. Schon hatte Frau Sänger geschrieben — wie der Tochter der Name ungewohnt klang — daß sie das „liebe Kind" nun wieder zurückhaben wolle.

Es war an einem der letzten Abende vor Theklas

Abreise. Wanda lag auf dem Sofa, sie fieberte ein wenig, hatte sich bei rauhem Wetter erkältet. Richtig zu Bett legen wollte sie sich nicht, sie komme sich so dumm vor, wenn sie am Tage im Bett liegen solle. Thekla hatte ihr aus der Marterbank eines Chambregarnie-Sofas mit Hilfe von Decken und Kissen ein leidlich bequemes Lager zurecht gemacht. Nun saß sie bei der Tante und las ihr aus einem Bande vor, den man sich aus der Leihbibliothek des Badeortes geholt hatte. Plötzlich rief Wanda, sie solle aufhören, die Geschichte langweile sie. Dem jungen Mädchen tat das leid, denn sie hatte den Roman spannend gefunden.

„Es ist zu töricht von den Schriftstellern," sagte Wanda, „daß sie immer Gefühle schildern wollen, von denen sie unmöglich etwas verstehen können. Was wissen solche Menschen überhaupt, wie es in einer Frau aussieht, wie's uns zumute ist, wie wir fühlen. Ganz, ganz anders ist Frauenliebe, als in den Büchern zu lesen steht — ganz anders!"

Die Hände unter dem Kopfe, lag sie und blickte mit glänzenden Fieberaugen starr vor sich hin. „O, ganz anders!" hörte Thekla noch einmal. Sie wunderte sich im stillen, was die Tante wohl von Liebe wisse.

„Ach, Dummheiten!" sagte Wanda Lüdekind plötzlich laut zu sich selbst, als schüttele sie etwas ab, und wandte sich dann mit veränderter Miene der Nichte zu. „Du kommst jetzt wieder nach Haus zurück, Thekla — oder doch in das Haus deiner Mutter. Hast du dir schon etwas ausgedacht für den Winter? Denn die Zeit so vertrödeln, wie im vorigen, das wirst du doch nicht wollen!"

Thekla schwieg und rückte näher an die Tante heran. In ihrer hoffnungslosen Miene lag die Antwort zu

lesen. Die Frage, welche die Tante eben gestellt, lastete ja schon die ganze Zeit über wie ein Alp auf ihr. Am liebsten hätte sie geantwortet: „Wenn ich nur bei dir bleiben könnte, Tante!“ Aber sie wagte nicht, einen so großen Wunsch zu äußern, wußte sie doch auch, daß er unausführbar sei.

Wanda betrachtete die Nichte eine Weile mit unverhohlener Zärtlichkeit. „Gib mir deine Hand, Kind! — So! — Wie warmes Blut ihr jungen Menschenkinder habt. — Weißt du, Thekla, ich verstehe das. Ich war auch einmal jung, wie du, freilich ein ganz anderes Wesen. Törichte, unerfüllbare Wünsche hatte ich. Aber das ist ja Sache für sich! — — Ich wollte sagen: ich kann mit dir fühlen. Du wirst es zu Haus nicht gut haben. Das Leben will einen erziehen; wohl dem, der das zeitig einsieht! Du bist weich und schüchtern; wenn du überhaupt Bewußtsein hast, so ist es ein tief im Innern verborgenes. Du kennst dich selbst nicht und was in dir ruht. Das Leben aber wird schon dafür sorgen, daß deine Schätze ans Tageslicht kommen. Jetzt führst du noch ein Dasein wie die Pflanze so ähnlich, aber du wirst erwachen; mir ist nicht bange darum. — Du verstehst mich nicht, ich sehe es dir an. Merke dir nur, was ich sage; vielleicht später, wenn ich längst tot bin, wirst du wieder an meine Worte denken. Wenn du jetzt nach Haus kommst, in die neuen Verhältnisse, so nimm eine klare Stellung ein von vornherein zu allem. Wie du dich im einzelnen verhalten sollst, das kann ich dir nicht sagen. Du wirst sicherlich auch dort Pflichten finden, die zu erfüllen sich verlohnt. Vergiß dich dabei aber selbst nicht, mein Kind. Du bist uneigennützig und gutmütig bis zur Selbstvernichtung. Halte die Augen offen, sonst werden dir die Menschen grausam mitspielen.

Dabei magst du dich ganz der Sache hingeben, die du erwählt hast, aber laß dich, auch wo du liebst, nie zur Sklavin eines Menschen machen. Wir Frauen brauchen klares Bewußtsein und festen Willen, denn wir tragen genau dieselbe Verantwortung wie die Männer. Suche dich zur Selbstverantwortung durchzuarbeiten; das ist das Höchste, was man im Leben erreichen kann.

„Vielleicht ist dir dies alles auferlegt zur Erziehung! Darum gehe mutig an das heran, was dir schwer und bitter erscheinen mag im Augenblick. Wenn dir aber die Dinge doch zu kraus werden sollten, und du glaubst, allein damit unmöglich fertig zu werden, dann weißt du ja, daß du eine Freundin hast. Dann kommst du zu deiner alten Tante. Hörst du, mein Kind!"

* * *

Thekla war nach Haus zurückgekehrt. Es galt nun für alle Teile, sich in den veränderten Verhältnissen zurecht zu finden.

Am schwersten wurde es für Thekla, in der Frau des Finanzrats Sänger ihre Mutter zu sehen. Gewiß, es war ja noch dasselbe Gesicht, dieselbe Stimme, dieselben altgewohnten Redewendungen, und doch war was Fremdes in alledem. Es schien Thekla, als habe die Mutter etwas eingebüßt, etwas Reines, Hohes, etwas, das sich für das Kind mit dem Namen „Mutter" unzertrennbar verband. Dieses Besondere war unwiederbringlich abgestreift.

Herr und Frau Sänger waren zwar kaum ein halbes Jahr verheiratet, aber der junge Ehemann hatte sich erstaunlich schnell in die Rolle des Herrn und Gebieters eingelebt. Sänger war nicht gerade ein bärbeißiger Tyrann, er kleidete sein Regiment vielmehr in milde

Formen. Nie versäumte er, selbst wenn er tadelte, seine Frau mit „liebe Ernestine!“ oder „mein gutes Kind!“ anzureden. Auch die Kinder seiner Frau patronisierte er. Offensichtlich gefiel er sich in der patriarchalischen Rolle eines Familienvaters. Wenn er etwas befahl, so gab er stets die Gründe an, warum er das so und nicht anders haben wolle. Seine Umgebung sollte im steten Gefühl seiner unbedingten Überlegenheit erhalten bleiben. Aber seine weitschweifigen Reden und umständlichen Formen machten die Rechthaberei doch nicht leichter erträglich. Er hatte die Taktlosigkeit, seine Frau auch in Gegenwart der Kinder oftmals zu schulmeistern. Er mäkelte an ihren Toiletten, bei Tisch sprach er über das Essen. Jedes Thema, das er anschlug, gab ihm Gelegenheit, Belehrungen daran zu knüpfen.

Theklas Augen waren jetzt geschärft genug, zu erkennen, daß die Mutter sich nicht glücklich fühle. Gerade weil sie krampfhaft versuchte, ihre Empfindungen vor den Blicken der älteren Tochter zu verbergen, wurde sie durchschaut.

Für Thekla war es schwer genug, ihre Stellung dem Stiefvater gegenüber zu wahren. Sänger fühlte sich berufen, auch sie zu erziehen. Manchmal drohte es dem jungen Mädchen zuviel zu werden. Aber ein Blick auf das unglückliche Gesicht ihrer Mutter hielt sie immer wieder davon ab, sich aufzulehnen.

Am besten den Hausherrn zu nehmen verstand es schließlich die kleine Agnes. Er imponierte ihr gar nicht, sie behandelte ihn nach wie vor wie einen komischen, alten Onkel, neckte ihn, fuhr ihm über den Mund, ja machte sich offenkundig über ihn lustig. Angedrohte Strafen nahm sie nicht ernst, und wurde sie wirklich einmal bestraft, dann ertrug sie auch das mit der ihr eigenen Dickfelligkeit.

Thekla fühlte sich durch die Entwickelung, die Agnes nahm, beunruhigt. Früher war das Kind ganz von ihr abhängig gewesen, hatte sich willig der Überlegenheit der älteren Schwester gefügt. Aber im Laufe des letzten Sommers war auch darin eine Änderung eingetreten. Agnes hatte in dem ländlichen Pfarrhause, wo sie sich ihrer Kräftigung halber und um für den Konfirmationsunterricht vorbereitet zu werden, aufgehalten, viel mit den halbwüchsigen Pastorsjungen herumgetollt. Ob sie in der Religion große Fortschritte gemacht habe, erschien fraglich; soviel stand fest: ihre Manieren hatten nicht gewonnen, ebensowenig ihre Sprache, die durch eine Anzahl Kraftausdrücke bereichert war, wie sie in den männlichen Flegeljahren gang und gäbe sind. Sie war wieder ein ganzes Stück gewachsen und bot mit ihrer Stupsnase, dem runden Gesicht, den eckigen Gliedern und den schalkhaften Augen, die über alles, sich selbst eingeschlossen, immerwährend zu lachen schienen, einen ungraziösen, unreifen, geradezu komischen Anblick.

In einem halben Jahre sollte Agnes nun also eingesegnet werden. Unwillkürlich verglich Thekla die Schwester mit dem, was sie in jenem Alter gewesen war. Täuschte man sich so über sich selber? Es wollte Thekla bedünken, als sei sie selbst minder verwildert, unmanierlich und verzogen gewesen damals. Freilich, sie hatte es ja soviel besser gehabt als die kleine Schwester: der Vater am Leben, ein glückliches, gefestigtes Leben in der Familie, nichts von der Unrast und Unsicherheit, die jetzt über sie alle gekommen war.

Agnes lernte nicht leicht, trotz ihrer Aufgewecktheit. Thekla sah ihr die Schularbeiten durch und hörte ihr die Aufgaben ab. Sie fand, daß Agnes sehr zerstreut, gedankenlos und nachlässig sei und daß sie so gut wie

kein Interesse habe an dem, was sie trieb. Sie brachte schlechte Zensuren mit heim, die Mutter klagte und der Stiefvater tadelte; beides blieb ohne Eindruck.

Thekla konnte sich über das Mädchen nicht genug wundern. Wäre ihr so etwas begegnet in der Schulzeit, wie würde sie sich geschämt und gegrämt haben! Sie redete dem Kinde ins Gewissen; das schien nicht ganz ohne Eindruck auf Agnes zu bleiben, wenigstens weinte sie und versprach Besserung. Aber die nächste Zensur zeigte keinerlei Fortschritt.

So entschloß sich denn Thekla, einmal selbst zu der Vorsteherin zu gehen. Fräulein Zuckmann empfing ihre alte Schülerin mit großer Freude. Sie beklagte es nur, daß Thekla nicht öfters komme. Dann sprach sie von früheren und jetzigen Schülerinnen und meinte: „Eine Thekla Lüdekind habe ich nie wieder bekommen. Wenn doch Ihre kleine Schwester etwas von Ihnen hätte! Aber Agnes ist ein rechtes Sorgenkind für uns."

Und nun schüttete Fräulein Zuckmann ihr Herz über Agnes aus. Thekla bekam eigentlich nur bestätigt, was sie bereits wußte. Agnes sei leichtfertig und besitze weder Respekt noch Feingefühl, sonst könnten sie Tadel und Strafen doch nicht so gleichgültig lassen, meinte die erfahrene Erzieherin. Alles das sei aber nicht so schlimm, wenn bei einem Mädchen nur das „Gemüt" in Ordnung sei. „Und das ist mir eben so merkwürdig, ja geradezu unfaßlich, daß eine Schwester von Ihnen dessen ermangeln sollte!" —

Nach diesem Gespräch mit Fräulein Zuckmann fühlte sich Thekla doppelt verantwortlich für die kleine Schwester. Ersetzen ließ sich ja freilich nicht, was einmal fehlte; aber man konnte das Kind doch vielleicht vor manchem bewahren. Helfen wollte Thekla. Agnes war doch ihre

Schwester. Hier erwuchs ihr in Wahrheit eine Aufgabe, eine, der sie sich gern unterziehen wollte.

Die nächste Zeit brachte für Thekla noch ein anderes Interesse. Die Klavierlehrerin erklärte ihr, daß sie sie nun für fest genug in den musikalischen Grundsätzen halte, um neben Klavier fortan auch ihre Stimme auszubilden.

Ganz erfüllt von der Freude darüber, erzählte Thekla das arglos zu Haus. Sänger, der so wie so beleidigt war, daß man die von ihm selbst ausgesuchten Lehrkräfte abgeschafft hatte, legte jedoch sein Veto ein. Er wußte es ganz genau: aus dem Singen konnte nie und nimmer etwas werden, Thekla hätte keine Stimme.

Es war das erste Mal, daß Thekla sich gegen den ausgesprochenen Willen des Stiefvaters aufzulehnen wagte. Die Mutter tat ihr leid, aber hier handelte es sich um Wichtiges, um ihre Entwickelung. Darum blieb sie standhaft.

Sie wußte durch Arthur, daß der Vater ihr gleich den anderen Geschwistern ein kleines, selbständiges Vermögen hinterlassen hatte. Bisher war es ihr sehr gleichgültig gewesen, was mit ihrem Gelde geschehe. Jetzt fiel ihr zur rechten Zeit ein, daß sie nicht gänzlich mittellos sei. Sie fragte, ob sie nicht die Singstunden von ihrem eigenen Gelde bestreiten könne.

Sänger sah sie daraufhin etwas verdutzt an. Solche Selbständigkeit war er an der älteren Tochter seiner Frau nicht gewohnt.

Daß sie die Stunden, falls sie welche nähme, von ihrem eigenen Gelde bezahlen müsse, sei selbstverständlich, erklärte er schließlich. Aber als ihr ehemaliger Vormund und jetziger Stiefvater müsse er darauf halten, daß sie ihr Geld — es sei so wie so nicht allzuviel — nicht zum Fenster hinauswerfe. Er sprach dann noch des längeren darüber, ob es wünschenswert sei, daß junge

Mädchen fängen; aber Thekla wußte nun, daß er ihr weiter keine Hindernisse würde in den Weg legen können.

So hatte sie sich ihre Singstunden erkämpft. Sie wußte, daß Tante Wanda diesmal mit ihrer Haltung zufrieden sein würde.

* * *

Gabriel Bartusch machte eines Tages ganz unerwartet bei Sängers Besuch. Thekla war überrascht, denn sie wußte, daß er jetzt gar keine Ferien habe.

Er wurde dem Finanzrat, den er nicht kannte, vorgestellt. Auch in dem neuen Hause war er natürlich noch nicht gewesen. Es war für Thekla ein peinlich verlegenes Gefühl, den Jugendgespielen unter solchen Verhältnissen wiederzusehen. Was würde er mit seinem kritischen Blick nicht alles hier auszusetzen finden!

Wenn Gabriel kritisierte, so ließ er sich's diesmal jedenfalls nicht anmerken. Aus seinem Wesen konnte man wieder einmal nicht klug werden. Er war zerstreut. Dabei legte er eine unnatürliche Lustigkeit an den Tag. Thekla kannte ihn ja: wenn er Witze machte, dann war er unglücklich. Was hatte er? Scheinbar nebenbei ließ er fallen: es werde wohl auf lange hinaus das letzte Mal sein, daß man sich sehe. Thekla fragte ihn, ob er zu verreisen beabsichtige. Er meinte: verkriechen wolle er sich! Offenbar hinderte ihn die Anwesenheit der übrigen, sich deutlicher auszusprechen.

Durch Ella Bartusch hatte Thekla bereits erfahren, daß es zwischen Gabriel und seinem Vater zu heftigen Auseinandersetzungen gekommen sei, die mit einem völligen Bruch geendet hatten. Mit ihm hier darüber zu sprechen, war ausgeschlossen; auch sie fühlte sich durch die Gegenwart der anderen gedrückt.

Und nun wollte es auch noch das Unglück, daß Sänger, als er hörte, daß Gabriel Bartusch Architekt

werden wolle, von Baukunst zu reden begann, in seiner pedantisch dozierenden Art. Thekla sah in Gabriels Zügen ein Gewitter aufsteigen. Sie wußte, was kam, wenn er so mit gespannter Miene zuhörte, den Hohn, der ihm um den Mund zuckte, nur mit Mühe zurückhaltend.

Es handelte sich um einen Museumsbau, den die Regierung hatte ausführen lassen. Sänger pries das Werk und zollte dem Baumeister das höchste Lob.

Als er endlich schloß, überzeugt, daß er dem jungen Menschen durch so viel Kunstverständnis und Sachkenntnis mächtig imponiert habe, erwiderte Gabriel: Für die Eingeweihten sei es ja längst ein offenes Geheimnis gewesen, wie rückständig und schlecht beraten die Regierung in diesen Dingen sei, aber nun habe sie durch diesen Bau endlich ein weithin leuchtendes Denkmal ihrer Geschmacklosigkeit gesetzt.

Gabriel ahnte nicht mal, wie tief er durch dieses wegwerfende Urteil den Finanzrat traf. Die Pläne zu der Anlage waren seinerzeit zur Prüfung des Kostenpunktes auch durch Sängers Hände gegangen, und er rechnete sich daher um das Zustandekommen des Ganzen ein hohes, persönliches Verdienst an. Es war sein Museum, das hier angegriffen wurde.

Sänger sah sich den jungen Menschen, der sich ein solches Urteil anmaßte, von oben bis unten an — ein Blick, dem Gabriel mit kühlem Lächeln begegnete — und meinte dann: die Jugend möge sich gefälligst erst auf die Hosen setzen und etwas lernen, ehe sie sich eine Kritik herausnehme an Bewährtem.

Gabriel lachte laut auf und rief: das pflegten die alten Herren meist zu sagen, wenn sie keine anderen Argumente mehr wüßten.

So endete dieser Besuch Gabriels sehr wenig erquicklich. Der Finanzrat machte, als er gegangen, seinem Herzen gehörig Luft, sprach von unerzogenen, jungen Leuten, die noch nicht trocken seien hinter den Ohren, und machte seiner Frau und Thekla Vorwürfe, daß sie solche Bekanntschaften hätten.

Thekla wünschte zwar auch, daß Gabriel etwas bescheidener aufgetreten wäre, aber sie nahm doch seine Partei gegen den Stiefvater. Gabriel sei ein sehr gescheiter Mensch und werde es einmal sehr weit bringen. Jeder neue Vorwurf, den Sänger gegen ihn vorbrachte, reizte sie, einen neuen Vorzug an ihrem Freunde hervorzuheben. Wie gut er zeichne und male, wie er sich in Sprachen und Weltkenntnis vervollkommnet habe. Sie wunderte sich selbst, wieviel sie von Gabriel wußte und was sie alles zu seiner Verteidigung anzubringen verstand.

Wenige Tage darauf, als Thekla auf dem Heimwege war von Tante Wandas Hause, eben im Begriff, die städtische Promenade zu kreuzen, hörte sie Schritte hinter sich, als gehe ihr jemand nach. Unwillkürlich schlug sie eine schnellere Gangart ein. Aber bald war sie eingeholt; neben ihr schritt Gabriel und lüftete den Hut.

Das Wiedersehen kam ihr unerwartet, da er bei seinem Besuche neulich erklärt hatte, daß er am Tage darauf abreisen werde.

Sie fragte ihn, ob er seinen Plan aufgegeben habe. Er antwortete, es seien besondere Verhältnisse eingetreten, die es ihm wünschenswert gemacht hätten, noch ein paar Tage zu verziehen. Dann fragte er sie, ob sie es sehr eilig habe. Thekla erklärte, daß sie zu Tisch zu Haus sein müsse, der Stiefvater verlange Pünktlichkeit.

„Ach Gott ja, Ihr Stiefvater!“ rief Gabriel und schien eine Bemerkung zu verschlucken.

„Sie werden doch zu Weihnachten nach Haus kommen, Herr Bartusch?" fragte Thekla absichtlich steif.

„Nein!" rief er heftig. „Weder zu Weihnachten noch zu Ostern, noch überhaupt, so lange es meinem Vater gefällt, mich wie einen dummen Jungen zu behandeln."

Thekla sah ihn voll Befremden an. Wie seine Nasenflügel zitterten! Er war blaß, seine Augen umrändert, er sah nicht gesund aus. „Aber Sie sollten doch versuchen, sich mit Ihrem Herrn Vater besser zu stellen, Gabriel!" sagte Thekla, unwillkürlich in die alte Gewohnheit verfallend, ihn beim Vornamen zu nennen. „Er meint es doch sicher gut mit Ihnen."

„Sagen Sie mir das auch!" rief er, sich noch mehr erregend. „Verflucht alle guten Absichten, wenn er mich nicht verstehen will. Und doch ist man abhängig von diesen alten Leuten! Das weiß er und pocht darauf. Es ist eine Roheit, einem das auf jedes Butterbrot zu schmieren, dieses: du hast nichts und du bist nichts, lerne erst was; und du bist mir Gehorsam schuldig und Dankbarkeit. Wahnsinnig könnte einen so was machen. Es ist unwürdig! Ich mag sein Brot nicht weiter essen. Er hat gelacht dazu; aber er soll sehen, daß es mein Ernst ist."

„Was haben Sie vor, Gabriel!" rief Thekla. „Sie können sich doch unmöglich von Ihren Eltern trennen!"

„O, es geht alles, was man will! Mein Vater hat sich's selbst zuzuschreiben, wenn sein einziger Sohn ihn verläßt. Er hat sich nie die Mühe gegeben, zu fragen, was mir frommt. Immer nur seinen Kopf durchsetzen! — Wissen Sie noch, Thekla, wie ich Künstler werden wollte? Nun, jetzt bin ich ein paar Jahre älter. Ich denke, ich werde mir mein Leben selbst bauen nach

meinen Bedürfnissen. Ich will selbständig sein vor allen Dingen. Sie haben keine Ahnung von dem Schneckengang in der Staatskarriere. Erst vier Jahre auf der Hochschule, dann dreijährige praktische Ausbildung. Also nach sieben Jahren wäre man glücklich am Anfange angelangt. Das ist nichts für mein Temperament. Was habe ich davon, ob ich mal vor meinen Namen ein ‚Regierungsbaumeister‘ oder ‚Oberbaurat‘ schreiben kann! Lächerlich, mein Vater, der selbst das Staatsexamen nicht gemacht hat, sieht darin das Höchste, was der Mensch erreichen kann. Und sehen Sie, darüber ist der Streit entbrannt. Was mir vorschwebt, ist kurz gesagt folgendes: Ich will nur die Vorprüfung bestehen an der Hochschule und mich dann in Privatdienst begeben. Ingenieure, Architekten, technische Beamte aller Art sind jetzt gesuchte Ware. Korporationen und Private reißen sich nach uns. Und ist es nicht hierzulande, dann auswärts. Aber meinem Vater kommt das abenteuerlich vor. Darüber ist es zwischen uns zum Bruch gekommen."

„Ihre Mutter muß es sehr betrüben!" warf Thekla ein.

„Ist nicht zu ändern! Zuerst kommt die Pflicht, die man gegen sich selbst hat. Man muß sich frei machen von den Alten. So lange man das nicht fertig gebracht hat, ist man wie ein junges Huhn, dem die Eierschalen ankleben."

Thekla sah ihn erschrocken an. Das widersprach allem, was ihr bisher gelehrt worden war.

Sie schritten eine Weile schweigend nebeneinander her. Dann sagte Gabriel plötzlich mit veränderter, leiser, bittender Stimme: „Ich wollte Sie auch noch fragen, Thekla, ob ich manchmal an Sie schreiben darf?"

„Natürlich! — Gewiß! Schreiben Sie mir nur, Gabriel!“

Er sah sie forschend an. Viel würde er darum gegeben haben, hätte er sie jetzt durchschauen können.

Wie gern hätte er ihr gesagt, daß er von einer geradezu kindischen Angst gefoltert wurde, sie könne ihm verloren gehen, nun, wo er nicht um sie sein würde, sie zu bewachen. Er hätte wünschen mögen, etwas möchte ihr Gesicht entstellen, damit nur kein anderer auf sie aufmerksam würde. Daß er hätte sprechen dürfen! Aber sie war ja so schreckhaft. Er wußte, wenn er nur eine Andeutung machte, dann zog sie sich zusammen wie eine jener schamhaft empfindlichen Pflanzen, welche nicht die leiseste Berührung erdulden wollen. Konnte er denn jetzt vor sie hintreten und um sie werben? Er, der nichts hatte und nichts war! Und darum knirschte er mit solchem Ingrimm in den Zaum der Abhängigkeit. Arbeiten, etwas aus sich machen, unabhängig werden, Geld verdienen — waren die Stufen, die er zunächst erklimmen mußte, ehe er daran denken durfte, sein Auge zu ihr zu erheben.

„Und werden Sie mir denn auch antworten, wenn ich an Sie schreibe?“ fragte er, sie immer wieder mit dem scharfen Blicke des Eifersüchtigen musternd.

Thekla zögerte mit der Antwort. Bedenken, daß es unpassend sei, ihm darin zu willfahren, kamen ihr nicht, aber es däuchte sie, als nehme sie mit einem solchen Versprechen etwas auf sich, das sie nicht so würde halten können, wie er es erwarten mochte. „Ich will Ihnen gern schreiben,“ sagte sie nach einiger Zeit. „Aber ich fürchte, daß ich gar nichts zu schreiben haben werde.“

Was er nun sagte, kam schnell und überstürzt. Er sah nur noch eine kurze Strecke Weges, die sie gemeinsam

hatten, vor sich. „Ich bin so furchtbar einsam. Keinen Menschen habe ich bisher gefunden, der mir etwas wäre. So wie Sie, Thekla, kenne ich niemanden. Schreiben Sie mir nur alles, hören Sie! Denken Sie nicht, daß es etwas Besonderes sein muß. Jedes, auch das kleinste Lebenszeichen, ist von Bedeutung für mich. Ich habe Ihnen das sagen wollen! Ich bin nur deshalb nicht abgereist. Bei meinen Eltern wohne ich nicht. Die denken, ich bin längst von hier abgereist."

„Das war nicht recht von Ihnen! Das hätten Sie nicht tun sollen!"

„Ach, recht und nicht recht! Es gibt Zustände, in denen man nicht fragt, was sich schickt. In solcher Verfassung bin ich! Meine Lage ist verzweifelt. Mein Vater versucht mich auszuhungern. So lange ich mich seinem Willen widersetze, will er mir keinen Zuschuß geben. Nun, es wird wohl noch einen Juden geben, der einem Geld borgt! Von meinem Vater nehme ich keinen Pfennig mehr an. Wenn er mir morgen das Geld schickte, ich schick's ihm mit wendender Post zurück."

„Gabriel! — Haben Sie sich das überlegt?"

„Ich hasse ihn. Er tritt zwischen mich und mein Glück. Wenn ich denke, wie es sein könnte! — — Aber Sie wollen nach Haus! Hören Sie nur noch ein paar Worte geduldig mit an! Weil wir uns doch so lange nicht sehen werden! Sie kommen jetzt in das Alter, wo jungen Mädchen der Hof gemacht wird. — Lassen Sie mich ausreden! Auch Ihnen wird der Hof gemacht werden. Ich sehe die Männer schon sich um Sie drängen! Wie ich die Laffen hasse! Vergiften könnte ich jeden . . . Thekla, Sie haben mich schon oft abgewiesen. Schon als wir Kinder waren, damals, als ich Ihnen das Skizzenbuch überreichte, und erst jüngst wieder — mehr

als genug! Sie weichen mir aus. Sie sehen mich nicht für voll an. Ich bin ja nichts, habe nichts, kann Ihnen nichts bieten. — Wenn ich dächte, daß Sie . . . Versprechen Sie mir! Nein, es würde auch nichts nützen! Halten Sie nur die Augen offen, darum flehe ich Sie an! Jeder Mann ist ein Egoist, und die meisten sind auch noch Lumpen dazu. — Leben Sie wohl!"

Mit diesem wunderlichen Abschied ging er oder vielmehr er lief von Thekla. Sie stand vor dem Hause ihrer Eltern und blickte ihm bestürzt nach. Wie ein Wirbelwind war das über sie dahingefahren.

II.

In der ersten Zeit, nachdem Theklas Mutter geheiratet hatte, sah die Familie nur wenig Freunde bei sich. Man war zunächst zu sehr mit der Ordnung des gegenseitigen Verhältnisses beschäftigt, um an Geselligkeit zu denken. Aber nun, wo die Dinge eine festere Form angenommen hatten, legte Sänger die Absicht an den Tag, gesellig zu leben.

Diesem Wunsche kam die Neugier der Freunde entgegen, zu sehen, wie die frisch gebackenen Eheleute wohl miteinander auskämen, ob sie zärtlich seien, wer das Regiment führe, wie die Stiefkinder behandelt würden und ähnliche hochinteressante Fragen.

Die Wißbegier sollte Befriedigung finden. Sängers machten Besuche.

Vor dem Vorwurfe der Vergnügungssucht wußte der Finanzrat sich zu schützen. Thekla war ja längst dran zum Ausgehen. Sänger sagte es jedem, der es hören wollte, daß er allein seiner Stieftochter zuliebe sich in die Geselligkeit stürze. Es sei eine große Unbequemlichkeit, die er sich des Kindes wegen auferlege, aber

er halte es für seine Pflicht, da er doch nun einmal der Stellvertreter seines verstorbenen Freundes Lüdekind geworden sei.

Lilly Ziegrist rümpfte zwar die Nase darüber, daß Thekla nicht am Hofe ausgeführt werde. Sie sprach von „zweiter Gesellschaft" und bedauerte Thekla, daß sie von vornherein in eine ganz „schiefe Position" komme. Sie würde niemals ein „Sort" machen auf diese Art.

Thekla nahm sich das nicht allzu sehr zu Herzen. Die Dinge, welche ihrer Freundin Lilly als höchstes Ideal vorschwebten, suchte sie gar nicht. Vor allem wollte sie flott tanzen, denn davon hatte sie seit der Tanzstunde sehr wenig gehabt.

Die Vorbereitungen allein schon, das Aussuchen der Toiletten, das Anprobieren und die Einkäufe, waren eine Freude für sich, die sie als etwas völlig Neues genoß. Dann das Besuche-fahren. Man lernte eine Menge Menschen und Häuser kennen. Sie knüpfte Beziehungen zu jungen Mädchen von neuem an, die sie in der Schule und im Konfirmationsunterricht kennen gelernt hatte. Die meisten ihrer Altersgenossinnen waren bereits ein oder gar zwei Winter ausgegangen. Man fand es sehr richtig, ja dringend notwendig, daß sie nun auch ausgeführt werde, und deutete an, daß sie manches nachzuholen haben werde.

Und nun liefen die ersten Einladungen ein. Welche Aufregung! Auf einem Balle sollte Thekla eingeführt werden. Endlich würden sich auch ihr die Pforten auftun jener wunderbaren Welt, genannt „Gesellschaft", von der sie so viel Widersprechendes gehört und gelesen hatte. Thekla erwartete sehr viel. Nun würde das Leben erst eigentlich beginnen! Jetzt erst trat sie in die Zahl der erwachsenen Menschen ein. Was war man, wenn

man noch keinen Ball mitgemacht hatte? Nicht viel mehr als ein Backfisch! Dame „wurde“ man doch erst, wenn man in Gesellschaft ging. Wie eine zweite Konfirmation kam es ihr vor, was ihr bevorstand, ohne die Weihe der eigentlichen, aber doch von großer Bedeutung. Ja, es war ein wichtiger Augenblick ihres Lebens.

Und das Verhalten der Erwachsenen bestärkte sie in der Annahme, daß sie außerordentlichen Erlebnissen entgegengehe. Es wurde zu Haus kaum noch von etwas anderem gesprochen, als von dem Balle. Die Mutter gab Ermahnungen und korrigierte jetzt häufig an Theklas Haltung und Benehmen. „Das und das darfst du in Gesellschaft nicht tun oder sagen,“ hieß es, „das ist nicht Mode!“ oder „das sieht dumm aus!“ wohl auch „das ist nicht mädchenhaft!“ Der Stiefvater ließ es an guter Lehre nicht fehlen. Nicht zu frei dürfe eine junge Dame auftreten, sonst gelte sie leicht als kokett, aber auch wiederum nicht zu schüchtern, sonst werde sie für einfältig gehalten. Zu oberflächlich solle man nicht sein in der Unterhaltung, aber auch nicht zu gelehrt und gründlich, denn das ermüde. Kurz, immer den rechten Mittelweg! „Und vor allem laß das eine nicht außer Acht, Thekla, denn das ist die Quintessenz: immer weiblich! Euer schönster Schmuck ist doch die echte Weiblichkeit!“

Der Erfolg von so vielen guten Lehren war, daß Thekla den Dingen, die da kommen sollten, mit einer gewissen Befangenheit und Unruhe entgegensah. Die Herren schienen doch furchtbar kritisch zu sein und sehr viel zu verlangen. Ob sie genügen würde?

Sie musterte ihr Gesicht jetzt manchmal vor dem Spiegel, mit anderen, minder gleichgültigen Blicken, als sie es vor dem zu tun gepflegt hatte. Sie war in dem Bewußtsein aufgewachsen, nicht gerade häßlich zu sein.

In der Klasse hatte sie ja sogar zu den anerkannten „Schönheiten“ gezählt. Aber was verstanden Mädchen schließlich davon! Würde sie auch im Ballsaale bestehen? Lilly Ziegrist war der Ansicht gewesen, daß Thekla eine „Figur“ habe, und es schien ihr fast selbst so, wenn sie beim Aus- und Ankleiden einen Blick in das Glas warf. Aber ihr Gesicht! War das hübsch? Man hatte darüber selbst so wenig Urteil, man kannte sich so genau. Wie konnte das, was einem so alltäglich und uninteressant vorkam, anderen besonders gefallen? Sie unterwarf ihre Züge einer genauen Musterung, wie man sich das Gesicht eines fremden Mädchens betrachtete. Mit manchem darin konnte sie zufrieden sein. Sicher konnte niemand schönere Zähne und reinere Farben besitzen als sie. Aber Ella Bartusch zum Beispiel hatte eine feinere Nase, und dann die dunklen Augen mit den langen Wimpern, die sie so interessant fand an der Freundin. Ach, davon konnte sie bei sich nichts entdecken! Wie ihre Augen in Wahrheit seien, das wußte sie gar nicht, denn sich selbst im Spiegelbild in die Augen zu blicken, davor schämt man sich doch! Überhaupt — das war eine von jenen rätselhaften Erscheinungen, denen man besser nicht nachdachte, weil sie verwirrten — sie schämte sich des eigenen Körpers.

Als sie dann zum ersten Male das Ballkleid an hatte und das merkwürdig kalte Gefühl der entblößten Schultern und Arme fühlte, das feine, knisternde Rauschen des Kleides und der Röcke hörte, dazu das künstliche Gebäude einer hohen Frisur, von der Friseuse sachgemäß hergestellt, und Puder, den ihr die Mutter im letzten Augenblick auf Wangen und Nase getan, um ihre „lebhaften Farben“ etwas zu dämpfen, kurz nachdem alles an ihr vollendet war, eine Arbeit, die Stunden in An-

spruch genommen hatte, kam sie sich so fremd vor, so beängstigend fremd. Sicherlich, das war nicht sie, nicht Thekla Lüdekind, diese große, elegante Dame, von der ihr der Stehspiegel im Salon ein glänzendes Bild vortäuschen wollte.

„Du siehst allerliebst aus, mein Kind," raunte ihr Frau Sänger zu und küßte sie. Es machte fast den Eindruck, als sei die Mutter gerührt. Und auch der Stiefvater gab seinen Segen, indem er beifällig schmunzelte und behauptete, Thekla sähe ihrer Mutter ähnlich.

Dem jungen Dinge war so ernst und feierlich zumute, gar nicht, als solle es zu einem Vergnügen gehen. Man machte soviel Wesens von ihr, sie war auf einmal die Hauptperson geworden. Die Eltern schienen stolz auf sie. Man erwartete soviel von ihr. Geradezu angst werden konnte einem! Wenn sie nun nicht gefiel! Wenn sie vielleicht gar nicht tanzte. Wie enttäuscht würde da die Mutter sein! Am liebsten wäre sie gar nicht gegangen. Als ob sie zu einem Examen müsse oder etwas ähnlich Schrecklichem, kam es ihr auf einmal vor.

Nach einer Wagenfahrt, bei der sie sich in dem ungewohnten Kleide erst recht unbehaglich fühlte, betrat sie, verzagten Herzens und auf ein sicheres Durchfallen gefaßt, den Ballsaal. Hier benahmen ihr die starken Eindrücke von Licht, Stimmendurcheinander, Farben, Duft und menschlichen Gesichtern geradezu den Atem. Vor ihren geblendeten Sinnen verschwamm alles in einem großen Chaos. Erst wurde sie von ihrer Mutter herumgeführt bei den „Müttern"; denn die zu begrüßen sei das Wichtigste. Mechanisch machte sie ihre Verbeugung, mechanisch antwortete sie auf die an sie gerichteten Fragen. Dann brachte ihr Stiefvater einen Herrn zu ihr, den Vortänzer, der brachte wieder neue

Herren herbei. Eine Tanzkarte wurde ihr in die Hand gedrückt. Zehnmal hintereinander und öfter erklang die Frage: „Haben gnädiges Fräulein noch einen Tanz frei?“ Und nun begann ein Verhandeln und Vergleichen der Herren mit ihr und der Herren untereinander, bis alles klappte und ihre Tanzkarte besetzt war.

Dann erklang der erste Geigenstrich, und Thekla flog durch den Saal. Ihre Sorge, daß sie das Tanzen verlernt habe, erwies sich als unbegründet. Sehr schnell war sie in dem Rhythmus wieder drin. Und es war doch etwas ganz anderes jetzt, als damals bei der Sandrini, auf einem guten Parkett, bei richtiger Tanzmusik, im Arm eines wirklichen Herrn, überhaupt auf einem Balle. Und von da an rollte alles gleichsam von selbst ab. Man mußte nur Zutrauen fassen, es war gar nicht so schwer. Auch die Unterhaltung ging besser als sie gedacht hatte. Die Herren redeten meist sehr lebhaft. Nach einigen Tänzen allerdings schon machte sie die erstaunliche Entdeckung, daß sie alle so ziemlich dasselbe sagten.

Bei Tisch saß sie mit einer Anzahl anderer junger Leute, Herren und Damen, an einer besonderen, kleinen Tafel, welche der Vortänzer belegt hatte. Man gab ihr zu verstehen, daß sie, wie sie hier beisammen säßen, die Creme der Creme seien.

„Halten Sie sich nur immer zu uns, Fräulein von Lüdekind,“ sagte ihr nach dem Souperwalzer eine von den jungen Damen. „Wir sind fast alle adelig oder doch wenigstens Offizierstöchter! Die besseren Elemente müssen zusammenhalten. Mit Kaufmannstöchtern zum Beispiel soll man sich nicht einlassen. Und mit solchen Herren, wie der junge Hepmeier, dürfen Sie nicht wieder tanzen. Sein Vater ist getauft worden. Aber das konnten Sie doch nicht wissen!“

Thekla mußte erfahren, daß sie noch mancherlei zu lernen habe. Es gab da Finessen, von denen man, wenn man nicht eingeweiht war, kaum eine Ahnung haben konnte. Ähnlich wie einstmals in der Klasse war es: eine Anzahl Mädchen hielt zusammen und blickte auf alle anderen, nicht zu ihrer Clique gehörigen, mitleidig überlegen herab. Auch bestanden gewisse Gesetze und Regeln, die darum nicht minder streng beachtet wurden, weil sie nirgends aufgeschrieben waren. Es gab Geheimnisse, in die man eingeweiht wurde unter dem gewichtigen Versprechen, sie heilig zu wahren. Und was für harmlose Geheimnisse waren das zumeist? — Es gab Anekdoten, Neckereien, Verschwörungen und Intrigen. Es gab einige Mädchen, die den Ton angaben. Und auch einige räudige Schafe waren da, um Freude und Triumph der anderen vollkommen zu machen, die hielten sich von der Herde abseits und waren der allgemeinen Verachtung preisgegeben.

Dieses wenig beneidenswerte Los teilten die Schwestern Kalkmeyer, die Thekla nur zu gut von der Klasse her kannte. Sie hatten nicht an Schönheit zugenommen seit jener Zeit. Niemand wußte eigentlich recht, warum sie ausgingen, denn sie waren stets schlechter Laune und betrugen sich schnippisch und gereizt gegen jedermann. Es ließ sich nicht entscheiden: waren diese Mädchen so unliebenswürdig, weil sie schlecht behandelt wurden, oder wurden sie so schlecht behandelt, weil sie unliebenswürdig waren? — Sie tanzten nur bei größtem Damenmangel.

Aus einer Art von kameradschaftlichem Gefühle heraus, das sie für jedes Mädchen, das Fräulein Zuckmanns Schule besucht hatte, empfand, versuchte es Thekla, mit Helene und Marie Kalkmeyer auf freundschaftlichen

Fuß zu kommen. Aber dieser Versuch scheiterte an dem Hochmut der beiden. Sie fühlten sich als Töchter ihres Vaters, der inzwischen zu hoher Stellung im Kultusministerium befördert worden war. Genau wie ehemals in der Klasse hielten sie sich für berufen, auch im Ballsaale die Moralwächter zu spielen. Thekla bildete einen Gegenstand großer Entrüstung für diese Mädchen. Sie war leichtsinnig und hoffärtig; denn wie wäre es sonst zu erklären gewesen, daß Fräulein von Lüdekind in einem fort tanzte und daß sie in einem fort saßen? Das konnte doch nur an der Koketterie liegen, mit der diese junge Dame, wie die meisten anderen die Herren an sich zu ziehen wußte. Die einzig Tugendhaften waren sie: Helene und Marie Kalkmeyer. Aber die Männer ließen sich ja leider immer vom hohlen, gleißenden Scheine anziehen und verachteten das gediegene Gold der echten Sittsamkeit.

Nach einigen Wochen schon fühlte sich Thekla in dem geselligen Treiben gänzlich heimisch. Sie kannte nun eine große Anzahl von Leuten und lernte bei jeder Gelegenheit neue kennen. Und sie kannte sie nicht allein mit Namen, sie sprach zu ihnen, grüßte sich mit ihnen auf der Straße, kannte ihre Eigentümlichkeiten, ihren Leumund, wie sie untereinander verwandt waren, ob sie reich seien oder arm, und was sie in der Welt vorstellten. Kurz, das junge Mädchen nahm teil an den intimen Beziehungen, den Interessen, dem Klatsch eines großen Kreises, der ihr bis vor kurzem völlig fremd gewesen war.

In dieser Zeit erhielt sie einen Brief von Gabriel Bartusch, der freilich auf eine ganz andere, ernstere Tonart gestimmt war. Von Arbeit schrieb er und Studien. Verkehr habe er keinen, wenigstens nichts, was diesen Namen verdiene, wünsche sich auch keinen. Die Gegen-

wart sei dunkel; und er würde dieses elende Dasein von sich werfen als wertlos, wenn er nicht den Schimmer einer Hoffnung hätte für die Zukunft. Was für eine „Hoffnung“ er meine, sagte er nicht.

Thekla verspürte etwas wie schlechtes Gewissen, als sie eines Morgens, nach einer langen Ballnacht noch im Bette liegend, diesen Brief erhielt. Sie sah Gabriel im Geiste in angestrengtester Arbeit, ohne Freunde, ohne Erholung, halb verzweifelt. Von ganzem Herzen tat er ihr leid. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie selbst das Leben so leicht nehmen konnte.

Es war schwer, ihm auf diesen Brief etwas zu antworten. Sie hatte ja versprochen, ihm zu schreiben. Aber konnte sie ihm die tausend Nichtigkeiten berichten, in denen sie jetzt stand? Welches Kleid sie vorige Nacht getragen, wer sie zu Tisch geführt, mit wem sie den Kotillon getanzt! —

Ihre Antwort fiel sehr mager aus; eigentlich war es nur eine Ermahnung an ihn, brav zu sein, und der Lohn werde schon nicht ausbleiben. Als sie ihren Brief durchlas, fühlte sie selbst, daß er unbedeutend sei. Sie glaubte Gabriels spöttische Miene zu sehen beim Lesen. Gleichviel! Es war so immer noch besser, als wenn sie etwas geschrieben hätte, was sie nicht empfand und was er hätte mißverstehen können.

Eine erstaunliche Entdeckung an sich selbst machte Thekla in dieser Zeit; sie fand, daß sie in Gesellschaft eine ganz andere Person sei, als sonst im alltäglichen Leben. Sie sprach anders, sie bewegte sich anders, ja sie glaubte, daß sie ein anderes Gesicht habe dort als daheim. Man lachte über Dinge, über die gar nicht zu lachen war, man redete über Sachen, die einem gar nicht am Herzen lagen, man war befangen, geziert, bald

unnatürlich zurückhaltend, bald unnatürlich lustig, und alles das ohne irgendwelchen vernünftigen Grund.

Was war das eigentlich? Warum tat man das? Tat man's den anderen Mädels nach? Auch die Herren schlugen meist einen gespreizten, lauten Ton an. Wozu spielte man sich diese Komödie vor? Konnte man sich dagegen nicht auflehnen? Sie wollte es versuchen! Aber ehe sie sich's versah, war sie wieder mitten drin in dem Ton, der alles ringsum beherrschte.

Wäre sie auf gesellschaftlichen Erfolg sehr erpicht gewesen, wie einige ihrer Bekannten es waren, so hätte Thekla zufrieden sein können; ihre Tanzkarte war immer im Nu gefüllt, und an Extratouren und Kotillonbuketts fehlte es ihr nicht. Und trotz alledem fühlte sich das junge Mädchen eigentlich nicht befriedigt. Im Augenblicke selbst machte ihr dies Treiben ja Spaß, ja, sie hatte oftmals ein starkes Gefühl des Triumphes, aber die hochgespannten Erwartungen auf das Außerordentliche, das sie erleben würde, hatten sich nicht erfüllt.

Es war doch etwas Ernüchterndes auf dem Grunde all dieser Faschingsfreude. Das, was Vergnügen sein sollte, glich manchmal fast einem Geschäft. Man betrieb es wie Sport. Eigentlich das Widersinnigste, was man sich denken konnte. Von einem wirklich erhebenden Glücke war keine Rede. Von Herzen froh wurde man nicht dabei, und besser erst recht nicht.

Es war für das junge Mädchen ein Glück, daß sie Erholung und Anfrischung haben konnte, so oft sie ihrer bedurfte, bei Tanta Wanda. Mit ihr durfte man über alles sprechen, auch über Ballerlebnisse. Wanda Lüdekind war in ihrer Jugend selbst eine flotte Tänzerin gewesen und machte kein Hehl daraus, daß sie mit achtzehn Jahren nicht viel anderes im Kopfe gehabt habe

als Toilettensorgen, Tanzengagements und Kotillonflitter. Sie ersah aus den eifrigen Erzählungen ihrer Nichte, daß die Welt in den vierzig Jahren, die seitdem verflossen waren, auch nicht viel anders geworden war. Daß Thekla gehuldigt werden würde, hatte Wanda Lüdekind erwartet; aber mit Genugtuung sah sie aus allem, was Thekla auskramte, daß sich das Mädchen den Kopf nicht hatte verdrehen lassen. Die Tante war nach dieser Richtung hin nicht völlig frei gewesen von Sorge. Sie wußte, wie es in Gesellschaft zugeht, wieviel Berechnung auf die jungen Dinger lauert, die ahnungslos zum ersten Male ihre weißen Schultern im Lichte des Tanzsaales ausstellten.

Sie achtete darum mit aufmerksamem Ohre, ob aus den Erzählungen Theklas ein Ton klänge, der ihren Argwohn bestätigen konnte. Aber sie hörte weiter nichts heraus, als jugendlich arglose Freude an den bunten Erlebnissen.

Daß Thekla anscheinend so gänzlich aufging in diesen Dingen, erschien unbedenklich. Das würde im Laufe der Tage sich schon alles wieder zurechtrücken und in das richtige Verhältnis finden. Die Hauptsache blieb doch die Erkenntnis, daß das junge Mädchen in seinem Gemüt durchaus heiter, harmlos und frei geblieben sei.

Wanda hatte richtig beobachtet darin: Theklas Herz war frei geblieben. Wohl bevorzugte sie gewisse Tänzer. Sie war sich dessen voll bewußt, daß dieser Herr angenehmer und netter sei als jener. Der war hübsch, elegant und flott, jener häßlich und ungeschickt. Mit dem einen tanzte es sich gut, mit dem anderen floß die Unterhaltung besser. Aber im großen und ganzen waren ihr die Herren doch eine ziemlich dunkle, eintönige Masse geblieben. Sie kamen ihr manchmal vor, wie beim

Spiele die Gegenpartei. Sie mußten eben da sein, sonst gab es keinen Spaß. Fast wie ein notwendiges Übel erschienen sie. Wenn man sich auch noch so gut mit ihnen unterhielt, in irgendwelche tieferen Beziehungen, so wie etwa zu einer Freundin, trat man nicht zueinander. Man wußte ja nichts von ihnen, außer das, was sich im Laufe eines Diners oder einer Ballunterhaltung sagen läßt; und das war herzlich wenig. Was waren sie eigentlich anderes, wenn das Fest vorüber war, als Namen auf der Tanzkarte? — Wenn Tante Wanda sie gelegentlich fragte, was sie von dem oder jenem ihrer Tänzer halte, war sie in Verlegenheit um die Antwort. Sie dachte nie länger an einen, als er gerade bei ihr war.

* * *

Thekla war daher ziemlich verwundert, als ihre Mutter sie gelegentlich fragte, warum sie den Souper-walzer diesmal nicht mit Herrn von Deistel getanzt habe. Bis dahin hatte sie es für bloßen Zufall gehalten, daß dieser junge Herr sie einige Male gerade zum Souper engagiert hatte.

Herr von Deistel gehörte auch zu denen, die sie nur im Gesellschaftsanzuge kannte. Aus seiner Tisch-unterhaltung hatte sie sich nur soviel gemerkt, daß er Assessor sei und am Gericht arbeite. Er radelte mit Passion, machte sich aber nichts aus Jagd und Reiten. Von einer verheirateten Schwester, die hier am Orte lebte, hatte er auch gesprochen, bei ihr erholte er sich am Sonntag von dem Junggesellentisch der Woche. Daß er Forelle lieber esse als Lachs, hatte er gelegent-lich auch verraten. Seinen Schnurrbart, den er nach der neuesten Mode geradeauf gebürstet trug, schien er

mindestens ebenso zu verehren, wie seine langgezogenen Fingernägel. Thekla fand, daß Herr von Deistel, abgesehen von einer etwas gezierten Sprache, die sie zum Lachen reizte, zu den Netteren gehöre, wohl vor allem darum, weil er so gut tanzte.

Gegen Schluß der Wintersaison machte Herr von Deistel Besuch bei Sängers und wurde angenommen. Seine Schwester, die Frau eines Landgerichtsrates, lud Thekla und ihre Eltern zu einem kleinen Diner ein, wobei Herr von Deistel und sie die einzigen jungen Leute waren. In diesen Vorgängen fand Thekla nichts Außerordentliches. Auch der Umstand, daß die Einladung der Landgerichtsrätin von seiten der Eltern sehr schnell erwidert wurde, öffnete ihr noch nicht die Augen.

Es kam daher wie ein Blitz aus heiterem Himmel für das junge Mädchen, als ihr Stiefvater sie eines Morgens nach dem Kaffee in sein Zimmer rief und ihr dort in Gegenwart ihrer Mutter eröffnete, Herr von Deistel habe um ihre Hand angehalten.

Thekla hörte die Worte ganz deutlich, aber sie glaubte nicht, was sie vernahm. Es war ja unmöglich.

Wie konnte ein Mensch, der ihr ein völlig Fremder war, sie zur Frau haben wollen! Es kam ihr vor wie ein schlechter Witz, den man sich mit ihr erlaubte. Sie sah ihre Mutter fragend an, die nicht ohne Erregung schien, aber doch zu jedem Worte ihres Mannes beifällig nickte.

„Ein sehr wohlerzogener junger Mensch, dieser Herr von Deistel!“ sagte der Stiefvater. „Ich habe mich genau nach ihm erkundigt. Man hört nur Gutes von ihm. Er ist imstande, eine Frau zu ernähren, hat, wenn ein Onkel stirbt, sogar noch ein Übriges zu erwarten.

Die Familie ist sehr achtbar. Kurz, man kann dich nur beglückwünschen, Thekla!"

„Ja — aber ich kenne ihn doch gar nicht!" stotterte das junge Mädchen.

„Seit Monaten macht er ihr den Hof, und sie will ihn nicht kennen!" rief Sänger. „Komisches Mädchen! Wir haben euch doch genug Gelegenheit gegeben! Ich habe seinen Antrag längst erwartet."

Thekla wußte in diesem Augenblicke wirklich nicht, ob sie weinen oder lachen solle. Sie mußte an Herrn von Deistel denken; ganz deutlich stand er vor ihr: sehr höflich, sehr korrekt, ein wenig geziert mit seinen runden, immer etwas erstaunten Augen. Und der hielt um sie an, der wollte — — nein, das war zu wunderlich! Das Komische in der Vorstellung überwog. Sie lachte hell heraus.

Aber Sänger nahm eine strafende Miene an und sagte im Tone der Entrüstung: „Mein Kind, ich finde dein Lachen geradezu frivol. Die Ehe ist eine heilige Sache. Unser Familienleben, ja unsere ganze Gesellschaft ruht auf dieser Institution." . . . Er verlor sich in einem nationalökonomischen Vortrag.

Endlich besann er sich, daß er aufs Bureau müsse. Ehe er ging, sagte er mit bedeutungsvollem Blicke zu seiner Frau: „Ernestine, ich überlasse dir das. Hier beginnt dein Amt!" Und Thekla machte er darauf aufmerksam, daß sie sehr töricht zu nennen wäre, wenn sie diesen Antrag ausschlüge, einmal weil sie schwerlich einen besseren erwarten könne, und sodann weil es eine Beleidigung sei für den Herrn. Es grenze an „Koketterie", sich die Annäherung eines jungen Mannes gefallen zu lassen und ihm dann einen Korb zu geben.

Die letzten Worte hatten das junge Mädchen mehr

getroffen, als alles, was er von der „Heiligkeit des Instituts“ gesagt hatte. Sie eilte auf die Mutter zu. War das wahr? Hatte sie irgend etwas getan, Herrn von Deistel anzulocken? Durfte man ihr „Koketterie“ vorwerfen?

Frau Sänger suchte Thekla zu beschwichtigen. Die Vorwürfe des Vaters seien vielleicht etwas hart gewesen. Aber, allerdings, das könne sie nicht leugnen, auch sie habe geglaubt, Herr von Deistel gefalle Thekla, und daß sie auf ihn Eindruck gemacht habe, sei ja allen klar gewesen, die sie zusammen gesehen hätten. Ja sie, die Mutter, habe sich schon innig für ihr Kind gefreut, denn Herr von Deistel sei doch ein reizender Mann und sein Antrag sehr ehrenvoll für die ganze Familie.

Thekla wußte nicht mehr, was sie denken sollte. Also ihre Mutter hatte stillschweigend angenommen, daß sich die Tochter einen Bräutigam erobere. Und andere Leute schienen dasselbe gedacht zu haben. Jetzt wurde dem Mädchen mit einem Male verschiedenes klar: Blicke, Worte, kleine Zufälligkeiten, die doch keine gewesen waren, Bemerkungen und Winke, die sie wohl gehört, aber ihrem eigentlichen Sinne nach nicht verstanden hatte. Brennende Scham überfiel sie bei dem Gedanken, wofür all die Menschen sie gehalten haben mußten.

Sie blieb lange in tiefes Nachsinnen versunken. Ihre Mutter wurde ungeduldig und meinte, daß man dem jungen Manne auf seinen Brief doch eine Antwort schuldig sei. Thekla hatte darüber schon gar nicht mehr nachgedacht. Die Frage, ob sie „ja“ oder „nein“ sagen solle, war ja längst entschieden.

Sie wußte nichts von der Ehe, sie wußte überhaupt nicht viel vom Leben, aber das lebte als sicheres ein-

geborenes Gefühl in ihr, daß man mit diesen Dingen nicht scherzen solle. Viel, viel ernster nahm sie die Frage als ihr Stiefvater, obgleich sie über die „Ehe“ lange nicht so schön zu sprechen verstand, wie er. Der Instinkt lehrte sie, es war das Wichtigste im Leben der Frau.

Nein, sie kannte diesen Menschen wirklich nicht! Wenn sie hundertmal freundlich mit ihm gesprochen, scheinbar intim, so hatte das nichts zu bedeuten, ihr Herz war sich daran nicht des geringsten Anteiles bewußt. Wenn er das anders aufgefaßt, mehr darin zu sehen geglaubt hatte, so war das nicht ihre Schuld.

Die Mutter konnte das nicht verstehen. Sie sah eine ihr teuere Hoffnung schwinden, die Gründe, welche ihre Tochter anführte, schienen ihr auf Einbildung zu beruhen. Sie klagte über die Unannehmlichkeiten, die es nun geben werde mit der Familie des Abgewiesenen. Die hatten mit dieser Partie jedenfalls schon wie mit einer abgemachten Sache gerechnet.

Dann fragte sie Thekla, ob sie überhaupt nicht heiraten wolle. Der Verdacht, daß das Mädchen etwa eine andere Neigung hege, war ihr plötzlich gekommen.

„Ich bitte dich, Mutter, quäle mich nicht!“ bat Thekla, und begann zu weinen. Frau Sänger schüttelte unwillig den Kopf. Konnte man aus diesem Mädel klug werden!

Sie warf der Tochter Eigensinn und Ungehorsam vor. Ihre Eltern hätten nicht Mühe, nicht Kosten gescheut, sie in die Welt zu führen, ihr Bekanntschaften zu vermitteln, und nun sei der Erfolg, daß sie sich mit einer befreundeten Familie wahrscheinlich für alle Zeiten überwerfen würden.

Es gab dem jungen Mädchen einen Stich durchs Herz, die Mutter das sagen zu hören. Daß die anderen

so dachten, war ihr nicht weiter verwunderlich, aber ein solches Urteil aus dem Munde der Mutter, kam ihr wie Erniedrigung vor. Hatte sie denn gar keinen Stolz? Fühlte sie denn nicht die Kränkung, die ihrem Kinde angetan war? Sie sprach von einem ehrenvollen „Antrage". Das war doch geradezu Hohn! Ein Mensch, dem sie nicht das geringste Anrecht gegeben zu irgendwelchen Hoffnungen. — Ein Mann, der ihr gleichgültig war bis zur Lächerlichkeit. —

Jäh wurde sie aus ihrem Mädchentraume gerissen; die Wirklichkeit hatte davor keinen Respekt. „Liebe", das Wort, das schon mehr als einmal bedeutungsvoll in ihr Ohr geklungen, war auch heute wieder gefallen. In von Deistels Brief hatte es gestanden; der Finanzrat hatte es mit einer Betonung gebraucht, als habe er einen Leckerbissen auf der Zunge. Thekla war es vorgekommen, als ob ein geweihter, unendlich geheimnisvoller Gegenstand von rohen Händen ans Tageslicht gezerrt würde.

Das Erlebte griff sie weit mehr an, als es anfangs geschienen. Ihre Eltern machten es ihr auch nicht leichter zu tragen. Der Finanzrat, welcher sich ja für einen besonderen Kenner der Frau hielt, hatte triumphierend schon erklärt, er blicke seiner Stieftochter bis auf den Grund des Herzens, und was er dort ganz deutlich erkenne, sei ein Verlobungsring. Nun war er entrüstet, daß Thekla die Vermessenheit gehabt hatte, eine so witzige Behauptung zu widerlegen.

Eines Tages, als ihr die schlechte Laune und die Vorwürfe zuviel wurden, mit denen die Luft zu Hause jetzt geladen war, besann sich Thekla, daß sie ja noch ein zweites Heim besitze bei Tante Wanda! Daß sie an die nicht schon eher gedacht hatte!

Sie ging nach dem kleinen Hause, das ihr wie eine

friedliche Bucht vorkam, in die sie sich nach schwerem Sturme retten durfte.

Es gab keine großen Erklärungen. Wanda Lüdekind erkannte auf den ersten Blick, daß die Nichte ihrer bedürfe. Fast schien es, als habe sie auf das Kind gewartet.

Natürlich mußte Thekla erst ihre Eltern fragen, ob sie fürs nächste wieder zu Tante Wanda gehen dürfe. Sie erhielt ungemessenen Urlaub. Es schien als lasse man sie zu Haus gar nicht ungern ziehen.

* * *

Bei der Tante bekam Thekla wieder ihr altes Stübchen im ersten Stockwerke mit den hellen Tüllgardinen, den grünen Efeuranken im Tapetenmuster und der Stuckdecke mit Engeln, Fruchtgewinden und Füllhörnern aus weißem Gips, die sie so gern im Halbschlaf betrachtete; alles so wunderlich altmodisch und traulich.

Die Tante ließ die Nichte fürs erste ganz in Ruhe. Wollte das Mädchen sich mitteilen, dann würde sie schon von selbst kommen. Wanda gehörte nicht zu den Neugierigen. Thekla wußte ihr Dank für ihr Schweigen. Sie brauchte kein Mitgefühl. Allein die Tatsache, in Tante Wandas Gesellschaft sein zu dürfen, schuf ihr Linderung.

Die Luft war so gesund in dieser sauber und akkurat gehaltenen Häuslichkeit. Oft, wenn Wanda sie nur anblickte mit ihren klaren Augen und ihr ermutigend zulächelte, ohne ein Wort zu sagen, dann ward es dem jungen Dinge zumute, als streiche ihr eine unsichtbare Hand über den Scheitel.

Wanda Lüdekind behandelte die Nichte neuerdings vielmehr wie ihresgleichen. Thekla schien nicht mehr

für sie das unreife Wesen, das geleitet und gelegentlich gemaßregelt sein muß, sie trat ihr jetzt mehr wie eine Schwester gegenüber. Sie mochte wohl ahnen, daß Thekla in dieser letzten Zeit vom Ernste des Lebens berührt worden sei, daß sie nun auch zu der unsichtbaren Gemeinde der Frauen gehöre, die etwas erlebt haben. Darum konnte sie sie als gleichberechtigt anerkennen, als eine Leidensgefährtin.

Im übrigen war alles beim alten geblieben. Man konnte tun und lassen, was man wollte in diesem kleinen Eldorado, wenn man nur pünktlich war. Thekla betrieb ihren Gesang jetzt eifrig, den sie während der Ballsaison etwas vernachlässigt hatte. Abends las man oder Wanda sah Gäste. Es war noch derselbe kleine Kreis von Freunden wie vormals.

Am häufigsten kam Reppiner. Wanda Lüdekind hatte zwar im Augenblicke gerade keinen Prozeß im Gange, zu dem sie seines Beistandes bedurft hätte, aber sie liebte es, Reppiners Urteil in tausend Dingen zu hören, die ihren regen Geist beschäftigten.

Das alte Fräulein hielt sich ein Blatt von ziemlich extremer Richtung. Sie war mit den regierenden Gewalten sehr unzufrieden. Wäre es nach ihrem Kopfe gegangen, so hätte man eine fröhliche Revolution gemacht. Es freute sie, wenn sie las, daß die Leute irgendwo, fern oder nah, krawallierten. Sie war instinktiv immer auf Seite derer, die als „unruhige Köpfe" galten.

Mit Reppiner pflegte sie zu politisieren. Ihm trug sie all ihre Empörung über die Zustände vor. Warum ging es so ungerecht zu in der Welt? — Warum triumphierten überall Korruption, Borniertheit, Denkfaulheit? Warum gelangten Wahrheit und Freiheit nirgends zum Durchbruch?

Als echte Frau nahm sie alle Fragen höchst persönlich. Sie glaubte ihrem Blatt aufs Wort und wollte nichts von Reppiners stehender Antwort wissen, daß man den Fall kennen müsse, um ihn beurteilen zu können. Das müsse geändert werden, rief sie und drohte mit ihrer zierlichen Hand in die leere Luft hinaus. Ja, sie war imstande, den Freund für das gerade vorliegende Unrecht verantwortlich zu machen, weil er ihre Entrüstung nicht teilte. Der zuckte dann mit trübem Lächeln die Achseln; er war doch wirklich der letzte, der irgend welchen Einfluß auf den Gang der Dinge da draußen in der Welt hatte! —

„Ja, aber Sie sind ein Mann!“ rief Wanda und blitzte ihn feindlich an. „Ihr seid an allem Unrecht schuld.“

„So!“ erwiderte Reppiner komisch, „die Bibel behauptet, daß eine Frau den Sündenfall verschuldet habe.“

„Ach, Sie wissen ganz gut, wie ich's meine, Reppiner! Die Welt wird vom Manne regiert. Es sind eure Einrichtungen, in denen wir leben. Und sie sind miserabel genug! O, ich sollte nur ein Mann sein.“

„Ja, Sie säßen längst hinter Schloß und Riegel! Und wir können auch recht zufrieden damit sein, daß Sie keiner von uns sind; dann gäbe es ein famoses Weib weniger.“

Wanda Lüdekind brauchte diese Art Entladungen wie das tägliche Brot. Wenn sie sich gründlich aussprechen konnte, dann erst fühlte sie sich wohl. Mit Doktor Beermann stritt sie sich über Medizin. Denn stets war sie anderer Ansicht als die Fachleute. Der alte, erfahrene Arzt nahm ihre Eigentümlichkeit, Widerspruch zu üben, um des Widerspruchs willen, mit gutem Humor hin.

Bedenklicher schien es dem Arzte, daß sie seine Ratschläge für ihre eigene Gesundheit mit Hartnäckigkeit in den Wind schlug. Beermann kannte sie und ihre ganze Familie seit Jahren. Und obgleich sich Wanda nicht untersuchen ließ — weil sie das ganz unerträglich fand —, wußte er, daß ihre Lunge angegriffen sei, ein Leiden, an dem schon andere Lüdekinds zugrunde gegangen waren.

Doktor Beermann ermahnte das alte Fräulein ernstlich, auf ihrer Hut zu sein. Die Badereisen im Sommer nützten ihr gar nichts, behauptete er. In der warmen Jahreszeit solle sie ruhig hier im Norden bleiben, aber im Winter müsse sie wärmere Klimate aufsuchen.

Wanda erklärte ihm frank und frei: was er rede, sei vollendeter Unsinn. Sie denke gar nicht daran, im Winter ihr warmes Nest zu verlassen, und wenn's zum Sterben ginge, wollte sie das wenigstens im eigenen Bett besorgen. Gegen solche Einwände war allerdings nichts auszurichten.

Das gespannte Verhältnis zwischen Wanda Lüdekind und der Familie Sänger bestand nach wie vor. Seit Theklas Mutter die zweite Ehe eingegangen war, hatte Wanda ihre Schwelle nicht mehr übertreten. Sie vermied es, wenn es irgend sich machen ließ, den Namen „Sänger" überhaupt in den Mund zu nehmen. Thekla aber blieb, wenn sie auch bei der Tante wohnte, doch natürlich im Zusammenhang mit den Ihren.

Einmal kamen auch Agnes und Arthur, die Tante zu besuchen. Agnes war zu Ostern konfirmiert worden, und Arthur hatte wieder mal Ferien. Er näherte sich höheren Semestern und dachte mit Schrecken daran, daß er auch mal Examen machen müsse.

Jedenfalls hatten die beiden gehörige Instruktion von zu Haus mitbekommen, wie sie sich bei der Tante

zu verhalten hätten. Arthur setzte Thekla in Erstaunen durch die weisen und wohlgesetzten Reden, die er führte, und Agnes, die ein halblanges Kleid an hatte, trug Bedacht, ihre Beine in Ruhe zu halten und nur zu antworten, wenn sie gefragt wurde.

Thekla hätte gern gewußt, wie ihre Geschwister der Tante gefallen haben mochten. Wanda äußerte nichts, sie lud auch die beiden nicht ein, worauf eigentlich wohl gerechnet worden war.

Es hatte nach wie vor den Anschein, als solle sie die einzige von ihrer Familie bleiben, seit der Vater gestorben war, die Gnade vor Wanda Lüdekinds Augen fand.

III.

Es war Frau Sänger in den letzten Monaten nicht gut gegangen, sie klagte über Müdigkeit und herumziehende Schmerzen und schien plötzlich um Jahre gealtert.

Ihr Gatte war schnell mit der Erklärung da: sie habe sich im vergangenen Winter beim Ausführen ihrer Tochter Thekla überanstrengt; aufgeopfert war sie worden im Dienste der Mutterpflichten. Der Hausarzt wußte einen anderen Grund. Frau Sänger stand in einem für die Frauennatur kritischen Alter. Doktor Beerwald verordnete Ruhe und Kräftigung und meinte, daß sie solche nur außerhalb des täglichen Getriebes ihres Hauswesens finden könne. Der längere Aufenthalt in einem Luftkurort wurde für das Geeignetste befunden. Thekla und Agnes sollten die Mutter begleiten, denn auch ihnen könne der Landaufenthalt nichts schaden.

So sah sich denn Thekla eines Tages mit Mutter und Schwester in einem bekannten Luftkurort. Doktor Beerwald hatte ihr die Mutter noch besonders über-

geben und ihr ans Herz gelegt, daß sie vor allem seelische Erregungen von der Leidenden fern halten möge.

Man wohnte in einer größeren, für weibliche Patienten eingerichteten Villa, deren Besitzer und Leiter ein Arzt war. Frau Sängers Kur bestand in ausgestrecktem Liegen, im Genusse freier Luft und in Massage. Thekla fand Beschäftigung genug. Die Mutter, mit Kunst bewegungslos gemacht, brauchte vom frühen Morgen ab mancherlei Handreichungen. Wenn sie dann in der Hängematte untergebracht war, las Thekla ihr vor oder suchte sie sonstwie zu unterhalten. Das Fräulein, welches die Massage ausführte, zeigte Thekla die leichteren Handgriffe, die auch der Laie, ohne Schaden anzurichten, ausüben mag.

Schwierig war es, für Agnes eine passende Beschäftigung ausfindig zu machen. Vor Kraft und Ausgelassenheit strotzend, langweilte sich dieser Backfisch in Gesellschaft der kranken Mutter. Am Lesen hatte Agnes noch nicht Geschmack gefunden, und das Arbeiten fand sie überflüssig. Sie erklärte bald nach Ankunft in der Villenkolonie, daß dies das „ledernste Nest der ganzen Welt" sei. Ihr fehlten die Pastorsrangen, mit denen sie im Jahre vorher herumgetollt war. Hier gab es nur sehr viel leidende Damen, aber keine Mädchen im Alter von Agnes, und Jungens erst recht nicht. Sie saß also den lieben langen Tag da, gähnend, eine Handarbeit im Schoße und stahl dem lieben Gott die Zeit.

Endlich erschien die Erlösung aus diesem qualvollen Zustand für Agnes in Gestalt einer russischen Familie. Diese Leute kamen mit einem Schwarm von Dienstboten und Kindern in allen Altern. Die Bekanntschaft war schnell angeknüpft. Von da ab kam das junge Mädchen meist nur noch zu den Mahlzeiten mit den Ihren zu-

sammen; die übrige Zeit verbrachte sie in Gesellschaft der Russen. Gelegenheit zu Krocket, Luftkegel und Tennis gab es im nahen Kurpark genug. Für Thekla wurde das Amt, die Mutter zu pflegen, wesentlich erleichtert von dem Augenblicke ab, wo dieses Quecksilber von Schwester untergebracht war.

In Abwesenheit ihres Mannes zeigte sich Frau Sänger als eine ganz andere Frau: freier und heiterer. Zwar hatte ihr der Finanzrat genaue Vorschriften mitgegeben, wie sie sich zu verhalten habe im Wachen wie im Schlafen. Aber der Arzt kümmerte sich natürlich sehr wenig darum. Die Kranke machte gute Fortschritte und erhielt nach einiger Zeit die Erlaubnis, von der liegenden Lebensart zu mäßiger Bewegung überzugehen.

Thekla hatte bis dahin keinerlei Bekanntschaften unter den Kurgästen gemacht. Wer an diesem Orte weilte, war zumeist mit der Pflege seines siechen Leibes beschäftigt und nicht geneigt, Verkehr zu suchen.

Eines Tages als Thekla mit ihrer Mutter langsam in einer Allee des Kurgartens auf- und abschritt, wo man nachgerade auch schon jedes Gesicht und jede Toilette kannte, fiel ihnen als neue Erscheinung ein Herr auf, in dem sie, als er, näher kommend, grüßte, Herrn von Ziegrist erkannten, Lillys Vater. Einige Tage darauf begegnete man auch Frau von Ziegrist, mit der es eine Aussprache gab.

Das Ehepaar befand sich im Dienste der Herzogin-Witwe hier, deren Hofmarschall Herr von Ziegrist war. Die alte Dame besaß ein Schlößchen in der Nähe, das sie jeden Sommer auf einige Monate zu besuchen pflegte. Es war manches Jahr her, daß Theklas Mutter, als sie, noch Frau von Lüdekind, am Hofe ausging, ihr vorgestellt worden war. Die Ziegrists, als echte Hofleute beständig auf der Suche nach Neuigkeiten, die sie

brühwarm ihrer Hoheit mitteilen mußten, erkundigten sich eingehend nach Frau Sängers Leiden.

Eines Tages hatte man denn auch das Glück, die alte Frau ausfahren zu sehen. Frau Sänger, die auf diesen Augenblick schon längst gewartet hatte, machte mit Thekla Front und brachte ihren schönsten Hofknix an. Sie hatte die Genugtuung, ein freundliches Kopfnicken als Gegengruß zu empfangen.

Dieses Ereignis weckte bei Frau Sänger die Erinnerungen an ihre Hofzeit auf, die nur einen leisen Schlummer hatten. Thekla bekam in den nächsten Tagen viel von Fürstlichkeiten und ihren verwickelten Verwandtschaftsverhältnissen zu hören, von Hofschleppen, Neujahrscouren und dergleichen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr das junge Mädchen, daß die Verbindung ihrer Eltern recht eigentlich am Hofe entstanden war. Ihr Vater hatte seinen Antrag gemacht am Morgen nach einem Hofballe, wo er mit der bereits Angebeteten den Souperwalzer getanzt. Überhaupt erzählte Frau Sänger in jener Zeit viel von ihrem ersten Gatten. Sie sagte selbst, sie müsse jetzt so viel an Eberhardt denken, und oft sei er im Traume bei ihr. Sie sprach manchmal von ihm wie von einem Lebenden.

Thekla stand vor einem Rätsel. Die Mutter mußte den Vater doch sehr geliebt haben, ja, sicher liebte sie ihn noch. Ganz glücklich und jung und wie verklärt konnte sie erscheinen, wenn sie von ihrem Brautstande sprach, von den Geschenken, mit denen er sie überrascht hatte, wie sie in der ersten Zeit als junges Leutnantspaar mancherlei komisches Mißgeschick gehabt, und was dergleichen intime Züge mehr waren.

Und wo war alles das nun hin? Hatte sich seit jener Nacht, wo der geliebte Mann den letzten Atemzug

ausgehaucht hatte, nicht eine ganze Welt zwischen sie und ihre erste Liebe geschoben? War das dieselbe Frau, die dann ein zweites Mal am Altare mit den nämlichen Worten einem anderen Treue gelobt hatte? Und dieser andere, den sie doch auch lieben mußte, hatte, wie man sah, nicht die Erinnerung an jenes erste Glück aus ihrem Herzen verdrängt!

Das junge Mädchen konnte sich darin unmöglich zurecht finden. Jugend weiß eben nicht, was Jahre zu bedeuten haben, wie wandelbar alles Menschliche ist und wie die Zeit den Keim der Untreue, der in jeder Liebe ruht, begünstigt.

Man sprach gelegentlich auch von Tante Wanda. Thekla hatte ihren Namen oft auf den Lippen und meist mit überschwenglichen Begleitworten der Bewunderung. Aber Frau Sänger schien das nicht sonderlich zu lieben; sie äußerte keine eigentliche Ansicht über Wanda Lüdekind. Als aber Thekla einmal rühmend Tante Wandas Wohltätigkeit erwähnte, da meinte sie: „Nun ja, Wanda ist reich! Sie kann so etwas leicht. Aber im Grunde ist sie doch egoistisch. In ihrem ganzen Leben ist sie stets nach ihrem alten, eigensinnigen Kopfe gegangen. Ich bin übrigens sehr gespannt, wem sie mal ihr ganzes Geld hinterlassen wird. Davon hätte sie euch auch längst etwas abgeben können, statt es alles für sich zu behalten. Und du sollst sehen, wenn's so weit sein wird, vermacht sie es gar nicht der Familie! Seitdem euer Vater tot ist, tut sie ja so wie so, als habe sie gar nichts mehr mit uns zu schaffen. Früher ging mir ihre Intimität oft zu weit, aber jetzt spielt sie sich auf als die Gekränkte. So ist Wanda immer gewesen. Ich könnte dir manche Erfahrung mit ihr erzählen."

Wenn Thekla dann die Abwesende in Schutz nahm,

erregte sich die Mutter nur noch mehr, und das sollte doch nicht sein; der Arzt hatte ja jede Gemütsbewegung als schädlich bezeichnet. Die Tochter vermied es daher in Zukunft, dieses leidige Thema zu berühren. Die Abneigung gegen Tante Wanda mußte doch zu tief sitzen bei der Mutter.

Thekla lernte jetzt ihre Mutter viel besser begreifen. Wenn auch vielleicht ihre Achtung vor der Frau, die ihr das Leben geschenkt, nicht zunahm, so wuchs doch ihre verstehende Teilnahme.

Eines Tages machte Herr von Ziegrist seine Aufwartung bei Frau Sänger. Er erklärte den Zweck des Besuches sofort: Ihre Hoheit die Herzogin-Witwe, hatte den Wunsch ausgesprochen, Fräulein von Lüdekind kennen zu lernen. Er komme, um die Zeit der Vorstellung mit den Damen zu besprechen.

Frau Sänger geriet über diese Nachricht in die größte Aufregung. Der Hofmarschall setzte allerdings sofort einen Dämpfer darauf, indem er andeutete, die Herzogin wünsche nur das junge Mädchen zu sehen, da man es Frau Sänger bei ihrem Körperzustande natürlich nicht zumuten wolle, sich irgendwie anzustrengen. Aber vielleicht könne sie die Tochter doch hin und wieder für ein paar Stunden entbehren. Es sei ja wohl bekannt, fügte er verbindlich hinzu, welch gnädigen Anteil Ihre Hoheit gerade an jungen Damen der Gesellschaft nehme. Übrigens brauche man sich wegen Toiletten keine Sorge zu machen; die Herzogin sei auf dem Lande und erwarte keinerlei Aufwand.

Dann erklärte der vorbedachte Mann noch für Thekla besonders, sie möge sich nur ganz ungeniert geben; Ihre Hoheit liebe die Ungezwungenheit, besonders wenn sie in „Uhlenstein" sei, so hieß ihr Landsitz.

Thekla hatte zwar durch ihre Freundin Lilly schon viel von Fürstlichkeiten erzählen hören, selbst aber noch niemals mit solchen zu tun gehabt. Ihre Mutter erklärte ihr, von welcher Bedeutung diese Bekanntschaft für sie werden könne. Das junge Mädchen bekam als völliger Neuling im Hofton manche gutgemeinte Weisung mit auf den Weg.

Die Herzogin-Witwe war als Gattin des verstorbenen Landesherrn einige Jahrzehnte hindurch die erste Frau des Landes gewesen. Es hieß sogar in eingeweihten Kreisen, sie habe mehr regiert als ihr kränklicher Gatte. Da ihr Nachkommenschaft versagt geblieben, war die Regierung an ihren Neffen, den jetzigen Herzog, übergegangen.

Zwischen den beiden Hofhaltungen, der alten und der jungen, bestand eine gewisse Rivalität, die sich vor allem auf geselligem Gebiete fühlbar machte. Durch Alter, Vermögen und Erfahrung war die Herzogin-Witwe die vornehmere und bedeutendere; die Jungen aber hatten den politischen Vorrang, da sie am Regimente waren. In der Gesellschaft gab die Alte noch immer den Ton an. Zu ihrem Kreise zu gehören war daher das Bestreben aller, die gesellschaftlichen Ehrgeiz hegten.

Dem jungen Mädchen klopfte das Herz doch etwas, als zur angesagten Zeit eine Hofequipage vorfuhr, um sie nach Schloß Uhlenstein zu führen. Man hatte so wunderliche Dinge von der alten, hochgestellten Frau gehört.

Der Wagen fuhr nicht ganz bis vor das Schloß — das eigentlich mehr ein Landhaus war und nur seiner fürstlichen Besitzerin halber diesen stolzen Namen führte; Thekla wurde bedeutet, daß sich Ihre Hoheit in den Anlagen aufhalte.

In einiger Entfernung sah man vor einem Sommerhause eine alte Frau sitzen. Ob sie das war? — Thekla strich sich ihr einfaches, helles Kleid zurecht und machte sich auf den Weg. Frau von Ziegrist kam ihr entgegen, wie immer äußerst elegant gekleidet. Das junge Mädchen erhielt nochmals die Weisung, sie solle sich nur nicht ängstigen. Ihre Hoheit sei übrigens heute in gnädigster Laune. Das letztere wurde von der Ziegrist halblaut getuschelt, denn man näherte sich der alten Dame.

Sie saß in einem Strandstuhle, über den Füßen eine Decke, das Haar mit einem breitrandigen Strohhute bedeckt, die Augen durch eine rauchschwarze Brille gegen die Sonne geschützt. Neben ihr spielte ein Foxterrier mit dem Häkelknaule, den die Herzogin hatte fallen lassen. Thekla machte ihren bei der Mutter eingeübten Hofknix. Die alte Dame hielt ihr die Hand entgegen, die zu küssen das Mädchen Geistesgegenwart genug fand.

„Setzen Sie sich dorthin, Fräulein von Lüdekind!“ sagte die Herzogin mit einer entsprechenden Handbewegung. Ihre Stimme klang nicht unangenehm. „Mein Knaul!“ rief sie dann, worauf Frau von Ziegrist sich diensteifrig bückte, um dem Hunde das völlig entstellte Garn zu entreißen.. „Bringen Sie das, bitte, wieder in Ordnung, liebste Ziegrist!“

„Nun, mein gutes Kind, erzählen Sie mir mal . . .“ damit wandte sie sich Thekla zu. „Ihr Vater war der Major von Lüdekind; wie hieß er doch gleich mit Vornamen? — Eberhardt, ganz richtig! Und Ihre Mutter ist eine geborene von Friemar. — Sehen Sie, Beste“ — das war wieder an die Ziegrist gerichtet —, „mein Gedächtnis ist doch nicht so schlecht; ich habe Ihnen gleich gesagt, daß sie eine geborene Friemar sei!“

Die Hofdame murmelte einige Worte der Bewunderung.

Darauf fuhr die Herzogin fort, Thekla nach verschiedenen ihrer Verwandten aus der vorigen Generation auszuforschen, von denen das junge Mädchen gerade nur die Namen gehört hatte. In einem Falle mußte sie bekennen, sie wisse nichts von diesem Onkel. Die Herzogin erklärte: „Er war Rittmeister bei den Dragonern, machte Schulden — das heißt, nein, er machte keine Schulden; er machte sonstige Dummheiten und ging um die Decke. War ein hübsches Kerlchen und tanzte fix. Ich sehe ihn noch! Damals wurde noch Wert auf das Tanzen gelegt, überhaupt auf Tenue. Heutzutage — nun, ich habe Charly meine Ansicht gesagt!" Charly war ihr Neffe, der regierende Herzog.

Nach dieser Abschweifung fragte die Herzogin ziemlich unvermittelt:

„Und jetzt hat Ihre Mutter einen Herrn Sänger geheiratet?" Als Thekla schüchtern bejahte: „Hm, ich halte nicht viel davon, wenn Witwen heiraten."

Damit schien das junge Mädchen fürs erste abgetan. Die Herzogin unterhielt sich mit ihrer Dame, und Thekla hatte Zeit, ein wenig zu beobachten, wozu sie bisher über dem Staunen gar nicht gekommen war.

So hatte sie sich eine Fürstin im Leben nicht vorgestellt.

Nun kamen Erdbeeren. Die Herzogin trank ein Gläschen starken Wein. Thekla mußte sich den Teller ein zweites Mal füllen. Sie hatte ihre anfängliche Befangenheit fast ganz verloren. Die alte Dame mochte eine sonderbare Frau sein, aber sie war voll Wohlwollen. Ihr Blick ruhte öfters freundlich auf dem jungen Mädchen.

„Sie ist reizend, sie ist wirklich reizend!“ sagte sie plötzlich zu ihrer Dame. Die Ziegrist bejahte eilfertig, wie sie jede Bemerkung bejaht hätte, die Ihre Hoheit zu machen geruhte.

Dann wurde Thekla gefragt, wo sie zur Schule gegangen sei. Hier mischte sich Frau von Ziegrist ins Gespräch. Sie wußte die eigene Tochter in Erinnerung zu bringen: Lilly und Fräulein von Lüdekind seien zusammen gewesen in einer Klasse und jetzt noch intim befreundet.

Die alte Dame nickte. „Ja, Jugend! Ich gäbe mein halbes Vermögen, nein, dreiviertel von allem dafür, wenn ich mir neue Beine beschaffen könnte!“

Gelegentlich fragte die Herzogin, ob Fräulein von Lüdekind Klavier spiele. Thekla bejahte und fügte schüchtern hinzu, daß sie auch ein wenig singe.

„Sie singt!“ rief die alte Dame in jugendlicher Lebhaftigkeit. „Liebste Ziegrist, sie singt!“

Nun hieß es, das junge Mädchen müsse sofort etwas vortragen. Thekla wandte ein, sie habe keine Noten mit, und außerdem sei sie auch nicht gewöhnt, sich selbst zu begleiten.

Die Herzogin hatte sich's aber nun mal in den Kopf gesetzt, Thekla singen zu hören. Hindernisse gab es nicht in den Augen einer Persönlichkeit, die gewöhnt war, daß sich alles auf ihren Wunsch einrichtete. Ein Lakai wurde zu Frau Sänger entsandt, sie möge ihrer Tochter die Noten schicken. Vor allem aber galt es, jemanden zu finden, der begleiten konnte, denn die Ziegrist war unmusikalisch.

„Rufen Sie doch Ihren Mann, Liebste!“ meinte die Herzogin. Die Dame ging und holte den Hofmarschall. „Mein guter Ziegrist!“ rief die alte Dame

ihm entgegen. „Sie müssen uns sofort einen Menschen verschaffen, der begleiten kann. Ganz gleich wer und was er ist!"

Herr von Ziegrist, ein äußerst steifer und feierlicher Herr, der in keiner Lebenslage den Hofmarschall vergaß, antwortete mit deutlichem Ärger über die ihm zugedachte Mission: er glaube kaum, daß sich so Hals über Kopf jemand Geeignetes finden lassen werde.

„Ach, seien Sie nur nicht langweilig!" rief die Herzogin. „Irgendeine menschliche Seele ist sicher unter den Kurgästen da unten, die ein bißchen klimpern kann. Sehen Sie sich nur um! Tuen Sie mir das zuliebe, mein guter Ziegrist!"

Der Hofmarschall verbeugte sich schweigend und ging. Wahrscheinlich verwünschte er im Innern das junge Mädchen, das ihm diese Unbequemlichkeit auferlegt hatte.

Die Damen begaben sich nach dem Hause. „Die Kleine da mag sich inzwischen im Garten ergehen, bis alles beisammen ist, dann wollen wir hören, was sie kann!" sagte die Alte und entließ das junge Mädchen am Eingang des Schlosses.

Thekla ging, einem schmalen Pfade folgend, nach einer kleinen Anhöhe, von der aus man einen schönen Rundblick über Park, Villen, Wald und die Dörfer und Felder der Umgegend genoß. Sie ließ sich auf einer Bank nieder, die dort stand.

Der herrliche Sonnenuntergang, der nur auf sie gewartet zu haben schien, ließ sie kühl. Kaum, daß sie dem Schauspiel Beachtung schenkte; sie war beunruhigt. Warum hatte sie nur gesagt, daß sie singe? — Die Herzogin war sicher sehr verwöhnt. Und was konnte

sie bieten! Schwerlich würde sie genügen. Fast wünschte sie, Herr von Ziegrist möchte niemand finden.

Ihr Wunsch sollte sich nicht erfüllen. Sie hatte noch keine halbe Stunde hier oben gesessen, als ein Lakai erschien und ihr die Aufforderung brachte, hereinzukommen. Vom Schlosse her hörte sie Musik; es klang, als probiere jemand das Instrument. Nun half es nichts! Nun galt's, sich zusammen nehmen und sein Bestes geben!

Der Lakai öffnete ihr. Sie trat in einen geräumigen Gartensaal. Dort fand sie die Herzogin in einem Armstuhle. Die alte Dame rief gutgelaunt: „Da ist sie ja doch! Wir dachten schon, sie hätte Schulfieber bekommen!"

Thekla bemerkte vor dem Flügel einen kleinen Herrn mit schwarzem, buschigem Haar und Schnurrbart, der aufsprang und einen tiefen Diener machte, wobei sie seine Augen wunderlich anfunkelten. Der Hofmarschall stellte ihn ihr als „Herr von Gablonsky" vor.

Der kleine Mann wollte in gebrochenem Deutsch, das den Polen verriet, eine Ansprache an das junge Mädchen halten, welche „Erre" es ihm sei. mit „gnediges Freilein" vor so erlauchter Zuhörerschaft sich „produzirren" zu dürfen. Herr von Ziegrist schnitt ihm jedoch das Wort ab, indem er die Künstler ersuchte, sich zunächst einmal darüber zu einigen, was vorgetragen werden solle. Thekla kramte in ihren Noten und nannte ein Lied. „Charrmant!" rief der Pole. „Kenne ich! Werde ich machen!" Er schlug ein paar Akkorde an, mit Geläufigkeit und schönem Anschlag.

Das Lied kam besser heraus, als es Thekla jemals für möglich gehalten hätte. Mit jeder Strophe wurde ihre Stimme fester. Die Begleitung schmiegte sich durchaus dem Gesange an.

Die Herzogin applaudierte und verlangte ein Gleiches von dem Ehepaar Ziegrist. Thekla mußte noch mehr singen. Übrigens bemerkte sie, daß die alte Dame den Gesang summend begleitete; allerdings mit mehr gutem Willen als richtigem Gehör.

Nach einigen Liedern erklärte die Herzogin, es sei genug, Fräulein von Lüdekind sei nun müde. Wie das gesagt wurde, vertrug es keinen Widerspruch. Dann dankte sie Herrn von Gablonsky freundlich, aber doch in einer Art, die keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß er sich entfernen dürfe. Der Pole ging, nachdem er der Herzogin zweimal, den anderen Damen einmal die Hand geküßt hatte, und hinterließ den betäubenden Duft eines süßlichen Parfüms, so daß die alte Dame lachend befahl, hinter ihm sämtliche Fenster zu öffnen.

„Wo haben Sie denn diesen putzigen Slowaken aufgelesen, mein guter Ziegrist?" rief die Herzogin. „Das Kerlchen spielt übrigens gut Klavier und hat ein Wesen wie ein Maikätzchen."

Der Hofmarschall erzählte mit viel Umständlichkeit, wie er Herrn von Gablonsky ausfindig gemacht habe, der Oberkellner vom Kursaal spielte eine Rolle dabei.

Er sei hier in Begleitung seiner Schwester, einer Gräfin mit fabelhaft klingendem Namen. Übrigens glaube man nicht recht an dieses Geschwisterpaar. Mit einem Blick auf Thekla schloß Herr von Ziegrist seinen Bericht.

„Glauben Sie, daß er eine Brillantnadel annimmt?" fragte die Herzogin. Der Hofmarschall überlegte und meinte dann: der Oberkellner habe durchblicken lassen, daß Herr von Gablonsky kein pünktlicher Zahler sei. Ziegrist riet, daß man ihm die Mühe, die Nadel zu versetzen, ersparen möchte.

Die Herzogin war höchlich belustigt. Ziegrist müsse über dieses polnische Geschwisterpaar noch mehr in Erfahrung bringen. „Die Kleine hier mag aber nun zu ihrer Mutter zurückkehren!“ Damit sprach sie das erlösende Wort, auf das Thekla schon längst gewartet hatte.

Das junge Mädchen wurde in der Folge noch einige Male aufgefordert, zur Herzogin zu kommen. Ganz wie beim ersten Male durfte sie anfangs mit der alten Dame eine Weile zusammen sein, dann erschien Herr von Gablonsky, sie zu begleiten.

Der Pole begann neuerdings, sich in die Unterhaltung zu mischen, ja einmal versuchte er es, den Damen starke Liebenswürdigkeiten an den Hals zu werfen; jedoch kam er damit nicht weit. Man gab ihm zu verstehen, daß er allein zur Klavierbegleitung gebeten sei.

Es bedeutete eine angenehme Überraschung für Thekla, als ihr eines Tages durch einen Lakaien mitgeteilt wurde, sie brauche die Noten nicht mitzubringen, solle sich aber zu einer Ausfahrt im offenen Wagen ankleiden. Die Herzogin liebte Abwechselung. Der Hofmarschall aber in seiner Verlegenheit, neue Zerstreuungen zu beschaffen, hatte vorgeschlagen, Ausfahrten in die umliegenden Dörfer zu unternehmen.

Frau Sänger, die eigentlich schon an Rückkehr gedacht hatte, da ihre Kur beendet war, gab noch etwas Zeit zu; es tat so wohl, zu sehen, welcher Ehren ihr Kind gewürdigt wurde.

In ihren Briefen an den Finanzrat ließ sie ihrer Befriedigung freien Lauf.

Die unmittelbare Folge davon war, daß der Finanzrat schrieb, er habe sich Urlaub erbeten und werde zu ihnen kommen.

So trat er denn eines Tages in dem Kurorte auf,

angetan mit einem neuen, grauen Zylinder, den seidengefütterten Sommerüberzieher auf dem Arme, die Hände in strohgelben Handschuhen, in seinen engsten Lackstiefeletten.

Auch ihm schmeichelte es nicht wenig, daß Thekla in direkte Beziehungen zum Hofe getreten war. Er fühlte sich als Stiefvater dieses Kindes und war geneigt, sich selbst ein Verdienst um diesen Erfolg zuzuschreiben.

Sein Hauptbestreben war, sich der Herzogin-Witwe bemerklich zu machen. Früh am Morgen war er schon in der Nähe des Schlosses anzutreffen. Wenn er in den Anlagen saß, seine Zeitung lesend, schielte er mit einem Auge stets über das Blatt hinweg, ob nicht irgend etwas von Ihrer Hoheit zu erblicken sei. Aber mit Ausnahme eines Lakaien, der eine Tasche zur Post trug, kam ihm niemand vom Hofe in den Wurf. Eine tiefgehende Erregung bemächtigte sich seiner, als Thekla abermals zu einer Ausfahrt mit der Herzogin aufgefordert wurde. Er kleidete sich daraufhin besonders feierlich an, als sei er selbst der Geladene.

Als das junge Mädchen am selben Nachmittage auf dem Rücksitze einer Hofequipage der Herzogin und Frau von Ziegrist gegenüber saß, lachte die alte Dame plötzlich vergnügt auf — wie sie es tat, wenn ihr etwas Komisches ins Auge fiel. Sie rief: „Wer war denn dieser alte Geck? Hat man je etwas Possierlicheres gesehen!"

Thekla sah sich um und erblickte ihren Stiefvater, der am Wege stand und mit tief abgezogenem Hute dienerte. Sie war froh, daß man ihre Beziehungen zu dem „alten Gecken" nicht erkannt hatte.

An einem Zwischenfalle wie diesem konnte sich die alte Dame lange belustigen. Stets wollte sie etwas Unter-

haltendes sehen oder erleben. Das Weltgetriebe war ihr eine Komödie, der sie von der Hofloge aus beiwohnte. Aber sie war dabei durchaus nicht blasiert. Ein Hund, der eine Katze in einen Obstbaum hinaufjagte, konnte sie ebenso amüsieren, wie ein alter Bummler mit roter Nase, zerrissenen Schuhen und abenteuerlichem Hute. Auch ein gut Teil Naivität hatte sich die Greisin bewahrt. So wunderte sie sich beständig, daß es in den Dörfern, durch die man kam, gar keine Bauern gäbe. Sie hatte bei verschiedenen Gelegenheiten ihres langen Lebens Bauernfestlichkeiten beigewohnt, die ihr zu Ehren veranstaltet worden waren. Sie wußte also, was Bauern seien. Diese Leute trugen Hüte mit Blumensträußen und Bändern, Kniehosen und weiße Strümpfe. Davon war aber hier nichts zu sehen, und sie klagte, daß es in dieser Gegend gar keine Bauern gäbe.

Dies sollte übrigens Theklas letzte Ausfahrt mit der Herzogin gewesen sein. Die alte Dame, deren Aufenthalt auf Schloß „Uhlenstein" ursprünglich für den ganzen Sommer berechnet gewesen war, änderte ihre Dispositionen in einer ihrer jähen Launen und zog mit ihrem Hofstaate plötzlich nach einem anderen Sitze.

Der Finanzrat sah keinen vernünftigen Grund mehr, hier zu bleiben. Auch bei Sängers wurde die Abreise nunmehr festgesetzt.

IV.

Bald nachdem Thekla in die alten Verhältnisse zurückgekehrt war, erhielt sie einen Brief von Gabriel Bartusch. Er schrieb:

„Liebe Thekla! Ich stehe jetzt in einer bedeutungsvollen Zeit, mitten in den Examenarbeiten. Daß ich bestehen werde, weiß ich. Endlich, endlich soll dann die

Freiheit anbrechen, die Selbständigkeit! Endlich werde ich mein Leben selbst bestimmen dürfen, nicht mehr gegängelt von einem Vater, der mich in meinen höchsten Bedürfnissen nicht versteht. Endlich, endlich werde ich auch äußerlich das erscheinen können, was ich vor mir selbst längst bin: ein Mann!

„Warum es mich in dieser Zeit drängt, immer und immer an Sie zu denken, Thekla, ja mir geradezu die Feder in die Hand zwingt, an Sie zu schreiben? — Ich weiß es nur zu gut, und Sie sollten es auch verstehen!

„Zwar ich schrieb Ihnen neulich: Der Mann müsse vor allen Dingen danach trachten, sich frei zu machen von inneren wie äußeren Fesseln und Hemmnissen. Man dürfe sich niemals ganz an einen Menschen verlieren. Unser Lieben müsse einer großen Sache gelten, einer Idee. So ungefähr schrieb ich an Sie. — — Glauben Sie kein Wort davon, Thekla! Ich selbst habe es damals auch nicht geglaubt. Es war bittere Philosophie, traurige Resignation. Ich schrieb es nur, um mir selbst zu entfliehen, um mich zu trösten. Als sehnte ich mich nicht aus tiefster, durstigster Seele nach eben jenem Glück, das zu verschmähen ich vorgab! Was sind große Ideen, was ist Wissenschaft, ja, was ist selbst die Kunst, gehalten gegen die Liebe? —

„O, wenn ich doch endlich mal etwas Sicheres hätte, eine Gewißheit, die mir als leitender Stern dienen müßte in der Dunkelheit! Wozu strebe ich, wozu strenge ich alle meine Kräfte an zum Zerspringen, wenn ich keine Hoffnung habe? Ohne Ziel arbeiten ist sinnlos!

„Verstehen Sie, wie ich's meine, Thekla? Ich fordere keine bindende Erklärung von Ihnen, nur um eines bitte ich Sie: rufen Sie mir ein Wort zu, ein gutes, tröstendes

Wort. Sagen Sie mir, daß Sie meiner gedenken, daß Sie all die gemeinsamen Erlebnisse, Worte, Gedanken, Blicke noch nicht ganz vergessen haben, daß Sie gleich mir daran festhalten in Treue. Ich zittere bei dem Gedanken, daß Sie mir entfremdet werden könnten. Ich muß etwas haben, woran ich mich halten kann. Versetzen Sie sich in meine Lage! Ich bin ein armer Studierender, Sie sind eine Dame der Gesellschaft. Vielleicht gefeiert, vielleicht umworben — ich weiß es nicht, mag es nicht wissen! Ich will hier etwas aussprechen, was mich schon lange quält; es muß heraus, sonst ersticke ich daran. Es ist mir so vorgekommen, als behandelten Sie mich in letzter Zeit kälter, als wollten Sie los von mir, als blickten Sie gar auf mich herab. Ist es vielleicht deshalb, Thekla, weil ich keine Person von Stand bin, weil ich, äußerlich betrachtet, so wenig zu bieten habe? — — Der Gedanke wäre unerträglich! Alles will ich erdulden, nur nicht Geringschätzung. Denn ich bin stolz, bin es immer gewesen und denke, ich habe Grund, es immerdar zu bleiben.

„Nehmen Sie diesen Brief auf als das, was er ist, Thekla! Als den Notschrei eines Menschen, der sich in verzweifelter Lage befindet. Sie müssen mich verstehen, und Sie werden mir helfen. Sie können es durch ein Wort. Antworten Sie mir bald! Ich warte.

Ihr

Gabriel."

Thekla war über diesen Brief sehr bestürzt. Dazu hatte sie Gabriel keinen Grund gegeben. Weder zu dem, was er ihr vorwarf, noch zu dem, was er von ihr forderte, besaß er ein Recht. Wahrlich, niemals hatte sie nach Rang und Stand und äußeren Verhältnissen gefragt bei ihm. Es war unzart von ihm, den Verdacht aus-

zusprechen, daß sie sich von solchen Erwägungen habe leiten lassen. Und das andere, was er zwischen den Zeilen lesen ließ. — Wie konnte er sie abermals vor diese Frage stellen? Hatte sie ihm denn nicht offen genug darauf geantwortet, damals in Tante Wandas Salon?

Dieses rücksichtslos blinde Vorgehen der Männer! Er mußte doch einsehen, daß das, was er wollte, unmöglich sei! Er berief sich auf das Vergangene; gewiß, auch sie gedachte der glücklichen Kinderzeit. Keines der gemeinsamen Erlebnisse hatte sie vergessen. Die Erinnerung daran war ihr teuer. Sie war seine Freundin, ja! Sie nahm Interesse an seinen Schicksalen, inniges, lebhaftes Interesse. Es freute sie von Herzen, wenn es ihm gut ging, und sie war betrübt, wenn er Kummer und Sorgen hatte. Ihre Gedanken waren viel um ihn beschäftigt. Aber konnte man sich zur Liebe zwingen?

Das, was sie für ihren Jugendfreund Gabriel Bartusch empfand, dieses trauliche, der Gewohnheit mehr als irgendeinem gewaltigen Müssen entsprungene Gefühl konnte unmöglich die große Liebe sein! Nein, nein, die große Liebe war anders, mußte ganz anders sein. Die kam über einen wie ein Gewitter, schrecklich zugleich und schön, in Schauern des Glückes und der Furcht. Etwas Erhabenes müßte sie haben, wie Religion, etwas Berauschendes, wie Musik, etwas Liebliches, wie der Duft von Blumen. Und darüber hinaus noch das große Geheimnis, das Heilige, das Wunderbare; so war die Liebe.

Aber von alledem hatte ihr Verhältnis zu Gabriel Bartusch nicht das Geringste. Ihr Herz schlug nicht stärker, wenn sie seiner gedachte. Wenn er eine andere geheiratet hätte und mit ihr glücklich geworden wäre, sie würde die erste gewesen sein, sich darüber zu freuen. Sich selbst vermochte sie nicht an seiner Seite sich vor-

zustellen. Nein, sicherlich, wenn Sie ihn geliebt hätte, sie würde so ruhig nicht darüber haben denken können. Und sich durch ein anderes, schwächeres Gefühl binden zu lassen, wäre ihr wie ein Unrecht gegen sich selbst, ja, wie Unehrlichkeit vorgekommen.

Aber in welcher Weise ihm antworten auf seine Frage? Sie wußte ja, wie empfindlich er sei. Um keinen Preis wollte sie ihn betrüben, ihn, der sich das Leben selbst schon so schwer machte. Vor allem sollte er sie nicht der Untreue bezichtigen dürfen.

Thekla mußte sich sagen, daß sie in dieser Sache ja nicht völlig frei sei von Schuld. Nimmermehr hätte sie es so weit kommen lassen dürfen. Hatte sie ihm nicht das Recht eingeräumt, an sie zu schreiben! Hatte sie ihm nicht Freundschaft und Vertraulichkeit gestattet! — Das stammte freilich aus einer Zeit, wo noch keine Erfahrung sie gelehrt hatte, auf ihrer Hut zu sein. Jetzt war sie kein Kind mehr. Und man durfte nicht so zu ihr sprechen, als sei sie es noch. Sie wollte versuchen, ihm das klar zu machen, so schonend wie möglich.

Lange sann sie nach, ehe sie sich daran machte, seinen Brief zu beantworten; denn sie sagte sich, daß es hier auf jedes Wort ankomme. Schließlich meinte sie aber doch, es sei das beste, ihm so zu schreiben, wie es ihr ums Herz war. Und sie schrieb:

„Lieber Gabriel! Bitte, glauben Sie mir, daß ich wirklich Ihre Freundin bin. Ich habe nicht vergessen, wie gut und freundlich Sie stets gegen mich gewesen sind. Ich denke auch oft an Sie und wünsche Ihnen das Beste für Ihr Leben. Daß Sie jetzt in Ihrem Examen stehen und daß Sie hoffen, es zu bestehen, hat mich sehr interessiert zu hören. Sie werden gewiß ein glänzendes Zeugnis mitbringen, und ich freue mich schon darauf,

Sie dann beglückwünschen zu können. Denn hierher zu Ihren Eltern müssen Sie kommen, hören Sie! Ich weiß, daß sich Ihre Mutter nach Ihnen sehnt. Und mit Ihrem Vater wird dann gewiß auch die Aussöhnung kommen. Dann werden Sie mir vieles erzählen müssen. O, wie ich mich darauf freue!

„Aber, Gabriel, um eines muß ich Sie bitten: schreiben Sie mir nicht wieder solchen Brief, wie der letzte war! Sehen Sie, ich möchte Ihnen nicht wehe tun, aber das muß ich Ihnen sagen, so war es nicht gemeint, als Sie mich damals fragten und ich Ihnen zusagte, daß Sie mir schreiben könnten und daß ich Ihnen antworten würde. Ich kann Ihnen ja doch nicht schreiben, was Sie von mir haben möchten. Alles andere würde ich so gern für Sie tun! Werden Sie mir nun sehr böse sein, daß ich das gesagt habe? Aber sehen Sie, lieber Gabriel, ich muß doch ehrlich sein, ich muß doch sagen, wie ichs empfinde, besonders da Sie selbst mich danach gefragt haben.

„O, hätten Sie doch diesen Brief nicht geschrieben! Wir waren so gute Freunde, und ich weiß gar nicht, wie es nun werden wird. Denn ich ahne, daß Sie das traurig machen wird. O, ich bin sehr unglücklich!

„Wenn wir uns wiedersehen, will ich versuchen, ganz so zu sein wie früher. Ich bin wirklich Ihre Freundin! Leben Sie wohl! Ich habe das schreiben müssen! Mit herzlichen Grüßen

Ihre

Thekla von Lüdekind."

Als sie ihren Brief fertig hatte, kam er ihr fürchterlich töricht vor. Aber würde sie einen besseren schreiben können, wenn sie diesen auch zerriß? — Gabriel war ja klug, er würde schon herausfinden,

wie sie es meinte. Er mußte doch schließlich einsehen, daß sie im Rechte sei.

So trug sie denn den Brief selbst zum Postkasten, im Innersten unsicher, ob sie das Richtige getroffen habe.

* * *

Seit Thekla im Sommer den Vorzug genossen hatte, bei einer Herzogin aus- und einzugehen, war ihrem Stiefvater Sänger das Selbstbewußtsein bedeutend gewachsen. Er fand, es sei nun an der Zeit, daß er avanciere; der Titel „Finanzrat" war doch eigentlich für einen Mann mit Verbindungen, die bis nahe an den Thron reichten, sehr unscheinbar. Er hoffte allerhand und wälzte Pläne, vor allem aber wollte er die einmal glücklich mit der Hofgesellschaft angeknüpfte Verbindung nicht wieder einschlafen lassen.

Sobald er in Erfahrung gebracht hatte, daß die Herzogin-Witwe wieder in der Stadt sei, machte er mit seiner Frau den Ziegrists einen Besuch, den diese, sehr korrekt, baldigst erwiderten. Mit ihnen kam Lilly, „die liebe Thekla" zu besuchen, um welche sie sich in den letzten zwei Jahren in Wahrheit herzlich wenig gekümmert hatte.

Aber auch in Lillys Augen war Thekla durch den Umgang mit der Herzogin bedeutungsvoller geworden. „Du wirst den Winter natürlich bei uns ausgehen!" sagte sie in protegierendem Tone. Mit dem „bei uns" meinte sie den Kreis der Herzogin-Witwe, die eine besondere Hofhaltung hatte, und deren kleine Gesellschaften als das Erlesenste galten, was man hatte, erlesener noch als die Hoffestlichkeiten bei dem regierenden Paare.

Und wie Lilly vorausgesagt hatte, kam es: Thekla ging in diesem Winter in dem Kreise aus, der im Salon

der alten Herzogin seinen Mittelpunkt sah. Da Sängers durch mangelnden Rang hiervon ausgeschlossen waren, nahm es Frau von Ziegrist auf sich, das junge Mädchen zu beschützen. Diese Dame, welche ihre völlige Vermögenslosigkeit gelehrt hatte, zu rechnen, war anfangs gegen Thekla eingenommen gewesen, weil sie in ihr, wie in jedem heiratsfähigen Mädchen, eine Rivalin sah für Lilly. Als sie aber erkannte, daß ihre Herzogin nicht von der unbegreiflichen Schwärmerei lasse für das junge Ding, meinte auch sie, mit Fräulein von Lüdekind ernstlich rechnen zu müssen. Sie beschloß, sich Theklas mütterlich anzunehmen; so behielt man doch noch am ersten Einfluß auf sie und konnte vielleicht verhindern, daß sie gefährlich wurde.

Thekla fühlte sich in dem neuen Kreise bald heimisch. Es war eine ganz andere Art der Geselligkeit, als sie sie im Winter vorher kennen gelernt hatte, intimer, vornehmer und anmutiger. Verhältnismäßig wenig Personen gehörten dazu, mit denen sah man sich aber desto häufiger. Bälle, wo einem ein paar Dutzend Tänzer vorgestellt wurden, gab es hier nicht. Die Herzogin lud gern zu kleinen Abendgesellschaften ein, wo gelegentlich auch getanzt wurde, wenn genug junge Leute da waren. Sonst musizierte man, stellte lebende Bilder, führte Scharaden auf. Von allem Mummenschanz war die alte Herzogin eine große Freundin. Sie liebte es, wenn die Anregung dazu aus der Gesellschaft selbst hervorging. Alles, was sich in den Grenzen des Graziösen hielt, ließ sie gelten. Sie wollte, daß sich ihre Gäste amüsierten, damit sie selbst sich an ihrer guten Laune unterhalten könne. Am liebsten würde sie es gesehen haben, wenn aus ihrer Umgebung sich ein Paar junge Leute ineinander verliebt und vor ihren Augen verlobt

hätten. Sie liebte die kleinen Aufregungen, die mit solchem Ereignis zusammenhängen. Es erinnerte sie das an die eigene Jugend, die nicht frei gewesen war von Schäferspiel und Abenteuern. Aber zu ihrem Leidwesen schienen die jungen Leute von jetzt viel vernünftiger und gesetzter, als sie es zu ihrer Zeit gewesen. Seit Jahren schon hatte es keine richtige Liebelei mehr in ihrem Kreise gegeben.

Der Löwe dieses Salons und der ausgesprochene Liebling der Herzogin-Witwe war ein Regierungsassessor von Wernberg. Er besaß weit mehr Geschmack und Geschick als der steife und enge Hofmarschall von Ziegrist. Da er wirklich gute Einfälle hatte, war Herr von Wernberg für die Belustigungen, welche die alte Dame liebte, der gefundene Organisator.

Leo von Wernberg war einer von jenen Menschen, denen, wo immer sie sich bewegen, ganz von selbst, ohne daß sie sich besonders anstrengen, die Führung zufällt. Wie es unter den Pflanzen und Tieren ja auch bestimmte Exemplare gibt, die kraft eines ihnen von Natur innewohnenden Triebes von Anfang an über alle anderen ihrer Gattung hinauswachsen. Auf welchen Eigenschaften dies im einzelnen Falle beruht, ist nicht leicht zu entscheiden. So besaß Wernberg außer einer schlanken Figur und einem gut geschnittenen Gesicht eigentlich nichts, was ihn besonders vor jungen Leuten seines Alters ausgezeichnet hätte. Und doch beugten sich Männer, die älter waren als er und reicher an Erfahrung und Verdienst, unwillkürlich vor ihm. Ob das an der Sicherheit seines Auftretens lag oder ob diese Sicherheit eine Folge war der Beachtung, die man ihm schenkte, wäre schwer zu sagen gewesen.

„Ein wohlerzogener junger Mann!" Das war das

Lob, welches ihm jedermann gern zukommen ließ. Im übrigen wußte man von ihm, daß er auch in seinem Berufe Tüchtiges leiste. Er galt für klug und unterrichtet. Man nahm an, daß er Karriere machen werde. Alles, was er anfaßte, schien zu glücken. Mancher beneidete ihn um sein „unverschämtes Glück"; vielleicht bestand das Geheimnis seines Erfolges einfach darin, daß er nichts erstrebte, was außer dem Bereiche seiner Gaben lag.

In jedem Worte, jeder Bewegung merkte man ihm die gute Kinderstube an. Er war unterhaltend, konnte witzig sein, wenn er wollte, legte sich aber für gewöhnlich eine gewisse Zurückhaltung auf.

Es konnte nicht fehlen, daß auf einen Mann von solchen Vorzügen manche Mutter einer unvergebenen Tochter die Augen richtete. Über Herrn von Wernbergs Vermögensverhältnisse zwar war näheres nicht bekannt. Er trat auf wie einer, dem es an nichts gebricht. Sein Vater, seit einigen Jahren tot, war Minister gewesen in einem benachbarten Kleinstaate. Seine Mutter lebte für sich. Die Schwestern waren durch vornehme Heiraten glänzend versorgt.

Er wäre also wohl in der Lage gewesen, eine Frau zu ernähren, selbst wenn sie ihm nichts zugebracht hätte. Übrigens war als sicher anzunehmen, daß die Herzogin-Witwe, wenn ihr Liebling Wernberg sich verlobt hätte, alles getan haben würde, um die Verbindung zu ermöglichen.

Aber Regierungsassessor von Wernberg hatte bisher nicht die geringsten Anstalten gemacht, die darauf hindeuteten, daß er gesonnen sei, diesen Wunsch seiner Gönnerin zu erfüllen. Das einzige junge Mädchen, welches er im vorigen Winter ausgezeichnet hatte, war

Lilly von Ziegrist gewesen. Im übrigen bevorzugte er die jungen Frauen. Mit denen könne man ungenierter verkehren, sagte er, und außerdem würde man dann nicht immer gleich verlobt gesagt, wenn man mal mehr als drei Worte mit einer gesprochen habe.

Lilly hatte eine Art ehrfurchtsvoller Verehrung für Leo Wernberg. Vor so viel überlegener Sicherheit, wie dieser junge Mann entwickelte, machte ihr loses Mundwerk, das sonst so leicht niemanden verschonte, Halt. In ihm erkannte sie gewissermaßen ihren Meister. Die beiden hatten in vielen Dingen verwandte Anschauungen und ähnlichen Geschmack; aber Wernberg war als der ältere welterfahrener und überlegter. Er hütete sich wohl, obgleich auch er eine Neigung zum Verspotten seiner Umgebung besaß, diesem Hange allzusehr die Zügel schießen zu lassen, wie es Lilly oft zum Schaden ihres Rufes tat.

Bisher hatten die beiden auf einem gewissen Scherzfuße gestanden, der intim schien und doch nichts Tieferes bedeutete. Frau von Ziegrist war es, welche die Beziehungen, soviel sie konnte, enger zu knüpfen suchte. In ihren Augen wäre Regierungsassessor von Wernberg das Ideal eines Schwiegersohnes gewesen. Lilly hatte, wenn die Mutter alles überschlug, was an jungen Herren in der Gesellschaft augenblicklich vorhanden war, kaum Aussicht, eine bessere Partie zu machen. Daß es mit dem Vermögen der Wernbergs nichts Glänzendes sei, hatte Frau von Ziegrist zwar längst in Erfahrung gebracht, aber in dieser Beziehung baute sie auf die Herzogin. Im übrigen aber war alles glatt und in schönster Ordnung, wenn er nur anhalten wollte. In diesem Winter hoffte sie auf eine Entscheidung, denn es war Zeit, daß Lilly unter die Haube kam; man konnte ihr schon die dritte Tanzsaison nachrechnen.

Für den Kreis, den die Herzogin-Witwe um sich versammelte, schien dieser Winter besonders lebhaft und lustig werden zu sollen. Ein paarmal war getanzt worden; lebende Bilder und Scharaden hatte es auch schon gegeben. Nun regte Wernberg eine neue Idee an: man wollte die bekanntesten Porträts aus dem herzoglichen Museum zur Darstellung bringen. Das Museum enthielt eine Anzahl wertvoller Niederländer und Franzosen.

Der Gedanke wurde originell gefunden, die Ausführung schien nicht allzu schwierig, denn man hatte den alten Herrn von Wächtelhaus da, den Intendanten der herzoglichen Hofbühne. Der erklärte von vornherein, die Theatergarderobe stünde zu diesem Zwecke selbstverständlich zur Verfügung.

Die Bilder sollten, um eine möglichst der Wirklichkeit entsprechende Wirkung auszuüben, in Rahmen erscheinen, die denen der Originale nachgeahmt waren, und so gezeigt werden, als hingen sie an der Wand.

Natürlich ging es bei den Vorbereitungen hierzu nicht ohne Eifersüchteleien ab. Vornehmlich die Damen wollten ihre besonderen Pläne und kleinen Herzenswünsche nicht hinter dem Zwecke des Ganzen zurücktreten lassen. Die wenigsten von ihnen waren mit dem Porträt zufrieden, das gerade sie darstellen sollten. Und nur der Umstand, daß es der allgemein beliebte Wernberg war, der die Rollen verteilte, beschwichtigte die Murrenden.

Ein besonders beliebtes Porträt in der Galerie, bekannt unter dem Namen: La belle chasseresse, stellte eine reizende Blondine dar, im grünen, mit Goldbrokat besetzten Jagdkleide, einen Hut mit Straußenfedern auf dem gelben Haar. Der Maler war unbekannt; der

Auffassung nach gehörte das Bild einem Niederländer der nachklassischen Periode zu. Berühmt waren die blauen, träumerischen Augen der belle chasseresse, die Grübchen in dem rosigen Fleisch und der weiße Hals, dessen zarten Ansatz der Brustausschnitt des Kleides gerade noch blicken ließ. Über die Persönlichkeit der Dargestellten war man sich ebenfalls nicht ganz klar; es existierten verschiedene Versionen darüber. Jedenfalls müßte sie eine Dame von Stand gewesen sein.

Wenn ein Porträt dargestellt zu werden verdiente, so war es dieses. Es besaß zwar nicht gerade Weltruf, erfreute sich aber bei den Einheimischen um so größerer Beliebtheit. Aber gerade hierfür war die Wahl der Darstellerin äußerst schwierig. Diese Mischung von Weib und Mädchen, eine solche Vereinigung von Naivität und Kindlichkeit, wie sie der Maler in die Züge zu legen verstanden hatte, war nicht so leicht aufzutreiben. Leo Wernberg hielt diesen Platz offen, nachdem er alle anderen Rollen bereits besetzt hatte. Verschiedene Damen, die noch unverwendet waren, mochten sich im stillen der Hoffnung hingeben, für die belle chasseresse in Frage zu kommen. Schließlich entschied sich Wernberg für Fräulein von Lüdekind. Die Herren gaben ihm durchweg recht, die Wahl sei eine gute. Die Damen hüllten sich in Schweigen.

Es fanden verschiedene Kostümproben statt, für welche man einen bekannten Historienmaler zugezogen hatte, ferner den Theaterschneider und verschiedene weibliche Wesen aus dem Stande der Putzmacherinnen und Friseusen. Theklas Kostüm war ein Gegenstand besonders eingehender Erwägungen. Es wurde dem jungen Mädchen ganz eigentümlich zumute, wildfremde Menschen über Sitz und Farbe eines Kleides verhandeln zu hören,

das sie tragen sollte, über ihre Frisur und wie sie sich schminken müsse.

Lilly Ziegrist sollte eine italienische Tänzerin darstellen von braunem Teint, in papageienbuntem Kostüm. Der Reiz dieses Bildes lag in der graziösen Stellung, welche die Tanzende, auf den Fußspitzen schwebend, mit zurückgebeugtem Oberkörper, das Tamburin mit beiden Händen über dem Haupte, einnahm. Allgemein wurde Lillys Ausdauer und Geschick in der Durchführung dieser schwierigen Rolle bewundert.

Lilly war hierbei überhaupt in ihrem Element. Das zigeunerhafte Durcheinander von Künstlern, Theaterangestellten, Herren und Damen der guten Gesellschaft, die öffentliche Diskussion intimster Toilettenfragen, die Anwendung von allerhand künstlichen Mitteln zum Hervorbringen gefälliger Effekte, alles das war so recht nach ihrem Geschmacke.

Thekla und Lilly teilten ein Ankleidezimmer. Lilly war seit jener Zeit, wo die beiden als Backfische vertraute Schlafkameraden gewesen waren, keineswegs zurückhaltender geworden. Lillys Ideal war gegenwärtig Herr von Wernberg. Wenn sie Thekla gegenüber von ihm sprach, nannte sie ihn mit Vorliebe beau Leo. Was er gesagt hatte, wurde getreulich berichtet. Der Sitz seiner Anzüge fand eingehende Würdigung. Sein schmaler Fuß, seine aristokratische Hand, sein schneidiger Schnurrbart, die Farbe seiner Augen waren für Lilly Dinge, über die sie mit einer Mischung von Kennerschaft und Ehrfurcht unerschöpflich zu sprechen vermochte. Was sie damit bei Thekla für Empfindungen errege, fragte sie nicht, ganz erfüllt von diesem interessantesten Thema. „Weißt du! Ich muß mich gegen irgend jemand aussprechen. Ich schwärme für beau Leo. Das heißt, ich

bin nicht verliebt, das brauchst du nicht zu denken. Einfach Schwärmerei! Wenn du diesen Unterschied verstehst!"

Es war keine kleine Aufgabe, der sich Leo Wernberg mit der Inszenierung der historischen Porträts unterzogen hatte. Er hatte alle Hände voll zu tun. Sein Ruf, der liebenswürdigste junge Mann der Gesellschaft zu sein, geriet in diesen Tagen einige Male stark ins Schwanken.

Die Vorstellung war ein großer Erfolg. Jedes Porträt wurde zunächst einzeln gezeigt, darauf sämtliche Bilder an einer großen Wand vereinigt. Die belle chasseresse und das Bildnis eines van Dyckschen Greises stritten um den ersten Preis.

Das regierende Paar war zu diesem Feste eingeladen. Es kam dabei ein wenig Eifersüchtelei zur Geltung gegen die andere Hofhaltung. Man wollte mal zeigen, was man könne.

Herzog und Herzogin sprachen mit einzelnen der Darsteller. Auch Thekla wurde durch eine Ansprache beehrt. Das Hofgesinde aber beeilte sich daraufhin, sie zu beglückwünschen. Die alte Herzogin aber ließ „die kleine Lüdekind" zu sich rufen und versetzte ihr vor aller Welt einen richtigen, weithin hörbaren Kuß.

Nach dem Souper, das den Vorführungen folgte, wurde auf höheren Wunsch noch etwas getanzt. Hofmarschall von Ziegrist hatte zu diesem improvisierten Balle in aller Eile die Musik auftreiben müssen. Da es keine Tanzkarten gab, wurden nur Extratouren getanzt. Was bei den historischen Porträts mitgewirkt hatte, blieb im Kostüm. Und die bunten, aus den verschiedensten Jahrhunderten und Ländern zusammengestellten Trachten, eingesprengt zwischen Fracks, Uni-

formen und moderne Damentoiletten, gaben ein farbenreiches, eigenartiges Bild.

Thekla wurde in einem fort geholt, kaum daß sie zu Atem kam zwischen den einzelnen Touren. Nach ihrem heutigen Erfolge war sie in Mode gekommen. Die „kleine Lüdekind“ reizend zu finden, war nunmehr von allerhöchster Stelle aus gewissermaßen sanktioniert.

Auch Lilly tanzte flott. Sie strahlte vor übermütigem Selbstbewußtsein. Leo Wernberg hatte sie zu Tisch geführt, und nun tanzte er den Souperwalzer mit ihr. Man mußte wissen, was das hieß. Leo Wernberg ein junges Mädchen zu Tisch führen, er, der sonst nur Frauen diese Ehre antat! Wenn das nicht etwas zu bedeuten hatte! — Frau von Ziegrist, die schon angefangen hatte, den Mut zu verlieren, schöpfte neue Hoffnung, in Herrn von Wernberg doch noch den langersehnten Schwiegersohn zu begrüßen.

Auch Thekla entging es nicht, wie intim sich die beiden da drüben unterhielten. Er und sie, niemand anders schien für das Paar da zu sein.

Eigentümliche, widersprechende, hassenswerte Gefühle beschlichen das junge Mädchen bei diesem Anblick. Beneiden hätte sie Lilly mögen, beneiden um ihre Unbefangenheit. Wie sie übermütig lachte, wenn er ihr etwas zuflüsterte, wie sie ihm dreist in die Augen blickte, wie herausfordernd ihr ganzes Wesen war. Wie konnte, wie durfte sie das!

Und er, wie verhielt er sich dazu? War es möglich, daß er Gefallen an ihrer Koketterie fand? O, sie gefiel ihm, es war nur zu klar!

Reizend apart sah sie ja auch aus in ihrem Kostüm, dessen grelle Farben so raffiniert gut zu ihrem dunklen Teint standen. Und wie leicht und graziös sie tanzte!

Die Verkleidung schien ihrem freien Gebaren einen Freipaß zu gewähren.

Und zu denken, daß das ihre Freundin war! Lilly, gerade Lilly, die man so genau kannte in allen ihren kleinen und großen Schwächen! Lilly, von der man wußte, wie vieles unecht an ihr war in Erscheinung und Wesen.

Immer wieder mußten Theklas Augen da hinüberschweifen, wo die beiden saßen, wie sie in lässiger Haltung abwechselnd ihre niedlichen, roten Schuhe und dann wieder ihn anblickte, während er ihr mit dem Tamburin Kühlung zufächelte. Thekla wurde ganz zerstreut darüber und hörte gar nicht mehr auf das, was ihr Herr ihr auseinanderzusetzen sich bemühte.

Hätte sie an Lillys Stelle sein mögen? Thekla legte sich selbst die Frage vor. O nein, sie sehnte sich nach diesem Platze ganz und gar nicht. Sie gönnte es Lilly, daß ihr der Hof gemacht wurde, da es mit solchen Mitteln erkauft war. Man hätte sich für das Mädel schämen mögen; sie warf sich ihm ja vor aller Welt an den Hals! Und konnte man ihn verstehen, daß er sich so etwas gefallen ließ! —

Bei dem nächsten Tanze holte Wernberg Thekla. Als er sie auf ihren Platz zurückgeführt hatte, sprach er eine Weile mit ihr in höflich zuvorkommender Art. Keine Spur von den Freiheiten, die er sich soeben noch Lilly gegenüber herausgenommen hatte. Wie gern hätte Thekla dem Herrn, der sie von ihm weg zu einer Extratour bat, einen Korb gegeben; aber leider ging das nicht an.

Darauf wurde Damenengagement angesagt. Thekla stand unschlüssig; sollte sie ihn holen? Dort tanzte er eben mit Lilly. Die hatte sich natürlich kein Kopfzerbrechen gemacht, ihn aufzufordern! War es nicht

lächerlich, sich so zu ängstigen wie ein junges Ding, das eben herauskommt? Was war denn dabei, hingehen und ihm eine Schleife anstecken? Der Tanz würde darüber noch vorbeigehen, und sie hätte schließlich weder ihn, noch irgendeinen anderen geholt. Wozu hatte sie sich denn die Schleife, die sie in der Hand hielt, vom Kissen genommen?

Das Herz klopfte ihr, als sie auf ihn zuschritt durch den Saal. Sicher alle Anwesenden blickten auf sie, sahen, was sie tat! Errötend verbeugte sie sich. Und natürlich kam sie nicht in den Takt beim Antanzen. O, wie sie sich schämte! Ganz sicher hatte er etwas gemerkt, ganz sicher hatte sie sich verraten.

V.

Niemand in der Gesellschaft wußte, wie es um Thekla in Wahrheit bestellt war. Niemand von den Ihren daheim ahnte, welche tiefe Unruhe sich unter der stillen Oberfläche ihres äußeren Verhaltens verbarg. Konnte sie sich doch selbst nicht mal Rechenschaft darüber geben, wann und wo sich ihrer jener starke Eindruck bemächtigt hatte, der sie nun nicht mehr los ließ. Niemand hatte sie jemals gelehrt, was Liebe sei. Zu gewissen Dingen braucht man eben nicht der Schulung, gewisse Ereignisse kommen wie die Blüten am Baume, wie der Gesang des Vogels, über Nacht, von selbst, aus der Luft, vom Himmel. Die Liebe war auch nicht gekommen in ihr Herz plötzlich und erschreckend, wie ein Gewitter aufzieht. Nein! Wie der Anbruch des Tages, still, aber unaufhaltsam, in ruhig sieghafter Kraft.

Jene feine Unterscheidung, welche ihre Freundin Lilly aufgestellt hatte zwischen Schwärmerei und

Verliebtsein, machte Thekla nicht; für sie gab es nur die Liebe.

Nicht ohne Kampf hatte sie sich ergeben. Ihre Mädchensprödigkeit setzte sich zur Wehr gegen das unheimlich Neue, gegen das Unerhörte, das Besitz ergreifen wollte von ihr. Umsonst! Wie wollte man das bekämpfen, was in geheimen Tiefen der Natur sich entwickelte, was keimte und wuchs, genährt von unsichtbaren Kräften. Es war eben da in ihr, eine Tatsache, wie der Frühling eine Tatsache ist. Ihre Sinne waren die weit geöffneten Tore gewesen, durch welche das Wohlgefallen an seiner männlichen Persönlichkeit Einzug gehalten hatte. Sie liebte es, den Ton dieses sonoren Organes zu vernehmen, sich von diesem starken, elastischen Arme im Tanze getragen zu fühlen. Wenn das tiefe Leuchten seines Auges sie traf, war ihr, als dringe etwas Gefährliches auf sie ein. Er brauchte nicht zu sprechen, und seine Gegenwart redete doch zu ihr. Die geringfügigste Handlung hatte Bedeutung in ihren Augen, weil sie von ihm ausging. Wenn er im Zimmer war, schien die Luft verwandelt. Sie glaubte, ohne aufzublicken, zu wissen, ob sein Blick auf ihr ruhe.

Und dabei war er für sie ein ganz fremder Mensch. Sie wußte nicht viel mehr von ihm, als das Wenige, was Lilly von ihm erzählt hatte. Thekla selbst hatte nur hie und da sich mit ihm unterhalten, wie man sich in Gesellschaft eben unterhält, flüchtig, über die gleichgültigsten Dinge. Und noch dazu war sie sich bewußt, sich ihm gegenüber ganz besonders unglücklich und linkisch benommen zu haben.

Denn das war ja gerade das Verwirrende: der Mann, zu dem es sie gewaltsam hinzog, für den sie etwas unsagbar Gutes und Inniges empfand, derselbe

Mann war ihr ein Gegenstand des geheimen Grauens. Sie hätte fliehen mögen aus seiner Nähe, ihr Haupt verbergen vor Scham. Welche Gewalt war ihm gegeben, sie so zu verstricken! Wie kam er dazu, sich einzudrängen in ihre heimlichsten Gedanken und Träume!

Um keinen Preis der Welt sollte er erfahren, was sie um seinetwillen litt. Sie zitterte, sich durch einen Blick, ein Erröten zu verraten. Aber wenn man das nur in der Gewalt gehabt hätte! Aus Scheu, entdeckt zu werden, zog sie sich zurück vor dem, zu dem es sie doch mit allen Fibern des Herzens trieb. Er sollte den Triumph nicht haben, sich zu sagen, daß auch sie ihm zugefallen sei. Sie mied ihn, tat, als sähe sie ihn nicht, wenn er sie begrüßen wollte, ja, behauptete einmal, bereits engagiert zu sein, als er sie um einen Tanz bat. Und welche Qualen der Angst empfand sie dann, daß er ihre Lüge gemerkt haben könne. O, ihr Herz war töricht, war kindisch töricht!

Daraus werden konnte ja niemals etwas! Sie, Thekla, war ihm höchst gleichgültig! Er sah in ihr ein Gänschen, wahrscheinlich! Vielleicht dachte er noch schlimmer von ihr, hielt sie für eigensinnig und launenhaft. Berechtigt war er dazu, wie sie sich ihm gegenüber aufgeführt.

Zwar er hatte sie gelegentlich auch ausgezeichnet. Er war stets höflich gewesen gegen sie, aber das war bei ihm Erziehungssache. Zur belle chasseresse hatte er sie wohl nur ausersehen ihres blonden Haares und ihrer blauen Augen wegen, die zufälligerweise dem Bilde entsprachen.

Lilly gefiel ihm doch am kleinen Finger besser als sie! Man sah es ja, wen er bevorzugte. Nein, nein, nur gar nicht daran denken, und vor allem sich nichts anmerken lassen!

Die Demütigung wäre zu furchtbar gewesen, wenn jemand geglaubt hätte, sie könne Lillys wegen eifersüchtig sein.

Dann wurde sie, ohne es zu wollen, Zeuge einer Unterhaltung, die während des Kotillons hinter ihrem Stuhle geführt wurde von ein paar älteren Herren. Der eine meinte, die Saison würde nun doch wohl noch ihre Verlobung sehen. „Wenn Sie auf die beiden da spekulieren, werden Sie sich wohl verrechnen!“ erwiderte der andere, den Thekla an der Stimme als den alten Wächtelhaus erkannte. „Wernberg ist ein doppelt Genähter. Der wird den Deibel tun und ein Mädel ohne Geld heiraten. Dem kommt's nur auf den Flirt an. Zum Amüsieren ist die kleine Ziegrist wie gemacht.“

Thekla konnte lange nicht den Gedanken an das Gehörte los werden. Es wurde ja so vieles in der Gesellschaft gesprochen ohne Grund, und Herr von Wächtelhaus war zudem bekannt durch seine böse Zunge. Sie konnte sich nicht denken, daß Leo Wernberg so einer sei. O nein, dazu war er viel zu vornehm und edel denkend! Sicher, mit solchem Verdacht wurde ihm schreiendes Unrecht getan.

Am schwierigsten wurde es Thekla, ihren Gemütszustand vor den Ihrigen zu verbergen. In Gesellschaft trug jeder mehr oder weniger eine Maske; aber zu Haus, wo sie einen von Jugend auf kannten, wo es auffiel, wenn man schweigsamer war als sonst, verriet sich alles. Dazu kam Sängers aufdringliche Art, zu fragen, und die scharfen Augen und Ohren von Agnes. Die Mutter aber, welche ihr Recht, die Tochter auszuführen, an Frau von Ziegrist abgetreten hatte, hielt sich für berechtigt, zu erfahren, wie es jetzt in Hofkreisen zugehe, und wetteiferte mit ihrem Manne in eingehenden Fragen.

Eines Tages, als Thekla mit ihrer Mutter auf

einem Besorgungsgange war, begegnete ihnen Herr von Wernberg. Thekla sah ihn erst, als er dicht vor ihr auftauchte und den Hut zog. Sie erschrak, ärgerte sich über ihr Erschrecken und errötete. Frau Sänger mußte wohl davon etwas bemerkt haben, sie fragte sofort, wer der Herr gewesen sei, und in der Folgezeit erkundigte sie sich des öfteren bei Thekla, ob sie mit Herrn von Wernberg getanzt habe, ob er liebenswürdig sei, woher er stamme und so weiter. Dieses Ausgefragt-werden wurde zu einer wahren Tortur. Sie wußte doch nur zu gut, was die Mutter wollte und erwartete. Die Erfahrung vom vorigen Winter mit Herrn von Deistel war ihr noch in zu guter Erinnerung. In jedem jungen Manne sah Frau Sänger einen Heiratskandidaten.

Thekla fing an, das zu begreifen, was sie bisher den Dichtern, die es in allen Tonarten versicherten, nicht hatte glauben wollen, daß Liebe und Leid Geschwister seien. Sie hatte bis zu dieser Erfahrung immer gemeint, die Liebe sei etwas unaussprechlich Erhabenes und Hohes, der Religion Verwandtes, dabei Freundliches und Erquickendes, ein Vorgeschmack des Himmels. Nun mußte sie erkennen, daß ein Bodensatz irdischer Unvollkommenheit auch diesem Glücke eigen war. War es nicht, wenn sie von der Liebe manch ein dunkles, vieldeutiges Wort gehört oder gelesen hatte, wie ein heiliger Schauer über ihren jungen Leib gegangen? Hatte sie nicht erwartet, sobald ihre Augen dieses größte aller Geheimnisse erkennen würden, dann die ganze Welt vor sich liegen zu sehen wie einen Blumengarten voll herrlicher Freuden! Dann sollten Friede und Klarheit kommen in all ihre Unruhe und Dunkelheit.

Aber es war alles anders gekommen. Wieviel Bitternis lag dem Gefühle kurzer Beseligung zu grunde!

Und noch schlimmer! Sie fühlte sich nicht geläutert und gebessert, eher gedemütigt, in Zweifel gestürzt und zerrissen. Es gab so viel Verwirrendes in diesen Gefühlen. Bis in ihr Mädchenbett hinein verfolgten sie häßliche Gedanken. Schlechter, egoistischer hatte sie die Liebe gemacht, Neid und Eifersucht in sie gepflanzt und andere verabscheuenswürdige Empfindungen.

Sie weinte, wenn sie des Abends allein war, oftmals über sich. Sie betete zu Gott und zum Heiland um Hilfe und Erleuchtung. Aber selbst in ihre Andacht mischten sich fremde, zerstreuende Gedanken ein. Es war nicht mehr die stille Gebetsflamme, wie sie einstmals aus ihrem Herzen rein zum Allerhöchsten aufgelodert war. Inbrünstiger war jetzt ihr Fordern, verzweifelter ihr Ringen; aus einem gefolterten Gemüte kam ihr Schreien.

Aber stets war es auch hier, als sei sie nicht allein. Selbst in geweihter Stunde suchte sie eine fremde Gestalt heim, wollte sich eindrängen in ihre Andacht. Wenn sie, auf den Knien liegend, die Hände erhob zu dem Christus über ihrem Bette, war es etwas ganz anderes, als der leidende Heiland, das sie aus dem Bilde anstarrte. Wohin fliehen davor? War ihre Liebe zu Gott so klein, ihr Glaube so schwach gegründet, daß er sie vor solcher Versuchung nicht zu schützen vermochte? O Gott, was war aus ihr geworden! Wohin war sie gekommen!

Und verzweifelt grub sie sich in die Kissen ein, um sich vor den Gesichten zu retten, die sie verfolgten.

* * *

Der Erfolg, den man mit den historischen Porträts gehabt hatte, verlockte es nun auch noch mit Komödiespielen zu versuchen. Die erste Frage war natürlich:

was sollte man aufführen? Eine ganze Anzahl Stücke wurde in Betracht gezogen. Doch verwarf man sie alle. Bei dem einen eignete sich der Stoff nicht, ein anderes konnte nicht besetzt werden, dieses wurde unpassend gefunden, jenes zu wenig pikant. Schließlich einigte man sich auf ein ziemlich harmloses Stück, halb Schauspiel, halb Schwank.

Es wurde der Vorschlag gemacht, den Regisseur des Hoftheaters anzunehmen zum Einstudieren. Doch sagte man sich bald, daß dadurch die Intimität des Ganzen leiden würde. Man wollte unter sich bleiben. Aller Blicke richteten sich daher von neuem auf Leo Wernberg. Man erwartete von ihm, daß er der Mann sei, auch den Posten eines Regisseurs auszufüllen. Er nahm das Amt an, unter der Bedingung, daß man ihm unbedingt gehorche. Man versprach ihm lachend alles, im voraus des guten Gelingens sicher, wenn er die Sache in die Hand nahm.

Dem gegebenen Versprechen zum Trotze, ließen es sich einige Damen natürlich nicht nehmen, allerhand kleine Intrigen anzuspinnen, um in den Besitz solcher Rollen zu kommen, die sie gerade für ihre Person als besonders vorteilhaft ansahen. Es gab in dem Stücke eine wenig sympathische, weibliche Rolle: eine Kokette, die in ihrer ganzen Schändlichkeit schließlich entlarvt wird. Dieser Charakter war noch dazu einem angejahrten, heiratslustigen Mädchen angedichtet, dem von einer jüngeren, hübscheren und liebenswürdigeren Person der ersehnte Bräutigam schließlich vor der Nase weggeschnappt wird. Von seinem Rechte als Regisseur Gebrauch machend, hatte Wernberg entschieden, daß Fräulein von Ziegrist diesen stark chargierten Charakter darstellen solle, weil er ihr die Gabe scharfen Charakterisierens zutraue.

Das war sehr wenig nach Frau von Ziegrists Sinne. Sie fühlte sich als Mutter beleidigt. Warum mußte gerade Lilly die Partie der alten Jungfer übernehmen? In jeder anderen Rolle hätte sie sie lieber gesehen. Denn schließlich konnte das zu einem bösen Omen werden für Lilly. — Aber was konnte sie tun! War es doch unbegreiflicherweise Leo Wernberg selbst gewesen, der so gewählt hatte. Und Lilly, klüger als ihre Mutter, nahm die Rolle an, ohne eine Miene zu verziehen, wohl wissend, daß sie sich mit einer Weigerung lächerlich gemacht haben würde.

Leichter war es, die Partie des jüngeren Mädchens zu besetzen. Hier kam es nur auf Jugend, sympathische Erscheinung und die Fähigkeit an, sanfte Zurückhaltung zum Ausdruck zu bringen, aus der sich schließlich unter dem Einflusse der Liebe die Zärtlichkeit des Weibes wie von selbst entwickelt. Außer diesen beiden, in starkem Gegensatz gehaltenen Mädchengestalten, gab es noch eine Reihe von Nebenfiguren. Den Helden sollte ein Rittmeister geben, der, mit martialischem Schnurrbart und mächtiger Kommandostimme ausgestattet, annahm, daß er damit alles besitze, was man von einem Liebhaber verlangen könne. Die Aufgabe, die glückliche Braut darzustellen, hatte Wernberg Fräulein von Lüdekind zugedacht. Thekla schien nach Erscheinung und Wesen für diesen in freundlichen Farben gehaltenen Charakter ausgezeichnet zu passen. Sie wollte ablehnen, sie getraue es sich nicht, so viel auswendig zu lernen, die Aufgabe sei zu groß. Aber Wernberg redete ihr zu: sie solle mal sehen, es werde wundervoll gehen. Sie unterschätze sich selbst, er kenne sie besser. Der Charakter sei für sie geschrieben, sie brauche sich nur selbst zu spielen.

Er ahnte nicht, wie seine Rede sie traf. Stunden-

lang grübelte sie am Abende dieses Tages darüber nach, was er mit solchen Worten gemeint haben könne. War es Höflichkeit gewesen, Schmeichelei vielleicht gar? Hatte er sie auf diese Weise zur Annahme der Rolle bewegen wollen? Oder bedeutete es mehr; hatte er wirklich eine so besondere Meinung von ihr? Er kenne sie besser, als sie sich selbst, hatte er gesagt. War das eine von jenen Redensarten, wie Herren sie gebrauchten, um Eindruck zu machen, oder war es mehr? Wer ihr darüber hätte die Wahrheit sagen können! —

Zunächst fand eine Leseprobe statt. Lilly wußte durch die witzige Art, wie sie ein eifersüchtiges und mißgünstiges Frauennaturell zu parodieren verstand, alles zum Lachen zu bringen. Thekla brachte das Gegenstück dazu ebenfalls gut heraus. Wernberg nickte ihr verschiedenfach ermutigend zu, als wolle er sagen: habe ich dich nicht richtig taxiert! Auch die Nebenfiguren: Heldenmutter, komischer Onkel, Dienstboten machten ihre Sache zur Zufriedenheit. Nur der Held war völlig ungenügend. Der schöne Rittmeister kopierte einen Heldendarsteller der Hofbühne, der in Schillerschen Rollen die Herzen aller kleinen Bürgermädchen eroberte. Das falsch verstandene Pathos wirkte in zweiter Auflage natürlich nur noch drastischer. Die Zuhörer lachten. Der Rittmeister nahm das leider für eine erwünschte Wirkung auf. Es war sehr schwer, ihn zu überzeugen, daß er für diese Rolle nicht passe, und ihn zum Rücktritt zu bewegen. Aber Leo Wernberg brachte auch dieses Kunststück schließlich fertig.

Nun war die große Frage: wer sollte an Stelle des glücklich Beseitigten die frei gewordene Rolle übernehmen? — Niemand von den jüngeren Herren riß sich darum, denn die Partie war umfangreich. Es war

Herr von Wächtelhaus, der den Vorschlag machte: Wernberg möge doch selbst in die Bresche springen; er wünsche sich für sein Theater keinen besseren Vertreter des Liebhaberfaches als ihn. Wernberg hielt es für notwendig, sich zunächst zu weigern und sich ein wenig bitten zu lassen; schließlich nahm er aber an. Die Regie ging, da er nun selbst zu den Darstellern gehörte, auf Herrn von Wächtelhaus über.

Bei der nächsten Probe sollte die Handlung von den Darstellern mit den ausgeschriebenen Rollen in der Hand andeutungsweise gespielt werden. Wie immer bei Liebhaberaufführungen war es das Schwerste, Leute, denen das Komödiemachen nicht zur zweiten Natur geworden ist, dazu zu bringen, daß sie aus sich herausgehen. Der richtige Schauspieler lebt schon längst in seiner Rolle, während der Dilettant sich noch abmüht, von seinem eigenen Wesen loszukommen.

Wächtelhaus hielt vom ersten Augenblicke an darauf, daß wirklich gespielt werde. Es wurde in dem Stücke, besonders gegen den Schluß, ziemlich ausgiebig umarmt und geküßt. Spötter, der er war, meinte Wächtelhaus: da wolle er sich nicht einmischen, man könne es getrost den jungen Leuten überlassen, auch ohne Anleitung hierin die Natur zu treffen.

Im Gegensatz zu Wernberg war der neue Regisseur mit Fräulein Lüdekind durchaus nicht zufrieden. Es war, als ob das junge Mädchen seit der letzten Probe eine ganz andere geworden sei. Sie machte den Eindruck der Ängstlichkeit und Befangenheit. Wächtelhaus deutete an, daß er eine Naive, die Angst habe, ihren Partner zu umarmen, nicht gebrauchen könne. Feuer und Bewegung verlangte er. „Sie müssen sich vorstellen, Sie liebten diesen jungen Mann. Sie dürfen im Moment

keinen anderen Gedanken haben, als ihm gefallen zu wollen. Wenn Sie das nicht können, mein Kind, dann haben Sie kein Theaterblut."

Thekla bat am Schlusse der Probe, daß man ihr die Rolle abnehme. Man redete ihr zu, sie solle den Mut nur nicht verlieren, es werde schon besser gehen das nächste Mal.

Auch Wernberg war unter denen, die ihr zusetzten. Aber sie erklärte schließlich unter Tränen, sie könne nicht.

Hier sah Frau von Ziegrist den Augenblick für gekommen zum Eingreifen. Thekla war ihr anvertraut, sie hatte alles Recht, sich als die mütterlich Besorgte aufzuspielen. Sie halte es für ganz richtig, daß das junge Mädchen zurücktrete; Zwang dürfe ihr auf keinen Fall angetan werden. Es sei ja nicht jedermanns Sache, Theater zu spielen. Sie belobte Thekla sogar, daß sie so verständig sei.

Für Neubesetzung der Rolle wußte Frau von Ziegrist Rat. Sie selbst bot sich an. Zwar nicht für die Partie der Naiven, denn dazu sei sie zu alt; aber sie wolle gern das ältere Mädchen spielen, wenn sie damit der Sache zu dienen vermöge, und Lilly könne dann an Fräulein von Lüdekinds Stelle treten.

Man war anfangs etwas befremdet über diesen Vorschlag, der Frau von Ziegrist gar nicht ähnlich sah. — Sie hielt sonst sehr auf Korrektheit und höfische Würde. Aber schließlich fand man ihn annehmbar, besonders als Lilly bei einem Versuche bewiesen hatte, daß sie sich auch in diese Rolle gar nicht so übel zu finden verstand.

Einer war in der Gesellschaft, der Frau von Ziegrists Verhalten vollkommen durchschaute: der alte Wächtelhaus. Er gehörte nicht zu den Spaßverderbern. Ihn

amüsierte es, zu sehen, was für Widrigkeiten eine Mutter imstande ist, auf sich zu nehmen, wenn es gilt, einen Mann für die Tochter zu erobern. Der Gedanke, daß aus dem Braut- und Bräutigamspielen schließlich Ernst werden könne, war ja vertrackt schlau. Aber Wächtelhaus kannte Leo Wernberg; der schien ihm nicht der Mann, sich so leicht das Netz überwerfen zu lassen.

Wenn ihr die Rolle auch nicht eigentlich lag, so besaß Lilly doch jene Unbefangenheit, die Herr von Wächtelhaus an Thekla vermißt hatte, in hohem Grade. Sie genierte sich nicht im geringsten, sich von ihrem Partner küssen zu lassen und ihn zu umarmen. Und Wächtelhaus konnte ihr das ironische Kompliment machen, daß sie es wundervoll verstehe, sich in die „unangenehmsten Situationen zu versetzen".

* * *

Der Aufführung wohnte Thekla nicht bei. Sie ging überhaupt nicht mehr in Gesellschaft. Aber niemand durfte merken, weshalb. Wer hätte verstehen können, was ihr widerfahren war! — Als Vorwand für ihr plötzliches Fernbleiben von der Geselligkeit mußte ihr Tante Wandas Unpäßlichkeit dienen.

Das alte Fräulein war spät im Herbst vom Sommerausfluge zurückgekehrt mit einer starken Erkältung. Den Winter über kränkelte sie, wollte sich aber nicht werfen lassen. Nun mußte sie ihren Trotz büßen; eine starke Grippe fesselte sie ans Bett.

Herr und Frau Sänger konnten nicht begreifen, wie Thekla um der Erkrankung der Tante willen all die „ehrenvollen Einladungen" ausschlagen mochte, die sie zum Schluß des Karnevals besonders zahlreich erhielt. Sänger war entrüstet über diesen „neuesten Eigensinn"

seiner Stieftochter. Er machte ihr ernste Vorstellungen, was für Aussichten sie sich möglicherweise verderbe. Thekla widersprach ihm nicht; was hätte es auch genutzt! Aber gerade dieser stille Widerstand reizte ihn. Mit jedem Jahre wurde die Unbotmäßigkeit bei diesem Mädchen schlimmer. Ein wahres Kreuz war ihm mit diesem Kinde seiner Frau auferlegt worden.

Er ließ sich hinreißen, ihr zu sagen: wenn sie sich solche Schrullenhaftigkeit angewöhne, könne sie sich nicht wundern, daß sie keinen Mann bekomme. — Agnes, die diesem Ausbruch beiwohnte, spitzte neugierig die Ohren. Thekla aber stand, ohne ein Wort zu erwidern, auf und verließ still das Zimmer.

Sie ging in diesen Tagen viel zu Tante Wanda, froh, in der Sorge um die Erkrankte etwas gefunden zu haben, das ihre Gedanken abzog. Wenn sie dann abends nach Haus kam, begab sie sich gleich auf ihr Zimmer; von den Ihren wollte sie so wenig wie möglich sehen.

So trübe endete dieser Karneval für sie, der so lustig begonnen hatte.

Thekla hatte angenommen, daß sich Leo Wernberg und Lilly noch vor Ablauf der Saison verloben würden. Vielleicht war es gut so, vielleicht gehörten diese beiden zusammen! Ja, sie waren wohl von Anfang an für einander bestimmt. Einem ungewöhnlichen Menschen, wie Leo Wernberg, mochte es ja auch vielleicht gelingen, aus Lilly eine gute Frau zu machen. Sagte man nicht, die Liebe sei imstande, Wunder zu wirken? — Thekla ging in der Selbsttäuschung so weit, daß sie schließlich zu wünschen glaubte, aus diesen beiden möchte ein Paar werden.

Aber es kam und kam keine Verlobungsanzeige.

Die Fastenzeit hatte begonnen und nichts verlautete, daß der Wunsch der alten Herzogin sich endlich mal erfüllt habe.

Eines Tages machte Frau von Ziegrist mit Lilly Besuch bei Sängers. Thekla war sicher, daß nun die Mitteilung kommen müsse. Anstatt dessen erklärte Frau von Ziegrist, daß Lilly Abschied nehmen wolle, sie sei Hofdame geworden bei einer fürstlichen Dame.

Die Sängers gratulierten. Thekla war so erstaunt, daß sie für's erste keine Worte der Beglückwünschung fand.

Lilly fing an, zu berichten: von jeher sei das ihr größter Wunsch gewesen. Hofdame sei eine „ideale Stellung". Und zudem habe sie es besonders angenehm getroffen. Ihre Fürstin wäre eine sehr große Dame, habe zwar kein Land, sei aber dafür enorm reich und — ein weiterer Vorzug — kinderlos. Einen großartig vornehmen und liebenswürdigen Mann besitze sie. Man sei ganz international, spreche Französisch, Englisch und Russisch; das letztere werde sie noch erlernen. Sie werde sehr viel reisen mit dem Fürstenpaare, die Welt sehen, überall in der allerersten Gesellschaft verkehren. Kurz, ihr Lebensideal sei erfüllt.

Es war auffallend, wie eifrig Lilly sich bemühte, der Freundin klar zu machen, daß sie glücklich sei. Thekla kannte Lilly von klein auf, wie sich nur Klassengenossinnen kennen. Sie wußte, wie Lilly aussah, wenn sie log. Es stand für Thekla fest, daß Lilly alles andere sage als die Wahrheit.

Also Leo Wernberg hatte Lilly sitzen lassen! — Es war so gekommen, wie der alte Wächtelhaus prophezeit hatte. Und Lillys „Lebensideal" war nun auf einmal, Hofdame zu werden.

Gefühle und Gedanken sehr gemischter Natur stürmten auf Thekla ein. Wie Triumph wollte es über

sie kommen. Also Lilly hatte ihn nicht erobert! Ihre Anschläge waren zunichte geworden. Es lag Gerechtigkeit darin. Aber sie suchte das in sich niederzuringen. Schadenfreude war etwas so Niedriges. Sie hatte schon als Kind nicht verstehen können, wie man sich über das Unglück einer Kameradin freuen könne.

Arme Lilly! Welche Enttäuschung mußte sie fühlen, sie, die sich ihrem Ziele so nahe geglaubt hatte! Ob sie wohl imstande war, wirklich tiefen Kummer zu empfinden? Oder ob es bloß Ärger war und gekränkter Ehrgeiz, was aus ihrem neuesten Entschlusse sprach? In beiden Fällen war sie zu beklagen. Thekla gab sich die größte Mühe, freundlich von ihr zu denken.

Und doch strömte aus dem Mißerfolg der Freundin etwas wie Balsam in die eigenen Wunden. Für sich selbst erhoffte Thekla darum nichts. Sie wußte: aus dem Traum, den sie geträumt, konnte nie und nimmer etwas werden. Leo Wernberg war ihr nicht bestimmt. Aber es war ihr doch wenigstens erspart geblieben, ihn an Lillys Seite zu sehen.

Jetzt, wo das nicht mehr drohte, vermochte sie über sich selbst und das Erlebte ruhiger zu denken. Wie uns nachts ein Alpdrücken überfällt, so war sie plötzlich unter eine fremde Gewalt geraten. War das aus ihrem Innern emporgestiegen? Gab es dort solche unheimliche, unkontrollierbare Mächte? Diese Sehnsucht, dieses stürmische Fordern, dieses unklare Begehren! War es nicht schrecklich, zu denken, daß so etwas Besitz von der Seele ergreifen konnte, wie eine Krankheit den Leib überfällt, und man ist dem machtlos übergeben!

Ging das anderen auch so? Sicherlich, andere Frauen hatten Ähnliches erlebt! Aber wer hätte darüber sprechen wollen! Irgendwo und irgendwann

würde sie schon eine Antwort erhalten darauf; dessen war sie sicher.

So klärten sich ihre Gefühle. Sie war doch nicht schlecht gewesen. Sie brauchte sich ihrer Handlungsweise nicht zu schämen! Sie hatte sich doch nicht weggeworfen. Sein Herz verlieren konnte doch nimmermehr Sünde und Schande sein. Sich selbst antragen, wie es Lilly getan hatte, darin lag die Schmach. Das war ein Brandmal, das man nie wieder los wurde. Sie durfte den Kopf hoch tragen; nichts hatte sie sich vergeben.

Es kam ihr auf einmal bei, Gabriels Briefe, alles, was sie an Erinnerungen an ihn besaß, von dem Skizzenhefte mit dem Gedichte angefangen, wieder vorzunehmen. Ein neues Verständnis ging ihr auf für ihn. In gänzlich verändertem Lichte erschien ihr sein Werben um sie, da sie zwischen den Zeilen las, wie heiß sie geliebt worden war. Was sie ehemals kalt gelassen, was sie überhaupt kaum gemerkt hatte, ergriff und rührte sie mit einem Male zu tiefer Sympathie.

Ja, das Leben war wunderlich eingerichtet! Aber es war doch nicht so unerträglich, wie es ihr in ihren dunkelsten Stunden vor kurzem noch erschienen. Zu sterben wünschte sie sich nicht mehr. Sie konnte jetzt schon darüber lächeln, wenn sie dachte, daß sie in ihrer schlimmsten Not den lieben Gott gebeten hatte, er möge sie von dieser Welt nehmen, da sie darinnen zu unglücklich sei.

Ihre Melancholie wich allmählich einer gesünderen Stimmung. Es gab doch noch Pflichten, die zu erfüllen waren, Möglichkeiten und Hoffnungen, an die sie glauben durfte, trotz allem. Sah die Welt nicht ganz anders aus! War es nicht, als sei ihr ein neuer Sinn aufgegangen!

Sie wußte nicht, daß es die erste, wirklich große

Enttäuschung war, die ihr den Schleier der Kindlichkeit von den Augen genommen hatte und ihr nun die Farben aller Dinge tiefer und die Züge aller Erlebnisse bedeutsamer erscheinen ließ.

VI.

Mit Wanda Lüdekind ging es wieder etwas besser. Aber nun, wo sie transportfähig war, verlangte Doktor Beermann energisch Luftwechsel für ihre angegriffene Lunge. Das Außerordentliche geschah: Wanda fügte sich einmal dem Rate ihres Hausarztes und erklärte sich bereit, nach dem klimatischen Kurort in der Schweiz zu gehen, den er als geeignet für sie bezeichnet hatte.

Das alte Fräulein war sich, nachdem sie ein eingehendes Gespräch mit Doktor Beermann gehabt hatte, nun doch ein wenig klarer geworden über den Ernst ihres Zustandes. Bisher hatte sie die Ansicht verfochten, daß, wer nur recht energisch gesund sein wolle, auch nicht krank zu werden brauche. Und ihr Befinden war wirklich eine Art von Stützung dieser Paradoxe gewesen. Beermann hatte ihr einmal ganz offen heraus gesagt: Der ärztlichen Wissenschaft nach müsse sie eigentlich längst im Grabe liegen. Wandas lachende Antwort darauf war gewesen: sie halte so wenig von der Wissenschaft, daß sie nunmehr sicher erwarte, hornalt zu werden.

Thekla hatte sich angeboten, die Tante zu begleiten. Wanda lehnte das freundlich, aber bestimmt ab. Thekla war ihr zu jung. Wenn es wirklich, wie Doktor Beermann behauptete, etwas Ernsteres mit ihrem Befinden auf sich hatte, dann wollte sie dem Kinde einen so traurigen Eindruck ersparen.

Dafür nahm sie Reppiners Anerbieten, sie bis zu

dem Luftkurort zu begleiten, an. Dort sollte er sie den Händen eines Arztes übergeben, mit dem Doktor Beermann in Verbindung stand. Außerdem ging auch noch Kathinka, ihr altes Mädchen, mit ihr. Tante Wanda reiste also, wie sie selbst fand, mit „fürstlichem Gefolge“.

Thekla war zur Abfahrt auf den Bahnhof gegangen, auch Doktor Beermann fand sich dort ein. Die einzig Heitere bei diesem Abschiede war die Reisende selbst. Thekla weinte, Kathinka heulte nach Dienstbotenart ohne Maß und Halt, Reppiner hatte seine übliche Regenmiene aufgesetzt, heute nur noch um einige Grad trüber, und Beermann war bärbeißig und grob, ein sicheres Zeichen, daß er gerührt sei. Nur Wanda Lüdekind zeigte sich zu Scherzen aufgelegt und lachte sie alle aus wegen ihrer Leichenbittermienen.

Thekla fragte Doktor Beermann, als sie gemeinsam den Bahnhof verließen, ob er glaube, daß Wanda volle Herstellung ihrer Gesundheit finden werde. Die Frage kostete ihr einige Überwindung, denn sie hatte dem alten Hausarzt ihrer Familie gegenüber immer noch nicht jene Scheu ganz überwunden, die sein rauhes Wesen und seine ungewöhnliche Erscheinung ihr als Kind einzuflößen pflegten. Er runzelte die Stirn, ganz wie in alter Zeit, und funkelte sie unter seinen Brillengläsern mit den großen, grauen Augen an. Dabei hatte sein Gesicht die Farbe eines kollernden Puterhahnes angenommen. Das sei eine ganz kindische Frage, platzte er los. Ob sie denn glaube, ein Doktor sei allwissend, wie der liebe Gott! — Da hatte sie's! Nun war er böse und sie so gescheit wie zuvor.

Für Thekla galt es zunächst, sich zu Haus wieder zurecht zu finden. Jetzt, wo Wanda Lüdekind abgereist

war, hatte sie nicht mehr die Entschuldigung, bei der Tante notwendig zu sein, wenn sie oft ganze Tage den Ihren fern blieb.

Arthur befand sich wieder mal auf Ferien im Elternhause. Er mußte nun ans Arbeiten denken, denn die erste Staatsprüfung rückte näher. Ein Freund der Gelehrsamkeit war er nie gewesen.

Wie gern hätte Thekla sich an den Bruder angeschlossen. Bruder und Schwester waren doch von Natur zur Freundschaft bestimmt! Aber er schien nicht das Bedürfnis zu haben, sich irgend jemandem mitzuteilen. Bei Tisch war er ein beinahe stummer Gast. Daß er keine große Lust hatte, sich mit Sänger zu unterhalten, konnte nicht verwundern, aber er hatte auch den Damen so gut wie nichts zu sagen. Höchstens Agnes, die ihn mit seiner Körperfülle aufzuziehen liebte, brachte ihn gelegentlich aus seiner Ruhe heraus zu verdrossener Abwehr solcher Angriffe.

Thekla bedauerte es, daß sie so wenig von diesem Bruder hatte. Sie wußte doch, was für ein guter, im Grunde tüchtiger Mensch er sei. Warum umgab er sich mit einer solchen Kruste von Zurückhaltung? War es das Mißvergnügen über die unbehaglichen Zustände in der Familie, was ihn so bedrückte?

Ob er etwa liebte? — Thekla fragte sich das im geheimen, wenn sie sein merkwürdig gedrücktes Wesen beobachtete, seine Scheu vor aller Geselligkeit, seine schlecht verhehlte Melancholie. Früher hatte er ja sein Herz nur allzu leicht verloren, man brauchte nur an Ella Bartusch zu denken! Wem mochte seine Neigung jetzt gelten? Vielleicht liebte er unglücklich! —

Von dem Augenblicke an, wo sich Theklas diese Vermutung bemächtigt hatte, betrachtete sie den Bruder

mit verdoppeltem Interesse, fühlte für ihn mehr als schwesterliche Sympathie.

Eines Tages, als Thekla zu Besorgungen in einer der belebtesten Straßen ging, fiel ihr Blick von ungefähr auf ein Paar, das in einiger Entfernung vor ihr herging. Dieser breite Rücken mit den mächtigen Schultern konnte niemandem anders angehören als Arthur, und die zierliche Gestalt neben ihm war keine andere als Ella. Sie waren in ihr Gespräch vertieft und ahnten wohl kaum, daß sie beobachtet würden. Sie konnten einander vielleicht zufällig begegnet sein und Arthur hatte sie aus alter Freundschaft angesprochen. Was aber Thekla stutzig machte, war, Arthur so lebhaft zu sehen; er sprach, gestikulierte und lachte. Das war ja ein ganz anderer Mensch, den man da vor sich hatte!

Thekla dachte daran, Arthur und Ella einzuholen, was leicht gewesen wäre, da sie langsam gingen. Dann unterließ sie es. Sie hatte eine Ahnung, als dürfe sie die beiden da nicht stören. Sie überließ also Arthur und Ella einander, aber es gab ihr im stillen viel zu denken.

War es nicht merkwürdig, daß Ella, die als Lehrerin doppelt vorsichtig hätte sein sollen, sich an der Seite eines jungen Herrn auf der Straße sehen ließ. Von Arthur war es ja eher begreiflich. Vielleicht wußte er nicht mal, wie leicht er seine Jugendfreundin auf diese Weise in schlechten Ruf bringen konnte. Sie beschloß, ihn darauf aufmerksam zu machen um Ellas willen.

Arthur zeigte sich, sobald sie nur das erste Wort geäußert hatte, aufs höchste erregt, in einer geradezu feindlichen Art wie sie ihn gar nicht kannte. Er erklärte, daß diese Angelegenheit niemanden etwas angehe, zum wenigsten seine junge Schwester. Er wisse, was er zu tun und was er zu lassen habe.

Seine Heftigkeit konnte Thekla nur in der Ansicht bestärken, daß hier etwas versteckt werden solle. Sie mußte wissen, was diese beiden miteinander hatten. Es war mehr als gewöhnliche Neugier, was sie trieb, dem auf den Grund zu kommen.

Sie beschloß daher, mit Ella zu sprechen. In der Wohnung wollte sie die Freundin nicht aufsuchen, denn dort würde man unfehlbar mit Frau Bartusch zusammenkommen, und das gerade wollte Thekla vermeiden. Eine solche Sache konnte man nur Mädel zu Mädel besprechen.

Es gelang ihr, Ella abzufangen, als sie in der Mittagspause die Anstalt verließ. Thekla forderte sie auf, mit auf ihr Zimmer zu kommen, sie habe mit ihr zu sprechen. Ella war sofort bereit dazu.

Die beiden waren seit längerer Zeit nicht zusammengewesen. Die Verschiedenheit ihrer Lage und ihres Verkehrs hatte zwischen den Jugendgespielen schließlich doch etne Art von Scheidewand aufgerichtet. Aber das war nach einigen Worten schon überwunden. Thekla fand die andere kaum verändert. Das war noch dieselbe zutunliche, anschmiegende, freundliche Ella mit ihrer kätzchenhaften Niedlichkeit und ihren schönen, verträumten Augen. Wie aus dem Ei geschält sah sie aus; selbst die Bücher, die sie trug, standen ihr gut.

Thekla begann ohne viele Umschweife, einfach zu fragen, was Ella eigentlich mit Arthur habe. Ella legte außer einem leichten Erröten kein Zeichen größerer Bestürzung an den Tag. Sie freue sich, erwiderte sie, daß sie endlich mal mit jemandem darüber sprechen könne, denn die Heimlichkeit sei ihr selbst peinlich. Einmal müsse es ja doch an den Tag kommen: sie und Arthur seien verlobt.

Thekla fiel ein Stein vom Herzen, als Ella ihr das

in aller Ruhe mitteilte. Im geheimen hatte sie Schlimmeres befürchtet. Ja, wenn das so stand, dann gab es ja gar keinen ersichtlichen Grund, warum Arthur und Ella einander in Zukunft nicht ganz angehören sollten.

Ella erzählte nun unaufgefordert mit glückstrahlender Miene, wie alles gekommen sei. Niemals waren die Beziehungen gänzlich abgebrochen gewesen zwischen ihr und Arthur. Er hatte ihr geschrieben und sie ihm, und in den Ferien hatte man sich Rendezvous gegeben. Wann sie sich formell verlobt hätten, wußte Ella nicht anzugeben; das war ja auch gleichgültig. Aber natürlich konnte Arthur, so lange er noch studierte, nicht als Bräutigam auftreten. Daher die Heimlichkeit. Ihre Ringe trugen sie auch nicht, wie andere Verlobte, am Finger, sondern: sie eingenäht auf der Brust und er in der grünseidenen Börse, die sie ihm einstmals zum Geburtstag angefertigt hatte.

Das klang alles so einfach und selbstverständlich, wie es Ella erzählte, als hätte es gar nicht anders sein können. Es machte tiefen Eindruck auf Thekla. Sie bewunderte die Freundin aufrichtig. Wenn sie zurückdachte: Ella war ein unbegabtes, verschüchtertes Kind gewesen, unter anderen Mädeln hatte sie nie eine Rolle gespielt. Und wie war sie dabei zielbewußt und sicher ihres Weges gegangen, ohne Aufsehen in ihrer stillen Art. Nachgiebig und schwach, wie sie schien, hatte sie sich in ihrer Liebe durch nichts irre machen lassen. Was war es, was ihr diesen Mut gab? Was machte sie, die kleine, unbedeutende Ella, bedeutend? Ihre Liebe. Früh hatte ihr Herz gesprochen. Nun hatte ihr Leben einen Inhalt, alles in ihr streckte sich nach dem einen Ziele: den Mann zu besitzen, den sie liebte. Mit dem

ganzen lebendigen Herzen gab sie sich hin. So war die Liebe, die allein ihres Namens wert war.

Ja, wer das hatte, wer das konnte!

* * *

Thekla stellte sich von Anfang an rückhaltlos auf seiten der beiden Liebenden. Wenn es ihre eigene Angelegenheit gewesen wäre, sie hätte sie nicht eifriger betreiben können, als sie jetzt um Ellas Glück sorgte.

Seitdem Arthur von seiner Braut erfahren hatte, daß Thekla von ihrem Plane wisse und wie freundlich sie sich dazu gestellt habe, zog auch er der Schwester gegenüber andere Saiten auf. Er sah nun in ihr eine wertvolle Bundesgenossin. Als Mann erkannte er in viel deutlicherer Weise die mannigfachen Schwierigkeiten, die sich dem Heiratsplane in den Weg stellten, als die beiden unerfahrenen Mädchen. Da war erstens Ellas Stand. Von den Verwandten und Freunden würde es ihm jedenfalls stark verdacht werden, daß er, ein Herr von Lüdekind und Sohn seines Vaters, eine simple Lehrerin heimführen wollte. Aber schließlich diesen Leuten den Mund zu stopfen würde leicht sein. Ein ernsthafteres Hindernis bildete die Vermögensfrage. Ella hatte nichts, und es war fraglich, ob ihre Eltern in der Lage sein würden, ihr auch nur die Ausstattung zu beschaffen. Arthur, der vom Vater ein kleines Vermögen besaß, hatte davon während des Dienstjahres und der ersten Semester schon ein gut Teil vertan. Dazu war das Examen noch nicht gemacht, und selbst wenn diese Staffel erklommen sein würde, mußte man mit einer Reihe von Jahren ohne Gehalt rechnen.

Thekla begriff jetzt, warum der Bruder nicht in rosiger Stimmung sein konnte und verzieh ihm gern seine

Schroffheit von neulich. Sie mußte ihm auch darin recht geben, daß er sein Verhältnis zu Ella vorläufig in Geheimnis hüllte. Die beiden konnten nichts tun, als warten und im stillen ihrem Ziele zustreben.

Die nächste Folge dieses Erlebnisses war, daß die Freundschaft zwischen Thekla und Ella neu auflebte. Es tat Thekla jetzt von Herzen leid, daß sie die Jugendgespielin vernachlässigt hatte. Aber es war ganz von selbst so gekommen. Für Thekla war Ella nun die Braut, ein besonders beglücktes, vor allen anderen ausgezeichnetes Wesen. Man küßte und umarmte sich viel. In dieser Beziehung mußte Thekla versuchen, seiner Braut Arthur zu ersetzen, der nun wieder auf die Universität gezogen war.

Wenn Ella zu Thekla kam, was oft geschah, unterhielten sich die Mädchen begreiflicherweise immer über das nämliche Thema. Daß Ella die Briefe ihres Verlobten vorlas, verstand sich von selbst. Gelegentlich benutzte Ella auch diese Besuche, um sich auszuweinen. In ihrem Berufe hatte sie viel Unerquickliches zu ertragen, und zu Haus ging es ihr auch nicht immer zum besten.

Die Verhältnisse in der Familie Bartusch waren nach wie vor mißliche. Der Vater tyrannisch und schroff, die Mutter mißvergnügt und verbittert. Dazu die Nöte mit Gabriel! Er hatte das Studium an der Hochschule aufgegeben, Knall und Fall. Die Seinen waren ganz ohne Nachricht, wo er sich aufhalte. Sie glaubten, daß er nach Rußland gegangen sei, weil das früher schon sein Plan gewesen war. Der Vater erlaubte nicht, daß Gabriels Name fortan in seiner Gegenwart genannt werde.

Es hätte nahe gelegen für Thekla, die Freundin, deren großes Geheimnis sie ja nun kannte, dafür auch in ihre Herzensangelegenheiten einzuweihen. Aber ihr

Geständnis wäre zu traurig ausgefallen. Und soweit es Gabriel betraf, hatte sie wohl nicht einmal das Recht zum Ausplandern.

Im stillen war sie voll Sorge um Gabriel. Unwillkürlich brachte sie sein jähes Abreisen ohne Angabe des Reisezieles in Zusammenhang mit ihrem Briefwechsel. Sie hätte ihm diesen Brief doch nicht schreiben sollen! Eine Absage war ja notwendig gewesen, aber hätte sich nicht eine andere Form finden lassen? — Vielleicht hatte er sich ihre Antwort zu Herzen genommen. Wer weiß, was für Unbesonnenheiten er in gekränkter Laune begangen haben mochte! —

Wenn sie nur gewußt hätte, wo er sich jetzt aufhalte! Wie gern würde sie ihm geschrieben haben, ihm irgend etwas Liebes zu sagen. Es war ihr sehr unbehaglich zumute, daß er so lange schwieg; wie eine schwere Verantwortung lastete es auf ihr. So oft sie Ella sah, fragte Thekla sie, ob noch keine Nachricht von ihrem Bruder da sei.

Da brachte Ella eines Tages freudestrahlend die Kunde, Gabriel habe einen langen Brief an die Mutter geschrieben. Er sei in Kiew, befinde sich wohl und hätte Tätigkeit gefunden. Ein Großindustrieller, Deutscher von Geburt, habe ihn angestellt bei seinen großartigen technischen Unternehmungen. Arbeit gäbe es in Fülle, er verdiene Geld und fühle sich in seinem Elemente. Nach Haus zurückzukehren verspüre er nicht die geringste Lust.

Wenige Tage, nachdem Thekla diese beruhigende Nachricht erhalten hatte, empfing sie selbst einen Brief von Gabriels Hand.

„Gnädiges Fräulein! Ich bin Ihnen, so viel ich weiß, noch einen Brief schuldig. Als ich vor etwa einem Jahre Ihre Antwort erhielt, stand ich wie ver-

nichtet; das Leben schien mir sinnlos geworden. So war damals meine Stimmung.

„Heute weiß ich, daß das, was ich ersehnt, was durch Jahre den Inhalt ausgemacht hat meiner Träume und Hoffnungen, eine Illusion gewesen ist, eine echte und rechte Jugendillusion.

„Ihnen, gnädiges Fräulein, werde ich schwerlich damit etwas Neues sagen. Sie haben das früher erkannt als ich. Und wenn ich an manches gemeinsam Erlebte zurückdenke, dann will es mir erscheinen, als seien Sie immer die kühlere und überlegtere gewesen. Ich habe Ihnen dankbar zu sein dafür. Das, was ich erreicht habe, was ich bin und kann, verdanke ich eigentlich Ihnen. Es war ein ganz bestimmter Wunsch, ein Ziel, das mich in solcher Eile vorwärts getrieben hat auf meiner Bahn. Sie wissen, welchen Sporn ich hatte. Ist es nicht sonderbar, daß nun, wo ich die Selbständigkeit erreicht, ich das ursprüngliche Ziel fallen lasse! — So geht es im Leben.

„Warum ich Ihnen das schreibe! Mein Stolz nötigt mich dazu. Jetzt, wo ich etwas bin, ein Mann und mein eigener Herr, blicke ich zurück auf meine Jugend, und wenn ich da das Fazit ziehe von allem, dann sehe ich neben vielen anderen Demütigungen auch eine, die mir am heißesten auf dem Bewußtsein brennt: wie ein Bettler habe ich vor Ihnen gestanden. Gekniet habe ich und gebettelt. Das sollte ein Mann niemals tun. Denn wir sind zum Siegen bestimmt von Natur; das habe ich nunmehr kennen gelernt! — Sie sehen, gnädiges Fräulein, ich habe mich sehr verändert, seit ich das letzte Mal an Sie schrieb. Ich halte es für richtig, daß Sie das erfahren sollten.

„Und dann habe ich auch noch eine Bitte — münd-

lich sie vorzubringen würde mir kaum möglich sein, da wir uns wohl schwerlich jemals wiedersehen werden — sie betrifft meine Briefe an Sie. Wenn Sie noch etwas übrig haben für einen Jugendgespielen, so verbrennen Sie, bitte, alles, was Sie etwa an Erinnerungen besitzen von meiner Hand. Diese Dinge, mir einst so wertvoll, sind jetzt sinnlos geworden. Ihnen werden sie so wie so niemals viel bedeutet haben.

„Leben Sie wohl! Es wünscht Ihnen aufrichtig alles Gute für die Zukunft

Ihr

Gabriel Bartusch."

Thekla stand vor diesem Schreiben aufs wunderlichste berührt. Eigentlich hätte sie sich wohl darüber freuen sollen. Nun war sie ja entlastet! Gabriel gab sie frei, sprach sie jeder Verantwortung los und ledig. Er warf ihr nichts vor, im Gegenteil, er sagte ihr Dank.

Und doch, und doch! — — War es nötig, das in dieser Weise zu tun, in dieser bitteren Weise? — Hatte sie das um ihn verdient?

„Jugendillusion" nannte er seine Gefühle für sie! Gut, sie wollte ihm erlauben, daß er das jetzt so bezeichnete. Aber hätte, wenn die Illusion abgewelkt war, nicht Freundschaft zwischen ihnen erwachsen können? — War es wohlgetan, so alles mit groben Händen auf einmal auszuraufen und ihr vor die Füße zu werfen?

Sein „Stolz" nötigte ihn dazu, schrieb er. Eine „Demütigung" war ihm das, was er empfunden hatte. O, was hatte er für Begriffe von der Liebe! Wahrhafte Liebe fand sich nicht gedemütigt, selbst wenn sie nicht erwidert wurde. Davon hätte sie ihm manches zu sagen gehabt.

Er wollte, daß sie seine Briefe verbrenne! Sie mußte diesem Verlangen wohl Folge geben? Nun suchte sie all die Zettel und Blätter und Bogen zusammen; es war ein ganzes Päckchen. Auch das Skizzenbuch mit dem Gedicht trug sie herbei. Noch einmal las sie die kindliche Widmung darin durch:

„Tief verschwiegen trag ich's nun,
Schmerz und höchste Lust.
Bis der Tod sein Veto spricht,
Schlägt für dich die Brust."

So hatte der Schlußvers gelautet.

Oben auf legte sie seinen letzten Brief. Dann hielt sie das Zündholz an und sah zu, wie die Flamme eines nach dem anderen der Blätter ergriff. Erst sengte und leckte das Feuer langsam, fast widerwillig daran, bis es plötzlich das ganze kleine Paket erfaßte und im Wirbel emporriß. Bald war nur noch ein Häufchen dunkler Asche übrig.

Thekla sah der Zerstörung mit Tränen zu. Es war ihr zumute, als begrübe sie ein Stück ihrer Jugend.

VII.

Wanda Lüdekind kehrte in ihr Heim zurück, als auch im Norden der Winter zu weichen begann. Sie war befriedigt vom Erfolg ihrer Kur, behauptete, sich gekräftigt zu fühlen, und meinte, das müsse nun für lange aushalten. In der Einsamkeit der Fremde hatte sie sich allerhand Pläne ausgedacht, die nun zur Ausführung kommen sollten. Das alte Fräulein war voll Energie und Lebenslust.

Wenn man freilich Doktor Beermann hörte, dann

sah man Wandas Befinden in anderem Lichte. Er hatte ihre Lunge untersucht und festgestellt, daß die Erkrankung, derentwegen er der Patientin die Luftveränderung vorgeschlagen, nicht aufgehalten worden sei. Der Kranken sagte er nichts über den traurigen Befund, aber er ließ die nächsten Freunde nun nicht mehr im Zweifel über seine Diagnose.

Es bedurfte einiger Zeit, ehe Thekla Doktor Beermanns Worte in ihrem ganzen Gewicht zu fassen begann. Zu gewöhnen vermochte sie sich nicht an den Gedanken, der zu außerordentlich war für ihre Jugend, als daß er durch die Zeit seine Schrecken hätte verlieren können. Sie wußte ja, was der Tod bedeutete, denn sie hatte ihren Vater verloren; aber das war damals gekommen, wie ein Blitz unvermittelt. War aber das, was sich hier vorbereitete, nicht viel, viel entsetzlicher noch. Die Auflösung eines lieben Menschen, der man mit wachen Augen beiwohnte! — Konnte sich Doktor Beermann nicht täuschen? Es gab, wie sie schon gehört hatte, manchen Fall, wo Patienten, nachdem ihnen der sichere Tod vorausgesagt worden war, erst recht genasen, dem medizinischen Gutachten zum Trotze.

Und Tante Wandas Erscheinung und ganzes Wesen gaben ihr scheinbar recht. Wer die klaren Augen und die energische Beweglichkeit der noch im Alter anmutigen Person sah, konnte sich schwer vorstellen, daß dieses lebensvolle Wesen unentrinnbarem Siechtum verfallen sein sollte.

Eine gewisse Genußfähigkeit und Freude am Dasein, die früher kein ausgesprochener Zug in Wanda Lüdekinds Natur gewesen war, fiel jetzt ihren Freunden an ihr auf. Sie wollte stets Gesellschaft haben und Unterhaltung. Wenn die Leute traurige Mienen zeigten, war

sie ungehalten, sie verlangte vergnügte Gesichter um sich zu sehen. Ihr Geist war reger denn je. Oft stellte sie eine ihrer paradoxen Bemerkungen auf, nur um Widerspruch herauszufordern. Sie beklagte sich, daß Reppiner, der früher solchen Fehdehandschuh willig aufgenommen hatte, jetzt so fürchterlich langweilig und stumpf geworden sei. Sie konnte nicht begreifen, was den Freund bedrücke.

Auch ihre Kranken- und Armenbesuche wollte sie in altgewohnter Weise wieder aufnehmen. Aber da mußte sie doch merken, daß dies über ihre Kräfte gehe. Sehr erstaunlich war ihr das. Sie konnte sich die rätselhafte Erscheinung, daß der Körper nicht dem Willen gehorchen wolle, nur durch einen augenblicklichen Schwächezustand erklären, der bald weichen werde.

Und weil ihr das Alleinsein, das sie früher geliebt hatte, neuerdings unbehaglich war, fragte sie eines Tages die Nichte, ob sie nicht zu ihr ziehen wolle. Thekla zauderte keinen Augenblick, dem Wunsche der Tante nachzukommen. Zu Haus Urlaub zu erhalten, wurde ihr nicht schwer gemacht. Sänger klagte so wie so neuerdings ganz unverblümt, wie schwierig ein Hausstand mit zwei erwachsenen Töchtern sei.

Thekla zog also wieder zu Tante Wanda, diesmal allerdings nicht in ihr altes Stübchen mit den Rokokoengeln und Efeugirlanden, sondern dicht neben das Schlafzimmer des alten Fräuleins, um, sobald diese des Nachts einen Wunsch äußerte, sofort zur Hand zu sein.

Doktor Beermann hatte eigentlich eine Diakonissin verlangt, aber Wanda Lüdekind wollte davon nichts wissen. „Ihr tut doch gerade, als ob ich zum Sterben krank wäre!“ rief sie belustigt aus. Und da sie sich auch weiterhin standhaft weigerte, ein „fremdes Gesicht“ um sich zu sehen, war der Arzt schließlich froh, in Thekla

eine Persönlichkeit zur Pflege zu besitzen, die einer so eigensinnigen Kranken angenehm war. Man durfte vielleicht hoffen, daß das, was dem jungen Mädchen an Erfahrung abging, die Liebe ersetzen werde.

Theklas Aufgabe, wie sie ihr Doktor Beermann auseinandergesetzt hatte, war: vor allem die Patientin zu unterhalten und ihr das Dasein in jeder Weise leicht und angenehm zu machen. Darüber hinaus fiel dem jungen Mädchen das schwierigere Amt zu, die Patientin zu bewachen, daß sie den Vorschriften des Arztes gemäß lebte. Ferner hatte sie die Korrespondenz der Tante zu führen. Da waren die vielen Bittsteller, die sich an das wohlhabende alte Fräulein heranzudrängen suchten. Früher hatte Wanda Lüdekind solche Gesuche selbst geprüft und je nach dem Falle abgewiesen oder erhört. Jetzt durfte das nicht mehr sein. Doktor Beermann hatte sein Veto eingelegt, jede Erregung solle von der Kranken ferngehalten werden. Da mußte denn Thekla auch hier einspringen, so gut sie es verstand. Die Bittsteller fuhren dabei nicht schlecht; denn das Fräulein Lüdekind verband mit angeborener Gutmütigkeit die ganze Arglosigkeit und das leicht ergriffene Herz der Jugend.

So kam der Sommer heran. Thekla merkte kaum etwas vom Gange der Jahreszeiten. Vom Krankenzimmer in den kleinen Gartensaal, wo ihres Vaters Bild hing, von da in den Garten und wieder ins Haus zurück, das waren die Gänge, die sie Tag ein, Tag aus ohne weitere Abwechselung hatte.

Die Stadt wurde allmählich leer. Wer es erschwingen konnte, ging wenigstens für die Hundstage fort. Sängers waren ins Gebirge gegangen. Arthur blieb in der Universitätsstadt, um während der Ferien zu arbeiten. Auch von Ella sah Thekla so gut wie nichts.

Ihr einziger Umgang waren Tante Wandas Freunde. Doktor Beermann erschien täglich, und nicht viel seltener kam Reppiner. Das gemeinsame Interesse an der Kranken führte die drei Menschen einander näher.

Reppiner war für Thekla früher eine unverständliche, oft unheimliche Persönlichkeit gewesen; sie hatte eigentlich Tante Wandas Vorliebe für diesen Sonderling nie recht begriffen. Es war nicht Reppiners Sache, jedermann seine Gefühle zu zeigen. Er pflegte sich mit sarkastischen Bemerkungen oder mit einem bitteren Lächeln zu helfen, wenn ihn mal eine sentimentale Schwäche anwandeln wollte. Wanda Lüdekind verstand das. Menschen, die herbe Erfahrungen durchgemacht haben, fürchten sich vor nichts mehr, als vor dem Anscheine der Weichheit, zeigen sich lieber selbst stachelig, als daß sie zugeben, daß sie ein Stachel getroffen hat. Wanda blickte durch die rauhe Haut, die dieser Mann, wie mancher seiner Stammesgenossen, zum Schutze gegen widrige Verhältnisse sich hatte wachsen lassen, in den weicheren Kern seiner Natur hinein. Sie verstand es, die milden Seiten seines Wesens herauszulocken. In ihrer Gesellschaft wuchsen diesem Vereinsamten Lebensfreude und Zutrauen; ähnlich wie ein vor Kälte Erstarrter in der linden Atmosphäre eines gastlichen Heims den Gebrauch seiner Gliedmaßen wiedergewinnt.

Meist erschien Reppiner in den frühen Abendstunden, wo die Kranke am besten aufgelegt war, Besuch zu empfangen. Da nahm er dann Thekla das Amt, die Patientin zu unterhalten, ab. Es war wirklich rührend, zu sehen, wie er jeden Tag etwas Neues zur Erheiterung des alten Fräuleins zu erzählen sich bestrebte. Er hatte es sogar zu einer gewissen Kunstfertigkeit gebracht im launigen Plaudern, und wer ihn da

gehört hätte, ohne ihn sonst zu kennen, der würde ihn leicht für einen Causeur von Anlage gehalten haben. Wie wenig Reppiner zur Heiterkeit aufgelegt war, das merkte Thekla, wenn er, allein mit ihr, sich nach Wandas Befinden erkundigte; wenn sie ihm dann sagen mußte, daß der Husten wieder schlimmer sei oder daß die Kranke vor Atemnot nur wenig Schlaf gehabt habe in der letzten Nacht.

Dem jungen Mädchen fiel es jetzt manchmal auf, daß die Tante nachdenklicher war, als ob sie sich mit ernsten Gedanken beschäftige. Eine Nacht war besonders schlimm. Die Kranke konnte keine Ruhe finden; tiefe Seufzer entrangen sich ihrer Brust. Sie stöhnte, warf sich im Bett hin und her und bat, daß man ihr helfen möge. Zum ersten Male hatte Thekla das Gefühl, daß sich die Kranke ängstige. Das schnitt ins Herz. Wie furchtbar mußte die Macht sein, der sich eine Wanda Lüdekind beugte? — Thekla reichte der Kranken ein linderndes Mittel, das sie nur geben sollte im Falle unerträglicher Beschwerden. Darauf wurde es nach einiger Zeit besser. Die Kranke fiel in Schlaf, und Thekla konnte der alten Kathinka den Rest der Nachtwache überlassen.

Am nächsten Morgen, als das junge Mädchen spät erwachte, galt ihr erster Blick der Kranken. Sie fand Tante Wanda wach und fieberfrei. Thekla begab sich in ihr Zimmer zurück, um sich anzukleiden. Nach kurzer Zeit jedoch vernahm sie ein Klopfen am Bettrande, das verabredete Zeichen, so wie man ihrer bedürfen würde.

Die Augen der Kranken sahen sie tief und durchdringend an. „Komm her, mein Kind, ich will dich etwas fragen! Setz dich ganz nahe.“

Thekla mußte auf dem Bettrande Platz nehmen. „Sage mir die volle Wahrheit! Von den anderen

erfahre ich's doch nicht. Wie steht es mit mir? Werde ich sterben müssen?"

Thekla war auf diese Frage nicht völlig unvorbereitet. Doktor Beermann hatte ihr anbefohlen, falls sie gestellt werde, solle sie sagen: Hoffnung auf Genesung sei nicht ausgeschlossen. Der Arzt wußte aus Erfahrung, wie gerade auf starke Persönlichkeiten die Erkenntnis völliger Hoffnungslosigkeit vernichtend wirkt. Thekla sagte gehorsam das, was ihr in den Mund gelegt worden war, obgleich es ihr wie eine Sünde erschien.

Aber Tante Wanda schüttelte unwillig den Kopf und rief: „Glaub's nicht! Es ist unrecht von euch! Ich muß doch wissen, wie lange ich noch habe. Wichtiges hängt davon ab. Ich weiß, daß es mit mir zu Ende geht."

Das letzte wurde kaum hörbar gesagt. Für Thekla war es zu viel; sie bedeckte die Augen mit der Hand, um die hervorbrechenden Tränen zurückzuhalten.

„Ich wußte es!" sagte Wanda nach einiger Zeit und wandte ihr Gesicht der Wand zu. Thekla ging leise ans Fenster, blickte hinaus in das Grün der Bäume und versuchte ihre Bewegung niederzuringen.

Als sie hörte, wie die Kranke sich regte, ging sie wieder zu ihr.

„Laß mir den guten Reppiner rufen!" sagte Wanda mit ruhiger Stimme. „Ich will meinen letzten Willen mit ihm durchsprechen."

Reppiner kam und blieb mehrere Stunden, während deren sich Thekla auf Wunsch der Kranken im Garten aufzuhalten hatte.

Thekla sah Reppiner nur von weitem einen kurzen Augenblick, als er ging. Er schaute noch ernster und gedrückter drein als gewöhnlich.

* * *

Nun wurde doch eine Diakonisse angenommen zur Pflege. Wanda Lüdekind ließ es geschehen. Sie wehrte sich überhaupt gegen nichts mehr, seit sie erkannt hatte, daß einer bei ihr angeklopft habe, gegen dessen Finger alle Auflehnung umsonst ist.

Die Pflegerin, von Doktor Beermann selbst ausgesucht, war ein Wesen, das man im Leben wie im Sterben gern um sich haben mochte. Schwester Sabina war noch jung; einen wunderbaren Gegensatz zu ihrer ernsten Tracht gab ihr rosiges Gesichtchen ab. Ein halbes Kind, in dessen Züge das Leben noch nichts geschrieben hatte. Und so eine ging von einem Krankenlager zum anderen, von Sterbebett zu Sterbebett!

Theklas Herz flog dem gleichalterigen Mädchen sofort entgegen. Es machte ihr tiefen Eindruck, zu sehen, mit welcher inneren Freudigkeit Schwester Sabina ihren schweren Beruf erfüllte. In den Weg kamen die beiden Mädchen einander nicht. Wenn auch die Diakonisse jetzt die Pflege übernommen hatte, so blieb doch Thekla die eigentliche Vertraute Wandas. Die Nichte war schließlich das einzige Wesen, für das die Sterbende noch lebendiges Interesse an den Tag legte. Mit vielem anderen schien sie abgeschlossen zu haben, als hätte sie durch ganze Gedankenkreise und Gefühlsgruppen einen Strich gemacht. Reppiner konnte ihr die schönsten Geschichten erzählen, die er zu ihrer Erheiterung aus den Zeitungen zusammensuchte, Wanda hörte kaum noch darauf.

Dafür waren andere Dinge wichtig geworden für sie. Sie lebte und webte jetzt ganz in alten Erinnerungen. Das weit Zurückliegende erhielt erneute Bedeutung, als ob sie im Angesicht des Todes Kraft suchen wollte und Erquickung bei dem, was längst entschwunden war.

Thekla mußte aus wohlverschlossenen Truhen und Fächern, zu denen bisher niemand Zutritt gehabt als Tante Wanda selbst, Bücher, Hefte, Briefe und Photographien herbeiholen. Diese Dinge breitete dann das alte Fräulein vor sich aus und verkehrte mit ihnen, wie mit lebenden Wesen. Zum Lesen kam es nicht. Sie schien auch die meisten dieser Briefe auswendig zu können. Es war mehr ein Durchblättern, ein Sich-in-Erinnerung-rufen verblichener Empfindungen, eine Rekapitulation des ganzen Lebens, ehe man endgültig von ihm Abschied nimmt.

Die Sterbende schien ihren Schmerzen zum Trotze doch glücklich und heiter. Ihre Züge hatten etwas kindlich Sanftmütiges angenommen, das Gesicht verkleinerte sich zusehends, der früher schon überzarte Körper schien nur noch ein Gedanke zu sein. Sie lächelte jeden freundlich an, der an ihr Lager trat; dabei hatte man das Gefühl, kaum von ihr bemerkt zu werden. Ihr Geist schien sich mit Dingen zu beschäftigen, die in weiter Ferne lagen. Voll Sanftmut und Geduld ertrug sie ihr Leiden, alles war gut und schön, ihr ehemals so stark ausgebildeter, kritischer Sinn schien seine Schärfe völlig eingebüßt zu haben. Jetzt, wo das Leben von ihr wich, brach jene Güte sieghaft durch, welche die wenigen Bevorzugten, denen Wanda Lüdekind Zutritt zu ihrem Herzen gelassen hatte, längst als den eigentlichen leuchtenden Kern ihres Wesens erkannt hatten.

Reppiner saß, wenn er kam, meist am Fenster mit trüber Miene. Er machte keinen Versuch mehr, seine Freundin mit Anekdoten zu erheitern. Manchmal fiel bei solchem Besuche kaum mehr als die im Flüsterton gesprochene Frage nach dem Befinden der Kranken, und schließlich wurde auch diese nicht mehr gestellt, weil

man die Antwort längst wußte. Dann herrschte ein Schweigen, in dem man den kleinsten Laut im Hause vernahm, wo einem das Summen einer Fliege wie Lärm vorkam. Alles wurde beredt: die Dinge, der Raum, die laufenden Minuten, während die Menschen in banger Scheu vor dem Unsichtbaren verstummten.

Oft war es, als unterhalte sie sich mit jemandem. Man sah, daß ihre Lippen sich leise bewegten und daß ihre Augen mit jenem wunderbaren, ins Weite sich verlierenden Ausdrucke, der Sterbenden eigen ist, nach oben gerichtet waren. Thekla meinte im stillen, sie bete vielleicht, obgleich Tante Wanda ja eigentlich niemals zu denen gehört hatte, die im Gebet ihre Zuflucht suchten.

Eines Tages rief Wanda Lüdekind die Nichte an ihr Lager. Thekla beugte sich über sie, um ihr das laute Sprechen zu ersparen. Durch eine Bewegung deutete Wanda an, daß sie ein wenig zurücktreten möge. Sie behielt die Hand des jungen Mädchens in der ihren und ließ das Auge voll auf sie ruhen.

„Du siehst deinem Vater sehr ähnlich! Du bist wirklich sein Ebenbild!“ sagte sie dann langsam. „Tue mir einen Gefallen, Kind! Bringe mir sein Bild hierher! Ich will es immer vor Augen haben.“

Thekla holte Schwester Sabina herbei. Sie trugen gemeinsam das große Bild aus dem Gartensaal nebst der Staffelei, auf der es stand, heran und stellten es so auf, daß die Kranke es ohne Beschwerde jederzeit betrachten konnte. Dann entfernte sich die Diakonisse schweigend.

„Und nun soll niemand mehr in dieses Zimmer kommen, der Doktor nicht, Reppiner nicht, auch die Schwester nicht mehr. Hörst du, Thekla!“ rief Wanda in einem Tone, der an ihre alte Energie erinnerte.

„Keine Fremden mehr! Ich will nun ganz allein sein mit dir und mit ihm!“

Das junge Mädchen wagte nichts dagegen zu sagen. „Richte mich ein wenig auf!“ bat die Sterbende. Thekla tat es in der Art, wie sie es der Pflegerin abgesehen hatte.

Lang ausgestreckt, das Haupt durch Kissen erhöht, mit gefalteten Händen, lag Wanda Lüdekind und betrachtete das Bild des Verstorbenen. Thekla hatte sich hinter das Kopfende des Bettes zurückgezogen.

„Du bist bei mir! — Ich habe dich nun!“ hörte sie die Sterbende flüstern.

Der Arzt kam. Thekla ging ihm in den Flur entgegen und teilte ihm Tante Wandas Wunsch mit. Doktor Beermann meinte, man solle ihr jeden Willen lassen fortan, und ging. Später kam Reppiner. „Bin ich für Wanda Lüdekind ein Fremder?“ fragte er bitter. Aber auch er ging.

Als Wanda sah, daß sie ganz allein seien, rief sie: „Thekla, mein Kind, willst du mir ein wenig zuhören?“ — Das junge Mädchen machte Vorstellungen, daß sich die Tante doch nicht zuviel zumuten solle. „O, laß mich doch!“ meinte Tante Wanda, fast wie ein Kind in bittendem Tone. „Ich fühle mich so — ich weiß nicht — so leicht wie seit langem nicht. Das hat der dort gemacht!“ Sie wies auf das Bild von Theklas Vater. „Heut will ich noch mal jung sein mit euch beiden.“

Ein Lächeln glitt über ihre Züge.

„Dein Vater konnte so lebenslustig sein, so von Herzen froh, wie ich nie wieder einen Menschen gesehen habe. Das kam, weil er so gut war. Nur reine Menschen können so glücklich sein und so beglücken.“

Sie verfiel in langes Schweigen; ihr Blick war auf das Bild vor sich geheftet. „Du sollst wissen, mein

Kind, wie es zwischen mir und deinem Vater gewesen ist," sagte sie dann. „Du bist jetzt so weit, daß du das verstehen kannst." Und nun begann Wandas Beichte. Sie sprach mit schwacher Stimme, oft Pausen machend aber doch für Thekla verständlich.

„Ich habe deinen Vater gekannt, als er noch ein Knabe war. Da war er mein kleiner Vetter, von dem ich Huldigungen gern hinnahm. Ich glaube, er bewunderte mich damals sehr. Und ich — nun, ich hatte andere Dinge und andere Menschen im Kopfe. In der Jugend machen ein paar Jahre einen großen Unterschied. Ich war eine Dame und er noch lange kein Mann. Ich hatte den Knaben nur gern, weil er so offen war und so gutartig.

„Du weißt, daß ich eine schwere Jugendzeit durchgemacht habe. Meine Eltern starben kurz hintereinander, ließen mich allein. Furchtsam war ich ja nicht, aber ich war unerfahren. Ich will dir meine traurigen Erfahrungen nicht aufzählen. Die Menschen, die mich damals gekränkt haben, sind wohl alle nicht mehr am Leben. Mag ihre Schuld mit ihnen ruhen. Nur das eine: ich verlobte mich. Du wunderst dich! Das hast du nicht gewußt! Ja, mein Kind, ich bin einmal Braut gewesen! Mein Bräutigam? Nichts von ihm! Der Traum war kurz und fiel mit meinem Glauben an den Mann.

„Damals sollte ich erfahren, was es heißt, einen wahrhaften Freund zu besitzen. Dein Vater trat für mich ein. Ich selbst wäre nicht ruhig und klar genug gewesen, um mich aus solcher Verstrickung zu lösen. Das tat Eberhard Lüdekind für mich, tat es in jener edlen, ritterlichen, selbstlosen Weise, die nur Männern eigen ist, welche Ehrfurcht haben vor der Frau. Er erklärte, nur für mich eingetreten zu sein, weil ich eine Lüdekind sei und weil er es nicht dulde, ein Mitglied seiner Familie

beleidigt zu sehen. Wir blieben Vetter und Cousine auch nach diesem Erlebnis. —

„Thekla, Frauenliebe ist anders geartet als Männerliebe. Wäre ich Mann gewesen, ich hätte meine Gefühle zeigen dürfen, ohne mich zu erniedrigen. Verschämtheit gilt für weiblich, ja, es soll eine Tugend sein; ich weiß es. Aber sie kann zum Schleier werden, der den Sonnenstrahl des Glückes nicht zu uns dringen läßt, so daß wir im Dunklen verblühen müssen.

„Eberhard sah nicht, wie es in Wahrheit um mich stand. Bei jeder anderen hätte er es gesehen; denn die Männer sind schnell von Begriffen in diesen Dingen. Mir gegenüber war er mit Blindheit geschlagen. Ich war ihm vertraut von Kindheit an; nichts Neues, Außergewöhnliches, Rätselhaftes, Verlockendes gab es an mir für ihn. Und ich selbst — nun, ich war zu stolz, ihm auch nur einen Schritt entgegenzugehen. Und so blieb es zwischen uns bei der guten Kameradschaft.

„Und dann verlobte er sich und heiratete. Behaupten, ich hätte ihn einer Frau gegönnt, irgendeiner Frau, und wäre sie die beste gewesen, würde eine Lüge sein. Thekla, wir sind alle menschlich, sehr menschlich, wenn wir lieben. — Gehaßt habe ich deine Mutter nicht; davon kann ich mich freisprechen. Ich habe mich sogar mit der Zeit daran gewöhnt, sie als Eberhards Frau anzusehen. Ja, als der Augenblick kam — er mußte ja kommen — wo er von der, die er gewählt, Schätze verlangte, die sie nicht besaß, da stellte ich mich auf ihre Seite. Er hatte kein Recht zu Vorwürfen, da er sich als Mann sein Schicksal selbst bestimmt hatte. Denn nun gingen ihm die Augen mit einem Male auf über vieles. Auch mich maß er mit anderen Blicken, wo er gelernt hatte, zu vergleichen.

„Und Schlimmeres war ihm noch aufgespart. Das Schicksal fing an, ihn zu zausen, man kränkte ihn, man schob ihn beiseite in seinem Berufe. Wehe dem Manne, dem in solchem Augenblicke nicht die rechte Lebensgefährtin zur Seite steht! Eberhard kam zu mir, hilfesuchend, wollte bei der Freundin sein Haupt ausruhen. Da mußte ich ihm sagen, daß es zu spät sei, daß er gewählt habe. — So wehe habe ich ihm tun müssen! Aber viel, viel bitterer war mein Schmerz. Ich habe schwerer und länger zu tragen gehabt als er. Lange ehe ihm eine Ahnung davon aufgegangen, wußte ich es: er war für mich bestimmt und ich für ihn. Anstatt dessen sind wir aneinander vorübergegangen, haben uns um das Herrlichste gebracht, was das Leben für uns in Bereitschaft hatte." —

Wieder eine Pause. Die Sterbende seufzte tief. Dann mit visionärem Blicke:

„Aber das wird ausgeglichen sein, alles! Auch das wird von mir genommen werden. Er hat mir schon lange gewinkt."

Wanda war am Ende ihrer Kräfte angelangt. Thekla reichte ihr ein wenig Eiswasser zum Labsal. Mit geschlossenen Augen und schmerzhaft verzogenen Zügen lag die Sterbende eine Weile. Die Atembeschwerden nahmen zu, erreichten einen Höhepunkt und ließen dann wieder langsam nach.

Als es vorüber war, lächelte Wanda der Nichte mit mattem Ausdrucke zu: „Das Sterben ist nicht so schwer, Kind, wenn man abgeschlossen hat. Ich habe abgeschlossen, als er ging."

Das nächste kam dann in einzelnen, kurzen Sätzen heraus, bedeutungsvoll, knapp, wie Denksprüche, die sich dem Kinde einprägen sollten: „Halte dich tapfer! —

Mut! Das Leben tragen ist alles! — Sich selbst getreu bleiben! — Es ist echtes Gold in dir, mein Kind, das suche zutage zu fördern. — Wenn dir einer begegnet, den du der Liebe wert findest, den halte fest über alles. Laß dich nie irre machen an einem Freunde! — Vor allem aber habe keine Angst! Das Leben ist nicht so wertvoll, wie es scheint, und das Sterben nicht so schwer, wie man denkt." — —

Nach dieser letzten Kraftanstrengung sank die Kranke ermattet zurück. Thekla nahm sich zusammen. Das hier konnte sie ja nie vergessen; es war Tante Wandas Testament an sie. Aber jetzt durfte sie solchen Gedanken nicht nachhängen; der Zustand der Sterbenden erforderte ihre ganze ungeteilte Aufmerksamkeit. Obgleich sie keine Erfahrung hatte, wußte sie doch wie durch Eingebung, daß sich hier die letzten Augenblicke vorbereiteten.

Wanda schlug die Augen groß auf. Es lag in dem Blicke, mit dem sie die vor ihr Stehende musterte, etwas Übernatürliches. Ihr Gesicht wurde maskenartig starr. Mit gespannter Aufmerksamkeit aller Sinne schien sie einem Etwas: einem Ton, einem Ruf in weiter Ferne zu lauschen. Der Eindruck von Unerhörtem spiegelte sich in ihren Mienen.

Allmählich, ganz allmählich wich das Starre aus den Zügen. Das kleine Gesicht sah auf einmal so müde aus. Ein sehnsuchtsvolles Lächeln huschte wie ein Schatten darüber hin. „Bist du bei mir?" flüsterte Wanda, den Blick ins Weite gerichtet, und hob ihre wachsbleiche Hand wie zu zärtlichem Gruß. „Bleibe bei mir! Warum bist du so lange von mir gegangen?" —

Immer noch einmal veränderte sich das Gesicht. Die straff angespannten Partien lösten sich. Der Atem ging nur noch unmerklich wie ein schwacher Hauch. Sie

lächelte, wie Kinder im Traume lächeln. Ein Seufzer aus tiefster Brust. Thekla beugte sich über das Bett, weil sie glaubte, die Sterbende habe noch einen Wunsch. Sie konnte das Flüstern nicht verstehen; nur zwei Worte fing sie auf: „Ich liebe . . .“ Das war das Letzte.

Der Tod war so sanft über Wanda Lüdekind gekommen, daß das junge Mädchen im Zweifel blieb, ob es nicht Schlaf sei. Den Kopf ein wenig zur Seite geneigt, die Hände leicht übereinander gelegt, so schlummerte sie anscheinend. Als sich Thekla endlich entschloß, die Ruhende zu berühren, merkte sie, daß der Körper schon im Erkalten begriffen sei.

Es war ja auch für Thekla klar gewesen in der letzten Zeit, daß es so kommen würde, und doch, als sie jetzt vor der Tatsache stand, wußte sie nicht, was sie damit anfangen sollte. Tränen hatte sie noch nicht, der Schmerz schwieg, nur eine unsäglich bange Stimmung bemächtigte sich ihrer. Sie war allein gelassen in der Welt; weiter wußte sie nichts.

Rein mechanisch machte sie sich daran, das zu tun, wovon sie annahm, daß es in diesem Augenblicke das Richtige sei. Zunächst weckte sie die Diakonissin, die nach anstrengender Krankenwache endlich eine Nacht durch wieder geschlafen hatte. Schwester Sabina betrat das Sterbezimmer und nahm an der Leiche die nötigsten Handgriffe vor. Thekla sah ihr, daneben sitzend, wie geistesabwesend zu. Dann öffnete die Schwester das Fenster; der helle Tag drang in das Zimmer. Kathinka kam von einem Morgengange aus der Stadt zurück. Ihr standen die Tränen sofort zu Gebote. Wie Ungebildete häufig, schwelgte sie in einem Übermaß von Schmerzbezeugungen, warf sich heulend an der Leiche ihrer Herrin nieder, bis Schwester Sabina sie sanft aus

dem Sterbezimmer entfernte, indem sie ihr auftrug, Doktor Beermann herbeizuholen.

„Haben wir keine Blumen?“ fragte die Schwester. „Es sieht dann gleich viel freundlicher aus.“ Thekla besann sich, daß Reppiner am Tage vorher, wie er oft getan, einige Rosenknospen mitgebracht hatte. Von Thekla waren sie ins Wasser gestellt worden, und nun fand man sie voll erblüht. Die wurden der Verstorbenen in die Hand gegeben.

Und wie sie nun die Tote betrachtete, die erhabene Ruhe dieses Bildes, die vertrauten und in ihrer Unbeweglichkeit doch so fremden Züge, die feinen, weißen Hände, die nicht mehr fühlten, daß man sie geschmückt, da war es aus mit aller Fassung. Endlich konnte sie dort niedersinken, wo ihr Platz war. Und nun rannen die Tränen heiß und bitter, aber erlösend.

Dann kam Doktor Beermann, später Reppiner. Beide waren ernst und ergriffen. Reppiner wies ein Schreiben vor von Wanda Lüdekind, das ihn zum Vollstrecker ihres Willens ernannte. Der Advokat fragte Thekla, ob sie ihm behilflich sein wolle bei den nächstliegenden Anordnungen. Das junge Mädchen lehnte alles ab. Sie zog sich in das kleine Zimmer im ersten Stockwerk zurück, das sie ehemals innegehabt, und gab sich dort in der Einsamkeit ihrem Kummer hin. Was da unten vorging, wollte sie nicht sehen.

Reppiner fand Schlüssel, Wertsachen und Schriftlichkeiten genau an dem Orte, wo die Sterbende es in einem von ihrer Hand geschriebenen Verzeichnis angegeben hatte. Er verbrannte verschiedenes, anderes nahm er in Verwahrsam, wie es Wandas Bestimmungen entsprach.

Im Sterbezimmer standen die beiden Männer beisammen. „Sie sieht nicht aus, als ob sie schwer gelitten

hätte," sagte Reppiner mit gedämpfter Stimme, als glaubte er, die Tote könne noch etwas vernehmen.

Sie standen eine Weile in Ehrfurcht vor der Vollendeten. Die Züge der Leiche hatten schon jenes abgeschlossen Vornehme, ja Selbstzufriedene angenommen, das uns mit Scheu vor diesem Einsamen erfüllt.

Dann wandte sich Reppiner seufzend ab. Man kann so furchtbar wenig sagen, wenn einen ein Verlust wirklich ins Herz getroffen hat. Alle Worte sind unzulänglich und klingen so falsch. Leicht klammert man sich dann, um nur Abziehung zu finden, an das Alltägliche.

„Wie alt ist sie eigentlich geworden?" fragte der Advokat.

„Dreiundsechzig!" war die Antwort.

„Dieser Mann muß ihr sehr nahe gestanden haben!" meinte Reppiner vor dem Porträt, das noch immer am Fußende stand, in Anschauung versunken. „Sie war ein Herz, geschaffen zur Liebe."

„Wissen Sie auch um diese alten Geschichten?" fragte der Arzt.

„Wanda sprach davon nicht; aber man fühlte es doch, wenn man sie kannte. Ich weiß nicht, trotz ihrer weißen Haare hatte sie immer etwas wie eine Braut."

„Das haben Sie richtig erkannt. Das Bräutliche war das eigentliche Geheimnis ihres Wesens!" meinte Beermann.

„Ich will sehen, ob ich irgendwo einen blühenden Myrtenzweig auftreiben kann, ihr den mitzugeben," sagte Reppiner im Gehen.

Drittes Buch.

I.

Wanda Lüdekinds Testament hatte eine große Überraschung gebracht. Thekla war darin zur alleinigen Erbin eingesetzt. Zum Testamentsvollstrecker hatte die Verstorbene ihren Anwalt Reppiner ernannt; er sollte auch die Vermögensverwaltung unter sich haben, so lange Thekla noch nicht mündig war.

Auf das junge Mädchen hatte das, was mancher anderen als ein unerhörter Glücksfall erschienen wäre, zunächst keinen tieferen Eindruck gemacht. Sie staunte mehr das große Vermögen an, in dessen Besitz sie so plötzlich und unerwartet geraten war, als daß sie sich daran erfreut hätte. Es rührte sie als ein neuer Beweis jener Güte und Vorsorge, die sie nun missen sollte; nur noch schmerzlicher ließ es ihr den Tod der Vielgeliebten erscheinen. Was galt das, was ihr zugefallen, im Vergleich zu dem, was sie verloren? Das einzige Erfreuliche an dieser Erbschaft war für sie, daß sie in Tante Wandas Hause wohnen konnte; denn auch das Haus war ihr mit allem, was dazu gehörte, vermacht worden.

Nachdem die erste Betäubung allmählich einer klareren und bewußteren Stimmung gewichen war, empfand Thekla, daß sie sich nun eine Art von Lebensplan machen müsse.

Sie stand jetzt noch unter dem Einflusse derer, die von ihr gegangen war. Das viele Geld, das sie geerbt, erschien ihr wirklich mehr als etwas Zufälliges; Wert hatte es nur durch die Möglichkeit, die es ihr gab, im Sinne der Verstorbenen zu wirken. Denn sie wollte Wandas Leben weiterführen, ihr Werk dort aufnehmen, wo Wanda es hatte liegen lassen müssen. Nichts sollte geändert werden an Haus und Garten, als sei die Verstorbene gegenwärtig und könne jeden Augenblick eintreten. Nichts sollte auch sich verringern an den Beiträgen, die Wanda mit freigebiger Hand zu Stiftungen und an Hilfsbedürftige aller Art weggegeben hatte. Die Nichte wollte versuchen, diesen Verlassenen das zu werden, was Wanda ihnen gewesen war. Der hochherzige Sinn der Verewigten sollte der Leitstern sein ihres ganzen weiteren Lebens.

Mit dem Kapital, das ihr so unerwartet in den Schoß gefallen, war das Gefühl einer neuen Verantwortung über sie gekommen. Ja, mehr noch als die Annehmlichkeiten, die es ihr gewähren konnte, sah sie die Pflichten, die ihr aus ihrem Vermögen erwuchsen. Noch zwar fühlte sie sich etwas neu in der Rolle einer wohlhabenden Person. Der Gedanke, daß sie jetzt in einer Woche vielleicht so viel zu vertun habe, wie ehemals ihr Jahrestaschengeld betragen hatte, schien im ersten Augenblicke etwas Beängstigendes zu haben; aber ein Gefühl von größerer Freiheit, Unabhängigkeit und Bedeutung gab es ihr doch.

Wandas Tod war ein Abschnitt für sie gewesen in mehr als einer Beziehung. Wie auf eine Warte gestellt fühlte sie sich durch dieses Erlebnis, von der aus ihr das, was früher gewesen, fast lächerlich klein und unbedeutend erscheinen wollte. Und mehr noch als die

greifbare Erbschaft, wirkte auf sie jenes unsichtbare Vermächtnis: die letzten Worte, die Wanda zu ihr gesprochen.

Was waren, gegen dieses Schicksal gehalten, ihre eigenen Erlebnisse? Was war die Episode ihrer Neigung, gesehen in diesem Lichte? — Wie verblaßte das, was sie an Enttäuschung und Kummer erlitten hatte, diesem Kampfe gegenüber, ausgefochten von einer Frau, ein Leben hindurch! — Nein, sie konnte ihr Geschick nicht an einem Tage nennen mit dem von Wanda Lüdekind!

Zu behaupten, daß Thekla niemals an Leo Wernberg gedacht habe, wäre Unwahrheit. Aber, wenn sie sich im Geiste auch oft mit ihm beschäftigte, so war irgendwelche Leidenschaft doch nicht mehr im Spiele dabei. Sie sah ihn vor sich mit allen seinen Vorzügen: seiner Schönheit, seiner Unterhaltungsgabe, seiner Eleganz, aber es fehlte bei solchen Reflexionen die wirkliche warme Nähe. Die Erinnerung gab nur ein mehr und mehr verblassendes Bild, sie konnte den starken Eindruck der Wirklichkeit nicht erreichen. Zeit und Ereignisse hatten sich zwischen sie und diese erste stürmische Mädchenliebe geschoben. So etwas kam einmal im Leben und nicht wieder! Dieser Mann würde ihr immerdar etwas bedeuten. Er hatte eine ganz bestimmte, wichtige Rolle in ihrem Leben gespielt, wegwischen konnte sie ihn nicht daraus, ihn, der das erste starke Empfinden in ihr ausgelöst hatte. Aber sein Bild lag tief in ihrer Erinnerung vergraben, wohlerhalten, aber doch tot, mumifiziert gewissermaßen. Sie glaubte nicht, daß er jemals zu neuem Leben erwachen könne aus der Gruft ihres Herzens.

Thekla hätte glücklich sein können und zufrieden, wenn nicht die Ihrigen beliebt hätten, sie zu quälen.

Da war erstens ihre Mutter. Seit Wanda Lüdekind gestorben, war Frau Sänger auf einmal ganz er-

füllt von den Tugenden der „teuren Verewigten", die sie früher doch nie hatte gelten lassen wollen. Sie sprach ganz naiv von ihr als von ihrer „liebsten Freundin", von dem „herben Verluste", den sie erlitten habe durch Wandas Tod. Auch der Finanzrat pflegte, wenn auf sie die Rede kam, eine schmerzlich bewegte Miene aufzusetzen. Denn, erklärte er, der Tod eines Menschen sei ja an sich ein schmerzliches Ereignis, welches einen an die eigene Hinfälligkeit erinnere, sodann sei aber bei der bekannten Freundschaft, die Tante Wanda mit ihrem verstorbenen Vetter Eberhard verbunden, doch auch zwischen ihm, der das Glück genieße, mit dessen Witwe vermählt zu sein, und der kürzlich Verblichenen eine Art seelischen Konnexes hergestellt gewesen. — Sänger glaubte sich eben im Besitze der besonderen Begabung, in feinsinniger Weise Dinge auszudrücken, die andere lieber ungesagt ließen.

Früher hatte Sänger oft genug angedeutet, daß ihm mit den Kindern, besonders den Töchtern, welche seine Frau in die Ehe gebracht, ein großes Kreuz auferlegt sei. Jetzt, seit Thekla eine Erbin war, sah er das in etwas rosigerem Lichte. Er riet dringend davon ab, daß Thekla in das ihr von Tante Wanda vererbte Haus ziehe. Warum den „sicheren Port des Familienlebens" verlassen? Wollte sie sich auf das „klippenreiche Meer der Selbständigkeit" hinausbegeben? — Sänger wußte es ganz genau, welche Gefahren „seelischer und anderer Art" einem jungen, alleinstehenden Mädchen drohten, besonders wenn sie nicht der äußeren Reize entbehre, wie er wohl, ohne ihr damit schmeicheln zu wollen, sagen dürfe, daß sie Thekla besitze. Frau Sänger, die ja nur sein Echo war, stimmte ihm darin bei.

Thekla war jetzt soweit selbständig in ihren Hand-

lungen geworden, daß sie sich kein Bedenken gemacht haben würde, dem Verlangen ihres Stiefvaters zum Trotze, umzuziehen. Wußte sie doch nur zu gut, was das Zusammenleben mit den Ihren bedeutete, und mußte sie doch fürchten, daß die Familie sie hindern würde, auf ihrem Wege zu den neugesteckten Zielen voranzuschreiten.

Aber ein anderer noch riet ihr von dem Umzuge ab, einer, den sie als Freund und Berater von Tante Wanda gleichsam mitgeerbt hatte: Doktor Beermann. Der alte erfahrene Arzt erklärte ihr offen, daß er Bedenken trage, sie sofort in das Haus ziehen zu lassen. Bei Lebzeiten von Wanda Lüdekind hatte er das Wort „Schwindsucht“ nicht ausgesprochen, aber jetzt warnte er vor den Räumen, in welchen die Verstorbene ihre letzten Jahre zugebracht. Wenigstens ein Jahr möge Thekla noch im Hause der Eltern verharren.

Solchen Gründen hatte sich Thekla selbstverständlich zu fügen. Kathinka, die in ihren Dienst übergegangen war, blieb in dem Häuschen, um nach dem Rechten zu sehen. Und Thekla hatte den Trost, jederzeit dorthin gehen zu dürfen, in den Zimmern zu räumen und in dem Garten zu verweilen.

Natürlich drängten sich Bittsteller aller Art an Thekla heran, sobald erst bekannt worden war, welche Erbschaft dem jungen Mädchen zugefallen sei. Da waren alle vertreten: von der armen Witwe an mit einem kranken Manne und fünf unversorgten Kindern bis zum verkrachten Aristokraten, der um Bezahlung seiner Schulden bat und ihr dafür die Ehre anbot, fortan seinen Namen zu tragen. Solche Dinge, an die jeder im Reichtum Geborene mehr oder weniger gewöhnt ist, verwirrten und ängstigten das Mädchen. Aber hier erwuchs ihr

in ihrem Freunde Reppiner die beste Hilfe; er wußte die allzu Arglose vor Ausbeutung zu bewahren.

Eines Tages kam auch Theklas alte Lehrerin, Fräulein Zuckmann, mit einer Bitte. Sie klagte, daß ihr Institut zurückgehe. Der Grund sei: Konkurrenz durch eine andere Töchterschule, welche vermittelst einiger rein äußerlicher Vorzüge die Schülerinnen an sich ziehe. Das einzige Mittel, ihre eigene Schule vor dem Verfall zu retten, sei ein Umbau des Gebäudes, Beschaffung neuer Lehrmittel, Anstellung renommierter Lehrer, kurz eine gründliche Reform nach modernen Prinzipien. Sie hatte Pläne mit und Anschläge.

Thekla, die sich für ihre alte Schule stets ein reges Interesse gewahrt hatte, war sofort Feuer und Flamme für das Unternehmen. Sie empfand es geradezu als persönliche Kränkung, daß diese Pflanzstätte der Bildung und Erziehung durch den Wettbewerb einer anderen, sicherlich minderwertigen Anstalt zu grunde gerichtet werden sollte. Fräulein Zuckmann fand es daher leicht, ihrer Bitte um ein Darlehen bei Thekla Gehör zu verschaffen. Das junge Mädchen hätte im Hochgefühl der Großmut am liebsten die verlangte Summe geschenkt, aber ihre alte Lehrerin war maßvoll genug, sie nur geborgt anzunehmen.

Mit diesem Plane machte Thekla sehr wenig Glück bei Reppiner. Der Advokat meinte, ihre Herzensgüte bedeute geradezu eine Versuchung zum Mißbrauch. Der ausgemachte Zinsfuß war nach seiner Ansicht ein viel zu niedriger, nach Theklas Ansicht ein viel zu hoher. Es blieb für den vorsichtigen Freund nichts weiter zu tun übrig, als für genügende Sicherstellung des Geldes zu sorgen. Das Darlehen wurde als Hypothek mit Amortisation auf das Schulgrundstück eingetragen. Thekla,

als Gönnerin des Unternehmens, sollte fortan stetig von dem Fortgange des Unternehmens unterrichtet werden.

Sie, Protektorin von Fräulein Zuckmanns Schule! — Wie lange war es denn her, daß sie mit der Mappe am Arm dorthin gewandert war? Es lag etwas Großartiges in solchem Bewußtsein! Es hätte einen übermütig machen können. Jedenfalls war es das erste Mal, daß Thekla von ihrem Gelde wirkliche Freude genoß.

Arthur hatte inzwischen sein erstes Staatsexamen abgelegt und war nun im Vorbereitungsdienst angestellt. Die Frage, wann er heiraten würde, trat damit wieder in den Vordergrund. Daß er dabei auf die Schwester blickte, deren Verhältnisse sich in letzter Zeit so günstig gestaltet hatten, war nur natürlich. Und Thekla, der die Verbindung von Ella und Arthur am Herzen gelegen hatte, als sie noch nichts besessen, war in veränderter Lage natürlich gern zum Helfen bereit. Arthur erklärte, wenn er für die ersten Jahre, während deren er kein Gehalt bezog, einen jährlichen Zuschuß von seiner Schwester sichergestellt bekomme, glaube er ohne Mitgift heiraten zu können. Ihrem sonstigen Berater in Geschäftssachen, Reppiner, sagte Thekla davon nichts, weil es sich hier nicht um ihre eigene Angelegenheit handelte. Sie setzte vielmehr nach Rücksprache mit ihrem Bruder die Höhe des Zuschusses selbst fest. Arthur und Ella konnten zufrieden sein.

Thekla hatte den Eindruck, daß Arthur sich unter dem Einflusse der höheren Verantwortung, die neuerdings auf ihm lag, sehr zu seinen Gunsten verändert habe. Er hatte sich mal wirklich zusammenraffen müssen. Das war zunächst seinem äußeren Menschen zugute gekommen. Er zeigte eine gesunde Farbe und hatte an Körperumfang abgenommen. Daß er dem studentischen

Komment entrückt war, übte auf seine Lebensweise und sein Auftreten nur einen günstigen Einfluß. Es war, als sei durch die glücklichen Aussichten, die sich ihm mit einem Male eröffneten, ein neuer, frischerer Zug in Arthurs ganzes Wesen gekommen. Seine Bequemlichkeit hatte einem rüstig männlichen Vorwärtsschreiten Platz gemacht.

Arthur hatte allerdings auch alle Energie nötig, denn, Thekla ausgenommen, fand er keinen Bundesgenossen. Seine Mutter war außer sich, daß ihr einziger Sohn ein Mädchen heiraten wolle, das schon darum in ihren Augen unmöglich war, weil sie Kindern Unterricht erteilte. Sänger mißbilligte die Partie vom Standpunkte der Vernunft und der Moral. Es sei eine leichtsinnig angeknüpfte Studentenliebe, erklärte er, und dergleichen dürfe man nicht durch Heirat sanktionieren. Ähnlich urteilten die meisten von Arthurs Bekannten. Man fand, daß er unter seinem Stande heirate. Thekla tadelte man, daß sie dem Bruder diese Heirat ermöglicht habe; ja, manche verurteilten das junge Mädchen geradezu als Anstifterin eines unvernünftigen Bundes. Danach zu fragen, ob etwa Pflichten vorlägen, die Arthur Ella gegenüber zu erfüllen habe, gaben sie sich nicht die Mühe.

Auch die Familie Bartusch war nicht unbedingt für die Partie eingenommen. Ellas Vater hegte eine alte Abneigung gegen alles, was Lüdekind hieß. Seiner Frau schmeichelte zwar der adelige Schwiegersohn, aber die Sache hatte doch auch in Frau Bartusch' Augen manchen Haken. Besonders daß das junge Paar in seinem Einkommen zunächst von Theklas Gnade abhängen solle, war ihrem Hochmut zuwider.

Wie sich Gabriel zu der Sache stelle, war nicht zu erfahren. Er hatte auf den Brief, in welchem ihm Ella

ihre Verlobung mit Arthur mitteilte, überhaupt nicht geantwortet. Für Thekla wäre es besonders erwünscht gewesen, zu erfahren, was gerade er über die zukünftige Verbindung der beiden Familien denke. Der Eifer, mit dem sie für Ellas Glück wirkte, war nicht frei von dem geheimen Wunsche, gut zu machen an der Schwester oder doch zu mildern, was Gabriel ihr vorwerfen zu können vermeinte.

Die Hochzeit sollte etwa in einem halben Jahre stattfinden. Inzwischen würde man in Muße Wohnung suchen und die Ausstattung beschaffen können. Die Braut hatte das Unterrichterteilen eingestellt und bereitete sich für ihren Beruf als Hausfrau vor.

Ein eigenartiges Zusammentreffen, das im Leben übrigens nicht selten ist, wollte es, daß Arthurs Verlobung nicht allein blieb in der Familie. Agnes war den Winter über flott ausgegangen in den nämlichen Kreisen, in denen Thekla debutiert hatte, ehe sie an den Hof der Herzogin-Witwe gezogen wurde. Sie war, wenn auch nicht gerade auffällig hübsch, so doch eine von jenen Erscheinungen, die unter ein Paar Dutzend jungen Mädchen immer noch zu den auffälligen gehören. Sie besaß eine schlanke Figur, schönes Haar und gute Farbe, und überdies jugendliche Frische und Gesundheit. Daß sie nicht unbeachtet bleiben konnte, dafür sorgten die ihr angeborene Unbefangenheit, ihr schlagfertiges Mundwerk und ihr munteres Augenpaar.

Thekla hatte in dieser ernsten Zeit begreiflicherweise nicht allzuviel Interesse für die gesellschaftlichen Abziehungen ihrer kleinen Schwester übrig. Aber gewisse Erscheinungen waren ihr doch nicht entgangen, wie: Buketts, die abgegeben wurden, Briefe, die Agnes erhielt und schrieb, ein zeitweises, geheimnisvoll zurück-

haltendes Wesen, das von dem früheren Übermut des Mädchens stark abstach. Alles das redete seine Sprache. Frau Sänger deutete zum Überfluß an, daß etwas im Werke sei.

Thekla hatte in letzter Zeit die Fühlung mit Agnes so gut wie ganz verloren. Es war angedeutet worden von der Jüngeren, daß man nun auch erwachsen sei und der Bevormundung entraten könne. Sie hütete sich also wohl, irgend etwas zu tun, was den Schein der Aufdringlichkeit hätte hervorbringen können. Aber es tat ihr leid um Agnes willen. Wie manches hätte sie dem jungen Dinge sagen können und mögen, das sie jetzt dort stehen sah, wo sie selbst vor wenig Jahren gestanden hatte.

Um so erfreulicher war es daher für Thekla, daß Agnes eines Tages unaufgefordert zu ihr kam und ihr unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit mitteilte, sie sei verlobt mit Leutnant von Seeheim.

Thekla kannte ihn flüchtig, wie man einen Herrn kennt, mit dem man ein paarmal getanzt hat. Der Eindruck, der sich bei ihr festgesetzt hatte, war kein ungünstiger. Sie entsann sich eines stattlichen, recht gesetzten jungen Mannes von guten Manieren. Als sie fragte, wie es gekommen sei, wurde natürlich ein wahrer Wirbelwind stürmischer Begeisterung entfesselt. Seeheim war ein „großartiger, entzückender Mensch", Agnes liebte ihn „schrecklich", und sie waren beide „unmenschlich glücklich".

Dieser Enthusiasmus hatte etwas Ansteckendes. Thekla war bald von den außergewöhnlichen Vorzügen des Leutnants von Seeheim überzeugt und beglückwünschte die Schwester mit herzlichen Umarmungen. Sie wollte wissen, wann die Verlobung bekannt gemacht werden würde. Agnes erzählte voll Wichtigkeit: Egon

habe zunächst noch auf die Erledigung verschiedener Angelegenheiten zu warten, unter anderem auf die Auszahlung einer Summe, die auf dem Gute seines älteren Bruders stand. „Formell“ werde er in den nächsten Tagen um sie anhalten, nachdem sie bereits vor einer ganzen Weile unter sich eins geworden. Agnes nannte den Ball und den Tanz, bei dem sich das Wichtige ereignet hatte. Es sei jetzt gar nicht mehr Mode, die Eltern vorher zu fragen, man teile ihnen einfach die fertige Tatsache mit, belehrte sie die ältere Schwester, als habe sie langjährige Erfahrungen hinter sich.

Thekla erstaunte. Sie stand hier einer ähnlichen Erscheinung gegenüber wie damals bei Ella. Wie verändert doch die Liebe einen Menschen! Wie ließ sie so ein Mädel selbstbewußter und bedeutender erscheinen! Was war diese Agnes bisher gewesen? Als Kind und als Backfisch gedankenlos. Und nun war ein Wesen daraus geworden, das ein tüchtiger Mann zur Lebensgefährtin begehren konnte! Sicherlich, er würde nicht schlecht mit ihr fahren. Die Liebe schien ein Zauberstab zu sein, der das Beste aus dem Menschen hervorlockte, ihn über sich selbst emporhob.

Thekla war im Innersten erwärmt. Agnes hatte nun das gefunden, wonach sich im Leben des Weibes alles streckt. Aber Theklas schwesterliche Freude war nicht ohne einen Beigeschmack von Wehmut. Niemals, so schien es, sollte für sie selbst diese hohe Zeit des Glückes kommen.

* * *

Das Brautpaar Arthur-Ella gab Thekla mehr zu schaffen, als sie es anfänglich erwartet hatte. Frau Bartusch, die dem wirklichen Leben sehr fremd gegenüber-

stand und die niemals viel über ihre gute Stube und den Leihbibliothekband hinausgeblickt hatte, fing an, mit Ella von Geschäft zu Geschäft zu ziehen, um die Ausstattung zu besorgen. Es war ihr jederzeit gegenwärtig, daß auch sie einstmals vor ihrem Namen ein „von“ gehabt hatte; sie hielt daher darauf, daß überall auf Wäsche und Tischzeug ein L mit der Krone deutlich sichtbar angebracht werde. Sie meinte, daß sie ihrer Tochter auf keinen Fall eine bescheidene Ausstattung mitgeben dürfe, wie sie in kleinbürgerlichen Kreisen wohl üblich sein mochte. So stellte es sich denn nach einiger Zeit heraus, daß sie die vom Hausherrn als Äußerstes ausgeworfene Summe bereits überschritten hatte, als viele wichtige Anschaffungen noch gar nicht gemacht waren. Es blieb nichts übrig, als sich an Thekla zu wenden um Aushilfe, obgleich das für Frau Bartusch' Hochmut eine bittere Pille bedeutete.

Thekla war in der angenehmen Lage, nicht einmal Reppiner behelligen zu müssen, der mit Argusaugen darüber wachte, daß das Kapital nicht angetastet wurde. Der Überschuß ihrer Zinsen, von denen sie nur den kleineren Teil verbrauchte, langte hierfür völlig aus.

Dann kam das Wohnungsuchen. Die Wohnung zu beschaffen war ja eigentlich Arthurs, als des zukünftigen Hausherrn, Sache. Infolgedessen betrachtete es Frau Sänger als ihr gutes Recht, hierin die letzte Entscheidung abzugeben. Aber auch Frau Bartusch wollte gehört sein. Das gab eine wundervolle Gelegenheit, sich kleinere und größere Bosheiten zu sagen, wie sie nur eifersüchtigen Frauen zu Gebote stehen. Ella und Arthur standen zwischen den Müttern in keiner angenehmen Lage. Denn jede Mutter verlangte von ihrem Kinde, daß es ihre Partei nehmen solle. Man sah sich eine Menge Woh-

nungen an, ohne zu einer Entscheidung zu gelangen. Gefiel eine der Frau Sänger, so stand von vornherein fest, daß Frau Bartusch sie unmöglich finden werde, und umgekehrt. Bis schließlich Arthur, um dem unleidlichen Zustande ein Ende zu machen, auf eigene Faust eine Wohnung mietete, die ihm und Ella gleichmäßig gefiel, die aber die beiderseitigen Mütter — in diesem Falle zum ersten Male einig — durchaus ungeeignet fanden.

Dem anderen Brautpaare: Agnes-Seeheim wurde das Leben längst nicht so schwer gemacht; sie verstanden es auch besser, sich mit ihrer Umgebung abzufinden. Agnes, die trotz ihres Verlobtseins noch viel von dem alten Wildfang behalten hatte, neckte ihren Bräutigam beständig und ersann die lächerlichsten Namen für ihn. Seeheim ertrug das mit Anstand. Er gab in Kleinigkeiten ihren Mädchenlaunen nach, in wichtigen Dingen wußte er seinem Willen durch Ruhe und Konsequenz um so sicherer Geltung zu verschaffen. Thekla bewunderte seine Art und Weise, sich in den gewiß nicht leichten Verhältnissen zurecht zu finden. Er verstand es, sich mit allen auf guten Fuß zu setzen, ohne sich dabei etwas zu vergeben. Seine schlichte, dabei sichere Art flößte Respekt ein. Selbst der Finanzrat ließ ihn gelten als einen „wohlerzogenen, jungen Mann, den er sehr gern in die Familie aufnehme“. Frau Sänger schwärmte als echte Schwiegermutter natürlich längst für den zukünftigen Gatten ihrer Tochter, und auch Thekla befand sich sehr bald in freundschaftlichem Verhältnis zu ihm, das auf Gegenseitigkeit beruhte, so daß Agnes gelegentlich eifersüchtig wurde oder doch wenigstens vorgab, es zu sein.

Die Familienverhältnisse, in welche Agnes durch ihre Verheiratung kommen würde, waren die angenehmsten. Seeheim stammte aus einer kinderreichen Familie. Er

war der Jüngste. Die Eltern lebten nicht mehr. Die Geschwister saßen ohne Ausnahme auf dem Lande. Die Verwandten kamen gelegentlich in die Stadt, um die Braut kennen zu lernen. Sie machten einen soliden, vertrauenerweckenden Eindruck. Biedere Grundbesitzer, welche die neue Schwägerin ein wenig laut und breitspurig, aber mit Herzlichkeit begrüßten. Mit solchen Leuten, besonders wenn man sie nicht täglich sah, würde sich's leben lassen. Es war klar, daß Agnes ein gutes Los gezogen hatte.

Wie viel schwieriger war im Vergleiche dazu die Familie Bartusch! Nicht bloß die beiden Mütter führten einen steten Guerillakrieg, auch Vater Bartusch und der Finanzrat waren einander nicht günstig gesinnt. Von Gabriel, der seiner Schwester noch immer nicht gratuliert hatte, ganz zu schweigen!

Man war dahin übereingekommen, daß die beiden Paare gemeinsam vor den Altar treten sollten. Der Herbst war dazu als passende Zeit ausersehen worden.

Als Seeheim ins Manöver auszog, das diesmal mit Hin- und Rückmarsch vier Wochen dauerte, stellte sich Agnes an, als begebe sich ihr Bräutigam auf eine lange, gefährliche Reise. Sie blieb tränenvoll, bis ihr jemand sagte, zu einem richtigen Brautstande gehöre auch eine Trennung, schon der Briefe wegen. Von diesem Augenblicke an war sie getröstet; nun fühlte sie sich Ella gegenüber sogar überlegen, die ihren Bräutigam stets zur Hand hatte. Das war keine Kunst! Aber täglich einen Brief schreiben und einen bekommen, das sei schon eher etwas, erklärte sie.

II.

So kam der Termin der Doppelhochzeit heran. Sie sollte durch einen Polterabend eingeleitet werden. Dieser Beschluß war aber erst nach langem Hin und Her zustande gekommen. Die Eltern Bartusch waren gegen den Polterabend aus dem einfachen Grunde, weil sie niemanden wußten, den sie dazu hätten einladen können. Agnes aber bestand auf ihrem Polterabend. Eine ihrer Freundinnen hatte einen gehabt; und was die gehabt, konnte sie auch verlangen. Man kam daher auf den Ausweg, daß Frau Sänger das Fest geben sollte, die Familie Bartusch wollte man feierlichst dazu einladen. Das eigentliche Hochzeitsdiner nach der Trauung, zu dem die Sängerschen Räume so wie so nicht ausgereicht hätten, sollte dann von den beiden Familien gemeinsam in einem Hotel gegeben werden.

Bei der Entscheidung solcher Fragen wurde auch Thekla um Rat gefragt. Es war neuerdings Mode geworden, sie als die Stifterin von Arthurs und Ellas Bund anzusehen und ihr für dieses Paar gewissermaßen alle Verantwortung zuzuschieben. Wenn die Eltern Bartusch etwas taten, was nach Ansicht von Sängers nicht richtig war, so wurde ihr das zu Haus im Tone der Entrüstung vorgehalten. Und wieder Frau Bartusch ließ ihre schlechte Laune über den angeblichen Hochmut der Familie Sänger-Lüdekind am liebsten an Thekla aus. Das Brautpaar selbst aber machte sie erst recht zur Vertrauten seiner mannigfachen Sorgen und Nöte. Und wenn es sich noch um Großes dabei gehandelt hätte! Aber es waren nur Nadelstiche, mit denen zwei Familien, deren Kinder miteinander glücklich werden wollten, sich das Leben unangenehm zu machen für notwendig fanden.

Thekla sah daher dem Hochzeitstage ihrer Geschwister nicht mit leichtem Herzen entgegen. Es war vorauszusehen, daß es eine wirklich harmonische Feier unter solchen Umständen nicht geben könne.

Und je näher der Termin heranrückte, desto schwerer fiel dem Mädchen noch eine andere Sache aufs Herz: würde Gabriel Bartusch kommen? Und wenn er kam, wie würde er sich aufführen? Sie fing an, eine lächerliche Angst vor dieser Begegnung zu hegen.

Weder Liebe hatte sie für ihn, noch Haß. Sie empfand ihm gegenüber ein Gefühl, das kein anderer Mensch auf der Welt ihr einflößte: Beunruhigung.

Viel hätte Thekla darum gegeben, erfahren zu können, wie jetzt wohl seine Gesinnung ihr gegenüber sei. Verharrte er noch auf dem Standpunkte seines letzten Briefes, in welchem er sie mit verstecktem Hohne aller Verpflichtungen los und ledig gesprochen? — Aber seit diesem letzten Lebenszeichen waren nun auch schon wieder über zwei Jahre vergangen. Wie oft mochte ein unruhig, unzufriedener Geist, wie er, in solchem Zeitraume seine Ansicht geändert haben? Daß er zu seinen früheren Gefühlen für sie zurückgekehrt sein könne, nahm sie nicht an und wünschte sie auch nicht.

Und doch war etwas in ihr, was eine Annäherung oder, besser gesagt, einen Ausgleich herbeisehnte. Es däuchte ihr immer, wenn sie an Gabriel dachte, als sei das letzte Wort zwischen ihnen noch nicht gesprochen worden. So konnte man doch nicht auseinander gehen! Menschen, die in der innigsten Freundschaft zueinander gestanden als Kinder, mußten doch als Erwachsene einen Weg finden, den sie beschreiten durften, einander in Treue zugetan zu bleiben. Konnte nicht ein Verhältnis gedacht werden, das etwas Höheres noch darstellte als das Ehe-

gelöbnis. Auch Thekla lockte der alte, von so vielen geträumte Traum: daß Jüngling und Mädchen, die nicht von derselben Mutter geboren sind, einander trotzdem Bruder und Schwester sein können.

In der Verbindung ihres Bruders mit Ella sah sie die Brücke dazu. Wie eine Art von Versöhnung kam es ihr vor, daß eine Bartusch einen Lüdekind heiratete. Und darum ertrug sie die mannigfachen Plackereien, welche sie fortgesetzt mit diesem Paare hatte, willig, ja mit einer gewissen Freudigkeit. Frau Bartusch konnte sehr weit gehen in Launenhaftigkeit und Unart gegen sie, Thekla vergaß doch nie, daß sie in ihr Gabriels Mutter vor sich habe. Ihr Gewissen sagte es ihr nicht in klaren Worten, aber doch einem feinfühlenden Herzen verständlich genug, daß sie dem Sohne dieser Familie wehe getan habe.

Über die äußeren Vorgänge seines Lebens war Thekla jetzt ziemlich genau unterrichtet. Ella erzählte oft von ihm. Er hielt sich noch immer in Südrußland auf. Dort hatte er sich selbständig gemacht und schien einer der gesuchtesten Bauunternehmer seiner Gegend zu sein. Ella sprach mit Stolz von den großartigen Anlagen, die er auszuführen habe.

Mit dem Vater schien sich eine Aussöhnung anbahnen zu wollen. Bei dem Alten mochte nun doch Sehnsucht nach dem einzigen Sohne die Oberhand gewinnen über den Groll, daß er nicht auf dem von ihm vorgezeichneten Wege geblieben war. Dabei wirkte selbstverständlich der Erfolg mit, den sich Gabriel ganz unerwarteterweise in der Fremde erobert hatte. Einem verlorenen Sohne, der, die Taschen voller Geld, zurückkehrt, werden in den meisten Fällen die väterlichen Hallen offen stehen.

Eine Woche etwa vor der Hochzeit brachte Ella mit glückstrahlender Miene die Nachricht, Gabriel habe geschrieben, er sei unterwegs, um an dem Familienfeste teilzunehmen.

Nun sie diese Gewißheit hatte, war Thekla ruhiger. Der Begegnung mit Gabriel war nun doch einmal nicht aus dem Wege zu gehen. Besser, es geschah bald! Die Feier eines Hochzeitsfestes würde dem Zusammensein vielleicht noch am ersten eine gewisse Harmlosigkeit geben.

Es war im Familienrate beschlossen worden, daß Gabriel Theklas Brautführer sein sollte. Sie sträubte sich nicht dagegen. Es blieb ihr ja gar keine andere Möglichkeit. Sie war das einzige Mädchen, er der einzige ledige, junge Mann aus der nächsten Verwandtschaft der Brautpaare. Die übrigen Brautführer und Brautjungfern waren den Freunden und Freundinnen entnommen worden.

Thekla ließ sich nichts merken, was sie bei der Aussicht empfand, zum ersten Male, wo sie als Brautjungfer auftrat, gerade Gabriel zum Partner zu haben. Wunderlich doch, wie launisch das Leben sein Spiel trieb!

Einige Tage vor der Hochzeit kam Gabriel an. Er machte seinen Besuch bei Sängers und traf dort mit einer Anzahl Seeheimscher Verwandten zusammen, ebenfalls Hochzeitsgäste, die von auswärts zur Stadt gekommen waren. Thekla ging, so ruhig und unbefangen es ihr vor so vielen Augen überhaupt möglich war, auf Gabriel zu, ihm die Hand entgegenstreckend. Er übersah das wohl bei seiner Verbeugung. Ihre Hände berührten sich nicht.

Sie war verwirrt; denn in seinen Augen, als sie befremdet die verschmähte Hand zurückzog, hatte sie es

wie wilden Triumph aufblitzen sehen. Die kurze Begegnung hatte genügt, sie wieder ganz ins Bild zu setzen und den kurzen Traum, ihn jemals versöhnen zu können, in sich zusammenfallen zu lassen.

Während der zehn Minuten, die er blieb, nahm ihn Frau Sänger in Anspruch, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, ihn nach seinen „Reisen" in Rußland zu fragen. Den Seeheims gegenüber sollte nämlich ein Mäntelchen über die Tatsache gehängt werden, daß der zukünftige Schwager von Arthur weiter nichts als Architekt sei. Sängers hätten ihn am liebsten zum Orientreisenden gemacht; denn das war doch etwas mehr!

Als Gabriel seinen Zylinder in die Hand genommen hatte zum Gehen, trat er noch einen Augenblick zu Thekla und teilte ihr in kühlster Form mit, seine Eltern fühlten sich zu alt, an dem Polterabend teilzunehmen, und er wolle ihnen Gesellschaft leisten. Zur Trauung werde er die Ehre haben, sie zu führen, sagte er mit einer steifen Verbeugung. Er fügte nur noch hinzu, daß er zur angegebenen Zeit mit dem Wagen da sein werde; dann ging er.

Thekla war über sein Verhalten tief bestürzt. Sie schlief die nächste Nacht nicht. Also zwischen ihr und Gabriel sollte in Zukunft Feindschaft bestehen! Denn das hatte sein Wesen, zu dem sie den Schlüssel schnell wiedergefunden hatte, gesagt. Sie hätte nach einer Richtung hin ja zufrieden sein können. Er setzte schließlich nur sie ins Recht, indem er sie kränkte. Aber es schmerzte sie doch, den Mann so wenig großmütig und vornehm handeln zu sehen, den sie einstmals ihren Freund genannt hatte. Wie's schien, hatte sie zu hoch von ihm gedacht, zu viel von ihm erwartet. Eine Abweisung zu verzeihen, war ein Mann wohl nicht fähig! —

Wenigstens Gabriel war dessen nicht fähig. Wie hatte sie das auch nur für einen Augenblick hoffen können. Er mit seiner krankhaften Empfindlichkeit! Gabriel, dessen Charakter ein echter Abkömmling war der väterlichen Schroffheit und des mütterlichen Hochmuts! Ja, er war stolz und verschlossen. Nur einer einzigen hatte er bisher gezeigt, daß er auch andere Seiten besitze, und diese eine war sie, Thekla. Eben das mußte einem Menschen, wie ihm, die größte Demütigung bedeuten, sich von der weichen Seite gezeigt zu haben. Hatte sie ihn denn nicht einmal sogar zu ihren Füßen gesehen! — Vielleicht war das der letzte Antrieb seiner Rücksichtslosigkeit! Vielleicht wollte er versuchen, auf diese Weise den Eindruck der Schwäche bei ihr zu verwischen!

Sie sann lange und angestrengt in der Nachtstille über ihn nach, suchte ganz auf den Grund seines Wesens zu kommen. An manches Jugenderlebnis dachte sie. Seine Eifersucht, sein frühreifer Ehrgeiz standen deutlich vor ihr. Schon an dem Knaben war es eine ausgesprochene Eigenschaft gewesen, daß er nicht hatte vergessen können, wenn ihm jemand seiner Ansicht nach zu nahe getreten war. Niemals wollte er eine Kränkung ungerächt lassen. Thekla entsann sich ganz deutlich eines Falles, wo er ihr, selbst noch glühend vom Triumph, erzählt hatte, daß er einen Knaben, der ihn niedergeworfen im Ringkampf, später im Flußbade überfallen habe, um ihn, überlegener Schwimmer, der er war, unterzutauchen, bis jener nahe am Ertrinken gewesen. Seine Erzählung hatte sie damals erschreckt; heute erfüllte sie der Gedanke an die konsequente Entwickelung, die sein Charakter genommen, mit Schaudern.

Warum mochte er wohl die weite Reise von Süd-

rußland hierher unternommen haben? Um die Hochzeit seiner Schwester feiern zu helfen? Er hatte es ja heute nur zu deutlich gezeigt, was er von dem Werte solcher Feier hielt. Wäre es denkbar, daß er nur darum hier war, um seinen Verdruß an ihr, an Thekla, zu kühlen, mit einem Worte, um sich zu rächen? —

Ihr Unbehagen wuchs. Sie sagte sich, daß sie auf der Hut sein müsse. Zuviel schon hatte sie in diesem Handel sich Unvorsichtigkeit zu schulden kommen lassen. Auf keinen Fall durfte es jetzt zu einer Auseinandersetzung kommen zwischen ihr und Gabriel. Sie mußte es versuchen, ihn, den Unberechenbaren, in Schranken zu halten. Sie war das Arthur und Ella schuldig und der ganzen Hochzeitsgesellschaft. Da würde sie müssen Vorsicht üben und politisch verfahren, sie, der alles diplomatische Talent versagt war! — Mit Bangigkeit sah sie dem entgegen, was die nächsten Tage bringen würden.

* * *

Der Polterabend übertraf Theklas Erwartungen durch seinen angenehmen Verlauf. Es war günstig für die Harmlosigkeit und Intimität des Festes, daß von der Familie Bartusch niemand erschien. Die Gesellschaft bestand hauptsächlich aus Verwandten und Regimentskameraden des Leutnants von Seeheim, Freunden Arthurs, untermischt mit Freundinnen von Agnes und Ella. Eine Menge Beziehungen wurden schnell zwischen Leuten angeknüpft, die einander bis dahin völlig fremd gewesen waren, und die sich vielleicht nur darum so leicht und liebenswürdig gaben, weil jeder wußte, daß es ja nur für diese eine Gelegenheit sei.

Die Leutnants führten ein Stück auf, das bisherige

Leben des Heiratskandidaten darstellend, welches, anspruchslos verfaßt und frisch dargestellt, gleich die richtige, muntere Polterabendstimmung schuf. Die Seeheimschen Brüder, Schwestern, Vettern und Cousinen: Landjunkerfamilien, die sich selten von ihren Sitzen bewegten, hatten die ausgesprochene Absicht, da sie nun einmal erschienen waren, sich auf Egons Hochzeit gründlich zu amüsieren. Sie zeigten sich als ein äußerst dankbares Publikum für alles, was vorgeführt wurde. Schließlich ward auf Bitten der jungen Leute auch noch getanzt, obgleich die Räume der Sängerschen Wohnung dazu eigentlich zu klein waren.

Der Wirt fiel nicht unangenehm auf. Die Seeheims hatten sofort die richtige Stellung zu ihm genommen, indem sie ihn nicht ganz ernst nahmen, ja, ihn in ihrem Drange nach Belustigung als eine Art Extranummer des Programms auffaßten. Sänger befand sich übrigens in bester Laune. Er hatte vor einigen Tagen die längst ersehnte Rangerhöhung erfahren, durfte fortan ein „Ober-“ vor seinen bisherigen Titel setzen. Die Hochzeit seiner „Kinder“, wie er Agnes und Arthur nannte, fiel daher äußerst günstig für das Begehen dieser Auszeichnung. Einige Übelwollende behaupteten, er sei am Schlusse des Festes nicht ganz nüchtern gewesen; bösere Zungen erwiderten, daß er bei klarem Bewußtsein auch nicht besser sei.

Die eigentliche Königin des Festes war Agnes, die ihren Wunsch, einen lustigen Polterabend zu haben, nach jeder Richtung hin erfüllt sah. Das Brautpaar Arthur-Ella trat etwas zurück vor dem anderen. Sie standen unter dem Eindrucke, daß von Ellas nächster Familie niemand gekommen war. Aber Ella, in einem duftigen Mousselinkleide von zartester Lachsfarbe, die

zu ihrem Teint ausgezeichnet stand, war wirklich schön. Sie stach in dieser Beziehung die etwas derbere Agnes sogar aus.

Am nächsten Morgen wurde mit Gabriels Visitenkarte ein kostbares Bukett für Fräulein von Lüdekind abgegeben. Thekla hatte keine Freude an den Blumen. Gabriel tat eben das, was jeder andere an seiner Stelle auch getan haben würde. Aber von ihm kommend, empfand sie die konventionelle Gabe fast wie Verhöhnung.

Zur vorgeschriebenen Zeit fuhren die Wagen vor. Nachdem die übrige Hochzeitsgesellschaft aufgefahren, kamen die beiden Brautpaare, ihnen folgten die Brautjungfern mit ihren Führern. Die Fahrt zur Kirche war nur kurz, zum Glück für Thekla. Es kam ihr wie eine Strafe vor, mit Gabriel das zweisitzige Coupé teilen zu müssen. Die einzigen Worte, die zwischen ihnen fielen, betrafen die Blumen, für die sie ihm doch danken mußte.

Thekla würde sich unter gewöhnlichen Umständen wie ein Kind gefreut haben an einem solchen Feste. Aber heute lag ein Alp auf ihr. Sie mußte an sich halten, nicht zu weinen. Für sie war es ein trauriger Tag, trotz der festlich gestimmten Gesellschaft mit ihren glänzenden Toiletten und Uniformen, trotz der beiden Bräute, die im Schleier sich ausnahmen rein und lieblich, wie weiße Lilien.

Leider hielt der Geistliche eine viel zu lange Rede, wohl in der Annahme, daß man bei einer Doppelhochzeit auch das Doppelte der landesüblichen Ansprache von ihm erwarte. Er war mit den Verhältnissen der beteiligten Familien nicht sehr vertraut. Es passierte ihm daher, daß er ein wenig durcheinanderwarf, Dinge von Arthur berichtete, die Egon erlebt hatte, und Agnes Eigenschaften andichtete, die besser auf Ella gepaßt hätten.

Es war dies peinlich. Die Seeheimsche Verwandtschaft, deren Bedürfnis nach Amüsement noch keineswegs gedeckt war, belustigte diese Vermischung der Brautpaare höchlichst. Sie sahen die heilige Handlung als eine willkommene Fortsetzung des Polterabends an.

Aber auch die wohlgemeinte Doppelrede des Geistlichen hatte ein Ende, und bald darauf saß man beim Hochzeitsdiner. Die Kapelle von Seeheims Regiment gab die Tafelmusik.

Neue Qualen waren hier für Thekla aufgespart. Sänger hielt eine Ansprache, die an Taktlosigkeit selbst das überbot, was er bei seiner eigenen Hochzeit gesagt hatte. Von seiten der Seeheims antwortete der Senior der Familie in derber, aber wenigstens nicht witzloser Weise. Vater Bartusch sprach kurz und wenig erfreulich. Er stellte eigentlich nur fest, daß der heutige Tag ihm ein Kind raube. Dann kam die ganze Reihe der üblichen Hochzeitstoaste. Unter anderem bekam man den Geistlichen noch einige Male zu hören, dem wohl Sängers Ruhm, bisher die unglücklichste Rede gehalten zu haben, keine Ruhe ließ.

Thekla, die zwischen einem Regimentskameraden Seeheims und Gabriel Bartusch saß, wurde erst von dem Offizier gut unterhalten, bis dieser sich in ein Gespräch mit der eigenen Dame verwickelte. Gabriel spielte die Rolle des stummen Gastes. Er hatte sich niemandem von der Gesellschaft, die ihm nur zum geringen Teile bekannt war, vorstellen lassen. Teilnahmslos, als gehe ihn die ganze Sache nichts an, blickte er drein. Nur als sein Vater gesprochen, stand er auf und stieß mit den Seinen an. Frau Bartusch war erschienen, sie trug die Nase sehr hoch, um anzuzeigen, daß sie nicht gewillt sei, sich imponieren zu lassen.

Gabriel fiel schon dadurch auf, daß er im schwarzen Frack und gänzlich ohne Ordenskette war, doch konnte man nicht sagen, daß er gegen irgendeinen der Anwesenden ungünstig abgestochen hätte. Die jungen Mädchen, in deren Augen er im Nimbus des „Orientreisenden" stand, waren geneigt, ihn „interessant und apart" zu finden in seiner hochmütig unzufriedenen Zurückhaltung.

Thekla war befremdet über die Wandlung, die mit seiner Erscheinung vor sich gegangen war in den drei Jahren, wo man sich nicht gesehen hatte. Er begann das Haar stark zu verlieren, zeigte Furchen und Falten, sah um zehn Jahre gealtert aus. Fast machte er ihr einen verlebten Eindruck. Daß seine Gesundheit nicht die festeste sei, wußte sie, und daß er unvernünftig lebe, war bei seinem Temperament anzunehmen. Früher würde sie offen nach seinem Befinden geforscht, ihm zugeredet haben, sich zu schonen. Aber heute konnte das als Aufdringlichkeit angesehen werden, deren sie sich ihm gegenüber zu allerletzt schuldig machen wollte.

Schließlich mußte sie doch wohl oder übel ein Gespräch mit ihm suchen. Man war nun einmal in Gesellschaft und durfte nicht Neugier und Befremden erregen, die durch fortgesetztes Schweigen eines Paares herausgefordert werden mußten.

Thekla hatte ihren Vorsatz, ihm gegenüber auf ihrer Hut zu sein, deshalb nicht vergessen. Sie sann auf ein Thema, das weder für sie noch für ihn etwas Peinliches enthalte, und glaubte, in seinen russischen Erlebnissen ein neutrales Gebiet entdeckt zu haben. Gabriel ließ das anfangs an sich herankommen, gab nur kurze und gleichsam widerwillige Antworten. Ja, die Landschaft sei schön und langweilig, je nachdem! — Vieles habe

er anders gefunden als zu Haus, aber im allgemeinen sei die Welt doch auch dort rund. — Thekla kannte seinen Sarkasmus und wußte, wie ihm zu begegnen sei. Herzlichkeit hatte ihn noch immer entwaffnet. Auch heute versuchte sie es damit. Indem sie ihm frank in die Augen blickte, sagte sie: es würde sie freuen, wenn er ihr ein Bild geben wolle von seiner Tätigkeit, wie es ihm ergangen sei, was seine Pläne seien für die Zukunft.

Es mochte ihn mit Genugtuung erfüllen, gerade ihr seine Erfolge darzutun. Sie sollte es wissen, daß er nicht mehr der existenzlose junge Mensch war, der arme Schlucker, der damals auf der Straße von ihr Abschied genommen hatte. Er erwärmte sich. War es ihr Anblick, wie sie mit großen Augen, die manche Erinnerung in ihm heraufl0ckten, an seinen Lippen hing? Seine frostige Starrheit schmolz an ihrer Teilnahme dahin.

Er war im besten Zuge, als ihn zu Theklas Kummer ein Toast unterbrach. Ein Kollege von Sänger, ihm ähnlich an Pedanterie, hielt eine endlose Rede auf die Damen, in der viel Salbung, aber wenig Geist zu finden war.

Nachdem das Aufstehen und Anklingen der Gläser vorüber war, meinte Gabriel: „Was für eine naßkalte, steifleinene Gefühlsäußerung! Überhaupt unsere vielgepriesene Verehrung der Frauen! Mich überläuft allemal eine Gänsehaut, wenn einer meiner Landsleute von Frauen oder gar auf die Frauen spricht. Was nutzt uns der Champagner, wenn wir keine Glut in den Adern haben! Ich komme aus Gegenden, wo eine gewisse Wildheit herrscht. Der korrekte Europäer nennt es ‚Halbbarbarei‘. Dort hat die Zivilisation noch nicht die primitive Kraft und Schönheit des Menschen ganz zu überzuckern vermocht. Dort gibt es, wie in der Landschaft

so auch im Leben, eigenartige und tiefe Farben. Wirkliche Leidenschaften, echtes, rotes, warmes Blut fließt in den Adern. Menschen von herrlicher Unabhängigkeit. Ja, dort gibt es sogar vorurteilsfreie Frauen, die den Mut haben, ihrem Herzen zu folgen."

Er ließ eine Pause eintreten und blickte Thekla keck an, die Wirkung seiner Worte zu erspähen. Sie hielt den Blick aus. Was er von den Frauen sagte, verfehlte seinen Eindruck nicht. Sofort hatte ihr der Instinkt — wie ihn so schnell und sicher doch nur Frauen haben — gesagt, daß hier eine ihres Geschlechtes im Spiele sein müsse.

Sie erwiderte nur:

„Vorhin sagten Sie, Herr Bartusch, Sie hätten es dort nicht sehr anders gefunden als zu Haus!"

„Dann haben Sie mich mißverstanden! Leben und Gesellschaft sind sehr verschieden von allem, was wir in Deutschland kennen. Ich möchte lachen, wenn ich mich hier umsehe! Lauter Gänseblümchen! Diese unbedeutenden Gesichter, diese zahmen Bewegungen! Furchtbar korrekt, dezent und moralisch! Und dabei so selbstgerecht und spröde! Alles hübsch im Mittelmaß, der Zuschnitt, die Gespräche — alles!"

Sie hätte ihm antworten mögen, daß diese Frauen, die er so pries, es doch nicht verstanden zu haben schienen, ihm Feingefühl oder auch nur Höflichkeit anzuerziehen. Aber sie hütete sich wohl, etwas Ähnliches auszusprechen, ihrem Vorsatze getreu, jede Auseinandersetzung mit ihm zu vermeiden. Die Wendung, die er dem Gespräche gegeben hatte, behagte ihr nicht, und seine Miene beunruhigte sie. Das war wieder der ganze Gabriel Bartusch! Wie die feinen Nasenflügel vibrierten und die tiefliegenden Augen leidenschaftlich blitzten. Und

diese Verachtung, die ihm bei jedem Worte um die Lippen zuckte!

„Früher hätte mir ein solches Fest wahrscheinlich gewaltig imponiert," sagte er. „Wie man sich ja überhaupt als Knabe von so vielem übertölpeln läßt. Man nahm alles viel zu ernst damals. Inzwischen hat man hinter die Kulissen seiner eigenen Ideale geblickt. Da erkennt man erst, wie klein und eng und philisterhaft die Welt ist, vor der man staunend gestanden hat. Man schärft eben sein Auge in der Fremde. Jedenfalls danke ich Gott, daß ich meine Freiheit habe und nicht genötigt bin, in dieser Enge mehr als einige Tage zu atmen."

Thekla nahm die Herausforderung nicht an. Sie schwieg, ließ ihn nur durch einen Blick ihre Mißbilligung erkennen. Sie hatte doch noch nicht alle Gewalt über ihn verloren; denn er schluckte, was er noch auf der Zunge hatte, hinunter.

Nach einiger Zeit sagte er in ganz verändertem Tone: „Ich habe mich sehr gewundert, als ich die Nachricht von Ellas Verlobung erhielt."

„Und Sie freuten sich, hoffe ich doch!"

Er überlegte.

„Nein!" erklärte er dann. „Das müßte ich lügen! Die Sache kam mir gemacht vor. Und ich kann mich bis zum heutigen Tage nicht darein finden."

„Das verstehe ich nicht!" rief Thekla lebhaft. „Gerade Sie mußten doch wissen, wie alles gekommen ist. Denken Sie doch nur daran, wie, diese beiden einander immer zugetan gewesen sind."

Kaum hatte sie das gesagt, so bereute sie es auch schon. Sie sah, wie sich seine Brauen zusammenzogen.

„Jugendneigungen haben keinen Bestand," erwiderte er halblaut, „Fräulein von Lüdekind!"

Thekla erzitterte, atmete schneller, verlor aber die Fassung nicht gänzlich. Nach kurzer Pause hatte sie so viel Ruhe, um sagen zu können:

„Ich bin sehr glücklich über die Heirat. Ich glaube, daß sie gut ist. Arthur hat ehrenhaft gehandelt. Sie lieben einander."

„Von Ella glaube ich es! Ja, von ihr weiß ich es!" rief Gabriel. „Sie ist ja meine Schwester; und wenn in vielem ungleich geartet, so sind wir uns doch in dem einen sehr ähnlich, daß wir heiß und unmittelbar empfinden. Wie Ihr Bruder fühlt, das freilich entzieht sich meiner Beurteilung."

„Er liebt Ihre Schwester von ganzem Herzen. Das kann ich Ihnen versichern!" stieß Thekla mit wahrer Kraftanstrengung hervor.

„Wirklich! Tut er das?" erwiderte Gabriel bedachtsam höhnisch. „Sehen Sie einmal an! Das hätte ich einem Mitgliede Ihrer Familie gar nicht zugetraut, einen solchen Aufwand von Gefühl!"

Thekla war bleich geworden. Sie sah ihn nicht an. Während des Restes der Mahlzeit, die nun ihrem Ende zueilte, sprachen sie kein Wort zueinander. Auf Gabriels Zügen lag es wie Befriedigung. Thekla mußte daran denken, wie er damals an dem Schulkameraden seine Rache zu nehmen verstanden hatte.

So wie man sich erhoben und das allgemeine Verbeugen und Händeschütteln vorbei war, verschwand Gabriel. Thekla atmete auf, als sie ihn nicht mehr unter den Gästen sah.

III.

Kurze Zeit, nachdem die Hochzeit vorüber war, zog Thekla in ihr eigenes, von Tante Wanda ererbtes Haus.

Es hatte nicht an Stimmen gefehlt, die sie davor warnten. Vor allem ihre Mutter meinte, sie sei zu jung dazu, sie werde sich in der Einsamkeit Schrullen angewöhnen, ja, es sei der Anfang zur Altjungfernschaft.

Solchen Bedenken zum Trotze führte Thekla ihren Entschluß aus. Der Gedanke, eine alte Jungfer zu werden, schreckte sie nicht im mindesten. Wenn sie nur eine solche würde, wie Tante Wanda, dann wäre ihr Ideal erreicht gewesen!

Sie dachte nun ernstlich daran, sich gänzlich von allem Verkehr zurückzuziehen. Was hatte man davon? Wie zerfahren war dieses letzte Jahr gewesen! Wenn sie an die Entschlüsse dachte, die sie nach Tante Wandas Tode gefaßt hatte, — so gut wie nichts war davon zur Ausführung gekommen. Die Worte, welche die Sterbende an sie gerichtet, klangen nur noch undeutlich, wie aus weiter Ferne in ihr nach. Das Leben mit seinen verwirrenden Ansprüchen hatte sich dazwischen gedrängt.

Es war wieder so vieles geschehen, womit sie sich innerlich erst abfinden mußte. Wo konnte sie das besser, als in den Räumen, wo noch jedes Stück der Einrichtung gleichsam von der sprach, die hier ein tätiges und beglückendes Dasein geführt hatte. Und dann besaß sie ja auch das, was Wanda Lüdekind ihr als kostbarstes Vermächtnis hinterlassen hatte: die Sorge um ihre Verlassenen. Wozu war sie denn volljährig und im Besitze eines Vermögens? Im Wohltun durfte ihr niemand Fesseln anlegen. Wenigstens darin müßte man seinem Herzen folgen dürfen!

Freilich, einer war, der wie eine Art Schildwache vor dem Geldschranke stand und drohend den Finger erhob, wenn sie es zu arg trieb mit dem Wegschenken: Reppiner. Von ihm mußte man sich Einspruch gefallen

lassen. Sie hatte ihn ja übernommen, gewissermaßen wie ein Stück der Erbschaft, wie das Häuschen, die Möbel, die Porträts.

Reppiner war ein sonderbarer Kauz. Die anfängliche Scheu, welche Thekla vor ihm gehabt hatte, war allmählich ganz gewichen, hatte einem vertraulichen Freundschaftsverhältnisse Platz gemacht. Er kam oft und zu den verschiedensten Tageszeiten, ungerufen, „mal nachsehen!" wie er es nannte. Sie fragte ihn in vielen Dingen um Rat, oft auch über solche, die er im Augenblick nicht zu beantworten wußte. Dann machte er sich einen Knoten ins Taschentuch und binnen heute und morgen, dessen konnte sie sicher sein, hatte Thekla die Antwort.

Er nannte sie nicht mehr, wie früher, „gnädiges Fräulein", sondern „Thekla", und sie rief ihn bei seinem Familiennamen, ohne ein „Herr" davor zu setzen. Er brachte ihr Bücher, die er mit großer Sorgfalt daraufhin auswählte, ob sie passend seien für ein junges Mädchen. Dann und wann schickte er ihr auch Zeitungen, was sie darin lesen sollte, mit starkem Bleistift angestrichen: Wirtschaftliches, Juristisches oder auch Geldsachen. Vom Gesellschaftsklatsch brauche sie nichts zu hören und von Politik nichts zu verstehen, aber es sei notwendig, daß sie die Welt kennen lerne, in der sie lebe, mit ihren Gesetzen und Einrichtungen, damit sie nicht wie die meisten Frauen sich betrügen lasse.

Es war überhaupt Reppiners fixe Idee, daß Thekla ausgebeutet werde. Er traute an sich einem Menschen nicht so leicht über den Weg; Theklas Bekanntschaften aber sah er sich mit doppelt mißtrauischen Augen an. Sie mußte ihm genau Bericht erstatten, wen sie besuche und wen sie bei sich empfange. Am liebsten würde er

es gesehen haben, daß Thekla sich ganz abgeschlossen hätte von der Welt. War er zufälligerweise anwesend, wenn von ihren Verwandten oder Freunden jemand kam, dann entfernte er sich schleunigst, als könne er es nicht ertragen, Thekla mit anderen Menschen zusammenzusehen. Die Laune war ihm danach für Tage verdorben.

Gelegentlich einmal verdroß sie seine Pedanterie. So verlangte er von ihr, daß sie sich an geordnete Buchführung gewöhne. Auch behauptete er, es sei unrecht, mehr als die Zinsen seines Kapitals zu verbrauchen. Darin mochte er ja recht haben, nicht aber konnte ihm Thekla beipflichten, wenn er sie einschränken wollte, in ihren Ausgaben für wohltätige Zwecke. Wie oft, wenn sie ihm von Elend und Kummer berichtete, die ein Unglücklicher ihr anvertraut hatte, blieb er nicht bloß völlig ungerührt, nein, er behauptete sogar in spöttischem Tone, sie habe sich wieder mal was aufbinden lassen, ihr Geld sei zum Fenster hinausgeworfen. Thekla war fest davon überzeugt, daß er unrecht habe. So wurde man wohl als Advokat, wenn man so viel Unrecht und Verbrechen tagtäglich aus nächster Nähe zu sehen bekam!

Eine andere, von der Tante auf Thekla übergegangene Persönlichkeit war die alte Kathinka. Von der Verstorbenen war ihr eine kleine Leibrente ausgesetzt worden, die Thekla ihr zu zahlen hatte. Sie hätte ja nun die Hände in den Schoß legen und sich pflegen können, aber Kathinka hatte die Ansicht, daß es ohne sie nicht gehe. Die neue Herrin war in ihren Augen ein Kind, das bemuttert werden mußte. Unter Wanda Lüdekinds Regiment hatte Kathinka scharf heran gemußt. Nun kam sie doch auch mal an die Reihe im Wirt-

schaften, wonach sie sich zeitlebens gesehnt hatte. Thekla ließ sie gewähren; denn sie sagte sich, daß Kathinka, die bei Tante Wanda eine gute Schule durchgemacht hatte, es doch wahrscheinlich besser verstehe als sie. Und wenn Thekla ja einmal die Herrin herausstecken wollte, dann war Kathinka sofort mit der Bemerkung zur Hand, daß es bei dem „seligen gnädigen Fräulein" so gewesen sei, ein Grund, vor dem Thekla stets die Segel strich.

Für gewisse gröbere Arbeiten war Kathinka zu alt und auch zu fein. Erst half man sich mit einer Scheuerfrau, die jeden Morgen kam. Aber von dieser Gattung Weibern behauptete die erfahrene Wirtschafterin, sie äßen zu viel und schleppten alles aus dem Hause; man solle doch ein Stubenmädchen engagieren. Thekla fand das eigentlich überflüssig. Wozu brauchte sie als einzelne Dame mehr als einen Dienstboten im Hause? Aber Kathinka wußte es ihr klar zu machen, daß mit den Aufwaschweibern der Staub zunähme und die Vorräte ab. Dann stellte sie ein junges, niedliches Ding vor mit klugen Augen, ihre Nichte. Eigentlich sei das Mädchen zu gut zur Zofe, aber sie wolle für ihren eigenen zukünftigen Haushalt etwas lernen. Hedwigs Bräutigam sei nämlich bei der Post angestellt und ein sehr feiner Mann. Er gestatte nur, daß seine Braut in Stellung gehe, wenn sie mit „Fräulein" angeredet würde, und wenn sie nicht gezwungen sei, eine Haube zu tragen. Thekla gefiel das Gesicht des Mädchens. Die Bedingungen des Bräutigams schienen ihr außerdem so leicht zu erfüllen, daß sie „Fräulein Hedwig" sofort engagierte.

Es zeigte sich sehr bald, daß man einen guten Griff getan habe. Hedwig war flink, aufmerksam und lernbeflissen. Thekla konnte sich nicht entsinnen, je ein so

nettes und sauberes Mädchen im dienenden Stande gesehen zu haben. Sie hatte bisher stets Scheu gehegt, sich bei der Toilette bedienen zu lassen, aber von Hedwig ließ sie sich das Haar gern machen und beim An- und Auskleiden helfen. Sie hatte das Gefühl, daß Hedwig bescheiden sei und diskret, — Eigenschaften, die man ihrer Tante nicht gerade nachrühmen konnte. Mit dem „Fräulein" war es nicht so gefährlich. Hedwig bat sehr bald selbst darum, daß man sich diese Titulatur ersparen möge. Der Postgehilfe kam hin und wieder des Abends, um im Hinterzimmer bei seiner Braut zu sitzen. Thekla sah ihn immer nur im Halbdunkel und fand, daß Kathinkas Behauptung, er sei ein „feiner Mann", nicht unbegründet sei. Er zeigte stets unter seiner Uniform leuchtend weiße Wäsche, trat überhaupt auf, daß man ihn von weitem mit einem Leutnant hätte verwechseln können. Übrigens war der feine Mann immer so herablassend, von Kathinka ein Abendbrot anzunehmen. Reppiner, der ihm gelegentlich begegnete, hielt sich darüber auf und meinte, es gehöre eben eine Gutmütigkeit dazu, wie die Theklas, um so etwas zu dulden. Selbst Hedwig schien das zu empfinden. Sie bat einmal förmlich um Entschuldigung, daß ihr Bräutigam so oft komme. Aber Thekla meinte, wenn sie dabei glücklich wären, freue es sie nur. Das warme Abendessen gönnte sie dem jungen Manne gern, denn sie wußte, daß er trotz seiner stattlichen Uniform eben nicht glänzend gestellt sei. Jedenfalls langte es zum Heiraten noch nicht. Inzwischen hatte Hedwig Zeit, da sie durch den Dienst bei Thekla nicht vollständig in Anspruch genommen wurde, an der Ausstattung zu nähen. Ihre junge Herrin nahm ein Interesse an dem Fortschritte dieses Werkes, als ob es sich um ihre eigene Aussteuer gehandelt hätte.

Was solche Mädchen für eine Passion hatten, unter die Haube zu kommen! War es denn wirklich so ein Glück, wie es sich jede Braut vorzustellen schien?

In zwei jungen Ehen hatte sie nun dieses Glück aus nächster Nähe vor Augen. Die beiden Paare, die man im Herbst zusammengegeben hatte, waren über die Flitterwochen hinweg. Beide junge Frauen sahen sich übrigens bereits guter Hoffnung.

Sowohl Agnes wie Ella wußten keinen besseren Weg als zu Theklas Häuschen, um sich hier ihre Sorgen und Nöte — sie hatten deren bereits — vom Herzen herunter zu plaudern. Ihre Klagen ähnelten sich sehr: zuerst natürlich die Köchin, der man hatte kündigen müssen; dann der Dienst, der ihnen die Männer vom Hause fern hielt und sie oft müde und mißgestimmt machte. An der Ausstattung entdeckte man auch bereits, daß nicht alles Gold ist, was glänzt. Abgesehen aber davon, behaupteten die beiden jungen Frauen immer noch, sich „glücklich" zu fühlen, und daß Arthur und Egon die besten Männer der Welt seien.

Thekla hatte sich früher immer vorgestellt, daß die Ehe einen Menschen von Grund aus verändern müsse. Zu ihrem Staunen sah sie nun, daß diese Frauen eigentlich ganz dieselben geblieben waren, wie sie sie als Mädchen gekannt hatte, nur ein wenig nüchterner beide. Zu denken, wie Ella geschwärmt hatte und wie sich Agnes angestellt, als Seeheim ins Manöver auszog! Und nun, dieser Alltagston, als ob ihnen die Liebe schon ein abgetragenes Gewand geworden sei. Und das nach halbjährigem Zusammenleben!

Sie sah dann als Gegenstück dazu die Männer. Auch denen merkte man von einer besonderen Weihe

durch das ersehnte Glück nichts an. Der Geist der Nüchternheit herrschte in beiden Häusern. Arthur fing an, bedenklich in sein altes Phlegma zurückzufallen und kümmerte sich, wenn er zu Haus war, vor allem um Essen, Trinken und Bequemlichkeit. Ella aber, statt ihn aufzurütteln, bestärkte ihn darin, um ihn, wie sie selbst ganz offen gestand, bei Laune zu erhalten.

Etwas anders lag der Fall bei den Seeheims. Er war eben zum Hauptmann befördert worden und hatte eine Kompagnie übernommen. Der Feuereifer des jungen Abteilungsführers beseelte ihn. Agnes behauptete, er sei mit seiner Kompagnie verheiratet und nicht mit ihr. Er war nach wie vor der Mann von guter Erziehung, aber die Berufsarbeit schien doch auch auf seine Nerven zu wirken. Er kam oft abgespannt vom Dienst nach Haus, war dann scharf gegen die Dienstboten und nicht immer mit allem zufrieden, was seine junge Frau anstellte. Dann gab es strafende Blicke von seiner Seite und ein schiefes Mäulchen auf ihrer.

Jedenfalls hatte bei diesen beiden Paaren der Sommer der Ehe nicht das gehalten, was der Frühling des Brautstandes versprochen. Sie waren ja nicht unglücklich, bewahre! Ella wie Agnes würden sich ganz energisch gegen diese Annahme verwahrt haben. Aber das Ideal, das Thekla für die Schwester und die Freundin geträumt hatte, war nicht erreicht. Dieses Ideal gab es wahrscheinlich überhaupt nicht!

Es war das eine neue Enttäuschung für das junge Mädchen, wenn auch nicht so groß wie die, welche sie an ihrer eigenen Mutter erlebt hatte.

Man tat jedenfalls gut, sein Herz zu verwahren! Sie wollte auf ihrer Hut sein!

Aber wenn etwa doch der Rechte käme? Ja, dann

mußte es eben der Rechte sein, und den gab es wohl nicht für sie!

* * *

Eines Tages bekam Thekla unerwartet Besuch von Lilly Ziegrist. Sie hatte es zwar in der Zeitung gelesen, daß Lillys Fürstenpaar in der Stadt sei, aber nicht erwartet, daß die Hofdame im Trubel der Festlichkeiten, die gerade jetzt im vollen Gange waren, Zeit finden würde, sich um sie zu kümmern.

Seit ihre alte Gönnerin, die Herzogin-Witwe, vorm Jahre einem Schlaganfall erlegen war, hatte Thekla vollends alle Fühlung mit diesen Kreisen verloren. An dem Hofe des Landesherrn war sie nicht vorgestellt. Früher hatte ja zwischen diesen beiden Hofhaltungen eine Art von Rivalität geherrscht, die nun auch erledigt war. Mit fliegenden Fahnen waren die Anhänger des alten Regimes, an der Spitze die Ziegrists, in das Lager der Jungen übergegangen, wo man sie gnädigst aufgenommen hatte.

Lilly also kam eines Vormittags vorgefahren in einer Hofequipage. Es traf sich gerade, daß Thekla Besuch hatte von Fräulein Zuckmann, die es für richtig hielt, Thekla von Zeit zu Zeit über die Reorganisation ihres Instituts Bericht zu erstatten, da Thekla doch nun mal das Geld dazu vorgeschossen hatte. Heute war sie hier, um Fräulein von Lüdekind, die „gütige Protektorin der Schule", zum demnächst bevorstehenden Osterexamenaktus einzuladen.

Lilly, eleganter denn je, schüttelte dem alten Fräulein vertraulich die Hand und überhäufte sie mit jenen honigsüßen Schmeicheleien, die dem echten Hofmenschen so leicht von den Lippen fließen. Die Zuckmann nahm

alles das für bare Münze und tat dieser liebenswürdigen Dame im Innersten Abbitte, daß sie sie früher für eine ihrer schlechtesten Schülerinnen gehalten hatte. Sie wäre vielleicht aus ihrem Entzücken zu der früheren Ansicht zurückgekehrt, wenn sie die Gassenjungengrimasse gesehen hätte, welche Lilly hinter ihr drein schnitt, als sie den Rücken gewandt hatte.

„Und was machst du, reizendes Geschöpf?" damit stürzte sich Lilly auf Thekla. „Du bist reich geworden inzwischen, hast deine alte Tante beerbt! Habe schon alles gehört! Nein, so ein Glückspilz! Wenn mir doch auch mal so was passieren wollte! Ich weiß, was ich machte! Und du gibst alles den Armen, lebst wie eine Nonne. Ein Herr, ein sehr netter noch dazu, hat mir das nämlich erzählt. — Jetzt bist du neugierig, möchtest wissen, wer? Ja, du hast Verehrer, Thekla, die dich von weitem bewundern — platonisch! Oder hast du auch wirkliche? — Was machst du nur, dich so zu konservieren, Frauenzimmer? Nach meiner Rechnung mußt du jetzt im Dreiundzwanzigsten sein. Es ist wirklich was um das solide Leben! Aber es muß doch höllisch langweilig sein! Sage mir um himmelswillen, was treibst du den ganzen Tag? Denn das mit den Armenbesuchen ist doch hoffentlich nicht dein Lebenszweck. Singst du noch? Liest du viel? Gehst du ins Theater? Alles das ist ja ganz nett, und riesig nett denke ich mir's auch, Coupons abschneiden, so mit der Schere. Aber trotzdem, trotzdem, das genügt nicht! Man ist doch von Fleisch und Blut, man hat noch andere Bedürfnisse! — Nun errötet sie! Gott, was für ein Lämmchen! Gerade noch wie damals, weißt du, wie ich bei euch zu Besuch war? Wir schliefen zusammen. Deine Mutter war Witwe. Ich weiß noch,

wie wütend du wurdest, als ich dir prophezeite, deine Mutter würde diesen Herrn Sänger heiraten. Nun sind sie längst ein Paar und haben sich wahrscheinlich längst recht gründlich satt. Du kannst dich mir ruhig anvertrauen; ich klatsche nicht. Außerdem gehe ich in ein paar Tagen mit meiner Fürstin über alle Berge, bin also ungefährlich. Hast du Lust zum Heiraten? – – Nicht! Na, du kannst's ja an dich herankommen lassen, da du eine Partie bist. Übrigens traue ich dir nicht, Theklachen! Stille Wasser! — — Du hast immer mächtigen Ankratz gehabt, schon als Schulmädel. Und später sollst du Körbe ausgeteilt haben. Und dann und dann — höre mal, da fallen mir großartige Geschichten ein. Weißt du noch die historischen Porträts bei der Herzogin-Witwe und das Theaterspiel! Leo Wernberg, beau Leo, wie ich ihn nannte! Ich habe ihn wiedergesehen hier am Hofe. Er ist ja nun Regierungsrat geworden. Wie, das weißt du nicht? In was für einer Welt lebst du denn, Kind? Dann weißt du vielleicht auch nicht, daß Leo Wernberg bijou ist bei der Landesmutter! Er hält sich ja natürlich seitdem noch für viel begehrenswerter. Übrigens bin ich ganz froh, daß ich ihn damals nicht geheiratet habe. Was hätte ich jetzt davon? Frau von Wernberg! — Offen gestanden, ich will höher hinaus. Wenn's mal sein muß, dann wenigstens Gräfin. Und Geld muß er haben, mächtiges Geld. Wernberg hat nichts. Was kaufe ich mir für seine Schönheit! Übrigens bekommt er schon graues Haar, nicht viel, aber doch etwas an den Schläfen. Ich habe ihn geneckt damit. Aber nett ist er doch noch immer, das muß man sagen! Und ich bin jetzt, was Herren anbelangt, verwöhnt. Aber heiraten? Nur mit höchster Vorsicht! Man kann sich auch unverheiratet

amüsieren. Dieses Dasein zu zweien muß doch manchmal eine große Gêne sein, besonders bei uns in Deutschland, wo es so sehr au pied de la lettre genommen wird. Ich möchte dich mal sehen an meiner Stelle, Theklachen! Was du wohl für ein Gesicht machen würdest zu manchen Dingen? Meine Fürstin ist eine Frau von ganz großem Stile. Der Fürst sehr liebenswürdig — manchmal fast zu liebenswürdig! Ich halte ihn mir vom Leibe; denn wozu könnte das führen? — Bei ihm ist eben der Flirt Grundsatz. Wir fahren immerwährend in der Welt herum; denn wir sind verwandt mit den Höfen halb Europas. Ein Land zu regieren haben wir nicht, wofür der Fürst dem lieben Gott jeden Tag besonders dankt. Aber Geld haben wir, großes Geld von seiten der Fürstin. Sie ist älter als er und Russin. Er ist römisch, sie griechisch. Wenn wir unter uns sind, sprechen wir natürlich nur Französisch und sehr frei, das kannst du mir glauben! So, nun weißt du das Äußere. Die intimeren Angelegenheiten kann ich dir beim besten Willen nicht erzählen, weil man als Hofdame nicht indiskret sein soll. Das ist aber auch wirklich das Einzige, was man nicht darf. Übrigens würdest du vieles nicht verstehen oder wenigstens nicht richtig auffassen."

Thekla hatte sich den Vortrag, den Lilly zum besten gab, ruhig mit angehört. Sie erkannte Lilly wieder in jedem Worte. Es belustigte sie im Grunde, zu sehen, wie gleich sich die Jugendfreundin geblieben. Sie war der gamin, der sie immer gewesen, trotz der Hofdame. Richtig böse konnte man ihr nicht sein; Lilly war eine von den Personen, denen das Temperament einen Freibrief gibt.

Sie sah sich in der Wohnung um, bewunderte

einiges und fand anderes „lächerlich altmodisch“. In einem Atem behauptete sie, Thekla mache schon ganz den Eindruck einer alten Jungfer, und gleich darauf: die Männer müßten dümmer sein, als sie sie kenne, wenn Thekla nicht heirate. Einen ganzen Haufen kleiner Kinder prophezeite sie ihr; das läge so in einem undefinierbaren Zuge um ihre Augen. —

„Lilly, du bist unglaublich!“ rief Thekla.

„Das sagen sie hier alle zu mir. Ihr seid unglaublich zurück in den Anschauungen! Ich möchte wirklich bloß mal auf ein paar Wochen herkommen, um die Gesellschaft aufzumischen. Der einzige Mensch, der mit der Zeit fortschreitet hierzulande, ist Leo Wernberg. Übrigens, er läßt sich dir empfehlen, Thekla!“

„Wie komme ich zu der Ehre?“ fragte Thekla ehrlich erstaunt.

„Wir sprachen gestern abend von den tableaux vivants, wo du die belle chasseresse darstelltest. Und als ich ihm sagte, ich wollte dich besuchen, bat er mich, ihn bei dir in Erinnerung zu bringen. Denkst du noch manchmal an ihn?“

„Laß doch die alten Geschichten, Lilly!“ sagte Thekla. Sie hatte das deutliche Gefühl, daß sie sondiert werden solle. Lilly wäre die letzte gewesen, der sie etwas anvertraut hätte von ihren Geheimnissen.

„Also du denkst noch an ihn!“

„Ich habe ja Zeit, an allerhand zu denken. Man wird nachdenklich mit den Jahren und wundert sich, was man sich früher alles in seiner Unerfahrenheit gewünscht hat.“

„Tue doch nicht so, Thekla! Ich glaube dir das einfach nicht, trotz deines sittsamen Augenniederschlags. Er hat dir damals Eindruck gemacht, willst du das leugnen?“

„Ich habe seitdem ziemlich viel erlebt, Lilly. Dieser ganze Winter am Hofe ist mir wie ein Traum!"

„Aber ein netter Traum — was? So was vergißt sich nicht! — Übrigens von wem ist denn der Nelkenstock da mit der rosa Manschette?"

Thekla überlegte einen Augenblick, ob sie Lilly eine Unwahrheit zur Antwort geben solle. Aber dann fand sie es doch nicht der Mühe für wert.

„Von Herrn Reppiner, meinem Rechtsbeistand," erwiderte sie.

„Ein jüdischer Advokat, der Blumenstöcke schenkt! — — Thekla, begehe mir nur um Gottes willen keine Geschmacklosigkeit! Alles würde ich dir verzeihen — — aber . . ."

Thekla lachte aus vollem Herzen.

„Diesmal bist du auf falscher Fährte, Lilly! Trotz aller —." Sie wollte eigentlich sagen „Neugier", sagte aber „Klugheit". — „Mein Freund Reppiner ist eingefleischter Frauenverächter!"

„Das sollen die Schlimmsten sein, wenn einmal bekehrt! Die Sache ist mir jedenfalls verdächtig! Du hattest immer solch unterirdische Neigungen. Ich denke an den kleinen Gabriel Bartusch! Du siehst, mein Gedächtnis ist nicht schlecht. Acht Jahre wird's jetzt bald, daß wir konfirmiert sind. — — Übrigens muß ich nun fort. Noch einen Haufen Visiten zu machen. Leb wohl! Wenn wir uns wiedersehen, ist eine von uns verheiratet, aber ich hoffentlich nicht!"

Damit umarmte sie Thekla und eilte zu der Equipage, die auf sie wartete.

IV.

Es erging Thekla in der nächsten Zeit, wie es manchmal im Leben geht: eine Person wird einem urplötzlich in Erinnerung gebracht. Man denkt zunächst, es ist Zufall, legt der Sache kein Gewicht bei. Und, siehe da, dann tritt einem der Mensch überall in den Weg, drängt sich unserer Beachtung auf mit Eigensinn, so daß wir uns nicht vor ihm retten können, daß wir uns mit ihm beschäftigen müssen, wir mögen wollen oder nicht.

So ging es Thekla mit dem Herrn von Wernberg von dem Augenblicke an, wo Lilly seinen Namen ihr gegenüber erwähnt hatte.

Sie begegnete ihm auf der Straße, was ja auch vordem geschehen war; aber unwillkürlich fiel ihr jetzt sein Gruß mehr auf als früher. Dann wieder las sie in der Zeitung, daß die Herzogin eine Volksküche ausgezeichnet habe durch ihren Besuch und daß Regierungsrat von Wernberg sie dabei geführt habe. Einige Zeit darauf war dieser selbe Wernberg unter denen vermerkt, welche die Erlaubnis erhielten, eine ihnen von einem ausländischen Fürsten verliehene Dekoration anzulegen.

Wo sie hinblickte: Wernberg! Und damit nicht genug, eines Tages hielt abermals eine Hofequipage vor Theklas Wohnung. Ihr entstieg diesmal nicht Lilly, auch nicht Herr von Wernberg, aber ein altes Fräulein von Wallamber, ein pensionierte Hofdame. — Thekla hatte sie flüchtig bei der verstorbenen Herzogin-Witwe kennen gelernt: eine Tante von Leo Wernberg. „Mein Neffe Leo!" war damals ihr drittes Wort gewesen.

Fräulein von Wallamber, in dunkle Seide gekleidet, mit gepufftem Haar, wie man es vor dreißig und mehr

Jahren zu tragen pflegte, sah sich mit unverhohlener Neugier im Zimmer um, aus runden, schlauen Mausäugelchen. Sie erzählte, daß sie Tante Wanda gut gekannt habe, und Theklas Vater sei einer ihrer Tänzer gewesen am Hofe. Darauf begann sie, Theklas Verwandte väterlicher- und mütterlicherseits aufzuzählen. Alle wußte sie mit Vornamen, als habe sie einen genealogischen Kalender auswendig gelernt. Dabei lächelte sie kindlich zutunlich und zeigte eine tadellose Reihe falscher Zähne unter einer etwas bärtigen Oberlippe. Auch ihr Kinn war nicht ganz frei von diesem fragwürdigen Schmuck.

Die alte Dame gefiel Thekla auf den ersten Blick. In ihrem Wesen war so etwas anheimelnd Altmodisches. Wenn man nur gewußt hätte, was sie eigentlich hier wollte? Aber das würde sich wohl noch herausstellen.

„Also, mein liebes Fräulein!“ begann mit einem Male in gänzlich veränderter Tonart, gewissermaßen die offizielle Hofdamenmiene aufsetzend, Fräulein von Wallember. „Ihre Hoheit die Frau Herzogin“ — dabei nahm alles an ihr den Ausdruck starrer Ehrfurcht an, — „hat, wie Sie jedenfalls gehört haben werden, neulich den Damenhilfsverein gestiftet. Ihre Hoheit ist ja in landesmütterlicher Huld jederzeit bemüht, der Not und dem Elend abzuhelfen.“ ... Es folgte nun im großen und ganzen das, was Thekla vor einigen Tagen über die Stiftung dieses Vereins in der Zeitung gelesen hatte. Die Wallamber holte, geschäftig suchend, etwas aus ihrem Pompadour hervor, das aussah, wie ein Statut, und überreichte es lächelnd dem jungen Mädchen.

„Ich muß Ihnen zur Erklärung noch folgendes sagen, mein liebes Kind. Der Damenhilfsverein entspringt den eigensten Intentionen Ihrer Hoheit. Sie

wendet sich dabei aber nur an die besseren Stände. Ich brauche das wohl nicht erst auseinanderzusetzen? Leider sind ja nun die mit irdischem Gute Gesegneten nicht allzu zahlreich in unseren Kreisen. Man hat auch einige Kommerzienratsfrauen und andere derartige Elemente in die Liste aufnehmen müssen, was eigentlich schade ist. Aber die Herren, unter anderem mein Neffe Leo, hielten das für unumgänglich notwendig. Denn natürlich handelt sich's ja vor allem um Geld. Daß der Zweck der Sache ein hoher und edler ist, sehen Sie allein schon daraus, daß Ihre Hoheit das Protektorat übernommen hat. Es ist daher Ehrensache, dem Vereine beizutreten. Ich kann mir nicht denken, daß jemand dem Wunsche unserer gnädigen Herzogin zuwider, sich hiervon fern halten sollte. Auch Sie, mein gutes Kind, stehen auf der Liste, da man annimmt, daß Sie sich der guten Sache anschließen werden. Es bestanden zwar anfangs Zweifel, ob man eine so junge Dame in das Komitee aufnehmen könne, aber mein Neffe Leo hatte keine Bedenken, er sagte: Jugend sei einer der wenigen Fehler, die sich mit der Zeit auswüchsen. Sie kennen ihn ja, er macht immer solche guten Bemerkungen! Um die Ehre zu genießen, in das Komitee zu kommen, zahlen Sie eine Summe nicht unter fünfhundert Mark, außerdem verpflichten Sie sich zu einem Jahresbeitrage von fünfundzwanzig Mark. Im übrigen sind der Mildtätigkeit natürlich keine Schranken gesetzt. Die Namen der Stifter werden in den Zeitungen veröffentlicht werden."

Der Gedanke, einem Komitee anzugehören, hatte für Thekla nichts Anziehendes, und auch die Aussicht, ihren Namen in den Zeitungen zu lesen, lockte sie nicht. Aber trotzdem fühlte sie, daß sie sich dieser Sache nicht werde entziehen können. Wozu besaß sie denn das viele

Geld? Tante Wanda hatte doch auch einen großen Betrag jährlich für Wohltätigkeit ausgegeben. Und die Papiere standen ja gut. Reppiner hatte ihr erst kürzlich zum Quartalswechsel berichtet, daß sie an der „Augustahütte" ein paar Tausend verdient habe. Was frommte es ihr, Zins auf Zins zu häufen, nur um von Reppiner gelegentlich zu hören, daß er wieder vorteilhaft für sie realisiert habe.

Es hätte gar nicht so vieler Worte von seiten des alten Fräuleins bedurft, sie zu überreden. Nur darüber, wie viel sie stiften solle, war sie noch im Zweifel. Das wollte sie doch noch mal mit Reppiner beraten.

Aber die Wallamber erklärte, daß es ein Überlegen in dieser Sache nicht geben könne. „Ich muß Ihrer Hoheit noch heute Bericht erstatten. Bedenken Sie, da wäre es doch sehr genant für mich und es würde auch keinen guten Eindruck machen, wenn ich zu vermelden gezwungen wäre: Fräulein von Lüdekind will sichs noch überlegen! — Außerdem wollen wir die Liste schließen. Hier sehen Sie, mein Kind, was andere Damen gezeichnet haben," damit zog sie einen Bogen Papier aus dem Pompadour und gab ihn Thekla zur Durchsicht.

Da waren gut klingende Namen, vom Geburts- sowohl wie vom Geldadel. Thekla überzeugte sich, daß Beträge in verschiedenster Höhe gezeichnet worden seien. Sie kam zu dem Entschlusse, nicht allzuviel zu zeichnen. Die hohen Posten kamen ihr so aufdringlich vor. Da stand zuletzt Frau Kommerzienrat Mosen: zehntausend Mark, über ihr dagegen Gräfin Reder mit sechshundert Mark. Es wollte sie bedünken, als sei die kleinere Summe doch die wertvollere. Und da auf einmal fiel ihr Blick auf ein mit zitternder Hand geschriebenes: „Ungenannt: tausend Mark." War das nicht von allen der wert-

vollste Posten? Ohne längeres Besinnen lief sie mit dem Blatte zum Schreibtisch und schrieb unter die Kommerzienrätin: „Ungenannt: tausend Mark.“

Errötend überreichte sie der Hofdame das Papier. „Noch ein Ungenannt!“ rief diese. „Das ist eigentlich schade! Zwei gute Namen weniger. Wir haben so wie so die Roture im Übergewicht. Können Sie das nicht noch ändern?“

Thekla schüttelte mit Entschiedenheit den Kopf.

„Das ist sehr edel von Ihnen, mein liebes Kind!“ rief die Wallamber mit einem warmen Blicke auf Thekla, gar nicht mehr hofdamenhaft. „Es sieht übrigens Ihrem guten Vater sehr ähnlich. Er war ein vornehmer Mann, und was für ein guter Tänzer! Gott habe ihn selig! — Ins Komitee können Sie dann aber nicht, wenn Sie durchaus auf dem ‚Ungenannt‘ bestehen. Das wird meinem Neffen Leo recht leid tun!“

Thekla lächelte über diesen Gedankengang. Nein, am Komitee lag ihr gar nichts, sie hatte davor sogar ein wenig Angst gehabt.

„Nun, ich werde schon Sorge tragen,“ meinte die Wallamber und streichelte Theklas Haar, „daß Sie trotzdem von Ihrer Hoheit angesprochen werden.“ Damit ging sie, freundlich nickend.

Am Abend desselben Tages kam Reppiner zu Thekla. Ein wenig bange vor seiner Kritik, erzählte sie ihm, was sie heute getan habe. Er war sehr ungehalten. „Sie sind eine Verschwenderin!“ rief er. „Von Geldwert haben Sie keine Ahnung! Die Frauen sollte man alle unter Kuratel stellen! Denn ihr seid nun doch mal nicht besser als Kinder!“ Dann schimpfte er noch ein weidliches über die offizielle Wohltätigkeit und höhnte über den Gedanken eines „Damen-Hilfsvereins“.

Thekla ließ ihn in ihrem Salon herumlaufen, den er seiner Kleinheit wegen nur mit ganz kurzen Schritten durchmessen konnte. Sie kannte ihren Freund nun schon; er war eigentlich immer unzufrieden mit dem, was sie tat, anfangs. Aber mit der Zeit schickte er sich darein, ja fand es schließlich gut, obgleich er sich das nicht gerne anmerken ließ.

Auch heute, als er abgebrummt hatte, meinte er: Thekla habe recht getan, unter „Ungenannt" zu zeichnen. Er würde es nicht ertragen haben, ihren Namen mit denen von so vielen eitlen Frauenzimmern durch alle Blätter gezerrt zu sehen. Schließlich erklärte er, sie sei doch eigentlich viel gescheiter, als man denke. Mit der Zeit könne aus ihr vielleicht noch eine zweite Tante Wanda werden. Das war in seinem Munde das höchste Lob; Thekla faßte es auch als solches auf und fühlte sich ganz stolz.

In den nächsten Wochen stand viel über die neue Stiftung in den Zeitungen zu lesen. Die dem Hofe nahestehenden Blätter priesen die hohe Protektorin und die edlen Stifter. Man stellte sich an, als sei hiermit alle Not mit einem Male aus der Welt geschafft. Andere Blätter jedoch gaben dadurch einen erneuten Beweis ihrer schlechten Gesinnung, daß sie die Sache etwas skeptischer auffaßten.

*   *
*

Nachdem der Damen-Hilfsverein ins Leben gerufen war, erhielt Thekla die Einladung, einer vertraulichen Versammlung der Stifterinnen beizuwohnen, zu der auch die Herzogin ihr Erscheinen huldvollst zugesagt habe.

Thekla begab sich zur angegebenen Zeit in das bezeichnete Lokal. Am Eingange stand Regierungsrat

von Wernberg, die Honneurs machend. Kaum war er Theklas ansichtig geworden, so kam er auch schon auf sie zu, begrüßte sie und bat, mit ihm zu Fräulein von Wallamber zu kommen. Der wurde sie mit der Bitte übergeben: „Nicht wahr, Tantchen, du sorgst für Fräulein von Lüdekind!"

Das junge Mädchen sah sich im Handumdrehen einer Anzahl älterer Damen vorgestellt. Aber niemand hatte recht Zeit und Lust zur Unterhaltung. Man war zerstreut und aufgeregt; denn jede hegte im stillen die Hoffnung, von der Herzogin angesprochen zu werden, und sah in der Nachbarin eine Rivalin, welche diese Möglichkeit verringerte. Alles drängte nach der Tür zu, aus der man das Hervortreten der hohen Frau erwartete.

Wernberg, der einzige Mann in der Gesellschaft, hatte im buchstäblichen Sinne des Wortes alle Hände voll zu tun, um eine Gasse frei zu halten, durch welche die Landesmutter schreiten sollte. Er war gerade der rechte Mann dazu, eine so heikle Aufgabe zu bewältigen. Voll überlegener Geistesgegenwart, niemals die Form vernachlässigend, immer sich bewußt, daß er es mit Damen zu tun habe, blickte er aus ziemlicher Höhe des Leibes ein wenig spöttisch auf diese merkwürdig zusammengesetzte Versammlung herab.

Als sie wieder dieses schmiegsam sonore Organ vernahm, war es Thekla, als würde sie um Jahre zurückversetzt. Über den Reihen der vor ihr stehenden Damen sah sie die bronzefarbene Silhouette seines Kopfes. Er hatte sich kaum verändert — obgleich ja auch ihr die von Lilly bemerkten weißen Haare an den Schläfen nicht entgingen. — Noch derselbe regelmäßig schöne Schnitt der Nase und Stirn war's. Die Mundpartie entsprach mit ihrem etwas stark entwickelten Unterkiefer nicht ganz

den feinen Linien des Oberbaues. Sein Auge blickte kühl und gebieterisch.

Es war Thekla lieb, daß sie ihre hohe Meinung von ihm nicht herabzustimmen brauchte. Es wäre ihr schmerzlich gewesen, wenn sie ihn kleiner, unbedeutender, minder vornehm wiedergefunden hätte, als er in ihrer Erinnerung lebte. Nein, es war begreiflich, daß dieser Mann ihrem unerfahrenen, unbewehrten Mädchenherzen Eindruck gemacht hatte. Sie brauchte sich nicht zu verachten deshalb. Er hielt auch jetzt noch Stand vor ihrem geschärften Blicke, wo das Sinnbetörende, das er für die Achtzehnjährige gehabt, längst zur Illusion geworden war. Verzaubern würde er sie nicht mehr, aber wehmütiges Wohlgefallen konnte sie wohl noch empfinden für den, der sie alle Torheit der Liebe kennen gelehrt hatte.

Thekla stand in der hintersten Ecke des nicht allzu großen Raumes. Vor ihr focht eine kleine Person mit den Ellbogen gegen eine große Dame, die ihr den Weg verbarrikadierte. „Lassen Sie mich gefälligst durch! Ich gehöre vor!“ keuchte sie.

Das Koloß rührte sich nicht von der Stelle. Die Kleine hob sich auf den Fußspitzen, zeigte ein vor Erregung dunkelrotes Gesicht und rief mit weinerlicher Stimme nach Fräulein von Wallamber.

„Was gibt's, Frau Mosen?“ forschte die Hofdame.

„Man läßt mich nicht durch! Sie haben mir doch versprochen, ich sollte ganz vorn hinkommen. Diese Dame hier läßt mich nicht und hat nur fünfhundert Mark gezeichnet!“

Die Wallamber wollte zur Entscheidung dieses schwierigen Falles schon ihren Neffen Leo herbeiholen, als sich die Tür auftat und die Herzogin in Begleitung einer Palastdame eintrat.

Die Herzogin war eine junge Frau von anmutigen Zügen. Auffällig an ihr war das für eine Hoheit unsichere, beinahe linkische Auftreten. Die Gabe, sich schnell zu orientieren und ein passendes Wort zu finden — für Fürstlichkeiten so wichtig — ging ihr völlig ab. Sie tat ein paar Schritte ins Zimmer, blickte auf die tief vor ihr knixende Damenschar, errötete, lachte und sah sich um, erwartend, daß etwas geschehen solle.

Regierungsrat von Wernberg trat auf sie zu. Er nannte ihr einzelne Namen und winkte den betreffenden Damen, heranzutreten; gleichzeitig gab er der Herzogin das Stichwort zur Unterhaltung mit ihnen. So ging die hohe Frau, den Souffleur hinter sich, die Gasse hinab. Was Ihre Hoheit sagte, war nicht besonders geistreich; aber das wurde auch nicht verlangt. Aller Augen waren voll Spannung, niemand hatte für anderes Sinn: wird sie dich anreden oder wirst du zu den Übergangenen gehören? Wernberg erschien in diesem Augenblicke manchem klopfenden Frauenherzen wie ein Gott, der Regen und Sonnenschein verteilt.

Der kleinen Kommerzienrätin war es noch immer nicht gelungen, den mächtigen Block, der ihr den Zutritt versperrte zu der nahenden Hoheit, nur um Zollbreite aus dem Wege zu rücken. Die Ärmste war jetzt kreidebleich und drohte zu ersticken, bis ein Blick Wernbergs sie in ihrer Klemme auffand. Auf sein allmächtiges Gebot teilte sich die Mauer und vor schob sich die Spenderin von zehntausend Mark. Wernberg soufflierte ein paar Worte. Darauf reichte die Herzogin der Kleinen huldvollst die Hand und sagte, es sei sehr schön, wenn die Wohlhabenden einträten für die Armut, denn „das wirkte versöhnend“. Diese Redensart wurde gleichmäßig an alle die gerichtet, zu denen die Herzogin sonst

keine Beziehungen besaß. Frau Mosen hatte die Absicht, etwas zu erwidern, um die Fürstin länger an sich zu fesseln, war aber zu sehr außer Atem von der vorausgegangenen Anstrengung. Ehe sie mit der Antwort heraus kam, schritt man weiter.

„Fräulein von Lüdekind!" rief jetzt Wernberg, sehr zur Enttäuschung anderer.

Wer war Fräulein von Lüdekind?

Sie stand ja nicht einmal auf der Liste! Und als eine junge, nicht ganz häßliche Person vortrat, wurde der Verdruß keineswegs geringer.

„Sie haben damals so reizend bei den lebenden Bildern mitgewirkt!" sagte die Herzogin zu Thekla, die sich tief vor ihr verneigte. „Stellen Sie öfters lebende Bilder, Fräulein von Lüdekind?" Thekla verneinte. „Ach, wie nett!" meinte die Herzogin zerstreut, nickte Thekla zu und warf dann einen fragenden Blick auf Wernberg, als wolle sie sagen: ist es nun genug?

Wernberg machte es kurz. Noch eine Bankiersfrau und die Frau eines wichtigen Stadtverordneten, dann durfte die Fürstin sich entfernen, begleitet von ihrem Hofstaate. Vor dem Hinausgehen sagte sie noch etwas Freundliches im allgemeinen, das man nicht verstand.

Kaum hatte sich die Tür hinter ihr geschlossen, so war es aus mit dem ehrfurchtsvollen Schweigen. Jede dieser Damen hatte etwas zu erzählen. Die einen fanden die Herzogin „liebreizend und himmlisch"! Andere waren etwas zurückhaltender mit ihren Äußerungen; man konnte annehmen, daß sie übergangen seien.

Thekla stand bei Fräulein von Wallamber. „Was habe ich Ihnen gesagt, liebes Kind!" rief sie. „Die Landesmutter hat mit Ihnen gesprochen, besonders lange, ich glaube, beinahe zwei Minuten."

Wernberg kam zurück. Er eilte zu Thekla und seiner Tante. „Gott sei Dank, daß die Komödie vorbei ist!“ sagte er halblaut zu den beiden, vorbedacht, daß kein unberufenes Ohr es vernehmen konnte.

„Leo!“ rief die Wallamber. „Du hast deine Sache glänzend gemacht!“

Man brach gemeinsam auf. Wernberg besorgte die Garderobe der Damen, dann geleitete er sie auf die Straße.

„Wir haben ein Stück Weg gemeinsam; wenn Fräulein von Lüdekind nicht etwa einen Wagen hier hat.“ Thekla verneinte das.

Man schritt zu dreien durch die Anlagen, die sich eben mit dem ersten Grün des Frühlings zu schmücken begannen.

„Ich will euch was sagen, Kinder!“ rief das alte Fräulein. „Ihr kommt mit in meine Wohnung! Drei Treppen müßt ihr zwar steigen, aber das wird jungen Beinen nichts schaden. Wenn ihr oben seid, setzt es auch Kaffee und Anisplätzchen.“

„Das ist nämlich eine Spezialität meiner Tante Sidonie!“ erklärte Wernberg. „Anisplätzchen, dafür lasse ich mein Leben!“

Thekla wußte nicht sofort, wie sie sich verhalten solle. Die Einladung, von dem alten, netten Fräulein so freundlich vorgebracht, war schwer auszuschlagen. Sie würde ihr unbedenklich gefolgt sein, wäre Fräulein von Wallamber allein gewesen. Die Aussicht, mit Wernberg zusammen zu sein, war's, die sie unsicher machte. Aber diese Furcht war ja kindisch! Hätte es nicht geradezu Mangel an Mut und Selbstvertrauen bedeutet? Ja, mußte nicht, wenn sie ohne triftigen Grund die Einladung ausschlug, Herr von Wernberg auf Vermutungen

kommen, die sie um keinen Preis bei ihm erweckt sehen wollte?

Sie sträubte sich nicht weiter. Man kam unter lebhaftem Plaudern an das Haus, das, hoch und kahl, in einer engen Straße lag. „Sie sind freilich verwöhnt, mein liebes Kind!" meinte die Wallamber. „Ein eigenes chez soi kann nicht jedermann haben. Leo, du müßtest einmal sehen, wie reizend Fräulein von Lüdekind wohnt. Ein Häuschen mit einem Garten darum, das reine Idyll!"

Der Neffe reichte der Tante den Arm, um ihr beim Ersteigen der Treppe behilflich zu sein.

„Bei mir wird es sicher furchtbar unordentlich aussehen. Ich bin auf solchen Besuch nicht vorbereitet."

„Tantchen, du mußt entschieden umziehen, drei Treppen ist zu viel. Erste Etage oder noch besser Parterre wäre in deinem Falle das Richtige."

„Ach, mein guter Leo, gib mir das Geld dazu, dann will ich gern niedriger ziehen!"

Entgegen den Befürchtungen des alten Fräuleins fand man es bei ihr sehr ordentlich, das kleine Zimmer wie ein Schaukästchen aufgeräumt.

„Die Herrschaften entschuldigen mich für einen Augenblick. Leo, ich überlasse es dir, inzwischen die Honneurs zu machen. Ich muß mich um den Kaffee kümmern."

„Meine gute Tante!" sagte Wernberg, als sie hinaus war, „sie macht sich, fürchte ich, eine Menge Umstände um unsertwillen! Ist es nicht ein Skandal, daß sie gezwungen ist, so zu wohnen? Da hat sie sich nun ihr ganzes Leben geschunden als Hofdame, und nun, wo sie alt und wackelig wird, hat sie das davon. Ein rührendes Wesen! Finden Sie nicht auch, gnädiges Fräulein?"

Thekla stimmte bei. Man unterhielt sich eine Weile über die Tante. Der Neffe, der in ihren Sachen gut zu Haus zu sein schien, legte ein Album vor. Die ganze Hofgesellschaft aus der Zeit vor vierzig und fünfzig Jahren war darin. Man stellte Betrachtungen an über die damaligen Moden, und ob sich der Geschmack seitdem verbessert habe. Wenn Thekla zuerst eine gewisse Scheu vor dem Alleinsein mit Herrn von Wernberg empfunden hatte, so wich diese allmählich, als sie sah, wie harmlos es sich mit ihm plauderte.

Auch von seiner Mutter waren einige Bilder da, die er mit sichtlichem Stolze vorzeigte. Sie mußte eine ungewöhnlich schöne, alte Frau sein. Besonders ein Profilbild aus den letzten Jahren, das sie in Witwentracht zeigte, hatte geradezu etwas Antikes in seinen reinen und scharfen Linien. Der Sohn sprach mit Begeisterung von seiner Mutter. Thekla kannte ihn eigentlich nur als Weltmann. Diese Wärme des Gefühls war ihr neu an ihm.

Einmal warf Fräulein von Wallamber einen flüchtigen Blick ins Zimmer. „Der Kaffee wird gleich fertig sein!“ Dann verschwand sie wieder.

Sie unterhielten sich jetzt von Lilly und von anderen gemeinsamen Bekannten. Thekla wunderte sich im stillen über ihren Mut. Seine guten Manieren hatten so etwas Beruhigendes. Da sah man erst, was die Kinderstube wert war! Er würde nie etwas tun oder sagen, was verletzen konnte. Und dieses Gefühl gab einem selbst eine gewisse Leichtigkeit. Unwillkürlich mußte Thekla Vergleiche ziehen. Nein, mit Reppiner konnte sie so nicht sprechen! Sicherlich stand der Advokat ihr nahe, sie achtete ihn hoch, aber bei aller Freundschaft war und blieb Reppiner doch ein Fremder für sie. Warum

wurde sie so schnell intim mit einem Manne wie Wernberg? Das war in letzter Linie wohl Nervensache, hing mit dem Geschmack zusammen und mit dem anheimelnden Bewußtsein: Du bist meinesgleichen!

Endlich kam das alte Fräulein. Sie habe einen „halben Dienstboten", eine Frauensperson, die nur vormittags käme, nachmittags müsse sie ihre eigene Aufwartung spielen. Thekla bot sich an, das Kaffeegeschirr hereinzubringen. Die Alte hatte ein wundervolles Silberservice und auserlesene Meißener Tassen dazu. „Das und einiges andere erbt einmal Leo, weil er so nett zu mir ist," sagte die Tante und streichelte dem Neffen zärtlich die Wange. „Ich wünschte, es wäre mehr!" Dabei standen ihr die Tränen in den Augen. „Aber, denke nur auch mal an die alte Sidonie Wallamber, mein Junge, und erzähle deiner Frau von mir! Gott, wenn ich das noch erlebte! Ich vermachte dir gleich alles mit warmer Hand."

Der Neffe sagte, was man eben in solchem Falle sagt: er hoffe, daß sie sich noch recht lange Jahre ihres Silberschatzes erfreuen möge, sie sei ja auch noch so rüstig. Aber sie widersprach und klagte über Atemnot.

„Und dazu drei steile Treppen!" rief er. „Nein, Tantchen, das kann ich nicht dulden! Hier muß etwas geschehen!"

Fräulein von Wallamber meinte, daß sie die Kündigungsfrist inne zu halten habe, ehe sie ans Umziehen denken könne. Aber Wernberg erklärte, das sei seine Sache, mit dem Hauswirt wolle er schon fertig werden. Und er glaube, daß die Herzogin, wenn man ihr die Lage richtig darstelle, auch etwas tun werde.

„Ja, mein guter Leo, wenn du das fertig brächtest! Die Herzogin ist dir ja gewogen! — Er hat sie nämlich völlig in der Tasche!" fügte sie für Thekla hinzu. „Man

sagt sogar, der Herzog sei bereits eifersüchtig. Das ist ja natürlich die reine Medisance. Aber ein Wort kannst du schon für mich einlegen, Leo, das wird gewiß Wunder wirken!"

Thekla gefiel die Art, wie Neffe und Tante miteinander verkehrten, ungemein. Es war klar, die Alte hatte eine Schwärmerei für ihn, er war ihr mehr als bloß „mein Neffe Leo!" Er ließ sich's mit guter Manier gefallen. Das Verhältnis stand beiden gut.

Nach der zweiten Tasse brach Thekla auf. Sie meinte, die Tante würde den angebeteten Neffen gern ein Weilchen für sich haben. Aber die Wallamber verlangte, Leo müsse Fräulein von Lüdekind begleiten. „Ich bin noch von der alten Schule," erklärte sie. „Zu meiner Zeit durfte ein junges Mädchen niemals auch nur einen Schritt allein auf der Straße tun. Jetzt ist das freilich alles anders geworden."

Wernberg und Thekla lächelten sich unwillkürlich an.

„Ihr müßt ein sehr leichtsinniges Geschlecht gewesen sein, Tantchen, daß solche Vorsichtsmaßregeln nötig waren. Übrigens soll es wenig genützt haben, sagt man. Ihr habt euch ganz gut amüsiert, was, Tantchen?"

Das Gesicht der Alten verklärte sich. „Ja, das haben wir, mein guter Leo!" sagte sie aus voller Seele. „Ich glaube fast, wir haben es damals doch noch besser verstanden als ihr."

Unter Lachen über dieses offene Bekenntnis einer Siebzigjährigen gingen Thekla und Wernberg. Sie kreuzten die Promenade. Der Abend war mild. Die grünenden Strauchpartien und Rasenplätze bildeten einen lebhaften Vordergrund für die hohen Stadthäuser, die schon im Dunste der Dämmerung verschwanden. Alles

war so duftig und anheimelnd. Der Lärm der Straßen brauste aus weiter Ferne herüber.

Wernberg schlug vor, die Anlagen hinabzugehen, es sei ja nur ein kleiner Umweg. Thekla erklärte sich einverstanden, obgleich ihr eigentümlich zumute war dabei.

Er sprach davon, wie schade es wäre, daß sie in den letzten Jahren nicht ausgegangen sei, und daß man sich auf diese Weise gar nicht gesehen habe. Freilich, fügte er gleich hinzu, er wisse ja, daß sie sich mit Armenpflege, überhaupt mit Wohltätigkeit abgebe. Er bewundere das, er könne nicht sagen, wie sehr. Aber doch möchte er wissen, ob sie sich nicht manchmal nach dem Ausgehen zurücksehne.

Thekla erwiderte, daß sie die Geselligkeit bis jetzt eigentlich nicht entbehrt habe.

„Vielleicht haben Sie recht!" rief er. „Ich bin im Grunde auch kein Verehrer davon! Seit zwölf Jahren — nein, noch länger, seit meiner Studentenzeit, komme ich im Winter nicht aus dem full dress heraus. Und wenn ich mir's genau überlege, einige wenige Lichtblicke ausgenommen, war es doch eigentlich des An- und Ausziehens nicht wert. Wenn man denkt, solch ein Ballabend oder gar eine von unseren schauderhaften Massenabfütterungen! Wann trifft man dabei mal auf einen Menschen, von dem man sagen könnte, die Bekanntschaft habe sich gelohnt? — Sie wundern sich, gnädiges Fräulein, daß ich so spreche, nicht wahr? — Es ist merkwürdig, die Menschen verkennen mich durchweg, halten mich für oberflächlich, für herz- und gemütlos. Ich zeige nur nicht gern meine Gefühle; welcher anständige Mensch täte das auch! Man wird zu leicht mißverstanden. Viele beneiden mich, ich weiß es, weil mir manches gelungen zu sein scheint im äußeren Leben. Ach, wenn

die guten Leute ahnten, wie wenig mir im Grunde am Erfolge gelegen ist. Ich bin nicht ehrgeizig und habe das Unglück, immer dafür gehalten zu werden. Neulich bin ich wieder mal dekoriert worden. Es war eine Liebenswürdigkeit des betreffenden Fürsten, für die ich ihm wohl verbunden sein müßte. Aber was kann einem im Grunde solcher Orden bedeuten? Man lächelt, wenn man ihn anlegt. Und so geht es mit allem. Ich habe Karriere gemacht, die Leute behaupten, ich hätte Zukunft. Hat man davon Befriedigung? — Als Kind ging es mir auch schon so. Ich aß über alles gern Gefrorenes, bekam es aber selten, weil es für schädlich galt. Einmal wünschte ich mir's zu meinem Geburtstag als Nachspeise. Meine Mutter tat's dem Geburtstagskinde zu Gefallen. Ich hatte Freiheit, zu essen, so viel ich wollte. Wie schnell war ich satt und wie gering der Genuß im Vergleich zu dem, was ich mir vorgestellt hatte! — Sehen Sie, so ist es in allem! Illusion, eitel Illusion! Warum ich gerade Ihnen das beichte? Ich weiß es nicht. Oder doch! Es berührte mich vorhin so eigentümlich, als Sie sagten, Sie machten sich nichts aus Geselligkeit. Ich habe das bisher noch nie von einer Dame gehört. Wie eine verwandte Saite klang's in mir an. Sie haben recht; es ist wirklich so: im Welttrubel findet man das Glück niemals."

Damit schwieg er. Sie waren inzwischen nahe zu Theklas Hause gekommen. „Hier herum wohnen Sie, nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

Thekla bejahte. Es war ihr lieb, daß ihr schützendes Dach nahte. Sie sehnte sich nicht, länger mit ihm zu gehen. Er war so ganz anders auf einmal, als das Bild, das sie von ihm hatte. Fast sentimental kam er ihr vor. Was sollte ihr das? Sie brauchte seine Eröffnungen nicht.

Sie standen vor dem äußeren Gitter, welches das Grundstück von der Straße abschloß. Thekla öffnete. Er trat mit ein. Das kleine Haus lag in der Abenddämmerung, umgeben von seinen Bäumen und Strauchpartien, wie ein Pastellbildchen.

„Ja, das lobe ich mir!" rief Wernberg, in Bewunderung stehen bleibend. „Hier läßt sich's leben! Da kann ich's Ihnen freilich nicht verdenken, wenn Sie sich von der Welt zurückziehen!"

„Ich danke Ihnen sehr für Ihre Begleitung, Herr von Wernberg!" sagte Thekla ein wenig hastig. Sie stand auf den Stufen zum Hause, die Türklinke in der Hand, er mit abgenommenem Zylinder vor ihr.

„Ich hoffe, Sie werden bald einmal wieder männlichen Schutz benötigen, gnädiges Fräulein!"

Sie reichte ihm die Hand und verschwand im Hause.

Man hatte die Herrin offenbar nicht erwartet; keine Lampe war angezündet. Sie ging in die Küche, um nach Hedwig zu rufen. Aber die Küche war leer. Nun begab sie sich in das Hinterzimmer, das eigenste Bereich von Kathinka. Gegen das helle Fenster sah sie zwei Köpfe, die schnell auseinanderfuhren. Das übrige verbarg die Dunkelheit. Thekla ging schnell wieder hinaus. Wer konnte denn auch immer an das Brautpaar denken! —

Als Hedwig bald darauf mit der Lampe erschien, zeigte sie ungewöhnlich gerötete Wangen und wagte nicht, ihre junge Herrin anzublicken. Thekla sagte ihr, sie möge auch über dem Klavier Licht machen. Sie besaß einen neuen Flügel, den sie sich kürzlich angeschafft hatte. Ein wenig üben wollte sie, vielleicht auch singen, wenn sie Stimmung dazu fand.

Aber sie kam nicht weit damit. Immer wieder

sanken ihr die Hände von den Tasten herab. Verständnislos starrte sie das Blatt vor sich an.

Das Erlebte ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Daß sie diesen Menschen hatte wieder treffen müssen! Wenn sie nur gewußt hätte, welcher Sinn darin lag! — War dieses Kapitel etwa doch nicht abgeschlossen, wie sie geglaubt? —

In seinem Wesen lag ein Rätsel. Was konnte ihm daran gelegen sein, sich ihr in vorteilhaftem Lichte zu zeigen? Denn darauf waren doch seine Worte berechnet gewesen! Er, der verwöhnte Weltmann, der Löwe des Hofes, er vom Weltschmerz geplagt! Ein solches Selbstbekenntnis hätte sie von ihm zu allerletzt erwartet. Und daß er sie ins Vertrauen gezogen hatte, gerade sie! — —

Ein Gedanke kam ihr, der sie erschrecken machte. Sie sprang in die Höhe und ging im Zimmer auf und ab. Nein, nein! Das war es nicht! Das nicht! Hätte er für sie Interesse gehabt, so würde er das schon früher an den Tag gelegt haben. Damals hatte er sich für Lilly interessiert, nicht für sie. Und wer weiß, wem alles er seitdem den Hof gemacht hatte! — Aufmerksamkeit gegen Frauen war ihm wohl zur zweiten Natur geworden. Seine Tante Sidonie nannte ihn ja auch einen „mangeur de cœur“. Heute hatte es ihm Spaß gemacht, mit ihr zu plaudern, morgen würde es vielleicht schon wieder eine andere sein, der er seine Liebenswürdigkeiten zuwandte. Das war kaum ernst zu nehmen. In wenigen Tagen schon würde er sie und den heutigen Nachmittag und alles, was er gesagt hatte, vergessen haben im Trubel jener Geselligkeit, die zu verachten er vorgab.

Mit dieser Annahme schien Thekla recht behalten

zu sollen. Wernberg ließ nichts wieder von sich hören. Dann traf sie ihn einmal auf der Straße. Er grüßte sie höflich. Thekla sagte sich, daß er wahrscheinlich jede Dame seiner Bekanntschaft mit diesem, besondere Beachtung ausdrückenden Blicke beehre. Lange Zeit sah und hörte sie dann nichts mehr von ihm, bis sie eines Tages in der Zeitung las, Regierungsrat von Wernberg nehme als Begleiter des Herzogs an einer Nordlandsreise teil, um dem Landesherrn über die laufenden Regierungsgeschäfte Vortrag zu erstatten.

V.

In der ganzen Verwandtschaft herrschte Freude. Im Laufe ein und derselben Woche war Agnes von einem Knaben und Ella von einem Mädchen entbunden worden. Beide Mütter hatten ihr Stündlein tapfer überstanden und die jungen Erdenbürger erfreuten sich ausgezeichneten Wohlbefindens. Alles, was man billigerweise in diesem Alter von ihnen erwarten konnte, leisteten sie in befriedigender Weise.

Thekla war viel bei den jungen Müttern. Sie liebte beide, den kleinen Neffen wie die junge Nichte, aber der Junge stand ihrem Herzen im Grunde doch näher. Es war eben ein Junge und ihre Schwester hatte ihn geboren! Aber Ella durfte davon um Gottes willen nichts merken, sie neigte so wie so zur Eifersucht. Niedlich und süß war ja auch ihr kleines Mädelchen. Aber dieser Junge! —

Thekla hätte nie gedacht, daß man zu einem so winzigen Dinge in solch ein Verhältnis treten könne. Am liebsten wäre sie den ganzen Tag in der Wochenstube geblieben. Seeheim meinte scherzend, durch

„Tante Thekla" hätte man sich die Kinderfrau ersparen können.

Das „Tante"-sein war eine ganz neue Erfahrung für Thekla. Überhaupt hatte sie noch nie mit so kleinen Kindern zu tun gehabt. Aber mit jener, den Frauen einmal angeborenen Gabe für diese Dinge erlernte sie alles, was zur Wartung des Säuglings gehört, im Handumdrehen, daß sie den Wöchnerinnen bald zur unentbehrlichen Stütze wurde.

Beide, Agnes wie Ella, sonst so verschieden, zeigten hier Gemeinsames: sie waren eigenwillig und launisch während der Wochen. Zunächst mußten ihre Männer darunter leiden. Aber auch von ihren eigenen Müttern wollten sie nicht viel wissen. Großmütter seien unpraktisch und verzögen nur die Enkel, behaupteten diese jungen Frauen. Frau Bartusch sowohl wie Frau Sänger wurden nur zeitweise geduldet, während Tante Thekla ein immer gern gesehener Gast war. Es verstand sich von selbst, daß sie zu beiden Kindern als Pate gebeten wurde.

So aufrichtig Thekla den beiden auch das Mutterglück gönnte, einen herben Beigeschmack hatte dieses Erlebnis doch für sie. Agnes, ihre jüngere Schwester: Mutter! Agnes, die sie halb und halb aufgezogen hatte! Und Ella, ihre Jugendgespielin in gleicher Weise gesegnet! Was für Gedanken konnten einen da beschleichen!

Zwar das, was ihre Mutter ihr manchmal prophezeite: sie werde sitzen bleiben, hatte sie noch niemals ernsthaft geschreckt. Man konnte auch als alte Jungfer Weib sein bis in die Fingerspitzen. Verheiratet oder unverheiratet, für das innerste Wesen der Persönlichkeit blieb das ohne Unterschied! Und etwa danach, Rang und Stellung einer Frau einzunehmen, hatte sie's auch

nicht gelüstet bisher. Nein, unbefriedigt, verbittert war sie nicht, davon durfte sie sich freisprechen.

Aber wenn sie eines dieser kleinen, nackten Wesen im Bade erblickte, in seiner Unschuld und Hilfsbedürftigkeit oder gar, wenn es ihr gestattet wurde, das Dingelchen in den Arm zu nehmen und in den Schlaf zu wiegen, dann kam Sehnsucht nach Unnennbarem über sie. Es mußte doch etwas Eigenes sein, sagen zu können: das ist dein Kind! Unbeschreibliches Glück!

Wenn Thekla nach solchem Tage abends nach Haus ging und in ihrer Häuslichkeit stundenlang für sich war, überkam sie ein Gefühl großer Vereinsamung und Leere. War nicht alles schal und zwecklos, wenn man das nicht hatte, dieses Höchste! Die Freude an dem, was sie besaß, war ihr vergällt. Dann kam schwere Melancholie herangeschlichen. In solcher Stimmung war es am besten, man ließ niemanden zu sich. Gesichter waren unerträglich. Kein Mensch sollte davon etwas wissen!

Sie wußte es ja ganz genau, was sie alle von ihr wünschten und erwarteten! Ihre Mutter spielte darauf an: „Thekla, du bist dreiundzwanzig Jahre. Es wird nun Zeit!“ Deutlicher noch sprach die alte Kathinka: „Gnädiges Fräulein, an Ihrer Stelle heiratete ich mir en Mann! Unsereens, ja, das is was andres! Unsereens kann nich, weil's Geld fehlt. Aber schließlich da wird och mal en Oge zugedrückt in jungen Jahren, ich meene bei unsereenem. Aber bei feinen Damen geht das nich. Drum spreche ich: Sie müssen sich eenen heiraten.“

Kathinka war eine gewöhnliche Person und ihre Auffassung gemein. Aber so wie sie dachten im Grunde viele. Daß die Frauen nicht stolzer waren!

Überall, wohin Thekla blickte, warfen sich die Frauen weg. Hedwig in ihrer nächsten Nähe, dieses saubere, flinke und kluge Mädchen hatte sich an einen Menschen gehangen, dessen windige Art leider mehr und mehr zutage kam. Was mußte sie bei ihren Armenbesuchen nicht erleben an weiblicher Schwäche und Torheit dem Manne gegenüber. Und benahm sich so eine wie Lilly denn sehr viel anders? — War der ihre Jagd nach dem Manne nicht ein wenig raffinierter bloß, im übrigen genau dasselbe? — Thekla fing jetzt an, Tante Wanda recht zu geben, wenn sie über die Würdelosigkeit der Frauen, ihre Halbheit und Unselbständigkeit geklagt hatte.

Ja, wenn man die Geister der Entschlafenen hätte zitieren können! Die Nichte hatte mancherlei auf dem Herzen, was sie Wanda Lüdekind hätte vorlegen mögen.

* * *

Man hatte für einen Tag im Hochsommer einen gemeinsamen Ausflug aufs Land verabredet. Das Ziel bildete ein beliebter Ausflugsort nahe dem Walde. Ein geräumiger Stellwagen war gemietet worden, der das Ehepaar Sänger, Thekla, die beiden jungen Paare mit ihren kürzlich getauften Kindern fortbringen sollte. Die richtige „Familienfuhre“, wie die Herren es bezeichneten.

Die Damen hatten vollauf mit den Babys zu tun. Kinderpersonen waren diesmal nicht mitgenommen worden, weil man sich den „Spaß“ machen wollte, die Kleinen einmal ganz für sich zu haben. — Den Männern erschien der Spaß allerdings fraglich. — Wenn das eine glücklich aufgehört hatte mit Weinen, begann das andere zu schreien. Da nicht weniger als vier erwachsene Frauen um zwei Kinder beschäftigt waren, gab es ein fortwährendes Beschwichtigen, Hin- und Herreichen, Um-

betten, Wechseln der Windeln sogar. Endlich beruhigten sich die Schreihälse und schliefen ein. Die Herren aber saßen in ihrer Ecke, zufrieden erst, als sie die Erlaubnis erhalten hatten, die Zigarren in Brand zu stecken.

Es konnte nicht besonders auffallen, daß Ella still war; sie gehörte ja nun mal nicht zu den Redseligen. Die Verwandten wußten zudem, daß die Familie Bartusch wieder Verdruß hatte mit Gabriel. Was es eigentlich sei, ob sich Vater und Sohn von neuem überworfen hätten, ob Gabriel etwa im Berufe Unglück gehabt habe, sagten sie nicht. Nur so viel erfuhren die Nächststehenden: Gabriel war im Lande, er schien Südrußland aufgegeben zu haben. Er suche nach Beschäftigung in der Nähe, hieß es.

Thekla wunderte sich um so mehr über diese Nachricht, als ihr nur zu gut in Erinnerung war, was Gabriel ihr vor einem Jahre selbst gesagt. Wie wegwerfend hatte er damals von der Heimat gesprochen! Und nun war er doch wieder hier. Merkwürdigerweise wohnte er aber nicht bei den Eltern. Ja, es schien überhaupt kein Verkehr zwischen ihm und den Seinen stattzufinden. Nicht einmal zur Taufe von Ellas kleinem Mädchen war er erschienen. Thekla hatte es bisher nicht gewagt, Ella unter vier Augen nach der Ursache dieser befremdenden Erscheinung zu fragen, von einer dunklen Ahnung erfüllt, daß sie nichts Erfreuliches erfahren möchte.

Es war von jeher Sängers besondere Gabe gewesen, wenn es in seiner Umgebung irgendwo etwas Unangenehmes, Heikles, Schmerzliches gab, über das jeder Taktvolle gern sich ausschwieg, einen solchen wunden Punkt erst recht fühlbar zu machen. Er hatte wohl

gemerkt, daß man neuerdings in der Familie Bartusch es vermied, Gabriels Namen zu nennen. Das reizte seine Neugier. Er fragte Ella: warum sich denn ihr Bruder gar nicht blicken lasse. Neulich habe er ihn in der Stadt gesehen. Herr Bartusch sei da mit einer Dame gegangen, einer jungen Dame. Ob Ella ihm sagen könne, wer das gewesen.

Ella errötete und stammelte Unverständliches. Das peinliche Schweigen, welches entstand, belehrte den Finanzrat noch nicht. Er machte „Aha!“ und zwinkerte den Herren verständnisvoll zu. Seeheim wußte das Gespräch auf ein anderes Gebiet zu leiten.

An Ort und Stelle angekommen, sonderten sich die Herren bald ab, um ungestört durch Kindergeschrei, wovon sie auf der Fahrt zur Genüge zu hören bekommen hatten, ihre eigenen Wege zu gehen.

Die Frauen breiteten sich inzwischen auf einer Wiese nahe dem ländlichen Gasthause aus. Im Schatten einiger alter Obstbäume ließ man sich mit den Babys nieder. Die jungen Mütter stillten, — das beste Mittel, die Kleinen zur Ruhe zu bringen. Vorher hatte man sich das der Herren wegen nicht getraut. Man fühlte sich unendlich frei und behaglich. Es war ein herrlicher Tag, der Himmel wolkenlos. Auf der Wiese, die auch als Bleichplan benutzt wurde, lag Wäsche gebreitet, über die ein leichter Wind strich, eine Wolke von feuchter Würze mit sich führend.

Auf der Landstraße, die hinter der Weißdornhecke hinlief, kamen jetzt ein paar Radfahrer vorüber, Herr und Dame. Es war etwas in dem Gesichte der Frau, das Thekla schärfer hinblicken machte. Ella, die neben ihr saß, stieß einen Ruf der Bestürzung aus. Alle sahen verwundert auf; was hatte sie? Ella blickte dem

Paare nach, das hinter der Hecke verschwand. Ihr Gesicht hatte sich verfärbt.

Frau Sänger und Agnes drangen in Ella, zu sagen, wer das gewesen sei. Mit halblauter Stimme antwortete Ella nur: „Gabriel!"

„Ist er verlobt oder gar heimlich verheiratet?" rief Agnes. „Ihr stellt euch ja alle so furchtbar geheimnisvoll an! 's ist wohl was Unpassendes dabei? Jetzt, wo die Männer glücklich fort sind, kannst du mal offen sagen, was eigentlich los ist, Ella!"

Ella schwieg. Als ihr Agnes aber noch weiter zusetzte, mit dem Bemerken, sie seien doch keine kleinen Kinder, berichtete sie, einen besorgten Blick auf Thekla werfend: Gabriel lebe mit einer Person zusammen, die ihm aus Rußland nachgereist sei. In welchem Verhältnis sie zueinander stünden, wisse man nicht genau; ihr Vater nenne es „wilde Ehe".

Agnes war geneigt, das sehr interessant zu finden, Frau Sänger hingegen entrüstete sich. Sie bedauerte „die armen Eltern" in einem Tone, dem man deutlich die Schadenfreude anhörte. Thekla sagte nichts.

Plötzlich hörte man Schritte. Neben ihnen in dem Gärtchen des Wirtshauses, nur durch einen niedrigen Holzzaun von der Wiese, auf der sie sich ausgebreitet hatten, geschieden, erschien eine Dame in Radfahrertracht.

„Nun wird's brenzlich!" rief Agnes. Ella war aufgestanden und schien nicht übel Lust zu haben, wegzulaufen. Frau Sänger aber klagte, daß die Herren sie in solcher Situation im Stiche gelassen hätten. „Wir müssen tun als sähen wir nichts! Thekla, daß du nicht hinguckst, sonst haben wir das Frauenzimmer gleich auf dem Halse! Und du, Agnes, lachst nicht! Ella, wenn ihr solche Geschichten in der Familie habt, so ist das

20*

schlimm genug; wir wollen jedenfalls nicht damit in Berührung kommen. Wenn doch mein Mann bloß hier wäre!"

Trotz des mütterlichen Verbotes blickte Thekla gespannten Auges auf die Fremde. Die schien sich nach einem Platz zum Ausruhen umzuschauen. Ihre Figur, nicht besonders groß, war von seltenem Ebenmaß. In der kleinen, zierlichen Hand hielt sie eine schwuppige Gerte. Auf dem kurzgehaltenen, dunklen Lockenhaar saß keck der bunte Tamoshanter. Das helle Blusenhemd wurde in der Taille von einem Ledergürtel zusammengehalten. Ein wohlgestalteter Knabe, hätte man gesagt. Thekla konnte den Blick nicht von ihr lassen.

Nun bemerkte die Fremde die Gesellschaft auf der Wiese und trat dicht an den Zaun heran, über den sie sich lehnte. „Unverschämtheit!" rief Frau Sänger und setzte sich mit dem Rücken gegen sie.

Thekla konnte nun die Züge genau sehen. Welch merkwürdiges Gesicht! Voll Kühnheit, Rasse und voll Eigensinn. Die Nase kurz, eine krause Stirn, das Auge kühl, ja verächtlich blickend, und dazu ein Kindermund mit blühenden Lippen zwischen vollen Wangen.

Nichts von der Aufregung ahnend, die sie erregte, blickte die Fremde auf die Gruppe von Frauen und Kindern unter den Obstbäumen. Sie lächelte träumerisch, ganz Weib für einen Augenblick. Dann wieder, einem mutwilligen Knaben gleich, schlug sie mit der Gerte nach den Köpfen von Schierlingsstauden, die am Zaun entlang wuchsen. Ein befriedigtes Lächeln flog um den kleinen Mund, wenn ein Hieb saß. Thekla mußte an das denken, was Gabriel über Frauen zu ihr gesagt hatte vorm Jahr, als sie nebeneinander gesessen. Sie begriff es, daß diese Frau seine Leidenschaft hatte

entzünden müssen. Wie sie jetzt leuchtenden Auges mit halbgeteilten Lippen aufhorchte, als erlausche sie in der Ferne einen bekannten Ton.

„Gabriel, hier bin ich! Komm doch!" Die Stimme klang schmiegsam und wohllautend; in der Aussprache verriet sie die Ausländerin nur wenig.

Ein Mann kam aus dem Hintergrunde des Gartens langsam nach vorn, er trat bis nahe an die Gefährtin heran. Dann blieb er mit einem jähen Rucke stehen; sein Blick war auf die Gruppe unter den Bäumen gefallen.

Gabriels Miene verdüsterte sich, nahm jenen feindlich verbissenen Ausdruck an, den Thekla so gut kannte. Er tat noch einen Schritt, faßte das Mädchen am Handgelenk, raunte ihr etwas zu, riß sie weg. Sie folgte ihm, halb gezogen. Für einen Augenblick wandte sie den Oberkörper und sah noch einmal zurück. Ihr Gesichtsausdruck prägte sich Thekla tief ein.

Dann hatte er sie schon wieder erfaßt und zwang sie, ihm zu folgen. Bald darauf hörte man ein Klingeln, und ein paar vornübergebeugte Gestalten sausten im Staube der Landstraße davon.

Thekla hatte an diesem Tage noch viel zu leiden. Natürlich erzählte ihre Mutter das Erlebte brühwarm den Herren, als diese von ihrem Spaziergange zurückkehrten. Sänger, dessen Spezialität alles war, was in das moralische Gebiet schlug, erging sich dann sattsam über die Verwerflichkeit solcher Verhältnisse im allgemeinen und bedauerte Ella und Arthur, seine Frau, sich selbst, kurz sie alle im besonderen, daß sie in ihrer nächsten Nähe einen solchen Fall von „Dekadenz" erleben müßten. So kam es, daß Ella, die schon lange

mit den Tränen gekämpft hatte, schließlich zu weinen begann, Arthur einen roten Kopf bekam und selbst Seeheim, der der Sache am fernsten stand, eine verdrossene Miene annahm. Welche Folter Thekla auszustehen hatte, ahnte niemand.

* * *

Einige Wochen nach diesem Erlebnis fragte Reppiner bei einem seiner Abendbesuche:

„Sie sind doch, so viel ich weiß, durch Ihren Bruder mit der Familie Bartusch verwandt oder doch um die Ecke rum verschwägert — nicht?"

Thekla bejahte.

„Und, wenn ich nicht irre, waren Sie auch mit einem jungen Herrn dieses Namens bekannt! Ich kann mich entsinnen, ihn sogar hier bei Tante Wanda gesehen zu haben."

Thekla erwiderte, weshalb er sie danach frage.

„Halten Sie viel von dem Betreffenden?" gab Reppiner zur Antwort. Thekla sah ihn erstaunt an. „Es steht nämlich heute etwas in den Blättern von ihm. Aber erfreulich ist es nicht, das sage ich Ihnen gleich."

Ihr Busen hob sich. Mit stockendem Atem fragte sie, was denn passiert sei. — Reppiner blickte sie aus mißtrauischen Augen forschend an. Er zog ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche.

„Zu hören bekommen würden Sie's ja so wie so! Deshalb gebe ich's Ihnen lieber gleich. Da unter Lokales!"

Sie las: „Ein beklagenswertes Verbrechen ist gestern in später Stunde verübt worden, das um so mehr pein-

liches Aufsehen zu erregen geeignet ist, als der Täter den besseren Ständen angehört und ein Mann von Bildung ist. Ein Herr G. B., Sohn einer hiesigen angesehenen Familie, hatte vor einigen Monaten in einer Vorstadtvilla Quartier bezogen. Dort wohnte er mit einer jungen Dame zusammen, mit der er aber durch kein legitimes Band verbunden war. Aus irgendeinem bisher noch nicht aufgeklärten Grunde sind die beiden in Zwist geraten, — man vermutet Eifersucht von seiten des jungen Mannes. — Herr B. feuerte einige Revolverschüsse auf das Fräulein ab, von denen einer traf und die Beklagenswerte tödlich verletzte. Hausbewohner eilten auf die Schüsse herbei und versuchten den B. zu entwaffnen. Es gelang ihm jedoch, die Waffe gegen sich selbst zu richten und einen Schuß abzufeuern, der nur die Stirn streifte. B. befindet sich außer Lebensgefahr. Das Fräulein ist im Laufe der Nacht bereits seiner Verletzung erlegen. B. ist verhaftet, verweigert aber vorläufig jede Auskunft über die Motive seiner Tat."

Thekla schlug die Hände vor die Augen. Sie sah im Geiste das junge Weib vor sich, deren Züge ihr einen so tiefen Eindruck gemacht hatten, sie sah ihren letzten, rätselhaften Blick. War es zu fassen? Dahin war es mit Gabriel gekommen. — —

„Herr Bartusch selbst ist ja außer Lebensgefahr," sagte Reppiner spöttisch. „Es scheint leichter zu sein, auf andere zu zielen, als auf sich selbst!"

„Ein armes, unschuldiges Wesen zu töten!" rief Thekla.

„Ja, es ist die Tat eines Verrückten!" meinte Reppiner.

In Theklas Gemüt regte sich noch keine Spur von

Mitleid für den Täter. Sie sah nur die Tat, die ihr das Blut erstarren machte.

„Ein sehr exzentrischer Herr muß es sein!“

Es reizte ihn, mehr aus Thekla heraus zu bekommen. Vor allem hätte er gern gewußt, ob es des Mädchens oder Gabriels Geschick sei, was ihr so nahe ging.

„Hat er schon früher ähnliche Anwandlungen gezeigt?“ fragte er, genau ihre Züge beobachtend. „Sie haben ihn doch gut gekannt. Solche Anlagen pflegen sich früh zu zeigen.“

„Ich weiß nichts, ich weiß gar nichts! Quälen Sie mich nicht, Reppiner!“ rief Thekla außer sich. „Sie sehen, daß ich Ihnen darüber nichts sagen kann.“

Er stand auf und griff mit einer Miene, die deutlich seine Kränkung zeigte, nach dem Hute.

„Kommen Sie, bitte, morgen wieder, Reppiner,“ bat Thekla in versöhnlicherem Tone. „Verzeihen Sie mir! Ich muß mich erst fassen!“

Bald nachdem der Advokat gegangen, machte sich Thekla zu Ella auf den Weg. Sie fühlte das Bedürfnis, mit jemandem zu sprechen, den dieses entsetzliche Geschehnis auch etwas anging.

Sie fand nur Arthur zu Haus. Ella war, sobald sie das Unglück erfahren hatte, zu ihren Eltern geeilt. Arthur befand sich in begreiflicher Erregung, doch beschränkten sich seine Klagen darauf, daß er einen solchen Schwager besitze! Er sah in erster Linie das an dem Falle, was für ihn selbst unangenehm war.

Bei Arthur hielt es Thekla nicht lange aus. Einen Augenblick dachte sie daran, ob sie die Familie Bartusch aufsuchen solle, die unglücklichen Eltern. Aber dann sagte sie sich, daß ihr Besuch leicht mißverstanden werden könne. Nein, sie hatte bei Gabriels Eltern nichts zu

suchen, selbst in diesem Augenblicke nichts! Sie ging also wieder nach Haus.

Das erste Entsetzen, das sie hart und feindlich gestimmt hatte gegen Gabriel, war nun einer weicheren Stimmung gewichen. Wie furchtbar traurig war doch seine Tat! Er hatte sich mit Schuld bedeckt, die nie wieder gut zu machen war. Wie konnte er, diese Tat auf dem Gewissen, je wieder glücklich werden. Sein Leben war zerstört.

Während Thekla ruhelos in ihrem kleinen Salon auf und ab schritt, suchte sie sich noch einmal Gabriels ganze Persönlichkeit zu vergegenwärtigen, wie sie ihn von Jugend auf gekannt. War er ein Mensch gewesen, dem man hätte Brutalität zutrauen können? Sie konnte sich manches verwegenen Streiches von ihm entsinnen, aber niemals hatte er eine Tat begangen, die ihr roh oder gemein hätte erscheinen müssen. Und wenn sie sich den ganzen Menschen vorstellte, den Mann, wie er sich vor ihren Augen entwickelt hatte: hochgebildet, feinfühlig, für das Ästhetische empfänglich, eine Künstlernatur, nervös und heißblütig ja! Aber doch nicht wild, grausam, gewalttätig! Nur wenn in seiner Ehre gekränkt, hatte er nicht vergessen können, und sein Haß war dann ein verzehrendes Feuer gewesen.

War es etwa die Tat eines Eifersüchtigen? Thekla rief sich noch einmal die Züge des Mädchens ins Gedächtnis zurück. Dieses feine Gesichtchen, den lieblichen Kindermund. Es war schwer, an ein Verschulden von ihrer Seite zu glauben. Und selbst wenn sie ihn aufs tiefste gekränkt hätte, blieb es nicht trotzdem die Handlung eines Barbaren, eine wehrlose Frau zu töten!

Was mußte sich in dem Innern eines Mannes abgespielt haben, ehe er zu solchem Handeln kam! Erfolg,

Ruf, seine ganze Existenz zu vernichten! War es ein Fortgerissenwerden in sinnloser Leidenschaft, die nicht hört und sieht, was sie tut? — So war Gabriel nicht veranlagt. Bei aller Heißblütigkeit hatte er sich doch immer erstaunlich in der Hand gehabt.

Immer dunkler wurde das Rätsel seiner Tat für Thekla, je länger sie darüber nachsann. Sie hätte sich wohl die Gedanken daran aus dem Kopfe schlagen sollen! Was nutzte es denn, wenn sie sich grämte? Geschehen war geschehen! Licht in das Dunkel würde wohl erst die Verhandlung bringen vor Gericht.

Aber es lebte in dem Mädchen eine dumpfe Ahnung, daß zwischen ihr und Gabriels Tat eine gewisse Verbindung bestehe. Darum war sie so im Innersten erschrocken, als sie von dem Geschehnis erfahren hatte. Etwas wie Schuldbewußtsein, wie Mitwissen, bildete den verborgensten Untergrund ihrer Bangigkeit.

Gabriels Tat war die Tat eines Verzweifelten, das stand für Thekla fest. Eine tiefgehende Wandlung an ihrem Jugendgespielen war ihr im vorigen Jahre aufgefallen. Trotz seines absprechenden Wesens, seiner Schroffheit, ja seiner Feindschaft gegen sie, ja vielmehr gerade deshalb, hatte sie ihn doch vollkommen durchschauen können. Er war einer, der eine innere Wunde zu verbergen suchte, einer, der zu stolz war, zu zeigen, wie unglücklich er im Grunde sich fühlt. Sein ganzes Wesen glich einem Gefäße, das einen Sprung hat. Ein großer Schmerz, eine schwere Enttäuschung hatte sein Gemüt verbittert und ihm das Dasein zum Ekel gemacht.

Wußte Thekla etwa nicht, welches Erlebnis dies gewesen?

Sie wollte den Fall einmal ganz zu Ende denken, sich nicht scheuen vor dem Peinlichsten. War sie selbst

etwa Schuld an Gabriels Verbitterung? An seiner Verzweiflung und damit an seiner Tat?

Wenn sie ihn damals erhört hätte, wenn sie eingewilligt hätte, die Seine zu werden, wäre es für ihn die Rettung gewesen? — Würde es ihr, jung und unerfahren, wie sie beide gewesen, gelungen sein, seinen Charakter von Schlacken zu reinigen, ihn zu läutern? Würde sie einen besseren Mann aus ihm gemacht haben?

So hatte sie wohl also ihre Pflicht versäumt an ihm? Vielleicht waren sie von Anfang an füreinander bestimmt gewesen, sie, Thekla Lüdekind und er, Gabriel Bartusch? — Sie hatte die ihr vom Schicksal zugedachte Aufgabe verkannt. Darum war wohl ihr Leben jetzt so schal und zwecklos, weil sie dieser Pflicht aus dem Wege gegangen war? Furchtbar schwer fiel die Möglichkeit auf Theklas Gewissen.

Aber sie hatte ihn ja doch nicht geliebt! War das nicht ihre Entschuldigung? Konnte es Pflicht geben, wo keine Liebe war?

Aber auch dieser Gedanke entschuldigte sie nicht vor sich selbst. Hatte sie Gabriel wirklich niemals nahe gestanden, zu keiner Zeit ihres Lebens, wenn nicht in Liebe, so doch in einer Freundschaft, die der Liebe sehr nahe kam? War der Schmerz, den sie jetzt um seinetwillen empfand, denkbar, ohne daß Liebe voraufgegangen? Wer wußte denn überhaupt zu sagen, wo einem Menschen gegenüber die Liebe anfängt? Vielleicht hätte die Freundschaft sich mit der Zeit dazu ausgewachsen. Vielleicht war sie, ohne es zu wissen, an der großen Liebe vorbeigegangen, hatte die höchste Bestimmung ihres Lebens versäumt.

Es war ein dunkles Labyrinth voll qualvoller Fragen und Selbstvorwürfe, in dem sie sich zu verirren drohte.

Und niemand war, der ihr den Weg ins Freie zurück hätte zeigen können!

* * *

Am nächsten Morgen ließ sich Reppiner zeitiger als gewöhnlich bei Thekla melden. Er wolle sich nach ihrem Befinden erkundigen. Aber die Art, wie er die Frage vorbrachte, ließ vermuten, daß sie wohl nicht der alleinige Grund sei seines Erscheinens.

Bald fing er denn auch von dem „Falle Bartusch“ an. Seit gestern abend sei etwas mehr Licht in die Sache gekommen. Damit zog er einen Packen Zeitungspapier aus der Tasche. Einige Blätter leitartikelten sogar über die „auffsehenerregende Affäre“.

Thekla warf einen flüchtigen Blick in eins der Blätter. Dort war der Fall unter der Überschrift „Liebschaft mit tragischem Ausgang“ behandelt. Aber die ersten Sätze gleich flößten ihr einen solchen Abscheu ein, daß sie Reppiner das Blatt zurückgab und die anderen keines Blickes würdigte.

Der Advokat steckte die Blätter wieder zu sich. Es sei das beste, wenn sie sich nicht weiter um die traurige Sache kümmere, meinte er. Sie sehe bereits ganz angegriffen aus. Ob es ihr nicht gut gehe? Thekla beachtete seine Frage nicht; sie habe eine Bitte an ihn, sagte sie: ob es nicht möglich sei, daß er die Verteidigung von Gabriel Bartusch übernehme.

Reppiner sprang auf. „Thekla, was denken Sie von mir!“

Thekla meinte: er habe ihr selbst erzählt, daß er schon manchen Verbrecher mit Glück verteidigt hätte, und überhaupt, er genieße doch Renommee als Verteidiger.

„Ja, aber dieser Fall! — Nein, das kann ich nicht!“

Warum es nicht gehen solle, wollte sie wissen. Gerade dieser Fall müsse ihn doch locken, seine Kunst zu zeigen, habe sie geglaubt.

„Nein, es geht nicht, Thekla! Und ich kann Ihnen nicht mal den Grund sagen, warum ich diesen Mann, und gerade diesen Mann nicht verteidigen will.“

„Wenn ich Sie darum bitte, Reppiner, als einen Dienst, den ich Ihnen niemals vergessen würde!“

„Ich kann nicht! Machen Sie es mir doch nicht so schwer! Es ist eine Vorschrift für uns, daß wir die Verteidigung nicht annehmen, wenn wir persönlich befangen sind. Und ich bin diesem Menschen gegenüber nicht unbefangen, aus Gründen — die meine eigene Angelegenheit sind.“

Thekla drang hierauf nicht weiter in ihn. Sie ahnte, was er meine. Beide schwiegen eine lange Zeit.

„Seine eigene Verwundung ist unbedenklich,“ sagte Reppiner dann. „Er befindet sich in Untersuchungshaft. Ich habe mich heute nach allem erkundigt.“

Wieder eine lange Pause; dann fragte Thekla: „Was wird seine Strafe sein?“

„Das hängt von vielen unberechenbaren Dingen ab. Ich vermute, ja, ich glaube beinahe sicher, daß er wegen Totschlags angeklagt werden wird. Vielleicht billigt man ihm sogar mildernde Umstände zu, denn er scheint in Erregung gehandelt zu haben. Eifersucht ist im Spiele. Unter einigen Jahren Gefängnis wird es aber schwerlich abgehen. Viel kommt natürlich auch auf die Zusammensetzung der Geschworenenbank an und auf sein eigenes Verhalten bei der Verhandlung. Kurz, da sind allerhand Imponderabilien! Vorläufig verweigert er jede Auskunft. Das ist unklug von ihm;

denn es macht den Eindruck der Verstocktheit. Man wird den Vorgang durch Zeugenaussagen doch schließlich feststellen. Die Wirtin ist bereits verhört. Sie gibt an, die beiden hätten sich nicht selten gestritten, das Mädchen ist oft in Tränen gesehen worden. Er scheint sie mit Eifersucht gequält zu haben. An dem Mädchen ist nichts weiter aufgefallen, als daß sie in der letzten Zeit viel Briefe empfangen und auch geschrieben hat. Wie es scheint, hat sie von ihm fliehen wollen. Es ist auch ein angefangener Brief von ihr aufgefunden worden, an einen Freund in Zürich, in welchem sie diesen bittet, ihr Reisegeld zu schicken. Ob wegen dieses Briefes der Zwist ausgebrochen ist, bleibt undurchsichtig. Die Wirtin will übrigens schon früher gehört haben, daß er seine Geliebte bedroht hat. Wenn die Person das unter dem Eide aufrecht erhält, so wirkt's natürlich erschwerend. Es würde das Zuchthaus bedeuten für ihn; ja, dann kann Mord in Frage kommen."

Thekla wehrte ihm, weiterzusprechen. Sie nahm das Taschentuch vor's Gesicht, um nichts zu sehen und zu hören. Reppiner entfernte sich mit leisen Schritten.

Es gingen Wochen ins Land. Die Untersuchung nahm ihren Gang. Thekla wurde über den Stand der Sache von Reppiner auf dem Laufenden erhalten. Auch durch Ella erfuhr sie einiges. Die Seinen durften ihn sehen. Wenn sie ihn nur selten aufsuchten, so geschah es, weil Gabriel nichts von ihrer Gesellschaft wissen wollte und sich ihre Besuche verbat. Nach allem, was man hörte, befand er sich in rätselhafter Gemütsverfassung. Auf Ellas Frage, ob er keine Reue verspüre über seine Tat, hatte er höhnisch geantwortet: ob sie den Pastor spielen wolle bei ihm? — Die Schwester zweifelte an seinem Verstande.

Der langsame Gang, den die Sache, da Gabriel Bartusch bei hartnäckigem Schweigen verharrte, nahm, bedeutete eine Folter für die wenigen, die trotz allem, was geschehen, noch Sympathien für ihn hegten. Thekla hatte es schwer. Wie tief diese Angelegenheit sie beberühre, durfte sie niemandem zeigen. Am offensten konnte sie noch gegen Reppiner sein, der nun doch einmal einen Blick getan hatte in ihre Verfassung.

Wie er im Innersten zu der Sache stehe, ließ Reppiner nicht erkennen. Für ihn war es scheinbar nur der „Fall Bartusch", der sein Advokateninteresse mehr und mehr in Anspruch nahm. Über jede günstige Aussicht, die für den Angeklagten auftauchte, berichtete er, ebenso wie er keine ungünstige unterdrückte.

So nahte der Verhandlungstag heran. Reppiner erklärte, es komme viel auf den persönlichen Eindruck an, den der Angeklagte machen werde. Durch solche Äußerlichkeiten lasse sich der Laienrichter noch am ersten bestechen. Für eine günstige Zusammensetzung werde schon der Verteidiger sorgen. Als Kollege stellte er dem von Bartusch gewählten Advokaten das Zeugnis größter Schlagfertigkeit und Gewandtheit aus. Der Vertreter der Staatsanwaltschaft sei zufälligerweise aber auch einer der schneidigsten seines Standes. Kurz, die Sache scheine sich zu einem interessanten Turnier zwischen Anklagebehörde und Verteidigung zu entwickeln. Im großen und ganzen aber ständen die Chancen nicht ungünstig für den Angeklagten, da die Hauptbelastungszeugin, eben jene Quartierwirtin, sich bereits bei der Vorverhandlung in arge Widersprüche verwickelt habe. Hier werde die Verteidigung jedenfalls mit Erfolg einsetzen.

Was interessierten Thekla im Grunde diese juristischen Spitzfindigkeiten! — Sie hoffte auf den redlichen Sinn

der Richter, daß sie sich von Gerechtigkeit würden leiten lassen. Gabriels Unschuld sollte zutage kommen. Sie konnte den Glauben an ihn nicht fallen lassen. Es mußte etwas geben, das ihn entlastete. Sicherlich schwieg er nur darum jetzt so hartnäckig, weil er von seiner Unschuld durchdrungen war. Er würde in der Verhandlung auftreten und alle Vorwürfe zu nichte machen mit ein paar Worten.

Alle um ihn her hatten ihn aufgegeben. Man interessierte sich nur noch dafür, wie hoch seine Strafe bemessen werden würde. Selbst die Seinen sprachen jetzt oft in wegwerfenden Ausdrücken von ihm. Sie sahen jetzt vor allem die Schande, die er über die Familie gebracht hatte.

Bei Thekla sprach allein das Mitleid. Sie sah nicht die Tat, nur den unglücklichen Täter. Niemals hatte Gabriel ihrem Herzen so nahe gestanden wie jetzt, wo er von allen verlassen war, wo alle ein Recht zu haben glaubten, den Gefallenen zu verachten. Sie wußte, daß sie kein Recht habe, über den Jugendfreund den Stab zu brechen. Man zweifelte an seiner Reue. Wie schlecht kannten ihn die Menschen, wenn sie glaubten, Gabriel werde jemals ein Gefühl blicken lassen, das in seinen Augen Schwäche bedeutete. Sie allein kannte ihn in seinem Stolze. Die Richter mußten doch einsehen, daß sie es hier nicht mit einem gewöhnlichen Verbrecher zu tun hatten. O, sie hätte unter diesen Richtern sein mögen, ihnen zu erklären, wer dieser Gabriel Bartusch sei! Wozu überhaupt noch eine Strafe für ihn? War er nicht gestraft genug durch seine Tat?

Sie erwähnte Reppiner gegenüber einmal etwas dergleichen. Der wurde sehr ärgerlich und meinte: das seien weibliche Argumentationen. Sie solle sich an-

gewöhnen, etwas mehr mit dem Kopfe zu denken, statt ihr Herz immer mit der Vernunft durchgehen zu lassen. Frauen hätten weder Logik noch Objektivität. Es kam Thekla vor, als sei Reppiner selbst in dem Falle Bartusch sehr weit von der Objektivität entfernt.

Am Verhandlungstage befand sich Thekla in großer Unruhe. Reppiner kam im Laufe des Vormittags, direkt aus der Verhandlung. Er war in großer Hast und teilte mit: Die Geschworenenbank sei die denkbar günstigste, der Angeklagte bis jetzt über Erwarten ruhig. Er müsse offenbar von seinem Verteidiger ausgezeichnet instruiert sein. Nun komme alles auf die Zeugenaussagen an. Damit eilte Reppiner wieder fort.

Thekla fühlte sich durch die guten Nachrichten ermutigt. Ihr Glaube würde schon nicht zuschanden werden! Sie war im stande, sich um häusliche Dinge zu kümmern.

Aber schon am zeitigen Nachmittag wurde ihre Hoffnung erschüttert. Ella trat auf. Sie hatte eben bei ihrer Mutter ein Billet gelesen, welches Vater Bartusch, der der Verhandlung beiwohnte, soeben vom Saale aus an die Seinen gerichtet hatte. Er schrieb: „Gabriel, vom Staatsanwalt gedrängt, fängt an, Geduld zu verlieren. Ich fürchte, die Aussichten verschlechtern sich.“

Ella war begierig, so bald wie möglich Neues zu erfahren und eilte darum wieder nach Haus. Kurz nach ihrem Weggange kam Reppiner. Auf seinem Gesicht war das Schlimmste zu lesen: „Er hat sich alles selber verdorben! Schließlich kam es so weit, daß er sich geradezu brüstete. Er sei in seinem guten Rechte gewesen, erklärte er, seine Ehre habe er verteidigt. Der Verteidiger gab sich alle Mühe, den schlechten Eindruck

zu verwischen. Aber der Staatsanwalt hatte leichtes Spiel. Fünf Jahre Gefängnis! Unter diesen Umständen noch eine verhältnismäßig milde Strafe."

Fünf Jahre Gefängnis! Das war so gut wie zum Tode verurteilt. Was würde aus ihm werden in den fünf Jahren! Gabriel so ehrgeizig, so empfindlich! Er würde das nicht überleben.

Es kam ihr so trostlos vor, so unsagbar wehmütig. Es war der Verfall schönster Hoffnungen, die sinnloseste Vernichtung.

Dann löste sich die Spannung, in der sie sich während der letzten Stunden befunden hatte, in einem heftigen Weinanfall aus.

Reppiner hatte heute schon viel Verdruß gehabt. Daß ein Mensch sich aus purem Mutwillen dem Staatsanwalt auslieferte, mußte ja auch einen Advokaten verdrießen. Und Theklas Teilnahme für den Verurteilten hatte vollends einen bitteren Geschmack für ihn. Eifersüchtig zu sein auf einen, der eben zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt worden war, erschien eigentlich widersinnig. Und doch, als Reppiner Thekla in Tränen sah packte ihn der Dämon der Eifersucht. Selbst ihre Vergangenheit wollte er keinem anderen gönnen.

Was sollte er nun tun? Dem Mädchen zureden, sie trösten? Oder an ihrer Trauer sich beteiligen? Sympathien für einen Mann zu heucheln, dem Thekla zugetan gewesen, war er nicht imstande. Noch weniger wollte er in den Verdacht kommen, zu triumphieren.

Und so wählte er denn das beste Mittel dessen, der sich überflüssig fühlt: er ging.

VI.

Der Fall Bartusch war eben erst durch Gerichtsspruch entschieden, als Thekla dem Regierungsrat von Wernberg auf der Straße begegnete. Wie immer grüßte dieser Herr sie besonders zuvorkommend.

So war er also von der Reise mit seinem Herzog zurückgekehrt! —

Thekla dachte nicht lange an diese Begegnung, von anderen Gedanken in Anspruch genommen, bis sie abends einen Brief vorfand mit der Unterschrift: „Ihr gehorsamster Leo von Wernberg."

Er schrieb, seine Mutter komme in diesen Tagen zu ihm auf Besuch und es sei sein lebhafter Wunsch, daß Fräulein von Lüdekind die Frau kennen lerne, die er am höchsten verehre auf der ganzen Welt. Er schlug ein Rendezvous vor bei seiner Tante, Fräulein von Wallamber, die übrigens eine neue Wohnung bezogen habe. Zugleich gab er die veränderte Adresse des alten Fräuleins an. Die Zeit der Zusammenkunft zu benennen, bat er Thekla.

Sie fühlte sich von diesem Briefe ganz sonderbar angemutet. In der letzten Zeit hatte sie sich mit allem anderen mehr beschäftigt als mit Herrn von Wernberg. Und nun rief er sich ihr in solcher Weise ins Gedächtnis zurück. Merkwürdig! —

Sie entsann sich ja, daß er von seiner Mutter mit großer Wärme gesprochen hatte. Das Bild, das sie von ihr gesehen, war noch frisch in ihrer Erinnerung. Seine Verehrung für die alte Dame hatte ihr ausnehmend gefallen. Ja, als sie schärfer nachsann, fiel ihr auch ein, daß er schon damals den Wunsch angedeutet habe, seine Mutter und Thekla möchten einander kennen

lernen. Daß das ihrem Gedächtnis hatte entfallen können! —

Der Brief war durchaus höflich und korrekt im Tone, — bei Herrn von Wernberg, wie ihr schien, etwas durchaus Selbstverständliches. Aber aus seinem Vorschlage, sich mit ihm und seiner Mutter bei Fräulein von Wallamber zu treffen, sprach eine Vertraulichkeit, die sie befremdete. Kannte man einander denn schon so genau? War es in gewissem Sinne nicht ein Zuviel, was er ihr zumutete? Und in anderem Sinne wiederum eine zu große Ehre, die er ihr anbot? Gerade weil er seine Mutter so über alles verehrte, schien Thekla dies hier eine Auszeichnung, die sie weder verdient noch verlangt hatte. Es lag ein Mißverhältnis in dieser Idee, eine übertriebene Freundlichkeit, ein Drängen, das sie bei einem anderen „Aufdringlichkeit“ genannt haben würde. Da es Wernberg war, suchte sie nach Entschuldigungsgründen. Er war eben ein Herr und vermochte wahrscheinlich nicht, sich in die schwierige Lage einer einzelnen Dame zu versetzen. Wie's schien, konnten das die Männer überhaupt nicht. Sie brauchte nur an die Erfahrungen denken, die sie an Gabriel und erst kürzlich mit Reppiner gemacht hatte. Aber bei einem Manne von der Erziehung Wernbergs war es doch erstaunlich.

Erstaunlich blieb auch, daß Herr von Wernberg, nach so langem Schweigen, urplötzlich mit diesem Vorschlage kam. Freilich, er war ja verreist gewesen. Er konnte doch auch nicht wissen, daß ihr in ihrer augenblicklichen Gemütsverfassung gar nicht danach zumute war, sich seiner Mutter vorzustellen.

Unhöflich wollte sie nicht sein. Es wäre unfreundlich gewesen, den gutgemeinten Vorschlag einfach ab-

zulehnen, das hätte er mit Recht übelnehmen können. Sie konnte ja auch einen Grund zur Ablehnung anführen, der nicht mal erfunden war: Thekla fühlte sich nicht wohl. Sie schrieb's ihm mit dem Ausdrucke des Bedauerns, daß sie auf diese Weise um die Ehre komme, Frau von Wernberg vorgestellt zu werden.

Als Thekla das erste Mal nach dem Stubenarrest, welchen ihr ihr Befinden und Doktor Beermanns Befehl auferlegt hatten, auf die Straße ging, wollte es der Zufall, daß ihr Herr von Wernberg begegnete. Er zog den Zylinder und eilte auf sie zu. Also hatte er ihr die Absage nicht übel genommen!

Wernberg blickte besorgt in Theklas Gesicht. Er habe sich die ganze Zeit geängstigt um sie, behauptete er. Erst nachdem sie ihm versichert hatte, daß sie wieder ganz hergestellt sei, erklärte er sich für beruhigt.

Sie hatte das Gefühl, daß sie so viel Teilnahme doch in irgendeiner Form erwidern müsse und fragte ihn nach seiner Reise. Er erzählte ihr im Fluge einiges von seinen Erlebnissen in der amüsanten Art, die Thekla früher so nett an ihm fand.

Dann plötzlich, einen gesetzteren Ton annehmend, fragte er sie nach dem Befinden ihrer Verwandten. Er habe immer schon den Wunsch gehegt, ihnen vorgestellt zu werden; bisher habe sich leider noch keine Gelegenheit dazu geboten. Er bat, daß Fräulein von Lüdekind ihn unbekannterweise empfehlen möge. Damit blieb er stehen, machte ihr mit tiefabgezogenem Hut seine Verbeugung und entfernte sich.

Dieses Erlebnis bedeutete neue Beunruhigung für Thekla. Ein Gedanke, der sie schon hin und wieder heimgesucht hatte, nistete sich nun fest bei ihr ein: daß Wernberg ein ganz bestimmtes Ziel verfolge.

Sie erschrak in innerster Seele. Schon wieder einer, der sich ihr näherte, ohne daß sie ihn gerufen! — Ernstlich dachte sie nach, ob in ihrem Wesen etwas Herausforderndes gefunden werden könne. Hatte sie sich etwa damals, als sie mit ihm bei der alten Wallamber gewesen, nicht richtig betragen? Hätte sie besser getan, seine Begleitung auf dem Rückwege abzulehnen? — Die Männer erblickten ja in der geringsten Vertraulichkeit sofort Entgegenkommen!

Dann wieder dachte sie, ob sie nicht zuviel sehe. War es nicht lächerlich, sich zu ängstigen? Wernberg war doch ein anständiger Mann! Er hatte ihr in korrektester Form einen Brief geschrieben und sie in höflichster Weise auf der Straße angeredet; war das so etwas Außerordentliches? Hatte es Sinn, darüber nächtelang nicht zu schlafen? Hieß das nicht, aus einer Mücke einen Elefanten machen? —

Ihre Mutter kam in schlecht verhehlter Aufregung zu ihr gestürzt, um ihr mitzuteilen, daß soeben Regierungsrat von Wernberg bei ihnen Karten abgeworfen habe; leider sei niemand zu Haus gewesen. Bald darauf erfuhr sie das nämliche von Ella und Arthur. Nur bei Seeheims war er angenommen worden. Agnes sagte, sie sei ganz überrascht, was Herr von Wernberg, dieses „große Tier", für ein netter, umgänglicher Mann sei. Er habe ihr geradezu den Eindruck gemacht, als gehöre er bereits zur Familie.

Thekla wußte genug. Agnes hätte gar nicht nötig gehabt, so auf den Strauch zu schlagen. Es war also wirklich an dem: Herr von Wernberg freite um sie.

Es gibt keine Frau, welcher die Erkenntnis, daß ein Mann sie ernsthaft zum Weibe begehrt, nicht tiefen Eindruck machte.

Daß dieser Fall anders liege, ganz anders als die früheren, war Thekla klar. Wernberg war nicht mit einem Herrn von Deistel zu vergleichen. (Der Brave schien sich übrigens schnell getröstet zu haben. Thekla sah ihn gelegentlich mit Frau und Kind in den Straßen. Es gab ihr stets ein Gefühl der Beruhigung, wenigstens diesen ihrer Liebhaber versorgt zu sehen.)

Sie hätte die beiden, Deistel und Wernberg, auch gar nicht an einem Tage nennen mögen. Einen Menschen abweisen, der niemals tiefen Eindruck auf ihr Herz gemacht, der sich mit seinem Antrage gar nicht mal an sie gewandt, der die Eltern als die einzig maßgebende Instanz angesehen hatte, einem solchen Manne den wohlverdienten Korb zu erteilen, war nicht schwer gewesen. Aber, wie sich verhalten einem Wernberg gegenüber? —

Hindernisse über Hindernisse sah sie zwischen sich und ihm.

Da war vor allem ihre Familie. So sehr sie ihre Mutter liebte, konnte sie sich darüber keinen Illusionen hingeben: Zu Herrn von Wernbergs Schwiegermutter eignete sich Frau Sänger nicht. In Wernbergs Gegenwart, das wußte Thekla, würde sie aus dem Erröten über die Schwächen der Mutter nicht herauskommen. Und gar um einen Sänger zu ertragen, war Leo Wernberg nicht der Mann.

Sie hegte auch starke Zweifel, ob sie selbst zur Ehe tauge. Mochte es nun Wernberg sein oder ein anderer, sie hatte sich alle Gedanken ans Heiraten überhaupt aus dem Kopfe geschlagen. Sie paßte wohl nicht dazu? Ihre vierundzwanzig Jahre machten ihr Bedenken.

Und war sie denn überhaupt frei? — Waren die Beziehungen zu Gabriel Bartusch aus ihrer Vergangenheit wegzuleugnen? — Seitdem erneute Annäherung

zwischen ihm und ihr völlig aus dem Bereich der Möglichkeit lag, seitdem eigentlich erst fühlte sie in ganzer Schwere, was er ihr und was sie ihm gewesen war. Mit Verstorbenen geht es einem wohl so; meist erkennt man ihre Bedeutung erst dann, wenn sich die Tür hinter ihnen für immer geschlossen hat. Und Gabriel war ja so gut wie tot. Gerade weil ihr Gewissen nicht frei war diesem Unglücklichen gegenüber, fühlte sie das, was nicht mehr gut zu machen war, als eine Fessel, die sie unsichtbar band.

Trotz aller Bedenken aber konnte es ihr auf der anderen Seite doch nicht entgehen, wie viel Annehmenswertes in Wernbergs Antrage liege. Es war gar nicht nötig, daß ihre Mutter sie darauf hinwies, sie wußte es selbst: Wernberg war ein Mann, wie wenige Mädchen ihn ausschlagen würden. Sie hätte noch ganz andere Gründe zu seinen Gunsten anführen können. Aber selbst wenn sie ihr Herz schweigen hieß, blieb noch genug, was für eine Annahme seines Antrages sprach. Vor allem würde sie mit einem Male aus der Zwitterstellung herauskommen, in der sie sich befand. Denn sie war doch nur scheinbar selbständig, in Wahrheit hing sie von vielen Dingen und Menschen ab. An ihm würde sie einen Beschützer und Berater haben, ihm traute sie zu, daß er als Gatte den Kavalier niemals vergessen werde. Man war doch als einzelnstehendes Mädchen ein allzu hilfsbedürftiges Wesen! Täglich erlebte sie Proben dafür. All diese Zweideutigkeiten ihrer Stellung würden dann ein Ende nehmen.

Das sah Thekla, sah es klar und im nüchternsten Lichte. Die Aussicht, Frau von Wernberg zu werden, hatte viel Verlockendes, wenn man an die Versorgung dachte. Und wäre sie ihrem Kopfe allein gefolgt, so

hätte sie gar nichts sehnlicher herbeiwünschen können, als daß Wernberg endlich anhalten möchte.

Gerade weil sie ihr Herz einmal schon an ihn verloren hatte, hielt sie sich für berechtigt, Wernberg gegenüber die höchsten Anforderungen zu stellen. Der Wernberg von damals lebte ja nicht mehr, er hatte nur existiert in der Phantasie der Thekla von damals, jenes enthusiastischen Wesens, das ihr heute selbst so fremd war. Auferstehen würde er ebensowenig, wie sie um fünf Jahre jünger werden konnte. Es gab in ihrem Gefühlsleben zwar manche Brücke vom Jetzt zur Vergangenheit zurück, aber Thekla war auf ihrer Hut, mißtrauisch gegen das eigene Herz, durch Erfahrung vorsichtig gemacht. Kritiklos stand sie keinem Manne mehr gegenüber.

Sie war ja auch gewarnt gerade in Bezug auf Wernberg. Sie brauchte doch nur an ihn und Lilly Ziegrist zu denken. Hatte Leo Wernberg etwa nicht Lilly den Hof gemacht? Hatte nicht alle Welt, die Ziegrists an der Spitze, bestimmt angenommen, aus den beiden müsse ein Paar werden? War es schön von ihm gehandelt, bei einem Mädchen Hoffnungen zu wecken und sie nicht zu erfüllen? — Freilich, eine große Entschuldigung gab es für ihn: es war Lilly gewesen, die sich ihm an den Hals geworfen hatte. Vielleicht hatte ihn das verdrossen. Wer konnte denn wissen, was sich zwischen diesen beiden zugetragen habe und auf wessen Seite die Schuld lag!

Leo Wernberg hatte ja immer für einen Kurmacher von Profession gegolten. Das sprach in Theklas Augen nicht so sehr gegen ihn, wie man hätte denken sollen. Sie wußte nun schon so viel, daß jeder Mann zur Flatterhaftigkeit neigt, bis er der Frau begegnet, die

ihn für alle Zeiten fesselt. Seine Vergangenheit wäre kein Grund gewesen, ihn abzuweisen. Woher wollte sie das Recht nehmen, ihm einen Vorwurf zu machen?

Maßgebend war für Thekla die Frage, ob er sie liebe. Seine Art, zu ihr zu sprechen, seine Blicke neulich, etwas schwer mit Worten zu Bezeichnendes in seinem ganzen Verhalten sagten deutlich das Wort, das eine kleine, ausschlaggebende Wort, für das es hundert Ausdrucksweisen gibt.

Aber warum kam das so spät? War es nicht sonderbar, daß er früher völlig achtlos an ihr vorübergegangen, daß jetzt erst sein Herz gesprochen haben sollte. Freilich, damals war er ja ganz von Lilly in Anspruch genommen worden. Seitdem konnte er sich geändert haben, ebenso wie sie sich geändert hatte. Wer weiß, was für Erfahrungen an ihm gearbeitet haben mochten! Er erschien ihr ernster, nachdenklicher, weicher jetzt als zu jener Zeit, wo er der verwöhnte Löwe im Salon der alten Herzogin gewesen war.

Sie hielt ihn starker Gefühle für fähig. Seine Augen, seine lebhaften, schönen, vielsagenden Augen sprachen dafür. Es lag etwas in seinem ganzen, temperamentvoll aufs Ziel zuschreitenden Wesen, das Energie, Kraft, starke Mannheit bezeugte.

Der Gedanke kam ihr einmal, daß in seinem Verhalten Berechnung liegen könne. Sie wies diesen Verdacht zurück, empört über sich selbst, daß er ihr überhaupt gekommen war. Sie hatte es doch mit einem vornehmen Manne zu tun! Was für ein Schauspieler müßte das sein, der Liebe zu empfinden vorgab, die er nicht fühlte! —

Obgleich sie ihm Falschheit nicht zutraute, so wollte sie ihr Ohr dennoch schärfen. Entscheidend sollte sein

für ihren Entschluß, ob sie den Ton heraushören würde aus seinem Werben, den warmen, herzlichen Ton echter Liebe. Denn das sagte ihr ein sicheres Gefühl: glücklich konnte sie nur werden mit dem Manne, der ihr ein Herz zu schenken hatte.

* * *

Mehr denn je fehlte ihr ein Mensch, mit dem sie sich mal offen hätte aussprechen können. Sie fand, daß ihre Gedanken, die sie fortwährend in sich selbst verarbeiten mußte, eine unnatürlich übertriebene, oft unheimliche Gestalt annahmen. Viel klarer und mutiger wäre sie sicher geworden, wenn sie manche Frage, die ihr Gemüt beschwerte, durch Mitteilung an einen Freund gleichsam aus sich heraus hätte stellen, sie am fremden Urteil hätte messen können.

Mit Reppiner war über irgendeine Angelegenheit, die einen anderen Mann betraf, nicht zu sprechen. Thekla wunderte sich, daß seine Eifersucht nicht längst etwas von dem, was sich vorbereitete, gemerkt hatte.

Und nun wollte es der Zufall, daß sich ihr der Advokat abermals höchst nützlich erwies und von neuem damit seine Unentbehrlichkeit für sie an den Tag legte.

Thekla war bestohlen worden. Es hatte sich ereignet, während sie auf einem kurzen Gange nachmittags in der Stadt gewesen war. Beim Nachhausekommen fand sie ihr kleines, von Tante Wanda ererbtes Schreibpult erbrochen. Es fehlte bares Geld, von dem sie glücklicherweise nicht allzuviel da gehabt, und einige Schmucksachen.

Im ersten Schrecken über den Einbruch schickte Thekla sofort zu Reppiner, der bald zur Stelle war. Er vernahm zunächst die Dienstboten. Hedwig war ruhig, die alte Kathinka wollte die Beleidigte spielen.

Nach kurzem Verhör erklärte Reppiner, daß die beiden nach seiner Überzeugung unschuldig seien. Thekla hatte das auch nicht anders erwartet.

Während Reppiner noch darüber war, sich ein Verzeichnis der gestohlenen Sachen niederzuschreiben, ging die Klingel. Es war Hedwigs Bräutigam, der Postgehilfe. Die ganze Mordsgeschichte wurde ihm bereits im Vorsaal brühwarm aufgetischt.

„Rufen Sie mir diesen Postmenschen doch mal herein!“ sagte Reppiner, „oder vielmehr, ich werde selbst mit ihm sprechen!“ Damit ging er hinaus. In der hinteren Stube traf er den jungen Mann, der sich's eben beim üblichen Abendbrot wohl sein lassen wollte. Gänzlich unaufgefordert erzählte der Postgehilfe, daß er eben vom Schalter komme, er habe den ganzen Nachmittag über Dienst gehabt.

„Wollen Sie mir einen Gefallen tun, werter Herr?“ fragte Reppiner. Der junge Mann erklärte sich gern zu jedem Dienst bereit.

„Ich muß zur Polizei, um den Diebstahl anzuzeigen. Inzwischen wäre es mir lieb, wenn das Haus nicht gänzlich ohne männlichen Schutz bliebe. Wollen Sie sich also hier bei den Frauen halten?“ —

Der Postgehilfe war sofort dabei. Er legte überhaupt den größten Eifer an den Tag, fragte, ob man noch keine Spur von den Dieben habe und wieviel eigentlich Geld gestohlen sei.

Reppiner beobachtete scharf die Züge des Menschen und nannte eine viel größere Summe, als in Wirklichkeit fehlte. Der Postgehilfe blickte darauf einigermaßen verdutzt darein. Der Advokat legte ihm dann die Bewachung des Hauses noch einmal dringend ans Herz und ging.

Nach einer Stunde etwa kam er wieder. In seiner Gesellschaft befand sich ein Fremder.

Der Postgehilfe meldete, daß sich in der Zwischenzeit nichts von Belang ereignet habe. „Freut mich zu hören!" sagte Reppiner. „Wir sind übrigens glücklich gewesen. Wir haben nämlich die gestohlenen Sachen sämtlich wieder." Der junge Mann schrak deutlich zusammen und verfärbte sich. „Bis auf etwas Geld, und das dürfte sich in Ihrer Tasche befinden."

Hedwig trat an ihren Bräutigam heran. Die Züge des Mädchens waren gänzlich verändert. Ihre Augen blitzten. „Ist das wahr? Hast du das getan?" Er schwieg, wagte nicht, seine Braut anzusehen.

Der Polizist wollte nun ein Verhör anstellen mit den Frauen. Aber Reppiner verhinderte das. Er hatte bereits in Theklas Gesicht das größte Entsetzen gelesen. „Das nehme ich auf mich!" sagte der Advokat jenem ins Ohr. „Besorgen Sie nur den hier aus dem Hause." Der Polizist nahm den Dieb an der Hand, der nicht an Widerstand dachte. Er folgte seinem Führer gesenkten Hauptes, mit schlotternden Gliedmaßen. Hedwigs Bräutigam hatte entschieden sehr viel eingebüßt an selbstbewußter Haltung in den letzten zehn Minuten.

Kathinka beschwor heulend, sie habe nichts gewußt davon, wie schlecht „der Kerl" sei. Hedwig aber erzählte freiwillig, sie habe ihn neulich mal, als niemand da gewesen, in das Zimmer des gnädigen Fräuleins geführt. Er hätte nämlich schon immer den Wunsch geäußert, die schönen Sachen da drinnen sich ansehen zu dürfen, um ähnliches für ihre Ausstattung zu bestellen. Da habe sie ihm den Wunsch erfüllt. Heute aber müsse er sich eingeschlichen haben, vielleicht durch den Garten. Hedwig gestand dann noch weiter, sehr zum Verdruß

der Tante, daß man ihm öfters Eßwaren mitgegeben habe aus den Vorräten des Hauses.

Thekla war natürlich aufs höchste bestürzt über dieses Erlebnis. Sie hatte einen wirklichen Verlust nicht erlitten, aber viel schlimmer war es doch, zu sehen, daß man getäuscht worden war von Menschen, die man für ehrlich gehalten hatte. Vor allem war es ihr leid um Hedwigs willen. Wo blieben nun die Heiratspläne des armen Dinges?

Kathinka, die den Tag darauf kündigte, sah Thekla nur darum ungern scheiden, weil sie sie von Tante Wanda übernommen hatte; im übrigen machte sie sich nicht viel aus der Alten. Hedwig hingegen, die ebenfalls gehen wollte, ließ Thekla nicht ziehen. Das Mädchen nahm die Kündigung zurück, als die Herrin versichert hatte, daß sie ihr nichts nachtrage.

Die Angelegenheit brachte noch mancherlei Unangenehmes für Thekla im Gefolge. Sie wurde vernommen. Reppiner stand ihr getreulich zur Seite. Er verstand es, ihr die Angst vor dem Gericht, die Thekla wie den meisten ihres Geschlechtes eigen war, etwas zu nehmen.

Es war ja sehr bequem, einen so erfahrenen Berater, wie Reppiner, jederzeit in Bereitschaft zu haben, aber der Gedanke hatte doch etwas Peinliches, daß man ihm so viel Mühe niemals würde vergüten können. Bei Tante Wanda war er der Anwalt gewesen, der für seine Leistungen bezahlt wurde. Thekla hatte niemals gewagt, von Bezahlung zu sprechen ihm gegenüber, da sie seine Empfindlichkeit kannte, und er selbst brachte die Rede nicht darauf.

Reppiner kam jetzt beinahe allabendlich. Er schien stillschweigend anzunehmen, daß ihre Abende für ihn da

seien. Wenn Thekla mal bei den Ihren war oder sonst außer dem Hause, ohne ihn davon benachrichtigt zu haben, dann sah sie ihm beim nächsten Wiedersehen den Verdruß darüber deutlich an.

Sie wollte ihm ja das Recht auf ihre Dankbarkeit gewiß nicht verkümmern, aber ein weitergehendes konnte sie ihm auch nicht einräumen, beim besten Willen nicht. Er war ja, seitdem sie Gabriel eingebüßt hatte, ihr bester Freund und würde es immerdar bleiben. Aber sie mußte im stillen befürchten, daß er mehr verlange, daß er ganz bestimmte Hoffnungen nähre, die niemals erfüllt werden konnten. Er hatte neuerdings eine Art, sie anzublicken, sich angewöhnt, die sie tief beunruhigte. Es bedurfte ihrer ganzen Geistesgegenwart, ihn von gewissen Deutlichkeiten, auf die er in der Unterhaltung zusteuerte, abzuhalten.

Eine sehr schwierige Lage! Thekla wußte wirklich manchmal nicht, wie sie sich darin zurechtfinden solle. Was für ein unseliges Geschick verfolgte sie, daß sie sich keinen Mann als schlichten Freund erhalten konnte?

Wäre nicht auch dieser unhaltbare Zustand schnell und für immer erledigt gewesen, wenn sie sich zu dem Schritte hätte entschließen können, auf den zu sie jetzt alles zu drängen schien?

VII.

Als Thekla abermals einen Brief von Leo Wernberg erhielt, erkannte sie seine Handschrift bereits.

Ihre Hand zitterte während sie den Umschlag erbrach; sie glaubte zu wissen, was der Brief enthalte. Sie atmete daher beruhigt auf, als sie las:

„Verehrtes, gnädiges Fräulein! Ich sitze am

Schreibtisch meiner guten Tante Sidonie. Wir haben soeben von Ihnen gesprochen. — Klangen Ihnen die Ohren nicht? — Meine Tante ist betrübt, daß sie neuerdings so wenig von Ihnen sieht, und läßt Ihnen sagen, daß sie ernstlich böse sei auf Sie. Aber, unter uns gesagt, die Sache ist nicht so gefährlich! Tante Sidonie konnte niemals böse sein; das habe ich schon als Junge gewußt und gründlich ausgenutzt. Als Beweis, wie ungehalten sie ist, mag Ihnen dienen, gnädiges Fräulein: sie läßt Sie hierdurch feierlichst bitten, morgen um fünf Uhr nachmittags hierher zu kommen zum Kaffee (mit Anisplätzchen natürlich!), um die neue Wohnung kennen zu lernen. Ich bin auch dazu eingeladen. Also auf baldiges, hoffentlich recht vergnügtes Wiedersehen!

Ihr gehorsamster

Leo Wernberg.

„Nachschrift: Absagen werden nicht angenommen, sagt mir die Tante."

Gott sei Dank, das war ein Aufschub! Der Brief klang harmlos; jedenfalls nicht wie der eines drängenden Freiers.

Thekla schrieb ein paar Zeilen an Fräulein von Wallamber, in denen sie für die freundliche Einladung dankte und sagte, sie werde mit größtem Vergnügen kommen. Nicht ganz gleichgültig, aber doch ohne tiefere Beunruhigung sah sie der Zusammenkunft entgegen. Was seine Absichten auch sein mochten, das sah sie wieder aus diesem Briefe, vor einem konnte man sich sicher fühlen bei ihm: er würde niemals taktlos oder schroff vorgehen. Alles, was er tat, zeugte von Erziehung und Lebensart. Und gerade darin war sie von den Männern bisher nicht verwöhnt worden.

Als Thekla bei dem alten Fräulein ankam, fand

sie Herrn von Wernberg bereits vor. Die Wallamber brach jeder Schwierigkeit die Spitze ab durch die lebhafte und herzliche Art, wie sie Thekla begrüßte. Sie wohnte jetzt viel schöner als früher. Mit Stolz zeigte sie alles und berichtete: das verdanke sie dem „guten Leo". Er habe für sie die Wohnung ausgesucht, und die Hauptsache: er habe ihr die Pensionszulage erwirkt, ohne die sie niemals an solchen „Luxus" hätte denken können. Der Luxus war nicht sehr groß; denn das ganze Quartier bestand aus drei Zimmerchen, von denen das eine, ihr Schlafzimmer, nicht betreten werden durfte. Nachdem alles genugsam bewundert war, setzte man sich zu dritt an den bereits zurecht gemachten Kaffeetisch.

Die Wallamber plapperte die ganze Zeit, während die jungen Leute schwiegen. Als die zweite Tasse eingeschenkt war, rief sie: „Aber, was ist mit dir, Leo? Du verachtest meinen Kaffee! Du ißt nicht mal Anisplätzchen! Du sagst auch nicht ein Sterbenswörtchen! Dir geht was im Kopfe herum!"

„Du kannst recht haben, Tante," erwiderte er. „Mir geht was im Kopfe herum!"

Bald darauf stand das alte Fräulein auf und erklärte mit dem harmlosesten Gesichte der Welt: „Kinder, ich bin alt. Ich muß jetzt ein Nickerchen machen. Entschuldigt mich! Nicht wahr, Fräulein von Lüdekind, Sie verzeihen!? Und du, Leo, mach' mir hübsch die Honneurs! Es ist sonst niemand in der ganzen Etage." Damit nickte sie den beiden mit vielsagendem Lächeln zu und verschwand. Man hörte die jenseitige Tür gehen, die zu ihrem Schlafzimmer führte.

Thekla ahnte, daß nun das Entscheidende kommen werde. Eine sinnbetörende Angst überfiel sie plötzlich, da sie sich mit ihm allein gelassen sah. Es war ihr

zumute, als sei dieser kleine Raum ein Käfig, in dem sie gefangen gehalten wurde, als solle ihr hier Gewalt angetan werden. Dabei hatte sie das Bestreben, ihre Furcht nicht merken zu lassen. Aber ihr Zittern verriet sie. Sie rang nach Fassung.

Er fragte sie, ob er das Fenster ein wenig öffnen dürfe; es komme ihm schwül vor im Zimmer. „Ja, öffnen Sie das Fenster!“ rief Thekla gepreßt. Die halbe Minute, die er dazu brauchte, bedeutete ihr eine Erleichterung. Sie versuchte, zu sich zu kommen, zu überlegen, wie sie sich verhalten solle.

Er kehrte zu ihr zurück und setzte sich neben sie. Sein Gesicht trug das gewohnte verbindliche Lächeln. „Ist Ihnen jetzt besser?“ fragte er. „Ich sah es Ihnen an, daß Sie einen frischen Durchzug brauchten.“ Er wartete auf eine Antwort. Sie lächelte nur nervös.

Man schwieg. Was für ein lastendes, beredtes Schweigen. Ihr war es, als vergingen Stunden. Sie hätte ihn bitten mögen, jetzt etwas zu sagen, sei es, was es sei, denn dieser Zustand war unerträglich.

Thekla sah nicht die Veränderung, die in seinen Zügen vorging, merkte nur, daß er sich ein wenig nach ihrer Richtung vorbeugte. Plötzlich hörte sie seine Stimme, gänzlich verändert, nahe ihrem Ohre: „Fräulein von Lüdekind“ . . . Sie blickte scheu zu ihm auf, sein Auge leuchtete, glühte. Schnell sah sie weg. Das Gesicht hatte sie erschreckt in seinem Ausdruck. Sie fürchtete sich.

„Fräulein von Lüdekind, hören Sie mich, bitte, an!“ sagte er mit einschmeichelnder Stimme. „Ich will es nur gestehen, daß ich Sie hierher gebeten habe, um endlich ungestört mit Ihnen sprechen zu können. Worüber, wird Ihnen kaum zweifelhaft sein! Vielleicht verargen

Sie es mir, daß ich mich mit meinem Antrage nicht zunächst an eine andere Stelle gewendet habe, an Ihre Frau Mutter oder an Ihren Stiefvater. Aber es ist doch schließlich eine Sache, die zwischen uns ausgemacht werden muß, zwischen uns beiden allein. Von Ihnen will ich mir die Antwort holen, die über mein künftiges Glück entscheiden soll."

Er schwieg und sah sie eindringlich an. Seine Hand war bereit, sich nach der ihren auszustrecken. Sein Blick suchte ihren Blick. Es war ihr, als werde sie von ihm an beiden Händen gehalten und auf ein Ziel losgeschleppt, gegen das sie sich sträubte.

Sie zog sich zurück vor ihm. Etwas Unbekanntes, Unheimliches kam über sie, machte sie erstarren, legte die Kräfte ihres Willens lahm. Daß einem Menschen solche Gewalt gegeben war über einen anderen! Eine fremde Macht umklammerte sie, verwickelte sie in unsichtbare Fesseln. Schrecklich war es, zu fühlen, wie die eigene Kraft nachließ, zu wissen, daß man nicht würde entrinnen können.

Er fuhr fort, begann jetzt von sich zu sprechen, ihr seine Verhältnisse auseinanderzusetzen. Sie war wie versunken, hörte kaum darauf.

„Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, diese Dinge, so prosaisch sie klingen, gehören nun mal dazu! Ich halte es für meine Pflicht, die materielle Seite der Frage auch zu berühren."

Er mochte erkennen, daß er damit kein Glück mache. Schnell wechselte er das Thema, sprach von der wunderbaren Art, wie man sich kennen gelernt habe, die er als „Fügung" bezeichnete. Thekla habe ihm schon vor Jahren tiefen Eindruck gemacht, und er könne den Gedanken

nicht los werden, daß sie von Anfang an füreinander bestimmt gewesen seien.

Thekla war es, als spräche er das alles nicht zu ihr. Sie sah ihn kaum noch, obgleich sie die Augen jetzt fest auf ihn gerichtet hielt. „Wer ist das? — Wo befindest du dich?“ fragte sie sich.

Der erste Ton, der sie packte, war, als er von seiner Mutter zu sprechen begann. In allem bisherigen hatte sie gerade das vermißt, was für sie den Ausschlag geben sollte: das Herz. Hier kam es endlich zum Durchbruch, als er sagte: „Meine Mutter ist alt. Sie hat nur den einen Sohn. Es ist ihr Herzenswunsch, mich verheiratet zu sehen. Wer weiß, ob sie noch sehr viel Zeit hat zum Warten. Darf ich nun nicht der alten Dame schreiben, daß ich ihr eine liebe Schwiegertochter gewonnen habe?“ —

Er schwieg und sah sie erwartungsvoll an. Thekla blickte zu Boden. Ihre Zaghaftigkeit war noch nicht überwunden. Zu groß schien, was er von ihr verlangte.

Sie fragte leise, ob er ihr denn nicht etwas Zeit gewähren wolle, sie könne sich heute noch nicht entscheiden.

Voll Lebhaftigkeit erwiderte er: Aufschieben sei so gut wie ablehnen! Unbedingt verlange er jetzt eine Antwort. Seit Wochen befände er sich in einem Zustande des Harrens, der kaum zu ertragen sei. Zeit habe er ihr ja genug gelassen. Sie müsse sich doch längst etwas gedacht haben. Was solle sich denn noch ändern? Was noch kommen, das auf ihre Entschließungen Einfluß haben könne? Die Zeit zum Bedenken sei nun vorbei.

Er hatte ja ganz recht. Thekla mußte sich das selbst sagen. Es war auch für sie besser, wenn die Entscheidung heute fiel, besser sicherlich als diese qualvolle Unentschiedenheit! Schon wieder fühlte sie sich ein

Stück weiter gezogen, tiefer verstrickt, geschwächt in ihrem Widerstand.

Verzweifelt sah sie sich um. Gab es denn keinen Fingerzeig, keinen Wink für sie? Der innere Kampf malte sich in ihren Zügen. Ohne zu wissen, daß sie es tat, seufzte sie tief.

„Ich sehe, daß Sie sich quälen, gnädiges Fräulein!“ sagte er. „Ich glaube fast, Sie hegen eine vorgefaßte Meinung. Haben Sie irgend etwas Ungünstiges gehört über mich?“

Thekla schüttelte den Kopf.

„Was bedrückt Sie? Was ist denn so schlimm? Sie ängstigen sich! Ich sehe es Ihnen an! Was ist es? Sagen Sie mir's! Vielleicht etwas aus — aus Ihrer Vergangenheit — verzeihen Sie! — — Vielleicht sind Sie nicht so frei, wie ich angenommen habe?“

Es kam Thekla wie Erlösung vor, als er das sagte Jetzt wollte sie sprechen. Wie er sich zu dem stellen würde, was sie ihm zu gestehen hatte, sollte ihr das ersehnte Zeichen sein, das alles entscheiden mußte.

Sie antwortete, er habe recht; in gewissem Sinne sei sie nicht frei. „Sind Sie verlobt?“ fragte Wernberg hastig. Es war das erste Mal, daß er Unruhe an den Tag legte. Thekla mußte unwillkürlich über dieses Mißverständnis lächeln.

„Oder — es ist eine unerwiderte Neigung?“ — Thekla erwiderte, es falle ihr sehr schwer, davon zu sprechen.

„Ich will keinen Namen wissen,“ meinte er. „Überhaupt, wenn es Ihnen allzu peinlich ist, davon zu sprechen, dann bescheide ich mich. Es hat sich gewiß nur um eine Mädchenschwärmerei gehandelt — nicht wahr?“

Thekla schüttelte den Kopf. „Es ist weder von

einer Verlobung noch von einer Schwärmerei die Rede, Herr von Wernberg!"

„Sie haben einen Antrag zurückgewiesen — ist es das?"

Thekla nickte.

„Nun, dann ist ja alles gut!" rief Wernberg erleichtert. „Solche Erfahrung ist nur gut! Übrigens war das zu erwarten. Eine junge Dame, wie Sie, kann dem kaum entgehen. Andere Männer haben doch auch Augen im Kopfe! Sie sind also frei! Gott sei Dank, Sie sind frei!"

Er hatte ja recht, gewiß, er hatte recht! Sie war frei; Gabriel Bartusch konnte ihr nichts mehr bedeuten. Es wäre Torheit gewesen, sich durch Rücksicht auf ihn in der wichtigsten Entscheidung des Lebens beeinflussen zu lassen. Der Gedanke an ihn war ein Gespenst, das den hellen Tag scheute. Hier vor ihr stand die Wirklichkeit, in der sie leben sollte. Das Erlebnis mit Gabriel lag hinter ihr, tot in der Vergangenheit.

Und wie eine Antwort auf diese geheimen Erwägungen lauteten jetzt Wernbergs Worte: „Wissen Sie, gnädiges Fräulein, darf ich Ihnen mal offen etwas sagen? Ich glaube, Sie sind nicht glücklich! Ich habe mich schon immer gefragt, wie Sie das einsame Leben aushalten können. Hat es nicht etwas Unnatürliches geradezu? Wenn man Sie ansieht, man versteht es nicht! Viel zu gut sind Sie dafür! Fühlen Sie das nicht selbst? Machen Sie dem ein Ende! Wahrhaftig, ich gebe Ihnen da keinen schlechten Rat. — Haben Sie Angst? — Jedes Mädchen ist ein wenig scheu vor dem Manne. Sie werden mal sehen, wie glücklich wir werden, wir beide! Ich will Ihnen alles abnehmen, alle Schwierigkeiten, alle Sorgen, alles Unangenehme.

Ich werde Sie auf den Händen tragen. Glauben Sie mir's! Wollen Sie denn nicht glücklich sein? Es kostet ja nur ein einziges, kleines Wort! Sagen Sie's doch!"

Er hatte mit Wärme gesprochen, mit einer gewissen herzlichen Dringlichkeit. Thekla sah ihn groß an, wie träumend, und sagte langsam: „Ja!"

Er sprang auf und rief: „Nun sind wir verlobt!"

Im selben Augenblicke, wo sie das Wort ausgesprochen hatte, erbebte sie auch schon in innerster Seele. Was hatte sie getan? Er sagte: sie seien verlobt!

Wernberg aber ging im Zimmer auf und ab und rief: „Das ist der schönste Tag meines Lebens!"

Thekla griff sich an die Stirn. Verlobt! Sie war verlobt? —

Er kam zu ihr geeilt, neigte sich über sie und fragte:

„Darf ich jetzt die Tante rufen? Die wird sich freuen!"

Ohne die Antwort abzuwarten, lief er hinaus und kam gleich darauf mit der Wallamber zurück, die gar nicht danach aussah, als habe sie in der Zwischenzeit geschlafen.

„Tante, du bist die erste, die es erfahren soll; hier stelle ich dir meine Braut vor!"

„Ach Gott, Kinder, das habe ich ja gewußt! Wie reizend von dir, Leo, daß du das bei mir abgemacht hast!" Damit kam sie auf Thekla zugeflogen, umarmte und küßte sie ausgiebig.

Nun setzte man sich wieder an den Kaffeetisch. Das alte Fräulein trug abermals die Kosten der Unterhaltung allein. Sie besprach alles, von den Anzeigen angefangen, die man nun verschicken würde. Was der Hof dazu sagen werde. Wo sie wohnen würden, ob in Theklas Hause oder wo anders. Wann und wo die Hochzeit

stattfinden solle. Wernberg versuchte ihren Redefluß zu dämmen, denn er vermutete mit Recht, daß Thekla darunter leide.

„Das alles werden wir später besprechen, Tante! Vor allem wird es darauf ankommen, was Fräulein von Lüdekind will.“

„Kinder!“ rief die Wallamber. „Nennt ihr euch denn noch nicht ‚du?‘ Habt ihr euch auch schon ordentlich geküßt?“

„Tante, das Temperament geht wieder mal mit dir durch!“

„Ach Gott, verzeihe nur, Leo! Ich weiß nicht, wie es modern ist, aber zu meiner Zeit küßten sich Brautpaare.“

„Nun, das soll auch heute noch vorkommen! Aber jetzt haben wir an manches andere zu denken.“

Thekla fühlte ihm Dank für seine Zurückhaltung. Von Herzen froh war sie, daß er ihr in diesem Augenblicke Zärtlichkeit ersparte. Am liebsten wäre sie ganz allein gewesen, um nachdenken zu können.

„Sie sehen übrigens recht abgespannt aus, mein Kind!“ sagte die Wallamber. „Fehlt Ihnen etwas?“

Thekla bat, daß man sie nach Haus lassen möge. Wernberg stand sofort auf und bat um Entschuldigung, daß er nicht zeitiger daran gedacht habe; sie werde doch wahrscheinlich mit ihrer Mutter sprechen wollen.

An ihre Mutter hatte sie noch keinen Augenblick gedacht. Sie sehnte sich nach ihrem Zimmer, nach dem Bilde ihres Vaters. In ihrer eigensten Umgebung würde sie zu sich kommen, dort würde sie ihr Gleichgewicht wiederfinden, einen Standpunkt gewinnen vielleicht zu dem, was sie getan hatte.

Wernberg brachte sie zu einem Wagen.

„Ich komme morgen früh gegen zehn zu Ihnen! Ist Ihnen die Zeit recht?"

Thekla nickte.

„Auf Wiedersehen also morgen früh!"

Er hob sie in den Wagen und drückte ihr die Hand.

Im Abfahren sah sie durch das Fenster ihn stehen und ihr zuwinken. Sie wunderte sich, daß dieser große, elegante Herr ihr Bräutigam sei.

* * *

Thekla erwachte erst, als der volle Tag in ihr kleines Schlafzimmer leuchtete.

„Was ist eigentlich? Ist heute dein Geburtstag? Irgend etwas Besonderes hat sich mit dir zugetragen!" So gingen ihre ersten, noch vom Halbschlummer umfangenen Gedanken. Dann fiel ihr mit einem Male ein, daß sie Braut sei.

Braut! Es klang so schön. Das bloße Wort war Musik. Sie entsann sich, daß es sie mit geheimem Entzücken erfüllt hatte, früher, so oft sie es vernommen. Was hatte man sich nicht alles dabei gedacht! Und nun war sie es selbst!

Sie schloß die Augen, um ganz ungestört ihrem Glücke nachsinnen zu können. Großes war ihr widerfahren. Nun gab es kein Zagen mehr und Zweifeln. Alles vorausgegangene Trübe und Bittere war ausgewischt, gut gemacht, nun das Glück in reichster Fülle über sie gekommen. Alles mußte ja gut werden! Ihre scheuen Mädchenhoffnungen blühten mit einem Male auf, als sei winterlicher Schnee durch einen warmen Sonnenblick von ihren zarten Kelchen genommen. Endlich, endlich durfte sie ihr Herz sprechen lassen! Jetzt war es nicht mehr unpassend, zu lieben. Vorüber die

schreckliche Zeit des scheuen Verbergens der Gefühle, des ängstlichen Lugens nach dem, was sich schickt. Sie war Braut und die Liebe ihr gutes Recht.

Sich hingeben dürfen! Lieben um der Liebe willen, rückhaltlos, kritiklos! Konnte das Leben noch Schöneres in Bereitschaft haben? War es nicht die irdische Seligkeit? Die Erfüllung des schönsten aller Träume? Hatte sich nicht alles in ihr danach gesehnt, unbewußt darauf sich vorbereitet, ihre ganze Mädchenzeit hindurch?

Wie töricht war sie gewesen, sich so lange zu sträuben, wie kindisch und dumm ihre Angst vor ihm! Hatte sie nicht noch gestern abend gezagt und sich gequält mit Bedenken? War sie nicht unter Tränen eingeschlafen?

Wie ganz anders sich alles ansah heute beim hellen Scheine der Morgensonne. Sie dankte Gott für ihr großes Glück. Ihr Dasein war ja nun entschieden. Wie gut es tat, zu wissen, wo man hingehörte, einen Menschen zu besitzen, dem man sein Leben weihen konnte. Sie wollte ihm eine gute Frau werden.

Ihre Gedanken eilten zu ihm, dem sie alles das verdankte. Im Geiste sah sie ihn vor sich: eine Idealgestalt, männlich schön, Kavalier durch und durch. Vielleicht dachte er jetzt auch gerade an sie, sehnte sich nach ihr. Sie schloß die Augen fest und breitete mit geöffneten Lippen die Arme aus. O, daß er doch bald käme!

Als ihre Gedanken nüchterner gingen, sah sie nach der Uhr. Noch zwei Stunden! Sie war im Grunde froh, so viel Zeit zu haben; denn sie wollte sich vorbereiten auf sein Kommen. Er betrat zum ersten Male ihr Haus. Es würde bald ja auch sein Haus sein; denn für sie gab es keinen Zweifel, daß sie hier gemeinsam wohnen würden.

Sie wollte sich eben erheben, ihre Anordnungen zu

treffen, als es an der Haustür klingelte. Jetzt schon Besuch? — Gleich darauf erschien Hedwig im Schlafzimmer ihrer Herrin, vor sich her ein Bukett tragend von lose gebundenen Rosen, das in seiner Größe Hedwigs Oberkörper fast verbarg. Dabei befand sich seine Karte, auf die mit Bleistift geschrieben war: „Als einen Morgengruß!"

„Das hat eben ein Bote gebracht!" sagte Hedwig, die Miene voll Neugier.

Thekla ließ sich die Blumen geben, hielt sie vor sich hin und blieb in ihrem Anblick versunken ganz still. Wirklich, etwas Reizenderes hätte er sich nicht ausdenken können! Niemals hatte man ihr Schöneres geschenkt!

Hedwig machte sich inzwischen im Zimmer zu schaffen, als erwarte sie irgendeinen Auftrag. Thekla aber war das Herz so voll, daß sie fühlte, irgendeiner Menschenseele müsse sie sich mitteilen.

„Hedwig!" fragte sie, „was denkst du wohl, was das vorstellt?"

Hedwig errötete und blickte ungemein verschmitzt drein. —

„Nun, so sprich doch!"

„Daß gnädiges Fräulein sich verlobt haben!"

„Woher weißt du das?"

„Darf ich was fragen, gnädiges Fräulein: ist er alt?"

„Alt? — Nein! Wie kommst du darauf?"

„Auf der Karte steht doch Regierungsrat!"

Thekla lachte hell auf. „Es gibt auch junge Räte! Wie alt er ist, weiß ich noch gar nicht mal genau. Aber über Mitte dreißig kann's nicht sein."

Nun erhob sie sich und beriet mit Hedwig, was sie anziehen solle. Gegen den Wunsch ihrer Zofe, die durchaus eines der besten Kleider haben wollte, wählte

sie schließlich ein ganz schlichtes, dessen Farbe gut zu den Rosen stand.

Gefrühstückt wurde in Hast. Wer hätte in solcher Stimmung Appetit gehabt; Essen und Trinken erschien so profan. Die Zeit verging mit Schmücken, Räumen, Abstäuben und Decken. Hedwig war in viel größerer Erregung als ihre Herrin, sie fieberte ordentlich.

Thekla hatte sich etwas ganz Besonderes ausgedacht, womit sie ihn überraschen wollte. Heute sollte er erfahren, daß er ihre Liebe gewesen war, schon vor Jahren. Wozu jetzt noch ein Geheimnis daraus machen, jetzt, wo der Erfolg ihrem Herzen recht gab? Leo sollte das erste Liebesgeständnis hören, das ihre Lippen jemals abgelegt.

Man war knapp fertig geworden mit den Vorbereitungen, als Wernberg erschien. Hedwig verließ sofort den Salon, nicht ohne einen bewundernden Blick auf den Bräutigam ihrer Dame geworfen zu haben, der sagen zu wollen schien: „Ja, so einen Regierungsrat lasse ich mir freilich gefallen!“

Thekla flog ihm entgegen und dankte ihm für die Blumen. Er benutzte die Gelegenheit, wo er sie so freudig erregt sah, ihr den ersten Kuß zu rauben. Sie war überrumpelt und nun doch ein wenig verwirrt. „Wollen Sie nicht Platz nehmen?“ sagte sie befangen. Er tat es lächelnd.

„Also so wohnen Sie!“ 'meinte er', sich umsehend. „Nettes, kleines Häuschen!“ Das war aber auch alles, was er über Haus und Einrichtung verlor.

Am liebsten hätte ihm Thekla jetzt gleich alles gezeigt: die Stuben, die Möbel, ihre ganzen Schätze. Denn auf nichts war sie so stolz, als auf ihre Sachen. Aber ihr Bräutigam schien andere Dinge im Kopfe zu haben;

er meinte, jetzt müsse man das „Notwendigste“ besprechen.

Er ließ sich die vollen Namen ihrer Eltern sagen, die er sich aufschrieb. Ferner bat er, daß sie die Adressen ihrer Verwandten und Freunde für ihn aufschreiben möge, damit bei der Versendung der Verlobungsanzeigen niemand vergessen werde.

Thekla kam alles das äußerst unwichtig vor, aber er erklärte ihr: man müsse gerade bei solcher Gelegenheit zeigen, daß man wisse, was sich gehört. Dann sprach er von dem Besuche, den sie nun bei seiner Mutter machen würden. Er habe bereits gestern abend einen Brief an die alte Dame geschrieben, worin er ihr alles mitgeteilt und sie gebeten habe, einen Tag festzusetzen, an welchem er ihr Thekla vorstellen dürfe. Denn das müsse er hier gleich sagen: seine Mutter sei eine Dame mit sehr ausgesprochenen Ansichten, bei ihrem Alter und ihren Erfahrungen habe sie dazu auch volles Recht. Jedenfalls müsse man ihren Brief abwarten und sehen, was sie vorschlagen werde, um sich danach mit seinen Plänen einzurichten.

Thekla sah das ein. Es war ja ihr eigener, lebhafter Wunsch, mit dieser Frau, von der sie das anziehendste Bild in der Seele trug, von vornherein in das beste Einvernehmen zu kommen. Wernberg erzählte, daß er im Laufe des Vormittags noch vieles vorhabe. Unter anderem wollte er dem Minister seine Verlobung mündlich anzeigen. Deshalb müsse sie entschuldigen, wenn er jetzt bereits wieder aufbreche. Nachmittags gedenke er ihrer Mutter seine Aufwartung zu machen, er hoffe Thekla dort wiederzusehen.

Dann einen Kuß, von der Tür aus eine Kußhand, und er war verschwunden.

Thekla blieb in keiner glücklichen Stimmung zurück. Ganz anders war dieses Zusammensein gewesen, als sie es sich gedacht. Wie konnte man in einem solchen Augenblicke so offiziell sein! Geküßt war sie worden, aber um ihre Gefühle hatte er sich nicht gekümmert.

Sie war enttäuscht. Das Bild ihres Vaters schien er nicht bemerkt zu haben, dafür aber hatte er sich seinen Namen und Titel genau aufgeschrieben. Sie seufzte, fühlte sich geneigt, zu weinen. Die sonnige Stimmung des Morgens war ihr gründlich verdorben, das, was sie ihm hatte anvertrauen wollen, ihr Geständnis, war sie auch nicht los geworden. Und alle diese ungesprochenen Worte lasteten nun auf ihrem Herzen und machten es schwer.

Es war gut, daß sie mancherlei naheliegende Geschäfte und Pflichten hatte, die sie von ihrem Kummer abzogen. Es war nun höchste Zeit, die Ihren zu benachrichtigen. Er sprach schon vom Drucken der Verlobungsanzeigen, und sie hatte noch nicht mal ihrer eigenen Mutter ein Wort davon gesagt.

Wie würden die Ihren staunen! Wie würden sich Agnes und Ella freuen! So eine Verlobung in der Familie war immer etwas Aufregendes! Jede Frau geriet darüber in Ekstase; Thekla wußte das von früher her. Und diesmal betraf es sie; diesmal war sie die Braut!

Sie beschloß, sich zu den Ihren zu begeben. Von Leos Rosenstrauß, der jetzt auf dem Klaviere stand, nahm sie sich eine Blüte und steckte sie an ihr Kleid.

Indessen trat Hedwig ins Zimmer und berichtete in hastigen Worten: soeben komme Herr Reppiner aufs Haus zu, ob sie ihn vorlassen solle.

Thekla verstand Hedwigs Aufregung. Sie war selbst bestürzt. Was sollte man tun? Inzwischen klingelte es bereits vorn.

„Laß ihn ein!“ befahl Thekla nach kurzem Überlegen. Er mußte es ja doch erfahren! Es kam ihr so feige vor, den Augenblick hinauszuschieben.

Reppiner trat, wie er öfters pflegte, ohne abzulegen, ins Zimmer. Ein Zeichen, daß er nur kurz vorsprechen, sich vielleicht nur erkundigen wolle, wie es gehe. Außer Hut und Stock hielt er noch etwas in Seidenpapier Gewickeltes in der Hand. Es gab Thekla einen Stich durchs Herz, als sie sah, daß er Blumen bringe.

Er wollte ihr eben seinen Morgengruß sagen, als ihm ihre Verwirrung auffiel. Er verstummte und blickte sie mißtrauisch an. Wie er ihr leid tat in diesem Augenblicke! — Der Rosenstrauß auf dem Klavier entging seinem Auge ebensowenig, wie die Knospe an ihrem Busen.

„Reppiner!“ sagte Thekla und streckte ihm beide Hände entgegen. Mehr brachte sie nicht vor.

Er zuckte zusammen. Seine Miene verdüsterte sich zusehends. So stand man einander gegenüber, sie mit gesenktem Scheitel. Etwas wie Spott flog um seinen Mund. Er betrachtete die Blumen in seiner Hand. „Meine sind bloß Maiblümchen, aber die hatte Tante Wanda gern!“

„Reppiner!“ rief Thekla. Weiter konnte sie nicht.

„Nun, mögen Sie glücklich werden, Fräulein von Lüdekind!“ Damit wandte er sich und schritt langsam zur Tür. Von da aus warf er einen Blick in das Zimmer zurück, als wolle er das Ganze noch einmal in sich aufnehmen, und ging.

Thekla stand wie angewurzelt. Dann stürzte sie ihm nach. Eben schloß sich die Haustür hinter ihm. Vom Fenster aus konnte sie ihn sehen, wie er über den Vorplatz schritt, mit müden Schritten, das Haupt tief gesenkt. Die Maiblümchen hielt er noch immer in der Hand.

VIII.

Frau von Wernberg hatte geschrieben, daß sie ihren Sohn mit seiner Braut am nächsten Mittwoch erwarte. Ein unglückliches Zusammentreffen wollte es, daß für denselben Mittwoch bereits Theklas Mutter das Brautpaar zum Familiendiner eingeladen hatte. Wernberg bat, Thekla müsse dafür sorgen, daß die Sängersche Einladung wieder rückgängig gemacht werde; er könne seiner Mutter nicht zumuten, einen anderen Tag zu wählen. Thekla erklärte sich dazu bereit, obgleich es ihr leid tat, daß Arthur und Seeheim, die schon zugesagt hatten, nun wieder ausgeladen werden mußten.

Viel Kopfzerbrechen machte es dem jungen Bräutigam auch, wie man reisen solle. Zu Zweien allein? — Das würde die alte Dame sicher nicht billigen. Jemand müsse schon dabei sein. Er wollte die Wallamber bitten, das Amt zu übernehmen. „Tante Sidonie als Dame d'honneur, was meinst du, Thekla? Ich glaube, sie wird sich noch am ersten ertragen lassen, und meine Mutter kann dann nichts mehr sagen."

Er suchte Thekla auf die Eigentümlichkeiten seiner Mutter vorzubereiten; erzählte ihr, was sie gern habe und was sie verabscheue. Die alte Dame sei sehr konservativ, lege großen Wert auf Respekt und halte an allen hergebrachten Autoritäten fest. Jede Art von Emanzipation sei ihr ein Greuel.

Thekla merkte sehr wohl, daß er ihr nahelegen wolle, ihr Benehmen dem Geschmacke der Mutter gemäß einzurichten. Sie fand die Sorge sehr unnötig. Sie war der festen Überzeugung, daß sie ausgezeichnet mit der alten Dame auskommen werde. Gerade das, was Leo

ihr von der Mutter erzählt hatte, über ihre Ansichten und ihren Geschmack, vervollständigte für Thekla nur das Bild, welches sie sich selbst schon von dieser Frau gemacht hatte. Natürlich, solche Grundsätze gehörten zu solchem Gesicht! Gerade mit charaktervollen Frauen war Thekla immer gut ausgekommen. Sie dachte an die alte Herzogin, sie dachte an Tante Wanda. Ohne Bangen sah sie dieser neuen Bekanntschaft entgegen.

Über die äußere Lebenslage und die Geschichte ihrer Schwiegermutter war Thekla durch Leo unterrichtet worden. Frau von Wernberg stammte aus gräflichem Hause. Sie hatte sehr jung einen bedeutend älteren Mann geheiratet. Außer Leo, dem jüngsten Kinde, stammten drei Töchter aus dieser Ehe.

Herr von Wernberg war in einem Kleinstaat Minister gewesen und hatte den Titel Exzellenz geführt. Seine Witwe lebte seit dem Tode des Gatten in einer mittelgroßen Provinzialstadt, die ihrer angenehmen Lage und ihrer geringen Kommunalsteuern wegen von pensionierten Offizieren und Beamten als Alterssitz bevorzugt wurde. Eine Tochter der Exzellenz wohnte am selben Orte mit ihrem Manne, einem verabschiedeten Rittmeister. Dieses Paar war kinderlos. Die beiden anderen Töchter lebten zurzeit in Berlin, die eine an einen Offizier von der Garde, die andere an einen Rat im Auswärtigen Amt verheiratet.

Man reiste also zu dreien, und zwar mit einem frühen Zuge, am selben Abende noch wollte man zurückkehren. Frau von Wernbergs Räumlichkeiten waren beschränkt; sie konnte das Brautpaar nicht für die Nacht unterbringen.

Wernberg hatte mit dem Schaffner ein Wort gesprochen; infolgedessen war man sicher, keinen weiteren

Fahrgast in das Coupé zu bekommen. Die Wallamber setzte sich sofort in eine Ecke und blickte unausgesetzt in die vorüberfliegende Landschaft hinaus. Sie fürchte sonst, „blind zu werden", behauptete sie. Aber es gelang den beiden, ihr diese Furcht zu nehmen; außerdem war sie auch viel zu redselig, um es lange in der Abgeschiedenheit auszuhalten. Wernberg hatte eine Bonbonnière mit verführerischem Inhalt den Damen zu Ehren mitgebracht.

Sidonie Wallamber versuchte es, Thekla klar zu machen, was für einen ausgezeichneten Mann sie bekomme. Seit er die ersten Höschen trage, kenne sie Leo. Schon als Primaner habe er Herzen gebrochen, und von seiner Studentenzeit wolle sie gar nicht sprechen, um Thekla nicht eifersüchtig zu machen. Einen zweiten wie ihn gäbe es nicht. Ärger und Nöte, wie andere Frauen, werde Thekla überhaupt nicht kennen lernen. Denn Leo verstehe sich ja auch auf Küche und Einrichtung und auf Toilette, kurz auf alles. Nein, sie sei ein beneidenswertes Geschöpf!

Man hörte ihr lachend zu, wie sie sich immer mehr ereiferte über ihr Thema. Thekla beugte sich dabei ein wenig vor, eine ihrer blonden Flechten löste sich. Leos Blick entging das nicht; er half seiner Braut beim Aufstecken der widerspenstigen kleinen Haarlocke und benutzte die Gelegenheit geschickt, einen Kuß anzubringen. „Tante, du brauchst deshalb nicht wieder Landschaftsstudien zu treiben. Übrigens gibt es einen Tunnel, darauf wollte ich die Damen vorbereitet haben."

„Einen Tunnel!" rief die Wallamber. „Gott, in einem Tunnel hätte ich mich ja beinahe einmal verlobt!"

Ihr Geständnis rief große Heiterkeit hervor, und Wernberg verlangte durchaus zu wissen, wann und wo

das gewesen sei. Aber das alte Fräulein weigerte sich standhaft, näheres zu erzählen.

Man befand sich in bester Stimmung. Das Wetter war auch gut gelaunt. Ein glücklicher Stern schien über diesem Ausfluge zu schweben.

Thekla war nun seit acht Tagen Braut, aber es kam ihr selbst vor, als trenne sie ein viel längerer Zeitraum von dem Tage, wo sie jenes „entscheidende „ja“ gesprochen hatte. Sidonie Wallamber hatte recht, wenn sie sagte, daß Leo ihr alles Schwere abnehmen werde; das fing jetzt schon an. Er verwöhnte sie durch reizende Geschenke. Sofort hatte er auch die Ordnung aller ihrer Angelegenheiten in die Hand genommen.

Von Reppiner hatte Thekla noch am Nachmittage seines letzten Besuches ein Verzeichnis ihrer sämtlichen Papiere zugeschickt erhalten, mit einem Rechenschaftsbericht über die bisherige Verwaltung. Gleichzeitig hatte der Advokat geschrieben, er bitte, ihn nunmehr seines Amtes zu entbinden, da er auf unbestimmte Zeit zu verreisen gedenke. Thekla schrieb ihm darauf einen Brief, in welchem sie aller Freundschaft und Dankbarkeit, die sie für ihn empfand, Ausdruck zu verleihen suchte, erhielt aber keine Antwort.

An der Hand des Reppinerschen Verzeichnisses wurde es für Leo Wernberg nicht schwer, sich in den Vermögensverhältnissen seiner Braut zurecht zu finden. Er mußte anerkennen, daß Theklas Geschäfte bisher tadellos geführt worden seien, und erklärte offen, daß er „einem Juden“ so etwas eigentlich nicht zugetraut habe.

Thekla überließ ihrem Bräutigam nur zu gern die Sorge um die Geldangelegenheiten. Ihr Vermögen würde ja doch einmal das seine werden. Den Bemühungen Reppiners zum Trotze, ihr etwas Geschäfts-

kenntnisse beizubringen, hatte sie an allem, was Geld und Geldeswert war, noch immer kein Interesse gewinnen können.

Sie stand ihrem Bräutigam nicht gänzlich kritiklos gegenüber. Es störte sie oft, daß er so sehr viel Wert auf das Äußere zu legen schien. Mehr Herzlichkeit hätte sie von ihm gewünscht und mehr Offenheit; dafür hätte sie seine Zärtlichkeiten gern in den Kauf gegeben. Sie fand, er pochte ein wenig stark auf die Tatsache, daß sie verlobt seien. Und dabei war man sich doch eigentlich nicht näher gekommen, wenigstens nicht so, wie sie sich vorstellte, daß Menschen, die sich liebten, einander nahe kommen müßten mit den Herzen. Man war ja vertrauter geworden, nannte sich „du", sie wußte eine Menge von ihm — denn er erzählte ihr gern von seinen Erlebnissen und Erfolgen —, aber hatte sie in sein Innerstes Einblick gewonnen?

Mangel an Gemüt konnte das nicht sein! Er besaß doch ein gutes Herz! Man brauchte ihn nur im Verkehr mit Tante Sidonie zu sehen! Was konnte er denn davon haben, gegen die alte Jungfer nett zu sein? Und ein guter Sohn war er auch. Jemandem, der so von seiner Mutter sprach, dürfe man nicht Gemütlosigkeit vorwerfen. Vielleicht wollte er sein innerstes Empfinden nicht zeigen; Männer taten das wohl überhaupt nicht gern?

Man konnte nicht alles verlangen auf einmal, das wußte sie. Vieles würde noch kommen; man mußte nur vertrauen. Und vertrauen wollte sie! So viel Beglückung hatte er ihr ja schon geschenkt, daß es Vermessenheit gewesen wäre, unzufrieden zu sein.

Sie hegte immer noch eine gewisse Scheu vor ihm. Wenn er sich Vertraulichkeiten erlaubte, fühlte sie recht,

daß er ihr ein Fremder sei. Seine Liebkosungen zu erwidern trieb sie nichts.

Auch jetzt wieder hielt er ihre Hand in der seinen, streichelte und drückte sie heimlich. Ihre Hand wollte sie ihm noch am ersten lassen, die schien so weit von ihr entfernt, wie ein fremdes Glied beinahe. Aber vor seinem leidenschaftlichen Kusse zog sie sich mit geheimem Grauen zurück. Und heute war es ihr lieb, daß die Alte da mit ihrem harmlosen Geplauder bei ihnen saß.

Man näherte sich dem Reiseziele.

„Tante, jetzt kommt der Tunnel!" sagte Wernberg.

„Ich halte mir die Ohren zu!" rief Sidonie Wallamber. „Kinder, sagt mir nur, wenn's vorüber ist!"

Wernberg schloß das Fenster, so wie durch den Pfiff der Lokomotive das Einfahren in den Tunnel angezeigt wurde, und setzte sich dicht neben Thekla. So wie es völlig dunkel war und das Getöse des Zuges jeden Ton verschlang, zog er seine Braut mit einem Rucke an sich. Sie fühlte seinen Mund auf den ihren in einem Kusse, wie sie noch keinen empfangen hatte. Ein Widerstreben gab es nicht; wie erstarrt war sie, konnte kein Glied rühren. Alles ließ sie mit sich geschehen.

Also, das war es, was sie Liebe nannten! Das hieß, einem Manne angehören! Das war ihre Zukunft! — — —

Als weißliche Rauchwolken hinter den Fenstern ankündeten, daß man sich dem Ende des Tunnels nähere, gab er sie frei. Gleich darauf sah sie ihn am Fenster stehen, beschäftigt, es herabzulassen.

Sidonie Wallamber schlug die Augen auf und nahm die Hände von den Ohren. Sie begann zu erzählen: es sei schrecklich gewesen. Im Geiste habe sie fürchterliche Gesichter gehabt.

„Und wie ist es euch beiden denn ergangen?" Die gramvoll leidenden Züge des jungen Mädchens fielen ihr auf. „Kind, du brauchtest doch keine Angst zu haben; du hattest doch Leo zum Schutz!"

Thekla lächelte; aber es sah fast nach Weinenwollen aus.

Das alte Fräulein machte große Augen.

„Ach Gott, diese Tunnels! Und heute abend müssen wir wieder hindurch. Puuh!" . . .

„Beruhige dich, Tantchen!" erwiderte ihr Leo scherzenden Tones. „Abends brennt ja die Lampe!"

* * *

Am Bahnhof nahm Wernberg einen Wagen. Die Exzellenz wohnte am jenseitigen Ende der Stadt. Das Rattern der Mietkutsche auf dem Pflaster machte jede Unterhaltung unmöglich. Thekla empfand auch gar kein Bedürfnis, jetzt zu sprechen. Sie vermied Leos Blick, der sie geheimnisvoll vertraulich anlächelte, so oft sich die Augen doch mal trafen. Zum Fenster sah sie hinaus, als interessierten sie die Baulichkeiten, Menschen und Läden dieser fremden Stadt.

Die beiden Damen wurden bei der Ankunft zunächst von der Jungfer in ein Fremdenzimmer geleitet. Leo begab sich sofort zu seiner Mutter. Theklas Frisur war in Unordnung geraten; sie löste sich das Haar vor dem Spiegel und steckte es von neuem auf. Sidonie Wallamber stand hinter ihr und half.

„Nimm dich nur recht in acht hier, Theklachen, mit allem, was du sagst und tust!" flüsterte das alte Fräulein und sah sich dabei scheu um. „Meine Cousine Irmgard legt jedes Wort auf die Goldwage."

Thekla ärgerte sich über die Alte. Was wollten

sie nur alle mit solchen Ratschlägen! Sie wußte doch am Ende selbst, was sich schicke!

Als die Jungfer wieder erschien, nahm Thekla bestimmt an, sie werde nun zu der Dame des Hauses geführt werden; aber sie wurden erst ins Eßzimmer gebeten, wo ein Imbiß für sie bereit stand. Es werde erst um vier Uhr gespeist, sagte das Mädchen.

Als sie einen Augenblick allein waren, raunte Sidonie Wallamber Thekla zu: „Ganz meine gute Cousine Irmgard! Immer grande dame. Daß sie uns nicht mal hier schlafen läßt, finde ich sehr wenig nett von ihr, Platz hat sie genug in ihrem Hause, aber in ihrem Herzen ist keiner, daran liegt's!"

Die Jungfer kam und meldete: Exzellenz lasse nunmehr bitten.

Thekla fühlte wohl, daß sie in ein Zimmer trete, aber ihre Augen sahen nur eines: Leos Mutter. Die Frau war eher noch imposanter, als sie sie sich vorgestellt hatte. Es fiel dem jungen Mädchen nicht schwer, beim Handkuß sich vor ihr zu verbeugen wie vor einer Fürstin. Die alte Dame richtete Thekla auf und ließ aus kühlem Auge einen forschenden Blick über ihre Gestalt gleiten, doch verrieten ihre Züge nichts von dem Eindruck. „Es freut mich, Sie bei mir zu sehen, Fräulein von Lüdekind!" sagte sie in ruhigem Tone. Dann bgrüßte sie ihre Cousine. „Ich danke dir, Sidonie, daß du das Brautpaar begleitet hast!"

Auf einen Wink der Hausfrau setzte man sich. Leo hatte während des Empfangs hinter der Mutter gestanden und nickte jetzt seiner Braut befriedigt zu, als wollte er sagen: Du hast deine Sache gut gemacht!

Die Unterhaltung betraf ziemlich alltägliche Dinge. Frau von Wernberg richtete das Wort auch an Thekla,

mehr aus Höflichkeit für den Gast, der zum ersten Male im Hause war. Thekla begriff das. Zum Aussprechen war jetzt noch nicht die Zeit, das mußte doch alles erst kommen! Es war ihr lieb, daß man sie nicht gleich mit tausend vertraulichen Fragen bestürmte. Zu vieles gab es hier, was sie erst in sich aufnehmen mußte.

Das Zimmer war nicht groß und dabei mit Möbeln ziemlich voll gestellt. Luxuriös war nichts, aber alles gediegen. Die Einrichtung schien Thekla der passende Rahmen für die Gestalt dieser Frau, für diese wie aus Stein gemeißelten Züge, die aufrechte, stolze Haltung und das gewellte Silberhaar des rassigen Hauptes. Pracht hatte so jemand nicht nötig, aber Gewöhnliches konnte man sich auch nicht gut zu ihrer Umgebung denken.

Am interessantesten war für Thekla ein großes Ölgemälde, das den verstorbenen Staatsminister von Wernberg darstellte. Er saß da in ganzer, dem Beschauer zugewandter Figur, im Gesellschaftsanzug, angetan mit allen Dekorationen. Ein alter, vornehmer, müder Mann. Es lag in diesen schmalen Händen, der welken Haut, dem klugen, ein wenig blasierten Ausdruck mehr Überfeinerung als Kraft. Leo sah ihm nur wenig ähnlich; er war das Ebenbild seiner Mutter, ins Männliche übersetzt.

Je länger Thekla diese Frau betrachtete, desto mehr Züge fand sie heraus, in denen sich Mutter und Sohn glichen. Es war nur zu begreiflich, daß Leo die Mutter verehrte, von der er das Beste, was er besaß, empfangen hatte. Übrigens konnte man leicht erkennen, daß auch sie nicht wenig stolz war auf den Sohn. Nur im Verkehr mit ihm belebten sich ihre Züge zu Freundlichkeit und Milde.

Nach einiger Zeit erschien Leos Schwester, Frau von Erbmann, mit ihrem Gatten. Sie war der Mutter nicht zu vergleichen; die Züge kleinlicher, vor allem fehlte die Haltung. Erbmann stellte den Typus des abgehalfterten Kavalleristen dar. Platte, langer, sorgsam gepflegter Schnurrbart, Offizierszivil. Er lahmte übrigens, was von einem Beinbruche herrührte.

Frau von Erbmann machte kein Hehl daraus, daß sie neugierig sei auf Leos Braut. Ohne weiteres setzte sie sich neben Thekla und verwickelte sie in ein Gespräch. Sie war kinderlos und ohne rechte Beschäftigung und darum froh über jede neue Person, an die sie ihr Interesse hängen konnte.

Am Eßtisch herrschte dieselbe einfache Gediegenheit, welche schon im Salon auf Thekla Eindruck gemacht hatte. Zwei Mädchen bedienten. Champagnergläser waren nicht aufgesetzt.

Die Exzellenz beherrschte durch das, was sie einzuwerfen für gut befand, die Tischunterhaltung. Es fiel Thekla auf, wie grundverschieden sie jeden einzelnen nahm. Was von Leo kam, fand ohne weiteres Beachtung. Das Geschwätz der Wallamber begegnete höchstens einem mitleidig spöttischen Lächeln bei der Cousine. Ihre eigene Tochter wurde von ihr geduldet wie jemand Gleichgültiges. Ihren Schwiegersohn behandelte sie geradezu schlecht.

Thekla entsann sich, von Leo gehört zu haben, daß seine Mutter die beiden anderen Töchter, die vornehmer geheiratet hatten, bevorzuge. Erbmann sei ihr immer zu unbedeutend gewesen, und vollends habe er es mit ihr verschüttet, seit er hatte müssen den Abschied nehmen. Seine Mutter könne Leute nicht vertragen, die Mißgeschick hätten, und Erbmann sei ein ausgesprochener Pechvogel.

Beim Braten, zu dem alter Rheinwein in geschliffenen Gläsern gereicht wurde, machte die Hausfrau ihrem Schwiegersohne ein Zeichen, welches dieser nicht verstand. Leo flüsterte ihm zu: „Mama wünscht, daß du uns leben läßt!“ Der unglückliche Rittmeister, der sich darauf nicht vorbereitet hatte, geriet in jene qualvolle Erregung, die bei Leuten, deren starke Seite das Sprechen nicht ist, einer Tischrede vorauszugehen pflegt. Alles blickte ihn an. Man schwieg erwartungsvoll, nur Frau von Erbmann suchte durch krampfhaftes Reden über seine Verlegenheit und ihre Angst hinwegzutäuschen. Die Exzellenz aber schien sich an den Qualen ihres Schwiegersohnes zu weiden.

Endlich erhob sich Herr von Erbmann und stoppelte eine Rede zusammen, die nicht einmal den Vorzug der Kürze hatte. Er sprach von der Überraschung, die Leo der Familie bereitet habe, behauptete, daß jede Ehe schließlich ein „Blindekuhspiel“ sei, — da er für diesen burschikosen Ausdruck einen strafenden Blick von seiner Schwiegermutter auffing, korrigierte er sich, er habe „Hazard“ sagen wollen. Schließlich ging er zur Braut über, die hoffentlich allen in sie gesetzten Hoffnungen entsprechen werde. Übrigens könne man darüber beruhigt sein, Leo sei ja klug und habe stets gewußt, was er tue. Darum heiße er Fräulein von Lüdekind in der Familie willkommen, und das Brautpar solle leben.

Nachdem die Gläser aneinander geklungen, sagte Leo so laut, daß es die gesamte Tischrunde hören konnte: man verlange wohl keine Antwort von ihm darauf. Er sei kein Freund von Toasten in der Familie; es komme selten etwas Gescheites heraus. Halblaut aber meinte er zu Thekla: „Verzeih! Der arme Erbmann scheint bei seinem Sturze nicht bloß aufs Bein gefallen

zu sein. Ich dachte mir gleich, was gemeint sei, als es damals hieß: Kein edlerer Teil verletzt!"

Nach Tisch zog sich die Frau des Hauses zurück, zu Theklas Leidwesen. Der Abend kam heran, und das Tete-a-Tete, das sie im stillen erhofft hatte mit der alten Dame, wurde immer zweifelhafter. „Mama hat bestimmte Gewohnheiten, von denen sie unter keinen Umständen eine Ausnahme macht!" sagte Leo zur Erklärung.

Was hatte Thekla davon, sich mit Frau von Erbmann, die ihr bereits das schwesterliche ‚du' angeboten hatte, über Ausstattung zu unterhalten, wo man kaufen müsse und wo nicht! Wenn sie dafür nur lieber ein paar vertraute Worte hätte mit Leos Mutter sprechen können!

Etwas wie Enttäuschung wollte das Mädchen beschleichen. Wie ganz anders, als sie ihn sich vorgestellt hatte, war der Empfang! Aber sie wollte sich das Bild, das sie von Leos Mutter im Herzen trug, darum noch nicht verunglimpfen lassen. Zu einer so abgeschlossenen Persönlichkeit gehörte wohl auch eine gewisse Zurückhaltung, die leicht wie Schroffheit aussah. Aber hätte sie nicht der Braut des Sohnes gegenüber aus ihrer königlichen Unnahbarkeit herabsteigen können? — Wenigstens hätte es Thekla doch gestattet sein müssen, ihr zu zeigen, wie sie sie verehre. Wie es jetzt war, fühlte sie sich wohl äußerlich in der Familie aufgenommen, aber von der Stätte, die ihr am wichtigsten war: dem Herzen der Mutter, ausgeschlossen.

Wernberg bemerkte Theklas Nachdenklichkeit, er kam zu ihr geeilt: „Mama hat mir vorhin gesagt, sie würde nächstens auf einige Tage zu uns kommen. Dann wird es Gelegenheit geben, sich kennen zu lernen,

Das hier war ja nur eine Anstandsvisite, die wir ihr schuldig sind, weißt du!"

Bald darauf trat die Exzellenz ins Zimmer. Sie winkte Thekla zu sich heran, während Leo, der ihre Absicht verstand, dafür Sorge trug, daß die anderen sich ins Nebenzimmer zurückzogen.

„Wir wollen uns ‚du' nennen, Thekla, da du Leos Braut bist!" begann sie. Statt aller Antwort küßte ihr das Mädchen die Hand. „Ich will dir nicht vorenthalten, Thekla, daß mich Leos Verlobung in der Tat überrascht hat. Ich hatte ihm das bereits geschrieben und habe es ihm heute selbst gesagt. Ich konnte von ihm verlangen, daß er mich über seine Absichten vorher benachrichtigte. Er ist großjährig, ich weiß es! Aber schließlich hat eine Mutter noch andere Erfahrungen und Gesichtspunkte als ein junger Mann. In einer solchen für das ganze Leben wichtigen Frage hätte es sich gehört, mein Urteil zu hören. Das schrieb der kindliche Gehorsam vor und auch die Klugheit. Aber genug davon! Eure Verlobung ist Tatsache! Und daß ich mich darein gefunden habe, siehst du daraus, daß du hier bist. — Weiteres haben wir, soviel ich sehen kann, heute nicht zu besprechen. Nächstens werde ich Gelegenheit nehmen, dich zu besuchen. Ich höre, daß du ein eigenes Haus hast. Dann hoffe ich auch, die Deinen kennen zu lernen."

Damit erhob sie sich und rief ihren Sohn herbei, wohl um Thekla anzudeuten, daß sie eine Erwiderung auf das Gesagte nicht wünsche.

Eine Viertelstunde darauf schon saß man im Wagen und fuhr zur Bahn. Thekla schwieg während der ganzen Fahrt.

Auf dem Bahnhofe benutzte sie die Gelegenheit,

wo Sidonie Wallamber ein Plakat studierte, ihren Bräutigam zu fragen: „Leo, sage mir eines! Ist deine Mutter gegen unsere Verbindung?“

„Unsinn!“ rief Wernberg. „Meine gute Thekla, was hast du dir da in den Kopf setzen lassen! Eifersüchtig ist sie; das ist das ganze Geheimnis!“

IX.

So wie der Tag von Frau von Wernbergs Kommen feststand, schrieb Thekla an die alte Dame und bat sie, daß sie bei ihr wohnen möchte. Zwar könne sie in dem kleinen Hause nicht viel bieten, doch wolle sie versuchen, alles so bequem wie nur möglich herzurichten.

Die Exzellenz ließ ihr durch Leo danken für das freundliche Anerbieten, sie könne jedoch keinen Gebrauch davon machen, da sie sich bei einer ihr befreundeten Familie bereits zum Wohnbesuch angesagt habe.

Thekla war aufrichtig betrübt über diese Ablehnung. Wäre es ihr vergönnt gewesen, die alte Dame mit kindlicher Sorgfalt und Liebe zu umgeben, dann hätte sie sich schon getrauen wollen, allmählich auch den Weg zu ihrem Herzen zu finden, der ihr bisher hartnäckig verweigert worden war.

„Wer sind denn die Freunde, bei denen deine Mutter wohnen wird?“ fragte Thekla ihren Bräutigam.

„Ach, eine Familie Kalkmeyer! Er ist Geheimrat und Mitglied des Kultusministeriums. Meine Mutter schätzt die Leute sehr hoch. Ich habe ein schlechtes Gewissen ihnen gegenüber; habe sie lange nicht besucht und ihnen neulich sogar eine Einladung zu Tisch ausgeschlagen. Es mögen ja ganz gute Leute sein, wenn sie nur nicht so furchtbar fromm und tugendhaft wären!

Evangelische Heilige, sage ich dir! Die eine Tochter ist an einen Pastor verheiratet, die andere ist selbst einer. Ich saß einmal neben ihr bei Tisch, da bekam man das Gefühl, als sei man Kandidat der Theologie im Examen. Ausgequetscht geradezu hat mich diese Marie Kalkmeyer über meine Stellung zu allerhand kirchlichen Fragen. Ich fürchte, ich habe sehr schlecht bestanden. Schrecklich war's! Außerdem wird in dem Hause miserabel gegessen. Warum nur, kannst du mir das sagen, Thekla, müssen sich alle frommen Menschen immer so schlecht anziehen?"

„Ich kenne die Familie!" erwiderte Thekla. „Ich habe mit Marie und Helene Kalkmeyer in einer Klasse gesessen."

„Marie Kalkmeyer sieht um zehn Jahre älter aus als du. Seid ihr wirklich ein Jahrgang? Danach wäre also die Frömmigkeit nicht mal ein Konservierungsmittel! Die Dame pocht gewaltig auf ihre Tugend. Ich glaube, niemand hat jemals die Absicht gehat, sie ihr zu rauben. Kennst du sie genauer?"

„Nach der Schulzeit habe ich Marie nur flüchtig in Gesellschaft wiedergesehen. Aber wir kennen uns. Es ist ein sehr eigentümliches Zusammentreffen, daß deine Mutter gerade dort wohnen muß."

„Meine Mutter hat ein Faible für die Orthodoxie. Bei frommen Leuten sieht sie über alles Dehors hinweg. Sie hat, wenn sie hier gewesen ist, immer bei den Kalkmeyers gewohnt. Und ich muß dann in den sauren Apfel beißen, dort mindestens einmal zu Abend zu essen. Tee, kalter Aufschnitt und harte Eier mit Sardellen belegt. Dazu religiöse Gespräche! Ich sehe schon die spitze Miene von Fräulein Marie, wenn sie mir bemerkbar machen wird, daß ich immer nur dann komme, wenn meine Mutter bei ihnen wohnt. Du

wirst auch die Kalkmeyers besuchen müssen, Thekla; meine Mutter wird das verlangen."

Nun erst, wo sie erfahren hatte, daß sie bei den Kalkmeyers absteigen wolle, war der Gedanke, Leos Mutter nicht bei sich haben zu sollen, für Thekla bitter geworden. Gerade bei denen! Schwerlich würde Maries Gesinnung sich freundlicher gestalten gegen Leo Wernbergs Braut, als sie gegen die Klassengenossin gewesen war.

Thekla begab sich zum Empfange der Exzellenz auf den Bahnhof. Marie Kalkmeyer war da. Die beiden Mädchen begrüßten sich. Marie beglückwünschte Thekla zur Verlobung. Die Art, wie sie das tat, versetzte Thekla um zehn Jahre zurück. Das süß-sauere Lächeln, die hochmütige Miene, der vorwurfsvoll spöttische Blick schienen sagen zu wollen: „Bilde dir nur nicht zuviel ein! Ich kenne dich, du bist hoffärtig! Mit mir, mit Marie Kalkmeyer, darfst du dich doch nicht vergleichen!"

Als die Exzellenz ankam, wurde sie von Marie sofort mit Beschlag belegt. Es kam Thekla vor, als sei der Kuß, den die Tochter des Ministerialrates von der alten Dame erhielt, wärmer als die flüchtige Umarmung, die ihr selbst zuteil wurde.

Frau von Wernberg verbrachte den ersten Abend bei Kalkmeyers. Am nächsten Vormittage erst kam sie zu Thekla.

Thekla empfand eine gewisse Genugtuung bei der Aussicht, Leos Mutter in ihrem Hause empfangen zu können. Die Exzellenz ließ sich jeden einzelnen Raum zeigen; sie sagte nicht viel. Sie musterte die Möbel, die Bilder, alles mit jenem ihr eigenen, kühlen Blicke; ein Blick, in dem viel Klugheit lag, viel Menschen- und Weltkenntnis, aber keine Liebe.

Später kam auch Leo hinzu. Er überreichte Thekla Blumen, ohne die er niemals kam, und fragte: „Nun, ist die Besichtigung der Cottage überstanden? Es heißt zwar: ‚Raum ist in der kleinsten Hütte‘ . . . aber, ich fürchte, ich fürchte, wir werden uns sehr klein machen müssen, wenn wir hier als ‚glücklich liebendes Paar‘ leben sollen.“

Er tauschte mit seiner Mutter einen Blick des Einverständnisses. Thekla sah ihren Bräutigam vorwurfsvoll an; sie nahm jedes Wort, das gegen ihr geliebtes Häuschen gesagt wurde, als persönliche Kränkung.

Wernberg bemerkte, daß ihr die Tränen in den Augen standen. Er lenkte ein: „Nun, nun, Herzchen, das braucht ja heute nicht gerade entschieden zu werden.“

Am selben Tage noch machte Frau von Wernberg in Theklas und ihres Sohnes Begleitung den schuldigen Besuch bei Sängers. Theklas Mutter war darauf vorbereitet. Auch der Finanzrat war da. Wernberg, der ihn kannte, machte den wohlgemeinten Versuch, ihn beiseite zu ziehen, aber leider mißlang das. Sänger ließ es sich nicht entgehen, wo er eine Exzellenz im Hause hatte, zu zeigen, daß er ein Mann von Welt sei. Sofort setzte er sich neben Frau von Wernberg und vereitelte so den eigentlichen Zweck des Besuches, daß die beiderseitigen Mütter sich aussprechen sollten. Er redete auf sie ein in jenem burschikos vertraulichen Tone, den er für das Wesen hielt der Intimität, „wie sie zwischen vornehmen Leuten selbstverständlich ist.“

Je zutunlicher er wurde — was sich durch immer näheres Heranrücken an den Gast ausdrückte —, desto eisiger wurde die Exzellenz. Frau Sänger kam gar nicht zur Geltung. Thekla saß wie auf Kohlen; schlimmer hätte es gar nicht gehen können.

Frau von Wernberg erhob sich zeitig, worüber Sänger sehr erstaunt war. Theklas Mutter brachte etwas überstürzt noch eine Einladung vor: Ihre Exzellenz möge doch einen Tag bestimmen, wo sie mit dem Brautpaare bei ihnen essen wolle. Leos Mutter erklärte, daß sie Kalkmeyers bereits zugesagt habe, jeden Tag bei ihnen zu speisen.

Der Abschied, den man voneinander nahm, stand unter dem Eindrucke dieser bündigen Ablehnung.

* * *

Frau von Wernbergs Besuch war auf fünf Tage berechnet. Thekla konnte es nun doch nicht umgehen, das Kalkmeyersche Haus aufzusuchen, obgleich sie nichts dorthin zog.

Sie traf die Exzellenz in Gesellschaft von Marie Kalkmeyer. Das Gespräch wollte schwer in Fluß kommen. Was sollte man auch sagen, wo Maries Augen beständig auf der Lauer lagen!

Dann kam die Rede auf Fräulein Zuckmanns Institut. Marie Kalkmeyer fing selbst davon an. Es war ihr bekannt, daß Thekla das Unternehmen unterstützte. Sie müsse das bedauern, meinte Marie, denn der Ruf der Zuckmannschen Töchterschule sei neuerdings kein guter.

Thekla verteidigte das Institut mit Wärme. Wenn sie das Unternehmen unterstützt habe, so sei es geschehen, um eine Schuld abzutragen. Sie erinnerte Marie daran, daß auch sie der alten Lehrerin Dank schuldig sei.

Maries spitze Nase schien noch spitzer zu werden. In ihrer Art, von oben herab, erwiderte sie: „Ich bin allerdings niemals mit der Zuckmann einverstanden gewesen, schon als ihre Schülerin nicht. Meine Schwester

Helene und ich sind uns immer klar gewesen, daß in sittlicher Beziehung dort laxen Tendenzen gehuldigt wurde. Und der Beweis, wie richtig wir damals beobachtet haben, ist längst erbracht. Ist dir vielleicht der Stundenplan der Zuckmannschen Töchterschule bekannt?"

Thekla bejahte die Frage.

„So! Dann wundert es mich allerdings sehr, daß dir nichts daran aufgefallen ist!" Mit dem nächsten wandte sie sich an Frau von Wernberg. „Denken Exzellenz, in der betreffenden Schule findet nur dreimal in der Woche Religionsunterricht statt, während man für die Naturwissenschaften vier Stunden übrig hat. In meinen Augen ist ein solcher Lehrplan gerichtet. Ein Zeichen der wachsenden Glaubenslosigkeit unserer Zeit. Aber ich weiß ja überhaupt nicht, Thekla, wie du zu der großen Frage stehst! — Ich halte es für meine Pflicht, da wir Schulfreundinnen sind, dich auf die Gefahr der Mißdeutung hinzuweisen, in die du dich begibst, wenn du ein solches Unternehmen unterstützt."

Thekla erwiderte darauf nichts weiter, als: Fräulein Zuckmann habe Feinde; sie halte sich einfach an das, was sie selbst von ihr wisse.

Im übrigen nahm sie den Fehdehandschuh, den ihr Marie hingeworfen hatte, nicht auf. Vor Frau von Wernberg sich in eine Auseinandersetzung einzulassen, die nur häßlich ausfallen konnte, wäre unpassend gewesen. Sie war froh, als sie sich verabschieden durfte. Eine Einladung, die sie im stillen befürchtet hatte, war von Kalkmeyerscher Seite nicht erfolgt.

Auf Leos Wunsch machten Thekla und die Exzellenz in den nächsten Tagen gemeinsam eine Anzahl Besorgungen für die Ausstattung. Thekla hatte von Ellas und Agnes Ausstattung her die Erinnerung, wie wenig

erquicklich im allgemeinen solche Gänge sind, und hegte darum im geheimen einiges Bangen, wie es diesmal gehen würde. Aber alles wickelte sich viel besser ab, als sie gedacht. Frau von Wernberg hatte drei Töchter ausgestattet, besaß also Erfahrung. Außerdem fügten sich einer Frau von so offenkundiger Überlegenheit die Verkäufer und Verkäuferinnen ganz von selbst. Thekla sah ein, daß auch sie nichts Besseres tun könne, als ihrer Schwiegermutter in diesen Dingen blindlings zu folgen. Überhaupt wollte sie sich ja gern fügen. Es kam ihr vor, als sei es keine Schande, sich unterzuordnen, wo man bewunderte.

Einen Punkt gab es, der ihr Unruhe bereitete: Frau von Wernberg war offenbar dagegen, daß das junge Paar Theklas Haus beziehe. Mit Worten ausgesprochen hatte sie das bisher zwar nicht, aber es ging zur Genüge aus ihrem Verhalten hervor.

Wenn sich nun Thekla auch willig jedem Wunsche ihrer Schwiegermutter fügen wollte, hierin, das fühlte sie, konnte und durfte sie nicht nachgeben. Für Leo und für seine Mutter war ihr Haus eben ein gewöhnliches Haus; für sie, für Thekla, war es das Erbteil Tante Wandas. Es war ferner die Stätte, an die sie bereits manches eigene Erlebnis wie mit unsichtbaren Ketten band. Wie hätte sie diese teuren Räume jemals mit einer Mietswohnung vertauschen mögen, mochte diese auch schöner, bequemer und geräumiger sein!

Über diesen Punkt, das hatte sie sich vorgenommen, sollte Klarheit geschaffen werden, und zwar noch ehe die Exzellenz wieder abreiste. Es war schon deshalb notwendig, weil Leo bereits von Anschaffung neuer Möbel gesprochen hatte, und man mußte die Einrichtung doch den Räumen anpassen, in die sie kommen sollte.

Einige Stunden vor ihrer Abreise kam Frau von Wernberg verabredeterweise noch einmal zu Thekla, um mit ihr eine Anzahl Geschäftsofferten und Ausstattungskataloge durchzugehen. Als das erledigt war, begann Thekla ohne weiteres von dem, was ihr auf dem Herzen lag. Sie sagte, daß es ihr unmöglich sei, dieses Haus aufzugeben, und bat, daß man ihr doch hierin ihren Willen lassen möchte.

Frau von Wernberg hatte sie ausreden lassen, dann sagte sie gelassen, das seien „Mädchenideen". Hier komme es darauf an, das Praktische zu tun. Das Haus liege ungünstig für Leo; er müsse durch die ganze Stadt, um zu seinem Ministerium zu gelangen. Vor allem aber sei es zu klein. Wo solle zum Beispiel Leos Zimmer eingerichtet werden? Das Eßzimmer wäre völlig ungenügend; sie könnten nicht mehr als vier Menschen placieren. Und Leo sei es seiner Stellung schuldig, Leute bei sich zu sehen. Dienstboten würden sie kaum logieren können, ohne anzubauen. Das Häuschen reiche aus für ein altes Fräulein, aber nicht für ein junges Paar, das eine gewisse Rolle spielen wolle.

Thekla fühlte das Gewicht dieser Gründe wohl; im Grunde hatte sie sich Ähnliches auch schon gesagt. Aber was war das alles gehalten gegen ihren Herzenswunsch? — Es handelte sich doch nicht allein um das „Praktische", sondern um das Glücklichwerden. Und sie wenigstens würde sich in anderen Räumen, als in diesen, niemals glücklich fühlen können.

Ein spöttischer Zug legte sich um Frau von Wernbergs Mund, als sie den Eifer sah, mit dem Thekla ihre Sache verfocht. „Wenn Leo nun versetzt würde, was ihm als Beamten jeden Augenblick passieren kann,

dann würdest du also nicht mit ihm gehen, weil du dein Haus verlassen müßtest?" fragte sie.

„Natürlich würde ich mit Leo gehen, weil es dann Notwendigkeit wäre! Aber so lange es angeht, möchte ich doch, daß er mir zuliebe tut, was möglich ist. Mir zuliebe soll er's tun, darauf kommt's an!"

Die alte Dame zuckte verächtlich mit den Achseln. „Das ist sentimental gedacht! Ich glaube nicht, daß du damit bei Leo durchdringen wirst."

„Das glaube ich doch, denn er liebt mich!"

„Glaube mir, mein Kind, die Ehe beruht auf anderen Grundlagen noch als auf der Liebe."

„Mag sein! Aber Liebe scheint mir das Große dabei und das Wichtige. Und wenn man sich liebt, muß man auch imstande sein, ein Opfer zu bringen."

„Gut, Thekla! Dann bringe du das Opfer!"

„Warum ich? Verliere ich doch viel mehr, wenn ich mein Haus aufgeben muß, als Leo jemals dadurch gewinnen kann!"

„Nun, es gibt so etwas wie Unterordnung der Frau unter den Willen des Mannes!" sagte jetzt die Exzellenz, nicht mehr so ruhig wie vorher. Theklas ungewohnter Widerspruch verdroß sie. „Und außerdem scheint es mir nur gerecht, wenn in solcher Frage derjenige Teil nachgibt, der so wie so, wie mich dünkt, am besten fährt."

„Das verstehe ich nicht!" rief Thekla. Und das war nicht etwa von ihrer Seite Verstellung; sie verstand Frau von Wernbergs Gedankengang in der Tat nicht.

„Sehr einfach zu verstehen!" sagte die alte Dame, die ihre Fassung wieder ganz gewonnen hatte. „Ich werde es dir erklären, Thekla, da du dir selbst nicht zu sagen vermagst, was so nahe liegt. Leo ist mein

Sohn, aber deshalb kann ich doch aussprechen, was ich von ihm halte. Du heiratest keinen gewöhnlichen Mann. Solltest du es noch nicht wissen, so laß es dir hierdurch gesagt sein, daß es eine Ehre ist für dich, wie es für jedes Mädchen eine Ehre wäre, Frau von Wernberg zu werden. Im übrigen will ich nicht abschätzen und wägen! Ich meine, du hast ein gutes Los gezogen. Du solltest zufrieden sein, Thekla, und dankbar!"

„Aber ich bin doch auch etwas!" stieß Thekla hervor, zu deren Füßen es sich wie ein Abgrund auftat, aus dem sie ein eisiger Hauch anwehte.

„Ich sage, ich wolle nicht abschätzen und wägen!" erwiderte Frau von Wernberg. „Aber wie es scheint, willst du es tun. Ob mein Sohn eine mehr oder weniger gute Partie macht . . ."

„O Gott, so habe ich es nicht gemeint!"

„Ob mein Sohn eine gute Partie macht, darauf kommt es mir nicht an. Für mich ist viel wichtiger, ob er sich standesgemäß verheiratet. Und da frage ich nicht allein nach Ebenbürtigkeit, ich frage auch nach der Verwandtschaft. Denn deine Familie wird in gewissem Sinne auch die seine. Ich möchte dich nicht kränken, Thekla, ich will nur, daß du wissen sollst, wenn einmal von Opfern die Rede ist, daß Leo manches in den Kauf nehmen muß!"

Thekla senkte das Haupt. Das hatte getroffen. Es war ihr, als sei es Ehrensache, solchem Stolze gegenüber für ihre Familie einzutreten. Aber was sagen! Sie erwiderte nur: Frau von Wernberg kenne die Ihren wohl nicht genug, um das zu sagen.

„Ich meine auch eigentlich keine bestimmten Personen, Thekla! Die Deinen sind gewiß alle sehr brav und ehrenwert; ich zweifle nicht daran. Ich spreche

von den Verhältnissen im ganzen. Nach welchen Grundsätzen du erzogen bist, weiß ich nicht; weiß auch nicht, welche Grundsätze überhaupt in eurer Familie herrschen. Es ist im Leben die Hauptsache, daß man die richtigen Grundsätze hat und daß man fest darinnen steht. Auch das muß ein Mann wohl erwägen, wenn er ein Mädchen wählt, ob die Weltanschauungen harmonieren. Leo ist noch jung, und ich fürchte, er hat daran nicht gedacht."

„Unsere Grundsätze sind, glaube ich, nicht schlechter als die irgendeiner anderen Familie!" rief Thekla in kaum verhehlter Erregung. „Mein Vater war Offizier, er hat uns die Erziehung gegeben, die er für recht hielt. Leider ist er viel zu früh gestorben für uns, und meine Mutter hat wieder geheiratet . . ."

„Ja, Thekla, deine Mutter hat wieder geheiratet. — Ich weiß, daß das ein Unglück ist für dich."

„Aber das ist doch ausgeglichen worden. Meine Tante Wanda hat Mutterstelle an mir vertreten. Das Beste, was ich habe und was ich bin, verdanke ich ihr. Sie ist meine eigentliche Erzieherin gewesen, mehr als alle Lehrer und Lehrerinnen, die ich je gehabt habe. Ich wünschte, ich könnte dir sagen, was ich dieser Tante verdanke, wie ich sie liebe und wie gerne ich ihr ähnlich werden möchte!"

„Thekla!" sagte die alte Dame mit eigenartiger Betonung. „Da du selbst die Rede darauf bringst, will ich dir meine Ansicht nicht vorenthalten. Du sagst, du verdankst deiner Tante viel; in gewissem Sinne magst du recht haben. Aber daß sie dich auch zur Erbin ihrer Anschauungen gemacht hat, ob das gut für dich gewesen ist, bezweifle ich. Ich bin besser unterrichtet über dich und deinen Lebensgang, als du denkst; außerdem hat man auch selbst seine Augen. Es

ist zum mindesten ungewöhnlich, daß ein junges Mädchen, wie du es getan hast, jahrelang allein wohnt und lebt. Nach unseren Begriffen gehört sich das einfach nicht. Das ist eben das, was ich Mangel an Grundsätzen nenne; ein solches Sich-emanzipieren vom guten Ton. Daraus folgt dann alles andere: daß du zum Beispiel Herren hier empfangen hast, daß du dich mit Sachen beschäftigst, die ein junges Mädchen aus guter Familie nicht zu kennen braucht und auch nicht kennen soll. Ich mache dir nicht mal einen großen Vorwurf daraus; den Fehler haben die begangen, die dich in solches Fahrwasser brachten. Und nach allem, was ich höre, trifft dafür die Verantwortung eben jene Tante Wanda, die du so hoch stellst."

Thekla blickte die Exzellenz sprachlos an. Träumte sie denn! — Sollte hier Wanda Lüdekind in ihrem eigenen Hause verunglimpft werden?

„Deine Tante hat gewiß ihre guten Seiten gehabt, Thekla. Aber eines gibt zu denken: eine Frau, die für die Kirche keinen Sinn hat, die freien Tendenzen huldigt, mit einem Worte, die irreligiös ist, kann nicht vorbildlich sein. Ihr Einfluß auf dich ist groß gewesen; du gestehst es selbst. Ich will nicht sagen, daß du verdorben wärest, nein, nur auf die rechten Autoritäten hat man dich nicht hingewiesen in der Jugend. Das tut mir leid. Für die Braut meines Sohnes wünschte ich mir ganz besonders, daß sie gefestigt wäre in den Grundsätzen, die nun mal die einzig wahren und ewig unverrückbaren sind."

Thekla war wie zerschmettert. Die Frau hatte mit schonungsloser Hand an alles gerührt, was ihr lieb war und verehrungswürdig. Sollte sie sich verteidigen? Konnte man das überhaupt jemandem gegen-

über, mit dem man nicht das Geringste gemein hatte, jemandem gegenüber, der, wie diese Frau, eingepanzert war in „Grundsätze"? Es war hoffnungslos von Anfang an. Sie schwieg und seufzte.

Die Exzellenz glaubte zu sehen, daß ihre Worte einen gewissen Eindruck hervorgebracht hatten auf das Mädchen. Das hatte sie ja gewollt! Sie war nun aufgeräumt und freundlich, wie wir meist sind, wenn wir das letzte Wort gehabt haben.

Eigentlich wurde angenommen, daß Thekla die alte Dame auf den Bahnhof begleiten solle, weil Leo durch dringende Geschäfte davon abgehalten war. Kurz vor Abgang des Zuges wollte er auf dem Bahnhofe sein, um sich von seiner Mutter zu verabschieden. Aber Frau von Wernberg riet nun selbst dazu, daß Thekla zu Haus bleiben möge.

Beim Abschied küßte sie Thekla auf das Haar. Es war das erste Mal, daß die alte Dame sie etwas wie Zärtlichkeit blicken ließ. Thekla merkte es kaum. In ihr hallten noch die Worte von vorhin wider. Stumm geleitete sie die Exzellenz zur Tür, blieb dann wie träumend zurück.

Lange Zeit stand sie regungslos auf demselben Platze. Was war geschehen? Sie hatte eine Auseinandersetzung gehabt mit Leos Mutter. War das so schlimm? O, es war vielleicht gut! Es hatte Klarheit gebracht in vieles. Immerdar würde sie getrennt sein von dieser Frau, durch eine tiefe Kluft. Das wußte sie jetzt.

Mit dieser Erkenntnis war für Thekla eine große Hoffnung zerstört; die Hoffnung, eine Frau zu finden, die sie rückhaltlos verehren könne wie eine zweite Mutter. An ihrer Verbindung mit Leo war ihr das mit als

das Lockendste erschienen. Daß Frau von Wernbergs Liebe nicht im Sturme würde zu gewinnen sein, hatte sie von Anfang an gewußt. Aber wie gern hätte sie um diese höchste Auszeichnung gedient! Nach dieser Auseinandersetzung war das unmöglich geworden!

Thekla war weit davon entfernt, der Exzellenz zu verargen, was sie gesagt hatte. Sie konnte die alte Dame verstehen, ja sie verstand sie eigentlich jetzt erst ganz. Frau von Wernberg mußte, so wie sie es getan, urteilen, ihrem Charakter gemäß. Es war von Thekla ein aussichtsloses Verlangen gewesen, sich von Leos Mutter verstanden zu sehen. Eine solche Frau konnte niemanden lieben, der nicht von ihrer Art war. Ihr Stolz, ihr starrer, selbstgerechter Stolz hinderte sie daran. Darum konnte es ihr gegenüber nur ein blindes Sich-unterwerfen geben — für den, der selbst keinen Stolz hatte — oder aber ein gleichgültiges Neben-einander-hergehen. Das Letztere war das, was ihr blieb; man würde miteinander auszukommen versuchen, um des Anstandes, um des Friedens willen. Ein trauriger Ersatz in der Tat, für das, was sie geträumt hatte!

Als Thekla von Leo erfahren, daß seine Mutter bei Kalkmeyers wohnen werde, hatte sie sofort nichts Gutes geahnt. Es war ihr wahrscheinlich gewesen, daß Marie Kalkmeyer, wie sie nun mal war, die Gelegenheit benutzen werde zu Klatsch. Aber daß es ihr in diesem Maße gelingen würde, sie anzuschwärzen, hatte Thekla freilich nicht annehmen können. Und das war das Demütigende, daß diese Auseinandersetzung sich nicht ergeben hatte aus den natürlichen Gegensätzen, sondern daß Fremde sich eingemischt hatten. Stand sie nicht verdächtigt vor Leos Mutter, als habe sie etwas verheimlicht aus ihrer Vergangenheit von ihrem innersten

Wesen? — Das war der bitterste Stachel, den die letzte Stunde ihr zurückgelassen hatte.

Und daran war Leo schuld! Er hatte weder der Mutter ein klares Bild von seiner Braut gegeben, noch hatte er ihr gesagt, wessen sie sich von der Mutter zu gewärtigen habe. Damit hätte er ihr, hätte er Thekla die Demütigung erspart, Wochen hindurch um etwas zu ringen, das ihr von vornherein versagt war.

Leo hatte sie, seine Braut, nicht der Wahrheit für würdig gehalten. Von diesem großen Unrecht konnte sie ihn nicht freisprechen.

* * *

Leo Wernberg traf mit seiner Mutter auf dem Bahnhofe zusammen. Nachdem er Gepäck und Billett der Exzellenz besorgt hatte, begab man sich in das reservierte Zimmer.

Er setzte sich dicht neben sie auf das Sofa und ergriff vertraulich ihre Hand. „Mamachen! Ehe du gehst, mußt du mir noch ein paar Worte sagen. Hast du dich nun mit meiner Wahl ausgesöhnt?"

Die Exzellenz schwieg eine Weile. „Ja und nein! Thekla ist ein gutes, ein ausgezeichnetes Mädchen!"

„Sag' mir nur das nicht, Mama! Gut ist kein Lob. Das sagt man, wenn man jemanden schonen will. Aus deinem Munde möchte ich doch was anderes über meine Braut hören. Ich will dir mal sagen, was ich von ihr halte. Ich behaupte: Thekla ist einfach eine Perle. Ich bin stolz darauf, sie gefunden zu haben. Bitte, Mama, nenne mir eine andere junge Dame, der man den Vorzug geben könnte vor ihr? Irgendwo hat es bei jeder einen Haken. Entweder die Herkunft mangelhaft oder kein Vermögen vorhanden,

bei der einen läßt die Erscheinung zu wünschen übrig, bei der anderen der Charakter. Alles das ist bei Thekla erster Klasse. Ich behaupte, sie ist vollendet in ihrer Art."

„Ich finde es ganz in der Ordnung, Leo, daß du schwärmst!"

„Nein, ich schwärme nicht. Über die Kinderkrankheit bin ich hinaus."

„Immerhin siehst du deine Braut mit den Augen des Bräutigams. Das heißt, du siehst vor allem das Glück, das du von ihr erwartest. Als Mutter sehe ich dich und sie und eure ganze Zukunft . . ."

„Unsere Zukunft ist gesichert, Mama! Ich kann dir das nur wiederholen. Theklas Vermögen ist größer noch, als ich erwarten konnte. Und wenn du dich etwa an ihrer Verwandtschaft stößt — ich gebe zu, daß die Familie Sänger keine angenehme Zugabe ist —, so kann ich dir versichern, die werde ich mir vom Halse zu halten wissen. Aber schließlich kann nicht jeder eine reichsunmittelbare Gräfin heiraten! Gesetzt, ich hätte einen Herzog zum Schwager, dann stünde ich gewissermaßen unter dem Druck seines Ranges, nicht wahr? So gebe ich den Ton an. Siehst du das ein, Mama?"

„Leo, du hast mich nicht ganz verstanden. Um eure äußere Lage sorge ich mich nicht. Ich habe auch nie eine Fürstin zur Schwiegertochter verlangt. Es ist mir sehr recht, daß du nicht allzuhoch hinaus gewollt hast. Ich weiß, daß es so weiser getan ist."

„Ja, um des Himmels willen, was hast du denn dann noch für Bedenken, Mama?" rief der Sohn nicht ohne Zeichen von Ungeduld.

„Es wird nicht ganz leicht sein, einem Manne das klar zu machen, vor allem, da du als Bräutigam alles

in besonders rosigem Lichte siehst. Eine Mutter, wie gesagt, blickt weit in die Zukunft hinaus, sagen wir um zehn, zwanzig Jahre hinaus und länger! Ich glaube, du kennst deine Braut noch gar nicht! Es ist auch nicht leicht, ein Mädchen zu durchschauen, weil eben Mädchen unfertig sind, unbeschrieben; du verstehst mich! — Was aus ihr werden mag durch die Ehe, das können wir höchstens ahnen. Ich habe drei Töchter verheiratet, Leo! — Nur das wollte ich sagen: Thekla ist gar nicht so einfach konstruiert, wie du denkst. An ihr kannst du noch Überraschungen erleben. Darauf wollte ich dich vorbereitet haben!"

„Ich habe mir bisher immer eingebildet, daß ich die Frauen einigermaßen kennte!"

„Ja, wie ein unverheirateter Mann die Frauen kennt, von einer Seite! In der Ehe erst wirst du deine Frau erkennen und damit die Frauen!"

„Unangenehme Überraschungen wird mir Thekla kaum bereiten. Sie ist frei von ‚Temperamentsfehlern'. Entschuldige den sportsmäßigen Ausdruck, Mama, aber er bezeichnet genau, was ich meine. Sie ist das sanfteste, gutwilligste Wesen! Lenkbar, ganz Schmiegsamkeit und Fügsamkeit! Irgendwelche Mucken, Laune, Eigensinn habe ich noch nicht an ihr bemerkt. Und sowas müßte sich doch mal zeigen!"

„Du hältst sie für lenkbar. Bis zu einem gewissen Grade: ja! Aber poche nicht zu sehr darauf, Leo! Ich könnte mir Augenblicke denken — Gott schütze euch davor —, wo du nichts mit ihr wirst ausrichten können, so sanft sie aussieht. In ihrem Wesen liegt vieles verborgen, was sie nicht zeigt. Sie ist empfindsam, um nicht zu sagen: empfindlich! Ich möchte kein hartes Wort gebrauchen; aber ob sie ganz frei ist von Schrullen?

— Alles das wird erst die Zukunft lehren. Auf alle Fälle, Leo, ist Vorsicht geboten."

„Mama, es wird mir das größte Vergnügen bereiten, dich in ein paar Jahren wieder zu sprechen und mir von dir bestätigen zu lassen, daß du Schwarzseherei getrieben hast!"

„Um so besser, Leo, wenn du recht behälst. Was ich zu sagen hatte über diesen Punkt, habe ich gesagt. Ich werde dich im übrigen mit Schwarzseherei nicht plagen."

Was sie noch weiter sprachen bis zum Abgang des Zuges betraf Dinge alltäglicher Natur.

Leo Wernberg nahm am Bahnhofe einen Wagen und fuhr zu Thekla. Obgleich er sich's nicht hatte merken lassen wollen, waren seiner Mutter Worte doch nicht ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben. In Menschenkenntnis und Lebensklugheit erkannte er in der alten Dame immer noch seine Meisterin.

Er fand Thekla dort, wo seine Mutter sie verlassen hatte, im kleinen Gartensalon. Der Empfang von ihrer Seite war minder warm, als er es gewöhnt. Was es mit ihrer Zurückhaltung auf sich habe, wollte er schon herausbekommen! Man kannte doch die Frauen; wenn seine Mutter ihm das auch hatte anzweifeln wollen!

„Ich bin hierher geflogen, Thekla! Ich hatte solche Sehnsucht nach dir, mein Herz! Nun ist meine gute Mutter fort! Aber — du hast wohl gar geweint? Hat's was mit meiner Mutter gegeben — wie?"

„Leo!" sagte Thekla und sah ihn dabei groß und eindringlich an. „Warum hast du mir das nicht gesagt?"

„Was, mein Liebling?"

„Daß deine Mutter so über mich denkt!"

„Es tut mir leid, Thekla, furchtbar leid! Nimm's

nur nicht so tragisch! Sieh mal, meine Mutter ist eine Frau der alten Weltanschauung. Aber schließlich, du heiratest nicht sie, sondern mich! Das wird sich alles ausgleichen. Ihr beide werdet noch die besten Freunde werden. Laß uns nur erst mal verheiratet sein. Das sind so Stürme des Brautstandes."

„Ach, Leo, es wäre vielleicht besser . . ."

„Wie meinst du? Sprich, mein Kind!"

„Wäre es nicht besser, wenn wir auseinandergingen?"

„Thekla! — Ich glaube wirklich, du bist nicht ganz bei Sinnen! Deshalb, weil du ein Zerwürfnis gehabt hast mit meiner Mutter!"

„Ach, das ist es gar nicht. Damit bin ich längst fertig! — Ganz etwas anderes! — — Mir ist so bange! Ich weiß nicht, wie ich zu dir stehe, Leo!"

Sie bedeckte die Augen mit den Händen.

Leo betrachtete sie lächelnd. Wirklich, sie schien doch noch ein rechtes Kind! Das war es wohl, was seine Mutter ihre „Schrullen" genannt hatte? Ihn sollte das nicht bedenklich machen! Mädchenlaunen, weiter nichts! War es nicht eine reizende Zugabe von Unberechenbarkeit, die sie nur pikanter erscheinen ließ? — Er fühlte darin wie ein guter Reiter, den ein Pferd, das gar keine Untugenden hat, langweilt, weil es ihm niemals Gelegenheit gibt, seine Überlegenheit zu erproben. Wie er so stand, fiel sein Blick auf Haar und Hals der vor ihm Sitzenden. Der Kragen des losen Kleides ließ jene Stelle am Genick frei, wo das starke Haupthaar überging in ein Gekräusel von leichten Löckchen, die nur wie ein zarter Schatten die rosig durchschimmernde Haut bedeckten. Ein heißes Begehren stieg in ihm auf. Aber zur rechten Zeit fiel ihm noch seiner Mutter Warnung ein: daß Vorsicht

geboten sei. Er hielt sich zurück. Wozu vorgreifen? Sie war ihm ja sicher!

Er beugte sich zu ihr herab.

„Thekla!" flüsterte er mit gedämpfter Stimme an ihrem Ohre. „Meine Thekla! Sieh mich doch nur an!"

Sie sah auf mit dem Blicke eines verscheuchten Vogels.

„Was hast du, Thekla? Sage mir alles! Sieh mal, wir haben uns doch lieb — nicht wahr?"

„Wenn ich das nur wüßte, Leo! Mir ist alles unsicher geworden."

„Zweifelst du an meiner Liebe?"

„Leo, ich denke manchmal: du bildest dir nur ein, mich zu lieben."

„Närrchen, ich bin bei völlig klaren Sinnen! Ich weiß, daß ich dich über alles liebe und nie aufhören werde, dich zu lieben! Genügt dir das? Soll ich schwören?"

„Wir kennen einander so wenig!"

„Lernen wir uns nicht alle Tage besser kennen? Du bist nur ein wenig bange. Bin ich denn wirklich ein so schrecklicher Mensch — wie?"

„Nein, nein! Spaße nicht mit diesen Dingen, Leo! Ich sorge mich Tag und Nacht darum. Es kommt mir manchmal vor, als wären wir so weit voneinander entfernt. Aber ich kann auch nicht erklären, wie das ist! Nur eines weiß ich: wenn alles richtig wäre zwischen uns, dann dürfte es so nicht sein. Meine Tante Wanda sagte mir einmal, daß Mann und Frau etwas ganz Verschiedenes suchten in der Liebe. Ob es das vielleicht ist?"

„Wenn deine Tante gesagt hat, Mann und Frau sähen die Liebe unter verschiedenen Gesichtspunkten, so hat sie sehr recht gehabt. Ich bitte dich, Thekla, darin

liegt doch gerade der Reiz jeder Neigung, daß man verschieden geartet ist. Gegensätze ziehen sich an! Wäre es nicht höchst langweilig, wenn wir beide über jede Sache dasselbe dächten? Man spricht sich aus, man vergleicht seine Ansichten. Das ist gut so! Es kommt eben bei jeder Sache darauf an, wie man sie ansieht. Du siehst im Augenblicke alles trübe. Aber ich gebe dir mein Wort, Thekla, nicht eher verlasse ich dich, bis nicht deine lieben Augen wieder ganz hell sind."

Er lächelte ihr ermutigend zu. Thekla saß in Gedanken versunken. Ob er nicht recht hatte am Ende?

Es war, wie es schon so oft gewesen: seine männliche, kraftvolle Gegenwart übte einen starken Einfluß auf sie aus; ihre Energie, ihr Hoffen fühlten sich mit einem Male gehoben. Unwillkürlich wurde sein Wille der ihre. Als ob sie einen bangen Traum geträumt hätte, war es dann; im Morgenlichte lächelte sie beruhigt über das, was sie eben noch geschreckt hatte.

Wernberg störte sie nicht im Nachsinnen. Er wartete ruhig die Wirkung seiner Worte ab. Erst als er sie wiederholt seufzen hörte, trat er zu ihr. „Thekla, man muß wissen, was man will! Neulich warst du dir doch völlig klar! Man sagt nicht heute ‚ja' und morgen ‚nein!' Es gibt keine Treue auf Kündigung. An seinem Worte hält man fest; das gilt für Mann wie Frau!"

Er konnte nicht wissen, wie das, was er sagte, sich mit ihren Gedanken berührte. Thekla dachte an ein Wort, das Tante Wanda ihr sterbend zugerufen hatte: „Wenn dir einer begegnet, den du der Liebe wert findest, den halte fest über alles! Laß dich nie irre machen an einem Freunde!" — Verurteilte dieses Wort sie nicht geradezu? Warf er ihr nicht Halbheit vor, Lauheit, Untreue? —

Und was war ihr eigener Vorsatz gewesen, den sie in gehobener Stimmung gefaßt hatte: Lieben ohne Hintergedanken, ohne Rücksichten, ohne Furcht. Lieben um der Liebe willen!

Welcher Wunsch hatte sie denn beseelt, welches Ideal ihr vorgeschwebt in ihrer Mädchenzeit? Zu lieben, wenn der Rechte gekommen sein würde. Und nun war die große Zeit da, hier stand der Erwählte ihres Herzens, und wie fand er sie: ängstlich, zaghaft und matt! Was für eine Braut war das, die vor dem Glücke zurückbebte, die nicht zu ergreifen wagte, was sie selbst gewollt. Wahrlich, unsäglich klein mußte sie ihm erscheinen!

Sie senkte noch einmal das Haupt. Tief wollte sie nachdenken, tief in sich hineinblicken, mit dem eigenen Herzen Zwiesprache halten über diese große Frage. Was schrieb es ihr vor? Welches Gesetz lebte dort, ihr Dasein beherrschend von Anfang an? Was war ihr eigenes, tiefstes Bedürfnis, der heilige Zweck ihres Lebens? Ein Wort fand sie da geschrieben zur Antwort auf alle Fragen, eingebrannt mit glühenden Buchstaben in ihre Seele: Liebe!

Etwas von dem wunderbaren Lichte, das sie eben erschaut hatte, leuchtete noch aus ihren Augen, als sie jetzt aufblickte und ihm ein glückstrahlendes Gesicht zuwandte.

Er konnte nicht verstehen, was in ihr vorgegangen sei; mit schnellem Blicke erkannte er nur das heraus, was ihm im Augenblicke das Wichtige war: er hatte gesiegt.

„Nun sind deine Augen wieder ganz hell, Thekla!" sagte er.

„Leo! Willst du mir verzeihen?"

„Alles! Wenn du mich so ansiehst! Aber was bekomme ich zur Belohnung? Denn etwas will ich haben dafür, daß du mich so schlecht behandelt hast."

„Das will ich dir geben! Alles sollst du haben, was du nur willst!"

Sie warf sich ihm in die Arme und suchte seinen Kuß.

Viertes Buch.

I.

Frau Thekla befand sich in ihrem Schlafzimmer Die Schneiderin war bei ihr. Auf allen Möbeln, ja selbst auf dem Bett lagen Kleider, Umhänge, Mäntel und Taillen umher. Und immer noch mehr davon schleppte Hedwig herbei. Wernberg war auf einige Tage verreist. Seine Gattin benutzte die Gelegenheit, ihre Gesellschaftstoiletten einer gründlichen Musterung zu unterziehen. Man war schon mitten drin in der Winterszeit, aber die eigentliche Saison begann doch erst zu Neujahr.

Drei Winter hintereinander war Thekla nun schon als verheiratete Frau ausgegangen. Wenn es nach ihr gegangen wäre, hätte es damit gut sein können; eine Mutter gehörte doch eigentlich nicht auf Bälle! — Aber Leo war anderer Ansicht. Er hatte ihr wiederholt auseinandergesetzt, daß der Hof es ihnen ernstlich verargen würde, wenn sie sich ohne triftigen Grund hätten zurückziehen wollen. Außerdem sei man es sich selbst schuldig und schließlich auch dem Jungen, die tonangebende Stellung, die man innehatte, nicht aus Bequemlichkeit aufzugeben. Thekla hatte sich bisher noch immer diesem Wunsche gefügt, weniger weil seine Gründe sie überzeugt hätten, als vielmehr weil sie sah, daß, im geselligen Treiben zu stehen für ihn Lebensbedürfnis war.

Man hatte heute bereits ein gut Stück Arbeit hinter sich. Verschiedene Kleider waren anprobiert worden. Einige wurden als veraltet zurückgestellt, andere sollten aufgefrischt werden. Da war eine Taille zu verändern, von einer Robe waren die Spitzen abzutrennen und auf eine andere zu setzen, eine Sortie-de-Bal sollte modernisiert, ein seidenes Dinerkleid gereinigt werden. Alle diese Fragen erforderten Zeit.

Frau Thekla stand in Unterkleidern, einen Hermelinkragen über den bloßen Schultern, vor dem Gegenspiegel. Sie ließ sich ankleiden und auskleiden, an sich herum nesteln, stecken, glätten und probieren. Die beiden anderen Frauen, Schneiderin und Jungfer, knieten abwechselnd vor ihr, Nähnadeln mit Zwirn, Schere und Fingerhut in der Hand, Stecknadeln noch überdies zwischen den Lippen haltend. Hedwig kannte, seit ihre Heiratspläne so kläglich gescheitert waren, nur einen Ehrgeiz: ihre gnädige Frau jederzeit so angezogen zu sehen, daß sie alle anderen Damen ausstach. Die Schneiderin, Frau Santas, eine hagere Witwe, bediente ihre Kunden mit unterwürfiger Geschwätzigkeit, die auf kluger Berechnung beruhte. Sie war in die intimsten Verhältnisse der ersten Häuser eingeweiht, leistete Großes im Klatsch und verstand es, während sie die Damen zu unterhalten vorgab, ihre eigenen Geschäfte zu betreiben. Man probierte jetzt ein Hofkleid an, aus Seidenbrokat mit Courschleppe.

„Frau Baronin sind schlanker geworden, wir müssen das Kleid im ganzen enger machen," meinte die Santas, während sie mit Stecknadeln eine Falte absteckte. „Es ist so sehr verschieden bei den verheirateten Damen; manche bekommen ihre Figur nach ein paar Monaten schon wieder, andere verlieren sie auf Nimmerwiedersehen. Frau Baronin haben eigentlich erst Figur be-

kommen, seit — wie alt ist denn der Prinz jetzt — seit drei Jahren. Ich spreche immer: junge Mädchen anziehen ist keine Kunst, da kommt's ja schließlich auch nicht so drauf an; aber bei jungen Frauen da zeigt sich's, was eine kann. — — Den Ausschnitt müssen wir verändern. Man trägt übrigens jetzt keine Modestie mehr. Wenn man solchen Hals hat, wie Frau Baronin, ist das wirklich auch nicht nötig. Um jeden Zoll wär's schade! — Was manche Damen für Figuren haben! — Da ist diese Komtesse Nadelwitz, von der sie jetzt so viel Aufsehen machen. Die bestellt sich alles in Berlin, aber neulich kommt sie zu mir, als sie das Kostüm zur Gavotte schnell haben mußte. Ich sage, Frau Baronin, wie wir sie aufhefteln — mein Zuschneidefräulein war dabei — wir haben uns angesehen. — Ich sage Ihnen ..."

Thekla schnitt das weitere ab.

„Wollen sich Frau Baronin nicht mal von hinten sehen?" fragte die Santas. „Das Kleid sitzt wie neu. Ich spreche immer: eine gute Fasson ist nicht tot zu kriegen und eine gute Figur auch nicht!"

Frau Thekla betrachtete sich von allen Seiten im Stehspiegel und äußerte ihre Befriedigung. Schon wollte sie sich wieder auskleiden lassen, als ihr mit einem Male der Einfall kam: wie, wenn sie sich Gerdchen so zeigte. Er hatte sie noch nie im Ballkostüm gesehen; denn im vorigen Winter war er noch zu dumm gewesen, um irgendwas in sich aufzunehmen. Was er wohl für Augen machen würde, der kleine Kerl! —

Sie steckte sich schnell eine Brillantbrosche vor, tat einen Reiherstutz ins Haar, um die große Toilette zu vervollständigen. Dann nahm sie die Courschleppe über den Arm und bat Hedwig, die Tür zum Kinderzimmer aufzumachen.

Klein-Gerdchen saß im Kinderstühlchen an einem niederen Tisch, neben sich die Kinderfrau. Sie war dabei, ihm wohl zum zwanzigsten Male aus bunten Pappwürfeln einen Turm aufzubauen, und er brachte zum zwanzigsten Male dieses Monument durch einen Schlag mit der kleinen Faust zum Einsturz.

Der Junge starrte die lichte Gestalt, die sich jetzt zeigte, aus großen, unklugen Augen an. „Nu, Gerd, was is denn aber das?" rief die Wärterin. „Wird das nicht am Ende gar das Christkindel sein!" Die Mutter trat näher. Jetzt wurde sie erkannt. Ein beseligtes Lächeln ging über das Gesicht des Kleinen. „Mama!" rief er und klatschte in die Hände.

Sie ließ die Schleppe fallen und hob den Jungen aus seinem Stühlchen zu sich empor. Seine blonden Locken vermischten sich mit ihrem Haar, dem sie sehr ähnlich waren. Das Kind griff nach der Brillantbrosche: „Auch haben!" Das war sein Stichwort allem gegenüber, was ihm ins Auge fiel. Thekla zog ihm sanft das Händchen fort, damit er sich nicht stechen sollte. „Gerd, mein Liebling! Gefalle ich dir?" fragte sie ganz ernsthaft. Der Junge lachte sie an und machte Miene, nach dem Reiherstutz zu langen. „Auch haben!" Sie mußte das Haupt beiseite beugen, um seinen kecken Griffen zu entgehen. Nachdem Thekla das Kind abgeküßt und es der Wärterin zurückgegeben hatte, fragte sie: ob sie dem Papa etwas von ihm ausrichten solle in ihrem Briefe.

„Sprich!" soufflierte die Kinderfrau. „Sprich: Gerdchen läßt Papa schön grüßen. Wir sind sehr artig, und der Papa möchte schön gesund bleiben und recht bald wiederkommen!" Thekla nickte und winkte dem Jungen noch von der Tür aus zu. „Guckguck, Gerdchen"

Die Santas hatte inzwischen die Gelegenheit benutzt, wo die Herrin im Nebenzimmer war, der Jungfer eine Anzahl Musterbücher und Kataloge vorzulegen. Hedwig sollte helfen, ihre Dame zum Bestellen möglichst vieler und kostspieliger Toiletten zu bewegen. „Hier ist die neue Saison! Lauter Nouveautés!“ rief die Schneiderin, als Thekla zurückkam. „Frau Baronin brauchen verschiedenes.“ Thekla sah sich die Muster zerstreuten Blickes an; ihre Gedanken waren noch bei dem Jungen. „Ja, sehr nett!“ sagte sie, „aber ich bestelle nichts ohne meinen Mann.“ Die Santas lächelte. „Die anderen Damen suchen sich ihre Roben immer selbst aus!“ Es war ihr gar nicht recht, daß man die Entscheidung des Gatten abwarten wollte. Sie kannte Herrn von Wernberg; ihm konnte man so leicht nichts vormachen. Er wußte genau, wieviel Meter Stoff in einem Kleide steckten, und in Bezug auf den Preis war er sehr peinlich. Aber trotz alles Zuredens brachte sie die junge Frau nicht dazu, heute schon ihre Wahl zu treffen. „In ein paar Tagen kommt mein Mann zurück. Schicken Sie mir dann Ihre Proben, Frau Santas!“

Die Schneiderin ging. Thekla schlüpfte in ein Alltagskleid. Sie befahl Hedwig, Ordnung zu machen. Dann begab sie sich in ihr Wohnzimmer, denn sie wollte nunmehr den Brief an Leo schreiben.

Wernberg war zu seiner Mutter gereist. Die Exzellenz brauchte den Rat des Sohnes. Ihre zweite Tochter, die Gräfin Rieden, wollte sich von ihrem Manne scheiden lassen. Die Vermögensauseinandersetzung und die Frage, wem die Kinder zugesprochen werden würden, machte Schwierigkeiten. Die Gräfin weilte augenblicklich im Hause der Mutter. Leos

Aufenthalt bei den Damen war auf so lange vorgesehen, als er dort gebraucht werden würde. Thekla schrieb ihm jeden Tag, denn das verlangte er. Sie hatte bisher nicht viel zu berichten gehabt. Dem Jungen ging es gut, und auch sonst war im Hause alles in Ordnung. Heute konnte sie ihm wenigstens eine Neuigkeit erzählen: Sie war vormittags in einem Galanteriewarengeschäft mit der Herzogin zusammengetroffen, die in Begleitung einer Hofdame dort Einkäufe machte. Die Landesmutter hatte sie angeredet, sich nach Gerd erkundigt, kurz, war sehr liebenswürdig gewesen. Die Unterhaltung wurde Leo Wort für Wort wiedergegeben; Thekla wußte, daß ihn das mehr als irgend etwas anderes erfreuen werde.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, nahm die Mappe vor und wollte das Datum schreiben. Ja, was für ein Datum hatte man denn? Mechanisch langte sie nach dem zierlichen Buchkalender, den ihr ein Papiergeschäft zum letzten Neujahr als Reklame ins Haus geschickt hatte. Wie, heute der zehnte Dezember? Ihr Hochzeitstag! — Frau Thekla legte die Feder aus der Hand und lehnte sich zurück. Daß man so etwas einfach vergessen konnte! — Leo würde sicher auch nicht daran gedacht haben! Und es war doch erst vier Jahre her!

Was hatte sich nicht alles zugetragen seitdem! Menschen waren gestorben, neue dafür in ihren Gesichtskreis getreten. Die gute, alte Sidonie Wallamber lag auch schon draußen. Sie hatte noch Theklas und Leos Trauung in voller Munterkeit miterlebt; auf der Hochzeitsreise in Biarritz erhielten sie die Nachricht von Tante Sidoniens Heimgang.

Tante Sidonie — ihre Verlobungszeit — — wie

ihr das alles jetzt so sonderbar erschien, in dem gedämpften Lichte der Erinnerung! Eine ganz andere Person schien ihr die Thekla aus jener Zeit, mit anderen Empfindungen, Gedanken und Bedürfnissen. Früher war ihr Leben gewesen wie ein Gewässer, das Wind und Zufall da und dorthin getrieben hatten, jetzt wurde es eingeengt durch die steilen Ufer der Notwendigkeit; schneller, bewußter und tiefer schien es seinem Ziele zuzueilen. Kaum daß sie noch gefragt wurde oder daß sie sich selbst fragen durfte, was sie wolle; ein härteres Schicksal regierte sie jetzt, sie mußte vorwärts in einer ihr selbst unbekannten Richtung. Beschaulichkeit, Träumerei, jungfräulich empfindsames Sich-zurückziehen und -einpuppen in seine Gefühle gab es nicht mehr.

Wenn man der Thekla von damals gesagt hätte, daß sie schon im zweiten Jahre nach der Hochzeit ihr Obdach, Tante Wandas trauliches Häuschen, verlassen werde, um in ein modernes, großes, elegantes Gebäude zu ziehen, das Wernberg auf demselben Grundstück hatte errichten lassen!

Da drüben lag es, das alte, kleine, liebe Haus, in dem Wanda Lüdekind ihr Leben zugebracht und beendet hatte. Jetzt wohnte eine fremde Familie darin zur Miete. Eine Mauer war zwischen dem alten Hause und dem Gartengrundstück aufgeführt worden, weil Leo es nicht wünschenswert fand, daß die Mieter ihm in seine Parterrefenster blickten.

Thekla hatte nie wieder seit dem Umzuge in das neue Haus das alte betreten. Nur ihr Blick schweifte manchmal herüber, wenn sie, wie heute, an ihrem Schreibtische saß. Was hinter jener hohen Mauer jetzt vor sich gehe, wollte sie gar nicht wissen. Für sie lebten unter jenem Dache noch immer: Tante Wanda,

Reppiner und mancher andere alte Freund. Die Herrin jener besonderen Welt, Wanda Lüdekind, war gestorben, der Freundeskreis auseinandergeflogen. Von Reppiner, der in eine andere Stadt übergesiedelt war, hatte sie lange nichts mehr vernommen. Und sie selbst schließlich war auch nicht mehr die alte, nicht mehr Thekla Lüdekind, sondern Frau von Wernberg, etwas ganz anderes.

Sie saß eine ganze Weile so in Nachdenken versunken. Die Tinte in der Feder trocknete ein, der Briefbogen blieb unbeschrieben. Als die elektrische Klingel im Vorsaale erklang, schrak sie zusammen; so tief hatte sie sich in das Land der Vergangenheit verloren.

Hoffentlich würde Karl daran denken, daß ihm befohlen war, während der gnädige Herr verreist, keinen Besuch vorzulassen. Wider Erwarten trat der Diener ein und meldete: „Gnädige Fraus Mutter und der Herr Bruder!"

Die Mutter und Arthur! — Das war freilich etwas anderes! Frau Thekla eilte in den Vorsaal, um sie zu empfangen, rief dabei dem Diener zu, er solle das Kaffeezeug bringen.

Die beiden waren lange nicht dagewesen. Es herrschte zwischen Thekla und ihrer Familie, seit sie geheiratet hatte, kein allzu reger Verkehr.

Theklas Mutter trauerte. Sie war zum zweiten Male Witwe. Bei Sänger war ein altes Unterleibsleiden, das als verheilt gegolten hatte, von neuem aufgetreten. Seine Frau pflegte ihn bis zum letzten Atemzuge mit Aufopferung. Er war noch auf dem Totenbette der phrasenreiche, moralisierende, pedantische Herr, der er zeitlebens gewesen. An den Ernst seines Zustandes glaubte er keinen Augenblick. Leute wie er

können sich nun mal nicht vorstellen, daß die Welt ohne sie bestehen kann. Und als er schließlich gegangen war, bestand sie weiter ebenso gut, wenn nicht besser. Wer hätte sich auch um diesen selbstzufriedenen Mann ernsthaft grämen sollen? — Seine Frau betrauerte ihn zwar, aber es war ein Schmerz, der nicht hinabreichte bis in die Tiefen des großen Leids. Ja, in der Trauer an diesem frischen Grabhügel dachte sie mehr an den ersten Gatten, als an ihn. So geht es: alte Wunden öffnen sich nach Jahren und fließen über, stärker als da sie geschlagen wurden; ein Zeichen vielleicht, daß sie ihrer Zeit nicht genug geblutet haben.

Frau Sänger war zu ihrem Sohne gezogen. Arthurs Familie hatte sich inzwischen um zwei weitere Kinder vermehrt. Ella stand mit ein paar Jungens und einem Mädchen, was Kinderreichtum anlangte, an der Spitze der Familie. Ein viertes wurde erwartet.

Agnes besaß zwei Knaben. Übrigens war Seeheim kürzlich in die nächstgrößte Stadt des Landes versetzt worden.

Wernberg und Arthur waren einander nie sonderlich grün gewesen. Arthur machte dem Gatten seiner Schwester Hochmut und Eigennutz zum Vorwurf; Leo dagegen rümpfte die Nase über Arthur, der es in seiner Indolenz nie zu etwas bringen werde.

Am meisten unter diesem kühlen Verhältnis litt Thekla. An ihr vollzog sich das, was jede junge Frau erleben muß: sie war durch die Heirat den Ihren entfremdet worden, gehörte nun unwiederbringlich dem Familienkreise ihres Mannes an.

Sie freute sich, daß Arthur sie wieder mal aufsuchte, und daß er gar die Mutter mitbrachte, war ihr doppelt willkommen. Daß Leo nicht anwesend, schien

nur gut; da brauchte man wenigstens keine Auseinandersetzungen zwischen den Schwägern zu befürchten.

„Nun wollen wir recht gemütlich sein!“ sagte Thekla, als sie die beiden in ihr Zimmer geführt hatte. „Mama, du wirst doch ablegen! Erst wird Kaffee getrunken und später lasse ich Gerdchen kommen Arthur hat den Jungen seit einem Jahr, glaube ich, nicht mehr angesehen.“

„Ach weißt du, Thekla, nimm mir's nicht übel!“ erwiderte Arthur, „aber ich genieße von dem Artikel: kleine Kinder, zu Haus so viel, daß ich ganz zufrieden .bin, mal nichts von ihnen zu sehen und zu hören Zwei liegen jetzt glücklich bei uns im Zahnen. Es ist ein Doppelkonzert, zum Davonlaufen!“

„Die arme Ella! Könnt ihr denn die Schreihälse nicht umquartieren?“

„Das kannst du sagen, mit einem Kind und einem Dutzend Zimmern! Unsereins muß sich die Ohren mit Geduld verstopfen.“

Man hatte sich gesetzt. Es war für Thekla so wunderlich, die Mutter wieder in Witwentracht zu sehen. Wie hatte die arme Frau sich im Laufe der letzten Jahre verändert! Fast nichts mehr erinnerte daran, daß sie ehemals eine frische, stattliche Erscheinung gewesen war, auf die man den Eindruck „hübsch“ hatte anwenden können. Wie grausam war das alles zerstört! Die Anmut gewichen, und als Ersatz nicht einmal der Stempel der Eigenart da. Für Thekla hatte dieser natürliche Prozeß, den sie Schritt für Schritt an ihrer Mutter beobachtete, etwas unendlich Wehmütiges. Ob man auch mal so werden würde?

Arthur hatte sich gegen früher eigentlich verjüngt; die Ehe bekam seinem inneren und äußeren Menschen

gut. Er trug einen Backenbart, sein Haar begann sich zu lichten. Es war keine Frage, er wurde seinem Vater ähnlicher mit jedem Jahre.

Karl brachte das Kaffeezeug. Es war das Silber, welches Sidonie von Wallamber dem gegebenen Versprächen gemäß ihrem Neffen Leo vermacht hatte.

Frau Sänger tat das, was sie immer zu tun pflegte, wenn sie bei ihrer Tochter Thekla zu Besuch war: sie bewunderte alles, was ihr in die Augen fiel, wahllos: die Wohnung, die Möbel, die Nippessachen, die Bilder.

„Und wie die Sachen bei euch gehalten werden! So blankes Silber habe ich niemals erreichen können. Euer Diener muß das Putzen ausgezeichnet verstehen."

„Ja, dafür hat ihn auch Leo angelernt, Mama!"

„Was für eine beneidenswerte Frau du bist, Thekla!" rief die Mutter in Ekstase. „Dein Mann nimmt dir alle Sorge um das Hauswesen ab. Freilich, man muß ja auch bedenken, wieviel du ihm zugebracht hast!"

Thekla schüttelte unwillig den Kopf; sie liebte es durchaus nicht, wenn ihre Mutter darauf zu sprechen kam.

Arthur hatte inzwischen das Porträt seines Vaters unverwandt betrachtet.

„Weißt du, Thekla," meinte Arthur, „um nichts beneide ich dich, außer um dieses Bild. Das ist doch etwas Einziges! Alle Photographien und was es sonst gibt, kommen dem nicht nahe."

Die Witwe wandte sich um; das Porträt hing hinter ihr. Auch Thekla betrachtete das ihr so wohlbekannte Meisterwerk. Es herrschte für eine Zeit zwischen den dreien tiefe Stille. Das Leben, das sie so weit auseinander geführt hatte, schien sie einmal wieder ihre Zusammengehörigkeit fühlen lassen zu wollen.

„Wenn man in der Lage wäre, sich das malen zu lassen!“ sagte Arthur und seufzte.

„Arthur, ich lasse das Bild für dich kopieren!“ rief Thekla. „Der Maler lebt noch. Er übernimmt den Auftrag sicher! Dann hat's die Mutter auch gleich mit. Was sagt ihr dazu? —

„Thekla, das wäre herrlich von dir!“ erwiderte Arthur.

„Wenn es nur dein Mann erlaubt,“ fiel die Witwe ein. „Ich glaube, solche Kopie kostet am Ende gerade so viel wie das Original. Ich habe keine Ahnung, was Wanda damals bezahlt hat.“

„Das ist doch nicht unsere Sache, Mutter!“ sagte Arthur halblaut.

„Ich meine nur, weil Wernberg doch nun mal so genau ist. Ich möchte nicht gern, daß Thekla Unannehmlichkeiten davon hätte!“

„Nun, ich hoffe, daß Wernberg so viel Takt besitzen wird, sich darein wenigstens nicht zu mischen.“

„O, sprecht doch nicht so!“ rief Thekla gequält.

Es entstand wieder eine Pause. Jedes hatte seine eigenen Gedanken. Die Zusammengehörigkeit war eben doch nur ein kurzer Schein gewesen. Im Grunde war man sich sehr fremd. Jedes von ihnen war seinen eigenen Weg gegangen. Die natürlichen Bande, die sie eine Zeit lang zusammengehalten hatten, zerfielen unaufhaltsam.

„Wir sind eigentlich in einer ganz bestimmten Absicht hierher gekommen, Thekla, mit dir etwas zu besprechen,“ sagte Arthur und blickte dabei die Mutter fragend an. Die Mutter nickte ihm beistimmend zu.

„Also zunächst das Erfreuliche: ich bin nun endlich Regierungsassessor geworden.“

„Das ist ja herrlich, Arthur! Da wünsche ich dir von Herzen Glück!" rief Thekla und reichte dem Bruder die Hand. Sie wußte, daß er schon seit einiger Zeit sehnlichst auf Beförderung wartete.

„Die Sache hat allerdings noch einen Haken," fuhr er fort. „Ich bin nämlich gleichzeitig versetzt worden."

„Ihr wollt fort von hier!"

„Und das ziemlich schnell! Ich muß schon binnen heute und vierzehn Tagen antreten."

„Nun und bist du denn zufrieden?"

„Ja und nein! Man geht natürlich nicht leichten Herzens von dem Orte, wo man seine Jugend zugebracht hat. Aber auf der anderen Seite sehe ich auch manches Gute. Das Leben in H . . . . . soll billiger sein als hier und die gesellschaftlichen Ansprüche nicht so groß. Dann haben wir dort Seeheims. Die Mutter wird auch mit uns gehen, hat sie gesagt."

„Mama, du willst verziehen?" rief Thekla.

„Ja, mein Kind, ich habe mich dazu entschlossen. Obgleich es einem ja schwer wird, sich zu trennen, vor allem von den Gräbern. — Aber Arthur hat ganz recht, wenn er sagt: außer der Erinnerung haben wir doch eigentlich nichts hier, was uns fesselt."

„Denkt ihr denn gar nicht an mich? — Wenn ihr nun auch noch geht, dann habe ich niemanden hier von meiner eigenen Familie!"

Mutter und Sohn sahen sich von neuem mit einem Blicke des Einverständnisses an. Dann sagte Arthur: „Gewiß ist es schade, daß die Familie so ganz auseinander gerissen wird. Aber während der letzten Jahre haben wir so wie so nicht viel von dir gehabt, Thekla! Daß du daran nicht schuld bist, wissen wir. Du hast dich

zu deinem Manne gehalten, und das ist ganz in der Ordnung so. Wernberg — du entschuldigst ein offenes Wort — Wernberg hat uns niemals irgend was von Verwandtschaftlichkeit durchblicken lassen, eher das Gegenteil!"

Thekla schwieg zu dem, was der Bruder sagte. Obgleich er sie von Schuld frei sprach, trafen sie seine Worte doch. Der Vorwurf blieb bestehen, daß es ihr nicht gelungen war, zwischen ihrer Familie und Leo ein besseres Verhältnis herzustellen.

„Und auch darum ist es gut, daß wir gehen," fuhr Arthur fort. „Für mich war das Gefühl, stets über die Achsel angesehen zu werden, nicht gerade angenehm. Von Ella gar nicht zu reden! Und für die Mutter bedeutete es einen immerwährenden Kummer; das hört nun auf! — Ich weiß übrigens einen, der sich mehr als wir alle über meine Versetzung freuen wird; das ist dein Herr Gemahl selbst."

„Nein, Arthur!" rief Thekla, „du tust ihm unrecht." Irgendeine Verdächtigung gegen ihres Mannes Gesinnung wollte sie nicht ertragen, auch von ihrem Bruder nicht. „Du bist nicht gerecht, keines von euch ist es gegen Leo. Ihr haltet ihn für egoistisch, ich weiß das! Aber er ist ganz anders, als ihr denkt!"

„Gut, gut, du stehst für deinen Mann ein! Das wird dir niemand verdenken. Ich habe meine eigene Ansicht, und die werde ich so leicht nicht ändern."

„So sag's doch nur offen heraus, was du denkst!" rief Thekla erregt. „Ich kenne ja eure Ansicht, die Ansicht der ganzen Familie!"

„Aber Thekla, wie kannst du das nur so auffassen!" fiel hier die Mutter ein. „So hat es doch Arthur gar nicht gemeint!"

„Ich finde den Verdacht niedrig! Und ich fürchte, Leo hat etwas gemerkt von eurer Denkweise. Ist es denn ein Wunder, wenn er sich gegen euch abschließt, da er solcher Gesinnung begegnet?"

„Du übertreibst, Thekla!" rief Frau Sänger. „Wir haben uns ja damals alle sehr gefreut, als Herr von Wernberg dich nahm. Er war ein Mann, der jedem Mädchen gefallen konnte! Aber daß du eine gute Partie bist, darüber kann doch auch kein Zweifel sein!"

„Ich will davon ein für allemal nichts hören, Mama!" sagte Thekla und setzte sich gerade auf. „Du kannst dir einfach nicht vorstellen, wie mich so etwas demütigt!"

„Ich habe dich nicht kränken wollen, mein Kind!" erwiderte die Witwe. „Arthur, sage du mal, was wir eigentlich wollen."

„Wir kommen mit einer Bitte, Thekla! Du hast es mir damals in großherziger Weise ermöglicht, zu heiraten. Dafür kann ich dir nicht dankbar genug sein. Natürlich ist es nach wie vor mein Streben, deine Unterstützung mit der Zeit einmal fortfallen zu sehen. Aber soweit ist es jetzt leider noch nicht! Vielleicht wird dein Mann denken, daß durch meine Beförderung sich unsere Verhältnisse wesentlich gebessert hätten. Dem ist nicht so. Mein Gehalt? — Du lieber Gott, wenn man drei Kinder hat! — Natürlich trägt ja die Mutter das Ihre mit zu unserer Wirtschaft bei; aber du weißt ja: es ist nicht viel, was sie noch besitzt."

Thekla, längst unruhig geworden, unterbrach ihn: „Ich möchte wissen, Arthur, wozu du mir das erzählst!"

„Ich halte es für meine Pflicht, dir genau zu sagen, wie es mit uns steht, da ich dich bitten will, mir das, was du uns damals zugesagt hast, noch eine

Weile fort zu gewähren, bis ich in gesicherten Verhältnissen sein werde."

„Es ist ganz selbstverständlich, Arthur, daß alles genau bleibt, wie es gewesen. Und ich begreife bloß nicht, warum darüber so viele Worte verloren werden müssen."

„Doch, Thekla, darüber muß gesprochen werden! Du bist immer sehr generös gewesen. Aber vergiß nicht, daß du verheiratet bist. Ich vermute, nein, ich weiß es, daß Wernberg es mit anderen Augen ansieht."

„Arthur, ich könnte dir wahrhaft böse sein!"

„Bitte, versetze dich mal in meine Lage, liebe Schwester! Das Bewußtsein, von jemandem abzuhängen, hat immer etwas Demütigendes. Du darfst mir das nicht falsch auslegen; dir gegenüber empfinde ich davon nichts. Aber der Gedanke, daß mein Schwager den Zuschuß vielleicht wie eine Art höheren Almosens auffaßt, ist mir schrecklich; das mußt du verstehen, Thekla!"

„Nun, darauf erwidere ich dir, Arthur, daß Leo einer Auffassung, wie du sie ihm unterschiebst, nicht fähig ist. Noch nie hat er eine Äußerung mir gegenüber fallen lassen, wonach er mißbilligte, was ich dir damals versprochen habe. Und ich weiß ganz genau, er wird sie auch in Zukunft nicht tun! Dazu ist er viel zu vornehm und viel zu zartfühlend vor allen Dingen!"

„Ich will dir nicht widersprechen, Thekla! Du mußt schließlich deinen Mann am besten kennen. Jedenfalls müssen wir dir dankbar sein für das, was du fortgesetzt an uns tust."

Damit sah man diese Angelegenheit als erledigt an, und das Gespräch wandte sich anderen, erquicklicheren Dingen zu.

II.

Wernberg kam mit dem Nachtschnellzuge zurück. Er hatte seiner Frau geschrieben, sie möge nicht etwa aufbleiben, ihn zu erwarten. Frau Thekla gab also Befehl, daß im Eßzimmer ein Gedeck aufgelegt werde und daß Karl heißes Wasser bereit halte, falls der gnädige Herr bei seiner Rückkehr noch Tee verlangen solle. Sie überzeugte sich, daß in Leos Schlafzimmer, von dem ihren durch den Baderaum getrennt, alles so sei, wie er es liebte. Dann begab sie sich zu Bett.

Mitten in der Nacht erwachte sie zu jener Art von Halbwachen, wo dem Geiste die Energie fehlt, den Körper zur Regsamkeit zu bewegen. Sie vernahm Schritte auf dem Gange vor ihrer Tür. Das Gepäck wurde vorbeigeschleppt. Sie erkannte die Stimme ihres Gemahls, wie er Befehle erteilte, und das: „Untertänigst Gutenacht!“ des Dieners.

„Gott sei Dank, Leo ist zurück!“ dachte sie und war gleich darauf wieder eingeschlafen.

Am nächsten Morgen, als Hedwig bereits die Vorhänge zurückgezogen und ihrer Herrin die Tasse Tee, die sie im Bette zu trinken pflegte, gebracht hatte, hörte Frau Thekla an dem Strömen und Brausen des Wassers nebenan, daß Leo sich dusche. Dann donnerte es gegen die Tür mit:

„Guten Morgen! Wie geht's? Den Jungen habe ich schon gesehen!“

Nach einiger Zeit erschien Wernberg in der Tür, mit gerötetem Hals, Kopf und Schultern, bis unter die Arme in einen Bademantel gehüllt.

„Guten Morgen noch einmal! Beeile dich, mein

Herz, daß ich dich beim Frühstück sprechen kann. Ich muß vormittags zum Minister! Gestern abend fand ich eine Note von ihm vor; er will mich sprechen. Mach ein bißchen, hörst du!" Damit verschwand er von der Tür.

Seinem Wunsche gemäß erhob sich Thekla. Sie war nicht ganz zufrieden mit dieser Begrüßung. Nachdem er eine ganze Woche weg gewesen war, hätte er doch etwas herzlicher sein können, sie mit einem Kusse wecken, was Netteres zu ihr sagen! Obgleich er heute zum Minister sollte, wäre das wohl noch kein Zeitraub gewesen! Aber er war nicht für „Gefühlsduseleien" eingenommen, wie er selbst sagte.

Als Thekla eine halbe Stunde darauf ins Eßzimmer trat, saß Leo am Tisch, fertig mit Frühstücken. Er war bei der Zigarre und in die Morgenzeitung vertieft. Über dem gestreiften Hemde trug er eine bunte Pekesche, die noch aus seiner Korpsstudentenzeit stammte. Seine Figur hatte sich fast gar nicht verändert, da er sich, um nicht stark zu werden, einer gewissen Diät befleißigte. Seinem Gesichtsschnitt konnten die Jahre nicht viel anhaben. Nur grauer war er geworden; dagegen tat er nichts, weil das Silber, wie er wußte, gut zu seinem bronzefarbenen Teint stand.

Leo erhob sich, als er seine Frau eintreten sah, küßte ihr die Hand und ließ sich von ihr umarmen. Dann trat er ein wenig zurück, musterte sie und sagte: „Du siehst famos aus, wie immer!"

Das Ehepaar setzte sich einander gegenüber an den Tisch.

„Ich war gestern abend in starker Versuchung, zu dir hereinzukommen, mein Schatz," meinte er vertraulich lächelnd. „Aber — es war schließlich vernünftiger. Meinst du nicht auch?"

Thekla errötete und bat, er möge ihr nun von seiner Mutter erzählen.

„Die gute Mama! Sie ist, Gott sei dank, rüstig soweit; läßt dich natürlich grüßen. Mancherlei Verdruß hat sie. Tessis Scheidung reißt sie mächtig herum. Ich glaube, seit vielen Jahren ist nichts in der Familie passiert, was ihr so gegen den Strich gegangen wäre!"

„Die Arme! Es muß für ihren Mutterstolz sehr hart sein."

„Erstens das! Und dann kommen jetzt noch allerhand Schwierigkeiten dazu. Jedenfalls war es sehr gut, daß ich kam! Tessi hat den Kopf total verloren und war darauf und dran, sogar Mama aus der Contenance zu bringen."

„Dann muß es allerdings schlimm sein!"

„Sobald Tessi von ihrem Manne spricht, ist es aus mit Erziehung und Haltung und allem. Sie zittert am ganzen Leibe und gerät in Weinkrämpfe. Rasend eifersüchtig ist sie; man hat das früher gar nicht so gewußt. Denke dir, sie hat Nieden vor aller Welt Szenen gemacht, ihn geradezu blamiert, ihm Sottisen gesagt in Gesellschaft! Kurz, es ist nicht mehr schön gewesen! Ganz Berlin spricht davon. Man lacht sie aus und gibt ihm recht. Hätte sie sich zu beherrschen verstanden, würde es umgekehrt sein."

„Und was soll denn nun werden?"

„Scheiden müssen sie sich lassen! Besser sie hätten es längst getan, dann wäre der Eklat minder arg gewesen. Scheidung wegen Ehebruchs klingt niemals schön! Wenn's noch hieße: wegen unüberwindlicher Abneigung; aber das geht nun nicht mehr, Tessi hat zu laut gesprochen."

„Was sagt deine Mutter dazu?"

„Sie nimmt natürlich Tessis Partei.“

„Das wird wohl jede Frau tun!“

„Ach, mein gutes Kind, moralische Entrüstung ist sehr schön! Man kommt nur im praktischen Leben nicht weit damit. Was Nieden getan hat, ist nicht nett; ich bin der Letzte, ihn in Schutz zu nehmen! Aber die Schuld liegt auch hier auf beiden Seiten. Tessi hat immer was Rechthaberisches gehabt. Man sagt, sie sei von den dreien unserer Mutter am ähnlichsten; leider ist sie aber nicht so klug wie Mutter. Niemals hat sie sich in ihren Mann zu finden gewußt. Das hat ihn verdrossen und schließlich gelangweilt. Da hat er sich dann anderenorts schadlos gehalten. Die alte Geschichte! — Ich muß sagen, seitdem ich mit Nieden selbst gesprochen habe, sehe ich die Sache ganz anders an!“ —

„Du mit Nieden gesprochen! — Wann denn?“

„In Berlin, vorgestern! Eine Nacht hin, die nächste zurück — macht netto einen Tag in Berlin! Ursprünglich wollte ich mit ihm nur per Rechtsanwalt verhandeln; aber schließlich habe ich's doch persönlich abgemacht. Und das war besser so! Nieden ist au fond doch ein anständiger Kerl! Wir haben vernünftig gesprochen. Er war zu jeder Art Satisfaktion bereit, wenn ich's verlangt hätte. Aber wozu? — Noch größeren Skandal und für Tessi kein besseres Resultat. Nein, das hätte keinen Zweck gehabt! Nieden ist momentan ziemlich zerknirscht; sein Chef hat nämlich was von Strafversetzung verlauten lassen, und Majestät, dem die Sache zu Ohren gekommen ist, soll Wut schnauben. Kurzum, mein Nieden war kleinlaut, und ich hatte leichtes Arbeiten. Tessi hat den Gewinn davon; ich habe was ganz Nettes für sie herausgeschlagen.“

„Leo, wie soll man das verstehen?“

„Sehr einfach! Tessi will weiter leben. Nun hat sie doch so gut wie nichts, und Nieden ist reich. Ich habe ein Abkommen mit ihm getroffen, unbeschadet der gerichtlichen Abmachungen, wieviel er ihr in Zukunft Unterhalt gewähren soll. Ich kann nur so viel verraten: meine Schwester ist nicht schlecht gefahren dabei."

„Wie furchtbar häßlich das alles ist! Hat deine Schwester das angenommen?"

„Gott sei Dank, so betört ist Tessi doch nicht, daß sie einen klaren Vorteil ausschlüge. Es ist immer besser, solche Sachen werden unter Kavalieren abgemacht, als daß man sein Recht im Prozeßwege erstreitet. Ich bin sehr zufrieden mit dem, was ich erreicht habe. Aber, du machst ein so bedenkliches Gesicht, meine Maus!"

„Ich kann mich darein wirklich nicht finden, Leo."

„Merkwürdig, daß euch Frauen der Sinn für Realitäten so völlig versagt ist! Hätte ich Tessi und meine Mutter gewähren lassen, dann wäre nichts dabei herausgekommen als ein Familienskandal, und wer weiß, wie Tessi pekuniär abgeschnitten hätte!"

„Daß man bei einem solchen Falle an Geschäfte denken kann, ist mir unbegreiflich!"

„Mein gutes Kind, deine Denkweise macht dir alle Ehre. Als Frau hast du sogar die Pflicht, so zu denken."

„In so wichtigen Fragen sollten, meine ich, Männer und Frauen dasselbe denken!"

„Um Gottes willen nicht moralisch, Thekla! Ich kann so was zum frühen Morgen gar nicht vertragen; und vollends nicht, wenn ich zum Minister soll! — Es wird übrigens Zeit, daß ich mich anziehe!"

* *
*

Nicht lange nachdem Wernberg fort war, wurde Frau Thekla ans Telephon gerufen, das sich im Arbeitszimmer des Hausherrn befand. Leo sprach vom Ministerium aus zu ihr, teilte ihr mit: der Minister habe ihn eingeladen, zum Lunch zu bleiben. Er werde erst am späten Nachmittage wiederkommen, da er massenhafte Arbeit vorgefunden habe. Sie solle also mit dem Essen etwa von sechs Uhr ab auf ihn warten.

Thekla war es im Grunde recht, daß er nicht so bald wiederkam. Sie befand sich in keiner glücklichen Stimmung; das Gespräch vom Morgen wirkte nach.

Dann schoben sich andere Eindrücke dazwischen. Die Kinderfrau berichtete, daß Gerdchen etwas gehustet habe. Thekla bereitete eigenhändig den Tee für ihn, der schon so oft geholfen hatte. Mit der Köchin ward die Veränderung des Menus besprochen, welche durch Leos Tagesplan nötig wurde. Schließlich fand sie, daß sie auch noch Blumen nötig habe für den Tisch. Sie ging daher in die Stadt.

Gegen Abend kleidete sich Thekla um. Wernberg liebte es, seine Frau, wenn spät gegessen wurde, in Toilette zu finden. Er selbst legte den Frack an, auch wenn sie ganz allein waren.

Man traf sich im Salon. Leo war in aufgeräumter Stimmung. Er bat Thekla um Entschuldigung, daß er ihr durch Verlegung des Essens Störung verursacht habe. Dann trat Gerd auf. Zu Ehren des Tages war ihm sein bestes Kleid angelegt worden. Die Kinderfrau ließ ihn das neueste Kunststück vormachen, militärisch zu grüßen und zu marschieren.

Der Tisch war festlicher als alltags. Thekla hatte eine prächtige pontische Azalie für das silberne Mittelstück besorgt; Leo wußte so etwas zu würdigen. Er

erzählte noch immer von seinem Aufenthalt bei der Mutter. Die Scheidungsangelegenheit seiner Schwester berührte er nicht wieder.

Von Leos Mutter konnte Thekla nie genug hören. Man sah sich nicht allzu häufig. Auch jetzt war das Verhältnis der Exzellenz zur Schwiegertochter kein geradezu herzliches zu nennen. Aber seitdem Gerd geboren und die Wernbergsche Familie damit einen Stammhalter besaß, achtete die alte Dame Thekla anders als früher. Von der Zärtlichkeit, die sie als echte Großmutter für den Enkel empfand, fiel für die Gattin ihres Sohnes gelegentlich doch auch ein Brosämlein ab.

Dann kam Wernberg wieder auf seine Berliner Fahrt zu sprechen. Er hatte eine Menge unternommen dort an dem einen Tage. „Du weißt ja, wie es in Berlin ist; man sieht alle Welt und ist sofort wieder mitten drin!“

Leo Wernberg kannte Berlin gut. Er hatte einige Semester dort studiert und war später ein paar Jahre lang als Legationssekretär in der Reichshauptstadt gewesen. Auch jetzt noch gab er die Fühlung mit Berlin nicht ganz auf.

„Bin aber doch froh, daß wir nicht in Berlin sind, Thekla! Bleibt nun mal eine eigene Luft, die Berliner Luft! Ein Zusatz von Parvenuhaftigkeit und Protzentum ist immer drin zu verspüren. Merkwürdig, die anständigsten Menschen, wenn sie eine Zeit lang in Berlin gewesen sind, bekommen etwas Streberhaftes. Wer seine Ellenbogen dort nicht gebraucht, fällt einfach unter den Tisch. Da lobe ich mir unser Dorf hier! Bei uns geht alles in der guten, altbewährten Weise: ancien régime! Das Streben lohnt sich gar nicht hierzulande, es sind ja alle

Posten in festen Händen; wer nicht dazu gehört, kommt nicht rein! Nein, ich mag nicht nach Berlin, selbst wenn dort mal eine Vakanz entstehen sollte. Lieber der erste in meinem Dorfe, als — nun sagen wir mal: als der zehnte in diesem Millionennest!"

„Wäre denn irgend welche Aussicht, daß wir nach Berlin müßten, jemals?"

„Davon gesprochen ist schon worden! Unser alter Wendelsloh sitzt ja ziemlich fest im Sattel, aber er hat einen großen Fehler für einen Gesandten, er hört schwer; und dabei will er durchaus den Hellhörigen spielen! — Allzulange wird er's wohl nicht treiben, aber ich will sein Nachfolger nicht sein. Mir gefällt's hier. Unser Haus können wir auch nicht auf den Rücken nehmen und nach Berlin tragen. Wenn's auch manches Verlockende hat; der Kaiser, das Corps diplomatique die größeren Verhältnisse; aber man hätte dort nicht den Einfluß, den man hier besitzt. Was würde man schließlich davon haben? Ein paar große Orden vielleicht! Dafür käme man hier aus allem heraus. Ich will dieses Eisen trotzdem im Feuer behalten. Schon daß die Leute sich einbilden, ich erstrebte den Posten, ist was wert. Der Minister hat ordentlich Angst, daß er mich auf diese Weise verlieren könnte. Ich lasse ihn auf dieser falschen Fährte jagen. Er war übrigens heute wieder von einer fabelhaften Liebenswürdigkeit, der gute Minister! Er rührt mich! Bei einem Staatsmanne ist Gutmütigkeit ein Fehler', ein wirklich großer Fehler!"

So plauderte Wernberg. Thekla war nicht übermäßig aufmerksam. Bei ihr war das Interesse für die öffentlichen Angelegenheiten immer noch nicht erwacht, obgleich sie |die Frau eines Staatsbeamten war. Sie

freute sich, daß Leo in diesen Dingen aufging, daß er Anerkennung fand, daß er Gelegenheit hatte, seine Gaben zu verwerten. Aber persönlich hegte sie nicht den geringsten Ehrgeiz. Jedes neue Wort, das Gerdchen zu sagen imstande war, interessierte sie mehr als die Vorgänge, von denen Leo solches Aufheben machte.

Heute hatte sie noch eine ganz andere Abziehung für ihre Gedanken. Leo wußte doch noch gar nichts von dem Gespräch, das sie neulich mit Arthur und ihrer Mutter gehabt hatte, wußte noch nichts von Arthurs Versetzung, von dem Entschlusse ihrer Mutter, wegzuziehen, und was alles damit zusammenhing.

Beim Kaffee, den man im Salon nahm, fing sie davon an.

Sie erzählte, wie sehr sie sich freue, daß Arthur nun endlich befördert worden sei, erwartend, daß ihr Mann diese Freude teilen werde. Wernberg lächelte. „Ja, Schatz, denkst du denn, daß ich davon nichts gewußt habe?"

„Du hast's gewußt und mir nicht gesagt? Das finde ich nicht nett von dir, Leo!"

„Nicht bloß gewußt habe ich's, mein gutes Kind!" sagte Wernberg mit Überlegenheit. „Ich habe es veranlaßt. Arthur kann sich bei mir für seine Beförderung bedanken."

„Bei dir?"

„Arthur hat keinen Unternehmungsgeist. Im übrigen ist er ja ein ganz guter anständiger Kerl. Er muß mal raus hier sonst versimmpelt er vollständig! Ich habe ein Wort zu seinen Gunsten mit dem Ministerialrat gesprochen, der die Versetzungen macht."

„Dann wärest du also an seiner Versetzung schuld?"

„Thekla, in solchem Falle gibt es keine Wahl für

einen Beamten. Man hat anzunehmen, was einem geboten wird. Die Stelle war gerade frei. Und, wie gesagt, ich kann es für Arthur nur gut finden, wenn er endlich von hier weg kommt!"

„Wenn Arthur ahnte, wie das zusammenhängt!"

„Laß ihn nur bei seinen Illusionen! Über das, was ich dir eben erzählt habe, brauchst du ihm nichts zu sagen; hörst du, Thekla? Er denkt womöglich sonst, daß ich ihn weggelobt habe! Daß ich ihm gerade heiße Tränen nachweinte, will ich nicht behaupten!"

„Und was das für mich bedeutet, danach fragst du gar nicht? — Nun habe ich niemanden von meiner Familie mehr hier, denn meine Mutter hat sich entschlossen, mit ihnen zu gehen."

„Deine Mutter geht!" Er sprang dabei vom Stuhle auf. „Du hast ihr doch hoffentlich nicht abgeredet?"

„Leo!" —

„Liebes Kind! Ich habe ja alle mögliche Liebe und Verehrung für deine Mutter, aber — passons la dessus! Ich wünsche den Deinen alles Gute. Sie werden sich sicher in H . . . . viel besser befinden als hier. Man ist dort anspruchsloser, schon weil kein Hof da ist. Auch ist mit Arthurs Beförderung eine Gehaltserhöhung verbunden, das weißt du wohl? Und schließlich habe ich dafür gesorgt, daß ihm die Umzugskosten ersetzt werden, was sonst nicht üblich ist. Du kannst nicht klagen, Thekla, daß ich nichts für deine Familie täte! Ich denke, sie werden nun endlich auskommen können mit dem, was sie haben, und nicht mehr dir auf der Tasche liegen. Es wäre wirklich die höchste Zeit, daß dieser unschöne Zustand aufhörte! Ich dächte, es müßte für Arthur selbst, wenn er nur etwas Ehrgefühl besitzt, bedrückend sein."

„Ich kann dir versichern, Leo, er leidet schwer genug darunter! Aber nicht, daß er von mir die Unterstützung annehmen muß, bedrückt ihn, nein: daß er fürchten muß, von dir deshalb über die Achsel angesehen zu werden, ist das Peinliche für ihn. Er hat mir's selbst gestanden. Aber ich glaubte, ihm erwidern zu können, daß du ihm die Unterstützung gönntest!"

„Vom Gönnen oder Nichtgönnen ist garnicht die Rede. Der Fall liegt furchtbar einfach! Dein Bruder hat das Seine als Student vertan. Anstatt nun, was das Vernünftige gewesen wäre, ledig zu bleiben oder, wenn durchaus geheiratet sein mußte, sich nach einem Mädchen mit Vermögen umzusehen, heiratet der Mensch seine Gymnasiastenliebe! Die dumme Partie, wie sie im Buche steht!"

„Und ich will dir sagen, daß es von Arthur die beste, anständigste Tat ist! Und wie es sich gelohnt hat, das sieht man! Arthur ist ein ganz anderer Mensch seitdem, glücklicher und besser!"

„Jawohl, die Zustände sind ideal in der Familie deines Herrn Bruders! Die richtige deutsch-bürgerliche Ehe: jedes Jahr ein Kind, und nichts zu beißen und zu brechen für die Würmer! Du kannst stolz sein, das zustande gebracht zu haben! Saubere Wirtschaft! Es kann einen ekeln! — Aber er braucht ja für nichts zu sorgen, er hat ja eine reiche Schwester! Das hat er sich sehr klug eingerichtet, der gute Arthur! Er weiß die Zitronen zu quetschen, das muß man ihm lassen! Und jetzt hat er also meine Abwesenheit benutzt, dich aufzusuchen . . ."

„Der Bruder wird doch wohl noch das Recht haben, sich an seine Schwester zu wenden! —"

„Aber er hat kein Recht, hinter meinem Rücken geschäftliche Abmachungen mit dir zu treffen!"

„Aus freien Stücken habe ich versprochen, ihm den Zuschuß weiter zu gewähren.“

„Ich bin nicht dabei gewesen, daher ist alles, was ihr abgemacht habt, null und nichtig. Merke dir das!“

„Leo!“ rief Thekla, „Leo! . . .“

Weiter brachte sie nichts heraus. Mit großen, durchdringenden Augen, schmerzlich zuckenden Lippen blickte sie ihn an, wie er erregt im Zimmer auf und abschritt.

„Du hast niemals gewußt, mit Geld umzugehen, und weißt es auch heute nicht! Genau wie dein sauberer Bruder bist du, leichtsinnig und verschwenderisch! Das steckt bei euch im Blute! Aber unverständige Kinder haben kein Recht, in Vermögenssachen Verpflichtungen einzugehen. Frage mich andermal gefälligst! Wofür bin ich dein Mann?“

Frau Thekla senkte das Haupt für einen Augenblick, dann stand sie auf und verließ ihn. Er rief ihr nach, aber umsonst.

Es war dunkel in ihrem Zimmer, sie trat an das Fenster neben dem Schreibtisch und lehnte die Stirn gegen die Scheibe. Nicht das erste Mal war es, daß sie hier mit bitteren Gefühlen stand.

Der Hals war ihr trocken und weh, das Blut hämmerte in ihren Schläfen. Wie die Gedanken flogen; keinen konnte sie zu Ende denken. Einer gab immer wieder einem neuen Leben; wie ein Zug häßlicher Geschöpfe war es, die über den Weg krochen. Sie erschrak vor den Ausgeburten des eigenen Hirns und konnte sie doch nicht bannen.

Wie ein Gespenst stieg es vor ihr auf. Da drüben, das war sie: Thekla Lüdekind, die richtige, die echte Thekla, dort lag sie begraben, die bessere, die glück-

lichere Thekla! Da drüben stand ihr Haus! Denn das hier war ja gar nicht ihr Haus! Das hier war seines, von ihm erbaut, mit ihrem Gelde.

O, dieses schreckliche Geld! Wenn Tante Wanda das geahnt hätte! Warum hatte sie es ihr vermacht, gerade ihr? Viel glücklicher wäre sie gewesen ohnedem.

Ob er sie dann wohl geheiratet hätte? — Pfui, welch ein Gedanke! Wenn jemand anders gewagt hätte, so etwas auszusprechen!

Des Geldes wegen geheiratet! Welcher Hohn, wenn Tante Wandas Erbschaft dazu geführt hätte!

Sie sah Tante Wandas bleiche Züge auf dem Sterbebette, hörte ihre matte Stimme, wie sie ihre Liebesgeschichte erzählte.

Und auch dieses Bild wurde abgelöst von anderen. Gabriel Bartusch, Reppiner. Wo mochten die jetzt sein? Der eine ein Verbrecher, der andere ein Jude!

Und doch, waren diese beiden nicht vielleicht besser, als der da drinnen? Wäre sie nicht glücklicher geworden? . . .

Nein, so ging es nicht weiter! Sie würde verrückt werden, wenn sie ihre Gedanken nicht zügelte! An etwas anderes wollte sie denken, etwas Gutes, Trostreiches.

Ja, Gerd, ihr Junge! Gerdchen, ihr herziger, süßer Junge! Machte der in seiner Kindesunschuld nicht vieles gut?

Den hatte sie doch von Leo! O, es waren Zeiten gewesen, wo sie sich geliebt hatten!

Und dabei so roh sein zu können! So der Liebe zu vergessen! So sich gehen zu lassen! — War das etwa sein wahres Gesicht und das andere, freundlichere, treuherzige, gute, das sie liebte, Maske?

Nein, nein, nein! Kein Mensch konnte so heucheln! Sie war toll, so etwas zu denken. Er war besser, als er sich für gewöhnlich gab. Sie hatte tausend Beweise dafür. Er konnte zärtlich sein, weich und gut. Sie hatte Tränen in seinen Augen gesehen, Tränen der Rührung und des Mitleids, die sie ihm nie vergessen würde. Hatte ihn nicht die Angst um sie, als sie in Kindesnöten lag, zur Verzweiflung getrieben? Hatte er nicht geweint vor Freude, als er zum ersten Male das Gesichtchen seines Sohnes erblickte? — Er war nicht herzlos. Er war kein Egoist! Sie tat ihm großes Unrecht. Wie konnte man so von seinem eigenen Manne denken? O, sie war schlecht!

Thekla preßte die Stirn noch fester gegen die Scheibe und schloß die Augen.

Die Tür ging. Sie vernahm seinen Schritt im Zimmer, wie er gegen ein Möbel stieß im Dunkeln. Sie rührte sich nicht. Er rief ihren Namen. Sie rührte sich nicht. Wie gebannt stand sie. Wenn er sie doch nicht sehen möchte! Eine furchtbare Angst schnürte ihr die Brust zusammen. Es war dunkel. Wenn es ihm beikommen sollte, jetzt zärtlich zu sein! Es hatte in seinem Rufe so etwas gelegen, das locken wollte. Das würde sie nicht ertragen! Sie würde schreien, um sich schlagen, die Dienstboten zu Hilfe rufen.

Aber er blieb ein paar Schritte von ihr stehen und sagte in einem Tone, der fast traurig klang: „Ich bin etwas weit gegangen, Thekla! Aber vergiß nicht, mir geht so manches im Kopfe herum. Die Sache mit meiner Schwester — man hat schließlich auch seine Nerven. Und bedenke: ich habe an Gerd zu denken. Wenn ich das Unsere zusammenzuhalten suche, so ist

das kein Unrecht. Auch ich kann sterben; und dann möchte ich doch wenigstens die Sicherheit haben, euch in gesicherten Verhältnissen zu wissen. Darum suche ich alles abzuwenden, was dein Vermögen vermindern könnte — siehst du! —"

Sie hörte seine Worte, sie sagte sich auch, daß das, was er vorbrachte, nicht unrichtig sei; aber sie fühlte sich nicht im geringsten überzeugt. Was er vorhin gesagt hatte, war seine Überzeugung gewesen, das hier war nur eine Erklärung. In der Erregung hatte er sich echter gezeigt als jetzt, wo er sie versöhnen wollte. Schrecklich, mit welch eisiger Ruhe sie das bei sich festzustellen vermochte.

Sie wandte sich um und sagte gelassen: es sei so dunkel hier, man wolle doch lieber in das andere Zimmer gehen.

Leo war erfreut, sie so gefaßt und, wie er glaubte, willig zu finden. Er streichelte ihr das Haar, als sie nebeneinander den Raum verließen.

„So, nun bist du wieder vernünftig, mein Herz!" Er lächelte sie an. „Ein Tyrann will ich nicht sein; das liegt ganz und gar nicht in meiner Natur! Wir wollen Arthur meinetwegen den Zuschuß weiterzahlen, ein Jahr — zwei Jahre. Später wird sich vielleicht ein Modus finden lassen, daß er nach und nach weniger bekommt, da sein Gehalt doch wächst. Du siehst, Thekla, ich bin nicht eigensinnig, lasse mit mir reden."

Thekla sah ihn erstaunt an. Bildete er sich wirklich ein, daß es ihr darum zu tun sei? Wie schwer von Begriffen Männer doch sein konnten!

„Eigentlich könnten wir nun wieder gemütlich sein — was? Ein Streit darf wohl mal vorkommen! Um so netter ist dann die Versöhnung. Solche kleine Meinungs-

differenzen sind geradezu notwendig. Aber nur ordinäre Leute fahren sich deshalb in die Haare."

Thekla blickte zu Boden. Nannte er das eine „kleine Meinungsdifferenz"?

III.

Leo Wernberg war Kammerherr geworden. Es hatte das schon lange in der Luft geschwebt. Der Landesherr wollte ihm besonders wohl, sah ihn vor allem gern als Reisegesellschafter um sich. Der Herzog schätzte an Herrn von Wernberg weniger den Beamten als den glänzenden Kavalier und liebenswürdigen Gesellschafter, der etwas von der Welt gesehen hatte, dem der Unterhaltungsstoff niemals ausging. Leo Wernberg, das war freilich etwas anderes, als die Hofschranzen im Stile von Hofmarschall von Ziegrist oder die Flügeladjutanten, mit denen man, schon weil sie Militärs waren, nicht so zwanglos verkehren konnte.

Daß Wernberg nicht bereits früher Kammerherr geworden war, lag daran, daß man auf eine Anzahl alter Räte im Ministerium Rücksicht nehmen mußte, über die er, der jüngere Mann, in der Hofrangordnung aufstieg. Sein Minister hätte es lieber gesehen, wenn die Verleihung dieses Titels auch jetzt noch unterblieben wäre; in Beamtenkreisen wurde so wie so schon im geheimen genug räsonniert, daß Wernberg unerhört „poussiert" werde. Aber eines Tages war die Ernennung ganz unerwartet erfolgt. Die Herzogin hatte es gewünscht, und da gab es natürlich kein Anderswollen. Wußte man doch in eingeweihten Kreisen, was sich hinter der mädchenhaften Verlegenheit, welche die junge Landesmutter noch immer nicht abgelegt hatte, verbarg. Ihrem

ausgesprochenen Willen hatte sich der Herzog noch niemals mit Erfolg zu widersetzen vermocht.

„Thekla!" rief Wernberg, als er nachmittags bei seiner Frau eintrat, „sie haben mich zum Kammerherrn gemacht! Unsere alten Räte hättest du mal sehen sollen; wie Köter, die an der Kette liegen, während ein Braten vorbeigetragen wird. Aber beglückwünscht haben sie mich natürlich alle. Es ist sehr wohlgemeint vom Herzog."

„Ja, freust du dich denn nicht, Leo?"

„O, ich freue mich! Besser als ‚Herr Rat' klingt's immer noch. Und die Uniform ist auch ganz nett. Ich werde mir in Berlin eine bauen lassen; hier versteht das niemand." —

Man machte eine äußerst gesellige Zeit durch. Wernberg ließ seiner Frau eine ganze Anzahl Toiletten anfertigen. Die Santas triumphierte. Von einem Diner ging's zum anderen, zwischendurch Bälle und Routs; manchmal zwei, drei Sachen an einem Tage. Der Winter war besonders flott, weil weder ein Trauerfall im Fürstenhause eintrat, noch die Herzogin ihren Gemahl mit einem Baby beschenkte. Eines von diesen beiden Vorkommnissen hatte in den letzten Jahren die Faschingsfreuden regelmäßig gestört.

Frau Thekla wurde es oft zu viel. Sie klagte, daß sie zu nichts anderem mehr komme, als zum An- und Ausziehen. Wenn sie spät nach Hause kam, in jenem halb angeregten, halb erschlafften Zustande, der uns nach einer durchtanzten Nacht befällt, und sie ging dann noch einen Augenblick an das Bettchen ihres Jungen, sah ihn im Schmucke seiner Locken friedlich schlummern, wie ein Engelchen anzuschauen, rein und schön, dann schlug ihr das Gewissen. Wozu unter Menschen gehen, in die fremde, gleichgültige Welt, wenn

man das zu Haus hatte? — Und wenn sie im Laufe des Vormittags erwachte, hörte sie nebenan Gerds Stimmchen, der schon vor Stunden den Tag verkündet hatte mit seinem hellen Krähen. Und sie so müde, so ermattet, daß sie oftmals eine Viertelstunde brauchte, nur zu dem Entschlusse, nach Hedwig zu klingeln.

War es nicht eine Schande? War es nicht eine Vergeudung von Zeit und Gesundheit? Sie fühlte, daß ihr diese Lebensweise nicht gut tue. Man zehrte vom Kapital seiner Kräfte.

Aber, was half es! Nachmittags saß sie doch wieder vorm Spiegel und ließ sich frisieren. Es gehörte eben dazu, schien Pflicht zu sein; auflehnen konnte man sich nicht gegen das Hergebrachte. Alle waren gegen sie im Bunde: Leo, Hedwig, die Friseuse, die Santas; alle fanden es ganz in Ordnung so. Ja selbst die Kinderfrau setzte ihren Stolz darein, einer Dame zu dienen, die über den Zerstreuungen des Faschings nicht dazu kam, sich um ihr Kind zu kümmern.

Oft war Thekla zum Weinen trübe gestimmt. „Katerstimmung" nannte Wernberg das. Übrigens litt er selbst daran. Wenn man sich dann beim Lunch gegenübersaß, wurde manchmal kaum ein Wort gesprochen.

Aber des Abends, sobald man das Gefühl hatte, gut angezogen zu sein, und die Aussicht, mit einer Anzahl seinesgleichen zusammenzukommen, richteten sich die ermatteten Lebensgeister wieder auf. Stärker wallte das Blut, das Gesicht legte sich in andere Falten, das Auge leuchtete freudiger, gespannter. Die Gesellschaftsmiene war da.

Leo Wernberg schien nicht genug bekommen zu können von Geselligkeit, obgleich es für ihn, der am Tage seine Bureauarbeit hatte, keine kleine Anstrengung

bedeutete, jeden Abend auszugehen. Er hatte darin Prinzipien, er hielt es für seine Pflicht, so zu leben. Wenn man Stellung hatte, Geld, eine schöne Frau, dann mußte man sich zeigen. Zurückgezogenes Leben wäre ihm vorgekommen, wie etwa einem Bankier das unverzinste Liegenlassen einer Summe Geldes.

Sein gesellschaftlicher Ehrgeiz war nicht von der niedrigen Art. Er legte Geist hinein und Geschmack. Er wollte den Leuten zeigen, was eine wirklich elegante Lebensführung sei. Das Bewußtsein trug ihn, daß es niemanden in der ganzen Stadt gebe, der darin mit ihm rivalisieren könne. In gewissem Sinne hielt er es für seine Mission, wahren Schick an den Tag zu legen.

Daneben aber hatte Herr von Wernberg noch einen anderen Ehrgeiz: er wollte etwas erreichen im Staatsdienste. Am öffentlichen Wohle lag ihm nicht allzuviel; er verachtete das eigentliche Volk aus tiefster Seele. Die Menschen interessierten ihn nur so weit, als sie salonfähig waren. Er war ein abgesagter Feind aller Volksbeglückung. Die Populasse war's ja gar nicht wert, daß man sich ihretwegen echauffiere. „Den Umsturz mit Keulen totschlagen!" galt ihm als der Staatsräson letztes Wort. Er war positiv und ordnungsfreundlich bis in das Mark der Knochen. Wo er es für angezeigt fand, verfocht er seinen Standpunkt mit Energie, ja mit Rücksichtslosigkeit. Als Beamter war er gewandt, von schnellem Blick, mit gesundem, praktischem Menschenverstand ausgerüstet, überlegt und kühl in seinen Maßnahmen. Vor allem aber verstand er es, andere für sich arbeiten zu lassen und damit im kleinen seine Kräfte zu schonen. Auf diese Gaben gestützt, hatte er es weit gebracht für seine Jahre, und er wußte, daß er es noch weiterbringen werde.

Natürlich konnte es nicht fehlen, daß sich ein Mann von solchen Erfolgen Feinde machte. Doch war Leo Wernberg klug genug, um zu wissen, daß es für keinen Menschen gut ist, Feindschaft im Rücken zu haben. Selbst der Kleinste und Unbedeutendste war ihm deshalb nicht unbedeutend genug, um ihn nicht wenigstens im Auge zu behalten. Diese Leute konnten nützen oder schaden, und die Summe ihrer Ansichten bildete schließlich die öffentliche Meinung. Höflich sein kostete ja nicht viel, und durch Liebenswürdigkeit vergab man sich nichts. Und vor allem überall dabei sein! Sich zeigen, den Menschen imponieren durch seine Gegenwart! Denn wo man selbst zur Stelle war, konnte nichts gegen einen angesponnen werden.

Zwischen der Öffentlichkeit und seinem Hause machte Herr von Wernberg jedoch einen großen Unterschied. Nie würde er daran gedacht haben, Leute, die ohne Einfluß und Stand waren, zu sich einzuladen. In seinem Salon wollte er nur die Creme der Creme verkehren sehen. Er gab kleine Diners von acht, höchstens zehn Personen. Er liebte die intime Atmosphäre, die sich nur entwickeln kann zwischen Leuten, die ein und derselben Gesellschaftsklasse angehören. In solchem Kreise ließ er seiner Unterhaltungsgabe, seinem Hange zu gewagten Witzen freien Lauf. In größerer Gesellschaft legte er sich Zaum und Zügel an; denn er wußte, daß sich schon manch einer durch sein Mundwerk die Laufbahn verdorben hat.

Wernberg führte die Rolle, die er sich selbst vorgeschrieben hatte, glänzend durch. Sie lag ihm, er fühlte sich wohl darin. Sein Kummer war nur, daß seine Frau ihn nicht genügend unterstützte. „Du bist eine Mustergattin, Thekla!“ sagte er zu ihr, „und wir

passen wundervoll zusammen! Wenn du nur nicht diese Unbeholfenheit hättest!"

Frau Thekla konnte über solche Bemerkungen lachen; sie fühlte sich nicht getroffen. Was er „Unbeholfenheit" nannte, bestand darin, daß sie ohne gesellschaftlichen Ehrgeiz war.

Ihr Mann wies sie auf andere Damen hin. Wie fingen die es denn an, daß der Herzog sie regelmäßig anredete, daß sie nur von den vornehmsten Herren zu Tisch geführt wurden, daß sie stets im Hofkarree tanzten? — Sie dagegen war imstande, mit einem Hauptmann den Kotillon zu tanzen oder sich von irgendeinem unbedeutenden Menschen, vielleicht gar einem Bürgerlichen, zu Tisch führen zu lassen. Im großen und ganzen zwar wußte es Wernberg einzurichten, daß seine Frau ihrer Stellung gemäß geehrt wurde. Er stellte ihr, soweit das anging, die Tanzkarte zusammen und sorgte dafür, daß sie die richtigen Nachbarn bei Tisch bekam. Aber manchmal machte sie ihm doch einen Strich durch die Rechnung.

Thekla hatte ja keine Ahnung von der Hofrangordnung, wollte nicht lernen, welche Leute wichtig und welche gleichgültig seien, wer die stars und wer die outsiders. Sie ahnte nicht, mit wem man zehn Minuten sprechen könne, mit wem nur dreie, wem man die Hand reichen müsse und wen man nur mit einer Kopfneigung begrüßen dürfe.

„Du kennst absolut keine gesellschaftliche Ökonomie!" sagte er.

„Ja, ist es denn wirklich nötig, daß man seine Freundlichkeit abmißt!" fragte sie dagegen. „Dann wird ja das Ausgehen zu einem Geschäft! Wer mir gefällt, mit dem unterhalte ich mich!"

„Das ist eben falsch! Man geht nicht bloß zu seinem Vergnügen aus! Es gibt einen ungeschriebenen gesellschaftlichen Kodex, dessen Regeln inne zu halten Pflicht ist. Daran erkennt man die vornehmen Leute, daß sie die Tradition achten."

Solche Auseinandersetzungen hinterließen keinen tieferen Eindruck bei Thekla. Wernberg war manchmal am Verzweifeln. Sie, die so gefügig war, zeigte hierin merkwürdigen Eigensinn. Die gute Lehre floß an ihr ab wie Wasser. Gewöhnlich wenn man nach der Gesellschaft im Wagen saß, auf der Heimfahrt begriffen, hielt er ihr das heutige Sündenregister vor, was sie wieder mal alles versehen habe.

Aber gerade das, was Leo Wernberg an dem Auftreten seiner Frau auszusetzen fand, gewann ihr die Herzen der anderen Menschen, machte sie zu einer der beliebtesten Damen der Gesellschaft. Es war geradezu Mode, für Frau von Wernberg zu schwärmen. Vom ältesten General bis zum jüngsten Leutnant herab war nur eine Stimme über ihre Liebenswürdigkeit. Auch die Damenwelt war mit ihr zufrieden. Kein Wunder! Sie machte den jungen Mädchen nicht die Tänzer und den jungen Frauen nicht die Gatten abspenstig. Die älteren Damen fanden keinen Anlaß, ihr Böses nachzusagen: keinen Courmacher, nicht die geringste Intrigue. Diese junge Frau schien wirklich keinen anderen Zweck zu kennen, als gegen alle Leute, ohne Unterschied, gleichmäßig nett und freundlich zu sein. Das war etwas Außergewöhnliches! So schwer zu glauben schien es, daß der alte Theaterintendant von Wächtelhaus erklärte: „Entweder ist sie nicht sehr begabt, oder sie ist die allerraffinierteste Kokette! Aber das muß ja mal ans Tageslicht kommen!"

Es gab Augenblicke, wo sich Frau Thekla bei diesem Treiben wirklich unterhielt. Aber es war der letzte Winter, den sie so zubringen wollte; sie hatte es sich fest vorgenommen. Ihrem Manne sagte sie vorläufig noch nichts von diesem Entschlusse; sie wollte ihm die Freude an dem Karneval, der ja nun auch seinem Ende zueilte, nicht verderben.

Von jenem Gespräche im Herbst war etwas in ihr zurückgeblieben, ein drückendes Gefühl, wie von einem Dorn, den man nicht rechtzeitig aus dem Fleisch entfernt hat. Da unten, vom Nachdenken selten berührt, fast unter der Schwelle des Bewußtseins, lag etwas, ein dumpfes Ahnen, eine bange Angst, daß irgend etwas Böses in der Luft schwebe, als ob etwas verkehrt sei in ihrem Leben, verschoben und unecht. Er war eine sinnlose Idee; für gewöhnlich wußte sie ihrer auch Herr zu werden. Sie brauchte ja nur nm sich zu blicken; hatte sie nicht alles, was eine Frau sich wünschen konnte: Gatten, Kind, Haus, Freunde, angesehene Stellung! Wie fest gegründet war ihr Leben, wie reich, glänzend und wohlgeordnet. Und trotzdem diese Angst, daß seine Fundamente morsch sein könnten! — Manchmal im Traume schreckte sie auf, aber auch im Wachen, im Ausruhen wie im tollsten Trubel, mit dem Gefühl, als sei sie jemandem etwas schuldig, als laufe an unbekanntem Orte eine Rechnung auf, die sie irgendwann einmal würde begleichen müssen.

Eines Tages fuhr Frau Thekla mit der elektrischen Bahn. Der Wagen war von Menschen überfüllt. Ihr gegenüber saßen ein paar Herren: ein älterer im verschossenen Überzieher und schäbigen Zylinder und ein jüngerer. Thekla, an die Besorgungen denkend, die sie

vor hatte, achtete nicht besonders auf ihre Reden, bis ein Wort des Jüngeren sie traf:

„Ist das nicht Kammerherr von Wernberg?"

Sie blickte auf und sah eben noch Leo, wie er im Pelz und hohen Hut um die nächste Ecke bog.

Von da ab hörte sie der Unterhaltung der beiden unwillkürlich zu. Sie verstand des Lärmes wegen, den der pfeilschnell dahinsausende Wagen verursachte, nur einzelne aus dem Zusammenhang gerissene Worte.

„Regierungsrat — Günstling des Ministers — große Karriere vor sich!" . . .

Der jüngere Mann schien sich unterrichten zu lassen, der ältere im schäbigen Zylinder redete eifrig und in einer gewissen Erregung auf ihn ein.

„Ein sehr feiner Herr!" hörte Thekla aus dem Munde des Jüngeren.

„Fein, ja! Was das Äußere betrifft! Aber skrupellos . . ." Das andere verklang.

Frau Thekla sah sich den Mann, der so von ihrem Gatten sprechen durfte, genauer an. Es war ein dürftiges Männchen mit einem spitzen Mäusegesicht, von ungesundem Teint, die Augen klein und unruhig. Wie ein Maulwurf kam er ihr vor in seinem abgetragenen Überzieher, der die ganze gebrechliche Gestalt einhüllte.

„Aber wenn der Minister so viel von ihm hält!" — wandte der Jüngere ein, der Wernbergs Partie zu nehmen schien.

Der Alte fuhr auf, nickte eifrig mit dem Kopfe und tuschelte erbost:

„Natürlich! Eine Hand wäscht die andere. — Und dann die Protektion von sehr hoher Stelle!" . . .

Was er nun sagte, war nicht zu verstehen, denn

er neigte sich dem Ohr des anderen zu. Der schüttelte nach einiger Zeit den Kopf.

„Sollte man's für möglich halten!"

„Wie ich Ihnen sage!" rief der Alte giftig, im Eifer das leise Sprechen vergessend. „Skrupellos! Ein Streber von der gefährlichsten Sorte. Der geht über Leichen aufs Ziel!"

Das war das letzte. Dann hielt der Wagen. Die beiden standen auf und gingen.

Thekla hatte an dieser Ecke ebenfalls aussteigen wollen, doch verpaßte sie noch zwei weitere Haltestellen, bis der Kondukteur sie anrief, ihr Billett laufe ab.

Was war das gewesen? So sprachen Menschen von ihrem Manne? — Hätte sie dem alten Verleumder nicht ins Wort fallen sollen?

Es war zu überraschend gekommen, zu überwältigend; sie wußte jetzt noch kaum, wie ihr geschehen.

Was konnten das für Menschen gewesen sein? — Sie wurde das Bild nicht los: der unheimliche Alte mit dem Mäusegesicht, wie er sich giftig immer mehr ereiferte. Jedes einzelne der abgerissenen Worte klang noch in ihren Ohren. Und der andere hatte nicht viel dagegen vorgebracht, er war ein schwacher Verteidiger gewesen.

War es nicht wie ein Bild ihres eigenen Innern? Ankläger und Verteidiger. Dieser häßliche, unheimliche Ankläger, den sie fürchtete und haßte; und der Verteidiger, der nur zaghaft für seinen Klienten einsprang.

O, nein, nein! Was tat sie denn? War sie nicht drauf und dran, sich ihr Höchstes zu zerstören? Wie konnte sie auf solche Stimmen nur einen Augenblick lauschen! Kein Wörtlein durfte wahr sein von allem, was der entsetzliche Alte gesagt! Es war ja nur ein

gemeiner, neidischer, galliger Mensch gewesen. Der ungerechte Zorn stand ihm im Gesicht geschrieben. Ein echter Maulwurf, der im dunklen Erdreich seine niedrige Wühlarbeit verrichtete. Wer weiß, wo und wann Leo den, ohne es zu ahnen, beleidigt hatte! Vielleicht kannte er ihn nicht mal! Wie konnte, wie durfte eine so niedrige Kreatur ihren Mann angreifen? Eigentlich war es ja eine Ehre für Leo, von so einem angefochten zu werden. Sie haßte und verachtete diesen heimlichen Feind ihres Mannes.

Und doch und doch! — Bannen ließ sich dieses Erlebnis nicht aus dem Bewußtsein. War es nicht, als ob jener aus dem Abgrunde aufgestiegen sei, einen Augenblick an der Oberfläche erscheinend, um wieder zu verschwinden, wie ein Geist! Etwas zu bedeuten hatte das. Sollte sie gewarnt werden? Hing er zusammen mit jenen Stimmen der Unruhe in ihr, die ihr zuflüsterten, daß irgendwo eine Rechnung auflaufe? —

* * *

Wernberg fand jetzt, wo die Ballsaison zu Ende ging, selbst, daß Thekla recht abgespannt aussehe.

„Wir werden Doktor Rink fragen, was geschehen soll!“ meinte er.

Doktor Rink war der Hausarzt. Den alten Beermann, an dem Thekla anfangs aus Anhänglichkeit noch festhielt, hatte Wernberg längst abgeschafft, als zu altmodisch.

Rink war ein jüngerer Mann, der gegenwärtig in die Mode kam, weil er alles auf Nerven zurückführte. Nerven hatte jeder, das war klar; und auf die Nerven ließ sich vieles schieben.

Rink kam also und erklärte nach kurzer Konsul-

tation: Frau von Wernbergs Nerven seien total herunter. Er empfahl ländliche Ruhe und Stahlquelle. Der Gatte war damit einverstanden; das habe er voraus gewußt, sagte Leo.

„Aber ohne den Jungen, selbstverständlich!" erklärte der Arzt.

„Von Gerd trenne ich mich nicht!" erwiderte ihm Thekla.

„Danach, was sie wollen, werden Patienten nicht gefragt!" warf Leo ein.

„Ich weiß, daß es mir nicht bekommen kann, wenn ich von Gerd getrennt werde," fuhr Thekla fort. „Den ganzen Winter habe ich nichts von dem Jungen gehabt; da will ich mich ihm wenigstens jetzt widmen. Ich werde hier bleiben! In unserem Garten ist es so gut wie auf dem Lande."

Wernberg war verdutzt durch den bestimmten Ton, den seine Frau anschlug.

„Doktor, Sie haben zu entscheiden. Machen Sie ihr mal den Standpunkt klar!"

Doktor Rink war ein wohlorientierter Mann und ein guter Beobachter. Das Geheimnis seiner Erfolge lag weniger in seiner Diagnose als darin, daß er klug die äußere Lage, das Wesen und die Laune seiner Patienten in Rechnung zu ziehen verstand. Er sah sofort, daß er sich hier einem beachtenswerten Gegner gegenüber befinde, nämlich: dem mütterlichen Herzen. Er lenkte daher ein und meinte: schließlich könne er auch gestatten, daß die gnädige Frau Stahlquelle daheim trinke. Voraussetzung sei allerdings: größte Ruhe und Fernhalten aller seelischen Erregung.

„Das kann ja ein netter Sommer werden!" rief Wernberg ärgerlich. „Eine Frau mit Nerven, dazu

Brunnenkur und der schreiende Bengel! — Doktor, wie Sie so was verordnen können? Sie gelten doch für klug!" —

Rink lächelte, und dieses Lächeln allein schon bewies, daß er das, wofür er galt, in der Tat auch war. „Es ist noch eine andere Voraussetzung dabei, die ich vorhin nicht erwähnt habe, nämlich, daß der Herr Gemahl nicht dabei ist."

„Sie wollen mich hinausstecken! Wo soll ich denn hin?"

„Sie sollen mir erst recht ins Bad, und zwar an die See; denn Ihre Nerven sind noch viel mehr herunter."

„Natürlich Nerven! Weiter wissen Sie nichts, Doktor. Sie haben mich noch gar nicht mal untersucht!"

„Ist gar nicht vonnöten! Das sieht und hört man, Herr von Wernberg. Bei Ihnen kommt es von übertriebener Bureauarbeit."

Wernberg übersah das spöttische Augenzwinkern, womit Rink seine letzte Bemerkung begleitete. Der Gedanke „Seebad" hatte sofort bei ihm gezündet. Längst schon wollte er nach England, wo er Freunde besaß, die ihn erst kürzlich wieder eingeladen hatten, bei ihnen den Sommer zu verbringen. Das konnte man ja verbinden mit einem Besuche der Küste.

Die Sache sei der Überlegung wert, meinte er. Rink habe schließlich nicht so unrecht; er fühle sich wirklich etwas überarbeitet, und es sei Zeit, daß er sich mal was antue.

Doktor Rink ging von dem Hause, in dem Gefühl bestärkt, ein kluger Mann zu sein. Wie hatte er diesen beiden Menschen gerade das zu verordnen verstanden, wovon sie sich einbildeten, es müsse ihnen helfen, weil sie es sich wünschten.

Und es wurde wirklich so, wie es mit dem Arzte besprochen worden war: Thekla blieb mit Gerd daheim und trank Stahlquelle, und Leo reiste nach England. Sein Urlaub lief auf einige Monate. Der Minister hatte eingesehen, daß Regierungsrat von Wernberg der Erholung dringend bedürfe; es wurde für ihn jemand aus einer anderen Abteilung abkommandiert, seine Geschäfte einstweilen zu versehen.

Sein Reiseplan war, zunächst auf einige Wochen an die südenglische Küste zu gehen, um dort soviel wie möglich von der Saison mitzunehmen. Dann wollte er der Einladung seines Freundes Mr. Lowson folgen. Mr. Lowson war der jüngere Bruder eines bekannten Peers, mit einem großen Teil der ersten englischen Familien verbunden. Leo Wernberg hatte ihn kennen gelernt, während er in Bonn sein Jahr abdiente. Mr. Lowson, damals noch unverheiratet, hielt sich dort einer langwierigen Kur wegen auf. Die Bekanntschaft war erneuert worden in Berlin, als Lowson mit seiner jungen Frau Deutschland einen Besuch abstattete.

Leo Wernberg freute sich auf diese Reise. Er wollte bei den englischen Freunden mal wieder sein Tennis auffrischen, das längere Zeit geruht hatte, und sich in die Geheimnisse des Golf einweihen lassen, das er nur von Hörensagen kannte. Im August würde er dann mit Lowsons nach Westmoreland übersiedeln, wo der Bruder, Lord Coolshurst, ausgedehnte Jagdgründe besaß. Dort wollte man in größerer Gesellschaft leben und der Fischerei und Jagd nachgehen.

Wernberg war in den Sport nicht gerade vernarrt, aber es gehörte seiner Ansicht nach zu einem Kavalier, zeigen zu können, daß man auch darin seinen Mann stelle. Er liebte vor allem das Drum und Dran des

eleganten Sportlebens, wie es so raffiniert und wohlgepflegt nur jenseits des Kanals blüht.

Die Vorbereitungen machten ihm neben manchem Kopfzerbrechen auch großes Vergnügen. Die verschiedenen Kostüme allein, die man brauchen würde an der seaside, zum Reiten und Spielen, und schließlich auf dem grousemoor. Die letzte Vollendung wollte er seiner Ausstattung in Berlin geben; die Engländer sollten doch mal sehen, daß sich auch ein Deutscher anzuziehen verstehe.

Als Regierungsrat von Wernberg zum Abschied bei seinem Minister das Lunch einnahm, hob dieser diskret lächelnd sein Glas und meinte: „Möchte die Kur recht gut anschlagen, mein lieber Wernberg, daß wir Sie im Herbst in voller Kraft wieder haben für die Staatsgeschäfte."

Frau Thekla hatte die ruhigste, angenehmste Zeit in diesem Sommer. Sie wunderte sich selbst, wie gut alles ging. Anfangs fühlte sie sich fast ein wenig bange vor der großen Verantwortung. Seit sie verheiratet war, hatte sie noch nie länger als höchstens vierzehn Tage von Leo getrennt gelebt, und nun sollten es Monate sein. Wie unselbständig sie doch geworden war in der Ehe!

Leo schrieb sehr nette Briefe. Er verstand es, ein anschauliches Bild von Gegend, Menschen, Sitten und Erlebnissen zu geben. Thekla fand, daß ihre eigenen Briefe dagegen recht farblos und einförmig waren. Sie hatte ja nicht viel Neues zu berichten. Täglich machte Gerdchen doch nicht einen guten Witz, den man dem Vater hätte mitteilen können, obgleich der Junge jetzt wirklich in einem sehr drolligen Alter stand.

Wernberg hatte den Diener mit Kostgeld auf Ur-

laub geschickt. Thekla war herzlich froh darüber; nun hielt sie mit den drei Frauenzimmern: Hedwig, der Köchin und der Kinderfrau, allein Haus. Sie war zufrieden mit ihren Leuten. Mit den Dienstboten hatte sie von jeher Mitleid empfunden. War es nicht ein armseliges, abgehetztes Volk? So sein Leben hinbringen müssen in Abhängigkeit von der Laune Höherer! Konnte es wunder nehmen, wenn sie gelegentlich mal querköpfig waren?

Leo freilich dachte anders über diesen Punkt. Er war äußerst peinlich in seinen Anforderungen und scharf in der Behandlung seiner Leute. Thekla hatte schon mehr als einmal begütigen müssen.

Der größte Teil des Tages wurde im Garten zugebracht. Gerd war nun schon so weit, daß man ihn mit Holzformen kleine Torten und dergleichen aus Sand backen lassen konnte, während Thekla in ihrem Garten die Brunnenpromenade vornahm. Ab und zu kam Doktor Rink, um sich zu überzeugen, wie bei Frau von Wernberg die Stahlquelle anschlage. Er lobte sie, daß sie die Sache so gründlich betreibe. Aber Thekla ging nicht sehr auf Doktor Rink ein. Er hatte in Abwesenheit ihres Mannes so etwas Protegierendes angenommen, das sie unangenehm berührte. Außerdem haßte sie seine Art der Fragestellung. Er mochte ein kluger Arzt sein, aber ein lauterer Mensch war er nicht. Wenn ihr wirklich mal was Ernstes fehlen sollte, dann würde sie zu ihrem alten Doktor Beermann gehen, das wußte sie, obgleich ihn Leo altmodisch fand.

Was war das für eine schöne Zeit! Frau Thekla fühlte sich täglich kräftiger und gesünder werden. Das Wetter war sonnig und klar. Bis spät in den Abend hinein konnte man im Freien sitzen, mit einem Buche

oder einer Nähterei. Kein Mensch störte einen. Die Bekannten waren ausgeflogen aus der Stadt, und die da waren, zeigten sich nicht. Wie zwanglos und einfach das Leben sein konnte: Bei Tische ein Gericht! Keine Sorge um die Toilette! Alle ihre alten Fähnchen, die Leo niemals geduldet haben würde, durfte sie auftragen.

O, es tat gut, sich endlich mal frei, unbeobachtet und ungemaßregelt zu fühlen!

Die einzige, die darauf hielt, daß die gnädige Frau nicht völlig die große Dame vergesse, war Hedwig. Thekla wußte selbst ganz gut, daß die Jungfer sie tyrannisiere. Aber sie ließ es sich ruhig gefallen. Wußte sie doch, aus welch tiefer Anhänglichkeit dieses Bedürfnis bei Hedwig entsprang.

Eines Tages fand Frau Thekla, als sie Gerd für kurze Zeit auf seinem Sandhaufen allein gelassen hatte, ein paar Kinder bei ihm: Mädchen und Junge. Sie wollten die Flucht nehmen, aber Thekla rief ihnen zu, sie möchten ruhig bleiben. Als die Kleinen, ihrem Aufzuge nach armer Leute Kind, ein wenig Zutrauen gefaßt hatten, erkundigte Thekla sich, wie sie in den Garten gelangt seien. Der Ausgang nach der Straße wurde jetzt nämlich immer verschlossen gehalten. Da stellte es sich denn heraus, daß es die Kinder seien der Mietsleute, die Tante Wandas altes Haus inne hatten. Sie waren über die Mauer geklettert, die Leo um das Häuschen hatte aufführen lassen. Da ihr die Kinder keinen schlechten Eindruck machten, lud Thekla sie ein, wiederzukommen.

Am Tage darauf ließ sich der Vater der Kinder bei Frau von Wernberg anmelden, er habe etwas mitzuteilen. Der Kern seiner weitschweifigen Auseinander-

setzungen war, daß er um Reparaturen bat an dem gemieteten Hause. Es regne herein, Dielen seien schadhaft geworden, der Küchenofen rauche, kurz es sei die höchste Zeit, daß etwas geschehe. Die Frau Baronin möge nur kommen und sich mit eigenen Augen überzeugen.

Thekla erschrak. Sollte sie dieser Aufforderung folgen? Würde es sie nicht zu wehmütig stimmen? Und doch zog sie etwas mit unwiderstehlicher Gewalt dort hin, eine aberwitzige Sehnsucht wie die, von der Leiche eines geliebten Menschen nochmals den Sargdeckel zu heben.

Sie setzte sich den ersten besten ihrer Hüte auf und ging mit dem Manne.

Der äußere Anblick des Häuschens war ja so ziemlich der alte, nur daß die hohe Umfassungsmauer es unscheinbarer wirken ließ. Drinnen aber war viel verändert. Thekla hatte sich vorgenommen, auf alles gefaßt zu sein.

Im Hausgange standen allerhand fertige und unfertige Möbel. Der Mann war Tischlermeister und arbeitete für ein großes Magazin. Das ganze Haus hatte er durch seine Tischlerei in Beschlag genommen.

Frau Thekla ging zunächst in das obere Stockwerk, weil er ihr einen Schaden an der Esse zeigen wollte. Am Treppengeländer waren Stücken Holz eingesetzt, die Tapete, wo sie schadhaft geworden, mit einem fürchterlich grellen Muster geflickt. Der Meister machte sie auch noch auf alle diese „Verbesserungen" mit einem gewissen Stolze aufmerksam. Er habe schon eine Menge hineingesteckt in das Haus; es fange doch nun an, sehr baufällig zu werden, und dafür sei die Miete zu hoch.

Oben riß er sämtliche Türen auf. In Theklas ehemaligem Schlafzimmer wohnten jetzt zwei seiner

Lehrlinge. Wie eine Träumende trat sie ein. Ja, es war noch die Tapete: die Efeugirlanden, die in langen, grünen Streifen von der Decke herabzueilen schienen. Wie oft hatte sie im Halbschlafe dieses Muster verfolgt, bis ihr die Sinne schwanden. Und die Decke mit ihren Engelsköpfen und Fruchtgewinden aus Stuck! — Alles noch da und alles ach! wie anders, wie ganz und gar seines lauschigen Reizes beraubt!

Zwei unsaubere Bettstellen standen da, die Betten um diese Tageszeit noch nicht mal gemacht. Als Wandverzierung allerhand Bilder, aus Zeitungen herausgeschnitten und mit Stecknadeln an die Wand befestigt. Sie wandte sich ab, wollte nichts weiter sehen.

Aber der Meister verlangte, sie müsse noch „die gute Stube“ in Augenschein nehmen, wo die Decke schadhaft geworden sei. Thekla erbebte; er führte sie zu Tante Wandas Sterbezimmer. — Hier wohne ein „feiner Herr“, erklärte er. Bei der hohen Miete müsse man's eben auf jede Weise wieder hereinzubekommen versuchen. Thekla brachte es nicht übers Herz, einzutreten. Nur einen scheuen Blick warf sie hinein. Dort hatte das Bett gestanden mit der Leiche, an jenem Morgen, wo Reppiner den Myrtenzweig brachte.

„Wollen Frau Baronin nich och meine Werkstatt eenes Blickes würdigen?“ fragte der Meister und öffnete den ehemaligen Gartensalon. Da standen Hobelbänke, Möbel auf Böcken zum Anstrich vorbereitet, dazwischen bewegten sich Männer in Hemdsärmeln. Der Raum war nicht wieder zu erkennen. „Es sieht en bißchen bunt aus bei so 'nem Tischler,“ meinte der Meister treuherzig, „aber 's war der eenz'ge verninftige Raum in der ganzen Budike! Und da ich so hohe Miete zahlen muß . . . .“

Frau Thekla bewilligte alles, was er verlangte, nur um fortzukommen.

Mühsam die Fassung aufrecht erhaltend, ging sie nach Hause zurück. Im Schlafzimmer warf sie sich vor ihrem Bette nieder, weinend. Aber es war kein linderndes Weinen, keine Befreiung. Eine wilde Bitterkeit hatte sich ihrer bemächtigt. Nein, das war zuviel, das wollte sie nicht ertragen! Vieles konnte man vergeben, bei vielem die Augen schließen, aber hierzu nicht. Sie wollte nicht herunterschlucken, was sie empfand.

Das hatte ihr Leo antun dürfen! — Denn er wußte, wie es da drüben aussah. — Gelegentlich war er hinübergegangen, um nach dem Rechten zu sehen. Nichts hatte er gesagt, nichts getan, wohl darauf bauend, daß sie niemals sich entschließen werde, den Fuß in jenes Bereich zu setzen. Aber das Mietgeld hatte er vierteljährlich eingestrichen und zur Bank getragen.

O, hätte sie ihn nur jetzt hier gehabt, um ihm ins Gesicht zu schreien, was sie davon denke! Den Leuten da drüben machte sie keine Vorwürfe. Wie konnte der armselige Tischlermeister wissen, wer Wanda Lüdekind gewesen war! Aber Leo, der hätte es wissen können; der hätte auch wissen müssen, daß da drüben die Thekla lebte von ehemals; wissen müssen, daß es seine Frau ins Herz treffe, wenn mit pietätloser Hand diese teueren Erinnerungen verunziert wurden!

Hedwig kam herein und sah ihre Herrin vor dem Bette. Frau Thekla richtete sich auf, des Mädchens wegen, und suchte, die Spuren ihrer Tränen zu verbergen.

„Gnädige Frau sind wohl da drüben gewesen?" fragte Hedwig, die immer fix mit dem Verstande gewesen war. „Das hätten gnädige Frau nicht tun sollen! Ich war auch mal drüben. Aber da habe ich heulen

müssen! Das ist nicht recht vom gnädigen Herrn, nein, wirklich nicht!"

Thekla sah ihre Jungfer bestürzt an. Was wußte denn das Mädel noch weiter?

IV.

Der Sommer neigte sich seinem Ende zu und damit Leo Wernbergs Urlaub. Er schrieb, daß er noch einen Ausflug an die nordenglischen Seen machen wollte, ehe er nach Haus zurückkehre.

Gleichzeitig mit diesem Briefe traf einer von Theklas Mutter ein. Sie schrieb, daß die beiden ältesten Kinder von Arthur und Ella an Diphtheritis erkrankt seien; man habe sie sofort von dem dritten Kinde isoliert.

Und nun kam eine Hiobspost nach der anderen. Erst starb der Junge, einige Tage darauf das Mädchen. Und um das Maß voll zu machen, genas Ella, überwältigt von Schreck und Kummer, vorzeitig eines Kindes, das nur einige Stunden lebte.

Thekla war wie verstört. Sie wollte sofort zu Ella reisen. Aber ein Telegramm ihrer Mutter hielt sie davon ab. Es war richtig: was konnte sie helfen? — Und die Gefahr lag nahe, daß sie die Ansteckung in ihr eigenes Heim tragen mochte.

Welch furchtbares Unglück! Sie hätte begriffen, wenn Ella darüber tiefsinnig geworden wäre. Nur daran zu denken, daß ihrem Kinde etwas zustoßen könne, machte sie bis ins Mark erbeben. Zwei Kinder auf einmal, und darunter ihr Patchen, der süße kleine Eberhardt, so genannt nach dem Großvater, der Stolz seiner Eltern. Verstand man, was der liebe Gott da-

mit wollte? — Und jenes kleine Wesen, das ein Trost hätte werden können, auch dahingerafft, wo es kaum die ersten Atemzüge getan hatte! — Tagelang ging Thekla einher, wie vor den Kopf geschlagen; sie konnte sich dahinein nicht finden.

Frau Sänger schrieb, wahrscheinlich sei die Wohnung daran schuld. Sie hätten ein ziemlich neues Haus bezogen, nicht ahnend, daß es auf einem verschütteten Flußbette stehe. Jetzt grassiere die Epidemie ringsum, massenhaft würden Kinder hingerafft. Fast wie Befriedigung klang es aus Frau Sängers Zeilen, daß man doch nun endlich den Grund wisse. Als ob das an der traurigen Tatsache etwas geändert hätte!

Thekla hatte ihrem Manne nur in Kürze mitgeteilt, was sich ereignet habe. Sie kannte ja Leos Stellung zu Arthur. Dieser Fall lehrte sie fühlen, daß sie eine Lüdekind sei. Leo konnte hierin unmöglich so empfinden wie sie.

Aber es schien ihr bewiesen werden zu sollen, daß sie ihm unrecht getan habe. Leo, auf das tiefste ergriffen, schrieb Worte des innigsten Beileids. Ob denn Thekla Kränze geschickt habe, erkundigte er sich. Er werde sofort einen Brief der Teilnahme an Arthur schreiben. Er fügte hinzu, nun habe er die Absicht aufgegeben, an die Seen zu reisen. Er fühle Sehnsucht nach Weib und Kind. Thekla könne ihn in der nächsten Woche schon zu Haus erwarten.

Der Brief beglückte Thekla wahrhaft. Das war doch wieder mal ein Beweis von Leos gutem Herzen! Wenn er es auch nicht deutlich aussprach, aber zwischen den Zeilen war doch zu lesen, wie tief ihn die Nachricht von Arthurs und Ellas Unglück erschüttert hatte. Er war des Mitgefühls fähig; ein solcher Fall mußte

kommen, um ihr das zu beweisen. Sicher ahnte er gar nicht, was dieser Brief für sie bedeutete. O, es war herrlich, daß er so geschrieben hatte! Das machte vieles gut.

Er sehnte sich also nach ihr und dem Jungen. — War das der Erfolg der traurigen Nachricht, die er erhalten? War ihm vielleicht der Gedanke nahe gebracht worden, was er hätte verlieren können? Wie wunderlich, daß auf dem Grunde solchen Schmerzes für sie etwas Gutes erwachsen sollte. Noch waren ihre Augen nicht trocken geworden von Tränen, und schon leuchtete hinter den Schleiern der Wehmut neue Hoffnung auf.

War es Grausamkeit gegen Arthur und Ella, daß sie sich jetzt ihres Jungen doppelt erfreute? Nun wußte sie erst, was es heißt, solch ein Kind besitzen, wo sie sich ganz in den Verlust versetzt hatte, den jene erlitten. Gerd war verschont geblieben! Ihr süßer, ihr einziger Junge lebte!

„Wenn nur unser Gerd nicht so allein wäre!“ sagte die Kinderfrau, die manchmal philosophische Betrachtungen anzustellen beliebte. „Kinder brauchen kleine Gesellschaft, sonst bangen sie sich.“ Thekla verstand ganz gut, was gemeint sei.

Ertappte sie sich nicht selbst manchmal über solchen Wünschen? — O ja, es wäre schön, wenn Gerd ein kleines Geschwisterchen hätte! Gerd war ja ein Sonnenstrahl für das Haus; ‚aber ganz etwas anderes‘ wäre es doch gewesen, ein kleines Mädchen zu haben, auf daß es ein Pärchen sei.

Ein Mädelchen! Das Mutterherz erzitterte bei dem Gedanken, in süßem Schreck. Ein Wesen wie sie selbst! Der Junge mußte und sollte des Vaters Ebenbild

werden, mehr und mehr würde er dem mütterlichen Einfluß entwachsen; eine Tochter aber würde sie ganz für sich besitzen, auf lange Jahre hinaus.

Ohne mit Leo darüber gesprochen zu haben, wußte sie, daß er davon nichts wissen wolle, ja, daß er das, was sie herbeisehnte, geradezu fürchtete. Was ihr höchste Glückseligkeit bedeutete, das heimliche Werden, das ahnungsvolle Erhoffen des Kommenden, war ihm peinlich, machte ihn ungeduldig, ja er schämte sich dessen.

Es war das eine von den Erscheinungen, bei denen es schwer fiel, einander gerecht zu werden. Thekla ahnte, daß Leo darin nicht schlechter oder besser sei, als andere Männer.

Mann und Frau waren eben von Natur so verschieden geartet, daß es oft schien, als seien sie Feinde. Ein Ineinanderaufgehen, wie sie es als Mädchen wohl geträumt hatte, gab es nicht, dazu waren die Voraussetzungen, von denen man ausging, zu verschieden

Aber sollte man seine Ideale begraben, in der Erkenntnis, daß sie vor der Wirklichkeit nicht Stand hielten, sich beruhigen bei dem Gedanken, das Seine getan zu haben, die Harmonie zu erreichen? — Sie kannte ja solche Ehen, in denen beide Teile sich miteinander eingerichtet hatten, indem jedes etwas von seinen Forderungen abließ, bis man sich schließlich in einer bequemen Mitte begegnete. Das waren dann sogenannte „harmonische Ehen“.

Furchtbarer Gedanke! Dann noch lieber Mißverstehen, ja Kampf, als ein solches Einschlummern-lassen der Ideale um des lieben Friedens willen.

Sicher, es mußte noch einen anderen Standpunkt geben, der über dieser traurigen Alternative: Kampf oder Schlummer, erhaben war! Hatte sie denn wirklich

schon alle Möglichkeiten erschöpft, ein tieferes Verhältnis zwischen sich und ihrem Manne herzustellen?

Man konnte sich sehr nahe sein, Brust an Brust, Mund auf Mund, und die Seelen blieben einander doch fremd. Ja, in dem Maße, wie die Leiber einander suchten, schienen die Seelen den rätselhaften Trieb zu haben, sich voreinander zu verbergen. War das nicht Schamhaftigkeit an falscher Stelle? Man zeigte sich einander gerade in dem nicht, wo ein Kennenlernen von Grund aus selbstverständlich schien.

Was hatte es zu bedeuten, daß Leo über gewisse Dinge niemals mit ihr sprach? Gerade die großen und wichtigen Dinge des Daseins waren das. Niemals berührte er, der sonst so gesprächig war, der den Ruf eines ausgezeichneten Unterhalters genoß, ihr gegenüber die Unsterblichkeit, niemals den Tod, kaum jemals sprach er von Gott und von Glaubensfragen. Dachte er darüber selbst nicht gern nach, oder schämte er sich? War diese Verlegenheit nicht unnatürlich? Sie, die ihm für Zeit und Ewigkeit angetraut war, wußte nicht einmal, wie er zu den ewigen Dingen stehe.

Und diese Verschlossenheit hatte etwas Ansteckendes. Wie ein Frost war es auf Thekla gefallen, der ausging von seiner Kälte. Sie war auch schon so weit, daß sie von diesen Dingen ihm gegenüber nicht anfing, aus einer ihr selbst unverständlichen Ängstlichkeit; ja, daß sie, wenn mit sich selbst allein, Grauen vor ihrer Tiefe empfand. Lieber ließ sie die Gedanken auf alltäglichen Bahnen streifen, als sich in die Nähe von Abgründen zu wagen. War man nicht auf dem Wege zur Oberflächlichkeit? War man nicht mitten drin bereits in dem schalen, seelenlosen Treiben, das sie an anderen so verabscheute?

Hier lag ein Verschulden vor, eine Unterlassungssünde! Sie hatte die höchste Frauenpflicht verabsäumt: jene unsterbliche Flamme zu pflegen, die Gott im Menschen angezündet hat. Sie hatte an der Seite ihres Mannes gelebt und nicht mal den Weg gesucht zu dem Mysterium seines Innern. Und wenn Leo sich zehnfach mit einer Kruste von Eis umgab, so war das für sie noch keine Entschuldigung. Sie mußte diesen Weg finden, sie war die einzige, die es konnte; denn sie allein war im Besitze des Schlüssels, der sein Herz öffnete: Liebe.

Viel war an Leo gesündigt worden, sie wußte es wohl. Zuerst von seiner Mutter, von den Frauen überhaupt. Sie hatten die glänzenden Eigenschaften seines äußeren Menschen so lange bewundert und verhätschelt, daß er schließlich das, was tausendmal wichtiger war: seine Seele, darüber hatte verkümmern lassen. In ihm waren zwei Naturen vereinigt, von der die gröbere die feinere in Schatten stellte. Und weil er dieses Mißverhältnis fühlte, schämte er sich wohl, sich zu zeigen, wie er war! — Einem Vater glich er, der dem schöneren Kinde den Vorzug gibt, und das unscheinbarere und doch wertvollere immer mehr zurückdrängt vor den Augen der Menschen.

Darin lag die Unausgeglichenheit seines Wesens, der falsche Ton in der Harmonie, das, was ihr Befremden erregte, ja, was sie manchmal hatte Widerwillen empfinden lassen gegen den Mann, den sie liebte.

Aber Gott sei Dank, es war ja noch nicht zu spät! Er besaß eine Seele, wenn er sich auch Mühe gab, sie zu verbergen. Ein falscher Weg war nicht eingeschlagen, denn sie war ja noch gar nicht ausgezogen zum Suchen. Das Land war da, das unbekannte; sie glaubte an seine

ungehobenen Schätze, wie nur je ein Entdecker an die Wunder jenseits des Sichtbaren geglaubt hat.

Die Flitterwochen lagen längst hinter ihnen; aber jetzt erst würde ein neues, vertieftes Zusammenleben beginnen. Die vier Jahre ihrer Ehe sollten nur der Brautstand gewesen sein für die Hochzeit, wo ihre Seelen einander erkennen würden.

So bereitete sich Frau Thekla auf sein Kommen vor. Immer sonniger, immer siegesgewisser wurde sie, je näher der Tag von Leos Ankunft heranrückte. Geschrieben hatte sie ihm nichts von ihren Hoffnungen. So etwas vertraute man dem Papiere nicht an; das mußte er sehen, fühlen.

Auf ihrem Schreibtische stand eine Photographie von ihm, die sie von allen, welche sie besaß, am meisten liebte: Leo mit Gerd auf den Knien als junger Vater. Wie war er da so freundlich, herzlich und beglückt! Und so sollte er in Zukunft immer mehr werden. Das Fremde an ihm, das Kalte, das Offizielle, die Maske, die er in der Geselligkeit zur Schau trug, mußte er mehr und mehr ablegen. Wie Eis sollte das schmelzen vor dem Frühlingsschein ihrer neuen Liebe.

Einstmals hatte er um sie geworben, hatte sie sich erobert zu seiner Frau, wie es das gute Recht war des Mannes. Jetzt wollte sie ausgehen, ihn zu gewinnen. Die Braut, um die sie werben wollte, war seine Seele.

* * *

„Sie sehen aus, als ob Sie auf Rosen gingen, gnädige Frau!" meinte Doktor Rink, als er sie besuchte, um zu konstatieren, wie die nunmehr beendete Brunnenkur angeschlagen habe. „Habe ich's nicht recht gemacht,

daß ich Ihren Herrn Gemahl nach England schickte? — Eheleute müssen sich manchmal trennen. Das ist sehr wichtig für das Nervensystem. Und es frischt an, ungemein frischt es an! Sie werden sehen! —"

Selbst solche Bemerkungen war Thekla in ihrer jetzigen Stimmung zu überwinden imstande.

Nun begann sie, sich und das Haus für seine Ankunft vorzubereiten. Karl, der Diener, war, auf telegraphischen Befehl seines Herrn hin, zurückgekehrt. Er nahm Silber und Lampen vor und bürstete die Parketts, schien sehr davon durchdrungen, daß alles neu und schön sein müsse, wenn der Herr zurückkehre. In aller Eile ließ sich Frau Thekla noch ein helles Kleid anfertigen, Leo und der schönen Jahreszeit zu Ehren.

Am Tage, ehe Wernberg ankommen sollte, traf ein Brief von ihm ein mit dem Poststempel London. Um Himmels willen, nur jetzt nicht die Nachricht, daß er seine Dispositionen geändert habe! Mit zitternder Hand öffnete sie den Brief. Nein, Gott sei dank, er schrieb nur ganz kurz, daß er in London übernachte, und daß er dann über Brüssel, Berlin zu ihr fliegen werde. Der Zweck seines Briefes sei nur, ihr zu sagen, daß niemand im Ministerium oder von der Gesellschaft etwas erfahren dürfe von seiner vorzeitigen Rückkehr; er wünsche den Rest seines Urlaubs inkognito mit ihr zu verbringen.

Thekla fand diesen Gedanken reizend. Sie sollte ihn ganz für sich haben! O, wie ihr Herz ihm entgegenklopfte!

Eine Viertelstunde bereits, ehe der Zug ankam, fand sie sich auf dem Bahnhofe ein und ging in der menschenleeren Wartehalle auf und ab. Sie wußte ja, daß Leo Empfänge nicht liebte. Die „Küsserei" vor

versammeltem Bahnhofspublikum fand er „geschmacklos“. Aber sie wußte sich nicht zu helfen, sie hatte ihm müssen entgegengehen. Sie wollte die erste sein, auf die sein Blick fallen sollte, wenn er wieder in der Heimat war.

Endlich lief der Zug ein. Dort stand er am Fenster und winkte ihr zu. Kofferträger drängten sich vor. Er bahnte sich einen Weg durch das Gewühl, kam auf sie zu und umarmte sie. Frau Thekla ließ den Heimgekehrten nicht gleich fahren; lachend machte er sich los, um Karl, der aus dem Hintergrunde aufgetaucht war, den Gepäckschein zu reichen.

Thekla verließ an Wernbergs Arm den Bahnhof. Als sie im Wagen nebeneinander saßen, wagte sie, einen verstohlenen Blick auf ihn zu werfen. Er sah prächtig aus, sonngebräunt, in gesunder Magerkeit.

„Nicht wahr, von Bureaufarbe ist mir nichts mehr anzumerken?“ fragte er. Sie nickte.

Nun fing er an, von seiner Reise zu erzählen, wie ausgezeichnet er sich unterhalten habe. Er hatte Glück gehabt; ganz zuletzt noch auf dem Jagdschlosse Lord Coolshursts war er einige Tage lang mit einem Mitgliede des englischen Königshauses zusammen gewesen.

Thekla fand, daß sie sich erst wieder an ihn und seine Art gewöhnen müsse. Er war so ganz erfüllt von seinen Erfolgen. Sie war ihm im Augenblicke nichts als Publikum. Ihr gegenüber hätte er sich doch nicht zu brüsten brauchen mit dem Erlebten! Sie wußte ja ganz gut, daß, wo er sich auch zeigen mochte, er eine Rolle spielen würde.

Wie schwer es doch war, durchzuführen, was sie gewollt hatte! Merkte er denn gar nicht, was in ihr vorging, mit welchen Gefühlen sie ihm entgegengegangen war? —

Im Hause empfing Gerd in seinem besten Kleide, ein Sträußchen in der Hand, den Vater auf der Treppe. Schön erdacht! Aber es war nicht damit gerechnet worden, wie schnell einem Kinde selbst die bekanntesten Gesichter fremd werden. Gerd wollte von dem großen, fremden Manne, der auf ihn zukam, nichts wissen, warf das Sträußchen weg und zog sich in die sicherste Festung zurück, die er kannte: die Röcke seiner Kinderfrau. Der Vater lachte und meinte, die Bekanntschaft müsse erst erneuert werden. Die Kinderfrau war sehr ungehalten über den mißglückten Empfang. Sie nannte Gerd ein „garstiges Kind" und hätte ihn bestraft, wenn nicht Thekla ihr in den Arm gefallen wäre.

Dann nahm der Hausherr ein Bad, um den Reisestaub loszuwerden. Karl besorgte inzwischen das Auspacken. Nach einer Stunde etwa saßen sich Thekla und Leo zum erstenmal wieder nach langer Zeit am Eßtische gegenüber.

Das Gespräch war auf den Tod von Arthurs Kinder gekommen. Thekla berichtete, wie sich alles zugetragen habe. Es ergriff sie von neuem in der Erinnerung. Sie dankte Leo dafür, daß er an Arthur geschrieben habe. Sicher werde das den unglücklichen Eltern sehr wohlgetan haben.

Wernberg räusperte sich.

„Hm — Thekla — ich will dir nur gestehen, daß ich schließlich doch nicht dazu gekommen bin, zu schreiben. Der Geist war willig, aber das Fleisch schwach. Wie das so manchmal geht! Es kam mir etwas dazwischen, ich weiß nicht mehr was. Kurzum, es ist bei dem guten Vorsatz geblieben! Schließlich, wer weiß, wie es Arthur aufgenommen hätte! Vielleicht gar als Malice. Er sieht ja in allem, was ich tue, Absicht."

Thekla senkte das Haupt. Er sollte das Wasser nicht sehen, das ihr in die Augen trat.

Nun hatte er also gar nicht geschrieben! Ihre Freude darüber war umsonst gewesen. Wie hoch hatte sie es ihm angerechnet, daß er auf die Idee gekommen. Welchen Trost hatte sie in dem Gedanken gefunden, daß das Herzeleid die Schwäger einander näher führen möchte. Und nun war ihm etwas „dazwischen" gekommen, er wußte nicht was.

Wernberg sah wohl, daß sie betrübt sei, deutete ihr Empfinden aber falsch.

„Ach, weißt du, Thekla!" begann er in vertraulichem Tone, „laß nur endlich den Schmerz. Es hilft ja zu nichts! Gewiß, es ist sehr traurig, außerordentlich traurig, und ich kann mit den unglücklichen Eltern vollständig sympathisieren. Aber auf der anderen Seite hat jedes Unglück auch sein Gutes im Gefolge. Ein Kind statt ihrer viere, macht einen Unterschied in der question of bread and butter, wie sie drüben sagen. Und beruhige dich, wie ich Arthur und Ella kenne, haben sie in ein paar Jahren das Quartett wieder beisammen."

Er war fürchterlich! Wie schwer war es, an sich zu halten, ihm nicht zuzurufen: ‚Du bist roh!' Das war der Teil seines Wesens, der ihr so unheimlich war, den sie fürchtete und verabscheute. Ganz unverhüllt war das hier wieder mal an die Oberfläche gekommen.

Wernberg ahnte, daß er sie verletzt habe und verließ das Thema. Weiter von seiner Reise erzählend, kam er auf die englischen Frauen zu sprechen.

„Wenn man freilich unsere prüden Begriffe anlegt, dann wären sie kokett zu nennen. Aber sie gehen nur scheinbar weit; an einer gewissen Grenze schnappen sie ab. Man ist eben drüben lange nicht so engherzig wie

hier. Du solltest nur mal solch ein englisches Brautpaar sehen; da gibt es keine ängstliche Schwiegermutter, keine dame d'honneur, wie unsere gute Tante Wallamber. Engaged to be married heißt zu deutsch: man kann alles machen! Und überhaupt, Herren und Damen stecken überall und immer ganz ungeniert zusammen. Es gibt nichts, woran die Damen nicht teilnehmen. Das ist so famos an der englischen Frau; sie ist zu allem zu gebrauchen. Eigentlich ist sie netter als der Mann. Es gibt ja kolossal patente Leute da drüben, besonders unter den älteren Engländern, aber, daß die jungen fellows amüsant oder liebenswürdig wären, kann man nicht behaupten. Wie die Stockfische sind sie, interessieren sich nur für ihre Pfeife und für Sport. Da erlebte ich eine höchst charakteristische Geschichte. In Giffordcastle bei Lady Coolshurst war eine Miß Smidson, ein auffällig hübsches und nettes Mädel. Bei uns hätte sie einen Schwarm von Anbetern gehabt. Aber der Haken schien darin zu liegen, daß sie wohl vornehme Verbindungen besaß, aber kein Geld. Sie war ‚portionless', wie der famose Ausdruck lautet. Ich machte ihr ein wenig den Hof, in allen Ehren natürlich, das gefiel ihr sehr. Sie erzählte mir allerhand; denn sie hatte das Bedürfnis, ihr Herz auszuschütten; bei den jungen Leuten fand sie, wie gesagt, keinen Ankratz. Sie war mit dreien von diesen young fellows kürzlich auf einer Jacht an der norwegischen Küste gewesen. Sie, das junge, bildhübsche Ding, mutterseelenallein mit drei zwanzigjährigen Burschen auf einer Jacht! — Nach unseren Begriffen völlig undenkbar, nicht wahr? Aber, was das Erstaunlichste ist, Miß Smidson sagte: sie habe es schließlich vor Langeweile nicht ausgehalten. Nicht im geringsten hätten sich ihre drei Kavaliere um

sie gekümmert, hätten gefischt, gesegelt, geraucht, gespielt, whisky and soda getrunken, aber mit ihr kaum ein Wort gesprochen. Ist so etwas erhört? Und dazu war das Mädel zum Anbeißen, sage ich dir! Ich weiß nicht, die Zusammensetzung des Blutes muß eben doch eine andere sein drüben. Die Frauen haben Temperament, viel Temperament sogar. Aber es kommt im großen und ganzen nicht viel vor, glaube ich, trotz all der Skandalgeschichten, die man von der Londoner Gesellschaft hört. Die ist international und stark von Paris aus beeinflußt. Es gibt verführerische Frauen drüben; aber sie sind, wie schöne Weintrauben an hohem Spalier, gut mit Stacheldraht eingehegt durch das Gesetz. Breach of promise! Man kennt auf dem Festlande so was gar nicht."

So plauderte er, eigentlich mehr für sich selbst. Thekla war weder mit Herz noch Kopf bei ihm. Was war aus ihren Erwartungen, die sie auf dieses Wiedersehen gesetzt hatte, geworden?

Nach Tisch ging man in sein Zimmer. Wernburg saß in seinem Sorgenstuhle, der, geräumig, mit hoher Rückenlehne, ein kleines Gebäude darstellte für sich.

„Die erste vernünftige Zigarre! Das tut wohl! Denn im Punkte Rauchen ist man drüben übel daran. Ach, es ist doch schön, wieder in seinen vier Pfählen zu sein. Das hat mir sehr gefehlt, und du und der Junge erst recht, kannst du mir glauben, Thekla!"

„Trotz Miß Smidson?"

„Kind, bist du eifersüchtig? Da kennst du mich schlecht! Miß Smidson hat mir ihre Photographie geschenkt; ich werde sie dir zeigen. Aber ich habe mich nicht einen Augenblick vergessen. Ich brauchte ja nur an dich zu denken, meine Thekla, um gegen jede Ver-

suchung gefeit zu sein. Weißt du, Schatz, daß ich mich sehr nach dir gesehnt habe? Komm, sitz nicht so weit von mir! Hier ist Platz für zwei. Aber erst verhänge mal dort die Lampe, das Licht blendet so!"

Thekla schob den grünen Schirm vor die helle Glocke auf seinem Schreibtisch, daß die Ecke, wo er saß, ganz in Halbdunkel fiel. Dann kam sie zu ihm und setzte sich auf die breite Armlehne des Sorgenstuhles.

„Leg meine Zigarre in den Becher, Liebchen! Jetzt habe ich Besseres vor als Rauchen." Sie tat es. Er umfaßte ihre Taille und zog sie an sich. Sie ließ es geschehen, legte die Wange auf sein Haupt.

‚O, wenn Leo doch jetzt den witzelnden Ton ließe!' dachte sie bei sich. Wenn er doch jetzt aufgehört hätte, sie als sein Publikum zu behandeln, endlich zu ihr hätte sprechen wollen wie zu seiner Frau! Dann sollte ihm das Vorige vergeben sein; dann konnte noch alles gut werden.

Und als habe er ihre Gedanken erraten, schlug er mit einem Male einen ganz veränderten Ton an: traulicher, inniger. Er vertraute ihr an: wie er eigentlich erst durch diese Trennung erkannt habe, was er an ihr besitze. Sie sei die Schönste, die Beste, die Herrlichste von allen. Unaussprechliche Sehnsucht hätte er gehabt nach ihr in der letzten Zeit. Ja, er habe seine Reise abgekürzt, um in ihre Umarmung zurückzueilen.

Sie lauschte begierig jedem Worte, sog berauschende Wonne daraus. Das war der Ton, den er manchmal angeschlagen hatte in der ersten Zeit, der Ton, der sie verzauberte. Wenn er so sprach, dann konnte er ja alles anstellen mit ihr, wenn er sich so frei und ohne Rückhalt gab, wenn sie jauchzend erkannte, daß er sie doch liebe, daß es Liebe und nur Liebe sei, was er bei ihr

suchte. Wenn er alles Äußerliche, alles Gemachte ablegte, wenn er sich so groß und herrlich zeigte, wie er in Wirklichkeit war. Jetzt hatte sie wieder Hoffnung. Jetzt hielt sie alles noch für möglich: das neue Leben — nun er so sprach, nun er es über sich gebracht hatte, ihr die Tore seines Herzens so weit zu öffnen.

„Und jetzt will ich dir noch etwas verraten, meine Thekla!" fuhr er fort und zog sie näher an sich heran. „Ein kleines, nettes Geheimnis, eine Überraschung für dich! Du sollst es gleich wissen: morgen bleiben wir noch hier; denn ich muß mich ein wenig ausruhen, aber dann reisen wir. Gar nicht weit weg, du brauchst nicht zu erschrecken! Nur so weit, daß uns von den guten Freunden niemand beobachten kann. Ich weiß so einen kleinen, lauschigen Winkel auf dem Lande, gar nicht weit von hier, wo sich Verliebte verstecken können. Ich schrieb dir, daß du ja niemandem etwas von meiner Rückkehr verraten solltest. Wir tun so, als ob wir eben geheiratet hätten. Flitterwochen, verstehst du! — Ich weiß nicht, wie es kam, als ich dich heute sah, war mein erster Gedanke: das ist nicht deine Frau, das ist deine Braut."

Thekla wurde es, als erklänge von irgendwoher Musik. „Braut!" Daß er das Wort gefunden hatte!

„Ich könnte mir vorstellen, daß ich dich noch nie berührt hätte!" sagte er ihr ins Ohr. „Du hast so etwas Berückendes . . ."

„Still, still!" flüsterte sie und schloß ihm den Mund mit der Hand.

V.

Wyraburg ist ein kleines Städtchen von knapp zweitausend Einwohnern. Alles lebt dort von Weberei und Spinnerei. Früher gab es in Wyraburg nur Hand-

betrieb; jetzt ragen drei Fabrikessen, als Wahrzeichen der neuen Zeit, aus dem Gewimmel altmodischer Dächer empor, blicken keck über den kleinen Marktplatz und das eigensinnige Kreuz und Quer winkliger Gassen und Gäßchen, weit hinaus, höher als der Kirchturm, höher selbst als die Flaggenstange auf der verfallenen Burg, nach der das Städtchen seinen Namen hat.

Und um Wyraburg herum, die niedrig breiten Hügelketten ganz bedeckend, dehnt sich herrlicher alter Laubwald: die herzoglichen Jagdgründe, um des lieben Wildes willen unantastbar und aus demselben Grunde auch vor der Spekulation des Holzhändlers bewahrt.

Am Waldrande, nach Norden und Westen vor Unwetter geschützt, liegt eine kleine Kolonie: ein Bauerngut, eine Gärtnerei und der Gasthof. Der Gärtner zieht in ausgesuchter Südlage Gemüse und Obst, der Bauer liefert Milch, Butter und Eier für die kleine Stadt da unten, und das Wirtshaus zur „Grünen Buche" ist Sonntags der beliebteste Ausflugsort der Wyraburger.

Hierher führte Leo Wernberg seine Frau. Er kannte die „Grüne Buche" recht gut; denn er hatte hier vor Jahren schon mal gewohnt, „als ich noch die Passion auf den Rehbock hatte," wie er sagte. Die Wirtin erkannte ihn sofort wieder, als er kam.

Der Vorsicht halber war Karl vorausgeschickt worden als Quartiermacher. Er hatte die beiden besten Zimmer des Gasthofs mit Beschlag belegt und, so gut es gehen wollte, wohnlich hergestellt für seine Herrschaft.

Frau Thekla jubelte laut, als sie am ersten Morgen — sie waren bei Dunkelheit angekommen — das Schlafzimmerfenster öffnete, und vor ihr breitete sich die deutsche Landschaft aus in ihrer schlichten, innigen Schönheit. In der Talsenke das Städtchen, aus dessen Essen der

Rauch wirbelte; dahinter am Hange braune und gelbe Streifen und Vierecke: Felder, die schon abgeerntet waren; denn man stand im Spätsommer. Darüber waldgekrönte Hügelketten, Täler, die man mehr ahnte als sah. Ein blauer Berg am Horizont. Dort blitzte ein Wasserspiegel. Hier und da menschliche Anwesen, das blinkende Kreuz einer Kirchturmspitze, Strohfeimen, einzelne Pappelgruppen, an der Flußkrümme Weiden und Erlen, und die Berglehne hinan der Obstbaum im Felde. Über dieses Bild voll Heiterkeit, Abwechslung und Fruchtbarkeit ausgespannt der wolkenlose Augusthimmel.

„Komm, Leo, sieh das!" rief sie ihrem Manne zu, der noch beim Ankleiden war.

„Ja, ja, ganz nett!" meinte er. „Aber ich bin ein wenig verwöhnt jetzt durch meine Reise. Das hier ist mir viel zu bäuerisch. Da solltest du Südengland sehen! Alles ein großer Park."

Thekla schwieg. ‚Reist man, um solche Weisheit mit nach Hause zu bringen?' dachte sie bei sich.

Sie fand alles wunderschön hier: die Landschaft, die würzige Luft, den herrlichen Wald, die stillen, einfachen Leute, die nichts von einem wollten. Die Wirtin der „Grünen Buche" war die einzige Person, welche anfangs den Versuch wagte, Unterhaltung zu machen. „Als der Herr Baron von Wernberg damals hier wohnte . . ." fing sie an; aber Leo wußte ihr das schnell abzugewöhnen.

Die Mahlzeiten waren eine Quelle steter Belustigung für die beiden. Was tat die gute Frau nicht alles an die Suppen und an den Braten, zu Ehren ihrer vornehmen Gäste! Alle Gewürze des Orients streute sie verschwenderisch aus. Über jeder Sauce lagerte eine

fingerdicke Fettschicht, ja sogar im Kompott fand man Zimtstengel und Nelken. Glücklicherweise ließ sich an Eiern, Butter, Milch und Brot kein Gewürz anbringen.

Man führte ein zwangloses Leben, wie die Vögel unter dem Himmel. Früh, gleich nach dem Frühstück, ging's hinaus in den Wald. Wernberg im hellen Flanellanzuge, mit Hängematte, Feldstuhl und Plaid. Thekla neben ihm in leichter, im Winde flatternder Bluse, einen breiten Sommerhut auf dem einfach frisierten Haar, Bücher und Zeitung tragend. Dann suchte man sich ein schattiges Fleckchen aus, wo die Hängematte zwischen zwei Bäumen angebracht werden konnte, wechselte ab mit Plaudern, Ruhen und Lesen.

Leo Wernberg hatte sich eine Anzahl französischer Romane kommen lassen. Er zog die französische Literatur jeder anderen vor. Von den deutschen Autoren, besonders von den modernen, wollte er nichts wissen.

„Das ist mir viel zu grob, plump und ordinär!" pflegte er zu sagen. „Diese ewige Arme Leute-Atmosphäre ist unausstehlich. Wer kann sich für Bettelvolk, Bauern, Proletariat und dergleichen interessieren! In der Kunst will ich das Schöne! Das Leben ist häßlich genug. Außerdem ist die Gesinnung dieser Neueren zweifelhaft. Politisch sind sie meist radikal, und von der guten Gesellschaft verstehen sie nichts. Was ich von der sozialen Frage zu halten habe, weiß ich selbst; das werde ich mir nicht von untergeordneten Skribenten sagen lassen. Die Kunst soll erfreuen!"

Er wachte streng darüber, daß Thekla nicht die Werke der Modernen in die Hand bekam. „Die passen nicht für Damen und würden dir die Ideale zerstören, mein Herzchen! Diese Menschen, denen nichts heilig ist, die den Staat, die Kirche, die Familie fortgesetzt

besudeln, müßten bestraft und ihre Bücher konfisziert werden!"

Thekla wußte nur soviel, daß ihr die französischen Sachen, die Leo mit solchem Wohlgefallen las, auch nicht behagten. Immer nur das Verhältnis der Geschlechter, und das in gesucht übertriebener, widernatürlicher Weise ausgebeutet! — Sie las von diesen Büchern meist nur einige Seiten, um sie, ohne ein Wort darüber zu verlieren, wegzulegen.

Zu seiner Entschuldigung gewissermaßen erklärte Leo dann: die Franzosen wären ja ziemlich frei, das lasse sich nicht leugnen; aber bei ihnen sei das etwas ganz anderes, weil sie Charme besäßen und Schick. Sie verstünden es, selbst das Unanständige gräziös zu sagen und es dadurch annehmbar zu machen.

So hatte Frau Thekla also nichts zu lesen; doch das bereitete ihr wenig Kummer. Sie überließ Leo die Hängematte, in der er stundenlang lag, eine Zigarre an der anderen anzündend, in seinen gelbgehefteten Band vertieft. Sie selbst ging in den Wald, meist ohne Weg und Ziel, wohin sie gerade Zufall und Laune führten.

Man konnte gehen, wo man wollte, es war überall schön. Die Forstkultur hatte aus diesem Walde noch nicht eine Musterschule gemacht, wo die Bäume stramm ausgerichtet stehen, wie die Soldaten. Hier war noch der unberührte Pflanzgarten Gottes. Uralte Buchen erhoben sich mit kerzengradem, grauem Schaft, oben mit ausgebreiteten Armen einen breiten Schirm hellgrün losen Blätterwerks tragend. In ihrem Schatten aber wucherte in dem braunroten Bett verwesendes Laubes das strebsame Geschlecht der Farren, Moose, Kletterpflanzen und Stauden. Hier war Licht und Raum für

viele. Die Großen neideten den Kleinen nicht den Platz. Wo aber doch eine von den vornehmen Buchen morsch geworden war, vom Specht gezeichnet, als dem Tode geweiht, vor Altersschwäche dahinsiechte oder vom Sturme ohne viel Federlesens geköpft war, da erhob sich das schnellwüchsig kecke Geschlecht der Fichten, Tannen und Lärchen in dichten, undurchdringlichen Trupps den Platz ausfüllend.

Wie man in den Hallen dieses Domes frei atmen konnte! Wie die Gedanken natürlicher, einfacher und schöner waren, als in dem engen Bezirk der Straßen und Häuser! Frau Thekla konnte einmal ganz in sich hineinschauen und bei diesem In-sich-blicken wieder hinausschauen in die Welt, wie durch ein Fenster von erhöhter Warte aus.

In solch begnadeten Augenblicken halten wir den Atem an, lauschen dem eigenen Herzen und hören darin den Pulsschlag der ganzen Welt. Das ist die Meeresstille des Gemütes, in der wir uns selbst und unsere Umgebung in Vergangenheit und Gegenwart spiegeln. Dieses erhabene Glück kommt über den Menschen nur, wenn er allein ist.

Nicht einmal nach ihrem Kinde hatte Frau Thekla Sehnsucht. Allein sein, nur allein sein! In der Einsamkeit erst recht umgeben von allem, was sie besaß und was sie jemals ihr eigen genannt hatte. Die Menschen, die sie liebte — und zu denen gehörten auch die Toten —, standen ihr dann näher, sie sah sie in einer Art Verklärung, von allem Zufälligen gereinigt, in dem echten Werte ihres Wesens. Einen viel innigeren, tieferen Verkehr konnte sie mit ihnen pflegen, ungestört durch all die Unzulänglichkeiten körperlichen Zusammenseins.

So milde, gerecht und klar vermochte sie jetzt auch an Leo zu denken.

Sie wußte, daß er Fehler hatte, aber diese Fehler brachten sie nicht mehr an den Rand der Verzweiflung. Seine Schwächen waren unzertrennlich von seiner Natur. Sicherlich litt er, ohne es vielleicht zu wissen, am meisten unter ihnen. Er war ein Mann, begabt mit allen Vorzügen, und behaftet mit allen Mängeln der Mannheit.

Es gab ja keinen größeren Unterschied als diesen! Nicht Lebensalter, nicht Rasse, nicht Stand begründete einen solchen Gegensatz, wie das Geschlecht. Ein anderer Leib, eine andere Seele, eine andere Sittlichkeit. Was dem einen Teile Glück bedeutete, verursachte dem anderen Schmerz; was dem einen Bedürfnis war, galt dem anderen als das gleichgültigste Ding der Welt. Man sah verschieden, man dachte verschieden, man fühlte verschieden.

Und nur eines gab es, was diese Kluft überbrücken konnte: Liebe! Eine Liebe, die duldsam war und weitherzig, die verwandt war mit Mitleid und mit Gerechtigkeit, die den anderen nahm, wie er war. Man konnte nicht einen Teil lieben und einen anderen nicht, einen Menschen nur stückweise gelten lassen. Überströmen mußte solche Liebe den ganzen Menschen, daß alles, was widerstreben wollte, gleichsam ertränkt wurde in der allgewaltigen Flut.

Der Gegensatz der Geschlechter, die Feindschaft zwischen Mann und Weib, das Fremde an ihrem Manne, das sie oftmals verletzt und geängstigt hatte, verlor, in diesem Lichte gesehen, seine Schrecken. Der Gegensatz wurde zum Bindeglied, die Feindschaft zur Versöhnung.

Des Mannes Liebe war wie eine jäh auflodernde Flamme, die leicht in sich zusammensank, wenn sie nicht

Nahrung fand in der dauernden Glut weiblicher Treue. Wie ein Bergstrom stürzte männliche Leidenschaft dahin, der sich irgendwo begraben will, seiner Wildheit zu genesen. Ihn nimmt die Tiefe auf und besänftigt den Ungezügelten, daß er sich ausbreitet in stiller abgeklärter Fläche.

Wie lange sie dazu gebraucht hatte, um das zu finden! Und nun war es einfach und selbstverständlich, wie ein Kapitel aus der Bibel. — Wie sie gesucht und sich abgeängstigt hatte, schon als Braut, wo sie sich nicht darein zu finden vermochte, daß ihr Auserwählter eine Vergangenheit besaß, in der sie keine Rolle spielte, an der nichts mehr zu ändern war. Und dann die erste Zeit ihrer jungen Ehe, so reich an Beglückung und noch viel reicher an Enttäuschung! Unter welchen Qualen der Seele hatte sie sich von ihrem Mädchentum getrennt. Wie ein Feind war er ihr da vorgekommen, grausam und roh in seinem Verlangen. Und wie lange noch hatte sich ihre Jungfrauensprödigkeit aufgelehnt gegen die unerhörte, unverständliche Zumutung, die er sein Recht nannte! Bis sie endlich die Wonne des Hingebens empfinden lernte; ein Hingeben, das kein Aufgeben zu sein braucht, wenn es ein Wiederfinden im anderen sein kann.

Jetzt wußte sie längst, daß die Ehe etwas Gutes ist, die Ehe, die ihr das Kostbarste geschenkt hatte, was sie besaß: ihr Kind. Die Ehe war „gottgeordnet“; für sie war das keine Redensart. Alles, was daran rütteln wollte, fürchtete und haßte sie vom Grund der Seele. Nichts war ihr schmerzlicher, als wenn Leo leicht davon sprach, etwa gar die eheliche Treue bewitzelte. Darüber, daß seine Schwester sich hatte scheiden lassen, kam Thekla nicht hinweg. Wie konnte eine Frau

so etwas übers Herz bringen? Alles mußte eine Frau erdulden, ehe sie sich dazu bringen ließ, dieses Band zu zerreißen!

Wenn sie als Mädchen an das Verheiratetsein gedacht hatte, dann hatte sie wohl in der Schrankenlosigkeit der Jugend vermeint, daß der Mann, der ihr nicht alles sein könne, ihr nichts sein würde. — Auch das wußte sie jetzt anders. Menschen konnten einander viel sein, aber niemals alles.

Es gab so wenig Dinge, in denen Leo Rat oder gar Hilfe gebraucht hätte! Er war so sicher und überlegen, für ihn schien es Zweifel und Bedenken kaum jemals zu geben. Worin hätte sie ihm überhaupt helfen können? Denn selbst auf dem eigensten Gebiete der Frau, im Hauswesen, entschied er. Und so war es in allem.

Ganz für sich hatte sie eigentlich nur die Kinderstube. Wie lange würde sie das haben? So lange als Gerd ein Muttersöhnchen war!

Und nun gar erst das äußere Leben: Geselligkeit, Beruf; da herrschte Leo unbedingt. Sie war froh darüber, sie wünschte es gar nicht anders. In der Gesellschaft wollte sie weiter nichts sein als die Gattin ihres Mannes. Und seinen Beruf hatte er erst recht für sich. Was er in den Stunden, die er auf dem Bureau zubrachte, treibe, ahnte sie nicht. Sicherlich verwendete er auf seine Arbeit den größten Teil seiner Kraft und seines Nachdenkens. Er sprach zwar nicht viel davon, weil er „das Fachsimpeln" haßte; aber daß er mit innerstem Interesse an diesen Dingen beteiligt war, merkte sie an vielen kleinen Zügen.

Er wünschte ja gar nicht, daß sie sich um die Staatsgeschäfte kümmere; „denn," sagte er, „Frauen

haben keinen Instinkt dafür!" Darum belästigte sie ihn auch niemals mit Fragen darüber.

Aber war es nicht doch unnatürlich, daß sie an einem so wichtigen Teile seines Lebens keinen Anteil hatte? Wie konnte sie ihm gerecht werden, wenn sie sein stärkstes Interesse nicht zu würdigen verstand? Die tüchtigsten Seiten seiner Natur kamen sicherlich hier zur Geltung, und die sah sie niemals in Tätigkeit.

Durch ein Erlebnis wurde Thekla diese Lücke ihres Zusammenlebens recht zu Gemüte geführt. Man hatte um einer notwendigen Besorgung willen das Städtchen Wyraburg aufgesucht; dabei kam man an der größten von den drei Fabriken des Ortes vorbei. Die Tür zum Kesselhaus stand offen, rot glühte die Heizung, an der der Feuermann eben mit langer Eisenstange krückte; im Maschinenhause sauste das mächtige Schwungrad, in den drei aufeinander getürmten Etagen des Fabrikgebäudes sah man durch unzählige Glasfenster die Webstühle treiben.

Thekla machte unwillkürlich Halt. Staunend maß ihr Blick diesen ausgedehnten Mechanismus, der ihr wie ein großes, unheimliches Lebewesen vorkam.

„Möchtest du mal die Fabrik besichtigen?" fragte Wernberg.

Sie nickte. „Ich habe noch nie so etwas gesehen!"

„Den Spaß sollst du haben! Ich werde mein Inkognito brechen. Da wir bald abreisen, schadet's ja am Ende nichts!"

Er suchte nach Visitkarten und fand auch glücklich eine im Notizbuche. Dann hielt er den nächsten Arbeiter an, er wünsche zum Direktor geführt zu werden. Dem Direktor überreichte er seine Visitenkarte und fragte, ob die Besichtigung gestattet sei.

Der Mann las den „Regierungsrat" und den „Kammerherrn". Natürlich war er bereit, alles zu zeigen, was man zu sehen verlangen würde. Im stillen freilich wunderte er sich, daß ein Herr mit solchen Titeln im Flanellanzug, losen Hemd und gelben Schuhen einhergehe. Aber der sicher selbstbewußte Ton, in welchem Wernberg nunmehr erklärte, was er von der Anlage zu sehen wünsche, versicherte den Beamten, daß er es hier wirklich mit einem großen Herrn zu tun habe.

Man fing im Maschinenhause an, durchschritt die Websäle, den Appreturraum, die Zwirnerei, die Lagerräume.

Der Direktor führte, die Erklärungen aber gab Wernberg; der Beamte konnte nur zustimmen.

„Leo, woher weißt du denn das alles?" fragte Thekla.

„Es wäre schlimm, mein Kind, wenn ich nicht mit allen Erwerbszweigen unseres Landes vertraut wäre! Dazu ist man Verwaltungsmann, um solche Dinge zu kennen!"

Der Direktor hatte inzwischen zu den Besitzern der Fabrik, zwei Brüdern, geschickt, die im Hause gegenüber wohnten, und sie wissen lassen, wer da sei. Die Herren kamen eiligst, um die Honneurs ihrer Anlage selbst zu machen.

Man beschloß den Rundgang in dem zu ebener Erde des Wohngebäudes gelegenen Bureau. Hier legten die Brüder einen Plan zur Erweiterung der Fabrik vor: Anlage einer Färberei und einer elektrischen Bleiche.

Wernberg ließ sich in ein längeres Gespräch mit den Fabrikanten ein, über Arbeiterverhältnisse, Löhne,

Verdienst und Konjunktur. Die Brüder schienen rührige, intelligente Leute zu sein. Durch Wernbergs Interesse für ihre Unternehmung ermutigt, rückten sie mit immer neuen Plänen heraus.

„Wird es dir nicht zu viel werden, Thekla?“ fragte Leo. „Das kann dich doch unmöglich interessieren!“

Aber Thekla bat inständig, er möge sich nicht abhalten lassen durch sie. Sie war ja so stolz auf ihren Mann! Wie hingen diese Leute an seinen Lippen! Wie huldigten sie seiner Überlegenheit! Endlich einmal bekam sie etwas zu sehen von seinem Können.

Schließlich legten die Brüder sogar die Akten eines Prozesses vor, in den sie wegen Wasserverunreinigung verwickelt worden waren, und baten den Herrn Regierungsrat um seinen Rat.

Wernberg vertiefte sich in das Aktenstück. Sehr bald war er im Bilde. Er erklärte ihnen, daß sie das Ding ganz anders als bisher anfassen müßten, wenn sie zum Ziele gelangen wollten. Der Rechtsanwalt, dem sie ihre Sache übergeben hätten, scheine nichts zu taugen. Wernberg gab ihnen an, welchen Weg sie beschreiten, welche Punkte sie hervorheben, auf welche Gründe sie sich stützen müßten, welche Forderungen sie fallen lassen könnten. Schließlich setzte er in Kürze ein Gutachten auf, um ihnen einen Anhalt zu geben.

Die Brüder verbeugten sich immer und immer wieder, als das Ehepaar schließlich aufbrach, und verfolgten den Herrn Regierungsrat mit ihren Dankesbezeugungen bis auf die Straße hinaus.

„Leo, das war schön!“ flüsterte Thekla, noch ganz erregt von dem Erlebten, und drückte ihm den Arm.

„Hat dir's gefallen?“

„O, herrlich! Ich habe gar nicht gewußt, was für ein großartiger Mensch du bist!“

Ihr Lob tat ihm ersichtlich wohl.

* * *

Man war von dem Ausfluge nach Wyraburg schon seit einigen Wochen zur Stadt zurückgekehrt. Leo Wernberg ging wieder täglich ins Ministerium. Gerd setzte seine Sprechübungen fort, zerbrach Spielzeug und zerriß Bilderbücher. Die Kinderfrau bedrohte ihn dafür mit Strafen, die aber von ihm nicht ernst genommen wurden. Hedwig kümmerte sich um die Garderobe der gnädigen Frau, und Karl sorgte für den gnädigen Herrn. Alles wollte in die alten Gleise zurückkehren. Die Bekannten trafen wieder an, die Hofgesellschaft war ziemlich versammelt. Kleine Diners eröffneten, wie ein Geplänkel, die Geselligkeit. Man mußte auch schon wieder an die Schneiderin denken, um für die kommende Winterkampagne gerüstet zu sein. So schien denn alles so ziemlich wie im Jahr zuvor um dieselbe Zeit. Nur für Frau Thekla waren die Dinge von Grund aus gewandelt; sie fühlte sich Mutter.

Sie behielt das Geheimnis für sich, von einer Art abergläubischer Scheu befallen, ihr verschämtes Hoffen könne zuschanden werden, wenn sie laut davon spreche. Sie wollte ihre Freude so lange als möglich für sich haben; es war für sie ein Glück ohnegleichen.

Wernberg begann von Besuchen zu sprechen, die man machen müsse, ja, er drohte mit einem Diner, das er geben wolle.

Nun mußte Thekla also doch sprechen. Wie sie im stillen gefürchtet hatte, war es: er freute sich nicht über die Nachricht. Sich und ihr machte er Vorwürfe,

sprach von „Unvorsichtigkeit“, ja von „Dummheiten“, die so alten Leuten, wie sie seien, nicht mehr passieren sollten. Während der nächsten Tage blieb seine Laune schlecht.

Thekla hatte stillschweigend angenommen, daß durch ihr Bekenntnis die Frage des Ausgehens für diesen Winter entschieden sei. Aber sehr bald sollte sie erfahren, daß Leo darüber anderer Ansicht sei.

„Die Santas wird heute kommen!“ sagte er eines Morgens beim Kaffee. „Ich habe sie bestellt deiner Toiletten wegen. Mache aber, bitte, mit ihr noch nichts Definitives ab; ich will meine Ansicht dazu sagen. Die Sache wird ja diesmal besonders kompliziert!“

„Die Santas!“ rief Thekla. „Was soll ich denn mit der?“

„Kind, sei doch nicht so schwer von Begriffen! Änderungen sind nötig. So lange es geht, wünsche ich, daß du ausgehst! Kein Mensch kann darin etwas Anstößiges finden. Die Landesmutter geht dir darin mit gutem Beispiele voran. Vierzehn Tage vor Prinz Arndts Geburt hat man sie noch auf dem Hofball gesehen. Und wegen der Schädlichkeit? Ich habe Doktor Rink gefragt. Der sagt: neuerdings sei man darin gar nicht mehr so ängstlich. Ich verlange nicht, daß du tanzst, aber im übrigen habe ich nicht Lust, mich in meinem Programm irgendwie stören zu lassen.“

Thekla sah ihn groß an. Langsam stieg ihr eine Röte vom Halse aufwärts, bedeckte ihr das Gesicht bis unter die Haare. Es arbeitete etwas in ihr, sie schluckte daran; es wollte und mußte heraus.

„Leo, ich sage dir folgendes: Ich gehe in diesem Winter in keine Gesellschaft, auch in die kleinste nicht! Der Santas laß lieber sagen, daß sie nicht kommen

soll; ich müßte sie sonst abweisen. Und deinem Doktor Rink kannst du ausrichten ...... Nein, ich will nicht ungerecht werden! Er ist eben ein Mann, und euch scheint alles gesunde Gefühl abzugehen."

Wernberg musterte sie erstaunt. Das war doch nicht seine sanfte Thekla! Woher diese Gereiztheit? Was war denn mit ihr vorgegangen?

Dann entsann er sich, ähnliches im ersten Jahre ihrer Ehe an ihr erlebt zu haben. War es wirklich so, wie manche behaupteten, daß die Frauen nicht ganz zurechnungsfähig seien in diesem Zustande?

Aber es war keine bloße Laune bei Thekla, wie er angenommen hatte. Sie ließ die Santas gar nicht erst vor. Was wollte er machen! Mit Doktor Rink durfte er ihr gar nicht mehr kommen. Und zwingen? — Nein, zwingen konnte er sie nicht!

Es war das erste Mal, daß Leo Wernberg sich dem Willen seiner Frau fügen mußte. Schwer genug kam es ihm an. ‚Gut denn! Der Vernünftige gibt nach!' suchte er sich zu trösten. ‚Aber wenigstens soll sie merken, wie langweilig das Alleinsein ist. Vielleicht bereut sie dann ihre Verrücktheit!'

Er ging allein aus. An den Abenden, wo er keine Gesellschaft hatte, besuchte er den Klub, der ihn, seit er verheiratet war, nur selten zu sehen bekommen hatte. Er hoffte, Thekla auf diese Weise „auszuhungern".

Bei Thekla nahm die Mutter von vornherein Besitz von allen Kräften, Gedanken und Fähigkeiten. Sie wußte es selbst nicht, aber sie war eine andere Frau geworden. Wie im Traume, in einer Art Dämmerung, lebte sie. Nicht zerstreut, matt oder gleichgültig war sie; tiefere Abziehung hatte sie. Sie

war beschäftigt, nach innen zu lauschen, wo etwas viel, viel Wichtigeres vor sich ging, als all das Treiben um sie her. Stundenlang konnte sie sitzen, mit leichter Handarbeit, die nur die Finger mechanisch beschäftigte, und lächeln. Aber kaum wußte sie, wem dieses Lächeln galt; es hätten ebensogut Tränen sein können. Wie Aprilschauer ging es über sie hin. Einem Schleier gleich lag es über den Dingen. Alles war im Entstehen, im Werden. Die Gegenwart schien so gleichgültig und grau; aber wie eine Sonne, fernste Wolkenränder mit hoffnungsvollem Schimmer verbrämend, stand die Zukunft dahinter.

Sie war viel allein, fühlte sich aber niemals einsam. Selbst die nächsten Menschen: Leo, Gerd, Hedwig, erschienen ihr manchmal wie Fremde. Die Ereignisse kamen, zerflossen, machten kaum Eindruck. Es war ja alles so gar nichts im Vergleich zu dem, was sie allein wußte. Es gab keine Bitterkeit, keine Sorge, keine Hast. Fromme Dankbarkeit erfüllte sie gegen alle Menschen und gegen alle Dinge.

Leo erzählte ihr dies und jenes aus der Gesellschaft: wie die Herzogin aussehe, was der Herzog gesagt habe, was für Toiletten die Damen trügen, welche Verlobungen man erwarte.

Thekla hörte ihm lächelnd zu. Namen schlugen an ihr Ohr; sie besann sich, ihm zu gefallen, auf die einzelnen. Wie Wandelbilder zog es an ihr vorbei, aber tieferen Anteil hatte sie nicht daran.

Eines Morgens, als sie zum Frühstück ins Eßzimmer trat — des Abends störte er sie jetzt nicht mehr mit Besuchen —, rief Leo ihr entgegen: „Weißt du das Neueste? Lilly Ziegrists Fürstin ist gestorben. Lilly quittiert den Dienst als Hofdame, kommt hierher.

Ihre Fürstin hat sie im Testament bedacht. Freust du dich nicht für sie? Ihr seid doch Freundinnen!"

Thekla mußte erst überlegen. Lilly Ziegrist! Waren sie Freundinnen? Ach ja, man konnte es vielleicht so nennen. Lilly! Wie lange war das her? Wie war auch diese Gestalt in ihrer Erinnerung verblaßt.

„Ich freue mich, daß sie kommt," fuhr Wernberg fort. „Lilly ist ein belebendes Element in der Gesellschaft."

„Und ich freue mich, daß sie nun in gesicherter Lage ist," sagte Thekla. „Das wird sie ruhiger machen und zufriedener."

„Sie wird heiraten, paß mal auf! Aber der Epouseur muß Haare auf den Zähnen haben!" Damit schloß Wernberg dieses Gespräch.

Übrigens erschien Lilly sehr bald in eigener Person. Thekla hatte sie seit einigen Jahren nicht gesehen. Lilly war stärker geworden, was eigentlich nicht gut zu ihr paßte. Sie trauerte um ihre Fürstin. Ihre Kleidung war einfacher, als man es von früher her an ihr gewohnt war.

Lilly bemerkte sofort Theklas Befremden und rief, noch ehe sie sich gesetzt hatte: „Ach, Kind, in unseren Jahren muß man anfangen, seriös zu werden. Du siehst, ich bin auf dem Wege zur alten Schachtel. Im übrigen gräme ich mich aber gar nicht, daß der Kelch des Eheglücks an mir vorübergegangen ist. Denn deinen Zustand, Thekla, das muß ich dir sagen, finde ich impossible, ja, ich finde ihn degoutant! Mir fehlen einfach die Worte dafür! Bitte, entschuldige dich nicht! Ich schäme mich in deiner Seele."

Glücklicherweise verließ Lilly dieses Thema. Sie sprach von der Geselligkeit, an der sie ihrer Trauer

wegen nicht teilnehmen durfte; trotzdem war sie über alle Vorkommnisse auf das genaueste unterrichtet. Lilly beklagte Thekla, daß sie zusehen müsse, wie ihr Mann als lustiger Strohwitwer jeden Abend ausfliege, sie der Langeweile überlassend. Thekla meinte: das sei nicht so schlimm, sie habe sich noch keinen Augenblick gelangweilt.

„Weißt du, daß du ein gewagtes Spiel spielst, mein Kind?“ meinte Lilly. „Man sollte einen Mann nie zu lange allein lassen. Und nun gar ein Courmacher von Profession, wie Leo Wernberg! Er könnte Gefallen daran finden, seine Garçonangewohnheiten wieder aufzunehmen.“

Frau Thekla lachte. Lilly möge sich darum nur ja keine Sorge machen. Leo habe auch jetzt noch ein leicht bewegliches Herz, aber er sei immer selbst der erste, ihr zu berichten, ob ihm eine Dame gefalle.

„Daran erkenne ich meinen Wernberg!“ rief Lilly. „Seine Schläue hat mir immer am besten gefallen an ihm! Natürlich, er weiß ganz gut, daß man einer Sache die Spitze abbricht, wenn man davon spricht. Aber daß er dir von seiner neuesten Schwärmerei berichtet haben sollte, bezweifle ich doch! Er will diesmal etwas hoch hinaus, der gute Leo!“

„Meinst du die Herzogin?“

„Ja, ich meine die Herzogin. Sagt er dir das auch?“

„Er hat sie immer reizend gefunden.“

„Natürlich! Sie ist ja unsere allverehrte Landesmutter, und es ist gewissermaßen Pflicht für den Patrioten, sie zu lieben. Folglich wäre die Sache ganz in Ordnung.“

„Lilly, wenn ich nicht wüßte, daß du Blödsinn redest, ich könnte . . .“

„Nun, was denn?“

„Ich könnte finden, daß du skandalsüchtig bist.“

„Das ist eine Beleidigung! Nun erzähle ich dir auch zur Strafe die Geschichte nicht, die ich weiß.“

Thekla war durchaus nicht neugierig, Lillys Geschichte zu hören. Nicht so viel gab sie auf das ganze Gerede.

Diese angebliche Freundin kam fortan öfters, um Frau Thekla in ihrer Einsamkeit Gesellschaft zu leisten. Lilly urteilte nach sich selbst, wenn sie annahm, daß man sich tödlich langweilen müsse, wenn man allein war.

Sie wollte sich eine Einrichtung anschaffen und für sich ziehen. Denn sie halte es auf die Dauer nicht aus, mit ihren Eltern zusammenzuleben; die plagten sie zu sehr mit Heiratsvorschlägen.

Für ihre Einrichtung wollte Lilly von Thekla allerhand Ratschläge haben. Schließlich nahm sich Leo der Sache an. Das schlug ja in sein Fach. Außerdem sei er das einer „alten Flamme“ schuldig, sagte er, ihr beim Aussuchen der Ausstattung zu helfen.

Frau Thekla war im Grunde froh, daß sie Lilly auf diese Weise los wurde; instinktiv lehnte sie alles Unerfreuliche ab in dieser Zeit der Vorbereitung, alles, was ihre nach innen gerichtete Andacht störte. Lillys Art aber störte sie.

VI.

Im Frühsommer wurde Herrn von Wernberg eine Tochter geboren.

„Ist es ein Mädchen?“ hatte Thekla in ihrer Schwäche gefragt. Und als die Hebamme bejahte: „Nun hat Gerd ein Schwesterchen!“ Darauf verbot ihr der Arzt das Sprechen.

Leo Wernberg freute sich schließlich doch auch. Es

war nett zu denken, daß man eine Tochter hatte. Vielleicht wurde sie mal eine Schönheit! Jetzt freilich sah man davon noch nichts. Das Gesichtchen war krebsrot und zusammengedrückt. Der glückliche Vater machte, daß er aus dem Hause kam, um auf dem nächsten Postamte Telegramme abzuschicken an Verwandte und Freunde. Die Annonce in der Zeitung war auch zu bedenken und die Meldung beim Standesamt. Einigen Bekannten wollte er es persönlich mitteilen, dem Minister unter anderen und Lilly Ziegrist.

Was wohl Lilly für maliziöse Bemerkungen machen würde! Wie wär's, wenn er den Abend bei ihr zubrächte in ihrer neu eingerichteten Wohnung? Jedenfalls für Unterhaltungsstoff war gesorgt! Thekla ging es ja, Gott sei Dank, gut, und zu Hause fühlte man sich als Vater wie das fünfte Rad am Wagen. Er ging also zu Lilly.

Die Taufe sollte bald sein. Wernberg hatte für den Sommer noch allerhand andere Pläne, die sich nicht hinausschieben ließen. Der Herzog wollte in diesem Jahre nach England gehen, und Kammerherr von Wernberg war ausersehen, ihn zu begleiten, als besonderer Kenner der englischen Verhältnisse. Es lag ihm selbst daran, diese interessante Reise von Anfang an mitzumachen; darum beschleunigte er die Taufe.

Es sollte eine kleine, aber auserlesene Taufgesellschaft sein. Der Herzog selbst wollte Pate stehen. Die anderen Gevattern waren: der Minister, Lilly, Wernbergs Mutter, sein Schwager Baron Erb und von Theklas Familie das Ehepaar Seeheim.

Es verlief alles glatt und prompt nach dem von Leo ausgearbeiteten Programm. Der Herr Domprediger sprach nicht zu lange, drängte sich überhaupt nicht als

Hauptperson vor, vielleicht durch die Anwesenheit des Landesherrn zur Zurückhaltung veranlaßt. Beim Braten konnte der Geistliche sich freilich nicht enthalten, seiner Nachbarin, Fräulein von Ziegrist, zuzuflüstern, er fühle sich versucht, zu beten statt: „Unser täglich Brot gib uns heute!“ ein: „Unser heutiges Brot gib uns täglich!“ Der Witz fiel auf guten Boden. Lilly war für eine schnodderige Bemerkung immer empfänglich; im Munde eines Geistlichen nun gar schien sie ihr besonders pikant.

Der Herzog selbst erhob das Glas auf das Wohl des Täuflings und unterhielt sich sehr freundlich mit Wirten und Gästen. Alle waren in aufgeräumter Stimmung. Das Ganze war die Sache von anderthalb Stunden, dank der umsichtigen Anordnungen des Hausherrn. Selbst die nächsten Verwandten verließen sofort nach der Taufe das Haus; denn Thekla und der Säugling sollten Ruhe haben.

Einige Tage darauf reiste Leo Wernberg als Begleiter des Herzogs nach England. Thekla blieb mit den Kindern und den Dienstboten allein zurück. Es war ja im vorigen Sommer ausgezeichnet gegangen so, warum nicht auch in diesem!

Aber die kleine Agathe wollte nicht zunehmen, war überhaupt seit dem Tauftage nicht recht munter. Doktor Rink legte dem keine große Bedeutung bei; er nannte es eine „kleine Verdauungsstörung“. Ganz natürlich, die Mutter hatte sich etwas erregt, vielleicht auch einen Diätfehler begangen; das teile sich jetzt dem Säuglinge mit. In ein paar Tagen werde alles wieder gut sein.

Aber es wurde nicht besser. Das Kindchen, anfangs gesund und kräftig, nahm ab.

„Andere Nahrung!“ erklärte Rink und machte sich

auf die Suche nach einer Landamme. Er kam mit einem kraftstrotzenden jungen Bauernmädchen an.

Für Thekla war der Gedanke fürchterlich, ihr Kind an eine wildfremde Person hingeben zu sollen. Aber was wollte sie machen angesichts der Tatsache, die ihr der Arzt an der Säuglingswage vorrechnete, daß Agathchen, statt zuzunehmen, täglich so und soviel abnehme. Von Zweifeln geplagt, ob es das Richtige sei, und mit innerem Widerstreben überließ sie ihr Kindchen der fremden Brust.

Es war erfolglos. Nach weiteren acht Tagen sagte Doktor Rink: „Künstliche Milch."

Die Amme wurde entlassen und ein Apparat zum Sterilisieren aufgestellt. Der Arzt beaufsichtigte selbst das Abkochen und erschien täglich zum Wiegen.

Man brachte es so weit, daß in dem beängstigenden Abnehmen eine Art von Stillstand eintrat. Daß aber das Kindchen nicht gedieh, konnte man auch ohne Säuglingswage erkennen. Die Hautfarbe war welk. Den ganzen Tag lag das kleine Ding im Halbschlafe gänzlich teilnahmslos. Dazu die Sommerhitze in ihrer rücksichtslosen Kraft! Das Kind schien zu verschmachten und wollte doch nicht trinken.

Thekla glaubte schon lange nicht mehr an das, was Doktor Rink sagte. Sie hatte ja niemals rechtes Zutrauen zu ihm gehabt. Leo schwor auf ihn, wohl nur deshalb, weil der Arzt ihm nach dem Munde redete. Rink war es gewesen, der gestattet hatte, daß die Taufe so schnell nach der Geburt stattfinde, weil dem Kinde „das bißchen Taufwasser" nichts schaden könne. Jawohl! Aber der Mutter hatte die Aufregung Schaden getan und durch sie dem Kinde; das hatten diese beiden klugen Herren nicht bedacht.

Doktor Rink lehnte natürlich jede Verantwortung

ab und behauptete jetzt, das Kind habe von Anfang an Disposition zu schwacher Verdauung gehabt; auch von Nerven sprach er wieder. Thekla wußte es ganz genau: das Kind war gesund gewesen, das Kind, das sie unter dem Herzen getragen, das sie gekannt hatte, lange, ehe irgend ein Auge auf ihm geruht. Als es zur Welt gekommen, war es frisch und ohne jedes Untätchen an seinem ganzen kleinen Leibe gewesen.

Die schwersten Vorwürfe freilich machte sie sich selbst. Warum nur hatte sie das mit der Taufe zugelassen? Freilich, sie war von Leo gedrängt worden dazu! Aber hätte sie ihm nicht zugunsten des Kindes widerstehen müssen? — Nun lag das kleine Ding da und siechte, und sie war daran schuld, sie, die pflichtvergessene Mutter! Jetzt war es von ihr, von ihrem Busen getrennt, jetzt konnte sie ihm nichts mehr geben von ihrer Kraft, von der Nahrung, welche die Natur, zum Spotte gleichsam, noch immer in ihr schuf.

Vor Kummer, Selbstvorwürfen und Zweifeln konnte Thekla des Nachts nicht schlafen. Was sollte sie tun, was noch versuchen? War es nicht zum Herzbrechen, dieses langsame Hinwelken mit anzusehen? Und das an einer Knospe, die eben erst das kleine, hilflose Haupt schüchtern zum Licht erhoben hatte. Wollte ihr der liebe Gott dieses Kind nehmen? Dieses Kind, das sie so sehnsuchtsvoll erwartet hatte, das sie so nötig brauchte, das ihrem Herzen näher noch stand als Gerd, weil es ein kleines Mädchen war, ein werdendes Weib, das ihr einstmals Freundin und Genossin sein sollte.

Sie betete zu Gott, daß er ihr Agathchen doch lassen möge. Sie betete, wie nur ein geängstigtes Mutterherz beten kann. Sie kämpfte wie mit einer fremden Macht. Sie bot sich selbst zum Opfer an, bat,

daß ihre Schuld ihr nicht angerechnet werde. Schrecklich, wenn es eine Heimsuchung gewesen wäre, von Gott ihr zum Gerichte gesandt! — Sie war ja in den letzten Jahren so lau und gleichgültig gewesen! Aber Gott konnte doch nicht so hart und ungerecht sein, ein Kind zu schlagen, das nichts verbrochen hatte!

Ihre ganze Mädchenfrömmigkeit war mit einem Male erwacht, der schlichte Glaube an den lieben Gott, der Leben und Sterben ganz persönlich lenkt. Jahrelang hatte das in ihr geruht. Gott war ihr zu einem höchsten Wesen geworden, das weit, weit von ihren kleinen, persönlichen Geschicken in Erhabenheit thronte. Jetzt aber beim Anblick ihres siechen Kindes, dem keine menschliche Kunst helfen konnte, brauchte sie einen Helfer, der ihr näher stand. Da kehrte der alte Kindheitsgott in ihr Gedächtnis zurück, dem sie als kleines Mädchen alle ihre Nöte: Zahnschmerz, zerbrochene Puppe, Schulaufgaben, anvertraut hatte.

Ach, wie war es nur möglich gewesen, sich so weit von diesem guten Gotte zu entfernen? — Thekla wußte nur zu gut, wie das gekommen war!

Daran war vor allem ihr Mann mit seiner äußerlichen Frömmigkeit schuld! Leo ging mit ihr wohl alle vierzehn Tage zur Kirche und dreimal im Jahre, an ganz bestimmten Tagen, zum Tisch des Herrn. Sie besuchten die Domkirche, wo sie nicht allzuweit von der herzoglichen Loge Plätze hatten. Der erste Prediger war schon lange nicht mehr jener prächtige Mann, der Thekla konfirmiert hatte. Man hatte jetzt einen berühmten Kanzelredner, auf den die ganze Stadt stolz war, angestellt. Diesen Mann zum Beichtvater zu haben gehörte zum guten Tone. Man rühmte an ihm die

glänzende Redegabe, die Schönheit der Form, die Phantasie und nicht zuletzt die positiven Anschauungen.

Leo Wernberg hielt sehr viel von diesem Prediger. Seine beiden Kinder waren von ihm getauft worden. Der Herr Domprediger wurde mindestens zweimal im Laufe des Winters von Herrn von Wernberg zu Tisch gebeten. Thekla hatte weniger für ihn übrig. Die Predigten des berühmten Kanzelredners sprachen ihr nicht zum Herzen. Woran es lag, wußte sie nicht recht; vielleicht klangen ihr die freieren Reden, die er bei Tisch zu führen pflegte, allzusehr im Ohre nach.

Sie stand mit ihrem Mißfallen allein da. Dieser Pastor war nun mal Mode, wie bestimmte Schneider und bestimmte Friseure Mode sind. Höchst weltlich gesinnte Leute gingen in die Kirche, um sich von ihm „erschüttern" zu lassen. Nicht weit von Wernbergs saß der Theaterintendant von Wächtelhaus, ein alter Libertin. Hier machte er ein ganz ernstes und überzeugtes Gesicht. Natürlich fehlte Marie Kalkmeyer nicht, deren selbstgerecht hochmütige Miene allein schon imstande war, Thekla in die Opposition zu treiben. Und neuerdings hatte sich auch Lilly von Ziegrist angewöhnt, die Kirche zu besuchen; sie gab vor, zu den „Ergriffenen" zu gehören.

Mit dem Ergriffensein war es aber bei den meisten vorbei, sobald man die Kirche verlassen hatte. Schon vor der Tür, wo sich die Intimen zu treffen pflegten, ging es mit Klatschen los. Wächtelhaus übte da seine Zunge, die während einer ganzen Stunde hatte vom Spotten ausruhen müssen, und Lilly wollte ihm nicht nachstehen. Leo Wernberg aber hatte sich nach dem ersten befreienden Gähnen mit der Kirchenstimmung für weitere vierzehn Tage abgefunden.

Sein Beispiel hatte lähmend auf Theklas religiöses Gefühl gewirkt, bis auf einmal der große Kummer diese Saiten ihres Inneren von neuem in Schwingung versetzte.

Sie versuchte wieder zu beten, wie sie es ehemals gekonnt. Aber mit dem Gebet allein war es nicht getan! Das Gebet blieb doch mehr oder weniger etwas, was sie tat, sich Linderung zu verschaffen. Aber ihr Kind! Was geschah für ihr Kind? Wer riet ihr da das Rechte?

Eigentlich sah Agathchens Zustand jetzt gar nicht so bedenklich aus. Doktor Rink fand die Sache „keineswegs hoffnungslos".

Wie ergrimmt sie war gegen diesen Doktor! Sicher, er mußte ein Charlatan sein! Und eines Tages als er ein Pulver verordnet hatte für die Kleine, das Thekla von vornherein entschlossen war, nicht zu verabreichen, kam ihr wie eine Eingebung der Gedanke: Doktor Beermann!

Daß sie nicht gleich an diesen alten Freund ihrer Familie gedacht hatte! — Freilich, er war ein Greis geworden inzwischen und praktizierte so gut wie gar nicht mehr; aber mit ihr würde er schon eine Ausnahme machen.

Natürlich sagte sie es Doktor Rink, daß sie sich an einen anderen Arzt zu wenden gedenke. Der meinte geschmeidig: das könne ihm nur sehr recht sein; vier Augen sähen manchmal mehr als zweie.

Doktor Beermann kam auf Theklas Brief. Es war noch ganz das alte, lächerlich häßliche, groteske Gesicht, vor dem sich Thekla als Kind so gefürchtet hatte. Aber wie machte der Glauben ihr jetzt dieses Gesicht freundlich und schön erscheinen.

Beermann ließ sich die ganze Leidensgeschichte erzählen, untersuchte die Kleine und meinte schließlich: Wie ein Pflanzreis sei das kleine Wesen, das wurzellos im Erdreich stünde, gerade nur vegetiernd. Vollständig veränderte Lebensbedingungen seien notwendig: andere Luft, anderes Wasser, andere Umgebung, eine „richtige Umtopfung", wenn aus dem kleinen Dingelchen noch etwas werden solle.

Thekla atmete auf. Das klang so einleuchtend. Luftwechsel! — Wohin sollten sie gehen? Was meinte er? Sie war zu allem bereit.

Daß sie sehr weit weg gehe mit dem Kinde, sei gar nicht vonnöten, erklärte der Arzt. Vor allem Waldluft, frische würzige Waldluft! Hier in der Stadt müsse ein so schwächlicher Organismus ja verschmachten.

Die Mutter dachte sofort an Wyraburg. Das war in wenigen Stunden mit dem Wagen zu erreichen. Und Luft, Waldluft, gab es dort aus erster Hand! In der „Grünen Buche" war sicher Platz. Sie erzählte Doktor Beermann davon. Er ließ sich die Lage des Platzes beschreiben und erklärte sich einverstanden.

* *
*

Am nächsten Morgen schon fuhren Thekla, Doktor Beermann und die Kleine im halbverdeckten Wagen nach Wyraburg. Hedwig, die Kinderfrau und Gerd kamen mit der Eisenbahn. Das Haus sollte unter Karls und der Köchin Obhut bleiben. Ein Telegramm hatte die Wirte der „Grünen Buche" unterrichtet, daß man komme. Die nötigsten Sachen für das Baby befanden sich im Wagen, alles andere brachte Hedwig nach.

Doktor Beermann hielt Thekla davon ab, den Wagen schließen zu lassen. Wozu denn? Man solle doch mal ruhig so tun, als fehle der Kleinen gar nichts. An frischer Luft sei noch kein Kind zugrunde gegangen, wohl aber manches an Ängstlichkeit der Mutter. Wirklich gelang es ihm auch, Thekla etwas mehr Mut einzuflößen. Sie ließ mit der Zeit den Schirm weg, mit dem sie Agathchen gegen die Sonne schützen wollte. Und als das Kindchen darauf nieste, rief Beermann triumphierend aus: „Sehen Sie wohl, wie sie rebelliert! Wo ist denn da noch Krankheit?“

Doktor Beermann hatte sich bereit erklärt, ein paar Tage lang mit in der „Grünen Buche“ zu bleiben. Er habe Zeit, so ein alter Junggeselle, und Thekla und ihre Kinder erinnerten ihn an ihren Vater, Tante Wanda und manchen anderen lieben Verstorbenen.

Unter Beermanns Anleitung wurden die Bäder für das Kind um einige Grad kälter genommen, die sterilisierte Milch gänzlich abgeschafft, dafür Milch von der Kuh, stark abgekocht und verdünnt, gereicht. Vor allem aber verlangte er, daß die Kleine der Sonne ausgesetzt werde, und daß man sie nicht ängstlich vor jedem Windzuge schütze.

Nach ein paar Tagen schon war in Agathchens Befinden eine wesentliche Besserung zu verspüren. Sie begann der Nahrung zuzusprechen, ihre Haut bekam Farbe. Beermann reiste ab, versprach aber, sobald er gerufen würde, wiederzukommen.

Theklas Beglückung kam zum Ausdruck in einem langen Briefe an ihren Mann. Sie hatte ihm bisher ja nur in aller Kürze die Tatsache ihres Umzuges mitgeteilt. Jetzt mußte sie, was sie auf eigene Verantwortung getan hatte, doch auch näher erklären!

Würde nicht Leo staunen, wie kühn sie geworden war? Was sie unternommen hatte, konnte er ja nur billigen, jetzt, wo der Erfolg sie zu rechtfertigen begann.

Am Sonntag ging Frau Thekla nach Wyraburg zur Kirche. Sie nahm Hedwig und Gerd mit, die Kleine der Kinderfrau überlassend. Das große Gotteshaus war in der Erntezeit nur halb gefüllt, denn viele von den kleinen Leuten des Städtchens bestellten am Feiertag ihr Stück Feld vor dem Tore. Man nahm im Schiffe Platz. Gerd war zum ersten Male in einer Kirche. Er wurde zwischen die Mutter und Hedwig gesetzt und ermahnt, artig zu sein. Es gab hier so vieles zum Anstaunen, daß der Junge gar nicht daran dachte, sich bemerkbar zu machen.

Der Gottesdienst ergriff Frau Thekla im Innersten, die einfachen Gesichter der halb ländlichen Gemeinde, der schlichte Gesang, die Stimmung von Innigkeit, die ungesucht natürlich über dem Ganzen lag. Hier gab es keine selbstgerechte Marie Kalkmeyer, keinen Spötter Wächtelhaus, keine Weltdame Lilly, die einen hätten in der Andacht stören können.

Und zu dieser schlichten Herde paßte der Hirte. Der Geistliche hielt keine gedrechselt geistreiche Rede, sondern verkündete mit einfachen Mitteln lauter und rein das Wort Gottes.

Seine Predigt hatte zum Text: Die Speisung der Fünftausend aus dem Markus-Evangelium. Christus, dem alles möglich ist, hat mit sieben Broten und ein wenig Fischlein fünftausend Hungrige gespeist, so daß alle satt geworden sind und man noch sieben Körbe mit Brocken aufhebt. — Die Art, wie der Prediger das Wunder behandelte, zeigte, daß er dem Berichte Wort für Wort Glauben schenkte. So natürlich vorgetragen

und so treuherzig erklärt, verlor das Ereignis alles Legendenhafte. Hier war es Tatsache, an die sich der Zweifel nicht wagen durfte; das Unwahrscheinliche war im schlichten Herzen zur Wirklichkeit geworden.

Wie einen das an die Kindheit erinnerte, wo man alle diese lieben alten Geschichten auswendig gewußt hatte. Wie wehte es einen daraus wehmütig zugleich und erquickend an. Ja ja, sie wollte zurückkehren zu dieser klaren, frischen Quelle, sie wollte wieder fromm werden!

Gerd sah die Mutter weinen. Ganz richtige große Tropfen fielen. Das war ihm sehr unheimlich. Auf einmal rief er ziemlich laut, ehe Hedwig es verhindern konnte: „Hast du dir Weh-weh gemacht, Mama?“

Der Ruf des Kindes verursachte weiter kein Aufsehen, denn die Leute waren harmlos hier, und einzelne schliefen auch.

Frau Thekla nahm noch Vaterunser und Segen mit und verließ, während das „Wir sind dein, Herr!“ ertönte, das Gotteshaus, im Herzen Sonnenschein, für den ganzen übrigen Tag zur Andacht gestimmt.

Tags darauf erhielt sie einen Brief aus England. Leo würde ihr sicher viel zu erzählen haben diesmal; denn bisher hatte sie nur kurze Postkarten von ihm erhalten.

Anstatt dessen enthielt der Brief nur Vorwürfe, daß sie so Hals über Kopf von Haus weggegangen sei, gegen Doktor Rinks Willen. Am schärfsten aber tadelte der Gatte, daß sie sich gerade nach Wyraburg begeben habe, in die grüne Buche, die er eine „Fuhrmannskneipe“ nannte. Er könne sie nicht verstehen! Was wolle sie denn dort mit einem kranken Kinde? Er ersuche sie, nach Haus zurückzukehren, und das so schnell wie möglich.

Thekla war nur anfangs bestürzt über dieses sonderbare Schreiben. Dann sagte sie sich, daß er ja, als er diesen Brief abgeschickt hatte, ihren letzten mit den guten Nachrichten von Agathchen noch gar nicht erhalten haben konnte. Immerhin war seine Schreibweise doch sehr schroff!

Die Männer wollten behaupten, Frauen seien unberechenbar und inkonsequent. Wie ungerecht sie doch selbst oft waren!

Dem Befehle Leos, nach Hause zurückzukehren, glaubte sie nicht nachkommen zu brauchen. Sie wußte zu genau, daß sie recht daran getan hatte, hierher zu gehen; und mit der Zeit würde das Leo ja auch einsehen. Sie blieb in der von ihm gescholtenen „Grünen Buche" wohnen, begünstigt vom herrlichsten Sommerwetter.

Eines Tages hörte man von dem Städtchen her tosenden Lärm erschallen: Musik, laute Rufe, Schüsse. In Wyraburg sei Schützenfest, erklärte die Wirtin, das jedes Jahr um diese Zeit hier stattfinde. Ob die gnädige Frau sich's nicht auch mal ansehen wolle; es sei eine Sehenswürdigkeit der Gegend.

Frau Thekla lachte anfänglich über dieses Ansinnen, überlegte sich schließlich aber, daß Gerd doch nun in dem Alter sei, wo ihm eine Menagerie oder ein Puppentheater Spaß machen könnten. Im zeitigen Nachmittag ging sie mit der Kinderfrau und dem Jungen zum Schießplatz, Hedwig bei der Kleinen zurücklassend.

Man sah Gaukler und wilde Tiere. Thekla fuhr Gerdchen zuliebe sogar mit auf dem Karussel. Der Junge quiekte vor Vergnügen in den höchsten Tönen.

Schon waren sie wieder auf dem Wege, als aus der letzten Bude ein Mann auf sie zutrat: „Hier herein,

meine schöne Dame! Treten Sie gefälligst ein! Hier werden Sie photographiert nach dem neuesten Verfahren, genannt Momentaufnahme. Nur fünfzig Pfennige das Bild."

Die Kinderfrau redete zu: Gerdchen möchte gern einmal photographiert sein; dann könne man dem gnädigen Herrn doch auch ein Bild von seinem Prinzen schicken. Der Gedanke belustigte Thekla.

Man trat in die Bude. Drinnen war eine Frau damit beschäftigt, ein junges Paar, offenbar Liebesleute, aufzunehmen. Der Mann, welcher nur den Zutreiber spielte, verschaffte einen Stuhl und fragte, ob Einzelbild oder Gruppe, Visitenkarte oder Kabinett gewünscht werde. Er brachte ein Album herbei, das ziemlich abgenutzt und nicht ganz sauber war; die schöne Dame möge nur gefälligst bestimmen, wie sie es haben wolle. Dann lief er wieder hinaus, um andere Kunden einzufangen.

Thekla blätterte unschlüssig in dem Album, während die Kinderfrau Gerdchen zurechtputzte und ihn ermahnte, „recht artig" auszusehen, damit der Papa ihm was Hübsches mitbringe aus England. Frau Thekla hatte Zweifel, ob sie hier wohl am richtigen Platze sei. Die Photographien waren doch gar zu grob.

Plötzlich blieb ihr Blick haften auf einem kleinen Bilde: einen Herrn und eine Dame darstellend. Die Farbe war bereits ins Bräunliche übergegangen. Aber in Gestalt und Haltung des Herrn lag etwas, das sie fesselte — mehr als fesselte — das ihr den Atem stocken machte.

Das war ja Leo! Er trug einen Strohhut schief auf dem Ohre, der die ganze obere Gesichtspartie beschattete, aber Mund und Kinn blieben doch ganz deutlich

zu erkennen. Die Hände waren in die Rocktaschen versenkt. Und die Dame? Sie blickte den Beschauer gerade an. Thekla fragte sich, ob sie dieses Gesicht schon je in ihrem Leben gesehen hätte, fand aber keinen Anhalt in ihrem Gedächtnis.

Wie lange mochte es her sein? Die Toilette der Person nahm sich unmodern aus. Thekla entsann sich, diesen auffällig groß karrierten Sommeranzug noch an ihrem Manne gekannt zu haben.

Solche Erwägungen waren die Sache einer kurzen Minute. Dann wurde Thekla gestört durch die Besitzerin der Bude, welche inzwischen mit ihrem Pärchen fertig geworden war und nun nach den Wünschen der „Madame" fragte.

Aber Frau Thekla war alle Lust vergangen. Sie wollte so schnell wie möglich weg von hier. Um dafür nur irgendeinen plausiblen Grund zu haben, sagte sie, das Licht sei jetzt nicht hell genug; sie werde morgen früh wiederkommen.

Auf dem Rückwege versuchte sie die unangenehmen Gedanken zu verscheuchen, die diese Entdeckung in ihr erregten. Was war denn weiter? Daß Leo eine Vergangenheit habe, wußte sie doch längst! Im ersten Jahre ihrer Ehe hatte sie darüber wohl bittere Tränen vergossen; jetzt war es für sie längst eine harte Tatsache geworden. Neugier, wer diese Person gewesen, wer und wie überhaupt jene unseligen Geschöpfe seien, bei denen er in früheren Zeiten sogenannte „Liebe" gefunden, empfand sie nicht. Und wenn er mit Bekenntnissen darüber angefangen hätte, würde sie ihn gebeten haben, davon aufzuhören.

Etwas ganz anderes war es, was sie aufregte: ein Verdacht, eine Vermutung, eine Ahnung fast nur.

Hatte Leo mit dieser da in der „Grünen Buche“ zu Wyraburg gewohnt? Hatte er das Unerhörte getan, seine Frau an den nämlichen Platz, vielleicht in die nämlichen Räume zu führen, die das widerlichste Zerrbild der Liebe mit angesehen haben mochten? —

Dieser Gedanke, aberwitzig und furchtbar, wie er ihr selbst erschien, ließ sie nun nicht mehr los.

Sie hatte die Tage von Wyraburg an seiner Seite immer zu den schönsten, ungetrübtesten, beglücktesten ihres Lebens gezählt. Einer Liebe hatte sie sich da hingegeben, so tief befriedigt, so gesegnet, wie niemals vorher oder nachher. Das, was sie ihm da gegeben, was er ihr da geschenkt, sollte für ihn eine zweite Auflage bedeutet haben, gewissermaßen? — Wäre es nicht zum Wahnsinnig-werden? Es konnte nicht sein!

Leo war nicht so unklug! Es wäre doch geradezu Aberwitz gewesen, seine Frau an die Stätte zu führen, die eine solche Vergangenheit hatte. Wenn er nur einigermaßen gesund empfand, mußte ihm diese Umgebung doch einen steten Vorwurf bedeuten! Oder machte er keinen Unterschied zwischen seiner ihm angetrauten Gattin und jener anderen, für die sie nicht einmal eine Bezeichnung wußte?

Konnte man ein anständiger Mann, ein vornehmer Herr sein, und zugleich so frivol? Thekla besaß ihre Erfahrungen mit Leo. Sie hatte Anschauungen, Zumutungen, Gelüste an ihm kennen gelernt, die sie entsetzten. Wenn die Erziehung einen Menschen davor nicht schützte, dann konnte man sich jeder Unlauterkeit von ihm gewärtigen. Sie wagte sich hier einmal bis zum Äußersten in ihrem Nachdenken. Großer Gott! ja: es war ihm zuzutrauen!

Und auch Äußerlichkeiten sprachen dafür: die Art,

wie er sie im Vorjahre davon abzuhalten gewußt hatte, sich mit der Wirtin einzulassen. Natürlich, er hatte besorgt, die könne sich verplappern. Was für Unsauberkeiten mochten da noch weiter sein, an die sie gar noch nicht gedacht hatte!

Auch sein Brief konnte ihren Verdacht nur vermehren. Warum war er so ungehalten? Sprach nicht daraus das schlechte Gewissen?

Vieles schien das Unglaubliche zu bestätigen, ja geradezu zur Gewißheit zu machen. Einzig und allein ein schwaches Hoffen, ein Rest von Glauben in ihrem Herzen sprachen dagegen.

Unter allen Umständen wollte sie Gewißheit haben! Sie dachte sogar daran, die Photographenbude noch einmal aufzusuchen und sich zu erkundigen, wo und wann dieses Bild aufgenommen worden sei. Aber sie ließ diesen Plan wieder fallen. Würden die Leute sich darauf noch besinnen, und auf was für Vermutungen mußten sie geführt werden?

War es da schließlich nicht besser, man versuchte es mit der Wirtin? Aber es schien so etwas Ungewohntes, Trauriges, sich aufs Spionieren verlegen zu müssen. Frau Thekla verspürte hierfür so gar keine Veranlagung.

Da kam ihr ganz von ungefähr Hedwig zu Hilfe. Eines Tages sagte das Mädchen: „Gnädige Frau werden verzeihen, aber ich weiß nicht, wie ich mich dazu verhalten soll . . .“

Und nun berichtete Hedwig, daß die Wirtin ihr unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit anvertraut habe: der gnädige Herr hätte bereits früher einmal hier logiert, aber mit einer ganz anderen Dame. Das sei der Wirtin nicht auszureden gewesen.

So erzählte Hedwig; als sie aber sah, welche Wirkung ihre Worte auf die Herrin hervorbrachten, schwieg sie bestürzt. Das Mädchen war auch nicht ganz ohne Hintergedanken gewesen, hatte erkunden wollen, was etwa Wahres an solchem Gerede sei, und wie weit die gnädige Frau selbst etwas davon wisse. Nun aber tat ihr leid, was sie angerichtet. „Ach, das wird schon nicht wahr sein! Weinen die gnädige Frau nur nicht! Die Thieme hat sonst was gesehen! Wahrscheinlich ist's einer gewesen, der unserem Herrn ähnlich sieht."

Thekla forschte nicht weiter; sie wußte genug. Überdies kam ein neuer Brief aus England. Leo verlangte darin abermals und noch energischer als im vorigen, daß sie die „Grüne Buche" verlasse und nach Hause zurückkehre. Der Platz sei nicht passend für sie. Der Brief war kurz. Zum Schluß war noch eine Nachschrift angefügt, worin er sie mit beweglichen Worten bat, doch Vernunft anzunehmen. Es werde sie sicher gereuen, wenn sie bei ihrem Eigensinn verharre.

O, wie sie ihn verstand! Er hatte Angst, ganz gewöhnliche Angst! Wie mochte er es jetzt verwünschen, sie jemals nach Wyraburg gebracht zu haben!

Eine große Bitterkeit kam über Thekla, nicht gegen ihren Mann allein; alle Freude am Leben, das sie eben erst wieder angefangen hatte, gut zu finden, schien wie ausgelöscht. Widerlich waren ihr die Menschen. Frau Thieme, in der sie bisher eine harmlose Person gesehen, war auf einmal zur Mitwisserin, ja Hehlerin dunkler Machenschaften geworden. Widerlich ward ihr auch das Haus und die Zimmer, die sie bewohnte. Was galt ihr jetzt noch der Blick auf die Landschaft, was der Wald? Alles hatte seine Unschuld eingebüßt, alles schien ihr besudelt.

Trotzdem konnte sie sich nicht sofort entschließen, wegzugehen. Sie war doch ihres Kindchens wegen hierher gegangen. Sollte sie die Kleine herausreißen aus einem Leben, das ihr augenscheinlich gut tat? — Was würde Doktor Beermann dazu sagen?

Daß Leo ihr in zwei Briefen anempfohlen hatte, nach Hause zurückzukehren, galt ihr nichts; im Gegenteil, es hätte sie bestärken können in der Absicht, zu bleiben. So war jetzt ihre Verfassung. An ihn zu schreiben, konnte sie sich nicht entschließen. Was hätte sie ihm sagen sollen? Entweder ihr Brief log oder er würde so bittere Wahrheit enthalten, daß ihr selbst davor graute. Vielleicht würde Leo aus ihrem Schweigen die richtige Antwort entnehmen.

Der Aufenthalt wurde ihr schließlich ganz unerträglich gemacht. Ob nun die Wirtin weitergeschwatzt hatte oder ob Hedwig nicht imstande gewesen war, ihre Zunge zu zügeln, jedenfalls fing nun auch noch die Kinderfrau an mit versteckten Andeutungen und indiskreten Fragen. Womit solchen Leuten den Mund stopfen?

Auch das Wetter wurde schlecht. Welche Qual, bei Regen in mangelhaft eingerichteten Räumen sitzen zu müssen, in einer Stimmung, die trüber noch war als der hoffnungslos verhangene Himmel! — Nein, es kam zu viel über sie! Und eines Tages entschloß sie sich, nach Haus zurückzukehren.

Sie telegraphierte an Karl, daß er alles im Hause vorbereiten solle, für ihre und der Kinder Rückkunft. Doktor Beermann wurde nicht unterrichtet; Thekla fürchtete, er werde sie in Wyraburg zurückzuhalten versuchen.

Sowie sie mit den Kindern in ihren vier Pfählen wieder einigermaßen eingerichtet war, ließ Frau Thekla

den alten Arzt rufen. Aber der kam nicht, sondern schrieb: Wenn sie so geringe Ausdauer hätte, daß sie wegen eines bißchen schlechten Wetters eine gut anschlagende Kur über Bord werfe, dann sei ihr und dem Kinde nicht zu helfen; dann möge sie sich nur an einen Arzt wenden, der sich solche Inkonsequenz gefallen ließe.

Auch das noch! Nun hatte sie den alten Freund vor den Kopf gestoßen. Das Wetter, dachte er! Konnte man ihm die Wahrheit sagen? Gewisse Dinge lassen sich nicht erklären. Sie hatte so handeln müssen.

VII.

Sehr bald, nachdem Frau Thekla in die Stadt zurückgekehrt war, trat bei der kleinen Agathe von neuem jener rätselhafte, beunruhigende Stillstand ein. Man konnte nicht sagen, daß das Kindchen wirklich krank sei, es wollte nur nicht gedeihen. Doktor Rink, der jetzt wieder die Behandlung übernommen hatte, sagte mit rücksichtsloser Offenheit seine Ansicht: der Aufenthalt in Wyraburg habe nicht nur nichts genutzt, sondern sogar geschadet; er habe das vorausgesehen.

Mit sehr bitteren Gefühlen schrieb Frau Thekla an ihren Mann, daß sein Wille erfüllt sei; sie befinde sich nun wieder zu Haus.

Den eigentlichen Grund ihrer Flucht von Wyraburg schrieb sie ihm nicht. Mit dürren Worten so etwas aussprechen, war ja undenkbar! Das konnte sie nicht, wenigstens jetzt noch nicht. Vielleicht würde später einmal der Augenblick kommen, wo sie auch darüber sprechen mochte, dann aber ihm ins Gesicht.

Leos Rückkehr war nun bald zu erwarten. Sein Brief, in dem er ihr das mitteilte, lautete wenig be-

friedigt. Er sprach von bevorstehenden Veränderungen im Ministerium, die ihm sehr unangenehm seien. Sie wußte nicht recht, was er damit meine. Zudem war sie so ganz durch Agathchens Pflege beschäftigt, daß ihr die Staatsangelegenheiten noch viel gleichgültiger erschienen als sonst.

Leos und Theklas Wiedersehen war kein herzliches. Er legte von vornherein schlechte Laune an den Tag. Frau Thekla mußte es erleben, daß er ihr in der ersten halben Stunde bereits Vorwürfe machte über Einrichtungen im Hause, die er nicht in der Ordnung fand. Daß es der kleinen Agathe noch immer nicht besser gehe, konnte er nicht begreifen. Da müsse doch etwas verfehlt worden sein in der Pflege! — Man habe wohl klüger sein wollen, als Doktor Rink und ihm „hereingepfuscht“!

„Und du siehst aus, als ob dir alle Butter vom Brote gefallen wäre, mein Kind!“ sagte Wernberg. „Hast du nun eingesehen, daß der Gedanke mit Wyraburg recht töricht gewesen ist? Man soll nicht alles tun, was einem gerade durch den Sinn fährt. Hieraus wirst du dir hoffentlich eine Lehre nehmen für die Zukunft. Nicht wahr?“

Sein lauernd unsicherer Blick widersprach dem äußeren Selbstbewußtsein seines Auftretens.

Thekla erwiderte nichts. Feindschaft und Verachtung stiegen in ihr auf, fast überwältigend. Sie hätte ja nur ein Wort zu sagen brauchen, um ihn zum Schweigen zu bringen. Aber zu billig wäre das gewesen. Ja, sie fürchtete sich geradezu davor, ihn so tief zu demütigen. Nein, das Entsetzliche wollte sie nicht erleben, ihren Mann dastehen zu sehen wie einen ertappten Schulknaben.

Geradezu eine Befreiung erschien es Thekla, daß Leo in der nächsten Zeit durch allerhand öffentliche Ereignisse stark in Anspruch genommen wurde. Sein Minister war amtsmüde geworden und wollte abdanken. Eine Vorlage, auf welche dieser Staatsmann viel Wert gelegt hatte, war von der Kammer abgelehnt worden, und die wenig schmeichelhaften Dinge, die ihm daraufhin in der Presse gesagt wurden, hatten ihn vollends verdrossen. Außerdem wehte jetzt von Berlin her solch ein ungewohnt volksfreundlicher Wind, daß der alte Herr sich ganz unbehaglich zu fühlen begann. Mit dem Sozialismus der unteren Sphäre getraute er sich schon fertig zu werden, aber wenn solche Tendenzen sogar von allerhöchster Stelle begünstigt wurden, dann kam man mit der Kunst des Regierens in die Brüche; lieber zog man sich da zurück, überließ den anderen Leuten, das gefährdete Staatsschifflein auf klippenreicher See weiterzusteuern.

Herr von Wernberg, der noch bei diesem Minister seine Beförderung zum „Oberregierungsrat" glücklich unter Dach gebracht hatte — mit Überspringung verschiedener Vorderleute —, war sehr wenig zufrieden, daß ein ihm so wohlwollender Chef abdanken wollte. Einen argen Strich machte ihm das durch die Rechnung. Wer der Nachfolger sein würde, war noch nicht abzusehen. Er selbst schien noch zu jung dazu. Gerade das war das Ärgerliche an der Sache. Wäre der alte Minister — wie Oberregierungsrat von Wernberg erwartet hatte — noch einige Jahre im Amte geblieben, dann hätte er mit großer Erfolgswahrscheinlichkeit als sein Nachfolger gelten können. Ja, er war seiner Sache schon so sicher gewesen, daß er einen anderen Posten, der ihm angeboten worden war, ausgeschlagen hatte,

weil ihm das Ministerportefeuille, selbst in der Entfernung, wertvoller erschien. Und jetzt saß nun ein anderer an dieser Stelle, und die Aussicht, Minister zu werden, hatte sich ins Ungewisse verflüchtigt. Es war das erste Mal, daß ihm, dem alles sonst zu glücken schien, ein solcher Rechenfehler passiert war.

Er strengte alle Überredungskünste an, um den Minister zum Bleiben zu bewegen. Aber der war in seinen Erklärungen schon zu weit gegangen, zu viel davon war an die Öffentlichkeit gedrungen; man hätte ihn beim Wort nehmen können.

Das war ja gerade die Dummheit, über die sich Leo Wernberg so ärgerte! Niemals wäre es in seiner Anwesenheit so weit gekommen! Er hätte den Minister davon abgehalten, hätte ihm das „nötige Rückgrat" zu geben verstanden. Während er den Rücken gewandt hatte, war die „Dummheit" passiert.

Das einzige, was Oberregierungsrat von Wernberg noch zu erreichen hoffen durfte, war, daß an Stelle des bisherigen Ministers ein möglichst unbedeutender Mann komme, auf den man Einfluß hätte und der vor allem nicht allzufest im Sattel säße. Wernberg hätte auch einen solchen Kandidaten gewußt. Aber er war nicht der einzige, der mit dem freigewordenen Ministersessel Spekulation trieb. Die Gegenpartei war auch nicht müßig. Sie brachte einen Kandidaten, der als Vertreter arbeiterfreundlicher Anschauungen im gegenwärtigen Augenblicke gewissermaßen der berufene Mann erschien. Der Herzog war mehr Soldat als Staatsmann. Ihm, der seine Augen beständig nach Berlin gerichtet hielt, verstand man es, die Ansicht einzuflößen, daß die Wandlung der inneren Politik, welche dort eingetreten war, von Dauer sein werde. Was man sich in Berlin

leisten konnte, wollte er bei sich auch haben. Und so erschien ihm der Ministerwechsel eine passende Gelegenheit, in seinem Lande das moderne System durch einen neuen Mann einzuführen.

Den Schaden trug Leo Wernberg. Nicht bloß sah er durch diesen Minister sich die Laufbahn vorläufig verrammelt, er sollte auch noch in ganz anderer Weise unter dem neuen Chef zu leiden bekommen. Der wollte, wie's schien, durchaus das Sprichwort wahr machen: „Neue Besen kehren gut!“ Ein Mann war's von unheimlicher Frische und Arbeitskraft, der von seinen Untergebenen ein Gleiches verlangte. Er warf die gute Tradition der Vorgänger über den Haufen, die darin bestanden hatte, den höheren Beamtenstab nach Möglichkeit zu schonen und die Subalternen alles Langwierige und Unangenehme erledigen zu lassen. Der alte Herr war ein Mann von Formen gewesen, höflich und geschmackvoll, der über dem Beamten den Kavalier nicht vergessen hatte; einem Manne wie Wernberg gegenüber würde er niemals den Vorgesetzten herausgesteckt haben. Der Neue war nicht so geschmackvoll.

Seit diesem Antritt hörte mit einem Schlage die bisherige Gepflogenheit auf, daß sich Wernberg als Ministergünstling die Stoffe, die ihm zusagten und bei denen Ehre einzulegen war, zur Bearbeitung wählen durfte. Bei dem Neuen mußten alle Abteilungen und Chargen gleichmäßig heran, ohne Ansehen der Person. Der Mensch war eben ein Plebejer trotz Minister und Exzellenz. Seine ganze Art mußte einem Leo Wernberg stark auf die Nerven gehen. Und das Schlimme war, vorläufig gab es nicht die geringste Hoffnung, ihn los zu werden. Der Mann war zu allen seinen anderen

unangenehmen Eigenschaften auch noch kerngesund und sah nicht aus, als werde er sich von Kammer oder Presse wegärgern oder von der Arbeitslast zermürben lassen.

Die Laune, welche Leo Wernberg jetzt meist vom Ministerium mitbrachte, war keine rosige. Und nun zu Haus auch noch das kranke Kind! Ausgehen konnte man in diesem Winter wieder nicht, diesmal der Kleinen wegen. Zudem war Thekla nicht ausgehfähig: sie sah matt aus und abgespannt von der Pflege.

Überhaupt sie gefiel ihm nicht. Ihr ganzes Wesen und Verhalten gefiel ihm nicht.

Dieser Ausflug nach Wyraburg war daran schuld. Eine zu große Dummheit; sie kam gleich nach dem Ministerwechsel! Er ahnte ja, was dort vor sich gegangen sei, obgleich Thekla nicht davon sprach. Natürlich hütete er sich, daran zu rühren. Er war überhaupt vorsichtiger geworden in der Behandlung seiner Frau in der letzten Zeit. Man mußte das Gras, das über diese heikle Geschichte mit der Zeit schon wachsen würde, nicht im Wachstum stören.

Eine böse Zeit für Herrn von Wernberg: versetzter Ehrgeiz und häuslicher Kummer! Er war an beides nicht gewöhnt.

Trost fand er in dieser trüben Lebensperiode eigentlich nur bei Lilly von Ziegrist. Sie wenigstens ließ ihn nicht im Stich, bewährte sich als treue Freundin.

Die Abende, welche Lilly nicht in Gesellschaft zubrachte, widmete sie Wernbergs; das heißt eigentlich: ihrem Freunde Leo Wernberg. Frau Thekla blieb nur während der Mahlzeit bei ihnen, dann zog sie sich in die Kinderstube zurück.

Lilly und Leo pflegten im Zimmer des Hausherrn zu sitzen. Sie trug ihm den Klatsch zu aus der Gesellig-

keit, oder man sprach von Geschäften und Politik. Eine Spezialität von Lilly war der Stand der Papiere. Sie spekulierte durch ihren Bankier nicht ohne Glück an der Börse und sprach leidenschaftlich gern davon mit Leuten, die den Geldmarkt kannten. Aber auch für Politik hatte sie Interesse, wenigstens für den persönlichen Teil des öffentlichen Lebens; gern hätte sie ihre Händchen da ein wenig eingemengt.

In der Ministerfrage stand Lilly gänzlich auf seiten Wernbergs. Es war für ihn eine Genugtuung, in den verständnisvollen Busen der Freundin seinen Kummer ausschütten zu können. Nach Weiberart haßte sie diesen Minister noch viel glühender als er, weil er es gewagt hatte, ihrem Leo — so nannte sie ihn in ihrem Herzen — die Karriere zu verderben. Sie sammelte allerhand Geschichten über den neuen Staatsmann, der eine Achillesferse hatte: seine Frau. Die faux pas, welche diese aus kleinbürgerlichen Kreisen stammende Dame in einem fort beging, bildeten ein Gaudium für die Hofgesellschaft. Solche Geschichten zum Skandal aufzubauschen und von Haus zu Haus zu tragen, war etwas für Lilly von Ziegrist. Leo Wernberg bekam jedes Bonmot über das neugebackene Ministerpaar von der Freundin hinterbracht. Es war Balsam auf seine Wunden.

Den beiden ging der Stoff zur Unterhaltung niemals aus. Oft schwatzten und lachten sie so laut, daß Frau Thekla es durch zwei Zimmer hörte, während sie an Agathchens Lager saß.

Wie ähnlich Leo und Lilly einander doch waren! Diese Beobachtung drängte sich Thekla immer wieder auf. Sie hatten dieselben Interessen, die nämliche Weltanschauung, ja in ihrer Ausdrucksweise — bis zu

den Blicken und Bewegungen ging das — lag etwas Verwandtes. Zwischen ihnen bestand eine Leichtigkeit des Verständnisses, die oft nur einer Geste, eines Augenwinkes, eines Lächelns oder Schweigens bedurfte, um dem anderen seine intimsten Gedanken mitzuteilen, sich seines Einverständnisses zu versichern.

Frau Thekla vermochte das ohne jeden Groll festzustellen. Weit, weit von Eifersucht war sie jetzt entfernt.

Warum hatten diese beiden sich nur nicht geheiratet? Sicher wären sie glücklich miteinander geworden! Menschen, die sich so verstanden, die solch natürliches Zutrauen zueinander hatten, zwischen denen es Verlegenheit und Scheu nicht zu geben schien, waren doch Lebensgefährten von Natur wegen!

Welch gute Frau hätte Lilly für ihn abgegeben! Für sein Tun würde sie sich interessiert, seinen Ehrgeiz würde sie geteilt, seine Karriere in jeder Weise gefördert haben. Alles das, was ihr, was Thekla abging, hätte sie ihm eingebracht, und das, was Lilly fehlte, würde er nicht allzu schwer vermißt haben.

Thekla konnte, wenn sie so am Bettchen ihres kranken Kindes saß, in wunderlicher Kälte mit tiefbohrenden Gedanken und Vermutungen ihr eigenes Leben sondieren.

Zu denken, was wohl jetzt wäre, wenn die beiden sich damals gefunden hätten. Ob sie dann wohl noch da drüben säße in Tante Wandas Häuschen? Und dieses große, schöne Haus, in dem sie jetzt lebte, stände gar nicht! Und wo wäre das Bettchen, an dem sie jetzt wachte? Kein Agathchen, keinen kleinen Gerd gäbe es dann! Sie selbst wäre noch Thekla Lüdekind. Ob besser, ob glücklicher? — — Unheimliche Frage!

Es konnte einem schwindlig werden, wenn man sich auf so steilen Wegen verlor.

* * *

Bis zum Ende des Jahres ungefähr war sich der Zustand der kleinen Agathe ziemlich gleich geblieben; er glich dem schwachen Brennen eines Lichtleins, das keine Nahrung hat und nur fortglimmt, weil es kein Windhauch bisher ausgelöscht hat. Von den Ärzten — man hatte jetzt noch einen Spezialarzt für Kinder hinzugezogen — war Agathchens Urteil längst gefällt; vor ihrem Tribunal hatte das kleine Wesen eigentlich gar kein Recht mehr, zu leben. Die Mutter aber kämpfte noch immer um dieses Leben mit Eigensinn. Sie wollte ihr Kind dem lieben Gott gewissermaßen abtrotzen. Nicht einmal in ihren Mädchentagen hatte sie so gebetet, so anhaltend, heiß und aufdringlich, wie in diesen Nächten.

Aber eines Tages verlöschte das Lichtchen ohne Krisis, ohne Todeskampf, wie von ungefähr. Das Atmen hörte auf, der Pulsschlag setzte aus, der kleine Körper wurde kalt und steif.

Frau Thekla faßte sich schnell dem Unabwendbaren gegenüber. Nicht Ergebenheit war das, mehr einem Erstarren glich es. Sie war an den Grenzen der Fähigkeit angelangt, Schmerz zu empfinden. Das Schicksal ihres Kindes hatte sie so ausschließlich beschäftigt in der letzten Zeit, daß sie sich jetzt, wo alles zu Ende war, vorkam wie ein zweck- und sinnloses Wesen. Ihr Verhalten machte auf die, die sie sahen, geradezu den Eindruck der Gleichgültigkeit.

Viel unruhiger und erregter war ihr Mann. Er hatte ja eigentlich in gar keinem Verhältnis gestanden

zu diesem Kinde, aber nun, wo er die kleine Leiche sah, wirkte der Anblick doch sehr stark auf seine Nerven. Daß er ein Töchterchen gehabt, kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein. Der Gedanke rührte ihn, er vergoß Tränen.

Frau Thekla wünschte ein ganz kleines Begräbnis. Am liebsten hätte sie die Leiche allein hinausgetragen, selbst in die Erde gesenkt, irgendwo draußen im Walde, weit weg. Denn was hatte denn dieses Kind mit der Welt gemein gehabt? Kaum, daß man sagen konnte, es habe gelebt! Nie hatte man es lachen sehen, ernst und verdrießlich waren seine Züge gewesen, nie hatte es mit einem energischen Schrei seinen Willen kundgegeben. Unheimlich verständig hatten seine Augen drein geblickt, aber Gott allein wußte, wieviel es damit in sich aufgenommen haben mochte.

Einzig und allein sie, Thekla, hatte zu diesem Kinde in einem Verhältnisse gestanden, sie, die ihm das Leben geschenkt. Sie wußte, daß es ein wirklicher kleiner Mensch gewesen war. Mit Agathchen trug man ihre liebste, süßeste Hoffnung zu Grabe. Nie wieder im Leben würde sie froh werden können, seit sie diese Augen hatte verlöschen sehen.

Die nächsten Anverwandten kamen von auswärts zur Beerdigung: Theklas Mutter, Ella und Arthur, das Ehepaar Seeheim; von Leos Seite nahm Frau von Wernberg daran Teil.

In Menge wurden Kränze und Palmzweige ins Haus gebracht. Leo freute sich daran; es war doch ein Beweis, wie beliebt man sei. Der Herzog schickte ein Blumenarrangement für sein Patchen, das den ganzen kleinen Sarg verdeckte. Wie Hohn erschienen Thekla die herrlichen Blumen, die von Blühen und

Leben sprachen, während die kleine Knospe da drinnen geknickt lag.

Verschiedene Damen der Gesellschaft kamen persönlich, um Kränze abzugeben und dem Elternpaare ihr Beileid auszusprechen. Thekla hätte am liebsten niemanden gesehen, aber Leo war der Ansicht, daß es ein Zeichen von „Herzlosigkeit" sei, solche Teilnahme zurückzuweisen.

Unter denen, die es sich nicht nehmen ließen, persönlich zu kondolieren, befand sich auch Marie Kalkmeyer; sie vereinigte damit einen Besuch bei der Exzellenz. Hart und trocken wie das Fallen von Steinen klangen ihre Tröstungsworte. Daß es gerade Marie sein mußte, die als erste die Worte an die Mutter richtete: „Verzage nicht! Du wirst dein Kind wiedersehen." Wie kam Thekla die schüchterne Hoffnung, die sie selbst in aller Stille gehegt hatte, nunmehr entweiht vor durch die hochmütigen Lippen der Schulgenossin!

Einige Zeit darauf fing Frau Thekla, die stumm da saß, Brocken einer Unterhaltung auf zwischen Marie Kalkmeyer und der Exzellenz. Sie ergingen sich in Vermutungen darüber, ob Kinder in dem frühen Alter, wie das verstorbene, bereits Sünder seien, und wie weit bei ihnen die Erbsünde in Betracht käme.

Es wurde viel geweint an dem kleinen Grabe, auch echte und heiße Tränen. In der Lüdekindschen Familie gab es drei andere Kindergräber, die noch nicht verrast waren.

Der Domprediger, derselbe, der die kleine Agathe getauft hatte, sprach schön und versuchte es, zu trösten. Alle waren ergiffen, sogar Lilly, nur eine blieb kalt: die Mutter.

Sie glaubte den Worten des Predigers nicht.

Wenn er sagte: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Der Name des Herrn sei gelobet!" so mußte sie an sich halten, ihm nicht zu widersprechen. So etwas konnte ein Mann sagen, ein Fremder!

Nein, sie konnte und wollte Gott nicht loben! Sie hatte das Beten verlernt, seit ihr Auge den sinnlosen Anblick gehabt: ihr Töchterchen als Leiche.

Fünftes Buch.

I.

Leos Mutter war von dem Begräbnisse her im Hause ihres Sohnes geblieben. Frau von Wernberg hatte nun die siebzig erreicht. Es gab nur noch wenig Dinge auf der Welt, die sie wirklich interessierten; allen voran stand unter diesen das Wohlergehen ihres einzigen Sohnes.

Frau von Wernberg bewunderte ihren Sohn, trotzdem sie seine großen und kleinen Schwächen kannte, wie nur eine Frau einen Mann bewundert. Ihr mütterlicher Stolz war so groß, daß sie der Welt gegenüber niemals zugegeben hätte, daß Leo, daß eines ihrer Kinder überhaupt Fehler besitze. Ins Unrecht konnten sich diese Kinder nur ihr gegenüber setzen. Die Mutter allein hatte das Recht, über sie zu urteilen und sie zu rügen.

So stark war bei dieser Frau das Gefühl ausgebildet für ihre Art, daß sie die Gatten ihrer Töchter kaum zur Familie gehörig rechnete. Daß die Töchter heirateten, war ja unvermeidlich — sie selbst hatte diese Heiraten mehr oder weniger gemacht —, aber sie betrachtete die Schwiegersöhne als notwendiges Übel. Es waren Menschen, die sich in ihren Augen zwischen sie und die Töchter stellten.

Auch zu der Gattin des Sohnes hatte sie anfangs ähnlich gestanden. Aber hier schien die Zeit manches

bessern zu wollen. Ein Sohn wird durch die Ehe niemals so entfremdet werden wie eine Tochter.

Und als nun gar ein Knabe geboren wurde, ein Stammhalter und Erbe des Namens, begann Frau von Wernberg, die Schwiegertochter mit anderen Augen anzusehen. Sie mußte es sich im stillen eingestehen: diese Verbindung begann zum Guten auszuschlagen. Allmählich räumte sie der jungen Frau von Wernberg einen Platz ein in ihrer Achtung, begann, sie als Leo ebenbürtig zu betrachten.

Die Exzellenz war längere Zeit nicht im Hause ihres Sohnes zu Besuch gewesen. Es konnte ihr nicht entgehen, daß sich seitdem in dem Verhältnis von Leo und Thekla manches verändert habe.

Äußerlich schien ja nichts an dem Verhalten der Ehegatten auszusetzen. Leo war von ausgesuchter Höflichkeit gegen seine Frau. Niemals kam ein Streit vor. Man nahm sich wohl in Gegenwart der Mutter auch besonders in acht.

Und doch war etwas nicht in Ordnung zwischen den beiden. Ganz anders hatte Frau von Wernberg die Gattin ihres Sohnes in Erinnerung. Der Frau mußte eine Enttäuschung widerfahren sein!

Die Exzellenz beobachtete und sann nach. Sie sah unter anderem, daß Fräulein von Ziegrist viel im Hause verkehre. Lilly war schlau genug, sich in Gegenwart von Leos Mutter zusammenzunehmen, spielte sich auf die Gesetzte. Und als sie merkte, daß die alte Dame sich für die Kirche interessiere, begann sie, mit Marie Kalkmeyer zu wetteifern in Gesprächen über Religiöses und innere Mission.

Aber der alten Dame streute man so leicht keinen Sand in die Augen. Es fiel ihr auf, daß sich Fräulein

von Ziegrist ihr gegenüber immer als Freundin Theklas bezeichnete; Thekla aber schien sich nicht viel aus ihr zu machen.

Ob Thekla etwa eifersüchtig war auf Lilly?

Frau von Wernberg hatte in ihrem langen Leben manches durchgemacht und gesehen; sie wußte, daß auf dem Gebiete der Neigungen nichts unmöglich ist. Seit den Enthüllungen, die der Ehescheidungsprozeß ihrer Tochter Tessi zutage gefördert hatte, war ihr Mißtrauen noch gewachsen. In Liebesdingen traute sie keinem Manne über den Weg, selbst dem eigenen Sohne nicht. Sie wußte, Leo hatte keine moralischen Grundsätze. Welcher Mann hätte die gehabt? Und wenn er sie hatte, welcher Mann war stark genug, der Versuchung zu widerstehen, wenn ihm Gelegenheit gemacht wurde?

Es lag ihr fern, die Männer deshalb zu verdammen; sie rechnete einfach mit der Tatsache, daß der Mann von Natur zur Untreue neigt. Deshalb mußte man auf der Hut sein, vorbeugen, wenn nötig. Neuen Skandal in der Familie wollte sie um keinen Preis.

Leos Mutter liebte es im allgemeinen nicht, sich in die Angelegenheiten ihrer Kinder einzumischen. Das schien ihr kleinbürgerlich ängstlich und geschmacklos. Aber hier ließ es sich nicht umgehen.

Eines Tages sagte sie daher zu ihrem Sohne: sie fände, daß Fräulein von Ziegrist öfter und vertrauter bei ihnen verkehre, als es sich schicke.

Leo erwiderte darauf: „Mama, laß mir doch den Spaß! Lilly amüsiert mich. Ich brauche sie zu meiner Unterhaltung, wie andere Leute ins Theater gehen oder sich sonstwie Zerstreuung verschaffen. Es ist durchaus harmloser Natur. Wenn ich mich hätte in Lilly verlieben wollen, dann hätte ich vor zehn Jahren bessere

Gelegenheit gehabt. Und selbst wenn ich wollte — Lilly ist viel zu klug und vorsichtig zu Dummheiten. Du brauchst wirklich keine Angst zu haben, Mama!“

„Hast du dich so in der Hand, Leo? — Und selbst wenn es völlig ungefährlich wäre, so bliebe immer noch der Schein! Es ist nicht gut getan! Du stellst deine Frau auf eine zu harte Probe.“

„Thekla und Lilly sind alte Freundinnen. Sie kennen einander genau. Thekla ist nicht eifersüchtig und wird es nie werden, eben weil sie weiß, wie harmlos dieser kleine Flirt ist.“

„Eine Frau zeigt nicht immer, was sie empfindet.“

„Nein, nein! — Lillys wegen regt sich Thekla nicht auf. Willst du strenger sein als meine Frau, Mama? Ich bitte dich, laß mir das! Lilly gehört nun mal zu meinen Lebensbedürfnissen. Ich muß jemanden haben, mit dem ich mich aussprechen kann. Lilly gibt mir oft guten Rat; sie hat viel Urteil. Der Umgang mit ihr ist, weiß Gott, das einzige Nette, was ich habe.“

„Leo, es klingt eigentümlich, einen Familienvater so sprechen zu hören!“

„Ach, Mamachen, ich weiß schon! — Thekla ist ja gut! Aber gewisse Seiten fehlen ihr nun mal! Kein Mensch ist ideal. Lilly hat Fehler, große Fehler! Aber sie hat eine Eigenschaft, die unbezahlbar ist: sie ist ohne jedes Vorurteil. Ich brauche das, wie gesagt, wie man manchmal das Bedürfnis hat, eine schwere Zigarre zu rauchen oder ein Glas Wein von besonderem Aroma zu trinken. Nenne es Liebhaberei! Aber von Liebe, Mama, ist keine Spur! Ich glaube, wenn ich Lilly platonisch kommen wollte, sie würde sich totlachen.“

Die alte Dame schüttelte mißbilligend den Kopf. Ihr Ernst machte ihm Eindruck. Er war doch vielleicht

zu weit gegangen! Auf jeden Fall schien es geraten, der Mutter diese Einbildung auszureden.

Er nahm eine ernsthaftere Miene an, erklärte, daß er Thekla und Lilly nicht in einem Atemzuge nennen möchte. Die eine liebe er, die andere diene ihm im besten Falle zum Zeitvertreib. Aber wenn es der Mutter passender erscheine, wolle er sich in Zukunft mit Lilly mehr in acht nehmen.

Die Exzellenz war von der Unterredung mit ihrem Sohne nicht befriedigt. Selbst wenn Leo, wie er sagte, kein tieferes Interesse für Fräulein von Ziegrist empfand, wer stand einem denn für das Mädchen?

Noch bedenklicher aber machte sie etwas anderes, was sie mit feinem Ohr aus Leos Verteidigung herausgehört hatte: eine nur schlecht verhehlte Gleichgültigkeit gegen seine Frau.

Die Exzellenz neigte nicht zur Empfindsamkeit. Auch über die Ehe dachte sie durchaus nüchtern und sachlich. Sie hatte selbst eine Vernunftheirat geschlossen mit einem älteren Manne. Sie wußte, daß eheliche Gemeinschaft ganz gut bestehen kann, auch wenn sich die Gatten nicht zugetan sind wie Turteltauben. Viel wichtiger war in ihren Augen das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der Familiensinn, die Gattentreue. Nach ihrer Auffassung war das Gelöbnis am Altare unbedingt bindend; unter keinen Umständen durfte es gelockert werden. Eheleute sollten in den widrigsten Umständen zusammenhalten; so war es göttlicher Wille und menschliches Gesetz.

Es genügte der alten Dame nicht, mit Leo allein gesprochen zu haben, auch die andere Seite wollte sie hören. Sie benutzte dazu eine Vormittagsstunde, wo der Hausherr abwesend war. Von dem Ministerwechsel begann sie, der die Gemüter immer noch stark beschäftigte.

Sie bedauerte ihren Sohn, der dadurch ungerechterweise zurückgesetzt worden sei.

Frau Thekla hatte hierzu nicht viel zu sagen. Sie konnte nicht finden, daß Leo zu beklagen sei. Sie hatte noch nicht erlebt, daß er jemals zu kurz gekommen wäre. Auf irgendeine Art würde er schon auch mit diesem Minister fertig werden; dessen war sie sicher.

Die Exzellenz hörte auch hier wieder den kühlen Ton heraus, der ihr nicht gefiel zwischen den beiden. Sie fand, daß Thekla ihren Sohn nicht zur Genüge würdige. Sie sei lange nicht stolz, lange nicht geehrt genug, die Gattin eines solchen Mannes zu sein.

Thekla widersprach ihr nicht. Es war zu begreifen, daß die Mutter so empfand. Sie konnte ja stolz sein auf ihren Sohn; bedeutend war er, überlegen, klug, weltgewandt, mit einem Worte glänzend! Gern erkannte Thekla das alles an. Aber was war er für sie? — Was hatte sie davon, daß er für tonangebend galt bei Hofe, daß man ihm große Karriere weissagte? Hatte sie geheiratet, um sich mit ihrem Manne brüsten zu können?

Er besaß seine Welt für sich mit Interessen, die ihn ganz in Anspruch nahmen. Darin lebte er, darin war er zufrieden. Daß sie auch eine Welt war, sie ganz allein, das sah er gar nicht. Sie kam für ihn nur in Betracht als eine Person, mit der man sich öffentlich zeigte, die bei seinen Diners repräsentierte, die allenfalls ein wenig Hausfrau, ein wenig Mutter sein durfte. Und wenn er das Bedürfnis danach hatte, war sie ihm gelegentlich auch Geliebte.

Aber alles das, soviel es auch scheinen mochte, war doch nicht sie. Jede andere hätte ihm das vielleicht besser sein können. Das umschloß doch nicht ihre, Theklas, ganze Persönlichkeit! Es waren Teile von ihr,

aber nicht ihr innerstes Wesen. Nein, ihr Bestes, ihre Seele, kannte er nicht, wollte er nicht kennen.

Er hatte es ja auch nicht nötig! Wer konnte ihn dazu zwingen? Es gehörte ja nicht zu den Pflichten eines korrekten Ehemanns! Seelische Intimität zwischen verheirateten Leuten wäre ihm entschieden lächerlich vorgekommen. Das waren zu weitgehende Forderungen. Man konnte auch ohnedem eine äußerlich ganz tadellose Ehe führen.

So bittere Gedanken sprach Thekla nicht aus. Schwerlich würde ihre Schwiegermutter sie verstanden haben! Denn sie war die Mutter ihres Sohnes; seine Eigenschaften waren die ihren, ins Männliche übertragen. Die zwei verstanden einander, wie sich nur zwei Menschen verstehen, die aus demselben Stoffe geformt sind. Ihre Liebe war noch etwas mehr als Kindes- und Mutterliebe, war unbewußte Bespiegelung eines Wesens im anderen.

Es konnte nicht von Frau von Wernberg erwartet werden, daß sie jemals Partei ergreifen werde gegen Leo. Er war in jeder Frage von vornherein für sie im Recht. Sie würde mit voller Überzeugung gegen jedermann für ihn eingetreten sein; er war ja ein Teil, eine Fortsetzung und Übersetzung von ihr. Gegen ihn gehalten war sie, Thekla, eine Fremde für die Mutter.

„Du machst vor allem einen großen Fehler, mein liebes Kind!“ fuhr die Exzellenz in ihren Ermahnungen fort, „du versuchst es nicht, ihm wirklich etwas zu sein. Eine Frau sollte ihrem Mann überallhin, auf jedes Gebiet, folgen können! Ich meine damit nicht, daß man sich aufdrängen soll. Unangenehm empfinden darf er's nicht, kaum merken, daß wir stets um ihn sind. In der Gesellschaft, bei seinen Vergnügungen wie bei seiner

Arbeit, daheim und im öffentlichen Leben, überall muß er uns wiederfinden. Wenn unsere Gaben und Kenntnisse dazu nicht ausreichen, müssen wir sie uns anerziehen. Ich habe mich von Natur auch nicht für Staatsgeschäfte interessiert, aber da ich sah, daß sie meines Mannes Lebenselement waren, bin ich ihm auf seinen Wegen gefolgt. Es gab schließlich nichts, auch auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens nicht, das er mit mir nicht durchgesprochen hätte. Und so soll es sein! Die Interessen und Passionen der Männer liegen nun mal auf anderen Gebieten als die unseren; das ist nicht zu ändern! Jeder Mann ist ehrgeizig, damit müssen wir rechnen! Ja, wir sollen seinen Ehrgeiz teilen. Wenn man seinen Mann liebt, muß man doch auch wünschen, daß er vorwärts kommt! Auch du mußt dir Verständnis für Leos Streben aneignen, Thekla! Ich glaube, es ist noch nicht zu spät dazu. Wenn du es nicht verstehst, deinen Mann in einer neuen Weise an dich zu fesseln, eure Interessen dauernd zu verflechten, dann sehe ich Gefahr für euch. Sieh dich vor, mein Kind! Die Neigung eines Mannes ist leichter verscherzt als wiedergewonnen. Sie sind nun mal so konstruiert, daß sie sich dahin wenden, wo man ihnen entgegenkommt. Eine kluge Gattin benutzt das. Durch Sprödigkeit hat sich schon manch eine um ihr Glück gebracht. Sowie in einer Ehe erst die Gleichgültigkeit Einzug hält, kommt unfehlbar auch der Überdruß. Die Erziehung schützt dann vor nichts. Ich habe das bei Tessi durchgemacht und möchte es nicht noch einmal erleben!"

* * *

Theklas Mutter hatte geschrieben, ob die Tochter nicht auf einige Zeit zu ihnen kommen wolle; Arthur

und Ella schlössen sich ihrer Bitte an. Sie alle hätten bei dem Begräbnis übereinstimmend gefunden, daß Thekla keinen guten Eindruck mache und daß für ihre Kräftigung etwas Ernstliches geschehen müsse. Sie solle sich mal von alledem losmachen und in größter Stille eine Zeitlang bei ihnen leben.

Für Thekla hatte der Vorschlag viel Verlockendes. Sie empfand es oftmals schmerzlich, wie fremd sie den Ihren durch die räumliche Trennung geworden war. Recht froh würde sie ja dort auch nicht werden, aber trüber als zu Haus konnte es nicht sein. Leo bedurfte ihrer nicht und der Junge nicht unbedingt. In seiner Frische und Lebhaftigkeit wurde ihr Gerd jetzt häufig zu viel. Er wuchs und gedieh; das war gut! Aber der Anblick seiner drallen, von Gesundheit und Leben strotzenden Gestalt machte ihr Herz zusammenzucken im Schmerze der Erinnerung an das, was sie verloren hatte.

Sie glaubte bestimmt, mit dieser Idee bei ihrem Manne und seiner Mutter auf Widerstand zu stoßen; aber wider Erwarten billigten die beiden den Plan. Die Exzellenz fand, daß die Schwiegertochter etwas tun müsse für ihre zerrütteten Nerven. Leo war auch für den „Luftwechsel“; vielleicht würde sie dann die düstere Stimmung los, in der sie sich jetzt befinde.

Kurz, man hatte mehr Gründe für ihre Reise als sie selbst. Frau Thekla lächelte bitter; wie entbehrlich sie doch schien!

Es wurde verabredet, daß die Exzellenz, die jetzt nichts anders vorhatte, bei Leo bleiben solle, um die beurlaubte Hausfrau zu ersetzen.

Mutter und Sohn brachten Thekla auf den Bahnhof. Gegen ihren Willen flossen Thekla die Tränen.

Vom Coupéfenster aus schickte sie noch Grüße und Küsse an Gerd.

„Du hast eine gute, eine sehr gute Frau, Leo!“ sagte die Exzellenz zu ihrem Sohne, als sie den Bahnhof verlassen hatten.

„Ach ja, Mutter, das weiß ich! Villeicht wäre etwas weniger gut besser!“

„Wie soll man das verstehen, Leo?“

„Ich weiß nicht, wie es kommt; ich glaube, es ist ihre Empfindsamkeit, die mich reizt. Sie hat ganz wunderliche Anschauungen und Auffassungen von gewissen Dingen. Verschrobenheit könnte man es beinahe nennen. Ich habe mir schon viel Mühe gegeben, ihr das abzugewöhnen; aber sie hat eine Art von sanfter Opposition, der man nicht beikommen kann.“

Wie seine Worte denen glichen, die seine Mutter einstmals an ihn gerichtet hatte! Er war sich dessen nicht bewußt, wohl aber Frau von Wernberg. Sie hatte richtig prophezeit damals! Sich dessen jetzt zu rühmen, schien ihr unangebracht; viel wichtiger war es ihr, zwischen diesen beiden den gefährdeten Frieden wieder herzustellen.

„Fehler haben wir schließlich alle, Leo!“ sagte sie bedachtsam. „Theklas Schwächen gehören nicht zu den unerträglichen. Du darfst nicht übertriebene Anforderungen stellen. In der Ehe ist das erste Gesetz: sich ineinander schicken, sich bescheiden mit dem, was man hat. Thekla ist die Frau deiner Wahl, vergiß das nicht!“

Leo seufzte. „Jawohl!“ sagte er nach einer Weile, „sich bescheiden! Eine bittere Sache! — Aber du hast recht, Mama: Thekla ist die Frau meiner Wahl!“

Es war das erste Mal, daß Frau Thekla die Ihren

im neuen Heim aufsuchte. Das Gefühl des Befremdens blieb ihr nicht erspart, das einen beschleicht, wenn man Menschen, die man zeit ihres Lebens in einer bestimmten Umgebung zu sehen gewohnt war, auf einmal an einem anderen Schauplatze unter veränderten Bedingungen wiederfindet.

Von Arthurs vieren war nur noch das zweite Kind am Leben, ein Mädchen. Die kleine Gertrud stellte mit ihrem dunkelbraunen Haar, dem milchzarten Teint und den großen blauen, versonnenen Augen eine Mischung dar der elterlichen Typen. Ella war schnell gealtert; von ihrer ehemaligen Schönheit sprachen eigentlich nur noch die Augen. Sie verzog das einzige Kind, das ihr geblieben war, geradezu mit Bewußtsein. Arthur hatte sich äußerlich nur wenig verändert. Er ging ganz in der Familie auf, war ein rührender Vater, Sohn und Gatte. Es zu großen Ehren zu bringen in seinem Berufe, schien er auch jetzt nicht für erstrebenswert zu halten.

Am meisten Freude noch konnte Thekla über die Wandlung empfinden, die mit ihrer Mutter vor sich gegangen war. Die Veränderung des Schauplatzes war ihr gut bekommen, und die Rolle der Großmutter stand ihr gut. Wenn man bedachte, was diese Frau alles durchgemacht hatte: zwei Männer begraben, mehr als ein Enkelkind verloren. Innerlich blieb sie gänzlich unberührt von diesen Ereignissen. Die Witwe erschien am Ende der Fünfzig genau das, was sie als Mädchen auch schon gewesen war: weltunerfahren, leicht beeinflußbar, harmlos und sehr gutmütig. Aber jetzt, wo sie keine schwereren Pflichten mehr hatte als die der Großmutter, sich von den Enkelkindern ein wenig quälen zu lassen, war sie weit mehr an ihrem Platze

als zu den Zeiten, wo die Erziehung ihrer eigenen Kinder ernste Anforderungen an sie stellte.

Agnes hatte lauter Jungens, vier an der Zahl, ein übermütiges, ausgelassenes Korps. Für die kleine Gertrud wuchsen in den Seeheimschen Vettern ziemlich stürmische Courmacher heran. Die Art, wie sich Agnes ihr Leben eingerichtet hatte, gab Frau Thekla immer wieder Anlaß zum Staunen. Agnes leitete den Hausstand, führte die Kasse, machte die wichtigsten Besorgungen, versorgte die Jungens, von denen zwei schon zur Schule gingen. Seeheim war den größten Teil des Tages durch den Dienst beschäftigt. Wenn er nach Hause kam, verlangte er ein nettes, bequemes Heim vorzufinden. Überdies setzte er aber seine Ehre darein, so viel Haus zu machen, als sich irgend ermöglichen ließ. Die Jungens mußten auch immer gut angezogen sein, wie es sich für Offizierssöhne schicke; kurz, es sollte mit knappen Mitteln viel geleistet werden.

Frau Thekla bewunderte es im höchsten Grade, wie ihre kleine Schwester — Agnes blieb nun mal die kleine für sie — so vielseitigen Anforderungen nachzukommen verstand. Frau von Seeheim war keinen Augenblick unbeschäftigt; bald rief sie ihre Pflicht in die Küche, gleich darauf mußte sie die Rechenhefte der Schüler durchsehen, dann wieder galt es, dem Burschen den Kopf zurechtzusetzen oder mit dem Kinderfräulein einen Strauß auszufechten. Zwischendurch empfing man womöglich Besuch; und die Frau, die eben noch die Küchenschürze umgehabt hatte, mußte auf einmal die Weltdame spielen. Mit ihren vier Jungens pflegte sie sehr ausgelassen zu sein, war ihnen ein Spielkamerad; wenn nötig, wußte sie aber auch die Reitpeitsche gegen die Widerspenstigen zu gebrauchen. Auch die Interessen

ihres Mannes teilte sie, kannte die halbe Rangliste auswendig, verfolgte mit Eifer das Avancement und leistete Großes im Regiments- und Garnisonklatsch.

Agnes ging im Augenblicke auf, hielt sich an das Nächstliegende, strebte nie nach dem Unmöglichen. Sie hatte das schon als kleines Kind an sich gehabt. Überall war sie auf ihre Rechnung gekommen. Gemüt, Phantasie, Feingefühl machten ihr keine Schwierigkeiten. Sie nahm Dinge und Menschen, wie sie waren. Wo es nötig war, fügte sie sich, paßte sich an, setzte dabei aber doch ihren Willen schließlich durch.

War das nicht eigentlich das Richtige? — Man sah doch: Agnes hatte Erfolg! Ihr Hauswesen war gut imstande, die Kinder gediehen, und ihr Mann war zufriedengestellt, bis auf kleine Zwistigkeiten hin und wieder, die Agnes auf die leichte Schulter nahm. Man konnte sie eine glückliche Frau nennen.

Frau Thekla gönnte ihr das Glück. Sie verglich sich mit Agnes im Geiste. Die Bedingungen lagen schließlich für sie nicht ungünstiger als für Agnes! Warum verstand man es nicht besser, sich mit dem Leben einzurichten? Lag es nicht an ihr selbst? Fehlte ihr die Begabung zum Glücklichsein?

Sie sann angestrengt darüber nach. Stellte sie etwa zu hohe Anforderungen an die Verhältnisse, an die Menschen, an das Glück? Agnes nahm eben vorlieb, war darum stets zufrieden und stellte ihre Umgebung zufrieden. Die Menschen waren nun mal nicht ideal, und man selbst war es doch auch nicht! Welches Recht hatte man also, so viel zu fordern?

Solchen Grübeleien zum Trotze besserte sich ihr Befinden von Tag zu Tage. Die Ihren sagten ihr, daß sie anfange, ihr altes Gesicht wiederzubekommen.

Sie begann Teilnahme zu empfinden für alles um sie her. Fast erschien es ihr unrecht, daß sie schon wieder heiter sein konnte.

Warum denn nicht? Sie war doch nicht die einzige, die Kummer erlebt hatte! Da war ihre Mutter, da war Ella! Was hatten diese Frauen verloren, und sie lebten doch auch, freuten sich dessen, was ihnen das Schicksal gelassen hatte. Warum sollte sie allein matt und kraftlos dahinleben und ihr Geschick beseufzen!

Von zu Hause erhielt sie regelmäßige Berichte. Zwar Leo schrieb ihr nicht oft und meist nur kurz — er verschanzte sich hinter den Amtsgeschäften —, und die Exzellenz war auch keine eifrige Korrespondentin. Aber da war jetzt ein Fräulein, welches Leo angenommen hatte, um den Jungen zu beschäftigen und ihn allmählich an den Zwang der Schule zu gewöhnen. Diese Dame berichtete der Mutter in wohlgesetzten Briefen über die Fortschritte, die Gerd angeblich machte. Solchen Briefen lagen dann häufig rührende Zettel bei: Bildchen, die Gerd gezeichnet hatte, allerlei Geflochtenes und Gepapptes, Hieroglyphen, zu denen man ihm offenbar die Hand geführt; oder er schickte Küsse in Gestalt von kleinen Ringen auf dem Papier.

Es kam Frau Thekla so wunderlich vor, daß er alle diese Fortschritte machte in ihrer Abwesenheit. Ein ganz anderer großer Junge würde er werden, gar nicht mehr ihr kleiner dummer Gerd sein!

Manchmal erschien es ihr geradezu widersinnig, daß sie hier saß, fern von ihrem Hause, fern von Mann und Kind. Etwas davon mochte sich wohl auch in ihre Briefe eingeschlichen haben, die sie nach Hause schickte; denn ihre Schwiegermutter schrieb ihr, sie solle ver-

nünftig sein. Vor allem müsse sie sich ganz erholt haben, ehe sie ans Zurückkehren denken könne.

Jawohl, vernünftig sein! Sie hatten ganz recht zu Hause: es gehörte Gesundheit dazu, Kraft und Nerven vor allem, um den „Pflichten als Gattin und Mutter“ zu genügen. Sie war ja auch voll der besten Vorsätze.

Eines Tages hatte sie eine Rücksprache mit ihrem Bruder. Arthur erklärte ihr: er sei nunmehr so weit, daß er den Zuschuß, den er bis jetzt immer noch von der Schwester bezogen hatte, nicht mehr brauche. Mit trübem Lächeln fügte er die Erklärung sofort hinzu: sein Einkommen habe sich vermehrt, seine Familie aber vermindert. Mit der Zeit hoffe er alles, was er durch ihre Güte erhalten habe, bei Heller und Pfennig zurückzuzahlen.

Mit der wachsenden Kräftigung empfand Frau Thekla mehr und mehr das Bedürfnis nach Beschäftigung. Sie hätte gern Ella und Agnes unterstützt in ihrer häuslichen Tätigkeit, aber man ließ sie nicht dazu heran. Auch hier wieder bekam sie zu hören, sie müsse sich pflegen.

Ganz gern hätte Thekla die Ruhepause dazu benutzt, um ihre Stimme mal wieder etwas zu üben; aber in beiden Häusern, bei Arthur sowohl wie bei Seeheims, gab es nur ganz ungenügende Instrumente, und niemand hatte Zeit und Lust, sie zu begleiten.

Schließlich begann sie, um die Muße doch nicht gänzlich ungenutzt verstreichen zu lassen, zu lesen: Zeitungen, Bücher, was ihr gerade in die Hände fiel. Auch mit Literatur waren die Häuser der Ihren schlecht versehen; sein Lese- und Bildungsbedürfnis befriedigte man mit Hilfe des Journallesezirkels.

In der veralteten Nummer eines illustrierten Familienblattes stieß Frau Thekla unter der Rubrik

„Bücherschau" auf einen Namen, der ihren Blick fesselte: Elsbeth Broitsch. So hatte eine ihrer Klassenkameradinnen aus Fräulein Zuckmanns Schule geheißen. Sie war hier als Verfasserin eines Buches genannt, das den Titel führte: „Frauenrecht und Mannesgewalt". Es wurde als eine aufsehenerregende Arbeit der „bekannten Frauenrechtlerin" angepriesen.

Also Elsbeth Broitsch schrieb Bücher und war eine bekannte Frauenrechtlerin. Frau Thekla sah die Schulkameradin vor sich: klein, rothaarig, das unschöne Gesicht voll Sommersprossen, stets schlecht angezogen, wie sie mit Leidenschaft ihre Nägel kaute. Sie war der Sündenbock der Klasse gewesen. Weder die Mitschülerinnen, noch die Lehrerinnen und die Lehrer hatten viel von ihr wissen wollen. Sie war begabt, aber unberechenbar, unordentlich und gelegentlich respektlos gewesen; ein schwer zu rubrizierendes, unbequemes Mädchen.

Für Thekla Lüdekind hatte Elsbeth Broitsch eine Liebe gehabt, die an Vergötterung grenzte. Nachträglich rührte es Frau Thekla, zu denken, wie dieses Wesen an ihr gehangen hatte, wie sie ihr nachgeschlichen war, einem Hündchen gleich, um Gegenliebe bettelnd. In der Erinnerung kam sie sich grausam und hartherzig vor, konnte sich selbst nicht verstehen, daß sie so treue Neigung fortgesetzt hatte abweisen können.

Und diese Elsbeth Broitsch schrieb also! — Frau Thekla wollte doch mal sehen, was daran sei, obgleich sie der Titel „Frauenrecht und Mannesgewalt" nicht gerade anzog.

Sie schaffte sich das Buch an. Es war eine Broschüre, zusammengestellt aus Vorträgen, welche die Verfasserin an verschiedenen Orten, vor Vereinen und Kongressen, gehalten hatte.

Das Buch fesselte Frau Thekla von der ersten Zeile an. Ganz anders war es als alles, was sie bisher gelesen hatte. Es erschütterte und empörte sie gleichzeitig in seinem unerhörten Freimut. Mit atemloser Spannung las sie es auf einem Niedersitz durch, von Anfang bis zu Ende.

Es war in dieser Schrift eine Übersicht gegeben der rechtlichen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lage der Frauen aller Stände und Klassen. Überall, so behauptete die Verfasserin, werde das Weib bevormundet und übervorteilt vom Manne. Sie wies das an Beispielen nach, belegte ihre Behauptungen mit statistischem Material. Überhaupt trat sie auf, schwergerüstet mit naturwissenschaftlichen, historischen und nationalökonomischen Kenntnissen; Namen von Gelehrten, von Erscheinungen, ja von ganzen Wissensgebieten klangen an Theklas Ohr, die sie noch nie zuvor gehört hatte. Und mit diesen Dingen sprang ein Mädchen um, das in der Klasse tief unter ihr gesessen hatte; Elsbeth spielte mit den schwierigsten Hypothesen und Begriffen, wie mit Federbällen.

Vieles in dem Buche forderte Theklas Widerspruch heraus, besonders als sie es ein zweites Mal las. Das Wissenschaftliche daran vermochte sie ja nicht zu kontrollieren, aber der gesunde Instinkt lehrte sie, einzelne der abgeleiteten Sätze als Übertreibungen zu durchschauen. Elsbeth Broitsch war gelehrt, das sah man; aber wie mochte es um ihre Lebenserfahrung stehen? Sie schien nicht verheiratet zu sein. Gewisse, gänzlich schiefe Urteile über das Verhältnis der Geschlechter konnte nur ein Mädchen aufgestellt haben. Eine Unduldsamkeit und Einseitigkeit sprach aus der Wertung des Mannes, deren eine Gattin und Mutter nicht fähig

gewesen wäre. Auch vom Parteifanatismus hielt sich die Schrift nicht frei. Die Frau der niederen Stände wurde idealisiert, während die „Bourgeoisfrau“ geradezu karikiert erschien in der „Versumpfung ihres Haremsdaseins“.

Aber trotz aller Übertreibungen und Irrtümer hatte das Buch doch einen großen Reiz für Thekla. Das eifrige Suchen nach Wahrheit, ein großer Glaube an die Sache und ein heißes Bedürfnis nach Glück sprachen daraus, machten es sympathisch, ja rührend. Soweit Frau Thekla auch sonst von der Verfasserin entfernt sein mochte in Entwickelung und Anschauung, sie durfte in ihr doch eine Schwester begrüßen. Ja, in dem, was hier gewollt und gefordert wurde, lag etwas, das ihrem geheimsten Empfinden und Hoffen verwandt war. Sie, Thekla, wäre freilich niemals imstande gewesen, das so zum Ausdruck zu bringen, wie Elsbeth es getan; selbst wenn sie es gekonnt hätte, würde sie es haben bleiben lassen. War es nicht traurig, so die Leiden der Frauenwelt ans Tageslicht gezerrt zu sehen? War es erlaubt, Dinge, Vorgänge, Gefühle, die man sich kaum selbst zu gestehen wagte, zu sezieren und vor aller Welt Augen zu entblößen?

Es waren in der Schrift eine Anzahl Bücher angezogen verwandten Inhalts. Eine ganze Fachliteratur schien es da zu geben. Aber Frau Thekla verspürte nicht das geringste Bedürfnis, sie kennen zu lernen. Dieser eine Wink genügte ihr. Das, was sie hier gelesen hatte, konnte sie ja nicht wieder vergessen. Wie vieles hätte sie dieser Elsbeth Broitsch sagen können aus ihrer eigenen Erfahrung. Elsbeth hatte ja recht in ihren Anklagen gegen den Mann, seinen Egoismus, seine Gewissenlosigkeit, seine Brutalität; tausendmal

recht auch in ihren Klagen über die Frau, ihre Gedankenlosigkeit, Kleinmut und Indolenz; recht schließlich auch in dem düsteren Bilde, das sie von dem Verhältnisse der Geschlechter entwarf.

Nur eines hatte diese strengere Richterin über der herben Kritik ganz übersehen: die angeborene, unausrottbare Güte der Weibesnatur, welche die Fehler des Mannes, und wären sie blutrot, in schneeweiß verwandelt.

Sollte sie sich hinsetzen und darüber an Elsbeth schreiben? Nein! Es würde nichts genutzt haben. Man mußte selbst zu der Wahrheit aufsteigen, daß im Verzeihen der Schwache zum Starken wird, Frauenrecht Mannesgewalt besiegt. Solche Erkenntnis aber war nur durch Leid zu gewinnen.

II.

Frau Thekla fand zu Hause vieles verändert vor. Gerd war stark gewachsen; außerdem hatte man ihm zu Beginn des Sommers die langen Locken abgeschnitten; er sah infolgedessen viel erwachsener und knabenhafter aus, zeigte nicht mehr sein weißes, goldumrahmtes Kindergesichtchen. Von dem Fräulein, das ihn jetzt in Dressur hatte, war ihm die Babysprache abgewöhnt worden; er redete neuerdings in wohlgebauten Sätzen, betonte jede Silbe, seine Gouvernante nachahmend, mit einem gewissen pedantischen Bewußtsein; Fortschritte, an die sich das Mutterherz doch nur langsam gewöhnen konnte.

Auf dem Grabe der kleinen Agathe, das die Mutter am Tage nach der Rückkehr aufsuchte, blühte ein reicher Blumenflor. Der Efeu versuchte den ganzen kleinen Hügel zu umranken. Wie schnell das ging! Ähnlich

wie in ihrer Seele der große Kummer auch schon von neuen Gefühlen und Bedürfnissen überwuchert wurde.

Ihren Mann fand Frau Thekla in aufgeräumtester Stimmung.

„Das war ein böser Winter, der letzte!" sagte er noch am Abend ihrer Ankunft. „Einen zweiten von der Art möchte ich nicht durchmachen. Meine und deine Nerven waren eben zu sehr herunter. Wir müssen uns zusammennehmen, Thekla! Gerd wird größer; man darf ihm einen solchen Anblick nicht bieten. Übrigens ist es auch für uns sehr viel netter, wenn wir uns vertragen. Mit meinem Minister geht's mir ähnlich. Erst konnten wir uns gar nicht ineinander schicken; immer nahe am Krawall war's! Und jetzt leben wir in der besten Ehe, ja wir sind geradezu zärtlich miteinander: Exzellenz Meinecke und ich."

Thekla sah, daß ihm offenbar daran gelegen war, ihr davon zu erzählen; sie fragte ihn, wie sich denn das gemacht habe.

„Siehst du, mein Kind, es wird überall mit Wasser gekocht. Du liest ja keine Zeitungen, sonst würdest du wissen, daß der plebejerfreundliche Wind, der kürzlich von Berlin her wehte, bereits stark abgeflaut hat. Wenn die Wetterzeichen nicht ganz täuschen, schlägt er eines Tages noch mal völlig um. Bei uns ahnt man bereits, daß wir in der ersten Begeisterung doch zu weit gegangen sind. Man laviert, wartet auf ein neues Kommandowort, eventuell auf den Befehl: Konterdampf. Ich will nicht den Propheten spielen, aber paß mal auf, es gibt eine großartige Retraite. Wohl dem, der sich da nicht allzusehr festgelegt hat. Und das, gerade hat unser guter Minister getan! Ich hielt den Mann erst für viel gefährlicher, als er ist. Bei näherer

Betrachtung gewinnt er als Mensch, verliert aber als Politiker. Er ist ein harmloses Rauhbein voll Enthusiasmus. Übrigens wird er's nicht lange treiben. Oben ist er bereits unangenehm aufgefallen, weil er den Mund im gegebenen Momente nicht zu halten versteht. Solche Leute wie Meinecke sind gut, um eine Lücke auszufüllen. Eine günstigere Folie als ihn kann man sich ja gar nicht denken, wenn mal ein Systemwechsel eintreten sollte. Er hat es ein wenig zu eilig gehabt mit seinen Reformen, der Brave. Hoffnungen sind erweckt, die er nicht erfüllen kann. Es geht nämlich heiter zu jetzt bei uns. Die greisen Räte mußten sich auf ihre alten Tage auf einmal umkrempeln in ihren Anschauungen und Gewohnheiten. Ich könnte dir lustige Geschichten erzählen. Es ist wie in einem Nudeltopf in unserem Ressort. Die Leute rennen mit den Köpfen aneinander. Das hat Meinecke in dreivierteljähriger Amtstätigkeit glücklich zuwege gebracht."

„Aber ist denn das nicht sehr peinlich für dich?"

„O, ich verliere den Kopf so leicht nicht! Da müßte ein anderer kommen als Herr Meinecke. Er hat inzwischen übrigens längst eingesehen, wer ich bin und was er an mir hat."

„Das ist ja wundervoll, Leo!"

„Weißt du, Thekla, es ist doch eine schöne Sache um die Erziehung! Das sieht man hier wiedermal recht! Der Minister hat manche gute Seite, er ist unterrichtet, voll Eifer und gutem Willen, aber es fehlt ihm an Takt. Das kann der größte Fleiß und der schönste Eifer nicht ersetzen. Er ahnt natürlich dieses Manko, und es macht ihn unsicher; besonders in Gesellschaft fühlt er sich nicht fest im Sattel. Sein Orakel in gesellschaftlichen Dingen bin ich."

„Er fragt dich um Rat?"

„Soweit sind wir bereits! Es sind ihm nämlich ein paar reizende kleine Fauxpas begegnet. Nur einen davon: Die Herzogin gab im Juni ein kleines Gartenfest, als sie draußen im Sommerschlößchen residierte, ganz zwanglos à l'impromptu; wer ihr gerade in den Wurf kam, den ließ sie einladen. Du weißt ja, wie sie so was manchmal macht, ziemlich wahllos! Also sie läßt auch unseren Meinecke auffordern. Der gerät natürlich in alle Zustände! 'Gartenfest' bei Ihrer Hoheit! — So was ist ihm noch nicht vorgekommen. Vor allem die Toilettenfrage macht ihm viel Kopfzerbrechen; was soll man dazu anziehen? — Das Unglück will, daß er dem alten Wächtelhaus begegnet. Dem vertraut er sich an. Wächtelhaus aber, der Gauner, erteilt ihm mit dem ernstesten Gesichte der Welt seinen Rat. — Wir waren nur ganz wenige von den Intimsten bei der Herzogin, die Herren im Überrock und grauen Zylinder; und nun rate mal, wie der Unglücksmensch auftritt? Frack, dazu helles Beinkleid, in der Hand den Chapeau claque, zum Halse, unter der weißen Krawatte, hing ihm irgend etwas heraus. So hatte ihn Wächtelhaus angezogen! Du kannst dir das Gesicht der Herzogin denken! Sie hielt es für einen schlechten Witz Meineckes und war wütend. Ihm standen die Schweißtropfen auf der Stirn. Er tat mir leid. Ich habe mich auf seine Seite geschlagen, aus esprit de corps gewissermaßen."

„Das war recht von dir, Leo!"

„Seitdem sind wir gute Freunde. Ich wollte ihn immer schon mal mit seinen Damen zu Tisch einladen; habe nur auf dich gewartet damit."

„Wie ist denn die Frau?"

„Brav, sehr brav! Die richtige Madame aus dem deutschen Mittelstande. Sie legt Wert auf die rechte Sofaecke, was du im Auge behalten mußt, Tekla! Ihr Steckenpferd sind die Lebensmittelpreise und die Dienstboten. Wenn du um eine Unterhaltung mit ihr verlegen bist, kannst du eines dieser beiden Register immer ziehen. Übrigens möchte sie mit Gewalt fein werden, seit sie Exzellenz ist. Aber du wirst sie ja kennen lernen, sie und ihre Töchter! Die sind den Eltern entsprechend. Ich will dir die Überraschung nicht verderben."

Thekla war immer wieder von neuem erstaunt über die leichte Art, in der Leo von den höchsten Würdenträgern des Staates sprach. Welch erhabenes Bild hatte sie sich ehedem von dem Herzog, dem Hof und der Staatsregierung gemacht, bis Leo ihr diesen Nimbus zerstörte. Es kam ihr unbegreiflich vor, wie man Einrichtungen und Personen als Autoritäten bezeichnen konnte, an denen zu rütteln verbrecherisch sei, und sie gleicherzeit scheinbar gar nicht ernst zu nehmen. Sie liebte es nicht, dieses Doppelgesicht an ihrem Manne zu sehen.

Wer es war, der Leo in dem gefährlichen Hange bestärkte, sich über alles lustig zu machen, wußte Thekla ja nur zu gut. Das höhnisch blasierte, pietätlose Wesen, das er manchmal annahm, war ja nur ein Echo von Lillys Verhalten.

Lilly Ziegrist war seit einem Vierteljahre verreist. Die alte Frau von Wernberg hatte noch ihre Abreise erlebt und sie im stillen freudig begrüßt, als vorteilhaft für die Ruhe des Hauses. Lilly hielt sich in Nordfrankreich auf bei Freunden. Auch Thekla war über ihre Abwesenheit nicht unglücklich. Lilly würde schon noch zeitig genug wiederkehren. Aber Frau Thekla war

nicht gesonnen, ihr diesmal die abendliche Plauderstunde unbestritten zu überlassen, wie im Winter zuvor.

An schönen Tagen, die in diesem Jahre auch der Spätherbst noch brachte, ging Frau Thekla gern mit Gerd aus. Sie fand, daß sie eigentlich nicht genug von dem Kinde habe. Des Morgens und Abends und die ganze Nacht durch hatte die Kinderfrau den Jungen; von seiner Tageszeit aber nahm das Fräulein, welches ihn unterrichtete, jetzt einen großen Teil in Anspruch. Bei den Mahlzeiten durfte Gerd noch nicht erscheinen, weil der Hausherr das nicht liebte. Kinder seien wie kleine Tiere, behauptete er, und bei Tisch wenigstens wolle er in menschlicher Gesellschaft sein.

Gerd war ein sehr lebhaftes Kind und machte von dem Rechte der Kinder, nach allem zu fragen, reichlich Gebrauch. Die Mutter freute sich an seiner Wißbegier, obgleich es manchmal das Fortkommen erschwerte, wenn der Junge an jedem Ladenfenster stehen blieb und wissen wollte, wie das da heiße, ob man es essen könne, ob der Mann es auch hergeben würde, und warum die Mama es nicht kaufen wolle?

Auch noch andere Schwierigkeiten waren bei solchen Gängen in die Stadt zu überwinden. Jeder Bekannte, den man traf, fühlte sich veranlaßt, stehen zu bleiben und das Kind anzustaunen. Die Augen, die Bäckchen, das Mäulchen, alles war „süß und goldig“. Am schlimmsten waren darin die Damen. Während die Herren sich doch meist mit einem patronisierenden Tätscheln oder einem Kniff in die Wange begnügten, ließen es sich die Freundinnen nicht nehmen, Theklas Jungen abzuküssen. Offenbar glaubte man, der Mutter damit seine Liebe darzutun; für die Zärtlichkeiten, die auf das Kind verwendet wurden, sollte sie sich am Ende gar

noch verpflichtet fühlen? — Das war wirklich zu viel verlangt!

Frau Thekla zog es vor, nachdem sie Erlebnisse dieser Art zur Genüge durchgekostet hatte, mit Gerd an stillere Plätze zu gehen, wo man vor seinen Bekannten sicher war. Da gab es vor allem in den städtischen Anlagen ein kleines Gehölz, welches sie gern aufsuchte. Hier trabte höchstens mal ein Reiter vorbei, und an den sonnigen Stellen fanden sich die Wärterinnen mit den Kinderwagen zusammen zur Unterhaltung.

Als Frau Thekla hier eines Tages mit Gerdchen schritt, glaube sie zu bemerken, daß ihr jemand folge; dem Schritte nach war es ein Mann. Sie fühlte sich mit dem Jungen an der Hand vor Belästigungen einigermaßen sicher; ganz langsam ging sie, um den Betreffenden zu veranlassen, an ihr vorbei zu gehen.

Es war ein Herr, seiner Kleidung nach, nicht ein Bummler, wie sie erwartet hatte. Nachdem er ein paar Schritte über sie hinausgegangen, wendete sich der Fremde und blieb stehen. Sie sah in ein abgezehrtes, blasses Gesicht mit ein Paar dunklen, stechenden Augen. Gabriel Bartusch stand vor ihr und lüftete den Hut.

Frau Thekla erschrak, doch verlor sie die Fassung nicht. So plötzlich dies kam, so war sie doch nicht völlig unvorbereitet darauf. Von gewissen Dingen wissen wir, daß sie einmal kommen müssen. Gabriel war das für sie, was ein unbezahlter Gläubiger für den Schuldner ist; man denkt nicht gern an ihn, aber man weiß, daß er sich irgendwo und irgendwann einmal melden wird. Frau Thekla hatte diese Begegnung sogar mehr als einmal schon getäumt; doch war der Traum viel schrecklicher als jetzt die Wirklichkeit.

Von Ella hatte sie gehört, daß Gabriel seine Strafzeit abgebüßt habe. Er lebte jetzt mit der Mutter zusammen, in einem weltentlegenen Winkel. Es ging ihnen nicht zum besten. Der alte Bartusch hatte wenig hinterlassen, und Gabriel fand keine Beschäftigung. Das Odium, gesessen zu haben, war ihm in seinem Berufe hinderlich, lief ihm überallhin nach. Zudem kränkelte er; die Haft hat einen zerstörenden Einfluß gehabt auf seine an sich schon zarte Gesundheit.

Was würde Frau Thekla darum gegeben haben, diesem Unglücklichen zu helfen, ohne daß er hätte merken dürfen, von welcher Seite die Hilfe komme.

Sie streckte ihm, sobald sie ihn erkannt hatte, die Hand entgegen. Zögernd, als habe er sich solchen Grußes nicht versehen, schlug er ein. Dann ging man Seite an Seite.

„Wir haben uns lange Zeit nicht gesehen, gnädige Frau!"

„Ja, wir haben uns lange nicht gesehen, Herr Bartusch!"

„Ist das Ihr Kind?"

„Mein Junge, ja! — Gerd, reiche dem Herrn die Hand!"

Gerd blickte scheu auf den bärtigen Mann mit dem blassen Gesicht. Er schmiegte sich an die Mutter.

„Was fällt dir ein, Gerd! Begrüße den Herrn!"

„Drängen Sie ihn nicht!" meinte Gabriel und zog seine Hand zurück. „Es heißt, daß Kinder einen feinen Instinkt besitzen."

Man ging weiter. Thekla war aufs peinlichste berührt durch Gerds Verhalten. Sie sah kein Mittel, die Kränkung gut zu machen.

„Der Knabe sieht Ihnen wenig ähnlich!"

„Er gleicht meinem Manne; wenigstens wird mir das immer versichert.“

„Darüber habe ich kein Urteil, da ich nicht die Ehre habe, Ihren Herrn Gemahl zu kennen.“

Nach einer Weile sagte Thekla, der das Schweigen unerträglich wurde: „Wir haben eine gemeinsame Nichte, Herr Bartusch. Haben Sie die kleine Gertrud kürzlich gesehen?“

„Nein, niemals! Ich verkehre nicht im Hause meiner Schwester!“

„Das höre ich und kann es nicht begreifen!“ rief Thekla. Sofort aber bereute sie, was sie gesagt hatte, denn sie sah seine Miene sich verdüstern. In kaltem, schneidendem Tone, der Thekla mehr als alles Bisherige an Vergangenes erinnerte, erwiderte er: „Das will ich meiner Schwester doch nicht antun und vor allem nicht Ihrem Herrn Bruder! Er ist Staatsbeamter. Sie erlassen mir wohl die Erklärung!“

Wieder eine lange Pause. Darauf sagte Gabriel mit ganz veränderter Stimme, beinahe weich: „Es ist nicht jedermann so hochherzig wie Sie, daß Sie einem Menschen, wie mir, die Hand reichen!“

Thekla erschrak. So sollte er auf keinen Fall weiter zu ihr sprechen. Sie fragte ihn etwas hastig, wie er sich befinde; er sehe recht angegriffen aus.

„Angegriffen!“ rief er bitter. „Welcher Euphemismus! Sagen Sie doch ruhig, was Sie denken: ich bin eine Ruine.“

Thekla sah ihn unwillkürlich an. Er war gealtert, das spärliche Haar angegraut, die Haut gelb und gespannt, die ganze Haltung die eines alten Mannes.

„Ja, das Gefängnis ist keine Sommerfrische, und fünf Jahre davon ist etwas viel! Immerhin schlafe ich

jetzt des Nachts zwei, drei Stunden, wenn ich gerade meinen guten Tag habe."

„Das ist schrecklich! Läßt sich denn nichts tun?"

„Sprechen wir nicht davon! Man gewöhnt sich selbst an Schlaflosigkeit. — Ich wollte Sie fragen, wie es Ihnen geht. Nur darum habe ich mir erlaubt, Sie anzureden."

„O, mir!" rief Thekla und errötete, „mir geht es gut!"

„Ja, ja, man sieht es! Über Ihnen hat stets ein guter Stern gestanden!"

„Sie leben mit Ihrer Mutter zusammen?"

„Seitdem der Vater tot ist. Wir sind weggezogen von hier. Selten komme ich mal zur Stadt."

„Wie geht es Ihrer Frau Mutter?"

„Es geht ihr, wie es eben einer alten Frau, die so viel Schweres durchgemacht hat, gehen kann."

„Ich finde es schön von Ihnen gehandelt, Herr Bartusch, daß Sie mit der alten Dame leben und ihr eine Stütze sind. Wollen Sie Ihre Frau Mutter von mir grüßen; sie ist früher freundlich zu mir gewesen."

„Ich werd's ausrichten. Und ich glaube, sagen zu können: es wird meine Mutter freuen, daß Sie ihrer so gedacht haben. Das passiert uns beiden nicht oft!"

Ermutigt durch seine letzten Worte, wagte es Frau Thekla, das auszusprechen, was sie die ganze Zeit über auf der Zunge gehabt hatte. Mit aller Herzlichkeit, die sie in Blick und Stimme zu legen vermochte, sagte sie zu ihm: „Herr Bartusch, lange schon habe ich mir gewünscht, Ihnen das zu sagen: kann ich denn nichts für Sie tun? Ich höre, daß Sie Sorgen haben; Sie selbst sagen, daß es Ihnen nicht gut geht . . ."

Er unterbrach sie. „Nein!" rief er mit heftig ab-

wehrender Bewegung. „Die Zeiten sind ein für allemal vorbei, wo Sie hätten etwas für mich tun können! Im übrigen will ich Sie nicht belästigen, gnädige Frau! Und dieser junge Herr hier soll nicht wieder in die Lage kommen, mir die Hand zu verweigern!"

Damit verneigte er sich und ging. Thekla hätte ihm gern nachgerufen, etwas Liebes, Versöhnendes. Aber was konnte, was durfte sie ihm noch sagen?

„Mama, das war aber ein garstiger Mensch!" mit diesen Worten scheuchte Gerd die Mutter aus tiefem Nachdenken auf.

„Gerd, das war ein sehr, sehr unglücklicher Mann!" erwiderte sie ihm mit ernstem Gesicht.

Der Kleine wurde nachdenklich. „Mama, wenn der Mann so ein armer Mann ist, warum hast du ihm denn dann nicht etwas geschenkt?"

Wie diese Frage aus Kindermund sie traf! Das war ja gerade die Tragik ihres Verhältnisses zu Gabriel Bartusch, daß sie ihm das Einzige, was er je von ihr gewollt, nicht hatte gewähren können. Sie war sein Unglück geworden, ohne es zu wollen. Und was sie ihm jetzt noch mitleiderfüllten Herzens bieten konnte, verwandelte sich in seinen Augen zu bitterer Kränkung.

Ihre ganze Jugend lebte mit einem Male wieder vor ihr auf. Bedeutete nicht dieser bettelarme Mann, der eben von ihr gegangen war, eine der wichtigsten Personen ihres Lebens? Hatten ihm nicht die ersten Gefühle ihres erwachenden Mädchenherzens gegolten, das wohl der Freundschaft, aber noch nicht der Liebe fähig gewesen war? Gabriel aber hatte der großen Liebe bedurft, sie bei ihr gesucht. Wie manche Träne hatte sie um seinetwillen geweint in jener aus Sentimentalität und Sprödigkeit gemischten Jungfrauenlaune,

wo man um ein Nichts weinen und über eine große Sache lachen kann. Sie war ein Kind gewesen, und ein Vorübergehender hatte ihr einen kostbaren Schatz in die Hand gelegt; sie hatte damit gespielt nach Kinderart, ohne zu wissen, daß eines Menschen Herz ihren achtlosen Fingern entgleite. Wie Schuld und Unschuld, Bestimmung und Eigenwille wunderlich verquickt erschienen in dieser traurigen Geschichte! Ja, Gabriel war ein Teil ihrer Entwickelung, unmöglich zu löschen aus dem Gedächtnis des Herzens, das unendlich viel gewissenhafter ist als das des Kopfes.

Ob sie mit ihrem Manne von dieser Begegnung sprechen sollte? Es widerstand ihr. Die wenigen Male, wo sie ihm gegenüber Gabriels Namen erwähnt hatte, war sie durch die Witzeleien verletzt worden, in denen sich Leo über die Tatsache ergangen hatte, daß sie einen nachmaligen Verbrecher zum Jugendfreund gehabt. Von dem, was Gabriel ihr in Wahrheit gewesen, ahnte er nichts. Sie wußte nur zu gut, daß Leo, selbst wenn sie es ihm hätte erklären wollen, so etwas zu verstehen nicht imstande sein würde. Hier fand sein sonst so scharfes Begriffsvermögen seine Grenze. Sofort würde er an das Grobsinnlichste denken, Beziehungen gegenüber, die fein waren wie Spinnenwebe.

Aber die Begegnung mit Gabriel wollte sie ihm nicht verschweigen; Gerd würde bei irgendeiner Gelegenheit doch davon sprechen. Ehe sie riskierte, wie eine Ertappte vor ihrem Manne dazustehen, wollte sie noch lieber die Bespottung, welche von seiner Seite ja nicht ausbleiben würde, in Kauf nehmen.

Was Thekla vorausgesehen hatte, geschah: Leo war sehr ungehalten. Es wäre traurig genug, daß man durch Arthurs Frau in entfernter Beziehung stehe zu

einem derartigen Menschen; wenn sie solche Beziehungen aber noch besonders pflege, so sei das unerhört! Er verbot es seiner Frau ein für allemal, sich mit Gabriel einzulassen. Dann erkundigte er sich genau, ob irgend jemand sie in Gesellschaft dieses „Verbrechers“ gesehen habe. Und erst als Thekla ihm versicherte, daß niemand Bekanntes ihnen begegnet sei, beruhigte er sich einigermaßen.

III.

Die winterlichen Gesellschaften nahmen wieder ihren Anfang. Frau Thekla war zwei Jahre lang nicht ausgegangen. Wernberg verlangte, daß das Versäumte in diesem Winter nachgeholt werde, sie komme sonst völlig aus allen Beziehungen heraus.

Die Toilettenfrage war diesmal einfacher zu entscheiden als früher. Da in den zwei Jahren alles, was Frau Thekla besaß, veraltet war, mußten lauter neue Sachen angeschafft werden. Mit der Santas, Theklas bisheriger Schneiderin, war Leo nicht mehr zufrieden; er behauptete, sie arbeite zuviel für den Mittelstand und habe sich dadurch den Geschmack total verdorben.

Er reiste mit Thekla nach Berlin und ließ ihr dort anfertigen, was sie für die „Winterkampagne“ brauchte. Auch einen neuen Schmuck erklärte er für notwendig. Ihr Rang und ihre Stellung bedinge, daß sie mindestens ein Kollier und einen Stern für das Haar besitze; mit einer Perlenschnur, ein paar Armbändern und einigen Broschen sei es nun nicht mehr getan. Dergleichen lege schließlich jede kleine Hauptmanns- oder Assessorsfrau aus; wenn man Anspruch mache, etwas Besonderes zu sein, müsse man auch etwas Besonderes auf sich wenden. — Und so kehrte denn Frau Thekla mit einem Koffer voll

neuer Toiletten und um einen Brillantschmuck bereichert von Berlin in die Heimat zurück.

Schon im November gab es Gelegenheit für Thekla, sich zum ersten Male wieder in großer Gesellschaft zu zeigen. Ein großer Subskriptionsball, dessen Einnahmen einem wohltätigen Zwecke galten, war geplant. Hinter der Sache stand die Herzogin, welche solche Kombinationen von Vergnügen und Barmherzigkeit liebte. Alle Welt räsonnierte über Mühe und Ausgabe, die man davon hätte, aber alle Welt ging schließlich doch hin, um nicht bei einem Feste zu fehlen, das unter dem besonderen Schutze der Landesmutter stand.

Zum ersten Male wieder nach längerer Zeit empfand Frau Thekla das wunderlich kühle Gefühl der entblößten Schultern und Arme, als sie in großer Toilette vorm Spiegel stand. An den bewundernden Blicken der Friseuse und an Hedwigs „Ahs“ und „Ohs“ merkte sie, daß sie gut aussehe. Das Bewußtsein belebte sie, gab ihr eine Art jugendlicher Stimmung. Wirklich, sie verspürte etwas wie Ballfieber.

Sie mußte allein nach dem Lokal fahren, wo der Subskriptionsball stattfand. Leo hatte sich schon vor Stunden dorthin begeben, da er zum Komitee gehörte.

In der Garderobe traf Thekla auf Lilly, die sich eben aus ihren Pelzen wickelte. Ein paar magere Arme und ein gelber Hals kamen zum Vorschein. Balltoilette war Lillys ungünstigster Moment.

„Ah, der neue Schmuck!“ rief Lilly, als Thekla den Umhang abnahm. „Ich gratuliere! Weißt du, daß ich dich als Frau noch nicht im Geschirr gesehen habe! Das letzte Mal war's, als wir bei der alten Herzogin Komödie spielten; jetzt gute zehn Jahre her. Du hast dich seitdem sehr vervollkommnet, Thekla. Ja, ihr Ver-

heirateten! Darin kommen wir eben mit euch nicht fort! Übrigens versteht's Wernberg, dich anzuziehen, das muß ihm der Neid lassen!"

Lilly war der Freundin in diesem Augenblicke widerlich. Um sie auf ein anderes Thema zu lenken, sagte Thekla: „Ich glaube, ich kenne keinen Menschen mehr!"

„Ach, heute ist alles da, was zwanzig Mark aufbringen kann. Ruppig, aber wohltätig! Weißt du denn, daß der schöne Nicky heute abend kommt?"

„Wer ist das?" fragte Frau Thekla zerstreut.

„Du weißt nicht, wer der schöne Nicky ist, der liebenswürdigste aller Witwer!"

Jetzt entsann sich Thekla, daß der Fürst, bei dessen verstorbener Gattin Lilly Hofdame gewesen war, diesen Spitznamen führe. Auch Leo hatte ihr bereits davon erzählt, daß der Fürst in diesem Winter am hiesigen Hofe auszugehen gedenke. Wie man annahm, wollte ihn die Herzogin, welche gern Partien vermittelte, mit einer Prinzeß aus ihrer Verwandtschaft verheiraten.

Man war inzwischen mit der Garderobe fertig geworden. „Ich gehe mit dir, Frau von Wernberg!" sagte Lilly. „Du kannst mich heute mal chaperonnieren! Ich fühle mich sehr unverheiratet."

Am Eingange empfing sie Leo Wernberg. Er musterte Thekla in der Eile mit einem prüfenden Blicke. „Bist du zufrieden?" fragte sie. Er nickte. „Erster Klasse, mein Herz!"

„Ach, laßt doch hier wenigstens eure Intimitäten!" rief Lilly dazwischen. „Führen Sie uns lieber zu den anständigen Menschen, Wernberg!"

„Ich kann leider nicht fort, soll den Hof empfangen!" erwiderte er. „Haltet euch nur in der Nähe. Sobald

die Herrschaften herein sind, schließt ihr euch an, gleich nach dem Dienst, versteht ihr!"

Im Nebenraume, dem eigentlichen Ballsaale, staute sich bereits die Menge. Thekla und Lilly blieben, wie ihnen geheißen worden war, in der Nähe des Eingangs.

„Nein, sieh bloß, Thekla, wie dein Mann sich nett macht!" rief Lilly. „Was hat er denn da wieder für eine Dicke am Schlafittchen! Morgen steht's im Blatte: Frau Kommerzienrat Meyer am Arme des Kammerherrn Oberregierungsrat von Wernberg."

Sie wurde unterbrochen durch den Theaterintendanten von Wächtelhaus, der die beiden Damen begrüßte. Sehr bald befand sich Lilly in intimer Unterhaltung mit ihm. Alles, was eintrat, mußte an ihnen vorbei, da sie in der ersten Reihe standen. Der alte Wächtelhaus bewies, daß er nicht umsonst den Ruf genoß, das größte Schandmaul der Gesellschaft zu sein.

An dem allgemeinen Hälserecken und Drängen, das nunmehr entstand, war zu merken, daß der Hof im Anzuge sei. Die Gasse verengte sich mit einem Male; aber Wernberg und ein Flügeladjutant machten in energischer Weise den Weg frei. Der Herzog und die Herzogin erschienen, nach allen Seiten grüßend. Ihnen folgten verschiedene Prinzen und Prinzessinnen mit Gefolge.

„Anschließen! Sonst kommen wir niemals ins Fürstenzimmer," rief Lilly.

Der Zug kam dadurch, daß Herzog und Herzogin hier und da Halt machten, um diese oder jene Persönlichkeit anzusprechen, mehrfach ins Stocken. Ein großer, schlanker Herr, mit gelichtetem Haar und mehreren Sternen auf dem Frack, begrüßte Lilly und unterhielt sich lebhaft mit ihr.

„Wer ist das?“ fragte Thekla Herrn von Wächtelhaus, der neben ihr geblieben war.

„Fürst Nikolaus, von den Damen meist ‚der schöne Nicky‘ genannt!“ war die Antwort.

Schön konnte ihn Thekla zwar nicht finden, wie er jetzt im Halbprofil nicht weit von ihr stand; dazu waren seine Züge zu verlebt. Aber auffällig war er mit diesem blassen, trockenen Kopfe und der hohen, schmiegsamen Gestalt. Rasse zum mindesten lag in seiner Erscheinung.

Wächtelhaus gab die Geschichte des Fürsten zum besten, froh, in Thekla jemanden gefunden zu haben, der sie noch nicht kannte. Fürst Nikolaus war Mitglied der internationalen Aristokratie, globe-trotter, Mäcen, Künstler. Alles war er, alles besaß er, nur kein Vermögen. Doch diesen Fehler hatte er zu korrigieren gewußt, indem er sich mit einer immens reichen Russin, etwas älter als er, verband. Die Dame tat ihm den Gefallen, zu sterben, und hinterließ ihm, da Kinder nicht da waren, ihr ganzes Geld.

„Nun ist er lustiger Witwer!“ fuhr Wächtelhaus fort. „Die verstorbene Fürstin hielt den Schlüssel zur Kassette ziemlich fest, jetzt hat er ihn sich ersessen.“

Endlich, nach wiederholtem Aufenthalt, war der Zug ins Fürstenzimmer gelangt, das für den Hof und einige bevorzugte Persönlichkeiten reserviert wurde.

Am Eingang stand Leo Wernberg, dem die undankbare Aufgabe zugefallen war, die Unberufenen abzuhalten, in dieses Allerheiligste einzudringen. Er flüsterte seiner Frau, als sie eintrat, in aller Eile zu, in welcher Ecke Herzog und Herzogin sich befänden.

Es herrschte ein ziemliches Gedränge in dem mäßig großen Raume, während im Saale bereits der Ball in

vollem Gange war. Eine Anzahl Personen waren da, die sonst selten Gelegenheit haben mochten, mit Fürstlichkeiten zusammenzukommen; Leute, auf deren Gesichtern sich Befriedigung und Verlegenheit zugleich ausdrückte, in so unmittelbarer Nähe leibhaftiger Hoheiten und Durchlauchten zu atmen. Frau Thekla fand, daß man diesen Braven das Vergnügen nicht verkürzen solle; sie vermied es, dem Herzog oder der Herzogin, die zu sehen und zu sprechen sie noch oft genug Gelegenheit haben würde, allzunahe zu kommen.

Plötzlich stand Lilly wieder neben ihr. „Thekla, Fürst Nikolaus hat mich nach dir gefragt; er wünscht, mit dir bekannt gemacht zu sein.“ Gleichzeitig kam auch schon der Fürst und verneigte sich tief vor Thekla.

Obgleich man eigentlich keinerlei Beziehungen zueinander hatte, befand man sich sofort in lebhafter Unterhaltung. Der Fürst machte seinem Rufe, ein bestrickender Causeur zu sein, alle Ehre. Unterstützt wurde er dabei von einem einschmeichelnden Organ und von einem außerordentlich beredten Augenpaare. Er beherrschte das Deutsch vollkommen, sprach es aber mit schwach ausländischer Betonung. Seine Mutter war Russin gewesen, und er hatte seine Jugend in Paris verlebt.

Frau Thekla hatte das Gefühl, einen Mann von ausgezeichneter Erziehung und von großer natürlicher Liebenswürdigkeit vor sich zu haben. In seiner Haltung lag etwas Zurückhaltendes, als sei er zu bescheiden, um von seinem Range, seiner Erscheinung, kurz von all dem Glänzenden, was ihm zugefallen war, Gebrauch zu machen.

Seine Züge gewannen bei näherer Betrachtung; die hohe Stirn, die sich in eine glänzende Platte fort-

setzte, das dünne, seidige, mattblonde Haar des Hinterkopfes, die farblosen Wangen gaben dem Gesicht etwas Vergeistigtes, beinahe Überfeinertes. Und dem konnte das Körpermaß, der Schnurrbart und die energisch vorspringende Nase nicht das Gegengewicht halten; es blieb etwas weiblich Gezähmtes an ihm.

Er sagte Thekla, daß er ihren Mann kenne, und zählte die Gelegenheiten auf, wo man sich gesehen hatte: in Berlin, in England, in Baden-Baden. Fürst Nikolaus besaß jenes Gedächtnis für Personen und Begebenheiten, mit dem Leute von hoher Geburt stets Erfolg erzielen.

Ein Flügeladjutant trat an ihn heran und meldete halblaut etwas.

„Ach, entschuldigen Sie, gnädige Frau! Höherer Befehl.“ Damit verbeugte sich der Fürst vor Thekla. „Auf Wiedersehen!“

Lilly, die nicht allzuweit davon gestanden hatte, trat wieder zu der Freundin. „Nun, was habe ich dir gesagt! Ist er nicht bezaubernd?“

* * *

Das gesellige Leben dieses Winters wurde beherrscht von der Anwesenheit des Fürsten Nikolaus. Er hatte eine Besitzung in der Nähe der Stadt gekauft, ein in beherrschender Lage über dem Fluß gelegenes Schlößchen. Der Fürst wollte bauen, Gärten anlegen, aus dem in letzter Zeit etwas vernachlässigten Sitz eine Sommerresidenz vornehmsten Stiles herstellen.

Alle Welt freute sich über diese Absicht Seiner Durchlaucht; die Bürgerschaft, weil er Geld unter die Leute bringen würde, die Gesellschaft, weil er ein glänzender Kavalier war. Bei Hofe setzte man be-

stimmte Hoffnungen auf ihn, die auf die Annahme hinausliefen, daß ein Mann in den besten Jahren, vermögend, Witwer, kinderlos, auf die Dauer doch nicht unbeweibt bleiben könne.

Am Hofe machte sich jetzt der Einfluß der Herzogin mehr und mehr geltend. Die mädchenhafte Unsicherheit, die man früher so reizend an der hohen Frau gefunden hatte, war mit der Zeit in eine Art sanften Eigensinns umgeschlagen. Der Herzog, noch immer sehr verliebt in seine Gattin, ließ ihr ziemlich freie Hand, nur in seine wichtigste Liebhaberei, das Militär, durfte sie sich nicht einmischen; dieses Gebiet hatte er für sich reserviert.

Zweierlei Dinge waren es, mit denen sich die Herzogin auf's lebhafteste beschäftigte: Begründen und Beschirmen von Wohltätigkeitsvereinen — die infolgedessen wie Pilze ringsum im Lande aufschossen — und das Stiften von Ehen. Ihre eigenen Prinzessinnen zwar, die noch im Kindesalter waren, konnte sie nicht gut unter die Haube bringen, dafür nahm sie anderen Müttern unbegebener Töchter diese Sorge ab.

Für den Fürsten Nikolaus hatte sie mehr als eine Partie in Aussicht. Wozu besaß man denn an verschiedenen Höfen Cousinen? Prinzessinnen von Geblüt! Von denen Schönheit zu verlangen, wäre unbescheiden gewesen, zumal Fürst Nikolaus einem regierenden Hause nicht entstammte.

Der Mann, für den diese feinen Netze gesponnen wurden, schien wenig Lust zu verspüren, seine Junggesellenfreiheit aufzugeben. Fürst Nikolaus bewohnte ein Mietquartier. Der einzige größere Raum darin war zum Atelier eingerichtet. Er wollte mal ganz

als Privatmann seinen Liebhabereien leben, die mehr oder weniger auf dem ästhetischen Gebiete lagen. Im übrigen war seine ausgesprochene Absicht, von hier aus den Umbau von Alexandrinenhof zu leiten, seinem Landsitz, den er nach der verstorbenen Fürstin benannt hatte.

Bei Hofe ging Fürst Nikolaus in der glänzenden Uniform eines russischen Gardeobersten aus. Weiter wollte er seinen Verkehr nicht ausdehnen. Es bedrücke ihn, Gastfreundschaft anzunehmen, die er seiner beschränkten Häuslichkelt wegen nicht erwidern könne.

Immerhin gab es einen kleinen, auserlesenen Kreis, in welchem Fürst Nikolaus auch außerhalb des Hofes verkehrte; zu diesem gehörten in erster Linie des Ehepaar Wernberg.

Der Fürst und Leo Wernberg hatten sich sehr schnell gefunden. Es gibt immer den angenehmsten Verkehr zwischen Menschen, wenn Anlagen, Stellung und Lebensschicksale verschieden sind, Geschmack aber und Anschauungen verwandt.

Der „schöne Niky“ hatte viel von der Welt gesehen. Über vieles, was ihm an dem kleinen Hofe veraltet und philisterhaft vorkam, lachte er, als vorurteilsfreier Mann. Wernberg half ihm lachen; die dritte im Bunde war Lilly von Ziegrist.

Leo Wernberg bewunderte den Fürsten aufrichtig. Jeden anderen Mann von solchen Mitteln und Gaben würde er beneidet haben. Der Fürst jedoch stand für ihn außer Konkurrenz, ihm gegenüber schwieg die Eifersucht. Fürst Nikolaus war klug genug, das Übergewicht seines Ranges niemals fühlen zu lassen. Er wußte die Leute, denen er gefallen wollte, an ihrer schwachen Seite zu fassen. So sagte er zu Leo Wernberg: er habe niemals ein geschmackvolleres, angenehmer

eingerichtetes Heim gesehen als das seine. Gleichzeitig erbat er sich Wernbergs Rat bei der Einrichtung von Alexandrinenhof.

Leo wußte ganz genau, was er an dem Fürsten hatte. Mit einem solchen Manne befreundet zu sein, war in mehr als einer Beziehung Gewinn. Fürst Nikolaus stand dem Hofe nahe, möglicherweise würde er ihm noch enger verbunden werden in Zukunft, wenn die Pläne der Herzogin sich erfüllten. Es war keine geringe Ehre, einen so verwöhnten und wählerischen Herrn, wie ihn, zum intimen Verkehr zu haben.

Auch Frau Thekla genoß mit Freude die geschmackvolle Eleganz und liebenswürdige Kultur, welche dieser Mann wie einen feinen Duft um sich verbreitete. Der Fürst besaß eine Menge Interessen und Liebhabereien. Ohne wirklich Künstler zu sein, bedeutete ihm die Kunst die Früchte vom edelsten Aroma am Baume des Lebens. Zunächst war er Kenner; aber er dilettierte auch ein wenig auf allen Gebieten, ohne sich mit seinen Leistungen aufzudrängen.

Die Wohnung des Fürsten war nicht weit von der Wernbergschen gelegen. Abends kam er oftmals herüber, der Diener trug ihm Mappen nach, Albums und Hefte. Gern zeigte er den Freunden seine Schätze.

Er bevorzugte die neuere Kunst. Obgleich er die Antike bewundern müsse, erklärte er, stünden ihm die Zeitgenossen doch viel näher mit ihrer nervös problematischen, leidenschaftlicheren und seelenvolleren Kunst. Das sei Geist von unserem Geist und Fleisch von unserem Fleisch. Er war Feinschmecker auf allen Gebieten, hatte mit Glück gesammelt und mit feinem Gefühl für das, was an der Moderne eigenartig und von bleibendem Wert ist.

Vielfach wurde auch an solchen Abenden musiziert. Fürst Nikolaus ließ seine Interessen, die eigentlich mehr auf dem Gebiete der bildenden Künste lagen, bereitwilligst zurücktreten, als er merkte, daß seine Wirte der Musik besonders zugetan seien.

Frau Thekla nahm auf Wunsch des Gatten ihren Gesang wieder auf, übte eine Anzahl Lieder ein. Lilly spielte Tänze, nicht ohne Geschick und Geläufigkeit. Schließlich fiel es dem Fürsten ein, daß er früher mal gefiedelt habe. Eines Abends brachte er einen Straduarius mit, auf dem er, begleitet von Lilly, einige Stücke zum besten gab, die nicht allzuhoch gestellten Anforderungen genügen mochten.

Frau Thekla war dem Fürsten in mancher Beziehung dankbar. Es war keine Frage: eine so fein organisierte, taktvolle, ausgeglichene Persönlichkeit wie Fürst Nikolaus übte einen guten Einfluß aus auf Wernberg, der gewöhnt war, alle Männer auszustechen. Hier fand er endlich einmal einen Ebenbürtigen.

Auch Lilly imponierte er. Wenn jemand, so hatte sie das Familienleben dieses Mannes, mit einer älteren, exzentrischen, äußerst schwierigen Gattin, aus nächster Nähe angesehen. Sie konnte sich nicht entsinnen, daß er aus der Rolle gefallen wäre, sich jemals hätte gehen lassen, einer hochmütigen Frau gegenüber, der es Vergnügen bereitete, ihrem Gatten die Abhängigkeit auf Schritt und Tritt fühlbar zu machen. Und dabei die Haltung bewahren, immer der wohlerzogene, liebenswürdige Mann bleiben, die Umgebung nicht entgelten lassen, was ihm an Kränkung angetan wurde! — Im Gegenteil, oftmals hatte Fürst Nikolaus versucht, gut zu machen, wo seine Frau verletzte.

Die eigene Häuslichkeit war Thekla noch nie so

behaglich erschienen wie jetzt, wo Fürst Nikolaus durch sein häufiges Kommen sie merken ließ, wie wohl er sich bei ihnen fühle. Es geht einem manchmal so im Leben, daß erst ein Fremder kommen muß, um einem zu zeigen, was man besitzt. Ihr Gesang war ihr erst wieder wertvoll geworden, seitdem sie an dem Fürsten einen Zuhörer hatte, der nicht bloß aus banaler Galanterie lobte, den das Lied interessierte, weil sie es vortrug.

Auch Leo Wernberg ging es ähnlich; Fürst Nikolaus, als sein Hausfreund, gab ihm erst den Vollbesitz dessen, was er besaß. Doppelt stolz fühlte er sich auf seine Frau; die offenbare Bewunderung, welche ein Kenner wie der Fürst für Thekla an den Tag legte, schmeichelte ihm in innerster Seele. Mehr denn je hielt er darauf, daß seine Frau sich auserlesen kleide; sie sollte gefallen. Eifersucht fühlte er nicht, so sicher glaubte er Theklas zu sein, so unerschütterlich fest fühlte er sich in ihrem Besitze, daß ihm jede derartige Anwandlung lächerlich erschienen wäre.

Und wie in der Liebe das Wunderlichste immer das Wahrscheinlichste ist, so trat bei Leo Wernberg jetzt eine Erscheinung auf, die er sonst als „Verliebtheit ganz junger Ehemänner“ zu verspotten pflegte. Er sah seine Frau gewissermaßen durch die Augen eines anderen Mannes, genoß das Glück ihres Besitzes, den er ganz für sich hatte, durch fremde Bewunderung gesteigert mit erhöhtem Bewußtsein.

Man sprach unter den Eheleuten viel von dem abwesenden Freunde. „Der Fürst“ war das dritte Wort im Wernbergschen Hause geworden. Man nahm sogar auf ihn die Rücksicht, weniger in Gesellschaft zu gehen, um für ihn mehr Abende frei zu haben.

Sonst wurden keine großen Umstände gemacht um

seinetwillen. Wie hätte man auch einem Manne, der in den ersten Fürstenhäusern Europas wie mit den Krösussen jenseits des Ozeans verkehrt hatte, wirksamer imponieren können als durch Einfachheit!

Er sagte es ganz offen zu Frau Thekla: er habe die halbe Welt durchstreift, um schließlich die Weisheit heimzubringen, daß zum Glücklichsein sehr wenig gehöre. „Ein paar Menschen, die einander zugetan sind, dazu ein lauschiger Winkel, vom guten Geschmack durchwärmt; das ist alles, was man braucht. So, wie Sie es haben, ist's ideal!"

Es war wirklich manchmal, als sei er gekommen, ihr das Leben und seinen höheren Sinn zu deuten. Frau Thekla fühlte aus jedem Worte, das dieser Mann sagte, ein feines Verständnis heraus für ihre Art. Doch drängte sich das nicht auf; sie glaubte, sich verstanden zu sehen von einem, der erhaben war über jede Unzartheit.

Er war den Frauen zugetan; es schien unnötig, daß Lilly das noch besonders versicherte. Er hatte Frauenliebe genossen; ein Abglanz davon umschwebte seine Persönlichkeit mit kaum merklichem Schimmer. Was für Erfahrungen mochten hinter ihm liegen? Manche Andeutung, die er diskret, nur für Frauenohren verständlich, fallen ließ, deuteten darauf, daß er Bitteres durchgemacht habe. Das verlieh seinem Wesen einen festen Grund; die Erfahrung gewährte Bürgschaft, daß er sich zu Überlegung und Selbstzucht durchgekämpft habe. Er liebte die Frauen, weil er sie kannte, aber er war zu großmütig, einer Frau etwas zuleide tun zu können. In hohem Grade war ihm jene Höflichkeit des Herzens eigen, deren nur ganz fein organisierte Männer fähig sind. Er besaß eine Schmiegsamkeit des Wesens, eine Fähigkeit das Mitempfindens und Nach-

fühlens, wie sie meist nur Frauen eigen ist. Und dabei war er doch ganz Mann, in Temperament und Selbstbewußtsein, gereinigt nur von männlicher Brutalität, verfeinert in Ritterlichkeit. Von Geburts wegen gehörte er der Aristokratie an, durch Neigung und Geschmack war er dem Adel des Geistes zugehörig. Ein gewöhnliches Wort, eine abstoßende Geste schien bei ihm Unmöglichkeit. Was er tat und sprach, adelte er unwillkürlich. Ungesucht wie seine Sprechweise, natürlich und graziös wie seine Bewegungen, war seine Denkart, seine Handlungen. Wozu hätte auch ein Mann wie er schauspielerischer Pose bedurft? Er hatte ja alles, wandelte auf den Höhen des Lebens.

Um so wunderlicher berührte an ihm eine Melancholie der Seele, die gelegentlich den Schleier der heiteren Lebensfreude durchbrach. Er schien das Leben durchschaut zu haben, kannte wohl auch die eigenen Grenzen; seine Philosophie war Resignation. Er sagte nicht alles, was er wußte und empfand; ein verstehender Blick, ein diskretes Lächeln sprachen mehr, als Worte es vermocht hätten, von dem Reichtum seiner reifen Seele, seines tiefen Mitgefühls.

Kleine, für ein gröberes Verstehen unscheinbare Züge waren es, welche Frau Thekla erst den rechten Begriff gaben von Takt und Feingefühl dieses Mannes. Einmal hatte er eine Mappe mitgebracht, voll Originalradierungen: auserlesene Blätter der modernen Ätzkunst. Die einzelnen Radierungen lagen etwas wahllos durcheinander, wohl vom letzten Ansehen her noch nicht geordnet. Auch von einem französischen Künstler waren Blätter dabei: das intimste Pariser Kokottenleben in rücksichtsloser Naturtreue wiedergebend. Der Fürst, dem der Inhalt der Mappe vielleicht nicht gegenwärtig war,

erkannte in Frau Theklas Zügen den peinlichen Eindruck. Sofort schloß er die Mappe und war, Lillys dringlichen Bitten zum Trotze, nicht dazu zu bewegen, sie wieder zu öffnen. Sein eindringlicher Blick, als er an diesem Abende sich verabschiedete, bat die Frau des Hauses stumm um Verzeihung.

Fürst Nikolaus hatte seine Freunde mit Klingers „Brahms Phantasie“ bekannt gemacht, die er in der kostbarsten Ausgabe besaß. Er merkte, daß er mit diesen Blättern Frau von Wernbergs Geschmack besser getroffen habe als neulich. Schließlich bat er sie, das Werk von ihm geschenkt anzunehmen. Die Bitte wurde so schlicht und freundlich vorgetragen, daß Thekla sich nicht imstande fühlte, das wertvolle Geschenk abzulehnen.

Der Fürst zeigte sich an diesem Abende offenherziger und wärmer als sonst. Hatte ihm die große Mystik des außerordentlichen Kunstwerkes, das man soeben betrachtet, die Zunge gelöst? Er sprach von Leben, Tod, Schicksal, Bestimmung: Stoffen, die man von der Salonunterhalung für gewöhnlich als allzu ernst auszuschalten pflegt.

Leo Wernberg schwieg aus Höflichkeit für den Gast und weil er sich auf diesen Gebieten nicht recht heimisch fühlte. Lilly waren solche sentimentale Anwandlungen an dem schönen Niky nicht fremd. Sie dachte sich ihr Teil, als sie ihn auf einmal in schöngeistige Empfindsamkeit zurückfallen sah.

Den stärksten Eindruck empfing Thekla von dem, was er über die Frauen sagte; es unterschied sich von allem, was sie jemals aus dem Munde eines Mannes über ihr eigenes Geschlecht gehört hatte.

„Frauen,“ sagte der Fürst, „sind in meinen Augen religiöse Wesen. Nicht daß sie Engel wären; nein,

Gott sei Dank, sie sind von Fleisch und Blut! Aber das Weib hat etwas Auserwähltes, eine natürliche Priesterwürde. Ich finde es einen feinen Zug bei den Alten, daß sie das im Kultus ausgedrückt haben. Das Weib stand von jeher der Gottheit nahe. Die Hilfe des Priesters anzurufen zur Absolution hat eigentlich etwas Absurdes. Sie wissen: ich bin Katholik. Mich hält eigentlich an der Konfession, in der ich geboren bin, nur der Marienkultus fest. Unsere liebe Frau als Vermittlerin, wer fühlte da nicht Hoffnung und Zutrauen! Und jede Frau ist eine Art Mutter Gottes. Nur durch die Frau kann der Mann zur Erlösung kommen. Diese Idee ist uralt und hochmodern, bleibt ewig wahr und ewig schön. — Man sollte Männer und Frauen niemals vergleichen, so viel besser seid ihr als wir, so sehr zu unseren ungunsten muß der Vergleich ausfallen. Viel wahrscheinlicher, als daß Gott Vater das Weib aus der Rippe des Mannes gemacht hat, wäre mir, daß er ein Stück seines eigenen großen Herzens genommen und die Gefährtin des Mannes daraus geformt hat. Man kann in der ganzen Welt suchen, das Zeichen göttlicher Verwandtschaft, ursprünglichster Vollkommenheit wird man nur in der Frau finden."

„Sie machen uns viel besser, als wir es zu sein wünschen, Durchlaucht!" rief Lilly, eine Pause benützend. „Ihre Ansicht ist schmeichelhaft, aber allzusehr durch die Brille der Frauenverehrung gesehen. Ich muß gestehen, daß ich, wenn Männer und Frauen verglichen werden, die Männer vorziehe, in jeder Beziehung; mögt ihr euch nun darauf etwas einbilden oder nicht! Wenn Sie uns ‚religiöse Wesen' genannt haben, mein Fürst, so ist das sehr nett, eines Ihrer allerliebsten bon-mots;

aber ich für meine Person verspüre davon nichts, ich hätte gar kein Talent zur Priesterin."

„Es scheint für meine Theorie allerdings ein harter Schlag," erwiderte ihr der Fürst, „wenn eine Frau die Eigenschaften ablehnt, die ich dem Geschlechte zugesprochen habe. Aber das ist ja gerade euer eigenstes Wesen, eure höchste Originalität, daß ihr nicht wißt, wer und was ihr seid, daß ihr unbewußt lebt, wie die Pflanze wächst, ursprünglich, natürlich, naiv . . ."

„Alles will ich mir nachsagen lassen," rief Lilly, ‚nur nicht Naivität!"

„An dem Worte erkenne ich unsere Lilly wieder," meinte der Fürst lächelnd. „Und trotzdem nehme ich Sie nicht aus, Lilly! Ihr Frauen seid verschieden, wie die Blumen verschieden sind. Es gibt eine Ähnlichkeit der Art, aber ganz gleicht keine der anderen. Jede hat ihren Duft für sich, auf dem Grunde eines jeden Kelches schlummert Honig; und jede wartet, daß ihre verborgene Süßigkeit entdeckt werde. Nur der Mann hat die Fähigkeit, diese eure geheimsten Schätze zu heben. Für den Mann allein blüht das Weib, für seine Liebe schmückt sie sich bräutlich. Das ist unser Glück, unser unverdientes Glück, daß ihr uns braucht zur Entfaltung eurer höchsten Schönheit. Nur darin seid ihr abhängig, in allem anderen herrscht ihr!"

„Durchlaucht, ich streiche die Segel vor so viel Höflichkeit!" rief Lilly.

„Und was sagen Sie dazu, mein Freund?" Damit wandte sich der Fürst an Leo Wernberg. „Sie werden mich nicht im Stiche lassen!"

„Durchlaucht, ich gebe es von vornherein auf, mich mit Ihnen in ein Wettrennen der Frauenverehrung einzulassen. Meine Ansicht ist sehr prosaisch. Für mich

ist die Frau allerdings aus der Rippe des Mannes gemacht. Ich gebe alles zu, was Sie Günstiges über Wesen und Charakter unserer besseren Hälften gesagt haben, aber sehen Sie sich doch einmal in Staat und Gesellschaft um! Steht nicht der Mann an erster Stelle? In Politik, Gesetzgebung, Wissenschaft, Gewerbe, überall ist unser Wille, unser Können ausschlaggebend. Der Mann regiert die Welt. So ist es immer gewesen, und so ist es richtig!"

„Wer sagt denn, daß die Frau sich um Politik, Gesetzgebung, kurz um das ganze öffentliche Wesen zu kümmern braucht! Ja, gerade in dieser Beschränkung liegt ihre Kraft. Scheinbar die Regierte, ist sie doch die Regierende. Ich spreche nicht davon, daß wir alle, wie wir sind, vom Weibe kommen. Ich überlasse es den Nationalökonomen, die Verdienste der Mütter nach dieser Richtung zu preisen. Ich spreche nur von dem, was die Frauen für die große Kultur bedeuten. Können Sie sich eine Zivilisation ohne die Frauen denken? Wir wären Wilde ohne ihre sanften Herzen und zarten Hände. Das gilt für das Ganze wie für den Einzelnen. Ich behaupte, jeder Mann ist Barbar, der sich nicht im Geiste vor der Frau beugt, vor dieser edelsten Erzieherin. Denn sie verwaltet alle erlesenen Güter; alles, was schön ist, harmonisch, gefällig, bleibt ihre Domäne. Sie braucht nicht Kunstwerke zu schaffen und bringt doch spielend Kunst hervor. Um sie her fluten Grazie, Ebenmaß, Musik, wie Luft und Licht natürlich, denn sie ist ästhetisch von Natur. Das Weib ist die Urform aller Schönheit, die weibliche Wissenschaft aber ist die Liebe. Die Liebe ist das Metier, das die Frau von Anbeginn her versteht und ausübt, wie der Vogel singt und der Baum blüht. Sie muß lieben und sich lieben

lassen, weil sie nicht anders kann, weil ihr Herz zu groß ist und zu stark, als daß es sich beschwichtigen ließe."

„Fürst!" rief Lilly, „Sie sind ein paar Jahrhunderte zu spät geboren! Sie hätten zur Zeit der Troubadours leben müssen!"

„O, ich bin zufrieden, daß ich jetzt lebe! Ich bin Gegenwartsmensch. Jedes Zeitalter hat Frauen; die Frau ist immer modern. Ihre Verehrung kann nie aus der Mode kommen. Nur um der Frauen willen ist das Leben gut und lebenswert, das ist meine Religion."

IV.

So oft Fürst Nikolaus auch im Wernbergschen Hause gewesen war, sie hatten seine Gastfreundschaft noch nicht genossen. Nur Leo war gelegentlich mal bei ihm gewesen und hatte auch sein Atelier gesehen.

Eines Tages aber erklärte der Fürst: es sei nunmehr alles soweit hergestellt in seinem Junggesellenheim, daß er es wagen könne, Freunde bei sich zu sehen. Es wurde dann eine Stunde verabredet, zu der man sich am nächsten Tage bei ihm zum Lunch treffen solle, um sich dann seine Sammlungen in Muße zu betrachten.

Frau Thekla befand sich in gespannter Stimmung. Wenn man einen Menschen in kurzer Zeit von so vielen anziehenden Seiten kennen gelernt hat, wie sie den Fürsten, wünscht man sich unwillkürlich, ihn auch in seiner selbstgeschaffenen Umgebung zu sehen.

Ihre Enttäuschung war daher groß, als am nächsten Morgen Leo, zu ungewohnt früher Stunde vom Ministerium zurückkehrend, erklärte: er müsse sich sofort reisefertig machen. Irgendeine Korporation feierte irgendein Jubiläum. Höchst unnützerweise wünschte die

Regierung, bei dieser Feier vertreten zu sein. Der alte Rat aber, der zu solchen Zwecken gehalten wurde, weil er zu besseren nicht taugte, war plötzlich erkrankt; für ihn mußte Wernberg eintreten.

Er war darüber begreiflicherweise schlecht gelaunt. Anstatt des netten Lunchs bei Fürst Niky eine längere Eisenbahnfahrt, ein langweiliger Festaktus, bei welchem er auch noch eine Rede halten sollte, und dann ein endloses Festessen mit schlechter Küche, noch schlechteren Weinen und der allerschlechtesten Gesellschaft.

„Also grüße mir unseren lieben Fürsten, mein Herz!“ rief Wernberg, während er dem Diener die Sachen zum Einpacken anwies. „Erkläre ihm das Mißgeschick, daß ich gerade heute abgehalten sein muß. Er wird lachen. Ein Mann wie er ahnt ja nicht, was Dienst ist.“

Frau Thekla machte ihrem Mann ein Zeichen mit den Augen, mit ihr ins andere Zimmer zu kommen. Sie wollte vor dem Diener nicht sprechen.

„Ich werde doch wirklich nicht ohne dich gehen, Leo!“

„Unsinn! Du gehst natürlich! Denke mal, wie unangenehm für ihn, wenn er im letzten Augenblicke lauter Absagen bekäme! Dann säße er mit Lilly allein da. Lilly zwar würde sich schwerlich fürchten, aber ihm möchte ein solches Tete-a-tete mit der Hofdame seiner Verstorbenen doch vielleicht nicht konvenabel erscheinen. Nein, es bleibt bei der Verabredung! Lilly kommt um zwölf Uhr hierher, holt dich ab, und ihr geht zusammen zum Fürsten. Du ziehst das Dunkelrote an und den Zobel darüber, den schwarzen Hut dazu. Abgemacht! — Der Fürst wird euch jedenfalls ein weiteres Kapitel über Frauen vortragen. Schade, darum komme ich nun auch!“

„Ist denn daran nichts mehr zu ändern, Leo?“

„Was hast du nur?“

„Ich gehe sehr ungern ohne dich aus; du weißt doch!“ —

„Hast du Angst vor unserem guten Niky bekommen? — Nein, mein Kind, ein Ritter Blaubart ist er nicht! Seine Frauenvernarrtheit ist blasse Theorie, eine Sache des Hirns; er platonisiert. Ich kenne diese Art Männer, sie haben ein so weites Herz, daß die einzelne Neigung ganz darin verschwindet, sie kommen vor Empfindsamkeit gar nicht zur Leidenschaft. Gefährlich sind nur diejenigen, welche schweigen. Hast du jemals von einem Diebe gehört, der sich brüstete, daß er keinen Geldschrank unerbrochen sehen könne? — Fast habe ich den Fürsten im Verdacht, daß er seine Vergangenheit ein wenig vertuschen will. Wenn einer, so hat Niky unter seiner Gattin zu leiden gehabt; es ist etwas Pose dabei, wenn er das weibliche Geschlecht in den Himmel erhebt. Aber die Pose steht ihm gut. Also es bleibt bei der Verabredung! Grüße mir Lilly, hörst du! Und ich werde an euch denken.“

Thekla mußte sich in das Unabänderliche schicken. Alle Freude daran war ihr verdorben.

Was Leo soeben über den Fürsten geäußert hatte, fand Thekla durchaus nicht zutreffend. ‚Blasse Theorie‘, wie er gemeint, war des Fürsten Frauenverehrung gewiß nicht, ein sicheres Gefühl sagte ihr das. Fürst Nikolaus nahm die Frauen ernst; gerade das war es, was ihr Eindruck machte.

Man empfand für solchen Mann jenes natürliche Vertrauen, welches Ähnlichkeit, welches die Verwandtschaft gibt. Gefühle, Empfindungen, die sonst vernachlässigt, jedem anderen Auge verborgen lagen, deckte er auf. Mit zarten Griffen verstand er auf den Saiten

ihres Inneren zu spielen, sie zum Mittönen zu bringen. Vor allem hatte er eines, was so wenig Männern gegeben schien: er begriff, daß das Wertvolle, das allein Maßgebende an der Frau das Herz ist; mit verfeinerten Organen suchte er nach der Schönheit des inneren Menschen.

So war das Bild, das Frau Thekla sich von ihm machte, wenn sie seiner in stillen Stunden gedachte. War das Neigung? O nein! Es fehlte dem Gefühle alles, was auch nur entfernt mit dem Sinnlichen verwandt gewesen wäre. Welche Gestalt dieser Mann hatte, welches Alter, welchem Stande er angehöre, war zufällig. Er hätte häßlich sein können, in Armut, ohne jede Auszeichnung, das würde die Züge seines Bildes für sie nur äußerlich verändert haben. Die unsichtbaren Tugenden seiner Persönlichkeit: die Zurückhaltung, die veredelte Lebensauffassung, die erlesene Kultur rangen ihr Bewunderung ab, erzeugten in ihr den Wunsch, mit diesem Manne in Freundschaft zu leben.

Sie hegte keine Angst vor dem Fürsten, in dem Sinne, wie es Leo gemeint hatte. Ihrer selbst war sie sicher, und der Lauterkeit ihres Freundes traute sie durchaus. Ein Mann, der so vom weiblichen Geschlechte dachte, konnte nicht gegen eine Frau niedrige Absichten nähren.

Was Thekla fürchtete, waren die verfänglichen Umstände, das Mißverstehen, das schiefe Urteil der Welt. Ja, wenn man hätte Seele zu Seele verkehren können! Die Gesellschaft würde nicht an die Idealität ihres Verhältnisses glauben, würde in ihm den galanten Mann, den „Hausfreund bei Wernbergs", in ihr die willfährige Frau erblicken. Sie fühlte sich nicht erhaben über solchen Klatsch. Mehr noch als für sich selbst,

fürchtete sie für Leo jene niedrigen Verdächtigungen, gegen die man wehrlos war. Man sollte der Welt keine Angriffspunkte bieten!

Sehr ungern ging Frau Thekla zu diesem Lunch. Während sie sich dazu anzog und auf Lilly wartete, quälten sie allerhand Zweifel und Bedenken. Sie würde befangen sein heute in seiner Gegenwart, eine schlechte Gesellschafterin. Er würde sie gar nicht wiedererkennen, vielleicht gar auf falsche Vermutungen kommen! Und zu alledem auch noch Lilly zur Beobachterin zu haben! Lilly, deren skandallüsterne Augen nur darauf zu warten schienen, daß sie sich nun endlich mal die erhoffte Blöße gebe. Je näher der Augenblick kam, wo sie aufbrechen mußte, desto unbehaglicher wurde Theklas Stimmung.

Als Lilly endlich gekommen war und erfahren hatte, daß Wernberg nicht von der Partie sei, rief sie: „Dann bist du also Strohwitwe, Thekla! Nun wollen wir dem schönen Niky mal den Kopf ordentlich warm machen!"

Fürst Nikolaus war natürlich erstaunt, als er die beiden Damen allein ankommen sah. Thekla brachte ihres Mannes Entschuldigung vor. Der Fürst bedauerte Herrn von Wernbergs Fehlen und meinte, man müsse versuchen, so gut oder schlecht wie möglich, sich zu dreien zu unterhalten.

„Nun aber wollen wir auch was sehen!" rief Lilly. „Wir sind nämlich furchtbar neugierig und auf die fabelhaftesten Dinge gespannt."

„Dann gehen Sie einer Täuschung entgegen, meine Damen," erwiderte der Fürst. „Ich bin Witwer. Das sorgende Auge der Hausfrau fehlt. Sie werden es zum Beispiel allsogleich erleben, daß ich so unhöflich sein muß, Sie allein zu lassen. Die Blumen sind

nämlich zu spät gekommen; und was wäre ein Eßtisch ohne Blumen! Meinem Diener kann ich diese zarten Dinger doch unmöglich überlassen; er ist ein Juwel, aber ohne jeden Farbensinn geboren. Also ich muß um Verzeihung bitten. So geht es dem unbeweibten Manne!“ Damit verschwand er.

Lilly benutzte seine Abwesenheit, um sich eingehend im Zimmer umzusehen. „Sehr schick!“ lautete ihr Urteil. „Ja, das versteht er! Ein netter Kerl ist er doch! Thekla, unter vier Augen, dir gefällt er auch?“

Thekla war in den Anblick eines lebensgroßen Porträts vertieft, eine ältere Dame darstellend, das neben dem Schreibtisch auf einer Staffelei stand.

„Das ist die Fürstin?“

„Ja! Das Bild hat seine Geschichte. Es ist ein Lenbach, unter uns gesagt: großartig! Alexandrine, wie sie leibte und lebte. Sieh bloß die Pergamentfarbe. Jedes Fältchen, jede Runzel wiedergegeben! Aber unsere Alexandrine fühlte sich beleidigt; so häßlich sei sie nicht, behauptete sie, verlangte, das Porträt solle dem Meister zurückgestellt werden. Niky wollte sich und seine Frau nicht lächerlich machen und behielt das Bild, während er ihr gegenüber vorgab, es sei zurückgeschickt. Jetzt hat er's hier aufgestellt. Sie ist ihm als Lenbach jedenfalls lieber als im Leben.“

Es tat Thekla weh, Lilly so sprechen zu hören; Lilly, die dieser Frau ihre jetzige sorgenfreie Existenz verdankte. Gewiß, diese Züge, von Meisterhand gemalt, zeigten eine gewisse schroffe Härte, ohne abstoßend zu sein. Eigenart blickte daraus; unvornehm war diese Frau sicher nicht gewesen.

Es berührte angenehm, dieses Bild hier stehen zu sehen, im Zimmer des Fürsten, neben seinem Schreib-

tisch. So war also doch wohl Lüge, was ihm nachgesagt wurde, daß er aus Berechnung geheiratet habe. Thekla hatte das nie recht geglaubt, weil es ihr unvereinbar erschien mit seinem ganzen Wesen. Er hatte diese Frau verehrt, hatte sie geliebt in einem höheren Sinne wohl, als es die blöde Menge begreifen konnte.

„Ei, was finde ich hier!" rief Lilly, die einem Glaskästchen, das halb verborgen in einer Nische der Bücherei gestanden hatte, eine Anzahl Photographien entnahm.

„Weißt du, wer das ist?" fragte Lilly und hielt Thekla eine Photographie hin, eine Dame in großer Toilette darstellend, mit bloßen Schultern, Blumen im Haar, den Mund halb geöffnet; ein auffälliges Bild, in der Art, wie sich Artisten aufnehmen lassen.

„Das ist die Elkmeyer," erklärte Lilly. „Ihrer Zeit eine große Sängerin. Jetzt freilich tritt sie nicht mehr auf, seit sie ihren Strumpffabrikanten geheiratet hat. So sieht sie wahrscheinlich auch nicht mehr aus. Er hat sie sehr verehrt, der gute Niky, schon fast sentimental; bis die Fürstin eines Tages dahinter kam. Du, das war eine großartige Geschichte! Er hatte der Elkmeyer ein Perlenkollier verehrt, aber nicht bezahlt. Eines Tages fällt es dem Juwelier ein, dem um sein Geld bange wurde, die Rechnung an die Fürstin zu schicken. Tableau! Ich habe Niky niemals so unglücklich gesehen. Er hat diese Elkmeyer wirklich geliebt; ich glaube, wenn sie nicht den Strumpffabrikanten genommen hätte, sie könnte jetzt Fürstin sein."

Thekla verursachte das Gehörte ein peinlich beängstigendes Gefühl, das sie vergebens zu bekämpfen versuchte durch den Einwand, daß es ja nur Lilly war, die so rede.

Warum war sie nur hierher gegangen? Es schwebte Unheil in der Luft.

„Nanu!" rief Lilly, Theklas Verwirrung bemerkend, „dir ist wohl alle Butter vom Brote gefallen? Ja, um Himmels willen, hast du etwa unseren Niky für einen Joseph gehalten? Dachtest wohl, weil er so schön über Würde und Tugend der Frauen zu sprechen versteht? Ich kenne das! Der liebe Gott hat die Männer eben verschieden geschaffen! Der eine trinkt und spielt, andere müssen Gedichte schreiben, manch einer läuft den Mädchen nach, und der hier raspelt Süßholz. Niky hat eine Vergangenheit, die kennt man; viel interessanter wäre es mir zu wissen, wer seine Gegenwart ist."

Der Fürst kam zurück und erklärte: nun endlich könne er aufhören, Hausfrau zu spielen. Er bat die Damen, in das Eßzimmer zu treten.

Es war ein kleiner Raum, in tiefen, satten, einfachen Farben gehalten; davon hob sich licht und kühl der gedeckte Tisch in der Mitte ab, mit dem hellen, zarten Tafeltuch und dem blinkenden Kristallglas. Das Silber, das man hier und auf dem Büfett erblickte, war nicht prunkhaft, aber von feinster Arbeit. In der Mitte des Tisches stand ein Aufsatz mit prächtigen Chrysanthemumblüten; aus kleinen, phantasievoll geformten Gläsern blickten einzelne Orchideen erlesenster Art. Da war kein schreiender Ton, Harmonie in Form und Farbe, nichts Aufdringliches, und doch jedes einzelne Stück bis zum Griff des Messers und dem Salzlöffelchen hinab ein kleines Kunstwerk.

Während des Lunches, mit wenigen leichten Gerichten, die schnell hintereinander serviert wurden, führte der Fürst die Unterhaltung. An der Wand hingen ein paar Landschaften aus dem Himalaja, von einem Russen

gemalt. Sie gaben dem Fürsten Anlaß, von seinen Reisen zu erzählen. Er war in Persien gewesen, Indien, China und zeigte sich als gründlicher Kenner Japans. Er wußte in interessanter Weise von Reiseerlebnissen zu berichten, ohne dabei ins Renommieren zu verfallen. Lilly kam mit ihrer Absicht, ihm den Kopf warm zu machen, nicht zur Perfektion.

Thekla begann, sich zu beruhigen. Diese Umgebung in ihrer gewählten Schlichtheit, ihren gedämpften Tönen tat den Sinnen wohl; dazu die gefällige Art des Fürsten als Wirt. Er blieb doch ein vornehmer Mann! Was ging seine Vergangenheit sie schließlich an? — Sie wollte sich an das halten, was sie mit eigenen Augen sah und mit eigenen Ohren hörte; das war liebenswürdig, würdevoll, edelmännisch.

Vom Eßzimmer aus begab man sich in das Atelier. Hier herrschten andere, glänzendere Töne. Es war ein ziemlich geräumiger, durch Ober- und Seitenlicht hell gemachter Raum, der ehemals einem Photographen zur Werkstatt gedient hatte. Alte Perserteppiche bedeckten bunt übereinandergeworfen den Boden. Aus prächtigen Gobelins blickte hier und da ein geschnitztes oder eingelegtes Möbelstück hervor, schwer und gediegen, als Ruhepunkt für das Auge. Dazwischen Vasen, Teller, Waffen, Götzenbilder in malerischem Durcheinander. Besser noch als die Bezeichnung ‚Atelier‘ hätte der Raum vielleicht den Namen eines Raritätenkabinetts verdient.

„Großartig!“ sagte Lilly, nachdem sie sich flüchtig umgesehen hatte. „Aber wo sind Ihre eigenen Sachen, Durchlaucht?“

„Dort irgendwo in der Ecke müssen ein paar liegen!“

Lilly wendete eine Leinewand um. Der Kopf eines

alten Mannes kam zum Vorschein. Es war Kunstfertigkeit und Geschmack in der Studie, aber keine wirklich originelle Note.

„Wenn es nicht so furchtbar abgedroschen klänge," meinte Lilly, „würde ich sagen: Sie haben enorme Fortschritte gemacht in den letzten Jahren."

„Ja, ich gebe mir Mühe, und hier und da glückt mir auch mal was. Wenn es nur bessere Modelle gäbe! Nur wenn man sich für ein Gesicht interessiert, kann was daraus werden."

„Und malen Sie gar nicht mehr Akt, Durchlaucht?" forschte Lilly.

„Da habe ich erst recht nichts Gescheites zur Verfügung."

„Schade! Ich denke mir das gerade am interessantesten."

Lilly ging umher, nach weiteren Sehenswürdigkeiten suchend. Der Fürst bat Thekla, auf einer Ottomane Platz zu nehmen. Er rückte sich selbst einen Sessel heran und erklärte ihr an einer japanischen Vase, wie Cloisonné hergestellt werde.

„Ach!" rief Lilly plötzlich. „Hier ist ja der reizende Franzose wieder, den ich mir neulich nicht ansehen durfte." Damit vertiefte sie sich in eine Mappe.

Der Fürst vergewisserte sich durch einen schnellen Blick, ob Lilly beschäftigt sei, rückte dann näher an Thekla heran und sagte halblaut in dringlich hastigem Tone, den sie zum ersten Male von ihm hörte: „Wenn ich Sie malen dürfte! Das wäre der Mühe wert! Könnten Sie sich nicht entschließen? Was ist denn weiter dabei! Würden Sie das nicht für mich tun?"

Frau Thekla schwieg, befremdet durch die eigentümliche Art, wie er sie dabei halb verlegen, halb zu-

dringlich anlächelte. Was sollten ihr diese wärmeren Blicke, diese intime Art, die Stimme zu senken, als habe er ihr etwas zu beichten?

Er fuhr fort, näher noch, vertraulicher, mit Blick und Gebärde schmeichelnd: „Wenn Sie einmal kämen, allein — wir könnten eine Zeit verabreden! Ich würde dafür sorgen, daß niemand da wäre! Keine Menschenseele dürfte etwas wissen. Es müßte eine Überraschung sein für Ihren Gatten. Wenn es gut wird, schenke ich ihm das Bild."

Thekla wollte sprechen, brachte es aber nur zu einer unbewußten Bewegung der Abwehr. Wie gebannt mußte sie ihm ins Gesicht starren.

Er richtete sein Auge flehend zu ihr empor, stammelte, als wisse er nicht mehr, was er sage: „O, bitte, bitte, tun Sie das für mich! Niemand merkt's! Es ist die einzige Möglichkeit so! Ich — ich würde ja . . . Eher lasse ich mir die Zunge ausreißen, als Sie zu verraten. Für ein solches Glück läßt man sein Leben!"

Er wurde unterbrochen durch Lilly. Sie stieß auf einmal einen Ruf aus, der ebensogut Entzücken wie Abscheu ausdrücken konnte. „Nein, wirklich, Durchlaucht — diese Sachen sind originell —, aber ich würde sie nicht so offen herumliegen lassen! Für Kinder und junge Mädchen ist das nichts."

„Kinder habe ich nicht — und junge Mädchen —, Sie, Lilly, sind das erste, das hier eintritt!"

Lilly wand sich vor Lachen. „Nettes junges Mädchen! Alte Schachtel wollten Sie sagen, Fürst!"

Thekla gewann darüber Zeit, sich wenigstens äußerlich von ihrem Schrecken zu erholen. Sie erhob sich und sagte, es sei Zeit, zu gehen; sie habe ihren Jungen

zu Hause, den sie nicht gern den Dienstboten überlasse. Sie wunderte sich selbst, woher sie Kälte und Überlegung zu einem solchen Abgang hernahm. Ja, sie dankte dem Fürsten sogar, als er ihr zum Abschied die Hand küßte, für die liebenswürdige Aufnahme.

Auf dem Rückwege schwatzte Lilly unaufhörlich, über die Elkmeyer, die Fürstin, die Einrichtung. Thekla sagte mechanisch „ja" zu allem. Ihre Seele zitterte in Wehmut. Wieder einmal war ihr etwas scheinbar Hohes und Gutes, daran sie ihr Herz gehangen, grausam zerstört worden.

* * *

Frau Thekla stand in der nächsten Zeit völlig unter dem Eindrucke dieses Erlebnisses. Nach außen hin freilich ließ sie sich nichts anmerken von Unruhe und Verwirrung. Sie nahm sich zusammen, denn sie wußte, daß jetzt alles darauf ankomme, die Fassung zu wahren, den Kopf kühl zu behalten. Vor allem durfte ihr Mann nichts merken. Das war eine Sache, die zwischen ihr und dem Fürsten allein ausgekämpft werden mußte.

So dachte sie in ihren mutigen Augenblicken; aber sie hatte auch Stunden, wo sie kleinlaut war. Sie quälte sich mit Selbstvorwürfen; Torheit, kindische Leichtgläubigkeit warf sie sich vor. Vieles hätte sie warnen können! Sie hatte doch genug Erfahrungen gesammelt; sie hätte doch wissen müssen, was die Triebfedern männlicher Zuneigung sind! Einem Manne Entsagung zutrauen in dem, worin kein Mann entsagen will? — Wo hatte sie nur ihren Verstand gehabt! Jeder Mann schätzte die Frauen so ein, wie sich die Frauen ihm gegenüber gezeigt hatten, das wußte sie doch längst.

Wie konnte sie Achtung verlangen von einem Manne mit solcher Vorgeschichte? Sie vergaß ganz, daß sie von dieser Vorgeschichte erst in allerletzter Zeit etwas erfahren hatte.

Sie haßte ihn nicht; eher tat er ihr leid. Sie hätte weinen können über ihn. Scham erfüllte sie für sich selbst, für ihren Mann, Schmerz, daß es so traurige Dinge in der Welt gab. War es denn nicht, als solle ihr eine Illusion nach der anderen aus dem Herzen gerissen werden? Freundschaft zwischen Mann und Weib, ein Verhältnis, wie sie es geträumt hatte, rein von Begierden, auf Zartgefühl allein und Vertrauen gegründet, gab es nicht. Das Innere des wohlerzogensten, vornehmsten Mannes war erfüllt von geheimen Lüsten, die nur auf den geeigneten Augenblick warteten, um tigerartig hervorzubrechen.

Wie mußte es in der Brust eines Menschen aussehen, der mit solchen Absichten umherlief! Nun war es ja ganz klar, daß auch er eine Maske trug; sie war feiner und geschmackvoller vielleicht als bei manchem anderen, aber ein falsches Gesicht blieb es doch.

Sein wahres Gesicht hatte er ihr neulich gezeigt. Noch jetzt hätte sie sein Mienenspiel malen können. Wie das böse Gewissen sich da verraten hatte! Wie er in einem Augenblicke, da er bestricken wollte, auf einmal häßlich erschienen war, ohne es zu wissen. Sein Lächeln eine Grimasse, der Mund, der schmeicheln und bitten wollte, gewandelt zum kahlen Ausdrucke der Gier.

Wie da aller Putz von einem Menschen abfiel, wenn man ihn in diesem Lichte sah! Wo blieben da Grazie und Eleganz? Alles, was ihr bisher so kleidsam erschienen war an dem Fürsten, verlor an Wert, erschien hohl und gemacht. Er war ein Lebemann, ge-

wissenlos und abgefeimt, höchstens durch ästhetisches Empfinden vor der äußersten Roheit bewahrt.

Was für eine Stirn gehörte dazu: ein halbes Jahr in einer Familie verkehren, als Freund und Vertrauter, mit der Absicht, dieses Familienleben zu zerstören! An sich selbst wollte sie dabei gar nicht mal denken, an die Schmach, die es für sie bedeutete, daß solche Wünsche hatten heranreifen dürfen. Sie dachte an ihr Kind, sie dachte vor allem an ihren Mann. Das schwerste Unrecht war an Leo begangen worden. Ihm hatte man unter der Maske der Freundschaft die tödlichste Beleidigung antun wollen, ihn da treffen wollen, wo der Mann am empfindlichsten ist, in der Ehre seines Hauses.

Sie fühlte in sich eine ganz neue Zärtlichkeit erwachen für ihren Mann. Ein solches Ereignis mußte kommen, um es ihr zu Gemüte zu führen, daß er ihr Beschützer sei! Sie war ihm dankbar dafür, sich also geborgen fühlen zu dürfen. Es lag etwas Gutes in dem Gedanken, daß, wenn es zum Äußersten kommen sollte, er sie verteidigen würde. So war es von Natur geordnet, vom Anfang der Dinge her, daß der Mann eintrat für die Frau. Aber dieses Äußerste sollte nicht geschehen; unnütz wollte sie nicht seine Hilfe anrufen, leichtsinnig nicht ihn in Gefahr bringen. Allein das Bewußtsein, diesen Rückhalt zu haben, gab Beruhigung und Sicherheit.

Und der Sicherheit bedurfte sie jetzt mehr denn je. Fürst Nikolaus stellte seine Besuche keineswegs ein. Hatte er sie denn nicht verstanden? War er so grob veranlagt, nicht zu erkennen, wie er sie beleidigt habe? Oder war er so schamlos, sich aus seiner Niederlage nichts zu machen?

Es kam eine schwere Probezeit für Frau Thekla.

Sie mußte die einmal begonnene Rolle durchführen. Sie hatte zuvorkommend zu sein dem Fürsten gegenüber, mußte seinen Worten aufmerksam Gehör schenken, sollte antworten, lächeln, erfreut und geehrt erscheinen durch seine Gegenwart, wie es der Wirtin zukam. Hätte sie das nicht getan, würde Leo sofort getadelt haben, daß sie ihre Pflichten vernachlässige, ja sein Verdacht wäre schließlich rege geworden. Wie demütigend das war! Womöglich machte ihr Benehmen den Fürsten sicher, erweckte falsche Hoffnungen in ihm.

Aber es gab noch Mittel der Aufklärung, kaum merkliche Nuancen des Tones, um ihn zu verständigen, daß ihre Zuvorkommenheit nichts sei als Höflichkeitszwang, daß das Herz nicht das Geringste damit zu schaffen habe.

War es die ungünstige Beleuchtung, in die er sich selbst gestellt hatte; es kam Frau Thekla vor, als habe der Mann in jeder Beziehung eingebüßt. Es schien etwas unruhig Zerfahrenes in sein Wesen gekommen zu sein. Bald war er befangen und zerstreut, dann wieder unmotiviert lustig und gesprächig. Wo war sein Takt hin, seine Zurückhaltung, seine Diskretion? Suchte sie neuerdings hinter jedem seiner Worte, in jeder seiner Mienen etwas? Vielleicht! Sie konnte das Gefühl nicht loswerden, daß alles an ihm Absicht sei, daß er in Gedanken und Wünschen mit Zähigkeit einem bestimmten Ziele zustrebe.

Er sah es nicht, wollte es nicht sehen, daß es nichts für ihn zu hoffen gebe. Seine unsicheren, lauernden Blicke voll mühsam verhehltem Verlangen verrieten ihn, sagten ihr, daß es noch zu einer endgültigen Auseinandersetzung komme müsse zwischen ihnen.

Leo Wernberg, der noch verschiedenen Leuten Gegen-

einladungen schuldig zu sein glaubte, gab am Schlusse der Wintersaison eine verspätete Gesellschaft. Frau Thekla bat ihren Mann, daß er den Fürsten, der ja eigentlich keine Einladungen in Privatgesellschaften annahm, dabei auslassen möge. Aber Leo wollte ihn haben; gerade um der Gesellschaft zu zeigen, daß sein Haus auch darin eine Ausnahme mache. Er hatte seinen Mann richtig taxiert; triumphierend konnte er Thekla mitteilen: Fürst Niky habe ihm erklärt, mit dem größten Vergnügen werde er kommen.

Es war selbstverständlich, daß der Fürst die Dame des Hauses zu Tisch führte. Frau Thekla wußte das, es erfüllte sie mit geheimem Unbehagen. Wie viele neugierig neidische Augen gab es nicht an solchem Abende! Würde sie die Kraft haben, ihre Rolle durchzuführen, ohne sich eine Blöße zu geben?

Ihre Besorgnis schien umsonst gewesen zu sein. Fürst Nikolaus verhielt sich durchaus zurückhaltend. Ja, dafür, daß man sich in Gesellschaft befand, war er fast zu nachdenklich und schweigsam. Sie mußte bei Tische einige Male das Wort an ihn richten, damit die Unterhaltung nicht gänzlich verstumme.

Nach dem Souper sah sie ihn nicht wieder; er hatte sich in das Rauchzimmer begeben. Am Schlusse der Gesellschaft tauchte er erst wieder neben ihr auf.

Frau Thekla stand im letzten Zimmer der ganzen Flucht, damit die Abschiednehmenden sie leicht auffinden könnten. Vom Nebenzimmer her hörte man laute Unterhaltung: Leos und Lillys Stimmen waren zu unterscheiden. Aus Neugier oder um dabei zu sein, verließen ein paar Damen, die bis dahin der Hausfrau Gesellschaft geleistet hatten, das Zimmer; Thekla sah sich plötzlich dem Fürsten allein gegenüber.

„Bleiben Sie!“ sagte er hastig. „Ich muß mit Ihnen sprechen! Seit Wochen habe ich diese Gelegenheit herbeigesehnt.“

Frau Thekla, der es leicht gewesen wäre, ihm aus dem Wege zu gehen, dachte, daß das Feigheit sein würde. Sie blieb.

„Nun —?“ sagte sie und blickte ihn fest an.

Er deutete mit der Hand auf ein Sofa. Sie folgte ihm auch darin, setzte sich. Er nahm auf einem Stuhle Platz.

Thekla überblickte von ihrem Sofa aus die ganze Zimmerflucht vor sich, die Reihe der Kronleuchter, die zu Ehren der Gesellschaft brannten, den großen Spiegel im letzten Zimmer, der alles aufnahm und doppelt erscheinen ließ. Sie sah auch eine Anzahl Gäste, die einzeln oder in Gruppen, in den verschiedensten Stellungen und Mienen beieinander standen. Sie sah jedes einzelne Ding, jedes Gesicht mit einer Klarheit, wie wir sie nur in solchen entscheidenden Augenblicken haben.

Der Fürst senkte das Haupt und sagte so leise, daß sie Mühe hatte, ihn zu verstehen: „Sie haben mir noch keine Antwort gegeben und sind auch nicht gekommen.“

„Durchlaucht, haben Sie mich wirklich nicht verstanden?“

„Wie kann ich? Sie schwiegen ja!“

„Ich traute Ihnen wenigstens Klugheit zu, Fürst, wenn ich auch an Ihrem Takt irre geworden bin.“

„Sie sind sehr hart!“

„Viel zu schwach bin ich gewesen. Ich bedaure das jetzt von ganzem Herzen.“

„Gnädige Frau, ich habe neulich nicht zu Ende sprechen dürfen. Ich glaube kaum, daß Sie mich ver-

urteilen würden, hätten Sie mich ausgehört. Haben Sie Nachsicht mit mir! Ich hätte Ihnen so vieles zu beichten. Ich bin ein sehr unglücklicher Mensch. Sie würden Mitleid haben, das weiß ich, wenn Sie alles wüßten."

„Ich weiß alles. Ich brauche nichts weiter, um Sie zu kennen."

„Sie müßten Mitleid haben mit mir, und Mitleid ist der erste Schritt zu . . ."

„Entweihen Sie das Wort nicht, Fürst!"

„So nennen wir es Freundschaft! — Gnädige Frau, wir sind doch Freunde! Haben Sie es denn nicht längst empfunden, diese Beziehung der Seelen zwischen uns. Mit elementarer Gewalt hat mich's ergriffen vom ersten Augenblicke an. Und auch Ihnen ist es so ergangen. Welchen Namen wir dem geben, ist gleichgültig. Wenn ich sagte, daß Frauendienst meine Religion sei, müssen Sie doch heraus gefühlt haben, welche Göttin ich meinte. Ja, ich verehre die Frauen, das ist nicht gelogen! Aber, gnädige Frau, alle Strahlen der Zuneigung müssen sich schließlich in einem Punkte treffen; in einer einzigen Person findet man sein Ideal. Jedem Menschen ist im Leben nur einmal die große Liebe beschieden. Für mich ist die Zeit nun erfüllt; ich liebe. Liebe aber hat ihre Gesetze für sich. Liebe kennt keine Bescheidenheit, ebensowenig wie das Feuer Bescheidenheit kennt. Liebe ist, wie uns die Schrift lehrt, sanftmütig und glaubt alles. Sie hofft und fordert aber auch alles."

Frau Thekla blickte ihn mit großen Augen starr an; noch nie hatte sie eine ähnliche Sprache vernommen. Dieser Mensch schien bei voller Besinnung. Er sprach zusammenhängend, zuckte mit keiner Wimper, schien nach einem wohlüberlegten Plane zu handeln.

In seinen Augen loderte dabei das tiefe Feuer der Leidenschaft.

Grausen erfaßte Thekla. Lieber mit einem Verbrecher allein!

Sie erhob sich, er gleichzeitig. „Durchlaucht!“ sagte sie mit bebender Stimme, „ich will nichts gehört haben. Wenn ich meinem Mann nur ein Wort davon hinterbrächte, ich weiß nicht — oder vielmehr, ich weiß genau, was er täte.“

Der Fürst schwieg einen Augenblick, überlegte und lächelte dann. „Gnädige Frau, erstens werden Sie Ihrem Manne nichts sagen; das sähe Ihrem Herzen nicht ähnlich. Und dann — meinen Sie, daß ich mich fürchte? Ein anderes Schriftwort, das ich über alles liebe, lautet: ‚Furcht ist nicht in der Liebe.‘ Man stirbt, was ist weiter dabei! Liebe ist eine große Sache, die größte in der Welt, wichtiger als das Leben! Lieber tot, als dieses langsame Sich-verzehren in der Glut von Wünschen, die keine Erhörung finden. Verraten Sie mich! Ich werde mich mit kaltem Blute stellen. Aber ich weiß, daß Sie das nicht tun werden. Ihr Herz ist mir viel freundlicher gesinnt, als Sie selbst es ahnen.“

„Fürst, ich beginne, an Ihrem Verstande zu zweifeln!“

Die Unterhaltung im Nebenzimmer endete mit einem schallenden Gelächter. Fürst Nikolaus nahm plötzlich eine völlig veränderte Miene an. Die Hausfrau war gleich darauf umringt von Leuten, die Abschied nahmen. Sie mußte wohl ein dutzendmal hören, wie reizend es bei ihr gewesen sei.

Das zu ertragen, wo sie am liebsten sich verborgen hätte in dem entferntesten Winkel, um sich auszuweinen vor Zorn und Scham!

Zuletzt waren nur noch sie, Leo und der Fürst im Zimmer. Er wagte es, in Gegenwart ihres Mannes zu bleiben! — Sie wußte nicht mehr, was sie denken sollte! Völlig erschöpft ließ sie sich nieder. Die Spannung war unerträglich, wirkte wie körperlicher Schmerz, so daß sie sich zusammennehmen mußte, nicht zu schreien.

Leo forderte den Fürsten auf, doch noch ein wenig Platz zu nehmen; denn nun komme ja das Netteste: das Durchhecheln der Gäste.

Fürst Nikolaus meinte lächelnd, da er doch auch zu den Gästen gehöre, wolle er lieber gehen, damit man Gelegenheit hätte, auch ihn vorzunehmen. Natürlich widerstritt Wernberg; er habe den Fürsten bisher für etwas anderes gehalten, als einen Gast in seinem Hause.

Aber die gnädige Frau sehe etwas abgespannt aus, sagte der Fürst mit teilnahmvollen Blicken auf Thekla und verbeugte sich vor ihr. Sie reichte ihm die Hand, ohne ihn anzusehen. Er drückte einen Kuß darauf. Wernberg geleitete ihn hinaus.

Frau Thekla saß wie träumend. Es war, als sei ihr alles gelähmt, der Körper, das Denken, der Wille. Die Dienerschaft begann in den anderen Zimmern aufzuräumen. Mit fragendem Blick nahte sich Hedwig; wollte denn ihre gnädige Frau heute gar nicht zu Bett gehen?

Wernberg kam zurück. „Was, du bist noch auf, Thekla! Ich glaubte, du schliefest längst! Du — er blieb schließlich! Wir haben noch eine zusammen geraucht. Er ist doch ein selten liebenswürdiger Mann! Über alles Kleinliche erhaben. — Das tut wohl, sich mal mit so einem auszusprechen. Wir denken eigentlich über die meisten Dinge ähnlich. Geradezu lächerlich, diese Übereinstimmung! — Aber nun gehe zu Bett,

Kind! Du siehst aus, als hättest du eine Kalkwand verschluckt."

Thekla erhob sich. Ja, sie wollte zu Bett gehen.

V.

Am nächsten Morgen wurde bei Wernbergs spät gefrühstückt, eine Folge der Gesellschaft vom Abend vorher. Leo war eben auf dem Sprunge, auszugehen, als vom Fürsten Nikolaus ein Brief an ihn abgegeben wurde.

Der Fürst schrieb:

„Mein lieber Herr von Wernberg! Soeben erhalte ich ein Telegramm aus Köln, vom Zuge aus aufgegeben. Sie wissen ja wohl, wer Cecil Duret ist? Der witzigste aller Pariser! Er befindet sich auf dem Wege nach Petersburg und will seine Fahrt hier unterbrechen, um mich zu besuchen. Ich habe ihm vor Jahren einmal aus der Patsche geholfen, und dafür ist er mir fürs Leben dankbar; der brave Kerl! — Warum ich Ihnen das schreibe? Weil ich Ihnen das Vergnügen verschaffen will, Cecil Duret zu hören. Ich bin eben dabei, noch ein paar andere Herrschaften einzuladen für heute abend, denn morgen früh muß er schon wieder fort; heute aber soll er uns noch die neuesten Pariser Couplets vortragen. Ich fordere nur ganz wenige und nur geschmackvolle Menschen auf. Den alten Wächtelhaus, Fräulein von Ziegrist, den französischen Konsul, den Grafen Moy, Sie und Ihre Frau Gemahlin; das macht einen kleinen erlesenen Kreis. Lasse eben mein Atelier herrichten dazu; denn ich vermute, daß Cecil in seinen berühmten politischen Couplets verkleidet auftreten wird. Eine Absage würde mich wirklich betrüben.

Legen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin zu Füßen! Ich hoffe, der reizende gestrige Abend ist meinen gütigen Wirten ebenso ausgezeichnet bekommen wie mir! Also auf Wiedersehen, heute abend um neun Uhr pünktlich! Ihr Nikolaus W."

Mit diesem Briefe kam Leo zu Thekla geeilt, die sich noch im Schlafzimmer befand. „Lies mal, Herz! Was für eine reizende Überraschung! Gut, daß wir gerade heute abend nichts anderes vorhaben!"

Frau Thekla las den Brief durch. Leo fand, daß sie ungewöhnlich lange dazu brauche und fragte ungeduldig: „Nicht wahr, das ist nett? Über die Antwort kann ja kein Zweifel sein. Wir kommen mit größtem Vergnügen."

„Leo!" sie sah ihren Mann eindringlich an. „Ich bitte dich nicht oft um etwas; verlange nicht, daß ich dazu gehe!"

„Was sind denn das wieder mal für kindische Schrullen? Mußt du mir denn jeden Spaß verderben? Cecil Duret! Du ahnst wahrscheinlich gar nicht, wer das ist! In Paris vergöttern sie ihn, und wir in Deutschland haben niemanden ihm an die Seite zu stellen. Ich freue mich kolossal darauf. Für mich wie für dich sage ich zu. Der Lakai wartet auf Antwort."

„Leo!" rief ihm Thekla nach, als er zur Tür schritt. „Leo! Ich gehe auf keinen Fall. Höre doch erst!" — Er machte nur eine ungeduldige Bewegung. Sie konnte ihm nicht folgen, da sie noch nicht fertig angekleidet war. Gleich darauf hörte sie, wie er dem Lakaien draußen zurief, er solle Seiner Durchlaucht ausrichten, sie würden pünktlich erscheinen.

Nun mußte sie also doch sprechen! Im Laufe der Nacht war Frau Thekla zu dem Entschlusse gekommen,

einen Brief an Fürst Nikolaus zu schreiben. Sie hatte sich diesen Brief Wort für Wort im Geiste zurechtgelegt. Er sollte so sein, daß der Fürst, wenn er nur einen Funken von Ehrgefühl besaß, nicht mehr fähig sein würde, ihr unter die Augen zu treten.

Dieser Plan war zerstört worden dadurch, daß Leo die Einladung angenommen hatte.

„Hast du's wieder mal mit der Prüderie, meine Thekla?" fragte Wernberg lachend, als er zu ihr zurückkehrte. „Couplets! Pariser Couplets! — Nicht wahr, da möchte man sich gleich die Ohren verstopfen! Kind, du hast doch manchmal — verzeihe mir den Ausdruck — Anwandlungen wie eine alte Jungfer! Was ist nur los seit gestern abend? Bist du nicht wohl?"

„Es geht mir nicht gut; aber das ist es nicht, was ich dir sagen wollte . . ."

„Doch nicht etwa — —" rief er und wurde rot vom plötzlichen Schreck. „Das fehlte mir gerade!"

„Nein!" antwortete sie, unmutig über sein Mißverständnis in solchem Augenblicke. „Es betrifft den Fürsten."

Wernberg blieb, denn er merkte ihrem Ton und Wesen nun doch den Ernst an.

„Faß dich aber, bitte, möglichst kurz, mein Herz! Ich muß wirklich gehen!"

Frau Thekla vermochte nicht, ihren Mann anzusehen bei ihrem Geständnis; zu furchtbar dachte sie sich die Wirkung auf ihn.

„Ich wollte es dir nicht sagen, Leo; aber nun geht es nicht mehr anders. Der Fürst verfolgt mich mit seinen Anträgen!"

„Du bist nicht bei Troste!"

„Ich hätte nichts gesagt, wenn nicht diese Einladung gekommen wäre!“

„Ist irgend etwas Kompromittierendes vorgefallen?“ fragte Leo mit zitternder Stimme, vor Erregung bleich.

„Er ist aufdringlich! Näher beschreiben kann ich's unmöglich.“

Weißt du genau, daß du nicht zuviel siehst.“

„Nein, nein! Einfache Galanterie würde ich in Schranken zu halten wissen; damit würde ich dir nicht kommen, das kannst du mir glauben! — Aber ich weiß mir keinen Rat mehr.“

Wernberg begann erregt im Zimmer hin und her zu gehen. „Ein Affront! — — Bedenkt er denn gar nicht . . . Thekla, hast du auch recht gehört? Solltest du dich nicht täuschen?“

„In solchen Dingen täuscht man sich nicht!“

„Sag mir alles! Wie weit ist er gegangen? Ich muß es wissen! Hat er Briefe an dich gerichtet?“

„Nein!“

„Was hat er gesagt?“

„Die Worte kann ich nicht wiedergeben. Es war mehr sein ganzes Wesen!“

„Wo und wann ist's gewesen?“

„Neulich, als er uns eingeladen hatte, seine Wohnung anzusehen. Dort hat er zum ersten Male Äußerungen fallen lassen . . .“

„Aber Lilly war doch dabei!“

„Die hörte gerade nicht hin. Er schlug mir vor, daß er mich porträtieren wolle; ich sollte dazu in sein Atelier kommen.“

„Das konnte ein Scherz sein. Was weiter? War das alles?“

„Dann gestern abend, hier bei uns. Da erinnerte

er mich an seinen damaligen Vorschlag und — und wurde noch deutlicher."

„Weiter ist nichts gewesen?"

„Nein!"

„Ich meine damit — es ist bei Worten geblieben?"

„Ja!"

„Gott sei Dank! — Hat irgend jemand etwas gemerkt? Glaubst du, daß man Verdacht schöpfen könnte nach irgendeiner Richtung?"

„Was geschehen ist, ist unter vier Augen geschehen."

„Gott sei Dank! Vor allem jetzt nichts merken lassen, Thekla! Gar nicht dergleichen tun, verstehst du! — Ich bin mit deiner bisherigen Haltung zufrieden. Aber, bitte, verrate dich nicht nachträglich noch! Die Geschichte muß sehr fein zu Ende geführt werden, wenn wir den Eklat vermeiden wollen. In deinem Benehmen dem Fürsten gegenüber vor allem sei von höchster Vorsicht!"

„Ja, Leo — meinst du denn, daß ich den jemals wiedersehen soll?"

„Wir können doch nicht mit einem Male alle Beziehungen abbrechen! Das hieße doch geradezu, den Leuten auf die Nase binden, was geschehen ist. Bedenke doch nur die Intimität, in der wir bisher gestanden haben, Thekla!"

„Um so schlimmer, um so schmachvoller! Ich will den Menschen nicht wiedersehen. Er ist mir widerwärtig!"

„Das ist moralische Entrüstung, mein Kind, die nützt uns hier absolut nichts. Ruhig Blut behalten! Der Fall liegt nicht günstig für uns. Fürst ist nun mal Fürst! Man kann auch eine Durchlaucht fordern, und Niky wäre der letzte, sich nicht zu stellen. Aber der Skandal, der Skandal! Ohne Ehrenrat würde es

nicht abgehen. Dann wird der ganze Fall untersucht, vergiß das nicht. So was riskiert man nur im äußersten Notfalle! Du sagst selbst, es ist zwischen euch eigentlich zu weiter nichts gekommen, als zu Worten, die nicht korrekt waren."

„Nein, Leo! Es war mehr!"

„Zum Teufel, so gib mir Beweise! Laß mich was Greifbares haben! Ich kann nicht so ins Blaue hinein fordern. Fürst Nikolaus ist imstande und lacht mich aus. Er wird sagen, daß du ihn mißverstanden hättest; es sei harmlose Galanterie gewesen. Dann bin ich entwaffnet und habe mich überdies lächerlich gemacht."

„Wenn ein Herr zu einer Dame in diesem Tone spricht, mit diesen Blicken, dann ist das nicht harmlose Galanterie, Leo! Mehr kann ich nicht sagen, und mehr werde ich nicht sagen!"

Leo erbleichte. Er stand eine Weile mit gerunzelter Stirn und zusammengepreßten Lippen. „Gut, Thekla, wenn sich die Sache so verhält, dann ist's entschieden; dann weiß ich, was ich zu tun habe."

„Was willst du tun?" fragte sie atemlos.

„Ich schicke ihm meine Zeugen. Nun ist das selbstverständlich!"

Thekla schwieg. Da sie vor seiner Entscheidung stand, sank ihr die Schwere dessen, was sie selbst herbeigeführt hatte, aufs Gemüt.

Er verließ das Zimmer. Thekla warf schnell ein Kleid über, folgte ihm ruhelos durch das Quartier, während er sich zum Ausgehen zurecht machte.

„Wo gehst du hin, Leo?"

„Zunächst aufs Ministerium. Das Weitere weiß ich noch nicht. Die Einladung für heute abend muß natürlich abgesagt werden. Vielleicht kommt mir unter-

wegs ein Gedanke. Erst muß ich mich mal sammeln. Es ist keine Kleinigkeit, wahrhaftig, wenn einem so etwas über den Kopf kommt!"

Damit ging er. Am liebsten hätte ihn Thekla festgehalten, sich ihm in den Weg gestellt. Aber sie fühlte sich zu schwach; diese Angelegenheit war ihren Händen entglitten, nahm Verhältnisse an, vor denen sie ratlos stand.

Frau Thekla verbrachte eine Stunde qualvollster Unruhe. Warum hatte sie nur gesprochen? Sie verstand sich nicht, konnte sich nicht mehr der Gründe entsinnen, die sie gehabt.

War es nicht, als treibe sie ihren Mann in den Zweikampf? — Entsetzt stand sie vor dem, was sie angerichtet. Ihre Phantasie malte ihr blutige Bilder vor, die sie mit namenloser Angst erfüllten.

Das war nicht zu ertragen! Sie mußte das Geschehene rückgängig machen. Allerhand abenteuerliche Pläne, Ausgeburten ihrer Ratlosigkeit, schwirrten ihr durch den Sinn. Wie, wenn sie sich aufmachte, zum Fürsten Nikolaus ging, ihm auseinandersetzte, was er über sie gebracht habe, würde er nicht edelmütig genug sein — — —; aber hier stockte sie schon. Was sie von seinem Edelmut zu erwarten habe, wußte sie doch wohl jetzt! Ein solcher Schritt mußte alles noch mehr verwirren.

Dann kam ihr der Gedanke an etwas viel näher Liegendes. Wenn sie sich zu Leo begab, mit ihm sprach, den Erregten beruhigte, andere Wege mit ihm beriet? — Vielleicht hatte er noch nichts unternommen, vielleicht war noch alles gut zu machen! Er hatte ja selbst gesagt, daß er im Zweifel sei, was er tun solle.

So legte sie denn in Hast Straßentoilette an, nahm einen Wagen und ließ sich nach dem Ministerium fahren.

Möglichst unbemerkt suchte sie an dem Portier und den sonstigen Bediensteten vorüber zu kommen, bis sie vor der Tür angelangt war, an der „Oberregierungsrat von Wernberg“ stand. Sie klinkte, aber die Tür war verschlossen. Der Diener kam herbeigeeilt. Er kannte Thekla, da er manchmal Aktenstücke zur Wernbergschen Wohnung getragen hatte. „Der Herr Oberregierungsrat waren heute schon hier, sind aber vor kurzem weggegangen.“ Thekla fragte, ob er hinterlassen habe, wohin? Der Diener wußte darüber nichts Näheres.

Sie war zu spät gekommen. Vielleicht war das, was sie hatte verhindern wollen, bereits geschehen. Es blieb ihr nichts übrig, als nach Hause zurückzukehren.

Dort ging sie ratlos von Zimmer zu Zimmer, wohnte, um für ihre Gedanken Abziehung zu haben, dem Beschäftigungsunterricht bei, den Gerd gerade hatte, bis sie es dort auch nicht mehr aushielt. Noch nie in ihrem Leben, so kam es ihr vor, hatte sie sich so jämmerlich zerfahren gefühlt.

Jetzt wurde die Korridortür mit dem Drücker geöffnet. Das konnte nur Leo sein!

Sie flog ihm entgegen, ließ ihm gar nicht Zeit, abzulegen, zog ihn ins Zimmer. Prüfend sah sie in sein Gesicht, wollte dort gleichsam lesen, was sich inzwischen ereignet haben könne.

Wernberg lächelte. Sie scheine ja in großer Aufregung, meinte er. Thekla erzählte ihm, welche Angst sie ausgestanden habe, und daß sie vor seinem Bureau gewesen sei.

Er lachte hell heraus. „Die Mühe konntest du dir ersparen, Thekla! ‚Es wird nichts so heiß gegessen, wie es gekocht ist!‘ Inzwischen bin ich zu einer ganz anderen Auffassung des Falles gelangt.“

„O, das ist herrlich, Leo!“ sie umarmte ihn stürmisch.

„Herz, laß mich nur zu Atem kommen! — Und weißt du, wem wir das verdanken?“

„Nein!“

„Lilly! Bei ihr bin ich gewesen. Sie ist doch ein großartiges Frauenzimmer!“

„Du hast mit Lilly davon gesprochen?“

„Ich sagte mir, daß ich in dieser Sache Frauenrat bedürfe; mit einem Manne kann man in solchen Dingen kaum vernünftig reden; da steht die Antwort von vornherein fest. Lilly ist klüger als zehn Männer!“

„Wie konntest du das tun, Leo?“

„Hast du Angst, sie könne schwatzen? Nein, da kennst du Lilly schlecht. Sie ist vorsichtig; außerdem habe ich ihr Versprechen. Sie will die Sache in die Hand nehmen.“

„Leo, wie kommst du dazu, Lilly in unsere Angelegenheiten zu mischen? Lilly, gerade Lilly!“

„Jawohl, gerade Lilly. Sie ist deine Freundin. Sie kennt mich, und sie ist befreundet mit dem Fürsten, also wie geschaffen zum Vermitteln. Lilly hat mir gezeigt, was ich eigentlich von Anfang an vermutet habe, daß du aus einer Mücke einen Elefanten gemacht hast, mein gutes Kind! Lilly ist dabei gewesen, neulich im Atelier; sie sagt, daß sie euch keinen Augenblick verlassen hätte. Sie hat auch seine Aufforderung, dich zu porträtieren, mit angehört und gar nichts Schlimmes dabei gefunden. Ähnlich harmlos ist die Sache gestern abend wahrscheinlich auch gewesen. Lilly und ich waren nebenan, als er bei dir stand. Ein paar Minuten seid ihr überhaupt nur allein gewesen. Was kann da viel passiert sein? Wir sind der Ansicht, daß es Übertreibung ist von deiner Seite, resultierend aus krank-

hafter Empfindlichkeit. Lilly sagt, daß du schon als Schulmädchen daran gelitten hättest, immer etwas zu sehen, wo gar nichts war. Und das deckt sich nur mit meiner eigenen Erfahrung."

„Leo — —!"

„Du wußtest ja nicht das geringste Gravierende anzuführen vorhin. Blicke, Ton — —, was ist das? Fordert man darauf hin? Soll ich eine Staatsaffäre daraus machen, daß ein galanter Mann meiner Frau ein paar Komplimente gesagt hat? Du mein Gott, dann müßte jeder Ehemann mit der gespannten Pistole herumlaufen. Niky, wie er nun mal ist, weiß vielleicht nicht mal mehr heute früh, was er gestern geredet hat; er würde ganz verwundert sein, wenn ich ihm meinen Sekundanten schickte. Ich lasse gewiß nicht mit meiner Ehre scherzen, aber man will doch wissen, wofür man sich einsetzt. Für ein Nichts sich schlagen, wäre frivol!"

„O Gott, wie alles verdreht wird!"

„Ja, mein Kind, diese Geschichte hast du dir selbst eingebrockt. Wäre ich nicht auf den guten Gedanken gekommen, mich vorher mit Lilly zu beraten, so hätte ich meine Zeugen gewählt, und der Handel wäre im Rollen. Was herauskäme, wüßte man nicht, wahrscheinlich eine Blamage für uns. So wird Lilly die Sache in die Hand nehmen. Sie kennt den Fürsten in all seinen Eigenheiten und Schwächen; er hat großes Zutrauen zu ihr . . ."

„Und was, um Gottes willen, will sie denn tun?"

„Sie wird ihm einen kleinen Wink geben heute abend oder bei anderer passender Gelegenheit, daß er vorsichtig sein soll. Mit einem Worte: sie soll ihn warnen. Es ist schließlich harmloser, wenn das eine Dame tut, verstehst du! Als ob es von ihr ausginge, soll es aussehen."

„Aber wozu denn diese gewundenen Wege? — Und wofür denkst du denn, daß Lilly das tut? Denn sie tut nichts umsonst!“

„Als meine und deine Freundin tut sie es. Ich finde es sehr freundlich, sehr selbstlos von ihr, daß sie sich dazu angeboten hat.“

„Lilly und selbstlos! Im Trüben fischen will sie!“

„Du bist von jeher ungerecht gewesen gegen Lilly, hier bist du es doppelt. In vielem könntest du dir ein Beispiel an ihr nehmen. Aber dieses Thema will ich jetzt gar nicht behandeln; jetzt gilt es, unser weiteres Verhalten besprechen. Zunächst also: heute abend gehen wir zum Fürsten. Gott sei Dank, hatte ich noch nicht abgesagt!“

„So bitte ich dich, Leo, daß du jetzt absagst, wenigstens für mich; denn ich betrete die Wohnung dieses Mannes nicht wieder.“

„Du willst also durchaus und durchum einen Skandal? Was soll sich denn der Fürst denken? Und meinst du etwa, daß dein Fernbleiben unbemerkt von den anderen Gästen bleibt?“

„Ach, alle diese Rücksichten sind mir jetzt so furchtbar gleichgültig!“

„Aber mir nicht! Ich will nicht unhöflich sein, noch will ich alle Rücksicht mit Füßen treten! Und ich werde es auch von dir nicht dulden! Hörst du! Wir gehen heute abend. Und jetzt, bitte, sei vernünftig und leg dich ein wenig nieder, damit du nicht allzu übernächtig aussiehst. Um vier Uhr wecke ich dich, dann essen wir, nachher läßt du dich frisieren.“

Thekla schüttelte den Kopf. „Leo, ich kann einfach nicht! Soll ich dir denn das noch weiter auseinandersetzen?“

„Weil du zimperlich bist, weil du hysterisch bist! Weil du überhaupt nicht zurechnungsfähig bist!“ rief er mit von mühsam zurückgehaltener Wut bebender Stimme. „Lilly hat ganz recht mit allem, was sie von dir sagt!“

„Also von ihr holst du dir neuerdings das Urteil über deine Frau?“

„Komm mir noch mit Eifersucht! Weiter ist es doch nichts! Es paßt dir nicht, daß ich Lillys Freundschaftsdienst angenommen habe!“ Er maß sie mit feindlichen Blicken.

„Da hast du recht, Leo! Das ist ein Grund mehr, warum ich heute abend nicht gehen werde.“

„Alberne Schrullen! Kindisches Frauenzimmer —!“ schrie er, jetzt völlig die Fassung verlierend. „Ich sehe gar nicht ein, warum ich hier noch lange parlamentieren soll! Du hast einfach zu gehorchen! Halb neun Uhr ist der Wagen bestellt. Ich bitte mir aus, daß du fertig bist; sonst werde ich dir zeigen, wer ich bin.“

Damit ging er und warf die Tür schallend hinter sich ins Schloß.

Frau Thekla stand wie erstarrt, als habe sie eine Vision gehabt. Welch ein Gesicht hatte sie gesehen! So konnte er aus der Rolle fallen!

Und während sie noch saß und staunte, nach Fassung ringend, kam er wieder. Er sah ruhig aus, seine Haltung gesetzt, bewußt würdevoll. Er schien ihr zeigen zu wollen, daß er zwar alles Recht hätte, gekränkt zu sein, ihr aber als dem schwächeren Teile aus Großmut verzeihe.

Ersichtlich sich eines milderen Tones befleißigend, sagte er: „Thekla, ich gehe jetzt in die Stadt, werde auswärts speisen. In einer Stunde bin ich wieder hier.

Ruhe wird dir gut tun. Deine Nerven sind herunter. Ich hoffe, wenn ich wiederkomme, hast du Vernunft angenommen. Lebewohl!"

Sie erwiderte nichts. Ohne ihn gefragt zu haben, wohin er gehe, wußte sie, daß er seine Schritte nirgends anders hin lenke, als zu Lilly Ziegrist.

Sehr bittere Gefühle beschlichen sie. Lilly sein Evangelium! Lilly sein Orakel! O, welch eine Sittenrichterin! Die moralische, die keusche Lilly!

Ihre Gedanken flogen zurück. Wie alles sich so wunderlich um und um kehrte im Leben, wie dabei doch in aller Verkehrtheit Konsequenz lag! — Lilly, die er einstmals verschmäht hatte, war jetzt seine Beraterin in Gewissensfragen. Wenn er mit seiner kindischen, zimperlichen, hysterischen Frau nicht mehr auskommen konnte, dann ging er zu Lilly Ziegrist.

Welch ein Hohn!

Schon manches Herzeleid war ihr von Leo angetan worden; immer und immer wieder hatte sie verziehen. Immer und immer wieder hatte sie sich selbst eingeredet, daß es nicht so bös gemeint sei, gehofft, daß alles noch gut werden könne; so hatte sie die Anklage beschwichtigt, ihr Herz betört. Aber das hier war Erniedrigung, die man nicht verzieh.

Wie versank dagegen alles, was sie in letzter Zeit durchgemacht! Ja, wie verschwand davor selbst die Beleidigung, die ihr Fürst Nikolaus angetan hatte! Was war ihr der Fürst? Ein Fremder! Ein Mensch, dessen Tun und Treiben sie kalt ließ, der an ihrem Leben keinen Anteil hatte. Sie begriff es kaum noch, daß sie sich um seinetwillen hatte erregen können. Ins Allerheiligste ihrer Gefühle hatte sie dieser Mann nicht treffen können, weil er ihrem Herzen nichts bedeutete;

Leo aber hatte das getan, indem er eine andere Frau zur Richterin über ihre Ehre setzte.

* * *

Es begann zu dämmern; Leo war noch nicht zurück. Hedwig erschien und meldete, daß die Friseuse da sei. Sie solle die Person wegschicken, befahl Thekla. Hedwig zögerte. „Ich gehe heute abend nicht aus, Hedwig!" Das Mädchen warf einen verwunderten Blick auf die Herrin und ging, den Befehl auszurichten.

Nach einiger Zeit kam Wernberg; er trat, wie er war, mit Hut und Stock, ins Zimmer. „Noch nicht frisiert! Weißt du, wieviel Uhr es ist?"

„Ich habe die Friseuse weggeschickt!"

Er erwiderte nichts. Sie hörte ihn schwer atmen.

„Geh ins Schlafzimmer!" sagte er mit gepreßter Stimme. Er stand jetzt dicht vor ihr; sie sah in der Dunkelheit seine Augen funkeln.

„Was soll ich dort?"

„Dich umziehen! Ich werde Hedwig schicken, daß sie dich frisiert."

„Da ich nicht ausgehe, brauche ich auch nicht Toilette zu machen."

„In fünf Minuten sitzt du vor deinem Spiegel! Ich rate dir's im guten!"

Er sah nach der Uhr und ging dann aus dem Zimmer. Thekla blieb, wo sie war.

Sie hatte keine Angst. Ganz wunderlich klar und gefaßt war ihr zumute. Sie sah alles und hörte alles, mit verfeinerten Organen; was sie sonst geschreckt haben würde, vermehrte nur ihre Kälte.

Auf einmal hörte sie im Vorzimmer erregtes Sprechen, Leos und Hedwigs Stimmen. Kurze Rede

und Gegenrede. Dann Weinen, das Zuschlagen einer Tür; darauf erschien der Hausherr wieder.

„Das ganze Haus ist in Rebellion!“ schrie er. „Hetzt du die Dienstboten auf? Das Mädel weigert sich, dich zu frisieren. Die gnädige Frau gehe heute abend nicht aus! So weit sind wir schon! Direkte Verweigerung des Gehorsams. Ich habe ihr gekündigt. Am ersten ist sie draußen. Wir wollen doch mal sehen!“

„Du willst meine Hedwig fortschicken?“

„Jawohl, mein Kind! Bisher habe ich mich von der milden Seite gezeigt; ich kann auch andere Register ziehen!“

Er setzte sich aufs Fensterbrett, kreuzte die Arme, blickte sie höhnisch an.

Es war ihm gelungen, Thekla aus ihrer kühlen Gefaßtheit aufzujagen; der Streich hatte gesessen. Sie hing an ihrem Mädchen in Liebe, das wußte er, darum hatte er gekündigt. Was das für kleine, niedrige Mittel waren! Wie er sich in ihren Augen herabsetzte! Immer tiefer sank er, immer tiefer!

Er zog die Uhr. „Die fünf Minuten sind um!“

Thekla erwiderte nichts. Er wiederholte: „Die fünf Minuten sind um!“

Sie schüttelte den Kopf.

Seine Mienen verzogen sich zur Unkenntlichkeit. Jäh sprang er auf. „Soll ich dich an den Haaren rüberschleifen —?“

Thekla blieb ruhig stehen, wich nicht zurück, sah ihn nur groß an.

Er ließ die Hand, die er schon erhoben hatte, sinken. Mit geballten Fäusten, keuchend stand er da. — Sie zu schlagen wagte er nicht. — Stieß einen Fluch aus und stürmte aus dem Zimmer.

Frau Thekla blieb nicht lange allein. Erst kam der Diener mit der Lampe. Aus seiner Miene sprach dreiste Neugier; die Dienstboten machten sich auch schon ihren Vers auf die Vorgänge im Hause. Dann erschien die Kinderfrau mit Gerd, der den Eltern „Gutenacht“ sagen wollte.

Der Junge eilte auf die Mutter zu und warf sich ihr mit dem ganzen Leib in den Schoß. Er stand jetzt in dem Alter der stürmischen Liebkosungen.

„Mama!“ rief er. „Ich habe Fräulein Anna geheiratet!“ — Damit meinte er die junge Dame, die täglich kam, ihn zu unterrichten. — „Und Hedwig und Karl und die Kinka sind unsere Kinder.“

Die Kinderfrau, die er von alters her „Kinka“ nannte, meinte erläuternd: „Er redt jetzt immer solchen Unsinn von Heiraten. Wer ihm nur so was in Kopp setzt? Ich nich!“

Die alte Person wußte, daß sie nicht mehr besonders fest im Sattel sitze. Man hatte sie nur noch zur Körperpflege behalten; Gerd war ihr längst über den Kopf gewachsen.

Frau Thekla richtete das kleine Haupt in ihrem Schoße mit zärtlicher Hand ein wenig auf, blickte Gerd in die Augen, tief und ernst. Forschend suchte sie in den kindlichen Zügen, schien die schlummernde Seele des jungen Menschenkindes ausfragen zu wollen: ‚Wer bist du? Was wächst mir in dir heran?‘

VI.

Am nächsten Morgen kam Leo Wernberg in das Schlafzimmer seiner Frau. Er fand sie noch im Bett, mit dunkel umschatteten, wachen Augen, die von allem

anderen sprachen, als von einer ruhig durchschlafenen Nacht.

„Wie geht es dir?“ fragte er.

„Nicht gut!“ erwiderte sie mit matter Stimme. „Ich bin müde und kann nicht schlafen.“

„Hm!“ machte er. „Bleib nur zu Bett! Soll ich nach Doktor Rink schicken?“

„Auf keinen Fall! Wahrscheinlich ist's nur etwas Schwäche. Wenn ich an die frische Luft komme, wird's besser werden.“

„Ich halte deinen Zustand durchaus nicht für unbedenklich. Du siehst sehr schlecht aus! Ich werde dir den Doktor schicken!“

Dabei blieb es, trotz Theklas Widerspruch.

Nach einer Stunde etwa erschien denn auch Doktor Rink. Er war Thekla noch niemals so unangenehm gewesen wie heute. Sein intimes Lächeln schien sagen zu wollen: ‚Ich weiß ja so wie so alles!‘ Er sprach davon, daß sie in der letzten Zeit wohl „seelische Erregungen“ gehabt habe. Schließlich verschrieb er etwas die Nerven Beruhigendes und ordnete an, daß die Patientin vorläufig das Bett hüte, bis er erlauben werde, daß sie aufstehe.

Frau Thekla war entschlossen, seine Verordnungen nicht innezuhalten. Nun wußte sie auf einmal, daß ihr nichts fehle, und daß ihr Zustand nur dann besser werden könne, wenn sie sich erhebe.

Sobald Doktor Rink den Rücken gekehrt hatte, klingelte sie nach Hedwig. Das Mädchen erschien mit tragischer Miene, die Augen rot vom Weinen.

Thekla sagte ihr ein paar freundliche Worte: sie solle sich nur beruhigen, es werde nicht so schlimm werden, man werde so nicht auseinandergehen.

Hedwigs Gesicht erhellte sich; sie griff nach der Hand ihrer Herrin und küßte sie. „Ich wäre ins Wasser gegangen!“ meinte sie nur und ging daran, alles zu besorgen wie gewöhnlich. Frau Thekla wußte es ja selbst, daß Hedwig nur eine Liebe auf der Welt habe, und diese Liebe war sie. Aber jeder Beweis ihrer Treue rührte die Herrin doch immer aufs neue.

Als Thekla bald darauf in ihrem Zimmer saß, Briefschaften durchsehend, die eingegangen waren, klingelte es draußen. Der Diener trat ein und meldete: „Fräulein von Ziegrist.“

Frau Thekla überlegte nur kurze Zeit, dann sagte sie: „Ich nehme nicht an!“

Der Diener ging. Sie hörte, wie er draußen ihre Worte wiederholte. Sie war mit sich zufrieden, daß sie sich dazu aufgerafft hatte. Einmal mußte es doch klar werden zwischen ihr und Lilly. Unter dieses Verhältnis, das nur noch zum Hohne „Freundschaft“ hieß, wollte sie einen Strich machen.

Plötzlich tat sich die Tür auf, ein trat Lilly. „Du willst mich rausschmeißen? Das mußt du geschickter anfangen, mein Kind! J'y suis, j'y reste!“ Damit ließ sie sich lächelnd auf dem Sofa nieder.

„Was willst du?“ fragte Thekla, vor Unwillen errötend. „Ich ließ sagen, daß ich niemanden annehme.“

„Hat mir euer Karl pflichtschuldigst ausgerichtet. Eigentlich siehst du gar nicht so todsterbenskrank aus! Ich dachte dich im Bett zu finden. Dein Mann schilderte gestern abend deinen Zustand ganz gefährlich.“

„Hat Leo gesagt, ich sei krank?“

„Ihr seid eine köstliche Gesellschaft!“ rief Lilly und lachte. „Ich habe ihm natürlich kein Wort geglaubt. Aber Niky schien wirklich auf die Räubergeschichte

hereinzufallen. Er war den ganzen Abend über nicht bei Laune, obgleich dieser Cecil Duret großartig vortrug. Ein Genie, sage ich dir! un peu cochon, allerdings! — Was ich sagen wollte: Niky schien allen Ernstes besorgt um dich. Nach deines Mannes Worten mußte man auch annehmen, mindestens Nervenfieber sei im Anzuge. Leo blieb nur kurze Zeit, ging, um bei dir zu wachen. Man fand das allgemein sehr rührend von ihm. Welch ein Musterbild ehelicher Zärtlichkeit, hieß es! Und nun liegst du nicht mal zu Bett! Ich würde dir doch raten, den Schein zu wahren, wenigstens für ein paar Tage."

Thekla verstand jetzt alles. Sie war sprachlos vor Verachtung.

„Höre mal!" fuhr Lilly fort, „das muß ich dir doch sagen: Du hättest deinen Mann da bei einem Haare in eine nette Bredouille hineingebracht! Er war gestern früh drauf und dran, den guten Niky zu fordern. Ich habe alle Minen der Beredsamkeit springen lassen müssen, um ihm das auszureden. Bist du denn nicht bei Troste? Niky hat dir einen Antrag gemacht — gut! Stellt man sich deshalb so an? Das ist doch wirklich zu sehr petite bourgeoise! Verzeihe mir, aber du hast dich geradezu lächerlich gemacht! Wenn ich nicht war, hatten wir den schönsten Skandal fertig. Ihr könnt mir dankbar sein!"

„Hör auf!" sagte Thekla. „Hör auf!"

Es schwoll etwas in ihr empor, das sie seit ihrer Kinderzeit nicht mehr empfunden hatte. Nein, sie wollte sich nicht zum Jähzorn fortreißen lassen! Und sie krampfte die Hände zusammen, die jene hätten abstrafen mögen.

Lilly sah wohl etwas von der Veränderung in

Theklas Zügen; es kitzelte sie, die andere noch empfindlicher zu treffen.

„Ich kenne deinen Mann; ich weiß, daß Leo die Nerven nicht so leicht verliert. Aber gestern stand es traurig mit ihm! Weiß Gott, er tut mir leid! Wenn er mein Mann wäre, ich würde ihm solche Aufregungen ersparen. Vielleicht findest du, daß mich alles das nichts angeht; aber ich habe ein Recht dazu. Wir beide, du und ich, kennen einander lange genug . . ."

„O ja, wir kennen einander lange genug!" wiederholte Thekla. „Da hast du recht!"

Der Ton, in dem das gesagt wurde, reizte Lilly. Sie wußte, woran die andere dachte. Nun war sie erst recht entschlossen, sich zu rächen.

„Leo tut mir leid, wirklich von Herzen leid! Er ist mir immer sympathisch gewesen; ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht. Es schmerzt mich, zu sehen, daß er es nicht gut hat. Armer Kerl! Er verdiente wahrlich ein besseres Los!"

„Sage mal, weißt du eigentlich, in wessen Hause du dich befindest?"

„Um Himmels willen, stecke nur nicht die verheiratete Frau heraus! Das ist in diesem Falle geradezu kindisch! Ich weiß es ja: du hast ihn, er ist mit dir verheiratet, er ist dein Mann!"

„Was soll das, Lilly?"

„Daß du deinem Manne auf die Nerven gehst! Daß du ihm fürchterlich auf die Nerven gehst!" fuhr es Lilly heraus. Sie glich einer fauchenden Katze in diesem Augenblicke. „Daß er verrückt gewesen ist, dich zu heiraten! So, nun weißt du es!"

Frau Thekla erhob sich, Lilly ebenfalls. Die beiden standen eine Weile voreinander und blickten sich in die

Augen. Kein Wort ertönte, man hörte das Atmen. Thekla sah durch ihr Gesicht hindurch die ganze Häßlichkeit des inneren Menschen. Sie verstand diese Person vom Wirbel bis zur Zehe so, wie nur eine Frau eine Frau verstehen kann.

Sie wandte sich, ging zum Fenster und blickte hinaus. Hinter ihr setzte sich Lilly und sagte mit einer Stimme, die gefaßt klingen sollte, aber vor Wut zitterte: „Dreh mir nur den Rücken zu, ich kann warten! Du wirst dich schon wieder umdrehen!"

Lillys Geduld sollte auf eine harte Probe gestellt werden. Dort stand Frau Thekla auf ihrem Lieblingsplatze, den Blick nach dem kleinen Hause da drüben gerichtet; nicht zum ersten Male holte sie sich hier Fassung des Gemütes in schwerer Stunde.

Wenn Lilly geahnt hätte, welcher Art Theklas Gedanken jetzt waren! Keine Spur von Groll! Thekla bemitleidete die Freundin. Einen Ton hatte sie herausgehört aus Lillys Worten, einen Ton, der ihr das Verhalten der Altersgenossin auf lange zurück blitzartig erhellte.

Armes, beklagenswertes Geschöpf! Was mochte sie für Qualen ausgestanden haben, all die Jahre hindurch, des Neides, des verzweifelten Ingrimms, bis heute, wo sie gegen ihren Willen das Geheimnis verraten hatte: Eifersucht.

Konnte man einen Menschen, dem man so ins tiefste Elend seiner Seele geschaut, noch hassen? — Mitgefühl blieb das einzige, da es Hilfe nicht gab!

Lillys Unglück war ja auch das ihre. Sie trugen gemeinsames Leid. Tragisch verquickt waren ihre Geschicke von dem Augenblicke an, wo Thekla dem Manne ihr Jawort gegeben hatte, den Lillys Herz begehrte.

O, warum erkannte man erst so spät und auf so wunderlich gewundenen Pfaden, was einem frommte? Vielleicht, wenn Menschen die Gabe der Voraussicht besäßen, würde es jetzt drei Glückliche gegeben haben: Lilly, Leo und sie selbst!

Die Irrtümer des Kopfes rächen sich nicht so bitter und nachhaltig wie die Irrtümer des Herzens.

In wehmütiger Stimmung stand Frau Thekla und starrte hinaus. Sie hatte schon ganz vergessen, daß Lilly wartete. Da ertönte Lärm im Nebenzimmer. Ein helles Kinderlachen und das gemütliche Schelten der Wärterin.

Die Gegenwart ihres Jungen gab Theklas Gedanken und Gefühlen eine neue Richtung. Wie konnte man trauern beim Anhören dieses Stimmchens! Sie wandte sich um und sagte zu Lilly: „Gerd ist da drinnen! Stört es dich, wenn ich ihn hereinbringe?"

Lilly hielt Theklas freundliche Miene für Verstellung, die Worte schienen ihr höchste Perfidie. Dunkel im Gesicht vor Erregung sprang sie auf. Den Jungen? — Das hatte ihr gerade noch gefehlt! Hastig ließ sie den Schleier herab, griff nach Muff und Schirm.

Frau Thekla war inzwischen ins Kinderzimmer gegangen; sie nahm den Jungen an der Hand. „Komm, Gerd, Tante Lilly ‚guten Morgen' sagen!"

Als sie in ihr Zimmer trat, war Lilly gegangen. Thekla stand für einen Augenblick befremdet; dann tat ihr leid, was sie angerichtet hatte. Wer konnte aber auch immer daran denken, daß Lilly Kinder nicht leiden mochte.

* * *

Ein traurigeres Frühjahr hatte Thekla noch nicht verlebt. Während es draußen grünte und sproßte, fielen

ihre Blüten. Das war ein Welken und Absterben wie im Herbst. Alle Hoffnung lag hinter ihr wie ein großes, graues Trümmerfeld.

Wie schwer sich Leo auch früher an ihr vergangen haben mochte, sie war doch immer wieder imstande gewesen, zu verzeihen, weil sie zu hoffen vermochte. Sie hatte einstmals einen Glauben gehabt an die Heilkraft der Liebe; von der Liebe erwartete sie Wunder, weil sie in ihr selbst Wunder gewirkt hatte.

Nun mußte sie einsehen, daß ihrer Voraussetzung ein Fehler zugrunde lag: Leos und ihr Verhältnis verdiente gar nicht den hehren Namen. Mit innerem Erschaudern nur vermochte sie daran zu denken, was seine Gefühle für sie von Anfang an gewesen sein mochten.

Wort für Wort hatte sich an ihr erfüllt, was ihr Tante Wanda einstmals prophezeit hatte: sie sei geboren dazu, getäuscht, ausgenutzt, mißbraucht zu werden.

Ja, mißbraucht war sie worden! So furchtbar das Wort klang, es bezeichnete noch viel furchtbarere Tatsachen. Ihr ganzes Zusammenleben war ein Mißbrauch gewesen, von dem ersten verschämten Kusse an, den sie sich hatte rauben lassen. Mißbrauch hatte er getrieben mit ihrer Unerfahrenheit, ihrer Mädchentorheit. Zu denken, wie sie sich hingegeben hatte mit welchem Überschwang bräutlicher Gefühle! Zu denken, daß sie ihm alles gelassen hatte: Leib wie Seele! Hatte es nicht Augenblicke gegeben, wo sie, da ihre Jungfrauensprödigkeit überwunden war, aus der Rolle weiblicher Zurückhaltung heraustretend, zur Verlangenden geworden war?

Errötend stand sie, begriff sich und ihr Tun nicht mehr, jetzt, da all der Duft und Schmelz gewichen war von dem, was bisher ihr süßestes Geheimnis gewesen. Welch heimliche Triumphe mochte er gefeiert haben der

befriedigten Selbstsucht, des überlegenen Spottes, daß er mit ihr so leichtes Spiel gehabt hatte.

Nichts hielt mehr Stand vor dem Eifer des empörten, in seiner Ehre gekränkten Weibes. Jetzt wußte sie, wie viel sie ihm wert war, wie hoch er sie einschätzte! Die letzten Tage hatten ihr die Augen darüber geöffnet. Vielleicht hatte ihr Gott diese Erlebnisse geschickt, um ihr die verblendeten Augen zu öffnen, ihr zu zeigen, wer der Mann sei, an dessen Seite sie lebte. Unheimlicher noch als der Abgrund der Begierde, in den sie neulich für einen kurzen Augenblick bei einem anderen geschaut hatte, tat sich der Abgrund seiner Eigensucht jetzt vor ihr auf.

Sie blieb nicht stehen bei der Kritik seines Verhaltens; mit veränderten Augen sah sie nun ihr ganzes Zusammenleben. Der Putz war abgefallen und verriet, daß das Gebäude morsches Fachwerk sei. Sollte hier noch mit Flicken, Unterbauen und Stützen nachgeholfen werden? War es da nicht besser: abtragen, was längst zum Einsturz reif war?

Zwar lebten sie auch jetzt noch unter einem Dache, aßen an einem Tische, nannten sich „du“, hatten viele gemeinsame Angelegenheiten; und trotzdem war das Tafeltuch zerschnitten zwischen ihnen.

Sie achtete ihren Mann nicht mehr. Er konnte ihr dieses oder jenes befehlen, Anordnungen treffen, sie folgte aus Gewohnheit; innerlich stand sie ihm dabei kalt und feindlich gegenüber. Sie beargwöhnte jeden seiner Schritte, traute keinem seiner Worte. Mit Ängstlichkeit verschanzte sie sich dagegen, durch gewinnende Reden, freundliche Blicke sich von neuem fangen zu lassen.

Leo merkte die Veränderung, die im Verhalten seiner Frau vor sich gegangen war, wohl, aber er nahm

das zunächst nicht allzu ernst. Er glaubte, es mit einer jener vorübergehenden Trübungen zu tun zu haben, wie sie schon öfter den Himmel ihres ehelichen Glückes überzogen hatten.

Ob sie etwa eifersüchtig war auf Lilly, weil er sich in der Angelegenheit mit dem Fürsten von ihr hatte beraten lassen? Offenbar hatten die beiden sich gezankt. Lilly kam nicht mehr, spielte die Beleidigte. Das war sehr unangenehm, denn gerade wenn er sich mit Thekla verzürnt hatte, war Lilly eine so angenehme Abziehung gewesen. Und nun schmollte diese Freundin auch! Sie behauptete, von Thekla beleidigt zu sein, rückte aber nicht mit der Sprache heraus, wann und wie.

Die Angelegenheit mit dem Fürsten war ja für den Augenblick ausgeglichen. Fürst Nikolaus war am Tage, nachdem der Franzose bei ihm gesungen hatte, nach London abgereist, angeblich um sich dort Muster anzusehen für die Einrichtung von Alexandrinenhof.

So bequem auch dieser maskierte Rückzug des Fürsten für den Gatten schien, die Sache war damit nicht aus der Welt geschafft. Gemerkt war doch etwas worden, und geklatscht wurde sicherlich.

Leo Wernberg hatte lange genug in der Gesellschaft gelebt und kannte ihre Angewohnheiten zu genau, um nicht zu wissen, daß man eine so schöne Gelegenheit zur Ausstreuung boshafter Gerüchte nicht ungenutzt würde vorübergehen lassen. In solchen Fällen wurde ja das Unglaublichste am liebsten geglaubt. Wie mochten sich seine Feinde — er wußte, daß er deren hatte — ins Fäustchen lachen! Und dagegen war man ganz machtlos! Wie sollte man ein solches Gerücht fassen?

Ein Gesicht zur Schau tragen, als sei nichts geschehen, war alles, was man tun konnte. Es war das

erste Mal, daß Leo Wernberg jene giftigste Waffe der Gesellschaft, die Medisance, von der er selbst so oft Gebrauch gemacht hatte, gegen sich gerichtet fühlte, am eigenen Leibe verspüren mußte, wie die unsichtbaren Geschosse mit den spitzen Widerhaken wirken.

Und dazu der Unfrieden im Hause! Denn als die Zeit fortschritt, konnte er sich der Einsicht nicht entziehen, daß es sich diesmal um mehr handle bei Thekla, als um bloße Verstimmung oder Laune. Früher hatte sie niemals lange zürnen können. Und jetzt dieses frostige, feindliche, ja geradezu verächtliche Wesen! Sie war nicht mehr seine sanfte, gutartige Frau, die so leicht zu lenken gewesen.

Leo Wernberg hatte es immer für einen Mangel von Erziehung und Haltung angesehen, wenn Ehepaare nicht gut miteinander auskamen. Das durfte bei anständigen Leuten nicht vorkommen, und wenn es vorkam, durfte wenigstens die Welt nichts davon merken. Es lag nahe für ihn, an den Fall seiner Schwester, der geschiedenen Gräfin Nieden, zu denken. So schlimm war es freilich bei ihnen nicht und würde es auch nicht werden; aber immerhin war's eine Warnung.

Er fühlte sich beunruhigt. Das Bewußtsein, in dieser Sache etwas versehen zu haben, unvorsichtig gewesen zu sein, verursachte ihm mehr Unbehagen, als er für gewöhnlich in sich aufkommen ließ. Eine nette Geschichte hatte er sich da eingebrockt! Kannte er denn die Frauenzimmer noch nicht? — Jede, selbst die sanfteste, hatte ihre Mucken. Behandelt wollten sie sein, dressiert! Aber wie bei den Pferden mußte man sich in acht nehmen, sie nicht stätisch zu machen. Die einmal widerspenstig gewordenen zu besänftigen, kostete jedesmal ein schweres Stück Arbeit.

Aber wie er die Frauen kannte, waren sie schließlich doch allemal zu versöhnen. Ein Mittel gab es, dem Widerstand zu leisten, keine imstande war.

Der Blamage, abends ihr Schlafzimmer verriegelt zu finden, wie neulich, zwar wollte er sich nicht wieder aussetzen, schon der Dienstboten wegen nicht. Man mußte es anders anfangen.

Er besuchte seine Frau also eines Morgens, nachdem er aus dem Kommen und Gehen ihrer Jungfer sich vergewissert hatte, daß die Tür offen sei.

Er fand Thekla vor dem Toilettenspiegel, ihm den Rücken zukehrend. „Gib mir mein Braunes!“ sagte sie. — Thekla glaubte, Hedwig sei eingetreten.

Er lächelte; das paßte ja ausgezeichnet! Vorsichtig schob er den Riegel vor, blieb an der Tür stehen. Er betrachtete sie, während sie sich das Haar aufsteckte. Wie weiß und wohlgeformt ihre Schultern waren!

Als Thekla abermals eine Frage an Hedwig richtete und keine Antwort erhielt, wendete sie sich um. Ihr Ausdruck ging vom Staunen in Unwillen über. „Was willst du hier?“

„Zunächst dir guten Morgen wünschen! Dann mich nach deinem Befinden erkundigen und — wenn's gestattet ist — dir einen Kuß geben.“ Er kam mit schmeichelndem Lächeln auf sie zu.

„Laß mich!“ Sie stieß ihn von sich.

„Seh' gar nicht ein, warum! Soviel ich weiß, bin ich im Zimmer meiner Frau! Ich sehe es gern, wenn du dir dein schönes Haar mit deinen schönen Armen aufsteckst!“

Statt aller Antwort eilte sie zum Kleiderschrank, riß einen Umhang heraus und warf ihn über.

„Schade!“ sagte er, ließ sich auf dem Bettrande

nieder und kreuzte die Arme, wie einer, der gesonnen ist, das Feld zu behaupten.

Wie sie ihn haßte in diesem Augenblicke! Wollte er sie fühlen lassen, daß sie ihm schutzlos in die Hände gegeben war, daß er ihr Herr sei? Es war unerträglich! Sie stampfte mit dem Fuße auf. „Du hast kein Recht, mich so anzustarren!“

„So — wirklich?“

„Das tut kein anständiger Mann!“

„Wir sind einander, glaube ich, nichts schuldig geblieben, mein Kind!“ sagte er einlenkend. Ihm lag daran, sie zu beruhigen; die Sache nahm eine Wendung, die für seine Zwecke nicht günstig war. „Daß du dich abends einschließt, ist doch wohl auch nicht ganz normal. Ich muß mich ja geradezu einschleichen wie ein Dieb, wenn ich mal ein vernünftiges Wort mit dir reden will.“

Sie blickte ihn zweifelnd von der Seite an. Was wollte er? Sie traute seinen Worten nicht!

„Sieh mal, mein Schatz, es kann ja zwischen Eheleuten vorkommen, daß man sich mißversteht, selbst daß man sich verzürnt — nicht wahr? Kleine Abkühlungen, wie zwischen den Großmächten! Der Ton ist dann eine Weile minder vertraulich; aber zu einem Ausbruch des Krieges kommt es nicht; dazu sind wir zu zivilisiert!“

„Was soll das?“

„Ich kam her, um mit dir zu reden. Der Frühling ist im vollen Gange, und wir haben noch nicht an die Frühjahrsreinigung gedacht. Deine Sommersachen sind auch zu bestellen. Alles das will bedacht sein! Schließlich schwebt auch die Frage: wo geht man diesen Sommer hin. Was hast du dir für Plän; gemacht?“

Thekla schwieg. War er wirklich so ver lendet, nicht

zu sehen, daß ganz andere Fragen sie beschäftigten, als Frühjahrsreinigung, Toiletten und Badereise? — Etwas viel Größeres und Wichtigeres, für ihr ganzes Leben Entscheidendes stand im Vordergrunde ihres Nachdenkens, alle anderen Erwägungen in den Schatten stellend.

Von ihm gedrängt um eine Antwort, sagte sie, ohne ihn dabei anzusehen, in geringschätzigem Tone, er möge tun und bestimmen, was er für gut befinde.

Er mißverstand sie. „Das will ich ja eben nicht!" rief er lebhaft. „Diese Dinge gehen dich genau so viel an wie mich! Wenn ich alles bestimme, dann sieht es schließlich so aus, als wäre ich ein Haustyrann. Daß ich das nicht bin, weißt du sehr gut, Thekla! Komm, sieh mich mal freundlich an! Wir wollen wieder gut sein — was?"

Thekla sah ein, daß sie nun sprechen müsse. So ging es nicht fort. Er durfte nicht länger in dem Wahne bleiben, daß zwischen ihnen Versöhnung denkbar sei. Sie hatte immer gehofft, daß es ihr erspart bleiben werde, als Erste das Wort auszusprechen, das Wort, das ihr noch immer ein geheimes Grauen einflößte, trotzdem sie sich fortgesetzt mit seinem Inhalt beschäftigte; dieses Wort hieß Scheidung.

Sie hatte ja niemals begreifen können, wie andere Frauen in die Auflösung eines Bandes willigen mochten, welches für alle Ewigkeit geschlossen war. Widernatürlich, ja verbrecherisch war ihr ein solches Beginnen erschienen. Wie konnten Menschen so den Geist der ersten Liebe verraten?

Und nun sollte sie dieses Furchtbarste tun, das Zeichen geben, das alle Geister des Unfriedens entfesseln mußte.

Leo sah, wie sie sich quälte. Er ahnte noch immer nicht, womit sie sich trug. Er streckte den Arm aus, sie zu umfangen. Sie wich vor ihm zurück.

„Unterstehe dich!" rief sie mit blitzenden Augen.

Er maß sie mit staunenden Blicken, verfärbte sich. Thekla wandte ihm den Rücken zu. Zärtlichkeiten, wo alle tiefere Gemeinschaft zwischen ihnen zerstört war! Glich das nicht der widerlichsten Parodie?

„Ist dies das Benehmen einer vernünftigen Frau?" fragte er. „Wie ein ungezogenes Kind führst du dich auf!"

„Leo, der Mühe, mich zu erziehen, wirst du sehr bald überhoben sein!"

Wernberg schwieg betroffen. Er verstand an diesem Worte, vielleicht noch mehr an dem Tone, in dem es gesagt wurde, endlich, was sie meinte.

„Sprich dich nur ganz offen aus, mein Kind! Der Schlag wird mich nicht auf dem Flecke rühren, selbst wenn du das Äußerste sagen solltest, was zwischen Eheleuten gesagt werden kann." Seine unruhig hin und her fliegenden Augen straften seine äußere Ruhe Lügen.

Thekla schlug die Hände vor die Augen. Sie konnte nicht, wahrhaftig, sie konnte nicht!

„Scheidung — nicht wahr?" fragte er. Sie sah ihn für einen Augenblick an, scheu, wie bei einem Verbrechen ertappt. Ihr „ja" war kaum vernehmbar.

Eine längere Pause entstand. Dann begann er: „Sage mal, Thekla, wer hat dir das eingegeben?"

Sie blickte ihn fragend an.

„Von dir geht das nicht aus; du kommst doch nicht auf solche Gedanken!"

„Meinst du, daß ich mich darüber mit anderen beraten würde, Leo?"

„Hat vielleicht deine Mutter oder dein Bruder dir den Gedanken oktroyiert?"

„Du denkst wirklich, ich hätte mich aufhetzen lassen?"

„Hast du einen vernünftigen Grund? Bist du unglücklich verheiratet? Hast du nicht tatsächlich alles, was eine Frau sich wünschen kann! Ich weiß, daß dich manche beneidet! Man würde lachen, hörte man, du dächtest an Scheidung! Ich halte es auch nur für eine Marotte!"

Er verstand sie also doch nicht, würde sie niemals verstehen! Was ihr bitterster Ernst war, hielt er für eine „Marotte".

„Ich will mich selbst nicht rühmen!" fuhr er fort. „Aber blicke doch mal in andere Ehen, mein Kind! Nirgends sind ideale Zustände. Ich glaube nicht, daß du viele Familienväter finden wirst, die so liebevoll sind wie ich . . ."

„O ja, du bist sehr liebevoll!" rief sie bitter.

Leo verstummte, musterte sie mit unsicherem Blicke. Sie war heute so ganz anders als sonst!

Thekla trat dicht vor ihn hin. „Leo, als ich dich heiratete, war ich eine Person, die wenig vom Leben wußte. Nur weil ich glaubte, daß du mich liebtest, habe ich das aufgegeben, was jedem Mädchen das Kostbarste ist. — Mit welchen Hoffnungen und Erwartungen bin ich dir entgegengegangen! Wie habe ich in den ersten Jahren mir immer und immer wieder vorgehalten: er liebt dich, trotz allem liebt er dich! Wie habe ich gehofft und gehofft, dein Herz noch zu entdecken! Früher dachte ich, der Fehler liege vielleicht an mir, daß ich nicht die rechte Art hätte. Ich habe gesucht nach dir mit Herzensangst, aber du hast dich nicht finden lassen. Das ist es ja eben, du willst nicht;

vielleicht sogar kannst du nicht! Gott allein weiß, wie es in deinem Herzen aussehen mag!“

Als wolle er etwas Unangenehmes von sich abschütteln, antwortete er mit ungeduldiger Gebärde: „Du redest ganz überspanntes Zeug! Man könnte denken, daß du schlechte Romane liest oder dergleichen.“

„Du brauchtest eine Frau für deinen Haushalt, deinen Salon, überhaupt für dich! Ich schien dir gut genug zu dem Zweck. Dafür wurde ich herausgerissen aus allem, was mir lieb war, was mir angehörte. Wie vieles hast du in mir ertötet, das nie wieder wachsen kann! Was ist nicht alles verwüstet worden in mir, in den paar Jahren.“

„Hör auf mit dem Unsinn! Die Ehe, dein Mann, dein Haus, das müßten deine Ideale sein, wenn es richtig mit dir bestellt wäre! Herausgerissen soll ich dich haben aus allem, was dir lieb war, aus deiner Familie! Aber wie die Verhältnisse beschaffen waren, in denen ich dich gefunden, das verschweigst du wohlweislich. Was warst du früher? Ein obskures, kleines Fräulein, wie es Hunderte gibt. Es ist einfach kindisch, wenn du behaupten willst, daß du durch deine Heirat einen Rückschritt gemacht hättest! Stellung, Rang, Ansehen, alles verdankst du mir! Und wenn du etwa gar dein Vermögen gegen mich ausspielen willst, dann muß ich dir sagen, daß es erstens mal gar nicht so kolossal ist, und außerdem . . .“

„Leo! — Solche Erwägungen hast du angestellt, ich nicht! Liebe hoffte ich zu gewinnen, Liebe!“

„Es ist lächerlich, meine Gute, wenn eine Frau, die sieben Jahr verheiratet ist, die zwei Kinder gehabt hat, sich anstellt, als sei sie in dieser Beziehung zu kurz gekommen.“

„O, Leo —!“ sagte Thekla nur und senkte das Haupt.

„Es wird mir wirklich zu bunt!“ rief er. „Die ganze Art und Weise, wie du dich aufführst, ist im höchsten Grade skandalös! Die Ehe ist etwas Heiliges, mein Kind! Deine Auffassung grenzt an Frivolität!“

Er ging erregt auf und ab mit verschränkten Armen. Sie folgte ihm mit großen, verwunderten Augen. Hörte sie denn recht, verkehrte sich denn heute alles? Er sprach von der Heiligkeit der Ehe! Er! — Ein spöttisches Lächeln flog über ihr Gesicht.

Er bemerkte es, als sein Blick sie streifte. „Ja, lache nur!“ rief er. „Das Lachen wird dir vergehen! Du bist sehr naiv, sprichst von Scheidung und hast keine Ahnung, was sie bedeutet! Weißt du vielleicht, daß wir Gesetze haben, die leichtsinnigen Frauen das Weglaufen verbieten? Weißt du, daß es hierzulande etwas gibt, das man ‚Eherecht‘ nennt? Zur Scheidung muß man Scheidungsgründe haben; was dir wahrscheinlich auch neu ist! Kannst du mir vielleicht einen sagen, der auf uns zuträfe? Weißt du überhaupt, daß diese Art Sachen vor den öffentlichen Gerichten verhandelt werden? Daß dabei entschieden wird, wem die Kinder zufallen? Jawohl, meine Liebe, wem die Kinder zufallen! — Auf alles das weißt du keine Antwort. Zum Scheiden gehören zwei, genau wie zum Heiraten. Weil es dir nicht mehr paßt, mit mir zusammenzuleben, ist noch lange nicht gesagt, daß ich dich ziehen lasse. Vorläufig bist du meine mir durch Staat und Kirche zugesprochene Frau. Du gehörst zu mir, und der Junge ist mein Junge. Ich verspüre nicht die geringste Lust, mir nehmen zu lassen, was mir zukommt. So liegen die Dinge!“

Thekla sagte nichts mehr. Wie Keulenschläge fielen

seine Worte auf sie nieder. Fürchterlich kam er ihr vor in diesem Augenblicke. Er war der Mann dazu, sein Wort wahr zu machen. Er hielt sie in seiner Hand, sie war an den Block seines Willens geschmiedet; alle Gewalt, alles Recht war auf seiner Seite. Unbarmherzig würde er davon Gebrauch machen. Wer war sie gegen ihn in diesem Streite? Mochte sie sich hart machen, so viel sie wollte, eine ungeschützte Stelle würde sie immerdar behalten: ihr Kind!

Dort würde er sie packen, dort sie treffen; das sagte ihr sein harter, triumphierender Blick.

VII.

Frau Thekla befand sich in den nächsten Tagen in einem Zustande der Mutlosigkeit, wie man ihn noch nicht an ihr erlebt hatte. Sie ging nicht aus ihrem Schlafzimmer heraus, nahm sogar die Mahlzeiten dort ein. Hedwig allein bekam ihren fassungslosen Schmerz zu sehen. Leo kam ihr nicht zu nahe, ließ sich nur hin und wieder nach ihrem Befinden erkundigen.

Dafür erschien Doktor Rink täglich. Der Mensch war durch nichts zu vertreiben; er verschanzte sich dahinter, daß sie krank sei, und daß es daher seine Pflicht wäre, bei ihr auszuhalten. „Wir Ärzte gewöhnen uns an alles!“ sagte er lächelnd, „selbst an schlechte Behandlung.“ Sein Lieblingswort war jetzt „Gemütsdepression“.

Rinks häufiges Kommen hatte schließlich doch eine heilsame Wirkung, es stachelte Thekla zur Opposition auf.

Gemütskrank sollte sie sein! Sie sah ordentlich Doktor Rinks wichtig schlaue Miene, wie er ihrem Manne das schonend mitteilte, hörte die Ausdrücke

verständnisinnigen Bedauerns, welche die beiden wechseln würden. Nein, sie wollte nicht bedauert sein! Dieser Doktor war eine Kreatur ihres Mannes. Beobachtet sollte sie werden, beeinflußt, eingelullt!

Sie wollte gesund werden; man konnte das, wenn man sich's fest vornahm. Die Notwendigkeit war der beste Arzt. Frau Thekla hatte einen Plan.

Leo mochte sagen, was er wollte, der Junge war ihr! Sie hatte ihn unter dem Herzen getragen, sie hatte ihn mit Schmerzen geboren, sie hatte ihn genährt und von frühester Kindheit an gehütet. Was hatte er für das Kind getan? Es manchmal geliebkost, sich belustigt über seine Possierlichkeit, wenn ihm der Sinn danach stand, zu anderen Zeiten es links liegen lassen, je nach Laune. Und jetzt wollte er seine Vaterschaft geltend machen, behaupten, der Junge gehöre ihm zu; nicht aus Liebe, nur aus Rechthaberei, und weil er wußte, daß er mit dem Kinde das Herz der Mutter in der Hand halte.

Sie war entschlossen, sich ihr Kind zu erkämpfen. Wenn der Vater sich auf das geschriebene Recht der Gesetzbücher stützte, würde sie das lebendige Recht des Mutterherzens geltend machen. Bis zum Äußersten wollte sie gehen, wenn es nicht anders ging, krumme Wege einschlagen, fliehen, den Jungen entführen, ihn vor dem Vater verbergen! — Gegen die brutale Macht, gegen Vergewaltigung half schließlich nur List. Sie war in ihrer Verzweiflung zu allem bereit.

Aber dazu mußte man gesund sein. Sie nahm an sich selbst eine Kur vor, zwang sich zum Essen und Schlafen; bei schönem Wetter ging sie in den Garten.

Doktor Rink schrieb die Fortschritte, welche ihr Befinden machte, seiner Behandlung zu. Sie ließ ihn

bei dem Glauben. Eines Tages gestattete er, sie dürfe nun wieder mit ihrem Herrn Gemahl zusammen essen.

Leo war von ausgesuchtester Höflichkeit gegen seine Frau, als sie sich zum ersten Male nach ihrer letzten Auseinandersetzung wieder von Angesicht zu Angesicht sahen. Er traute dem Frieden nicht, wußte nicht genau, wie sie eigentlich zueinander ständen, und maskierte das durch Zuvorkommenheit.

Nach Tisch, als Thekla sich eben anschickte, in ihr Schlafzimmer zurückzukehren — sie fühlte, daß sie an der Grenze angelangt sei dessen, was sie ertragen könne —, bat er sie, noch einen Augenblick zu warten; er habe ein paar Zeilen an sie von seiner Mutter. Er holte das Schreiben herzu; die Mutter habe es einem Briefe an ihn beigelegt. „Ich wollte alles vermeiden, was dich erregen konnte. Und da ich nicht weiß, was meine Mutter an dich schreibt, hielt ich es für besser, den Brief vorläufig zurückzubehalten. Ich hoffe, du machst mir keinen Vorwurf daraus, Thekla; es war Rücksicht auf deinen Zustand!"

‚O, wie zartfühlend!' dachte sie, sagte „gute Nacht!" und ging mit dem Briefe auf ihr Zimmer.

Ihre Schwiegermutter schrieb:

„Meine liebe Thekla! Durch Leo höre ich, daß dein Befinden kein gutes ist. Ich bedauere das lebhaft für euch beide. Befolge nur die Ratschläge des Arztes recht genau; denn eine Mutter muß sich den Ihren gesund erhalten. Mit Gottes Hilfe wirst du — darum bete ich mit euch — bald wieder hergestellt sein.

Gleichfalls mit tiefem Bedauern erfahre ich, daß zwischen euch Meinungsverschiedenheiten bestehen; und wie ich aus dem Ernste von Leos Schreiben entnehme, sind diese keineswegs leichter Natur. Leo ist sehr nieder-

geschlagen infolge einer Auseinandersetzung, die er neulich mit dir gehabt hat.

Ich kann dir kaum sagen, liebe Thekla, wie peinlich mich diese Nachricht berührt hat! Ich weiß, daß Leo sonst nicht leicht etwas über seine Familienangelegenheiten äußert; und das ist nur recht von ihm. Auch mir liegt es sehr fern, mich in eure intimen Beziehungen zu mischen, aber ich fürchte, Leo verschweigt mir das Schlimmste; zwischen seinen Zeilen war manches zu lesen.

Sollte ich aber recht haben mit meinen Befürchtungen, ist es wirklich zwischen euch zu einem Bruche gekommen oder droht ein solcher, so ist es meine Pflicht, dir, Thekla, ein Wort der Warnung zuzurufen. Nicht als Schwiegermutter spreche ich, sondern als Frau zur Frau. Das eheliche Band zu lösen, ist unter allen Umständen ein Frevel; denn ‚was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden!‘ Es ist auch kein Segen dabei, für keinen Teil! Ich sehe das recht deutlich an Tessi. Glücklich kannst du nie wieder werden, wenn du das von dir wirfst, was ein Höherer dir als köstlichste Bürde fürs Leben auferlegt hat. Junge Frauen begehen sehr leicht den Fehler, daß sie sich einbilden, die Ehe sei dazu geschaffen, darin Befriedigung zu finden. Das ist ganz töricht und jugendlich hoffärtig gedacht! Wenn man älter wird, lernt man erst erkennen, daß uns der liebe Gott nicht in die Welt gesetzt hat, damit wir glücklich seien, sondern damit wir unsere Pflicht tun. Und die Pflicht des Weibes, wenn ihr Gott Mann und Kind geschenkt hat, ist, bei diesen auszuharren, unter allen Umständen! Der Platz der Frau ist an der Seite ihres Mannes; den Posten hat sie zu halten, bis Gott sie abruft. Ein schlechtes Weib, das ihn vorzeitig verläßt! Hast du dir deinen Mann etwa

nicht selbst erwählt? Du wußtest doch, was du tatest, als du zum Altar gingst, denn du warst damals kein Kind mehr! — In neunundneunzig von hundert Fällen ist die Frau der schuldige Teil. Ich meine nicht in jenem äußerlichen Sinne, wonach der Richter fragt; in einem tieferen Sinne ist die Schuld bei ihr zu suchen, indem es von Natur geordnet ist, daß die Frau die Treue wahren soll. Wenn der Mann die Treue bricht, so ist das schlimm, aber von seiten der Frau ist es widernatürlich! Was soll werden, wenn wir Frauen nicht aushalten?

Ich will nicht untersuchen, wo in eurem Falle die Schuld liegt; ich halte mich an dich, Thekla! Du hast das heilige Feuer zu wahren, das auf eurem Herde brennen soll. Wenn es ausgeht, so bist du die Pflichtvergessene gewesen. Vor Gott und Menschen stehst du gerichtet da. Überlege dir genau, was du tun willst! Die Reue, die einer übereilten Tat folgt, ist lang und bitter.

Ich schreibe das wahrlich nicht in Leos Sinne, ich schreibe es für dich; wahrhaft schmerzlich wäre es mir, zu erleben, daß du dein Leben ruiniertest. Denn darüber gib dich nur keinen Illusionen hin: Zufriedenheit und Ruhe kannst du nimmermehr finden oder gar den Frieden mit Gott, wenn du solches Unrecht an Mann und Kind begehen willst.

Gebe Gott, daß dir meine Zeilen zu Herzen gehen! Möge er dich erleuchten; ich lege alles in seine Hände.

Deine dir wohlgesinnte Mutter und Freundin

Irmgard."

* * *

Der Brief machte Eindruck auf Thekla. Zwar daß sie im Unrecht sei und Leo im Recht, davon hatte

sie auch das Schreiben ihrer Schwiegermutter nicht überzeugen können. Die alte Dame wußte ja nicht, was vorgefallen war, wie alles sich gesteigert hatte bis zu diesem Punkte; und selbst wenn sie es gewußt hätte, würde sie zu ihrem Sohne gestanden, ihm den Rücken gesteift haben.

Aber das, was sie von der „Treue" gesagt hatte, traf Theklas Gewissen. Man hätte der Exzellenz ja entgegenhalten können: dein Sohn kennt die Treue selbst nicht, die er fordert; er verlangt Hingebung und Selbstverleugnung und ist die Rücksichtslosigkeit in Person. Und trotzdem, diese Gründe wären nicht stichhaltig gewesen!

Es gab eine Treue im höchsten Sinne, die allein der Frau zu bewähren gegeben ist. ‚Was soll werden, wenn wir Frauen nicht aushalten?' Es war ergreifend, das von der Hand einer Frau geschrieben zu lesen, deren ausgesprochenste Eigenschaft Stolz war. Was für Erfahrungen mochten hinter einem solchen Satze liegen? Mit siebzig Jahren zog sie gewissermaßen das Fazit für ihr ganzes Geschlecht, und das lautete: wir müssen uns bescheiden, müssen das uns gefallene Los tragen bis zum Ende.

Und sicherlich hatte die alte Dame auch darin recht, wenn sie sagte, glücklich könne Thekla nie wieder werden, wenn sie ihren Mann verlasse. Ebenso fest stand freilich auch, daß sie es nimmermehr sein könne, wenn sie bei ihm ausharrte. Aber vielleicht kam es wirklich im Leben mehr darauf an, seine Pflicht zu tun, als glücklich zu sein.

O, es war schwer, das Augenmaß zu finden, in welchem diese Dinge betrachtet sein wollten!

Kummer und Schmerz hätte sie gern auf sich ge-

nommen, aber warum sollte Weib-sein durchaus bedeuten: Unrecht dulden?

Wenn man, wie sie, eine Reihe von Jahren mit einem Manne zusammengelebt hatte, dann war man nicht allein durch Gesetz und Sitte verbunden mit ihm, man war ineinander verwachsen durch tausenderlei Gewohnheiten und Beziehungen, ein Geflecht, das kaum noch entwirrbar schien. Es war etwas zwischen ihnen entstanden, das einen Namen nicht besaß: etwas Gemeinsames, zu dem jedes einen Teil seines Selbst hingegeben hatte, ein Einverständnis trotz aller Verschiedenheit des Empfindens. In Sprechweise, Manieren, Mienenspiel, Liebhabereien war das übergegangen. Er hatte ihr etwas eingeimpft von seinem Wesen. Es waren ja seine Kinder gewesen, die sie unter dem Herzen getragen hatte; und wenn die Zeit vieles auszulöschen vermochte, der Eindruck davon blieb, den trug man mit zu Grabe. Er war es, der in ihr das Weib befreit, das Mädchen zur Mutter gemacht hatte. Das, was er ihr gewesen, konnte nie und nimmer von ihr genommen werden. Er blieb in alle Ewigkeit der Mann, dem allein sie sich hingegeben hatte; ein Band der Vertraulichkeit, wie es kein zweites gab, bestand von ihm zu ihr. So liebte man nur einen. Wird solche Liebe verraten, dann kann keine Macht der Welt das wieder jung und grün machen, was verdorrt ist.

Frau Thekla würde, wenn es sich nur um eine Antwort auf den Brief ihrer Schwiegermutter gehandelt hätte, schon ein Wort gewußt haben, was sie ihren „Pflichten der Frau“ entgegensetzen wollte. Es gab auch eine „Ehre der Frau“.

Aber sie wußte zu genau, daß Leos Mutter das nicht verstehen konnte, und wenn sie es verstünde, daß

sie es nicht zugeben würde. So unterließ sie es denn, überhaupt zu antworten.

Leo Wernberg war zufrieden mit der Wirkung, die der Brief seiner Mutter auf Thekla hervorgebracht hatte. Er fand, daß er doch ganz geschickt operiert habe, indem er der alten Dame seine Beschwerden vortrug. Sie war ganz die Person dazu, so etwas ins Gleichgewicht zu bringen. Was sie an Thekla geschrieben habe, wollte er gar nicht wissen, da er den guten Erfolg sah. Man konnte mit Thekla nun wieder wie mit einer vernünftigen Frau verkehren; ihre Reizbarkeit war verschwunden, das Gewitter schien im Abziehen begriffen.

Übrigens hatten auch auf Leo die Erlebnisse der letzten Wochen Eindruck gemacht, tieferen sogar, als er es sich selbst eingestehen wollte. Das Wort „Scheidung" in Theklas Munde hatte ihm einen Schrecken in die Glieder gejagt, den er nicht so leicht verwinden konnte. Vieles, was sie gesagt hatte, mußte man ihrer Erregung zugute halten; aber es war auch ein Unterton darin gewesen, dessen Ernst bedenklich machen mußte. Das war diesmal nicht bloße Laune gewesen, „Hysterie"; ihre Verstimmung hatte viel länger gedauert als sonst. Und um sie zu beschwichtigen, hatte er zu dem außerordentlichen Mittel greifen müssen, seine Mutter zu Hilfe zu rufen. Sah das nicht fast danach aus, als sei er nicht Herr im eigenen Hause, als könne er allein nicht fertig werden mit seiner Frau?

Solche Szenen durfte man sich nicht wieder heraufbeschwören. Fürs nächste galt es, Thekla zu beruhigen, was etwa an Groll noch in ihr zurückgeblieben war, vollends zu besänftigen. In kleinen Dingen wollte er ihr gern nachgeben; man vergab sich ja damit nichts. Solches

Verhalten mußte sie ja schließlich wiedergewinnen. Er hätte die Frauen nicht kennen müssen!

Es wurde jetzt öfters zwischen ihnen vom Verreisen gesprochen. Sein Plan war eine gemeinsame Seereise, vielleicht ans Nordkap. Er schilderte ihr die Fahrt auf einem der großen Ozeandampfer in den anziehendsten Farben. Die Seeluft, meinte er, würde für ihren jetzigen Zustand das Heilsamste sein.

Frau Thekla wollte davon nichts wissen. Sie hatte längst gewählt. Schon seit Jahren war es im geheimen ihr Wunsch gewesen, mal wieder jenen Badeort in Süddeutschland aufzusuchen, wo sie als junges Ding mit Tante Wanda einige Sommermonate zugebracht hatte. In ihrer Erinnerung lebte dieser Platz als ein stiller, lauschiger Winkel, mit herrlichen Spaziergängen, von wenigen einfachen Kurgästen besucht. Das war der Ort, wie sie ihn in ihrer jetzigen Verfassung brauchte.

Leo gab ihr zu Liebe die Idee einer gemeinsamen Nordlandfahrt auf. Sie mochte ganz ihren Willen haben; nicht einmal Doktor Rink, sein Orakel, sollte sich einmischen dürfen.

Es wurde also entschieden, daß Thekla ins „Selzbad" reisen solle. Nun blieb nur noch zu bestimmen, was mit Gerd würde während ihrer Abwesenheit.

Auch hierfür hatte Frau Thekla ihren Plan fertig: Gerd sollte zu ihrer Mutter gehen. Leo wandte dagegen ein, daß der Junge auf diese Weise aus dem Unterricht herausgerissen würde. Thekla erklärte, das Fräulein, das ihn bisher unterrichtet hatte, sei bereit, Gerd zu begleiten. Auch ihre Mutter wäre davon verständigt, sie freue sich sehr auf den Enkelsohn.

Leo war überrascht; wie selbständig sie gehandelt und alles vorausbedacht hatte! Im Grunde war er

mit ihrer Einrichtung ganz einverstanden. Auch ihm paßte es schließlich ganz gut, wenn er den Jungen nicht die ganze Zeit auf dem Halse hatte. Man war auf diese Weise freier. Die Aussicht, mal wieder als Junggeselle zu leben, hatte ihr Verlockendes.

Erstaunlich geradezu, wie einig man jetzt war! Es schien das eine Bewahrheitung seiner Theorie, daß von Zeit zu Zeit auch in der Ehe ein Gewitter notwendig sei, um die Sonne darauf um so schöner leuchten zu machen. Leo war ordentlich übermütig bei dem Gedanken: wie gut sich die Dinge, die eben noch so kraus erschienen waren, schließlich gefügt hatten; er schrieb das natürlich seinem eigenen klugen Verhalten zu.

Frau Thekla betrieb ihre Abreise nach Möglichkeit. Der Boden brannte ihr hier unter den Füßen.

Ihre Mutter kam, um Gerd abzuholen; sie blieb ein paar Tage. Leo war von ausgesuchter Zuvorkommenheit gegen seine Schwiegermutter. Die Witwe, gutartig und leicht zu gewinnen, wie sie war, vergaß schnell sein früheres, wenig nettes Verhalten ihr gegenüber und tat das, worauf allein er spekulierte, Thekla gegenüber sein reizendes Wesen lobend hervorzuheben.

Am Abend vor ihrer Abreise ins Selzbad blieb Thekla noch spät auf. Hedwig war bei ihr im Schlafzimmer und besorgte das Packen. Es war ausgemacht worden, daß die Jungfer auf Urlaub gehen solle zu Verwandten, weil Frau Thekla ganz allein zu sein wünschte in der nächsten Zeit; selbst die Gegenwart dieses treuen Dienstboten wäre ihr zuviel gewesen.

Nachdem Hedwig ihrer Herrin noch das Haar durchgekämmt und für die Nacht geflochten hatte, wollte sie sich verabschieden. Das Mädchen weinte, als sie Frau Theklas Hand küßte.

„Aber Hedwig!“ sagte Thekla. „Es ist doch nicht für die Ewigkeit!“

„Ich denke immer, gnädige Frau, daß wir in dieses Haus nicht zurückkehren werden,“ sagte Hedwig und entfernte sich.

Ihre Rede berührte Thekla ganz wunderlich; auch ihr war es heute den ganzen Tag über gewesen wie ein Abschiednehmen für immer.

Hedwig war ja Pessimistin! Seit sie damals die Enttäuschung mit dem Postgehilfen gehabt hatte, sah sie die ganze Welt in dunklen Farben. Thekla hatte sie deshalb schon ihren „Unglücksraben“ getauft. Ob des Raben Voraussage diesmal recht behalten sollte?

Frau Thekla ließ sich auf ihr Bett sinken. Nicht in dieses Haus zurückkehren? — — War es nicht der geheimste, kühnste Wunsch ihrer Seele. Was anderes bedeutet es als: Freiheit? Wie oft hatte sie die Flucht im stillen als ihre letzte Rettung betrachtet! Aber würde sie den Mut dazu finden?

Sie sah sich um. Das hier war nun ihr Schlafzimmer, der Raum, wo ihre beiden Kinder das Licht der Welt erblickt, wo Agathchen sein kleines Leben ausgehaucht hatte. Ein Haus mit solchen Erinnerungen sollte sie verlassen? So etwas dachte man, aber man führte es nicht aus.

Sie würde wiederkommen. Die Bande waren zu fest, mit denen sie hier gefesselt war. Nach kurzem Anlaufe zur Freiheit würde sie zurückkehren, das Leben von neuem aufnehmen bei ihm, dieses Leben voll Schmach und Demütigung. Mit der Zeit würde sie es vielleicht erträglich finden, alt und grau werden an seiner Seite, von der Welt gepriesen als eine glückliche Frau; und vor sich selbst — — schrecklicher Gedanke!

Wie eine Gruft kam ihr das Zimmer vor, voll Moderduft. Hier lagen unzählige Leichen, ihre Hoffnungen, Illusionen, ihre Persönlichkeit mit allem, was aus ihr hätte werden können, langsam verfallend. Die Luft war schwer von erstickten Klagen, der Raum beengt durch die Anwesenheit unsichtbarer Dinge.

Hierher zurückkehren hätte bedeutet: sich lebendig ins Grab legen.

Als sie noch so kauerte und in die Nachtstille hinein sann, hörte sie mit einem Male Geräusch: seinen Schritt, den sie aus Hunderten heraus erkannt haben würde. In jähem Schrecken fuhr sie zusammen; sie hatte vergessen, die Tür zu verriegeln.

Leo trat ein, eine Kerze in der Hand. „Noch nicht ausgezogen? Ich dachte, du lägest längst im Bett!"

Sie musterte ihn mißtrauischen Blickes; was wollte er um diese Stunde bei ihr?

Er stellte das Licht weg und begann von alltäglichen Dingen zu reden. Wieviel Gepäck es wäre, und ob sie genug Geld habe. Sie wußte, daß das nicht der wahre Grund seines Kommens sei; dies zu besprechen, wäre morgen früh Zeit genug gewesen.

„Du hast mir immer noch nicht gesagt, Thekla, wie lange du im Selzbade zu bleiben gedenkst. Man möchte doch einen ungefähren Anhalt haben."

„Ich kann dir nur wiederholen, Leo, daß ich das selbst nicht weiß. Es kann sehr lange dauern — vielleicht. Ich will gesund werden; alles andere tritt davor zurück."

„Und wenn du gesund bist, dann schreibst du mir, mein Herzchen, nicht wahr? Dann darf ich dich besuchen?"

„Nein!" erwiderte sie schroff. „Ich will allein sein! Deutlicher kann ich mich doch nicht ausdrücken."

„Es wird sehr einsam werden für dich, Thekla! Du wirst mir's wieder sagen! Ich hoffe, wenn der erste Monat vorüber ist, wird sich dein harter Sinn erweichen. Denn es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!"

Er kam auf sie zu. „Meine Thekla!"

„Was willst du?"

„Du weißt doch — —"

„Laß mich! Die Zeiten sind vorüber."

„Das ist nicht dein Ernst, Herzchen! Wir sind noch jung. Du bist die Schönste, die Verlockendste noch immer! Du ahnst nicht, wie bezaubernd du sein kannst."

Mit jedem seiner Worte wurde ihr Gemüt härter. Die sprödeste Jungfrau hätte nicht entschlossener sein können, ihre Ehre verzweifelt zu verteidigen, als diese Frau es ihrem Manne gegenüber war.

„Es ist Nacht, alles zu Bett! Wir sind allein, meine Thekla! Laß mich nicht so lange bitten!"

Schmachtend sank er zu ihren Füßen nieder, umfaßte ihre Knie. „Thekla, meine Geliebte!"

Thekla verschränkte die Arme über ihm. Sie fühlte sich sicher. Und wenn er zehnmal stärker war als sie, anhaben konnte er ihr nichts; ihr Stolz, ihre Verachtung schützten sie. Wie Eis war ihr Leib, ihr Auge starr in die Ferne gerichtet. Was hatte sie mit dem da noch zu schaffen? Ihre Seele, ihre jungfräuliche Seele kannte ihn nicht. Tief in ihrem Inneren hielt sie ein goldenes Tor verschlossen, das nimmermehr sich auftun würde vor ihm. Einstmals hatte er alles besessen: Seele wie Leib; aber jetzt lag der Schlüssel dazu versenkt weit, weit draußen im Meere, viele tausend Meilen tief. Und sie selbst, wenn sie auch gewollt hätte, würde ihn nicht wiederfinden.

VIII.

Frau Thekla war seit Wochen im Selzbad. Einem Badearzt hatte sie sich nicht vorgestellt. Täglich trank sie einige Glas selbstbereiteten Kefirs, eine Kur, die ihr bereits einmal ausgezeichnet bekommen war. Im übrigen hielt sie sich so viel wie möglich im Freien auf, lief sich müde in den herrlichen Tannenwaldungen, die hier ringsum das Bergland bedeckten.

Sie hatte sich in einem ländlichen Häuschen eingemietet, das etwas abgelegen war von dem Kurhaus und den Brunnenanlagen. Seitdem Thekla vor Jahren mit Tante Wanda hier gewesen, hatte sich der Badeort wesentlich vergrößert.

Große Freude hatte Frau Thekla, als sie eines Morgens einen Brief empfing, auf dessen Umschlage ihre Adresse mit großen, unbeholfenen Buchstaben geschrieben stand. Gerd schrieb seinen ersten richtigen Brief. Trudel konnte schon mit dem großen Einmaleins rechnen, die Großmutter hatte ihm einen Ball und eine Peitsche geschenkt, und alle ließen grüßen. Das waren die wichtigen Nachrichten, die vier Seiten einnahmen. Und diese rührenden Buchstaben, eingeklemmt zwischen Bleistiftlinien, die ihm jedenfalls das Fräulein vorgezogen hatte! Der Mutter standen die Tränen in den Augen, sie küßte das Papier wiederholt. Den ganzen Tag ging sie umher, erfüllt vom Bewußtsein stillen Glücks. Gerd war doch der beste von allen; ihr goldener, einziger Junge!

Die Mutter schrieb ihr häufig. Daß sie von Gerd entzückt war, schien ja bei einer Großmutter selbstverständlich; aber sie lobte auch das Fräulein und die verständige Art, die sie mit dem Kinde habe. Vetter und Cousine: Gerd und Trudel, spielten reizend zu-

sammen, und mit den Seeheimschen Jungens messe er schon seine Kräfte. Es sei eine ganze kleine, muntere Gesellschaft zusammen. Thekla möge ihn nur ja recht lange da lassen. Dazu war Frau Thekla nur zu gern bereit. Sicherlich bekam es dem Jungen ausgezeichnet, mal unter anderen Kindern zu sein.

Zwischendurch kam ein Brief von Hedwig. Das Mädchen schrieb, sie habe eine große und sehr unbescheidene Bitte: ob die gnädige Frau nicht erlaube, daß sie ihren Dienst bei ihr wieder antreten dürfe. Sie vermöchte sich mit den Ihren — bei denen sie zu Besuch war — durchaus nicht zu stellen, sei vor Ärger schon ganz krank und melancholisch geworden. Ob die gnädige Frau sie denn gar nicht gebrauchen könne? — Frau Thekla antwortete umgehend, sie möge nur ja kommen.

Nach einigen Tagen trat Hedwig im Selzbade auf. Dem armen Dinge schien es daheim wirklich nicht gut ergangen zu sein; sie sah ganz elend und abgespannt aus. Frau Thekla ging mit ihr zu einem Arzt, der dem Mädchen Brunnen und Bäder verordnete und größte Schonung. Mit einem Male war das umgekehrte Verhältnis eingetreten zwischen den beiden; jetzt war es die Herrin, die ihr Mädchen pflegte und ihr manchen Handgriff leistete, den für gewöhnlich die Dienerin tat.

Frau Theklas Hoffnung, im Selzbad gänzlich von Bekannten verschont zu bleiben, sollte sich nicht erfüllen. Ein Fräulein von Wächtelhaus überfiel sie eines Tages. Zu ihrer größten Freude habe sie erfahren, daß Frau von Wernberg hier sei, erklärte diese ältliche Dame. Endlich ein Bekannter! Es seien ja außer ihnen gar keine anständigen Menschen hier. Schon hätte sie ans Abreisen gedacht, als sie Frau von Wernbergs Namen

in der Kurliste entdeckt habe. Nun werde sie natürlich bleiben.

Nichts Unangenehmeres hätte Thekla passieren können, als gerade diese Person hier zu treffen. Fräulein von Wächtelhaus gehörte dem Kreise der Hofgesellschaft an, der ihr am wenigsten sympathisch war. Als Schwester des Theaterintendanten spielte sie eine gewisse Rolle. Gleich ihrem Bruder pflegte sie die Medisance, besaß jedoch nur seine Geschwätzigkeit, nicht seinen Witz.

Eine solche Person zum täglichen Umgang zu haben, war eine höchst unerquickliche Aussicht. Thekla schützte Hedwigs Unwohlsein vor, das sie verhindere, an etwas anderes zu denken, als an die Pflege ihrer Jungfer. Der Vorwand war doch wohl etwas durchsichtig; man schien zu merken, daß man nicht gewünscht werde, und verabschiedete sich mit spitzem Gesicht.

Eines Tages entdeckte Hedwig, welche mangels anderer Beschäftigung die Kurliste zu studieren pflegte, einen ihr bekannten Namen. Sie überraschte ihre Herrin mit der Frage: „Hier steht ein Herr Bartusch; ob das vielleicht der Schwager ist von gnädiger Frau ihrem Herrn Bruder —?“

Thekla nahm ihr die Kurliste aus der Hand. Richtig, da stand unter den zuletzt angekommenen Fremden: „Gabriel Bartusch.“

Das war noch schlimmer als Fräulein von Wächtelhaus' Anwesenheit! Bei der Kleinheit des Badeortes würde man sich früher oder später doch wahrscheinlich treffen. Was dann?

Ob er seiner Gesundheit wegen hier war? Ob auch er bereits in Erfahrung gebracht hatte, daß sie am Orte sei?

Frau Thekla hatte nach Empfang dieser Nachricht die erste schlechte Nacht, seit sie im Selzbade war. Sie beschloß, noch vorsichtiger zu sein als bisher; in der Nähe des Brunnenplatzes wollte sie sich gar nicht mehr blicken lassen. Vielleicht konnte man doch ein Zusammentreffen vermeiden!

Trotzdem traf das, was Thekla fürchtete, sehr bald ein. Sie erging sich mit Hedwig im Walde, als sie einen Herrn von Gabriels Figur und Haltung auf sich zukommen sah. „Wir wollen hier links gehen!" sagte Frau Thekla zu der erstaunten Hedwig und eilte mit schnellen Schritten voran, ins Gebüsch hinein, machte erst Halt, als sie ganz sicher war, daß niemand folge.

Nun tat es ihr fast leid, daß sie ihm so aus dem Wege gegangen war. Würde er nicht tief gekränkt sein, wenn er sie etwa doch erkannt hatte?

Sie hätte das nicht tun sollen! Sah es nicht aus wie Mangel an Großmut, wie Herzlosigkeit, als wolle sie auf einen, der doch wahrlich bereits hart genug gestraft war, auch noch in häßlichem Eifer losschlagen? So würde er es auffassen, wie sie ihn kannte. Sie war wirklich bestürzt über das, was sie getan hatte, fühlte, daß es ihrer nicht würdig sei, schämte sich. Es war auch nicht einmal weise getan; eine ganz dumme Furcht hatte sie befallen.

Thekla beschloß, den Fehler wieder gut zu machen. Die Gelegenheit dazu bot sich bereits am Tage darauf. Auf dem Wege nach einer nahen Anhöhe sah sie einen Mann auf einer Bank sitzen, den sie, näher kommend, als Gabriel erkannte. Er hielt den Kopf gesenkt und zeichnete mit dem Stock Figuren in den Sand.

Ohne Zögern schritt sie auf ihn zu und machte vor ihm Halt. Er richtete das Gesicht empor, starrte

sie an wie eine Geistererscheinung. In seinen gram-vollen Zügen leuchtete es auf, blitzartig; er sagte nichts als ein halblautes: „Thekla!"

Sie war verwirrt; so stark hatte sie sich die Wirkung nicht gedacht.

Er hatte sich erhoben, verbeugte sich und griff dabei nach ihrer Hand. Sie entzog ihm die ihre schnell. Sofort sah sie die Wirkung in seinen Zügen; eben noch von Glück durchleuchtet, umwölkten sie sich. Er sah weg.

„Sie sind zur Kur hier, Herr Bartusch?" fragte Thekla.

„Wie man's will. Jawohl! Ich kann wohl sagen, ich bin zur Kur hier."

Es fiel ihr auf, wie schwach seine Stimme war. Man schritt gemeinsam in der Richtung weiter, die sie gehabt hatte.

„Und bekommt Ihnen Selzbad gut?"

„Wollen wir nicht von erfreulicheren Dingen sprechen, als von meinem Zustande?"

Der Pfad ging bergan, und es kam Thekla vor, als werde es ihm schwer, Schritt mit ihr zu halten. Sein Atem klang nicht gut; man brauchte übrigens nur seine Pergamentfarbe und die eingefallene Brust zu betrachten, um zu wissen, wie es mit ihm stehe. Sie mäßigte ihren Schritt.

Auf einmal machte er Halt. Thekla glaubte, er könne nicht mehr vorwärts, wollte ihn schon bitten, sie nicht weiter auf diesem steilen Wege zu begleiten. Aber er schöpfte nur Atem zum Sprechen.

„Warum sind Sie mir gestern aus dem Wege gegangen?" fragte er leise und blickte sie forschend aus dunklen Augen an.

„Ich bin hier meiner Gesundheit wegen, Herr Bartusch!“ erwiderte sie.

„Sie sehen aus wie das Leben selbst!“

„Es ist mir nicht gut gegangen im Frühjahr. Der hiesige Aufenthalt hat mich einigermaßen hergestellt. Ich wünsche die Erfolge meiner Kur nicht aufs Spiel zu setzen.“

„Sehr vernünftig gedacht! Aber, weiß Gott, ich begreife nicht, was Sie von mir befürchten könnten für Ihre Kur?“

Ihre Blicke kreuzten sich. Jetzt blieb Thekla stehen. „Gabriel!“ rief sie — der Name kam ihr ganz natürlich von den Lippen. „Es ist nicht recht von Ihnen, so zu sprechen! Sie wissen selbst ganz gut, welche Antwort ich Ihnen von Rechts wegen geben müßte. Sie wissen, wie wir beide zueinander stehen.“

„Das weiß ich eben nicht! Ja, das ist es gerade, was ich von Ihnen wissen möchte.“

„Dann muß ich sprechen: wir haben nichts miteinander gemein, Herr Bartusch, nicht das Geringste!“

„Nichts ist zuviel gesagt; denn zum mindesten haben wir miteinander die Erinnerung gemein. Und das ist viel; ja, in meinem Zustande ist die Erinnerung alles!“

Sie schwieg betroffen.

„Warum haben Sie mich denn vorhin angesprochen?“ fragte er. „Sie hätten mir doch ausweichen können wie gestern, leichter sogar!“

„Das will ich Ihnen sagen: es hätte so ausgesehen, als fürchtete ich mich! Mein gestriges Verhalten war sinnlos, ich wollte es wieder gut machen; darum sprach ich Sie an.“

„Wie Ihnen das ähnlich sieht!“ rief er in freudiger Erregung. „Sie wissen nicht, was Sie mir damit getan

haben! Ich habe sehr böse Stunden hinter mir seit gestern. Gerade vorhin war ich auf dem Tiefpunkt der Verzweiflung. Da standen mit einem Male Sie vor mir, Sie, an die ich die ganze Zeit über gedacht hatte. Ein Wunder!"

Es war zu sehen, daß er am Ende seiner Kräfte angelangt war. Er beugte den Oberkörper vor, preßte die Hand auf die Brust.

„Sie haben Schmerzen!" rief Thekla. Er nickte.

Unwillkürlich legte sie ihm die Hand auf den Arm. „Wir wollen nicht weiter gehen! Kann man denn nichts für Sie tun?"

Er blickte sie an, versuchte zu lächeln. Die Angst, die sich in ihren Zügen malte, tat ihm wohl. Wie lieb er in diesem Augenblicke sein Leiden hatte, da er sah, daß er ihr dadurch nahe kam!

„Wer sorgt denn für Sie?" forschte Thekla. „Sind Sie ganz allein hier? Haben Sie wenigstens einen vernünftigen Arzt?"

„Ach Gott, Ärzte! Meine Mutter hat mir bereits ein halb Dutzend davon auf den Leib gehetzt. Was soll mir das? Meine halbe Lunge, die nun mal weg ist, kann mir keiner ersetzen!"

„Das ist ja furchtbar!"

Mit Entzücken beobachtete er, daß ihr Tränen in die Augen traten.

„Ich habe keine Ahnung gehabt, daß es so schlimm steht mit Ihnen. Ella hat mir kein Wort davon gesagt!"

„Ich habe meiner Schwester nichts gesagt; sie würde sich geängstigt haben. Es ist in der Familie meiner Mutter; mein Großvater starb lungenkrank. Mir ist das Leben nie so wichtig erschienen, daß ich gewünscht

hätte, es zu verlängern. Die Menschen, die so ängstlich daran hängen, sind mir immer vorgekommen, als verdünnten sie künstlich den Trank, statt ihn in seiner ganzen herben Stärke mutig hinunterzuschlucken. Ich habe gelebt, intensiv gelebt, Gott sei dank! Bis mich die werte Obrigkeit zahm machte. Im Gefängnis habe ich Leute kennen gelernt, die wurden dort erst gesund, blühten ordentlich auf — wie manche Pflanzen im Schatten gedeihen —, aber das waren Kerls mit Hammelnaturen. Für mich sind die fünf Jahre hinter den Stäben Gift gewesen. Wo der bessere Teil meiner Lunge geblieben ist, weiß ich ganz genau."

Es war furchtbar, ihn das so ruhig feststellen zu hören. Aber Thekla wollte noch nicht alle Hoffnung für ihn aufgeben. Gabriel hatte immer Schwarzseherei getrieben. Er war doch noch nicht alt; sie konnte ihm sein Alter nachrechnen.

„Sind Sie denn hier am richtigen Platze?" fragte sie nach einer Pause. „Müßten Sie nicht vielleicht in ein südliches Land gehen?"

Mit einer gewissen Heftigkeit erwiderte er: „Das hiesige Klima bekommt mir gut. Ich bin sehr zufrieden, daß ich mich nach dem Selzbade gewandt habe."

Sie hatten inzwischen kehrt gemacht, näherten sich wieder der Bank, auf der er gesessen hatte.

„Ich wollte eigentlich auf den Berg," sagte Thekla und blieb stehen.

„Ich habe Sie von einem Ausfluge abgehalten!" erwiderte er mit einem Blicke auf Hängematte und Buch, die sie in der Hand hielt.

„Wenn Sie sich nur nicht zu sehr angestrengt haben! Ich mache mir Vorwürfe!"

„O, lassen Sie das! Die letzte halbe Stunde ist

wertvoller als ein ganzes Jahr. — Wann sehe ich Sie wieder?"

Thekla zögerte mit der Antwort.

„Vorhin haben Sie erklärt, Sie hätten keine Furcht vor mir," sagte er, nur gerade so laut, daß sie ihn zu verstehen vermochte.

Es war ein kurzer Kampf in ihr. „Morgen um diese Zeit, hier!" erwiderte sie und reichte ihm errötend die Hand zum Abschied.

Eine jähe Röte flog auch über seine Züge; die bleichen Lippen zuckten. Seine Augen dankten ihr.

* * *

Als sie am nächsten Tage auseinander gingen, fragte Gabriel: „Wann sehe ich Sie morgen?" Von da ab war es stillschweigend eingeführt, daß sie sich jeden Tag trafen.

Frau Thekla hatte eine schattige Allee für ihn ausfindig gemacht, wo man längere Zeit, ohne steigen zu müssen, geradeaus gehen konnte. Langsam schritten sie dort auf und ab; wenn sie ans Ende kamen, wo der Weg nach dem Kurplatz abbog, wurde umgekehrt. Die Allee war wenig begangen, da sie von den Heilquellen ablag; nur selten verirrte sich einmal ein Badegast mit seinem Becher hierher.

Gabriel suchte diese gemeinsamen Spaziergänge länger und länger auszudehnen. Als hege er geheime Angst, daß das Zusammensein nur von kurzer Dauer sein möchte, klammerte er sich an Theklas Gegenwart, wollte die Gelegenheit ausnutzen bis zum Äußersten.

Thekla fand, daß er sich im Grunde sehr ähnlich geblieben sei. In seiner Ausdrucksweise, in Blicken und Gebärden, in tausend kleinen Zügen fand sie den alten

Gabriel wieder. Nur weicher war er geworden und milder. Was sie früher schon immer geahnt hatte, wurde ihr jetzt zur Gewißheit: unter seinem absprechend schroffen Wesen schlummerte ein Kern von großer Zartheit. Ein Jammer war es, zu denken, daß das Leben die rauhe Schale nur noch stärker hatte wachsen lassen, und daß darüber der edle Inhalt nicht hatte zum Durchbruch kommen dürfen. Sie glaubte ihn nun ganz zu verstehen, ihren armen Freund; ein Mitleid ohne Grenzen erfaßte sie.

Alles, was sie jetzt noch für ihn tun konnte, war, ihn anzuhören. Er schien das Bedürfnis zu haben, sich mitzuteilen, war sehr offenherzig, beschönigte seine Vergangenheit nicht. Was der Priester dem Gläubigen ist, der durch die Beichte seiner Sünden genesen möchte, war Thekla ihm.

Ganz offen sprach er von dem traurigen Zerwürfnisse mit seinem Vater, ließ keinen Zweifel darüber, daß er jetzt, wo der Vater tot, aufrichtig bereue, damals so wenig kindlich gehandelt zu haben. Gern verweilte er in der Erinnerung bei seinem Aufenthalt in Südrußland; da habe er zeigen dürfen, was er könne, damals habe er Erfolge gehabt. Er lebte ordentlich auf, wenn er von der Tätigkeit sprach, die er dort entfaltet hatte.

Nur von einem Ereignisse seines Lebens sprach er niemals, von seinem Verhältnis zu jener Frau, die sein Verderben geworden war. Mit deutlicher Absicht umging er alles, was auf sie Bezug hatte. Thekla hütete sich, nach jenem dunklen Ereignis zu fragen, obgleich sie im stillen sich oft gerade damit beschäftigte. Hier lag ein Rätsel verborgen, das sie gern gelöst gesehen hätte. Der Mann, der neben ihr schritt, der

kränkliche, müde Mann mit den feinen Damenhänden, der empfindlich war, wie sie kaum einen anderen kannte, sollte eine arme, wehrlose Frau umgebracht haben!

Und eines Tages lüftete Gabriel auch darüber den Schleier.

Er hatte, als er in Kiew mit der Anlage einer großen Fabrik beauftragt war, ein junges Mädchen kennen gelernt, das ihm durch Erscheinung und Wesen von vornherein tiefen Eindruck machte. Maruschkas verstorbener Vater war eingewanderter Deutscher gewesen, die Mutter stammte aus dem niederen russischen Volke, war von großer Schönheit, aber ohne Bildung. Frühzeitig verwitwet, lebte sie in wilder Ehe mit einem armenischen Kaufmann. Es war das natürliche Bestreben des Paares, Maruschka, deren Anwesenheit ihnen lästig war, auf irgendeine Weise loszuwerden. Sobald sie mannbar ward, verkuppelte man sie an einen Juden, der sich bereit erklärt hatte, sie zu seiner Frau zu machen.

In dieser Lage lernte Gabriel das Mädchen kennen. Er war von tiefem Mitgefühl für das schöne Geschöpf ergriffen, das hier geopfert werden sollte. Sie schien großes Zutrauen zu ihm zu fassen. Es war Maruschka, die zuerst den Wunsch aussprach, zu fliehen, um dem verhaßten Bräutigam zu entkommen. Gabriel sah ein, daß es keinen anderen Weg gebe, sie zu befreien; denn das Mädchen war noch unmündig und ganz in der Hand der Ihren.

Er ließ alles im Stich, seine Arbeit, seine Stellung, seinen Erfolg, um des Mädchens willen, wandte sich mit ihr nach Deutschland.

In seinem Berichte fortfahrend, sagte Gabriel: „Ich wollte sie heiraten, das war meine feste Absicht, ob-

gleich ich mir nicht im unklaren darüber war, daß Maruschka vieles abging, was man an einer Lebensgefährtin sich hätte wünschen mögen. Ich habe sie sehr lieb gehabt. Sie war ein merkwürdiges Gemisch von Knabe und Weib. Von großer Kraft der Hingebung im Augenblick, eine Taube scheu und sanft, frisch wie ein hüpfender Gebirgsbach, wechselnd in Laune und Stimmungen, gleich Aprilwetter. Ein Stück Natur schien sie, ungebrochene Natur! Ich hatte den Plan, Maruschka zu erziehen. Das war die größte Dummheit, die mir beikommen konnte. Ein Wesen, wie sie, ist nicht zu erziehen, es lag etwas Unberechenbares in ihr. Sie war die Tochter ihrer Mutter; die slawische Unzuverlässigkeit steckte ihr tief im Blute. Mit Wind und Welle war sie verwandt, geschmeidig, jeder Kontrolle sich entziehend, ungetreu von Natur. Mir aber war es bitterer Ernst mit meinen Erziehungsplänen. Zurechtstutzen wollte ich sie mir nach meinen Bedürfnissen. Dagegen stemmte sie sich, nicht in offener Opposition — bewahre — in einem passiven Widerstand, der wiederum mich reizte und mich außer mir brachte. So verdarben wir uns gegenseitig das Leben."

„Ja, liebte Maruschka Sie denn nicht?" fragte Thekla.

„Ja und nein! Sie war eine von den Frauen, die man nie ergründet. Wie weit ihre Liebe zu mir echt gewesen ist oder nur ein Vorwand, um sich aus niederer Lage befreien zu lassen, weiß ich heute noch nicht, obgleich ich Zeit genug gehabt habe, darüber nachzugrübeln. Sie gab sich mit der Leidenschaft sensitiver Naturen hin, und doch besaß man sie niemals ganz; stets behielt sie sich ein Letztes vor. Ja, ich muß es aussprechen: Maruschka war hinterhaltig und unehrlich. Ihrer Liebe

lag, wie ihrem ganzen Wesen, ein Bodensatz von Unlauterkeit zugrunde. Für eine anständige Frau mag es schwer sein, so etwas zu begreifen; Maruschka war ein Naturell, das den Hauptreiz der Liebeslust darin fand, mehreren anzugehören. Sie hatte das Bedürfnis des Abenteuers. Das Geheiratet-werden war nicht ihr Ziel; ja, sie widerstrebte der Ehe geradezu instinktiv. — Ich vermag darüber jetzt so ruhig zu sprechen, weil ich Maruschka inzwischen verstehen gelernt habe. Es ist immer so bei mir gewesen; ich kann nicht bloß teilweise lieben! Ganz und gar hatte ich mich an dieses Mädchen verloren. Was sie war, verdankte sie mir; damit sie frei werde, hatte ich meine eigene Existenz aufs Spiel gesetzt. Sie, Thekla, die Sie meine Eltern kennen, müssen verstehen, was ich in den Augen der alten Leute durch diese Entführung geworden war. Und alles das zuletzt weggeworfen! — Ich will mich kurz fassen; den blutigen Abschluß dieser traurigen Geschichte kennen Sie ja so wie so! — Ich fand eines Tages einen Brief an Maruschka, den sie aus Unachtsamkeit offen hatte liegen lassen. Ich pflegte sonst nicht ihre Korrespondenz zu kontrollieren; aber hier machte mich die zärtliche Überschrift, die mir ins Auge fiel, stutzen. Mein Russisch langte so weit, daß ich den Inhalt entziffern konnte. Ich ersah daraus, daß sie mit einem Studenten in Zürich korrespondierte. Nun untersuchte ich ihre Sachen und machte die Entdeckung, daß sie außer von diesem auch noch von zwei anderen Männern Briefschaften aufbewahrte. Und einzelne Wendungen ließen mir keinen Zweifel, welcher Art ihre Beziehungen zu diesen Freunden gewesen waren. Ich hielt den Beweis für das Unglaubliche in Händen, daß ich von Maruschka betrogen worden war, von Anfang an. — Ich weiß

nicht, was in anderer Leute Adern fließen mag; in meinen fließt Blut. Ich griff zur Waffe und schoß sie nieder. Heute sage ich mir, daß sie dessen nicht mal wert gewesen ist. Ich hätte sie sollen fortjagen, statt mein Leben an ihr unwiederbringlich zu ruinieren!"

Es folgte eine lange Pause. Thekla stand ganz unter dem Eindruck seiner Erzählung. Das war freilich ganz, ganz anders, als sie es bisher gewußt hatte. Jetzt begriff sie, daß der Gabriel Bartusch, der neben ihr schritt, und der andere, der die blutige Tat begangen hatte, ein und dieselbe Person sei. Eine Schuldige hatte er getötet. Und war er vorschnell, hastig und jähzornig verfahren, war er mit seiner Tat weit über das Ziel gegangen, so hatte er dafür schwer genug gebüßt. Nein, er war kein Missetäter, eher ein Märtyrer.

Wie befreit fühlte sich Thekla, daß sie jetzt so von ihm denken konnte. Der Gabriel von ehemals, ihr Jugendfreund, war wieder hergestellt für sie. Vor der Welt mochte er gebrandmarkt dastehen, in ihren Augen war er gerechtfertigt, weil sie ihn wieder verstand.

Sie sah seinen Blicken an, daß er etwas erwarte von ihr: ein Wort des Trostes, ein Zeichen der Sympathie. War das nicht das Mindeste, was er von ihr verlangen konnte? Jahre hindurch hatte sie das Schlimmste von ihm geglaubt. Schwer hatte sie sich an der Freundschaft vergangen, als sie so leicht das Vertrauen in ihn fallen ließ.

Frau Thekla sagte das in einigen schlichten Worten, welche ihr ganzes inniges Mitgefühl zum Ausdruck brachten. Er nahm ihre Hand, drückte sie einen Augenblick an seine Brust und schluchzte.

*   *
  *

Niemals sprach Frau Thekla Gabriel gegenüber von ihrem Manne. Eher kam ihr noch der Name ihres Jungen auf die Lippen. Sie zeigte dem Freunde gelegentlich Gerdchens Briefe, die ihr Stolz waren, erwartend, daß Gabriel sich mit ihr daran freuen solle. Er hörte ihr schweigend zu, wenn sie strahlend von ihrem Liebling berichtete.

Gern wollte sie sich dem Freunde gegenüber zeigen in ihrem Glück, aber nimmermehr das Elend ihres Lebens ihm entschleiern.

Aber Gabriel hatte den scharfen Blick des Mißtrauischen. Er kannte Thekla von Jugend auf — nie war er einem ehrlicheren Menschenkinde begegnet —, hier zum ersten Male traute er ihr nicht. Sie war eben nicht groß in der Kunst der Verstellung. Immer mehr verdichtete sich sein Argwohn zur Gewißheit, daß sie unglücklich verheiratet sei. Und selten hatte ihm eine Erkenntnis mehr Befriedigung gewährt als diese.

Gabriel sprach gelegentlich über die Ehe ganz im allgemeinen. Er schien keine hohe Meinung von der Institution zu haben; in den meisten Fällen sei Ehe „Humbug".

Frau Thekla widersprach dem. Er fragte dagegen, ob sie leugnen wolle, daß unzählige Verbindungen der Mitgift zuliebe geschlossen würden, um Versorgung, Namen, Stellung und dergleichen zu gewinnen. In wie vielen Ehen, die nach außen den Anschein der schönsten Harmonie erweckten, herrsche Kälte, Widerwillen, Feindschaft; von den gröberen Formen der Untreue wolle er gar nicht sprechen.

Sie wollte das in solcher Allgemeinheit nicht zugeben; aber es war doch nur eine Art von Schein-

gefecht, welches sie führte. Mit deutlicher Befangenheit wiederholte sie das Behauptete, statt es zu belegen; wie jemand, der nicht alles, was er denkt, sagen darf, und der nicht zugeben will, daß er dem scheinbaren Gegner recht gibt. Sie versteifte sich schließlich darauf, daß die Ehe „geheiligt und gottgewollt" sei; unter keinen Umständen dürfe daran gerüttelt werden, weil sonst die ganze Weltordnung zusammenbrechen würde. Ohne sich dessen bewußt zu sein, gebrauchte sie fast dieselben Worte, die Leo gegen sie angewendet hatte.

Als habe er geahnt, von welcher Seite diese Argumente kämen, trat Gabriel dem mit höhnischem Eifer entgegen. Die Ehe etwas Geheiligtes, Gottgewolltes? — Ein Notbehelf war's der menschlichen Gesellschaft, wie Religion und Staat Notbehelfe waren, den Bürger im Zügel zu halten. Das solle man nur zugeben, aber nicht durch Heiligsprechung solchen höchst prosaischen Zweckmäßigkeitseinrichtungen ein gleißendes Mäntelchen umhängen. Geheiligt sei die Liebe, wie alles Natürliche, Ursprüngliche und Unverfälschte Heiligtum war. Ehe ohne Liebe sei eine schlechte Farce, sei Bequemlichkeit, widerliche Konvention, schlimmer als Konkubinat. Nur die Liebe gebe der Form den wertvollen Inhalt, sonst sei jeder Bund der Geschlechter, wenn zehnmal von Staat und Kirche gutgeheißen, weiter nichts als Heuchelei, Opportunismus, Unsittlichkeit.

Nicht immer war seine Laune so gallig und seine Rede so herb. Manchmal befand er sich geradezu in weicher, elegischer Stimmung, so daß man ihn kaum wiedererkannte. Das Leiden hatte ihn doch furchtbar mitgenommen, ihn mürbe und zahm gemacht. Er verwünschte seine Schwäche, konnte es aber nicht verhindern, daß ihm die Tränen kamen, wenn er von

seinem Elend sprach. Zu nichts sei er mehr gut, behauptete Gabriel; er wünsche sich den Tod.

Frau Thekla suchte ihm die schwarzen Phantasien zu verscheuchen. Allerhand freundliche Zukunftsbilder malte sie ihm vor; er werde gesund werden, wenn er sich nur halte. Sie fand, daß sich sein Aussehen schon gebessert habe; daß sie der Klang seines Hustens beunruhige, wagte sie ihm freilich nicht zu sagen. Von seinem Berufe sprach sie, versuchte, ihn dazu zu bewegen, daß er ihr von seinen Projekten erzähle.

Alles das hätte keinen Sinn für ihn, entgegnete er; zur Arbeit fehle ihm das Wichtigste: Gesundheit! Was nütze es, wenn er daheim sitze und die schönsten Risse und Pläne zu Papier bringe, da er sie doch nicht ausführen könne? — Nach seinem Unglück habe er nochmals einen großen Bau übernommen, eine Sache, die ihm am Herzen gelegen; aber mitten in der Arbeit sei er erkrankt. Er vertrage den dauernden Aufenthalt im Freien nicht mehr, das Messen, Anordnen, Überwachen bei jeder Art Witterung. Und was sei ein Baumeister ohnedem? Während seiner Niederlage hätte dann ein anderer seinen Plan ausgeführt. Seitdem habe er nichts wieder in Angriff genommen.

Es war für Frau Thekla selbst oft erstaunlich, welchen Raum nachgerade das Mitgefühl für den unglücklichen Freund in ihrer Seele beanspruchte. Ihr ganzes Tagesleben drehte sich eigentlich nur noch um ihn und sein Befinden. Es kam ihr vor, als liege darin eine Art von Fügung. War es nicht, als dulde das Leben nichts Unfertiges, Abgebrochenes. Ihr Verhältnis zu Gabriel war so etwas Unvollendetes gewesen. Welch ausgleichende Gerechtigkeit lag nicht darin, daß ihr jetzt endlich Gelegenheit gegeben wurde, ihm etwas zu sein.

Das Wunderliche dabei war, daß Gabriel mehr und mehr Gewalt über sie bekam. Er, kränklich und verbraucht, eine Ruine nur noch dessen, was er gewesen, übte eine Anziehung aus, die er, als er in Jugendkraft um sie geworben, nicht gehabt hatte. Ihr Mitleid wandelte sich allmählich in stärkeres Interesse an seiner Person. Sein Wesen erfüllte sie mit tiefer Sympathie. Gabriel begann jene unsichtbare Rolle in ihrem Denken und Empfinden zu spielen, die wir denen einräumen, welche wir lieb haben.

Es war ein Stück Jugend, das in ihr erwachte; mehr noch, es erwachte in ihr das Bewußtsein dessen, was hätte sein können, im Anblicke dieser gebrochenen Gestalt und dieses verfehlten Lebens. Es hätte nicht so kommen müssen; in ihre Hand war es einstmals gelegt worden, ihn zu retten.

Thekla wollte darüber nicht grübeln; damit war ihm nicht gedient. Nun, wo sich ihre Wege in so wunderbarer Weise noch einmal gekreuzt hatten, wollte sie ihm wenigstens alles gewähren, was sie ihm noch gewähren durfte.

Trotzdem dachte Frau Thekla hin und wieder ans Abreisen. Sie war nun schon an die zehn Wochen im Selzbad. Ihr Mann zwar drängte sie nicht, zu ihm zurückzukehren. Leos Postkarten enthielten nach wie vor weiter nichts, als Berichte über sein Befinden und den Wunsch, daß es ihr ebenso gut gehen möge wie ihm. Aber sie selbst sagte es sich, daß sie Hausfrau sei und Mutter, und daß sie eines Tages doch wieder in den Kreis ihrer Pflichten werde zurückkehren müssen. Auch ihre Mutter legte ihr diesen Gedanken nahe in ihren Briefen. Frau Sänger erinnerte an das, was ursprünglich ausgemacht worden war, daß Thekla nach

beendeter Badekur sich noch einige Zeit bei ihr und Arthur aufhalten solle, ehe sie mit Gerd zu ihrem Manne zurückkehre. Es sei nicht gut, meinte die Witwe, daß sie sich ohne Grund so lange den Ihren entziehe.

Die Mutter hatte ja ganz recht; aber konnte sie wissen, welche Pflichten die Tochter inzwischen hier gefunden hatte? — Der Entschluß, Gabriel zu sagen, daß sie ihn verlassen wolle, kam Thekla zu schwer an.

Aber einmal mußte es eben doch sein! Je länger man's hinausschob, desto schwieriger wurde es. Gabriel war ihr mehr geworden, als sie ihn jemals hätte blicken lassen mögen.

Und gar wenn sie daran dachte, wie ihre Zukunft sich gestalten würde, was ihrer daheim warte; das Demütigende, sich wieder hineinfinden zu müssen in das, was sie am liebsten geflohen hätte, sich schicken, sich beugen unter die Notwendigkeit. Die furchtbare Übergangszeit, nachdem man die herrliche Unabhängigkeit gekostet, ehe man sich wieder in das alte Joch gewöhnt haben würde. Wenn sie daran dachte, wollte ihr aller Mut versagen.

Das schlechte Wetter, welches jetzt eintrat, schien ihr die Abreise erleichtern zu wollen. Ihr Verkehr mit Gabriel wurde dadurch erschwert, ja nahezu unmöglich gemacht. In Regenmäntel gehüllt, mit Halstüchern und Schirmen versehen, mußten sie fortan ihre Zusammenkünfte abhalten.

Diese Art Wetter mußte ja Gift sein für Gabriel. Thekla bat ihn, im Hause zu bleiben; aber er wollte davon nichts wissen. Jeden Tag erschien er zum Rendezvous, und wenn sie einmal zu spät kam, dann fand sie ihn, mit vorwurfsvoller Miene ungeduldig auf und ab gehend, schon am Platze.

Frau Thekla sprach ihm eines Tages von einer Lungenheilstätte, wo eine ihr bekannte Dame Genesung gefunden habe. Wenn er es erlaube, wolle sie dorthin schreiben und um nähere Auskunft bitten für ihn. Im Winter müsse er dann nach dem Süden gehen.

Da sie, ganz von ihrem Plane eingenommen, lebhaft sprach, merkte sie nicht, wie sich sein Gesicht mehr und mehr verdüsterte. Erst als sie auf eine Frage keine Antwort erhielt, sah sie, was sie angerichtet hatte.

„Gabriel!" rief sie, „was ist Ihnen?"

„Sie wollen mich los sein!" sagte er gepreßt.

„Aber um Gottes willen, wie kommen Sie darauf?"

„Sie führen schon lange etwas gegen mich im Schilde!"

„Lieber Freund!" rief Thekla. Dann schwieg sie verzweifelt über so viel ungerechtes Mißtrauen.

„Ich weiß es," fuhr er fort. „Sie wollen nach Hause. Was bin ich Ihnen! Ich soll in einer Lungenheilanstalt untergebracht werden. Nach Italien, nach Afrika — nicht wahr? — Nur weit weg, recht weit weg, soll ich . . ."

Er wurde von einem heftigen Hustenanfalle unterbrochen. Thekla führte ihn zur nächsten Bank. Sie überlegte, ob sie dieses Gespräch weiterführen solle. Aber schließlich sagte sie sich, daß es zwischen ihnen klar werden müsse, ehe sich ein verhängnisvoller Irrtum bei ihm festsetze.

„Lieber Freund!" begann sie, neben ihm sitzend. „Wir müssen vernünftig sein. Daß es nicht für alle Zeiten so bleiben kann wie jetzt, wissen Sie so gut wie ich. Einmal müssen wir scheiden! Wozu sich dagegen verschließen? Sie müssen doch einsehen, daß ich Pflichten habe, die mich rufen."

Gabriel lachte auf; das Lachen ging in krampf-

artigen Husten über. Er hielt sich das Taschentuch vor den Mund. Als er erschöpft die Hand sinken ließ, bemerkte sie eine verdächtige Färbung auf seinen Lippen. Seit einigen Tagen schon hatte sie einen ganz bestimmten Argwohn gehabt; nun wußte sie, daß er Blut auswerfe.

„Gabriel, um Gottes willen!“ — Er vertilgte die verräterischen Spuren und versuchte zu lächeln.

„Warum haben Sie mir das verheimlicht?“ rief sie und rang die Hände.

Gabriel schwieg. Heimlicher Triumph leuchtete aus seinen Blicken, da er sie um seinetwillen so fassungslos sah. Tränen fielen ihr aus den Augen, die sie nicht verbergen wollte.

„Ich werde sterben!“ sagte er, sah sie dabei scharf an, auf den Eindruck begierig. Sie saß stumm und bleich, wie vernichtet.

Er fuhr fort, in ruhigem Tone: „Vor einem Vierteljahre ungefähr konsultierte ich auf Wunsch meiner Mutter einen großen Arzt, Spezialisten für Lungen- und Halsleiden. Der Mann war ehrlich genug, mir zu sagen, daß es bei mir Matthäi am letzten sei.“

„Hat er Sie hierher geschickt?“

Gabriel schwieg.

„Hat er Sie nach Selzbad geschickt?“

„Einmal müssen Sie's ja doch erfahren! Nein, Thekla, nach Selzbad hat er mich nicht geschickt. Ich sollte an die Riviera gehen und später nach Algier. Aber ehe ich diese Reise antrat, wollte ich Sie noch einmal gesehen haben, Thekla; ich wollte Abschied nehmen von Ihnen, verstehen Sie! — Da erfuhr ich, daß Sie hier seien. So, nun wissen Sie alles!“

Thekla schwieg lange. „Und Ihre Mutter?“ fragte sie dann.

„Meine Mutter ahnt nicht, daß ich hier bin. Ich schreibe ihr unter falscher Ortsangabe; meine Briefe gehen über Mentone. Kein Mensch, außer Ihnen, weiß, wo ich mich aufhalte.“

„Schrecklich ist das!“ sagte Thekla fast tonlos. „Ein großes, großes Unrecht!“ Auf einmal begriff sie, daß Gabriels Anwesenheit eine schwere Verantwortung bedeute für sie. Abermals war sie ihm zum Verhängnis geworden, abermals, ohne daß sie es gewußt und gewollt hätte. Noch tiefer waren die Schicksale nun verstrickt; wenn sie ihn auch aus ihrem Herzen verbannte, ihr Gewissen würde sie nicht mehr von ihm befreien. Er hatte sie zur Mitschuldigen gemacht.

„Machen Sie sich nur keine Vorwürfe, Thekla!“ sagte er, als habe er ihren Gedankengang erraten. „Mein Schicksal erfüllt sich, wie es sich erfüllen muß. Mir hätte auch der Süden nichts geholfen! Höchstens etwas länger gequält würde ich mich haben. Einsam gestorben wäre ich. Und jetzt weiß ich doch, daß ich nicht einsam bin. O, ich bin ja so glücklich! Und nicht wahr, Sie lassen mich nun nicht mehr allein —?“

IX.

Theklas Gatte hielt inzwischen allein Haus. Um wenigstens bei den Mahlzeiten Gesellschaft zu haben, aß er außer dem Hause, meist mit dem alten Wächtelhaus zusammen. Als aber der Sommer herankam und das herzogliche Hoftheater geschlossen wurde, ging auch der Intendant, wie alljährlich, auf Urlaub in ein bekanntes Nordseebad, von wo er dann im Herbst, mit neuen Anekdoten angefüllt, zurückkehrte.

Kein Spaß war's, so als einziger anständiger Mensch

zurückzubleiben. Alle Freunde und Bekannte waren in Bädern, Sommerfrischen oder auf Landsitzen. Lilly schickte ihm eine amüsante Postkarte nach der anderen aus Scheveningen. Aber es half nichts, er mußte aushalten. Er hatte es seinem Minister versprochen, der diesmal selbst auf längeren Urlaub gehen wollte.

Wernberg gehörte nicht zu den Leuten, die sich in der Einsamkeit glücklich fühlen; er brauchte zu seiner Unterhaltung Leute, war, wenn allein gelassen, ohne Einfälle, fühlte sich wie der Fisch auf dem Trockenen.

Es gab da ein paar junge Beamte, Leute aus guter Familie, mit denen er, in Ermangelung anderer Gesellschaft, neuerdings zu Mittag speiste. Diese jungen Herren waren natürlich gegen den Herrn Oberregierungsrat von größter Ehrerbietung und Zuvorkommenheit. Über solchen Anfängern die Sonne seiner Gnade scheinen zu lassen, war ja stets ein dankbares Geschäft; doch hatte der Umgang auch seine Schattenseiten. An ihren Vergnügungen konnte man unmöglich teilnehmen; höchstens durfte man ihnen mit diskretem Lächeln zuhören, wenn sie von ihren Abenteuern erzählten und mit ihren Eroberungen renommierten.

Als er eines Abends eine Ausfahrt unternahm nach einem nahen Vergnügungsplatze, traf Leo richtig seine jungen Freunde, jeden mit einem Fräulein am Arm. In solchen Augenblicken merkte man, daß man älter wurde. Wie gern hätte man da seine Würde abgelegt, um dafür etwas von den Freiheiten der grünen Jugend einzutauschen!

Es waren ungemütliche Abende. Zu Hause sitzen bei offenem Fenster, eine Importe nach der anderen rauchen und französische Romane lesen, bekam auf die

Dauer nicht gut. Die Importen wie die französischen Romane reizten den Appetit, sättigten aber nicht.

Und dazu die Sommerschwüle! Man kam auf die wunderlichsten Gedanken. Es war doch nichts mit dem Einsiedlerleben! Er hätte seiner Frau nicht auf so lange Zeit Urlaub geben sollen! Wenn die Ehe manchmal auch lästig erschien, an solchen Abenden sehnte man sich ordentlich nach ihrem süßen Joch.

In Gedanken trug er sich mit einem Briefe an Thekla. Er wollte ihr sagen, wie wenig nett es hier sei ohne sie, wollte ihr in komischer Weise das Tagesleben des Strohwitwers schildern, wie die Hausfrau an allen Ecken und Enden fehle; den Schluß sollte die verblümte Andeutung bilden, daß sie in seine Arme zurückkehren möge.

Wie sie erstaunt sein würde! Ob sie das von ihm erwartet haben mochte? Ob sie die Brücke betreten werde, die er ihr zur Versöhnung baute? Eigentlich, wenn sie vernünftig war, mußte sie doch einsehen, daß es so nicht weiter gehe. Diese ganze Verzürnung war eine Lächerlichkeit! Thekla konnte billigerweise nun ausgeschmollt haben. — Ja, er wollte einen netten Brief an seine Frau schreiben!

Während er noch darüber sann, kam ein Brief aus Scheveningen mit Lillys steiler Handschrift. Sie schrieb, daß sich ihre weiteren Sommerpläne zerschlagen hätten, da bei Bekannten, zu denen sie hatte gehen wollen, Scharlachfieber ausgebrochen sei; infolgedessen werde sie nach Hause zurückkehren. Sie habe eine große Bitte: ob er ihre Wohnung durch seine Leute etwas herrichten lassen wolle. Da ihre Eltern in der Sommerresidenz des Herzogspaares sich aufhielten, habe sie niemanden

anders, dem sie das anvertrauen könne. Sie sei zu jedem Gegendienste bereit.

Leo sprang vor Freuden in die Höhe, als er das las. Lilly kam! — Nun hatte die schlimme Zeit ein Ende. Etwas Besseres hätte er sich ja gar nicht wünschen können.

Sein Brief an Thekla blieb unter diesen Umständen ungeschrieben. Es erschien durchaus nicht nötig, daß sie Lillys Kommen sofort erfuhr; später konnte man's ja gelegentlich einfließen lassen. Theklas Heimkehr drängte nun auch nicht weiter; mochte sie nur ruhig einige Zeit im Selzbade verweilen. Er war ja nicht mehr allein.

Lillys Bitte, ihre Wohnung herrichten zu lassen, wurde prompt erfüllt. Leo nahm die Sache selbst in die Hand. Es bereitete ihm ein besonderes Vergnügen, das Abziehen der Möbel, Reinigen der Zimmer, Abstäuben und Aufstellen der Bilder und Nippes zu überwachen. Er war in den Sachen seiner Freundin ziemlich ebensogut bewandert wie in ihren Erlebnissen. Dann, nachdem alles in der alten Ordnung aufgestellt war, schmückte er die Wohnung eigenhändig mit Blumen, stellte Vasen auf und Schalen bis hinein in das Schlafgemach.

Lilly kam mit dem Nachmittagsschnellzug an. Leo ging nicht zum Empfang auf den Bahnhof, weil sie sich das verbeten hatte; nach solcher Reise sei man „verstaubt und überhaupt nicht in appetitlicher Verfassung".

Aber noch im Laufe des späteren Nachmittags erhielt Leo ein Billett, worin Lilly ihm schrieb: sie sei zu Tränen gerührt und bitte ihn zu kommen, den Duft seiner Blumen zu genießen, noch ehe sie verwelkt seien.

Leo Wernberg faßte das richtig als eine Einladung auf, sofort zu kommen. Er war fortan jeden Abend Lillys Gast.

Fräulein von Ziegrist lebte nicht allein, sie hatte des Dekorums wegen eine alte Französin bei sich, die bei Lillys Fürstin die Stellung einer Garderobiere innegehabt hatte, und die gleich der ehemaligen Hofdame von der Verstorbenen testamentarisch bedacht worden war. Bei Lilly, die ihr für ihre Dienste nur freie Station gab, stellte die Alte eine Art von Ehrendame dar. Das Verhältnis der beiden war sehr eigentümlich: sie pflegten sich in fließendem Französisch die gröbsten Malicen an den Kopf zu werfen. Trotzdem trennten sie sich nicht, weil sie einander bequem waren. Lilly brauchte jemanden zum täglichen Verkehr, an dem sie sich reiben konnte. Der Außenwelt gegenüber aber konnte man doch behaupten, daß man nicht ohne „Schutz" sei; das machte einen „mädchenhafteren Eindruck", als wenn man völlig allein gelebt hätte.

Lilly haßte den Gedanken, in jenes Alter zu kommen, wo die Männer ein nicht mehr junges Mädchen unhöflicherweise „alte Jungfer" nennen. Von ihrer Mutter war sie von Jugend an darauf dressiert worden, zu heiraten, womöglich reich und vornehm zu heiraten. Es hatte ihr auch nicht an Courmachern gefehlt, aber die Verehrer verwandelten sich nicht in Freier, vielleicht weil sie sich sagten, daß Pikanterie ein Heiratsgut von zweifelhaftem Werte ist.

Von allen Männern aber, die sie kennen gelernt hatte, war Leo Wernberg der einzige, für den Lilly etwas Ernsthaftes empfunden; ja um dieses Mannes willen hatte sie Herzenskummer gelitten. Es war die bitterste Enttäuschung gewesen ihres Lebens, daß er, nachdem er ihr zwei Winter hindurch den Hof gemacht, sie hatte sitzen lassen. Zwei Winter vergeudet in den besten Jahren, das will etwas heißen für ein heirats-

lustiges Mädchen! Und einige Jahre darauf tat er ihr auch noch den Kummer an, Thekla Lüdekind zu heiraten, ihre Jugendfreundin. Sie hatte das Gefühl Thekla gegenüber niemals ganz verloren, von ihr beraubt worden zu sein. Ihre, Lillys, Ansprüche auf Leo waren die älteren und einzig legitimen. Er war der Mann ihrer Wahl, von Anfang her für sie bestimmt.

Es erfüllte Lilly daher mit innigster Befriedigung, zu sehen, wie das Verhältnis dieser beiden sich mehr und mehr abkühlte. An eine wirkliche Neigung Leos für Thekla hatte sie niemals geglaubt, von vornherein annehmend, daß er nur um des Geldes willen heirate. Daß diese Ehe eines Tages auseinanderfallen müsse, stand für sie fest; höchst überflüssig fand sie es sogar, daß die Sache sich so lange hinzog. Im letzten Winter glaubte Lilly, es sei nun endlich so weit, daß der Riß sich zum Bruch erweitern werde; und abermals mußte sie erleben, daß es nach scheinbar unheilbarem Zerwürfnis zu einer Versöhnung kam zwischen den Eheleuten.

Leo Wernberg war Menschenkenner genug, um Lillys Absichten und Hoffnungen zu durchschauen; das tat seiner Vorliebe für sie jedoch nicht den geringsten Abbruch. Ihre Schwächen lagen klar vor seinen Augen, aber er war geneigt, diesen Schwächen gegenüber Nachsicht zu üben, waren es doch zumeist seine eigenen. Von allen Frauen, die ihm jemals begegnet, hegte er zu Lilly das natürlichste Zutrauen. Ihr gegenüber war er wahr, ehrlich und offenherzig, weil er sich von ihr in seinen Anschauungen verstanden und in seinen Handlungen gebilligt wußte. Das machte ihm diese Freundin so wertvoll und den Verkehr mit ihr so angenehm, daß er sich vor ihr hüllenlos zeigen durfte, ohne auf Mißverstehen oder gar Entrüstung zu stoßen.

Zum ersten Male in ihrem Leben hatte Lilly in diesem Sommer ihr Mädchentum ernsthaft zu verteidigen. Wenn eine Frau einen Mann gern hat — und Lilly hatte Leo gern —, so wird es ihr stets schwer werden, ihm die Besiegelung des höchsten Vertrauens, das es zwischen zwei Menschen geben kann, abzuschlagen. Alles schien darauf hinzutreiben: die Gelegenheit, die Einsamkeit. Kein Mensch im Hause außer der Französin, der das Äußerste das Selbstverständlichste war in der Liebe. Dazu diese schwülen Sommerabende, welche die Energie erschlafften und die Sinne heimlich anregten. Leo allabendlich bei ihr! Sie sah es seinen kühnen Blicken an, hörte es aus dem Tone seiner Stimme, fühlte es an dem verstohlenen Drucke seiner Hand, daß er sie begehre. Sie sog die ganze Wonne des Bewußtseins ein, daß ihr nachgestellt werde; endlich, endlich war das gekommen, was ihr das Leben bisher schuldig geblieben!

Aber dieses Mädchen verlor keinen Augenblick die Herrschaft über sich selbst; zu genau sah sie voraus, was kommen mußte, wenn sie sich dem Rausche hingab. Sie, die stundenlang vor dem Spiegel studierte, um sich so herzurichten, wie sie glaubte, daß sie ihm am besten gefallen würde, die eine Ampel eigens dazu in ihrem Boudoir hatte anbringen lassen, um einen ihrem Teint günstigen Lichteffekt zu erzielen, stieß den Mann, nach dem es sie verlangte, von sich, als er sie in seine Arme nehmen wollte.

Es kostete sie fast übermenschliche Anstrengung; aber sie hatte sich zu oft gesagt, daß sie, wenn sie ihr Ziel erreichen wolle, den Kopf nicht verlieren dürfe. Sie war nur unter einer Bedingung zu haben, und die hieß: Heiraten! Sprödigkeit war ihr wahrhaftig fremd; aber sie wußte, wie schnell der Mann gesättigt ist, wie

er sich da, wo er bequemen Sieg gehabt hat, leichten Sinnes abwendet.

Genau legte sie die Grenze fest, bis zu der er gehen durfte: Blicke waren frei, Worte erst recht. Es gab zwischen den beiden kaum ein Thema, über das sie nicht zu sprechen gewagt hätten. Mit einer einzigen Ausnahme vielleicht; und diese Ausnahme war gerade das, wovon zu sprechen Lilly am meisten gereizt hätte: die Auflösung von Leos und Theklas Ehe. Wie mochte er darüber denken? Wenn sie das hätte herausbekommen können! Ihn direkt fragen, ging doch nicht! Davor empfand Lilly, gerade weil sie ihm so vertraut war, eine gewisse Scheu. Und er selbst fing davon nicht an.

Sie versuchte daher seine Ansicht, die sie auf geradem Wege nicht erfahren konnte, auf Umwegen herauszubekommen. Mit Vorliebe sprach sie jetzt von Scheidungsgeschichten. Unter ihren Freunden und Bekannten waren mehrere, die diesen Weg beschritten hatten, um „einen Irrtum zu korrigieren". Lilly behauptete, daß die glücklich Geschiedenen nachher meist die zufriedensten Leute der Welt würden. Nach ihrer Darstellung wäre so eine Scheidung das einfachste und natürlichste Ding der Welt. Sie betrachtete es wie eine Kur, eine kleine, leichte Operation, der sich zu unterwerfen, es nur auf den Entschluß ankomme.

Leo wußte ja ganz genau, worauf sie abziele, tat ihr jedoch den Gefallen nicht, von seinem eigenen Falle zu sprechen. Dieses Versteckenspiel hatte etwas Pikantes für ihn. Er diskutierte ganz ernsthaft das Thema der Ehescheidung im allgemeinen, als handle es sich um die Prinzipienfrage und um weiter nichts.

Die Ehe sei geheiligt, und an dem Ehebündnis müsse festgehalten werden unter allen Umständen. Be-

sonders in den höheren Ständen sei das notwendig, schon um des Beispiels willen. Das gedankenlos leichtsinnige Eingehen und Auflösen von Ehen, wie es jetzt leider häufig vorkomme, wäre ein großes Unrecht, behauptete er.

Nichts konnte Lilly mehr verdrießen, als ihn so sprechen zu hören. Das war unmöglich seine wirkliche Überzeugung, so philisterhaft konnte Leo doch wirklich nicht denken!

Sie fragte ihn, wie es denn mit seiner Schwester Tessi gewesen sei, deren Scheidung er selbst so eifrig betrieben habe. — Der Fall sei ein ganz besonderer, meinte Leo, da habe es sich um groben Ehebruch gehandelt, um einen stadtbekannten Skandal. Wenn die Dinge bis zu diesem Punkte gediehen wären, sei Scheidung natürlich das einzig Mögliche. Er spreche mehr von den leichtfertigen Trennungen aus Laune, eines Einfalls, einer Phantasie wegen, aus gegenseitiger Abneigung oder wie die Prexerte sonst heißen mochten. Er halte es für durchaus gerechtfertigt, daß der Gesetzgeber zwingende Scheidungsgründe verlange. Und gar wenn Kinder da wären, dürfe nur ganz ausnahmsweise geschieden werden. Für so ein unglückliches Kind sei es doch zu schrecklich, nicht zu wissen, wohin es gehöre.

Lilly war wütend. Wenn er nun gar noch von den Kindern anfing, dann wußte man gar nicht, was man ihm erwidern solle. Er schien doch fester an dieser Ehe zu hängen, als sie es für möglich gehalten hätte.

* * *

„Was würde wohl Thekla sagen, wenn sie uns hier so beisammen sähe?“ sagte Lilly, als sie eines Abends in ihrem kleinen Boudoir sich einander gegen-

über befanden. Sie lag auf einer Chaiselongue, angetan mit einem spitzengarnierten Teagown von matter Kupferfarbe, dem ein Pariser Schneider den raffiniertesten Sitz gegeben hatte. Er, im leichten grauen Sommeranzug, war damit beschäftigt, eine Ananas, die er mitgebracht hatte, kunstgerecht zu schälen und in Scheiben zu zerlegen.

„Pah!“ machte Lilly und schnippte mit den Fingern, als er nicht antwortete. „Höchstwahrscheinlich würde sie sittsam erröten! Jedenfalls gönnte sie uns den Spaß nicht. Ich sehe ordentlich ihre moralische Entrüstung.“

„Lilly, Sie sind nicht gerecht gegen meine Frau, sind es nie gewesen,“ erwiderte er. „Ihr seid zu verschieden geartet, um einander zu verstehen.“

„O, was das betrifft, wir Frauen kennen uns! Zudem genieße ich seit einer ganzen Reihe von Jahren den Vorzug, mit Thekla bekannt zu sein. Sie ist gar nicht so ohne jeden Arg. Aber ich weiß schon, sie hat so was im Wesen, so was Taubenhaftes; es gibt keinen Mann, der darauf nicht hereinfiele. Schon die Kandidaten in der Schule verliebten sich rettungslos in sie. Diese scheinbaren Lämmer sind im Grunde die allerraffiniertesten.“

„Thekla Koketterie nachsagen wollen, ist einfach lächerlich!“

„Mein Bester, bedenken Sie, daß ich Ihre Frau von der Schule her kenne! Sie ist heute genau das, was sie damals war, als wir halblange Kleider trugen. Rot wurde sie bis hinter die Ohren und schlug die Augen nieder bei der geringsten Kleinigkeit; aber wenn die Gymnasiasten ihr auf der Straße nachguckten, machte es ihr Spaß wie jeder anderen. Ich habe diese alberne Zimperlichkeit nie ausstehen können! Die richtige

empfindsame deutsche Frau ist sie! Alles unanständig finden, immer entrüstet über den lieben Nächsten, dabei selbst . . ."

„Nein, so sollen Sie nicht von meiner Frau sprechen, Lilly! Alles Ernstes! Ich will das nicht hören!"

Lilly kehrte sich nicht an seinen Ernst, sie war nun mal im Zuge.

„Ich werde Ihnen was erzählen, Leo! Schon als Schulmädchen hat sie geflirtet mit einem jungen Menschen, der im selben Hause mit Lüdekinds wohnte. Später haben sie sich geschrieben; Rendezvous hat sie ihm gegeben. Durch Jahre hat sich die Sache hingezogen. Und wenn es noch ein anständiger Mensch gewesen wäre, aber mit einem ganz gewöhnlichen . . ."

„Wenn Sie die Geschichte meinen mit einem gewissen Bartusch, über die bin ich unterrichtet. Thekla hat sie mir selbst erzählt. Die ganze Sache ist sehr harmlos gewesen. Darüber sich jetzt noch aufregen wollen, wäre geradezu geschmacklos!"

Leo war mit dem Zerlegen der Ananas fertig und bot sie ihr an. Lilly lehnte ab — ans Essen dachte sie jetzt nicht. — Sich von der Chaiselongue erhebend, fragte sie lauernd: „Wenn ich Ihnen nun sagte, Leo, daß sie noch immer mit dem Menschen Beziehungen unterhält, was würden Sie dann tun?"

„Auch das weiß ich schon!" erwiderte er gelassen. „Er hat sie vor einiger Zeit mal auf der Straße angeredet. Sie sagte mir das pflichtschuldigst sofort wieder. Mir war's natürlich sehr unangenehm. Man hat so wie so leider gewisse Beziehungen zu dem Menschen durch meinen Schwager — Sie wissen ja! Ich habe Thekla instruiert, wie sie sich zu verhalten hat, wenn er sie wieder belästigen sollte. Die Sache ist fatal;

aber den Schlaf meiner Nächte lasse ich mir dadurch nicht rauben."

Statt der Antwort brach Lilly in ein ausgelassenes Gelächter aus.

„Ich sehe nicht, was es dabei zu lachen gibt!" meinte Leo ärgerlich.

Lilly erhob sich und ging zu ihrem Schreibtisch; sie öffnete ein Fach und kramte darinnen.

„Weshalb ist Thekla eigentlich nach Selzbad gegangen?" fragte sie zwischendurch.

„Ihrer Gesundheit wegen."

„Sie sind doch viel naiver, als Sie aussehen, Leo! Wissen Sie, was dieser ganze Aufenthalt im Selzbad, der nun schon ein Vierteljahr dauert, zu bedeuten hat? Sie gibt sich dort Rendezvous mit diesem famosen Herrn Bartusch, von dem wir eben sprachen."

„Unsinn! Das hätte sie mir längst geschrieben!"

„Abgekartetes Spiel! Seit Wochen stecken sie zusammen. Täglich treffen sie sich; und daß sie bei ihren Zusammenkünften nicht beten werden, kann man wohl annehmen."

„Woher haben Sie das?"

„Gabi Wächtelhaus hat mir's geschrieben. Sie ist einige Wochen im Selzbad gewesen. Ihr ganzer Brief ist voll davon."

„Klatscherei! Auf Gabi Wächtelhaus gebe ich nicht so viel!"

„Lesen Sie mal erst den Brief, dann werden Sie anders urteilen, mein armer Leo!"

Wernberg nahm den Brief und las. Sehr bald trat der von Lilly erwartete Erfolg ein. Er stampfte erregt mit dem Fuße auf. „Ich glaube, Thekla ist nicht bei Troste!"

„Da haben Sie ihre tugendhafte Frau! Vorigen Winter, als ihr der schöne Niky in allen Ehren den Hof machte, hat sie sich angestellt, wer weiß wie! Aber hier, ein Herr mit solchen Antezedenzien, eine Art Räuberhauptmann, ihr Amoroso! — Sie hat eben niemals Geschmack besessen, die gute Thekla."

„Glauben Sie, daß die Geschichte schon weit herum ist, Lilly?"

„Beinahe anzunehmen! Gabi Wächtelhaus hat eine große Korrespondenz, und ihrem Bruder, bei dem sie jetzt ist, wird sie's ganz sicher erzählt haben."

„Verdammt! Das ist so gut, als ob es alle Welt wüßte! Ein netter Skandal! Ich begreife Thekla nicht; es sieht ihr so gar nicht ähnlich!"

„O, ich wundre mich gar nicht!"

Er durchmaß das Zimmer mit großen Schritten. „Ich muß nach Selzbad reisen! Es bleibt mir gar nichts anderes übrig!"

„Wollen Sie diesen Herrn Bartusch vielleicht fordern? Das würde sich doch wohl kaum lohnen. Ich würde Ihnen raten, Leo, schreiben Sie einfach an Thekla: Sie gratulierten ihr zu ihrem Glück und überließen sie dem Manne ihrer Wahl. Verdient hat sie das!"

„Nein, nein, nein! So geht das nicht! Gabi Wächtelhaus kann übertrieben haben. Ich muß mich mit eigenen Augen überzeugen!"

„O, Sie sind köstlich!" rief Lilly höhnisch. „Sie werden sich bei Ihrer Frau erkundigen, ob sie Sie hintergeht — nicht wahr? Und wenn Thekla das mit moralischer Entrüstung abgeleugnet hat, dann werden Sie um Verzeihung bitten, daß Sie so was hatten annehmen können; und alles wird bleiben, wie es gewesen ist."

„Ich weiß, was ich zu tun habe!“ erwiderte er auffahrend.

„Ich bin gespannt auf das Resultat! Ob Sie endlich mal den Mut finden werden, zu tun, was Sie schon längst hätten tun sollen.“

„Den Mut, wozu?“

Lilly zögerte einen Augenblick. Dann sagte sie, ihm dabei kühl ins Auge blickend: „Sich von Ihrer Frau scheiden zu lassen!“ Endlich war es heraus.

Leo sah sie groß an.

X.

Gabriels Zustand hatte sich verschlechtert. Frau Thekla bekam eines Morgens ein paar Zeilen von ihm durch die Quartierwirtin überbracht, worin er ihr mitteilte, er fühle sich zu schwach, um sich zu erheben, ob es nicht möglich sei, daß sie ihn aufsuche.

Thekla war eben damit beschäftigt, an die Seinen zu schreiben. Nachdem Gabriel ihr gestanden hatte, was der eigentliche Anlaß seiner Reise nach Selzbad gewesen, hielt sie es für ihre Pflicht, seiner Mutter und Ella Mitteilung davon zu machen, wo er sich aufhalte. Die Verantwortung, allein um sein Geheimnis zu wissen, schien ihr unerträglich.

Diese Briefe waren nicht leicht zu schreiben. Wie sollte sie es den Seinen begreiflich machen, welche Rolle sie selbst dem Kranken gegenüber spiele. Sollte sie erklären, daß es sein eigener, von ihr gänzlich unbeeinflußter Entschluß gewesen sei, nach Selzbad zu kommen; und wenn sie das erklärte, sah es nicht aus, als wolle sie sich reinwaschen?

Der Brief an Frau Bartusch lag fertig vor ihr,

an dem für Ella bestimmten schrieb sie noch, da kam der von Gabriel gesandte, mit Bleistift geschriebene Zettel.

Thekla schwankte; sollte sie auch das noch für ihn tun? — Durch die Briefe, die sie eben geschrieben, war es ihr recht zum Bewußtsein gebracht worden, wie leicht mißzuverstehen ihre Lage Gabriel gegenüber sei. Vorsichtiger und weiser war es auf alle Fälle, wenn sie seine Bitte ablehnte. Sie brauchte ja nur einfach zu behaupten, daß sie aus irgend welchen Gründen gezwungen sei, nach Hause zu reisen; dann ging sie der ganzen Schwierigkeit aus dem Wege.

Aber dann sah sie wieder Gabriels vergrämtes Gesicht im Geiste vor sich, seinen flehenden Blick, hörte seine rührende Bitte, daß sie ihn nicht allein lassen möge. Was war solchem Elend gegenüber der äußere Schein? Sollte sie einen Freund verkommen lassen aus Angst vor törichtem Klatsch? Lag hier nicht wirkliche Not vor, Not des Leibes und noch tiefere der Seele? — Dieser Mann brauchte sie, wie nie zuvor ein Mensch ihrer bedurft hatte. An dieses Krankenlager rief sie die Pflicht, eine höhere Pflicht als die, ängstlich um ihren Ruf besorgt zu sein.

Sie kleidete sich also zum Ausgehen an, besorgte unterwegs ihre Briefe und begab sich nach Gabriels Wohnung.

Sie fand den Zustand des Kranken schlimmer noch, als sie nach seinen Zeilen hätte erwarten können. Er war geschwächt durch den fürchterlichsten Husten. Was er in den letzten vierundzwanzig Stunden ausgestanden haben mochte, konnte sie nur ahnen.

Dazu war er schlecht versorgt. In dem Hause wohnten noch andere Kurgäste, die Wände waren dünn; schon hatte sich eine Partei beklagt über den „wider-

wärtigen Husten“ des Kranken. Die Quartierwirtin wäre den einzelnen Herrn gern los gewesen, da sie fürchtete, er könne ihr die anderen Gäste vertreiben. Das Zimmer, in welchem er lag, war klein und jeder Bequemlichkeit bar. Mit dem schnellen Blicke der Frauen für derlei Dinge erkannte Thekla, daß der Staub hier seit Tagen nicht gewischt und daß die Bettwäsche alt sei.

Sie sorgte zunächst dafür, daß Ordnung und Sauberkeit hergestellt werde. Die Wirtin hatte ihren Gast bisher nicht besonders hoch eingeschätzt, weil er wenig Gepäck mitgebracht und gänzlich ohne Anhang war. Jetzt, wo sie sah, daß eine vornehme Dame sich um ihn kümmerte, stieg er bedeutend in ihrer Achtung. Es fand sich, daß sie noch ein besseres Zimmer frei habe, wo die Gefahr, daß der Patient durch seinen Husten anderen lästig falle, nicht bestand.

Frau Thekla beaufsichtigte selbst die Aufstellung eines bequemen Bettes, überließ aber anderen den Transport des Kranken in sein neues Asyl, da sie glaubte, daß ihm ihre Anwesenheit hierbei peinlich sein werde. Dann ging sie zu demselben Arzt, den sie bereits für Hedwig konsultiert hatte, holte ihn an das Lager des Freundes.

Der Doktor war ein richtiger Badearzt; die längste Zeit seines Lebens hatte er in Selzbad zugebracht, war nur eingerichtet auf die Leiden, für welche seine Quellen angeblich Heilung brachten. Alle anderen Krankheiten war er geneigt, für unerlaubt anzusehen. Seine Entrüstung war daher groß, einen Patienten vorzufinden, der von Rechts wegen gar nicht hierher gehörte. Ein Kehlkopfschwindsüchtiger im Selzbad! Der Doktor schüttelte ungehalten den Kopf. Womöglich starb der

Mensch hier, und verdorben war dann das Renommee des ganzen Bades! Er schrieb etwas auf zur Linderung des Hustenreizes und sagte zu Thekla: leider sei der Herr nicht transportfähig, sonst würde er ihn unbedingt haben fortschaffen lassen.

Thekla war nun doppelt froh, an seine Mutter geschrieben zu haben. Aus dem, was der Arzt hatte durchblicken lassen, kam sie zu der traurigen Einsicht, daß es hier zu Ende gehe. Gabriels Verhalten konnte sie nur in dieser Befürchtung bestärken. Der Kranke lag, nach Atem ringend, mit unnatürlich gerötetem Gesicht in seinen Kissen; mit verkrampften Fingern zog er die Bettdecke an sich. Er sprach wenig. Eigentlich wiederholte er nur immer die Bitte, daß Thekla nicht von ihm gehe.

Frau Thekla entschloß sich, die Nacht bei ihm zuzubringen. Ihm diesen Wunsch abzuschlagen, fühlte sie sich nicht fähig.

Sie sprach mit der Wirtin, die ihr Bettschirm, Nachtlampe und Armstuhl zu verschaffen versprach. Nun wollte sie nur noch in ihre Wohnung gehen, um Hedwig mitzuteilen, was sie vorhabe, und sich mit bequemen Kleidern für die Nachtwache zu versehen.

Beim Fortgehen versicherte sie dem Kranken, spätestens in einer Stunde werde sie wieder bei ihm sein.

* * *

Inzwischen hatte Leo Wernberg seinen Plan, nach dem Selzbad zu reisen, ausgeführt. Die Wohnung war schnell ausfindig gemacht; er traf jedoch nur Hedwig zu Hause an.

Die Jungfer erschrak nicht wenig, als sie den Herrn so plötzlich auftauchen sah. Er fragte das Mädchen in

kurz angebundener Weise aus, wo die gnädige Frau sei. Hedwig wußte ganz gut, zu wem ihre Herrin gegangen sei, aber verdutzt durch das schroffe Auftreten Wernbergs wagte sie nicht, es zu sagen. Sie hielt es, wie Dienstboten, wenn sie ratlos sind, gern tun, für das Beste, zu lügen, behauptete: die gnädige Frau sei vor kurzem ausgegangen, um noch einen kleinen Spaziergang zu machen.

Wernberg sah dem Gesichte des Mädchens die Verwirrung an; er beschloß, hier zu bleiben und zu warten, denn irgendwann mußte seine Frau ja doch wieder nach Hause zurückkehren, um so mehr, als die Dunkelheit nicht mehr allzu fern war.

Er setzte sich in den bequemsten Stuhl, den er in dem Quartiere auftreiben konnte, und zündete sich eine Zigarre an.

So verging eine Stunde. Ob die gnädige Frau oft so spät des Abends auszugehen pflege, fragte er Hedwig, die ihm die Lampe brachte. Hedwig antwortete verlegen: die gnädige Frau müsse jeden Augenblick zurückkommen. Sie hatte inzwischen einige Worte auf einen Zettel geschrieben und durch einen Boten an ihre Herrin geschickt.

Wernberg setzte eben die zweite Zigarre in Brand, als Thekla endlich kam. Er erhob sich nicht, sie zu begrüßen, blieb in seinem Stuhle sitzen und blickte sie forschend an.

„Du machst deine Spaziergänge zu einer merkwürdigen Tageszeit!" sagte mit deutlichem Hohn. „Ist das Selzbader Mode?"

„Ich war nicht zum Spazierengehen aus!" sagte sie scheinbar ruhig.

„Deine Duenna behauptet das!"

„Hedwig hat dich belogen, ganz unnötigerweise. Was ich vorhatte, brauchte das Tageslicht nicht zu scheuen. Ich war bei einem Kranken."

„Bei einem Kranken? Sieh mal an! Darf man den Namen wissen? Eine Badebekanntschaft vielleicht?"

„Nein, ein alter Freund; ich könnte sagen: mein ältester Freund. Es ist Gabriel Bartusch!"

„Hm — nun möchte ich bloß wissen, bist du nicht völlig klar bei Verstand, oder bist du so schamlos geworden; kurz, hat sich in deinem Kopfe etwas verschoben?"

„Er ist schwer krank, hat keinen Menschen hier."

„Diese Krankheit des Herrn scheint mir zu der Kategorie von Finten zu gehören, wie sie mir vorhin Hedwig vormachen wollte. Vorläufig glaube ich dir kein Wort."

Thekla zuckte die Achseln. „Wenn du mich mit meiner Jungfer auf eine Stufe stellst, dann ist es wohl unnütz, weiter zu reden."

Nach einer Pause fragte Leo: „Seit wann ist er hier?"

„Fünf, sechs Wochen kann es sein."

„Hast du ihn oft gesehen?"

„Täglich!"

Er fuhr halb aus seinem Stuhle auf, starrte sie verdutzt an. Es lag so etwas kalt Entschlossenes in ihrem Wesen! Sie erschien ihm geradezu unheimlich. Ganz, ganz anders hatte er sich diese Begegnung im Geiste ausgemalt; einen Triumph hatte er zu feiern gedacht.

„Du wunderst dich, daß ich dir davon nichts geschrieben habe," fuhr Thekla fort. „Vielleicht hätte ich es tun sollen. Jedenfalls wäre es klüger gewesen! So

sieht es fast aus, als hätte ich dir etwas Unrechtes zu verbergen. Aber schließlich bist du selbst daran schuld, wenn ich dir das nicht schreiben wollte."

„Ich —?"

„Ja du! Denn ich konnte sicher sein, daß du mich nicht verständest, daß du meinem Verkehr mit Gabriel Bartusch eine niedrige Auslegung geben würdest, wie du es ja in Wirklichkeit auch tust."

„Das muß ich sagen!" rief er und sprang auf seine Füße. „Ist so etwas erhört? Eine Frau verkehrt wochenlang mit einem fremden Manne. Ihr seid zusammen gesehen worden in größter Intimität. Schließlich brüstest du dich noch damit! Ich soll alles in schönster Ordnung finden, nicht wahr? — Nein, meine Liebe, vorläufig trägst du noch meinen Namen! Es ist mir nicht gleichgültig, wie du dich aufführst. Die Leute zeigen mit Fingern auf dich. Mit Recht würde man mir Schlappheit vorwerfen, ließe ich mir das bieten! Ich bin hier, um ein ernstes Wort mit dir zu reden. Du bist außer Rand und Band geraten, mein Kind! Man muß dir den Kappzaum anlegen! Morgen früh um sieben Uhr geht ein Zug. Du hast jetzt Zeit, mit deinem Mädchen zu packen; kannst auch versuchen, noch ein paar Stunden zu schlafen. Ich werde in diesem Stuhle hier die Nacht zubringen. Morgen nachmittag sind wir zu Hause. Das weitere wird sich dann finden."

Er setzte sich wieder, machte sich in erheuchelter Ruhe mit seiner Zigarre zu schaffen, die ausgegangen war. Thekla in Hut und Umhang, wie sie von draußen hereingekommen war, stand ihrem Manne gegenüber, ließ die Augen nicht von ihm.

„Was stehst du da und stierst?" rief er ihr zu. „Es ist so, wie ich sage; morgen früh reisen wir. Hast

du noch Rechnungen zu bezahlen, so kann das per Post geschehen. Rufe Hedwig und fangt an!"

„Ich reise nicht mit dir!" sagte Thekla.

„Höre, Thekla, ich möchte dir doch raten . . ."

„Du kannst mich nicht zwingen!"

„Meinst du?" Er sprang auf und stellte sich drohend vor sie hin. „Allerdings kann ich dich zwingen, und ich werde es tun! Siehst du, so . . .!"

Dabei faßte er ihren Arm und schüttelte sie mit aller Gewalt, bis er selbst gänzlich außer Atem war. „Siehst du, so! Und es kann noch besser kommen!"

Thekla ließ keinen Schmerzenslaut hören, obgleich er ihr den Arm nahezu ausgerenkt hatte. Totenbleich blickte sie ihn fest an. „Willst du mich nicht auch ins Gesicht schlagen, Leo?" fragte sie mit einer ihr selbst fremden, rauhen Stimme.

Er hatte bereits den Arm erhoben, aber ihr Anblick entwaffnete ihn. In ihrer Haltung lag etwas, das ihn zur Ohnmacht verdammte. Er knirschte mit den Zähnen, sein Gesicht verzerrte sich, schwer atmend stand er vor ihr.

Sie glättete sich das Haar, brachte ihre Kleidung in Ordnung. Keine Wimper zuckte. Äußerste Gefaßtheit lag in jeder ihrer Bewegungen.

„Wirst du reisen oder nicht?" fragte er keuchend.

„Nicht mit dir!"

„Mit wem?"

„In einigen Tagen werde ich reisen, allein. Ich habe an Gabriels Mutter geschrieben; sie kann jeden Tag hier eintreffen. Eher verlasse ich den Kranken nicht. Und wenn ich dann reise, ist es nicht zu dir, sondern zu meiner Mutter."

„Weißt du, daß das Scheidung bedeutet?"

Thekla stand an der Tür, die Hand auf der Klinke, und antwortete: „Ich glaube, Leo, wir sind längst geschieden."

XI.

Thekla nahm ihre Nachtwache an Gabriels Lager wieder auf. Leo blieb nicht länger im Selzbad als bis zum Morgen; unverrichteter Sache kehrte er nach Hause zurück.

Auch den nächsten Tag und die Nacht darauf brachte Thekla in Gabriels Pflege zu. Sie sagte sich, daß schnell getan werden müsse, was man ihm noch Liebes antun wolle. Schon erkannte er sie zeitweise nicht mehr, war sich nicht immer klar, wo er sich befinde und was mit ihm vorgehe. Sein Schlaf war voll wilder Phantasien.

Am folgenden Tage kam Frau Bartusch. Thekla holte sie an der Bahn ab, um sie unterwegs in alles einzuweihen, was sie wissen mußte. Der Kranke selbst hatte die Mitteilung, daß seine Mutter komme, mit Gleichgültigkeit aufgenommen.

Frau Bartusch brachte nicht jene Gefaßtheit mit, die am Lager Schwerkranker unerläßlich ist. Nicht einmal dem Todeszeichen auf dem Angesicht ihres Sohnes gegenüber vermochte sie ihre Empfindlichkeit zu unterdrücken. Sie war gekränkt, daß er ihr seinen Aufenthalt verheimlicht hatte, und benutzte das Wiedersehen dazu, ihm bittere Vorwürfe zu machen.

Thekla sah zu ihrem Bedauern, daß die Mutter den Kranken, statt ihn aufzuheitern, nur errege und entmutige. Trotzdem mußte sie ihr die nächste Nachtwache überlassen, da sie selbst von den Ereignissen der letzten Tage völlig erschöpft war.

Ihre eigenen Angelegenheiten drängten zu einer Entscheidung. Was Leo tun würde, wußte sie nicht; nur so viel schien ihr wahrscheinlich, daß er nunmehr Scheidung plane. Gern hätte Thekla mit ihrem Bruder darüber gesprochen, was sie für Schritte zu tun habe, um ihre Rechte zu wahren. Schon deshalb wollte sie ihre Abreise beschleunigen.

Als sie an jenem Morgen bei Gabriel saß, während die Mutter das Krankenzimmer auf einen Augenblick verlassen hatte, griff er plötzlich nach ihrer Hand und flüsterte, hastig, indem er sich umsah, als fürchte er Lauscher: „Diese Nacht war zu furchtbar. Geben Sie mir lieber Gift! — Bleiben! — Nicht gehen, nicht gehen!"

Thekla blickte ihm traurig in die Augen. „Mein lieber Freund . . ." begann sie. Aber er ließ sie nicht ausreden, setzte sich mit ungewohnter Energie im Bette auf und sagte: „Ich werde nur wenige Tage leben, das weiß ich jetzt. Sie haben noch ein langes Leben vor sich, Thekla. Wollen Sie mir davon nicht die paar Stunden schenken?"

Wie fielen vor einer solchen Bitte ihre Pläne in sich zusammen!

Er verbarg das Haupt in die Hände, sagte leise vor sich hin: „Ich fürchte den Tod nicht; ich weiß, er ist Erlösung. Aber das Sterben fällt schwer, wenn einem das Glück gelächelt hat."

Thekla blickte weg; er war ihr zu rührend. Sie fürchtete sich, ihm zu antworten, der verräterischen Tränen wegen.

Er schob sich näher an sie heran, zog ihre Hand an seinen Mund und küßte sie. Thekla sah in sein bartumrahmtes, geisterhaft blasses Angesicht, darin das

einzig Lebendige die großen, leuchtenden Augen schienen. So schaute er flehend zu ihr empor.

„Sieh mal, Thekla," flüsterte er. „Ich habe dich geliebt, als wir noch Kinder waren und seitdem immer — immer! Du hast nichts von meiner Liebe wissen wollen; ich mache dir keinen Vorwurf! Es war eben so! — Aber jetzt, wo ich sterbe, gehörst du mir. Siehst du denn nicht, daß das der Ausgleich ist? — Bleibe bei mir, Thekla!"

Sie nickte; sprechen konnte sie nicht. Die Tränen flossen ihr über die Wangen.

„Versprichst du's?"

Statt der Antwort strich sie ihm mit sanfter Hand über das Haar. Befriedigt, mit dankbarem Blick, legte er sich zurück, völlig von Kräften.

Nun war es entschieden, daß Thekla blieb. Sie entschloß sich, an Arthur zu telegraphieren; er wurde gebeten, samt Ella schleunigst zu kommen.

Sie selbst zog in das Haus, in welchem der Kranke lag. Dort war inzwischen reichlich Platz geworden; denn sobald es sich herumgesprochen hatte, daß hier ein Sterbender sei, waren sämtliche Gäste mit deutlich kundgegebener Entrüstung ausgezogen. Arthur und Ella, die am Tage darauf ankamen, fanden daher unter dem nämlichen Dache Platz.

In den Nächten phantasierte der Sterbende viel, am Tage lag er in einer Art von Halbschlaf. Kam er einmal zu wachem Bewußtsein, dann sah er sich im Zimmer um, mit unruhigen Augen, als suche er jemanden. Friede kam erst wieder über seine Züge, wenn er Thekla neben seinem Lager fand. Um seine eigenen Anverwandten kümmerte er sich wenig; kaum daß er ihre Fragen hier und da mit einem müden Worte beantwortete.

Seitdem ihre Tochter da war, hatte Frau Bartusch endlich das, was sie brauchte: jemanden, dem sie vorlamentieren durfte. Noch immer konnte sie sich nicht darüber beruhigen, daß eine fremde Frau sie von dem Sterbelager ihres Sohnes verdrängt habe. Ja, in mütterlicher Eifersucht war sie geneigt, jener überhaupt die Schuld an Gabriels Zustand zuzuschreiben.

Thekla kam so gut wie gar nicht dazu, mit Arthur über ihre eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Die Nähe des Todes gab das Gefühl, daß selbst die wichtigsten Dinge unbedeutend seien und aufgeschoben werden könnten.

Während einer Nacht noch hatte der Sterbende schwer zu kämpfen. Niemand von den Seinen ging zu Bett. Gegen Morgen verfiel er in lindernden Schlaf.

Als sie sah, daß er ruhig atmete, begab sich Thekla in ihr Zimmer, um sich auszuruhen. Sie lag noch keine Stunde auf ihrem Bette, unausgekleidet, um jederzeit zur Hand zu sein, als Ella hereingestürzt kam und ihr zurief, sie solle sofort kommen; es gehe zu Ende.

Thekla eilte hinüber. Die Seinen umstanden das Lager.

Als sie eintrat, richtete er mit übermenschlicher Anstrengung den Oberkörper auf. Ella und seine Mutter wollten ihm behilflich sein; er schob unwillig ihre Hände von sich. Starr war sein Blick auf das eine Gesicht gerichtet; alles übrige schien vor ihm versunken.

Er hatte sich emporgerafft bis auf die Knie. So hielt er sich für einige Augenblicke mit gefalteten Händen, einem Büßer vergleichbar, mit hagerem Leibe und wildem Haar, der zu einem Heiligenbilde betet. Das Auge funkelte weißlich aus seiner dunklen Höhle, seine trockenen

Lippen begannen sich zu regen, ohne einen verständlichen Laut hervorzubringen.

Dann begann er zu schwanken, griff mit den Händen um sich. Thekla fing ihn auf, langsam sank er in ihren Armen zurück, ein Lächeln glitt über seine Miene, wie ein letztes Erkennen. Die Brust hob sich noch einige Male im Krampf, Thekla fühlte es in seinen Händen, die die ihren preßten, wie ein starkes Zucken. Darauf streckte sich der Körper, und die großen Augen starrten glanzlos ins Leere.

Kein fassungsloser Schmerz wurde an der Leiche laut. Frau Bartusch fand Beruhigung in dem Gedanken, daß ihr Sohn noch im letzten Augenblicke seine Gedanken auf das ewige Heil gerichtet hätte, indem er versucht habe, ein Gebet zu sprechen. Sie behauptete, ganz deutlich die Bitte um Vergebung von seinen Lippen vernommen zu haben. Niemand widersprach ihr.

Thekla hatte sich zurückgezogen. Sie wollte nicht länger Zeuge sein der Gespräche, die im Nebenzimmer geführt wurden. Sie wußte, daß niemand von den Seinen den Abgeschiedenen jemals verstanden habe; sie verstanden ihn nicht einmal in seinen letzten Worten. Ja, um Vergebung hatte Gabriel gebetet; aber an wen das Gebet gerichtet gewesen, das wußte sie allein.

Um seiner Seele Heil hatte Thekla keine Sorge. Wenn da drüben den Guten eine Seligkeit vorbehalten war, dann würde er ihrer teilhaftig werden. Seine Schuld wog nicht schwerer als die anderer. Zeitlebens in der Irre zu gehen, war sein menschliches Geschick gewesen. Gott würde ihn verstehen, wenn es die Menschen nicht konnten, würde in Gnaden dieses Herz aufnehmen, um seiner großen Liebe willen.

Als Thekla sich überzeugt hatte, daß niemand mehr

bei der Leiche sei, ging sie in das Sterbezimmer zurück. Einmal noch wollte sie ihrem Freunde gegenüberstehen, allein.

Er lag mit gefalteten Händen. Die Frauen hatten ihm ein Gesangbuch dazwischen gelegt. Thekla mußte lächeln, als sie bedachte, was er dazu wohl gesagt haben würde! — Dann versenkte sie sich in seinen Anblick. Gabriel sah jünger aus, die Züge wirkten weicher, freier und friedlicher; alles Gespannte und Harte war daraus gewichen.

Sie empfand nicht die geringste Scheu vor dem Toten. Dicht trat sie heran, legte die Hand auf seine beiden gefalteten.

Wie vieles hätte sie ihm sagen wollen! Für was alles hätte sie ihn um Vergebung bitten mögen! Für ihre Blindheit, Hartherzigkeit und Untreue. Ein reicher Schatz von Liebe war hier verloren, weil sie ihn verworfen hatte, törichtes Mädchen, das sie gewesen. Sie war seine Schuldnerin; hier endlich gestand sie es, wo es ihm nichts mehr frommte. Ja, hier durfte sie ihm noch mehr sagen: daß sie ihn liebe. Lange hatte er um sie geworben, nun endlich fiel das Siegel von ihren Lippen, nun endlich gewährte sie dem toten Manne das Größte, was sie zu vergeben hatte: ihr Herz.

Sie beugte sich über ihn und drückte einen Kuß auf seine Stirn.

* * *

Gabriel lag erst wenige Stunden tot, als Thekla ein mit „Eilbrief" bezeichnetes Schreiben von ihrer Mutter erhielt. War Gerd etwas zugestoßen? Sie riß den Umschlag hastig auf.

Frau Sänger schrieb, eben sei Leo dagewesen und

habe den Jungen weggeholt. Ob Thekla davon wisse? Sie habe aus dem Schwiegersohne nichts herausbekommen können über Anlaß und Zweck dieser merkwürdigen Maßregel. Er hätte nur erklärt, daß er es für wünschenswert erachte, den Jungen bei sich zu haben. Sein Auftreten wäre von ungewohnter Schroffheit gewesen. Gerd sei weinend dem Vater gefolgt. Was das alles vorstelle? Sie habe Angst.

Thekla hatte merkwürdigerweise mit der Möglichkeit, daß Leo sich des Jungen bemächtigen könne, nicht gerechnet. Sie verstand auch jetzt noch nicht, was er damit bezwecke; aber es erschreckte sie aufs äußerste.

Sie eilte zu Arthur, dem sie den Brief zu lesen gab. Arthur erklärte: Wernbergs Absichten seien nur zu klar; er wolle sich für den bevorstehenden Scheidungsprozeß eines Pfandes versichern. Man könne daraus schließen, daß er mit der Forderung auftreten werde, das Kind zugesprochen zu erhalten.

Thekla, die eben noch an Gabriels Sterbelager die größte Selbstbeherrschung an den Tag gelegt hatte, stand völlig ratlos. Arthur redete ihr beruhigend zu. Vorläufig sei noch nichts verloren. Wenn sich auch Leo jetzt des Jungen bemächtigt habe, so könne er von Rechts wegen gezwungen werden, ihn wieder herauszugeben. Es komme alles auf den Gang des Prozesses an, und was er zutage fördern werde.

Aber gerade vor diesem Prozesse hatte Thekla die größte Furcht. Sie kannte nicht das Gefühl des Vertrauens, das den Mann beseelt, der sich in seinem Rechte weiß. Sie war voll Mißtrauen gegen die Irrgänge und Spitzfindigkeiten der Rechtswege. Daß sie vor göttlichem und menschlichem Tribunal Leo gegenüber im Rechte sei, davon war sie durchdrungen; ob sie aber ihm gegenüber

mit ihren guten Forderungen auch durchdringen werde, das schien von Bedingungen abhängig, die nicht in ihrer Hand lagen, die sie nicht einmal zu berechnen vermochte.

Arthur versprach, sich ihrer Sache anzunehmen, als sei sie die seine. Er war voll Kampflust; hatte er doch mit seinem Schwager Wernberg eine alte Rechnung zu begleichen! Er begann das „Material zu sichten", wie er sich ausdrückte, forschte Thekla aus, ob ihr Mann ihr stets die eheliche Treue gehalten habe und so weiter. Thekla bekam einen Vorgeschmack von dem zu kosten, was der Scheidungsprozeß für Anforderungen an sie stellen würde.

Zum Schluß gab Arthur seiner Schwester den Rat, jetzt zur Mutter zu reisen und ihr alles zu erklären. Von Wichtigkeit sei es, daß die Familie unter sich einig sei. Er werde dorthin nachkommen, sobald Gabriels Begräbnis, das in Selzbad stattfinden sollte, vorüber sei. Dann werde es Zeit sein, sich nach einem tüchtigen Rechtsanwalt umzutun.

Thekla sah ein, daß der brüderliche Rat gut sei. Am Abend dieses Tages saß sie bereits im Schnellzuge.

Selten ist der Mensch so zur Nachdenklichkeit angeregt wie bei solch einsamer Nachtfahrt. Ist es der Rhythmus der Bewegung, das Gefühl, wie im Blitz über weite Flächen zu fliegen, ist es die Nacht draußen mit ihren rätselhaften Formen und Lichtern, sind es all diese Eindrücke zusammen, die jene seltsame Wirkung hervorbringen? Der Geist ist wacher wie sonst, in großen Zügen bewegen sich die Gedanken; es ist, als sei die Seele der Alltagsschwere entfesselt, als bewege sich das Denken ohne Hindernisse frei über Zeit und Raum.

Thekla saß in ihrer Ecke mit weit geöffneten Augen. Passagiere kamen und gingen, sie merkte es kaum. Eine

Dame fragte sie, ob der Vorhang über die Lampe gezogen werden dürfe. Natürlich! Es war ihr alles recht.

Das Stampfen der Räder unter ihr glich einer dumpfen Begleitung zu ihren Gedanken.

Wo kam sie her, wo flog sie hin? Es war, als ob sie herausgerissen sei aus allem, was zu ihr gehört hatte; als ob sie kein Haus, keine Familie, nichts mehr besitze, als ob sie ruhelos fortan durch die Welt zu wandern habe, ein armer, heimatfremder Passagier! — Was hatte sie denn noch, dessen sie wirklich sicher gewesen wäre? Ein paar Gräber am Wege, das war ihr ganzes Eigentum.

Wie der Gedanke an den stillen, bleichen Mann, über den sich der Sargdeckel noch nicht geschlossen hatte, sie zurückversetzte in alte Zeiten! Glücklich war man doch nur als Kind! Glücklich war man nur, so lange man unbewußt lebte. Von dem Augenblicke an, wo man nachzudenken, etwas zu hoffen, etwas zu erstreben begann, fing all das Unglück an. Denn das Leben hielt ja doch keine von all den vielen Versprechungen, die es einem in der Jugend verschwenderisch zuwarf. O, das Leben war ein unberechenbares, sinnloses, falsches Ding! Es zeigt einem allerhand Ziele, Güter, Schönheiten. Den Schimmer davon im Auge, achtete man nicht auf den Weg, bis man sich in einem Irrgarten wiederfand. All die Sterne, die einem vorher gewinkt hatten, waren verschwunden. Und man war nicht allein in der Irre gegangen; andere hatte man ahnungslos verlockt zum Folgen. Alle fanden sich wieder, und keiner konnte in der Dunkelheit nun Führer sein. Zwist entstand unter den Wegegenossen, drohend erhoben sich Hände, die hätten leiten sollen, einen in noch tieferes Elend zu stoßen.

Und dann zerreißt plötzlich ein Vorhang; hell leuchtet ein Stück Vergangenheit durch die Lücke. Das ist das Land, das du verlassen hast, das ist das Glück, das dir bestimmt gewesen. Nun liegt die Kluft der Zeit zwischen dir und deinem Eigentum. Du siehst dich selbst da drüben stehen, möchtest dir zurufen: gehe dort. Irrtum über Irrtum! Es ist zu spät, du bist den falschen Weg gegangen, der dich zum Anfange zurückgeführt hat. Jetzt stehst du an der nämlichen Stelle, älter an Jahren, klüger, gewitzigter, aber geschwächt im Hoffen. Du stehst mit Schuld beladen, mit Erfahrung beschwert, im Glauben schwach.

Alles kommt einmal zum Austrag. Das Leben läßt eine Summe von Handlungen und Gedanken auflaufen zu einer langen Rechnung; dann wird von unsichtbarer Hand ein Strich darunter gemacht, und man steht bestürzt vor einem Fazit, in dem kein Posten fehlt. Dabei ist alles mit rechten Dingen zugegangen; nachträglich sieht man, wie es so hat kommen müssen.

Weiter sauste der Zug und sang zu Theklas düsteren Gedanken die passende Grundmelodie. Gespenstisch aus der Dunkelheit auftauchend und wieder verschwindend, flogen Häuser, Bäume, Schornsteine, Städte, Stationen vorüber. Unheimlich gellte der Ruf der Lokomotive durch die Nacht, wie ein Angstruf.

Ihr Geist wurde immer wacher, immer reger. Tief drang ihr Blick in das eigene Innere; klarer und klarer erkannte sie ihr Geschick. Zum ersten Male durchschaute sie auch die geheime Verbindung, die zwischen ihrem Charakter und ihren Erlebnissen bestand, die Notwendigkeit, die Gesetzmäßigkeit sogar ihres Schicksals, das zuletzt doch nur eine Folge war ihres Wesens.

An ihr hatte sich ja nun erfüllt, was Tante Wanda

ihr hellseherisch einstmals prophezeit hatte: sie werde getäuscht, sie werde gemißbraucht werden. Gewarnt war sie worden. Im eigenen Inneren hatten sich oft genug Stimmen der Warnung erhoben. Und doch hatte sie so tun müssen, wie sie getan, so lieben müssen, wie sie geliebt. Ihr Herz war immer dem Kopfe voraus gewesen. Ihr Herz war der Verführer, ihr unkluges, ewig unbewehrtes Herz!

Nun, wo sie die Schwelle der dreißig überschritten hatte, in einem Lebensalter, wo andere, klügere Frauen sich gemächlich eingerichtet haben mit Mann und Kind, ihren Besitz mit Verständnis genießen und der kommenden Zeit in Ruhe entgegensehen, mußte sie aufgeben, was sie besaß, mußte trennen, auflösen.

Sie, eine geschiedene Frau! — Ihr Name in aller Welt Munde! Tausend schadenfrohe Augen auf sie gerichtet. Ihr Familienleben an die Öffentlichkeit gezerrt. Von fremden, kalten Leuten abgewogen, wer recht habe und unrecht. Würde sie das überleben?

O, sie ging einer dunklen Zukunft entgegen, einer Zukunft, in der sie für ihre Schritte keine Leuchte sah. Der Anfang ihres Pfades war eitel Licht gewesen, von Liebe geschützt und geleitet, von Hoffnung bestrahlt. Immer ernster war das Leben geworden und rauher. Das Ende würde einsam sein.

Sie schloß die Augen, wollte nicht sehen, was sie jetzt sah, das traurige Bild: sie selbst, Thekla Lüdekind, als Matrone, verwelkend, verbittert, trauernd um das, was gewesen, fruchtlos sich grämend um das, was hätte sein können.

Sie öffnete die Augen wieder. Es half ja doch nichts, sie zu schließen. Aus dem Inneren kam die Stimmung, unser eigenes Denken verlieh den Dingen

Farbe und Beleuchtung. Besser, man sah dem Leben mit geöffneten Augen ins Gesicht.

Und besaß sie denn wirklich so ganz und gar nichts mehr, wofür sie hätte leben mögen?

Sie wußte schon; es gab noch eines, das Letzte, was ihr geblieben war, aber vielleicht auch das Kostbarste: ihr Kind! Wenn sie in all dem Herzeleid nicht ganz verzagte, so war's dem Bewußtsein zu danken, daß Gerd lebe.

Den Jungen konnten sie ihr doch nicht nehmen! Welche Macht der Welt hätte das vermocht? Sie war die Mutter; Leib und Seele ihres Kindes stammten von ihr. Und wenn Gerd jetzt schon ein kleiner Mensch erschien in Gebärden und Äußerungen, so war das ihr Verdienst, ihres allein.

Wenn sich aber das sogenannte Recht eindrängen wollte zwischen sie und ihr Kind, dann würde sie es bekämpfen mit ihrem besseren Rechte, sie, die Mutter.

Ihre Hoffnung erwachte, erfrischte sich an dem Bewußtsein, Zweck und Ziel zu haben auf der Welt. Ja, sie wollte kämpfen! Ihr bisheriges Dasein hatte unter dem Zeichen der Hingebung gestanden. Die allzu sanften Gefühle mußten nun Platz machen herberem Empfinden. Ihre Schuld war es nicht, wenn sich ihr Gemüt wappnete mit einem Gewande von Stahl. Wer sein Recht verfechten wollte, mußte hart sein.

Sechstes Buch.

I.

Es war Gerds dreizehnter Geburtstag. Seine Mutter hatte dem zu Ehren ihre nächsten Verwandten eingeladen. Sie wohnten jetzt alle am nämlichen Orte: Frau Sänger, Arthur mit Ella und Seeheims.

Frau Thekla, die seit der Scheidung ihren Mädchennamen wieder angenommen hatte, war hierher gezogen, einmal, um den Ihren nahe zu sein, vor allem aber, weil sie nicht in der nämlichen Stadt zu leben wünschte mit ihrem ehemaligen Gatten, der ein Jahr etwa nach vollzogener Scheidung ihre Jugendfreundin Lilly heimgeführt hatte.

Gerds Geburtstagsfeier, die in der üblichen Schokolade mit Geburtstagskuchen bestand, schenkten sich die Herren. Arthur war daheim bei seiner Pfeife geblieben, und Seeheim, jetzt in der angenehmen Stellung eines Etatsmäßigen, mußte seine Pferde bewegen. Dafür aber waren die Damen, Frau Sänger, Ella und Agnes erschienen. Ella hatte ihr Töchterchen, Gertrud, mitgebracht, und Agnes war mit ihren sämtlichen vier Jungens angetreten. Die beiden ältesten Seeheims, Kadetten, befanden sich augenblicklich auf Weihnachtsurlaub zu Hause.

Frau Thekla Lüdekind wohnte in einem schönen neuen Hause in bester Lage der Stadt. Ihres Jungen

wegen hielt sie auf eine geräumige Wohnung. Bei Gelegenheiten, wie die heutige, lud sie ihm gern Altersgenossen ein, und da mußte man Raum haben zum Spielen. Das Geschick, einziges Kind einer alleinstehenden Frau zu sein, sollte Gerd — das war der Mutter Wunsch — niemals drückend empfinden.

Gerd kam jetzt in das Alter, wo sich das Selbstbewußtsein stärker zu regen beginnt, wo beim Knaben, als der Männlichkeit erster Vorbote, der Ehrgeiz hervortritt. Der junge Herr hielt etwas auf sich, legte Wert auf den Sitz seiner Anzüge und die Farbe seiner Krawatten und war stolz darauf, der beste Turner in der Klasse zu sein. Die Mutter hatte ihm an diesem Geburtstage seinen höchsten Wunsch erfüllt, indem sie ihn mit einem Fahrrad beschenkte.

Daß er keinen Vater über sich hatte, trug dazu bei, das Selbstbewußtsein des Knaben zu vermehren. Die Schicksale, die das Kind in jungen Jahren durchgemacht hatte, das Bewußtsein, einen Vater wohl zu besitzen, ihn aber niemals sehen zu dürfen, der Umstand, daß er einen anderen Namen führte als seine Mutter, alle diese außergewöhnlichen Verhältnisse gaben ihm unter den Kameraden eine abgesonderte Stellung, machten Gerd von Wernberg älter, reifer und erfahrener erscheinen, als er in Wahrheit war.

Frau Thekla räumte ihm mit Bewußtsein eine Selbständigkeit ein, die über seine Jahre hinausging. Sie wollte ihren Jungen so erzogen haben, daß er sich weiter finden könne durch die Welt, wenn sie eines Tages abgerufen würde. Ein Muttersöhnchen, das in ihren Kleidfalten Schutz suchte vor den Unbilden des Lebens, wünschte sie nicht. Mochte nur Gerd beizeiten anfangen, sich seiner Haut zu wehren, damit er ge-

stählt sei für die Kämpfe, die später mal nicht ausbleiben konnten.

Oft freilich zitterte sie im geheimen. Die regste aller Einbildungen, die mütterliche Phantasie, sah allerhand Gefahren des Leibes und der Seele für ihren Liebling drohen. Doch ließ sie ihn von ihren geheimen Sorgen nichts merken; wußte sie doch, daß nichts ansteckender ist als Verzagtheit. Thekla wollte einen herzhaften Sohn haben.

Gerd war ein Kind, das dem Mutterherzen gefallen konnte. Schlank, schmiegsam, kernig wuchs er empor wie ein junges Bäumchen, das einen guten Standort hat. Obgleich seine Züge noch ganz den Charakter blütenzarter Kindlichkeit trugen, ahnte man aus seiner Haltung, seinem Gang, seinen Bewegungen bereits Kraft und Schönheit des zukünftigen Mannes.

Die Fürsorge für Gerd beherrschte Theklas Dasein von früh bis spät. Es gab für sie nichts, was ihr Interesse dauernd von diesem einen großen Zwecke hätte ableiten können. Sie lebte durch dieses Kind und in diesem Kinde.

Ihre Liebe für Gerd hatte einen tragischen Beigeschmack; Sorgen und Kämpfe lagen dem Gefühle zugrunde. An Menschen, um derentwillen wir haben schwer leiden müssen, sind wir ja mit besonders starken Ketten gefesselt. Gerd stellte die lebendige Erinnerung dar an die trübste Periode ihres Lebens; ein zweites Mal gewissermaßen hatte sie dieses Kind geboren, da sie es sich unter Torturen der Seele hatte erkämpfen müssen. Bange Monate hindurch, während des Scheidungsprozesses, hatte Thekla in Unsicherheit geschwebt, ob Gerd ihr verbleiben würde oder ob sie ihn werde hergeben müssen.

Aber diese dunklen Zeiten waren nun vorbei. Gerd gehörte ihr zu, kein fremdes Anrecht bestand mehr auf ihn. Was auch immer sonst das Leben gegen sie verübt haben mochte an Grausamkeiten, da es ihr dieses Kind gelassen hatte, konnte sie ihrem Geschicke nicht gram sein. Vielleicht, wer konnte es wissen, war sie durch alle diese bitteren Erfahrungen geführt worden, damit sie reif würde für das verantwortungsreichste aller Ämter, das der Mutter!

Oft, wenn Gerd längst schlief und sie aus dem Nebenzimmer seine regelmäßigen, tiefen Atemzüge durch die Stille der Nacht hörte, setzte sich die Mutter in ihrem Bette auf, sann nach. War sie die rechte Mutter für ihn? Würde sie die schwierige Aufgabe bewältigen, sie, eine schwache Frau, ihn, einen Knaben, zum Manne zu erziehen? — Wurde die Aufgabe nicht von Jahr zu Jahr schwieriger, je näher er dem Jünglingsalter kam, je mehr er der mütterlichen Hilfe entraten konnte? — Wie leicht mochte man den rechten Weg verfehlen! Dann hämmerte ihr Herz, schweißgebadet saß sie und starrte in die Dunkelheit. Die Nacht vergrößert ja alles, wirft alles Licht auf einen Punkt, verhüllt das Trostreiche und läßt das Unbedeutende schwer und unheimlich erscheinen.

Wenn Gerd ein Mädchen gewesen wäre, um wieviel leichter hätte sich ihre Aufgabe gestellt! Für jeden Schritt, für jedes Erlebnis würde man dann aus dem Katechismus der eigenen Erfahrungen Rat haben erteilen können. Aber ein Knabe!

Bis jetzt, Gott sei Dank, war sie noch immer ausgekommen mit dem, was ihr der gesunde Instinkt sagte; aber würde nicht einmal die Zeit kommen, wo das nicht mehr ausreichte, wo sie vor Fragen gestellt werden

mochte — vielleicht aus Gerds Munde selbst —, die nur ein Mann beantworten konnte. Denn eines Jünglings Bedürfnisse waren andere als die eines Mädchens, wie Mannesnatur von Weibesart grundverschieden ist. Würde sie jede seiner Regungen recht verstehen, und wenn sie sie verstand, würde sie imstande sein, sie in die rechten Bahnen zu lenken? Würde ihr jemals jene ärgste Demütigung widerfahren, vor der sie zitterte, daß Gerd sie den Gatten vermissen lassen sollte, weil der Sohn väterlicher Leitung bedurfte?

Aber solche Ängste erschienen nur als Nachtgebilde, die dem hellen Tage bisher noch stets gewichen waren. Frau Thekla hoffte auf den guten Stern ihres Gerd, daß er an den Klippen, die jedem, der das Meer befährt, drohen, nicht scheitern werde. Und noch mehr hoffte sie auf seine gute Natur. Keine Frage: Gerd war glücklich veranlagt! Es war nicht etwa mütterliche Verblendung, die ihr das vorgaukelte. Überall zeigte sich das. Im Sturm eroberte sich der Knabe die Herzen der Lehrer, der Mitschüler. Das Wohlgefallen der Menschen fiel ihm zu, weil er frei war von Arglist, von irgend welcher Berechnung. Er wußte sich zur Geltung zu bringen, gehörte von Anfang an in seiner Klasse zu den tonangebenden Knaben. Ein Mucker war er nicht. Seine lebhaften, wißbegierigen Augen erzählten, welche Lebenslust und welche Lebenskraft hier heranreiften. Seine Leistungen waren gut; das Betragen ließ manchmal zu wünschen übrig. Wenn er bestraft wurde, war es fast immer für Übermut oder kindlichen Leichtsinn, niemals für eine Handlung, die niedriger Gesinnung entsprungen wäre.

Sache der Erziehung war es, diese guten Anlagen zu schützen gegen feindliche Einflüsse, aus ihnen etwas

Ganzes zu formen. Zum Erziehen — das sah Thekla mehr und mehr ein — gehörte viel Geduld, Entsagung und Selbstzucht. Liebe allein tat es nicht. Mit jener Liebe, die sich nicht zurückzuhalten versteht, erstickte man die zarten Keime der Persönlichkeit, statt sie zu fördern.

Ein Beispiel solcher Affenliebe, dem eigenen Kinde gegenüber, hatte Thekla in Arthur und Ella stetig vor Augen. Gertrud war nur um weniges älter als Gerd. Die Eltern vergötterten das kleine Ding. Gertrud lohnte es ihnen damit, daß sie das ganze Haus tyrannisierte mit ihrem Eigensinn. Das Kind wußte, daß es hübsch sei, und die Mutter bestärkte sie in der frühreifen Eitelkeit. Es war ein Jammer, das mit anzusehen. Als Außenstehender erkannte man ja freilich die Fehler der Erziehung viel leichter als die Beteiligten. Arthur, mit dem Thekla einmal darüber sprach, gab selbst zu, daß Gertrud nicht richtig erzogen werde; aber könne man es von ihm verlangen, fragte er, gegen dieses einzige Kind, das ihm geblieben war, Strenge walten zu lassen? — Außerdem war Gertrud kränklich von Anlage, das machte es doppelt schwierig, sie richtig anzufassen.

Gerd fand begreiflicherweise großes Wohlgefallen an seiner allerliebsten Cousine. Früh übte er sich ihr gegenüber in ritterlichen Diensten, und sie ließ es sich in mädchenhafter Koketterie gefallen.

Wie Thekla erinnert wurde an die Jugendzeit, wenn sie diese Kinderköpfe beieinander sah, Gertruds braune Locken und Gerds blondes Borstenhaar. Alles kam wieder im Leben, für den, der Gedächtnis hatte und in veränderter Gestalt die Grundform wiederzuerkennen verstand.

Aber man wäre strafbar gewesen, wenn man die

eigenen Erfahrungen nicht nutzbar gemacht hätte für die heranwachsende Generation, nicht versucht hätte, jenen Arglosen die ärgsten Irrtümer und Fehltritte zu ersparen. Nein, es war nicht erwünscht, daß Gerd jemals sein Herz verliere an diese Cousine. Ganz, ganz anders stellte sich die Mutter im Geiste die Frau vor, welche würdig sein sollte, sie abzulösen bei ihrem Sohne.

Doch das waren Zukunftsträume, denen Frau Thekla nur ausnahmsweise nachhing, wenn sie ihren Gedanken mal Feiertagsurlaub gab. Für gewöhnlich war ihr Denken und Sinnen auf das Nächstliegende, Notwendige gerichtet.

Thekla Lüdekind hatte darin manches gelernt von ihrer Schwester Agnes, der sie überhaupt näher kam, seit man in einer Stadt lebte. Frau von Seeheim war mit den Jahren eher noch nüchterner und derber geworden. Sie hatte niemals nach den Sternen gegriffen, hell blickten ihre Augen in die Wirklichkeit. Besondere Anmut konnte man weder ihr noch ihrem Familienleben nachrühmen. Alles atmete da den Charakter einer gewissen trockenen Hausbackenheit; dafür aber ging es ordentlich zu, die Dienstboten parierten, die Kinder waren in guter Zucht. Bei aller Einfachheit dieser Offizierswirtschaft hatte man als Gast bei Seeheims doch stets das Gefühl, in einem anständigen Hause zu sein.

Heute also war Agnes mit ihren vieren gekommen. Der älteste, Herbert mit Namen, war zwar bereits fünfzehn Jahre alt und hoffte in drei Jahren spätestens auf das Leutnantspatent; aber für Geburtstagsschokolade und Torte war schließlich auch er noch zu haben. Die Mutter hatte ihn besonders ermahnt, diesmal das Streiten mit Gerd zu unterlassen. Die beiden Vettern,

Herbert und Gerd, vertrugen sich nämlich nicht besonders. Ein besonderer, die Eifersucht fördernder Umstand war, daß sie beide ihre Cousine anbeteten; und Gertrud hatte es bisher unentschieden gelassen, welchem der Vettern sie die Palme ihrer Gunst reichen wolle.

Herbert, der Realpolitiker war, hatte alles zu halten versprochen, was ihm die Mutter gesagt. Im stillen war er entschlossen, zunächst einmal die Geburtstagsschokolade vorüber zu lassen, das übrige aber von Gerds Verhalten abhängig zu machen, mit dem er vom letzten Zusammensein her noch ein Hühnchen zu rupfen hatte.

Ganz ähnliche Ermahnungen, wie Herbert, empfing Gerd von seiner Mutter. Theklas Sohn, harmloser als sein Vetter, versprach ohne Hintergedanken, den Frieden zu wahren.

Bald nachdem die Schokolade beendigt war, erhielten die Kinder Erlaubnis, sich in Gerds Zimmer zu begeben, um dort zu spielen. Er hatte ein Kartenspiel zum Geburtstage bekommen, das eingeweiht werden sollte.

Die Mütter saßen inzwischen in Theklas Salon, bei ihnen befand sich Hedwig. Sie war von ihrer Herrin herbeigerufen worden, um einen neuen Schnitt zu erklären. Frau Thekla ließ sich neuerdings die Kleider von ihrer getreuen Jungfer anfertigen. Hedwig war in den letzten Jahren etwas in die Fülle gegangen und sah ungemein behäbig aus. Der Postgehilfe seligen Angedenkens würde jedenfalls, hätte er sie in dieser Vollkommenheit erblickt, erst recht bedauert haben, daß er sich ein so molliges Glück verscherzt hatte. Sie war nach wie vor begeistert für den jungfräulichen Stand. Und seitdem nun auch ihre Gnädige den Mann abgeschafft hatte — so nannte es Hedwig —, fühlte sie sich erst recht stolz in ihrer längst bewährten Männer-

verachtung. Einen einzigen nahm sie aus, und der war noch kein richtiger Mann: Gerd. Ihm brachte Hedwig alle jene zärtlichen Gefühle entgegen, die ihr Busen dem übrigen Geschlechte versagte.

Während man in das interessante Problem einer Tunika vertieft war, drangen von Gerds Zimmer her verlorene Töne herüber: Lachen, Geschrei, Rufe, Gepolter.

„Sie scheinen sich gut zu unterhalten dort!“ sagte Agnes, als eben wieder ein mächtiges Lärmen laut wurde.

Ella machte ein bedenkliches Gesicht. „Gertrud soll sich nicht aufregen! Der Doktor spricht . . .“

„Ach, laß ihr doch mal einen Spaß!“ rief Agnes. „Was wird's ihr denn schaden? Haben wir in dem Alter nicht auch mit den Jungens getollt? Außerdem hat mir Herbert versprochen, Ruhe zu stiften, wenn's zu arg wird.“

Gleich darauf tat sich die Tür auf. Die kleine Gertrud erschien. Sie flog ihrer Mutter in die Arme. Sprachlos, mit großen Augen starrte sie die Damen an; ihr niedliches Puppengesicht war von Erregung ganz entstellt.

„Was ist dir, Kind?“ fragte Thekla erschreckt.

Gertrud schluckte und brachte schließlich nur die Worte hervor: „Herbert — Gerd — —“

„Prügeln sie sich?“

Gertrud nickte. Endlich flossen die befreienden Tränen. Ella nahm das fassungslose Kind in den Arm, suchte sie zu beruhigen.

„Na wart, ich werde euch!“ — rief Agnes. Sie und Thekla eilten in das Knabenzimmer.

Hier bot sich ihnen ein eigentümlicher Anblick. Tische und Stühle waren an die Wand gerückt, so daß

die Mitte des Zimmers frei blieb. In dieser Arena, am Boden, lagen zwei Ringer, Gerd und Herbert. Die drei jüngeren Knaben standen als Publikum dabei, das interessante Schauspiel atemlos verfolgend. Der zweite Seeheim hielt den Uniformsrock, den sein Bruder abgelegt hatte, sorgsam über dem Arm, um dieses kostbare Stück zu schonen.

Im Augenblicke, als die Mütter eintraten, lag Gerd zu unterst, Herbert kniete auf ihm. Gerd schien jedoch keineswegs gewillt, sich zu ergeben; er focht mit Beinen und Armen, sich aus dieser Lage zu befreien.

Agnes eilte auf die Kämpfenden zu, packte Herbert resolut an der Schulter, riß ihn in die Höhe und versetzte ihm, ehe der große Junge sich dessen versehen, ein paar schallende Ohrfeigen.

Gerd stand, sowie er frei geworden, auf, schüttelte sich wie ein Pudel und sagte, noch bleich und keuchend vor Erregung: „Ich bin aber nicht besiegt!"

Herbert stand verblüfft und trotzig da. Die ihm widerfahrene Behandlung fand er eines Kadetten der zweiten Division durchaus nicht für würdig. Auf die Frage seiner Mutter, wer angefangen habe, antwortete er nicht.

Die kleineren Seeheims, erfüllt von dem Bewußtsein, ausnahmsweise unschuldig zu sein und daher verhältnismäßig sicher vor der mütterlichen Hand, schrien im Chor: „Gerd hat angefangen!"

„Ich habe ihn gefordert!" erwiderte Gerd, den Kopf stolz zurückwerfend. „Weil er mich beleidigt hat."

„So behandelst du deine Gäste!" sagte Thekla. „Ich schäme mich, Gerd!"

Der Junge senkte die Augen, sagte aber nichts.

Thekla bat Agnes um Verzeihung. Die meinte nur: „Es ist einer soviel wert wie der andere!" Und

zu ihrem Ältesten gewendet: „Zieh deinen Rock an; zur Strafe gehen wir jetzt sofort!"

Nachdem die Geburtstagsfeier auf diese Weise ein unerwartet schnelles Ende gefunden hatte — denn auch Ella ging mit Gertrud —, rief Frau Thekla ihren Jungen zu sich.

„Daß du dich mit Herbert geprügelt hast, ist noch nicht so schlimm, aber daß du dein Versprechen so wenig ernst nimmst, das betrübt mich, Gerd!"

Der Junge blickte seine Mutter groß an, sah weg, zuckte die Achseln und schwieg. Die Mutter stand befremdet; Verschlossenheit war sonst nicht Gerds Eigenschaft. Hier lag etwas verborgen, dem sie auf den Grund kommen wollte.

„Was hast du denn mit Herbert gehabt?" fragte sie.

„Er war frech! Dafür habe ich ihn gefordert."

„Und daran, daß Herbert dein Gast war, dachtest du nicht, und was ihr beiden Großen den Kleinen für ein Beispiel gebt! Alles in den Wind geredet, was ich dir gesagt! Trittst du mit solchen Vorsätzen in das neue Jahr, Gerd?" Sie sah ihm eindringlich in die Augen.

Der Junge zauderte noch einen Moment, dann schlang er die Arme um den Hals der Mutter. „Mamachen!" flüsterte er ihr ins Ohr. „Ich wollte dir's eigentlich nicht sagen, was Herbert von uns gesagt hat. Ich hätte ihn schon untergekriegt, wenn ihr nicht dazwischen gekommen wäret. Nun sagt er womöglich, daß er mich besiegt hat. Und ich war doch im Rechte! Weißt du, er hat mich damit geneckt, daß du geschieden bist von meinem Vater; ich hätte überhaupt gar keinen richtigen Vater, sagte er. Und die anderen Kinder haben darüber gelacht. Das konnte ich mir doch unmöglich ge-

fallen lassen! Ich hätte ihn auch noch ganz sicher untergekriegt, wenn ihr uns nur in Ruhe gelassen hättet."

Frau Thekla war aufs äußerste betroffen; aber größer fast noch als ihr Schreck war ihre Freude. Der Junge hatte die Beleidigung, die ihm und ihr angetan worden war, nicht auf sich sitzen lassen wollen. Wie sie ihn liebte dafür, ihren ritterlichen kleinen Beschützer, der für ihre und seine Ehre zugleich eingetreten war!

Aber die Sache hatte doch auch ihre bedenkliche Seite. War von den häßlichen Behauptungen, die Gerd vernommen hatte, ein Eindruck haften geblieben in seiner Seele?

Einem klugen Kinde, wie Gerd, hatte es frühzeitig auffallen müssen, daß seine Eltern getrennt lebten. Thekla hütete sich wohl, ihm die traurige Tatsache zu verschleiern. Offenheit schien ihr auch darin das Weiseste.

Nur wenn Gerd, wie es hie und da geschah, forschte: warum die Eltern nicht zusammenlebten, warum der Vater ein zweites Mal geheiratet hätte, wer das erlaubt habe, und was solch kindliche Fragen mehr waren, mußte ihm die Mutter antworten: er sei noch zu jung, das zu begreifen, und sie werde es ihm später erklären.

Thekla befürchtete, daß Gerds bisherige Unbefangenheit eine ernstliche Erschütterung erlitten haben könne; unberechenbarer Schaden mochte entstanden sein. Gerd kam nun in das Alter, wo er sich Gedanken machte über allerhand. Wenn er nun anfing zu grübeln! Wenn er gar den Schluß zog aus dem Erlebten, daß ihm Unrechtes geflissentlich verheimlicht werde! Vielleicht schwand dann sein Vertrauen in die Mutter. Schrecklicheres konnte sich Thekla nicht vorstellen.

Gespannten Ohres lauschte sie auf das, was Gerd sagte.

„Andere Jungens haben mich auch schon damit geneckt," begann er, „aber jetzt wagt es keiner mehr; denn du weißt doch, Mama, ich bin der Stärkste! In der Klasse wissen sie's alle, daß ich mir's nicht gefallen lasse; und Herbert brauchte doch auch nicht davon anzufangen, noch dazu wenn er hier eingeladen ist. Nicht wahr, Mama?"

Die Mutter nickte. Mit inniger Befriedigung hörte sie aus Gerds Worten die frühere Naivität heraus. Nein, der war ihr nicht verdorben worden, Gott sei Dank!

„Und das ist doch gar nicht wahr, Mama, was Herbert sagt, daß ich keinen richtigen Vater hätte. Wenn ihr auch geschieden seid, so ist doch der Vater mein Vater — nicht wahr, Mama?"

Thekla umarmte ihn, statt zu antworten.

„Aber es ist doch merkwürdig, Mama, daß der Vater mir heute nicht geschrieben hat; findest du nicht auch?"

Die Mutter fürchtete längst, daß er diese Frage stellen werde; sie hatte sie sich mehr als einmal selbst vorgelegt im Laufe des Tages. Warum hatte Leo nicht geschrieben? — Gerds Geburtstag war sonst die einzige Gelegenheit im Jahre, wo er etwas von sich hören ließ. Zwar konnte sie nicht behaupten, daß ihr diese Briefe des Vaters an den Sohn lieb gewesen wären — so fürchterlich steif und gemacht waren sie —, aber man hatte sich eben an den Geburtstagsbrief gewöhnt und machte sich unwillkürlich Gedanken, da er ausgeblieben war.

Auf die Frage ihres Jungen antwortete Frau Thekla: „Vielleicht hat dein Vater das Datum vergessen, Gerd! Er kann auch nicht an alles denken, weißt du!"

„Dann brauche ich ihm wohl auch nicht mehr zu seinem Geburtstage zu schreiben, Mama?"

„Das kannst du machen, wie du willst, mein Kind! Wenn du deinem Vater etwas zu sagen hast, dann darfst du ihm jederzeit schreiben."

„Wenn ich's machen darf, wie ich will, Mama, dann schreibe ich ihm überhaupt nicht mehr. Denn, weißt du, Mama, ich habe mich immer über den Vater gewundert, daß er sich eine andere Frau genommen hat, nachdem er mit dir verheiratet gewesen ist. Ich finde das nicht gut von ihm!"

Gerds letzte Worte gingen der Mutter noch lange im Kopfe herum an diesem Abende.

Was es doch um das unverfälschte Urteil des Kinderverstandes war! Wenn Leo hätte ahnen können, daß er gerichtet stand in den Augen seines Sohnes! Niemals hatte Frau Thekla den Jungen ein hartes Urteil hören lassen über den Vater. Sie wollte, daß ihm der so lange wie möglich eine Autorität bleibe. Und nun hatte sich Gerd ganz ohne ihr Dazutun selbst seine Schlüsse gezogen aus dem, was er gesehen. „Ich finde das nicht gut von ihm!" — Man mußte wissen, was das in Kindesmund bedeutete!

O, wenn sie der Rache bedurfte, der Vergeltung für das, was ihr geschehen war, doppelt und dreifach hätte sie sie gehabt, in dem schlichten Urteile ihres Kindes!

Gerd war zu Bett gegangen, nachdem er der Mutter für den schönen Tag gedankt hatte. Sein Schlafzimmer lag neben dem ihren. Frau Thekla suchte ihn unnötig niemals dort auf, schon jetzt in ihrem Jungen das andere Geschlecht achtend. Nur manchmal, wenn sie sicher war, daß er fest schlafe, öffnete sie die Tür und weidete sich an dem Anblick des Schlummernden.

So tat sie auch heute. Sie fand ihn, wie gewöhnlich, einen Arm unter dem Kopfe, den andern lang ausgestreckt, mit angezogenen Knien, das Gesicht ein wenig zur Seite geneigt. Man sah seine schlanken Formen durch die Bettdecke. Welch liebliche Frische, welch schwellende, der Entwicklung zustrebende Kraft in der jugendlichen Gestalt!

O, daß er so hätte bleiben können, in der Unverdorbenheit seiner Jugend, so unberührt von der Häßlichkeit des Lebens!

Die Mutter wußte wohl: das war ein frommer Wunsch. Seine Kindheit würde er verlieren, seine Unschuld. So wie der mädchenhaft zarte Schmelz, der jetzt noch seine Haut bedeckte, einer rauheren, männlichen Farbe Platz machen mußte, so würde seine Unbefangenheit, seine Harmlosigkeit von ihm genommen werden. Nichts konnte diesen Prozeß aufhalten, der ein natürlicher war. Nichts konnte ihn vor der Versuchung bewahren, alle mütterliche Liebe nicht; alle Bitten, Ermahnungen, Tränen würden nicht verhüten, daß er eines Tages der Sinnenlust den unausbleiblichen Zoll entrichtete. Das Fleisch war in ihm mächtig, wie in jedem anderen. Er würde sündigen, wie seine Väter gesündigt hatten, würde Schmerzen zufügen, Frauen weinen machen. Nichts würde er anderen ersparen und nichts konnte ihm erspart bleiben von dem, was menschlich war.

Wie lange noch, dann würde er ihren hütenden Händen entwachsen sein! Würde, sein eigener Herr, wandern durch die gefährliche Welt, die nicht nach den Ängsten des Mutterherzens fragt, die in dem jungen Menschen einen willkommenen Spielgefährten sieht ihrer Lust, einen leckeren Bissen für ihre Gier. O, daß ein freundlicher Stern über ihm walte! Daß er nicht ganz

sich verlieren möchte! Daß ihm dann ein Engel zur Seite stehe! Daß das Kind seines Ursprungs nicht ganz vergesse! Daß seinen männlich wilden Trieben das mütterliche Erbteil guter Sitte stets die Wage halten möge!

Darum wollte sie beten. Und sie ließ sich an dem Bette nieder, leise, vorsichtig, damit der Sohn nicht erwache.

* *
*

Frau Thekla Lüdekind war in den letzten Jahren stark ergraut. Einer ihrer ältesten Freunde, den sie hier wiedergetroffen hatte, fand, daß sie ihrer verstorbenen Tante Wanda immer ähnlicher werde. Thekla war zufrieden mit dem Vergleich und auch mit ihrem grauen Haar; sie fand selbst, daß es ganz gut zu ihr passe. War es nicht besser, man sah älter aus, als man sich innerlich fühlte! Gern nahm sie das weiße Haar auf sich als einen Ehrenschmuck, ein Zeichen der Reife, des Matronentums. Ihr Auge ruhte lächelnd auf diesem Silberschein, wenn sie sich im Spiegel betrachtete; es sah so mütterlich aus. Ihr goldenes Haar von ehemals feierte ja längst seine Auferstehung auf ihres Sohnes Haupt.

Reppiner — denn er war der Freund — hatte die Advokatenpraxis schon vor Jahren aufgegeben. Die Mittel, die er sich durch früheren Fleiß erworben, gestatteten ihm jetzt, die Hände in den Schoß zu legen.

Äußerlich war der Mumifizierungsprozeß, dessen Anfänge Thekla früher schon an ihm wahrgenommen hatte, nunmehr bei Reppiner beendet. Er lebte einsam und freundlos, grub sich in sein Junggesellentum ein wie ein Maulwurf in das schwarze Erdreich. Doch

hatte seine gallige Laune gegen früher abgenommen; aus dem Hypochonder war ein Stoiker geworden. Was nutzte es, sich über die schiefe Welt zu ärgern, sie kam dadurch nicht ins Lot. — Ja, Reppiner fand neuerdings Sinn für behaglichen Lebensgenuß. Eine gute Zigarre und eine Tasse starken Mokkas vermochten ihn über vieles zu trösten. Sein wichtigstes Betäubungsmittel allerdings waren die Zeitungen. Mit ihren fingierten Nöten und Aufregungen mußten sie dem untätigen Junggesellen den Ballast ersetzen, den für das Lebensschifflein anderer Menschen Amt, Ehrgeiz, Familie, Nahrungssorgen abgeben.

In der ersten Zeit, nachdem Thekla als geschiedene Frau an ihren neuen Wohnort gezogen, war Reppiner ihr aus dem Wege gegangen, bis sie ihn eines Tages angesprochen hatten. Von da ab war das alte Verhältnis in seiner ganzen Vertraulichkeit wieder hergestellt. Nur in einer Beziehung unterschied es sich wesentlich von der früheren Freundschaft: Reppiner war nicht mehr Theklas Berater in Geschäftssachen. Die Zeiten hatten sich eben geändert; aus dem unerfahrenen, unselbständigen, hilfsbedürftigen Mädchen war eine Frau geworden, der das Leben praktischen Sinn anerzogen hatte. Reppiner pflegte ja ehemals zu behaupten, Thekla werde niemals lernen, ihren Vorteil zu wahren. Er hatte falsch prophezeit; jetzt, wo ihr Vorteil gleichzeitig der ihres Kindes war, fand sie mit einem Male auch dazu in sich die Begabung.

Der Scheidungsprozeß war eine Schule herber Erfahrung für sie gewesen.

Zu Anfang hatte Arthur ihre Sache geführt. Aber sehr bald mußte Thekla erfahren, daß ihr Bruder kein geeigneter Sachwalter sei für sie. Es fehlte ihm an

Ruhe, an Überlegenheit; er war erfüllt von Haß gegen Wernberg und verlor über der persönlichen Voreingenommenheit alle Besonnenheit, gab sich Blößen, welche die Gegenpartei geschickt auszunutzen verstand.

Thekla mußte also ihre Sache selbst in die Hand nehmen. Beide Teile wollten Trennung. Im Laufe der Ehe hatte sich auch genug Unfriede, Abneigung und Verfehlung angesammelt, um dem Richter das Verlangen nach Scheidung begründet erscheinen zu lassen.

Der Fall wurde schwierig erst dadurch, daß beide Gatten das Kind für sich beanspruchten. Und zwar hatte der Vater nach Lage der Sache alle Aussicht, den Jungen zugesprochen zu erhalten.

Es waren mit die düstersten Stunden in Theklas Leben, als sie erkennen mußte, daß das, was sie für ihr heiliges, unantastbares Recht angesehen hatte, vor dem Gesetze keinerlei Geltung besaß. Gerd hingeben müssen in Leos Hände! — Hätte damit nicht das Dasein für sie Zweck und Sinn verloren! — Jedenfalls wußte der Gegner, daß sie an dieser Stelle tödlich zu verletzen sei, und traf danach seine Maßnahmen.

Ihre Aussichten verschlechterten sich immer mehr. Schließlich blieb ihr nur eine Hoffnung, die eine herbe Demütigung in sich schloß — aber was hätte sie um ihres Kindes willen nicht auf sich genommen! — Sie wollte sich an Leo wenden, wollte in Güte von ihm zu gewinnen suchen, was er sich mit Gewalt nicht nehmen ließ. Sie schrieb an Gerds Vater, bat um eine Zusammenkunft. Vielleicht hatte sie doch noch nicht alle Macht über ihn verloren!

Wernberg antwortete ihr in einem höflich gehaltenen Schreiben: er sei gern zur Erfüllung jedes berechtigten Wunsches bereit, aber von einer persönlichen Zusammen-

kunft könne er keinen Nutzen ersehen. Was zwischen ihnen schwebe, sei eine Rechtsangelegenheit; er müsse sie mit ihrem Verlangen an seinen Advokaten verweisen.

Wie diese diplomatische Reserve Leo ähnlich sah! Den wahren Hintergrund seiner Politik freilich konnte Thekla nicht ahnen.

Außer der Entscheidung, wem das Kind zugesprochen werden sollte, schwebte noch die Vermögensfrage zwischen ihnen. Es war klar, daß Thekla bei der Absonderung verlangen konnte, ihr Eingebrachtes zurückzuerhalten. Dazu gehörte auch das von Tante Wanda ererbte Grundstück mit dem darauf erbauten Hause. Nun machte Wernberg geltend, daß er nicht unbedeutende Summen aus seinem Privateinkommen in das Haus gesteckt habe, die er zurückerstattet haben wollte. Darüber gab es langwierige Verhandlungen. Am liebsten hätte Herr von Wernberg offenbar Haus und Grundstück für ein Billiges an sich gebracht.

Nachdem Theklas Advokat erfahren hatte, daß dieser Wunsch vom Gegner gehegt werde, war die Sache in seinen Augen zum Handelsgeschäft geworden. Nun fragte es sich nur noch, wie billig der Preis sein dürfe, für den man dem Gatten das Grundstück mitsamt dem Hause ablassen wollte, damit er seinerseits den Anspruch auf den Jungen niederschlüge.

Thekla wollte von einem solchen Handel nichts wissen. Sie sollte sich ihren Jungen erkaufen! Denn was sonst wäre es denn gewesen? Ein Advokatengedanke! Leo würde ja darauf niemals eingehen!

Ihr Rechtsanwalt konnte ihr jedoch den Beweis führen, daß der Vorschlag bei ihrem Gatten gar nicht auf die Entrüstung stoße, die sie als selbstverständlich angenommen. Ja, der gegnerische Anwalt hatte bereits

angefragt, ob man nicht geneigt sei, gänzlich dem Anspruche auf das Hausgrundstück zu entsagen; in diesem Falle — aber auch nur in diesem — würde Herr von Wernberg wegen der Erziehungsfrage des Knaben mit sich reden lassen. Thekla traute ihren Sinnen nicht; aber es stand da schwarz auf weiß in der Korrespondenz, die die beiden Advokaten miteinander geführt.

Sie hatte merkwürdige Dinge an Leo erlebt, aber das hatte sie ihm doch nicht zugetraut. Thekla konnte den Verdacht nicht los werden, daß dahinter noch jemand anders stecke. War in solchem Zynismus nicht deutlich Lilly zu erkennen? Lilly, von der ihr längst eine Ahnung sagte, daß sie ihre Nachfolgerin an Leos Seite werden würde!

Wunderlichste aller Verquickungen! Durch Lilly sollte ihr der Wunsch erfüllt werden, Gerd für sich zu haben! Durch Lilly! Weil sie Leo besitzen wollte, weil ihr Egoismus, ihr Geiz, ihre Berechnung in dem Knaben eine lästige Zugabe erblickte, weil sie sein unschuldiges Kindergesicht nicht um sich zu ertragen vermochte!

Der Advokat rechnete Thekla vor, daß das betreffende Hausgrundstück keinen unbedeutenden Wert repräsentiere. Er riet, es auf keinen Fall an die Gegenpartei zu verschleudern. Der Mann konnte nicht verstehen, was hinter dem bitteren Lachen steckte, mit dem seine Klientin erklärte: nicht einen Pfennig wolle sie haben, sie schenke das Ganze, wie es stehe und liege, an Herrn von Wernberg. Es blieb dabei, trotzdem der Anwalt die Hände zusammenschlug über eine so schlecht angebrachte Generosität.

Der Preis, den sie gezahlt hatte, kam ihr winzig vor im Vergleich zu dem, was sie gewann. Gerd, ihr

Kind! Alles, was sie besaß, hätte sie ja gern hingegeben, um ihn zu retten.

Und als sie schließlich die Nachricht empfing, Leo Wernberg habe Lilly Ziegrist zum Altar geführt, da empfand sie weder Staunen noch Kummer, nur ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit und Beruhigung darüber, daß Gerd der Gefahr entronnen war, Lilly zur Pflegemutter zu erhalten.

Thekla war weit entfernt von aller Eifersucht. Sie gönnte Lilly das Glück, das sie sich mit solcher Beharrlichkeit erkämpft hatte.

Leo Wernberg nahm, noch während der Scheidungsprozeß schwebte, seinen Abschied als Staatsbeamter, ging in eine Hofstellung über. Thekla glaubte auch darin Lillys Einfluß zu erkennen. Lilly hatte immer gefunden, daß Leo zu gut sei fürs Bureau; das möge man den Bürgerlichen überlassen! In der Hofkarriere könne man es, dank seiner Verbindungen und seiner gesellschaftlichen Gaben, viel schneller zu etwas bringen. Und es dauerte auch wirklich kein Jahr, seit der neue Ehebund geschlossen war, da hatte Leo Wernberg das erste Hofamt inne, mit dem Titel Exzellenz.

Lillys Lebensideal war also erfüllt. Sie hatte den Mann, den sie liebte, besaß Vermögen, ein schönes Haus, war Exzellenz und genoß überdies noch den prickelnden Triumph, der ihr diese Erfolge besonders süß machte, daß sie ihre Jugendfreundin Thekla in allem ausgestochen hatte.

II.

Obgleich Thekla sich aller Geselligkeit fern hielt, wurde der Verkehr in ihrem Hause doch weit größer, als es ihr eigentlich lieb war. Sie empfand gar kein

Bedürfnis nach neuen Bekanntschaften. Wer von alter Zeit her in Treue an ihr festhielt, war ihr willkommen; die Zeit, Freundschaften zu schließen jedoch, schien ihr ein für allemal vorüber.

Eine Frau, die neuerdings viel zu ihr kam, war Leo Wernbergs Schwester, die geschiedene Gräfin Nieden. Ohne daß sie die Gräfin irgendwie dazu ermutigt hätte, wurde Thekla fortgesetzt von ihr ins Vertrauen gezogen. Leos Schwester fand, daß zwischen ihrem und Theklas Schicksal eine große Ähnlichkeit bestehe. Eigentlich lag Ähnlichkeit nur darin, daß beide Frauen getrennt lebten von ihren Männern; im übrigen waren die Geschicke kaum miteinander zu vergleichen.

Gräfin Tessi, die eigenes Vermögen nicht besaß, wurde von ihrem ehemaligen Gatten unterstützt. Er zahlte ihr eine Leibrente, die sich auf die Hälfte verringern sollte, sobald sie an den Ort zöge, den er zu seinem Aufenthalt wählen würde. Graf Nieden lebte den größten Teil des Jahres auf dem Lande und nur im Winter in Berlin, wo seine Söhne als Offiziere standen. Diese Söhne, zwei an Zahl, hatten sich von der Mutter losgesagt, in der Scheidungsangelegenheit des Vaters Partei nehmend.

Die Gräfin hatte, nachdem die Scheidung ausgesprochen war, zunächst versucht, bei ihrer Mutter zu leben. Dieser Versuch mißglückte. Die alte Frau von Wernberg war eine viel zu ausgesprochene Persönlichkeit von festgefaßten, schroffen Ansichten, um mit einer exzentrischen Dame, wie ihre Tochter Tessi war, auf die Dauer gemeinsam Haus halten zu können.

Thekla hegte aufrichtiges Mitleid mit Tessi Nieden, zu einem Gefühle wirklicher Zuneigung jedoch vermochte sie es Leos Schwester gegenüber nicht zu bringen.

Tessi war ein widerspruchsvoller Charakter. Sie empfand stark und unmittelbar, gab sich offen und mit warmem Herzen; aber es fehlte ihr an Selbstbeherrschung, an Kritik und an ausgleichender Besonnenheit. Das Unglück ihres Lebens: jenes Zerwürfnis mit Mann und Söhnen, hatte sie selbst auf sich herabgezogen.

Ihr Geschick war, wenn man sie freilich selbst sprechen hörte, völlig unverschuldet. Nieden hatte ihr in der Tat Grund gegeben zur Eifersucht, aber sie war im Gefühle berechtigter Kränkung weit über das Ziel hinausgegangen, hatte ihm sofort alles vor die Füße geworfen, ohne zu bedenken, daß sie von ihm abhängig sei. Und nun mußte sie es erleben, daß sich die Söhne auf die Seite des Vaters schlugen. Auch diesem Schlage gegenüber empfand sie nichts als maßlose Entrüstung, bedachte nicht, daß sie es versäumt habe, sich der Herzen zu versichern, solange es Zeit dazu gewesen.

Es stimmte tragisch, eine solche Frau zu sehen. Tessi hatte durch ihre Erlebnisse alles Gleichgewicht verloren, trieb auf den Wellen wie ein Schiff mit falscher Belastung. Seit zehn Jahren war sie geschieden, konnte sich aber heute noch nicht mit dieser Tatsache abfinden. Daß sie pekuniär von ihrem ehemaligen Gatten abhing, empfand sie hart, fühlte sich jedoch außer stande, den einzigen Weg zur Freiheit zu beschreiten: seine Unterstützung abzulehnen. Das Gefühl der Ohnmacht machte sie unstet und ungerecht. Jederzeit war sie bereit, zu beichten, welch himmelschreiendes Unrecht ihr angetan worden sei. Ja sie fing an, ihr Unglück zu hätscheln, weil sie sah, daß sie dadurch interessant wurde.

Mit einer gewissen Naturnotwendigkeit war diese Frau den Bestrebungen moderner Frauenemanzipation

in die Arme getrieben worden. Im Demonstrieren und Opponieren suchte und fand sie Befriedigung.

Man hatte die Gräfin schon ihres Namens und Standes wegen in den Kreisen, die „Frauenrecht" zu ihrer Losung gemacht haben, mit offenen Armen aufgenommen. Ihr außergewöhnliches Schicksal wurde gern angeführt, wenn man ein krasses Beispiel brauchte für die Vergewaltigung des Weibes durch das geltende Recht. Tessi Nieden galt als Märtyrerin ihres Geschlechtes. Bereitwilligst nahm sie diesen Nimbus an.

Tessi hätte nur zu gern auch Thekla Lüdekind für die Bestrebungen gewonnen, von denen sie Genesung der Welt erwartete, weil sie ihr Balsam auf die eigenen Wunden brachten. Selten kam sie, ohne ein Buch, eine Broschüre, ein Zeitungsblatt mitzubringen, welche stets Bezug hatten auf das eine Thema: Weib. Thekla las diese Sachen aus Gefälligkeit für Tessi, die sich später über den Inhalt mit ihr aussprechen wollte.

Und dabei blieb es nicht, Tessi führte auch ihre Freundinnen und Gesinnungsgenossinnen aus der „Bewegung" bei Thekla ein. Es waren dies Damen, mit denen die Gräfin, als sie noch in Berlin in exklusiver Weise Haus gemacht hatte, schwerlich verkehrt haben würde. Jetzt fühlte sie sich geschmeichelt, mit so bedeutenden Frauen intim zu sein, redete ihnen die radikalsten Anschauungen, vor denen sie sich ehemals bekreuzigt hatte, unbewußt nach.

Thekla wunderte sich oft über den Ton, den diese Weiber anschlugen, wenn sie unter sich waren. Tessi schien dann eine ganz andere Person als gewöhnlich. Ihrer Erscheinung und ganzen Lebensweise nach war sie die verwöhnte Gesellschaftsdame geblieben, durch den Verkehr aber, den sie neuerdings pflegte, hatte sie sich

etwas burschikos Emanzipiertes angewöhnt; ihre Redewendungen schmeckten stark nach der Frauenversammlung.

Der Antipode von Tessi Nieden war Reppiner. Die beiden hatten sich bei Thekla kennen gelernt. Tessi, die keine Gelegenheit vorüber ließ, wenn sie mit einem Vertreter des anderen Geschlechts zusammenkam, den betreffenden Mann über seine Stellung zur Frauenfrage zur Rede zu stellen, hatte das auch mit Theklas Freund versucht. Reppiner, der sich in seinem menschenscheuen, leicht verletzten Wesen für derartige Anzapfungen gar nicht eignete, hatte sarkastisch und ziemlich unhöflich geantwortet. Von da ab wurde ihm keine Ruhe gelassen, wenn er zufällig mit einigen jener Damen zusammenkam. Sie fielen über ihn her wie ein Schwarm Wespen; er mußte diesen streitbaren Amazonen büßen für all die Sünden, die angeblich sein Geschlecht begangen hatte. Reppiner, der doch als ehemaliger Advokat gelernt hatte, in der Debatte seinen Mann zu stehen, kam schließlich gegen diese Zungen nicht mehr auf. Er kehrte fortan an Theklas Tür um, wenn er vernahm, daß sie Damenbesuch habe, und vermehrte dadurch den Triumph auf gegnerischer Seite, abermals einen Mann widerlegt und in die Flucht geschlagen zu haben.

Trotz aller Bemühungen gelang es Tessi und ihren Freundinnen nicht, Thekla Lüdekind in ihr Lager herüberzuziehen.

Der Einsicht, daß der Gedanke der Frauenbewegung seine tiefe Berechtigung habe, hatte sich Thekla, seit sie damit überhaupt in Berührung gekommen war, nicht entziehen können. Sie sah es, daß die Frauen aller Berufe und Stände, verheiratet oder ledig, ob Jungfer, Matrone oder Greisin, unter einem schweren Joche lebten. Und die Summe des übrigen Unrechts, das auf

der Welt geschieht, schien gering, gehalten gegen die Vergewaltigung unschuldiger Frauen, die bewußt oder unbewußt, täglich und stündlich von dem stärkeren Geschlecht in Worten, Gedanken und Handlungen begangen wird. Das wußte sie. Das Leben hatte sie's gelehrt; Bücher und Zeitungen bedurfte es nicht, um ihr diese allzu offenkundige, traurige Wahrheit zu offenbaren. Tief in ihr lebte der Glaube, daß die Zeit kommen müsse, wo die Befreiung des Weibes aus dem Stande der Erniedrigung erfolgen würde, als etwas Selbstverständliches.

Aber in den Verwünschungen und Brandreden, mit denen diese Frauen um sich warfen, konnte sie nicht die kommende Rettung erblicken. Das waren im besten Falle Zuckungen, Krämpfe, welche das Bestehen einer Krankheit bewiesen, aber noch lange keine Vorboten der Genesung.

In den Schriften für die Frauensache wurde schwere Anklage erhoben gegen die regierenden Gewalten, in letzter Linie immer gegen den schlimmsten Peiniger und Feind des Weibes: den Mann. Mit einem großen Aufwande von Scharfsinn wurde gezeigt, wie die jetzigen Einrichtungen und Gesetze die Frau erniedrigten und ruinierten. Gezeigt wurde auch, wie die Frau in diese Lage geraten sei durch die soziale Entwickelung. Für die Befreiung daraus wurde plädiert. Hundert verschiedene Vorschläge gab es und Rezepte; sie alle sollten unfehlbar das Heil enthalten.

Und doch war nach Theklas Gefühl kein Vorschlag dabei, der an die Wurzel weiblichen Elends herangereicht hätte.

So schnell ließ sich ein Übel nicht kurieren, das im innigsten Zusammenhang stand mit den größten Welt-

rätseln. Lag nicht allem Menschlichen: dem Leben, dem Sterben, der Liebe, jene unheimliche Brutalität zugrunde, das Regiment des Härteren und Stärkeren, der Triumph des Egoismus. Das war nicht aus der Welt zu schaffen, mit noch so leidenschaftlichem Rufen nach Glück und nach Gerechtigkeit nicht. Aber hier sollte im Handumdrehen eine Aufgabe gelöst werden, an der unbewußt die Menschheit gearbeitet, seit Mann und Weib einander erkannt hatten in ihrer Verschiedenheit, seit die Geschlechter einander abstießen in tausendfältigem Gegensatz und einander suchten zur Ergänzung und Genesung.

Frau Thekla ahnte nur, ohne imstande zu sein, dem Ausdruck zu verleihen, daß es die Natur sei und ihr ehernes Gesetz, das diese Frauen verdammte. Sie kämpften gegen einen Wall, den sie Vorurteil nannten, und merkten nicht, daß sie abprallten an den Grundfesten der Welt.

Und mit welch unzulänglichen Mitteln fochten sie! Es bestand kein Verhältnis zwischen dem Apparat, der in Bewegung gesetzt wurde und dem, was erreicht werden konnte. Allen diesen Frauen fehlte die Nüchternheit. Sie kannten die Einrichtungen und Gesetze nicht mal, die sie verwarfen; es genügte ihnen, sie zu verdammen, weil sie ihnen wehe taten. Keine von ihnen hatte sich mit der Pietät durchdrungen, welche Pflicht ist, wenn man Jahrtausende alte Ruinen wegräumen zu wollen sich vermißt. Keine von ihnen führte einen wirklich sachlichen Kampf; ähnlich wie Tessi Nieden waren sie durch persönliche Gründe der Bewegung zugeführt worden. Linderung suchten sie für irgend welche geheime Wunde, Ersatz für Glück, das ihnen das Leben schuldig geblieben war.

Daher dieser Mangel an ernster, steter Arbeit, dieses leidenschaftliche Verlangen nach Resultaten, wo noch gar kein solider Grund gelegt war, das sanguinische Hoffen, das schnelle Verzagen, und nicht zuletzt das ungerechte Aburteilen, ja das fanatische Hassen, was den extremen Vertreterinnen dieser Bewegung anhaftete.

Sie wollten die Welt reformieren, eine neue Sittlichkeit aufrichten, die Lage ihres Geschlechtes heben, und fochten mit Waffen, die sie dem Arsenal des Mannes entwendet hatten; mit Waffen, deren Wirkung sie durch ein neues Gift vermehrten.

Und wie schlecht stand ihnen die erborgte Rüstung, in der sie einherstolzierten. Der Kampf nahm ihnen die Güte, die Grazie. Alles mußte ihrer Propaganda dienen, selbst die Kunst. Tessi machte Thekla mit ein paar Romanen bekannt, von Frauen über das Sklavenlos der Frau geschrieben; Thekla vermochte diese Bücher, welche Tessi als „epochemachend" bezeichnete, nur mit Widerwillen zu Ende zu lesen, so war alles darin einseitig übertrieben, tendenziös gefärbt, so war das Verhältnis der Geschlechter zur Fratze verzerrt.

Am schlimmsten aber war es, wenn man diese Führerinnen — denn so nannten sie sich alle — hörte, wie sie über einander urteilten. Da gab es kaum eine Schwäche, kaum eine Lächerlichkeit, die sich diese Damen nicht nachgesagt hätten. Das Mindeste war, daß jede der anderen Eitelkeit vorwarf, ein Vorwurf, der leider meistens zutraf. Mit Vorliebe auch nahmen sie einen einzeln und warnten vor der Freundin, der nicht über den Weg zu trauen sei.

Frau Thekla hielt sich an das, was sie sah und hörte, des Spruches eingedenk: ‚An ihren Früchten sollt

ihr sie erkennen!' — Sie war gewarnt, sich nicht tiefer mit einer Sache einzulassen, die solche Vertreterinnen hatte.

* * *

Eines Tages erzählte Tessi Nieden, nächstens werde die bekannte Frauenrechtlerin Elsbeth Broitsch erwartet, um hier einen Vortrag zu halten. Tessi verlangte von Thekla Lüdekind, daß sie sich unbedingt dazu einfinden müsse, denn Fräulein Broitsch sei eine der bedeutendsten Vorkämpferinnen der Bewegung.

Thekla hütete sich zu sagen, daß Elsbeth eine Mitschülerin und gute Bekannte von ihr sei, deren „Frauenrecht und Mannesgewalt" sie gelesen habe. Hätte sie das verraten, dann würde sie Tessis Verlangen, sich der „Sache" anzuschließen, unrettbar verfallen sein.

Im stillen war sie entschlossen, zu dem Vortrage zu gehen. Ihre Erinnerungen an die Altersgenossin waren so eigener Art, daß sie auf keinen Fall die Gelegenheit versäumen wollte, sich mit eigenen Augen zu überzeugen, was aus Elsbeth geworden sei.

Zu manchen Menschen haben wir heimliche Beziehungen, denen die Jahre nichts anhaben können, die nicht absterben und verblassen, selbst wenn wir die Betreffenden im Leben nicht wiedersehen. Gewisse Erlebnisse beschlagen niemals mit dem Moos der Vergessenheit, das doch alles zu überziehen trachtet. Vor allem sind das jene Erinnerungen, die uns von einer ungetilgten Schuld zu erzählen haben.

Thekla war von dieser Mitschülerin schwärmerisch verehrt worden, wie sonst von keinem weiblichen Wesen vorher oder nachher. Damals hatte sie diese glühende Mädchenneigung nicht zu würdigen gewußt. Sie empfand nicht die geringste Sympathie für Elsbeth, die weder in

Erscheinung noch Wesen etwas Anziehendes besaß. Elsbeths Liebesbekenntnisse waren ihr nur lächerlich vorgekommen, ja ihre Bezeugungen von Zärtlichkeit und Bewunderung wurden ihr geradezu lästig. Gegenstände, die Thekla nur berührt hatte, pflegte Elsbeth zu küssen, es hieß in der Klasse — die über dieses Verhältnis natürlich ihren Spott hatte — Elsbeth trage eine Haarnadel, die Thekla verloren, eingenäht als Amulett auf dem Herzen. Thekla hatte das Mädchen mehr als einmal abgewiesen, mit einer Schroffheit, die sonst nicht ihre Art war; es lag ihr nichts an Elsbeths Liebe, sie hatte andere Freundinnen, die netter aussahen und amüsanter waren, als Elsbeth Broitsch mit ihrem unreinen Teint und den Mulattenlippen.

Wie manche Szenen aus jener törichten Zeit sich dem Gedächtnis unauslöschlich eingeprägt hatten! — In der Freiviertelstunde ergingen sich die Mädchen bei schlechtem Wetter in einem verdeckten Glasgange, der an dem Garten des Instituts hinlief. Theklas intimste Freundin war damals Lilly von Ziegrist. Mit ihr ging sie eines Tages die lange Wandelbahn auf und ab. Da nahte sich mit bescheiden bittender Miene diesen beiden maßgebenden jungen Damen Elsbeth Broitsch, wohl in der Hoffnung, sich ihnen anschließen zu dürfen. Aber Lilly sprach die vernichtenden Worte: „Mit einem Mädel, das seine Nägel kaut und geflickte Schuhe trägt, gehen wir nicht!"

Thekla sah noch jetzt, deutlich, als wäre es gestern gewesen, den Ausdruck der beiden Gesichter. Die höhnisch triumphierende Kälte, in der Lilly die Lippen schürzte, und den verzweifelten, um Hilfe flehenden Blick, den Elsbeth auf sie, auf Thekla, richtete.

Und sie hatte dem armen Dinge nicht geholfen,

hatte ihr verächtlich den Rücken zugewendet, war mit Lilly weitergeschritten.

So gab es mehr als einen Fall, in dem Thekla, wie sie sich jetzt in verspäteter Reue eingestand, pharisäisch hochmütig gegen Elsbeth Broitsch gehandelt hatte. Das Mädchen war eben der Paria, die komische Figur gewesen der Klasse, hatte ihrer Häßlichkeit, ihrer schlechtsitzenden Kleider und anderer rein äußerlicher Schwächen wegen für lächerlich und verächtlich gegolten. Wer hätte in jenem Alter soviel Charakter besessen, diesen Bann zu brechen, die Partei der Verachteten zu nehmen und sich dadurch selbst der Gefahr der Lächerlichkeit auszusetzen!

Wie brannte jetzt tiefe Scham in Theklas Seele, wenn sie an die rührende Liebe dachte, ihr damals aus vollem Herzen entgegengebracht, die auf den steinharten Boden des Hochmuts gefallen war!

Der Vortrag von Fräulein Broitsch sollte in einem der größten Säle stattfinden. Vollste Öffentlichkeit war angesagt, die Männer wurden besonders aufgefordert, zu erscheinen und sich an der Diskussion zu beteiligen. Die Art der Einladung und das Thema: „Zweierlei Sittlichkeit“ verursachten von vornherein Aufsehen.

Unter dem Schutze der Dunkelheit, dicht verschleiert, in einer absichtlich einfach gewählten Toilette, glückte es Thekla, unbemerkt in den Saal zu gelangen. Sie begab sich nach den hinteren Sitzreihen, da sie in der Nähe des Podiums die Führerinnen, unter ihnen Tessi Nieden, in Tätigkeit sah.

Es war das erstemal, daß Thekla Lüdekind an einer Versammlung von solchem Umfange teilnahm. Das Herz klopfte ihr gewaltig vor Bangigkeit. Unwillkürlich versetzte sie sich in Elsbeths Seele. Würde ihr nicht

der Mut sinken? Würde ihr nicht die Stimme versagen vor so vielen fremden, gleichgültigen, vielleicht feindlichen Menschen? Dieses Stimmengeschwirr, dieses unruhige, zerstreuende Durcheinander, Gespräche, Rufe, Hin- und Hereilen, Lachen, boshafte Bemerkungen; alles andere, als Wohlwollen oder Andacht!

Fast noch beängstigender, als der Lärm, wirkte die plötzliche tiefe Stille, als jetzt zwei Frauen auf das Podium traten. In wenigen Worten stellte die Vorsitzende Fräulein Broitsch, die Rednerin des Abends, der Versammlung vor. Dann trat diese selbst hinter das Rednerpult und begann ihren Vortrag.

Thekla hörte gar nicht auf die Worte, zunächst ganz gefesselt durch den Anblick der Rednerin.

Ja, das war Elsbeth, ihre Mitschülerin! Dasselbe blasse, blutleere Gesicht, dasselbe rötliche, dünne Haar, das die Schädelform durchblicken ließ, dieselbe kleine, bewegliche Figur! Nur alles viel ausgearbeiteter, bedeutender als damals. Jetzt, da Elsbeth in dem Alter stand, wo Schön und Häßlich einander ähnlicher werden, fiel an ihrer Erscheinung mehr das Geistvolle, Energische als das Abstoßende ins Auge.

Sie sprach mit heller, durchdringender Stimme, der man die gute Schulung anmerkte, fließend und ruhig, mit jener Sicherheit, welche allein schon den Hörer zur Aufmerksamkeit zwingt.

Auch Thekla folgte jetzt dem Vortrage. Sie war beruhigt für Elsbeth; man hatte es mit einer Meisterin zu tun. Die Hörer hingen an ihren Lippen.

Fräulein Broitsch gab zunächst in großen Zügen ein Bild von der Entwickelung der Sittlichkeitsfrage in der Vergangenheit und von ihrem gegenwärtigen Stande bei den zivilisierten Völkern. Dieser Teil des Vortrags

brachte viel Zahlen und geschichtliches Material, war kühl und sachlich gehalten. Thekla fand, daß man Elsbeth Broitsch unrecht tue, wenn man ihr Radikalismus der Anschauungen und leidenschaftliche Kampfesweise nachsagte.

Aber das war nur die Einleitung gewesen. Aus der bisherigen Objektivität heraustretend, entwickelte die Rednerin einen kritischen Teil, und dieser gipfelte in einer Anklage gegen die moderne Gesellschaft und gegen den Herrscher darin: den modernen Mann.

Ein furchtbares Sündenregister hielt sie dem männlichen Geschlechte vor. Überall benutzte der Mann seine bevorzugte Stellung, seine brutale physische Kraft, seine von alters her günstigere Lage zur Unterdrückung des Weibes. Alle Gesetze waren zugunsten des Mannes geschrieben, alle Einrichtungen des öffentlichen Lebens wie der Familie so getroffen, daß der Starke stärker wurde und die Schwache schwächer. Ob bewußt oder naiv, er wollte herrschen und genießen; die Frau war ihm Sklavin und Genußobjekt.

Die Rednerin geizte nicht mit Beispielen für ihre Behauptung. Sie wies auf die Lage der Frau hin in den niederen Ständen, auf das Weib des Proletariers, das stumpfe, beinahe willenslose Arbeitstier! Stellte ein Bild auf von der Lage der Frau im Erwerbsleben. Zeigte die erfolgreiche Konkurrenz des Mannes auf den eigensten Gebieten der Frau, die Schundlöhne, die Verelendung der Arbeiterinnen, den Rückgang ihrer geistigen und körperlichen Kräfte, den verderblichen Rückschlag daraus auf die gesamte Generation. Und über beiden Geschlechtern die furchtbare Geißel der Prostitution, die den Mann entmannte und das Weib entmenschte.

Dann ging sie über zu den höheren Ständen, entwarf von ihren Sitten ein nicht minder düsteres Bild, zeigte, in welch künstlicher Abhängigkeit dort der Mann die Frau hielt, durch das eheherrliche Mundium. Führte alle jene Unterlassungssünden der Eltern und Vormünder an in der Erziehung der höheren Tochter. Überging nicht mit Stillschweigen die Sünden der Frauenwelt selbst; das Schlaraffenleben der Salondame, die ganze innere Not der verbildeten Frau, die Verhätschelung des Weibes zum Haremswesen.

Und der Zaun, der das Ganze einhegte, vom Manne aufgerichtet und sorgsam bewacht, der Zaun der Moral: diese Moral mit doppeltem Boden, die den Mann durchschlüpfen ließ, während sie das Weib unbarmherzig einkerkerte. Diese Kunst, hier weiß zu nennen, was dort schwarz sein sollte! Die doppelte Sittlichkeit, kraft deren der Mann im geheimen ungestraft genoß, was er öffentlich mit Strafen belegte. Die Reinheit, die er von seiner eigenen Frau forderte, während es keinen ärgeren Verfolger weiblicher Tugend gab als ihn. Heuchelei, Unkeuschheit, Begierde zum Richter gesetzt über Recht und Sitte.

Unerschöpflich war die Rednerin, Beispiel reihte sie an Beispiel zur wuchtigen Anklage, vor der nichts Stand halten zu können schien.

Thekla sträubte sich anfangs, wollte nicht zugeben, daß jene recht haben könne. Es durfte nicht so sein, wie Elsbeth sagte, zu traurig wäre die Welt sonst gewesen, zu furchtbar das Los, darinnen zu leben! — Aber was half es! Vergebens widersetzte man sich solcher Beredtsamkeit. Erscheinung, Stimme, Mienenspiel, alles wirkte an dieser Frau, ergriff, riß einen im Wirbel mit fort.

Das war freilich etwas anderes als jene Frauenrechtlerinnen des Salons, welche Thekla bisher kennen gelernt hatte. Hier stand hinter dem Worte eine Persönlichkeit. Bitterer Ernst war es dieser Elsbeth Broitsch mit ihrer Lehre. Herb stand sie da und drohend, unbestechlich, wie eine Richterin. Diese kleine Frau wuchs an der Größe ihrer Forderungen, wurde zur Rächerin ihres Geschlechts, welche Rechenschaft heischte von Vätern, Gatten, Brüdern: was sie aus Töchtern, Gattinnen, Schwestern gemacht.

Der Schluß ihrer Rede war ein Mahnruf: jede Frau müsse eine Kämpferin werden für Frauenrecht. In ihrem Kreise sollte eine jede das Ideal im kleinen herzustellen suchen, was die Bewegung für das große Ganze erstrebte. Viele verletze noch der Gedanke des Kampfes; aber vor gerechtem Kampfe dürfe man nicht zurückschrecken. Sache des Gewissens sei es, sich zu regen für die Schwestern.

Denn die furchtbare Tatsache blieb bestehen, daß unzählige Frauen verkümmerten geistig, körperlich und sittlich. Das Weib, das die ersehnte Retterin hätte werden können der Gesellschaft, durfte seine Gaben nicht entfalten, durfte nicht seinem Herzen gemäß leben, weil es die geltende Gesellschaftsordnung nicht gestattete.

Aber schon begann es zu dämmern. Der kräftige Weckruf, der durch die ganze Welt ging, von dem sie heute nur einen schwachen Widerhall vernahmen, konnte nicht wieder ersterben. Die Frau war erwacht, begann sich die Augen zu reiben und klopfte nach tausendjährigem, geduldigem Warten an die Pforten der Gesellschaft, ihr Erbteil fordernd, das ihr von dem starken Bruder vorenthalten wurde, und dieses Erbteil hieß: freie Persönlichkeit.

Die Zuhörerschaft stand unter dem Banne der Rednerin. Man konnte Ergriffenheit lesen in den Mienen von Frauen wie Männern. Als sie geendet, herrschte für einen Augenblick jenes gewichtige Schweigen, das die beredteste Sprache ist eines starken Eindrucks. Dann erst brach der Applaus los.

Thekla fand es sehr unnötig, daß nun eine Debatte stattfand. Was konnte dem Gehörten eigentlich noch hinzugefügt werden? Sie wäre gegangen, wenn sie nicht hätte fürchten müssen, aufzufallen.

Die Debatte brachte nichts Bedeutendes. Ein paar Herren versuchten der Vortragenden Widersprüche nachzuweisen, gaben ihr aber damit nur Gelegenheit, ihre Behauptungen ausführlicher zu begründen.

Endlich schloß die Vorsitzende mit einem Schlußwort die Versammlung. Thekla fühlte kein Bedürfnis, sich dem Podium zu nähern, wie sie es andere Frauen tun sah, um die Rednerin zu beglückwünschen. Elsbeth Broitsch schien ihr nicht eine Person, die des Lobes und der Anerkennung bedurfte. Zudem wenn man, wie sie, so starke Eindrücke empfangen hatte, ging man lieber schweigend nach Haus, suchte zu verarbeiten, was man erfahren; das war die höchste Anerkennung, die man der Rednerin zollen konnte.

Sie vermochte ihre Gedanken nicht loszumachen von dem Erlebten. Merwürdigerweise war Rührung das Gefühl, welches alle anderen bei ihr überwog. Mochten die Zeitungen, die nunmehr lange Berichte brachten über den Vortrag, Fräulein Broitsch Einseitigkeit, Übertreibung, Fanatismus vorwerfen, mochten die Kritiker in Witzen sich ergehen über sie. Thekla hatte mit dem feineren Ohre der Frau aus der Tiefe von Elsbeths Seele einen ganz anderen Ton heraus-

gehört, als den der Feindschaft. Einen Schrei der Not, eine Bitte, ein Bekenntnis, wenn auch gekleidet in die Form bitterer Anklage. Überall aus ihren Schroffheiten und Härten hatte doch das Weib herausgeblickt, das Weib mit seinem Liebesbedürfnis. Wahrlich Elsbeths Haß war nichts anderes als entartetes Lieben. Voll Trauer war diese Prophetin und voll Sehnsucht nach Erlösung.

O, sie war rührend, diese Elsbeth, wie sie sich Mühe gab, hart und ehern zu erscheinen. Schwer trug sie an den Waffen, die sie mit solchem Geschicke führte. Sicherlich sehnte auch sie sich danach, Schmerzen zu stillen, statt Wunden zu schlagen.

Was mußte an einer Frau gesündigt worden sein, ehe sie dahin kam, aller Frauenart entgegen, aus ihren Leiden Pfeile zu schnitzen und sie mit ihren Schmerzen zu tränken! — Thekla kannte die späteren Lebensschicksale ihrer Altersgenossin Elsbeth nicht, aber sie war sicher, daß ihr Weg besät gewesen mit Enttäuschung, Zurückweisung, Kummer und Entsagung aller Art. Eine Märtyrerin stand hier, eine, die all die innere Not ihres Geschlechts, der ihre Zunge so beredten Ausdruck verlieh, an sich selbst erfahren hatte. Das war es, was ihren Worten solches Gewicht gab, daß sie einschlugen, wohin sie trafen. Die Erfahrung verlieh ihr ein Recht, zu sprechen.

Auch sie, auch Thekla Lüdekind hätte der Welt ja erzählen können von Frauenleid und Not. Aber es war nicht jede eine Elsbeth Broitsch, nicht jeder war solcher Freimut gegeben, nicht jeder die Stimme, sich vernehmbar zu machen.

Der liebe Gott würde schon wissen, warum er die Menschen so verschieden hatte wachsen lassen! Des

Menschen Sache war es, in Zeiten den ihm geordneten Beruf zu erkennen. Thekla wußte, daß ihr nicht bestimmt sei, auf das Podium zu treten, hinaus vor alle Welt, Kritik zu üben an der Ordnung der Dinge, Forderungen aufzustellen, Resolutionen einzubringen.

Und doch konnte auch sie ihr Scherflein beitragen; und vielleicht war das, was sie geben wollte, mehr wert als all die laute Agitation um sie her. Auch sie konnte Aussaat streuen in die Zukunft.

War sie nicht Mutter? Trugen die Kinder nicht jene Anschauungen als bleibendes Gut ins Leben hinaus, welche mütterliche Sorgfalt ihnen früh in den Sinn pflanzte? Und vielleicht, wenn um der Mutter Grabhügel längst sich Efeu rankte, fiel der reife Samen ins Feld und vermehrte, was sie einstmals gehegt und gepflegt hatte, ins Hundertfältige. Waren es nicht demnach die Mütter, welche Denkart und Sitte der kommenden Geschlechter vorbereiteten und in Händen hielten?

Was war es denn, worüber die Besten und Ernstesten der Frauen am meisten klagten? Was war es, was Thekla selbst am bittersten empfunden hatte von allem Unrecht, das ihr widerfahren? Der Mangel an Achtung vor dem Weibe war es, den sie gefunden hatte, überall, selbst auf dem tiefsten Grunde der Liebe.

An diesem Gebrechen krankte das Verhältnis der Geschlechter am schwersten. Wer den Frauen die Achtung des Mannes gewann, die tiefe, aus Herz und Kopf stammende Achtung, die nichts zu tun hat mit Verliebtheit, der ersparte ihnen den Kampf ums Recht, um die Emanzipation.

Die Achtung wollte sie ihrem Jungen einpflanzen. So ganz wollte sie seine junge Seele erfüllen mit diesem Gefühl, daß er in jeder Frau, die ihm je be-

gegnen würde, die Mutter wiederfinden sollte, der wehe zu tun ihm die Kindesehrfucht unmöglich machte.

Vielleicht lag darin der Schlüssel zu der ganzen Frage. Die Welt konnte dann erst gut werden, wenn das Mutterherz darinnen regierte.

III.

Die alte Frau von Wernberg pflegte einmal im Jahre ihre ehemalige Schwiegertochter aufzusuchen. Thekla wußte ganz gut, daß diese Besuche nicht ihr galten, sondern Gerd, den die Großmutter nicht aus dem Auge lassen wollte. Die Exzellenz wohnte dann nicht bei Thekla, die mit ihrem großen Quartiere sehr gut in der Lage gewesen wäre, sie zu beherbergen, stieg vielmehr bei ihrer Tochter Tessi ab, die äußerst beschränkt war in den Räumen. Von dort aus besuchte sie dann ihren Enkelsohn.

Frau von Wernberg war nunmehr eine hochbetagte Greisin, ihre Körperkräfte befanden sich zusehends im Abnehmen. Sie trug eine Brille und mußte sich beim Gehen eines Stockes bedienen. Durch einen leichten Schlaganfall war die eine Körperseite teilweise gelähmt worden. Die Erscheinung der alten Dame hatte dadurch viel an imposantem Stolz eingebüßt.

Ihrem innersten Wesen nach war diese Frau jedoch ganz die alte geblieben. Mit gewissen Charakteren führt das Leben einen Kampf, wie das Wasser mit Granitfelsen. Ihr Kern stand ungebrochen, mochte die äußere Fläche immerhin verwittert sein.

Auch heute noch verzieh sie Thekla die Scheidung von ihrem Sohne nicht. Nur darum hielt sie den Verkehr mit ihr aufrecht, weil Thekla Gerds Mutter

war, und weil sie keine andere Möglichkeit sah, an den Enkelsohn heranzukommen, als durch Thekla. Wäre dieses Bindeglied nicht gewesen, dann würde die Exzellenz alle Beziehungen abgebrochen haben zu einer Frau, die den Namen Wernberg getragen und abgelegt hatte. Nachdem dieses Unerhörte einmal geschehen, konnte bei ihr persönliche Neigung nie wieder erwachsen, Leos geschiedener Gattin gegenüber. Mochte das Gericht entschieden haben, wie es wollte, für sie war Thekla die Schuldige.

Aber auch mit ihrem Sohne war Frau von Wernberg zerfallen. Die Scheidung von Thekla zwar setzte sie nicht mit auf sein Schuldkonto, aber daß er Lilly von Ziegrist zu seiner Frau gemacht, darüber kam die alte Dame nicht hinweg. Sie hatte Lilly nicht leiden können, vom ersten Augenblicke an, wo sie sie gesehen. Mit mütterlichem Scharfblick erkannte sie in ihr die Störerin des Friedens im Hause ihres Sohnes. Noch als an Scheidung nicht im entferntesten zu denken war, wurde Leo von seiner Mutter vor dieser falschen Freundin gewarnt. In ihr ahnte die alte Frau prophetisch das Verhängnis seines Lebens. Und als sie nach vollzogener Scheidung sah, mit welchen Absichten er sich trage, dann hatte sie, um ihn zur Besinnung zu bringen, den höchsten Trumpf ausgespielt, den sie ihm gegenüber in der Hand hielt, hatte erklärt, daß er ihr Sohn gewesen sei, wenn er diese Verbindung eingehe.

Leo hoffte trotzdem, sie umstimmen zu können. Er kam eines Tages mit Lilly, die inzwischen seine Braut geworden war, um die Mutter zu überrumpeln. Da mußte er es erleben, von ihrer Tür abgewiesen zu werden, mitsamt der Braut. Auch zur Hochzeit kam die Mutter nicht. Der Verkehr zwischen Leo und der alten Dame beschränkte sich fortan auf Briefe, in denen

niemals Lillys Erwähnung getan wurde. Frau Lilly von Wernberg existierte für die Mutter nicht.

Thekla war unterrichtet, wie diese Sachen standen. Das Herz hätte ihr bluten mögen vor Mitleid mit der alten Dame, denn sie wußte, was Leo ihr bedeutet hatte und noch bedeutete. Aber zu helfen war hier gar nichts. Frau von Wernberg hatte ihrem Sohne stets recht gegeben, seine Partei ergriffen gegen jedermann, bis er sich gegen sie auflehnte, bis er einer anderen Frau Willen über den ihren setzte. In ihrem stärksten Gefühle, ihrem mütterlichen Stolze, hatte er sie damit getroffen, und diese Beleidigung würde sie unvergessen zu Grabe tragen.

Eine Vergeltung, die in ihrer folgerichtigen Härte etwas Erschreckendes hatte, sah man hier sich vollziehen. Von allen ihren Kindern war die Greisin getrennt, innerlich noch mehr als äußerlich. Mit Tessi, deren exzentrisches Wesen ihr ein Greuel war, harmonierte sie schon lange nicht mehr. Frau von Erbmann war aus ihrer Nähe weggezogen, weil sie die geringschätzige Behandlung ihres Gatten durch die Mutter auf die Dauer nicht zu ertragen vermochte. Die Baronin Erf aber war eine leichtherzige Weltdame, die, ganz in geselligen Abziehungen aufgehend, für die Pflege der Mutter keine Zeit übrig hatte.

Das war der Dank, den diese Frau im hohen Alter von ihren Kindern erntete.

Aber war sie ohne Schuld an dieser Entwickelung der Dinge? — Frau von Wernberg hatte für das äußere Wohlergehen ihrer Kinder gesorgt, wie kaum eine andere Mutter, hatte ihnen eine tadellose Kinderstube gegeben, mit Umsicht und großer Klugheit dafür gesorgt, daß sie im geeigneten Lebensalter in den Dingen

unterrichtet und erzogen wurden, die das Leben und ihr Stand einmal von ihnen fordern würden. Ihrem Sohne hatte sie nach Möglichkeit die Wege geebnet zu einer glänzenden Karriere, ihre Töchter hatte sie durch Heiraten zu versorgen verstanden. Der Erfolg war auf ihrer Seite gewesen; man beneidete sie oft genug um ihre glückliche Hand.

Aber diese Hand hatte versäumt, eines zwischen den Samen zn mischen, den sie auswarf: Güte des Herzens. Und jetzt, wo die Aussaat heranreifte, konnte sie auch in der Ernte die Frucht nimmermehr finden, die nicht bestellt worden war. Frau von Wernberg sah wohl die Zerrüttung um sich her, das Auseinanderfallen dessen, was sie gebaut hatte, aber sie kam nicht auf den Gedanken, die Ursache dort zu suchen, wo sie zu finden war.

Es liegt tief in der menschlichen Natur begründet, daß sich das Alter nach der Jugend sehnt. Wie sich mit den Jahren das Bedürfnis nach Wärme vermehrt, so verlangt es die Greise nach dem Grünen und Blühen kommender Generationen. Das allein kann ihren absterbenden Säften noch Wärme zuführen; wenn alles andere langsam einwintert, die eine Stelle bleibt gewöhnlich am längsten eisfrei: die Zärtlichkeit für jene jungen Schößlinge, in denen sie ihre Auferstehung feiern.

Frau von Wernberg hatte im ganzen fünf Enkelkinder. Frau von Erbmann war kinderlos, die Baronin Erf besaß zwei Töchter, die schon flügge zum Ausgehen, auch allerhand Anderes im Kopf hatten, als Gedanken an ihre kränkelnde Großmutter. Gerd stand von sämtlichen Enkelkindern ihrem alten Herzen am nächsten. Alle Zärtlichkeit, deren sie fähig war, häufte sich auf Leos Sohn.

Wie Großmütter meist zu tun pflegen, fand sie, daß Gerd gänzlich falsch behandelt und erzogen werde.

Die körperliche Pflege der Neuzeit war überhaupt verfehlt, höchst unnütze Dinge lehrte man den Kindern jetzt im Unterricht, ganz anders und minder bescheiden war das Auftreten der Kleinen, als es zu ihrer Zeit Mode gewesen war.

Die Greisin ahnte eben nicht, daß in den achtzig Jahren, die sie gelebt, die Welt sich von Grund aus geändert hatte.

Sie suchte an ihrem Teile gut zu machen, was nach ihrer Ansicht verdorben wurde an dem Enkelkinde. Vor allem wollte sie Gerd zu dem erzogen haben, was sie „Festhalten an den bewährten Autoritäten" nannte. Dazu gehörten: gute Manieren, Respekt vor dem Alter und vor allem kirchlicher Sinn.

Aber Gerd war nicht besser, als andere junge Leute in dem Alter sind. Für die großmütterlichen Geschenke war er empfänglich, ihre Küsse ließ er sich mit süßsaurer Miene gerade noch gefallen, aber gegen gute Lehre und Ermahnung machte er stumme, manchmal sogar ziemlich laute Opposition. Thekla hatte gut in den Jungen hineinreden, er solle höflich sein und respektvoll gegen die Großmutter; das ging zum einen Ohr hinein und zum anderen hinaus bei dem Tunichtgut.

Die Exzellenz setzte Gerds wenig nettes Verhalten gegen sie auf das Konto seiner falschen Erziehung; in dieses Kapitel gehörte auch sein schlechter Umgang. Aufs höchste mißbilligen mußte sie es zum Beispel, daß der Junge soviel zusammensteckte mit einem gewissen Herrn Reppiner, den Thekla unbegreiflicherweise in ihrem Hause aus- und eingehen ließ. Daß man mit Juden umging wie mit seinesgleichen, gehörte eben auch zu jenen Emanzipationserscheinungen, welche sie mit Kummer und Entrüstung rings um sich her einreißen sah.

Dieser Reppiner galt als Theklas alter, erprobter Freund. Der Mensch nahm es sich heraus, Gerd in den Zirkus, in die Menagerie, ins Panorama zu führen auf seine Kosten, dem Jungen bei seiner Briefmarkensammlung zu helfen, ihm Bücher zu schenken; kurz in jeder Weise sich als Gerds Freund und Berater aufzuspielen. Und wie's schien, hatte der Junge für diesen Tutor all den Respekt übrig, den er der Exzellenz gegenüber vermissen ließ.

Die alte Dame nahm ernstlich Rücksprache darüber mit Gerds Mutter. Sie wies Thekla auf das Unpassende solchen Umganges hin, meinte, es sei weder gut für das Renommee des Hauses, wenn Reppiner öfter daselbst gesehen werde, noch segensreich für Gerd, wenn er sich so jung an unterirdischen Umgang gewöhne.

Aber die Zeiten waren vorüber, wo Frau Thekla sich durch ein Wort der Exzellenz hätte erschüttern lassen in dem, was sie für recht hielt. Gelassen vermochte sie dergleichen mit anzuhören, aus Höflichkeit nicht widersprechend, aber dabei innerlich völlig unberührt bleibend von der fremden Ansicht.

Frau von Wernbergs Kirchlichkeit hatte in den letzten Jahren eher noch zugenommen. Seit sie jenen Schlaganfall gehabt, der ihre Beweglichkeit stark vermindert hatte, war ihre Freundin Marie Kalkmeyer zu ihr gezogen. Marie nannte es einen „Samariterdienst", den sie an der „ehrwürdigen Greisin" tue, um gut zu machen, was ihre Familie an ihr gesündigt habe. Tessi Nieden behauptete zwar, die Frömmlerin tue es nur, um im Testamente der Exzellenz bedacht zu werden; aber Tessi war nicht objektiv in dieser Angelegenheit. Zwischen ihr und Fräulein Kalkmeyer hatte es einmal einen höchst unerquicklichen Meinungsaustausch gegeben

über die Frauenbewegung, welche Marie als „das neueste Verführungsgewand Satans" bezeichnete. Seitdem konnte es die Exzellenz nicht mehr riskieren, ihre fromme Gesellschafterin mitzubringen, wenn sie bei ihrer Tochter Tessi wohnte.

Marie Kalkmeyer hatte Theklas Haus nicht betreten, weil sie, wie sie sagte, nicht den Schmerz haben wolle, eine Jugendfreundin in der moralwidrigen Lage der geschiedenen Frau wiederzufinden. Thekla wußte sich darüber zu trösten.

Wenn es überhaupt möglich war, auf Frau von Wernberg Einfluß auszuüben, so hatte es Marie Kalkmeyer verstanden, ihn zu gewinnen. Sie wußte der alten Dame alle jene rätselhaften Erscheinungen ihrer Umgebung zu erklären: die zwei Scheidungsfälle in der Familie, den Abfall ihrer Kinder, kurz all das Neue, Unerhörte, das um sie her vorging. Diese Unbotmäßigkeit und Frivolität hatte ein und denselben Grund: Gottlosigkeit! Das war ja überhaupt die Signatur der Zeit; an allen Autoritäten wurde gerüttelt, alles stellte man auf den Kopf, weil man den rechten Glauben verloren hatte. Daher auch die Rebellion im Familienleben!

Fräulein Kalkmeyer wurde nicht müde, der Exzellenz an immer neuen Beispielen die Richtigkeit ihrer Behauptung nachzuweisen. Ihre Beweisführung war so geschlossen und so auf den Geschmack der alten Dame zugeschnitten, daß Frau von Wernberg schließlich Mariens Ansicht zu der ihren machte.

Gab es einen traurigeren Anblick als den, einen einstmals stolzen, selbständigen Charakter, wie Leos Mutter, in solchen Händen zu sehen! Maries Einfluß war in allem wiederzufinden, was die Exzellenz unternahm und äußerte. Oft glaubte Thekla ihre Mit-

schülerin in ihrer ganzen anmaßenden Selbstgerechtigkeit aus Frau von Wernbergs Worten herauszuhören.

Die Schwiegermutter war niemals mit Theklas Stellung zur Kirche einverstanden gewesen. Früher hatte sie oft genug gesagt, daß es allein schon der gute Ton erfordere, sonntäglich die Predigt zu hören; aber jetzt schwieg die Exzellenz zu Theklas mangelhaftem Kirchengehen. Wußte sie doch nunmehr genau durch Marie Kalkmeyer, daß Thekla Lüdekind von klein auf zu den verlorenen Schafen gehört habe.

Wenn die alte Dame auch Gerds Mutter aufgegeben hatte als hoffnungslos verhärtet, der Enkelsohn sollte mit ihrem Willen nicht in solche Fußtapfen treten!

Sie erkundigte sich bei den Jungen eingehend, was er im Religionsunterricht lerne, gab ihm fromme Bücher in die Hand und examinierte ihn über deren Inhalt. Aber sie mußte zu ihrem Kummer erleben, daß Gerd bei religiösen Gesprächen gähnte, daß er es vorzog, die Reisebeschreibungen und Marinebücher zu durchfliegen, die ihm Reppiner besorgte, statt sich in die erbaulichen Schriften zu versenken, mit denen sie ihn versorgte. Gerds religiöses Gewissen war eben noch nicht „erweckt", wie sich Marie Kalkmeyer ausgedrückt haben würde.

Thekla konnte Gerds Verhalten nicht gar so schlimm und unbegreiflich finden; im Gegenteil, es würde sie bedenklich gemacht haben, wenn er Gefühle, die er in diesem Alter unmöglich hegen konnte, an den Tag gelegt hätte, der Großmutter zuliebe. Durch Mittel, wie sie die alte Dame verordnete für sein Seelenheil, wurde ein Kind eher irre gemacht als gefördert.

Was war denn Gutes herausgekommen bei Frau von Wernbergs Methode? Ihren eigenen Sohn hatte

sie doch gewiß auch in diesem Sinne erzogen! Hatte die anerzogene Kirchlichkeit Leo jemals davon abgehalten, seinen selbstisch-weltlichen Neigungen zu folgen? Rühmte sich nicht selbst Lilly ihrer kirchlichen Gesinnung? Schützte die Rechtgläubigkeit eine Marie Kalkmeyer vor Hochmut und Schlimmerem?

„Die Religion ist der einzige positive Halt, den wir hienieden haben," pflegte die Exzellenz zu sagen. „Wer den nicht besitzt, muß Schiffbruch erleiden. Darum kann man den Kindern nicht zeitig genug den rechten Glauben anerziehen."

Das klang sehr schön, war aber nur bedingt wahr! Nur so weit galt der „Halt" etwas, als man sich ihn verdient hatte; war es eine fremde, oktroyierte Meinung, dann hatte er genau so viel Wert wie die anderen morschen Stützen, mit denen wir unser Leben unterbauen. Zur Frömmigkeit konnte man ein Kind nimmermehr erziehen, indem man es zur Kirchlichkeit brachte; das hieß seiner schlichten Seele Gewalt antun, hieß, es der Scheinheiligkeit in die Arme treiben.

Den Weg zum lieben Gott mußte man sich selbst suchen, und er ging durch große Irrtümer und bitteres Leid, das hatte Thekla an sich erfahren. Vom Kirchengehen, wie gesagt, hielt sie nicht allzuviel; sie glaubte nicht, daß man Gott näher geführt werde durch die Geistlichkeit. Darin war sie mehr und mehr ihrer Tante Wanda ähnlich geworden, der man auch mangelnden kirchlichen Sinn vorgeworfen hatte.

Thekla Lüdekind suchte und fand Andacht in der einfachsten Form, ohne den feierlichen Apparat von Predigt und Liturgie. Das Beten, das sie an der Seite eines äußerlich kirchlichen Mannes verlernt hatte, kam ihr in der Freiheit als ein ganz natürliches Be-

dürfnis wieder. Das einfache Christusbild aus ihrer Mädchenzeit hing auch jetzt noch über ihrem Bette und sah das Gebet der Matrone, wie es das des Kindes, der Jungfrau, der Braut, Gattin und jungen Mutter gesehen hatte.

Sie betete zu jeder Tageszeit, in jeder Lage. Freilich vor einer Marie Kalkmeyer würde ihre Art, formlos mit Gott zu verkehren, keine Gnade gefunden haben. Sie betete nicht in den von der Orthodoxie sanktionierten Wendungen. Weder von Zerknirschung der Seele war etwas darin, noch von jener Zuversichtlichkeit des Rechtgläubigen, der ganz bestimmt weiß, daß oben sein Opferrauch gnädig angenommen wird.

Oft war dieses Gebet weiter nichts als ein sinnendes Hineinschauen in sich selbst, ein Verweilen am Wege, ein stummes Neigen des Hauptes vor der Großartigkeit des Lebens, vor dem tiefen Sinn, der in allem lebte, vor der geheimnisvollen Güte, die einen aus jedem Erlebnis ansieht.

Es war kein aufdringliches Heischen, kein verzücktes Sich-gehen-lassen im Gebetstaumel, nur ein keusches Entfalten der Seele vor einem höheren Auge.

* * *

Thekla Lüdekind erfuhr mit den laufenden Jahren eine Wahrheit, die in der Jugend von ihr unbemerkt geblieben war, daß unsere innere Stellung zu den nächsten Menschen: Eltern, Kindern, Geschwistern, Freunden — die Toten eingerechnet — stetem, unaufhaltsamem Wandel unterworfen ist. So kann es geschehen, daß wir nach Jahr und Tag einem Menschen kalt und gleichgültig gegenüberstehen, den wir früher geliebt, daß wir einem anderen, den wir gehaßt, gefürchtet, mißachtet, näher

und näher kommen. So werden die Abstände zwischen den Menschen in einem fort reguliert, verschieben sich, erweitern sich, rücken von selbst wieder zusammen. Die Seelen besorgen das ohne Geheiß, ohne davon zu wissen. Es ist eine stumme, emsige Arbeit, von der nicht viel an der Oberfläche erscheint; aber auf ihr beruht im Dasein des Einzelnen wie in der Gesellschaft unendlich Wichtiges. Wie das Unausgesprochene im Leben überhaupt eine viel größere Rolle spielt als das Wenige, das auszuplaudern man sich entschließt.

So stand auch Thekla neuerdings zu ihrem ehemaligen Gatten in einem ganz veränderten, ihr selbst oft merkwürdigen Verhältnis! Sie vermochte jetzt sehr mild, ja mit einer gewissen Freundschaftlichkeit des Mannes zu gedenken, der ihr mehr Schmerz zugefügt hatte als alle anderen Menschen zusammen.

Sie verstand Leo Wernberg ganz anders, seit die richtige Entfernung zwischen ihm und ihr hergestellt war. Früher, als sie mit ihm hatte ringen müssen um ihre Persönlichkeit, ihr Glück, ihre Ehre, da hatte man sich allzu nahe ins Auge geblickt. Alle Fehler und Schwächen waren da ins Riesenhafte verzerrt worden. Jetzt, wo der Kampf beendet war, wo schon die Erinnerung ihren Schleier wob über jene Ereignisse, beurteilte sie ihn unbefangener, gerechter. Nun sah sie in der von Grund aus veränderten Beleuchtung auch seine guten Seiten wieder.

Es gab Leute, die sich gemüßigt fühlten, ihr von Zeit zu Zeit Kunde zu bringen von Leo Wernberg und seiner jetzigen Gattin; wohl weil sie die Neugier, Eifersucht und die übrige kleinliche Gesinnung, die sie selbst beseelte, auch bei Thekla voraussetzten. So wurde ihr haarklein berichtet, welch enormes Geschäft Herr von

Wernberg gemacht habe mit dem Zerschlagen ihres ehemaligen Grundstücks und dem Verkauf der Parzellen zu Bauplätzen. Natürlich erfuhr sie auch von seinen sonstigen Erfolgen, daß er Exzellenz geworden sei, wieviel Gesellschaften er im Laufe des Winters gebe, wie großartig es dabei zugehe, wen er dazu einlade. Mit Vorliebe wurde ihr auch berichtet von Leo Wernbergs dicker Freundschaft mit dem Fürsten Niky, der noch immer nicht geheiratet habe und jetzt ständiger Hausfreund bei Wernbergs sei. Alles das, mit dem nötigen Kommentar natürlich, wurde Thekla hinterbracht.

Aber es gelang den freundlichen Berichterstattern nicht, bei ihr irgend ein Gefühl wachzurufen, das dem Neid verwandt gewesen wäre; viel eher hätte sie für ihn Mitleid empfinden können.

An Leos Erfolgen hatte sie niemals gezweifelt; aber was mochte sich hinter der glänzenden Fassade, die jedermann sah, verbergen von innerem Elend, das kein Auge erblickte?

Würde ihm zuliebe Lilly eine andere geworden sein?

Was er gesucht bei ihr, hatte er sicherlich gefunden; seine Anforderungen an die Frauen waren nicht eben ideale! Witz, Unterhaltungsgabe, Lebensklugheit hatte sie; die besaß er ja auch in reichem Maße. Aber das, was ihn hätte ergänzen können, alle Gaben der Verinnerlichung, fehlten Lilly. Sollte er nicht dieses Manko fühlen? Sollte er nicht doppelt schwer an sich selbst zu tragen haben, seit er sein Spiegelbild täglich vor Augen hatte?

Es trat ein Ereignis ein, das Frau Thekla ihrem ehemaligen Gatten in dem Gefühle nahe brachte, in welchem wir uns schließlich immer noch am reinsten und innigsten zueinander zu finden vermögen: im Schmerz.

Leos Mutter starb. Ein plötzlicher, erneuter Schlaganfall machte ihrem Leben ein schnelles, schmerzloses Ende.

Thekla erfuhr davon zuerst durch Tessi Nieden, welche ein Telegramm von Marie Kalkmeyer erhalten hatte. Von der Familie war niemand bei dem Ende zugegen gewesen; Marie hatte der Greisin die Augen zugedrückt.

Unvermittelt und jäh, wie diese Botschaft kam, traf sie Thekla hart. Obgleich die Exzellenz niemals der Schwiegertochter einen Platz in ihrem Herzen gegönnt hatte, fühlte es Thekla bei ihrem Tode doch wie unersetzlichen Verlust. Ein ungewöhnlicher Mensch war aus der Welt gegangen, eine Frau, die mit aller ihrer Einseitigkeit ein Charakter gewesen war, dem man Achtung nicht versagen konnte.

Und über allem war sie Gerds Großmutter! — Der Junge erschrak zunächst bei der Nachricht, weinte, weil er die Mutter weinen sah, faßte sich schließlich aber schnell und war bald völlig getröstet.

An Thekla trat nunmehr die schwer zu entscheidende Frage heran: sollte sie sich an dem Begräbnis beteiligen?

Ihr Herz trieb sie dazu. Gerade dieser Frau hätte sie gern die letzte Ehre erwiesen, zum äußeren Zeichen gewissermaßen, daß nun alles Mißverständnis ausgelöscht sei.

Aber sie wußte, daß sie bei der Beerdigung mit Leo zusammentreffen würde, womöglich sogar mit Lilly. Kaum der Gedanke daran war zu ertragen! Und würde es nicht vielleicht von der anderen Seite aufgefaßt werden als Aufdringlichkeit, wenn sie kam?

Auf alle Fälle sollte Gerd zu dem Begräbnis der Großmutter! Sie wollte mit ihm reisen und an

Ort und Stelle sich entscheiden, ob sie an das Grab treten werde oder nicht.

Man fuhr mit der Gräfin Nieden in einem Coupé. Tessi befand sich in furchtbarer Erregung. Sie war ehemals die Lieblingstochter ihrer Mutter gewesen. Mit ihrer Scheidung kam ein tiefer Bruch in das Verhältnis, der sich in den letzten Jahren, wo sie sich einer Bewegung zugewendet, die ihre Mutter mißbilligte, immer mehr vertieft hatte. Das Gefühl, daß die Mutter unversöhnt gestorben sei, lastete auf ihr. Sie weinte viel. Zwischendurch fragte sie Thekla im Flüstertone — damit es Gerd nicht höre —, was sie tun solle, falls etwa Nieden zur Beerdigung da sei. Auch vor dem Wiedersehen mit ihren Söhnen fürchtete sie sich. Unwillkürlich wurde Thekla ruhiger, als sie Tessis völlige Ratlosigkeit sah.

Am Orte angekommen, begab sich die Gräfin Nieden sofort ins Trauerhaus, Thekla ging mit Gerd in ein Hotel. Nachmittags schickte Thekla dann ihren Jungen mit einem Kranze, den er am Sarge der Großmutter niederlegen sollte.

Gerd blieb lange aus. Als er endlich zur Mutter zurückkehrte, die voll Spannung seiner harrte, war er erfüllt von allerhand Erlebnissen, von denen er sofort zu erzählen begann. Die jungen Grafen Nieden waren da gewesen. Gerds Eitelkeit fühlte sich gewaltig geschmeichelt; die großen Vettern, Offiziere von der Garde, hatten ihn „du" genannt. „Cousine Molly" spielte eine große Rolle in seinem etwas ungeordneten Berichte. Sie war die jüngere Tochter der Baronin Erf. Onkel und Tante Erbmann waren auch da gewesen. Die plötzliche Berührung mit so vielen Verwandten hatte den Jungen in große Aufregung versetzt.

Wie's schien, war er aufs beste aufgenommen worden; man hatte gestaunt, wie groß er geworden sei, und ihn ganz als erwachsenes Mitglied der Familie behandelt. Alles das tat ihm begreiflicherweise wohl; daß er aus einem Trauerhause komme, merkte man ihm jedenfalls nicht an.

Thekla würde ihm diese Erzählungen gern geschenkt haben, wenn sie nur eines von dem Jungen hätte erfahren können: was hatte sein Vater gesagt und getan? Wie stand es um Leo, wie trug er den Tod seiner Mutter?

Aber gerade darum hatte sich Gerd nicht gekümmert; andere Dinge waren ihm interessanter gewesen. Gesehen zwar hatte er den Vater, war auch von ihm umarmt worden; weiter aber wußte er nichts.

Ob Lilly da sei, wagte Thekla nicht zu fragen. Sie blieb also nach wie vor in Ungewißheit, was sie tun solle. Fast war sie entschlossen, nicht mit zu Grabe zu gehen.

Am nächsten Morgen kam Tessi. Sie brachte Nachricht über alles, was Thekla wissen wollte und noch über einiges mehr.

Lilly war nicht gekommen. Ein Stein fiel Thekla vom Herzen; Lillys Krokodilstränen kannte sie von mehr als einer Gelegenheit her. Gott sei Dank, hatte Leo so viel gesunden Sinn gehabt, die nicht an den Sarg seiner Mutter zu bringen.

Auch Graf Nieden war nicht gekommen, worüber sich wieder Tessi außerordentlich beruhigt fühlte. Dagegen hatte sie mit ihren beiden Söhnen Wiedersehen und eine Art Versöhnung gefeiert. Die Gräfin war noch ganz in Ekstase über die Liebenswürdigkeit ihrer Jungens und wie nett sie zu ihr gewesen seien.

Von Leo berichtete Tessi, daß er tief erschüttert scheine; er habe die erste Nacht wachend an der Leiche der Mutter zugebracht.

Empört war die Gräfin über Marie Kalkmeyers Anmaßung; die spiele sich auf, als habe sie der Toten am nächsten gestanden. Tessi schien schon wieder einen Strauß mit Marie gehabt zu haben, nannte sie eine „infame Heuchlerin und Erbschleicherin".

Im übrigen redete Tessi ihrer Schwägerin zu, mit ins Trauerhaus zu kommen; die gegenseitige Stimmung sei eine so zuvorkommende und freundschaftliche, „wirklich, als wären wir gar nicht verwandt miteinander!"

Aber Theklas Entschluß war nunmehr gefaßt. Sie bat Tessi, sich Gerds annehmen zu wollen während der Feierlichkeit.

Nachdem sich Gerd im Gefühle großer Wichtigkeit, daß er an alle dem teilnehmen durfte, nach dem Trauerhause begeben hatte, machte sich Thekla langsam auf den Weg zum Kirchhof. Ihr Plan war, von weitem der Beisetzung zu folgen.

Es hielt nicht schwer, die Grabstätte ausfindig zu machen. Wohl noch eine Stunde hatte sie zu warten, ehe der Leichenzug herankam, so lange hatte die Parentation, die im Hause stattfand, in Anspruch genommen.

Thekla sah von ihrem erhöhten Standpunkte — das Grab lag im oberen Teile des Kirchhofs —, wie der Kondukt sich langsam nahte, sah den Sarg mit der langen Wagenreihe dahinter. Dann dauerte es immer noch eine geraume Weile, bis der Zug, jetzt zu Fuß, sich durch die Kirchhofspforte den baumbesetzten Mittelgang hinan bewegte.

Es hatte sich inzwischen eine ziemliche Menschenmenge angesammelt in der Nähe der Grabstätte, Leute,

die sich die Beisetzung mit ansehen wollten. Thekla brauchte keine Sorge mehr zu empfinden, aufzufallen unter so vielen.

Langsam, geleitet von ernsten Klängen, wurde der Sarg an ihr vorübergetragen. Unter den Gestalten, die ihm folgten, suchte Theklas Auge vor allem eine: ihn, dieser Mutter Sohn!

Da schritt er, ein wenig gebeugt, das Auge zu Boden geheftet.

Thekla fragte in diesem Augenblicke nicht, wie er aussehe, ob er sich verändert habe, ihr Gemüt war zu tief erfüllt von Wehmut, ließ kein banales, zerstreuendes Interesse aufkommen. Sie sah den Mann, den sie intimer kannte als irgend einen, durch einen Schleier von Tränen.

Dann verschwand er ihr hinter einer dunklen Menschenmauer, die sich zwischen sie und das Grab schob. Von weitem hörte sie Segen und Gebet, merkte an der Bewegung unter den Zuschauern, daß der Sarg in die Erde gesenkt werde, sah die Angehörigen sich bücken, eine Hand voll Erde nachzuwerfen.

Ein Gefühl der Befremdung überkam Thekla, daß sie hier so abseits stehe. War sie denn wirklich dieser Frau da so gänzlich fremd gewesen? Hatte sie sie nicht einstmals verehrt, wie man die Mutter dessen verehrt, den man liebt? — Ein Rest kindlicher Ehrfurcht war in ihrem Herzen geblieben für Leos Mutter. Und nun mußte sie hier stehen wie eine Verbannte, scheu und ängstlich, als tue sie etwas Verbotenes. — Es war einer von den Widersprüchen, mit denen das Leben seine tragischen Konsequenzen zu durchflechten beliebt.

Als die Trauerversammlung auseinanderging, wollte sich auch Thekla entfernen. Aber sie wurde trotz ihres

dichten Kreppschleiers erkannt. Ihr eigener Junge war es, der durch den Ruf: „Mama — Mama!“ die allgemeine Aufmerksamkeit auf sie lenkte.

Mit einem Male war sie umringt. Die drei Töchter der Verstorbenen umarmten sie unter Tränen. Sie war von neuem ein Mitglied der Familie geworden.

Dann vernahm sie eine Stimme, die sie im Innersten erbeben machte. „Ich danke Ihnen, gnädige Frau, daß Sie gekommen sind!“ Leo stand neben ihr.

Das Übrige geschah ihr wie im Traume. Sie merkte, daß sie an seiner Seite den Kirchhofsgang hinabschritt, hörte ihn sprechen, antwortete auch. Er berichtete ihr von den letzten Tagen seiner Mutter.

Gerd hatte sich ihnen zugesellt. Thekla schritt zwischen Vater und Sohn. Unwillkürlich hielten die anderen sich in gemessenem Abstande von diesen dreien, wohl in dem Gefühle der Achtung vor dem Außerordentlichen.

„Ich habe eine Bitte an Sie, gnädige Frau!“ sagte Leo.

Thekla erzitterte; sie ahnte, um was er sie bitten würde.

„Mein Junge!“ Damit wandte sich Leo an den Knaben. „Spring mal vor zu deinen Vettern! Sobald wirst du die vielleicht nicht wiedersehen.“

Gerd sagte, ehe er lief: „Mama, ich soll zum Vater kommen auf Besuch. Ich habe ihm geantwortet: nur wenn du es erlaubtest, Mama!“ Damit war er fort.

„Sie haben den Jungen ausgezeichnet erzogen, gnädige Frau! Das Kompliment kann ich Ihnen nicht vorenthalten. Ich bin entzückt von Gerd, und so ist es

die ganze Familie. Er hat meinen Wunsch bereits ausgeplaudert. Sie werden mir die Bitte nicht abschlagen!"

„Herr von Wernberg!" erwiderte Thekla. „Ich bitte mir Bedenkzeit aus. Ich kann mich darüber heute unmöglich entscheiden."

„Haben Sie Sorge, daß ich Ihnen das Kind abwendig machen könnte?"

Thekla schwieg.

„Ich gebe Ihnen das heilige Versprechen, Sie sollen ihn genau so zurückerhalten, wie Sie ihn mir übergeben. Trauen Sie mir! Ich habe keinerlei unrechte Absicht. Es ist einfach der Wunsch, meinen Sohn mal wieder zu sehen, und wenn es nur auf ein paar Tage wäre! Es hat mich ergriffen, den Jungen zu sehen. Man fühlt doch für sein Kind und gar an Tagen, wie diese letzten waren! Wäre es nicht eine wunderbare Fügung, wenn ich durch den Tod meiner Mutter" ... er stockte, — „wenn durch den Tod meiner lieben Mutter, in gewissem Sinne, eine Versöhnung herbeigeführt würde — Sie müssen mich verstehen!"

Sie antwortete ihm auch jetzt noch nicht. Zu widersprechend waren die Gefühle, die auf sie einstürmten. Wie sonderbar, daß sie nun, wo sie glaubte, für immer mit ihm abgeschlossen zu haben, von neuem in die Lage kam, ihm eine Bitte um Großes gewähren oder abschlagen zu müssen, je nachdem!

„Sie werden es sich überlegen, gnädige Frau. Ich dränge nicht. Aber ich weiß, Sie werden schließlich selbst finden, daß nur gerecht ist, worum ich Sie bitte."

Man näherte sich dem Ausgang des Kirchhofs. Draußen warteten Diener, Wagen, Teilnehmer, Fremde. Wernberg, welcher neugierigen Blicken entgehen wollte,

trat mit Thekla in eine Lücke zwischen einigen Grabmonumenten.

Sie schlug den Schleier zurück, da es ihr unter dem Krepp schwül geworden war. Leo sah ihr Gesicht. Ihre Augen trafen sich seit langer Zeit zum ersten Male wieder aus nächster Nähe. Unwillkürlich senkte er den Blick.

Es war einer von den Momenten im Leben, die durch anscheinend Unbedeutendes an das Größte rühren; wo durch einen leichten Luftzug für einige Sekunden der Vorhang gelüftet wird von dem großen Unbewußten, das uns immerdar umgibt. Die Vergeltung für Jahre lag darin, daß er ihren Blick nicht zu ertragen vermochte. Ein Bekenntnis von Reue und Scham, wie es die wortreichste Selbstanklage nicht hätte packender ausdrücken können.

Sie sah es und kostete ganz die Größe des Augenblickes. Aber so sehr war sie sich der Liebe bewußt, die sie einstmals für ihn empfunden hatte, daß sie es nicht ertrug, ihn beschämt stehen zu sehen.

„Ich kann Ihnen heute keine bestimmte Antwort geben, Herr von Wernberg," sagte sie. „Aber ich will nicht vergessen, was Sie von mir erbeten haben."

„O, ich kannte Sie!" rief er, sichtlich ergriffen.

Thekla reichte ihm die Hand. Er beugte sich darüber. Dann gingen sie auseinander.

IV.

Sie hielt Wort, seiner Bitte zu gedenken. Und wenn sie ihr Versprechen vergessen hätte, Gerd würde sie daran erinnert haben.

Dem lebhaften Knaben hatte das Begräbnis und

alles, was er dabei gesehen und erlebt, starken Eindruck gemacht. Er brachte davon allerhand neue Beziehungen zurück. Seine Vettern, die Grafen Nieden, hatten ihn eingeladen, sie in Berlin zu besuchen. Mit seiner Cousine Molly Erf hatte er Briefe zu wechseln verabredet, ein Versprechen, dem von Gerds Seite mit Feuereifer nachgekommen wurde. Molly hatte dem kleinen Vetter eine Photographie von sich und ihrer Schwester zugeschickt, mit der er harmlosen Heiligenkultus trieb.

Am wichtigsten erschien dem Knaben begreiflicherweise die väterliche Einladung. Der Vater war ihm während der Jahre, wo er ihn nicht gesehen hatte, doch mehr oder weniger zu einem vagen Begriffe geworden. Um so stärker hatte Wernberg jetzt in seiner ganzen Überlegenheit auf ihn gewirkt. Gerd, der in dem Alter stand, wo man auf Kleidung, Körpergröße, kurz auf alle äußeren Auszeichnungen viel Wert legt, fand, daß er mit seinem Erzeuger zufrieden sein könne. Ja, lächerlich, wie es klingen mag, er fühlte seinen Stolz gehoben, seitdem er wußte, mit welch feinem Herrn seine Mutter verheiratet gewesen sei. Immer rätselhafter kam es ihm vor, daß sie nicht mehr bei ihm lebte. In seiner Naivität dachte er manchmal, die Eltern könnten doch vielleicht noch in irgendeiner Weise wieder zusammenkommen. Tante Lilly, die er aus früher Kinderzeit in Erinnerung hatte und die in seinen Vorstellungen die Rolle einer bösen Fee spielte, dachte er, könne entlarvt werden. Er komponierte sich die abenteuerlichsten Geschichten zusammen, in denen er die Rolle des Befreiers spielte.

Frau Thekla ahnte von den romantischen Plänen im Kopfe ihres Jungen nichts. Immer noch war sie

sich nicht im klaren, was sie tun solle, ob sie Gerd wirklich erlauben dürfe, seinen Vater zu besuchen. Denn deutlich sah sie die Konsequenzen einer solchen Genehmigung vor Augen: es würde nicht bei diesem einen Besuche bleiben. Unwillkürlich würde sich Gerd mehr und mehr an den Vater anschließen; schon jetzt, nachdem der Junge ihn einmal gesehen, schwärmte er ja für ihn.

War das nicht eine vollständige Verkehrung dessen, was sie bisher gewollt und erstrebt hatte? Gab sie nicht dadurch schwer Erkämpftes leichtsinnig preis? War sie nicht drauf und dran, eine große Unklugheit zu begehen?

Die Ansicht, daß sie einen unklugen Schritt vorhabe, vertrat auch ihr Freund Reppiner. Er hatte durch Gerd davon gehört, was in der Luft schwebe. Eines Abends, als der alte Junggeselle bei Frau Thekla zu Besuche war, kam er darauf zu sprechen. Nach seiner zuwartenden Art verklausulierte er seine wahre Meinung.

„Es wird jetzt viel darüber gesprochen und geschrieben," ließ er sich vernehmen, „daß die Frauen das Recht der Vormundschaft unbeschränkt haben wollen. Auch ihre emanzipierten Freundinnen sind natürlich Feuer und Flamme dafür! Das Hauptargument, welches angeführt wird, ist: die Mutter stünde ihren Kindern so wie so näher als der Vater. Ich will das nicht bestreiten. Jeder Vernünftige muß den Frauen zugestehen, daß die Auferziehung kleiner Kinder dasjenige Gebiet ist, auf dem ihnen kein Mann Konkurrenz machen wird und kann. Aber zwischen Kinderwartung und tutela ist doch noch ein großer Unterschied! Ich komme immer auf meine alte Behauptung zurück: gerade die Haupttugenden des Weibes, Gemüt, Wärme

des Gefühls, unmittelbares schnelles Empfinden bilden in der Welt der nüchternen Tatsachen einen Nachteil. Frauen als Juristen, ein Unding! Frauen als Vormünderinnen, ich bedaure die Mündel! Mit ihren leichtbeweglichen Herzen würden sie mehr Schaden stiften, als die Männer mit aller Herzenshärte, die ihnen vorgeworfen wird, jemals anrichten könnten. Gott sei Dank, daß wir unsere Vormundschaftsgerichte haben! Und alles Geschrei der Rechtlerinnen über mittelalterlichen Zwang und Tyrannei wird hoffentlich an den Ohren des Gesetzgebers verhallen."

Frau Thekla widersprach ihm nicht, sie sah keine rechte Veranlassung, auf ein solches Gespräch einzugehen. Er verwechselte sie wohl mit Tessi Nieden oder mit einer anderen Vertreterin der Frauensache?

„Wissen Sie, Frau Thekla," begann er, da er eine Antwort nicht erhielt, an die er hätte anknüpfen können, „mir ist heute etwas passiert, was ich seit langen Jahren nicht erlebt habe! Ich habe mich tüchtig über Sie geärgert."

„Über mich?"

„Ja, Sie fallen in Fehler zurück, die ich längst überwunden glaubte; in die alte, unbedachte Gutmütigkeit, den Großmutsraptus, möchte ich's nennen. Sie rennen in eine große Gefahr hinein, weil Sie das Herz wieder mal nicht im Zügel haben."

„Ich kann mir denken, Reppiner, was Sie meinen. Aber ich bin wahrhaftig nicht imstande, Ihnen zu erklären, weshalb ich es für heilsam, ja für notwendig halte, daß Gerd seinen Vater kennen lernt. Es gibt gewisse Sachen, die man nicht auseinandersetzen kann!"

„Natürlich gibt es die! — Daß ich ein Recht nicht habe, mich in diese Angelegenheit zu mischen,

weiß ich. Aber ich dachte, ich hätte mir als alter Freund das Recht gewissermaßen ersessen, Sie vor sich selbst zu warnen, Frau Thekla! Bedenken Sie doch ja, was Sie vorhaben! Ist denn schon ganz und gar vergessen, mit welchen Opfern Sie sich Gerds Erziehung erkauft haben?"

„Das Recht werde ich auch niemals aufgeben."

„Sie sind drauf und dran, es sich aus den Händen nehmen zu lassen. Wissen Sie denn nicht, mit wem Sie es zu tun haben? Ich gehöre doch gewiß nicht zu Herrn von Wernbergs Verehrern, aber daß er klug ist, muß ihm sein Feind lassen. Das sieht jetzt so harmlos aus: Besuch beim Vater! Was ist da weiter dabei? Und eins nach dem anderen wird sich daraus entwickeln! Sie werden Ihre Nachgiebigkeit bereuen; denken Sie an mich! Herr von Wernberg rechnet auf Ihre Arglosigkeit und Herzensgüte, die er nur zu gut kennt. Gewisse Leute spekulieren ja immer erfolgreich mit der anständigen Gesinnung anderer. Wenn er erst Gerd wieder in seiner Hand hat, wird er vielleicht abermals ein lukratives Geschäft versuchen mit Ihnen, da ihm das erste so glänzend geglückt ist."

„Hören Sie auf, Reppiner!" rief Thekla empört. „Sie sind häßlich! Schämen Sie sich!"

Reppiners Warnung hatte den Erfolg, daß Gerds Besuch bei dem Vater eine Weile hinausgeschoben wurde. Frau Thekla ging noch einmal ernstlich mit sich zu Rate.

Was Reppiner gesagt hatte, war, wie alles, was er zu sagen pflegte, verständig; aber auch nur das! Es gab eben noch höhere Gesichtspunkte als Vorsicht allein.

Was war für Gerds Entwickelung das Richtige? Darauf allein kam es an! War es gut, das Kind

dauernd von dem Vater fernzuhalten? Durfte diese unnatürliche Lücke in seiner Entwickelung bestehen bleiben, jetzt, wo er anfing, sie zu empfinden?

Sie kam zu dem Ergebnis, daß Gerd, wenn er wirkliches Verlangen habe, den Vater zu besuchen, nicht daran gehindert werden dürfe. Sie wollte die Entscheidung in Gerds Hand legen. Er sollte ihr später mal nicht den Vorwurf machen, daß sie ihn aus mütterlichem Egoismus dem Vater entfremdet habe.

Sechs Wochen etwa, nachdem man die alte Frau von Wernberg in die Erde gesenkt hatte, kamen mehrere schwere Pakete an, adressiert an Gerd, enthaltend eine Anzahl Bücher, Bilder und Wertgegenstände, welche, wie Gerds Vater in einem anliegenden Briefe schrieb, ihm von seiner Großmutter testamentarisch vermacht worden seien.

Gerd fühlte sich natürlich nicht wenig stolz in diesem Besitze. Die Bücher nahmen sich mit ihren schönen Einbänden prächtig aus auf seinem Bücherbrette; sie zu lesen ließ er sich Zeit. Die Verstorbene hatte ja nur die fromme Literatur gelten lassen, während ihr Enkelsohn nach wie vor das abenteuerliche Genre bevorzugte.

In seinem Briefe fragte Herr von Wernberg an, wann Gerd ihn besuchen werde. Er schlug die Herbstferien, die vor der Tür standen, als passende Zeit vor. Gerd möge sein Rad mitbringen; er wolle mit ihm Touren unternehmen.

Nun war die Entscheidung da. Natürlich war Gerd Feuer und Flamme für die Reise, seit er diese Aussicht hatte.

Stürmisch umarmte er seine Mutter. „Mama, wann reisen wir?“

„Wir!“ — erwiderte Frau Thekla, der die Tränen in den Augen standen. „Mein Kind, ich kann dich nicht begleiten. Du mußt die Reise allein machen!“

Gerd war darob verwundert. Er hatte es als ganz selbstverständlich angenommen, daß die Mutter mit ihm zum Vater fahren würde.

„Warum willst du denn nicht mit, Mama? Neulich habt ihr doch zusammen gesprochen! Ich dachte, ihr wäret wieder gut miteinander!“

Thekla konnte sich nicht enthalten, zu lächeln, trotzdem ihr sehr ernst zumute war. Die Unbefangenheit stand dem Jungen so gut; aber es lag eine große Gefahr darin. Man mußte ihn aufklären, ehe er reiste; er sollte wissen, wie es zwischen ihr und seinem Vater stünde.

„Gerd!“ begann sie, „daß ich neulich mit deinem Vater gesprochen habe, war eine große Ausnahme. Wir trauerten um seine gute Mutter; und der Schmerz führt die Menschen zusammen. Du wirst das später alles besser verstehen! Nur eines wollte ich dir sagen, weil du das wissen mußt: ich bin von deinem Vater geschieden durch Gerichtsspruch, für alle Zeiten. Und wir können nie wieder zusammenkommen.“

„Habt ihr euch denn nicht mehr gern?“ fragte Gerd.

Was sollte man darauf erwidern? Es lag soviel Selbstverständlichkeit in der Frage aus Kindermund.

„Mein guter Junge!“ sagte die Mutter nach einigem Zögern, „du weißt doch, daß dein Vater wieder geheiratet hat.“

„Tante Lilly! — Ich kann sie nicht ausstehen! Und ich werde mal mit meinem Vater sprechen, weshalb er das eigentlich getan hat.“

„Gerd!“ rief die Mutter, „das wirst du unterlassen! Dein Vater würde sehr böse auf dich werden,

wenn du dich das unterstündest, und mit Recht! Kinder haben nicht zu urteilen über Erwachsene. Du wirst mir versprechen, gut zu sein! Wenn du mir Schande machtest, das würde mich furchtbar schmerzen. Versprichst du mir das, Gerd?"

„Soll ich auch zu Tante Lilly nett sein, Mama?"

„Bescheiden und höflich sollst du sein, ihr gegenüber, wie gegen jede andere Dame. Sie ist die Frau deines Vaters."

„Aber ‚Mutter' brauche ich sie nicht zu nennen — nicht wahr?"

„Niemand kann das von dir verlangen. Wie ich sie kenne, wird sie sich sehr wenig um dich kümmern; und das wird auch das beste sein für alle Teile!"

Während der Tage, die noch bis zu den Ferien vergingen, hatte Gerd nicht viel anderes im Kopfe als die Vorbereitungen für seine Fahrt; war es doch die erste Reise, die er allein unternehmen durfte! Nur ein Kummer trübte vorübergehend seine Freude, nämlich, daß Herr Reppiner, dem er voll Begeisterung seine Pläne mitgeteilt hatte, durchaus kein Verständnis für das Unternehmen an den Tag legen wollte. Die Mutter war auch nicht gewillt, den Jungen aufzuklären, warum dieser Freund auf einmal so kühl geworden war.

Von Frau Thekla auf den Bahnhof geleitet, reiste Gerd. Er spielte sich auf den erfahrenen Reisenden, kaufte sich selbst sein Billett, gab sein Rad auf und wollte nicht viel von den mütterlichen Ratschlägen wissen.

Für Thekla Lüdekind kamen Tage voll banger Zweifel.

Reppiner zeigte ihr dadurch, daß er nicht mehr kam, was er von ihrem Verhalten denke. Arthur machte ihr erst recht das Herz schwer; er behauptete, diese Reise Gerds zu seinem Vater sei ein geradezu unverantwort-

licher Streich. Hedwig ließ den Kopf hängen, weil der junge Herr — so nannte sie Gerd neuerdings — verreist war. Schwarzseherisch, wie die Jungfer nun mal veranlagt, prophezeite sie: das werde nicht zum Guten ausschlagen. Sie hatte ihren Traum gehabt — Thekla wußte, was der Inhalt war besagten Traumes —; wenn es in der Familie ihrer gnädigen Frau ein Unglück gegeben hatte, dann war Hedwig stets durch die nächtliche Erscheinung ihres verflossenen Bräutigams, des Postgehilfen, gewarnt worden.

Die einzige, die sich mit Theklas Handlungsweise einverstanden erklärte, war die Gräfin Nieden. Tessi liebte es ja, ihr Geschick mit dem der Schwägerin zu vergleichen und dabei Ähnlichkeiten herauszufinden.

Mit ihren Söhnen hatte sich die Gräfin ausgesöhnt; es schien nicht ausgeschlossen, daß sie durch diese neueste Wendung dem Grafen, ihrem ehemaligen Gatten, wieder näher treten würde. Bereits wurde von einer Zusammenkunft in Berlin gesprochen. Tessi war neuerdings dafür eingenommen, daß man „die alten Beziehungen in veränderter Form" weiterpflege und riet Thekla, ein Gleiches zu tun.

Tessi Nieden war an einem Wendepunkte angelangt. Ihre Mutter hatte mehr Geld hinterlassen als erwartet worden, und Tessi war die Haupterbin. Marie Kalkmeyers Name hatte in dem Testament der Exzellenz überhaupt keine Erwähnung gefunden. Alle Befürchtungen nach dieser Richtung hin waren also umsonst gewesen.

Die äußere Lage der Gräfin hatte sich dadurch wesentlich gebessert. Ihrem Manne gegenüber, dessen Unterstützung sie nunmehr entbehren konnte, besaß sie fortan die ersehnte Unabhängigkeit.

Das übte einen günstigen Einfluß aus auf ihr ganzes Wesen. Ihre Stimmung gegen die Menschen im allgemeinen und gegen die Männer im besonderen war versöhnlicher geworden. Auch in der Diskussion über Frauenrecht schlug sie sanftere Töne an, rückte allmählich von der extremen Linken der Rechtlerinnen hinüber nach der gemäßigten Rechten.

Tessi sah in Gerds Reise zu Leo eine vielverheißende Anknüpfung. Er werde als Taube mit dem Ölblatt zurückkehren, prophezeite sie.

Es bedeutete eine große Beruhigung für Thekla, als sie von Gerd folgenden Brief erhielt:

„Liebste Mama! Ich bin glücklich hier angekommen und befinde mich sehr wohl. Gleich am ersten Nachmittag ging mein Vater mit mir in einen Laden und kaufte mir eine feine Mütze, die er mir schenkte, zum Radfahren. Er bezahlt alles für mich und ist überhaupt sehr freundlich.

„Es wird hier sehr viel später gegessen als bei uns. Sie haben einen Diener, der einen Rock mit Knöpfen trägt, darauf ist das Wernbergsche Wappen. Mein Vater hat mir einen Siegelring geschenkt, den er als Junge gehabt hat, der paßt mir wie neu. Ist das nicht nett vom Vater?

„Gestern abend war ein Fürst hier. Denke mal, sie nennen ihn Niky! Er ist sehr befreundet mit dem Vater. Ich glaube, er kennt Dich auch, denn er sagte, als er mich sah, daß ich meiner Mutter wie aus dem Gesichte geschnitten wäre. Es gab Champagner. Ich dachte erst, es müsse Geburtstag sein; aber es war nur, weil der Fürst zu Tisch da war. Sie sprachen fast die ganze Zeit Französisch. Ich war sehr froh, daß ich es mit Dir geübt habe, sonst hätte ich nichts davon ver-

standen. Der Vater lobte meine Aussprache. Der Fürst ist ein sehr lustiger Herr. Nach Tisch wurde geraucht, auch Tante Lilly rauchte. Der Fürst bot mir eine Zigarette an, aber der Vater erlaubte es nicht; er sagte, daß er die Verantwortung hätte für mich.

„Tante Lilly hat mir gleich am ersten Tage gesagt, daß ich sie nicht Tante nennen dürfe, ich soll ‚gnädige Frau' sagen zu ihr. Ich sage es aber nicht, spreche überhaupt nur mit ihr, wenn ich gefragt werde. Ich finde sie nicht nett, sie sieht auch gar nicht hübsch aus.

„Ist das nicht ein lauger Brief? Nächstens schreibe ich mehr! Ich soll Dir auch vielen Dank vom Vater ausrichten, daß Du erlaubt hast, daß ich hierher kommen durfte.

In treuer Liebe Dein Sohn

Gerd."

* * *

Frau Lilly war nichts weniger als erbaut darüber, daß ihr Leo seinen Sohn ins Haus gebracht hatte. Das war gegen alle Verabredung! Kinder waren ihr überhaupt unsympathisch, und nun gar der Junge dieser Frau!

Als Leo um sie warb, hatte sie ihm ganz offen erklärt: sie wolle keinen Mann mit Anhang; von Gerd müsse er sich trennen, wenn sie die seine werden solle. So hatte ihre Bedingung gelautet. Es war Leo nicht leicht geworden, von seinem Kinde zu lassen; aber was täte ein Mann nicht der Frau zuliebe, die er begehrt.

Lilly war entrüstet, fühlte sich hintergangen gewissermaßen, als er ihr den Jungen nun doch wieder durch eine Hintertür einschmuggeln wollte.

Ihr Verdruß mehrte sich, als sie sah, wie sich Gerd

im Sturme das Herz des Vaters eroberte. Während der acht Tage, die er da war, hatte Leo kaum ein anderes Interesse. Gerd und immer wieder Gerd! Lilly fand das äußerst langweilig.

Wenn Gerd ein junges, schönes Mädchen gewesen wäre, in das sich ihr Mann verliebt hätte, Lilly würde nicht eifersüchtiger haben sein können, als sie es auf den Knaben war. Mit diesem blonden Kinderkopfe zog ja Thekla wieder ein in die Räume, aus denen Lilly sie glücklich verdrängt hatte. Jeder stolze Blick des Vaters, jedes freundliche, an Gerd gerichtete Wort bedeutete einen Triumph Theklas, der Lilly vor Ingrimm kochen machte.

Lillys Verhalten war scheinbar ohne Sinn und Verstand. Um was denn hätte sie ihre Jugendgefährtin und ehemalige Freundin, Thekla Lüdekind, jetzt noch beneiden können? Sie, Lilly Ziegrist, war doch nun Frau von Wernberg, sogar Theklas Haus hatte sie inne; und trotzdem haßte sie niemanden tödlicher als Leos erste Frau.

Thekla Lüdekind blieb die unsichtbare Nebenbuhlerin für Lilly. Wie ein Gespenst verfolgte sie die Besorgnis, daß Leo noch an sie denken könne, lag ihm gegenüber auf der Lauer mit dem Verdachte, daß er Vergleiche anstelle.

Sie hatte versucht, alle Spuren von Thekla auszulöschen, den Zimmern ein verändertes Aussehen gegeben, die Lebensweise umgestaltet. Das war ihr äußerlich auch so ziemlich geglückt. Das Tagesleben, der Verkehr, alles trug eine neue Physiognomie; das Haus zeigte ganz unverkennbar Lillys Stempel. Sie herrschte in ihrer Häuslichkeit viel ausgesprochener, als es Thekla jemals getan oder auch nur angestrebt hatte.

Und trotzdem war Lilly nicht mit dem Erfolge zufrieden. Es blieb noch immer genug übrig, was Thekla vor ihr voraus hatte. Eines vor allem: Thekla besaß einen Sohn, und sie, Lilly, blieb kinderlos.

Kinder waren ihr unsympathisch; jawohl! Sie fürchtete sich vor Schmerz und Bürde der Mutterschaft. Und doch neidete sie Thekla nichts glühender als den Sohn, den lebendigen Beweis von Leos Liebe. Immerdar würde diese Tatsache bestehen, als ein unauslöschlicher Hohn auf ihre Unfruchtbarkeit.

Und wenn noch Gerd ein häßliches, kränkliches, an Geist und Körper zurückgebliebenes Kind gewesen wäre! — Aber Lilly sah es ja an den Blicken selbst ganz fremder Leute, welche Bewunderung er erregte.

Einen Keil treiben zwischen Vater und Sohn, Leos Neigung für Gerd abschwächen, Mißverständnis säen zwischen ihn und sein Kind, so lautete das Endresultat aller ihrer Überlegungen. Aber wie das bewerkstelligen? Gerd hatte ihr noch nicht die geringste Handhabe gegeben bisher, den Vater gegen ihn aufzubringen. Die Fallen, die sie versucht hatte, ihm zu stellen, waren an der Harmlosigkeit des Kindes zuschanden geworden.

Eines Abends, als Gerd eben zu Bett gegangen war, fragte Frau Lilly ihren Mann: „Wie lange soll der Bengel eigentlich noch hier bleiben?"

Leo Wernberg blickte von seiner Zeitung auf. „Bis zum Schlusse der Ferien, das ist bis Ende dieser Woche. — Weshalb?"

„Nur um's zu wissen! Ich würde ihm nicht nachweinen."

Leo empfand nicht die geringste Lust, sich mit seiner Frau in eine tiefere Auseinandersetzung über dieses

Thema einzulassen. Er versank hinter seiner Zeitung in Schweigen.

„Laß mir mal ein Stück ab, Leo!“

Er reichte ihr den Kurszettel, wohl wissend, daß sie der am meisten interessierte von allem.

Lilly hatte sich in den letzten Jahren ziemlich verändert. Nicht daß sie ungewöhnlich schnell gealtert wäre; es lag mehr daran, daß sie sich zu vernachlässigen begann in Haltung und Toilette. Lilly, die als Mädchen soviel Kunst verwendet hatte und Studium auf ihre Erscheinung, ließ sich als Frau gehen. Wozu denn auch? Vormachen konnte man ihm doch nichts mehr! Er kannte sie vom Scheitel bis zur Sohle. Zudem: Toilette machen kostete Geld; und jeder Taler reute Lilly, mit dem sie nicht spekulieren konnte.

Nachdem sie mit Befriedigung aus dem letzten Börsenbericht festgestellt hatte, daß von ihren Papieren keines gefallen, eines sogar nicht unwesentlich gestiegen war, gab sie ihrem Gatten das Blatt zurück.

„Geh doch zu Bett, Lilly!“ sagte er und gähnte. „Oder lege deine Patience.“

Lilly dachte weder an das eine, noch an das andere. Sie wollte heute etwas ganz Bestimmtes herausbekommen aus ihm. Trug er sich etwa mit der Absicht, Gerd für die nächsten Ferien wieder einzuladen? Eine zufällige Bemerkung, die Leo bei Tisch hatte fallen lassen: „Das können wir uns für ein andermal aufsparen, mein Sohn!“ brachte sie auf diese Vermutung.

„Gerd schreibt ziemlich viel Briefe. Ist dir das nicht aufgefallen?“ sagte sie.

„An seine Mutter jedenfalls! Ich finde das sehr begreiflich.“

„Ich wette, sie hat ihn angestellt dazu. Er soll

spionieren, wie's bei uns zugeht, und ihr dann haarklein berichten."

„Sähe Thekla sehr ähnlich! Es war eine große Freundlichkeit von ihr, daß sie mir den Jungen hergegeben hat."

„O ja!" rief Lilly höhnisch. „Sage doch lieber gleich, daß Thekla ein Engel ist! Und ihr Range . . . ." —

„Lilly, willst du von meinem Sohne nicht in freundlicherem Tone sprechen!"

„Für mich ist er Theklas Range!"

„Was tut dir das Kind zuleide?"

„Nichts! Er reizt mich bloß!"

„Du kannst nicht über Gerd klagen. Er hat sich nicht unbescheiden aufgeführt."

„Das fehlte noch! Würde ich ihm gesteckt haben!"

„Und im Hause stört er doch auch nicht."

„Dich nicht!"

„Es ist mir eine große Befriedigung, das Kind hier zu haben. Schade, daß die Zeit schon um ist!"

„Soll das etwa heißen, daß er fortan öfters kommen soll?" fragte sie lauernd.

Leo umging die Antwort. Er war gewarnt von früheren Gelegenheiten her, kannte die Dämonen, die hinter ihren kalten Augen schliefen. Streit mit Lilly wollte er sich nicht heraufbeschwören; einmal sich im Ernste mit ihr gestritten zu haben genügte, um die Wiederholung zu scheuen.

„Du bildest dir ein, daß ich in den Jungen vernarrt bin!" sagte er. „Das ist nicht der Fall! Ein blinder Vater zu sein, dazu habe ich ebenso wenig Anlage wie zum verblendeten Ehemann. Er ist ein Verjüngungsmittel, weiter nichts. So ist man doch auch mal gewesen, so voll Illusionen. Die Jugend, die

goldene Jugend, wen kaptivierte sie nicht! Man wird um dreißig Jahre jünger bei solchem Verkehr!"

„Kindischer scheinst du mir in der Tat bereits geworden!"

„So ein Junge! Diese Ambition! Die ganze Welt, denkt er, gehört ihm! Gestern hat er mir seine Zukunftspläne entwickelt. Zu rührend so was!"

„Und du willst nicht vernarrt sein!"

„Gönne mir doch den Spaß! — Auf den Kopf gefallen ist er übrigens nicht; er faßt schnell. Und Ehrgefühl hat der kleine Kerl! Ein ganzer Gentleman bereits! Wir verstehen uns ausgezeichnet."

„Weißt du, daß dir der Junge schmeichelt! Das ist das ganze Geheimnis! Überhaupt halte ich ihn für einen Heuchler comme il faut! Tut so, als könne er kein Wässerchen trüben, und dabei hat er's faustdick hinter den Ohren. Man muß nur die Mutter gekannt haben. Gerd ist Thekla vorn und hinten!"

„Du bist unzurechnungsfähig, wenn du auf dieses Thema kommst, Lilly!" rief er unmutig.

„Thekla — nicht wahr, daran darf man beileibe nicht rühren! Hättest sie ja behalten können, dieses in Gold gefaßte Juwel! Bin ich vielleicht schuld daran, daß sie dir weggelaufen ist — he?"

Er versenkte sich von neuem in die Zeitung, tat, als höre er nichts. Sie ließ den Blick nicht von ihm. Leo fühlte, daß sie ihn beobachte, es quälte ihn; er hätte aufspringen mögen und ihr ins Gesicht schreien: sie solle ihn in Ruhe lassen. Lilly wußte, daß er Pein leide unter ihrem Blicke; ihr bereitete das prickelndes Vergnügen.

„Nun du bist mir, bei Gott, ein liebenswürdiger Gesellschafter, das muß ich sagen!" rief sie nach einiger

Zeit, lachte, dehnte sich und stand auf. „Und so ein Mensch hat Eroberungen gemacht! — — Nimm dich nur in Acht, daß ich dir nicht auch davonlaufe, aus Langerweile! Thekla ist nicht so dumm gewesen! — Gute Nacht!"

Sie gab ihm einen Klaps auf den Kopf und ging in ihr Schlafzimmer.

Leo ließ die Zeitung sinken, sobald sie hinaus war. Lange starrte er ihr nach; aber seine Gedanken waren ihr nicht gefolgt. Sie weilten dort, wo sie in den letzten Tagen unausgesetzt gewesen: bei Thekla.

War es die Anwesenheit Gerds im Hause, die ihm das Vergangene so vor's Gedächtnis zauberte? Überall, wo er ging und stand, war sie. Aus den großen Augen seines Jungen blickte sie ihn an, in jeder Miene, jeder Geste des Kindes fand er Thekla wieder, wie sie leibte und lebte. Das ganze Haus war erfüllt von ihr. Er vermeinte sie dort am Fenster, an ihrem Lieblingsplatze, sitzen zu sehen. Des Nachts wachte er auf von einer sanften Stimme, die in seinem Ohre nachklang; Thekla war bei ihm gewesen. Seine Sinne hatten ihre Nähe verspürt; noch lange glaubte er den zarten Druck ihrer Umarmung zu empfinden. Auch jetzt wieder griff die Erinnerung wie mit Händen nach ihm; eine Heimsuchung wehmütig schön und grauenvoll zugleich.

Wir haben die Gespensterfurcht aus unserem Glauben verbannt, aber in uns selbst existieren noch genug Tiefen, wo es am hellen lichten Tage umgeht. Die Geister unserer Taten sind es, die uns begleiten auf Schritt und Tritt, als unsichtbares Gefolge. Je länger wir schreiten, desto länger wird ihr Zug. Wir bemerken die stummen Gäste nicht immer; nur manchmal tritt eine von den bedeutungsvollen Gestalten vor,

verneigt sich und sagt uns etwas ins Ohr. Wohl uns, wenn sie nur freundliche Worte zu sagen haben!

Leo Wernberg neigte nicht zur Empfindsamkeit; was davon in ihm gewesen war, von Natur, hatte er mit Bewußtsein über Bord geworfen, als einen Ballast, der den Kurs zum Erfolg unnütz verzögert. Seit den letzten acht Tagen aber war er rückfällig geworden in eine weichere Stimmung. Gerds unschuldiges Gesicht war's, das ihm einen Hauch der Einnerung zurückbrachte aus der Kinderzeit.

Kinder üben, ohne es zu wissen an den Erwachsenen das Amt der Erziehung; mehr noch: sie sind unsere stummen Richter! In ihren klaren Augen ist der Spiegel, der uns ohne Beschönigung vorhält, was wir sind und nicht sind. Sie zeigen uns, wie wir einstmals waren, da wir keusch und unverdorben vom Mutterleibe kamen, zeigen uns, was wir aus der göttlich schönen Anlage gestaltet haben. Ihre Fragen, so ungeschickt und lächerlich sie oft herauskommen, treffen den Dingen in den Kern, ihr Urteil ist unbestechlich, es durchschaut des Menschen Art mit naiver Genialität. Das verhärtetste Gemüt beugt sich, tut sich den Gefühlen der Zärtlichkeit, des Mitleids, der Reue auf, wenn es von dem Zauberstabe unentweihter Jugend berührt wird.

Leo erhob sich. Mit dem Zeitungslesen wurde es heut abend doch nichts mehr. Zum Ausgehen, um irgend welche Zerstreuung zu suchen, war es längst zu spät.

Er begab sich zu seinem Schreibtisch, an dem er sich niederließ. Ein paar Geschäftssachen waren schnell erledigt.

Dann öffnete er eine Tür des umfangreichen Schreibpultes, zog ein Fach heraus und begann darin zu kramen. Hefte, Mappen, Kästen brachte er zum

Vorschein; aber keins von ihnen enthielt das, was er suchte.

Endlich hatte er's gefunden, in einem Umschlage: eine Kabinettphotographie. Alles räumte er wieder an seinen Platz, behielt nur die Photographie draußen!

Es war Thekla mit Gerd auf dem Arme.

Sämtliche Bildnisse von ihr waren sonst beseitigt — dafür hatte Lilly gesorgt —; von diesem hier sich zu trennen war er nicht fähig gewesen. Lilly freilich durfte davon nichts wissen; in der hintersten Ecke seines Geheimfaches mußte er das Bildchen vor ihren Augen verbergen.

Die Photographie gab Thekla wieder in der ersten Zeit ihrer Mutterschaft. Es war ein gutes Bild. Dem Photographen war es nicht geglückt, den Ausdruck schlichter Natürlichkeit zu verderben durch erkünstelte Pose.

Leo stellte die Photographie vor sich auf die Schreibtischplatte und versenkte sich in ihren Anblick.

Seine Frau! Wie er dieses beglückte Lächeln an ihr kannte, diesen Blick, aus dem es wie eine innere Sonne strahlte! Wie heimlich, wie traulich ihm die Gestalt war! Für ihn hatte dieses kleine Bild da Bewegung, Atem, Wärme; für ihn duftete es Leben.

Frauenliebe hatte in Leos Dasein keine geringe Rolle gespielt. Seine Liebesabenteuer gehörten zu den geheimen Schätzen, die er am liebsten aufsuchte, um sich an ihnen zu weiden. In der Eroberung des Weibes hatte er, dem im Leben manches geglückt war, den Triumph gefeiert, der ihm der wertvollste erschien, in dessen süßer Erinnerung er sich oftmals erging.

Aber wenn er alles zusammentrug, was er an Liebe genossen hatte, und legte auf die andere Seite der Wage das, was ihm Thekla gegeben, so schnellte

jener bunte Haufen abenteuerlicher Erfolge federleicht empor, und ruhig stand die Schale mit dem einen Herzen darin, das sein eigen gewesen war.

Und das hatte er von sich geworfen, um was dafür einzutauschen? —

Von allen Seiten rückten die dunklen Gewässer der Reue heran, stiegen und stiegen. Seine Brust krampfte sich zusammen unter ihrem Drucke, sein Mund schmeckte ihre Bitterkeit.

Bis er sich neigte von der Höhe seines Stolzes, bis seine Tränen beichteten, daß er sich schuldig bekenne, bis er vor seiner Frau das lindernde Wort sprach: „Verzeih!"

V.

Gerd war zu seiner Mutter zurückgekehrt, die Ferien hatten dem Unterricht Platz gemacht.

Er trug jetzt den Siegelring mit dem Wernbergschen Wappen, den ihm sein Vater geschenkt hatte. Die Zeiten waren vorüber, wo ihn die anderen Jungens hatten über die Achsel ansehen dürfen, weil er „keinen Alten" hätte. Ja, unser Gerd renommierte gelegentlich etwas damit, daß sein Vater unzählige Orden besitze, darunter ein Großkreuz. Einen Stolz, den ihm niemand verdenken wird, der Jungens und ihre Art kennt.

Im übrigen aber war er ganz der alte, harmlos offenherzige Gerd geblieben. Seine Mutter stellte das mit geheimer Freude bei sich fest. Leo hatte Wort gehalten: der Junge war zu ihr zurückgekehrt, genau wie sie ihn von sich gelassen hatte.

Nichts von dem, was ihr Bruder und Hedwig und all die anderen prophezeit hatten, war eingetroffen. Und auch ihre eigene Sorge, daß Gerd ihr entfremdet

werden könne, hatte sich nicht erfüllt. Im Gegenteil! Gerd schien durch den Gegensatz erst erfahren zu haben, was er besitze. Er berichtete seine Beobachtungen, zog Vergleiche zwischen dort und hier; und diese fielen fast immer zugunsten der mütterlichen Häuslichkeit aus. Er bedauerte den armen Vater, der mit einer solchen Frau zusammen leben müsse. Thekla mußte oft staunen über die richtig beobachteten Züge, die er von Tante Lilly und ihrem Wesen zu erzählen wußte. Ja, Gerd entwickelte da auf einmal eine Eigentümlichkeit, die sie seiner Gutmütigkeit gar nicht zugetraut hätte: etwas wie eine mokante Ader. Frau Lillys Abneigung gegen Theklas Sohn würde sich schwerlich verringert haben, hätte sie hören können, wie unverfroren der Knabe über sie aburteilte.

Auch Reppiner hatte sich Gerds wegen nunmehr beruhigt. Natürlich gestand er nicht ein, daß seine Schwarzseherei gründlich überflüssig gewesen sei, und daß Frau Thekla wieder mal recht behalten habe. Nur indirekt ließ er etwas davon durchblicken.

Als der alte Junggeselle eines Abends beim gemütlichen Lampenschimmer in Theklas Wohnzimmer saß, zusammengesunken zwischen seinen schmalen Schultern, mit kahlem Kopf, den Kneifer über den kurzsichtigen Augen, ließ er sich folgendermaßen vernehmen:

„Mit einem anderen Jungen hätte man dieses Experiment gar nicht wagen dürfen, ihn so in des Löwen Behausung zu schicken. Aber unser Gerd, das ist was anderes! Ein junger David oder, wenn Sie ein Bild aus der germanischen Mythologie vorziehen, ein junger Siegfried! Spaß beiseite, der Junge hat sich großartig benommen! Er beweist eben immer wieder, daß er Ihr Sohn ist. Schade, daß er nicht

den Namen ‚Lüdekind' trägt! Man könnte wirklich wünschen, das Gesetz machte hier eine Ausnahme von der Regel: das Kind nach dem Vater zu nennen. Es heißt, daß manche Mütter ihrer Nachkommenschaft mehr von sich abgeben als andere; nun, Sie haben Gerd ihr Bestes gegeben, Frau Thekla, und dabei noch alles Gute behalten."

„Es ist viel Lüdekindsches in Gerd; darin haben Sie recht, Reppiner!" erwiderte Thekla und betrachtete sinnend das Bild ihres Vaters. „Wenn er dem dort ähnlich würde an Ritterlichkeit und Vornehmheit, dann wäre mein höchster Wunsch erfüllt. Welchen Namen mein Junge trägt, ob den meinen oder den seines Vaters, gestehe ich Ihnen ganz offen, scheint mir nebensächlich."

„Nun meinetwegen, mir auch! Gerd wird jedem Namen Ehre machen. Ich denke, daß er's mal weit bringen kann; die Anlagen dazu hat er."

„Ich versichere Ihnen, Reppiner, daß mich diese Aussicht kühl läßt! Erfolg ist nicht das, was ich für Gerd träume. Wenn er nur ein guter Mensch würde! Wenn er nur so bleiben könnte, wie er jetzt ist!"

Frau Thekla seufzte.

Es trat jenes Schweigen ein, wie es zwischen Leuten, die sich genau kennen, oftmals beredter wirkt als tausend Worte.

„Ja, er kommt nun allmählich in die Jahre, wo im Knaben der Mann erwächst," sagte Reppiner bedächtig. „Eine gefährliche Zeit! Die nächsten zehn Jahre sind die entscheidenden für seinen Charakter und für sein Geschick. Man kann dreist behaupten: die Hälfte aller Männer legt in dieser Lebensperiode den Grund zu einer verfehlten Existenz. Da braucht eben

solch junger Mensch Freundesrat. Die Mutter kann ihm dann nicht mehr alles in allem sein. In gewissen Fragen wird sich ein Jüngling niemals an eine Frau wenden; das widerstreitet einfach der Natur. Nun, so lange ich existiere, soll's unserem Gerd an einer Stelle, wo er sich Rat holen kann, nicht fehlen. Wenn ich ihm ein paar von den Dummheiten ersparen könnte, die ich selbst begangen habe, dann wäre mein Leben schließlich doch nicht ganz verfehlt gewesen!"

Thekla reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, Reppiner!"

Als der alte Freund an diesem Abende gegangen war, nahm Frau Thekla einen Brief vor, den sie am Morgen empfangen und den sie seitdem — sie wußte nicht wie oft bereits — durchgelesen hatte.

Der Brief war von Leo und lautete:

„Verehrte gnädige Frau! Sie werden schwerlich darauf vorbereitet sein, von mir einen Brief zu erhalten, und mir selbst ist es, offen gestanden, ungewohnt, an Sie zu schreiben. Aber nachdem wir uns neulich wiedergesehen haben, wobei Sie so freundlich gegen mich gewesen sind, drängt es mich, Ihnen zu danken. Sie haben Ihre Zusage, mir Gerd zu schicken, in einer Weise erfüllt, wie es Ihrem allezeit gütigen Herzen entspricht. Nehmen Sie für dieses Zeichen des Vertrauens nochmals meinen aufrichtigsten Dank entgegen!

„Aber das war es nicht allein, weshalb ich an Sie schreiben wollte. Ich weiß nicht, ist es das Wiedersehen gewesen neulich, bei so trauriger Veranlassung, oder war es das Zusammensein mit Ihrem und meinem entzückenden Jungen, was mir den Mut dazu gibt, mir geradezu die Feder in die Hand zwingt, Ihnen nach so langen Jahren ein paar Worte zu sagen! —

Sie werden sich wundern, ich weiß es; ja, Sie werden mir vielleicht zunächst mißtrauen. Aber glauben Sie, nichts erbitte ich von Ihnen als ehrlichen Frieden.

„An mir hat manches gearbeitet in den letzten Jahren. Daß das Leben mehr oder weniger aus Illusionen besteht, erfahren wir wohl alle! Darüber hinaus aber gibt es noch gewisse Dinge, die man sich nicht verzeiht und die, je mehr Zeit hingeht, einem immer unbegreiflicher werden.

„Zu diesen Dingen gehört für mich mein Verhalten Ihnen gegenüber, gnädige Frau. Ich habe mich betragen, wie ein Mann sich einer Dame gegenüber niemals betragen sollte. Und das tut mir jetzt leid!

„Gott sei Dank, es ist heraus! Das war es, was ich Ihnen zu sagen hatte. Ich weiß, es kann nichts ändern an dem Geschehenen, nichts gut machen. Aber ich denke, es schändet auch nicht, einer Dame gegenüber Abbitte zu leisten. Denken Sie wieder freundlich von mir, das ist alles, was ich heute noch von Ihnen erbitten darf. Wie ich Sie kenne, gnädige Frau, ist meine Bitte schon erhört, indem ich sie ausspreche.

„Mit dem Ausdrucke unwandelbarer Verehrung und aufrichtiger Hochachtung zeichnet Ihr gehorsamer Diener Leo Wernberg."

Der Brief erfüllte Thekla Lüdekind mit tiefer Genugtuung. Wie sauer mochte es Leo angekommen sein, so an sie zu schreiben! Leo Wernberg sein Unrecht eingestehend, um Verzeihung bittend! Man mußte ihn gekannt haben in seiner Blasiertheit, seinem kühlen Selbstbewußtsein, um ermessen zu können, was das hieß.

Es war gut, daß er geschrieben hatte!

Der Brief bedeutete für Thekla unendlich viel, mehr vielleicht, als der Schreiber wollte und ahnte. Er

stellte für sie den Leo von ehemals wieder her. Schweren Herzens ja nur hatte sie von dem Glauben an ihn gelassen; Jahre hindurch hatte sie auf das Durchbrechen seines besseren Menschen gewartet. Und selbst in der äußersten Entfremdung, als sie mit vollem, wachen Bewußtsein ihr Leben von dem seinen abgeschieden hatte, lebte unter Schlacken und Trümmern ihres Glückes in ihr noch ein Funke hoffnungsvollen Vertrauens. War er es doch gewesen, der ihr Herz gelehrt hatte, zu lieben; und das wird eine Frau nimmermehr ihrem Lehrmeister vergessen.

Nun Leo die Größe zu solchem Bekenntnisse gefunden hatte, war alles gut, alles ausgeglichen. Nun zeigte er ihr endlich die edlere Seite seines Innern, an der sie niemals irre geworden war, mochte er sich noch so fest und feindlich eingeschlossen haben in den Mantel der Eigenliebe.

Es war ein später Sieg ihres Glaubens, zu spät, um die äußere Gemeinschaft wieder herzustellen zwischen ihnen; aber nicht zu spät, um in ihr noch ein herbstliches Gefühl der Zuneigung neu zu beleben für den Mann, dem der Frühling und der Sommer ihrer Liebe gehört hatte.

Einer Antwort bedurfte es nicht; Leo würde auch keine erwarten. Sie wollte diesen Brief zu ihren kostbarsten Reliquien legen. Unter denen befand sich auch eine getrocknete Blüte aus jenem herrlichen Rosenstrauß, den Leo ihr „als einen Morgengruß" an dem Tage, da sie als Braut erwacht war, geschickt hatte.

Zwischen dieser Rose, die jetzt ein unscheinbares Häuflein war zusammengeschrumpfter Blätter ohne Farbe und Duft, und diesem Briefe, den sie in Händen hielt, lag eingeschlossen ihre Liebes- und Leidensgeschichte.

Es hatte Augenblicke gegeben, wo sie glaubte, das Glück nicht ertragen zu können, weil es zu groß war und gewaltig, und ihre Seele zu klein schien, es zu fassen. Und dann wieder waren Zeiten gekommen, wo sie sich den Tod gewünscht hatte, der sie erlösen solle von allem Elend. Und dazwischen lange Strecken, die dem rückschauenden Auge bereits verschwammen im Grau der Vergessenheit. Vorbei an Abgründen, die man kaum erkannt, durch sonnenbeglänzte Gefilde wie durch nebelverhangene Landschaft, innerhalb stets wechselnder Ufer war man geführt worden vom Strome der Zeit, unbekannten Schmerzen und unbekannten Freuden zu. Da war schließlich das Beste am Leben, daß man nicht im voraus wußte, wo es einen landen würde.

Unbewußt wachsen wir wie die Pflanzen, entwickeln uns, gedeihen und vergehen nach den dunklen Gesetzen unserer Art; aber eine Hand ist doch da, eine unsichtbare, die uns erzieht. Manchmal gelingt es uns, ihr Eingreifen zu verspüren, in begnadeten Augenblicken ihre Winke zu ahnen.

Aber es ist nicht alle Tage Feiertag. Sechs Werktage hat die Woche, sechs lange, graue Tage der Arbeit und Sorge. Aus tausend nüchternen Kleinigkeiten setzt sich das Alltägliche zusammen. Während wir am Stuhle sitzen und weben, erkennen wir nicht das Bild, welches unsere Hände bereiten. Die großen und wichtigen Dinge gehen in den Tiefen fern unserem Bewußtsein vor sich.

Nicht mit dem Kopfe bauen wir unser Leben, sondern mit dem Herzen.

